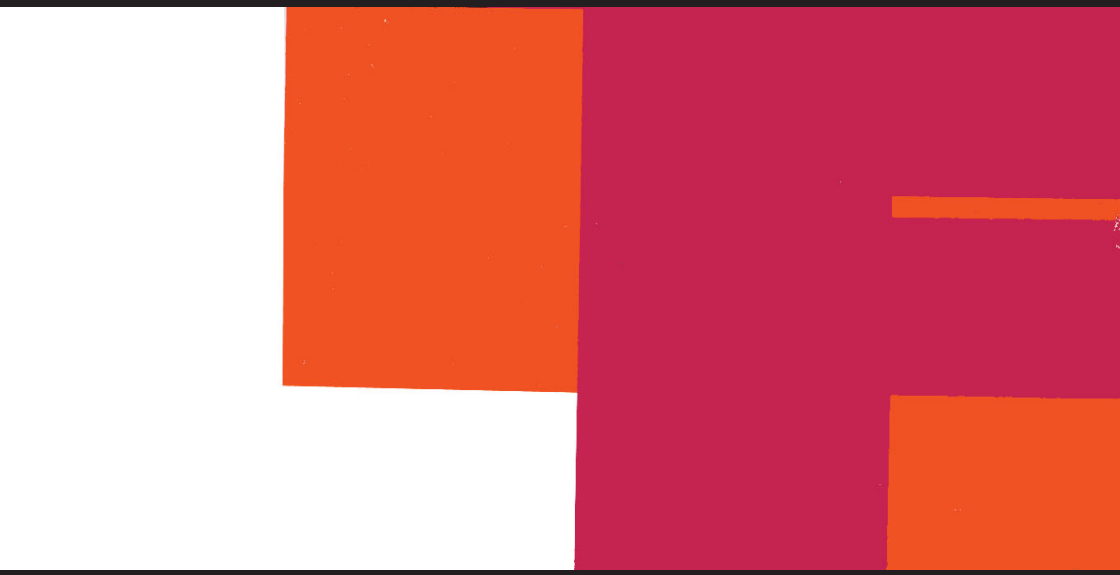
LION FEUCHTWANGER

Gesammelte Werke



Der jüdische Krieg

Genau ein Jahrzehnt verging seit dem Erscheinen des „Jüdischen Krieges“, bis die ursprünglich auf zwei Bände bemessene Romantrilogie über den Geschichtsschreiber Flavius Josephus im Jahre 1942 dem ausländischen Leserpublikum vorlag. Die deutschen Leser allerdings mußten infolge Faschismus und Krieg fast ein weiteres Jahrzehnt warten; für sie bedeutete dieses Werk literarisches Neuland.

Verschmolzen mit einem farbigen historischen Gemälde römischer Staats- und Machtverhältnisse im ersten Jahrhundert u. Z., wird darin das an Höhepunkten, Leidenschaften und Enttäuschungen reiche Leben des Juden Josef Ben Matthias geschildert, des Vertrauten am Hofe der flavischen Kaiser Vespasian, Titus und Domitian.

Der vorliegende erste Band der Trilogie erzählt die erschütternde Tragödie des jüdischen Volkes, das nach der Zerstörung Jerusalems endgültig an den kaiserlichen römischen Herrschaftsbereich gefesselt wird.

Lion Feuchtwanger

Der jüdische Krieg

Roman

AUFBAU-VERLAG

Die „Josephus“-Trilogie umfaßt die Romane

DER JÜDISCHE KRIEG
DIE SÖHNE
DER TAG WIRD KOMMEN

„Der jüdische Krieg“ erschien erstmalig im Jahre 1932,
„Die Söhne“ im Jahre 1935,
„Der Tag wird kommen“ in englischer Übersetzung 1942,
in deutscher Sprache 1945

5. Auflage 1989
Alle Rechte Aufbau-Verlag Berlin und Weimar
© Marta Feuchtwanger 1960
Einbandgestaltung Heinz Unzner
Karl-Marx-Werk, Graphischer Großbetrieb, Pößneck V 15/3o
Printed in the German Democratic Republic
Lizenznummer 301.120/113/89
Bestellnummer 611362 5
I-III 03150

Feuchtwanger, Ges. Werke
ISBN 3-351-00623-3
Bd. 2-4
ISBN 3-351-00681-0

ERSTES BUCH

ROM

Sechs Brücken führten über den Fluß Tiber. Blieb man auf der rechten Seite, dann war man gesichert; hier waren die Straßen voll von Männern, die man schon an ihren Bärten als Juden erkannte; überall sah man jüdische, aramäische Inschriften, und mit einem bißchen Griechisch kam man leicht durch. Aber sowie man eine der Brücken überschritt und sich auf die linke Seite des Tiber wagte, dann war man wirklich in der großen, wilden Stadt Rom, ein Fremder, hoffnungslos allein. Dennoch schickte Josef den Knaben Cornel, seinen beflissenen kleinen Führer, an der Emiliusbrücke zurück; er wollte endlich allein zurechtkommen, schon um sich seine Eignung und Geschicklichkeit zu beweisen. Der kleine Cornel hätte seinen Fremden gern noch weiter begleitet. Josef schaute ihm nach, wie er zögernd über die Brücke zurückschritt, und unvermittelt, mit scherzhaft liebenswürdigem Lächeln, streckte er, der Jude Josef, den Arm mit der geöffneten Hand aus, grüßte den Knaben auf römische Art, und der Judenknabe Cornel, lächelnd auch er, gab gegen das Verbot des Vaters den Gruß auf römische Art zurück. Dann bog er links ein hinter das hohe Haus, und jetzt war er fort, und jetzt war Josef allein, und jetzt wird sich zeigen, wieweit sein Latein stichhält. So viel weiß er: hier vor ihm ist der Rindermarkt, und rechts dort ist die Große Rennbahn, und dort irgendwo, auf dem Palatin und dahinter, wo die vielen kribbelnden Menschen sind, baut der Kaiser sein neues Haus, und links hier durch die Tuskerstraße geht es zum Forum, und Palatin und Forum sind das Herz der Welt. Er hat viel über Rom gelesen, aber es nützt ihm wenig. Der Brand vor drei Monaten hat die Stadt sehr verändert. Er hat gerade die vier Bezirke im Zentrum zerstört, über dreihundert öffentliche Gebäude, an sechshundert Paläste und Einfamilienhäuser, mehrere tausend Miethäuser. Es ist ein Wunder, wieviel diese Römer in der kurzen Zeit schon neu gebaut haben. Er mag sie nicht, die Römer, er haßt sie geradezu, aber das muß er ihnen lassen: Organisationstalent haben sie, sie haben ihre Technik: Technik, er denkt das fremde Wort, denkt es mehrmals, in der fremden Sprache. Er ist nicht dumm, er wird diesen Römern von ihrer Technik etwas abluchsen.

Er schreitet energisch los. Schnuppert neugierig und erregt die Luft dieser fremden Häuser und Menschen, in deren Belieben es steht, ihn hochzuheben oder unten zu halten. Bei ihm zu Hause, in Jerusalem, ist dieser Monat Tischri auch in seiner letzten Woche noch sehr heiß; aber hier in Rom heißt er September, und heute jedenfalls atmet es sich frisch und angenehm. Ein leichter Wind lockert ihm das Haar auf, er trägt es etwas lang für römische Verhältnisse. Eigentlich sollte er überhaupt einen Hut aufhaben; denn es gehört sich für einen Juden in seiner Stellung, im Gegensatz zu den Römern, nur mit bedecktem Kopf auszugehen. Ach was, hier in Rom laufen die meisten Juden genauso barhaupt wie die andern, zumindest wenn sie die Tiberbrücken hinter sich haben. Seine jüdische Gesinnung wird nicht lauer, auch wenn er keinen Hut trägt.

Jetzt steht er vor der Großen Rennbahn. Hier ist alles voll von Trümmerwerk, hier war der Ursprung des Brandes. Immerhin, die Steinteile der Grundform sind intakt. Eine Riesensache, diese Große Rennbahn. Man braucht an die zehn Minuten, um ihre Länge auszuschreiten. Das Stadion in Jerusalem und das in Cäsarea sind wahrhaftig nicht klein, aber vor diesem Bauwerk wirken sie wie Spielzeug.

Im Innern der Rennbahn schichtet es sich, Steine und Holz, es wird gearbeitet. Neugierige treiben sich herum, Kinder, Bummler. Josef hat seine Garderobe noch nicht ganz der Hauptstadt angepaßt; dennoch, wie er so einherschlendert, jung, schlank, stattlich, mit Augen, die nach allem greifen, wirkt er elegant, nicht knauserig, ein Herr. Man drängt sich an ihn, bietet ihm Amulette an, Reiseandenken, eine Nachahmung des Obelisk, der fremd und feierlich in der Mitte der Rennbahn steht. Ein autorisierter Fremdenführer will ihm alle Einzelheiten zeigen, die kaiserliche Loge, das Modell des Neubaus. Aber Josef winkt mit gespielter Lässigkeit ab. Er steigt allein herum zwischen den Steinbänken, als sei er hier bei den Rennen ständiger Zuschauer gewesen.

Das hier unten sind offenbar die Bänke der Hocharistokratie, des Senats. Niemand wehrt ihm, sich auf einen dieser vielbegehrten Sitze niederzulassen. Man sitzt gut hier in der Sonne. Er lockert seine Haltung, stützt den Kopf in die Hand,

schaut blicklos nach dem Obelisk in der Mitte.

Eine bessere Zeit für sein Vorhaben als diese Monate jetzt nach dem großen Brand hätte er nicht erwischen können. Die Leute sind gut aufgelegt, empfänglich. Die Energie, mit der der Kaiser sich an den Wiederaufbau der Stadt gemacht hat, wirkt belebend auf alle. Überall regt es sich, ringsum ist Zuversicht und Geschäft, helle, frische Luft, sehr anders als die schwierige, stickige Atmosphäre Jerusalems, in der er nicht weiterkam.

In der Großen Rennbahn, auf der Bank des Senats, in der angenehmen Sonne dieses faulen Frühnachmittags, inmitten des Lärms des wieder aufzubauenden Rom überprüft Josef leidenschaftlich und doch kühl wägend seine Chancen. Er ist sechsundzwanzig Jahre alt, er hat alle Voraussetzungen einer großen Laufbahn, Herkunft aus adligem Haus, gründliche Bildung, staatsmännisches Geschick, rasenden Ehrgeiz. Nein, er will nicht in Jerusalem versauern. Er ist seinem Vater dankbar, daß der an ihn glaubt und ihm erwirkt hat, daß man ihn nach Rom schickte.

Seine Mission hier ist allerdings recht fragwürdig. Juristisch betrachtet, hat der Große Rat von Jerusalem weder Anlaß noch Legitimation, in dieser Sache einen Sondergesandten nach Rom abzuordnen. Josef hat auch aus allen Winkeln seines Hirns Argumente zusammenkratzen müssen, bis die Herren in Jerusalem zögernd nachgaben.

Also: die drei Mitglieder des Großen Rats, die der Gouverneur Anton Felix vor nunmehr zwei Jahren als Aufrührer an das Kaiserliche Tribunal nach Rom geschickt hat, sind zu Unrecht zu Zwangsarbeit verurteilt. Gewiß, die drei Herren waren in Cäsarea gewesen, als dort die Juden während der Wahlunruhen die kaiserlichen Insignien vor der Residenz des Gouverneurs herunterholten und zerbrachen: aber sie selber hatten sich an dem aufrührerischen Akt nicht beteiligt. Wenn der Gouverneur gerade diese drei hochgestellten Greise herausgegriffen hatte, so war das Willkür gegen Unschuldige, ein skandalöser Übergriff, eine Beleidigung des gesamten jüdischen Volkes. Josef sah hier die ersehnte, große Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Er hat neue Zeugen für die Unschuld

der drei aufgetrieben, er hofft, am kaiserlichen Hof ihre Rehabilitierung oder wenigstens ihre Begnadigung durchzusetzen.

Die römischen Juden freilich, das hat er gemerkt, werden sich nicht übermäßig anstrengen, ihm bei seiner Mission zu helfen. Der Möbelfabrikant Cajus Barzaarone, Präsident der Agrippenser-Gemeinde, bei dem er wohnt und an den er gute Empfehlungen seines Vaters mitbringt, hat ihm in Andeutungen, schlau, wohlwollend und vorsichtig die Situation erklärt. Den hunderttausend Juden in Rom geht es nicht schlecht. Sie leben in Frieden mit der übrigen Bevölkerung. Sie sehen mit Unbehagen, wie in Jerusalem die nationale, Rom feindliche Partei der »Rächer Israels« zu immer größerem Einfluß kommt. Sie denken gar nicht daran, ihre angenehme Lage zu gefährden, indem sie sich einmengen in die ständigen Reibereien der Jerusalemer Herren mit Rom und der kaiserlichen Verwaltung. Nein, das Wesentliche wird Josef selber schaffen müssen.

Vor ihm schichtete es sich, Stein und Holz, Ziegel, Säulen, Marmor jeder Farbe. Das Bauwerk stieg empor, sichtbar fast. Wenn er nach einer halben Stunde oder einer Stunde hier weggeht, dann wird es gewachsen sein, nicht um viel, um ein Tausendstel vielleicht seines bestimmten Maßes, aber eben das genaue für diese Stunde bestimmte Maß wird erreicht sein. Aber auch er hat etwas erreicht in dieser Zeit. Sein Drang nach vorwärts ist heißer geworden, brennender, unwiderstehlich. Jeder Schlag, jedes Hämmern und Sägen, das von den Bauleuten herdringt, schlägt, hämmert, sägt an ihm, während er scheinbar gelassen, ein Bummler wie die vielen andern, in der Sonne hockt. Er wird viel zu schaffen haben, bis er seine drei Unschuldigen aus dem Kerker herausholt, aber er wird es schaffen.

Schon kommt er sich nicht mehr so klein und arm vor wie an seinem ersten Tag. Sein Respekt vor den fleischigen, zugesperrten Gesichtern der Leute hier hat sich gemindert. Er hat gesehen, diese Römer sind kleiner von Wuchs als er. Er geht schlank und groß unter ihnen herum, und die Frauen in Rom drehen den Kopf nicht weniger nach ihm als die in Jerusalem und Cäsarea. Irene, die Tochter des Gemeindepräsidenten

Cajus, ist, ihren Vater störend, ins Zimmer zurückgekehrt, sicher nur, weil er da war. Er hat einen guten Körper, ein rasches, wendiges Gehirn. Mit einundzwanzig Jahren hat er sich den großen Doktortitel der Tempelhochschule in Jerusalem geholt, er beherrscht das ganze, verzweigte Gebiet der juristischen und theologischen Schriftdeutung. Und hat er nicht sogar zwei Jahre als Eremit gelebt, in der Wüste, bei dem Essäer Banus, um sich hier die reine Schau anzueignen, die Versenkung in sich, die Intuition? Nichts fehlt ihm als die unterste Sprosse der Leiter, der eine günstige Augenblick. Aber er wird kommen, er muß kommen.

Der junge Literat und Staatsmann Josef Ben Matthias kniff die Lippen zusammen. Warten Sie, meine Herren vom Großen Rat, meine hochmütigen Herren von der Quadernhalle des Tempels. Sie haben mich geduckt, Sie haben mich unten gehalten. Wenn mein Vater zu den Spesen, die mir Ihr Tempelfonds bewilligte, nicht noch einiges zugegeben hätte, dann hätte ich nicht hierher fahren können. Aber jetzt sitze ich hier in Rom als Ihr Delegierter. Und, seien Sie überzeugt, ich werde das ausnützen. Ich werde es Ihnen zeigen, meine Doktoren und Herren.

Die Leute im Innern der Großen Rennbahn riefen einander zu, standen auf, schauten alle nach *einer* Richtung. Vom Palatin kam es glitzernd herunter, ein großer Trupp, Vorläufer, Pagen, Gefolge, Sänften. Auch Josef erhob sich, wollte sehen. Gleich war auch der Führer von vorhin wieder an seiner Seite, und diesmal wies ihn Josef nicht zurück. Es war nicht der Kaiser, nicht einmal der Gardekommandant, es war ein Senator oder sonst ein großer Herr, der sich von dem Architekten Celer durch den Neubau der Rennbahn führen ließ.

Neugierige drängten näher, von Polizei und der Dienerschaft des Architekten und seiner Begleiter zurückgehalten. Es gelang dem geschickten Führer, mit Josef in die erste Reihe vorzustoßen. Ja, wie er schon an der Livree der Pagen, Läufer und Lakaien erkannt hatte, es war der Senator Marull, der sich die Rennbahn zeigen ließ. Ungefähr wußte selbst Josef, wer das war; denn wie in allen Provinzen, so erzählte man sich auch in Jerusalem wilde Geschichten über diesen Marull als

über einen der ersten Lebemänner des Hofs, der den Kaiser in allen Fragen raffinierten Genusses unterwies. Übrigens sollten auch gewisse volkstümliche Possen, die frechen Revuen zum Beispiel, die der große Komiker Demetrius Liban aufführte, ihn zum Autor haben. Gierig beschaute Josef den vielgenannten Herrn, der lässig in seinem Tragstuhl den Erklärungen des Architekten zuhörte, manchmal den blickschärfenden Smaragd seines Lorgnons zum Auge führend.

Ein anderer Herr fiel Josef auf, den man mit der größten Achtung behandelte. Aber war das denn überhaupt ein Herr? Er war aus seiner Sänfte herausgestiegen; schlecht und lotterig angezogen, schlurfte er zwischen dem ringsum geschichteten Baumaterial, dicklich, mit unordentlich rasiertem, fleischigem Kopf, schwere, schläfrige Augen unter einer vorgebauten Stirn. Er hörte nur halb hin auf die Ausführungen des Architekten, hob ein Stück Marmor hoch, drehte es in seinen fetten Fingern, brachte es ganz nah an seine Augen, roch daran, warf es wieder weg, nahm einem Maurer sein Werkzeug aus der Hand, betastete es. Setzte sich schließlich auf einen Block, schnürte ächzend seine aufgegangenen Schuhe neu, die Hilfe eines herbeigeeilten Lakaien unwillig abweisend. Ja, der Führer kannte auch ihn; es war Claudius Regin. »Der Verleger?« fragte Josef. Möglich, daß er auch Bücher verkaufte, aber davon wußte der Führer nichts. Der kannte ihn als Hofjuwelier des Kaisers. Ein sehr einflußreicher Herr jedenfalls, ein großer Finanzmann, trotzdem er sich geradezu armselig in seiner Kleidung gab und so wenig Gewicht auf Zahl und Prunk seines Gefolges legte. Sehr merkwürdig; denn er war noch als Leibeigener geboren, Sohn eines sizilischen Vaters und einer jüdischen Mutter, und diese heraufgekommenen Herren beliebten sonst eine glänzende Aufmachung. Eine fabelhafte Karriere hatte dieser Claudius Regin hinter sich, das war gewiß, mit seinen zweiundvierzig Jahren. Es gab unter der unternehmungslustigen Regierung des jetzigen Kaisers viele Geschäfte, dicke Geschäfte, und Claudius Regin hatte seine Hand in allen. Ein großer Teil der ägyptischen und der libyschen Getreideflotte gehörte ihm, seine Silos in Puteoli und Ostia waren Sehenswürdigkeiten.

Der Senator Marull und der Hofjuwelier Claudius Regin unterhielten sich laut und ungeniert, so daß die erste Reihe der Neugierigen, in der Josef stand, jedes Wort hören konnte. Josef erwartete, die beiden Männer, deren Namen in den literarischen Zirkeln der ganzen Welt mit Achtung genannt wurden, denn Claudius Regin galt als der erste Verleger Roms, würden bedeutsame ästhetische Anschauungen austauschen über den Neubau der Rennbahn. Er lauschte gespannt. Er konnte dem hurtigen Latein der beiden nicht folgen, aber so viel merkte er, es ging nicht um Ästhetisches oder Weltanschauliches: man sprach von Preisen, Kursen, Geschäften. Deutlich hörte er die helle, nasale Stimme des Senators, der im Ton vergnügter Nekkerei aus seiner Sänfte her fragte, so laut, daß man es weithin vernahm: »Verdienen Sie eigentlich auch an der Großen Rennbahn, Claudius Regin?« Der Juwelier, er saß auf einem Steinblock in der Sonne, die Hände bequem auf den dicken Schenkeln, erwiderte, unbekümmert auch er: »Leider nein, Senator Marull. Ich dachte, bei den Lieferungen für die Rennbahn habe unser Architekt Sie in das Geschäft genommen.« Josef konnte noch mehr hören von dem Gespräch der beiden Herren, aber mangelnde Sprach- und Fachkenntnis hinderte ihn am Verstehen. Der Führer, selber nicht recht informiert, suchte zu helfen. Claudius Regin hatte offenbar ebenso wie der Senator Marull rechtzeitig in den wenig bebauten Vierteln der Außenbezirke riesige Terrains billig erworben; jetzt, nach dem großen Brand, schuf der Kaiser in der Innenstadt Raum für seine öffentlichen Bauten und drängte die Miethäuser in die Außenbezirke ab; man konnte gar nicht zu Ende rechnen, welchen Wert die Außenterrains gewonnen hatten.

»Ja, ist es denn nicht verboten, daß Mitglieder des Senats Geschäfte machen?« fragte plötzlich Josef den Führer. Der Führer schaute seinen Fremden verblüfft an. Einige ringsum hatten gehört, sie lachten, andere lachten mit, man gab die Frage des Mannes aus der Provinz weiter, und plötzlich war da ein schallendes Gelächter, sich über die ganze riesige Rennbahn fortpflanzend.

Der Senator Marull fragte nach dem Grund. Ein kleiner Raum wurde frei um Josef, unvermittelt stand er Aug in Aug

mit den beiden großen Herren. »Paßt Ihnen was nicht, junger Mann?« fragte aggressiv, doch nicht ohne Spaß der Dicke; er saß auf seinem Steinblock, die Unterarme auf den massigen Schenkeln wie die Statue eines ägyptischen Königs. Eine helle Sonne schien nicht zu heiß, leichter Wind ging, ringsum war gute Laune. Das zahlreiche Gefolge hörte vergnügt der Unterhaltung der beiden Herren mit dem Mann aus der Provinz zu.

Josef stand bescheiden, keineswegs verlegen. »Ich bin erst seit drei Tagen in Rom«, sagte er in etwas mühsamem Griechisch. »Ist es ungewöhnlich dumm, wenn ich mich in den Mietverhältnissen dieser großen Stadt noch nicht zurechtfinde?« – »Woher sind Sie denn?« fragte aus seiner Sänfte der Senator. »Aus Ägypten?« fragte Claudius Regin. »Ich bin aus Jerusalem«, erwiderte Josef, und er nannte seinen ganzen Namen: Josef Ben Matthias, Priester der Ersten Reihe. »Das ist viel, für Jerusalem«, meinte der Senator, und es war nicht recht zu erkennen, ob es Ernst oder Spaß war. Der Architekt Celer zeigte sich ungeduldig, er wollte den Herren seine Projekte erklären, es waren große Projekte voll Einfall und Kühnheit, und er wollte sich durch den läppischen Provinzler nicht stören lassen. Allein der Finanzmann Claudius Regin war neugierig von Natur, und er saß bequem auf seinem warmen Steinblock und fragte seinen jungen Juden aus. Josef gab bereitwillig Auskunft. Er wollte möglichst Neues und Interessantes erzählen, sich und sein Volk wichtig machen. Ob es auch hier in Rom vorkomme, fragte er, daß ein Haus vom Aussatz befallen werde. Nein, sagte man ihm, das komme nicht vor. Aber in Judäa, berichtete Josef, ereigne es sich zuweilen. Es zeigten sich dann in den Mauern kleine rötliche oder grünliche Vertiefungen. Manchmal gehe das so weit, daß man das Haus abbrechen müsse. Manchmal könne der Priester helfen, aber die Zeremonie sei nicht einfach. Der Priester müsse die erkrankten Steine herausbrechen lassen, dann müsse er zwei Vögel nehmen, Zedernholz, scharlachfarbene Wolle und Ysop. Mit dem Blut des einen Vogels müsse er das Haus besprengen, siebenmal, den andern Vogel aber müsse er vor der Stadt auf offenem Feld freilassen. Dann sei das Haus versöhnt und rein. Die ringsum hörten den Bericht mit Interesse und die meisten

ohne Spott; denn sie hatten Sinn für Absonderliches und liebten das Unheimliche.

Der Juwelier Claudius Regin beschaute aus seinen schläfrigen Augen ernsthaft den eifrigen, hageren jungen Mann. »Sind Sie in Geschäften hier, Doktor Josef«, fragte er, »oder wollen Sie sich einfach den Wiederaufbau unserer Stadt anschauen?« – »Ich bin in Geschäften hier«, antwortete Josef. »Ich habe drei Unschuldige zu befreien. Das gilt bei uns als dringliches Geschäft.« – »Ich fürchte nur«, meinte leicht gähnend der Senator, »wir sind im Augenblick mit dem Wiederaufbau so stark beschäftigt, daß wir wenig Zeit haben für die Details von drei Unschuldigen.«

Der Architekt sagte ungeduldig: »Für die Brüstung der kaiserlichen Loge verwende ich diesen grün und schwarz gesprenkelten Serpentin. Man hat mir ein besonders schönes Stück aus Sparta geschickt.« – »Ich habe die Neubauten in Alexandrien gesehen jetzt auf der Herreise«, sagte Josef, er wollte sich nicht aus der Unterredung drängen lassen. »Die Straßen dort sind breit, hell und gerade.« Der Architekt sagte abschätzig: »Alexandrien aufbauen kann jeder Steinklopfer. Dort haben sie Raum, ebene Fläche.« – »Beruhigen Sie sich, Meister«, sagte mit seiner hohen, fettigen Stimme Claudius Regin. »Daß Rom was anderes ist als Alexandrien, sieht auch ein Blinder.«

»Lassen Sie mich den jungen Herrn belehren«, sagte lächelnd der Senator Marull. Er war angeregt, er hatte Lust, sich zu produzieren, wie das auch der Kaiser Nero liebte und sehr viele große Herren des Hofs. Er ließ die Vorhänge seiner Sänfte weiter zurückschlagen, daß alle ihn sehen konnten, das magere, gepflegte Gesicht, den senatorischen Purpurstreif seines Kleides. Er beschaute den Mann aus der Provinz durch den Smaragd seines Lorgnons. »Ja, junger Herr«, sagte er mit seiner nasalen, ironischen Stimme, »wir sind zur Zeit noch im Aufbau und nicht ganz komplett. Immerhin können Sie auch ohne viel Phantasie jetzt schon erkennen, was wir für eine Stadt sein werden, noch bevor dieses Jahr zu Ende ist.« Er richtete sich etwas höher, streckte den Fuß vor, der in dem hochgesohlten, roten, dem Ersten Adel vorbehaltenen Schuh stak, nahm, leicht parodierend, den Ton eines Marktschreiers

an. »Ohne Übertreibung darf ich behaupten: wer das goldne Rom nicht kennt, kann nicht sagen, daß er wahrhaft gelebt hat. Wo immer in Rom Sie sich befinden, Herr, Sie sind stets in der Mitte, denn wir haben keine Grenze, wir verschlingen immer mehr von den umliegenden Ortschaften. Sie hören hier hundert Sprachen. Sie können hier die Besonderheiten aller Völker studieren. Wir haben hier mehr Griechen als Athen, mehr Afrikaner als Karthago. Sie können hier auch ohne Weltreise alle Produkte der Welt antreffen. Sie finden Ladungen aus Indien und Arabien in solcher Quantität, daß Sie zu der Überzeugung gelangen müssen, in Zukunft sei dort das Land für immer entblößt, und wenn jene Völker den Bedarf an ihren eigenen Erzeugnissen decken wollen, müssen sie zu uns kommen. Was wünschen Sie, mein Herr, spanische Wolle, chinesische Seide, Alpenkäse, arabische Parfüms, medizinische Drogen aus dem Sudan? Sie bekommen eine Prämie, wenn Sie etwas nicht finden. Oder wünschen Sie die neuesten Nachrichten? Man ist auf dem Forum und dem Marsfeld genau informiert, wenn in Oberägypten die Getreidekurse sinken, wenn ein General am Rhein eine törichte Rede hielt, wenn unser Gesandter am Hof des Partherkönigs durch zu lautes Niesen unangenehmes Aufsehen erregte. Kein Gelehrter kann arbeiten ohne unsere Bibliotheken. Wir haben so viele Statuen wie Einwohner. Wir zahlen die höchsten Preise für Tugend und für Laster. Was Ihre Phantasie sich ausdenken kann, finden Sie bei uns; aber Sie finden viel mehr, was Ihre Phantasie sich nicht ausdenken kann.«

Der Senator hatte sich aus der Sänfte vorgeneigt; ringsum im weiten Umkreis hörte man zu. Er hatte die ironische Pose bis zum Schluß durchgehalten, die Imitation eines Advokaten oder Marktschreiers, aber es klang warm durch seine Worte, und alle spürten, daß diese große Lobrede auf die Stadt mehr war als Parodie. Hingerissen hörten sie zu, wie die Stadt gerühmt wurde, ihre Stadt, mit ihren gesegneten Tugenden und ihren gesegneten Lastern, Stadt der Reichsten und der Ärmsten, lebendigste Stadt der Welt. Wie im Theater dem gefeierten Schauspieler jubelten sie dem Senator Beifall, als er zu Ende war. Der Senator Marull aber hörte schon nicht

mehr hin, hatte auch keinen Blick mehr für Josef. In seiner Sänfte verschwand er, winkte den Architekten heran, ließ sich das Modell des Neubaus erklären. Auch der Juwelier Claudius Regin richtete nicht mehr das Wort an Josef. Immerhin hatte er, als Josef vom Strudel der sich zerstreuenden Menge weggerissen wurde, für ihn ein Zwinkern ironischer Aufmunterung, das sein fleischiges Gesicht sonderbar schlau veränderte.

Nachdenklich, ohne Blick für die Umwelt, oft angerempelt, schob sich Josef durch das Gewimmel der Stadt. Er hatte die lateinische Rede des Senators nicht ganz verstanden, aber sie wärmte auch ihm das Herz und gab seinen Gedanken Flug. Er stieg hinauf auf das Capitol, sog ein den Anblick der Tempel, Straßen, Denkmäler, Paläste. In dem Goldenen Haus, das dort errichtet wurde, regierte der römische Kaiser die Welt, und vom Capitol erließen Senat und Volk von Rom Beschlüsse, die die Welt änderten, und dort in den Archiven, in Erz gegraben, lag die Ordnung der Welt, wie Rom sie ordnete. Rom hieß Kraft, er sprach das Wort vor sich hin: Rom, Rom, und dann übersetzte er es ins Hebräische, da hieß es: Gewurah und klang viel weniger furchtbar, und dann übersetzte er es ins Aramäische, da hieß es: Kochah und hatte alle seine Drohung verloren. Nein, er, Josef, Sohn des Matthias aus Jerusalem, Priester der Ersten Reihe, hatte keine Angst vor Rom.

Er schaute über die Stadt hin, sie belebte sich immer mehr, die Zeit des großen Nachmittagverkehrs war da. Geschrei, Gewimmel, Geschäftigkeit. Er trank in sich das Bild der Stadt, aber dahinter, wirklicher als dieses wirkliche Rom, sah er seine Heimatstadt, die Quadernhalle des Tempels, in der der Große Rat tagte, und wirklicher als den Lärm des Forums hörte er das gelle Getöse der Ungeheuern Schaufelpfeife, die bei Sonnenaufgang und bei Sonnenuntergang über Jerusalem hin und bis nach Jericho verkündete, daß jetzt das tägliche Brandopfer am Altar Jahves dargebracht werde. Josef lächelte. Nur wer in Rom geboren ist, kann Senator werden. Dieser Herr Marull sieht stolz und turmhoch aus seiner Sänfte und steckt seinen Fuß in den roten, hochgesohlten, schwarzgeriemten Schuh der vierhundert Senatoren. Aber er, Josef, zieht es vor, in Jerusalem geboren zu sein, trotzdem er nicht einmal den Ring des

Zweiten Adels hat. Diese Römer lächelten über ihn: aber tiefer lächelte er über sie. Was sie geben konnten, die Männer des Westens, ihre Technik, ihre Logik, das konnte man lernen. Was man nicht lernen konnte, das war die Schaukraft des Ostens, seine Heiligkeit. Die Nation und Gott, Mensch und Gott waren dort eins. Aber es war ein unsichtbarer Gott, er konnte nicht geschaut werden und nicht gelernt. Man hatte ihn oder hatte ihn nicht. Er, Josef, hatte es, dieses Unlernbare. Und daß er das andere lernen werde, die Technik und die Logik des Westens, daran zweifelte er nicht.

Er ging das Capitol hinunter. Seine langen, heftigen Augen brannten aus dem blaßbraunen, knochigen Gesicht. Man wußte in Rom, daß unter den Leuten aus dem Osten viele von ihrem Gott Besessene waren. Man schaute ihm nach, manche ein wenig spöttisch, einige wohl auch mit Neid, aber den meisten, den Frauen vor allem, gefiel er, wie er einherging, voll von Träumen und Ehrgeiz.

Cajus Barzaarone, Präsident der Agrippenser-Gemeinde, bei dem Josef wohnte, war Inhaber der blühendsten Kunstmöbelfabrik in Rom. Seine Hauptmagazine lagen auf der andern Seite des Tiber, in der eigentlichen Stadt, ein Kleinbürgerladen in der Subura, die beiden großen Luxusgeschäfte in den Arkaden des Marsfelds; an Werktagen war auch sein geräumiges Privathaus im Judenviertel in der Nähe des Drei-Straßen-Tors vollgestopft mit Dingen seines Betriebs. Heute aber, am Vorabend des Sabbat, war keine Spur davon zu merken. Das ganze Haus, vor allem das geräumige Speisezimmer, schien Josef heute verwandelt. Sonst lag der Raum gegen den Hof offen; heute war er durch einen mächtigen Vorhang abgeschlossen, und Josef erkannte wohlig angerührt den Brauch der Heimat, die Sitte Jerusalems. Er wußte: solange dieser Vorhang geschlossen blieb, war ein jeder im Speisezimmer als Gast willkommen. Wurde er zurückgerafft, so daß die freie Luft hereinströmte, dann begann das Mahl, und wer dann kam, kam zu spät. Auch war der Raum heute nicht nach römischer Art, sondern nach dem Brauch Judäas erleuchtet: silberne, mit Veilchengirlanden geschmückte Lampen hingen von der

Decke. Auf dem Büfett, auf dem Tafelgeschirr, auf Bechern, Salzfässern, Öl-, Essig- und Gewürzflaschen, glänzte das Emblem Israels, die Weintraube. Zwischen den vielen Geräten aber, und das rührte Josefs Herz wohliger als aller Glanz, standen strohumhüllte Wärmekisten; denn am Sabbat durfte nicht gekocht werden, deshalb waren die Speisen schon bereitet, und ihr Geruch erfüllte den Raum.

Trotz dieser anheimelnden Umwelt fühlte sich Josef unzufrieden. Er hatte im stillen damit gerechnet, man werde ihm, als einem Priester der Ersten Reihe und Träger des großen Doktortitels von Jerusalem, einen Platz auf einem der drei Speisesofas anbieten. Allein diesem eingebildeten Römer war es wohl zu Kopf gestiegen, daß jetzt nach dem großen Brand sein Möbelgeschäft so gut ging, und er dachte gar nicht daran, ihm einen von seinen Ehrenplätzen anzuweisen. Vielmehr sollte er offenbar mit den Frauen und den mindergeachteten Gästen an dem großen allgemeinen Tisch sitzen.

Warum steht man eigentlich herum und zieht nicht den Vorhang hoch und beginnt zu essen? Cajus hat seinen Kindern längst die Hand auf die Scheitel gelegt, sie segnend mit dem uralten Spruch, die Knaben: Gott lasse dich werden wie Ephraim und Menasse, das Mädchen: Gott mache dich wie Rahel und Lea. Alle sind ungeduldig und haben Appetit: worauf wartet man?

Da kommt vom Hof her hinter dem Vorhang eine bekannte Stimme, und jetzt schlurft aus dem Vorhang ein fetter Herr herein, den Josef schon gesehen hat: der Finanzmann Claudius Regin. Er begrüßt spaßhaft auf römische Art den Hausherrn und dessen uralten Vater Aaron, er wirft auch den Mindergeehrten ein paar wohlwollende Worte herüber, und siehe, Josef wird sehr stolz: er erkennt ihn, er blinzelt ihm aus seinen schweren, schläfrigen Augen zu, er sagt mit seiner hohen, fettigen Stimme, und alle hören es: »Guten Tag, Friede mit dir, Josef Ben Matthias, Priester der Ersten Reihe.« Dann sogleich rafft man den Vorhang hoch, Claudius Regin legt sich ohne weiteres auf das mittlere Speisesofa, auf den Ehrenplatz. Cajus nimmt das andere, der alte Aaron das dritte. Dann spricht Cajus über einem vollen Becher judäischen Weines, Weines

von Eschkol, das Heiligungsgebet des Sabbatabends, er segnet den Wein, und der große Becher geht von Mund zu Mund, und dann segnet er das Brot, bricht es, verteilt es, und alle sagen amen, und dann endlich beginnt man zu essen.

Josef sitzt zwischen der dicklichen Hausfrau und der hübschen sechzehnjährigen Tochter des Hauses, Irene, die hemmungslos ihre sanften Augen an ihn hängt. Es sind noch viele Leute an der großen Tafel, der Knabe Cornel und der andere halbwüchsige Sohn des Cajus, auch zwei demütige, unscheinbare Theologiestudenten, die darauf warten, sich heute abend hier satt zu essen, und vor allem ein junger Herr mit einem braungelben, scharfen Gesicht, der ihm gegenübersitzt und ihn unverhohlen auf und ab schaut. Es stellt sich heraus, daß der Herr auch aus Judäa stammt, aus der halbgriechischen Stadt Tiberias allerdings, und daß er Justus heißt, ja, Justus von Tiberias, und daß seine innere und äußere Situation der des Josef bedenklich ähnelt. Wie dieser hat er Theologie studiert, Jurisprudenz und Literatur. Er beschäftigt sich vornehmlich mit Politik, lebt hier als Agent des Titularkönigs Agrippa, und wenn er an Familienadel hinter Josef zurücksteht, so hat er von Geburt an eine bessere Kenntnis des Griechischen und Lateinischen; auch ist er bereits drei Jahre hier. Die jungen Herren beriechen einander, neugierig beide, höflich und mit viel Mißtrauen.

Drüben auf den Speisesofas ist die Konversation laut, ungeniert. Die beiden prunkvollen Synagogen in der eigentlichen Stadt Rom sind niedergebrannt, während die drei großen Bethäuser hier auf dem rechten Tiberufer unversehrt geblieben sind. Es war natürlich schmerzlich und eine Heimsuchung, daß die beiden Gotteshäuser verbrannt waren, aber ein bißchen freute es die Gemeindevorsteher vom rechten Tiberufer trotzdem. Die fünf jüdischen Gemeinden Roms hatten jede ihren eigenen Präsidenten, es war ein scharfer Wettkampf zwischen ihnen, vor allem zwischen der sehr exklusiven Veliasynagoge von drüben und der vielköpfigen, doch gar nicht wählerischen Agrippenser-Gemeinde des Cajus. Des Cajus Vater vor allem, der uralte Aaron, keifte zahnlos gegen die hochfahrenden Dummköpfe vom andern Ufer. War es nicht

Gesetz und altes Herkommen, die Synagogen jeweils auf den höchsten Platz ihrer Umgebung zu stellen, so wie der Tempel in Jerusalem die Stadt von der Höhe aus beherrschte? Aber natürlich, Julian Alf, der Präsident der Veliagemeinde, mußte seine Synagoge in unmittelbarer Nähe des Palatin haben, auch wenn er sie zu diesem Zweck tiefer stellen mußte. Es war Strafe Gottes, daß er seine Häuser hatte niederbrennen lassen. Strafe vor allem auch dafür, daß die Juden vom andern Ufer ihr Salz bei den Römern kauften, wo doch jeder wußte, daß dieses römische Salz des schönen Aussehens wegen mit Schweinefett bestrichen war. So schimpfte der Uralte über alles und auf alle. Soviel Josef seinem nicht ganz zusammenhängenden wilden Gemurmmel entnehmen konnte, war er jetzt bei denjenigen, die ihre heiligen hebräischen Namen aus Gründen der Mode und des Geschäfts in lateinische und griechische umwandelten. Sein Sohn Cajus, der selber ursprünglich Chajim hieß, lächelte gutmütig, verständnisvoll; eigentlich dürften das die Kinder nicht hören. Claudius Regin aber lachte, klopfte dem Uralten auf die Schulter, sagte, er habe von Geburt an Regin geheißen; denn er sei leibeigen geboren, und so habe sein Herr ihn genannt. Aber eigentlich müßte er Melek heißen, so habe seine Mutter ihn manchmal gerufen, und er habe durchaus nichts dagegen, wenn auch der Uralte ihn Melek nennen wolle.

Der braungelbe Justus von Tiberias hat sich mittlerweile an Josef herangetastet. Josef fühlte sich schon die ganze Zeit von ihm beobachtet. Er hat den Eindruck, daß dieser Justus sich innerlich über ihn lustig macht, über seine Konversation, über seine Aussprache, seine Jerusalemer Eßsitten, wie er zum Beispiel mit Daumen und drittem Finger den parfümierten *Zahnstocher* aus Sandelholz zum Mund führt. Jetzt, unvermittelt, fragt ihn dieser Justus, und es klingt schon wieder so verdammt überlegen weltstädtisch: »Sie sind wohl in politischen Geschäften hier, mein Doktor und Herr Josef Ben Matthias?« Und da kann sich Josef nicht halten, er muß diesem höhnischen jungen Römer zu schmecken geben, daß es wirklich etwas Großes und Wichtiges ist, dessenthalb man ihn hierher delegiert hat, und er legt dar den Fall seiner drei Unschuldigen.

Er gerät in Feuer, er spricht etwas zu pathetisch für die Ohren dieser skeptischen römischen Gesellschaft; dennoch wird es still in beiden Teilen des Raumes, auf den Speisesofas und an dem großen Tisch, alle hören sie dem beredten, von sich und seiner Sache hingerissenen jungen Menschen zu. Josef merkt gut, wie schwärmerisch Irene zu ihm aufblickt, wie sein Kollege Justus sich ärgert, wie selbst Claudius Regin wohlgefällig schmunzelt. Das beflügelt ihn, seine Worte werden größer, sein Glaube an seine Sendung wärmer, seine Rede bekommt Atem. Bis unwillig der Uralte unterbricht: am Sabbat spreche man nicht von Geschäften. Josef schweigt sogleich, demütig erschrocken. Aber im Innern ist er zufrieden, er spürt, seine Rede hat Wirkung getan.

Endlich ist die Mahlzeit zu Ende, Cajus spricht das lange Tischgebet, alles verdrückt sich, zurück bleiben nur die ernsthaften Männer. Jetzt lädt Cajus auch Josef und Justus auf die Speisesofas. Der umständliche Mischapparat wird auf den Tisch gebracht. Man nimmt, nachdem der strenge Alte weg ist, die vom Gebrauch vorgeschriebenen Kopfbedeckungen ab, lüftet sich.

Da liegen und hocken also die vier Männer zusammen, bei Wein, Konfekt und Früchten, satt, vergnügt, aufgelegt zu Gespräch. In angenehm gelblichem Licht liegt der Raum, der Vorhang ist hochgezogen, von dem dunkeln Hof her weht willkommene Kühlung. Die beiden älteren Herren schwatzen mit Josef über Judäa, fragen ihn aus. Cajus ist leider nur einmal in Judäa gewesen, als junger Mann noch, es ist lange her; er hat mit den Hunderttausenden von Wallfahrern sein Opferlamm am Passahfest zum Tempel gebracht. Er hat viel gesehen in der Zwischenzeit, Triumphzüge, üppige Schauspiele in der Arena, in der Großen Rennbahn, aber der Anblick des weißgoldenen Tempels in Jerusalem und der enthusiastischen Hunderttausende, die den Ungeheuern Raum füllten, bleibt das Größte, was er in seinem Leben sah. Alle hier in Rom hängen sie an der alten Heimat. Haben sie nicht ihre eigene Pilgersynagoge in Jerusalem? Schicken sie nicht Abgaben und Tempelgeschenke? Sparen sie nicht ihr Geld, um ihre Leichen nach Judäa zu schicken, auf daß sie begraben seien in der alten

Erde? Aber die Herren in Jerusalem tun das Ihre, einem diese alte Heimat zu verekeln. Warum, verdammt noch eins, vertragt ihr euch nicht mit der römischen Verwaltung? Man kann mit den kaiserlichen Beamten in Frieden auskommen, es sind tolerante Leute, wir haben das oft erfahren. Aber nein, ihr in Judäa müßt immer eure Querköpfe durchsetzen, die Rechthaberei liegt euch im Blut, eines schönen Tages wird der Topf zerschlagen sein. Aufs Johannisbrot werdet ihr kommen, übersetzte er sich ins Aramäische, lächelnd, doch im Grunde sehr ernst.

Der Juwelier Claudius Regin konstatiert schmunzelnd, daß Josef nach strenger Jerusalemer Etikette seinen Becher nicht auf einmal leert, sondern ihn dazwischen zweimal niedersetzt. Claudius Regin kennt die Verhältnisse in Judäa genau, er war erst vor zwei Jahren dort. Nicht die römischen Beamten sind schuld daran, daß Judäa nicht zur Ruhe kommt, auch nicht die großen Herren in Jerusalem: sondern einzig und allein die kleinen Agitatoren, die »Rächer Israels«. Nur weil sie keinen andern Weg sehen, politische Karriere zu machen, hetzen sie zu einem aussichtslosen bewaffneten Aufstand. Nie sei es den Juden besser gegangen als unter der Regierung dieses gesegneten Kaisers Nero. Sie hätten auf allen Gebieten Einfluß, und dieser Einfluß werde wachsen, wenn sie nur klug genug seien, ihn nicht allzu grell ins Licht zu stellen. Was sei wichtiger: Macht haben oder Macht zeigen? schloß er und spülte sich den Mund mit lauwarmem Wein.

Josef fand es an der Zeit, ein Wort für die »Rächer Israels« einzulegen. Die Herren in Rom, meinte er, sollten nicht vergessen, daß in Judäa nicht kühle Vernunft allein regiere, sondern notwendig auch das Herz mitspreche. Man stolpere dort bei jedem Schritt über die Insignien der römischen Souveränität. Herr Cajus Barzaarone habe sich mit warmem Herzen der Passahfeier im Tempel erinnert. Wenn man aber sehen müsse, wie brutal und zynisch zum Beispiel die römische Polizei sich in diesem Tempel aufführe, die am Passahfest dorthin zur Wahrung der Ordnung befohlen sei, dann laufe auch einem ruhigen Mann der Kopf rot. Es sei nicht leicht, die Befreiung aus Ägypten zu feiern, wenn man bei jedem Wort die Faust der

Römer im Nacken spürt. Sich hier in Rom ruhig zu halten ist keine Kunst, hier würde es wahrscheinlich auch mir nicht schwerfallen; aber unerträglich schwer ist es in dem Land, das Gott auserwählt hat, in dem Gott seinen Wohnsitz hat, im Lande Israel.

»Gott ist nicht mehr im Lande Israel, Gott ist jetzt in Italien«, sagte eine scharfe Stimme. Alle sahen den Gelbgesichtigen an, der diese Worte gesprochen hatte. Er hielt seinen Becher in der Hand, er hatte den Blick auf keinem, sein Satz war nur für ihn selber bestimmt. Es war auch nicht Abfertigung oder Hohn darin, er hatte eine Tatsache festgestellt, und nun schwieg er.

Alle schwiegen. Es war auf diese Worte nichts zu sagen. Selbst Josef spürte widerwillig, daß Wahrheit darin war. »Gott ist jetzt in Italien«, er übersetzte sich den Satz ins Aramäische. Das Wort traf ihn tief.

»Da haben Sie wahrscheinlich recht, junger Herr«, sagte nach einer Weile der Finanzmann Claudius Regin. »Sie müssen wissen«, wandte er sich an Josef, »ich bin nicht etwa Jude, ich bin der Sohn eines sizilischen Leibeigenen und einer jüdischen Mutter, mein Herr hat sich seinerzeit gehütet, mich beschneiden zu lassen, wofür ich ihm offen gestanden heute noch dankbar bin. Ich bin Geschäftsmann, ich vermeide die Nachteile einer Sache, wo ich kann; andernteils nehme ich die Vorteile einer Sache, wo ich sie finde. Ihr Gott Jahve leuchtet mir besser ein als die Konkurrenz. Ich sympathisiere mit den Juden.«

Der große Finanzmann lag behaglich da, den Becher mit dem lauwarmen Wein in der Hand, die schlauen, verschlafenen Augen in den dunklen Hof gerichtet. Am dritten Finger trug er eine mächtige, matte Perle, von der Josef den Blick nicht losbrachte. »Ja, Doktor Josef«, sagte Cajus Barzaarone, »das ist die schönste Perle der vier Meere.« – »Ich trage sie nur am Sabbat«, sagte Claudius Regin.

Wenn er diesen Abend nicht nützte, überlegte Josef, wenn er jetzt aus dem Sattheitswohlwollen, der Nachtisch-Sentimentalität des mächtigen Mannes keinen Vorteil zog, dann war er ein Trottel und nie imstand, die Sache seiner drei Unschuldigen zu einem glücklichen Ende zu führen.

»Da Sie zu den Sympathisierenden gehören, Herr Claudius Regin«, wandte er sich bescheiden und doch dringlich an den Finanzmann, »wollen Sie sich nicht der drei Unschuldigen von Cäsarea annehmen?«

Der Juwelier setzte den Becher heftig nieder. »Cäsarea«, sagte er, und seine sonst so schläfrigen Augen wurden scharf und seine hohe Stimme bedrohlich. »Das ist eine gute Stadt mit einem herrlichen Hafen, die Ausfuhr ist beträchtlich, der Fischmarkt ausgezeichnet. Großartige Möglichkeiten. Ihr seid selber schuld, wenn man sie euch aus der Hand dreht. Mit euern blödsinnigen Aspirationen. Der Wein wird mir sauer, wenn ich von euern ›Rächern Israels‹ höre.«

Josef, erschreckt durch die plötzliche Heftigkeit des sonst so ruhigen Herrn, erwiderte doppelt bescheiden, die Befreiung der drei Unschuldigen sei eine rein ethische Angelegenheit, die mit Humanität zu tun habe, nicht mit Politik. »Wir wollen nicht mit politischen Argumenten wirken«, sagte er, »auch nicht mit juristischen. Wir wissen, nur durch persönliche Beziehungen bei Hof ist etwas auszurichten«, und er schaute demütig bittend auf Claudius Regin. »Sind denn Ihre drei Unschuldigen wenigstens wirklich unschuldig?« fragte der schließlich zwinkernd. Josef kam sogleich mit leidenschaftlichen Beteuerungen, die drei seien, als die Unruhen ausbrachen, an einem andern Ende der Stadt gewesen. Doch Claudius unterbrach, das wollte er nicht wissen. Wissen wollte er, welcher politischen Partei die drei angehört hatten. »Haben sie in der Blauen Halle gesprochen?« fragte er. Die Blaue Halle war der Versammlungsraum der »Rächer Israels«. »Das wohl«, mußte Josef zugeben. »Sehen Sie«, sagte Claudius Regin, und damit war für ihn die Sache augenscheinlich abgetan.

Justus von Tiberias schaute auf das schöne, heftige, begehrliche Gesicht Josefs. Der hatte eine offenbare Niederlage erlitten, und Justus gönnte sie ihm. Abgestoßen und angezogen betrachtete er seinen jungen Kollegen. Der wollte das gleiche sein wie er, ein großer Schriftsteller und von politischem Einfluß. Er hatte die gleichen Mittel, den gleichen Weg, die gleichen Ziele. Das hochfahrende Rom war reif für die ältere Kultur des Ostens, wie es hundertfünfzig Jahre zuvor reif

gewesen war für die Kultur der Griechen. Daß es von innen her durch diese Kultur des Ostens aufgelockert werde, daran mitzuarbeiten, das reizte, das war ein herrlicher Beruf. Dies witternd, war er vor drei Jahren nach Rom gekommen, wie jetzt dieser Josef. Aber er, Justus, hatte es leichter und schwerer. Er hatte das reinere Wollen, die schärfere Begabung. Allein er war zu anspruchsvoll in seinen Mitteln, zu heikel. Er hatte tief hineingeschaut in den politischen und literarischen Betrieb der Hauptstadt, ihn ekelte vor den Kompromissen, den billigen Effekten. Dieser Josef war offenbar weniger wählerisch. Er scheute nicht vor den plumpsten Mitteln zurück, er wollte hinauf unter allen Umständen, er schauspielerte, schmeichelte, paktierte, daß es für den Kenner eine Lust war, solche Hemmungslosigkeit mit anzusehen. Sein eigenes Judentum ist geistiger als das des Josef, es wird Zusammenstöße geben. Es wird ein harter Wettlauf sein, es wird nicht immer leicht sein, fair zu bleiben: aber er wird fair bleiben. Er wird dem andern jede Chance geben, die ihm zukommt.

‚Ich würde Ihnen raten, Josef Ben Matthias«, sagte er, sich an den Schauspieler Demetrius Liban zu wenden.« Und wieder schauten alle auf den gelbgesichtigen jungen Herrn. Wieso waren die andern nicht auf diese Idee gekommen? Demetrius Liban, der populärste Komiker der Hauptstadt, verhätschelter Liebling des Hofs, ein Jude, der sein Judentum bei jedem Anlaß betonte, ja, das war der rechte Mann für Josefs Sache. Die Kaiserin sah ihn gern, lud ihn allwöchentlich ein zu ihren Gesellschaften. Beide stimmten zu: Demetrius Liban war die richtige Adresse für Josef.

Eine kleine Weile später trennte man sich. Josef ging hinauf in sein Zimmer. Er schlief bald ein, sehr befriedigt. Justus von Tiberias ging allein nach Haus, beschwerlich durch die dunkle Nacht. Er lächelte; der Gemeindepräsident Cajus Barzaarone hatte es nicht einmal für der Mühe wert gehalten, ihm einen Fackelträger mitzugeben.

Sehr bald nach Tagesanbruch stellte sich Josef, begleitet von einem Leibeigenen des Gemeindepräsidenten Cajus Barzaarone, am Tibur-Tor ein, wo ihn ein Fuhrknecht der Handels-

gesellschaft für Überlandverkehr erwartete. Der Wagen war klein, zweirädrig, ziemlich eng und unbequem. Es regnete. Der mürrische Fuhrknecht veranschlagte die Dauer der Fahrt auf etwa drei Stunden. Josef fröstelte. Der Leibeigene, den ihm Cajus vor allem als Dolmetscher mitgegeben hatte, zeigte sich wenig redselig, döste bald ein. Josef hüllte sich fester in seinen Mantel. In Judäa könnte er es jetzt noch schön warm haben. Trotzdem, es ist besser, daß er hier ist. Diesmal muß es gut hinausgehen, er glaubt an sein Glück.

Die Juden hier in Rom bringen seine drei Unschuldigen immer in Zusammenhang mit der Politik der »Rächer Israels«, mit der Sache Cäsarea. Gewiß, es ist von Bedeutung für das ganze Land, ob man die Juden durch Schiebung ihrer Herrschaft in der Stadt Cäsarea berauben wird; aber er will nicht, daß man diese Frage mit seinen drei Unschuldigen verquickt. Er findet das zynisch. Ihm geht es nur um das ethische Prinzip. Den Gefangenen helfen, das ist eine der ersten sittlichen Forderungen jüdischer Lehre.

Wenn man ehrlich sein will, so ganz von ungefähr sind die drei Unschuldigen wahrscheinlich nicht in Cäsarea gewesen gerade zur Zeit der Wahlen. Von seinem Standpunkt aus hatte der damalige Gouverneur Anton Felix schon seine Gründe gehabt, die drei zu packen. Immerhin, er, Josef, hat keine Ursache, sich mit den Gründen des jetzt glücklicherweise abberufenen Gouverneurs zu befassen. Für ihn sind die drei unschuldig. Den Gefangenen helfen.

Der Wagen stößt. Die Straße ist verdammt schlecht. Sieh da, man ist bereits im Bereich der Ziegelei. Es ist eine graugelbliche Ödnis, ringsum Pfähle und Palisaden und dahinter nochmals Pfähle und Palisaden. Vor dem Tor schauen ihnen lungernde Wachsoldaten entgegen, mißtrauisch, neugierig, froh der Abwechslung. Der Leibeigene parlamentiert mit ihnen, zeigt die Ausweise vor. Josef steht unbehaglich daneben.

Sie werden zum Verwalter geführt, einen trüben, drückenden Weg. Ringsum ist dumpfer, monotoner Singsang; bei der Arbeit muß gesungen werden, das ist Vorschrift. Die Aufseher haben Knüppel und Knuten, sie schauen verwundert auf die Fremden.

Der Verwalter ist unangenehm erstaunt. Sonst wenn Besucher kommen, pflegt man ihn rechtzeitig zu benachrichtigen. Er wittert Kontrolle, Unannehmlichkeiten, versteht Josefs Latein nicht oder will es nicht verstehen, sein eigenes Griechisch ist schwach. Man muß, um sich zu verständigen, immerzu die Hilfe des Leibeigenen anrufen. Dann kommt ein Unterbeamter, flüstert mit dem Verwalter, und sofort ändert sich das Benehmen des Mannes. Er erklärt auch offen, warum. Um die Gesundheit der drei steht es nicht zum besten, er hat gefürchtet, man habe sie gleichwohl zur Arbeit geschickt, jetzt hat er erfahren, daß man sie humanerweise in der Zelle gelassen hat. Er freut sich, daß das so gut ging, taut auf, er versteht jetzt das Latein des Josef viel besser, auch sein eigenes Griechisch wird besser, er wird gesprächig.

Da sind die Akten der drei. Sie waren ursprünglich in Sardinien verwendet worden, in den Bergwerken, aber das hielten sie nicht aus. Sonst werden die zu Zwangsarbeit Verurteilten noch verwendet zum Straßenbau, zur Kloakenreinigung, zur Arbeit an den Tretmühlen und an den Pumpen der öffentlichen Bäder. Die Beschäftigung in den Ziegeleien ist die leichteste. Jüdische Zwangsarbeiter sehen die Verwalter der Fabriken nicht gern. Sie machen Schwierigkeiten wegen der Kost, weigern sich, an ihrem Sabbat zu arbeiten. Der Verwalter war, dies Zeugnis darf er sich selber ausstellen, zu den drei Sträflingen besonders human. Aber auch die Humanität muß leider ihre Grenzen haben. Infolge des Wiederaufbaus der Stadt werden gerade an die staatlichen Ziegeleien ungeheure Anforderungen gestellt. Da muß jeder heran. Das verlangte Quantum muß unter allen Umständen geliefert werden, und Sie können sich vorstellen, Herr, die römischen Baumeister sind nicht bescheiden. Fünfzehn Arbeitsstunden ist jetzt das offizielle Minimum. Von seinen achthundert bis tausend Leuten verrecken in der Woche durchschnittlich vier. Es freut ihn, daß die drei bisher nicht darunter sind.

Dann gibt der Verwalter Josef an einen Unterbeamten weiter. Wieder geht es durch die Ziegelei, vorbei an Aufsehern mit Knüppeln und Knuten, durch den dumpfen, eintönigen Singsang, durch Lehm und Hitze, durch geduckte Arbeiter,

kniende, unter Lasten keuchende. Schriftverse steigen Josef auf von dem Pharao, der Israel drückte im Lande Ägypten. »Und die Ägypter zwangen die Kinder Israels zum Dienst mit Unbarmherzigkeit. Und machten ihnen ihr Leben sauer mit schwerer Arbeit in Ton und Ziegelei. Und man setzte Fronvögte über sie, sie zu drücken mit schweren Diensten, und sie bauten dem Pharao die Städte Piton und Ramses.« Wozu feiert man das Passahfest mit Jubel und großem Glanz, wenn hier noch immer die Kinder Israels die Ziegel schleppen, auf daß ihre Feinde Städte bauen? Der Lehm klebte schwer an seinen Schuhen, drang zwischen die Zehen. Und immer ringsum der eintönige, dumpfe Singsang.

Endlich ist man vor den Gelassen der Strafarbeiter. Der Soldat holt den Kerkermeister. Josef wartet im Vorraum, liest die Inschrift an der Tür, einen Spruch des gefeierten zeitgenössischen Schriftstellers Seneca: »Sklaven sind es? Aber auch Menschen. Sklaven sind es? Aber auch Hausgenossen. Sklaven sind es? Aber auch niedere Freunde.« Ein kleines Buch liegt auf, Richtlinien des Schriftstellers Columella, Sachverständigen für Großbetriebe. Josef liest: »Es muß täglich ein Appell der Zwangsarbeiter abgehalten werden. Auch muß täglich untersucht werden, ob die Fesseln halten und die Zellen fest sind. Die Zellen sind am zweckmäßigsten für je fünfzehn Sträflinge einzurichten.«

Er wird zu den dreien geführt. Die Zelle ist unterirdisch, die schmalen Fenster liegen sehr hoch, daß sie nicht mit den Händen erreicht werden können. Eng aneinandergereiht stehen die fünfzehn strohbedeckten Pritschen, aber der Raum ist schon jetzt, wo sie nur zu fünfen da sind, er, der Wärter und die drei Sträflinge, unerträglich eng.

Die drei hocken nebeneinander. Sie sind halbnackt, die Kleider hängen fetzig an ihnen herunter, ihre Haut ist bleifahl. Über den Knöcheln der Füße tragen sie Ringe für die Ketten, auf der Stirn das Brandmal, eingebrannt den Buchstaben E. Ihre Köpfe sind bis zum Scheitel kahl geschoren, grotesk dazu stehen die riesigen Bärte, verfilzt, strähnig, gelblichweiß. Josef kennt die Namen der drei: Natan, Gadja, Jehuda. Gadja und Jehuda hat er selten und flüchtig gesehen, es ist kein Wunder,

wenn er sie nicht wiedererkennt; aber Natan Ben Baruch, Doktor und Herr, Mitglied des Großen Rats, ist sein Lehrer gewesen, vier Jahre lang war er täglich viele Stunden mit ihm zusammen, den aus den dreien müßte er herauskennen. Allein er erkennt ihn nicht heraus. Natan ist ein etwas dicklicher Mann gewesen, von Mittelgröße; was da hockt, sind zwei Gerippe von Mittelgröße und ein sehr großes. Und er kann nicht herausfinden, welches von den beiden mittelgroßen Gerippen sein Lehrer Natan sein könnte.

Er grüßt die drei. Sonderbar durch den elenden Raum klingt seine gesunde, mühsam gedämpfte Stimme: »Friede mit euch, meine Doktoren und Herren.« Die drei schauen auf, und jetzt, an den dicken Augenbrauen, erkennt er seinen alten Lehrer. Er erinnert sich, wie er Angst und Zorn hatte vor den wilden Augen unter diesen dicken Brauen; denn dieser Mann hat ihn sehr geschunden, hat den Neun- oder Zehnjährigen, wenn er seinen verzwickten Auslegungsmethoden nicht folgen konnte, mit Hohn gedemütigt, hat sein Selbstbewußtsein mit bitterem Bedacht niedergetreten. Er hat damals, wie oft!, dem finstern, mürrischen Mann alles Schlechte gewünscht: jetzt, wie der abgelebte Blick der eingetrockneten Augen auf ihn zukommt, fällt es ihm aufs Herz wie ein Stein, und das Mitleid schnürt ihm den Atem.

Er muß lang und behutsam reden, bis er durch die stumpfe Müdigkeit der drei zu ihrem Verständnis vordringt. Endlich antworten sie, hüstelnd, stammelnd. Es ist aus mit ihnen. Denn wenn man sie auch nicht hat zwingen können, Jahves Verbote zu übertreten, so hat man sie doch gehindert, seine Gebote zu erfüllen. Sie haben also dies und das andre Leben verloren. Ob man sie knüttelt, bis sie auf die lehmige Erde fallen, ob man sie ans Kreuz nagelt nach der verruchten Art, wie dieses Gezücht von Römern Menschen zum Tode zu bringen pflegt: der Herr gibt es, der Herr nimmt es, je rascher das Ende, um so willkommener, der Name des Herrn sei gelobt.

Es ist eine drückende Luft in dem engen, halbdunkeln Raum, feuchtkalt, durch die schmalen Fensteröffnungen dringt der Regen, der dicke Gestank zieht nicht ab, von außen, fernher kommt der dumpfe Singsang. Josef schämt sich, daß er

ganze Kleider am heilen Leib trägt, daß er jung und voll Tatkraft ist, daß er in einer Stunde hier hinaus kann, fort von dieser Stätte des Lehms und des Grauens. Die drei können nichts denken, was über den kleinen Umkreis ihres schauerlichen Alltags hinausgeht. Es hat keinen Sinn, ihnen von seiner Sendung zu sprechen, von den Schritten, die man für sie tun will, von Politik, von der günstigeren Konstellation bei Hofe. Für sie bleibt das Bitterste, daß sie die Reinigungsgesetze nicht halten können, die strengen Gebote der rituellen Waschungen. Sie haben mancherlei Aufseher und Wärter gehabt, einige waren härter, die nahmen ihnen ihre Gebetriemen, auf daß sie sich nicht daran erhängten, einige waren milder, die ließen sie ihnen: aber Unbeschnittene, Frevler und Verdammte waren sie alle. Für sie war es gleich, ob man die Zwangsarbeiter besser nährte oder nicht; denn sie aßen nicht das Fleisch von Tieren, die nicht nach dem Gesetz geschlachtet waren. Also blieb, wovon sie sich nähren mußten, Abfall von Obst und Gemüsen. Sie hatten unter sich beraten, ob sie die Fleischportionen annehmen und an die andern Gefangenen gegen Brot und Früchte austauschen dürften. Sie hatten darüber heftig diskutiert, Doktor Gadja hatte zunächst mit vielen Argumenten bewiesen, es sei erlaubt. Aber schließlich hatte auch er den beiden andern zugestimmt, es sei erlaubt nur als Rettung unmittelbar vor dem Tode. Wer aber kann wissen, ob der Herr, sein Name sei gelobt, ihren Tod für diesen oder erst für den nächsten Monat bestimmt hat? Somit ist es also trotzdem nicht erlaubt. Wenn sie nicht zu stumpf und müde sind, immer dann debattieren sie mit theologischen Argumenten, was erlaubt ist und was nicht, und dann erinnern sie sich an die Quadernhalle des Tempels. Josef hatte den Eindruck, daß diese Debatten oft heftig seien und in wüste Zänkereien ausarteten, aber offenbar waren sie das einzige, was die drei noch am Leben hielt. Nein, es war nicht möglich, mit ihnen halbwegs Vernünftiges zu reden. Wenn er von der Judenfreundschaft der Kaiserin sprach, dann erwiderten sie, es sei fraglich, ob es überhaupt erlaubt sei, an diesem Ort der Tiefe und des Schmutzes zu beten; auch wüßten sie nie den Kalender, so daß sie vielleicht den Sabbat verletzten durch Anlegung der Gebetriemen und

den Werktag durch Nichtanlegung.

Josef gab es auf. Er hörte sie an, und als einer eine Stelle der Schrift zitierte, ging er darauf ein und zitierte eine Gegenstelle, und siehe, da belebten sie sich und begannen zu streiten und holten Argumente aus ihren kraftlosen Kehlen, und er stritt mit, und es war ein großer Tag für sie. Aber sie hielten nicht durch, und sehr bald sanken sie zurück in ihre Stumpfheit.

Josef sah sie hocken im trüben Licht ihres Kerkers. Diese drei, jämmerlich an Leib, in Schmutz und letzter Tiefe, waren Große gewesen in Israel, ihre Namen hatten geglänzt unter den Gesetzgebern der Quadernhalle. Den Gefangenen helfen. Nein, es kam nicht darauf an, es war lächerlich und eitel, ob in der Stadt Cäsarea die Juden die Herrschaft hatten oder nicht. Diesen drei zu helfen, darauf kam es an. Der Anblick der drei schüttelte ihn, entzündete alle Feuer in ihm. Er war angefüllt von einem frommen Mitleid, das ihn fast zerriß. Es packte ihn und hob ihn, wie sie starr in ihrer Not am Gesetz festhielten, wie sie sich krallten ans Gesetz, wie nur das Gesetz ihnen Atem einblies, daß sie am Leben blieben. Er dachte an die Zeit, da er selber in der Wüste war, in heiliger Entbehrung, bei den Essäern, bei seinem Lehrer Banus, und wie damals in seinen besten Augenblicken Erkenntnis über ihn gekommen war nicht durch Verstand, sondern durch Versenkung, durch Schau, durch Gott.

Die Gefangenen befreien. Er preßte die Lippen zusammen in dem festen Vorsatz, jeden Gedanken an sich auszulöschen um dieser drei Elenden willen. Über dem jämmerlichen Singsang der Zwangsarbeiter hörte er die großen, hebräischen Worte des Gebotes. Nein, er ist nicht hier aus eitler Selbstsucht, Jahve hat ihn hergeschickt. Er schritt zurück durch den grauen Regen, er spürte nicht den Regen, nicht den Lehm, der an seinen Schuhen klebte. Die Gefangenen befreien.

In Judäa konnte ein Mann von Josefs politischen Anschauungen unmöglich zu den Rennen oder ins Theater gehen. Ein einziges Mal hatte er eine Aufführung besucht, heimlich und mit schlechtem Gewissen, in Cäsarea. Aber was war das für eine nichtige Sache gewesen, verglich er es mit dem, was er

heute im Marcell-Theater sah. Ihm rauchte der Kopf von den Tänzen, den kleinen Rüpelspielen, dem Ballett, der großen pathetischen Pantomime, dem Prunk und dem ständigen Wechsel auf der mächtigen Bühne, die die langen Stunden hindurch nie leer gestanden hatte. Justus, der neben ihm saß, tat das alles mit einer Handbewegung ab. Er ließ auf der Bühne nur die burleske Revue gelten, wie das Volk mit Recht sie liebte, und hatte sich all das Zeug bisher nur gefallen lassen, um sich den Platz für die Revue des Komikers Demetrius Liban zu ersitzen.

Ja, dieser Komiker Demetrius Liban, so unangenehm vieles an ihm war, blieb ein Künstler mit einem Menschengesicht. Noch als Leibeigener des kaiserlichen Haushalts geboren, von Kaiser Claudius freigelassen, hatte er sich ein unerhörtes Vermögen und den Titel »Erster Schauspieler der Epoche« zusammengespielt. Kaiser Nero, den er in der Rede- und Schauspielkunst unterwies, liebte ihn. Ein schwieriger Herr, dieser Liban, gehoben und gedrückt von seinem Judentum. Auch Bitten und Befehle des Kaisers konnten ihn nicht bewegen, am Sabbat oder an hohen jüdischen Festen aufzutreten. Immer wieder debattierte er mit den Doktoren der jüdischen Universitäten, ob er wirklich von Gott verworfen sei, weil er Theater spiele. Er bekam hysterische Anfälle, wenn er in Weiberkleidung aufzutreten und also das Gebot der Schrift zu verletzen hatte: ein Mann soll nicht Weibskleidung tragen.

Die elftausend Zuschauer des Marcell-Theaters, ermüdet von den mehrstündigen Darbietungen des ersten Teils, verlangten jetzt tobend und brüllend den Anfang der Burleske. Die Theaterleitung zögerte, offenbar, weil man den Kaiser oder die Kaiserin erwartete, in deren Loge alle Vorbereitungen getroffen waren. Allein das Publikum hatte nun fünf Stunden gewartet, es war gewöhnt, sich im Theater auch dem Hof gegenüber seine Rechte zu nehmen, es drohte, es schrie, man mußte anfangen.

Der Vorhang drehte sich in die Versenkung, die Komödie des Demetrius Liban begann. Sie war betitelt »Der Brand«, es hieß, der Senator Marull sei ihr Verfasser. Ihr Held, dargestellt von Liban, war Isidor, ein Leibeigener aus der ägyptischen

Stadt Ptolemais, seinem Herrn und seiner ganzen Umgebung überlegen. Er spielte fast ohne allen Behelf, trug keine Maske, keine kostbaren Kleider, keinen überhöhten Schuh; er war einfach der Leibeigene Isidor aus der Provinz Ägypten, ein schläfriger, trauriger, pfiffiger Bursche, dem nichts geschehen kann, der in jeder Situation recht behält. Er hilft seinem schwerfälligen Unglücksmenschen von Herrn aus seinen zahllosen Verlegenheiten, er schafft ihm Geld und Stellung, er schläft mit der Frau seines Herrn. Einmal, wie der ihm eine Ohrfeige versetzt, erklärt er ihm traurig und bestimmt, nun müsse er ihn leider verlassen, und er werde nicht zurückkehren, ehe der Herr an allen öffentlichen Plätzen eine Bitte um Entschuldigung plakatiert habe. Der Herr legt den Leibeigenen Isidor in Ketten, benachrichtigt die Polizei, aber es gelingt Isidor natürlich dennoch, zu entwischen, und unter ungeheurem Jubel des Publikums nasführt er die Polizei wieder und wieder. Leider mußte an der spannendsten Stelle, als es unausbleiblich schien, daß man den Isidor nun endlich doch ergriff, das Spiel abgebrochen werden; denn hier erschien die Kaiserin. Das ganze Publikum erhob sich, grüßte elftausendstimmig die zierliche, blonde Dame, die mit ausgestrecktem Arm, die Handfläche dem Publikum zugekehrt, dankte. Übrigens war ihr Erscheinen eine doppelte Sensation, denn in ihrer Begleitung befand sich die Äbtissin der Vestalinnen, und bisher war es nicht üblich gewesen, daß die aristokratischen Nonnen sich die volkstümlichen Burlesken im Marcell-Theater anschauten.

Das Spiel mußte von neuem begonnen werden. Josef war das willkommen, die unerhörte, freche Realität des Spiels war ihm überwältigend neu, und er verstand es das zweitemal viel besser. Seine brennenden Augen hingen an dem Schauspieler Liban, an seinem dreisten und traurigen Mund, an seinen beredten Händen, an seinem ganzen bewegten, beredten Körper. Nun kam das Couplet, das berühmte Couplet aus dem Singspiel »Der Brand«, das Josef in der kurzen Zeit seines römischen Aufenthalts schon hundertmal hatte singen, johlen, grunzen, pfeifen hören. Der Schauspieler stand an der Rampe, umgeben von elf Clowns, Schlagzeug gellte, Trompeten brummten, Flöten quiekten, und er sang das Couplet:

»Wer ist der Herr hier? Wer zahlt die Butter? Wer zahlt die Mädchen? Und wer, wer zahlt das syrische Parfüm?« Das Publikum war aufgesprungen, sie sangen mit, selbst die bernsteingelbe Kaiserin in der Loge bewegte die Lippen, und die feierliche Äbtissin lachte über das ganze Gesicht. Jetzt aber, endlich, war der Leibeigene Isidor umstellt, es gab kein Entrinnen mehr, dicht um ihn waren die Polizisten, er beteuerte, er sei nicht der Leibeigene Isidor, aber wie das den Polizisten beweisen? Durch einen Tanz. Ja. Und nun kam der Tanz. Isidor trug noch die Kette am Fuß. Es galt, zu tanzen und die Kette dabei zu verbergen, das war furchtbar schwer, das war komisch und erschütternd zugleich, dieser Mensch, der um seine Freiheit und um sein Leben tanzte. Josef war mitgerissen, das Publikum war mitgerissen. Wie sein Fuß die Kette, zog jede Bewegung des Schauspielers Liban die Köpfe der Zuschauer mit. Josef fühlte sich als Aristokrat durch und durch, er trug kein Bedenken, sich von Leibeigenen die niedrigsten Dienste erweisen zu lassen; die meisten Leute hier im Theater trugen keine Bedenken, sie hatten am Beispiel von mehreren zehntausend hingerichteten Leibeigenen einige Male sehr deutlich bewiesen, daß sie den Unterschied zwischen Herren und Leibeigenen nicht verwischt haben wollten. Jetzt aber, wie sie den Mann mit seiner Kette tanzen sahen, der sich für den Herrn ausgab, waren sie alle für ihn und gegen seinen Herrn, und alle jubelten sie, die Römer und ihre Kaiserin, dem frechen Burschen da zu, wie er wieder einmal seine Polizisten drangekriegt hatte und nun leise und pfiffig zu summen anhub: »Wer ist der Herr hier? Wer zahlt die Butter?«

Und nun wurde das Spiel ganz frech. Der Herr des Isidor hatte richtig seine Entschuldigung plakatiert, er hatte zu seinem Leibeigenen zurückgefunden. Aber er hatte in der Zwischenzeit Dummheiten gemacht, er hatte sich mit seinen Mietern verkracht, so daß sie nicht zahlten. Exmittieren durfte er sie aus gewissen Gründen trotzdem nicht, seine teuren Häuser waren entwertet. Da konnte niemand helfen als der schlaue Isidor, und er half. Er half, wie sich nach der Meinung des Volks der Kaiser und einige große Herren in einem ähnlichen Fall geholfen hatten: er zündete das Stadtviertel mit den entwerte-

ten Häusern an. Wie Demetrius Liban das darstellte, das war frech und großartig, jeder Satz war eine Anspielung auf die Terrainspekulanten, auf die großen Verdiener an dem Wiederaufbau der Stadt. Niemand wurde geschont, nicht die Architekten Celer und Sever, nicht der berühmte alte Politiker und Literat Seneca mit seinem theoretischen Lob der Armut und seinem praktischen Leben des Reichtums, nicht der Finanzmann Claudius Regin, der eine mächtige Perle am dritten Finger trägt, aber leider nicht das Geld hat, sich passende Schuhriemen zu kaufen, nicht der Kaiser selber. Jedes Wort saß, das Theater jubelte, atemlos vor Lachen, und als am Schluß der Schauspieler Liban das Publikum aufforderte, das brennende Haus auf der Bühne zu plündern, entstand ein Aufruhr, wie Josef ihn nie gesehen hatte. Das verlockende Innere des brennenden Hauses war durch eine kunstvolle Maschinerie den Zuschauern zugedreht worden. Die Tausende wälzten sich zur Bühne, stürzten sich auf die Möbel, das Geschirr, die Speisen. Schrien. Zertrampelten sich, zerdrückten sich. Und durch das Theater über den Platz davor, durch die riesigen, eleganten Kolonnaden, über das ganze, weite Marsfeld hin sang es, johlte es: »Wer ist der Herr hier? Wer zahlt die Butter?«

Als Josef von Demetrius Liban auf Betreiben des Justus zum Abendessen eingeladen wurde, machte ihn das bang. Er war dreist von Natur. Als er dem Erzpriester, dem König Agrippa, dem römischen Gouverneur vorgestellt wurde, war er nicht befangen gewesen. Allein vor dem Schauspieler spürte er tieferen Respekt. Seine Komödie hatte ihn hingerissen. Es füllte ihn mit Bewunderung, wie ein einzelner Mann, dieser Jude Demetrius Liban, die vielen Tausende, Hohe und Niedere, Römer und Fremde, hatte zwingen können, so zu denken, so zu fühlen wie er.

Josef fand den Schauspieler auf dem Sofa liegend, in einem bequemen, grünen Schlafrock; er streckte ihm lässig die vielberingte Hand hin. Josef sah betreten und mit Bewunderung, wie klein von Statur der Mann war, der das ganze riesige Marcell-Theater ausgefüllt hatte.

Es war eine Mahlzeit im engen Kreis. Der junge Anton Marull war da, ein Sohn des Senators, ein anderer, kaum flügger Aristokrat, dann ein jüdischer Herr, vom Vorstand der Veliasynagoge, ein gewisser Doktor Licin, recht affektiert und Josef sogleich unsympathisch.

Josef, das erstemal in einem groß geführten römischen Haus, fand sich überraschend gut ab mit der Fülle des Ungewohnten. Der Gebrauch des Geschirrs, der Fischsaucen, der Gewürze war verwirrend. Aber er hatte dem unsympathischen Doktor Licin, der auf dem Speisesofa ihm gegenüber lag, bald das Wichtigste abgesehen; nach einer halben Stunde schon schickte er, was ihm nicht behagte, mit der gleichen hochfahrend eleganten Kopfbewegung zurück und befahl mit einem Wink des kleinen Fingers herbei, was ihm ins Auge stach.

Der Schauspieler Liban aß wenig. Er beklagte die Diät, die sein verdammter Beruf ihm auflege, ach, auch in bezug auf Frauen, und er machte ein paar obszöne Anmerkungen über die Art, wie bestimmte Schauspielunternehmer ihre leibeigenen Künstler durch eine sinnvoll am Körper angebrachte Maschinerie verhinderten, über die Stränge zu schlagen. Gegen gutes Geld aber ließen sie sich von gewissen hochgestellten Damen erweichen, ihren armen Schauspielern den Mechanismus für einzelne Nächte abzunehmen. Dann, unvermittelt, machte er sich lustig über einige Kollegen, Anhänger eines andern Stils, über die Lächerlichkeit der Tradition, der Maske, des Stelzschuhs. Er sprang auf, er karikierte den Schauspieler Strathokles, schritt durch das Zimmer, daß der grüne Schlafrock sich bauschte, er trug Sandalen ohne Absatz, aber siehe, man spürte leibhaft den überhöhten Schuh und das ganze gespreizte Wesen.

Josef nahm einen Anlauf, rühmte bescheiden, wie diskret und dennoch deutlich die Anspielungen Demetrius Libans auf den Finanzmann Regin gewesen seien. Der Schauspieler schaute auf: »Also diese Stelle hat Ihnen gefallen? Das freut mich; denn sie hat nicht so eingeschlagen, wie ich hoffte.« Josef, glühend und doch immer bescheiden, schilderte, wie die ganze Aufführung ihn aufgewühlt habe. Millionen von Leibeigenen habe er gesehen, aber jetzt zum erstenmal habe er

erfahren und gespürt, was ein Leibeigener ist. Der Schauspieler streckte Josef die beringte Hand hin. Es sei ihm eine große Bestätigung, sagte er, daß jemand, der gerade aus Judäa komme, von seiner Sache so ergriffen werde. Josef mußte ihm eingehend schildern, wie jedes einzelne auf ihn gewirkt habe. Der Schauspieler hörte nachdenklich zu, langsam einen gewissen, die Gesundheit fördernden Salat essend.

»Sie kommen aus Judäa, Doktor Josef«, wechselte schließlich Demetrius Liban das Thema. »O meine lieben Juden«, sagte er voll Anklage und Resignation. »Sie tun mir alles Bitterste auf der Welt. In der Hebräer-Synagoge verfluchen sie meinen Namen, bloß weil ich die Gaben verwerte, die Gott der Herr mir gegeben hat, und stellen mich den Kindern als Schreckbild hin. Manchmal sehe ich rot, so ärgert mich ihre Beschränktheit. Wenn sie aber ein Anliegen in der kaiserlichen Residenz haben, dann können sie laufen und mir die Ohren vollschwätzen. Dann ist Demetrius Liban gut genug.«

»Mein Gott«, sagte der junge Anton Marull, »die Juden haben immer zu quengeln, das weiß man.«

»Ich verbitte mir das«, schrie auf einmal der Schauspieler und stand aufgereckt, zürnend. »Ich verbitte mir, daß man in meinem Haus die Juden beschimpft. Ich bin Jude.«

Anton Marull war rot angelaufen, versuchte zu lächeln, aber es gelang nicht, er stammelte Entschuldigungen. Demetrius Liban hörte gar nicht auf ihn. »Judäa«, sagte er, »Land Israel, Jerusalem. Ich bin nie dort gewesen, ich habe den Tempel nie gesehen. Aber einmal werde ich doch hinfahren und mein Lamm zum Altar bringen.« Sehnsüchtig und besessen schauten seine graublauen, traurigen Augen aus dem blassen, leicht gedunsenen Gesicht.

»Ich kann mehr als das, was Sie gesehen haben«, wandte er sich unvermittelt an Josef, wichtig und geheimnisvoll. »Ich habe da eine Idee. Wenn die mir glückt, dann, ja, werde ich meinen Titel wirklich verdienen und der Erste Schauspieler der Epoche sein. Ich weiß genau, wie ich es machen müßte. Es ist nur eine Frage des Mutes. Beten Sie, mein Doktor und Herr Josef Ben Matthias, daß ich den Mut aufbringe.« Anton Marull legte vertraulich und anmutig den Arm um den Hals des

Schauspielers. »Sag uns doch deine Idee, lieber Demetrius«, bat er. »Jetzt sprichst du uns schon das drittemal davon.« Aber Demetrius Liban blieb zugesperrt. »Auch die Kaiserin drängt mich«, sagte er, »ich möge mit meiner Idee herausrücken. Ich glaube, sie würde mir viel dafür geben, wenn ich die Idee ausführte«, und er hatte ein abgründig freches Lächeln. »Aber ich denke nicht daran«, schloß er.

»Erzählen Sie mir von Judäa«, wandte er sich wieder an Josef. Josef erzählte vom Passahfest, vom Fest des Holztragens, von dem Dienst am Versöhnungstag, wie da der Erzpriester ein einziges Mal im Jahr Jahve bei seinem wirklichen Namen anruft und wie alles Volk, hörend den großen und schrecklichen Namen, sich niederwirft vor dem unsichtbaren Gott, und fünfzigtausend Stirnen rühren die Fliesen des Tempels. Der Schauspieler hörte zu, die Augen geschlossen. »Ja, einmal werde ich auch den Namen hören«, sagte er. »Jahr um Jahr verschiebe ich die Reise nach Jerusalem, die Jahre der Kraft sind nicht viele für einen Schauspieler, er muß haushalten mit seinen Jahren. Aber einmal werde ich doch ins Schiff steigen. Und wenn ich alt geworden bin, werde ich mir ein Haus kaufen und ein kleines Gut bei Jerusalem.«

Josef, während der Schauspieler sprach, überlegte scharf und schnell: jetzt war man noch aufnahmefähig und in der rechten Stimmung. »Darf ich Ihnen noch etwas von Judäa erzählen, Herr Demetrius?« bat er. Und er erzählte von seinen drei Unschuldigen. Er dachte an die Ziegelei und das feuchtkalte, unterirdische Gelaß und die Skelette der drei, und wie er seinen alten Lehrer Natan nicht erkannt hatte. Der Schauspieler schmiegte die Stirn in die Hand, hielt die Augen geschlossen. Josef sprach, und seine Rede hatte Farbe und guten Flug.

Alle schwiegen, als er zu Ende war. Dann sagte Doktor Licin von der Veliasynagoge: »Sehr interessant.« Aber der Schauspieler fuhr ihn heftig an; er wollte gepackt sein und glauben. Licin verteidigte sich. Wo denn sei ein Beweis, daß die drei wirklich unschuldig seien? Gewiß spreche dieser Doktor und Herr Josef Ben Matthias aus bester Überzeugung, aber warum sollen seine Zeugenaussagen besser sein als die von dem Gouverneur Anton Felix beigebrachten, von einem kaiserlich

römischen Gericht als wahr befundenen? Josef aber blickte auf den Schauspieler, vertrauensvoll, ernst, und erwiderte schlicht: »Sehen Sie sich diese drei Männer an. Sie sind in der Ziegelei von Tibur. Reden Sie mit ihnen. Wenn Sie dann noch an ihre Schuld glauben, soll kein Wort mehr aus meinen Lippen kommen.«

Der Schauspieler ging hin und her, seine Augen waren nicht mehr trüb, alle Flauheit war weg. »Das ist ein guter Vorschlag«, rief er. »Ich freue mich, Doktor Josef, daß Sie zu mir gekommen sind. Wir fahren nach Tibur. Ich will diese drei Unschuldigen sehen. Ich werde Ihnen helfen, mein Doktor und Herr Josef Ben Matthias.« Er stand vor Josef, er war kleiner als Josef, aber er schien viel größer. »Wissen Sie«, sagte er dunkel, »daß diese Fahrt in der Richtung meiner Idee liegt?«

Er war angeregt, lebendig, besorgte selber den Mischkrug, sagte jedem Angenehmes. Man trank viel. Als es später wurde, schlug jemand vor zu spielen. Man würfelte mit vier Elfenbeinknöcheln. Demetrius Liban hatte einen Einfall. Irgendwo mußte er noch aus seiner Kinderzeit hebräische Würfel verwahrt haben, sonderbare, mit einer Achse, deren oberer Teil als Griff diente, so daß sie sich wie Kreisel drehen ließen. Ja, Josef kannte diese Art Würfel. Man suchte, fand. Die Würfel waren klobig, primitiv, sie ließen sich auf eine komische, belustigende Art drehen. Man spielte mit Vergnügen. Nicht hoch, doch für Josef waren die Einsätze ungeheuer. Er atmete auf, als er die drei ersten Würfe gewann.

Es waren vier Würfel. Jeder trug die Buchstaben Gamel, He, Nun, Schin. Schin war der schlechteste, Nun der beste Wurf. Die strenggläubigen Juden verpönten dieses Spiel, sie wollten wissen, daß der Buchstabe Schin ein altes Bild des Gottes Saturn vertrat, der Buchstabe Nun ein Bild der Göttin Noga-Istar, bei den Römern Venus genannt. Die Würfel wurden nach der Drehung wieder in die Mitte zusammengeworfen, jeder Spieler konnte für seinen Wurf einen beliebigen Kreisel aus den vieren herausholen. Josef warf im Lauf des Spieles sehr oft den Glücksbuchstaben Nun. Scharfäugig erkannte er bald, daß es ein bestimmter Würfel war, der bei jeder Kreiseldrehung den Buchstaben Nun ergab; es lag wohl daran, daß dieser

Würfel an der einen Ecke unmerklich abgestoßen war.

Als Josef dies bemerkte, wurde ihm kalt. Wenn die andern daraufkamen, daß es der Würfel mit dem abgestoßenen Eck war, der seine vielen Nun geworfen hatte, war dann nicht das ganze Ergebnis des heutigen Abends, die Gunst des großen Mannes, gefährdet? Er wurde sehr vorsichtig, verminderte seinen Gewinn. Was ihm blieb, genügte, daß er fortan in Rom ohne Knauserei leben konnte.

»Bin ich sehr unbescheiden, Herr Demetrius«, fragte er, als das Spiel zu Ende war, »wenn ich Sie bitte, mir diese Würfel zum Andenken zu schenken?« Der Schauspieler lachte. Ungefüg kratzte er in einen der Würfel den Anfangsbuchstaben seines Namens.

»Wann fahren wir zu den drei Unschuldigen?« fragte er Josef. »In fünf Tagen«, schlug Josef zögernd vor. »Übermorgen«, sagte der Schauspieler.

In der Ziegelei wurde Demetrius Liban großartig empfangen. Klirrend erwies das Detachement der Wachsoldaten dem Ersten Schauspieler der Epoche die Ehrenbezeigung, die den Männern der höchsten Rangstufen vorbehalten war. Die Aufseher, die Wächter drängten sich an den Toren, grüßend streckten sie ihm den rechten Arm mit der geöffneten Hand entgegen. Von allen Seiten rief es: »Gegrüßt, Demetrius Liban.«

Strahlender Himmel war, der Lehm, die geduckten Zwangsarbeiter sahen weniger trostlos aus, überall zwischen ihrem monotonen Singsang klang das berühmte Couplet: »Wer ist der Herr hier? Wer zahlt die Butter?« Benommen an der Seite des Schauspielers ging Josef; mehr fast als der Jubel der Tausende im Theater packte ihn der Anblick der Verehrung, die Demetrius Liban auch an dieser Stätte letzten Elends genoß.

In dem unterirdischen, feuchtkalten Gelaß aber war die festliche Tünche sogleich weg, mit der die Ziegelei heute angestrichen war. Die hohen, schmalen Fenster, der Gestank, der monotone Singsang. Die drei hockten wie damals ausgedörrt, den vorgeschriebenen Eisenring am Fuß, das eingebrannte E auf dem Schädel, die filzigen Bärte grotesk abstehend von den halbgeschorenen Köpfen.

Josef versuchte, sie zum Sprechen zu bringen. Mit der gleichen liebevollen Mühe wie das letztemal holte er aus ihnen Sätze des Elends, der hoffnungslosen Ergebung.

Der Schauspieler, leicht erregt, schluckte. Seine Augen hingen an den Greisen, wie sie ausgemergelt, zerbrochen, mit schwer arbeitenden Adamsäpfeln ihre kümmerlichen Worte gurgelten. Gierig nahmen seine Ohren ihr rauhes, abgehacktes Gestammel auf. Er wäre gern hin und her gegangen, doch das war schwer in dem engen, niedrigen Raum, so stand er starr an seinem Platz, aufgewühlt. Seine rasche Phantasie sah, wie diese Männer hoch hergeschritten waren, weißgewandet, feierlich in der Quadernhalle des Tempels, Gesetzesverkünder in Israel. Tränen kamen ihm, er wischte sie nicht weg, sie rannen über seine leicht gedunsenen Wangen. Er stand sonderbar gezwungen, ohne Regung, dann, mit verbissenen Zähnen, ganz langsam, hob er die Hand mit den beringten Fingern und riß sein Kleid weit durch, wie es die Juden taten zum Zeichen großer Trauer. Dann hockte er nieder bei den drei Elenden, ganz nahe schmiegte er sich an ihre stinkenden Fetzen, daß ihm ihr übler Atem mitten ins Gesicht schlug und ihre schmutzigen Bärte seine Haut kitzelten. Und er begann mit ihnen aramäisch zu sprechen; es war ein stockendes, weithergeholtes Aramäisch, er hatte wenig Übung. Aber es waren Worte, die sie verstanden, besser passend zu ihrem Gemüt und ihrer Lage als die Worte Josefs, Worte der Teilnahme an ihrem kleinen, jämmerlichen Alltag, sehr menschlich, und sie weinten, und sie segneten ihn, als er ging.

Einen langen Teil der Rückfahrt blieb Demetrius Liban schweigsam, dann ließ er seine Überlegungen laut werden. Was ist das große Pathos eines einmaligen Unglücks, des brennenden Herakles, des gefällten Agamemnon gegen die schleichende, Haut und Herz langsam fressende Not dieser drei? Was für ein endloser, böser Weg, bis diese Großen in Zion, die die Fackel der Lehre weitergetragen hatten, so stumpf und zerstört wurden zu drei Bündeln Nichts.

In der Stadt angelangt, am Tibur-Tor, als er sich von Josef verabschiedete, sagte er noch: »Wissen Sie, was das Schauerlichste war? Nicht das, was sie sagten, sondern die sonderbare

Art, wie sie die Oberkörper hin und her schaukelten, immer gleichmäßig. So können das nur Leute machen, die stets am Boden hocken und viel im Dunkeln gehalten werden. Worte können lügen, aber diese Bewegungen sind schrecklich echt. Ich muß darüber nachdenken. Hier ist eine Möglichkeit für starke Wirkungen.«

In dieser Nacht legte sich Josef nicht schlafen, sondern er saß in seinem Zimmer und schrieb an einem Memorandum über die drei Unschuldigen. Das Öl seiner Lampe ging aus, und der Docht wurde zu kurz, er erneuerte Öl und Docht und schrieb. Er schrieb sehr wenig von der Sache Cäsarea, mehr von dem Elend der drei Greise, sehr viel von Gerechtigkeit. Gerechtigkeit, schrieb er, gilt den Juden von den ältesten Zeiten her als die erste Tugend. Sie können Not und Bedrückung ertragen, aber kein Unrecht, sie feiern jeden, selbst ihren Bedrücker, wenn er Recht wiederherstellt. »Das Recht flute dahin wie strömendes Wasser«, sagt einer ihrer Propheten, »und die Gerechtigkeit wie ein nie versiegender Bach.« – »Dann wird die Zeit golden sein«, sagt ein anderer, »wenn auch in der Wüste das Recht wohnt.« Josef glühte. Die Weisheit der Alten glühte er in seinem eigenen Feuer. Er saß und schrieb. Der Docht seiner Lampe blakte: er schrieb. Von den Toren her donnerten die Lastwagen herein, denen tagsüber die Straßen verboten waren: er achtete es nicht, er schrieb und feilte an seinem Essay.

Drei Tage darauf überbrachte ein Läufer des Demetrius Liban dem Josef einen Brief, in welchem der Schauspieler ihn kurz und trocken aufforderte, er möge sich bereit halten, übermorgen um zehn Uhr der Kaiserin in Gesellschaft des Schauspielers seine Aufwartung zu machen.

Die Kaiserin. Josef stockte der Atem. Ringsum an allen Straßen stand ihre Büste, göttlich verehrt. Was soll er ihr sagen? Wie soll er für diese fremde Frau, deren Leben und Denken so überhöht ist über das aller andern Menschen, Worte finden, die ihr ins Innere dringen? Während er dies dachte, wußte er bereits, daß er die rechten Worte finden werde; denn sie war eine Frau, und er hatte eine kleine, leise Verachtung für

alle Frauen, und gerade dadurch, wußte er, wird er sie gewinnen. Er überlas sein Manuskript. Las es sich vor mit lauter Stimme und unbeherrschten Gesten, so wie er es in Jerusalem lesen würde. Er hat es aramäisch geschrieben, jetzt, mühsam, übersetzt er es ins Griechische. Es ist ein Griechisch, durchsprenkelt mit Plumpheiten, mit Fehlern, das weiß er. Ist es nicht unschicklich, der Kaiserin mit einem schlechtpräparierten, fehlerhaften Manuskript zu kommen? Oder werden vielleicht gerade seine Fehler naiv wirken, liebenswürdig?

Er vermeidet es, mit irgend jemandem über die bevorstehende Audienz zu sprechen. Er läuft in den Straßen herum. Er dreht um, wenn er Bekannte sieht, rennt zum Friseur, kauft sich ein neues Parfüm, fällt aus höchster Zuversicht in tiefste Depression.

Auf den Büsten hat die Kaiserin eine niedrige, klare und zierliche Stirn, lange Augen, einen nicht zu kleinen Mund. Auch ihre Feinde geben zu, daß sie schön ist, und viele sagen, sie wirke verwirrend auf jeden, der sie das erstemal sieht. Wie soll er, der kleine Mann aus der Provinz, vor ihr bestehen? Er muß einen Menschen haben, mit dem er alles bereden kann. Er läuft nach Haus. Spricht mit dem Mädchen Irene, legt der Strahlenden, Hochgeehrten Heimlichkeit auf, er müsse ihr sehr Wichtiges mitteilen, und dann bricht alles aus ihm heraus: wie er sich die Zusammenkunft mit der Kaiserin denkt, was er ihr sagen wird. Er probiert es vor Irene aus, die Worte, die Bewegungen.

Wieder den Tag darauf, großartig, in der Prunksänfte des Demetrius Liban, trägt man ihn in den kaiserlichen Palast. Platzmacher voran, Läufer, großes Gefolge. Wo die Sänfte vorbeikommt, bleiben die Leute stehen, akklamieren den Schauspieler. Josef sieht die Büsten der Kaiserin an den Straßen, weiße und bemalte. Die bernsteingelben Haare, das blasse, zierliche Gesicht, die sehr roten Lippen. Poppäa, denkt er. Poppäa heißt Püppchen, Poppäa heißt Baby. Er denkt das judäische Wort: Janiki. So hat man auch ihn einmal gerufen. Es kann nicht schwer sein, mit der Kaiserin fertig zu werden.

Nach den Schilderungen, die man ihm von der Kaiserin gemacht hat, erwartet Josef, er werde sie nach Art orienta-

lischer Fürstinnen auf üppigen Polstern und Kissen finden, umgeben von Fächerträgern, Zofen mit Parfüms, in raffinierten Gewändern. Statt dessen saß sie ganz einfach in einem bequemen Stuhl, war überaus schlicht angezogen, matronenhaft fast, in langer Stola; freilich war die Stola aus einem in Judäa berüchtigten Stoff, aus hauchdünnem koischem Flor. Auch geschminkt war die Kaiserin kaum, und die Frisur war glatt, gescheitelt und in einen Haarknoten auslaufend, nichts von den getürmten, juwelenbesetzten Haarbauten, wie man sie sonst an den Damen der herrschenden Schicht sah. Zierlich wie ein ganz junges Mädchen saß die Kaiserin, mit roten, langen Lippen lächelte sie den Herren entgegen, streckte ihnen die weiße Kinderhand hin. Ja, sie hieß mit Recht Poppäa, Baby, Janiki; aber sie war auch in Wahrheit verwirrend, und Josef wußte nicht mehr, was er ihr sagen sollte.

Sie sagte: »Bitte, meine Herren«, und da der Schauspieler sich setzte, setzte sich Josef auch, und nun war ein kleines Schweigen. Das Haar der Kaiserin war wirklich bernsteingelb, wie die Verse des Kaisers es nannten, aber die Wimpern und die Brauen ihrer grünen Augen waren dunkel. Josef dachte in rasender Eile: Sie ist ja ganz anders als die Büsten, sie ist ein Kind, aber ein Kind, das einen ohne weiteres umbringen lassen kann. Was soll man mit einem solchen Kind sprechen? Außerdem soll sie verflucht gescheit sein.

Die Kaiserin schaute ihn unverwandt und ungeniert an, er hielt mit großer Mühe, leicht schwitzend, einen demütigen und beflissenen Ausdruck fest. Ganz leise, um ein geringstes nur, verzog sich ihr Mund, und nun sah sie auf einmal gar nicht mehr kindlich aus, sondern überaus erfahren und spöttisch. »Sie kommen frisch aus Judäa?« fragte sie Josef, sie sprach griechisch, ihre Stimme klang ein bißchen spröd, überaus hell. »Erzählen Sie mir«, bat sie, »wie denkt man in Jerusalem über Armenien?« Das war nun wirklich eine überraschende Frage; denn wenn auch der Schlüssel der römischen Orientpolitik in der Entscheidung über Armenien lag, so hatte Josef sein Judäa für viel zu wichtig gehalten, als daß man es nicht selbständig, sondern im Zusammenhang mit etwas so Barbarischem wie Armenien betrachten könnte. Eigentlich also dachte man in

Jerusalem oder dachte wenigstens er überhaupt nicht über Armenien, und es fiel ihm nichts ein, was er auf eine solche Frage erwidern konnte. »Den Juden in Armenien geht es gut«, sagte er nach längerem Schweigen, ein wenig tölpisch. »Wirklich?« meinte die Kaiserin, und jetzt lächelte sie breit, unverhohlen amüsiert. Sie fragte weiter in der gleichen Art, sie hatte ihren Spaß an dem jungen Herrn mit den langen, heftigen Augen, der offenbar keine Ahnung hatte, was um sein Land gespielt wurde. »Danke«, sagte sie schließlich, nachdem Josef einen umständlichen Satz über die strategischen Verhältnisse an der parthischen Grenze mühsam zu Ende gebracht hatte, »jetzt bin ich viel informierter«, sagte sie. Sie lächelte hinüber zu Demetrius Liban, befriedigt; was hatte er ihr da für ein komisches Gewächs aus dem Orient zugeführt? »Ich glaube fast«, warf sie dem Schauspieler hin, erstaunt und anerkennend, »er tritt wirklich aus purem gutem Herzen für seine drei Unschuldigen ein.« Und wohlwollend und sehr höflich wendete sie sich an Josef: »Bitte, erzählen Sie mir von Ihren Schützlingen.« Sie saß bequem in ihrem Stuhl; der Hals war mattweiß, Beine und Arme schimmerten durch den dünnen Flor des ernstgeschnittenen Kleides.

Josef zog sein Memorandum hervor. Allein, wie er anfing, griechisch zu lesen, sagte sie gleich: »Aber was fällt Ihnen ein? Sprechen Sie doch aramäisch.« – »Ja, werden Sie mich denn dann ganz verstehen?« fragte töricht Josef. »Wer sagt Ihnen denn, daß ich Sie ganz verstehen möchte?« erwiderte die Kaiserin. Josef zuckte die Schultern, mehr hochmütig als gekränkt, und dann legte er los, aramäisch, wie er seine Rede ursprünglich entworfen hatte, ja, die Zitate aus den alten Schriften sprach er unbekümmert hebräisch. Doch er konnte sich nicht konzentrieren, er merkte, daß er ohne Schwung sprach, er schaute die Kaiserin unverwandt an, erst demütig, dann ein bißchen blöd, dann interessiert, schließlich geradezu frech. Er wußte nicht, ob sie zuhörte, und schon gar nicht, ob sie verstand. Als er fertig war, fast unmittelbar nach seinem letzten Wort, fragte sie: »Kennen Sie Cleo, die Frau meines Gouverneurs in Judäa?« Josef hörte das »meines«. Wie das klang: mein Gouverneur in Judäa. Er hatte sich vorgestellt,

solche Worte müßten kommen wie in Stein gehauen, statuarisch, und nun saß da ein Kind und sagte lächelnd: mein Gouverneur in Judäa, und es klang selbstverständlich, man wußte, es stimmt: Gessius Flor war ihr Gouverneur in Judäa. Aber trotzdem war Josef durchaus nicht gewillt, sich davon imponieren zu lassen. »Ich kenne die Frau des Gouverneurs nicht«, sagte er, und, dreist: »Darf ich eine Antwort auf meinen Vortrag erwarten?« – »Ich habe Ihren Vortrag zur Kenntnis genommen«, sagte die Kaiserin. Konnte ein Mensch wissen, was das bedeuten sollte?

Der Schauspieler fand es an der Zeit, einzugreifen. »Doktor Josef hat wenig Zeit für gesellschaftliche Dinge«, half er seinem Schützling. »Er beschäftigt sich mit Literatur.« – »Oh«, sagte Poppäa und wurde ganz ernst und nachdenklich, »hebräische Literatur. Ich kenne wenig. Was ich kenne, ist schön, aber sehr schwer.« Josef spannte sich, sammelte sich. Es mußte, mußte! ihm gelingen, diese Dame, die so glatt und spöttisch dasaß, zu erwärmen. Er erzählte, wie es sein einziges Bestreben sei, die gewaltige jüdische Literatur den Römern aufzuschließen. »Ihr schleppt aus dem Osten Perlen und Gewürze und Gold und seltene Tiere«, verkündete er. »Aber seine besten Schätze, seine Bücher, laßt ihr liegen.«

Poppäa fragte, wie er sich das denke, die jüdische Literatur den Römern aufzuschließen. »Schließen Sie mir einmal ein Stück davon auf«, sagte sie und schaute ihn aufmerksam aus ihren grünen Augen an.

Josef machte die Lider zu, wie er es wohl an Märchenerzählern seiner Heimat gesehen hatte, und begann zu erzählen. Er nahm das erste, was ihm beifiel, und erzählte von Salomo, einem König in Israel, von seiner Weisheit, seiner Macht, seinen Bauten, seinem Tempel, seinen Weibern und seiner Abgötterei, und wie ihn die Königin aus Äthiopien besuchte, und wie klug er einen Weiberstreit um ein Kind schlichtete, und wie er zwei überaus tiefe Bücher schrieb, eines von der Weisheit, genannt der Prediger, und eines von der Liebe, genannt das Hohelied. Josef versuchte, einige Strophen aus diesem Hohenlied wiederzugeben in einem Gemisch von Griechisch und Aramäisch. Das war nicht leicht. Jetzt hielt er

die Augen nicht mehr geschlossen, er übersetzte auch nicht nur mit dem Mund, vielmehr mühte er sich, die heißen Verse deutlich zu machen mit Gesten und Atemzügen und dem ganzen Leib. Die Kaiserin rutschte leicht vor auf ihrem Sessel. Die Arme hielt sie auf der Lehne, den Mund hatte sie halb offen. »Das sind schöne Lieder«, sagte sie, als Josef innehielt, stark atmend vor Anstrengung. Sie wandte sich gegen den Schauspieler. »Ihr Freund ist ein netter Junge«, sagte sie.

Demetrius Liban, der sich ein wenig im Hintergrund fühlte, benützte die Gelegenheit, sich wieder vorzuspielen. Der Schatz jüdischen Schrifttums sei unausschöpfbar, bemerkte er. Auch er verwerte ihn oft, um seine Kunst aufzufrischen.

»Sie waren großartig gemein, Demetrius«, sagte voll Anerkennung die Kaiserin, »letzthin als Leibeigener Isidor. Ich habe so gelacht«, sagte sie. Demetrius Liban saß da mit leicht verzerrtem Gesicht. Die Kaiserin mußte gut wissen, daß das Anmerkungen waren, die er gerade von ihr bestimmt nicht hören wollte. Dieser junge, freche und tölpische Mensch aus Jerusalem brachte ihm kein Glück. Die ganze Audienz war ein Mißgriff, er hätte das nicht machen sollen. »Sie sind mir übrigens noch eine Antwort schuldig, Demetrius«, fuhr die Kaiserin fort. »Sie erzählen da immer von einer großen revolutionären Idee, die Sie in Ihrem Kopf wälzen. Wollen Sie nicht endlich herausrücken mit dieser Idee? Offen gestanden, ich glaube nicht mehr recht daran.«

Der Schauspieler saß finster und gereizt. »Ich habe keinen Anlaß mehr, mit der Idee zurückzuhalten«, sagte er schließlich streitbar. »Sie hängt zusammen mit dem, wovon wir die ganze Zeit reden.« Er machte eine kleine, wirkungsvolle Pause und warf dann ganz leicht hin: »Ich möchte den Juden Apella spielen.«

Josef erschrak. Der Jude Apella, das war die Figur des Juden, wie der bösartige römische Volkswitz ihn sah, ein sehr widerwärtiger Typ, abergläubisch, stinkend, voll ekelhafter Skurrilität; der große Dichter Horaz hatte ein halbes Jahrhundert zuvor die Figur in die Literatur eingeführt. Und jetzt wollte Demetrius Liban ...? Josef erschrak.

Fast noch mehr erschrak er über die Kaiserin. Ihr mattweißes

Gesicht hatte sich gerötet. Es war zum Bewundern und zum Fürchten, wie vielfältig lebendig sie war.

Der Schauspieler genoß seine Wirkung. »Man hat«, erläuterte er, »auf unsern Bühnen Griechen und Römer und Ägypter und Barbaren dargestellt, aber einen Juden hat man nicht dargestellt.«

»Ja«, sagte leise und angestrengt die Kaiserin, »das ist eine gute und gefährliche Idee.« Alle drei saßen schweigsam, nachdenklich.

»Eine zu gefährliche Idee«, sagte schließlich der Schauspieler, trauervoll, schon bereuend. »Ich fürchte, ich werde sie nicht ausführen können. Ich hätte sie nicht aus meinem Mund herauslassen dürfen. Es wäre schön, den Juden Apella zu spielen, nicht den albernen Narren, den das Volk aus ihm macht, sondern den wirklichen mit seiner ganzen Trauer und Komik, mit seinem Fasten und seinem unsichtbaren Gott. Ich bin wahrscheinlich der einzige auf der Welt, der das könnte. Es wäre großartig. Aber es ist zu gefährlich. Sie, Majestät, verstehen etwas von uns Juden: aber wie wenige sonst in diesem Rom. Man wird lachen, und nur lachen, und mein Bestes würde zu einem bösartigen Gelächter werden. Es wäre schlecht für alle Juden.« Und, nach einer Pause, schloß er: »Und dann wäre es gefährlich für mich selber vor meinem unsichtbaren Gott.«

Josef saß erstarrt. Das waren wilde und überaus bedenkliche Dinge, in die er da hineingeraten war. Er hatte am eigenen Leib gespürt, wie ungeheuer eine solche Theateraufführung wirken konnte. Seine rasche Phantasie stellte sich vor, wie der Schauspieler Demetrius Liban auf der Bühne stand und sein unheimliches Leben hineingoß in den Juden Apella, tanzend, springend, betend, redend mit den tausend Zungen seines beredten Körpers. Der ganze Erdkreis wußte, wie willkürlich die Launen eines römischen Theaterpublikums waren. Niemand konnte voraussehen, was für eine Nachwirkung bis an die parthischen Grenzen solch eine Aufführung haben mochte.

Die Kaiserin hatte sich erhoben. Mit einer merkwürdigen Gebärde verschränkte sie die Hände unter dem Haarknoten, daß die Ärmel zurückfielen, sie ging auf und ab durch den

ganzen Raum, die Schleppe ihres ernsthaften Kleides fegte nach. Die beiden Männer waren aufgesprungen, als die Kaiserin sich erhob. »Schweigen Sie, schweigen Sie«, sagte sie zu dem Schauspieler, sie war Feuer und Flamme. »Seien Sie nicht feig, wenn Sie einmal eine wirklich gute Idee gehabt haben.« Sie blieb bei dem Schauspieler stehen, legte ihm, zärtlich fast, die Hand auf die Schulter. »Das römische Theater ist langweilig«, klagte sie. »Entweder derb und simpel oder verkommen in lauter dürrer Tradition. Spielen Sie mir den Juden Apella, lieber Demetrius«, bat sie. »Reden Sie ihm zu, junger Herr«, wandte sie sich an Josef. »Glauben Sie mir, ihr alle könnt mancherlei lernen, wenn er den Juden Apella spielt.«

Josef stand schweigend, in peinvoller Ungewißheit. Röte kam, ging auf seinem blaßbraunen Gesicht. Sollte er Demetrius zureden? Er wußte, das ganze Wesen des Schauspielers dürstete danach, sein Judentum nackt vor die Augen dieses großen Rom zu stellen. Es bedurfte nur eines Wortes von ihm, und der Stein begann zu rollen. Wohin er rollen werde, wußte niemand.

»Ihr seid langweilig«, konstatierte mißmutig die Kaiserin. Sie hatte sich wieder gesetzt. Die beiden Männer standen noch, der Schauspieler, gewohnt, seinen Körper zu kontrollieren, stand jetzt unschön und unbeholfen. »Reden Sie doch, reden Sie doch«, drängte die Kaiserin auf Josef ein.

»Gott ist jetzt in Italien«, sagte Josef. Der Schauspieler blickte hoch, man sah, wie ihn das vieldeutige Wort traf, wie es einen dicken Ballen Zweifel von ihm wegfegte. Auch die Kaiserin war angetan von diesem Satz. »Ein ausgezeichnetes Wort«, sagte sie und klatschte in die Hände. »Sie sind ein gescheiter Mann«, sagte sie, und sie notierte sich Josefs Namen.

Josef war bedrängt und beglückt. Er wußte nicht, was da aus ihm herausgesprochen hatte. Hat er eigentlich selbst diesen Satz gefunden? Hat er ihn früher schon einmal gesagt? Jedenfalls war es der rechte Satz im rechten Augenblick. Und es ist ganz gleichgültig, ob er ihn gefunden hat oder ein anderer: es kommt darauf an, bei welcher Gelegenheit ein Satz gesagt wird. Der Satz: Gott ist in Italien, hat sein Leben jetzt erst gewonnen, in diesem Augenblick seiner großen Wirkung.

Aber wirkte er denn überhaupt? Der Schauspieler stand immer noch unschlüssig oder spielte wenigstens den Unschlüssigen. »Sagen Sie schon ja, Demetrius«, sagte die Kaiserin. »Wenn Sie ihn dahin bringen, daß er ja sagt«, wandte sie sich an Josef, »dann sollen Sie Ihre drei Unschuldigen frei haben.«

Ein großes Feuer glomm auf in den heftigen Augen Josefs. Er beugte sich tief nieder, löste mit Zartheit die weiße Hand der Kaiserin von der Stuhllehne, küßte sie lange.

»Wann werden Sie mir den Juden spielen?« fragte währenddes die Kaiserin den Schauspieler. »Ich habe nichts versprochen«, wehrte schnell und ängstlich Demetrius ab.

»Geben Sie ihm eine schriftliche Zusage für unsere Schützlinge«, bettelte Josef. Die Kaiserin lächelte anerkennend über dieses »ihm« und »unsere«. Sie ließ ihren Sekretär kommen. »Wenn der Schauspieler Demetrius Liban«, diktierte sie, »den Juden Apella spielt, dann werde ich erwirken, daß die drei jüdischen Zwangsarbeiter in der Ziegelei von Tibur freigelassen werden.« Sie ließ sich das Täfelchen geben. Setzte ihr P darunter. Überreichte es Josef. Schaute ihn an mit grünen, klaren, spöttischen Augen. Und er gab den Blick zurück, demütig, doch so dringlich und andauernd, daß langsam der Spott aus ihren Augen schwand und ihre Klarheit sich trübte.

Josef, nach der Audienz, schwebte auf Wolken. Die andern verehrten die Büsten der Kaiserin, einer großen, göttlichen Frau, die lächelnd ihre gewaltige Gegnerin, die Kaiserin-Mutter, hatte töten lassen, die lächelnd Senat und Volk von Rom in die Knie gezwungen hatte. Er selber aber sprach zu dieser ersten Dame der Welt wie zu einem beliebigen Mädchen am gewöhnlichen Alltag. Jildi, Janiki. Er hatte ihr nur lange in die Augen schauen müssen, und schon hatte sie ihm die Freilassung jener drei Männer versprochen, die der Große Rat von Jerusalem mit all seiner Weisheit und Staatskunst nicht hatte erlangen können.

Beschwingt ging er herum in den Vierteln des rechten Tiberufers, unter den Juden. Achtungsvoll starrte man ihm nach. Hinter ihm tuschelte es: das ist der Doktor Josef Ben Matthias aus Jerusalem, Priester der Ersten Reihe, Günstling der Kai-

serin. Das Mädchen Irene legte ihm ihre Verehrung wie einen Teppich unter die Füße. Die Zeit war vorbei, da Josef an den Vorabenden des Sabbats unter den Mindergeachteten sitzen mußte. Jetzt fühlte sich Cajus Barzaarone geehrt, wenn Josef den Ehrenplatz auf seinem Speisesofa einnahm. Mehr als das. Er lockerte, der alte schlaue Herr, seine vorsichtige Zurückhaltung, gab Josef Einblick in gewisse Schwierigkeiten, die er vor andern sorglich verbarg.

Seine große Möbelfabrik ging nach wie vor ausgezeichnet. Aber immer bösartiger jetzt drohte eine Gefahr, die er schon seit Jahren spürte. Immer mehr wurde es unter den Römern Mode, am Hausrat Tierfiguren als Ornamente anzubringen, als Tischfüße, als Reliefs, in hundertfältiger Verwendung. Nun hieß es aber in der Schrift »Du sollst dir kein Bild machen«, und es war den Juden verboten, Figuren von Lebendigem herzustellen. Cajus Barzaarone hatte denn auch die Herstellung von Tierornamenten bis jetzt vermieden. Allein seine Konkurrenten nützten diesen Verzicht immer rücksichtsloser aus, sie erklärten seine Fabrikate für veraltet, es war schmerzlich, wie viele seiner Kunden abwanderten. Der Verzicht auf die Herstellung von Tierornamenten kostete jetzt nach dem großen Brand den Cajus Barzaarone Hunderttausende. Er suchte Ausflüchte, Auswege. Machte geltend, er benütze die Möbel seines Magazins ja nicht selber, sondern verkaufe sie weiter. Er holte Gutachten ein bei einer Reihe von Theologen; angesehene Doktoren in Jerusalem, Alexandrien und Babylon erklärten die Herstellung der fraglichen Ornamente in seinem Fall für eine läßliche Sünde oder gar für erlaubt. Dennoch zögerte Cajus Barzaarone. Er sprach keinem Menschen von diesen Gutachten. Er wußte genau: wenn er sich, darauf gestützt, über die Bedenken der Orthodoxen wegsetzt, wird das seine Stellung in der Agrippenser-Gemeinde ernstlich gefährden. Sein Vater gar, der uralte Aaron, könnte von dem Gram über solchen Liberalismus, Gott behüte, den Tod haben. Der nach außen so sichere Mann war voll von Zweifeln und Sorgen.

Josef nahm es nicht genau mit der Befolgung der orthodoxen Riten. Aber »Du sollst dir kein Bild machen«, das war mehr als ein Gesetz, es war eine der Grundwahrheiten des

Judentums. Wort und Bild schlossen einander aus. Josef war Literat bis in alle Poren. Er hing an dem unsichtbaren Wort. Es war das Wunderbarste, was es auf der Welt gab, es wirkte gestaltlos stärker als jede Gestalt. Nur der konnte Gottes Wort, das heilige, unsichtbare, in Wahrheit besitzen, der es nicht durch sinnliche Vorstellungen befleckte, der aus innerstem Herzen auf den eitlen Tand des Bildwerks verzichtete. Er hörte die Darlegungen des Cajus Barzaarone verschlossenen Gesichtes an, ablehnend. Gerade das aber lockte den Alten. Ja, Josef hatte den Eindruck, man hätte ihn nicht ungern als Schwiegersohn gesehen.

Unterdes sickerte langsam durch, daß die Freilassung der drei Unschuldigen an, eine Bedingung geknüpft war. Die Freude der Juden, als sie diese Bedingung hörten, schlug jäh um. Was? Der Schauspieler Demetrius Liban soll den Juden Apella spielen, im Pompejus-Theater womöglich, vor vierzigtausend Menschen? Der Jude Apella. Die Juden überfröstelte es, wenn sie den bösartigen Spitznamen hörten, in den Rom seinen Widerwillen gegen die Zugewanderten am rechten Tiberufer gepreßt hatte. Das Spottwort hatte eine üble Rolle gespielt bei den Pogromen unter den Kaisern Tiber und Claudius, es bedeutete Gemetzel und Plünderung. Konnte der Haß, der jetzt schlief, nicht jeden Augenblick wieder aufwachen? War es nicht ebenso dumm wie frevelhaft, an das Ruhende zu rühren? Man hatte schlimme Beispiele, wozu ein römisches Theaterpublikum sich im Affekt hinreißen ließ. Es war ungeheuerlicher Übermut, wenn Demetrius Liban den Juden Apella auf die Bühne beschwor.

Von neuem, mit gesteigerter Wildheit, erhoben sich die strengeren unter den jüdischen Doktoren gegen den Schauspieler. War es nicht schon Sünde, sich auf eine Bühne zu stellen, in die Haut und Kleider eines andern Menschen zu schlüpfen? Hatte nicht Gott, gelobt sei sein Name, einem jeden sein Gesicht und seine Haut gegeben? War es also nicht Auflehnung, sie vertauschen zu wollen? Aber gar einen Juden darstellen, einen aus dem Samen Abrahams, einen Auserwählten, zum Spaß der Unbeschnittenen, das war Todsünde, das war Überhebung, das mußte Unheil heraufbeschwören auf die Häupter aller. Und sie

forderten Bann und Ächtung des Demetrius Liban.

Die Liberalen unter den Doktoren verteidigten den Schauspieler mit Wärme. Geschah, was er plante, nicht zum Heil der drei Unschuldigen? War es nicht das einzige Mittel, diese drei zu erretten? War nicht, den Gefangenen zu helfen, eines der obersten Gebote der Schrift? Durfte man dem Schauspieler sagen: Tu es nicht, laß die drei verfaulen, wie Tausende von den Vorvätern verkommen waren in den Ziegeleien Ägyptens?

Heftig diskutierte man. Scharfsinnig in den Seminaren der Theologiestudenten setzte man Bibelzitat gegen Bibelzitat. Allen jüdischen Hochschulen legte man das interessante Problem vor, stritt sich darüber in Jerusalem, in Alexandrien, unter den großen Doktoren Babylons, im fernen Osten. Es war eine Angelegenheit, so recht geschaffen für Theologen und Juristen, ihren Witz daran zu üben.

Der Schauspieler selber ging herum und zeigte jedem den tragischen Konflikt zwischen seinem religiösen und seinem künstlerischen Gewissen. Innerlich war er längst entschlossen, den Juden Apella zu spielen, koste es, was es wolle. Er wußte auch genau, wie er es machen werde. Bereits hatten ihm seine Librettisten, vor allem der feine, spitze Senator Marull, eine wirksame Handlung komponiert, fruchtbare Situationen. Besonders auch dem merkwürdigen mechanischen und resignierten Schaukeln, das die Leiber der drei Unschuldigen in ihren Kerkern angenommen hatten, verdankte er manchen grotesk schauerlichen Einfall. Was er zeigen wollte, war ein kühnes Gemisch von Tragik und Komik. Vorsichtig, in den volkstümlichen Kneipen des Geschäftsviertels, des Speicherviertels, der Baracken gab er einzelne Szenen zum besten, ihre Wirkung zu prüfen. Aber dann wieder versank er in Trauer, daß er wahrscheinlich das Spiel doch nicht werde zeigen können, sein Gewissen verbiete es ihm. Mit Befriedigung nahm er wahr, wie allmählich ganz Rom davon sprach: wird der Schauspieler Demetrius Liban den Juden Apella spielen? Wo sich seine Sänfte zeigte, entstand vergnügtes Geschrei, das Volk applaudierte und rief: Sei gegrüßt, Demetrius Liban, spiel uns den Juden Apella.

Er sprach auch der Kaiserin davon,» in welch trübes, gewag-

tes Unternehmen er sich da einlassen solle, und wie schwer seine Skrupel seien. Die Kaiserin lachte, lachend schaute die Kaiserin dem Schwankenden zu. Es war Weisung an die Ziegelei von Tibur gegangen, die drei jüdischen Zwangsarbeiter gut zu halten, daß sie ja nicht inzwischen verstürben. Im übrigen erwartete Poppäa ein Gutachten des Ministeriums für Bitten und Beschwerden. Die Freilassung der drei war keine große Sache; immerhin, die Orientpolitik Roms war verwickelt, und Poppäa war Römerin genug, um die Amnestierung der drei sogleich fallenzulassen, wenn die leisesten politischen Bedenken dagegen sprachen. Sie wird lächelnd, wenn es nötig sein sollte, ihr Versprechen kassieren.

Vorläufig jedenfalls hatte sie ihren Spaß daran, den Schauspieler immer wieder in sein Vorhaben hineinzujagen. Sie erzählte ihm, schon arbeite die hocharistokratische Opposition im Senat gegen die Amnestierung. Er solle sich also entscheiden, es sei unrecht, die Leiden der drei armen Kerle unnötig zu verlängern. Sie lächelte: »Wann werden Sie uns den Juden Apella spielen, Demetrius?«

Der Minister Philipp Talaß, Chef der Orientabteilung der kaiserlichen Kanzlei, läßt zum zweitenmal den Masseur kommen, daß er ihm Hände und Füße reibe. Es ist noch früh im Herbst, die Sonne ist kaum hinunter, niemand sonst friert; aber der Minister kann nicht warm werden. Er liegt, der kleine, geiernäsige Herr, auf dem Ruhebett, dick in Polster und Decken eingepackt, vor sich ein Kohlenbecken für die Hände, eines für die Füße. Auf der andern Seite des Ruhebettes reibt der leibeigene Masseur ängstlich bemüht die uralte, verschrumpfte Haut, aus der blau und trocken die Adern hervorstehen. Der Minister schimpft, droht. Der Masseur strengt sich an, über die vernarbten Stellen auf den Schultern des Greises wegzugleiten; diese Stellen, das weiß er, rühren von Peitschenhieben her, die der Minister Talaß bekommen hat, als er noch in Smyrna Leibeigener war. Die Ärzte haben tausend Mittel versucht, diese Narben zu entfernen, sie haben operiert, der große Spezialist Scribon Larg hat alle seine Salben angewandt, aber die alten Narben wollen nicht weggehen.

Es ist ein schlechter Tag heute, ein schwarzer Tag, die ganze Dienerschaft im Haus des Ministers Talaß hat das schon zu spüren bekommen. Der Sekretär weiß, was an dieser schlechten Laune schuld ist. Sie flog den Minister an, als er ihm einen Brief aus dem Ministerium für Bitten und Beschwerden vorlegte, eine kleine, formelle Anfrage. Die Herren in diesem Ministerium, vor allem der dicke, schlaue Junius Thrax, würden den Minister Talaß gern übergehen, sie lieben ihn nicht; aber unter diesem Kaiser ist die Orientabteilung zum Mittelpunkt der gesamten Reichspolitik geworden, und sie wissen, was für wüsten Stank Philipp Talaß zu machen pflegt, wenn er in irgendeiner Angelegenheit nicht gehört wird, die von fernher in sein Ressort reicht. Und so haben die Herren eine gewisse Anfrage aus dem Kabinett der Kaiserin nicht endgültig verabschiedet, bevor sie nicht auch von ihm begutachtet ist.

An sich ist es keine große Sache. Es handelt sich um ein paar alte Juden, vor Jahren im Zusammenhang mit Unruhen in Cäsarea zu Zwangsarbeit verurteilt. Die Kaiserin hat offenbar wieder eine ihrer Launen, die wievielte?, sie will die Verbrecher amnestieren, Ihre Majestät hat eine bedenkliche Schwäche für jüdisches Gesindel. Hure, verdammte! denkt der Minister und gibt dem Masseur einen unwilligen Stoß mit dem Ellbogen. Wahrscheinlich stammt sie selbst aus irgendeiner Hurerei mit Juden trotz ihres altadeligen Namens. Diese hochmütigen römischen Aristokraten sind ja seit Urväterzeiten verseucht mit allen Lastern und verderbt bis in die Knochen.

Immerhin, viel kann man gegen die Laune der Kaiserin nicht vorbringen. Nur sehr allgemeine Gesichtspunkte: die Lage im Orient verlange äußerste Energie auch in scheinbar geringfügigen Dingen und dergleichen.

Der kleine, geiernäsige Herr ärgert sich. Er schickt den Masseur fort, der Idiot kann ihm doch nicht helfen. Er legt sich auf die Seite, zieht die spitzen Knie hoch bis zur Brust, denkt scharf nach, übellaunig.

Immer diese Juden, überall kommen sie einem in die Quer.

Die Orientpolitik ist seit den Erfolgen des Feldmarschalls Corbulo an der parthischen Grenze erfreulich aktiv. Den Kaiser stachelt der Ehrgeiz, ein neuer Alexander zu werden, die

Einflußsphäre des Reichs bis an den Indus auszudehnen. Die großen, geheimnisvollen Feldzüge nach dem fernen Osten, von denen Rom seit einem Jahrhundert träumt, vor einer Generation noch läppische Knabenphantasien, sind in das Stadium ernsthafter Erwägung getreten. Die autoritativen Militärs haben Pläne ausgearbeitet, das Finanzministerium hat nach sorglicher Prüfung die Bereitstellung der Mittel für möglich erklärt.

Nur einen wunden Punkt hat das kühne Projekt dieses neuen Alexanderzugs: eben die Provinz Judäa. Sie liegt mitten im Aufmarschgebiet, man kann das große Werk nicht beginnen, solange man diese unsichere Stelle nicht dicht und fest gemacht hat. Die andern Herren des kaiserlichen Kabinetts lächeln, wenn der Minister Talaß darauf zu sprechen kommt, sie halten seinen Judenhaß für eine fixe Idee. Aber er, Philipp Talaß, kennt die Juden aus seiner asiatischen Vergangenheit. Er weiß, man kann mit ihnen keinen Frieden halten, sie sind ein fanatisches, abergläubisches, irrsinnig hochmütiges Volk, und sie werden nicht ruhen, ehe sie endgültig gezüchtigt sind, ehe ihre freche Hauptstadt dem Erdboden gleichgemacht ist. Immer wieder fallen die Gouverneure auf ihre versöhnlichen Versprechungen herein, aber immer wieder erweist sich hinterher, daß diese Beteuerungen Lügen waren. Niemals hat sich die läppische, kleine Provinz loyal in die Herrschaft des Reichs gefügt wie so viele andere größere und mächtigere Gebiete. Ihr Gott verträgt sich nicht mit den andern Göttern. Eigentlich ist Krieg in Judäa seit dem Tod des letzten in Jerusalem residierenden Königs, und Judäa wird unruhig bleiben, es wird dort Krieg sein, der Alexanderzug wird nicht möglich sein, solange nicht Jerusalem zerstört ist.

Der Minister Talaß weiß, diese Erwägungen stimmen. Aber er weiß auch, nicht sie allein sind schuld, daß, sooft er von Juden hört, ihm der Magen brennt und ihn das Zwerchfell sticht. Er denkt an seine Vergangenheit: wie er als Zugabe zu einem kostbaren Kandelaber in den Besitz eines kultivierten griechischen Herrn geriet; wie er mit äußerster Zähigkeit durch sein Gedächtnis und sein Sprachentalent hochkam, so daß sein Herr ihn ausbilden ließ; wie er in die engere Konkur-

renz derer kam, die in den kaiserlichen Dienst übernommen werden sollten; wie dann, als der Personalchef des Kaisers Cajus ihn examinierte, der jüdische Dolmetsch Theodor Zachäus sich über sein Aramäisch lustig machte, so daß die kaiserliche Kanzlei ihn um ein Haar abgelehnt hätte. Dabei war es ein winziger Fehler gewesen, man konnte streiten, ob es überhaupt ein Fehler war. Der Stinkjud stritt aber nicht, er verbesserte bloß. »Nablion«, hatte er gesagt, aber der Jud verbesserte: »Nabla« oder vielleicht »Nebel«, aber bestimmt nicht »Nablion«, und dabei hatte er ein so gemeines, niederträchtiges Lächeln. Und was dann, wenn nach soviel Jahren des Schweißes und der Kosten die Übernahme nach Rom nicht erfolgt wäre, was dann hätte sein Herr mit ihm angefangen? Totpeitschen hätte er ihn lassen. Der Minister, wenn er daran dachte, wie der Jud gelächelt hatte, wurde kalt vor Angst und Wut.

Aber es war wirklich nicht allein persönliches Ressentiment, es war guter politischer Instinkt, der ihn gegen die Juden scharfmachte. Die Welt war römisch, die Welt war befriedet durch das einheitliche, römisch-griechische System. Nur die Juden muckten auf, wollten die Segnungen dieser gewaltigen völkerverbindenden Organisation nicht erkennen. Die große Handelsstraße nach Indien, bestimmt, griechische Kultur nach dem fernsten Osten zu tragen, konnte nicht erschlossen werden, solange das hochfahrende, hartnäckige Volk nicht endgültig niedergetreten war.

Leider hatte man bei Hof kein Aug für die Gefahr Judäa. Es wehte durch das kaiserliche Palais ein verdammt freundlicher Wind für die Juden. Sein dicker Kollege Junius Thrax von der Justiz begönnerte sie. Auch in der Finanzverwaltung saßen sie. Allein in den letzten drei Jahren waren ihrer zweiundzwanzig in die Liste des Adels eingetragen worden. Sie drängten auf die Bühne, in die Literatur. Spürte man nicht geradezu körperlich, wie sie mit ihren läppischen, abergläubischen Büchern das Reich zersetzten? Dieser Claudius Regin wirft das Zeug jetzt in Schiffsladungen auf den Markt. Der alte Minister, wie er den Namen Regin denkt, zieht die Beine noch höher. Vor der Schlauheit dieses Mannes, so zuwider er ihm ist, hat er Respekt. Und dann hat dieser Regin eine Perle in seiner Truhe,

ein mächtiges, fehlerloses, zartrosiges Stück. Er möchte ihm diese Perle gern abkaufen. Er glaubt, wenn er sie an seinem Finger trägt, dann wird seine Haut weniger trocken. Wahrscheinlich würde die Perle auch auf die vernarbten Stellen an der Schulter günstig einwirken; aber der Stinkjud ist reich, Geld lockt ihn nicht, er gibt die Perle nicht.

Der Minister Talaß überlegt hin und her. Die Unruhen in Cäsarea. Regin und sein Ring. Soll man den Senat mobil machen? Man kann auf den Partherkrieg hinweisen. Und es heißt doch Nablion.

Plötzlich wirft er sich auf den Rücken, streckt sich gerade, starrt aus seinen geröteten, trockenen Augen zur Decke. Seine Magenschmerzen sind weg, auch sein Frostgefühl ist verschwunden. Er hat eine Idee, eine ausgezeichnete Idee. Nein, er gibt sich nicht mit Kleinlichem ab. Was hat er schon erreicht, wenn die drei Hunde in der Ziegelei von Tibur verrecken? Sollen sich die Herren Juden ihre Lieblinge herausholen. Sollen sie sich die drei in Knoblauch einmachen oder in ihren Sabbatkochkisten. Er weiß was Besseres. Er wird den Juden für die Freilassung dieser drei eine Rechnung schreiben, gesalzener, als irgendein Herr vom Finanzministerium sie auskalkulieren könnte. Das Edikt, das Edikt über Cäsarea. Er wird die Sache Cäsarea verquicken mit der Amnestierung der drei. Er wird das Edikt über Cäsarea dem Kaiser morgen von neuem vorlegen. Seit sieben Monaten wartet er auf die Unterschrift: bei dieser Gelegenheit wird er sie bekommen. Man kann den Juden nicht alles konzedieren. Man kann ihnen nicht ihre drei Verbrecher herausgeben und die Stadt Cäsarea dazu. Entweder das eine oder das andere. Da die Kaiserin es wünscht, wird man ihre geschätzten Märtyrer freilassen. Aber auf ihre Forderungen für Cäsarea müssen sie dann endgültig verzichten.

Er läßt sich den Sekretär kommen, verlangt seine Denkschrift über Cäsarea. Wie er sie in Erinnerung hat, ist sie kurz und schlagend. So liebt es der Kaiser; denn er will sich nicht lang mit Politik abplagen, ihn interessieren andere Dinge. Übrigens kapiert er gut, der Kaiser, er hat einen raschen, scharfen Verstand. Wenn man ihn nur dahin bringt, daß er die Denkschrift einmal richtig überliest, dann hat man auch

seine Unterschrift für das Edikt. Und diese Sache mit den drei Zwangsarbeitern kann gar nicht erledigt werden, ohne daß endlich die ganze Angelegenheit Cäsarea entschieden wird. Ja, diesmal muß der Kaiser sich entschließen. Es war ein gesegneter Einfall Poppäas, die Freilassung der drei zu verlangen.

Der Sekretär kommt, überbringt ihm die Denkschrift. Talaß überfliegt sie. Ja, er hat die Sache klar und überzeugend dargestellt.

Die nicht leibeigene Einwohnerschaft von Cäsarea setzt sich zusammen aus vierzig Prozent Juden und sechzig Prozent Griechen und Römern. Im Stadtmagistrat haben aber die Juden die Majorität. Sie sind reich, und das Wahlstatut staffelt das Stimmrecht nach ökonomischen Prinzipien. Das auf solchen Prinzipien basierende Wahlrecht hat sich im allgemeinen in den Provinzen Syrien und Judäa bewährt. Warum sollen diejenigen, die den größeren Teil der Gemeindeumlagen aufbringen, nicht auch über die Verwendung dieser Umlagen bestimmen? In Cäsarea aber bringt dieses Wahlrecht für die Majorität der Bevölkerung außerordentliche Härten mit sich. Denn die Juden nützen ihre Macht im Stadtmagistrat mit unerhörter Willkür aus. Sie verwenden die öffentlichen Gelder nicht für die Bedürfnisse der Bevölkerung, sondern schicken unverhältnismäßig große Beträge nach Jerusalem für den Tempel und für religiöse Zwecke. Es ist kein Wunder, daß es bei den Wahlen immer wieder zu blutigen Zusammenstößen kommt. Mit Erbitterung denken die Griechen und Römer Cäsareas daran, daß sie, als die Stadt unter Herodes gegründet wurde, die ersten Einwohner stellten, daß sie den Hafen bauten, von dessen Erträgnissen die Stadt lebt. Schließlich auch residiert der römische Gouverneur in Cäsarea, und die Vergewaltigung der Griechen und Römer durch die Juden wirkt in der offiziellen Hauptstadt der Provinz doppelt unerträglich. Man hat wirklich auf die Empfindlichkeit der Juden genügend Rücksicht genommen, indem man ihnen in Jerusalem absolute Autonomie konzediert hat. Es ist nicht angängig, daß man diesem nie zufriedenen Volk noch weiter entgegenkommt. Die Geschichte Cäsareas, die Herkunft und die Religion des Großteils der Bevölkerung, ihr Stamm und ihre Kraft sind

nichtjüdisch. Die Stadt Cäsarea, auf der die Ruhe und Sicherheit der ganzen Provinz steht, wird es nicht begreifen, wenn man dem loyalsten, reichstreuesten Teil ihrer Einwohnerschaft auf die Dauer sein wohlverdientes Wahlrecht vorenthält.

Der Minister Philipp Talaß hat in seinem gescheiten und hinterhältigen Gutachten die Argumente der Juden keineswegs verschwiegen. Er hat darauf hingewiesen, daß im Fall einer Änderung des Wahlstatuts die griechisch-römische Bevölkerung Verfügungsrecht über die gesamten jüdischen Steuern der Stadt erhielte, was praktisch einer weitgehenden Enteignung der jüdischen Kapitalisten gleichkäme. Aber sehr geschickt bewies er, was das für ein kleines Übel sei, gemessen an der ungeheuren Ungerechtigkeit, daß man die offizielle Hauptstadt einer für die gesamte Orientpolitik so wichtigen Provinz wie Judäa faktisch durch das bestehende Wahlrecht vom Willen einer kleinen Anzahl reicher Juden abhängig mache.

Er las nochmals. Überprüfte sorgfältig das Manuskript: seine Argumente waren durchschlagend. Er war fest entschlossen, lächelte. Ja, er wird das Kleinere, die drei Zwangsarbeiter, preisgeben, um den Juden dafür das Große zu entreißen, die schöne Hafenstadt Cäsarea.

Er rief Dienerschaft herbei, schimpfte. Ließ die Kohlenbecken hinausbringen, die Polster, die Kissen. Was fiel den Dummköpfen ein, wollten sie ihn in Hitze ersticken? Er lief auf seinen dürren Beinen hin und her, seine Knochenhände belebten sich. Er verlangte dringlich für den andern Morgen eine Audienz beim Kaiser. Er sah jetzt seinen Weg, es konnte gar nicht mißglücken.

Denn er hatte keine Eile, er konnte seine Rache auch kalt genießen. Es waren einige Jahrzehnte vergangen, seitdem der jüdische Dolmetsch Theodor Zachäus gelächelt hatte. Nablion, nun gerade und für immer: Nablion. Er kann warten. Ist das Edikt, das die Juden in Cäsarea aus ihrer angemaßten Machtstellung hinauswirft, erst unterzeichnet, dann braucht es keineswegs sogleich verkündet zu werden. Es mag dann ruhig noch Monate oder selbst ein Jahr liegenbleiben, bis man über den Beginn des großen Alexanderzuges klarsieht.

Ja, in dieser Form wird er dem Kaiser morgen die Regelung der Sache Cäsarea vorschlagen. Er ist sicher, in dieser Form wird er sie durchdrücken. Er lächelt. Er diktiert noch vor dem Abendessen die Antwort auf die Anfrage des Ministeriums für Bitten und Beschwerden, betreffend das Gutachten an das Kabinett der Kaiserin über die Amnestierung von drei jüdischen Zwangsarbeitern in der Ziegelei von Tibur. Der dicke Junius Thrax wird sich wundern, wenn er sieht, daß der Minister Talaß gegen die Freilassung der drei nichts, aber auch gar nichts einzuwenden hat.

Beim Abendessen nehmen die Gäste des Ministers nachdenklich wahr, wie geradezu aufgeräumt der alte, verdrießliche Herr sein kann.

Dem Demetrius Liban gefiel Josef immer besser. Der Schauspieler war nicht mehr ganz jung, sein Leben und seine Kunst kosteten ihn viel Kraft, es war ihm, als könne er sich an der Heftigkeit dieses Jünglings aus Jerusalem neu entzünden. War nicht auch Josef der Anlaß gewesen, daß er endlich seine große und gefährliche Idee, die Darstellung des Juden Apella, ans Licht ließ? Er zog den Josef immer häufiger in sein Haus. Der legte seine Provinzmanieren ab, erlernte mit hellem Verstand die rasche, wendige Lebensklugheit der Hauptstadt, wurde weltläufig. Den vielen Literaten, die er durch den Schauspieler kennenlernte, schaute er ihre Technik, sogar den Jargon des Metiers ab. Er hatte politische und weltanschauliche Gespräche mit Männern von Bedeutung, Liebschaften mit Frauen, die ihm gefielen, mit leibeigenen Mädchen wie mit Damen der Aristokratie.

Josef lebte also angesehen und angenehm. Dennoch packte ihn oft, wenn er allein war, prickelndes Unbehagen. Er wußte natürlich, daß die Freilassung der drei Unschuldigen nicht über Nacht erfolgen konnte. Aber nun vergingen Wochen, Monate, er wartete und wartete, wie er in Judäa gewartet hatte. Es fraß an ihm, er mußte sich Gewalt antun, um nicht aus der Rolle des Zuversichtlichen zu fallen.

Claudius Regin hatte ihn aufgefordert, er möge ihm das Memorandum schicken, dessen Vortrag solchen Eindruck auf

die Kaiserin gemacht hatte. Josef schickte das Manuskript, wartete gespannt auf eine Äußerung des großen Verlegers. Aber der schwieg. Josef wartete vier lange Wochen; Regin schwieg. Hatte er das Manuskript dem Justus zu lesen gegeben? Josef wurde es unbehaglich, wenn er an den kühlen, scharfen Kollegen dachte.

Endlich bat ihn Regin zum Essen. Einziger Gast außer Josef war Justus von Tiberias. Josef spannte sich, witterte Auseinandersetzung. Er brauchte nicht lange zu warten. Schon nach dem Vorgericht sagte der Hausherr, er habe Josefs Memorandum gelesen. Beachtliches Formtalent, aber der Inhalt, die Argumente seien schwach. Justus habe sich ja auch seinesteils, im Auftrag des Königs Agrippa, zu dem Fall der drei Verurteilten geäußert. Es wäre freundlich, wenn er ihnen seine Meinung mitteilen wollte. Dem Josef zitterten die Knie. Die Meinung ganz Roms erschien ihm mit einemmal unwichtig vor der Meinung dieses seines Kollegen Justus von Tiberias.

Justus ließ sich nicht bitten. Der Fall der drei könne nicht anders behandelt werden als im Zusammenhang mit der Angelegenheit Cäsarea. Die Angelegenheit Cäsarea könne nicht anders behandelt werden als im Zusammenhang mit der gesamten Orientpolitik Roms. Seitdem im Osten der Generalfeldmarschall Corbulo kommandiere, habe Rom in der Form manchmal, in der Sache nie Konzessionen gemacht. Bei allem Respekt vor dem Formtalent des Josef glaube er nicht, daß in der kaiserlichen Kanzlei seine Denkschrift den Ausschlag geben werde, sondern vielmehr Berichte und Aufstellungen des Finanzamts, des Generalstabs. Er, Justus, habe in der Denkschrift, die er der Orientabteilung der Kanzlei im Auftrag seines Königs Agrippa überreichte, vor allem die juristische Seite der Angelegenheit Cäsarea ins Licht gehoben. Habe hingewiesen auf das Beispiel der Stadt Alexandrien, wo Rom die Schiebungen der Judenfeinde nicht hatte durchgehen lassen. Aber er fürchte, der Minister Talaß, ohnedies Antisemit und wahrscheinlich von den Griechen Cäsareas geschmiert, werde hier trotz aller juristischen Argumente die Schiebungen der nichtjüdischen Bevölkerung begünstigen. Vom Gesichtspunkt der gesamten römischen Orientpolitik aus gesehen leider mit

gutem Grund. Justus hatte sich auf seinem Speisesofa hochgesetzt; er dozierte scharf, logisch, eindringlich. Josef hörte zu, liegend, die Hände hinterm Kopf verschränkt. Plötzlich richtete er sich hoch, beugte sich über den Tisch gegen Justus, sagte feindselig: »Es ist nicht wahr, daß es bei den Märtyrern von Tibur um Politik geht. Es geht um Gerechtigkeit, um Menschlichkeit. Nur um der Gerechtigkeit willen bin ich hier. Gerechtigkeit! Das schreie ich, seitdem ich in Italien bin, den Leuten ins Gesicht. Mit meinem Willen zur Gerechtigkeit habe ich die Kaiserin überzeugt.«

Regin wandte den fleischigen Kopf von einem zum andern. Sah das blaßbraune hagere Gesicht Josefs, das gelbbraune hagere des Justus. »Wissen Sie, meine Herren«, sagte er, und seine hohe, fettige Stimme war bewegt, »daß Sie sich ähnlich sehen?«

Beide waren sie betroffen. Sie musterten sich: der Juwelier hatte recht. Sie haßten sich.

»Ich kann Ihnen übrigens im Vertrauen sagen, meine Herren«, fuhr Regin fort, »daß Sie sich über einen Fall streiten, der erledigt ist. Ja«, sagte er ihnen in ihre verblüfften Gesichter, »die Angelegenheit Cäsarea ist entschieden. Es kann eine Weile dauern, bis das Edikt veröffentlicht wird; aber es ist unterschrieben und an den Generalgouverneur von Syrien abgegangen. Sie haben recht, Doktor Justus. Die Angelegenheit Cäsarea ist gegen die Juden entschieden.«

Die beiden jungen Leute schauten mit starren Augen auf Claudius Regin, der schläfrig vor sich hin sah. Sie waren so bestürzt, daß sie einander und ihren Streit vergaßen. »Das ist der schlimmste Schlag gegen Judäa seit mehr als hundert Jahren«, sagte Josef. »Ich fürchte, wegen dieses Edikts wird noch manches Mannes Blut fließen«, sagte Justus. Sie schwiegen, sie tranken. »Sehen Sie zu, Doktor Josef«, sagte Regin, »daß Ihre Juden vernünftig bleiben.« – »Hier in Rom läßt sich das leicht raten«, sagte Josef, und seine Stimme war voll ehrlicher Bitterkeit. Er saß zusammengeduckt, müde, wie ausgeronnen. Die Mitteilung dieses widerwärtigen, fetten Mannes füllte ihn so mit Trauer, daß sein Herz nicht einmal mehr Raum hatte für das erniedrigende Gefühl, wie lächerlich er und seine

Sendung jetzt war. Natürlich, sein Nebenbuhler hatte recht gehabt, er hatte alles vorausgesehen, und was er, Josef, sich zusammengereimt hatte, war Dunst gewesen, und sein Erfolg leeres Stroh.

Claudius Regin sprach. »Ich werde übrigens jetzt gerade«, sagte er, »bevor das Edikt bekannt ist, Ihr Memorandum veröffentlichen, Doktor Justus. Sie müssen diese Denkschrift hören«, wandte er sich ungewohnt eifrig an Josef, »sie ist ein kleines Meisterwerk.« Und er bat Justus, ein Kapitel vorzulesen. Josef, in all seiner Bedrücktheit, merkte auf, war gefesselt. Ja, gegen diese hellen, guten Sätze konnte sein armseliges, pathetisches Gerede nicht aufkommen.

Er gab es auf. Er verzichtete. Er beschloß, nach Jerusalem zurückzukehren, eine bescheidene Stellung im Dienst des Tempels anzunehmen. Er schlief schlecht in dieser Nacht, und auch den andern Tag ging er bedrückt herum. Er aß wenig und ohne Genuß, er besuchte nicht das Mädchen Lucilla, mit dem er sich für diesen Tag verabredet hatte. Er wünschte, er wäre nie nach Rom gekommen, sondern säße noch in Jerusalem, nichts wissend von den üblen und bedrohlichen Dingen, die hier gegen Judäa gesponnen wurden. Er kannte gut die Stadt Cäsarea, ihren Hafen, ihre großen Speicherviertel, ihre Reedereien, Synagogen, Geschäftsläden, Bordelle. Selbst die Bauten, die die Römer dort aufgeführt hatten, so verpönt sie waren, die Residenz des Gouverneurs, die Kolossalstatuen der Göttin Rom und des ersten Kaisers, mehrten den Ruhm Judäas, solange die Stadt von Juden verwaltet wurde. Fiel sie aber der Verwaltung durch die Griechen und Römer anheim, wurde die Hauptstadt römisch, dann war alles ins Gegenteil gekehrt, dann waren die Juden ganz Judäas, auch Jerusalems, nur mehr Geduldete in ihrem eigenen Land. Josef, wenn er dies dachte, fühlte den Boden unter seinen Füßen weggleiten. Trauer und Zorn füllte ihn vom Herzen bis an die Poren seiner Haut, daß er beinahe am Leibe krank wurde.

Als aber Demetrius Liban ihm feierlich entschlossen mitteilte, er werde also jetzt den Juden Apella spielen, auf daß die drei Märtyrer von Tibur erlöst würden, strahlte Josef wieder im

ersten unverdunkelten Glanz seines Erfolgs. Die römischen Juden nahmen den Entschluß des Schauspielers ruhiger hin, als man nach ihrer ersten Erregung hätte erwarten sollen; denn es war Winter, und die Aufführung sollte vorläufig nicht öffentlich, sondern in dem kleinen Privattheater in den kaiserlichen Gärten stattfinden. Es blieb eigentlich ein einziger, der schimpfte, der uralte Aaron; der freilich mummelte unentwegt Verwünschungen gegen das gottlose Vorhaben des Schauspielers und gegen die ganze frevelhafte neumodische Generation.

»Der Jude Apella« war das erste volkstümliche Singspiel, das im kaiserlichen Privattheater aufgeführt wurde. Das Theater faßte nur etwa tausend Menschen, die große Gesellschaft Roms beneidete diejenigen, die zu dieser Premiere Einladungen erhielten. Alle Minister waren da, der dürre Talaß, der dicke, wohlwollende Junius Thrax, Minister für Bitten und Beschwerden, auch der Gardekommandant Tigellin. Dann die neugierige, lebensfrohe Äbtissin der Vestalinnen. Claudius Regin hatte man selbstverständlich nicht vergessen. Von Juden waren nicht viele da: der elegante Julian Alf, der Präsident der Veliagemeinde, und sein Sohn; mit Mühe hatte Josef auch dem Cajus Barzaarone und dem Mädchen Irene eine Einladung verschafft.

Der Vorhang dreht sich in die Versenkung. Auf der Bühne steht der Jude Apella, ein Mann in mittleren Jahren mit einem langen, spitzen Bart, der sich zu verfärben beginnt. Er lebt in einer Landstadt in Judäa, sein Haus ist klein, er, seine Frau, seine vielen Kinder wohnen in *einem* Raum. Die Hälfte von seinem spärlichen Verdienst nehmen ihm die großen Herren in Jerusalem ab; von dem Rest nehmen die Römer in Cäsarea die Hälfte. Als sein Weib stirbt, wandert er aus. Er nimmt mit sich die kleine Rolle mit dem Glaubensbekenntnis, sie am Türpfosten seines Hauses zu befestigen, er nimmt weiter mit seine Gebetriemen, seine Wärmekiste für die Sabbatspeisen, seinen Sabbatleuchter, seine vielen Kinder und seinen unsichtbaren Gott. Er zieht nach Osten, ins Land der Parther. Er baut sich ein Häuslein, befestigt am Türpfosten die kleine Rolle mit dem Glaubensbekenntnis, schlingt die Gebetriemen um den Kopf und um den Arm, stellt sich hin, das Gesicht gegen

Westen, gegen Jerusalem, wo der Tempel liegt, und betet. Er nährt sich kärglich, es reicht nicht recht, aber er ist genügsam, ja, er schickt noch einiges nach Jerusalem für den Tempel. Doch da kommen die andern, die elf Clowns, sie sind die Parther, sie verhöhnen ihn. Sie nehmen die kleine Rolle von dem Türpfosten und seine Gebetriemen, sie schauen nach, was darin ist, sie finden beschriebenes Pergament, und sie lachen über die komischen Götter dieses Mannes. Sie wollen ihn zwingen, ihre Götter zu verehren, den hellen Ormuzd und den dunklen Ariman, und wie er sich weigert, zupfen sie ihn an seinem Bart und seinem Haar und reißen ihn so lang, bis er kniet, und das ist sehr komisch. Er erkennt nicht ihre sichtbaren Götter, und die andern erkennen nicht seinen unsichtbaren Gott. Aber für alle Fälle nehmen sie ihm das bißchen Geld weg, das er sich zusammengespart hat, für die Altäre ihrer Götter, und sie schlagen drei von seinen sieben Kindern tot. Er begräbt die drei Kinder, er geht herum zwischen den drei kleinen Gräbern, er setzt sich nieder und singt ein altes Lied: An den Strömen Babels saßen wir und weinten, und seine Bewegungen haben etwas sonderbar Schaukelndes, Groteskes und Trauriges. Dann wäscht er sich die Hände und wandert wieder weg, nach Süden diesmal, nach Ägypten. Das kleine Haus, das er sich gebaut hat, läßt er stehen, aber mit nimmt er die Rolle mit den Bekenntnissen, die Gebetriemen, die Kochkiste, den Leuchter, den Rest der Kinder und seinen unsichtbaren Gott. Er baut sich ein neues Häuslein, er nimmt sich eine neue Frau, Jahre kommen und gehen, er erwirbt neues Geld, und statt der drei erschlagenen Kinder macht er vier neue. Jetzt, wenn er betet, stellt er sich mit dem Gesicht gegen Norden, wo Jerusalem liegt und der Tempel, und er vergißt nicht, jährlich seine Abgabe nach dem Lande Israel zu schicken. Aber auch im Süden lassen ihn seine Feinde nicht. Wieder kommen die elf Clowns, diesmal sind sie Ägypter, und verlangen, daß er ihre Götter anbetet, Isis und Osiris, Stier, Widder und Sperber. Aber da kommt der römische Gouverneur und befiehlt, sie sollen von ihm ablassen. Die elf Clowns sind sehr komisch, wie sie enttäuscht abziehen. Aber er selber, der Jude Apella, in seiner Siegesfreude ist noch komischer. Wieder schaukelt

er auf merkwürdige Art mit seinem hagern Leib; aber diesmal tanzt er vor Gott, er tanzt vor der Lade mit den heiligen Büchern. Grotesk hebt er die Beine bis zu dem verfärbten Bart, sein zerlumptes Gewand flattert, mit dürrer, schmutziger Hand schlägt er ein Tamburin. Er schaukelt, alle seine Knochen loben seinen unsichtbaren Gott. So tanzt er vor der Bücherlade, wie einst der König David tanzte vor der Bundeslade. Die großen römischen Herren im Zuschauerraum lachen sehr, deutlich durch das allgemeine Gelächter hört man das scheppernde Lachen des Ministers Talaß. Aber die meisten sind etwas angefremdet, und die paar Juden starren betreten, erschrocken geradezu, auf den hüpfenden, tanzenden, schaukelnden Mann auf der Bühne. Sie denken an die Leviten, wie sie heilig mit silbernen Trompeten auf den hohen Stufen des Tempels stehen, und an den Erzpriester, wie er groß und würdevoll im Schmuck der erhabenen Gewänder und der Tempeljuwelen vor Gott hintritt, und ist das nicht Sakrileg, was der Mann da auf der Bühne macht? Aber schließlich kann auch der römische Gouverneur den Juden nicht mehr schützen. Denn der Ägypter sind zu viele, aus den elf Clowns sind elf mal elf geworden, und sie träufeln vergiftete Anschuldigungen in das Ohr des Kaisers, und sie tanzen possierlich, und sie stechen und zwicken und schießen mit kleinen, tödlichen Pfeilen, und wieder erlegen sie drei von den Kindern und seine Frau dazu. Und zuletzt zieht der Jude Apella abermals weg, mit Rolle und Riemen und Kiste und Leuchter und Kindern und seinem unsichtbaren Gott, und diesmal kommt er nach Rom. Jetzt aber wird das Spiel ganz gewagt und frech. Die Clowns trauen sich nicht, ihn leibhaft zu bedrängen, sie halten sich am Rand der Bühne. Immerhin erklettern sie, wie die Affen hüpfend, das Dach seines Hauses, sie dringen auch ins Innere, sie schauen nach, was in der Rolle ist und was in der Kochkiste. Sie parodieren ihn, wie er sich zum Gebet hinstellt, nach Osten diesmal, wo Jerusalem liegt und der Tempel. Die elf führenden Clowns tragen sehr kühne Masken jetzt, Porträtmasken, man erkennt ohne viel Mühe den Minister Talaß, den großen Juristen des Senats Cassius Longin, den Philosophen Seneca und andere sehr hochmögende Judenfeinde. Doch diesmal können

sie nicht an gegen den Juden Apella, er wird geschützt von dem Kaiser und der Kaiserin. Allein sie spähen, bis er sich eine Blöße gibt. Und siehe, er gibt sich eine Blöße. Er heiratet eine Eingeborene, eine Freigelassene. Da stecken sie sich hinter diese seine Frau und gießen ihr all ihren Hohn ins Herz. Einige außerordentlich bösartige Couplets werden gesungen über den Beschnittenen, seinen Knoblauch, seinen Gestank, den Atem seines Fastens, seine Kochkiste. Es kommt dahin, daß seine Frau ihn in Gegenwart seiner Kinder verhöhnt, weil er beschnitten ist. Da jagt er sie fort und bleibt allein mit seinen Kindern und mit seinem unsichtbaren Gott, im Schutz des römischen Kaisers. Resigniert und in wilder Sehnsucht schaukelnd singt er sein altes Lied: An den Wassern Babels saßen wir und weinten; fernher, ganz leise parodieren ihn die elf Clowns.

Die Zuschauer sehen sich an und wissen nicht recht, ob sie heitere oder traurige Gesichter machen sollen. Alle schielen nach der kaiserlichen Loge. Die Kaiserin sagt vernehmlich mit ihrer hellen Kinderstimme, so daß man es weithin hören kann, kaum ein zweites Stück aus der zeitgenössischen Produktion habe sie so interessiert wie dieses. Sie macht dem Senator Marull Komplimente, der mit falscher Bescheidenheit die Urheberschaft der Texte ablehnt. Der Kaiser ist zurückhaltend; sein Literaturlehrer Seneca hat ihm so viel von Tradition gepredigt, daß er vorläufig mit der neuartigen Technik dieses Spiels nichts Rechtes anfangen kann. Der Kaiser ist jung, blond, sein intelligentes Gesicht ist leicht aufgedunsen; seine Augen mustern beschäftigt, etwas abwesend die Zuschauer, die das Theater nicht verlassen dürfen, bevor er aufbricht. Die jüdischen Herren im Zuschauerraum stehen betreten umher. Claudius Regin bindet ächzend seinen Schnürriemen und quäkt, wenn man ihn fragt, Unverständliches. Josef ist hin- und hergeworfen zwischen Ärger und Anerkennung. Die grelle Lebenswahrheit, mit der dieser Jude Apella auf der Bühne stand, hat seinen Augen weh getan. Daß jemand alles Lächerliche dieses Juden so rücksichtslos seinem ernsthaften Schicksal beimischt, erfüllt ihn mit ebensoviel Unbehagen wie Bewunderung. Eigentlich geht es den meisten so. Sie sind

beschäftigt und unzufrieden, die jüdischen Herren geradezu bekümmert. Wirklich vergnügt ist nur der Minister Talaß.

Der Kaiser befiehlt ihn und den Justizminister Junius Thrax in die Loge und sagt nachdenklich, er sei gespannt darauf, wie die Juden eine *gewisse* Entscheidung aufnehmen werden. Die Kaiserin, unmittelbar bevor sie aufbricht, teilt Josef mit, noch am andern Tag werde die Freilassung seiner drei Unschuldigen erfolgen.

Am andern Tag, gleich nach Sonnenaufgang, wurden die drei Märtyrer entlassen. Im Villenort Tibur, im Landhaus des Julian Alf, des Präsidenten der Veliagemeinde, wurden sie unter der Aufsicht von Ärzten gebadet, gespeist, mit kostbaren Kleidern versehen. Dann setzte man sie in den schönen Reisewagen des Julian Alf. Überall am Wege, der von Tibur nach Rom führte, standen Gruppen von Juden, und wenn der Wagen vorüberkam, Läufer voran, großer Troß hinterher, sprachen sie den Segensspruch, der vorgeschrieben ist nach der Errettung aus großer Gefahr, und sie riefen den drei entgegen: »Gesegnet, die da kommen. Friede mit euch, meine Doktoren und Herren.«

Am Tibur-Tor aber war ungeheures Gedränge. Hier erwarteten, inmitten des von Polizei und Militär abgesperrten Raums, die Präsidenten der fünf jüdischen Gemeinden die Märtyrer, dann der Staatssekretär Polyb vom Ministerium für Bitten und Beschwerden, ein Zeremonienmeister der Kaiserin, vor allem aber der Schriftsteller Josef Ben Matthias, Delegierter des Großen Rats von Jerusalem, und der Schauspieler Demetrius Liban. Natürlich erregte auch hier der Schauspieler die meiste Aufmerksamkeit; aber alle ohne Ausnahme, die römischen Herren und die Juden, zeigten sich den schlanken jungen Mann mit dem hagern, fanatischen Gesicht, der kühnen Nase und den heftigen Augen: das war der Doktor Josef Ben Matthias, der die Amnestierung der drei erwirkt hatte. Es war eine große Stunde für Josef. Er sah jung, ernst, erregt und würdig aus, er machte gute Figur selbst neben dem Schauspieler.

Endlich kam der Wagen mit den dreien. Sie wurden herausgeholt. Sie waren sehr schwach, ihre Leiber schaukelten

merkwürdig mechanisch hin und her. Blicklos schauten sie in die vielen Gesichter, auf die vielen feierlichen weißen Kleider, stumpf hörten sie die Ansprachen, die sie rühmten. Ergriffen machte man sich aufmerksam auf die halbgeschorenen Schädel mit dem eingebrannten E, auf die Spuren der Kette über den Knöcheln. Viele weinten. Der Schauspieler Demetrius Liban aber kniete nieder, den Kopf neigte er in den Staub der Straße, und er küßte die Füße der Männer, die gelitten hatten für Jahve und das Land Israel. Man war gewohnt, ihn als Komiker zu sehen, das Volk lachte, wo immer er sich zeigte, aber niemand fand ihn komisch, wie er im Staub lag vor den dreien und ihre Füße küßte und weinte.

Am Sabbat darauf fand der große Gottesdienst statt in der Agrippenser-Synagoge. Der älteste von den dreien las die ersten Verse des für diesen Sabbat bestimmten Abschnittes aus der Schrift; mühsam, tief aus der Kehle holte er die Worte, das weite Bethaus war erfüllt von Menschen bis in den letzten Winkel, dicht, lautlos und gepackt standen sie die ganze Straße entlang. Josef aber wurde aufgerufen, nach Schluß der Verlesung die Thorarolle hochzuheben. Schlank und ernst stand er auf dem erhöhten Platz, hoch mit beiden Händen hob er die Rolle, drehte sich, auf daß alle sie sehen könnten, schaute mit seinen heftigen Augen über die zahllose Versammlung. Und die Blicke der Juden Roms hingen an dem jungen, glühenden Menschen, wie er die heilige Rolle der Schrift vor ihnen hochhob.

In diesem Winter wurden die drei Märtyrer sehr gefeiert. Allmählich erholten sie sich, ihre abgezehrten Leiber gewannen neuen Saft, ihre kahlgeschorenen Schädel bedeckten sich mit spärlichem neuem Haar, nach den Rezepten Scribon Largs wurden die Kettennarben über ihren Fußknöcheln getilgt. Man reichte sie von einer Gemeinde zur andern, von einem der einflußreichen jüdischen Herren zum andern. Sie nahmen die Ehrungen ziemlich stumpf hin, als gebührenden Tribut.

Langsam, mit zunehmenden Kräften, begannen sie, mehr zu reden. Es erwies sich, daß die Märtyrer zänkische, eifernde, keifende alte Herren waren. Nichts war ihnen fromm genug und den Vorschriften entsprechend. Sie stritten unter sich und

mit jedem andern, sie gingen unter den Juden Roms umher, als wäre es Jerusalem und diese Juden alle ihrer Herrschgewalt unterstellt, sie ordneten an und verboten. Bis endlich Julian Alf sie verbindlich, aber bestimmt darauf aufmerksam machte, seine Veliasynagoge liege nicht in ihrem Tempelbereich. Darauf verfluchten sie ihn und wollten ihn in den Großen Bann tun und den allgemeinen Boykott gegen ihn erklären. Alle waren schließlich froh, als die Schiffahrt wieder begann und man die drei nach Puteoli auf das Schiff nach Judäa bringen konnte.

Josefs Aufgabe in Rom war erledigt. Dennoch blieb er. Klar stand ihm wieder das Ziel vor Augen, um dessentwillen er nach Rom gekommen war: diese Stadt zu erobern. Immer deutlicher wurde ihm, daß es für ihn einen einzigen Weg gab: die Literatur. Ein großer Stoff aus der Geschichte seines Landes lockte ihn. Von jeher hatte ihn in den alten Büchern seines Volkes dieser Bericht am meisten gepackt: der Freiheitskampf der Makkabäer gegen die Griechen. Jetzt erst erkannte er, was ihn hierhergezogen hatte. Rom war reif, die Weisheit und das Geheimnis des Ostens zu empfangen. Seine Aufgabe war, der Welt jenen pathetisch heroischen Abschnitt aus der Vorzeit Israels darzustellen, so daß alle erkannten: dieses Land Israel war ausersehen, in ihm wohnte Gott.

Er sprach niemandem von seinem Vorhaben. Nach außen hin führte er das Leben eines jungen Herrn der guten Gesellschaft. Aber alles, was er sah, hörte, lebte, bezog er auf sein Werk. Es mußte möglich sein, beides zu begreifen, den Osten und den Westen. Es mußte möglich sein, die Geschichte der Makkabäer mit ihrem Glauben und ihren Wundern in die harte, klare Form zu bringen, die die Theorie der jüngeren Prosaisten verlangte. In den alten Büchern lebte er mit die Martern jener Früheren, die sie auf sich genommen hatten, um die Gebote Jahves nicht zu verletzen, und auf dem Forum, in den Kolonnaden der Livia, des Marsfelds, in den öffentlichen Bädern, im Theater lebte er mit die Schärfe und die »Technik« dieser Stadt Rom, die ihre Bewohner bezauberte, so daß alle sie beschimpften und alle sie liebten.

Ganz aus kostete er die große Versuchung der Stadt, als die Gelegenheit kam, für immer zu bleiben. Es war an dem, daß Cajus Barzaarone seine Tochter Irene verheiraten wollte. Er hatte auf Wunsch der Mutter als Schwiegersohn den jungen Doktor Licin von der Veliasynagoge in Aussicht genommen, aber es war nicht sein Herz, das diese Verbindung wünschte, und die Augen des Mädchens Irene hingen mit der gleichen schwärmerischen Begeisterung wie am ersten Tag an Josefs hagerem, fanatischem Gesicht. Man zögerte mit der Heirat, es hätte Josef nur ein Wort gekostet, und er hätte sich für alle Zeiten als Schwiegersohn des reichen Mannes in Rom hinsetzen können. Das war verlockend, das bedeutete ruhiges, breites Leben, Ansehen und Fülle. Aber es bedeutete auch Stillstand und Sichbescheiden. War es nicht ein zu kleines Ziel?

Er warf sich mit doppelter Inbrunst auf die Bücher. Bereitete mit unendlicher Gewissenhaftigkeit seine »Geschichte der Makkabäer« vor. Verschmähte es nicht, wie ein Schuljunge lateinische und griechische Grammatik zu treiben. Übte seine Handfertigkeit an schwierigen Details. So, auf kleine und mühselige Art, arbeitete er das ganze Frühjahr hindurch, bis er sich endlich reif fühlte, das Werk selbst zu beginnen.

Da trat ein Ereignis ein, das seine Fundamente erschütterte.

In diesem Frühsommer nämlich, sehr plötzlich und sehr jung, starb die Kaiserin Poppäa. Sie hatte gewünscht, früh zu sterben, unverwelkt, sie hatte oft vom Tode gesprochen, nun war ihr Wunsch erfüllt. Noch nach dem Tode bewies sie ihre Neigung für den Osten; denn in ihrem Testament hatte sie angeordnet, daß ihr Leib nicht verbrannt, sondern nach der Sitte des Ostens einbalsamiert werde.

Der Kaiser machte aus seiner Trauer und seiner Liebe ein ungeheures Fest. Der riesige Leichenzug bewegte sich durch die Stadt, Musikkorps, Klageweiber, Sprechchöre. Endlos die Prozession der Ahnen, die jetzt die Kaiserin als Letzte in ihren Zug aufnahmen. Die Wachsmasken der toten Urväter waren zu diesem Zweck aus ihren heiligen Schränken genommen worden. Schauspieler trugen sie, angetan mit der prunkhaften Amtstracht dieser toten Konsuln, Präsidenten, Minister, jeder

der Toten seine Liktoren voran mit Beilen und Rutenbündeln. Dann, grotesk, kam der ganze Zug nochmals, dargestellt wiederum von Tänzern und Schauspielern, die die vorangehenden parodierten. Auch die tote Kaiserin war darunter. Demetrius Liban hatte sich's nicht nehmen lassen, seiner Protektorin diesen letzten grausigen Liebesdienst zu erweisen, und die Juden, wenn dieses springende, hüpfende, schmerzhaft lächerliche Abbild ihrer mächtigen Gönnerin vorbeikam, heulten vor Lachen und vor Kummer. Dann folgte die Dienerschaft der Verstorbenen, der riesige Zug ihrer Beamten, Leibeigenen, Freigelassenen, dann die Offiziere der Leibgarde, endlich die Tote selbst, getragen von vier Senatoren, sitzend auf einem Lehnstuhl, wie sie es geliebt hatte, gekleidet in eines jener ernsthaft geschnittenen, doch verrucht durchsichtigen Gewänder, wie sie sie geliebt hatte, von jüdischen Ärzten kunstvoll einbalsamiert, umwölkt von Wohlgerüchen. Hinter ihr der Kaiser, das Haupt verhüllt, in einfachem schwarzem Kleid, ohne Kennzeichen seiner Gewalt. Und hinter ihm Senat und Volk von Rom.

Vor der Rednerbühne des Forums machte der Zug halt. Die Ahnen stiegen von ihren Wagen und setzten sich auf die elfenbeinernen Stühle, und der Kaiser hielt die Leichenrede. Josef sah Poppäa, sie saß auf ihrem Stuhl, wie sie damals vor ihm gesessen war, bernsteinfarben von Haar und ein wenig spöttisch, und dann war der Kaiser zu Ende, und zum letzten Male grüßte Rom seine Kaiserin. Die Zehntausende standen, den Arm mit der geöffneten Hand ausgestreckt, auch die Ahnen erhoben sich von ihren Stühlen und streckten den Arm mit der geöffneten Hand aus, und so verharrten sie grüßend, eine Minute lang, stehend, und allein die Tote saß.

Josef hatte seinen Kollegen Justus die ganze Zeit vermieden. Jetzt suchte er ihn auf. Die beiden jungen Herren schlenderten durch die Kolonnaden des Marsfelds. Justus meinte, jetzt nach dem Tode Poppäas würden die Herren Talaß und Genossen mit der Publikation des Edikts wohl nicht mehr lange warten. Josef hob die Schultern. Schweigend gingen sie zwischen den eleganten Bummlern der Kolonnaden. Dann, und zwar genau

vor dem schönen Laden des Cajus Barzaarone, hielt Justus an und sagte: »Und wenn jetzt den Juden von Cäsarea ihre Rechte weggeschwindelt werden, wird kein Mensch etwas dabei finden. Die Juden müssen in dieser Sache unrecht haben. Wenn sie Beschwerden vorbringen, die halbwegs gerechtfertigt sind, dann hört sie Rom und schafft Hilfe. Hat man nicht ihre drei Unschuldigen begnadigt? Rom ist großzügig. Rom behandelt Judäa mild, milder als andere Provinzen.«

Josef erblaßte. Hatte dieser Mensch recht? War sein Erfolg, war die Freilassung der drei für die Gesamtpolitik der Juden schädlich, da Rom auf diese Art durch Milde in einer Nebensache die Härte der Hauptentscheidung lügnerisch überzuckern konnte? Blicklos überschaute er die Möbel, die vor dem Magazin des Cajus Barzaarone feil standen.

Er erwiderte nichts, verabschiedete sich bald. Was Justus gesagt hatte, machte ihn krank. Es durfte nicht wahr sein. Er hat seine eitlen Tage, wer hat sie nicht? Aber in der Angelegenheit der drei Unschuldigen hat er aus ehrlichem Herzen heraus gewirkt, er hat nicht um eines persönlichen kleinen Erfolges willen die Sache seines Volkes verschlechtert.

Mit neuem, verbissenem Eifer warf er sich auf sein Werk. Er fastete, kasteite sich, schwor, kein Weib zu berühren, bevor er das Werk vollendet habe. Arbeitete. Schloß die Augen, um die Dinge seines Buches zu schauen, öffnete sie, um die Dinge seines Buches ins rechte Licht zu stellen. Erzählte der Welt die Geschichte von dem wunderbaren Freiheitskrieg seines Volkes. Er litt mit den Märtyrern des Buches, siegte mit ihnen. Er weihte mit Juda dem Makkabäer den Tempel neu. Mild und groß hüllte der Glaube ihn ein. Glauben, Befreiung, Triumph, alle hohen Gefühle, die er vor den alten Büchern gespürt hatte, goß er in sein Werk. Er war ein erwählter Krieger Jahves, solang er schrieb.

Er vergaß Cäsarea.

Er begann sein früheres Leben von neuem, ging in Gesellschaft, suchte sich Frauen, spielte sich auf. Er las sein Makkabäerbuch einem ausgesuchten Kreis junger Literaten vor. Man beglückwünschte ihn. Er schickte es dem Verleger Claudius Regin. Der erklärte sogleich, er übernehme die

Veröffentlichung. Aber gleichzeitig und auch im Verlag des Claudius Regin erschien ein Werk des Justus »Über die Idee des Judentums«. Josef empfand es als hinterhältig, daß weder Regin noch Justus ihm vorher davon gesprochen hatten. Er mäkelte an dem Buch des Justus, es sei nüchtern und schwunglos. Aber im Innern erschien ihm, was er selber gemacht hatte, läppischer Bombast vor den neuen, dichten und zwingenden Gedankenreihen des andern. Er verglich das Porträt des Justus, das vornean in seinem Buch gemalt war, mit seinem eigenen. Er las das kleine Werk des Justus ein zweites, ein drittes Mal. Seine eigene Schriftstellern erschien ihm kindlich, hoffnungslos.

Aber siehe, nicht nur das Mädchen Irene, jetzt die Frau des Doktor Licin, und die wohlwollenden Leser vom rechten Tiberufer, auch die Literaten und jungen Snobs in den eleganten Bädern des linken Ufers fanden das Makkabäerbuch gut. Josefs Ruf verbreitete sich, sein jüdisches Kriegsbuch wirkte als eine interessante und fruchtbare Erneuerung des Heldenepos. Junge Literaten machten sich an ihn heran, schon wurde er nachgeahmt, galt als Haupt einer Schule. Die großen Familien baten ihn, aus seinem Buch in ihrem Kreis vorzulesen. Auf dem rechten Tiberufer wurden die Kinder aus seinem Buch unterrichtet. Das Werk des Justus von Tiberias aber kannte niemand, las niemand. Der Verlagsbuchhalter im Haus des Claudius Regin erzählte Josef, vom Buch des Justus seien hundertneunzig, vom Werk des Josef viertausendzweihundert Exemplare abgesetzt, und die Nachfrage aus allen Provinzen, besonders aus dem Orient, steige ständig. Justus selbst schien sich aus Rom zurückgezogen zu haben; jedenfalls traf ihn Josef in diesen Monaten seines literarischen Erfolges nirgends.

Der Winter verging, und das früheste Frühjahr brachte eine eindrucksvolle Schaustellung römischer Macht, den lang vorbereiteten Triumph Roms über den Osten, die stolze Einleitung des neuen Alexanderzugs. Das Nachbarreich im Osten, das Partherreich unter König Vologas, einzige Großmacht der bekannten Welt außer Rom, war des langen Krieges müde, gab Armenien, das strittige Territorium, preis. Der Kaiser selber

schloß in festlicher Zeremonie den Janus-Tempel zum Zeichen, daß Friede sei auf Erden. Dann feierte er diesen ersten Sieg über den neu zu erobernden Orient in einem großartigen Schauspiel. Der Armenierkönig Tiridat mußte persönlich vor ihm erscheinen, um aus seiner Hand die Krone als Lehen entgegenzunehmen. Monatelang zog der östliche Herrscher mit riesigem Gefolge, mit Reitern und üppigen Gastgeschenken, Gold und Myrrhen, nach dem Westen, um dem römischen Kaiser zu huldigen. Durch den ganzen Orient verbreiteten sich Legenden von drei Königen aus Morgenland, die sich auf den Weg gemacht hätten, um den aufgehenden Stern im Westen anzubeten. Im übrigen hatte das Finanzministerium in Rom schwere Sorge, wie es den ganzen Aufwand bezahlen sollte, der natürlich auf Kosten der kaiserlichen Kasse ging.

Als endlich der Zug des Königs Tiridat Italien betreten hatte, wurden Senat und Volk von Rom durch eine Proklamation aufgefordert, der Huldigung des Orients vor dem Kaiser beizuwohnen. Auf allen Straßen drängten sich die Neugierigen. Die Mannschaften der kaiserlichen Garde bildeten Spalier. Durch ihre Reihen schritt der östliche König, in der Tracht seines Landes, die Tiara auf dem Kopf, den kurzen Persersäbel im Gürtel: allein die Waffe war durch Festnagelung in der Scheide unschädlich gemacht. So zog er über das Forum, stieg die Estrade hinan, auf der der römische Kaiser thronte, beugte die Stirn zur Erde. Der Kaiser aber nahm ihm die Tiara ab und setzte an ihre Stelle das Diadem. Und dann klirrten die Truppen die Schilde und Lanzen zusammen und riefen in mächtigem Sprechchor, wie sie es tagelang geübt hatten: Gegrüßt sei, Kaiser, Herrscher, Imperator, Gott!

Auf einer Tribüne an der Heiligen Straße, die über das Forum führte, wohnten Ehrengäste aus den Provinzen dem Schauspiel bei, unter ihnen Josef. Voll tiefer Erregung sah er die Demütigung des Tiridat. Der Kampf zwischen dem Osten und dem Westen war uralt. Die Perser hatten seinerzeit den Westen weit zurückgedämmt, dann aber hatte Alexander auf Jahrhunderte den Osten zurückgeworfen. In den letzten Jahrzehnten, vor allem seitdem ein Jahrhundert vorher die Parther eine große römische Armee aufgerieben hatten, schien wieder

der Osten im Vordringen. Auf alle Fälle fühlte er sich geistig überlegen, und neue Hoffnung erfüllte die Juden, im Osten werde der Erlöser aufstehen und, wie es die alten Wahrsprüche verkündeten, Jerusalem zur Hauptstadt der Welt machen. Und jetzt mußte Josef sehen, klar, mit eigenen Augen, wie Tiridat, der Bruder des mächtigen Herrschers im Osten, die Stirn in Staub drückte vor Rom. Das Partherreich lag fern, militärische Unternehmungen dorthin waren mit ungeheuren Schwierigkeiten verbunden, noch lebten dort die Enkel derer, die den großen römischen General Crassus und seine Armee mit Mann und Roß geschlagen hatten. Und dennoch schlossen die Parther dieses klägliche Kompromiß. Er hatte es zugegeben, dieser Partherprinz, daß man ihm den Säbel in der Scheide festnagelte. So wenigstens behielt er eine gewisse Autonomie und, wenn auch nur geliehen, sein Diadem. Da der mächtige Parther sich damit begnügte, war es nicht Wahnsinn, wenn man in dem kleinen Judäa glaubte, man könnte es aufnehmen mit der römischen Macht? Judäa war leicht erreichbar, umgeben von romanisierten Provinzen, seit mehr als einem Jahrhundert hatte Rom seine Verwaltung und Militärtechnik dort eingearbeitet. Was die »Rächer Israels« in der Blauen Halle zu Jerusalem zusammenredeten, war heller Irrsinn. Judäa mußte sich einordnen in die Welt wie die andern, Gott war in Italien, die Welt war römisch.

Auf einmal war Justus neben ihm. »König Tiridat macht eine schlechte Figur neben Ihren Makkabäern, Doktor Josef«, sagte er. Josef schaute ihn an, er sah gelbgesichtig aus, skeptisch, ein wenig bitter und sehr viel älter als er selber, trotzdem er es nicht war. Machte er sich lustig über ihn, oder was eigentlich sollten diese Worte? »Ich bin allerdings der Meinung«, sagte er, »daß ein in der Scheide festgenagelter Degen weniger sympathisch ist als ein gezückter.« – »Aber in vielen Fällen klüger und in manchen sogar vielleicht heroischer«, erwiderte Justus. »Ernstlich«, sagte er, »es ist schade, daß ein so begabter Mensch wie Sie sich zu einem solchen Schädling auswächst.« – »Ich ein Schädling?« entrüstete sich Josef. Es trieb ihm das Blut hoch, daß jemand so klar und nackt die nebelhaften Vorwürfe formulierte, die ihn manchmal in der Nacht peinig-

ten. »Mein Makkabäerbuch«, sagte er, »hat Rom gezeigt, daß wir Juden noch Juden sind, keine Römer. Ist das schädlich?« – »Der Kaiser zieht jetzt wohl seine Unterschrift zurück von dem Edikt über Cäsarea, was?« fragte Justus mild. »Das Edikt ist noch nicht veröffentlicht«, erwiderte Josef verbissen. »Es gibt Leute«, zitierte er, »die wissen, was Jupiter der Juno ins Ohr geflüstert hat.« – »Ich fürchte«, meinte Justus, »nachdem Rom seine Sache mit den Parthern bereinigt hat, werden Sie auf die Veröffentlichung nicht mehr lange warten müssen.« Sie saßen auf der Tribüne, unten zog Kavallerie vorbei, in Paradeuniform, doch in lockerer, bequemer Haltung, die Menge applaudierte, die Offiziere schauten hochmütig gradaus, nicht rechts, nicht links. »Sie sollten sich selber nichts vormachen wollen«, sagte Justus, beinahe verächtlich. »Ich weiß«, winkte er ab, »Sie haben die klassische Darstellung unserer Freiheitskriege geschrieben, Sie sind der jüdische Titus Livius. Nur, sehen Sie, wenn unsere lebendigen Griechen heute von dem toten Leonidas lesen, dann bleibt das ein harmloses, akademisches Vergnügen. Wenn aber unsere ›Rächer Israels‹ in Jerusalem Ihre Geschichte des Juda Makkabi lesen, dann bekommen sie heiße Augen und schauen nach ihren Waffen. Halten Sie das für wünschenswert?«

Unten ritt jetzt der Mann vorbei mit dem festgenagelten Degen. Alle auf der Tribüne erhoben sich. Frenetisch schrie das Volk ihm zu.

»Cäsarea«, sagte Justus, »ist uns endgültig entrissen. Sie haben das den Römern einigermaßen erleichtert. Wollen Sie ihnen noch viele Vorwände geben, auch Jerusalem zu einer römischen Stadt zu machen?«

»Was kann ein jüdischer Schriftsteller heute tun? Ich will nicht, daß Judäa in Rom aufgeht«, sagte Josef.

»Ein jüdischer Schriftsteller«, erwiderte Justus, »muß vor allem einmal erkannt haben, daß man heute die Welt nicht durch Eisen und Gold verändern kann.«

»Auch Eisen und Gold werden ein Stück Geist, wenn sie für geistige Dinge gebraucht werden«, sagte Josef.

»Ein schöner Satz für Ihre Bücher, Herr Livius, wenn Sie gerade nichts Faktisches vorzubringen haben«, höhnte Justus.

»Was soll Judäa tun, wenn es nicht untergehen will?« fragte Josef zurück. »Die Makkabäer haben gesiegt, weil sie bereit waren, zu sterben für ihre Überzeugung und ihre Erkenntnis.«

»Ich kann keinen Sinn darin erblicken«, erwiderte Justus, »für eine Erkenntnis zu sterben. Für eine Überzeugung zu sterben ist Kriegerart. Der Beruf des Schriftstellers ist, sie an andere weiterzugeben. Ich glaube nicht«, fuhr er fort, »daß der unsichtbare Gott Jerusalems heute so billig ist wie der Gott Ihrer Makkabäer. Ich glaube nicht, daß viel getan ist, wenn jemand für ihn stirbt. Er verlangt mehr. Es ist furchtbar schwer, für diesen unsichtbaren Gott das unsichtbare Haus zu bauen. So einfach jedenfalls, wie Sie es sich gedacht haben, Doktor Josef, ist es bestimmt nicht. Ihr Buch wird vielleicht einiges von römischem Geist nach Judäa, aber sicher nichts von jüdischem Geist nach Rom bringen.«

Den Josef beschäftigte diese Unterredung mit Justus mehr, als er wollte. Vergeblich sagte er sich, aus Justus spreche nur der Neid, weil seine Bücher Erfolg hatten und die des Justus nicht. Was Justus gegen ihn vorgebracht hatte, saß, er konnte es nicht aus seinem Herzen herausbringen. Er las das Makkabäerbuch, er rief alle die großen Gefühle zu Hilfe aus den einsamen Nächten, in denen er das Buch geschrieben hatte. Vergeblich. Er mußte mit diesem Justus fertig werden. So konnte er nicht weiterleben.

Er beschloß, die Sache Cäsarea als Zeichen zu nehmen. Seit einem Jahr jetzt fuchteln sie mit diesem albernen Edikt vor ihm herum. Nur diese Sache Cäsarea ist es, die den Gedanken des Justus recht gibt gegen ihn. Gut. Wenn sie wirklich zuungunsten der Juden entschieden werden sollte, dann unterwirft er sich, dann hat er unrecht, dann ist sein Makkabäerbuch nicht der richtige jüdische Geist, dann ist Justus der große Mann und er ein kleiner, eitler Streber.

Mehrere lange Tage geht er umher in qualvoller Erwartung. Schließlich kann er die Spannung nicht mehr ertragen. Er holt die Würfel hervor. Wenn sie günstig fallen, dann fällt die Entscheidung zugunsten der Juden. Er dreht die Kreiselwürfel. Sie fallen ungünstig. Er dreht nochmals. Sie fallen wieder

ungünstig. Er dreht ein drittes Mal. Diesmal fallen sie günstig. Er erschrickt. Er hat, wirklich ohne Absicht, den abgeschrägten Würfel genommen.

Wie immer, er will nach Judäa zurück. Er hat in diesen achtzehn Monaten Rom viel von Judäa vergessen, er sieht es nicht mehr, er muß zurück und sich Kraft aus Judäa holen.

In großer Eile rüstet er seine Abreise. Die halbe Judenschaft steht am Drei-Straßen-Tor, wo der Wagen abfährt, der ihn an sein Schiff nach Ostia bringen soll. Drei der Versammelten begleiten ihn weiter: Irene, die Frau des Doktor Licin, der Schauspieler Demetrius Liban, der Schriftsteller Justus von Tiberias.

Demetrius, auf dem Wege, spricht davon, wie auch er einmal nach Zion reisen wird, und dann für immer. Nein, allzulange wird er nicht mehr warten müssen. Er glaubt nicht, daß er noch länger als sieben oder acht Jahre spielen wird. Dann, endlich, wird er Jerusalem sehen. Er träumt vom Tempel, wie er strahlend über der Stadt hängt mit seinen riesigen Terrassen, seinen weiß und goldenen Hallen. Er träumt von dem mattschillernden Vorhang, der das Allerheiligste abschließt, dem kunstvollsten Gewebe der bekannten Welt. Er kennt jede Einzelheit des Heiligtums, besser wahrscheinlich als mancher, der es mit leiblichen Augen gesehen hat, so oft hat er sich davon erzählen lassen.

Sie sind im Hafen von Ostia angelangt. Die Sonnenuhr zeigt die achte Stunde. Josef rechnet kindlich, mühsam und beharrlich. Es sind jetzt ein Jahr sieben Monate zwölf Tage und vier Stunden, daß er fort ist aus Judäa. Es überfällt ihn plötzlich eine schier leibliche Begierde nach Jerusalem, er möchte seinen Atem mit in die Segel des Schiffes blasen, auf daß es schneller fahre.

Die drei Freunde stehen am Kai. Ernst und still Irene, spöttisch und traurig Justus, aber Demetrius Liban streckt mit großer Geste den Arm mit der flachen Hand aus, den Oberkörper nach vorn geneigt. Es ist mehr als ein Abschiedsgruß an Josef, es ist ein Gruß an das ganze, ferne, heißbegehrte Land.

Die Menschen verschwinden. Ostia, Rom, Italien verschwin-

den. Josef ist auf dem freien Meer. Er fährt nach Judäa.

Mit ihm auf dem gleichen Schiff fährt der Geheimkurier, der dem Gouverneur von Judäa den Befehl überbringt, der Stadt Cäsarea die kaiserliche Entscheidung über das Wahlstatut zu verkünden.

ZWEITES BUCH

Galiläa

Am 13. Mai, um neun Uhr morgens, empfing der Gouverneur Gessius Flor den Magistrat von Cäsarea und teilte ihm die kaiserliche Entscheidung über das Wahlstatut mit, durch welche die Juden ihrer Herrschaft über die offizielle Hauptstadt des Landes verlustig gingen. Um zehn Uhr wurde das Edikt durch den Sprecher der Regierung von der Rednertribüne auf dem großen Forum verkündet. In den Werkstätten der Brüder Zakynth arbeitete man bereits daran, den Wortlaut des Ediktes in Bronze zu gießen, damit es in dieser Form in den Archiven der Stadt für alle Zeiten aufbewahrt werde.

Unter der griechisch-römischen Bevölkerung brach ungeheurer Jubel los. Die Kolossalstatuen an der Hafeneinfahrt, die Bildnissäulen der Göttin Rom und des Begründers der Monarchie, die Porträtbüsten des regierenden Kaisers an den Straßenecken wurden festlich bekränzt. Musikkorps, Sprechchöre durchzogen die Straßen, im Hafen schenkte man freien Wein aus, die Leibeigenen bekamen Urlaub. In den Stadtvierteln der Juden aber starrten die sonst so lärmvollen Häuser weiß und öde, die Läden waren geschlossen, die Furcht vor einem Pogrom lag beklemmend über den heißen Straßen.

Am Tag darauf, einem Sabbat, fanden die Juden, als sie ihre Hauptsynagoge besuchen wollten, vor dem Tor den Führer eines griechischen Stoßtrupps mit seinen Leuten, wie er ein Vogelopfer darbrachte. Solche Opfer pflegten Aussätzige darzubringen, und es war die beliebteste Beschimpfung der Juden im vorderen Asien, daß man sie für Abkömmlinge ägyptischer Aussätziger erklärte. Die Synagogendiener forderten die Griechen auf, sich für ihr Opfer einen andern Platz auszusuchen. Die Griechen höhnten zurück, die Zeiten, in denen die Juden in Cäsarea das Maul aufreißen konnten, seien vorbei. Die jüdischen Beamten wandten sich an die Polizei. Die erklärte, sie müsse erst Instruktionen einholen. Einige Hitzköpfe unter den Juden wollten die freche Zeremonie der Griechen nicht länger mit anschauen, versuchten, den Opfertopf mit Gewalt wegzunehmen. Dolche, Messer blitzten hoch. Endlich, es gab bereits Tote und Verwundete, griffen römische Truppen ein. Sie nahmen eine Reihe von Juden als Anstifter des Landfrie-

densbruchs fest, den Griechen konfiszierten sie den Opfertopf. Wer von den Juden konnte, flüchtete jetzt mit seinem beweglichen Gut fort von Cäsarea; die heiligen Schriftrollen wurden in Sicherheit gebracht.

Die Vorgänge in Cäsarea, das Edikt und seine Folgen, bewirkten, daß der Kleinkrieg, den Judäa seit nunmehr hundert Jahren gegen die römische Schutzmacht führte, überall im Land mit neuer, wilder Erbitterung hochflammte. Bisher hatten zumindest in Jerusalem die beiden Parteien der Ordnung, die aristokratischen »Unentwegt Rechtlichen« und die bürgerlichen »Wahrhaft Schriftgläubigen«, Gewalttätigkeiten gegen die Römer verhindern können: jetzt, nach dem Edikt von Cäsarea, bekam die dritte Partei die Oberhand, die »Rächer Israels«.

Immer mehr Leute von den »Wahrhaft Schriftgläubigen« fielen jetzt ihnen zu, selbst der Chef der Tempelverwaltung, der Doktor und Herr Eleasar Ben Simon, ging öffentlich zu ihnen über. Überall sah man ihr Zeichen, das Wort Makkabi, die Initialen des hebräischen Satzes: »Wer ist wie du, o Herr?«, die Parole des Aufstandes. In Galiläa tauchte mit einemmal der Agitator Nachum auf, der Sohn des von den Römern hingerichteten Patriotenführers Juda. Er war fast ein Jahrzehnt verschollen gewesen, man hatte geglaubt, er sei umgekommen, nun plötzlich zog er durch die Städte und Dörfer der Nordprovinz, überall liefen die Massen ihm zu. »Worauf denn noch wollt ihr warten?« beschwor er inbrünstig, fanatisch die dumpf und erbittert Lauschenden. »Die bloße Gegenwart der Unbeschnittenen besudelt euer Land. Ihre Regimenter trampeln frech über die Fliesen des Tempels, ihre Trompeten kreischen scheußlich in die heilige Musik. Ihr seid auserwählt, Jahve zu dienen: ihr könnt nicht den Cäsar, den Schweinefresser, anbeten. Denkt an die großen Eiferer des Herrn, an Pinchas, an Eli, an Juda den Makkabäer. Drücken euch eure eigenen Ausbeuter nicht genug? Müßt ihr euch noch von den Fremden den Segen rauben lassen, den Jahve für euch bestimmt hat, daß sie Fechterspiele damit veranstalten und Tierhetzen? Laßt euch nicht bange machen von der Feigheit der ›Wahrhaft Schriftgläubigen‹! Kuscht nicht vor der Profitgier der ›Unent-

wegt Rechtlichen‹, die die Hand der Unterdrücker streicheln, weil sie ihren Geldsack beschützt. Die Zeit ist erfüllt. Das Himmelreich ist nahe. In ihm zählt der Arme genauso wie der Fettbauch. Der Messias ist geboren, er wartet nur darauf, daß ihr euch regt, dann wird er sich zeigen. Erschlagt die Feiglinge vom Großen Rat in Jerusalem! Erschlagt die Römer!«

Die bewaffneten Verbände der »Rächer Israels«, die ausgetilgt schienen, tauchten im ganzen Land wieder auf. In Jerusalem kam es zu wilden Kundgebungen. In der Provinz wurden Römer, die sich ohne militärischen Schutz auf die Landstraßen wagten, überfallen, als Geiseln verschleppt. Da gerade die kaiserliche Finanzverwaltung gewisse Steuerrückstände mit Härte eintrieb, zeigten sich junge Anhänger der »Rächer Israels« mit Sammelbüchsen auf den Straßen, bettelten bei den Passanten: gebt eine mildtätige Gabe für den armen, unglücklichen Gouverneur. Gessius Flor beschloß, scharf durchzugreifen, verlangte, man solle ihm die Rädelsführer ausliefern. Die einheimischen Behörden erklärten, sie könnten sie nicht ermitteln. Der Gouverneur ließ durch Truppen den Obern Markt und die angrenzenden Straßen, wo man die Hauptsitze der »Rächer Israels« vermutete, Haus für Haus durchsuchen. Die Haussuchungen gingen in Plünderungen über. Die Juden wehrten sich, von den Dächern einzelner Häuser wurde geschossen. Auch unter den Römern gab es Tote. Der Gouverneur verkündete das Standrecht. Die erbitterten Soldaten schleppten Schuldige und Unschuldige vor Gericht; die bloße Bezichtigung, jemand gehöre zu den »Rächern Israels«, genügte. Es regnete Todesurteile. Das Gesetz verbot, römische Bürger anders als durchs Schwert hinzurichten. Gessius Flor ließ jüdische Männer, selbst wenn sie den Rittertitel und den Goldenen Ring des Zweiten römischen Adels trugen, schmählich am Kreuz exekutieren.

Als auch zwei Mitglieder des Großen Rats abgeurteilt werden sollten, erschien vor den Offizieren des Standgerichts, begleitet von einer stummen, ergriffenen Menge, die Prinzessin Berenike, die Schwester des Titularkönigs Agrippa. Sie hatte wegen Errettung aus einer Krankheit ein erschwertes Gelübde getan, so daß sie mit kurzgeschorenem Haupthaar ging und ohne jeden Schmuck. Sie war eine schöne Frau, in Jerusalem sehr

geliebt und gern gesehen auch am römischen Hof. Ihre Art zu gehen war berühmt in der ganzen Welt. Von der deutschen Grenze bis zum Sudan, von England bis an den Indus konnte man einer Frau kein willkommeneres Kompliment machen als: sie gehe wie die Prinzessin Berenike. Jetzt nun schritt diese große Dame demütig her, nach Art der Schutzflehenden, barfuß, das schwarze Gewand nur von einer Schnur gehalten, das Haupt mit dem kurzen Haar gebeugt. Sie neigte sich vor dem Vorsitzenden des Gerichts und bat um Gnade für die beiden Priester. Die Offiziere waren zunächst höflich, machten galante Scherze. Da aber die Prinzessin nicht abließ, wurden sie kühl und kurz, zuletzt geradezu grob, und Berenike mußte sich, übel gedemütigt, zurückziehen.

Es kamen in diesen fünf Tagen vom 21. bis zum 26. Mai in ! Jerusalem über dreitausend Menschen ums Leben, darunter an tausend Frauen und Kinder.

Die Stadt kochte in dumpfer Empörung. Bisher waren zumeist Bauern und Proletarier den »Rächern Israels« zugelaufen, jetzt schlossen sich immer mehr Bürger ihnen an. Überall raunte es oder schrie es auch offen, übermorgen, nein, morgen schon werde das Land sich gegen die römische Gewalt erheben. Die einheimische Regierung, das Kollegium des Erzpriesters und der Große Rat, sahen mit Sorge, welche Wendung die Dinge nahmen. Die gesamte Oberschicht wünschte Verständigung mit Rom, hatte Angst vor einem Krieg. Die »Unentwegt Rechtlichen«, Aristokraten zumeist und reiche Leute, die die wichtigsten Staatsämter innehatten, fürchteten, ein Krieg gegen Rom werde unausbleiblich in eine Revolution gegen ihre eigene Herrschaft ausmünden; denn sie hatten von jeher die bescheidenen Forderungen der Pachtbauern, Kleinbürger, Proletarier starr und hochmütig abgelehnt. Die »Wahrhaft Schriftgläubigen« aber, die Partei der Doktoren des Tempels von Jerusalem, Gelehrte, Demokraten, denen die große Masse des Volkes anhing, glaubten, man müsse es Gott überlassen, die alte Freiheit des Staates wiederherzustellen, und warnten vor jeder Gewalttätigkeit, solange die Römer die Lehre nicht antasteten, die sechshundertdreizehn Gebote des Moses.

Die Führer beider Parteien wandten sich dringlich an den König Agrippa, der in Ägypten weilte, und baten ihn, zwischen den Aufständischen und der römischen Regierung zu vermitteln. Diesem König hatten die Römer zwar nur in Transjordanien und in einigen Städten Galiläas wirkliche Herrschaft belassen, in Judäa hatten sie seine Befugnis auf die Oberaufsicht über den Tempel beschränkt. Aber noch hatte er den Königstitel, galt als der erste Mann unter den Juden, war beliebt. Eiligst, auf die Bitten der jüdischen Regierung, reiste er nach Jerusalem, gewillt, selber zu den Massen zu reden.

Zehntausende kamen, ihn zu hören, auf den großen Platz vor dem Makkabäerpalais. Sie standen dichtgedrängt, hinter ihnen war die alte Stadtmauer und, von einer schmalen Brücke überspannt, die Talenge, und wieder dahinter weiß und golden die ragende Westhalle des Tempels. Die Menge begrüßte den König gedrückt, gespannt, ein wenig mißtrauisch. Dann aber kam zwischen sich neigenden Offizieren die Prinzessin Berenike aus dem Tor des Palastes, schwarzgekleidet wieder, aber nicht in der Tracht der Schutzflehenden diesmal, sondern in schwerem Brokat. Unter dem kurzen Haar schien ihr langes, edles Gesicht doppelt kühn. Alle verstummten, als sie aus dem Palais trat, wie wohl die Betenden verstummen, die am Neumondstag auf den jungen Mond gewartet haben: er war zwischen Wolken und unsichtbar, jetzt aber kommt er heraus, und sie freuen sich. Langsam stieg die Prinzessin die Treppen herunter zu ihrem Bruder, schwer bauschte sich der Brokat um die still Schreitende. Und wie sie jetzt die beiden Hände mit den Flächen gegen das Volk hob, gaben sie inbrünstig, stürmisch den Gruß zurück: sei gegrüßt, Berenike, Fürstin, die da kommt im Namen des Herrn.

Dann begann der König seine Rede. In eindringlichen Sätzen führte er aus, wie hoffnungslos eine Erhebung gegen das römische Protektorat sei. Er hob, der elegante Herr, die Schultern, ließ sie wieder fallen, malte mit seinem ganzen Körper die Sinnlosigkeit des Unternehmens. Hatten nicht alle Völker der Erde sich auf den Boden der Tatsachen gestellt? Die Griechen, die sich einstmals gegen ganz Asien hatten behaupten können, die Makedonier, deren Alexander vor Zeiten den

großen Samen eines Weltreiches ausgestreut hatte: genügte heute nicht eine Besetzung von zweitausend römischen Soldaten für beide Länder zusammen? Gallien hatte dreihundertfünf verschiedene Stämme, besaß ausgezeichnete natürliche Befestigungen, erzeugte alle Rohstoffe im eigenen Land: reichten nicht zwölfhundert Mann aus, nicht mehr, als das Land Städte hatte, um jeden leisesten Gedanken an Auflehnung zu unterdrücken? Zwei Legionen genügten, römische Ordnung in dem riesigen, reichen, altkultivierten Ägypten zu sichern. Gegen die Deutschen, bekanntlich von einer Gemütsart heftiger als die der wilden Tiere, kam man mit vier Legionen aus, und im ganzen Gebiet diesseits des Rheins und der Donau reiste man so friedlich wie in Italien selbst. »Habt ihr denn«, der König schüttelte bekümmert den Kopf, »keinen Maßstab für eure eigene Schwäche und die Kraft Roms? Sagt mir doch, wo habt ihr eure Flotte, eure Artillerie, eure Finanzquellen? Die Welt ist römisch: wo wollt ihr Bundesgenossen und Hilfe hernehmen? Vielleicht aus der unbewohnten Wüste?«

König Agrippa redete seinen Juden gut zu wie unverständigen Kindern. Genau betrachtet, seien die Steuern, die Rom verlange, nicht übermäßig hoch. »Bedenkt doch, die Stadt Alexandrien allein bringt in einem Monat mehr Steuern auf als ganz Judäa in einem Jahr. Und leistet Rom nicht auch allerhand für diese Steuern? Hat es nicht ausgezeichnete Straßen geschaffen, moderne Wasserleitungen, eine rasch arbeitende, gut geschulte Verwaltung?« Mit großer, dringlicher Geste beschwor er die Versammlung. »Gerade noch liegt das Schiff im Hafen. Seid vernünftig. Fahrt nicht mitten in das fürchterliche Unwetter und den sicheren Untergang.«

Die Rede des Königs machte Eindruck. Viele riefen, sie seien nicht gegen Rom, sie seien nur gegen diesen Gouverneur, gegen Gessius Flor. Hier aber hakten geschickt die »Rächer Israels« ein. Der junge, elegante Doktor Eleasar vor allem forderte in wirkungsvollen Sätzen, der König solle als Erster ein Ultimatum an Rom unterzeichnen, das die sofortige Abberufung des Gouverneurs verlangte. Agrippa wich zurück, suchte hinzuzögern, auszubiegen. Eleasar drängte auf klare Antwort, der König lehnte ab. Immer mehr schrien: »Die Unterschrift!

Das Ultimatum! Nieder mit Gessius Flor!« Die Stimmung schlug um. Man rief, der König stecke mit dem Gouverneur unter einer Decke, sie alle wollten nur das Volk ausbeuten. Schon drangen einige entschlossen aussehende Burschen auf den König ein. Gerade noch konnte er sich unter dem Schutze seiner Herren heil in das Palais zurückziehen. Den Tag darauf verließ er die Stadt, sehr erbittert, begab sich in seine sicheren transjordanischen Provinzen.

Nach dieser Niederlage der Feudalherren und der Regierung trieben es die Radikalen mit allen Mitteln zum Äußersten. Seit der Begründung der Monarchie, seit hundert Jahren, sandten Kaiser und Senat von Rom allwöchentlich ein Opfer für Jahve und seinen Tempel. Jetzt gab Doktor Eleasar als Chef der Tempelverwaltung den diensttuenden Priestern Anweisung, dieses Opfer nicht mehr anzunehmen. Vergeblich beschworen ihn der Erzpriester und sein Kollegium, die Schutzmacht nicht auf so unerhörte Art zu provozieren. Doktor Eleasar schickte das Opfer des Kaisers mit Hohn zurück.

Dies war das Zeichen für die jüdischen Kleinbürger, Bauern und Proletarier, sich offen gegen die Römer und gegen ihre eigenen Feudalherren zu erheben. Die römische Garnison war schwach. Die »Rächer Israels« waren bald im Besitz aller strategisch wichtigen Punkte der Stadt. Sie steckten das Finanzamt in Brand, vernichteten unter Jubelgeschrei die Steuerlisten und Hypothekenverzeichnisse. Zerstörten und plünderten die Häuser vieler mißliebiger Aristokraten. Schlossen die römischen Truppen im Makkabäerpalais ein. Die Römer hielten diesen letzten, stark befestigten Stützpunkt mit großer Tapferkeit. Aber ihre Position war aussichtslos, und als ihnen die Juden gegen Ablieferung der Waffen freien Abzug zusicherten, nahmen sie das Angebot mit Freuden an. Beide Parteien bekräftigten das Abkommen durch Eid und Handschlag. Sowie aber die Belagerten die Waffen abgelegt hatten, stürzten sich die »Rächer Israels« auf die Wehrlosen und machten sich daran, sie niederzumetzeln. Die Römer leisteten keinen Widerstand, sie baten auch nicht um ihr Leben, aber sie riefen: Eid! Vertrag! Sie riefen es im Chor, immer weniger riefen es, immer schwächer wurde der Chor, zuletzt rief nur mehr ein einziger:

Eid! Vertrag!, und dann verstummte auch er. Dies geschah am 7. September, am 20. Elul jüdischer Rechnung, einem Sabbat.

Der Rausch der Tat kaum vorbei, bemächtigte sich der ganzen Stadt eine tiefe Beklemmung. Wie zur Bestätigung dieses üblen Gefühls trafen sehr bald schon Nachrichten ein, in zahlreichen Städten mit gemischter Bevölkerung seien die Griechen über die Juden hergefallen. In Cäsarea allein waren an jenem schwarzen Sabbat zwanzigtausend Juden gemetzelt worden, die übrigen hatte der Gouverneur in die Docks getrieben und zu Leibeigenen erklärt. Als Antwort verheerten die Juden in den Städten, in denen sie die Majorität hatten, die griechischen Bezirke. Seit Jahrhunderten schon hatten die Griechen und Juden, die an der Küste, in Samaria, am Rand von Galiläa in den gleichen Städten wohnten, einander gehaßt und verachtet. Die Juden waren stolz auf ihren unsichtbaren Gott Jahve, sie waren überzeugt, nur für sie werde der Messias kommen, sie gingen hochfahrend einher im Gefühl ihrer Auserwähltheit. Die Griechen machten sich lustig über die fixen Ideen, den stinkenden Aberglauben, die lächerlichen, barbarischen Gebräuche der Juden, und jeder tat dem Nachbarn das Böseste an. Immer schon hatte es zwischen ihnen blutige Händel gegeben. Jetzt wütete weit über die Grenzen Judäas hinaus Plünderung, Mord und Brand, und das Land füllte sich mit unbegrabenen Leichen.

Als es soweit war, beschloß der Vorgesetzte des Gessius Flor, Cestius Gall, Generalgouverneur von Syrien, in Judäa endlich durchzugreifen. Er war ein alter, skeptischer Herr, überzeugt, was man nicht getan habe, bereue man seltener und weniger bitter als das Getane. Nachdem indes die Dinge einmal so übel ausgereift waren, durfte man keine falsche Schwäche zeigen: Jerusalem mußte energisch gezüchtigt werden.

Cestius Gall mobilisierte die ganze Zwölfte Legion, dazu acht weitere Regimenter syrischer Infanterie. Forderte auch von den Vasallenstaaten ansehnliche Kontingente. Der jüdische Titularkönig Agrippa, beflissen, Rom seine Bundestreue zu beweisen, bot allein zweitausend Mann Kavallerie auf, dazu drei Regimenter Schützen, und stellte sich persönlich an ihre Spitze. Umständlich, bis ins kleinste Detail, legte Cestius Gall

das Programm der Strafexpedition fest. Vergaß auch nicht, die feuertelegrafischen Siegesmeldungen vorzubereiten. Rom sollte, sowie er als Richter und Rächer in Jerusalem einziehen wird, es am gleichen Tage erfahren.

Gewaltig, von Norden her, brach er in das meuterische Land. Nahm programmgemäß die schöne Siedlung Zabulon-Männerstadt, plünderte sie, brannte sie nieder. Nahm programmgemäß die Küstenstadt Joppe, plünderte sie, brannte sie nieder. Geplünderte, niedergebrannte Städte, gemetzelte Menschen zeichneten seinen Weg, bis er programmgemäß am 27. September vor Jerusalem stand.

Aber hier stockte er. Am 9. Oktober, hatte er errechnet, werde er im Besitz des Forts Antonia, am 10. im Besitz des Tempels sein. Jetzt war schon der 14., und das Fort Antonia hielt sich immer noch. Die »Rächer Israels« hatten nicht gezögert, die zahllosen Wallfahrer, die aus Anlaß des Laubhüttenfestes gekommen waren, zu bewaffnen, die Stadt floß über von freiwilligen Truppen. Der 27. Oktober kam, Cestius Gall stand nun schon einen ganzen Monat vor Jerusalem, und immer noch warteten an den sorglich vorbereiteten Feuerposten die Telegrafisten vergeblich, schon fürchtend, der Apparat klappe nicht und sie würden bestraft. Cestius beorderte neue Verstärkungen heran, ließ mit großen Opfern alle Stoßmaschinen an den Mauern in Stellung bringen, bereitete für den 2. November einen endgültigen Sturmangriff mit solchen Mitteln vor, daß er menschlicher Voraussicht nach nicht mißglücken konnte.

Die Juden hielten sich tapfer. Allein was vermochte individuelle Tapferkeit gegen die überlegene Organisation der Römer? Was zum Beispiel konnte der rührende Ausfall der drei Greise nützen, die sich am 1. November, am Tag vor dem Sturm, allein vor die Mauern begaben, die römische Artillerie in Brand zu stecken? Am hellen Mittag erschienen sie plötzlich vor den römischen Posten, drei uralte Juden mit den Abzeichen der »Rächer Israels«, der Feldbinde, die die Buchstaben Makkabi trug, die Initialen der hebräischen Worte: »Wer ist wie du, o Herr?« Erst glaubte man, sie seien Parlamentäre und hätten eine Botschaft der Belagerten zu überbringen, aber sie waren keine Parlamentäre, vielmehr schossen sie mit ihren zitteri-

gen Greisenhänden Brandpfeile gegen die Maschinen. Das war offenkundiger Wahnsinn, und die Römer – was sollte man sonst mit den Wahnsinnigen anfangen? – machten sie erstaunt, gutmütig scherzend, fast mitleidig nieder. Es stellte sich noch am gleichen Tage heraus, daß es jene drei Mitglieder des Großen Rates waren, Gadja, Jehuda und Natan, von den Gerichten des Kaisers seinerzeit zu Zwangsarbeit verurteilt, dann in großer Milde freigelassen. Immer wieder hatten die Römer diese Amnestierung als schlagendes Beispiel ihrer eigenen Gutwilligkeit angeführt und hatten daran erweisen wollen, daß nicht römische Härte, sondern jüdische Bockbeinigkeit die Hauptschuld an den entstandenen Unruhen trage. Auch in den Reden der »Unentwegt Rechtlichen« und der »Wahrhaft Schriftgläubigen« spielte die Amnestierung als Beweis für römische Großmut eine wichtige Rolle. Die drei Märtyrer wollten nicht länger in ihrer Stadt umherlaufen als leibhaftes Exempel für die edle Gesinnung des Erzfeindes. Ihr Herz gehörte den »Rächern Israels«. So entschlossen sie sich als fanatische Pädagogen zu dieser beispielhaften, frommen und heroischen Tat.

Die Führer der Makkabi-Leute freilich wußten sehr gut, daß mit Gesinnung allein wenig auszurichten war gegen die Belagerungsmaschinen der Römer. Mit dem Willen, die Stadt nicht zu übergeben, doch ohne Hoffnung, sie zu halten, sahen sie die Vorbereitungen zu dem letzten Sturm, der am andern Tage erfolgen mußte.

Er erfolgte nicht. In der Nacht gab Cestius Gall Befehl, die Belagerung abzubrechen, den Rückzug anzutreten. Er sah krank und verstört aus. Was war geschehen? Niemand wußte es. Man bestürmte den Oberst Paulin, den Adjutanten des Cestius Gall. Er zuckte die Schulter. Die Generäle schüttelten die Köpfe. Cestius gab für den überraschenden Befehl keine Gründe, und die Disziplin verbot, zu fragen. Die Armee setzte sich in Bewegung, rückte ab.

Bestürzt erst, ohne Glauben, dann mit einem Aufatmen, dann mit ungeheurem Jubel sahen die Juden diesen Aufbruch der Belagerungsarmee. Zögernd, immer noch ein taktisches Manöver befürchtend, dann mit wachsender Kraft machten sie

sich an die Verfolgung. Es wurde für die Römer ein schwieriger Rückzug. Von Jerusalem her drückten die Aufständischen hart nach. In dem nördlichen Gebiet, das die Römer durchqueren mußten, hatte ein gewisser Simon Bar Giora, ein galiläischer Freischärlerführer, einen erbitterten Kleinkrieg organisiert. Jetzt besetzte dieser Simon Bar Giora nach einem raschen Umgehungsmarsch mit dem Gros seiner Kräfte die Schlucht von Beth Horon. Der Name dieser Schlucht klang lieblich in die Ohren der jüdischen Freischärler. Hier hatte der Herr die Sonne stillstehen lassen, auf daß der General Josua einen Sieg für Israel erfechte; hier hatte Juda der Makkabäer die Griechen triumphal geschlagen. Auch das Manöver Simon Bar Gioras gelang: die Römer erlitten eine Schlappe, wie sie in Asien seit den Partherkriegen keine mehr erlebt hatten. Die Juden hatten noch nicht tausend Tote, die Römer verloren an Toten fünftausendsechshundertachtzig Mann Infanterie und dreihundertachtzig Mann Kavallerie. Unter den Toten war der Gouverneur Gessius Flor. Die gesamte Artillerie, alles sonstige Kriegsmaterial, der Goldene Adler der Legion, dazu die reiche Kriegskasse fiel in die Hände der Juden.

Dies geschah am 3. November römischer, am 8. Dios griechischer, am 10. Marcheschvan jüdischer Rechnung, im zwölften Regierungsjahr des Kaisers Nero.

Feierlich mit ihren Instrumenten standen die Leviten auf den Stufen des Heiligen Raumes, hinter ihnen im Heiligen Raum selbst Priester aller vierundzwanzig Reihen. Nach dem überraschenden Sieg über Cestius Gall hatte der Erzpriester Anan, wiewohl er die Partei der »Unentwegt Rechtlichen« führte, einen Dankgottesdienst anberaumen müssen, und nun zelebrierte man das große Hallel. Die Ereignisse der letzten Tage hatten Fremde auf allen Straßen in die Stadt gespült, überwältigt starrten sie auf den strengen Prunk. Wie Meeresbrandung brauste es durch die riesigen weiß und goldenen Hallen: Dies ist der Tag des Herrn. Lasset uns jauchzen und fröhlich sein. Und immer wieder, durch die hundertdreiundzwanzig vorgeschriebenen Variationen: Lobet den Herrn!

Josef stand ganz vorn, in seiner weißen Amtstracht, den blauen Gürtel mit den eingewirkten Blumen um die Taille. Hingerissen wie die andern warf er im vorgeschriebenen Takt den Oberkörper. Niemand spürte tiefer als er, wie wunderbar dieser Sieg war, den ungeschulte Freischärler über eine römische Legion errungen hatten, über dieses Meisterwerk an Technik und Präzision, das, wiewohl bestehend aus vielen Tausenden, sich fortbewegte wie ein einzelner, gelenkt von *einem* Gehirn. Beth Horon, Josua, Wunder. Es war eine herrliche Bestätigung seines Gefühls, daß für die Bedrängnis des heutigen Jerusalem Vernunft allein nicht genügte. Die ganz großen Taten sind nicht mit Vernunft gemacht worden, sie kommen unmittelbar aus göttlicher Eingebung. Die Tausende vor den Stufen sahen ergriffen, wie inbrünstig dieser junge, glühende Priester die Dankeshymnen mitsang.

Aber in aller frommen Begeisterung konnte er nicht verhindern, daß seine Gedanken sich damit beschäftigten, was für Folgen der unvorhergesehene Sieg der Makkabi-Leute für ihn persönlich haben werde.

Jerusalem hatte nicht viel Zeit gehabt, ihn wegen seines Erfolgs in der Sache der drei Unschuldigen zu feiern. Kaum eine Woche nach seiner Rückkehr waren die Unruhen losgebrochen. Immerhin war er durch seinen römischen Erfolg populär geworden, die gemäßigte Regierung konnte den jungen Aristokraten, trotzdem er so oft in der Blauen Halle der »Rächer Israels« gesehen wurde, nicht länger brüskieren: man gab ihm Amt und Titel eines Geheimsekretärs im Tempeldienst. Viel zuwenig. Jetzt nach dem großen Sieg sind seine Chancen mächtig gestiegen. Die Gewalten müssen neu verteilt werden. Die Volksstimmung zwingt die Regierung, auch einige von den Makkabi-Leuten an die Macht zu lassen. Morgen oder übermorgen schon soll eine Versammlung der drei gesetzgebenden Körperschaften stattfinden. Es darf nicht sein, daß man bei dieser Verteilung an ihm vorübergeht.

Lobet den Herrn! sang es, Lobet den Herrn! Er konnte es verstehen, daß die Regierung bisher mit allen Mitteln den Krieg mit Rom zu vermeiden gesucht hat. Selbst gestern noch, nach dem großen Sieg, flüchteten einige ganz kluge Leute in

größter Eile aus der Stadt, dem Generalgouverneur Cestius Gall nach, ihm trotz seiner Niederlage zu versichern, daß sie nichts zu tun hätten mit dem heimtückischen Überfall der Meuterer auf die Armee des Kaisers. Der alte, reiche Chanan, der Besitzer der großen Warenmagazine auf dem Ölberg, hat sich aus der Stadt verdrückt, der Staatssekretär Sebulon hat sein Haus stehenlassen und ist fort, die Priester Zefanja und Herodes sind auf die andere Seite des Jordan geflohen in das Gebiet des Königs Agrippa. Auch viele Essäer sind gleich nach dem Sieg über Cestius weggezogen, und jene Sektierer, die sich Christen nennen, haben sich allesamt davongemacht. Josef hat wenig übrig für die saftlose Frommheit der einen und für die kahle Klugheit der andern.

Die heilige Handlung war zu Ende. Josef schob sich durch die Massen, die den riesigen Tempelbezirk füllten. Die meisten trugen Binden mit dem Abzeichen der »Rächer Israels«, dem Wort Makkabi. In dicken Haufen stand man um die erbeuteten Kriegsmaschinen, betastete sie, die mauerbrechenden Sturmböcke, die leichten Katapulte und die schweren Ballisten, die ihre mächtigen Geschosse weithin schleudern konnten. Überall ringsum in der angenehmen Novembersonne war fröhliches, gutgelauntes Gefeilsche um Stücke der römischen Beute, Kleider, Waffen, Zelte, Pferde, Maultiere, Hausrat, Schmuck, Andenken jeder Art, Rutenbündel, Beile der Liktoren. Neugierig, schadenfroh zeigte man sich das Riemenzeug, wie es jeder römische Soldat zum Binden der Gefangenen bei sich trug. Die Bankiers des Tempels hatten viel zu tun mit dem Einwechseln der fremden Münzen, die man den Erschlagenen abgenommen hatte.

Josef gerät an eine erregte, heftig diskutierende Gruppe: Soldaten, Bürger, Priester. Es geht um den Goldenen Adler mit dem Kaiserporträt, das Feldzeichen der Zwölften Legion, das man erbeutet hat. Die Offiziere der Freischärler wollten, daß der Adler an den Außenmauern des Tempels angebracht werde, neben den Trophäen des Juda Makkabi und des Herodes, an sichtbarster Stelle, ein Wahrzeichen für Stadt und Land. Aber die »Wahrhaft Schriftgläubigen« wollten das nicht dulden; Tierfiguren, unter welchem Vorwand immer, waren im

Gesetz verboten. Man schlug einen Mittelweg vor; der Adler sollte in den Tempelschatz gebracht werden zur Verfügung des Doktor Eleasar, des Chefs der Tempelverwaltung, der doch selber zu den »Rächern« gehörte. Nein, das gaben die Offiziere nicht zu. Die Leute, die den Adler transportierten, standen zögernd; auch ihnen wäre es lieber gewesen, die Trophäe wäre nicht im Tempelschatz verschwunden. Sie hatten die dicke Stange mit dem Adler niedergelegt. Das gefürchtete Zeichen der Armee sah in der Nähe plump und ungefüg aus, auch das Bild des Kaisers in dem Medaillon darunter war roh und häßlich, keineswegs furchterregend. Heftig stritten die Männer hin und her. Da kam der Geist über Josef, seine junge Stimme drang voll, Gehorsam fordernd, durch den Wirrwarr. Weder soll der Adler an die Mauer noch in den Tempelschatz. Zertrümmert soll er werden, in Stücke gehauen. Verschwinden soll er. Das war ein Vorschlag nach dem Herzen aller. Die Ausführung war freilich nicht einfach. Der Adler war solid, es dauerte eine gute Stunde, bis er ganz zertrümmert war und jeder mit seinem Stückchen Gold abziehen konnte. Josef, der Held der drei Unschuldigen von Cäsarea, hatte sich neue Sympathien erworben.

Josef ist müde, aber er kann jetzt nicht nach Hause gehen, es treibt ihn weiter durch den Tempelbezirk. Wer ist es, der da kommt und vor dem sich die Haufen willig teilen? Ein junger Offizier, nicht groß, über dem kurzen, gepflegten Bart steht eine starke, gerade Nase und enge, braune Augen. Es ist Simon Bar Giora, der Freischärlerführer aus Galiläa, der Sieger. Vor ihm her wird ein makelloses, schneeweißes Tier geführt, ein Dankopfer offenbar. Aber, Josef sieht es mit unbehaglichem Erstaunen, Simon Bar Giora ist in Waffen. Will er in Eisen zum Altar gehen, den Eisen nie berührt hat, nicht während des Baus und niemals später? Das soll er nicht. Josef tritt ihm in den Weg. »Ich heiße Josef Ben Matthias«, sagt er. Der junge Offizier weiß, wer er ist, er begrüßt ihn achtungsvoll, herzlich. »Sie gehen zum Opfer?« fragt Josef. Simon bejaht. Er lächelt, ernst, eine tiefe Zufriedenheit und Zuversicht geht von ihm aus. Allein Josef fragt weiter: »In Waffen?« Simon errötet. »Sie haben recht«, sagt er. Er heißt die Leute mit dem Tier warten,

er wird die Waffen ablegen. Aber dann wendet er sich nochmals an Josef. Herzlich, freimütig, daß alle es hören, sagt er: »Sie, Doktor Josef, waren der erste. Als Sie die drei Unschuldigen aus dem Kerker der Römer herausholten, spürte ich, daß das Unmögliche möglich ist. Gott ist mit uns, Doktor Josef.« Er grüßt ihn, die Hand an der Stirn; aus seinen Augen strahlt Frommheit, Kühnheit, Glück.

Josef ging durch die sacht ansteigenden Straßen der Neustadt, durch die Basare der Kleiderhändler, über den Markt der Schmiede, durch die Töpferstraße. Wieder nahm er mit Wohlgefallen wahr, wie sich die Neustadt zu einem Viertel voll Handel, Industrie, Leben entwickelte. Er besaß Terrains hier, die ihm der Glasfabrikant Nachum Ben Nachum gern abgekauft hätte. Er hatte sich schon entschlossen, sie ihm zu überlassen. Jetzt, nach dem großen Sieg, wollte er das nicht mehr. Der Glasbläser Nachum wartet auf Bescheid. Josef wird jetzt hingehen und ihm absagen. Er wird sich hier in der Neustadt selber ein Haus bauen.

Der Glasfabrikant Nachum Ben Nachum hockte vor seiner Werkstatt, auf Polstern, die Beine gekreuzt. Zu seinen Häupten, über dem Eingang, hing aus buntem Glas eine große Traube, das Emblem Israels. Er stand auf, um Josef zu begrüßen, lud ihn ein, zu sitzen. Josef hockte nieder auf die Polster, ein wenig mühevoll, er hatte sich diese Art zu sitzen abgewöhnt.

Nachum Ben Nachum war ein stattlicher, beleibter Herr von etwa fünfzig Jahren. Er hatte die schönen, lebendigen Augen, um derentwillen die Jerusalemer berühmt waren, sein frischfarbiges Gesicht war gerahmt von einem dichten, viereckigen, schwarzen Bart, der nur mit wenigen grauen Haaren gesprenkelt war. Er war neugierig auf Josefs Bescheid, aber er ließ nichts von dieser Neugier merken, sondern begann ein abgewogenes Gespräch über Politik. Es sei vielleicht gut, wenn auch die jungen Leute einmal ans Steuer kämen. Nachdem die »Rächer« diesen Sieg errungen hätten, müßten sich die regierenden Herren in der Quadernhalle mit ihnen einigen. Er sprach lebhaft, aber gleichwohl würdig und bestimmt.

Josef hörte ihn aufmerksam an. Zu erfahren, wie Nachum

Ben Nachum sich nach dem großen Sieg bei Beth Horon zu den Dingen stellte, war interessant. Was er sagte, war wohl die Meinung der meisten Bürger Jerusalems. Noch vor acht Tagen waren sie alle gegen die »Rächer Israels« gewesen; jetzt hatten sie das vergessen, jetzt waren sie überzeugt, man hätte die Makkabi-Leute schon lange an die Macht lassen sollen.

Doktor Nittai kam aus dem Haus, ein älterer, mürrischer Herr, mit dem Josef von Mutterseite her weitläufig verwandt war. Doktor Nittai war auch mit dem Glasfabrikanten verwandt, und der hatte ihn ins Geschäft genommen. Doktor Nittai verstand zwar nichts vom Geschäft; aber es erhöhte das Ansehen einer Firma, wenn sie einen Gelehrten aufnahm und ihn an ihren Einkünften teilnehmen ließ, »ihm in den Mund gab«, wie man fromm und ein wenig verächtlich sagte. So lebte also der Doktor und Herr Nittai wortkarg und verdrießlich im Hause des Glasbläsers. Er hielt es für eine große Wohltat, daß er dem Fabrikanten erlaubte, die Firma unter dem Namen Doktor Nittai und Nachum zu führen, und daß er seinen Lebensunterhalt von ihm annahm. Wenn er nicht auf der Tempeluniversität diskutierte, saß er schaukelnd vor dem Haus in der Sonne, eine Rolle der Heiligen Schrift vor sich, im Singsang Gründe und Gegengründe der Ausdeutung abwägend. Niemand durfte ihn dann stören; denn wer das Studium der Schrift unterbricht, um zu sagen: Siehe, wie schön ist dieser Baum, der ist der Ausrottung schuldig.

Diesmal aber war er nicht mit dem Studium beschäftigt, und so fragte ihn Nachum, ob nicht auch er dafür sei, daß man die »Rächer Israels« in die Regierung aufnehme. Doktor Nittai runzelte die Stirn. »Machet die Lehre nicht zu einem Spaten«, sagte er unwirsch, »um damit zu graben. Die Schrift ist nicht dazu da, Politik aus ihr herauszulesen.«

Es war viel Betrieb in Nachums Laden und Fabrik. Die römische Beute spülte Geld in die Stadt, und man kaufte gern Nachums weitgerühmte Gläser. Nachum begrüßte würdig die Käufer, bot ihnen schneegekühlte Getränke an, ein wenig Konfekt. Ein großer, herrlicher Sieg, nicht wahr? Die Geschäfte gehen ausgezeichnet, Gott sei gedankt. Wenn das so bleibt, wird man sich bald Magazine anlegen können, groß wie die

Magazine der Brüder Chanan unter den Zedern des Ölbergs. Wer sich von seiner Hände Arbeit nährt, steht höher als der Gottesfürchtige, zitierte er, nicht ganz passend. Aber er erreichte seinen Zweck: Doktor Nittai ärgerte sich.

Er hätte manches Gegenzitat gewußt, aber er schluckte es hinunter; denn wenn er sich erregte, dann machte sich sein babylonischer Akzent bemerkbar, und Josef pflegte ihn wegen dieses Akzents in aller Ehrfurcht aufzuziehen. »Ihr Babylonier habt den Tempel zerstört«, pflegte er zu sagen, und Doktor Nittai vertrug keine Neckerei. Er nahm nicht am Gespräch teil, er studierte auch nicht, er hockte in der angenehmen Sonne und träumte vor sich hin. Oftmals jetzt, seitdem er von seiner babylonischen Heimatstadt Nehardea nach Jerusalem gezogen war, war die Achte Priesterreihe, der er angehörte, die Reihe Abija, zum Tempeldienst ausgelost worden. Oftmals hatte er es erlost, Teile des Opfertiers zum Altar zu bringen. Aber sein höchster Traum, den Weihrauch aus der goldenen Schale auf den Altar zu schütten, war nie in Erfüllung gegangen. Immer wenn die Magrepha ertönte, die hunderttonige Schaufelpfeife, die anzeigte, daß jetzt das Räucheropfer dargebracht wurde, faßte ihn tiefer Neid auf den Priester, dem dieser Segen zugefallen war. Er hatte alle Voraussetzungen, er hatte keinen von den hundertsiebenundvierzig Leibesfehlern, die den Priester zum Dienst untauglich machten. Allein er war nicht mehr jung. Wird Jahve es fügen, daß er sich das Räucheropfer noch erlost?

Josef hatte mittlerweile dem Glasbläser seinen Entschluß mitgeteilt, die Terrains zu behalten. Nachum nahm die Mitteilung ohne das kleinste Zeichen von Ärger auf. »Möge Ihr Entschluß uns beiden zum Glück sein, mein Doktor und Herr«, sagte er höflich.

Der junge Ephraim kam, der Vierzehnjährige, Nachums jüngster Sohn. Er trug das Abzeichen mit den Initialen Makkabi. Er war ein schöner, frischer Junge, und heute glühte er von doppeltem Leben. Er hatte Simon Bar Giora gesehen, den Helden. Begeistert strahlten seine langen Augen aus dem warmen, dunkeln Gesicht. Es war vielleicht unrecht gewesen, daß er heute aus der Werkstatt fortlief. Aber er konnte doch

das große Hallel im Tempel nicht versäumen. Und er war ja auch belohnt worden, er hatte Simon Bar Giora gesehen.

Josef war schon im Begriff zu gehen, als auch Nachums ältester Sohn kam, Alexas. Alexas war stattlich und beleibt wie der Vater, er hatte den gleichen dicken, viereckigen Bart und das frischfarbige Gesicht; aber seine Augen waren trüber, er wiegte viel den Kopf, strich sich oft mit der rauhen, vom Anfassen heißer Masse zerschrundeten Hand den Bart. Er war nicht ruhevoll wie der Vater, er sah immer bekümmert aus, beschäftigt. Er belebte sich, als er Josef erblickte. Josef durfte jetzt nicht gehen. Er mußte ihm helfen, den Vater überzeugen, daß man jetzt noch, solange vielleicht noch Zeit sei, Jerusalem verlasse. »Sie waren in Rom«, redete er auf ihn ein, »Sie kennen Rom. Sagen Sie selbst, was die Makkabi-Leute jetzt treiben, muß das nicht zum Zusammenbruch führen? Ich habe die besten Beziehungen, ich habe Geschäftsfreunde in Nehardea, in Antiochien, in Batna. Ich verpflichte mich beim Leben meiner Kinder, in jeder beliebigen Stadt des Auslands binnen drei Jahren ein Geschäft aufzumachen, das hinter unserm hier nicht zurückbleibt. Reden Sie meinem Vater zu, daß er sich von diesem gefährlichen Boden fortmacht.«

Der Knabe Ephraim fuhr auf den Bruder los, seine schönen Augen waren schwarz vor Wut. »Du verdienst nicht, in dieser Zeit zu leben. Alle schauen mich schief an, weil ich so einen Bruder habe. Geh nur zu den Schweinefressern, du! Jahve hat dich ausgespien aus seinem Mund.« Nachum wehrte dem Knaben, aber nur sachte. Er selber hörte die Reden seines Sohnes Alexas nicht gern. Wohl war ihm manchmal bange geworden bei dem wilden Treiben der »Rächer Israels«, und er wie die andern streng Rechtgläubigen hatte sie abgelehnt; aber nachdem jetzt fast ganz Jerusalem den Makkabi-Leuten recht gab, führte man keine solchen Reden wie Alexas. »Hören Sie nicht auf meinen Sohn Alexas, Doktor Josef«, sagte er. »Er ist ein guter Sohn, aber er muß immer alles anders haben als die andern. Immer steckt er voll von querköpfigen Ideen.«

Josef wußte, daß es grade diese querköpfigen Ideen des Alexas waren, denen die Fabrik des Nachum ihren Aufschwung verdankte. Nachum Ben Nachum betrieb seine Werkstatt,

wie sein Vater und sein Großvater sie betrieben hatten. Er fabrizierte immer das gleiche, verkaufte immer das gleiche. Beschränkte sich auf den Jerusalemer Markt. Ging auf die Börse, auf die Kippa, setzte mit Hilfe der zuständigen Notare die zeremoniellen, umständlichen Kaufverträge auf und sorgte dafür, daß sie im Stadtarchiv hinterlegt wurden. Mehr zu tun erschien ihm von Übel. Als eine zweite Glasfabrik in Jerusalem errichtet wurde, hätte er sich mit so schlichten Prinzipien gegen die rührige Konkurrenz nicht halten können. Da hatte Alexas eingegriffen. Während man bisher in Nachums Werkstatt zumeist mit der Hand gearbeitet hatte, hatte Alexas den Betrieb modernisiert, so daß man jetzt ausschließlich die lange Glasmacherpfeife anwandte und aus ihr schöne, runde Gefäße herausblies, so wie Gott den Atem in den menschlichen Leib einbläst. Alexas hatte ferner große Quantitäten pulverisierten Quarzkiesels eingeführt, die sehr rentable Filiale in der Oberstadt errichtet, in der nur Prunk- und Luxusgläser verkauft wurden. Hatte die großen Warenmärkte von Gaza, Cäsarea und die Jahresmesse von Batna in Mesopotamien beschickt. Alle diese Neuerungen hatte der kaum Dreißigjährige in ständigem Kampf gegen den Vater durchsetzen müssen.

Auch heute ereiferte sich Nachum gegen den Sohn und seine übervorsichtigen, siebenklugen Reden. Niemals wieder nach dieser Schlappe werden die Römer nach Jerusalem ziehen. Und wenn sie kommen, wird man sie übers Meer zurückwerfen. Er jedenfalls, Nachum Ben Nachum, der Großhändler, wird niemals diese seine Glasfabrik verlassen und von Jerusalem fortgehen. Man hat Glas mit der Hand geformt, und man hat Glas mit der Pfeife geblasen, und Jahve hat das Werk gesegnet. Durch Jahrhunderte waren wir Glasbläser in Jerusalem, und Glasbläser in Jerusalem werden wir bleiben.

Sie hockten auf den Polstern, äußerlich ruhig, aber beide waren sie erregt, und beide strichen sie heftig den viereckigen, schwarzen Bart. Der Knabe Ephraim schaute mit wilden Augen auf den Bruder; es war offensichtlich, daß nur die Ehrfurcht vor dem Vater ihn hinderte, gegen ihn loszugehen. Josef schaute von einem zum andern. Alexas saß ruhig und beherrscht, er lächelte sogar, aber Josef sah gut, wie bitter und

traurig er war. Sicherlich hatte Alexas recht, aber seine Vorsicht wirkte kahl und kümmerlich vor der Beharrlichkeit des Vaters und vor der Zuversicht des Knaben.

Von neuem kam Alexas mit Vernunft. »Wenn die Römer unsere Sandtransporte vom Flusse Belus nicht mehr hereinlassen, dann können wir unsere Glasbläserei zusperren. Sie natürlich, Doktor Josef, Sie sind Politiker, Sie müssen in Jerusalem bleiben. Aber einfache Kaufleute wie wir« – »Großkaufleute«, korrigierte mild Nachum und streichelte seinen Bart –, »tun wir nicht am besten, schleunigst von Jerusalem wegzuziehen?«

Allein Nachum wollte von diesen Dingen nichts mehr hören. Ohne Übergang wechselte er das Thema. »Unsere Familie«, erklärte er dem Josef, »ist in allen Dingen beharrlich. Als mein Großvater, das Andenken des Gerechten zum Segen, starb, hatte er noch achtundzwanzig Zähne, und als mein Vater, das Andenken des Gerechten zum Segen, starb, hatte er noch dreißig Zähne. Ich bin heute über fünfzig, und ich habe noch meine zweiunddreißig Zähne, und meine Haare sind noch fast schwarz und gehen mir nicht aus.«

Als Josef sich entfernen wollte, forderte Nachum ihn auf, mit in die Werkstatt zu kommen und sich ein Geschenk auszusuchen. Denn noch ist das Fest des Sieges von Beth Horon, und kein Fest ohne Geschenke.

Der Ofen glühte eine unerträgliche Hitze aus, und der Rauch lag dick in der Werkstatt. Nachum wollte dem Josef durchaus ein Prunkglas aufdrängen, einen großen, eiförmigen Becher, die Außenseite durchbrochene Arbeit, so daß das Ganze wie von einem gläsernen Netz gleichsam umwirkt war. Nachum sang die Verse des alten Liedchens: »Wenn ich nur einmal, heute nur, mein Prunkglas hab, morgen mag es zerbrechen.« Allein Josef wies das kostbare Geschenk zurück, wie es der Anstand erforderte, und begnügte sich mit etwas Einfacherem.

Der Knabe Ephraim konnte sich's nicht versagen, mit seinem Bruder Alexas im Rauch und in der Hitze der Werkstatt eine neue, wilde, politische Debatte anzufangen. »Warst du bei dem großen Hallel?« stürmte er auf ihn ein. »Natürlich nicht. Jahve

hat dich mit Blindheit geschlagen. Aber jetzt lasse ich mir nichts mehr einreden. Ich trete in die Bürgerwehr ein.« Alexas verzog den Mund. Er hatte für den glühenden Knaben nichts als ein Schweigen und ein verlegenes Lächeln. Er hätte so gern mit seiner Frau und seinen zwei kleinen Kindern Jerusalem verlassen. Aber er hing mit ganzem Herzen an seiner Familie, an seinem schönen, törichten Vater Nachum und an seinem schönen, törichten Bruder Ephraim. Er war der einzige, der hier Vernunft hatte. Er mußte bleiben, um sie vor dem Äußersten zu bewahren.

Endlich konnte Josef gehen. Er ließ die Tür unter der großen Glastraube hinter sich, atmete nach der Hitze und dem Rauch der Werkstatt wohlig die angenehm frische Luft. Alexas begleitete ihn ein Stück Weges. »Sie sehen«, sagte er, «wie die Unvernunft reißend um sich greift. Vor einer Woche noch war mein Vater ein überzeugter Gegner der Makkabi-Leute. Bleiben Sie uns wenigstens vernünftig, Doktor Josef. Sie haben Sympathien. Setzen Sie einige Sympathien aufs Spiel und behalten Sie Ihren Verstand. Sie sind eine große Hoffnung. Ich wünschte herzlich, man beriefe morgen in der Quadernhalle Sie in die Regierung.« Josef, im stillen, dachte: Er will mich so unsympathisch haben, wie er selber ist. Alexas, als er sich verabschiedete, sagte trüb: »Ich wollte, dieser Sieg wäre uns erspart geblieben.«

Eine halbe Stunde vor dem angesetzten Beginn der Versammlung ging Josef in die Quadernhalle. Aber schon hatten sich die Herren der gesetzgebenden Körperschaften fast alle eingefunden. In ihrer blauen Amtstracht die Herren vom Kollegium des Erzpriesters, in ihren weiß und blauen Festkleidern die Herren vom Großen Rat, weiß und rot die Herren vom Obersten Gericht. Sonderbar dazwischen stand in seinen Waffen Simon Bar Giora mit einigen seiner Offiziere.

Josef war kaum eingetreten, als sein Freund Amram sich auf ihn stürzte. Früher ein fanatischer Anhänger der »Unentwegt Rechtlichen«, hatte er sich seit einiger Zeit den »Rächern Israels« angeschlossen. Seitdem Josef die Befreiung der drei

Märtyrer durchgesetzt hatte, hing er ihm mit doppelter Leidenschaft an.

Was er ihm jetzt mitteilen konnte, mußte Josef eine große Genugtuung sein. Galiläische Freischärler hatten einen römischen Kurier abgefangen und ihm einen anscheinend bedeutungsvollen Brief abgenommen. Simon Bar Giora hatte dem Doktor Amram, den er schätzte, den Brief gezeigt. In diesem Schreiben berichtete Oberst Paulin, der Adjutant des Cestius, einem Freunde eilig und vertraulich über die Niederlage der Zwölften Legion. Es lag, schrieb er, für den unseligen Rückzugsbefehl kein vernünftiger Grund vor. Sein Chef hatte einfach die Nerven verloren. Und schuld an dieser Nervenkrisis, eine seltsame und erbitterte Laune des Schicksals, war eine Lappalie: der Selbstmord jener drei verrückten Zwangsarbeiter von Tibur. Der alte Herr hatte zeitlebens nur an Vernunft geglaubt. Der alberne und heroische Tod der drei warf ihn um. Gegen ein solches Volk von Fanatikern und Verrückten eine reguläre Armee einzusetzen war sinnlos. Er kämpfte nicht weiter. Er gab es auf.

Josef las den Bericht, es wurde ihm heiß unter seinem Priesterhut, trotzdem es ein frischer Novembertag war. Der Brief war eine große, herrliche Bestätigung. Manchmal in diesen Zeiten hatte er gezweifelt, ob seine römische Tat gut war. Als die Römer, als gar die »Unentwegt Rechtlichen« die Amnestierung der drei immer wieder als Beweis für die Milde der kaiserlichen Verwaltung anführten, schien es, daß wirklich Justus mit seiner kahlen Mathematik recht behalten sollte. Jetzt aber wurde es offenbar, daß seine Tat sich dennoch zum Heil auswirkte. Ja, mein Herr Doktor Justus von Tiberias, meine Haltung war vielleicht unvernünftig, aber ist sie nicht durch die Folgen herrlich gerechtfertigt?

Der Erzpriester Anan eröffnete die Sitzung. Er hatte es heute nicht leicht. Er stand an der Spitze der »Unentwegt Rechtlichen«, führte den Flügel der extremen Aristokraten, die im Schutz der römischen Waffen den Kleinbürgern, Bauern und Proletariern hart und hochmütig alle Erleichterungen versagt hatten. Sein Vater und drei seiner Brüder hatten, einer nach dem andern, das Erzpriestertum, das erste Amt des Tem-

pels und des Staates, bekleidet. Klar, kühl und fair, war er der rechte Mann gewesen, mit den Römern zu verhandeln: jetzt war seine Verständigungspolitik schmählich gescheitert, man stand unmittelbar vor dem Krieg, war man nicht schon mitten darin? Und was wird der Erzpriester Anan jetzt tun und sagen? Ruhig wie stets stand er in seinem hyazinthfarbenen Kleid, er strengte seine tiefe Stimme nicht an, es wurde sogleich still, als er zu sprechen anhub. Er war wahrlich ein mutiger Mann. Als wäre nichts geschehen, sagte er: »Ich bin befremdet, Herrn Simon Bar Giora hier in der Quadernhalle wahrzunehmen. Mir scheint, nur im Feld hat der Soldat zu entscheiden. Wie es weiter mit diesem Tempel und diesem Lande Israel gehalten werden soll, steht vorläufig noch beim Kollegium der Erzpriester, beim Großen Rat und beim Obersten Gerichtshof. Ich ersuche also Herrn Simon Bar Giora und seine Offiziere, sich zu entfernen.« Von allen Seiten rief es los gegen den Erzpriester. Der Freischärlerführer schaute um sich, als habe er nicht verstanden. Anan aber fuhr fort, immer mit der gleichen, nicht lauten, aber tiefen Stimme: »Da aber Herr Simon Bar Giora einmal hier ist, möchte ich ihn fragen: an welche Behörde hat er die von den Römern erbeuteten Gelder abgeführt?« Die Sachlichkeit dieser Frage wirkte ernüchternd. Der Offizier, das Gesicht dunkelrot, erwiderte knapp: »Die Gelder sind in Händen des Chefs der Tempelverwaltung.« Alle Köpfe drehten sich nach diesem, dem jungen, eleganten Doktor Eleasar, der gradaus und unbeteiligt vor sich hin sah. Dann, mit einem kurzen Gruß, entfernte sich Simon Bar Giora.

Kaum war er gegangen, brach Doktor Eleasar los. Niemand im Volk werde verstehen, wie der Erzpriester den Helden von Beth Horon so hochfahrend von der Sitzung habe ausschließen können. Die »Rächer Israels« seien nicht mehr gewillt, den schalen Rationalismus der Herren länger zu dulden. Da hätten sie immer erklärt, kleingläubig, rechnerisch, es sei unmöglich, gegen römische Truppen aufzukommen. Nun aber: wo sei die Zwölfte Legion jetzt? Gott habe sich sichtbarlich für die erklärt, die nicht länger warten wollten; er habe ein Wunder getan. »Rom hat sechsundzwanzig Legionen«, rief einer der jüngeren Aristokraten dazwischen, »glauben Sie, daß Gott noch weitere

fünfundzwanzig Wunder tun wird?« – »Lassen Sie so etwas nicht außerhalb dieser Mauern hören«, drohte Eleasar. »Das Volk hat keine Laune mehr für so kümmerliche Witze. Die Lage verlangt, daß die Gewalten neu verteilt werden. Sie werden weggefegt, alle hier, die Sie nicht zu den ›Rächern Israels‹ gehören, wenn Sie nicht Simon Bar Giora in der zu bildenden Regierung der nationalen Verteidigung Sitz und Stimme anbieten.« – »Ich beabsichtige nicht, Herrn Simon einen Sitz in der Regierung anzubieten«, sagte der Erzpriester Anan. »Denkt einer von den Doktoren und Herren daran?« Langsam gingen seine grauen Augen im Kreis, das schmale, hohe Gesicht unter der blau und goldenen Erzpriesterbinde schien unbeteiligt. Niemand sprach. »Wie denken Sie sich die Verwendung der Gelder, die Herr Simon Ihnen übergeben hat?« fragte Anan den Chef der Tempelverwaltung. »Die Gelder sind ausschließlich für Zwecke der nationalen Verteidigung bestimmt«, sagte Doktor Eleasar. »Nicht auch für andere Zwecke der Regierung?« fragte Anan. »Ich kenne keine andern Aufgaben der Regierung«, erwiderte Doktor Eleasar. »Durch den kühnen Handstreich Ihres Freundes«, sagte der Erzpriester, »haben sich Verhältnisse herausgebildet, die es uns wünschenswert erscheinen ließen, einige unserer Befugnisse an die Tempelverwaltung abzutreten. Aber Sie werden begreifen, daß wir, wenn Sie unsere Aufgaben so eng sehen, unsere Kompetenzen nicht mit Ihnen teilen können.« – »Das Volk verlangt eine Regierung der nationalen Verteidigung«, sagte hartnäckig der junge Eleasar. »Eine solche Regierung wird sein, Doktor Eleasar«, erwiderte der Erzpriester, »aber ich fürchte, sie wird auf die Mitwirkung Doktor Eleasar Ben Simons verzichten müssen. Es hat in Israel in Notzeiten Regierungen gegeben«, fuhr er fort, »in denen weder ein Finanzmann saß noch ein Soldat, nur Priester und Staatsmänner. Es waren dies nicht die schlechtesten Regierungen in Israel.« Er wandte sich an die Versammlung: »Das Gesetz räumt dem Doktor Eleasar Ben Simon selbständige Entscheidung ein über die Geldbestände der Tempelverwaltung. Die Kassen der Regierung sind leer, die Geldbestände Doktor Eleasars durch die Beute von Beth Horon um mindestens zehn Mil-

lionen Sesterzien vermehrt. Wünschen Sie, meine Doktoren und Herren, daß wir den Doktor Eleasar in die Regierung aufnehmen?« Viele erhoben sich, mahnten unmutig, drohten zur Mäßigung. »Ich habe nichts zurückzunehmen und nichts zuzufügen«, kam nicht laut die tiefe Stimme des Erzpriesters. »Geld ist wichtig in diesen schweren Zeiten, die Aufnahme des temperamentvollen Doktor Simon in die Regierung halte ich für eine Belastung. Das Für und Wider ist klar. Wir schreiten zur Abstimmung.« – »Die Abstimmung ist nicht notwendig«, sagte grau vor Erregung Doktor Eleasar. »Ich würde den Eintritt in diese Regierung ablehnen.« Er stand auf, ging ohne Gruß aus der schweigenden Versammlung. »Wir haben weder Geld noch Soldaten«, sagte nachdenklich Doktor Jannai, der Finanzverwalter des Großen Rats. »Wir haben für uns«, sagte der Erzpriester, »Gott, das Recht und die Vernunft.«

Es wurde das Aktionsprogramm der Regierung für die nächsten Wochen festgelegt. Das Priesterkollegium, der Große Rat, der Oberste Gerichtshof kamen bei genauer Prüfung der Sachlage zu dem Resultat: man befinde sich nicht im Krieg mit Rom. Die aufrührerischen Handlungen waren von einzelnen begangen worden, die Behörden trugen keine Verantwortung. Die jüdische Zentralregierung in Jerusalem muß, wie die Dinge nun einmal liegen, mobilisieren. Aber sie respektiert das der römischen Verwaltung direkt unterstellte Gebiet, Samaria, den Küstenstrich. Sie verbietet streng jede Handlung, die als ein Angriff gedeutet werden könnte. Ihr Programm heißt: bewaffneter Friede.

Gegen die kühle, ruhige Haltung der alten Herren war schwer aufzukommen. Es zeigte sich sogleich, daß trotz des Sieges bei Beth Horon die »Unentwegt Rechtlichen« und die »Wahrhaft Schriftgläubigen« an der Macht bleiben würden. Josef war mit soviel Zuversicht in die Sitzung gekommen. Er wußte, das Land wird verteilt werden, bestimmt wird ein Stück davon für ihn abfallen, diesmal sicherlich wird er zwischen die satten und dennoch gefräßigen Größeren springen können und sich ein Stück erraffen. Wenn nichts anderes, so legitimierte ihn schon seine ungeheure Begier. Jetzt aber, während dieser Debatte über das Aktionsprogramm, entrann ihm jede

Hoffnung wie der Wein aus durchlöchertem Schlauch. Sein Gehirn war leer. Als er kam, war er sicher gewesen, er werde etwas Bedeutsames zu sagen haben, was diese Männer bewegen mußte, ihm eine Führerstelle zu übertragen. Jetzt war er gewiß, auch dieser Tag, auch diese große Gelegenheit wird vorbeigehen, und er wird weiter unten bleiben müssen wie bisher, ein betriebsamer Streber.

Man ernannte zur Durchführung des bewaffneten Friedens für die sieben Bezirke des Landes je zwei Volkskommissare mit diktatorischen Vollmachten. Josef saß schlaff auf seinem Platz in den hinteren Reihen. Was ging ihn das an? Ihn vorzuschlagen, darauf wird niemand kommen.

Jerusalem Stadt und Land war vergeben, Idumäa wurde vergeben, Tamna, Gophna wurden vergeben. Jetzt ging es um den nördlichen Grenzbezirk, das reiche Bauernland Galiläa. Hier hatten die »Rächer Israels« ihre meisten Anhänger. Hier war die Freiheitsbewegung entstanden, hier waren die stärksten Wehrverbände. Man schlug vor, den alten Doktor Jannai in diese Provinz zu schicken, einen bedachtsamen, sachlichen Herrn, den besten Finanzmann des Großen Rats. Den Josef riß es aus seiner Leere. Dieses herrliche Land, mit seinen Reichtümern, mit seinen langsamen, nachdenklichen Menschen. Diese wunderbare, schwierige, verwickelte Provinz. Die wollte man dem alten Jannai geben? Ein ausgezeichneter Theoretiker, gewiß, ein verdienter Nationalökonom: aber doch kein Mann für Galiläa. Josef wollte »nein« schreien, er stand halb auf, er beugte sich vor, seine Nachbarn sahen ihn an, aber er sagte nichts, es war ja doch umsonst, er seufzte nur, mit gepreßtem Atem, einer, der viel zu sagen hat und es hinunterschluckt.

Die ihm nahe saßen, lächelten über den unbeherrschten jungen Herrn. Noch einer hatte ihn gesehen, seine Empörung und seinen Verzicht. Er lächelte nicht. Er saß sehr viel weiter vorn als Josef. Es war ein Zufall, daß er die heftige Geste des jungen Menschen beobachtet hatte; denn er hielt gewohnheitsmäßig die meiste Zeit die gelben, zerfältelten Lider über den Augen. Es war ein kleiner Herr, uralt, welk, der Oberrichter des Landes, der Großdoktor Jochanan Ben Sakkai,

Rektor der Tempeluniversität. Als man nach einmütiger Wahl des Kommissars Jannai unschlüssig auf einen zweiten Vorschlag wartete, erhob er sich. Auffallend hell und lebendig standen die Augen in seinem kleinen, tausendfach zerknitterten Gesicht. Er sagte: »Ich schlage als zweiten Kommissar für Galiläa vor den Doktor Josef Ben Matthias.«

Josef, wie jetzt alle auf ihn schauten, saß sonderbar reglos. Er hatte an diesem Tag Erwartung und Verzicht zehnmal vorgeschmeckt, hatte in seiner Phantasie Erfüllung und Enttäuschung ganz ausgekostet: jetzt traf es ihn nicht mehr, daß man seinen Namen nannte. Er saß leer, als sei die Rede von einem Dritten.

Den andern kam der Vorschlag überraschend. Warum wohl schlug der milde und trockne Großdoktor Jochanan Ben Sakkai, der angesehene Gesetzgeber, diesen jungen Menschen vor? Der hatte sich bisher in keinem verantwortungsreichen Amt bewährt, hatte vielmehr, seitdem er durch seinen belanglosen Erfolg in der Sache der drei Unschuldigen bei den Massen Sympathien genoß, großmäulig mit seinen Neigungen für die Blaue Halle kokettiert. Hielt es der Großdoktor vielleicht für ratsam, dem alten Jannai einen jungen Herrn mitzugeben, der auch bei den »Rächern Israels« Namen hatte? Ja, so mußte es zusammenhängen. Der Vorschlag war gut. Das Feuer der Makkabi-Leute pflegt, sitzen sie erst in Amt und Würden, rasch abzuflauen. Doktor Josef wird vermutlich in Galiläa zahmer sein als in Rom und Jerusalem, und die wassernüchterne Klugheit des alten Finanztheoretikers Jannai konnte eine kleine Beimischung von dem jungen Wein dieses heftigen Josef ganz gut vertragen.

Josef war mittlerweile aus seiner Starrheit aufgewacht. Hatte nicht eben jemand seinen Namen genannt? Jemand? Jochanan Ben Sakkai, der Großdoktor. Er hatte manchmal, als Kind, mit Scheu die leichte, segnende Hand des milden Mannes auf seinem Kopf gespürt. In Rom hatte er erfahren, daß der Alte selbst dort im Ruf eines der weisesten Menschen der Welt stand. Ganz ohne eigenes Zutun hatte Jochanan das erlangt, einfach durch die Wirkung seines Wesens. Solche stille, ehrgeizlose Art war dem Josef fremd, unheimlich geradezu, sie

kratzte und bedrückte ihn, er ging dem Großdoktor am liebsten aus dem Weg. Und nun hatte der ihn vorgeschlagen.

Er war ergriffen, als die Versammlung den Vorschlag bestätigte. Die Männer, die ihn beauftragten, waren weise und gut. Auch er wird weise und gut sein. Er wird nicht als einer der »Rächer Israels« nach Galiläa gehen, und ohne Ehrsucht. Er wird sich still und demütig halten und vertrauen, daß der rechte Geist über ihn komme.

Zusammen mit dem alten Jannai verabschiedete er sich von dem Erzpriester. Kühl und klar wie stets steht Anan vor ihm. Seine Richtlinien sind eindeutig. Galiläa ist am meisten gefährdet. Es gilt, die Ruhe in dieser Provinz unter allen Umständen zu erhalten. »Tun Sie in zweifelhaften Fällen lieber nichts als etwas Gewagtes. Warten Sie Weisungen von Jerusalem ab. Richten Sie immer die Augen nach Jerusalem. Galiläa hat starke Bürgerwehren. Sie, meine Doktoren und Herren, haben die Aufgabe, diese Kräfte zur Verfügung Jerusalems zu halten.« Und zu Josef sagte er noch, ihn ohne Wohlwollen musternd: »Man hat Ihnen ein verantwortungsvolles Amt anvertraut. Ich hoffe, man hat sich nicht geirrt.«

Josef hörte die Weisungen des Erzpriesters höflich, fast demütig an. Aber sie erreichten nur sein Ohr. Gewiß, solange er in Jerusalem ist, muß er auf den Erzpriester hören. Sowie er aber die Grenzen Galiläas überschritten hat, ist er nur mehr einem einzigen verantwortlich, sich selbst.

Am Abend sagte Anan zu Jochanan Ben Sakkai: »Hoffentlich waren wir nicht voreilig, diesen Josef Ben Matthias nach Galiläa zu schicken. Er kennt nichts als seinen Ehrgeiz.« – »Mag sein«, erwiderte Jochanan Ben Sakkai, »daß es Zuverlässigere gibt als ihn. Es wird vielleicht viele Jahre hindurch scheinen, als ob er nur für sich handle. Aber solange er nicht tot ist, werde ich glauben, daß er zuletzt dennoch für uns gehandelt haben wird.«

Der neue Kommissar Josef Ben Matthias fuhr durch seine Provinz, kreuz und quer. Es war eine gute Regenzeit in diesem Jahr, Jahve war gnädig, die Zisternen füllten sich, auf den Bergen Obergaliläas lag Schnee, fröhlich prasselten die

Bergbäche herunter. In der Ebene hockten die Bauern auf dem Boden, rochen an der Erde nach dem Wetter. Ja, es war ein reiches Land, fruchtbar, mannigfach mit seinen Tälern, Hügeln, Bergen, mit seinem See Genezareth, dem Fluß Jordan, der Meeresküste, mit seinen zweihundert Städten. Ein wahrer Garten Gottes, lag es in seiner zauberisch hellen Luft. Josef dehnte die Brust. Er hat es erreicht, er ist sehr hoch gestiegen, es ist herrlich, Herr dieser Provinz zu sein. Wer mit Vollmachten wie er in dieses Land kommt, der muß seinem Namen weithin und für immer Geltung verschaffen, oder er ist ein Unfähiger.

Aber nach wenigen Tagen schon begann ein tiefes Mißbehagen an ihm zu fressen, und es fraß weiter mit jedem Tag. Er studierte die Akten, die Archive, er ließ die Gauvorsteher kommen, verhandelte mit den Bürgermeistern, den Priestern, den Vorstehern der Synagogen und Lehrhäuser. Er versuchte zu organisieren, gab Weisungen, man pflichtete ihm höflich bei, man führte seine Weisungen aus; aber er spürte deutlich, man tat das ohne Glauben, seine Maßnahmen blieben ohne Wirkung. Die gleichen Dinge sahen sich anders an in Jerusalem, anders in Galiläa. Wenn nach Jerusalem immer wieder Klagen kamen, wie sehr das Land unter den drückenden Steuern leide, dann zuckte man dort die Achseln, führte Ziffern an, belächelte die Beschwerden Galiläas als das übliche Gejammer und trieb, unter dem Schutz der römischen Waffen, die Steuern weiter ein wie bisher. Jetzt vergleicht Josef, die Lippen verpreßt, die galiläische Wirklichkeit mit den Jerusalemer Ziffern. Mit finsteren Augen sieht er: die Klagen dieser galiläischen Bauern, Fischer, Handwerker, Hafen- und Fabrikarbeiter sind kein leeres Gejammer. Sie sitzen im Gelobten Land, aber die Reben des Landes wachsen nicht für sie. Das Fett des Landes geht, nach Cäsarea an die Römer, sein Öl an die großen Herren nach Jerusalem. Da ist die Bodenabgabe: von der Kornfrucht der dritte Teil, vom Wein und vom Öl die Hälfte, vom Obst der vierte Teil. Dann der Tempelzehnt, die jährliche Kopfsteuer für den Tempel, die Wallfahrtssteuern. Dann die Auktionsabgaben, die Salzsteuer, die Wege- und Brückengelder. Hier Steuern, dort Steuern, überall Steuern.

Je nun, diese finanziellen Dinge sind Sache seines Kollegen Jannai. Aber Josef kann es den Leuten von Galiläa nicht verdenken, wenn sie finster blicken auf die Doktoren der Quadernhalle, die ihnen durch schlaue und verzwickte Ausdeutung der Schrift ihr Bestes wegeskamotieren, und auf ihn, ihren Vertreter. Er hat in Rom und Jerusalem gelernt, wie man Mißvergnügte behandelt, mit kleinen Erleichterungen, mit ernsten und milden Reden, mit feierlichen Kundgebungen und billigen Ehren. Aber mit diesen Mitteln kommt er hier nicht weiter.

In Jerusalem hat man hochmütig gekrümmte Lippen für die Leute von Galiläa: das ist Landvolk, das sind Provinzler, ohne Bildung, von groben Manieren. Schon in der ersten Woche muß Josef diese billige Hoffart abtun. Gewiß, die Leute hier sind lax in der Erfüllung der Gebote, die gelehrte Ausdeutung der Schrift gilt ihnen wenig. Aber dann wieder sind sie sonderbar streng und fanatisch. Sie wollen sich durchaus nicht zufriedengeben mit dem, was ist. Sie sagen, Staat und Leben müßten in den Grundlagen geändert werden; erst dann könnten die Worte der Schrift sich erfüllen. Alle hier im Land können sie das Buch des Propheten Jesaja auswendig. Die Viehtreiber reden vom ewigen Frieden, die Hafenarbeiter vom Reich Gottes auf Erden; unlängst hat ihn ein Tuchwirker korrigiert, als er ein Zitat aus dem Ezechiel nicht im Wortlaut brachte. Es sind langsame Leute, schwerfällig, ruhig und friedlich im äußern Gehabe, aber in ihrem Innern sind sie keineswegs friedlich, da sind sie gewalttätig, alles erwartend und zu allem bereit. Josef spürt deutlich: das sind Leute für ihn. Ihr dumpfer, wilder Glaube ist eine festere Basis für einen Mann und ein großes Unternehmen als die kahle Gelehrsamkeit, die glatte Skepsis Jerusalems.

Mit eifervollem Bemühen versucht er, sich den Leuten von Galiläa verständlich zu machen. Er will nicht für Jerusalem hiersein, sondern für sie. Sein Mitkommissar, der alte Doktor Jannai, läßt ihn gewähren, kommt ihm nie in die Quer. Ihn interessiert nichts als seine Finanzverwaltung. Er hat sich mit einem ungeheuren Haufen Akten in Sepphoris hingesetzt, der gemächlichen, ruhigen Hauptstadt des Landes, und betreibt

jovial, aber zäh und beharrlich die Neuordnung der Finanzen. Alles andere überläßt er seinem jüngeren Kollegen. Aber trotzdem Josef tun und lassen kann, was er will, kommt er nicht weiter. Er tut allen gelehrten Hochmut von sich ab, allen Aristokraten- und Priesterstolz; er spricht mit Fischern, Werftarbeitern, Bauern, Handwerkern wie mit seinesgleichen. Die Leute sind freundlich, geehrt, aber durch ihre Worte und ihr Gehabe hindurch spürt er den inneren Vorbehalt.

Das Land Galiläa hat andere Führer. Josef will es nicht wahrhaben, er will mit diesen Männern nichts zu tun haben, aber er weiß gut ihre Namen. Es sind die Führer der Wehrverbände, die Jerusalem nicht anerkennt, der Bauernführer Johann von Gischala und ein gewisser Sapita aus Tiberias. Josef sieht, wie die Augen der Leute hell werden, wenn man diese Namen nennt. Er möchte mit den beiden Männern zusammenkommen, sie reden hören, erkunden, wie sie es angefangen haben. Aber er fühlt sich unerfahren, unfähig, unfruchtbar. Er hat sein Amt und seinen großen Titel, vielleicht auch die Macht: aber die Kraft haben die andern.

Er arbeitet sich ab. Immer heftiger stachelt ihn der Wunsch, gerade dieses Galiläa zu gewinnen. Aber das Land versperrt sich ihm. Seit fünf Wochen jetzt sitzt er hier, aber er ist nicht weiter als am ersten Tag.

An einem dieser Winterabende streicht Josef durch die Straßen der kleinen Stadt Kapernaum, eines Zentrums der »Rächer Israels«. An einem armen, vernachlässigten Haus sieht er eine Fahne herausgesteckt, das Zeichen des Kneipenwirts, daß neuer Wein eingetroffen ist. In Ratsversammlungen, Kommissionssitzungen, Synagogen, Lehrhäusern hat Josef seine Galiläer oft genug gesehen. Er möchte sie beim Wein sehen, er tritt ein.

Es ist ein niedriger Raum, dürftig, durch ein einfaches Becken, in dem man Mist verbrennt, primitiv erwärmt. In dem übelduftenden Rauch erkennt Josef ein reichliches Dutzend Männer. Man sieht auf, wie der gutgekleidete Herr eintritt, mustert ihn zurückhaltend, nicht unfreundlich. Der Wirt kommt, fragt nach seinen Wünschen, erklärt, wie gut es der

Herr heute trifft. Ein Kaufmann mit einer Karawane ist durchgekommen, hat sich üppig aufkochen lassen, es ist noch etwas Geflügelbraten mit Milch übriggeblieben. Fleisch mit Milch zu essen ist streng verboten; aber die Landbevölkerung Galiläas findet, Geflügel sei kein Fleisch, und läßt sich nicht von der Sitte abbringen, es in Milch zu kochen und zu braten. Man macht gutmütige Witze, wie Josef den Leckerbissen höflich ablehnt. Man fragt ihn, wer er sei, bei wem er nächtige, man findet aus seinem Dialekt den Jerusalemer heraus. Josef gibt freundlich, aber etwas unklar Auskunft; er weiß nicht, ob man ihn erkennt.

Der Wirt setzt sich zu ihm, erzählt ihm redselig. Er heißt Theophil, aber er nennt sich jetzt Giora, der Fremde, weil er nämlich ein Sympathisierender ist und die Absicht hat, zum Judentum überzutreten. In Galiläa ist die Bevölkerung stark mit Nichtjuden gemischt, es gibt viele Sympathisierende, die sich von dem unsichtbaren Gott Jahve angezogen fühlen. Auch diesem Theophil-Giora haben die Doktoren vorschriftsmäßig abgeraten, zum Judentum überzutreten; denn solange er Nichtjude sei, gehe er nicht des Heils verlustig, auch wenn er die sechshundertdreizehn Gebote nicht halte. Habe er aber einmal die Verpflichtung auf sich genommen, dann sei seine Seele bedroht, wenn er das Gesetz nicht erfülle, und das Gesetz sei schwierig und streng. Theophil-Giora war noch nicht beschnitten, die Worte der Doktoren hatten Eindruck auf ihn gemacht; aber gerade ihre Strenge zog ihn an.

Die andern, breit, langsam, etwas täppisch, angeregt durch die Anwesenheit des Jerusalemer Herrn, fangen wieder einmal an, von ihrer Hauptsorge zu reden, von dem harten Druck der Regierung. Der Tischler Chalafta hat seinen letzten Weinberg verkaufen müssen. Er hat Ziegen eingeführt von jenseits des Jordan; die Römer haben hohen Zoll darauf gelegt, er hat die Ziegen durchschmuggeln wollen, aber er wurde ertappt. Wie man's macht, macht man's falsch mit den Zöllnern. Weh dem, der die Ware angibt, weh dem, der sie nicht angibt. Jetzt haben sie ihn mit dem Zehnfachen bestraft, weil es das zweitemal war, und er mußte den Weinberg verkaufen. Dem Tuchwirker Asarja hat der Marktaufseher von Magdala seinen dritten

Webstuhl pfänden lassen, weil er mit der Gewerbeabgabe im Rückstand ist. Alle die Männer in diesem reichen Land sahen abgerissen aus, sie lebten kümmerlich. Es gab viel Geflügel in Galiläa, die Ziegenmilch war billig; aber sie schnalzten gierig, als der Wirt Giora von seinem milchgekochten Geflügelbraten erzählte. Sie bekamen dergleichen nur an hohen Feiertagen. Man rackerte sich ab, nicht für den eigenen Bauch, nur für den Wanst von Cäsarea und Jerusalem. Es waren harte Zeiten.

War die Zeit erfüllt? Schon der Agitator Juda hatte es verkündet hier in Galiläa und hatte die Partei der »Rächer Israels« gegründet, aber er war von den Römern gekreuzigt worden. Jetzt wanderte sein Sohn Nachum durch das Land und verkündete es. Auch der Prophet Theuda war aufgestanden in Galiläa, hatte Wunder getan, war dann vor Jerusalem gezogen und hatte erklärt, er werde die Fluten des Jordan spalten. Aber die Römer haben ihn gekreuzigt, und die Herren vom Großen Rat haben zugestimmt.

Der Ölbauer Teradjon meinte, vielleicht sei dieser Prophet Theuda wirklich ein Schwindler gewesen. Der Tischler Chalafta wiegte schwer und bekümmert den Kopf: »Schwindler? Schwindler? Vielleicht hätte sich der Jordan wirklich nicht geteilt auf das Geheiß des Mannes. Aber auch dann nicht war er ein Schwindler. Dann war er ein Vorläufer. Denn wann soll die Zeit erfüllt sein, wenn nicht jetzt, da Gog und Magog sich von neuem aufmachen, über Israel herzufallen, wie es geschrieben steht bei Ezechiel und im Targum Jonathan?«

Der Tuchwirker Asarja meinte schlau: jener Theuda könne bestimmt nicht der rechte Messias gewesen sein; denn wie er zuverlässig gehört habe, sei Theuda ein Ägypter gewesen, und unmöglich doch könne ein Ägypter der Messias sein.

Der Wein war gut, und es war viel Wein. Die Männer vergaßen den Herrn aus Jerusalem, und umwölkt von dem stinkenden Rauch des Mistes im Heizbecken, redeten sie langsam, eifrig und gewichtig von dem Messias, der kommen mußte, heute oder morgen, aber bestimmt noch in diesem Jahr. Gewiß konnte der Messias ein Ägypter sein, behauptete dumpf und hartnäckig der Tischler Chalafta. Denn steht nicht geschrieben von dem eisernen Besen, der das Faule aus Israel und

der Welt auskehrt? Und ist nicht der Erlöser dieser eiserne Besen? Wenn er es aber ist, wird Jahve einen Juden schicken, die Juden zu schlagen, wird er nicht lieber einen Unbeschnittenen schicken? Warum also sollte der Messias nicht ein Unbeschnittener sein?

Der Krämer Tarfon aber klagte in dem dunkeln, schweren Gegurgel des Dialekts: »Ach und oj, gewiß wird er ein Jude sein. Denn lehrt nicht der Doktor Dossa Ben Natan, daß er sammeln wird alle Zerstreuten und daß er dann, oj und ach, erschlagen liegen wird, unbeerdigt, in den Straßen Jerusalems und daß sein Name sein wird Messias Ben Josef? Wie aber kann der Name eines Nichtjuden Messias Ben Josef sein?«

Nun aber mischte sich der Wirt Theophil-Giora ein, und er sprang dem Tischler Chalafta bei. Es kränkte ihn, daß ein Fremder nicht sollte der Messias sein können. Finster und hartnäckig beharrte er: nur ein Nichtjude könne der Erlöser sein. Denn heißt es nicht in der Schrift, daß er den Himmel zusammenrollen werde wie eine Buchrolle und daß erst die Strafe sein werde und das große Schlachten und das Feuer in der mörderischen Stadt?

Mehrere stimmten ihm zu, andere widersprachen. Alle waren sie aufgewühlt. Langsam, düster klagend, empört redeten sie aufeinander ein, diskutierten inbrünstig die dunklen und widerspruchsvollen Botschaften. Sie waren fest im Glauben an den Erlöser, diese galiläischen Männer. Nur hatte jeder ein anderes Bild von ihm, und jeder verteidigte sein Bild, er sah es genau, er wußte, daß er recht hatte und der andere unrecht, und jeder suchte sich eifrig für sein Bild die Belege aus der Schrift.

Josef hörte gespannt zu. Seine Augen und seine Nase waren empfindlich, aber er kümmerte sich nicht um den beizenden, widerwärtig stinkenden Rauch. Er schaute auf die Männer, wie sie in ihren harten Schädeln ihre Argumente wälzten. Man sah ordentlich, wie sie sie ausgruben, mühselig in Worte umschmolzen. Einstmals, als er bei dem Einsiedler Banus in der Wüste lebte, waren die Heilsbotschaften der Propheten groß und ständig um ihn gewesen, er hatte sie eingeatmet mit der Luft, die ihn umgab. Aber in Jerusalem waren die

Verheißungen verblaßt, und von den Sätzen der Schrift waren ihm diejenigen, die vom Erlöser sprachen, die dünnsten, fremdesten geworden. Die Doktoren der Quadernhalle sahen es nicht gern, wenn man diese Weissagungen auf die Gegenwart anwenden wollte; viele schlossen sich der Meinung des großen Gesetzeslehrers Hillel an, der Messias sei längst erschienen, in Gestalt des Königs Hiskia, sie strichen aus den Achtzehn Bitten die um das Erscheinen des Erlösers, und wenn Josef sich prüfte, dann hatte seit langen Jahren die Hoffnung auf den Erlöser weder in seinen Gedanken noch in seinen Taten einen Platz gehabt: jetzt, an diesem Abend, in der dunkeln, rauchigen Kneipe, wurde ihm die Erwartung des Erretters wieder körperhaft, Glück und Bedrängnis, Eckstein des ganzen Lebens. Offenen Ohres und vollen Herzens hörte er den Männern zu, und die Anschauungen dieser Einfältigen, dieser Tuchwirker, Krämer, Tischler, Ölbauern, schienen ihm wichtiger als die scharfsinnigen Kommentare der Jerusalemer Doktoren. Wird der Erlöser den Ölzweig bringen oder das Schwert? Er verstand gut, daß sich die Männer an den Widersprüchen ihres gewalttätigen Glaubens immer mehr erhitzten und in aller Frommheit immer bedrohlicher gegeneinander wurden.

Schließlich war es so weit, daß der Tischler Chalafta mit Fäusten gegen den Krämer Tarfon losgehen wollte. Da sagte auf einmal, gepreßt und hastig, einer von den Jüngeren: »Laßt doch, wartet doch, paßt auf, er ›sieht‹.« Da schauten sie alle hin auf den Platz neben dem Heizbecken. Dort saß ein Buckliger, fahl, dürr und, wie es schien, auch kurzsichtig. Bisher hatte er kaum den Mund aufgetan. Jetzt blinzelte er angestrengt durch den Rauch, machte die Augen eng, als ob er am Rand seiner Sehweite etwas erkennen wolle, riß sie wieder auf und blinzelte.

Die Männer redeten auf ihn ein: »Siehst du, Akawja? Sag uns, was du siehst.« Der Sandalenmacher Akawja, immer angestrengt schauend, die Stimme heiser vom Wein und Rauch, sagte nüchtern und sehr dialektisch: »Ja, ich sehe ihn.« – »Wie sieht er aus?« fragten die Männer. »Er ist nicht groß«, sagte der Schauende, »aber er ist breit.« – »Ist er ein Jude?« fragten sie. »Ich glaube nicht«, sagte er. »Er hat keinen Bart. Aber wer

will einem Gesicht ablesen, ob einer ein Jude ist?« – »Ist er bewaffnet?« – »Ich sehe kein Schwert«, erwiderte der Schauende, »aber ich glaube, er hat eine Rüstung.« – »Wie spricht er?« fragte Josef. »Er bewegt den Mund«, erwiderte der Sandalenmacher Akawja, »aber ich kann ihn nicht hören. Ich glaube, er lacht«, fügte er wichtig hinzu. »Wie kann er lachen, wenn er der Messias ist?« fragte unzufrieden der Tischler Chalafta. Der Schauende erwiderte: »Er lacht und ist dennoch furchtbar.«

Dann wischte er sich über die Augen, erklärte, jetzt sehe er nichts mehr. Er fühlte sich müde und hungrig, gab sich mürrisch, trank viel Wein, verlangte auch von dem milchgekochten Geflügel. Der Wirt gab Josef Auskunft über den Sandalenmacher Akawja. Der war sehr arm, aber er machte trotzdem jedes Jahr seine Wallfahrt nach Jerusalem und brachte sein Lamm zum Tempel. Die inneren Höfe durfte er nicht betreten, weil er ein Krüppel war. Aber er hing sehr an dem Tempel, mit ganzem Herzen und ganzem Vermögen, und wußte auch genauer Bescheid um die inneren Höfe als manche, die darin waren. Vielleicht war es gerade, weil er den Tempel nicht sehen durfte, daß Jahve ihn anderes sehen ließ.

Die Männer blieben noch lange zusammen, aber sie sprachen nicht mehr von dem Erlöser. Vielmehr sprachen sie davon, wie sehr die Makkabi-Leute an Zahl gewachsen waren, und von ihrer Organisation und Bewaffnung. Der Tag des Losschlagens werde bald da sein. Der Sandalenmacher Akawja, wieder munter geworden, zog den unbeschnittenen Wirt auf, daß er, wenn dieser Tag gekommen sei, bei dem großen Aufwasch auch werde dran glauben müssen. Dann wandten sie sich wieder dem Herrn aus Jerusalem zu und hänselten ihn auf ihre täppische, doch nicht unfreundliche Art. Josef ließ es sich gefallen und lachte mit. Schließlich verlangten sie, er solle ihr Gast sein und von dem milchgekochten Geflügel essen. Vor allem der Sandalenmacher Akawja, der Schauende, bestand darauf. Eigensinnig, hartnäckig plärrte er: »Essen, Mann, Sie sollen essen.« Josef hatte sich in Rom um die Beachtung der Bräuche nicht viel gekümmert, in Jerusalem hatte er Gebote und Verbote streng geachtet. Hier war Galiläa. Er bedachte sich eine Weile. Dann aß er.

Josef hat sich zum Hauptquartier Magdala gewählt, einen angenehmen, großen Ort am See Genezareth. Wenn er ein wenig auf dem See herumfährt, dann sieht er im Süden weiß und prunkvoll eine Stadt liegen, die schönste Stadt des Landes, aber sie gehört nicht zu seinem Bereich, sie untersteht dem König Agrippa. Sie heißt Tiberias. Und in ihr sitzt, von dem König als Gouverneur eingesetzt, Justus. Die Stadt ist nicht leicht zu regieren, mehr als ein Drittel ihrer Einwohner sind Griechen und Römer, vom König verwöhnt, aber der Doktor Justus, das läßt sich nicht bestreiten, hält gute Ordnung. Er hat, als Josef nach Galiläa kam, seinen Antrittsbesuch höflich erwidert. Aber von Politik hat er kein Wort gesprochen. Er nimmt den Jerusalemer Bevollmächtigten offensichtlich nicht für voll. Den Josef kratzt das im Innersten. Eine bittere Sehnsucht erfüllt ihn, es dem andern zu zeigen.

Auf der Höhe über Tiberias schimmert breit und stattlich das Palais des Königs Agrippa, in dem Justus residiert. An den Kais gibt es stattliche Villen und Geschäftshäuser. Aber es gibt auch viele Arme in Tiberias, Fischer und Schiffer, Lastträger, Industriearbeiter. In Tiberias sind die Griechen und Römer die Reichen und die Juden die Proletarier. Die Arbeit ist viel, die Steuern sind hoch, in der Stadt spürt der Arme noch bitterer als auf dem Land, was alles er entbehrt. Es gibt viele Mißvergnügte in Tiberias. In allen Kneipen hört man aufsässige Reden gegen die Römer und gegen den König Agrippa, der sich von ihnen aushalten läßt. Wortführer dieser Unzufriedenen ist jener Sapita, der Sekretär der Fischereigenossenschaft. Er beruft sich auf Jesaja: »Wehe über diejenigen, welche Haus an Haus reihen und Acker zu Acker schlagen.« Justus versucht mit allen Mitteln die Bewegung niederzuhalten, aber seine Macht endet an den Grenzen des Stadtgebiets von Tiberias, und er kann nicht verhindern, daß der Wehrverband des Sapita sich im übrigen Galiläa Stützpunkte schafft und daß ihm aus diesen Bezirken immer mehr Leute zulaufen.

Josef sieht nicht ungern, wie der Anhang des Sapita stärker wird und wie seine Banden sich auch im Hoheitsbereich der Jerusalemer Regierung überall ausbreiten. Leute des Sapita verlangen von Gemeinden, die dem Josef unterstehen, Beiträge

für die nationale Sache, veranstalten im Fall der Weigerung Strafexpeditionen, die bedenklich nach Raub und Plünderung ausschauen. Josefs Polizei greift selten ein, seine Gerichte behandeln die Abgefaßten mit Milde.

Josef freut sich stürmisch, als Sapita zu ihm kommt. Galiläa beginnt ihm zu vertrauen, Galiläa kommt zu ihm. Jetzt, das spürt er, wird es nicht mehr lange dauern, bis er auch den hochmütigen Justus aus seiner Zurückhaltung herausgekitzelt haben wird. Aber er verbirgt klug seine Freude. Er schaut sich Sapita an. Der ist kräftig, gedrungen von Wuchs, eine seiner Schultern hängt. Er hat einen schüttern, zweispitzigen Bart, kleine, besessene Augen. Josef unterhält sich mit ihm, unterhandelt mit ihm, alles in halben Worten. Mit ihm sich zu verständigen ist leichter als mit Justus. Es wird nichts Schriftliches festgelegt; aber als Sapita geht, wissen beide, daß eine Vereinbarung zustande gekommen ist, wirkungsvoller als ein umständlicher Vertrag. Wer von den Leuten des Sapita sich in Tiberias nicht mehr sicher fühlt, kann ruhig in das Gebiet des Josef flüchten; man wird dort glimpflich mit ihm verfahren. Und Josef braucht in Zukunft nicht mehr soviel Schweiß daran zu wenden, Gelder für seinen Kriegsfonds aus dem knauserigen Doktor Jannai herauszuquetschen; was ihm der verweigert, bekommt er von Sapita.

So wird es auch gehalten. Und jetzt hat Josef den Justus wirklich so weit, daß er von Politik spricht. In einem Schreiben fordert er dringlich, die Jerusalemer Herren sollten seine Bemühungen, das Bandenwesen in Galiläa zu unterdrücken, nicht länger sabotieren. Der alte Doktor Jannai stellt einige ungemütliche Fragen an Josef. Aber der gibt sich erstaunt, Justus hat offenbar Halluzinationen. Sowie er allein ist, lächelt er befriedigt. Er freut sich auf den Kampf.

Es wird eine mündliche Aussprache mit Justus vereinbart. Zusammen mit dem alten Doktor Jannai reitet Josef auf seinem schönen arabischen Pferd Pfeil durch die gepflegten Straßen von Tiberias, von der Bevölkerung neugierig angestaunt. Er weiß, daß er zu Pferd eine gute Figur macht, er sieht unbeteiligt, ein wenig hochfahrend geradeaus. Man reitet den Hügel hinauf, zum Palais des Königs Agrippa. Weiß und prunkvoll vor

dem Eingang spreizt sich die Kolossalstatue des Kaisers Tiber, nach dem die Stadt genannt ist. Auch die Arkaden davor sind bevölkert mit Statuen. Den Josef wurmt das. Er hängt nicht an den alten Bräuchen, aber sein Herz ist voll von dem unsichtbaren Gott Jahve, es bringt ihn im tiefsten auf, wenn er im Lande Jahves die verbotenen Bilder sehen muß. Die Gestalt zu bilden bleibt das alleinige Recht des schöpferischen Gottes. Dem Menschen hat er erlaubt, diesen Gestalten Namen zu geben: sie selber bilden zu wollen ist Vermessenheit und Frevel. Die Standbilder ringsum schänden den unsichtbaren Gott. Die leise, schuldbewußte Unruhe, mit der Josef die Reise zu Justus antrat, ist fort; jetzt ist er voll von einer reinen Erregung, fühlt sich dem Justus überlegen. Der vertritt eine wassernüchterne Politik: er, Josef, kommt als Soldat Jahves.

Justus, erklärter Gegner alles Feierlichen, bemüht sich, der Unterredung das Amtliche zu nehmen. Die drei Herren liegen einander gegenüber, frühstückend. Justus hat zuerst griechisch gesprochen, hat dann aber höflich ins Aramäische hin übergewechselt, trotzdem ihm diese Sprache sichtlich schwerer fällt. Langsam gleitet man ins Politische. Doktor Jannai ist betulich, jovial wie immer. Josef verteidigt seine eigene Politik; er wird heftiger, als er möchte. Gerade um die Kriegspartei vor unüberlegten Angriffen zurückzuhalten, muß man ihr entgegenkommen. »Sie meinen, man müsse den Frieden aktivieren?« fragte Justus, es klang unangenehm ironisch. »Ich kann nicht umhin, dem Autor des Makkabäerbuches zu versichern, daß mir in der praktischen Politik die Makkabäergesten, zu welchem Zwecke immer, auch heute noch fehl am Ort scheinen.« – »Sitzen die unangenehmsten Makkabäer nicht hier in Ihrem Tiberias?« fragte gemütlich Doktor Jannai. »Leider habe ich nicht die Macht«, gestand Justus freimütig zu, »meinen Sapita zu verhaften. Sie könnten das eher, meine Herren. Aber wie ich Ihnen schon schrieb, es ist ja gerade die Milde Ihrer Gerichte, die mir meine ›Rächer Israels‹ so üppig macht.« – »Es ist auch für uns nicht ganz so einfach«, entschuldigte sich Doktor Jannai. »Schließlich sind diese Leute keine gemeinen Räuber.«

Josef griff ein: »Diese Leute berufen sich auf Jesaja. Sie

glauben«, fügte er stark und streitbar hinzu, »daß die Zeit erfüllt ist und daß sehr bald der Messias kommt.« – »Jesaja lehrte«, erwiderte nicht laut, aber verbissen Justus, »haltet still vor der Macht. Haltet still und vertraut, lehrte Jesaja.« Den Josef kratzte das Zitat. Wollte dieser Justus ihn zurückweisen? »Der Herd der Unruhen ist Ihr Tiberias«, sagte er scharf. »Der Herd der Unruhen ist Ihr Magdala, Doktor Josef«, erwiderte verbindlich Justus. »Ich kann nichts dagegen tun, wenn Ihre Gerichte meine Diebe freisprechen. Aber wenn Sie weiterhin Ihren Kriegsfonds aus dem Ertrag dieser Diebereien mästen, Doktor Josef«, er sprach jetzt besonders höflich, »dann stehe ich nicht dafür, daß nicht mein König sich diese Beträge einmal mit Gewalt wieder hereinholt.«

Doktor Jannai fuhr hoch. »Haben Sie Geld des Sapita in Ihrer Kasse, Doktor Josef?« Josef wütete. Dieser verdammte Justus mußte einen großartigen Spionagedienst unterhalten; die Geldsendungen waren auf jede Art verschleiert worden. Er wich aus, es seien ihm allerdings für die galiläischen Heimwehren Gelder auch aus Tiberias zugeflossen, aber er könne sich nicht vorstellen, daß sie aus der Beute der Sapita-Bande stammen. »Glauben Sie mir, sie stammen daraus«, erklärte freundlich Justus. »Ich muß Sie sehr bitten, das Gesindel nicht weiter auf diese Art zu unterstützen. Ich halte es nicht für vereinbar mit meiner Amtspflicht, wenn ich mein Tiberias länger von Ihnen aufputschen lasse.« Er sprach noch immer sehr höflich; mehr daran, daß er jetzt wieder ins Griechische überging, merkte man seine Erregung. Von dem alten Doktor Jannai aber war auf einmal alle Betulichkeit abgefallen. Er war aufgesprungen und gestikulierte auf Josef ein. »Haben Sie Geld von Sapita?« schrie er. »Haben Sie Geld von Sapita?« Und ohne eine Antwort Josefs abzuwarten, wandte er sich an Justus. »Falls Gelder aus Tiberias gekommen sind, wird man die Beträge an Sie zurückleiten«, versprach er.

Kaum aus der Stadt, trennten sich die beiden Kommissare. »Ich mache Sie darauf aufmerksam«, sagte Jannai, und seine Stimme war eisig, »daß Sie nicht als einer der ›Rächer Israels‹ in Magdala sitzen, sondern als Kommissar von Jerusalem. Ich verbitte mir Ihre Extravaganzen und pittoresken Abenteuer«,

schrie er. Josef, blaß vor Wut, konnte nichts dagegen sagen. Er sah klar, er hatte seine Kraft überschätzt. Dieser Doktor Jannai hatte gute Witterung dafür, was feststand und was nicht. Wenn der es wagte, ihn wie einen kleinen Schuljungen herunterzuputzen, dann mußte seine Stellung verdammt wacklig sein. Er hätte noch zuwarten müssen, er hätte sich in diesen Kampf mit Justus noch nicht einlassen dürfen. Jerusalem wird ihn bei nächster Gelegenheit abberufen, und Justus wird lächeln, wird dieses infame Lächeln aufsetzen, das Josef gut kennt.

Er soll nicht lächeln. Josef wird zu verhindern wissen, daß er lächelt. Was versteht dieser Justus von Galiläa? Aber jetzt fühlt er sich erfahren genug. Er hat keine Angst und Hemmung mehr vor den galiläischen Führern. Sapita ist von selber zu ihm gekommen, den andern, Johann von Gischala, wird er rufen. Es wird sich erweisen, daß nicht Jerusalem, sondern das Triumvirat Johann, Sapita und Josef die wahre Macht im Land hat. Soll man sie dann Räuberbanden oder Gesindel oder wie immer nennen. Er denkt gar nicht daran, die Verbindung mit Sapita fahrenzulassen. Im Gegenteil, er wird alle bewaffneten Organisationen, anerkannt oder nicht, im Gebiet der Jerusalemer Regierung und darüber hinaus zu einem einzigen Verband zusammenschließen. Nicht als Kommissar von Jerusalem, sondern als Parteiführer der »Rächer Israels«.

Johann von Gischala, der Chef der gutbewaffneten galiläischen Bauernwehr, freute sich sichtlich, als Josef ihn zu sich berief. Er besaß in der Nähe seiner Heimatstadt, des kleinen Bergortes Gischala, nach dem er sich nannte – in den Registern hieß er Johann Ben Levi –, ein nicht sehr rentables Gütchen, das vor allem Öl und Feigen produzierte. Er war breit, langsam, gutmütig, sehr pfiffig, ein Mann so recht für die Herzen der Galiläer. Während des Feldzugs des Cestius hatte er in Obergaliläa einen listigen, erbitterten Kleinkrieg gegen die Römer organisiert. Er war viel unterwegs, kannte jeden Winkel im Land. Josef, als Johann jetzt endlich zu ihm kam, verstand nicht recht, daß er sich nicht schon früher mit ihm eingelassen hatte. Nicht groß, aber ausgiebig und kräftig von Figur, saß Johann vor ihm, das Gesicht braun, breit, mit kurzem Knebel-

bart, die Nase eingedrückt, die Augen grau, verschmitzt. Bei aller Schlauheit ein gutmütiger, offener Mann.

Er rückte sogleich mit einem eindeutigen Vorschlag heraus. Überall im Land habe König Agrippa Getreide gestapelt, zweifellos für die Römer. Johann wollte dieses Getreide für seine Wehrverbände requirieren, eine Notmaßnahme, für die er die Genehmigung Josefs erbat. Unter dem Einfluß der Geldsäcke und der Aristokraten, klagte er, verleugne Jerusalem den Zusammenhang mit seinen Wehrverbänden. Von Josef habe er den Eindruck, daß er anders sei als die leisetreterischen Herren im Tempel. »Sie, Doktor Josef, gehören im Herzen zu den ›Rächern Israels‹. Das riecht man auf drei Meilen im voraus. Ihnen möchte ich meine Wehrverbände unterstellen«, sagte er treuherzig und gab ihm eine genaue Liste seiner Organisation. Es waren achtzehntausend Mann. Josef gab seine Zustimmung, daß das Getreide requiriert werde.

Er fürchtete nicht den Sturm, den die Requirierung erregen mußte. Wenn er seine Stellung rücksichtslos ausnützte, wenn er die reale Macht in Galiläa in die Hand bekam, vielleicht, daß dann Jerusalem nicht mehr wagte, ihn abzuberufen. Und wenn, dann stand es bei ihm, ob er sich abberufen ließ. In einer fast fröhlichen Spannung wartete er, was geschehen werde.

Auch Johann von Gischala war von der Unterredung mit Josef befriedigt. Er war ein mutiger Mann und nicht ohne Humor. Ganz Galiläa wußte, daß er es war, der das Getreide des Königs Agrippa beschlagnahmte. Er gab sich unschuldig, wußte von nichts. Was sich ereignete, geschah auf Befehl des Jerusalemer Kommissars. In aller Öffentlichkeit reiste er in das Gebiet des Feindes nach Tiberias, um seinen Rheumatismus in den dortigen heißen Quellen zu kurieren. Er wußte, sollte Justus etwas gegen ihn unternehmen, dann würden seine Leute die Stadt Tiberias stürmen. Justus lachte. So verderblich ihm die Taten dieses Bauernführers erschienen, so gut gefiel ihm seine Art.

Nach Jerusalem aber und Sepphoris schickte er eine empörte Note. Aufgebracht, japsend vor Wut, kam der alte Doktor Jannai zu Josef. Das Getreide müsse natürlich sogleich zurückgegeben werden. Josef empfing den Eifernden sehr

höflich. Das Getreide konnte leider nicht zurückgegeben werden, er hatte es weiterverkauft. Jannai mußte sich unverrichteterdinge vor dem höflich achselzuckenden Josef zurückziehen. Ein kleiner Trost blieb: Josef führte einen ansehnlichen Teil des Erlöses nach Jerusalem ab.

In der Stadt Tiberias gehörte zu den beliebtesten Agitationsmitteln der »Rächer Israels« der Kampf gegen die Gottlosigkeit der herrschenden Schicht, gegen ihren Hang, sich den Römern und Griechen zu assimilieren. Als Sapita das nächstemal bei Josef erschien, warf der ihm hin, wie auch er mit tiefstem Ingrimm die Statuen gesehen habe, die sich so provozierend vor dem Königspalast in der Sonne spreizten. Der finstere, gedrungene Mann zog die eine Schulter noch höher, seine kleinen Augen schauten auf, senkten sich wieder, er riß nervös an der einen Spitze seines zweigeteilten Bartes. Josef wollte ihn weiterstoßen. Er zitierte den Propheten: »Das Kalb ist im Lande, Jahve verwirft es. Menschenhand hat es gemacht, und es kann kein Gott sein.« Er wartete darauf, daß Sapita das berühmte Zitat weiterführe: »Darum soll das Kalb zerpulvert werden.« Aber Sapita lächelte nur, er überschlug diesen Teil und zitierte sehr leise, mehr in sich hinein als gegen Josef, den späteren Satz: »Sie säen Wind, und sie werden Ungewitter ernten.« Dann, sachlich, konstatierte er: »Wir protestieren immerzu gegen den verbrecherischen Unfug. Wir wären dem Kommissar von Jerusalem dankbar, wenn auch er in Tiberias vorstellig würde.«

Sapita war nicht so offen wie Johann von Gischala, aber auf seine leisen Andeutungen konnte man sich verlassen. Wer Wind sät, wird Ungewitter ernten. Ohne sich weiter mit Doktor Jannai zu verständigen, ersuchte Josef den Justus um eine zweite Unterredung.

Schlicht, mit einem einzigen Diener kam Josef diesmal nach Tiberias. Justus streckte ihm auf römische Art den Arm mit der flachen Hand entgegen, ließ ihn aber wieder sinken, lächelnd, sich korrigierend gewissermaßen, und gab den hebräischen Gruß: »Friede.« Dann saßen sich die beiden Herren gegenüber, ohne einen Dritten, jeder viel wissend um den andern, in herz-

licher Feindschaft. Sie hatten beide etwas erreicht, seitdem sie sich in Rom auseinandergesetzt hatten, sie besaßen Gewalt über Menschen und Schicksale, sie waren älter geworden, ihre Züge härter, aber immer noch sahen sie sich ähnlich, der blaßbraune Josef und der gelbbraune Justus.

»Sie haben den Propheten Jesaja zitiert«, sagte Josef, »als wir uns unlängst unterhielten.« – »Ja«, sagte Justus. »Jesaja lehrte, daß das kleine Judäa sich nicht einlassen solle in einen Kampf mit seinem weltmächtigen Gegner.« – »Das lehrte er«, sagte Josef, »und am Ende seines Lebens flüchtete er in eine hohle Zeder und wurde zersägt.« – »Besser ein Mann wird zersägt als das ganze Land«, sagte Justus. »Was wollen Sie eigentlich, Doktor Josef? Ich bemühe mich, einen sinnvollen Zusammenhang zwischen Ihren Maßnahmen zu entdecken. Aber entweder bin ich zu dumm, um sie zu verstehen, oder sie haben allesamt nur den einen Zweck: Judäa erklärt Rom den Krieg unter Führung des neuen Makkabäers Josef Ben Matthias.« Josef bezähmte sich. Er kenne ja leider schon von Rom her diese fixe Idee des Justus, daß er ihn für einen Kriegshetzer halte. Das sei er nicht. Er wolle den Krieg nicht. Nur: er scheue ihn auch nicht. Im übrigen halte er, selbst vom Standpunkt des Justus aus gesehen, dessen Methoden für falsch. Ständiges Pochen auf Frieden führe mit der gleichen Notwendigkeit zum Krieg wie ständiges Pochen auf Krieg. Man müsse im Gegenteil der Kriegspartei durch kluges Entgegenkommen alle Vorwände nehmen. »Wir in Tiberias tun das wohl nicht?« fragte Justus. »Nein«, erwiderte Josef, »Sie in Tiberias tun das nicht.« – »Ich höre«, sagte höflich Justus. »Sie in Tiberias«, erklärte Josef, »haben zum Beispiel dieses königliche Palais mit seinen Bildern von Menschen und Tieren, das ein ständiges Ärgernis für die ganze Provinz ist, ein ständiger Anreiz zum Krieg.« Justus schaute ihn an, dann begann er breit zu lächeln. »Sind Sie gekommen, um mir das mitzuteilen?« fragte er. Josef füllte sich mit seinem ganzen Ingrimm gegen die freche Bildnerei. »Ja«, sagte er.

Da bat ihn Justus, mit ihm zu kommen. Er führte ihn durch den Palast. Es war aber der Palast mit Recht berühmt, das schönste Bauwerk Galiläas. Justus führte ihn durch die Säle,

Höfe, Hallen, Gärten. Ja, es war Bildnerei überall, sie war verwachsen mit dem Bau. König Agrippa, sein Vorgänger und sein Vorvorgänger hatten mit Mühe, Geld und Geschmack schöne Dinge aus aller Welt hierher zusammengetragen und zusammengepaßt, sehr alte und berühmte Kunstwerke zum Teil. In einem Hof, der mit bräunlichem Bruchstein belegt war, blieb Justus stehen vor einem kleinen Bildwerk, das, verwitternd, alt, ägyptische Arbeit, einen Zweig darstellte, und auf diesem Zweig einen Vogel. Es war ein sehr strenges Werk, etwas steif sogar, aber trotzdem der kleine Vogel noch ruhte, sah man an ihm schon die selige Leichtigkeit des Flugs, zu dem er die Flügel hob. Justus stand eine kleine Zeit vor dem Bildwerk, hingegeben. Dann, wie erwachend, zärtlich, sagte er: »Soll ich das entfernen?« und, ringsum weisend: »Und das? Und das? Dann ist der ganze Bau sinnlos.« – »Dann reißen Sie den Bau nieder«, sagte Josef, und es war in seiner Stimme ein so maßloser Haß, daß Justus nichts mehr sagte.

Schon für den nächsten Tag berief Josef den Bandenführer Sapita. Der fragte, ob er etwas ausgerichtet habe bei den Herrschenden in Tiberias. Nein, erwiderte Josef, ihr Herz sei verstockt. Aber sein Machtbereich ende leider vor den Grenzen der Stadt. Sapita zerrte heftig an dem einen Teil seines Bartes. Diesmal sprach er den Satz aus, den er das letztemal nur geschwiegen hatte: »Das Kalb Samarias soll zerpulvert werden.« Wenn die Leute von Tiberias, erwiderte Josef, sich das Ärgernis aus den Augen schaffen sollten, dann werde er Verständnis für diese Leute haben. »Auch ein Asyl?« fragte Sapita. »Vielleicht auch ein Asyl«, sagte Josef.

Zwiespältig stand Josef, als Sapita gegangen war. Dieser Sapita ist trotz seiner hohen Schulter ein kräftiger Bursche, er wird nicht sehr zart mit den Dingen umgehen. Wenn er und seine Leute in den Palast eindringen, dann werden wohl nicht nur die Statuen entfernt werden. Es ist ein schöner Bau, seine Decken sind Zedernholz und Gold, er ist voll von Kostbarkeiten. Er gehört unbestritten dem König Agrippa und steht unbestritten unter dem Schutz der Römer. Es war jetzt einige Zeit still im Land, und in Jerusalem hoffen sie, man werde mit Rom zu einer Verständigung kommen. Der Sandalenma-

cher Akawja in der verräucherten Kneipe von Kapernaum hat den Messias gesehen: und er trug kein Schwert. Gewisse Leute in Rom warten nur darauf, daß die Regierung von Jerusalem etwas unternehme, was als Angriff gedeutet werden könnte. Was er jetzt gesagt hat, kann einen schweren Stein ins Rollen bringen, den viele Hände bisher mit vieler Kraft festgehalten haben.

In der Nacht darauf wurde das Palais des Königs Agrippa gestürmt. Es war ein weitläufiger Bau, sehr fest gefügt, und es war nicht leicht, ihn dem Erdboden gleichzumachen. Es gelang auch nicht völlig. Alles vollzog sich bei schwachem Mondschein und, merkwürdigerweise, ohne Geschrei. Die vielen geschäftigen Leute schlugen verbissen auf die festen Steine ein, zerrten daran mit den Händen, zertrampelten sie. Zertrampelten auch die Blumenbeete des Gartens. Mit besonderem Ingrimm zertrümmerten sie die Wasserkünste. Geschäftig liefen sie hin und her, sich die kostbaren Teppiche und Gewebe, den Goldbelag der Decken, die erlesenen Tischplatten zu sichern, alles ohne Geschrei. Justus erkannte bald, daß seine Truppen zu schwach waren, um mit Erfolg einzugreifen, und verbot jeden Widerstand. Aber die »Rächer Israels« hatten bereits an hundert Soldaten und griechische Einwohner der Stadt niedergemacht, die, als der Sturm begann, der Plünderung hatten wehren wollen. Der Bau selbst brannte dann noch fast einen ganzen Tag.

Die Erstürmung des Palastes von Tiberias bewirkte, daß ganz Galiläa erstarrte. In Magdala bedrängten die Behörden den Josef ängstlich um Richtlinien, um Stellungnahme. Josef schwieg verbissen. Dann plötzlich, in großer Eile, noch am Tag nach dem Brand, brach er nach Tiberias auf, um dem Justus das Beileid der Jerusalemer Regierung zu dem großen Unglück auszusprechen, ihm seine Hilfe zur Verfügung zu stellen. Er fand ihn zwischen den Trümmern, stumpf und rastlos umhergehend. Justus hatte keine Truppen von seinem König verlangt, hatte nichts gegen Sapita und seine Leute unternommen. Hatte, der sonst so tätige Mann, die Hände schlaff und verzweifelt fallen lassen. Auch als er jetzt Josef sah, höhnte er nicht, hatte für ihn keine einzige beißende Anmerkung. Er

sagte ihm, und seine Stimme kam rauh vor Erregung und Kummer aus dem sehr blassen Gesicht: »Sie wissen gar nicht, was Sie angerichtet haben. Nicht die Einstellung des Tempelopfers war das Schlimme, auch nicht der Angriff auf Cestius, nicht einmal das Edikt von Cäsarea. Das, das, das hier bedeutet endgültig den Krieg.« Er hatte Tränen in den Augen vor Wut und Trauer. »Sie sind blind vor Ehrgeiz«, sagte er zu Josef.

Einen großen Teil der Beute aus dem Palast stellte Sapita dem Josef zu. Gold, edles Holz, Bruchstücke von Statuen. Josef suchte unwillkürlich, ob er den Zweig mit dem Vogel aus bräunlichem Stein finde, aber er fand ihn nicht; er war wohl aus wertlosem Material gewesen und leicht zu zerstören.

Die Nachrichten aus Tiberias trafen die Herren in Jerusalem wie ein Hieb ins Mark. Schon hatte man durch Vermittlung des friedfertigen Obersts Paulin ein halbes Versprechen der kaiserlichen Regierung erwirkt. Falls Judäa sich ruhig halte, hatte Rom erklärt, dann werde es sich mit der Auslieferung einiger weniger Führer begnügen, des Simon Bar Giora, des Doktor Eleasar. In Jerusalem war man froh, die Hetzer loszuwerden. Jetzt, durch die sinnlose Tat von Tiberias, war alles zerschlagen.

Die »Rächer Israels«, schon an die Wand gedrängt, bekamen Luft. Ihr Versammlungsort, die Blaue Halle, wurde zum Mittelpunkt Judäas. Sie setzten durch, daß ihr Doktor Eleasar in die Regierung berufen wurde. Hochfahrend, die Demütigung der andern ganz auskostend, ließ der junge, elegante Herr sich bitten, ehe er die Wahl annahm. Den rebellischen Gouverneur von Galiläa, der so offensichtlich gegen die Weisungen seiner Regierung gehandelt hatte, konnte freilich auch die Blaue Halle nicht im Amt halten. Doktor Jannai hatte dem Großen Rat persönlich Bericht erstattet, die Absetzung und Bestrafung dieses Verbrechers Josef Ben Matthias erbittert verlangt. Die »Rächer Israels« wagten nicht, ihn zu verteidigen; sie enthielten sich der Stimme. Es war unter den Herren der Regierung ein einziger, der ein Wort zugunsten Josefs fand, der alte, milde Großdoktor Jochanan Ben Sakkai. Er sagte: »Verurteilt niemand, ehe er an seinem Ende ist.«

Josefs alter Vater, der dürre, sanguinische Matthias, war jetzt ebenso verzweifelt, wie er bei der Ernennung seines Sohnes beglückt gewesen war. Er beschwor ihn dringlich, noch bevor das Abberufungsdekret Galiläa erreiche, nach Jerusalem zu kommen, sich zu stellen, sich zu rechtfertigen. Bleibe er in Galiläa, so bedeute das sichern Untergang für alle. Sein Herz sei betrübt zum Tode. Er wolle nicht in die Grube fahren, ohne seinen Sohn Josef nochmals gesehen zu haben.

Josef, als er diesen Brief erhielt, lächelte. Sein Vater war ein alter Herr, den er sehr liebte, der aber alles viel zu ängstlich und düster nahm. Sein eigenes Herz war voll Zuversicht. Wieder sahen sich die Dinge anders an in Galiläa als in Jerusalem. Galiläa, seit dem Bildersturm in Tiberias, jubelt ihm zu; man weiß im ganzen Land, daß ohne seine Zustimmung diese Tat nie hätte geschehen können. Er hat die Wand niedergerissen, die zwischen ihm und dem Volk von Galiläa war, er gilt dem Land jetzt wirklich als der zweite Juda Makkabi, wie dieser Justus ihn höhnte. Die bewaffneten Verbände hören auf ihn. Nicht er ist von Jerusalem, sondern Jerusalem von ihm abhängig. Es steht bei ihm, das Absetzungsdekret Jerusalems einfach zu zerreißen.

In dieser Nacht hatte er einen schweren Traum. Auf allen Straßen kamen die Legionen der Römer, er sah sie sich heranwälzen, langsam, unausweichlich, in strenger Ordnung, in Reihen von sechs Mann, viele Tausende, aber wie ein einziges Wesen. Das war der Krieg selber, was da auf ihn zukam, das war die »Technik«, eine ungeheuer wuchtige Maschine von blinder Sicherheit, es war sinnlos, sich dagegen zu wehren. Er sah den Gleichtritt der Legionen, er sah ihn ganz deutlich, aber, das war das Erschreckende, er hörte ihn nicht. Er stöhnte. Es war ein einziger riesiger Fuß in einem Ungeheuern Soldatenstiefel, er hob sich, trat, hob sich, trat, man konnte ihm nicht entgehen, in fünf Minuten, in drei Minuten wird er einen zertreten. Josef saß auf seinem Pferde Pfeil, Sapita, Johann von Gischala, alle schauten auf ihn, finster und fordernd, und warteten, daß er das Schwert aus der Scheide reiße. Er griff nach dem Schwert, aber es ging nicht heraus, es war festgenagelt in der Scheide, er stöhnte, Justus von Tiberias grinste, Sapita

riß wild und wütend an der einen Strähne seines zweigeteilten Bartes, der Tischler Chalafta hob seine gewalttätigen Fäuste. Josef riß an dem Schwert, es dauerte eine Ewigkeit, er riß und riß und brachte es nicht heraus. Der Sandalenmacher Akawja plärrte: »Essen, Mann, Sie sollen essen«, und der Fuß in dem riesigen Soldatenstiefel hob sich, trat, kam immer näher.

Aber als Josef erwachte, war ein strahlend klarer Wintermorgen, und die entsetzliche, wartende Ewigkeit vor dem Soldatenstiefel war weggewischt. Alles war gut, wie es gekommen war. Nicht Jerusalem, Gott selber hat ihn auf diesen Platz gestellt. Gott will den Krieg.

Mit wilder Inbrunst machte er sich daran, diesen Heiligen Krieg vorzubereiten. Wie hatte es sein können, daß er in Rom mit den Fremden von einem Tische aß, in einem Bett mit ihnen schlief? Jetzt wie die andern ekelte ihn vor der Ausdünstung ihrer Haut, sie verpesteten das Land. Möglich, daß die Verwaltung der Römer gut war, ihre Straßen, ihre Wasserleitungen: aber dieses Heilige Land Judäa wurde aussätzig, wenn man anders darin lebte als jüdisch. Die Besessenheit überkam ihn, aus der er damals sein Buch über die Makkabäer geschrieben hatte. Seine eigene Zukunft, vorausahnend, hatte er niedergeschrieben. Seine Kraft wuchs. Tag und Nacht, unermüdlich, arbeitete er. Straffte die Verwaltung, stapelte Vorräte, disziplinierte die Wehrverbände, verstärkte die Befestigungen. Er zog durch die Städte Galiläas, durch seine großen, stillen Landschaften, Berge und Täler, Flußufer, See- und Meergestade, Reben, Oliven, Maulbeerfeigenbäume. Er zog dahin auf seinem Pferde Pfeil, jung, kraftvoll, eine glühende Heiterkeit und Zuversicht strahlte von ihm aus, vor ihm wehte die Standarte mit den Buchstaben Makkabi, »Wer ist wie du, o Herr?«, und seine Erscheinung, sein Wort und seine Fahne entzündeten die Jugend Galiläas. Viele, wenn sie die Ansprachen Josefs hörten, die glühend zuversichtlichen Worte der Vernichtung gegen Edom, die aus ihm herausbrachen wie Steine und Feuer aus einem Berg, riefen, ein neuer Prophet sei auferstanden in Israel. »Marin, Marin, unser Herr, unser Herr«, schrien sie leidenschaftlich ergeben, wohin er kam, und sie küßten seine Hände und seinen Mantel.

Er ritt nach Meron in Obergaliläa. Das war eine unbedeutende Stadt, berühmt nur wegen ihrer Ölbäume, ihrer Universität und ihrer alten Gräber. Hier ruhten die Gesetzeslehrer der Vorzeit, der strenge Großdoktor Schammai und der milde Großdoktor Hillel. Die Leute von Meron galten als besonders heiß im Glauben. Man sagte, aus den Gräbern der Lehrer wachse ihnen tiefere Gottesweisheit zu. Vielleicht war es deshalb, daß Josef nach Meron ging. Er sprach in der alten Synagoge; die Leute hörten ihm still zu, Doktoren und Studenten zumeist, sie waren hier stiller als sonstwo, sie schaukelten die Körper, gespannt lauschend, und atmeten erregt. Und plötzlich, als Josef nach einem großen, angestrengten Satze schwieg, in das Schweigen hinein, gedrängt, gepreßt, raunte einer, ein blasser, ganz junger Mensch: »Dieser ist es.« – »Wer soll ich sein?« fragte zürnend Josef. Und der junge Mensch, mit hündisch ergebenen, etwas törichten Augen, immer von neuem, wiederholte: »Du bist es, ja, du bist es.« Es stellte sich heraus, daß die Leute der kleinen Stadt diesen jungen Menschen für einen Propheten Jahves hielten und daß sie, eine Woche zuvor, die Türen ihrer Häuser die Nacht über hatten offenstehen lassen, weil er geweissagt hatte, in dieser Nacht werde der Erlöser zu ihnen kommen.

Den Josef, wie er das Gerede hörte, überfröstelte es. Er zürnte laut und schrie den jungen Menschen heftig an. Auch in seinem heimlichsten Innern wies er den Gedanken, er selber könnte es sein, weit und als Lästerung von sich. Immer tiefer aber erfüllte ihn der Glaube an die Göttlichkeit seiner Sendung. Die ihn selber den Erretter nannten, waren Kinder und Narren. Wohl aber war er berufen, das Reich des Erlösers vorzubereiten.

Die Leute von Meron ließen sich nicht davon abbringen, daß sie den Messias gesehen hätten. Sie ließen die Hufspuren des Pferdes Pfeil mit Kupfer ausgießen, und diese Stätte galt ihnen heiliger als die Gräber der Gesetzeslehrer. Josef zürnte, lachte und schalt über die Narren. Aber er spürte sich selber immer enger verbunden mit dem, der da kommen sollte, und immer sehnsüchtiger, lüstern geradezu, wartete er darauf, ihn mit leiblichen Augen zu sehen.

Als die Kommission aus Jerusalem eintraf, die ihm das Absetzungsdekret überbrachte, erklärte er lächelnd, es müsse da ein Irrtum sein, und bis er sichern Bescheid aus Jerusalem habe, müsse er, um das Land vor Unruhen zu bewahren, die Herren in Schutzhaft nehmen. Die Jerusalemer fragten ihn, wer ihm Vollmacht gegeben habe, den Krieg mit Rom zu verkünden. Er erwiderte, sein Auftrag stamme von Gott. Die Jerusalemer zitierten das Gesetz: »Wer ein Wort sich erdreistet zu reden in meinem Namen, und ich habe ihm nicht geboten zu reden, selbiger soll sterben.« Immer lächelnd, voll liebenswürdigen Übermuts, zuckte Josef die Achseln, man müsse abwarten, wer im Namen des Herrn rede und wer nicht. Er strahlte, er war seiner selbst und seines Gottes sicher.

Er vereinigte seine Miliz mit den Mannschaften des Johann von Gischala und marschierte vor Tiberias. Justus übergab ihm die Stadt ohne Verteidigung. Wiederum saßen sie sich gegenüber; aber diesmal war an Stelle des alten Jannai der kraftvolle, gutmütig-schlaue Johann von Gischala. »Gehen Sie ruhig zu Ihrem König Agrippa«, sagte er zu Justus, »Sie sind ein gescheiter Herr, für einen Freiheitskrieg sind Sie zu gescheit. Da muß man den Glauben haben und das Ohr für den innern Ruf.« – »Sie können alles mitnehmen, Doktor Justus«, sagte freundlich Josef, »was dem König an Geld und Geldeswert gehört. Nur die Regierungsakten bitte ich hierzulassen. Sie können unbehindert gehen.« – »Ich habe nichts gegen Sie, Herr Johann«, sagte Justus. »Ihnen glaube ich den innern Ruf. Aber Ihre Sache ist verloren, ganz abgesehen von allen Vernunftgründen, schon weil dieser Mann Ihr Führer ist.« Er schaute Josef nicht an, aber seine Stimme war voll Verachtung. »Unser Doktor Josef«, sagte lächelnd Johann von Gischala, »scheint nicht nach Ihrem Geschmack. Aber er ist ein glänzender Organisator, ein herrlicher Redner, der geborene Führer.« – »Ihr Doktor Josef ist ein Lump«, sagte Justus von Tiberias. Josef erwiderte nichts. Der geschlagene Mann war erbittert und ungerecht, es lohnte nicht, mit ihm zu rechten, ihn zu widerlegen.

Josef wandelte hoch und glücklich durch diesen galiläischen Winter. Jerusalem wagte nicht, mit Gewalt gegen ihn vorzuge-

hen; ja, man ließ es stillschweigend zu, daß er sich nach einigen Wochen wieder als Kommissar der Zentralregierung bezeichnete. Mühelos hielt er seine Grenzen gegen die Römer, dehnte sie aus in ihr Gebiet hinein, nahm auch aus dem Bereich des Königs Agrippa das Westufer des Sees Genezareth und besetzte und befestigte seine Städte. Er organisierte den Krieg. Aus der heiligen Luft des Landes wehten ihm überraschende, große Einfälle zu.

Rom schwieg, es kam keine Nachricht aus Rom. Der Oberst Paulin hatte jeden Verkehr mit seinen Jerusalemer Freunden abgebrochen. Dieser erste Sieg war sehr leicht gefallen. Die Römer beschränkten sich auf Samaria und die Küstenstädte, wo sie, gestützt auf die griechische Majorität der Bevölkerung, im sichern Besitz der Macht waren. Auch die Truppen des Königs Agrippa wichen jedem Geplänkel aus. Stille war im Land.

Wer immer beweglichen Besitz hatte, suchte, sofern er nicht im Herzen den »Rächern Israels« anhing, sich mit seiner Habe in den Schutz römischen Gebiets zu bringen. Bei einer solchen Flucht wurde die Frau eines gewissen Ptolemäus, eines Intendanten des Königs Agrippa, von den Leuten des Josef aufgegriffen. Es geschah dies in der Nähe des Dorfes Dabarita. Die Dame hatte viel Gepäck bei sich, wertvolle Dinge, offenbar auch aus dem Besitz des Königs, gute Beute, und die sie gemacht hatten, freuten sich auf ihren Anteil. Sie wurden schwer enttäuscht. Josef ließ die Sachen auf römisches Gebiet schaffen, mit einem höflichen Brief, zu treuen Händen des Obersts Paulin.

Es war nicht das erstemal, daß er so verfuhr, und seine Leute murrten. Sie beschwerten sich bei Johann von Gischala. Es kam zu einer erbitterten Unterredung zwischen Johann, Sapita und Josef. Josef wies darauf hin, daß oftmals in früheren Kriegen Römer und Griechen solche Beweise von Ritterlichkeit gegeben hätten. Allein Johann raste. Seine grauen Augen funkelten bösartig, blutunterlaufen, sein Knebelbart stieß wild vor, der ganze Mann war ein Berg, der in Bewegung geraten ist. Er schrie: »Sind Sie verrückt, Herr? Glauben Sie, wir machen hier Olympische Spiele? Sie wagen es, einem Mann mit Ihrem

Gesäusel von Ritterlichkeit zu kommen, wenn es gegen die Römer geht? Das ist hier ein Krieg, Herr, keine sportliche Veranstaltung. Hier geht es nicht um einen Eichenkranz. Hier sind sechs Millionen Menschen, die diese von den Römern verpestete Luft nicht mehr atmen können, die daran ersticken. Verstehen Sie, Herr?« Josef kam nicht auf gegen die wüste Erbitterung des Mannes, er war erstaunt, fühlte sich zu Unrecht gekränkt. Er schaute auf Sapita. Allein der stand finster daneben, er sagte nichts, aber es war klar: Johann sprach nur aus, was er selber spürte.

Im übrigen waren die drei Männer zu vernünftig, um ihre Aufgabe durch ihren Zwist zu gefährden. Sie nützten den Winter, um die Verteidigung Galiläas nach Kräften auszubauen.

Es blieb still im Land, aber die Stille begann drückend zu werden. Josef hielt sein Glück und seine Sicherheit fest. Allein manchmal durch diese frohe Sicherheit hindurch hörte er die haßvollen Worte des Justus. Immer öfter, trotzdem er seine Tage bis an den Rand mit Arbeit füllte, durch die Sätze seiner Beamten und Offiziere, durch das Gebraus seiner Volksversammlungen hörte er es klar, leise, bitter: Ihr Doktor Josef ist ein Lump, und er verwahrte die Worte in seinem Herzen, ihren Tonfall, ihre Verachtung, ihre Resignation, ihr mühsames Aramäisch.

In der Mitte der Welt lag das Land Israel, Jerusalem lag in der Mitte des Landes, der Tempel in der Mitte von Jerusalem, das Allerheiligste in der Mitte des Tempels, der Nabel der Erde. Bis zu König Davids Zeit war Jahve gewandert, im Zelt und in einer provisorischen Hütte. König David beschloß, ihm ein Haus zu bauen. Er kaufte die Tenne Arawna, den urheiligen Berg Zion. Aber er durfte nur die Fundamente legen; den Tempel selbst zu bauen blieb ihm versagt, weil er in seinen vielen Schlachten viel Blut vergossen hatte. Erst sein Sohn Salomo wurde gewürdigt, das heilige Werk auszuführen. Sieben Jahre baute er. Keiner der Arbeiter starb während dieser Zeit, keiner erkrankte auch nur, kein Werkzeug wurde beschädigt. Da Eisen zu dem heiligen Bau nicht verwendet

werden durfte, sandte Gott dem König einen wunderbaren Steinwurm, Schamir genannt, der die Steine spaltete. Oft auch legten sie sich von selbst an ihren Platz, ohne menschliches Zutun. Wild und heilig prangte der Opferaltar, neben ihm das Waschbecken für die Priester, das Eherne Meer, ruhend auf zwölf Stieren. In der Vorhalle ragten zwei seltsame Bäume aus Bronze gegen den Himmel, Jachin und Boas genannt. Das Innere war mit Zedernholz vertäfelt, der Boden mit Zypressenbohlen ausgelegt, Mauerwerk und Stein vollständig verdeckt. Fünf goldene Leuchter standen an jeder Wand, dazu die Schaubrottische. Im Allerheiligsten aber, alle Augen durch einen Vorhang verhüllt, standen riesige Flügelmenschen, Cherube, geschnitzt aus dem Holz des wilden Ölbaums, grausig starrten ihre Vogelköpfe. Mit den ungeheuren, goldbedeckten Flügeln überspannten sie schützend die Lade Jahves, die die Juden durch die Wüste begleitet hatte. Mehr als vierhundert Jahre stand dieses Haus, bis König Nebukadnezar es zerstörte und die heiligen Geräte nach Babel verschleppte.

Zurückgekehrt aus der Gefangenschaft Babels, bauten die Juden einen neuen Tempel. Aber er blieb kümmerlich, verglich man ihn mit dem ersten. Bis ein großer König aufstand, Herodes mit Namen, und im achtzehnten Jahr seiner Regierung den Tempel zu erneuern begann. Mit Tausenden von Arbeitern verbreiterte er den Hügel, auf dem der Bau stand, untermauerte ihn mit einer dreifachen Terrasse, verwandte so viel Kunst und Arbeit an das Werk, daß sein Tempel unbestritten als der schönste Bau Asiens, vielen als der schönste Bau der Welt galt. Die Welt ist ein Augapfel, sagten sie in Jerusalem, das Weiße darin ist das Meer, die Erde ist die Iris, Jerusalem die Pupille: das Bild aber, das in der Pupille erscheint, ist der Tempel.

Nicht der Pinsel des Malers noch der Meißel des Bildhauers schmückte ihn; nur der Harmonie seiner großen Maße, der Erlesenheit des Materials dankte er seine Wirkung. Mächtige Doppelhallen umgaben ihn von allen Seiten, sie boten Schutz vor dem Regen und Schatten vor der Sonne, in ihnen erging sich das Volk. Die schönste dieser Hallen war die Quadernhalle, wo der Große Rat tagte. Auch eine Synagoge war da, viele Läden, Verkaufsräume für die Opfertiere, für. heilige und

unheilige Parfüms, ein großer Schlachthof, ferner die Banken der Geldwechsler.

Ein Steingitter trennte diese profanen Räume von den heiligen. Griechische und lateinische Inschriften drohten unübersehbar, bei Todesstrafe dürfe kein Nichtjude weitergehen. Immer enger wurde der Kreis derer, die vordringen durften. Kranken waren die heiligen Höfe verboten, auch Krüppeln, auch solchen, die in der Nähe von Leichen geweilt hatten. Den Frauen war ein einziger, großer Raum erlaubt; auch ihn durften sie in der Zeit der Menstruation nicht betreten. Die inneren Höfe waren den Priestern vorbehalten, auch unter ihnen nur den fehllos Gewachsenen.

Weiß und golden hing der Tempel auf seinen Terrassen über der Stadt; aus der Ferne erschien er wie ein schneebedeckter Hügel. Seine Dächer starrten von scharfen, goldenen Spießen, damit er nicht von Vögeln verunreinigt werde. Die Höfe und Hallen waren mit Mosaik kunstvoll ausgelegt. Terrassen, Tore, Säulen überall, marmorn die meisten, viele überkleidet mit Gold und Silber oder mit dem edelsten Metall, korinthischem Erz, jener einmaligen Legierung, die bei dem Brand von Korinth aus dem Zusammenschmelzen kostbarer Metalle entstanden war. Über dem Tor, das zum Heiligen Raum führte, hatte Herodes das Emblem Israels anbringen lassen, die Weinrebe. Üppig strotzte sie, ganz aus Gold, ihre Trauben waren mannsgroß.

Kunstwerke von Weltruf schmückten das Innere des Tempelhauses. Da war der Leuchter mit den sieben Armen, seine Lampen bedeuteten die sieben Planeten: Sonne, Mond, Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn. Da war der Tisch mit den zwölf Schaubroten, sie bedeuteten den Tierkreis und das Jahr. Da war das Gefäß mit den dreizehn verschiedenen Arten Räucherwerk, aus dem Meer, der unbewohnten Wüste, der bewohnten Erde, anzeigend, daß alles von Gott komme und für Gott da sei.

Tief im Innern, an geschütztester Stelle, unterirdisch, lagen die Tresore des Tempels, die den Staatsschatz verwahrten, einen ansehnlichen Teil des Goldes und der Kostbarkeiten der Erde. Auch der Ornat des Erzpriesters wurde hier verwahrt,

die heilige Brustbinde, die Tempeljuwelen, der goldene Reif, der den Namen Jahve trug. Es war um diesen Ornat ein lang dauernder Streit zwischen Rom und Jerusalem gewesen, ehe ihn der Tempelschatz endgültig verwahren durfte, und es war viel Blut in diesem Streit vergossen worden.

Im Herzen des Tempelhauses, wiederum durch einen Purpurvorhang abgeschlossen, war das Allerheiligste. Es war leer und dunkel, nur ein roher Stein ragte aus dem nackten Boden, das Felsstück Schetijah. Hier, behaupteten die Juden, wohnte Jahve. Niemand durfte den Raum betreten. Nur einmal im Jahr, am Tage, da Jahve sich mit seinem Volke aussöhnte, ging der Erzpriester in dieses Allerheiligste. Alle Juden des Erdkreises fasteten an diesem Tag, die Hallen und Höfe des Tempels waren gestopft mit Menschen. Sie warteten darauf, daß der Erzpriester Jahve bei seinem Namen anrufe. Denn Jahves Name durfte nicht genannt werden, schon der Versuch war todeswürdig. Nur an diesem einen Tag rief der Erzpriester den Gott bei seinem Namen. Nicht viele konnten den Namen hören, wenn er aus dem Munde des Priesters kam, aber alle glaubten ihn zu hören, und hunderttausend Knie krachten auf die Fliesen des Tempels.

Es war Geheimnis und Gerede in der Welt, was wohl hinter dem Vorhang des Allerheiligsten verehrt werde. Die Juden erklärten, Jahve sei unsichtbar, also sei auch kein Bild von ihm da. Aber die Welt wollte nicht glauben, daß der Raum einfach leer sei. Einem Gott opfere man, ein Gott war da, sichtbarlich in seinem Bild. Bestimmt war auch dieser Gott Jahve da, und die eigensüchtigen Juden verheimlichten ihn nur, auf daß man ihn ihnen nicht abspenstig mache und für andere gewinne. Feinde der Juden, vor allem die spottsüchtigen, aufgeklärten Griechen, erklärten, in Wahrheit sei es ein Eselskopf, der im Allerheiligsten verehrt werde. Aber der Spott wirkte nicht. Die hellen, klugen Römer wie die finstern, unwissenden Barbaren, alle wurden still und nachdenklich, wenn man vom Gott der Juden sprach, es blieb Geheimnis und Furcht der Welt um das unheimliche Unsichtbare im Allerheiligsten.

Den Juden des ganzen Erdkreises galt ihr Tempel als wahre Heimat, als unversiegliche Quelle ihrer Kraft. Ob am Ebro oder

am Indus, ob am Britannischen Meer oder am Oberlauf des Nil, immer wenn sie beteten, wandten sie ihr Gesicht gegen Jerusalem, wo der Tempel stand. Alle zinsten sie dem Tempel freudigen Herzens, alle wallfahrteten sie zu ihm, oder es lag fest in ihrem Plan, einmal am Osterfest ihr Lamm in den Tempel zu bringen. War ihnen ein Unternehmen geglückt, dann dankten sie es dem Unsichtbaren im Tempel, waren sie schwach und in Not, dann wollten sie Hilfe von ihm. Nur im Bereich des Tempels war die Erde rein, und hierher schickten, die im Ausland wohnten, ihre Leichen, auf daß sie im Tode wenigstens zurückfänden. So verstreut sie waren, hier hatten sie *eine* Heimat.

Der Kaiser war, als der Bericht über die Erstürmung des Palastes von Tiberias in Rom eintraf, auf einer Kunstreise in Griechenland. Er hatte für die Dauer seiner Abwesenheit seinen Hausminister Claudius Hel mit der Führung der Regierungsgeschäfte beauftragt. Der berief sogleich einen Kabinettsrat ein. Da saßen sie zusammen, die siebenunddreißig Herren, die die maßgebenden Hofämter bekleideten. Die Nachricht, daß die Empörung in Judäa von neuem losgebrochen sei, erregte sie tief. Zehn Jahre früher wäre diese Depesche eine unwichtige Meldung aus einer unwichtigen Provinz gewesen. Jetzt traf sie die Regierung an ihrer empfindlichsten Stelle, gefährdete ihr wichtigstes Projekt, den neuen Alexanderzug.

Sie, diese siebenunddreißig Herren, waren es, die das gewaltige Projekt auf eine solide Basis gestellt hatten. Sie hatten Stützpunkte in Südarabien für den Seeweg nach Indien geschaffen, die finanziellen Mittel für den Feldzug nach Äthiopien und einen noch kühneren nach dem Kaspischen Tor beschafft. Schon waren gemäß dem Kriegsplan der Marschälle Corbulo und Tiberius Alexander die Truppen in Marsch gesetzt. Die Zweiundzwanzigste Legion sowie alles, was an Truppen in Deutschland, England, Dalmatien entbehrt werden konnte, war auf dem Weg nach dem Osten, die Fünfzehnte Legion auf dem Weg nach Ägypten. Und nun wurde der ganze großartige Plan umgeworfen durch diese immer wieder aufflackernde Rebellion gerade mitten im Auf-

marschgebiet. Ach, man hätte gern den Versicherungen der Lokalbehörden geglaubt, die Provinz werde sich bald von selber beruhigen. Aber jetzt zeigte sich ja, daß es so nicht ging, daß man an die Niederwerfung des Aufstands sehr viele Menschen und sehr viel kostbare Zeit wird wenden müssen.

Die Mehrzahl der Minister waren Nichtrömer, leidenschaftliche Griechen; ihr Herz hing daran, daß ihr Griechenland, ihr Orient zur Basis des Reichs werde. Sie schäumten vor Wut, diese Räte und Feldherren des Neuen Alexander, daß jetzt ihr herrlicher Feldzug durch diese Läpperei übel verzögert oder gar für immer vereitelt werden sollte.

Äußerlich aber blieben sie still und feierlich. Manche von ihnen, die meisten, waren Söhne und Enkel von Leibeigenen, gerade deshalb zeigten sie, nun sie an der Macht waren, die eisige Würde altrömischer Senatoren.

Claudius Hel erläutert die Unglücksnachricht aus Judäa, ihre Bedeutung für die großen Orientprojekte. Claudius Hel selber ist als Leibeigener geboren. Er ist fehllos gewachsen, finster und herrlich anzuschauen, das Gesicht ebenmäßig, voll Energie. Er trägt den Siegelring des Kaisers. Jeder andere in seiner Lage hätte den Kaiser nach Griechenland begleitet, es ist gefährlich, ihn so lange fremden Einflüssen preiszugeben. Claudius Hel hat es vorgezogen, in Rom zu bleiben. Fast sicher wird irgendeine Maßregel, die er trifft, dem Kaiser mißfallen. Wahrscheinlich wird Claudius Hel jung sterben, Goldplättchen einatmend oder mit geöffneten Adern. Aber das ist kein zu teurer Preis, wenn man die Welt beherrschte.

Er spricht ruhig, knapp, ohne Beschönigung. Man hat den Aufruhr viel zu leicht genommen, jetzt müsse man ihn um so schwerer nehmen. »Alle haben wir uns geirrt«, gibt er unumwunden zu. »Mit einer einzigen Ausnahme. Ich bitte diesen Mann, der sich nicht geirrt hat, um seine Meinung.«

Die Herren, wiewohl sie den dürren, geiernäsigen Philipp Talaß nicht leiden mochten, schauten mit Achtung auf den Chef der Orientabteilung. Er hatte von Anfang an gewarnt, man solle sich nicht einlullen lassen von dem listigen, fadsüßen Versöhnlichkeitsgerede Jerusalems. Er war ein wenig lächerlich gewesen mit seiner ewigen Angst vor den Juden, seinem grei-

senhaften Haß. Jetzt erwies es sich, das Aug des Hasses hatte besser gesehen als der tolerante Skeptizismus der andern.

Der Minister Philipp Talaß zeigte nichts von seiner Genugtuung. Klein, krumm, unscheinbar saß er wie immer. Aber innerlich war er geschwellt von einem großen Glück; ihm war, als sei sogar die Narbe aus seiner Leibeigenenzeit nicht mehr so sichtbar. Jetzt, nach dieser von freundlichen Göttern beschiedenen Plünderung des Palastes von Tiberias, nach diesem neuen, maßlos dreisten Bruch aller Versprechungen, war die Zeit reif für die große Abrechnung. Man konnte es nicht mehr bewenden lassen bei einem gelinden Strafgericht, Hinrichtung von einigen tausend Meuterern, ein paar Millionen Buße oder so. Das mußten jetzt auch die andern einsehen. Der Minister Philipp Talaß sagte: »Jerusalem muß zerstört werden.«

Er erhob nicht die Stimme, sie zitterte ihm auch nicht. Aber dies war die größte Minute seines Lebens, und wann immer er in die Grube muß, jetzt kann er zufrieden sterben. In seinem Innern jubilierte es: Nablion, und trotz dem Dolmetsch Zachäus: Nablion. Er träumte davon, wie die Regimenter herfallen werden über das freche Jerusalem, wie sie die Einwohner an ihren Bärten zerren und totschlagen, wie sie die Häuser verbrennen, die Mauern schleifen, den eitel sich spreizenden Tempel dem Erdboden gleichmachen. Aber nichts von alledem war in seiner Stimme, als er selbstverständlich, fast ein wenig mürrisch, konstatierte: »Jerusalem muß zerstört werden.«

Ein Schweigen war, und durch das Schweigen ein Seufzer. Claudius Hel wandte sein schönes, dunkles Gesicht dem Regin zu und fragte, ob der Direktor der kaiserlichen Perlfischereien etwas zu bemerken habe. Claudius Regin hatte nichts zu bemerken. Diese Galiläer hatten sich zu dumm aufgeführt. Jetzt blieb wirklich nichts mehr übrig, als die Armee einzusetzen.

Claudius Hel faßte zusammen. Er werde also, das Einverständnis der Herren vorausgesetzt, den Kaiser ersuchen, möglichst rasch den Feldzug gegen Judäa zu eröffnen. Bisher hat man die Kuriere nach Griechenland stets mit dem glückkündenden Lorbeerkranz an der Lanze ausstatten können; diesmal, um der Majestät darzutun, wie ernst man in

Rom die Lage nehme, wird er dem Kurier die unheilkündende Feder an der Lanze mitgeben.

Der Senat, auf Betreiben des Claudius Hel, ließ den Janus-Tempel eröffnen zum Zeichen, daß Krieg sei im Reich. Der amtierende Senator Marull sprach dem Claudius Hel nicht ohne Ironie sein Bedauern aus, daß er die Zeremonie nicht aus einem glänzenderen Anlaß vornehmen könne. Ein Jahr hatte die Welt Frieden gehabt. Die Stadt Rom war überrascht, als jetzt die schweren Türflügel des Janus-Tempels auseinanderknarrten und das Bild des zweigesichtigen Gottes erschien, des Zweifelgottes, man kennt den Anfang, aber niemand kennt das Ende. Viele überschauerte Unbehagen, als sie erfuhren, daß nun der sehr gute, sehr große Jupiter ihres Capitols Krieg begonnen habe gegen den unheimlichen, gestaltlosen Gott im Osten.

In den Vierteln der Kleinbürger gönnte man es den Juden, daß der Kaiser endlich einmal forsch gegen sie vorging. Überall nisteten sie sich ein, schon war das ganze Geschäftsviertel von ihnen durchsetzt, man freute sich, dem Haß gegen die Konkurrenz patriotisch Luft zu machen. In den Kneipen erzählte man sich die alten, verbürgten Geschichten, die Juden verehrten einen Eselskopf in ihrem Allerheiligsten, an ihrem Passahfest opferten sie diesem heiligen Esel griechische Kinder. Man bekritzelte die Synagogen mit unflätigen, drohenden Inschriften. Im Florabad verprügelte man die Beschnittenen, warf sie hinaus. In einer Garküche der Straße Subura verlangte man von einigen Juden, sie sollten Schweinefleisch essen, riß den Widerstrebenden den Mund auf, stopfte ihnen den greulichen, verbotenen Fraß hinein. In der Nähe des Drei-Straßen-Tors stürmte man ein Lager koscherer Fischsaucen, zerbrach die Flaschen, beschmierte den Juden Haar und Bart mit ihrem Inhalt. Übrigens machte die Polizei dem Unfug bald ein Ende.

Die Herren des Senats, der Diplomatie, der Hochfinanz hatten es wichtig. Zahllose neue Stellen mußten geschaffen und besetzt werden, der Geruch von Beute war in der Luft. Die alten, ausgedienten Generäle belebten sich. Schlichen umeinander herum, belauerten sich, Glanz in den Augen. Das Forum

hallte von angeregtem Gelächter, in den Kolonnaden der Livia, des Marsfelds, in den Bädern war Betrieb. Jeder hatte seine Kandidaten, seine Sonderinteressen; selbst die Äbtissin der Vestalinnen ließ sich täglich auf den Palatin tragen, um bei den Ministern ihre Wünsche anzubringen.

Der Preis des Goldes, der kostbaren Gewebe, der Preis der Leibeigenen auf den Börsen von Delos und Rom fiel, denn man wird in Judäa dergleichen in Masse erbeuten. Der Preis des Getreides zog an, die operierenden Truppen werden viel Nachschub an Proviant benötigen. In den Reedereien war Geschäft, fieberhaft arbeitete man auf den Werften von Ravenna, Puteoli, Ostia. In den Häusern der Herren Claudius Regin und Junius Thrax, im Palais des Senators Marull jagten sich die Kuriere. Diese Herren sahen den Krieg in Judäa mit aufrichtiger Betrübnis. Aber da nun einmal Geschäfte zu machen waren, warum sollten andere den Profit einstreichen?

Unter den Juden herrschte Verwirrung und Trauer. Man hatte genaue Nachrichten aus Jerusalem, wußte um die Rolle Josefs. War es denkbar, daß dieser Mann, der mit ihnen gelebt hatte, der sich angezogen hatte wie sie, gesprochen wie sie, der wußte, was Rom ist, war es denkbar, daß dieser Doktor Josef Ben Matthias sich an die Spitze eines so aussichtslosen Abenteuers sollte gestellt haben? Claudius Regin ärgerte sich am bittersten über die Herren vom Großen Rat. Wie konnten sie diesen kleinen Essayisten nach Galiläa schicken? Solche Leute läßt man sich in der Literatur austoben, aber nicht in der großen Politik. Mehrere prominente Juden in Rom beeilten sich, der Regierung ihren Abscheu über die Haltung dieser fanatischen Verbrecher in Galiläa auszudrücken. Die Regierung gab den sich abzappelnden Herren beruhigende Versicherungen. Die fünf Millionen Juden außerhalb Judäas, die zerstreut über das Reich wohnten, waren loyale Untertanen, zahlten ihre fetten Steuern. Die Regierung dachte gar nicht daran, sie zu behelligen.

Schwer trafen die Berichte aus Galiläa den Schauspieler Demetrius Liban. Er war betrübt und gehoben zugleich. Er lud ein paar vertraute jüdische Freunde ein und rezitierte hinter sorgfältig versperrten Türen mehrere Kapitel aus dem

Makkabäerbuch. Er hatte immer gewußt, welch großes, inneres Feuer in dem jungen Doktor Josef brannte. Aber niemand auch wußte besser als er, wie töricht und aussichtslos ein Kampf gegen Rom war. Übrigens war vorläufig in Rom er der einzige, der ernstlich unter den Unruhen in Judäa zu leiden hatte. Denn von neuem jetzt erklang durch die Straßen Roms das Hetzwort vom Juden Apella. Schon drang man in ihn, er solle endlich auch öffentlich diese Rolle spielen. Im Fall einer Weigerung wird man ihn ebenso leidenschaftlich beschimpfen, wie man ihn bisher akklamierte.

Die große Masse der römischen Juden war erschüttert, verstört, verzweifelt. Sie lasen in den Büchern der Propheten: »Ich höre ein Geschrei von einer, die gebiert, ein Gezeter von einer, die in Wehen liegt. Es ist die Tochter Zion, sie schreit und klagt und windet die Hände: Wehe mir, ich muß vergehen vor den Würgern.« Sie lasen, und ihr Herz war voll Angst. Die Häuser schlossen sich, Fasten wurde angesetzt, in allen Synagogen beteten sie. Niemand von den Römern störte den Dienst.

Einige wenige gab es unter den Juden Roms, die sahen in der Erhebung Judäas das Heil, die Erfüllung der alten Weissagungen vom Erlöser. Zu ihnen gehörte das Mädchen Irene, die Frau des Doktor Licin. Sie hörte stumm mit an, wenn ihr Mann seinen Abscheu äußerte vor diesen verrückten Verbrechern, aber im Innern jubelte sie. Sie hatte sich nicht an ein unwürdiges Gefühl weggeworfen, sie hatte immer gewußt: Josef war ein Großer in Israel, einer aus der Schar der Propheten, ein Soldat Jahves.

Den Kaiser erreichte der Kurier mit der unheilverkündenden Feder an der Lanze in der Hauptstadt der Provinz Griechenland, in dem heitern, jetzt von Festen hallenden Korinth.

Der junge Weltherrscher hatte sich nie in seinem Leben so glücklich gefühlt. Griechenland, dies kultivierteste Land der Welt, jubelte ihm zu, ehrlich begeistert von seiner Kunst, seiner Liebenswürdigkeit, seiner Leutseligkeit. Und zu wissen, daß diese ganze griechische Reise nur die Einleitung eines viel größeren Unternehmens ist. Jetzt wird er die andere Hälfte der

Welt, die edlere, weisere, seiner Hälfte zufügen. Das Werk des größten Mannes vollenden, der je gelebt hat. Beide Hälften der Welt reich machen und glücklich im Zeichen seines kaiserlichen Namens.

Heute hat er die griechische Reise mit einem großen Unternehmen gekrönt. Hat mit goldenem Spaten den ersten Stich getan, den Isthmus von Korinth zu durchstechen. Morgen wird er die Erbauung dieses Kanals durch ein Festspiel feiern. Er selber hat die Schlußverse geschrieben, in denen der Gott mächtig herschreitet und dem Adler befiehlt, die Flügel zu breiten zu dem großen Flug.

An diesem Tag, unmittelbar nachdem der Kaiser von der Grundlegung des Kanals in das Palais von Korinth zurückgekehrt war, traf der Kurier ein mit den judäischen Nachrichten. Der Kaiser überlas den Bericht, warf das Schriftstück auf den Tisch, so daß es das Manuskript des Festspiels halb überdeckte. Sein Blick fiel auf die Verse: »Der den Ozean kreisen läßt / Und die Sonne wendet nach seinem Willen.«

Er stand auf, die Unterlippe vorgeschoben. Es ist der Neid der Götter. Sie gönnen ihm nicht den Alexanderzug. »Der den Ozean kreisen läßt / Und die Sonne wendet nach seinem Willen.« Die ganzen Schlußverse haben nur Sinn als Prolog zum Alexanderzug. Jetzt haben sie keinen Sinn.

Gessius Flor, der Gouverneur von Judäa, hat sich's leicht gemacht. Er ist gefallen. Den Cestius Gall wird er natürlich in Ungnaden abberufen. Für dieses freche Judäa taugt kein solcher Schlappschwanz.

Der Kaiser überlegt. Wen schickt er nach Judäa? Jerusalem ist die stärkste Festung des gesamten Orients, das Volk dort, er weiß es von Poppäa, ist fanatisch, starrsinnig. Der Krieg muß scharf geführt werden. Er darf nicht lange dauern. Länger als um ein Jahr läßt er sich den Alexanderzug unter keinen Umständen hinausschieben. Er braucht für Judäa einen Mann, hart und klar. Und ohne Phantasie. Der Mann muß so sein, daß er die ihm anvertraute Macht nur gegen Jerusalem kehrt, nicht am Ende gegen den Kaiser.

Wo findet er einen solchen Mann? Man nennt ihm Namen. Sehr wenige. Prüft man sie schärfer, werden es noch weniger.

Zuletzt bleibt ein einziger: Mucian. Der Kaiser zwickt mißmutig die Augen zusammen. Auch der Senator Mucian ist nur mit Vorsicht zu gebrauchen. Der Kaiser erinnert sich gut. Ein kleiner Herr, ausgemergelt von vielen Vergnügungen, scharffaltiges Gesicht, sehr gepflegt. Da er leicht hinkt, trägt er einen Stock; gewöhnlich aber hält er ihn mit der einen Hand hinterm Rücken, was dem Kaiser auf die Nerven geht. Auch sein ständiges Gesichtszucken kann der Kaiser nicht vertragen. Gewiß, Mucian hat einen hellen, scharfen Verstand, er wird mit der aufrührerischen Provinz rasch fertig werden. Aber der hemmungslos ehrgeizige Mann, schon einmal gestürzt und wieder hochgekommen, jetzt an der Schwelle des Alters, kann sich, gibt man ihm Macht, leicht verführen lassen, gefährliche Experimente anzustellen.

Der Kaiser seufzt unbehaglich, setzt sich wieder vor das Manuskript des Festspiels. Streicht mißmutig darin herum. Der die Sonne wendet. Gerade die besten Verse müssen fallen. Er kann es jetzt nicht mehr darauf ankommen lassen, den Schluß einem Schauspieler anzuvertrauen, er muß selber den Gott spielen. Nein, er darf diesem Mucian nicht zuviel Macht geben, man soll niemand versuchen. Es ist spät in der Nacht geworden. Er findet die Konzentration nicht, um die Bruchstellen zurechtzulöten, die durch die Streichungen in den Schlußversen des Gottes entstanden sind. Er schiebt das Manuskript zur Seite. Im Schlafrock schlurft er hinüber ins Zimmer seiner Freundin Calvia. Verdrießlich, das gedunsene Gesicht schweißüberdeckt, leicht seufzend, hockt er an ihrem Bett. Wägt nochmals das Für und Wider. Das und jenes spricht für Mucian. Also schick ihn, sagt Calvia. Das und jenes spricht gegen Mucian. Also schick ihn nicht. Vielleicht findet man doch noch einen andern. Der Kaiser will nicht länger darüber nachdenken. Er hat die Argumente zur Genüge gewälzt; jetzt bleibt es Sache der Erleuchtung, des Glückes, seines Glückes. Er wird sich jetzt nur mehr mit dem Festspiel beschäftigen. Morgen, nach dem Festspiel, wird er sich entscheiden.

In Rom warten sie gespannt auf die Entscheidung.

Sie fiel schon, bevor das Festspiel zu Ende war. In seiner Garderobe, während der Kaiser in der schweren Maske und

in den hohen Schuhen des Gottes dasaß und auf seinen Auftritt wartete, kam ihm die Erleuchtung. Ja, er wird den Mucian ernennen: aber er wird ihn nicht allein ernennen, er wird ihm einen zweiten Mann beigeben, damit der ihn kontrolliere. Er weiß auch schon, wen. Da treibt sich die ganze Zeit ein alter General in seiner Umgebung herum, der immer nur an die höchsten Ämter hingerochen hat, um dann, kaum oben, sogleich wieder herunterzupurzeln; es hängt wegen seines ständigen Pechs schon ein leiser Geruch von Komik um ihn. Vespasian heißt er. Er sieht mehr einem Geschäftsmann vom Lande gleich als einem General; aber er hat sich im englischen Feldzug bewährt und gilt als ausgezeichneter Militär.

Der Bursche hat dem Kaiser allerdings Ärgernis gegeben. Immer schon hat er nur mühsam versteckt, wie schwer ihm bei den Rezitationen des Kaisers das Zuhören fiel, und unlängst, vor drei Tagen, ist er einfach eingeschlafen; ja, während der Kaiser die schönen Verse der Danae von den windgeschaukelten Blättern sprach, hat er unmißverständlich geschnarcht. Der Kaiser hat erst daran gedacht, ihn zu bestrafen, aber eigentlich hat er mehr Mitleid mit dem Wicht, dem die Götter die Organe für das Höhere versagt haben. Er hat bis jetzt nichts gegen ihn unternommen. Nur nicht mehr vorgelassen hat man den Burschen. Heute und gestern hat der Kaiser ihn an seinem Weg stehen sehen, fern, bedrückt und beflissen. Ja, das ist sein Mann. Der wird schwerlich auf allzu dreiste Gedanken kommen. Den schickt er nach Judäa. Erstens hat er dann die Fratze des Kerls auf lange Zeit aus den Augen, und zweitens ist dieser pfiffig vierschrötige Mensch gerade der richtige, um dem eleganten Mucian scharf auf die Finger zu sehen. Er wird die Vollmachten teilen, den Mucian zum Generalgouverneur von Syrien, den Vespasian zum Feldmarschall in Judäa ernennen. Der eine wird keine militärischen, der andere keine politischen Befugnisse haben, und sie werden jeder der Spion des andern sein.

Der Kaiser, trotz der schweren, heißen Maske des Gottes, lächelt. Wirklich, das ist eine ausgezeichnete Lösung, das ist die Erleuchtung. Er tritt auf die Bühne, er spricht die hallenden Verse des Gottes. Die Rolle ist kurz geworden: aber noch

nie, scheint ihm, hat er so vollendet gesprochen wie heute. Er hat seinen Beifall verdient.

Der General T. Fl. Vespasian kam von dem Festspiel zurück in das Vorstadthäuschen, das er dem Kaufmann Laches für die Dauer seines Aufenthalts in Korinth abgemietet hatte. Er legte den Mantel ab und die Galatracht, fluchte, weil der Diener das sorgsam geschonte Kleid nicht vorsichtig genug zusammenfaltete, zog einen saubern, etwas abgetragenen Hausanzug an, darunter dicke Unterwäsche; denn es war ein ziemlich kalter Vorfrühlingstag, und er war immerhin achtundfünfzig Jahre alt und spürte schon wieder seinen Rheumatismus.

Unmutig, die starken Falten der breiten Stirn vertieft, das ganze runde Bauerngesicht finster, trotz des zusammengepreßten langen Mundes laut und verdrießlich atmend, stapfte er hin und her. Die Festvorstellung war für ihn sehr unfestlich verlaufen. Eisiges Schweigen war, wohin er sich wandte, kaum daß man seine Grüße erwidert hatte, und der Kammerherr Gortyn, dieser geleckte Schweinehund, hatte auf seine Frage, ob er Aussicht habe, der Majestät in den nächsten Tagen seine Aufwartung machen zu dürfen, in seinem frechen Provinzgriechisch erwidert: »Fressen Sie Ihren eigenen Mist.«

Wenn er sich's überlegte, blieb ihm wirklich nichts anderes übrig. Daß ihm diese blöde Geschichte vor drei Tagen hatte passieren müssen. Jetzt war die ganze kostspielige griechische Reise zwecklos. Dabei war die Geschichte bei der kaiserlichen Rezitation nur halb so schlimm gewesen. Eingeschlafen war er, das gab er zu. Aber geschnarcht hat er nicht, das ist eine freche Verleumdung dieses Hundesohns von Kammerherrn. Er hat nur von Natur einen so lauten Atem.

Der alte General schlug mit den Armen um sich, um warm zu werden. Wie immer, zum Kaiser vorgelassen wurde er bestimmt nie mehr, das hat er heute im Theater auch ohne Brille erlinsen können. Er durfte froh sein, wenn man ihm keinen Majestätsbeleidigungsprozeß an seinen angeblichen Schnarchhals hängte. Es war schon das beste, still auf sein italienisches Besitztum zurückzureisen.

An sich ist es ihm nicht einmal unwillkommen, daß er jetzt seine Tage in Ruhe beschließen soll. Von allein hätte er niemals seine alten Knochen zusammengerissen und wäre dem Kaiser nach Griechenland nachgefahren, um es ein letztes Mal zu versuchen. Es war nur, weil die Dame Cänis, seine Freundin, keine Ruhe gegeben hat. Nie haben sie ihm seinen guten, bäuerlichen Frieden gelassen. Immer wieder haben sie auf ihn eingehetzt, bis er hinaufgeklettert und glücklich wieder heruntergefallen war.

Begonnen hat das schon in seiner Jugend, und schuld daran war der verfluchte Bauernaberglaube seiner Mutter. Daß bei seiner Geburt eine alte, heilige Eiche des Mars einen neuen, unwahrscheinlich üppigen Wurzelschößling trieb, hatte die handfeste Dame als sicheres Glückszeichen genommen: ihr Sohn, das war vom Schicksal bestimmt, wird mehr erreichen als die Steuerpächter, Provinzbankiers und Linienoffiziere, von denen er abstammt. Er selber hatte von Kind auf Freude an ländlicher Ökonomie gehabt, er wäre am liebsten sein ganzes Leben lang auf dem Gut seiner Eltern geblieben, mit bäuerlich ausgeprägtem Finanzsinn die Produkte dieses Besitztums verwertend. Aber seine resolute Mutter hatte nicht abgelassen, bis sie auch ihm ihren unverwüstlichen Glauben an seine große Zukunft einpflanzte und ihn gegen seinen Willen in die politisch-militärische Karriere hineintrieb.

Der alte General, wenn er an alle die Fehlschläge dachte, die diese Karriere ihm gebracht hat, schnaubte heftiger, preßte die langen Lippen fester zusammen. Dreimal hintereinander war er durchgefallen. Schließlich, mit Ach und Krach, hatte er es zum Bürgermeister der Hauptstadt gebracht. Zwei Monate ging alles vortrefflich. Seine Polizei funktionierte, der Sicherheitsdienst bei den sportlichen Veranstaltungen und in den Theatern klappte ausgezeichnet, Nahrungszufuhr und Märkte waren gut geregelt, die Straßen Roms waren mustergültig gehalten. Aber ausgerechnet bei der Straßenhaltung erwischte es ihn. Den Kaiser Claudius, und zwar gerade da, als er auswärtigen Gesandten seine Hauptstadt zeigen wollte, trieb eine unselige Laune, eine der wenigen schlechtgepflegten Nebenstraßen zu nehmen, und der ganze feierliche Zug blieb

im Schmutz stecken. Kurzerhand und exemplarisch ließ der Kaiser dem Bürgermeister Vespasian, den er unter sein Gefolge befohlen hatte, das Galakleid über und über mit Kot und Pferdeäpfeln beschmieren.

Der General Vespasian, wie er an jene Sache dachte, verzog das schlaue Bauerngesicht, schmunzelte. Die Affäre damals war dennoch günstig abgelaufen. Er mußte, vor allem wohl durch die Haltung seiner kotgefüllten Ärmel, einen kläglich spaßhaften Eindruck gemacht haben, und offenbar hatte sich dem Kaiser dieser jämmerlich komische Anblick als etwas Erfreuliches ins Gehirn geprägt. Jedenfalls hatte er, Vespasian, weiterhin nichts von Ungnade bemerkt, eher das Gegenteil. Für Würde hatte er nie viel übrig gehabt, und von jetzt an stellte er zielbewußt im höchsten Kollegium des Reichs, im Senat, mit unschuldiger Miene Anträge von so clownhafter Servilität, daß selbst diese abgebrühte Körperschaft nicht wußte, sollte sie lachen oder weinen. Jedenfalls hatte sie seine Anträge angenommen.

Wenn er heute, nach so vielen Jahren, nachprüfte, was er getan und was er unterlassen hatte, konnte er sich keine Inkonsequenz vorwerfen. Er hatte Domitilla geheiratet, die abgelegte Freundin des Ritters Capella, und war durch die Schiebungen und Beziehungen dieses sehr geschickten Herrn mit dem Minister Narziß ins Geschäft gekommen, dem Favoriten des Kaisers Claudius. Das war ein Mann nach seinem Herzen. Mit dem konnte man gut lateinisch reden. Er verlangte Provision, aber er ließ einen tüchtigen Mann auch verdienen. Es waren gute Zeiten gewesen, als Narziß ihn als General nach dem unruhigen England schickte. Dort waren die Feinde nicht snobistische Höflinge, die einen mit dunkeln Intrigen bekämpften, sondern sehr reale Wilde, auf die man schießen und einhauen konnte, und es waren handgreifliche Dinge, Land, Küsten, Wälder, Inseln, die es zu erobern galt und die man eroberte. Das war die Zeit gewesen, wo er der Prophezeiung der heiligen Eiche am nächsten kam. Man konzedierte ihm, als er zurückgekehrt war, einen offiziellen Triumph und auf zwei Monate das höchste Ehrenamt des Staates.

Der General hauchte sich die Finger an, um sie warm zu

bekommen, rieb sich den Handrücken. Dann natürlich, nach diesen zwei Monaten, da er sehr hoch hinaufgeklettert war, war er um so tiefer heruntergestürzt. Das war nun einmal Bestimmung. Ein neuer Kaiser, neue Minister kamen, er fiel in Ungnade. Inzwischen war auch seine Mutter gestorben, und jetzt, da ihr energischer Glaube ihn nicht mehr spornte, hatte er gehofft, bis an sein Ende in tätiger Stille weiterzuleben. Behaglich hatte er sich aufs Land gesetzt, ohne Neid auf seinen Bruder Sabin, der hoch hinaufgelangt war und seine Höhe gleichmäßig wahrte.

Da aber war die Dame Cänis in sein Leben getreten. Sie war von unten heraufgekommen, die Tochter von Leibeigenen, die Kaiserinmutter Antonia hatte das geweckte Mädchen ausbilden lassen und zu ihrer Sekretärin gemacht. Sie hatte Verständnis für das, was Vespasian vom Leben wollte, für seine Art. Wie er gab sie keinen Strohhalm für Feierlichkeit und Würde, dafür hatte sie wie er Spaß an derben Witzen und soldatisch grader Schlauheit; wie er rechnete sie rasch und nüchtern, wie er lachte sie und ärgerte sich über seinen steifen Bruder Sabin. In sie aber hatte sich auch, seufzend und beglückt mußte er das bald konstatieren, der starke Glaube seiner Mutter an seine Bestimmung gesenkt, sehr viel tiefer als in ihn selber. Sie hetzte ihn, bis er sich ächzend und fluchend nochmals aus seinem friedlichen Landleben in den lärmvollen Betrieb Roms hineinschmiß. Diesmal erraffte er sich das Gouvernement der Provinz Afrika. Ein Amt, das ihm unter den nicht spärlichen bösen Jahren seines Lebens das böseste brachte. Die reiche Provinz nämlich, die Massen nicht weniger als die snobistischen großen Herren, wollten einen repräsentativen Gouverneur haben, nicht ihn, den plumpen Bauern. Man sabotierte seine Maßnahmen. Wo er sich zeigte, kam es zu Krawallen. In der Stadt Hadrumet bewarf man ihn mit faulen Rüben. Er hätte die faulen Rüben nicht mehr übelgenommen als seinerzeit unter Kaiser Claudius die Pferdeäpfel, aber leider hatte diese Demonstration sehr spürbare praktische Folgen: er wurde abberufen. Ein harter Schlag, denn er hatte sein ganzes Vermögen in der Provinz investiert, in dunkeln Geschäften, aus denen der Gouverneur

der Provinz sehr viel Geld hätte herausholen können, der Privatmann gar nichts. Da stand er mit seinem Finanztalent. Zurückgekehrt auf die Güter, die ihm und seinem Bruder gemeinsam gehörten, mußte er bei dem hochnäsigen Sabin eine riesige Hypothek aufnehmen, um die drückendsten Verpflichtungen loszuwerden. In jenem ganzen Jahr hatte der lustige Mann ein einziges Mal Anlaß zum Lachen. Die Provinz Afrika setzte ihm einen ironischen Denkstein: dem ehrlichen Gouverneur. Er schmunzelte noch jetzt, wenn er an dieses einzig positive Resultat seiner Tätigkeit in Afrika dachte.

Seither war alles schiefgegangen. Er hatte das Speditionsgeschäft aufgemacht und sich, unterstützt von der resoluten Cänis, mit der Vermittlung von Ämtern und Adelstiteln befaßt. Er hatte sich aber über einer bedenklichen Schiebung erwischen lassen und war wieder nur durch Eingreifen seines unangenehmen Herrn Bruders schwerer Bestrafung entgangen. Er war jetzt achtundfünfzig Jahre alt, kein Mensch mehr dachte daran, daß er immerhin einmal auf einem Triumphwagen über das Forum gezogen war und das Konsulat bekleidet hatte. Wo er sich zeigte, grinste man und sprach von faulen Rüben. Man nannte ihn nur den Spediteur. Sein Bruder Sabin, jetzt Polizeipräsident von Rom, verzog das Gesicht, wenn sein Name fiel, und sagte sauer: »Schweigen Sie. Es riecht nach Pferdeäpfeln, wenn man von diesem Spediteur spricht.«

Jetzt, nach dem Fehlschlag in Griechenland, war es wohl endgültig aus. Eigentlich war es gut, daß er wenigstens den schäbigen Rest seines Lebens nach seinem Wohlgefallen wird verbringen können. Gleich morgen wird er die Rückreise antreten. Vorher noch wird er hier in Korinth mit dem Kaufmann Laches abrechnen, der ihm das Haus vermietet hat. Der tut, als sei es eine Gnade, wenn er den abgetakelten General gegen teures Geld in seinem Hause duldet. Vespasian freut sich darauf, es dem feinen, gezierten Griechen, der ihn hinten und vorn begaunert, auf derbe, gutrömische Art zu zeigen. Dies besorgt, wird er vergnügt nach Italien zurückfahren, wird ein halbes Jahr auf seinem Gut bei Cosa wohnen, ein halbes Jahr auf seinem Gut bei Nursia, wird Maultiere züchten und seine Oliven pflegen, wird mit den Nachbarn Wein trinken und Witze

machen, wird sich nachmittags mit Cänis oder mit einer von seinen Mägden vergnügen. Und dann, in fünf Jahren oder in zehn, wenn man seine Leiche verbrennt, wird Cänis viele ehrliche Tränen weinen, Sabin wird froh sein, daß er seinen kompromittierenden Bruder los ist, die übrigen Trauergäste werden schmunzelnd von Pferdeäpfeln und faulen Rüben flüstern, und der üppige junge Trieb der heiligen Eiche wird sich umsonst angestrengt haben.

Titus Flavius Vespasian, Exkommandant einer römischen Legion in England, Exkonsul von Rom, Exgouverneur von Afrika, abgetakelt, bei Hof in Ungnade, ein Mann mit einer Million einhunderttausend Sesterzien Schulden und von dem Kammerherrn Gortyn aufgefordert, seinen eignen Mist zu fressen, war mit seiner Bilanz fertig. Er war zufrieden. Er wird jetzt auf die Reederei gehen und mit diesen betrügerischen Griechen um den Preis der Rückreise herumfeilschen. Dann wird er Cänis vor den Hintern stoßen und sagen: »Na, alter Hafen, jetzt ist es soweit. Von jetzt an lockst du mich bestimmt nie wieder hinterm Ofen hervor, und wenn du das Bein noch so hochhebst.« Ja, im Grunde war er froh. Mit einem vergnügten Ächzen warf er sich den Mantel um.

In der Vorhalle kam ihm der Kaufmann Laches entgegen, bestürzt geradezu, ungewöhnlich höflich, voll Verbeugungen und Beflissenheit. Hinter ihm, gravitätisch, mit feierlichem, offiziellem Gesicht, ein kaiserlicher Kurier, den glückkündenden Lorbeer auf seinem Botenstab.

Der Kurier streckte die Lanze vor, erwies die Ehrenbezeigung. Sagte: »Botschaft Seiner Majestät an den Konsul Vespasian.«

Vespasian hatte seinen verblaßten Titel lange nicht mehr gehört, überrascht nahm er das versiegelte Schreiben, schaute nochmals nach dem Stab des Boten. Es war der Lorbeer, nicht die Feder; es konnte sich nicht um jenes unselige Einschlafen bei der Rezitation handeln. Sehr unfeierlich, in Gegenwart des neugierigen Laches und des Kuriers, erbrach er das Siegel. Seine langen Lippen gingen auseinander, der ganze, runde, breite Bauernschädel verfältelte sich, grinste. Er schlug dem Kurier derb auf die Schulter, schrie: »Laches, alter Gauner,

geben Sie dem Kerl drei Drachmen Trinkgeld. Oder halt, zwei genügen.« Er lief, den Brief schwenkend, hinauf ins obere Stockwerk, haute seiner Freundin Cänis den Hintern, dröhnte: »Cänis, alter Hafen, wir haben's geschafft.«

Die Dame Cänis und er pflegten auch ohne Worte aufs Haar genau zu wissen, was jeweils der andere dachte und spürte. Dennoch, jetzt schwatzten sie aufeinander ein. Packten sich bei den Schultern, lachten sich ins Gesicht, lösten sich wieder, stapften durchs Zimmer, jetzt jeder für sich, jetzt wieder zusammen. Mochte sie hören, wer wollte, unbekümmert stülpten sie ihr Inneres heraus.

Donner und Jupiter! Diese Reise hat gelohnt. Niederwerfung der aufrührerischen Provinz Judäa, das war eine handliche Sache, wie zugeschnitten für Vespasians Begabung. Mit so utopischem Zeug wie dem Alexanderzug mochten sich geniale Strategen abgeben, Corbulo oder Tiber Alexander. Er, Vespasian, zog sich den Mantel über die Ohren, wenn von so windigen, imperialistischen Projekten die Rede war. Aber bei so einer deftigen Sache wie diesem Feldzug in Judäa, da ging einem alten General das Herz auf. Jetzt konnten die Herren Marschälle warten, und er war der Dotter im Ei. Diese gesegneten Juden. Ein Bravo für sie, und nochmals bravo! Schon längst hätten sie aufbegehren müssen.

Er ist ungeheuer vergnügt. Die Dame Cänis beauftragt den Kaufmann Laches, Vespasians Lieblingsspeisen aufzutreiben, und wenn sie noch so teuer sind. Auch soll er für den Nachmittag ein besonders leckeres, nicht zu mageres Mädchen beschaffen, mit dem sich Vespasian vergnügen kann. Aber es scheint, Vespasian hat für diese Aufmerksamkeiten kaum mehr Sinn, er hat sich an die Arbeit gemacht. Schon ist er nicht mehr der alte Bauer, sondern der General, der Feldherr, der mit nüchternem Sinn an die Lösung seiner Aufgabe herangeht. Die syrischen Regimenter sind schweinemäßig verlottert; er wird den Kerls beibringen, was römische Disziplin heißt. Wahrscheinlich wird ihm die Regierung die Fünfzehnte Legion aufhängen wollen, die man jetzt nach Ägypten geworfen hat. Oder die Zweiundzwanzigste, weil sie ohnedies für diesen windigen Alexanderzug in Marsch gesetzt ist. Aber damit wird er sich nicht abspei-

sen lassen. Man wird mit dem Militärkabinett um jeden einzelnen Mann feilschen müssen. Aber er wird sich nicht scheuen, wenn es nötig ist, auf den Tisch zu hauen und den Herren klar und deutlich Bescheid zu sagen. Meine Herren, wird er sagen, hier geht es nicht gegen primitive Wilde wie die Deutschen, hier geht es gegen ein militärisch durchorganisiertes Volk.

Er wird noch heute im Palais vorsprechen. Schmunzelnd steckt er seine alten Knochen in die Galauniform, von der er noch vor drei Stunden glaubte, er werde sie niemals mehr benötigen.

In der kaiserlichen Residenz empfängt ihn der Kammerherr Gortyn. Er streckt ihm den Arm mit der flachen Hand entgegen, offiziell grüßend. Ein kurzes, steifes Gespräch. Ja, der Herr General kann Seine Majestät sehen, in einer Stunde etwa. Und der Gardepräfekt? Der Herr Gardepräfekt steht ihm sogleich zur Verfügung. Leichthin, gemütlich, wie er an dem Kammerherrn Gortyn vorbeigeht, um mit dem Gardepräfekten zu konferieren, meint Vespasian: »Na, mein Junge, wer frißt jetzt seinen eigenen Mist?«

Zu schnell verging der Winter, ein guter Winter für Josef.

Er arbeitete fieberhaft. Er verhöhnte die Technik der Römer, aber er verschmähte nicht, sie nachzuahmen. Er hatte mit hellem Kopf in Rom Erfahrungen gesammelt, er hatte Ideen. Er riß alles Kleinliche aus seinem Herzen, es galt ihm nur eines: die Verteidigung vorzubereiten. Sein Glaube wuchs. Babel, Ägypten, das Königtum der Seleukiden, waren sie nicht ebenso mächtige Reiche gewesen wie Rom? Und dennoch hatte Judäa ihnen standhalten können. Was ist die stärkste Armee vor dem Atem Gottes? Er bläst sie übers Land wie leere Spreu und ihre Kriegsmaschinen ins Meer wie taube Nüsse.

In den Städten, in den Hallen der Synagogen, an den großen Versammlungsorten, in den Rennbahnen von Tiberias und Sepphoris oder auch unter freiem Himmel sammelte Josef die Massen um sich. »Marin, Marin! Unser Herr, unser Herr«, riefen sie ihm zu. Und er, hager und schmal stand er vor der großen Landschaft, stieß das Gesicht mit den glühenden Augen vor, riß sich, die Hände hochgeworfen, dunkle, mächtige

Worte der Zuversicht aus der Brust. Dieses Land hat Jahve geheiligt, jetzt ist der römische Aussatz und Würmerfraß darübergekommen. Er muß zertreten, zertilgt, ausgemerzt muß er werden. Worauf vertrauen diese Römer, daß sie so frech herwandeln? Sie haben ihre Armee, ihre lächerliche »Technik«. Man kann sie genau messen, ihre Legionen, sie haben zehntausend Mann eine jede, zehn Kohorten, sechzig Kompanien, dazu fünfundsechzig Geschütze. Israel hat seinen Gott Jahve. Der ist gestaltlos, man kann ihn nicht messen. Aber vor seinem Haus zerknicken die Belagerungsmaschinen, und die Legionen schmelzen in den Wind. Rom hat Macht. Aber seine Macht ist schon vorbei, denn es hat die dreiste Hand ausgestreckt gegen Jahve und seinen Erwählten, an dem er so lange Wohlgefallen hat, gegen seinen Erstgeborenen, seinen Erben: Israel. Die Zeit ist erfüllt, Rom ist gewesen, das Reich des Messias aber wird sein, es steigt herauf. Er wird kommen, heute, morgen; vielleicht ist er schon da. Es ist unausdenkbar, daß ihr, mit denen Jahve den Bund geschlossen hat, in diesem seinem Land die Geduldeten sein sollt und die Schweinefresser die Herren. Laßt sie ihre Legionen heranbringen auf Meerschiffen und durch die Wüste. Glaubt und kämpft. Sie haben ihre Kompanien und ihre Maschinen: ihr habt Jahve und seine Heerscharen.

Der Winter verging, ein herrliches Frühjahr strahlte über den Weinbergen, den Oliventerrassen, den Maulbeerfeigenhainen Galiläas. Der Strand des Sees Genezareth um die Stadt Magdala, wo Josef noch immer sein Hauptquartier hatte, war schwer von Blüte und Duft. Die Menschen atmeten leicht und gut. In diesen strahlenden Frühlingstagen kamen die Römer.

Erst lugten ihre Vorhuten ins Land, vom Norden her und von den Küstenstädten her, nicht mehr wichen sie den plänkelnden Vortruppen des Josef aus, und dann wälzte es sich heran, drei ganze Legionen mit Roß und Wagen und starken Kontingenten der Vasallenstaaten. Voraus Leichtbewaffnete, Schützenregimenter, Erkundungstruppen. Dann die ersten Abteilungen Schwerbewaffneter. Dann Pioniere, um höckerige Stellen der Straße abzutragen, schwierige Stellen zu

ebnen, Buschwerk zu entfernen, auf daß die marschierende Truppe nicht behindert sei. Dann der Train des Marschalls und des Generalstabs, die Garde des Feldherrn und er selber. Dann die Kavallerie und die Artillerie, die gewaltigen Belagerungsmaschinen, die Widder, die vielbestaunten Geschütze, die Ballisten und die Katapulte. Dann die Feldzeichen, die göttlich verehrten Adler. Dann das Gros der Armee in Reihen zu sechs Mann. Schließlich die riesige Bagage der Truppen, ihre Proviantkolonnen, ihre Juristen und Kassenbeamten. Und ganz am Ende ein Troß von Zivilisten: Diplomaten, Bankiers, zahllose Kaufleute, Juweliere vornehmlich und Makler der Leibeigenen, Auktionatoren für die Beute, Privatkuriere für die Diplomaten und Großkaufleute des Reichs, Weiber.

Es wurde sehr still im Land, als die Römer heranrückten. Viele Freiwillige verliefen sich. Langsam, unausweichlich marschierte die Armee vor. Planmäßig säuberte Vespasian Galiläa, das Land, die Küste und das Meer.

Das Westufer des Sees Genezareth zu befrieden wäre eigentlich Sache des Königs Agrippa gewesen; denn dieser Landstrich mit den Städten Tiberias und Magdala gehörte ihm. Aber der elegante König war von bequemer Gutmütigkeit; es ging ihm gegen den Strich, die Gewalttaten, die die notwendige Züchtigung der Aufständischen mit sich bringen mußte, selber vorzunehmen. Vespasian erfüllte also die Bitte des befreundeten, Rom tatkräftig ergebenen Fürsten und übertrug seiner eigenen Armee die Strafexpedition. Tiberias unterwarf sich ohne Widerstand. Die wohlbefestigte Stadt Magdala versuchte, sich zu verteidigen. Aber sie konnte sich gegen die Artillerie der Römer nicht lange halten; Verrat im Innern tat das übrige. Viele der Aufständischen flüchteten, als die Römer in die Stadt drangen, hinaus auf den großen See Genezareth. Sie okkupierten die ganze kleine Fischerflotte, so daß die Römer gezwungen waren, sie auf Flößen zu verfolgen. Das war eine groteske Seeschlacht, bei der es auf seiten der Römer viel Gelächter, auf seiten der Juden sehr viele Tote gab; denn rings die Ufer waren besetzt. Die Römer brachten die leichten Kähne zum Kentern, und es gab interessante Jagden der schwerfälligen Flöße auf die Ertrinkenden. Die Soldaten beschauten sich mit Interesse

das Gezappel der Schiffbrüchigen, sie schlossen Wetten ab, ob einer es vorziehe, im See unterzugehen oder sich von ihnen umbringen zu lassen. Und sollte man sie mit Pfeilen töten oder abwarten, bis sie sich doch an das Floß anklammern, und ihnen dann die Hände abhauen? Der schöne See, berühmt um seines Farbenspiels willen, war an diesem Tag einfarbig rot, seine Ufer, berühmt um ihres Wohlgeruchs willen, stanken viele Wochen hindurch nach Leichen, sein gutes Wasser war verdorben, seine Fische aber wurden fett in den nächsten Monaten und schmeckten den Römern gut. Die Juden hingegen, auch der König Agrippa, versagten es sich Jahre hindurch, Fische aus dem See Genezareth zu essen. Auch sang man später ein Lied unter den Juden, das begann: Weithin ist der See rot von Blut in der Nähe von Magdala, weithin ist der Strand voll Leichen in der Nähe von Magdala. Eine genaue Zählung ergab schließlich, daß bei diesem Seegefecht viertausendzweihundert Juden umgekommen waren. Was dem Hauptmann Sulpiz viertausendzweihundert Sesterzien einbrachte. Denn er hatte gewettet, daß die Zahl der Toten mehr als viertausend betragen werde. Wäre sie darunter geblieben, dann hätte er viertausend Sesterzien zahlen müssen und dazu so viele Sesterzien, als die Zahl der Toten unter viertausend blieb.

Zwei Tage später berief Vespasian seine Herren zu einem Kriegsrat. Von den meisten Einwohnern der Stadt konnte man eindeutig feststellen, ob sie sich friedfertig gehalten hatten oder nicht. Was aber sollte mit den vielen gefangenen Flüchtlingen geschehen, die sich von außerhalb, überallher aus Galiläa, in die wohlbefestigte Stadt geworfen hatten? Es waren ihrer an achtunddreißigtausend. Zu ermitteln, wieweit jeder einzelne ein Rebell war, machte zuviel Umstände. Sie einfach freizulassen, waren sie zu verdächtig. Sie in langer Gefangenschaft zu halten war zu beschwerlich. Andernteils hatten sie sich den Römern ohne Widerstand auf Treu und Glauben ergeben, und sie ohne weiteres niederzumetzeln, fand Vespasian nicht fair.

Die Herren seines Kriegsrats aber kamen nach einigem Hin und Her zu der einmütigen Überzeugung, den Juden gegenüber sei alles erlaubt, und wenn sich nicht beides ver-

binden lasse, müsse man das Nützliche dem Anständigen vorziehen. Vespasian machte sich nach einigem Zögern diese Ansicht zu eigen. Er bewilligte den Gefangenen in zweideutigem, schwer verständlichem Griechisch Schonung, gab ihnen aber für den Abzug nur die Straße nach Tiberias frei. Die Gefangenen glaubten gern, was sie wünschten, und zogen auf dem vorgeschriebenen Wege ab. Die Römer aber hatten die Straße nach Tiberias besetzt und duldeten nicht, daß einer einen Nebenweg einschlage. Als die achtunddreißigtausend die Stadt erreicht hatten, wurden sie in die Große Rennbahn gewiesen. Gespannt hockten sie und warteten, was der römische Feldherr ihnen sagen werde. Alsbald erschien Vespasian. Er gab Weisung, diejenigen, die über fünfundfünfzig Jahre waren, sowie die Kranken auszusondern. Viele drängten sich unter diese Ausgesonderten, denn sie glaubten, die andern würden zu Fuß, sie aber auf Wagen in ihre Heimat transportiert werden. Das war ein Irrtum. Vespasian ließ sie, als die Auslese vollzogen war, niederhauen; zu anderem waren sie unverwendbar. Aus den übrigen ließ er die sechstausend Kräftigsten aussuchen und schickte sie mit einem höflichen Brief dem Kaiser nach Griechenland für die Arbeiten an dem Kanal von Korinth. Den Rest ließ er für Rechnung der Armee als Leibeigene verauktionieren. Einige Tausend auch schenkte er dem Agrippa.

Es waren nun im Lauf der Unruhen schon hundertneuntausend Juden als Leibeigene verauktioniert worden, und der Preis der Leibeigenen begann bedenklich zu sinken; in den östlichen Provinzen sank er von durchschnittlich zweitausend Sesterzien auf dreizehnhundert pro Stück.

Von einem Mauerturm der kleinen, starken Bergfestung Jotapat aus sah Josef, wie nun auch die Zehnte Legion anrückte. Schon vermaßen die Militärgeometer den Platz für das Lager. Josef kannte sie, diese römischen Lager. Wußte, wie die Legionen durch die Übung von Jahrhunderten gelernt hatten, an jedem Tag, da sie haltmachten, solche Lager zu schlagen. Wußte, zwei Stunden nach Beginn der Arbeit wird das Ganze fertig dastehen. Zwölfhundert Zelte für je eine Legion, Straßen

dazwischen, Wälle, Tore und Türme ringsum, eine gutbefestigte Stadt für sich.

Finster und in Bereitschaft hatte Josef zugeschaut, wie die Römer langsam in großem Kreis angerückt waren, wie sie die Berge ringsum besetzt hatten, vorsichtig in die Schluchten und Täler vorgestoßen waren. Nun also hatten sie die Zange geschlossen.

Es waren jetzt außer diesem Jotapat von ganz Galiläa nur mehr zwei feste Plätze in der Hand der Juden: der Berg Tabor und Gischala, wo Johann kommandierte. Nahmen die Römer diese drei Plätze, dann stand ihnen der Weg nach Jerusalem offen. Die Führer hatten beschlossen, die Festungen so lange wie möglich zu halten, sich selber aber im letzten Augenblick nach der Hauptstadt durchzuschlagen; dort hatte man große Mengen von Miliz, aber wenig Führer und Organisatoren.

Josef, als er sah, daß jetzt auch die Zehnte Legion vor seiner Festung stand, spürte eine Art grimmiger Freude. Der General Vespasian war kein nervöser Cestius Gall, er hatte nicht eine, sondern drei Legionen bei sich, vollwertige, die Fünfte, die Zehnte und die Fünfzehnte, schwerlich wird Josef einen der drei Goldenen Adler erbeuten, die diese Legionen mit sich führen. Aber auch seine Festung Jotapat hat gute Mauern und Türme, sie liegt hoch und erfreulich steil, er hat gewaltige Massen von Lebensmitteln, seine Leute, vor allem die Mannschaften des Sapita, sind gut in Form. Der Marschall Vespasian wird sich anstrengen müssen, ehe er die Mauern dieser Festung schleifen und die Gesetzesrollen ihres Bethauses fortschleppen kann.

Vespasian unternahm keine Attacke. Sein Heer lagerte untätig wie ein Klotz, allerdings auch fest wie ein Klotz. Vermutlich wollte er warten, bis Josef verzweifelt aus seinem Loch herausbrechen oder an Entkräftung verrecken würde.

Auf Schleichwegen gelangte ein Schreiben aus Jerusalem an Josef. Die Hauptstadt, teilte sein Vater Matthias mit, werde ihm keine Entsatztruppen schicken. Doktor Eleasar Ben Simon zwar habe die Sendung von Entsatz dringlich verlangt. Aber es gebe Leute in Jerusalem, die Jotapat nicht ungern fallen sähen, wenn nur auch Josef mit umkomme. Er solle die Festung

übergeben, die sich ohne Hilfe von außen keine zwei Wochen halten könne. Josef überlegte trotzig. Man war im Mai. Wenn Jotapat sich bis in den Juli hinein halten kann, dann wird es vielleicht für die Römer zu spät im Jahr sein, vor Jerusalem zu rücken. Begreifen sie das nicht, die in der Quadernhalle? Dann wird eben er die verblendete Stadt gegen ihren Willen retten. Er schrieb seinem Vater zurück, nicht zwei Wochen, sondern sieben mal sieben Tage werde er Jotapat halten. Sieben mal sieben Tage: die Worte waren ihm wie von selbst gekommen. Mit so traumhafter Sicherheit mochten vordem die Propheten ihre Gesichte verkündet haben. Aber Josefs Brief gelangte nicht an seinen Vater. Die Römer fingen ihn ab, und die Herren des Generalstabs lachten über den großmäuligen jüdischen Kommandanten: es war ausgeschlossen, daß Jotapat sich so lange halten konnte.

Die zweite Woche kam, und die Römer griffen noch immer nicht an. Die Stadt war gut mit Lebensmitteln verproviantiert, aber das Zisternenwasser wurde knapp, Josef mußte es scharf rationieren. Es war ein heißer Sommer, die Belagerten litten Tag für Tag schlimmer unter dem Durst. Viele stahlen sich, um Wasser zu suchen, auf unterirdischen Wegen aus der Stadt; denn die Bergkuppe war durchzogen von einem wilden und wirren System unterirdischer Gänge. Aber solche Versuche waren tollkühne Unternehmungen. Wer dabei den Römern in die Hände fiel, den exekutierten sie am Kreuz.

Das Kommando über die Exekutionen hatte der Hauptmann Lukian. Er war im Grund ein gutmütiger Herr, aber er litt sehr unter der Hitze und war infolgedessen oft schlechter Laune. Bei solcher Laune gab er Befehl, die zu Exekutierenden ans Kreuz zu binden, was einen langsameren, peinvolleren Tod bedeutete. Bei besserer Laune ließ er zu, daß die Profose ihren Verurteilten die Hände festnagelten, so daß der schnell ausbrechende Wundbrand einen rascheren Tod herbeiführte.

Abend für Abend bewegten sich die jämmerlichen Prozessionen die Höhen hinauf, die Verurteilten trugen die Querbalken ihrer Kreuze auf dem Nacken, die ausgereckten Arme waren ihnen bereits daran festgebunden. Die Nacht kühlte die hängenden Leiber, aber die Nächte waren kurz, und sowie die

Sonne aufging, kamen Fliegen und anderes Geziefer. Ringsum sammelten sich Vögel und herrenlose Hunde und warteten auf den Fraß. Die Männer am Kreuz sagten das Sterbebekenntnis: Höre, Israel, Jahve ist unser Gott, Jahve ist einzig. Sie sagten es, solange noch Worte aus ihrem Mund kamen, sie sagten es hinüber einer zum Kreuz des andern. Bald war die hebräische Formel auch im römischen Lager geläufig, willkommener Anlaß zu allerhand Witzen. Die Militärärzte machten Statistiken, wie lange es dauerte, bis einer starb, der angenagelt, wie lange, bis einer starb, der angebunden war. Sie baten sich besonders kräftige und besonders schwächliche Gefangene für ihre Beobachtungen aus und konstatierten, wie sehr die hochsommerliche Hitze zur Beschleunigung des letalen Ausgangs beitrug. Auf allen Höhen ringsum standen die Kreuze, und die an ihnen hingen, wurden Abend für Abend ausgewechselt. Die Römer konnten nicht jedem sein Sonderkreuz geben, sie mußten, trotzdem die Gegend waldreich war, mit Holz sparen.

Sie benötigten es, um kunstvolle Wälle und Laufgänge gegen die hartnäckige Stadt heranzuführen. Alle Wälder ringsum holzten sie ab und machten solche Wälle daraus. Sie arbeiteten unter dem Schutz sinnreicher Konstruktionen aus Tierfell und feuchtem Leder, die die Brandgeschosse der Belagerten wirkungslos machten. Die Leute von Jotapat beneideten die Römer, die Wasser zu solchem Zweck verwenden konnten. Sie machten Ausfälle, mehrmals gelang es ihnen, die feindlichen Werke anzuzünden. Aber rasch wurde das Zerstörte ergänzt, und die Wälle und Gänge krochen näher.

Abend für Abend hielt Josef von den Mauertürmen nach ihnen Ausschau. Wenn die Laufgänge einen gewissen Punkt im Norden erreicht hatten, dann war Jotapat verloren, selbst wenn Jerusalem noch Truppen zum Entsatz schicken sollte. Langsam ging Josefs Blick in die Runde. Überall auf den Bergkuppen waren Kreuze, die Bergstraßen waren gesäumt mit Kreuzen. Die Exekutierten hatten die Köpfe nach vorn geneigt, schräg, den Mund hängend. Josef schaute, mechanisch suchte er die Kreuze zu zählen. Seine Lippen waren trocken und gesprungen, sein Gaumen gedörrt, seine Augen gerötet; er

nahm für sich keine größere Ration Wasser als für die andern.

Am 20. Juni, am 18. Siwan jüdischer Rechnung, hatten die Wälle jenen gefährlichen Punkt im Norden erreicht. Josef setzte für den Tag darauf einen Gottesdienst an. Er ließ die Versammelten das Sündenbekenntnis sprechen. Eingehüllt in die Mäntel mit den purpurblauen Gebetfäden, standen die Männer, schlugen sich wild die Brust, schrien inbrünstig: O Adonai! Gesündigt hab ich, gefehlt hab ich, gefrevelt hab ich vor deinem Angesicht. Josef stand vorn, als Priester der Ersten Reihe, mit Inbrunst wie die andern einbekannte er dem Gott: O Adonai! Gesündigt hab ich, gefehlt hab ich, gefrevelt hab ich, und er fühlte sich schmutzig, niedrig und zerknirscht. Da, als er den dritten Satz des Sündenbekenntnisses anhub, riß es ihm den Kopf hoch, er spürte aus den rückwärtigen Reihen aus kleinen, besessenen Augen einen Blick bösartig und beharrlich auf sich gerichtet, und er sah einen Mund, der nicht im Chor der andern mitsprach: Gefehlt hab ich, gesündigt hab ich, sondern der scharf und wild die Worte bildete: Gesündigt hast du, gefehlt hast du. Es war der Mund des Sapita. Und als Josef am Schluß des Dienstes mit den andern Priestern den Segen sprach, als er mit gehobenen Händen, die Finger gespreizt, vor der Versammlung stand, die die Köpfe zu Boden senkte, denn über den segnenden Priestern schwebte der Geist Gottes, da war es wieder ein Augenpaar, das sich frech erhob und bösartig und beharrlich gegen ihn richtete, und das Gesicht des Sapita höhnte deutlich: Sperr deinen Mund zu, Josef Ben Matthias. Wir verrecken lieber ohne deinen Segen, Josef Ben Matthias.

Josef war voll von einer großen Verwunderung. Er hatte sich keiner Gefahr versagt, er nahm Durst und Bedrängnis auf sich wie der Geringste seiner Soldaten, seine Maßnahmen erwiesen sich als gut und wirksam, Gott war sichtbarlich mit ihm, schon hielt er die Stadt länger, als irgend jemand es für möglich gehalten hätte. Was wollte dieser Sapita? Josef zürnte ihm nicht. Der Mann war verblendet, was er tat, Lästerung.

Der Ausfall, den Josef am andern Tag gegen den Wall im Norden machte, geschah mit wildem Fanatismus. Im Kampf zu sterben war besser als am Kreuz, und diese finstere Sehnsucht nach einem Tod im Kampf ließ die Juden trotz des dich-

ten Geschoßregens bis zu dem gefährdeten Punkt vordringen. Sie machten die Verteidigungsmannschaften nieder, setzten Dämme und Maschinen in Brand. Die Römer wichen. Wichen nicht nur an dieser Stelle, sondern auch im Süden, wo sie kaum bedrängt waren. Bald auch wußten die Leute von Jotapat den Grund: Vespasian war getroffen, der römische Marschall war verwundet. Jubel war in der Stadt, Josef ließ die doppelte Ration Wasser verteilen. Es war die fünfte Woche. Wenn es ihm gelingt, die siebente Woche zu erreichen, dann wird der Sommer zu weit vorgeschritten, dann wird Jerusalem für dieses Jahr gerettet sein.

Es dauerte fast eine Woche, bis die Römer den Punkt im Norden wieder gesichert hatten. Inzwischen aber hatten sie auch ihre Belagerungsmaschinen, die Widder, an drei Seiten der Mauer in Stellung gebracht. Es waren dies gewaltige Balken, Schiffsmasten ähnlich, vorne mit einem mächtigen Eisenblock in Form eines Widderkopfes versehen. In der Mitte waren die Masten mit Seilen an einem waagrechten Balken aufgehängt, der auf starken Pfählen ruhte. Eine große Anzahl Artilleristen zog den Balken mit dem Widderkopf nach rückwärts und ließ ihn wieder vorschnellen. Keine noch so dicke Mauer konnte auf lange Zeit der Stoßkraft dieser Maschine widerstehen.

Jetzt endlich, nachdem die Widder eine Zeitlang gearbeitet hatten, fand Vespasian die Festung reif für einen Generalangriff. Der Angriff begann am frühen Morgen. Der Himmel wurde finster von den Geschossen, grauenvoll und beharrlich gellten die Trompeten der Legionen, aus allen Wurfmaschinen zugleich flogen die großen Steinkugeln, dumpf dröhnten, von den Bergen widerhallend, die Stoßmaschinen. Auf den Wällen arbeiteten drei eisenbeschlagene Türme, je siebzehn Meter hoch, besetzt mit Speerwerfern, Bogenschützen, Schleuderern, auch mit leichten Wurfmaschinen. Die Belagerten waren wehrlos gegen diese gepanzerten Ungeheuer. Unter ihrem Schutz kroch es aus den Laufgängen hervor, unheimliche, riesige Schildkröten, gebildet aus je hundert Mann römischer Elitetruppen, die ihre Schilde über den Köpfen ziegelförmig ineinanderschuppten, so daß sie keinem Geschoß erreichbar

waren. Die Panzertürme arbeiteten präzis zusammen mit diesen Schildkröten, richteten ihre Geschosse gegen die Stellen der Mauer, die die Schildkröten sich erwählt hatten, so daß die Verteidiger sie räumen mußten. Schon hatten die Angreifer an fünf Stellen gleichzeitig die Mauer erreicht, warfen die Sturmbrücken. Allein in dieser Minute, da die Römer nicht schießen konnten, ohne ihre eigenen Leute zu gefährden, gossen die Verteidiger auf die Stürmenden siedendes Öl, das unter das Eisen der Rüstungen drang, und schütteten auf die Sturmbrücken einen glitschigen Absud aus griechischem Heu, so daß die Angreifer abrutschten.

Die Nacht kam, aber der Sturm der Römer ließ nicht nach. Dumpf, die ganze Nacht hindurch, dröhnten die Stöße der Widder, gleichmäßig arbeiteten die Panzertürme, die Wurfmaschinen. Die Getroffenen polterten grotesk von den Mauern herab. Geschrei war, Ächzen und Gestöhn. So voll von grausigem Lärm war die Nacht, daß die jüdischen Führer die Soldaten auf den Mauern anwiesen, sich die Ohren mit Wachs zu verstopfen. Josef selber hörte das Gedröhn mit einer beinah wilden Befriedigung. Es war der sechsundvierzigste Tag: sieben mal sieben Tage wird er die Stadt halten. Dann wird der fünfzigste Tag kommen, und es wird Stille sein. Vielleicht wird diese Stille der Tod sein. Wie immer, selig inmitten des wüsten Getöses schmeckte er die Stille dieses fünfzigsten Tages voraus, und er dachte an das Wort der Überlieferung: Erst ist der Sturm und das große Getöse, aber dann in der Stille kommt Gott.

Einem der Verteidiger gelang es in dieser Nacht, von der Mauer herab einen Ungeheuern Block mit solcher Wucht auf einen der Widder zu schleudern, daß der Eisenkopf der Maschine sich löste. Der Jude sprang von der Mauer herunter, holte den Widderkopf mitten aus den Feinden heraus, trug ihn zurück, umschwirrt von Geschossen, erstieg die Mauer und stürzte, fünfmal getroffen, sich krümmend auf der Innenseite herab. Der Mann war Sapita.

Über den Sterbenden neigte sich Josef. Sapita durfte nicht dahingehen, die Lästerung ungesühnt im Herzen. Ringsum standen zehn Männer. Sie sprachen dem Sterbenden vor: Höre, Israel, eins und ewig ist unser Gott Jahve, auf daß er in den Tod

eingehe mit den Worten des Bekenntnisses. Sapita riß peinvoll an der einen Strähne seines zweigeteilten Bartes. Er bewegte die Lippen, aber Josef sah gut, es waren nicht die Worte des Bekenntnisses, die er sprach. Josef neigte sich tiefer zu ihm. Die kleinen, besessenen Augen des Sterbenden zwinkerten bösartig und schmerzhaft, er bemühte sich, etwas zu sagen. Josef brachte das Ohr ganz nah an seine trockenen Lippen, er konnte ihn nicht verstehen, aber es war deutlich, daß Sapita etwas Verächtliches sagen wollte. Josef war erstaunt und voll Kummer, daß dieser Verblendete so dahinfahren sollte. Mit raschem Entschluß, leise und leidenschaftlich, sprach er auf ihn ein: »Hören Sie, Sapita, ich werde verhindern, daß die Römer in diesem Sommer vor Jerusalem rücken. Ich werde die Stadt noch drei Tage halten. Und ich werde mich nicht nach Jerusalem durchschlagen, wie wir vereinbart haben. Ich werde bis zum vierten Morgen in der Stadt bleiben.« Die Männer, gleichmäßig, im Chor, auf daß es das Ohr des Sterbenden erreiche, gellten: Höre, Israel. Josef starrte dringlich, flehentlich fast auf Sapita. Der mußte sein Unrecht einsehen, versöhnt sterben. Aber Sapitas blutunterlaufene Augen hatten sich verdreht, sein Kiefer war herabgefallen: Josef hatte sein Versprechen einem Toten gegeben.

Von diesem Tag an gönnte sich Josef kaum mehr Schlaf. Er war überall auf den Mauern. Sein Gesicht brannte, seine Lider schmerzten, sein Gaumen war geschwollen, seine Ohren taub vom Lärm der Belagerungsmaschinen, seine Stimme rauh und heiser. Aber er schonte sich nicht, er sparte sich nicht. So hielt er es drei Tage durch, bis die Mitternacht des neunundvierzigsten Tages erreicht war. Dann fiel er in einen steintiefen Schlaf.

Im grauenden Morgen des ersten Juli, am fünfzigsten Tag nach dem Beginn der Belagerung, nahmen die Römer die Festung Jotapat.

Es waren noch nicht zwei Stunden, daß Josef sich hingelegt hatte, als man ihn hochriß und ihm zuschrie: sie sind da. Er torkelte aus seinem Schlaf, raffte an sich, was ihm unter die

Hände kam, Fleisch, Brot, den blumenbestickten Priestergürtel, die Urkunde, die ihn zum Kommissar bestellte, die Würfel, die einmal in Rom der Schauspieler Demetrius Liban ihm geschenkt hatte. Er stolperte auf die Straße, in den grauenden Morgen hinein. Einige aus seiner Umgebung rissen ihn mit sich, hinunter in einen unterirdischen Gang, einer verlassenen Zisterne zu, die sich in eine ziemlich geräumige Höhle ausweitete.

Sie waren ein gutes Dutzend in dieser Höhle, ein Schwerverwundeter darunter, sie hatten Lebensmittel, aber einen einzigen kleinen Eimer Wasser. Tagsüber blieben sie zuversichtlich, aber in der Nacht zeigte sich, daß an ein Entkommen nicht zu denken war. Der unterirdische Gang war verästelt und verwinkelt, allein er mündete immer wieder in diese Höhle und hatte nur den Ausgang in die Stadt, wo die Römer scharfe Wacht hielten.

Am zweiten Tag starb der Verwundete. Am dritten Tag ging ihnen das Wasser aus, am vierten Tag waren die durch die lange Belagerung geschwächten Männer krank und irr vor Durst.

Am fünften Tag lag Josef Ben Matthias in einem Winkel der Höhle, er hatte den blauen Priestergürtel unter den Kopf gelegt, das Kleid übers Gesicht gezogen und wartete, daß die Römer kämen und ihn erschlügen. Seine Eingeweide brannten, immer wieder versuchte er zu schlucken, trotzdem er wußte, wie peinvoll und unmöglich das war, seine Pulse flatterten, all sein Gebein stach und prickelte. Die geschlossenen Lider rieben seine entzündeten Augen, durch die Dunkelheit tanzten Punkte und Kreise, vergrößerten sich wild, schrumpften, funkelten, verschlangen sich. Süß und lockend war es, den Tod zu beschleunigen, sich umzubringen; aber *eine* Hoffnung blieb: vielleicht kann man vorher trinken. Vielleicht, wenn die Römer kommen, geben sie ihm zu trinken, bevor sie ihn ans Kreuz hängen. In Jerusalem gibt es eine Vereinigung wohltätiger Damen, die den zum Kreuz Verurteilten einen Trank aus Wein und Myrrhen auf ihren Weg mitgeben. Das wäre ein guter Tod. Er schiebt das Kleid zurück vom Kopf und lächelt mit seinen trockenen Lippen.

Greifbar vor sich sieht er die große Zisterne mit dem rationierten Wasser, mit dem vielen, vielen rationierten Wasser. Da jetzt die Römer da sind, braucht man doch mit dem Wasser nicht mehr zu sparen. Daß er bis jetzt nicht daraufkam. Er sieht sich auf dem Weg zur Zisterne. Viele sind auf diesem Weg. Aber er geht mitten durch die schreienden Juden und die Römer, die sich die Straße hinauftasten, er ist ja der Feldherr, und die Leute teilen sich vor ihm, immer geradewegs der Zisterne zu geht er, unbeirrbar, gierig. Trinken! An der Zisterne sind keine Wächter mehr. Aber da steht einer und will ihn nicht trinken lassen. Gehen Sie gefälligst weg, Sapita. Ich schlage Sie nieder, wenn Sie mich nicht trinken lassen. Bin ich feige gewesen? Habe ich mich kostbar gemacht, wenn es Schwerter gab, fliegende Eisen, Feuerbrände, von der Mauer polternde Männer? Stemmen Sie nicht so blöd den Widderkopf hoch mit Ihrem gesunden Arm. Ich weiß ganz genau, daß Sie tot sind. Sie sind ein hundsgemeiner Lügner, Sapita, und wenn Sie hundertmal tot sind. Sie haben da wegzugehen.

Das peinvolle, vergebliche Schlucken kratzt Josef den geschwollenen Rachen auf, reißt ihn aus seinen Phantasien. Er zieht wieder das Kleid übers Gesicht. Er will das alles weghaben. Wie er in der Wüste war, bei dem Essäer Banus, und sich kasteit hat, damals hat er Gesichte gebraucht, aber jetzt will er Klarheit in seinem Hirn, Ordnung. Er denkt gar nicht daran, zu verrecken, weil er einige Tage kein Wasser getrunken hat. Gewiß, wenn man einige Tage nichts getrunken hat, dann geht man ein, das ist eine bekannte Tatsache. Aber er nicht. Die andern, ja, die werden schließlich verdursten. Aber er selber, das ist unmöglich. Er hat noch viel zu tun, er hat viel zuviel versäumt. Wo sind die Frauen, die er nicht gehabt, der Wein, den er nicht getrunken, die Herrlichkeiten der Erde, die er nicht gesehen, die Bücher, die er nicht geschrieben hat? Warum eigentlich hat er Poppäa nicht gepackt, damals? Ihr Kleid war aus koischem Flor, hauchdünn, und man sah die Haare durchschimmern. Sicher waren sie bernsteingelb. So viele Frauen waren, die er versäumt hat. Er sieht die Schenkel, die Brüste, die Gesichter.

Aber das sind gar keine Gesichter, das sind Haufen von

Früchten, wie sie auf den Märkten feilgeboten werden, runde, saftige Früchte, Feigen, Äpfel, riesiggroße Trauben. Er will hineinbeißen, malmen, schlürfen; aber wie er sie packen will, hat jede das gleiche, infame, gelbbraune Gesicht, das er gut kennt. Nein, Sie verfluchter Hund, ich sterbe nicht, diesen Gefallen tue ich Ihnen nicht. Überhaupt Sie. Sie trauriger Pedant, Sie Affe der Vernunft mit Ihren Statuen und Ihrer ganzen Symmetrie und Ihrem System. Sie wollen von Judäa reden? Was verstehen Sie davon? Waren Sie einmal dabei? Haben Sie einmal mitgetan? Sie haben ja kein Blut in den Adern, Sie Schuft. Wenn Judäa Ihr verdammtes Götzenpalais kaputt haut, dann hat es recht, zehnmal recht, und ich hau mit.

Ich phantasiere nicht, Herr. Ich bin sehr durstig, aber ich weiß ganz genau: es ist eine Gemeinheit, sich von Rom aus über die Makkabi-Leute lustig zu machen. Es ist kahl und schäbig. Sie sind eine kümmerliche Erscheinung, Justus von Tiberias.

In seinem Kopf dröhnt es, viele Stimmen: Marin, Marin. Und eine dünne, hartnäckig ergebene Stimme immer dazwischen: dieser ist es.

Nein, er hat diese Stimme nie Gewalt über sich gewinnen lassen, er hat sich nie überhoben, er hat die Lästerung immer weit von sich abgetan. Es ist der Versucher, der jetzt seine Schwäche mißbraucht und ihn auf einmal jene Stimme wieder hören läßt. Ja, sicherlich ist es nichts als eine freche Schiebung des Versuchers, der das Antlitz Jahves von ihm abwenden will.

Mit großer Mühe richtete er sich auf die Knie, schlug die Stirn gegen die Erde, qualvoll, sprach das Sündenbekenntnis, qualvoll. Sprach groß und stolz: O Adonai, nicht gesündigt hab ich, nicht gefehlt hab ich. Du mußt mich trinken lassen, ich habe deinen Namen geheiligt. Ich will Wasser. Laß deinen Knecht nicht verdursten, denn ich habe dir gut gedient, und du mußt mir Wasser geben.

Auf einmal war eine Stimme in der Höhle, eine knarrende, dem Josef bekannte römische Offiziersstimme. Die andern rüttelten ihn. Es war eine sehr wirkliche Stimme, das war klar.

Die Stimme sprach griechisch und sagte, man wisse, daß der galiläische Feldherr in der Höhle sei, und wenn sich die Eingeschlossenen ergäben, dann wolle man sie schonen. »Geben Sie mir zu trinken«, sagte Josef. »Sie haben eine Stunde Bedenkzeit«, erwiderte die Stimme, »dann werden wir die Höhle ausräuchern.«

Ein seliges Lächeln zog Josefs Gesicht weit auseinander. Er hat gesiegt. Er hat den toten Sapita überlistet und den frechen, lebendigen Justus, der ihn nicht an die Früchte heranlassen wollte. Jetzt wird er doch trinken und wird leben.

Aber da waren unter den Gefährten des Josef einige, die wollten von Übergabe nichts wissen. Sie dachten an die Vorgänge von Magdala, sie nahmen an, wenn die Römer sie packten, dann würden sie bestenfalls den Josef für den Triumphzug aufsparen, die andern aber ans Kreuz schlagen oder als Leibeigene verauktionieren. Sie beschlossen zu kämpfen. Halb irr vor Durst stellten sie sich dem Josef in den Weg. Eher wollten sie ihn umbringen, ehe sie duldeten, daß er sich den Römern ergebe.

Josef wollte nur eins: trinken. Ob die Römer sie wirklich schonen werden oder nicht, das kam später. Auf alle Fälle werden sie ihnen zu trinken geben, und diese Narren wollten nicht. Das waren ja Verrückte, tolle Hunde. Es wäre ja lächerlich, wenn er nach soviel Qualen sich selber umbrächte, ohne getrunken zu haben. Aus allen Winkeln seines erschöpften Hirns holte er Kraft zusammen, um sich gegen die andern zu behaupten, zu trinken, zu leben.

Lange sprach er vergeblich auf sie ein. Kaum mehr reichte seine rauhe, heisere Stimme, ihnen einen letzten Vorschlag zu machen: sie sollten nicht jeder sich selber töten, sondern wenigstens einer den andern; das sei die kleinere Sünde. Das sahen sie ein, sie nahmen den Vorschlag an, und das war die Rettung. Sie ließen nämlich das Los entscheiden, wer von ihnen jedesmal den andern niederstoßen sollte, und sie würfelten mit den Würfeln, die Josef sich von dem Schauspieler Demetrius Liban hatte schenken lassen. Sie baten einer den andern um Verzeihung und starben, das Bekenntnis auf den Lippen. Als Josef mit dem letzten übrigblieb, ging er einfach

den Weg aus der Höhle zurück, zu den Römern. Der andere stand eine Weile schlaff, dann kroch er ihm nach.

Es war der Oberst Paulin, der Josef in Empfang nahm. Er streckte ihm den Arm mit der flachen Hand entgegen, wie ein Sportsmann dem besiegten Gegner, fröhlich grüßend. Josef dankte nicht. Er fiel hin und sagte: Wasser. Sie brachten ihm zu trinken, und er, dies war die frömmste Tat seines Lebens, er bezwang sich und sagte den Segensspruch: Gelobt seist du, unser Gott Jahve, der alles entstehen ließ durch sein Wort, und dann erst trank er. Selig ließ er das Nasse über die Lippen rinnen, durch den Mund, den Schlund hinab, verlangte neues Wasser und nochmals neues und bedauerte, daß er absetzen mußte und Atem holen, und trank. Lächelte breit, töricht übers ganze Gesicht und trank. Die Soldaten standen herum, grinsten gutmütig, schauten zu.

Man ließ Josef flüchtig sich säubern, gab ihm zu essen, führte ihn gefesselt nach dem Quartier des Feldherrn. Der Weg ging durchs ganze Lager. Überall drängten sich die Soldaten, alle wollten den feindlichen Führer sehen. Viele feixten wohlwollend: das war also der Mann, der ihnen sieben Wochen zu schaffen gemacht hatte. Ein tüchtiger Bursche. Manche, erbittert über den Tod von Kameraden, drohten, schimpften wüst. Andere rissen Witze, weil er so jung, dünn und hager ausschaute: na, Jüdlein, wenn du am Kreuz hängst, ‘ werden die Vögel und die Fliegen wenig zu fressen haben. Josef, so verwahrlost er war, mit verfilzten Haaren, schmutzigen Flaum um die Wangen, ging still durch den ganzen Aufruhr, Drohungen und Witze fielen von ihm ab, mancher senkte den Blick vor seinen traurigen, entzündeten Augen. Als einer gar ihn anspie, hatte er kein Wort für den Beleidiger, er bat nur, der Gefesselte, die Begleitmannschaften, den Speichel abzuwischen, da es unziemlich sei, so vor den Feldherrn zu treten.

Es war aber ein weiter Weg durch das Lager. Zelte, Zelte, neugierige Soldaten. Dann der Altar des Lagers. Davor, plump, golden, feindselig und gewalttätig, die Adler der drei Legionen. Dann wieder Zelte, Zelte. Es kostete den geschwächten Mann viel Mühe, sich aufrecht zu halten, aber er riß sich zusammen

und ging aufrecht den langen Weg der Schmach.

Als man das Zelt des Marschalls endlich erreicht hatte, sah Josef zunächst außer dem Oberst Paulin nur einen jungen Herrn mit den Generalsabzeichen, nicht groß, doch breit und fest von Figur, mit rundem, offenem Gesicht, das kurze Kinn kräftig vorgestoßen, so daß es scharf dreieckig einzackte. Josef wußte sogleich, das war Titus, der Sohn des Feldherrn. Der junge General kam ihm entgegen. »Es tut mir leid«, sagte er freimütig, liebenswürdig, »daß Sie Pech gehabt haben. Sie haben sich ausgezeichnet geschlagen. Wir haben euch Juden unterschätzt, ihr seid vortreffliche Soldaten.« Er sah seine Erschöpfung, hieß ihn sitzen. »Heiße Sommer habt ihr hier«, sagte er. »Aber hier im Zelt haben wir es angenehm kühl.«

Unterdes war aus dem Vorhang, der das Zelt teilte, Vespasian selbst hereingekommen, sehr bequem angezogen, mit einer statiösen, resoluten Dame. Josef erhob sich, versuchte, auf römische Art zu grüßen. Der Marschall aber winkte gemütlich ab. »Geben Sie sich keine Mühe. Verdammt jung sehen Sie aus, mein Jüdlein. Wie alt sind Sie?« – »Dreißig«, erwiderte Josef. »Siehst du, Cänis«, schmunzelte Vespasian, »wie weit man es mit dreißig Jahren bringen kann.« Die Dame Cänis betrachtete Josef ohne Wohlwollen. »Der Jude gefällt mir wenig«, äußerte sie unverhohlen. »Sie kann Sie nicht leiden«, erklärte Vespasian dem Josef, »weil sie sich so erschreckte, wie ihr mir die Steinkugel auf den Fuß gepfeffert habt. Es war übrigens blinder Alarm, man merkt schon nichts mehr.« Als er aber jetzt auf Josef zukam, sah man deutlich, daß er noch ein wenig hinkte. »Lassen Sie sich anfühlen«, sagte er und betastete ihn wie einen Leibeigenen. »Mager, mager«, konstatierte er, stark atmend. »Ihr habt allerhand aushalten müssen. Ihr hättet es billiger haben können. Sie scheinen überhaupt eine kräftig bewegte Vergangenheit zu haben, junger Herr. Ich habe mir erzählen lassen. Die Geschichte mit Ihren drei sogenannten Unschuldigen, die dann unserm Cestius Gall so auf die Nerven gingen: wie gesagt, allerhand.« Er war vergnügt. Er dachte daran, daß ohne die drei Greise dieses smarten Burschen der Gouverneur Cestius schwerlich abberufen worden wäre und daß dann er nicht hier stünde.

»Was meinen Sie, junger Herr«, fragte er jovial, »soll ich noch heuer vor Jerusalem rücken? Ich habe Lust, mir euern Großen Sabbat im Tempel anzuschauen. Aber Sie mit Ihrem Jotapat haben mich so lang aufgehalten. Es ist spät im Jahr geworden. Und wenn die in Jerusalem so querköpfig sind wie ihr hier, dann wird das eine langwierige Angelegenheit.«

Das war beiläufig hingesprochen, spaßhaft. Aber Josef sah die hellen, aufmerksamen Augen des Mannes in dem breiten, hartfaltigen Bauerngesicht, er hörte sein starkes Atmen, und plötzlich, mit blitzheller Intuition, ging ihm auf: dieser Römer, in seinem heimlichen Innern, *will* gar nicht nach Jerusalem, dem *liegt* nichts an einem schnellen Sieg über Judäa. Der sieht nicht so aus, als ob er, was er einmal hat, rasch wieder hergäbe. Der will seine Armee *behalten,* seine drei großartigen, aufeinander eingearbeiteten Legionen. Ist aber der Feldzug erst zu Ende, dann werden sie ihm ohne weiteres wieder abgenommen, dann ist es aus mit seinem Kommando. Josef sah klar: dieser General Vespasian *will* heuer nicht mehr vor Jerusalem.

Diese Erkenntnis gab ihm neuen Auftrieb. Die Erregungen der Höhle waren noch in seinen Eingeweiden. Er wußte, jetzt erst und endgültig hatte er um sein Leben zu rennen, und für dieses Rennen gab ihm die Erkenntnis, daß der Römer gar nicht vor Jerusalem wollte, eine unerhörte Vorgabe. Leise, doch mit großer Bestimmtheit sprach er: »Ich sage Ihnen, General Vespasian, Sie werden in diesem Jahr nicht vor Jerusalem ziehen. Wahrscheinlich auch nicht im nächsten.« Angestrengt schauend, langsam, die Worte aus sich herausgrabend, fuhr er fort: »Sie sind zu Größerem bestimmt.«

Alle waren betroffen von der unerwarteten Antwort: dieser jüdische Offizier, der sich so tadellos geschlagen hatte, beliebte eine absonderliche Diktion. Vespasian machte die Augen eng, beschaute sich seinen Gefangenen. »Sieh mal an«, zog er ihn auf, »die Propheten sind also nicht ausgestorben in Judäa?« Aber der Spott in seiner alten, knarrenden Stimme war leise, es war mehr Aufmunterung darin, Wohlwollen. Es gab viele merkwürdige Dinge in diesem Land Judäa. Im See Genezareth gab es einen Fisch, der schrie; was auf den sodomitischen

Feldern gepflanzt wurde, schwärzte sich und zerfiel in Asche; das Tote Meer trug jeden, mochte er schwimmen können oder nicht. Alles hier war fremdartiger als sonstwo. Warum sollte nicht auch in diesem jungen jüdischen Menschen, wiewohl er ein guter Politiker und Soldat war, ein Teil Narrheit und Priestertum stecken?

In Josef unterdes arbeitete es in rasender Eile. Angesichts dieses Römers, der sein Leben in der Hand hielt, kamen plötzlich Sätze wieder herauf, die er seit langem hinunter hatte sinken lassen, die Sätze der schweren, einfältigen Männer aus der Schenke von Kapernaum. Fiebrig spannte er sich, es ging um sein Leben, und was jene dumpf geahnt hatten, das sah er auf einmal blitzhaft klar und scharf. »Es gibt nicht viele Propheten in Judäa«, erwiderte er, »und ihre Sprüche sind dunkel. Sie haben uns verkündet, der Messias gehe aus von Judäa. Wir haben sie mißverstanden und den Krieg begonnen. Jetzt, wo ich vor Ihnen stehe, Konsul Vespasian, in diesem Ihrem Zelt, weiß ich die richtige Deutung.« Er verneigte sich voll großer Ehrerbietung, aber seine Stimme blieb nüchtern und voll Maß. »Der Messias geht aus von Judäa: aber er ist kein Jude. Sie sind es, Konsul Vespasian.«

Diese abenteuerlich freche Lüge verblüffte alle im Zelt. Vom Messias hatten sie gehört, der ganze Osten war voll von dem Gerede. Der Messias, das war der Halbgott, von dem dieser Teil der Erde träumte, daß er auferstehen werde, um den unterjochten Orient an Rom zu rächen. Ein dunkles Wesen, geheimnisvoll, überirdisch, ein bißchen zum Spott reizend wie alle Erzeugnisse östlichen Aberglaubens, aber doch voll Lockung und voll Drohung.

Cänis war aufgestanden, sie hatte den Mund halb offen. Ihr Vespasian der Messias? Sie dachte an die Sache mit dem Trieb der heiligen Eiche. Davon konnte der Jude schwerlich etwas wissen. Sie starrte Josef an, mißtrauisch, befangen. Was er sagte, war groß und erfreulich und durchaus in der Richtung ihrer Hoffnung: aber dieser östliche Mensch blieb ihr unheimlich.

Der junge General Titus, ein Fanatiker der Präzision, liebte es, Leute auf ihre genauen Äußerungen festzulegen; er hatte es

sich zur mechanischen Gewohnheit gemacht, Gespräche mitzustenographieren. Auch jetzt hatte er mitgeschrieben. Nun aber sah er verwundert auf. Es wäre ihm eine Enttäuschung gewesen, wenn dieser junge, tapfere Soldat sich als Schwindler erwiesen hätte. Nein, er schaute wahrhaftig nicht aus wie ein Schwindler. Vielleicht war er trotz seines einfachen und natürlichen Gehabes ein Besessener, wie so viele im Orient. Vielleicht hatten langer Hunger und Durst ihn verrückt gemacht.

Vespasian schaute mit seinen hellen, schlauen Bauernaugen in die ehrfurchtsvollen des Josef. Der hielt seinen Blick aus, lange. Er schwitzte, trotzdem es im Zelt wirklich nicht allzu heiß war, die Fesseln scheuerten ihn, die Kleider kratzten ihn. Aber er hielt den Blick aus. Er wußte, dies war der entscheidende Moment. Vielleicht wird der Römer sich einfach umdrehen, erzürnt oder auch angewidert, und ihn wegschleppen lassen, zum Kreuz oder auf ein Leibeigenenschiff für die ägyptischen Bergwerke. Vielleicht aber auch wird der Römer ihm glauben. Er *muß* ihm glauben. Hastig, in seinem Innern, während er auf Antwort wartete, betete er: Gott, mach, daß der Römer mir glaubt. Wenn du's nicht um meinetwillen tust, dann tu es um deines Tempels willen. Denn wenn der Römer glaubt, wenn er wirklich in diesem Jahr nicht mehr vor die Stadt zieht, dann, bis zum nächsten Jahr, läßt sich deine Stadt und dein Tempel vielleicht noch retten. Du mußt machen, Gott, daß der Römer glaubt. Du mußt, du mußt. So stand er, betend, bang um sein Leben, den Blick des Römers aushaltend, in ungeheurer Spannung die Antwort des Römers erwartend.

Der Römer sagte nur: »Na, na, na. Nicht so heftig, junger Herr.«

Josef atmete hoch. Der Mann hatte sich nicht abgewandt, der Mann hatte ihn nicht wegschleppen lassen, er hatte gewonnen. Leise, rasch, voll Zuversicht, dringlich fuhr er fort: »Bitte, glauben Sie mir. Nur deshalb, weil ich bestimmt war, Ihnen das zu sagen, habe ich mich nicht nach Jerusalem durchgeschlagen, wie es unser Plan war, sondern mich bis zum Schluß in Jotapat gehalten.«

»Unsinn«, knurrte Vespasian. »Sie hätten sich nie nach Jeru-

salem durchschlagen können.« – »Ich habe Briefe von Jerusalem bekommen und Briefe hingeschickt«, wandte Josef ein, »also hätte ich auch selber durchkommen können.« Titus, vom Tisch her, sagte lächelnd: »Ihre Briefe haben wir aufgefangen, Doktor Josef.« Bescheiden jetzt mischte sich Oberst Paulin ein: »In einem der aufgefangenen Briefe heißt es: ›Ich werde die Festung Jotapat sieben mal sieben Tage halten.‹ Wir haben darüber gelacht. Aber die Juden haben die Festung sieben Wochen gehalten.«

Alle wurden nachdenklich. Vespasian grinste hinüber zu Cänis. »Na, Cänis«, sagte er. »Eigentlich ist dieser junge Bursche mit seinen drei Unschuldigen die Ursache, daß sich, gerade noch vor Torschluß, Gott Mars mit seinem Eichentrieb nicht heftig blamiert hat. Der Marschall ist ein aufgeklärter Mann. Immerhin, warum soll er, wenn es seine Pläne nicht stört, nicht an Vorzeichen glauben? Manchmal hat man sich in der Deutung dieser Vorzeichen geirrt, aber andernteils gibt es gut verbürgte Geschichten von der verblüffenden Zuverlässigkeit gewisser Hellseher. Und was den gestaltlosen Gott der Juden anlangt, der in seinem dunkeln Allerheiligsten in Jerusalem wohnt: warum soll er es in den Wind schlagen, wenn dieser jüdische Gott ihm Dinge mitteilen läßt, die sich so gut zu den eigenen Plänen schicken? Er hat bisher selber nicht genau gewußt, ob er eigentlich nach Jerusalem will oder nicht. Die Regierung drängt, er müsse mit dem Feldzug noch im Sommer zu Ende sein. Aber es wäre wirklich ein Jammer, nicht nur für ihn, sondern auch für den Staat, wenn diese Ostarmee, die er jetzt so gut gedrillt hat, nach einem zu schnellen Sieg wieder zerschlagen würde und in zweifelhafte Hände käme. Eigentlich hat der Bursche da mit seinem harten Jotapat ihm einen guten Dienst getan, und der Gott, der aus ihm spricht, ist kein schlechter Ratgeber.«

Josef aber blühte auf wie ein verdorrtes Feld unterm Regen. Gott war gnädig gewesen; es war augenscheinlich, daß der Feldherr ihm glaubte. Und warum auch nicht? Dieser, der da vor ihm stand, war wirklich der Mann, von dem es hieß, daß er ausgehen werde von Judäa, die Welt zu richten. Hieß es nicht in der Schrift: »Der Libanon wird in eines Mächtigen Hand

fallen«? Adir, das hebräische Wort für mächtig, bedeutete es nicht genau das gleiche wie Cäsar, Imperator? Gab es ein besseres, deckenderes Wort für diesen breiten, schlauen, klaren Mann? Er neigte den Kopf vor dem Römer, tief, die Hand an der Stirn. Das Wort vom Messias und das alte, finstere Wort, daß Jahve Israel schlagen werde, um es zu entsühnen, war *eines,* und dieser Römer war gekommen, es zu erfüllen. Wie die Olive ihr Öl nur hergibt, wenn man sie preßt, so gibt Israel sein Bestes nur, wenn es gedrückt wird, und der es keltert und preßt, heißt Vespasian. Ja, Josef hatte das letzte, abschließende Argument gefunden. Eine tiefe Sicherheit überkam ihn, er fühlte die Kraft in sich, mit seiner Ausdeutung vor dem knifflichsten Doktor der Tempelhochschule zu bestehen. Die Höhle von Jotapat war voll Krampf und Schmach gewesen, aber wie des Menschen Frucht hervorgestoßen wird aus Blut und Kot, so war aus ihr gute Frucht hervorgegangen. Er war bis an die Poren seiner Haut voll von Zuversicht.

Cänis aber ging unbehaglich um den Gefangenen herum. »Es ist die Angst vor dem Kreuz«, maulte sie, »die aus dem Menschen redet. Ich würde ihn nach Rom öder Korinth schikken. Der Kaiser soll ihn richten.«

»Schicken Sie mich nicht nach Rom«, bat dringlich Josef. »Sie sind es, der über mein und unser aller Schicksal zu bestimmen haben wird.«

Er war ausgehöhlt vor Erschöpfung; aber es war eine glückliche Erschöpfung, er hatte keine Angst mehr. Ja, im Innersten fühlte er sich dem Römer bereits überlegen. Er stand vor dem Römer, er sprach seine kühnen, schmeichlerischen Worte, er neigte sich vor ihm, aber schon hatte er das Gefühl, den andern zu leiten. Der Römer war unbewußt eine Zuchtrute in der Hand Gottes: er, Josef, war bewußt und fromm Jahves Instrument. Was er gespürt hat, als er zum erstenmal vom Capitol über Rom hinschaute, hat sich auf seltsame Art erfüllt. Er hat die Hand am Schicksal Roms. Vespasian ist der Mann, den Gott erwählt hat, aber er, Josef, ist der Mann, ihn nach dem Willen Gottes zu lenken.

Der Marschall sagte, und in seiner knarrenden Stimme war eine leise Drohung: »Jüdlein, nimm dich in acht. Stenogra-

phier gut mit, Titus, mein Sohn. Wir werden vielleicht einmal Lust haben, diesen Herrn beim Wort zu nehmen. Können Sie mir auch sagen«, wandte er sich an Josef, »wann das sein wird mit meiner Messiasherrlichkeit?«

»Das weiß ich nicht«, erwiderte Josef. Und plötzlich, unerwartet stürmisch: »Halten Sie mich in Ketten bis dahin. Lassen Sie mich exekutieren, wenn es Ihnen zu lange dauert. Aber es wird nicht lange dauern. Ich war ein guter Diener der ›Rächer Israels‹, solange ich glaubte, Gott sei in Jerusalem und diese Männer seine Beauftragten. Ich werde Ihnen ein guter Diener sein, Konsul Vespasian, nun ich weiß, Gott ist in Italien, und Sie sind sein Beauftragter.«

Vespasian sagte: »Ich nehme Sie aus der Beute in meine privaten Dienste.« Und, da Josef sprechen wollte: »Gratulieren Sie sich nicht zu rasch, mein Jüdlein. Ihren Priestergürtel können Sie weitertragen, aber auch Ihre Fesseln werden Sie tragen, bis sich herausgestellt hat, was an Ihrer Prophezeiung stimmt.«

An Kaiser und Senat schrieb der Feldherr, er müsse sich für dieses Jahr damit begnügen, das Erreichte zu sichern.

Noch immer warteten die Telegrafisten an den Posten, die Cestius Gall vorbereitet hatte, auf die Nachricht, Jerusalem sei gefallen. Vespasian zog die Posten zurück.

DRITTES BUCH

CÄSAREA

Josef wurde in der näheren Umgebung Vespasians einfach, aber nicht schlecht gehalten. Der Feldherr hörte ihn als Ratgeber in Dingen, die jüdische Gebräuche und persönliche Verhältnisse einzelner Juden anlangten, er hatte ihn gern um sich. Aber er zeigte, daß er seinen Angaben nie ganz traute, ließ sie oft nachprüfen, hänselte und demütigte ihn zuweilen empfindlich. Josef nahm Hohn und Demütigung mit schmiegsamer Bescheidenheit hin und machte sich auf jede Art nützlich. Er stilisierte die Erlasse des Feldherrn an die jüdische Bevölkerung, fungierte als Sachverständiger bei Streitigkeiten zwischen der Besatzungsbehörde und den jüdischen Autoritäten, bald wurde seine Tätigkeit unentbehrlich.

Den Juden Galiläas galt Josef, trotzdem er sich nach Kräften um sie mühte, als feiger Überläufer. In Jerusalem gar mußten sie ihn auf den Tod hassen. Es drangen zwar nur vage Nachrichten aus der Hauptstadt in das von den Römern besetzte Gebiet; aber so viel war gewiß: die Makkabi-Leute waren dort die unumschränkten Herren geworden, sie hatten eine Schreckensherrschaft aufgerichtet und bewirkt, daß der Große Bann über Josef verhängt wurde. Unter Posaunenstößen war verkündet worden: »Verflucht, zerschmettert, gebannt sei Josef Ben Matthias, früher Priester der Ersten Reihe aus Jerusalem. Niemand pflege Umgang mit ihm. Niemand rette ihn aus Feuer, Einsturz, Wasser, aus irgend etwas, was ihn vernichten kann. Jeder weise seine Hilfe zurück. Seine Bücher seien als die eines falschen Propheten geächtet, seine Kinder als Bastarde. An ihn denke jeder, wenn die zwölfte, die Fluchbitte, aus den Achtzehn Bitten gesprochen wird, und wenn er des Weges kommt, dann halte jeder sieben Schritte Abstand von ihm wie vor einem Aussätzigen.«

Auf besonders eindrucksvolle Art bezeigte die Gemeinde Meron in Obergaliläa ihren Abscheu vor Josef, trotzdem sie in dem von den Römern besetzten Gebiet lag und solches Tun nicht ungefährlich war. Hier in Meron hatte einmal einer gerufen: »Dieser ist es«, und die Leute von Meron hatten die Hufspuren des Pferdes Pfeil mit Kupfer ausgießen lassen und die Stätte heiliggehalten. Jetzt legten sie ihre Hauptstraße über einen Umweg, weil sie sie einmal zur Begrüßung Josefs mit

Blumen und Laub bestreut hatten. In feierlicher Zeremonie säten sie Gras aus über das, was einmal ihre Hauptstraße gewesen war, auf daß Gras wachse über den Weg, den der Verräter getreten hatte, und sein Andenken vergessen werde.

Josef kniff die Lippen zusammen, machte die Augen eng. Die Kränkung steifte nur sein Selbstgefühl. Im Gefolge des Vespasian kam er nach Tiberias. Hier hatte er die entscheidende Tat seines Lebens getan, durch diese Straßen war er groß und glühend hingezogen, auf seinem Pferde Pfeil, der Held, der Führer seines Landes. Er machte sich hart. Er trug seine Ketten mit Stolz durch die Straßen von Tiberias, achtete nicht der Menschen, die vor ihm ausspuckten, ihm voll Haß und Ekel in weitem Bogen auswichen. Er schämte sich nicht des Schicksals, das ihn aus dem Diktator Galiläas zum verächtlich gehätschelten Leibeigenen der Römer gemacht hatte.

Vor einem aber hielt sein künstlicher Stolz nicht stand, vor Justus und seiner blicklosen Verachtung. Justus brach mitten im Satz ab, wenn Josef ins Zimmer trat, kehrte peinlich das gelbbraune Gesicht weg. Josef wollte sich rechtfertigen. Dieser Mann wußte soviel um das menschliche Herz, er mußte ihn verstehen. Doch Justus ließ es nicht zu, daß Josef das Wort an ihn richtete.

König Agrippa hatte sich daran gemacht, seinen zerstörten Palast neu aufzurichten. Josef erfuhr, daß Justus fast den ganzen Tag in den weitläufigen Bauanlagen herumstrich. Immer wieder erstieg auch er den Hügel, auf dem der neue Palast errichtet wurde, suchte eine Gelegenheit, den Justus zu stellen. Endlich einmal fand er ihn allein. Es war ein klarer Tag frühen Winters. Justus hockte auf dem Vorsprung einer Mauer, er schaute hoch, als Josef zu sprechen anfing. Aber gleich zog er den Mantel über den Kopf, als ob ihn friere, und Josef wußte nicht, ob er ihn hörte. Er redete ihm zu, bat, beschwor, suchte sich ihm klarzumachen. Ist nicht ein kraftvoller Irrtum besser als eine schwächliche Wahrheit? Muß man nicht durch die Gefühle der Makkabi-Leute durchgegangen sein, ehe man sie verwerfen darf?

Allein Justus schwieg. Als Josef zu Ende war, erhob er sich, hastig, ein wenig ungeschickt. Wortlos an dem bittend Daste-

henden vorbei ging er, durch den starken Geruch von Mörtel und frischem Holz, ging fort. Gedemütigt, erbittert schaute Josef ihm nach, wie er ein wenig müde und mühsam über die großen Steine kletterte, den nächsten Weg aus dem Neubau hinaus.

Es gab in der Stadt Tiberias viele, die den Justus nicht leiden mochten. Vernunft war in diesen Kriegsläuften weder bei der einheimischen griechisch-römischen Bevölkerung Judäas noch bei den Juden populär. Justus aber war vernünftig. Mit leidenschaftlicher Vernunft hatte er, solange er Kommissar der Stadt war, zwischen Juden und Nichtjuden vermittelt, um den Frieden aufrechtzuerhalten. Ohne Glück. Die Juden fanden ihn zu griechisch, die Griechen zu jüdisch. Die Griechen verübelten ihm, daß er nicht schärfer gegen Sapita vorgegangen war und daß er die Zerstörung des Palastes nicht verhindert hatte. Sie wußten, daß König Agrippa seinen Sekretär in hohem Ansehen hielt, und sie hatten nach der Wiedereinnahme der Stadt geschwiegen. Jetzt aber, durch die Anwesenheit des römischen Marschalls ermutigt, reichten sie Klage ein, der Jude Justus trage die Hauptschuld, daß der Aufruhr in Galiläa und in ihrer Stadt sich so habe ausbreiten können.

König Agrippa, in diesen zweideutigen Zeiten doppelt beflissen, den Römern seine Ergebenheit zu beweisen, wagte nicht, sich schützend vor seinen Beamten zu stellen. Der Oberst Longin andernteils, der höchste Richter in der Armee Vespasians, hatte sich's zur Maxime gemacht, es sei besser, einen Unschuldigen hinzurichten als einen Schuldigen laufenzulassen. Die Sache sah also für Justus nicht gut aus. Justus selber, voll Menschenverachtung, hochmütig, bitter, verteidigte sich ohne Schwung. Mochte sein König ihn im Stich lassen. Er wußte, wen die Schuld traf an allem Übel, das in Galiläa geschehen war. Dem schillernden, oberflächlichen Burschen schlug alles, was er tat, zum Glück aus. Mochten ihn jetzt die Römer hätscheln. Es ist alles eitel. Justus war voll bis in die Poren seiner Haut von bitterm Fatalismus.

Oberst Longin nahm aus Rücksicht auf König Agrippa die Sache sehr gewissenhaft. Er lud den Josef als Zeugen. Josef,

als er nun das Schicksal des Justus in die Hand bekam, wurde hin und her gerissen vom Zwiespalt. Justus hatte in die Winkel seines Herzens gesehen, wo es am schmutzigsten war: nun stand es bei ihm, ob dieser Mann für immer verschwinden sollte oder nicht. Für alles und für jeden wußte dieser Justus eine zureichende Erklärung, eine Entschuldigung. Für ihn nicht. Für ihn hatte er nur Schweigen und Verachtung. Josef hatte viel Würde von sich abgetan, er hatte Geduld gelernt, er ging in Ketten, aber Verachtung dringt selbst durch den Panzer einer Schildkröte. Es war so einfach, den Beleidiger für alle Zeiten verschwinden zu lassen. Josef brauchte nicht einmal zu lügen, es genügte, wenn seine Aussage lau war.

Seine Aussage war leidenschaftlich und für Justus günstig. Mit heftiger Überzeugung und mit guten Gründen tat er dar, niemand habe je konsequenter die Sache des Friedens und der Römer vertreten als dieser Doktor Justus. Und die ihn verklagten, seien Lügner oder Narren.

Oberst Longin unterbreitete die Aussage dem Feldherrn. Vespasian schnaufte. Er beobachtete seinen Gefangenen gut und witterte wohl, daß Dinge sehr persönlicher Art zwischen den beiden waren. Aber bis jetzt war er seinem klugen Juden auf keine einzige falsche Angabe gekommen. Im übrigen war dieser Doktor Justus ein typischer Literat und Philosoph und somit ungefährlich. Der Marschall schlug die Untersuchung nieder, stellte den Doktor Justus zur Verfügung seines Herrn, des Königs Agrippa.

König Agrippa war vor seinem vielgeprüften Sekretär höflich und schuldbewußt. Justus sah deutlich, wie unbequem er ihm war. Er grinste, er kannte die Menschen. Er erbot sich, für seinen Herrn nach Jerusalem zu gehen, dort die Rechte Agrippas wahrzunehmen, während des Winters, da die militärischen Handlungen stockten, für den Frieden zu wirken. Das war, da jetzt die »Rächer Israels« in Jerusalem schrankenlos herrschten, ein ebenso aussichtsloses wie gefährliches Unternehmen. Niemand erwartete, der Sekretär des Königs werde lebend zurückkommen. Justus reiste mit gefälschten Pässen. Josef stand an seinem Weg, als er aufbrach. Justus fuhr an ihm vorbei, blicklos wie bisher, schweigend.

In Cäsarea bei der großen Spätsommermesse sah Josef den Glasbläser Alexas aus Jerusalem, den Sohn des Nachum. Josef glaubte, er werde einen Bogen um ihn machen wie die meisten Juden. Aber siehe, Alexas kam auf ihn zu, er begrüßte ihn. Josefs Kette und der Große Bann hielten ihn nicht ab, mit ihm zu sprechen.

Alexas ging neben Josef her, stattlich und beleibt wie immer, aber seine Augen waren noch trüber und bekümmerter. Er hatte sich nur mit Gefahr aus Jerusalem fortstehlen können; denn die Makkabi-Leute verhinderten mit den Waffen, daß irgendwer die Stadt verlasse und sich in die Gewalt der Römer begebe. Ja, es herrschte jetzt Wahnsinn und krasse Gewalt in Jerusalem. Nachdem die »Rächer Israels« die Gemäßigten fast alle beseitigt hatten, zerfleischten sie sich untereinander. Simon Bar Giora bekämpfte den Eleasar, und Eleasar den Johann von Gischala, und Johann wieder den Simon, und zusammen hielten sie nur gegen eines: gegen die Vernunft. Wenn man es nüchtern ansah, dann stand die Gefahr dieser Reise nach Cäsarea in keinem rechten Verhältnis zum Gewinn. Denn er, Alexas, hatte die feste Absicht, wieder nach Jerusalem zurückzukehren. Er nahm es auf sich, in dieser Stadt weiterzuleben, die im Unsinn und im blinden Haß der Makkabi-Leute erstickte. Das war eine Torheit von ihm. Aber er liebte seinen Vater und seine Brüder, er konnte nicht leben ohne sie, er wollte sie nicht im Stich lassen. Allein in den letzten Tagen hatte er die Tollheit der Stadt nicht mehr ertragen können. Einmal wieder mußte er freiere Luft atmen, mußte mit seinen eigenen Augen sehen, daß es noch eine vernünftigere Welt gab.

Es war ja eigentlich verboten, hier mit Josef zusammenzustehen und zu schwatzen, und wenn man es in Jerusalem hört, dann werden es die Makkabi-Leute ihn entgelten lassen. Josef trägt ja auch ein gerüttelt Maß Schuld daran, daß die Dinge so gekommen sind. Er hätte in Galiläa viel verhüten können. Aber Josef hat manches wiedergutgemacht. Er wenigstens, Alexas, sieht es als ein großes Verdienst an, als einen Sieg der Vernunft, daß Josef nicht mit den andern in Jotapat starb, sondern gebeugten Hauptes zu den Römern überging. Besser ein

lebendiger Hund denn ein toter Löwe, zitierte er. In Jerusalem freilich denken sie anders, fuhr er bitter fort, und er erzählte Josef, wie Jerusalem den Fall der Festung Jotapat aufgenommen hatte. Zuerst war dort gemeldet worden, Josef sei bei der Einnahme Jotapats mit umgekommen. Die ganze Stadt habe teilgenommen an der wilden und großartigen Trauerfeier für den Helden, der die Festung so unglaubhaft lange gehalten hatte. Ausführlich berichtete Alexas, wie im Haus des alten Matthias feierlich, in Gegenwart der Erzpriester und der Mitglieder des Großen Rats, das Bett umgestürzt wurde, in dem Josef geschlafen hatte. Sein eigener Vater dann, Nachum Ben Nachum, habe im Auftrag der Bürgerschaft mit zerrissenem Gewand und Asche auf dem Kopf dem alten Matthias in dem vorgeschriebenen weidengeflochtenen Korb das Linsengericht der Trauer überbracht. Und ganz Jerusalem war zugegen, als der alte Matthias zum erstenmal das Kaddisch sprach, das Totengebet, jene drei Worte hinzufügend, die nur gesagt werden durften, wenn ein Großer in Israel gestorben war.

»Und dann?« fragte Josef.

Alexas lächelte sein fatales Lächeln. Dann freilich, erzählte er, als man erfuhr, Josef lebe und habe sich der Gnade der Römer übergeben, sei der Umschwung um so heftiger gewesen. Des Josef Jugendfreund, Doktor Amram, war es, der die Bannung beantragt hatte, und nur ganz wenige von den Herren des Großen Rats hatten gewagt, sich dagegen auszusprechen, unter ihnen allerdings der Großdoktor Jochanan Ben Sakkai. Die Hallen des Tempels, als von den Stufen zum Heiligen Raum Verfluchung und Bann gegen Josef verkündet wurde, waren so voll wie am Passahfest. »Lassen Sie es sich nicht anfechten«, sagte er zu Josef und grinste ihn herzlich an, wobei seine weißen Zähne groß und gesund aus seinem viereckigen schwarzen Bart herauskamen. »Wer sich zur Vernunft bekennt, muß leiden.«

Er trennte sich von Josef. Stattlich, beleibt, das frischfarbige Gesicht bekümmert, schritt er zwischen den Buden hin. Später sah Josef, wie er bei einem Händler pulverisierten Quarz erstand und wie er zärtlich mit der Hand über den feinen Staub strich; er hatte das kostbare Material seiner geliebten

Kunst wohl lange entbehren müssen.

Josef dachte oft an diese Unterredung, mit geteilten Empfindungen. Schon in Jerusalem war er der Meinung gewesen, Alexas sei klarer von Urteil als sein Vater Nachum, aber sein, Josefs, Herz war mit dem törichten Nachum gewesen und gegen den klugen Alexas. Nun standen alle gegen ihn, und nur der kluge Alexas war für ihn. Seine Kette, an die er sich gewöhnt zu haben glaubte, drückte, scheuerte. Sicher hatte der Prediger recht, besser ein lebendiger Hund denn ein toter Löwe. Aber manchmal wünschte er, er wäre in Jotapat mit den andern umgekommen.

Marcus Licinius Crassus Mucianus, Generalgouverneur von Syrien, lief nervös durch die weiten Räume seines Palais in Antiochia. Er war überzeugt gewesen, diesmal werde Vespasian keine Ausrede mehr finden, den Feldzug länger hinzuzögern. Nachdem der Terror der »Rächer Israels« die Gemäßigten in Jerusalem ausgemerzt hatte, wüteten die Meuterer unter sich. Bürgerkrieg war in Jerusalem, die Nachrichten waren klar und zuverlässig. Es war sinnlos, diese Chance ungenützt vorbeigehen zu lassen. Jetzt endlich mußte Vespasian vor die Stadt rücken, sie nehmen, den Krieg beenden. Mit brennen-der Spannung hatte Mucian den Bericht über den Kriegsrat erwartet, der jetzt zu Winterende die Richtlinien für die Frühjahrskampagne festlegen sollte. Nun lag er vor ihm, der Bericht. Die weitaus meisten Herren des Kriegsrats, selbst der Sohn des Vespasian, der junge General Titus, waren der Meinung gewesen, man müsse unverzüglich gegen Jerusalem marschieren. Aber der Spediteur, der unverschämte, plumpe Pferdeäpfelbauer, hatte einen neuen Dreh gefunden. Der innere Zwist der Juden, hatte er ausgeführt, werde die Stadt in absehbarer Zeit reif machen, mit sehr viel weniger Opfern genommen zu werden als jetzt. Jetzt vor Jerusalem zu marschieren hieße das Blut guter römischer Legionäre verschwenden, das man sparen könne. Er sei dafür, zuzuwarten, vornächst den bisher nicht besetzten Süden zu okkupieren. Er war schlau, dieser Vespasian. So filzig er war, mit Ausreden

war er nicht filzig. Der würde sein Kommando nicht so bald abgeben.

Der schmächtige Mucian, den Stock hinterm Rücken, den hagern Kopf schräg vorgestreckt, lief wütend hin und her. Er war nicht mehr jung, er hatte die Fünfzig hinter sich, ein Leben voll von herrlichen, nie bereuten Lastern, voll von Studien über die nie erschöpfte Fülle der Merkwürdigkeiten der Natur, ein Leben voll von Macht und Absturz, von Reichtum und Niederbruch. Nun, gerade noch im Besitz seiner ganzen Kraft, war er Herr in diesem tief erregenden, uralten Asien geworden, und er kochte vor Wut, daß der abgefeimte junge Kaiser ihn den großartigen Bissen gerade mit diesem widerwärtigen Bauern teilen hieß. Fast ein ganzes Jahr hatte er den verschmitzten Spediteur als Gleichgestellten neben sich dulden müssen. Aber jetzt war es genug. Er durchschaute natürlich die Absichten des Marschalls ebensogut wie die des Kaisers. Der Bursche durfte ihm nicht länger im Weg stehen. Er mußte fort aus seinem Asien, er mußte, mußte! mit diesem läppischen Judenkrieg endlich Schluß machen.

In Eile und großem Zorn diktierte Mucian ein ganzes Bündel von Briefen, an den Kaiser, an die Minister, an befreundete Senatoren. Es sei unverständlich, warum der Feldherr auch zu Beginn dieses Sommers nach soviel Vorbereitungen und nachdem der Gegner durch innere Zwistigkeiten geschwächt sei, die Stadt Jerusalem noch immer nicht für sturmreif halte. Er wolle nicht bittere Meditationen darüber anstellen, wie sehr diese wenig energische Kriegführung die Pläne des Alexanderzugs gefährdet habe. Aber so viel sei gewiß, daß, wenn die Strategie des Zögerns fortgesetzt werde, das Prestige des Kaisers, des Senats und der Armee im ganzen Osten auf dem Spiel stehe.

Der Zeitpunkt, zu dem diese Briefe in Rom eintrafen, war für die Absichten des Mucian recht ungünstig. Die Westprovinzen hatten nämlich soeben viel wichtigere und unangenehmere Dinge gemeldet. Der Gouverneur von Lyon, ein gewisser Vindex, meuterte, er schien die Sympathien ganz Galliens und Spaniens zu haben. Die Depeschen klangen bedenklich. Wirkliche, volle Anteilnahme fand unter diesen Umständen der

Bericht des Mucian nur an einer einzigen Stelle, bei dem Minister Talaß. Der alte Herr hielt es für einen ihm persönlich angetanen Tort des Generals Vespasian, daß der die Zerstörung Jerusalems so lange hinauszögerte. Er antwortete dem Mucian verständnisvoll, von ganzem Herzen zustimmend.

Der Generalgouverneur, diese Antwort in Händen, beschloß, den Spediteur selber zu stellen, fuhr ins Hauptquartier Vespasians nach Cäsarea.

Der Marschall empfing ihn schmunzelnd, sichtlich erfreut. Man lag bei Tische, zu dreien, Vespasian, Titus, Mucian, unter herzlichen Gesprächen. Langsam, beim Nachtisch, glitt man ins Politische. Mucian betonte, wie fern es ihm liege, sich in die Dinge des andern zu mengen; es sei Rom, es seien die römischen Minister, die auf Beendigung des Feldzugs drängten. Er für sein Teil begreife durchaus die Motive des Marschalls, aber anderseits erscheine ihm der Wunsch Roms so wichtig, daß er bereit sei, aus seinen eigenen syrischen Legionen Truppen abzugeben, falls nur Vespasian vor Jerusalem rücke. Der junge General Titus, begierig, seine soldatischen Qualitäten endlich zu zeigen, pflichtete stürmisch bei: »Tu es, Vater, tu es! Meine Offiziere brennen darauf, die ganze Armee brennt darauf, Jerusalem niederzuschlagen.«

Vespasian sah mit Vergnügen, wie in dem gescheiten, von Lüsten, Geldgier und Ehrgeiz verwüsteten Gesicht des Mucian ein großes Gefallen an seinem Sohn Titus aufstieg, gemischt aus ehrlicher Sympathie und Begierde. Der Marschall schmunzelte. Er hatte dem Sohn, sosehr er an ihm hing, von seinen wirklichen Motiven nichts gesagt. Im Innern war er überzeugt, der Junge wußte so gut darum wie dieser schlaue Mucian oder sein Jude Josef; aber er freute sich, daß Titus so stürmisch loslegte. Um *so* leichter fiel es ihm selber, seine persönlichen Argumente durch sachliche zu verdecken.

Später, als er mit Mucian allein war, zog dieser den Brief des Ministers Talaß heraus. Vespasian bekam geradezu Respekt vor seiner Zähigkeit. Der Mensch war ekelhaft, aber gescheit: man konnte offen mit ihm reden. Vespasian also winkte ab: »Lassen Sie nur, Exzellenz. Ich weiß, Sie wollen mir jetzt die Meinung irgendeines einflußreichen Kackers aus Rom

versetzen, der Ihnen versichert, Rom gehe zugrunde, wenn ich nicht augenblicklich vor Jerusalem rücke.« Er schob sich näher an Mucian heran, blies ihm seinen starken Atem ins Gesicht, daß Mucians ganze Höflichkeit dazu gehörte, nicht zurückzuweichen, und sagte gemütlich: »Und wenn Sie mir noch zehn solcher Briefe zeigen, Verehrter, ich denke gar nicht daran.« Er richtete sich hoch, strich ächzend seinen gichtischen Arm, rückte ganz dicht neben den andern, sagte vertraulich: »Hören Sie einmal, Mucian, wir haben uns doch beide alle acht Winde um die Nase wehen lassen, wir brauchen einander nichts vorzumachen. Mir wird der Wein sauer, wenn ich Sie anschauen muß mit Ihrem zuckenden Gesicht und Ihrem Stock hinterm Rücken, und Sie werden seekrank, wenn Sie meinen lauten Atem hören und meine Haut riechen. Stimmt's?« Mucian erwiderte verbindlich: »Bitte, fahren Sie fort.« Vespasian fuhr fort: »Nun sind wir aber einmal leider an die gleiche Deichsel gespannt. Es war ein verdammt schlauer Einfall der Majestät. Nur: sollten wir nicht ebenso schlau sein? Ein Dromedar und ein Büffel kommen schlecht miteinander aus an der gleichen Deichsel, Griechen und Juden kann man mit Erfolg gegeneinander ausspielen: aber zwei alte Eingeweide-Beschauer wie wir, was meinen Sie?« Mucian zwinkerte heftig und nervös. »Ich folge aufmerksam Ihren Gedankengängen, Konsul Vespasian«, sagte er. »Haben Sie Nachrichten aus dem Westen?« fragte jetzt unumwunden Vespasian, und seine hellen Augen ließen den andern nicht los. »Aus Gallien, meinen Sie?« fragte Mucian zurück. »Ich sehe, Sie sind im Bilde«, schmunzelte Vespasian. »Sie brauchen mir den Brief Ihres römischen Hintermannes wirklich nicht zu versetzen. Rom hat jetzt andere Sorgen.«

»Mit Ihren drei Legionen können Sie wenig ausrichten«, sagte unbehaglich Mucian. Er hatte den Stock beiseite gelegt, wischte sich mit dem Rücken der kleinen, gepflegten Hand den Schweiß von der Oberlippe. »Richtig«, konstatierte gemütlich Vespasian. »Darum schlage ich Ihnen ein Abkommen vor. Ihre vier syrischen Legionen sind miserabel, aber zusammen mit meinen drei guten sind es immerhin sieben. Halten wir unsere sieben Legionen zusammen, bis man im Westen klarer sieht.«

Und da Mucian schwieg, redete er ihm vernünftig zu: »Bevor es im Westen klar wird, werden Sie mich doch nicht los. Seien Sie gescheit.« – »Ich danke Ihnen für Ihre offenen und konsequenten Darlegungen«, erwiderte Mucian.

Es waren angeblich seine wissenschaftlichen Interessen, die den Mucian in den nächsten Wochen in Judäa festhielten; denn er arbeitete an einem großen Werk, einer Darstellung der Geographie und Ethnographie des Imperiums, und Judäa stak voller Merkwürdigkeiten. Der junge Titus begleitete den Gouverneur auf seinen Exkursionen, sehr beflissen; oft stenographierte er mit, was die Eingeborenen zu erzählen hatten. Da war die Quelle von Jericho, die vor Zeiten nicht nur die Erd- und Baumfrüchte, sondern auch die Leibesfrucht der Weiber vernichtet und überhaupt allem Lebendigen Tod und Verderben gebracht hatte, bis sie ein gewisser Prophet Elysseus durch Gottesfurcht und Priesterkunst entsühnte, so daß sie jetzt das Gegenteil bewirkte. Auch den Asphaltsee besichtigte Mucian, das Tote Meer, das selbst die schwersten Gegenstände trägt und sie sogleich wieder hochspült, wenn man sie mit Gewalt hineintaucht. Mucian ließ sich das vorführen, ließ Personen, die des Schwimmens unkundig waren, mit auf dem Rücken gebundenen Händen in die Tiefe werfen und schaute mit Interesse zu, wie sie auf der Oberfläche herumtrieben. Dann bereiste er die sodomitischen Gefilde, suchte die Spuren des vom Himmel gesandten Feuers, sah im See die schattenhaften Umrisse von fünf untergegangenen Städten, pflückte Früchte, an Farbe und Gestalt eßbaren ähnlich, die aber noch während des Pflückens zu Staub und Asche zerplatzten.

Er stellte Fragen über alles, er war sehr wißbegierig, notierte und ließ notieren. Eines Tages fand er solche Notizen niedergeschrieben in seiner eigenen Handschrift, trotzdem er genau wußte, er hatte diese Notizen nicht gemacht. Es stellte sich heraus, daß sie von Titus stammten. Ja, der junge Herr hatte die Fähigkeit, sich rasch und so tief in die Handschrift anderer einzuleben, daß diese andern seine Nachahmung von ihrer eigenen Schrift nicht unterscheiden konnten. Mucian, nachdenklich, bat den Titus, ihm einige Zeilen in der Schrift seines Vaters zu schreiben. Titus tat es, und es war wirklich

unmöglich, diese Zeilen als Nachahmung zu erkennen.

Aber das Merkwürdigste, was Mucian in diesen judäischen Wochen sah und erlebte, blieb der kriegsgefangene gelehrte General Josef Ben Matthias. Schon am ersten Tag in Cäsarea war dem Gouverneur der gefangene Jude aufgefallen, wie er bescheiden und dennoch überaus sichtbar mit seiner Kette in den Straßen Cäsareas herumlief. Vespasian hatte seine Fragen sonderbar beiläufig weggewischt. Aber er konnte nicht verhindern, daß sich der neugierige Mucian trotzdem eingehend mit diesem Priester Josef unterhielt. Er tat das oft; er merkte bald, daß Vespasian seinen Gefangenen als eine Art Orakel verwandte, nach dessen Aussprüchen er sich in Zweifelsfällen richtete, ohne natürlich den Gefangenen diese seine Bedeutung merken zu lassen. Den Mucian beschäftigte das; denn er hielt den Marschall für einen wassernüchternen Rationalisten. Er sprach mit Josef über alle möglichen Dinge zwischen Himmel und Erde und staunte immer wieder, wie seltsam östliche Weisheit das griechische Weltwissen des Juden veränderte. Er kannte Priester aller Art, Priester des Mithras und des Aumu, barbarische Priester der englischen Sulis und der deutschen Rosmerta: dieser Priester des Jahve, so wenig er sich äußerlich von einem Römer unterschied, lockte ihn mehr als die andern.

Bei alledem versäumte er nicht, seine Beziehungen zu dem Marschall nach Möglichkeit zu klären. Vespasian hatte recht: solange nicht im Westen und in Rom helle Sicht geschaffen war, hatten die beiden Herren des Ostens, der Gouverneur von Syrien und der Oberstkommandierende in Judäa, die genau gleichen Interessen. Vespasian, mit seiner rüden Offenheit, legte fest, wie weit diese Interessengemeinschaft sich in der Praxis auswirken sollte. Keiner wird ohne Zustimmung des andern wichtige politische oder militärische Handlungen vornehmen; in ihren offiziellen Berichten nach Rom aber werden sie wie bisher gegeneinander intrigieren, jetzt freilich auf eine genau vereinbarte Art.

Der nicht sehr freigebige Vespasian hatte Angst, was der verschwenderische und habgierige Gouverneur sich als Gastgeschenk für die Rückreise ausbitten würde. Mucian verlangte

ein einziges: den kriegsgefangenen Juden Josef. Der Marschall, zuerst überrascht von soviel Bescheidenheit, wollte schon ja sagen. Aber dann überlegte er sich's anders; nein, er gab seinen Juden nicht weg. »Sie wissen doch«, lachte er gemütlich zu Mucian, »der Spediteur ist geizig.«

So viel wenigstens erreichte der Gouverneur, daß Vespasian ihm den Titus auf einige Zeit zu Besuch nach Antiochia mitgab. Der Marschall hatte sogleich durchschaut, daß Titus eine Art Geisel dafür sein sollte, daß Vespasian die getroffenen Vereinbarungen auch einhalte. Aber das kränkte ihn nicht. Er gab Mucian das Geleite bis zum Schiff nach Antiochia. Mucian, sich verabschiedend, sagte in seiner höflichen Art: »Ihr Sohn Titus, Konsul Vespasian, hat alle Ihre guten Eigenschaften ohne Ihre schlechten.« Vespasian schnaufte stark, dann erwiderte er: »Sie haben leider keinen Titus, Exzellenz.«

Vespasian besichtigte in den Docks von Cäsarea die Kriegsgefangenen, die versteigert werden sollten. Der Hauptmann Fronto, dem das Depot unterstand, hatte eine flüchtige Liste der Gefangenen anfertigen lassen, es waren an dreitausend. Jeder trug ein Täfelchen um den Hals, auf dem seine Nummer sowie Alter, Gewicht, Krankheiten, auch allenfallsige besondere Fähigkeiten vermerkt waren. Die Händler gingen herum, hießen die Gefangenen aufstehen, niederhocken, die Glieder heben, öffneten ihnen den Mund, betasteten sie. Die Händler mäkelten; es war keine gute Ware, das wird morgen eine ziemlich magere Auktion werden.

Vespasian hatte einige Offiziere mit, auch Cänis, dazu seinen Juden Josef, den er benötigte, um sich mit den Gefangenen besser zu verständigen. Er hatte aus der Beute Anspruch auf zehn Leibeigene, die er sich aussuchen wollte, bevor die gesamte Ware auf den Markt gebracht wurde. Cänis benötigte eine Friseuse und einen gut aussehenden Jungen, der bei Tisch aufwarten konnte. Der praktische Vespasian hingegen wollte sich ein paar kräftige Burschen herausholen, um sie auf seinen italienischen Besitzungen als Landarbeiter zu verwenden.

Er war guter Laune, machte Witze über die jüdischen Leibeigenen. »Sie sind verdammt schwierig mit ihren Sabbaten,

Festtagen, verzwickten Speisevorschriften und dem ganzen Kram. Duldet man es, daß sie ihre sogenannten religiösen Vorschriften ausführen, dann muß man zusehen, wie sie ihr halbes Leben faulenzen; duldet man's nicht, dann werden sie störrisch. Eigentlich sind sie nur dazu gut, daß man sie an die andern Juden zurückverkauft. Ich habe mich gefragt«, wandte er sich plötzlich an Josef, »ob ich Sie nicht an Ihre Landsleute zurückverkaufen soll. Aber sie haben miserable Preise geboten, sie haben offenbar Überfluß an Propheten.«

Josef lächelte still und bescheiden. Innerlich lächelte er keineswegs. Aus Gesprächsbrocken, die er aufgeschnappt hatte, folgerte er, daß die Dame Cänis, die ihn nun einmal nicht leiden mochte, hinterm Rücken Vespasians versucht hatte, ihn an den Generalgouverneur Mucian weiterzuverkaufen. Der höfliche, literarisch interessierte Mucian hätte sich bestimmt keine so derben Witze mit ihm erlaubt wie der Marschall. Aber Josef fühlte sich nun einmal diesem Vespasian verbunden. Gott hatte ihn an diesen geschmiedet, hier war seine große Chance. Sein Lächeln, als Vespasian spaßte, ob er ihn verkaufen solle, war dünn, ein wenig verzerrt.

Man geriet an einen Haufen Weiber. Man hatte ihnen gerade zu essen gegeben; gierig und dennoch sonderbar stumpf schlangen sie ihre Linsensuppe, kauten sie ihr Johannisbrot. Es war der erste ganz heiße Tag, Schwüle und Gestank war ringsum. Den älteren Weibern, die nur mehr zur Arbeit zu brauchen waren, hatte man ihre Kleider gelassen, die jüngeren waren nackt. Ein ganz junges Mädchen war darunter, schlank und doch nicht mager. Sie aß nicht, sie kauerte mit gekreuzten Beinen, die Schultern eingezogen, mit den Händen hatte sie die Fußknöchel umfaßt, sie neigte sich vor, um ihre Nacktheit zu verbergen. So hockte sie, sehr scheu, und schaute aus großen Augen aufmerksam, gehetzt, voll Vorwurf auf die Männer.

Dem Vespasian fiel das Mädchen auf. Durch die Weiber auf sie zu trat er, hart schnaufend in der Hitze. An den Schultern packte er die Kauernde, bog ihr die Schultern auseinander. Verschreckt, gräßlich verängstigt, sah sie zu ihm hoch. »Steh auf«, herrschte der Hauptmann Fronto sie an. »Lassen Sie sie

hocken«, sagte Vespasian. Er beugte sich nieder, hob die Holztafel, die ihr auf der Brust hing, las laut: »Mara, Tochter des Lakisch, Theaterdieners aus Cäsarea, vierzehn Jahre, Jungfrau. Na ja«, sagte er und richtete sich ächzend wieder hoch. »Wirst du aufstehen, Hündin«, zischelte ein Aufseher. Sie verstand offenbar nicht vor Angst. »Ich glaube, du solltest aufstehen, Mara«, sagte sanft Josef. »Laßt sie doch«, sagte halblaut Vespasian.

»Wollen wir nicht weitergehen?« fragte die Dame Cänis. »Oder willst du sie nehmen? Ich weiß nicht, ob sie sich zur Kuhmagd eignet.« Die Dame Cänis hatte nichts dagegen, daß Vespasian sich vergnügte, aber sie liebte es, selber die Objekte dieser Vergnügungen auszusuchen. Das Mädchen war jetzt aufgestanden. Eirund, zart und klar hob sich das Gesicht aus den langen, sehr schwarzen Haaren, der Mund, vollippig, mit großen Zähnen, sprang leicht vor. Hilflos, nackt, jung, erbärmlich stand sie, den Kopf hin und her ruckend. »Fragen Sie sie, ob sie was Besonderes kann«, wandte sich Vespasian an Josef. »Der große Herr fragt, ob du eine besondere Kunst kannst«, sagte Josef freundlich und behutsam zu dem Mädchen. Mara atmete heftig, in Stößen, sie sah Josef aus ihren langen Augen dringlich an. Plötzlich legte sie die Hand an die Stirn und verneigte sich tief, aber sie antwortete nicht. »Wollen wir nicht weitergehen?« fragte die Dame Cänis. »Ich glaube, du solltest uns antworten, Mara«, redete Josef dem Mädchen gut zu. »Der große Herr fragt, ob du eine besondere Kunst kannst«, wiederholte er geduldig. »Ich kann sehr viele Gebete auswendig«, sagte Mara. Sie sprach schüchtern, ihre Stimme klang merkwürdig dunkel, angenehm. »Was sagt sie?« erkundigte sich Vespasian. »Sie kann beten«, gab Josef Auskunft. Die Herren lachten. Vespasian lachte nicht. »Na ja«, sagte er. »Darf ich Ihnen das Mädchen schicken?« fragte der Hauptmann Fronto. Vespasian zögerte. »Nein«, antwortete er schließlich, »ich brauche Arbeiter für meine Güter.«

Am Abend fragte Vespasian den Josef: »Beten eure Frauen viel?« – »Unsere Frauen sind nicht gehalten zu beten«, klärte Josef ihn auf. »Sie sind verpflichtet, die Verbote zu halten, aber nicht die Gebote. Wir haben dreihundertfünfundsechzig

Gebote, soviel wie die Tage des Jahres, und zweihundertachtundvierzig Verbote, soviel wie die Knochen des Menschen.« – »Das ist reichlich«, meinte Vespasian.

»Glaubst du, daß sie wirklich Jungfrau ist?« fragte er nach einer Weile. »Unkeuschheit der Frau straft unser Gesetz mit dem Tod«, sagte Josef. »Das Gesetz«, achselzuckte Vespasian. »Um Ihr Gesetz, Doktor Josef«, meinte er, »kümmert sich vielleicht das Mädchen, aber bestimmt nicht meine Soldaten. Ich muß sagen, ich habe allerhand zuwege gebracht, wenn die auch in diesem Falle Disziplin gehalten haben sollten. Es sind ihre großen Kuhaugen. Sie schauen aus, als ob alles mögliche dahintersteckte. Wahrscheinlich steckt gar nichts dahinter, wie immer in euerm Land. Alles pathetische Aufmachung, und wenn man näher hinsieht, nichts dahinter. Wie ist das mit Ihrem Orakel, Herr Prophet?« wurde er unvermutet bösartig. »Wenn ich Sie nach Rom geschickt hätte, dann wären Sie vermutlich längst abgeurteilt und könnten in einem sardinischen Bergwerk schuften, statt sich hier mit netten Judenmädchen zu unterhalten.«

Josef kümmerten die Scherze des Marschalls wenig. Er hatte seit geraumer Zeit gemerkt, daß nicht nur er gebunden war. »Der Generalgouverneur Mucian«, erwiderte er mit dreister Höflichkeit, »hätte den Preis für mindestens zwei Dutzend Bergarbeiter bezahlt, wenn Sie mich ihm überlassen hätten. Ich glaube nicht, daß es mir in Antiochia schlecht ginge.« – »Ich habe dich sehr frech werden lassen, mein Jüdlein«, sagte Vespasian. Josef wechselte den Ton. »Mein Leben wäre zerschlagen gewesen«, sagte er heftig, demütig und überzeugt, »wenn Sie mich fortgeschickt hätten. Glauben Sie mir, Konsul Vespasian. Sie sind der Retter, und Jahve hat mich zu Ihnen geschickt, Ihnen das zu sagen, immer wieder. Sie sind der Retter«, wiederholte er hartnäckig, glühend und verbissen. Vespasian schaute spöttisch, leicht ablehnend. Er konnte nicht verhindern, daß ihm die feurigen Versicherungen des Menschen in sein altes Blut gingen. Es ärgerte ihn, daß er immer wieder aus dem Juden solche Prophezeiungen herauskitzelte. Er hatte sich an die geheimnisvolle, zuversichtliche Stimme zu sehr gewöhnt, hatte sich zu fest mit dem Juden verknüpft.

»Wenn dein Gott sich nicht sehr beeilt, mein Jüdlein«, hänselte er, »dann wird der Messias etwas wackelig ausschauen, bis er endlich arriviert.« Josef, er wußte selbst nicht, woher er die Sicherheit nahm, erwiderte still und unerschütterlich: »Wenn sich nicht, ehe noch der Sommer auf seiner Höhe ist, etwas ereignet, was Ihre Situation von Grund auf ändert, Konsul Vespasian, dann, bitte, verkaufen Sie mich nach Antiochia.«

Vespasian schleckte diese Worte mit Vergnügen. Aber er wollte es nicht zeigen und lenkte ab: »Euer König David hat sich warme junge Mädchen ins Bett legen lassen. Er war kein Kostverächter. Ich glaube, Kostverächter seid ihr alle nicht. Wie ist das, mein Jüdlein, Sie können da wohl einiges erzählen?« – »Bei uns sagt man«, erklärte Josef, »wenn ein Mann mit einer Frau zusammen war, dann spricht Gott sieben Neumonde nicht mehr aus ihm. Ich habe, solang ich an dem Makkabäerbuch schrieb, keine Frau berührt. Ich habe, seitdem ich das Oberkommando in Galiläa bekam, keine Frau angerührt.« – »Es hat Ihnen aber wenig geholfen«, meinte Vespasian.

Den Tag darauf ließ der Marschall auf der Auktion das Mädchen Mara, Tochter des Lakisch, für sich ersteigern. Am gleichen Abend wurde sie ihm zugeführt. Sie trug noch den Kranz derer, die nach Kriegsrecht unter der Lanze versteigert wurden, aber sie war auf Anordnung des Hauptmanns Fronto gebadet, gesalbt und in ein Gewand von durchsichtigem, koischem Flor gekleidet. Vespasian schaute sie aus seinen hellen, harten Augen auf und ab. »Dummköpfe«, schimpfte er, »Fetthirne! Sie haben sie zugerichtet wie eine spanische Hure. Für so was hätte ich keine hundert Sesterzien gezahlt.« Das Mädchen begriff nicht, was der alte Mann sagte. Es war soviel auf sie niedergegangen, jetzt stand sie scheu und stumpf. Josef sprach in ihrem heimatlichen Aramäisch auf sie ein, sanft, behutsam, sie antwortete zaghaft mit ihrer dunkeln Stimme. Vespasian hörte dem fremdartigen, gurgelnden Gespräch der beiden geduldig zu. Endlich erklärte ihm Josef: »Sie schämt sich, weil sie nackt ist. Nacktheit ist eine arge Sünde bei uns. Eine Frau darf sich nicht nackt zeigen, selbst wenn es ihr nach Aussage des Arztes das Leben rettet.« – »Blöd«, konstatierte Vespasian. Josef fuhr fort: »Mara bittet den Fürsten, daß er

ihr ein Kleid aus *einem* Stück geben lasse und viereckig. Mara bittet den Fürsten, daß er ihr ein Netz für ihre Haare geben lasse und parfümierte Sandalen für ihre Füße.« – »Mir riecht sie gut genug«, meinte Vespasian. »Aber schön. Kann sie haben.«

Er schickte sie fort, sie brauchte heute nicht wiederzukommen. »Ich kann warten«, erklärte er vertraulich dem Josef. »Ich habe warten gelernt. Ich hebe mir gute Dinge gern eine Zeit auf, bevor ich sie genieße. Fürs Essen und fürs Bett und in jeder Hinsicht. Ich habe ja auch einige Zeit warten müssen, bis ich hier ans Amt gelangte.« Er rieb sich ächzend den gichtischen Arm, wurde noch vertraulicher. »Findest du eigentlich etwas daran an diesem Judenmädchen? Scheu ist sie, blöd ist sie, sprechen mit ihr kann ich auch nicht. Das Ungeweckte ist ja ganz nett, aber man kann hier, verdammt noch eins, hübschere Frauen finden. Weiß der Himmel, was einem an so einem kleinen Tier reizt.« Auch den Josef reizte das Mädchen Mara. Er kannte sie, diese Frauen aus Galiläa, sie waren langsam, scheu, wohl auch traurig, aber wenn sie sich auftaten, üppig und reich. »Sie sagte«, erklärte er mit ungewohnter Offenheit dem Römer, »sie sei aufs Johannisbrot gekommen. Sie hat wohl recht. Diese Mara, Tochter des Lakisch, hat nicht viel Ursache, den Segensspruch zu sprechen, wenn sie jetzt ihr neues, viereckiges Kleid bekommt.« Vespasian ärgerte sich. »Sentimental, mein Jüdlein? Ihr fangt an, mir Ärgernis zu geben. Ihr habt euch zu wichtig. Wenn man ein kleines Mädchen ins Bett will, verlangt ihr Vorbereitungen wie für einen Feldzug. Ich sag dir was, mein Prophet. Bring du ihr ein wenig Latein bei. Sprich mit ihr morgen vormittag. Aber schmeck mir nicht vor, daß dein Prophetentum keinen Schaden leidet.«

Am andern Tag wurde Mara zu Josef gebracht. Sie trug das landesübliche viereckige Kleid aus *einem* Stück, dunkelbraun, rotgestreift. Der Marschall hatte guten Instinkt gehabt. Die Reinheit ihres eirunden Gesichts, die niedrige, schimmernde Stirn, die langen Augen, der üppig vorspringende Mund wurden durch die schlichte Tracht viel augenscheinlicher als durch die aufgeputzte Nacktheit.

Josef befragte sie behutsam. Ihr Vater, ihre ganze Familie war umgekommen. Es war, glaubte das Mädchen Mara, weil er sein Leben in Sünden verbracht hatte, und auch an ihr, glaubte sie, würden seine Sünden gestraft. Lakisch Ben Simon war als Diener am Theater von Cäsarea angestellt gewesen. Er hatte, bevor er den Posten annahm, mehrere Priester und Doktoren befragt, man hatte ihm, zögernd freilich, erlaubt, auf diese Art sein Brot zu verdienen. Aber andere hatten gegen ihn um seiner Tätigkeit willen fromm geeifert. Mara glaubte diesen Frommen, sie hatte die Reden der Makkabi-Leute gehört, das Tagewerk ihres Vaters war Sünde gewesen, sie war verworfen. Nun hat sie nackt gestanden vor den Unbeschnittenen, die Römer hatten sich an ihrer Nacktheit ergötzt. Warum hat sie Jahve nicht vorher sterben lassen? Still klagte sie mit ihrer dunkeln Stimme, demütig kamen die Worte aus ihrem üppigen Mund, jung, süß und reif saß sie vor Josef. Ihr Weinberg blüht, dachte er. Er spürte plötzlich ein großes Verlangen, die Knie wurden ihm schwach, es war wie damals, als er in der Höhle von Jotapat lag. Er sah das Mädchen an, sie wandte ihre langen, dringlichen Augen nicht ab von seinem Blick, ihr Mund öffnete sich halb, ihr guter, frischer Atem kam herüber zu ihm, er begehrte sie sehr. Sie fuhr fort: »Was soll ich tun, mein Doktor und Herr? Es ist ein großer Trost, eine große Gnade, daß Gott mich Ihre Stimme hören läßt.« Und sie lächelte.

Dies Lächeln machte, daß in Josef eine wilde, grenzenlose Wut gegen den Römer aufstieg. Er riß an seinen Fesseln, fügte sich, riß, fügte sich. Er mußte selber mithelfen, diese da dem gefräßigen Römer hinzuwerfen, dem Tier.

Mara erhob sich plötzlich. Immer lächelnd, leichtfüßig, in den geflochtenen, parfümierten Sandalen, ging sie auf und ab. »Am Sabbat habe ich immer parfümierte Sandalen getragen. Es ist ein Verdienst und wird einem von Gott angerechnet, wenn man sich am Sabbat gut anzieht. War es richtig, daß ich von dem Römer parfümierte Sandalen verlangte?« Josef sagte: »Hör zu, Mara, Tochter des Lakisch, Jungfrau, mein Mädchen«, und vorsichtig suchte er ihr zu erklären, daß sie beide, er und sie, zum gleichen Zweck von Gott zu diesem Römer geschickt seien. Er sprach mit ihr von dem Mädchen

Esther, das Gott zu dem König Ahasver gesandt habe, um ihr Volk zu retten, und von dem Mädchen Irene vor dem König Ptolemäus. »Es ist deine Aufgabe, Mara, daß du dem Römer gefällst.« Aber Mara fürchtete sich. Der Unbeschnittene, der Frevler, der im Tale Hinom gerichtet werden wird, der alte Mann, ihr ekelte, ihr grauste. Josef, Wut im Herzen gegen sich und gegen den andern, sprach ihr zu mit behutsamen, zärtlichen Worten, bereitete dies Gericht für den Römer.

Vespasian, am andern Morgen, schilderte derb und offen, wie es mit Mara gewesen war. Ein wenig Angst und Scham waren ihm ganz recht; aber diese da hatte am ganzen Leib gezittert, geradezu ohnmächtig war sie gewesen, hinterher war sie eine lange Zeit starr und steif gelegen. Er sei ein alter Herr, leicht rheumatisch, sie sei für ihn zu anstrengend. »Sie scheint«, meinte er, »randvoll von abergläubischen Vorstellungen: wenn ich sie anrühre, fressen sie die Dämonen oder dergleichen. Du mußt das ja besser wissen, mein Jüdlein. Hör einmal, mach du sie mir zahm. Willst du? Übrigens, was heißt auf aramäisch: sei zärtlich, mein Mädchen, sei nicht dumm, meine Taube, oder so was?«

Mara, als Josef sie wiedersah, war in Wahrheit starr und zugesperrt. Die Worte kamen mechanisch aus ihrem Mund, sie war wie eine geschminkte Tote. Als Josef sich ihr nähern wollte, wich sie zurück und schrie gleich einer Aussätzigen hilflos und entsetzt: »Unrein! Unrein!«

Bevor der Sommer auf seiner Höhe war, kamen große Nachrichten aus Rom. Der Aufstand im Westen war geglückt, der Senat hatte den Kaiser abgesetzt, Nero, der fünfte Augustus, hatte sich selber getötet, nicht unwürdig, seiner Umgebung ein großes Schauspiel bietend. Herren der Welt jetzt waren die Führer der Armeen. Vespasian lächelte. Er war ein unpathetischer Mann, aber er reckte sich höher. Es war gut, daß er seiner innern Stimme gefolgt war und den Feldzug nicht so rasch beendet hatte. Er hatte drei starke Legionen jetzt, mit denen des Mucian sieben. Er packte Cänis an den Schultern, er sagte: »Nero ist tot. Mein Jude ist kein Dummkopf, Cänis.« Sie

schauten sich an, ihre schweren Leiber schaukelten hin und her, leise, gleichmäßig, beide lächelten.

Josef, als er die Nachricht vom Tode des Kaisers Nero hörte, stand ganz langsam auf. Er war ein noch junger Mann, einunddreißig Jahre war er alt, und er hatte mehr Auf und Ab erlebt als gemeinhin ein Mensch mit einunddreißig Jahren. Jetzt stand er, atmete, griff sich nach der Brust, den Mund leicht offen. Er hatte vertraut darauf, daß Jahve in ihm sei, er hatte ein sehr hohes Spiel gespielt, er hatte es nicht verloren. Mühsam mit der gefesselten Hand setzte er den Priesterhut auf, sprach den Segensspruch: »Gelobt seist du, Jahve, unser Gott, der du uns hast erleben und erreichen und erlangen lassen diesen Tag.« Dann, langsam, schwer, hob er den rechten Fuß, dann den linken, er tanzte, so wie die großen Herren dem Volke vortanzten im Tempel beim Feste des Wasserschöpfens. Er stampfte auf, die Kette klirrte, er sprang, hüpfte, stampfte, versuchte in die Hände zu klatschen, sich auf die Hüfte zu schlagen. Das Mädchen Mara kam in sein Zelt, sie stand ungeheuer verblüfft, erschreckt. Er hörte nicht auf, er tanzte weiter, er raste, er schrie: »Lache mich aus, Mara, Tochter des Lakisch. Lache, wie die Feindin den Tänzer David verlachte. Hab keine Angst. Es ist nicht Satan, der Erztänzer, es ist König David, der tanzt, vor der Bundeslade.« So also feierte der Doktor und Herr Josef Ben Matthias, Priester der Ersten Reihe, daß Gott seine Prophezeiung nicht hatte zuschanden werden lassen.

Am Abend sagte Vespasian zu Josef: »Sie können die Kette jetzt ablegen, Doktor Josef.« Josef erwiderte: »Wenn Sie erlauben, Konsul Vespasian, werde ich die Kette weiter tragen. Ich will sie tragen, bis der Kaiser Vespasian sie mir zerhaut.« Vespasian grinste. »Sie sind ein kühner Mann, mein Jude«, sagte er. Josef, wie er nach Hause ging, pfiff lautlos vor sich hin, zwischen Lippen und Zähnen. Das tat er sehr selten, nur wenn ihm besonders wohl zumute war. Es war aber das Couplet des Leibeigenen Isidor, das er pfiff: »Wer ist der Herr hier? Wer zahlt die Butter?«

Kuriere jagten von Antiochia nach Cäsarea, von Cäsarea nach Antiochia. Eilbotschaften kamen von Italien, aus Ägypten.

Senat und Garde hatten den sehr alten General Galba zum Kaiser ausgerufen, einen gichtbrüchigen, mürrischen, launischen Herrn. Der wird nicht lange Kaiser bleiben. Wer der neue Kaiser sein wird, bestimmen die Armeen, die Rheinarmee, die Donauarmee, die Ostarmee. Der Generalgouverneur Ägyptens, Tiber Alexander, schlug eine engere Verbindung vor zwischen sich und den beiden Herren Asiens. Selbst der säuerliche Bruder Vespasians, der Polizeipräsident Sabin, kam in Bewegung, meldete sich, machte dunkle Angebote.

Es gab viel zu tun, und Vespasian hatte keine Zeit, für das Mädchen Mara aramäische Studien zu treiben. Donner und Jupiter! Die Nutte soll endlich lernen, auf lateinisch zärtlich zu sein. Aber Mara lernte es nicht. Vielmehr konnte man sie gerade noch verhindern, sich mit einem Haarpfeil zu erstechen.

Soviel Unverständnis verdroß den Feldherrn. Er fühlte sich dem jüdischen Gott auf eine dunkle Art verpflichtet, er wollte nicht, daß das Mädchen ihn und den Gott auseinanderbringe. Dem Josef traute er nicht in dieser Angelegenheit; so versuchte er durch einen andern Mittler aus ihr herauszulocken, was eigentlich sie so im Herzen kümmere. Er war überrascht, als er es erfuhr. Dieses Stückchen Nichts war voll von dem gleichen naiven Hochmut wie sein Jude. Vespasian schmunzelte breit, ein bißchen boshaft. Er wußte, wie er sich, dem Mädchen und Josef helfen wird.

»Ihr Juden«, erklärte er Josef noch am gleichen Tag in Gegenwart der Dame Cänis, »seid wirklich randvoll von frechem, barbarischem Aberglauben. Stellen Sie sich vor, Doktor Josef, diese kleine Mara ist fest überzeugt, sie sei unrein, weil ich sie ins Bett genommen habe. Verstehen Sie das?« – »Ja«, sagte Josef. »Da sind Sie schlauer als ich«, meinte Vespasian. »Gibt es ein Mittel, sie wieder rein zu machen?« – »Nein«, gab Josef Bescheid. Vespasian trank von dem guten Weine von Eschkol; dann erklärte er behaglich: »Aber sie weiß ein Mittel. Wenn ein Jude sie heiratet, dann, versichert sie, werde sie wieder rein.« – »Das ist kindisches Geschwätz«, erklärte Josef. »Das ist kein schlechterer Aberglaube als der erste«, meinte konziliant Vespasian. »Sie werden schwerlich«, sagte

Josef, »einen Juden finden, der sie heiratet. Das Gesetz verbietet es.« – »Ich werde einen finden«, erwiderte gemütlich Vespasian. Josef schaute fragend auf. »Dich, Jüdlein«, schmunzelte der Römer.

Josef erblaßte. Vespasian wies ihn behaglich zurecht: »Sie sind unmanierlich, mein Prophet. Wenigstens ›Danke schön!‹ könnten Sie sagen.« – »Ich bin Priester der Ersten Reihe«, sagte Josef, seine Stimme klang heiser, merkwürdig ausgelöscht. »Verdammt heikel sind diese Juden«, sagte Vespasian zu Cänis. »Was unsereiner angerührt hat, schmeckt ihnen nicht mehr. Dabei haben Kaiser Nero und ich selber abgelegte Frauen geheiratet. Was, Cänis, alter Hafen?« – »Ich stamme ab von den Hasmonäern«, sagte sehr leise Josef, »mein Geschlecht geht auf König David zurück. Wenn ich diese Frau heirate, dann verliere ich meine Priesterrechte für immer, und die Kinder aus solcher Vereinigung sind illegitim, rechtlos. Ich bin Priester der Ersten Reihe«, wiederholte er leise, beharrlich. »Du bist ein Haufen Dreck«, sagte schlicht und abschließend Vespasian. »Wenn du ein Kind kriegst, will ich es in zehn Jahren sehen. Dann wollen wir untersuchen, ob es dein Sohn ist oder meiner.« – »Werden Sie sie heiraten?« erkundigte sich interessiert die Dame Cänis. Josef schwieg. »Ja oder nein?« fragte, unvermittelt heftig, Vespasian. »Ich sage weder ja noch nein«, erwiderte Josef. »Gott, der bestimmt hat, daß der Feldherr Kaiser sein soll, hat dem Feldherrn diesen Wunsch eingegeben. Ich neige mich vor Gott.« Und er neigte sich tief.

Josef schlief schlecht in den folgenden Nächten; seine Kette scheuerte ihn. So hoch ihn das Eintreffen seiner Prophezeiung erhoben hatte, so tief stürzte ihn der freche Spaß des Römers. Er erinnerte sich der Lehren des Essäers Banus in der Wüste. Fleischliche Begier vertrieb den Geist Gottes; es war ihm selbstverständlich gewesen, daß er sich der Weiber enthalten müsse, solange seine Prophezeiung nicht erfüllt war. Das Mädchen Mara war seinem Herzen und seiner Haut wohlgefällig, das mußte er jetzt bezahlen. Wenn er dieses Mädchen heiratete, das durch Kriegsgefangenschaft und die Buhlerei mit dem Römer zur Hure geworden war, dann war er verworfen vor Gott und hatte die Strafe der öffentlichen

Geißelung verwirkt. Er kannte genau die Bestimmungen; hier gab es keine Ausnahme, kein Ausbiegen und kein Deuteln. »Die Weinrebe soll sich nicht um den Dornstrauch ranken«, das war die Grundstelle. Und zu dem Satze »Verflucht, der bei einem Tiere schläft« sagt der authentische Kommentar der Doktoren, daß der Priester, der sich mit einer Hure mischt, nicht besser sei als der, der mit einem Tiere schläft.

Allein Josef schluckte das ganze Gift hinunter. Hohes Spiel erfordert hohen Einsatz. Er ist mit diesem Römer verknüpft, er wird die Schande auf sich nehmen.

Vespasian wandte Zeit und Intensität daran, den Spaß ganz auszukosten. Er ließ sich genau über das umständliche, verzwickte jüdische Eherecht unterrichten, auch über das Zeremoniell bei Verlobung und Hochzeit, das in Galiläa anders war als in Judäa. Er sah darauf, daß alles streng nach dem Ritus vor sich ging.

Der Ritus verlangte, daß an Stelle des toten Vaters der Vormund über den Kaufpreis der Braut mit dem Bräutigam verhandelte. Vespasian erklärte sich zum Vormund. Es war Usus, daß der Bräutigam zweihundert Zuz zahlte, wenn die Braut Jungfrau, hundert Zuz, wenn sie Witwe war. Vespasian ließ für Mara, Tochter des Lakisch, hundertfünfzig Zuz als Kaufpreis in das Dokument setzen und bestand darauf, daß Josef ihm persönlich eine Schuldverschreibung über diesen Betrag ausstellte. Er berief Doktoren und Studenten der Schulen von Tiberias, Magdala, Sepphoris und sonstige Notabeln des besetzten Gebiets als Zeugen der Hochzeit. Viele weigerten sich, bei dem Greuel mitzuwirken. Der Feldherr legte ihnen Strafen, ihren Gemeinden Kontributionen auf.

Die ganze Bevölkerung wurde durch Herolde zur Teilnahme an dem Fest aufgefordert. Für den Hochzeitszug mußte der kostbarste Brautstuhl von Tiberias herbeigeschafft werden, wie das bei der Vermählung großer Herren der Brauch war. An Stelle des Vaters sagte, als Mara auf dem myrtenbekränzten Brautstuhl sein Haus verließ, Vespasian: »Gebe Gott, daß du hierher nicht zurückkommst.« Dann wurde sie durch die Stadt geführt, die vornehmsten Juden Galiläas, auch sie mit Myrten geschmückt, trugen den Brautstuhl. Mädchen mit Fak-

keln gingen voran, dazu Studenten, die Alabasterkrüge mit Wohlgerüchen schwenkten. Wein und Öl wurde auf den Weg ausgeschüttet, Nüsse, geröstete Ähren ausgeworfen. Gesang war ringsum: »Der Schminke, der Salbe, des Heilkrauts bedarfst du nicht, du liebliche Gazelle.« Tanz war auf allen Straßen; die sechzigjährige Matrone mußte zur Sackpfeife springen genau wie das sechsjährige Mädchen, und selbst die alten Doktoren mußten tanzen, Myrtenzweige in den Händen, denn Vespasian wünschte sein Brautpaar nach altem Herkommen geehrt.

So wurde Josef durch die Stadt Cäsarea geführt, einen langen Weg, nicht weniger qualvoll als der durch das römische Lager, als er das erstemal zu Vespasian gebracht wurde. Dann endlich stand er mit Mara im Brautzelt, in der Chuppa. Das Brautzelt war aus weißem, golddurchwirktem Linnen, von der Decke hingen Weintrauben, Feigen und Oliven. Vespasian und eine Reihe seiner Offiziere sowie die jüdischen Notabeln Galiläas waren Zeugen, wie Josef das Mädchen Mara heiratete. Sie hörten es, wie er deutlich und verbissen die Formel sprach, die verbrecherisch war in seinem Munde: »Hiermit erkläre ich, du bist mir angetraut nach dem Gesetz Mosis und Israels.« Der Boden stürzte nicht ein, als der Priester diese ihm verbotenen Worte sprach. Die Früchte schaukelten leicht von der Decke des Brautzelts. Ringsum sangen sie: »Meine Schwester, liebe Braut, du bist ein verschlossener Garten, eine verschlossene Quelle, ein versiegelter Brunnen.« Das Mädchen Mara aber, schamlos und lieblich, hing ihre langen, dringlichen Augen an das blasse Gesicht Josefs und gab den Vers zurück: »Mein Freund komme in seinen Garten und esse von seinen guten Früchten.« Vespasian ließ sich alles übersetzen, schmunzelte vergnügt. »Eines möchte ich mir ausgebeten haben, mein Lieber«, sagte er zu Josef, »daß du dich nicht zu rasch wieder aus dem Garten verdrückst.«

Die Prinzessin Berenike, Tochter des ersten, Schwester des zweiten Königs Agrippa, tauchte auf aus ihren Meditationen in der Wüste, kehrte zurück nach Judäa. Leidenschaftlich jedem Gefühl hingegeben, hatte sie, als die Römer die Städte Galiläas

verheerten, körperlich mitgelitten, war in die südliche Wüste geflohen. Sie fieberte, wies angeekelt Speise und Trank zurück, kasteite sich, ließ ihr Haar verfilzen, ihren Körper von einem härenen Gewand zerkratzen, gab ihn der Mittagshitze und dem nächtlichen Frost preis. So lebte sie Wochen, Monate, allein, in heilloser Zerknirschung, niemand sah sie als die Einsiedler, die essäischen Brüder und Schwestern.

Allein als das Gerücht von den wüsten Dingen, die in Rom geschahen, vom Tode Neros und den Wirren unter Galba auf unerklärliche Weise auch in die Wüste drang, warf sich die Prinzessin mit der gleichen Leidenschaft, mit der sie sich in das grundlose Meer der Buße gestürzt hatte, in die Politik. Von jeher schon schlugen ihre Neigungen jäh um; bald versank sie in den heiligen Schriften, gebieterisch und wild Gott suchend, bald richtete sie die ganze Kraft ihres kühnen und wendigen Geistes auf die Wirrungen im Regiment des Reichs und der Provinzen.

Schon auf der Reise begann sie zu arbeiten, zettelte, sandte und empfing unzählige Briefe, Depeschen. Lange bevor sie Judäa wieder erreichte, war sie sich klar über die Fäden, die vom Osten zum Westen liefen, über die Verteilung der Macht im Reich, hatte Pläne entworfen, Stellung genommen. Viele Faktoren waren gegeneinander abzuwägen: die Rheinarmee, die Donauarmee, das Heer im Osten; der Senat, die reichen Herren in Rom und in den Provinzen; Wesensart und Macht der Gouverneure von England, Gallien, Spanien, Afrika, der leitenden Beamten in Griechenland, am Schwarzen Meer; die geizige, mürrische, uralte Person des Kaisers; die zahlreichen stillen und auch lauten Kandidaten für die Nachfolge. Je mehr Verwirrung in der Welt, um so besser. Schon haben diese Wirren bewirkt, daß Jerusalem und der Tempel heil und unversehrt dastehen. Vielleicht glückt es, den Schwerpunkt des Weltregiments wieder nach dem Osten zu rücken, so daß die Welt nicht von Rom, sondern von Jerusalem aus geordnet wird.

Die Prinzessin wägt ab, zählt, sucht den Punkt, wo sie eingreifen kann. Im Osten, in ihrem Osten, haben drei Männer die Macht: der Herr von Ägypten, Tiberius Alexander; der Herr von Syrien, Mucian; der Feldmarschall von Judäa, Vespa-

sian. Jetzt also ist sie nach seinem Hauptquartier gekommen, um sich diesen Feldmarschall einmal anzuschauen. Sie ist voll von Vorurteil gegen ihn. Man nennt ihn den Spediteur, den Pferdeäpfelmann, er soll hinterhältig sein, ein verschlagener Bauer, grob und plump, ihr Land Judäa jedenfalls hat er roh und blutig angepackt. Sie verzieht angewidert die langen, starken Lippen, wenn sie an ihn denkt. Man muß leider oft an ihn denken, er ist sehr in Sicht gekommen, er hat Glück. Der ganze Osten ist voll von Geraun über göttliche Vorzeichen und Prophezeiungen, die auf ihn weisen.

Vespasian zögert unhöflich lange, ehe er der Prinzessin seine Aufwartung macht. Auch er kommt voll von Vorurteilen. Er hat von der preziösen Dame gehört, von ihren modischen Launen, ihren überhitzten Liebschaften, den keineswegs geschwisterlichen Beziehungen zu ihrem Bruder. Das snobistische, verschnörkelte Gehabe dieser östlichen Dame ist ihm zuwider. Aber es wäre Unsinn, sie sich ohne Not zur Feindin zu machen. Sie hat zahlreiche Beziehungen zu Rom, sie gilt als sehr schön, sie ist ungeheuer reich. Selbst ihre wilde Bauwut, sie und ihr Bruder haben den ganzen Osten mit Palästen übersät, hat ihren Reichtum nicht merklich angeknabbert.

Berenike hat sich zu seinem Empfang ernsthaft und zeremoniös angezogen. Ihr großer, edler Kopf, verbrannt noch von der Sonne, kommt königlich aus dem vielfaltigen Gewand, das kurze, widerspenstige Haar ist ohne Schmuck, brokatne Ärmel fallen über die schönen, langen, noch von der Wüste zerschrundeten Hände. Schon nach wenigen einleitenden Worten steuert sie auf ihr Ziel los: »Ich danke Ihnen, Konsul Vespasian, daß Sie die Stadt Jerusalem so lange verschont haben.« Ihre Stimme ist tief, voll, dunkel, aber immer ist ein kleines, nervöses Zittern darin, auch klingt sie ein wenig gebrochen, belegt von einer leisen, erregenden Heiserkeit. Kühl, aus seinen harten, hellen Augen schaut Vespasian die Frau auf und ab, dann sagt er, schnaufend, reserviert: »Ich habe offen gestanden nicht Ihr Jerusalem, ich habe meine Soldaten geschont. Wenn Ihre Landsleute so weitermachen, dann, hoffe ich, werde ich die Stadt ohne große Opfer nehmen können.« Berenike erwidert höflich: »Bitte, sprechen Sie weiter, Konsul Vespasian. Ihr

sabinischer Dialekt ist angenehm zu hören.« Sie selber spricht ein leichtes, völlig akzentfreies Latein. »Ja«, sagt Vespasian gemütlich, »ich bin ein alter Bauer. Das hat seine Vorteile, aber auch seine Nachteile. Für Sie, meine ich.«

Die Prinzessin Berenike erhob sich; leise federnd, mit ihrem berühmten Schritt, ging sie ganz nahe an den Feldmarschall heran: »Warum sind Sie eigentlich so kratzbürstig? Wahrscheinlich hat man Ihnen tolle Dinge über mich erzählt. Sie sollten sie nicht glauben. Ich bin eine Jüdin, eine Enkelin des Herodes und der Hasmonäer. Das ist eine etwas schwierige Situation, während Ihre Legionen im Lande stehen.« – »Ich kann es begreifen, Prinzessin Berenike«, erwiderte Vespasian, »daß Sie sich in allerlei reizvolle Verwicklungen hineinträumen, solange ein sehr alter Kaiser in Rom ist, der keinen Nachfolger designiert hat. Ich würde es bedauern, wenn ich genötigt sein sollte, Sie als Feindin zu betrachten.« – »Mein Bruder Agrippa ist in Rom, um Kaiser Galba zu huldigen.« – »Mein Sohn Titus ist zum gleichen Zweck nach Rom gefahren.« – »Ich weiß es«, sagte gelassen Berenike. »Ihr Sohn huldigt dem Kaiser Galba, trotzdem Sie aus aufgefangenen Briefen zuverlässig erfahren haben, daß dieser Kaiser Sie durch gedungene Leute erledigen lassen wollte.« – »Wenn ein sehr alter Herr«, erwiderte noch gelassener Vespasian, »auf einem sehr wackeligen Thron sitzt, dann schlägt er ein wenig um sich, um das Gleichgewicht zu halten. Das ist natürlich. Wenn wir beide einmal so alt sind, werden wir es vermutlich genauso machen. Wohinaus wollen Sie eigentlich, Prinzessin Berenike?« – »Wohinaus wollen Sie, Konsul Vespasian?« – »Ihr Leute aus dem Osten wollt immer erst den Preis des andern herauslocken.« Das belebte, veränderliche Gesicht der Prinzessin strahlte plötzlich in einer großen, kühnen Zuversicht. »Ich will«, sagte sie mit ihrer tiefen, erregenden Stimme, »daß dieser uralte, heilige Osten seinen gemessenen Anteil nimmt an der Herrschaft der Welt.« – »Das ist etwas zu allgemein ausgedrückt für meinen sabinischen Bauernschädel. Aber ich fürchte, wir wollen jeder so ziemlich das Gegenteil. Ich will nämlich, daß die großzügige Schlamperei aufhört, die vom Osten her in das Reich eingedrungen ist. Ich sehe, daß die

Orientpläne des Kaisers Nero und seine östlich betonte Sinnesart dem Reich mehrere Milliarden Schulden gebracht hat. Damit finde ich die uralte Heiligkeit etwas überbezahlt.« – »Wenn der Kaiser Galba stirbt«, fragte Berenike geradezu, »wird dann die Ostarmee nicht versuchen, auf die Ernennung des neuen Kaisers einzuwirken?« – »Ich bin für Gesetz und Recht«, erklärte Vespasian. »Das sind wir alle«, erwiderte Berenike, »aber die Meinungen, was Gesetz und Recht ist, gehen manchmal auseinander.« – »Ich wäre Ihnen wirklich dankbar, meine Dame, wenn Sie mir klar sagten, was Sie eigentlich wollen.«

Berenike sammelte sich; ihr Gesicht wurde ganz still. Mit einer leisen, wilden Innigkeit sagte sie: »Ich will, daß der Tempel Jahves nicht zerstört wird.«

Vespasian war hierhergesandt mit dem Mandat, Judäa mit allen Mitteln, die ihm recht dünkten, zu zähmen. Einen kleinen Augenblick hatte er Lust zu erwidern: Die Erhaltung der Weltherrschaft erlaubt leider nicht immer architektonische Rücksichten. Aber er sah ihr regloses, innig gespanntes Gesicht, und er knarrte nur ablehnend: »Wir sind keine Barbaren.«

Sie erwiderte nichts. Langsam, voll traurigem Zweifel, tauchte sie ihre langen, erfüllten Augen in die seinen, und es wurde ihm unbehaglich. War es nicht vollkommen gleichgültig, ob diese Jüdin ihn für einen Barbaren hielt? Es war ihm merkwürdigerweise nicht gleichgültig. Er spürte vor ihr jene kleine Benommenheit wie manchmal in Gegenwart seines Juden Josef. Er suchte darüber wegzukommen: »Sie sollten mich nicht bei meinem Ehrgeiz packen wollen. Dazu bin ich nicht mehr jung genug.«

Berenike fand, daß der Spediteur ein harter, schwieriger Bursche war, verflucht hinterhältig bei aller Offenheit. Sie lenkte ab. »Zeigen Sie mir ein Bild Ihres Sohnes Titus«, bat sie. Er schickte einen Läufer, um das Bild holen zu lassen. Sie betrachtete es interessiert und sagte vieles, was dem Herzen des Vaters wohltun sollte. Aber Vespasian war alt und menschenkennerisch und sah gut, daß ihr das Bild durchaus nicht gefiel. Man trennte sich freundlich, und der Römer und die

Jüdin wußten, daß sie einander unausstehlich waren.
Berenike, als Josef Ben Matthias sie auf ihren Wunsch aufsuchte, streckte abwehrend die Hand aus, rief: »Kommen Sie nicht näher. Bleiben Sie stehen. Es sollen sieben Schritte sein zwischen Ihnen und mir.« Josef erblaßte, weil sie sich entfernt von ihm hielt wie von einem Aussätzigen.

Berenike begann: »Ich habe Ihr Buch gelesen, zweimal.« Josef erwiderte: »Wer schriebe nicht gern und begeistert, wenn er von Vorfahren zu berichten hat wie den unsern?« Berenike strich heftig das kurze, widerspenstige Haar zurück. Es war richtig, der Mann war mit ihr verwandt. »Ich bedaure es, mein Vetter Josef«, sagte sie, »daß wir mit Ihnen verwandt sind.« Sie sprach sehr ruhig, nur ganz leise lag die vibrierende Heiserkeit über ihrer Stimme. »Ich verstehe nicht, daß Sie am Leben bleiben konnten, als Jotapat fiel. Seither gibt es in Judäa niemanden, den es nicht anekelte, wenn er den Namen Josef Ben Matthias hört.« Josef dachte daran, wie Justus von Tiberias erklärt hatte: »Ihr Doktor Josef ist ein Lump.« Aber Frauenrede erbitterte ihn nicht. »Es wird sicher sehr viel Schlechtes über mich erzählt«, sagte er, »aber ich glaube nicht, daß jemand Ihnen erzählt hat, ich sei feig. Bedenken Sie, bitte, daß es manchmal nicht sehr schwer ist, zu sterben. Sterben war leicht und eine große Verlockung. Es gehörte Entschluß dazu, zu leben. Es gehörte Tapferkeit dazu. Ich bin am Leben geblieben, weil ich wußte, ich bin ein Instrument Jahves.« Berenikes lange Lippen krümmten sich, ihr ganzes Gesicht war Spott und Verachtung. »Es geht ein Gerücht durch den Osten«, sagte sie, »ein jüdischer Prophet habe verkündet, der Römer sei der Messias. Sind Sie dieser Prophet?« – »Ich weiß«, sagte Josef still, »daß Vespasian der Mann ist, von dem die Schrift redet.«

Berenike beugte sich vor über die Sieben-Schritt-Grenze, die sie sich gesteckt hatte. Es war der ganze Raum des Zimmers zwischen ihnen, auch das Kohlenbecken, denn es war ein kalter Wintertag. Sie betrachtete den Mann; er trug noch immer seine Kette, aber er sah gepflegt aus. »Ich muß ihn mir genau anschauen, diesen Propheten«, höhnte sie, »der willig das Ausgespiene des Römers hinunterschlang, als der es ihn hieß. Mir wurde übel vor Verachtung, als ich hörte, wie die

Doktoren von Sepphoris Ihrer ›Hochzeit‹ zuschauen mußten.« – »Ja«, sagte still Josef, »ich habe auch dieses geschluckt.«

Er sah mit einemmal klein und gedrückt aus. Mehr als daß er das Mädchen geehelicht hatte, drückte und erniedrigte ihn ein anderes. Damals unterm Brautzelt hatte er gelobt, er werde Mara nicht anrühren. Allein dann war Mara zu ihm gekommen, sie war auf dem Bett gehockt, jung, glatthäutig, heiß, voll Erwartung. Er hatte sie genommen, hatte sie nehmen müssen, wie er damals hatte trinken müssen, als er aus der Höhle kam. Das Mädchen Mara war um ihn seither. Ihre großen Augen hingen mit der gleichen Inbrunst an ihm, wenn er sie nahm und wenn er sie hernach wild und voll Verachtung wegschickte. Berenike hatte mehr als recht. Er hatte den Wegwurf des Römers nicht nur hinuntergeschlungen, er fand Geschmack daran.

Josef atmete auf, da Berenike nicht auf dem Thema beharrte. Sie sprach von Politik, sie eiferte gegen den Marschall: »Ich will nicht, daß dieser Bauer sich in die Mitte der Welt setzt. Ich will es nicht.« Ihre dunkle Stimme war heiß von Leidenschaft. Josef stand still, beherrscht. Aber er war voll von Ironie über ihre Ohnmacht. Sie sah es gut. »Gehen Sie hin, mein Vetter Josef«, höhnte sie, »sagen Sie es ihm. Verraten Sie mich ihm. Vielleicht bekommen Sie eine noch reichere Belohnung als die Leibeigene Mara.«

Sie standen, getrennt durch den Raum, die beiden jüdischen Menschen, jung beide, schön beide, getrieben beide von dem heißen Willen nach ihren Zielen. Aug in Aug standen sie, voll Hohn einer gegen den andern, und doch im Innersten verwandt. »Wenn ich es dem Feldherrn sagte«, spottete Josef zurück, »daß Sie sein Gegner sind, Kusine Berenike, er würde lachen.« – »Also machen Sie ihn lachen, Ihren römischen Herrn«, sagte Berenike. »Wahrscheinlich hält er Sie zu diesem Zweck. Ich, mein Vetter Josef, werde mir die Hände gut waschen und ein langes Bad nehmen, nun ich mit Ihnen zusammen war.«

Josef, auf dem Rückweg, lächelte. Er ließ sich von einer Frau wie Berenike lieber beschimpfen als gleichgültig anschauen.

Im Hauptquartier des Vespasian in Cäsarea erschien, von den römischen Behörden mit Ehrfurcht empfangen, ein uralter jüdischer Herr, sehr klein, sehr angesehen, Jochanan Ben Sakkai, Rektor der Tempeluniversität, Oberrichter von Judäa, Großdoktor von Jerusalem. Mit seiner welken Stimme, im Kreis der Juden von Cäsarea, berichtete er von den Greueln, die die jüdische Hauptstadt erfüllten. Wie die leitenden Männer der Gemäßigten fast allesamt niedergemetzelt worden seien, der Erzpriester Anan, die meisten Aristokraten, auch viele von den »Wahrhaft Schriftgläubigen«; wie jetzt die Makkabi-Leute mit Brand und Schwert gegeneinander wüteten. Selbst in den Vorhallen des Tempels hatten sie Geschütz aufgefahren, und Leute, die ihr Opfer zum Altar bringen wollten, waren von ihren Geschossen getroffen worden. Manchmal, auf altmodische Art, bekräftigte der Alte: »Meine Augen haben es gesehen.« Auch er hatte sich nur mit Gefahr aus Jerusalem wegstehlen können. Er hatte aussprengen lassen, er sei tot, seine Schüler hatten ihn in einem Sarg zur Bestattung aus den Mauern Jerusalems herausgetragen.

Er ersuchte den Marschall um eine Unterredung, und Vespasian bat ihn sogleich zu sich. Uralt, vergilbt, stand der jüdische Großdoktor vor dem Römer; die blauen Augen stachen auffallend frisch aus dem zerknitterten, von einem kleinen, entfärbten Bart umrahmten Gesicht. Er sagte: »Ich bin gekommen, Konsul Vespasian, um mit Ihnen über Frieden und Unterwerfung zu reden. Es steht keine Macht hinter mir. Die Macht in Jerusalem haben die ›Rächer Israels‹; allein das Gesetz ist nicht tot, und ich bringe mit das Siegel des Oberrichters. Das ist nicht viel. Aber niemand weiß besser als Rom, daß ein großes Reich auf die Dauer nur zusammengehalten werden kann durch Recht, Gesetz und Siegel, und darum ist es vielleicht auch nicht wenig.« Vespasian erwiderte: »Ich freue mich, mit dem Manne zu reden, der in Judäa den ehrwürdigsten Namen trägt. Aber ich bin lediglich gesandt, das Schwert zu führen. Über Frieden verhandeln kann nur der Kaiser in Rom und sein Senat.« Jochanan Ben Sakkai wiegte den alten, kleinen Kopf. Listig, leise, mit dem Singsang orientalischen Dozierens, führte er aus: »Es sind manche, die sich nennen Kaiser.

Aber es ist nur einer, mit dem ich austauschen möchte Siegel und Dokument. Ist der Libanon gefallen durch Galba? Nur der, durch den fällt der Libanon, ist der Mächtige, der Adir. Der Libanon ist nicht gefallen durch Galba.« Vespasian schaute den Alten mißtrauisch an. Fragte: »Haben Sie mit meinem Gefangenen Josef Ben Matthias gesprochen?« Jochanan Ben Sakkai verneinte, ein wenig erstaunt. Reumütig, täppisch, sagte Vespasian: »Verzeihen Sie, Sie haben wirklich nicht mit ihm gesprochen.«

Er setzte sich, machte sich klein, so daß er nicht auf den Alten hinabschauen mußte: »Bitte, teilen Sie mir mit, was Sie geben und was Sie nehmen wollen.« Jochanan streckte seine welken Hände hin, bot dar: »Ich gebe Ihnen Brief und Siegel, daß der Große Rat und die Doktoren von Jerusalem sich Senat und Volk von Rom unterwerfen. Ich bitte Sie dagegen um eines: lassen Sie mir eine kleine Stadt, daß ich eine Universität dort gründe, und geben Sie mir Lehrfreiheit.« – »Daß ihr mir von neuem die finstersten Rezepte gegen Rom zusammenbraut«, schmunzelte Vespasian. Jochanan Ben Sakkai machte sich noch kleiner und geringer: »Was wollen Sie? Ich werde pflanzen ein winziges Reis von dem mächtigen Baume Jerusalem. Geben Sie mir, sagen wir, das Städtchen Jabne. Jabne, es wird eine so kleine Universität sein.« Betulich redete er dem Römer zu, malte mit Gesten die Geringfügigkeit seiner Universität: ach, sie wird so klein sein, seine Universität Jabne, und er schloß und öffnete seine winzige Hand.

Vespasian erwiderte: »Schön, ich werde Ihren Vorschlag nach Rom übermitteln.« – »Übermitteln Sie nicht«, bat Jochanan. »Ich möchte nur mit Ihnen zu tun haben, Konsul Vespasian.« Hartnäckig wiederholte er: »Sie sind der Adir.«

Vespasian erhob sich; breit, bäurisch fest stand er vor dem sitzenden Großdoktor. »Offen gestanden«, sagte er, »ganz verstehe ich es nicht, was ihr gerade an mir für einen Narren gefressen habt. Sie sind ein alter, weiser und, wie es scheint, relativ ehrlicher Herr. Wollen Sie es mir nicht erklären? Ist es nicht schwer erträglich, wenn in dem Land, das euer Gott Jahve euch zugesagt hat, ausgerechnet ich der Adir sein soll? Ich höre, daß von allen Völkern ihr am heftigsten vor

der Berührung mit andern zurückscheut.« Jochanan hatte die Augen geschlossen. »Als die Engel Gottes«, dozierte er, »nach dem Untergang der Ägypter im Schilfmeer ein Jubellied anstimmen wollten, sprach Jahve: ›Meine Geschöpfe ertrinken, und ihr wollt ein Jubellied singen?‹« Der Marschall trat ganz nahe an den winzigen Gelehrten heran, rührte ihm leicht, vertraulich die Schulter, fragte listig: »Aber soviel stimmt doch: als richtige, vollwertige Menschen anerkennt ihr uns nicht?« Jochanan, immer die Augen geschlossen, erwiderte still, wie von weit her: »Wir opfern am Laubhüttenfest siebzig Stiere zur Sühnung der Nichtjuden vor Gott.«

Vespasian sagte ungewohnt höflich: »Wenn Sie nicht zu müde sind, mein Doktor und Herr Jochanan, dann bitte ich noch um eine Belehrung.« – »Ich antworte Ihnen gern, Konsul Vespasian«, sagte der Großdoktor.

Vespasian stützte die Hände auf den Tisch. Über den Tisch hinüber, gespannt, fragte er: »Hat ein Nichtjude eine unsterbliche Seele?« Jochanan erwiderte: »Es gibt sechshundertdreizehn Gebote, die zu halten wir Juden verpflichtet sind. Der Nichtjude ist nur auf sieben Gebote verpflichtet. Hält er sie, dann läßt sich auch in ihm der Heilige Geist nieder.« – »Welches sind diese sieben Gebote?« fragte der Römer. Jochanan zog die runzligen Brauen hoch, seine blauen Augen schauten hell und sehr jung in die grauen des Vespasian. »Es ist ein Ja und sechs Nein«, sagte er. »Er muß Gerechtigkeit üben, er darf Gott nicht leugnen, Götzen nicht dienen, darf nicht morden, nicht stehlen, nicht Unzucht treiben und nicht Tiere quälen.« Vespasian dachte ein wenig nach, dann sagte er bedauernd: »Da habe ich leider wenig Aussicht, daß sich in mir der Heilige Geist niederläßt.«

Der Großdoktor schmeichelte: »Finden Sie es sehr gefährlich für Rom, wenn wir in meiner kleinen Universität Jabne solche Dinge lehren?« Breit, ein wenig protzig, sagte Vespasian: »Gefährlich oder nicht, groß oder klein, welche Ursache überhaupt sollte ich haben, euch entgegenzukommen?« Der Alte machte ein pfiffiges Gesicht, hob die winzige Hand, führte sie einmal durch die Luft, legte dar, wieder im Singsang orientalischen Dozierens: »Solange Sie nicht der Adir sind, haben

Sie keinen Grund, Jerusalem zu erobern; denn Sie brauchen vielleicht Ihre Truppen, um der Adir zu werden. Sowie Sie aber ernannt sind, haben Sie vielleicht keine Zeit mehr, Jerusalem zu erobern. Vielleicht dann aber ist es für Sie von Interesse, wenn nicht das eroberte Jerusalem, so doch einen Rechtstitel mit nach Rom zu bringen. Vielleicht ist Ihnen dieser Rechtstitel die kleine Konzession wert, um die ich Sie bitte.«

Er schwieg, er schien erschöpft. Vespasian hatte seinen Darlegungen mit großer Aufmerksamkeit zugehört. »Wenn Ihre andern Herren so schlau wären wie Sie«, schloß er lächelnd die Unterhaltung, »dann wäre ich wahrscheinlich nie in die Lage gekommen, von Ihnen als der Adir bezeichnet zu werden.«

Es gab Sünden, für die der Großdoktor bei aller Milde Nachsicht nicht kannte, und dem Josef schlug das Herz, als er zu ihm entboten wurde. Aber Jochanan hielt nicht die sieben Schritte Abstand. Josef beugte sich herab, die Hand an der Stirn, und der Alte segnete seinen Lieblingsschüler.

Josef sagte: »Ich habe das Wort des Propheten zweideutig gebraucht, ich bin schuldig der schlechten Zunge. Daraus ist viel Unheil entstanden.« Der Alte sagte: »Jerusalem und der Tempel waren fallreif vor Ihrer Tat. Die Tore des Tempels springen auf, wenn einer nur hinbläst. Sie sind überheblich selbst in Ihrer Schuld. Ich will mit Ihnen reden, Doktor Josef, mein Schüler«, fuhr er fort. »In Jerusalem glaubt man, Sie hätten ein schaukelndes Herz, und man hat Sie in den Bann getan. Ich aber glaube an Sie und will zu Ihnen reden.« Diese Worte erquickten den Josef wie Tau das Feld in der rechten Jahreszeit, und er machte sein Herz weit auf.

»Das Reich ist verloren«, wiederholte Jochanan. »Aber es ist nicht das Reich, was uns zusammenhält. Reiche haben auch andere gegründet, sie sind zerfallen, es werden neue Reiche kommen, auch sie werden zerfallen. Das Reich ist nicht das Wichtigste.«

»Was ist das Wichtigste, mein Vater?«

»Nicht Volk und Staat schaffen die Gemeinschaft. Unserer Gemeinschaft Sinn ist nicht das Reich, unserer Gemeinschaft Sinn ist das Gesetz. Solange Lehre und Gesetz dauert, haben

wir Zusammenhalt, festeren als durch den Staat. Das Gesetz dauert, solange eine Stimme da ist, es zu verkünden. Solange die Stimme Jakobs ertönt, bleiben die Arme Esaus kraftlos.«

Josef fragte zaghaft: »Habe ich die Stimme, mein Vater?« – »Die andern glauben«, erwiderte Jochanan, »daß Sie Ihr Judentum eingebüßt haben, Josef Ben Matthias. Aber wenn auch das Salz im Wasser sich löst, es ist doch immer da, und wenn das Wasser verdunstet, bleibt das Salz zurück. »

Dieses Wort des Alten erhob den Josef und demütigte ihn, daß er eine lange Zeit nicht sprechen konnte. Dann, leise, schüchtern erinnerte er seinen Lehrer: »Wollen Sie mir sagen, was Ihre Pläne sind, mein Vater?«

»Ja«, erwiderte Jochanan, »jetzt will ich es dir sagen. Wir geben den Tempel preis. Wir wollen setzen an Stelle des sichtbaren Gotteshauses ein unsichtbares, wir wollen umgeben den wehenden Atem Gottes mit Mauern aus Worten an Stelle der Mauern aus Granit. Was ist der wehende Atem Gottes? Lehre und Gesetz. Man kann uns nicht auseinanderreißen, solange wir Zungen haben oder Papier für das Gesetz. Darum habe ich den Römer um die Stadt Jabne gebeten, daß ich dort eine Universität einrichten kann. Ich glaube, er wird sie mir geben.«

»Ihr Plan, mein Vater, braucht die Arbeit von vielen Geschlechtern.«

»Wir haben Zeit«, erwiderte der Alte.

»Aber werden uns die Römer nicht hindern?« fragte Josef.

»Gewiß wird man versuchen, uns zu hindern; die Macht hat immer Mißtrauen gegen den Geist. Aber der Geist ist elastisch. So dicht kann man nichts verschließen, daß er nicht doch durchdringen könnte. Sie zerschlagen uns Staat und Tempel: wir bauen an seine Stelle Lehre und Gesetz. Sie verbieten uns das Wort: wir verständigen uns durch Zeichen. Sie verbieten uns die Schrift: wir denken uns Chiffren aus. Sie versperren uns die grade Straße: Gott wird nicht kleiner, auch wenn seine Bekenner auf listigen Umwegen zu ihm gehen müssen.« Der Alte schloß die Augen, öffnete sie, sagte: »Es ist uns nicht gegeben, das Werk zu vollenden, aber es ist uns auferlegt, nicht davon abzulassen. Das ist es, wozu wir auserwählt sind.«

»Und der Messias?« fragte Josef mit einer letzten Hoffnung. Das Sprechen begann dem Großdoktor schwerzufallen, aber er riß sich zusammen, es war wichtig, daß er seinem Lieblingsschüler Josef das Wissen weitergab. Er winkte Josef, sich niederzubeugen, mit dem welken Mund flüsterte er in sein junges Ohr: »Es ist fraglich«, flüsterte er, »ob der Messias jemals kommen wird. Aber glauben muß man es. Man darf nie damit rechnen, daß der Messias kommt, aber man muß immer glauben, daß er kommen wird.«

Josef auf dem Rückweg war beklommen. Der Glaube dieses großen Alten war also nichts Strahlendes, was ihm half, sondern etwas Mühevolles, Listiges, immer verbunden mit Ketzerei, immer sich wehrend gegen Ketzerei, eine Last. So verschieden die beiden aussahen, es war kein sehr weiter Weg von Jochanan Ben Sakkai zu Justus von Tiberias. Josef fühlte sich bedrückt.

Der Großdoktor hatte vieles und Übles gehört von der Ehe des Josef. Er ließ Mara, die Tochter des Lakisch, zu sich kommen und sprach mit ihr. Er roch das Parfüm ihrer Sandalen. Sie sagte: »Wenn ich bete, dann ziehe ich immer diese Sandalen an. Ich will in gutem Geruch vor Gott treten.« Sie kannte viele Gebete auswendig; es war nicht erlaubt, Gebete aufzuzeichnen, sie mußten vom Herzen kommen, und man mußte sie im Herzen tragen. Zutraulich sprach sie zu ihm: »Ich habe gehört, von der Erde bis zum Himmel sind fünfhundert Jahre, und von einem Himmel bis zum andern sind wieder fünfhundert Jahre, und die Dicke jedes Himmels sind fünfhundert Jahre. Und dennoch: ich stelle mich hinter eine Säule der Synagoge und flüstere, und es ist, wie wenn ich Jahve ins Ohr flüstere. Ist es vermessen und Sünde, mein Doktor und Herr, wenn ich glaube, daß Jahve mir so nahe ist wie das Ohr dem Mund?« Jochanan Ben Sakkai hörte interessiert auf die Gedanken, die sie hinter ihrer niedrigen Kinderstirn bewegte, und diskutierte ernsthaft mit ihr wie mit einem der Doktoren der Quaderhalle. Als sie wegging, legte er ihr die milde, welke Hand auf den Scheitel und segnete sie mit dem alten Spruch: Jahve mache dich wie Rahel und Lea.

Er hörte, daß Josef, sowie er den Einspruch Vespasians nicht mehr fürchten müsse, sich von Mara scheiden lassen wolle. Es war nicht schwer, sich scheiden zu lassen. In der Schrift hieß es klar und einfach: »Wenn jemandes Weib nicht Gunst findet vor seinen Augen, weil er etwas Schändliches an ihr entdeckt hat, dann mag er einen Scheidebrief schreiben und sie aus seinem Hause schicken.« Jochanan sagte: »Zwei Dinge gibt es, man hört ihren Schall mit Ohren nicht eine Meile, und doch geht ihr Klang von einem Ende der Welt zum andern. Das ist, wenn ein Baum niederbricht, den man fällt, solange er Frucht trägt, und das ist, wenn eine Frau seufzt, die ihr Mann wegschickt, und sie liebt ihn.« Josef sagte eigensinnig: »Habe ich nicht Schändliches an ihr gefunden?« Jochanan sagte: »Sie haben nicht Schändliches *gefunden:* das Schändliche war, bevor Sie sie nahmen. Prüfen Sie sich, Doktor Josef. Ich werde nicht den Zeugen machen, wenn Sie dieser Frau den Scheidebrief ausstellen.«

Die Beziehungen Vespasians zu Kaiser Galba waren nicht ganz so einfach, wie er sie der Prinzessin Berenike dargestellt hatte. Titus war nicht nur aus Gründen der Huldigung nach Rom gefahren, sondern vor allem, um die ihm noch fehlenden hohen Staatsstellen zu erlangen. Der letzte Zweck lag noch höher. Des Vespasian Bruder, der steife, mürrische Sabin, hatte angedeutet, es sei nicht ausgeschlossen, daß der alte, kinderlose Kaiser, um sich die Armeen des Ostens zu verbinden, den Sohn des Vespasian an Kindes Statt annehmen werde. Dieser Brief hatte den schwierigen Verhandlungen zwischen Vespasian und Mucian ein vorläufiges Ende bereitet. Großmütig hatte immer wieder der eine dem andern versichert, er denke nicht daran, die Macht zu erobern; wenn einer in der Lage sei, dies zu tun, dann sei jeweils der andere dieser eine. In Wahrheit wußten beide genau, daß keiner sich stark genug fühlte für den Kampf mit dem andern, und so hatte jetzt der Brief des Sabin ihnen einen willkommenen Ausweg gezeigt.

Allein noch im hohen Winter kam eine Nachricht, die allen diesen Plänen ein Ende machte. Gestützt auf die römische Garde und auf den Senat, hatte einer die Herrschaft an sich

gerissen, den der Osten nicht in seine Rechnung gezogen hatte: Otho, der erste Mann der Poppäa. Der alte Kaiser war ermordet, dieser junge Kaiser hatte Mut, Begabung, Ansehen, viele Sympathien. Ob Titus seine Reise fortsetzen und dem neuen Herrn huldigen oder ob er zurückkehren werde, wußte man nicht. Hier im Osten jedenfalls fühlte man sich nicht soweit, sich mit einiger Aussicht gegen den jungen Kaiser aufzulehnen, und wer auch sollte der Erwählte des Ostens sein? Die Erledigung des alten Galba war zu schnell gekommen, man hatte sich noch nicht geeinigt; sowohl Vespasian wie Mucian vereidigten ihre Truppen auf den neuen Kaiser Otho.

An den Bestand dieser neuen Herrschaft indes glaubte niemand. Otho konnte sich auf die italienischen Truppen verlassen, aber er hatte keine Fühlung mit den Armeen der Provinzen. Der Thron dieses jungen Kaisers stand nicht fester als der des alten.

Die Prinzessin Berenike bekam täglich ausführlichen Bericht aus Rom. Nach den Entbehrungen der Wüste warf sie sich mit doppelter Leidenschaft in die Politik. Zettelte mit den kaiserlichen Ministern, den Senatoren, mit den Gouverneuren und Generälen des Ostens. Ein zweites Mal soll sich der Osten nicht vor vollendete Tatsachen gestellt sehen. Jetzt, in diesem Frühjahr noch, muß er schlagbereit gemacht werden, die Hauptstadt zu erobern. Nicht zersplittert darf er sein, *einen* Herrn muß er haben, und Mucian soll dieser Herr heißen. Es gilt zunächst einmal, sich des klaren Einverständnisses des Mucian zu versichern, wenn man ihn gegen den Marschall als Prätendenten aufstellen will.

Glänzend, mit großem Gefolge, fuhr Berenike nach Antiochia. Behutsam strich sie um Mucian herum. Der erfahrene Herr wußte kennerisch die Vorzüge der jüdischen Prinzessin zu schätzen, Schönheit, Geist, Geschmack, Reichtum, wilde Hingabe an die Politik. Die beiden musischen Menschen verstanden sich sehr schnell. Aber Berenike konnte Mucian nicht dahin bringen, wo sie ihn haben wollte. Mit großer Offenheit ließ der schmächtige Herr sie in sein Inneres hineinschauen. Ja, er ist ehrgeizig. Er ist auch nicht feig, aber er ist ein wenig müde. Rom vom Osten her zu erobern ist ein verdammt kitzli-

ges Unternehmen. Er ist nicht der Mann für diese Aufgabe. Er kann mit Diplomaten verhandeln, mit Senatoren, Gouverneuren, Wirtschaftsführern. Aber heute geben leider die Militärs den Ausschlag, und mit diesen hochgekommenen Feldwebeln zu paktieren ist ihm widerwärtig. Er hing seinen gescheiten, traurigen, unersättlichen Blick an die Prinzessin. »Diesen Polyphemen ihr Aug auszubrennen verliert auf die Dauer seinen Reiz. Gefahr und Gewinn stehen nicht im rechten Verhältnis. Wie die Situation heute liegt, ist wirklich Vespasian der gegebene Mann. Er hat die nötige Grobheit und Roheit, um in unseren Zeiten populär zu sein. Ich gebe zu, im Grunde ist er mir genauso widerwärtig wie Ihnen, Prinzessin Berenike. Aber er ist eine so reine Inkarnation des Zeitgeistes, daß er fast schon wieder sympathisch wird. Machen Sie ihn zum Kaiser, Prinzessin Berenike, und lassen Sie mich meine Naturgeschichte des Imperiums in Ruhe zu Ende schreiben.«

Berenike ließ nicht ab. Sie kämpfte nicht nur mit Worten, sie streute mit verschwenderischen Händen Geld aus, um Stimmung für ihren Kandidaten zu machen. Sprach immer heftiger auf Mucian ein, spornte, schmeichelte. Ein Mann, so innerlich lebendig wie er, dürfe sich nicht zieren, dürfe nicht faul sein. Er erwiderte lächelnd: »Wenn eine Dame wie Sie, Hoheit, wirklich für mich wäre, dann könnte mich das reizen, das freche Spiel trotz aller Bedenken zu wagen. Aber Sie sind ja gar nicht für mich, Sie sind nur gegen Vespasian.« Berenike rötete sich, wollte es nicht wahrhaben, sprach viel und geschickt, um ihm seine Meinung auszureden. Er hörte höflich zu, tat so, als ließe er sich überzeugen. Aber während er vertraulich und nicht ohne Wärme mit ihr weitersprach, sah sie, wie er mit seinem Stock Worte in den Sand kritzelte, griechische Worte, sicherlich nicht für sie bestimmt, aber sie konnte sie enträtseln: »Dem einen geben die Götter die Begabung, dem andern das Glück.« Sie las, und ihre Rede wurde matt.

Als gar Josef Ben Matthias in Antiochia eintraf, wußte Berenike mit Sicherheit, daß ihre Reise zu Mucian ohne Erfolg bleiben werde. Sie witterte sogleich und mit Recht, daß Josef von Vespasian vorgeschickt war, um ihre Arbeit zu vereiteln.

Josef ging seine Aufgabe nicht plump an. Er ließ den

andern an sich herankommen. Mucian freute sich, die seltsame, heftige, dringliche Stimme des jüdischen Propheten wiederzuhören. Er verbrachte Stunden damit, ihn über Sitten, Bräuche, Altertümer seines Volkes zu befragen. Bei dieser Gelegenheit kamen sie auch auf die jüdischen Könige zu sprechen, und Josef erzählte Mucian die Geschichte von Saul und David. »Saul war der erste König in Israel«, sagte Josef; »aber bei uns heißen wenige Saul und sehr viele Samuel. Wir halten den Samuel für größer als den Saul.« – »Warum?« fragte Mucian. »Wer die Macht vergibt«, erwiderte Josef, »ist größer, als wer die Macht hat. Wer den König macht, ist größer als der König.« Mucian lächelte: »Ihr seid hochmütige Leute.« – »Vielleicht sind wir hochmütig«, gab Josef bereitwillig zu. »Aber scheint nicht auch Ihnen die Macht, die aus dem Hintergrund lenkt, feiner, geistiger, reizvoller als die Macht, die sich vor den Augen aller Welt spreizt?« Mucian sagte nicht ja noch nein. Josef fuhr fort, und seine Worte waren eine mit vielen bösen Erfahrungen bezahlte Erkenntnis. »Macht verdummt. Ich war nie dümmer als zu der Zeit, da ich an der Macht war. Samuel ist größer als Saul.« – »Ich finde«, sagte lächelnd Mucian, »in Ihrer Geschichte am sympathischsten den jungen David. Schade«, seufzte er, »daß das Projekt mit dem jungen Titus gescheitert ist.«

Sehr bald, nachdem Josef in Antiochia eingetroffen war, verabschiedete sich Berenike von Mucian. Sie gab ihre Hoffnungen auf. Sie fuhr ihrem Bruder entgegen, der in den nächsten Tagen in Galiläa erwartet wurde. Er war bis jetzt in Rom geblieben, aber nun gab er der Herrschaft Othos nur mehr wenige Wochen und wollte sich rechtzeitig und unauffällig aus Rom fortmachen, um sich nicht einem neuen Kaiser verpflichten zu müssen. Berenike atmete auf, als sie ihren heißersehnten Bruder wiedersehen sollte; die Bitterkeit des Mißerfolgs wurde gemildert durch diese Freude. »Süße Prinzessin«, sagte zum Abschied Mucian, »nun ich Sie vermissen soll, begreife ich nicht, warum ich nicht Ihretwegen den Prätendenten mache.« – »Auch mir fällt es schwer, das zu begreifen«, antwortete Berenike.

Sie traf ihren Bruder in Tiberias. Der Neubau des Palastes

war fertiggestellt. Schöner als zuvor strahlte er über Stadt und See. Einzelne fensterlose Säle waren aus einem kappadokischen Stein gebaut, so durchscheinend, daß sie auch bei geschlossenen Türen hell blieben. Alles war leicht, luftig, nichts überladen, wie es jetzt in Rom Mode war. Ihr Meisterstück hatten die Architekten mit dem Speisesaal geliefert. Seine Kuppel war so hoch, daß der ermüdete Blick kaum ihre elfenbeinernen Deckenfelder erreichte; diese Felder waren drehbar, so daß man Blumen und wohlriechende Wasser auf die Speisenden regnen lassen konnte.

Die Geschwister gingen durch das Haus, sie hielten sich an den Händen, voll tiefer Freude einer am andern. Das Frühjahr hatte begonnen, schon wurden die Tage länger, mit weiter Brust schritten die beiden schönen Menschen durch die luftigen Säle; kennerisch genossen sie die beschwingten Maße des Baus, seine Erlesenheit. Agrippa erzählte mit einem ganz leisen Hohn von den neuen Palästen, die er in Rom gesehen hatte, von ihren leer-monströsen Dimensionen, ihrer geschmacklos gehäuften Pracht. Otho hat fünfzig Millionen für die Fertigstellung des Goldenen Hauses des Nero bewilligt; auch er wird die Vollendung des Baus kaum erleben. Berenike krümmte die Lippen. »Sie können nur raffen, diese römischen Barbaren. Sie glauben, wenn sie einen besonders seltenen Marmor in einen andern ebenso seltenen hineinschneiden und möglichst viel Gold darübersetzen, dann sei das der Gipfel der Baukunst. Sie haben kein Talent außer dem zur Macht.« – »Ein ganz vorteilhaftes Talent immerhin«, meinte Agrippa. Berenike blieb stehen. »Muß ich wirklich diesen Vespasian ertragen?« klagte sie. »Kannst du mir das auferlegen, mein Bruder? Er ist so plump und roh, er schnauft wie ein Hund außer Atem.« Agrippa erzählte finster: »Als ich jetzt in Cäsarea bei ihm war, ließ er mir Fische vorsetzen und betonte immer wieder, sie seien aus dem See Genezareth. Als ich die Leichenfische nicht aß, hänselte er mich bitter. Ich hätte manche gute Antwort gewußt, aber ich habe sie hinuntergeschluckt.«

»Er reizt mich bis aufs Blut«, empörte sich Berenike. »Wenn ich seine klobigen Witze höre, stehe ich wie in einem Schwarm von Stechmücken. Und daß dieser Mann Kaiser werde, dazu

sollen wir helfen.« Agrippa redete ihr zu: »Ein Kaiser, den der Westen aufstellt, wird uns hier alles blind zerschlagen. Der Marschall ist klug und maßvoll. Er wird nehmen, was er brauchen kann, den Rest wird er uns lassen.« Er zuckte die Achseln: »Die Armee macht den Kaiser, die Armee schwört auf Vespasian. Sei meine kluge Schwester«, bat er.

Den jungen Titus hatte die Nachricht von der Ermordung Galbas in Korinth erreicht, noch vor seiner Ankunft in Rom. Es wäre sinnlos gewesen, weiterzufahren. Er war überzeugt gewesen, daß die Adoption durch Galba zustande kommen werde, es war ein schwerer Schlag für ihn, daß der Kaiser vorzeitig erledigt war. Er wollte nicht diesem Otho huldigen, an dessen Platz er sich selber geträumt hatte. Er blieb in Korinth, verbrachte in der leichtlebigen Stadt vierzehn wüste Tage, voll von Frauen, Knaben, Ausschweifungen jeder Art. Dann riß er sich los und kehrte trotz der schlechten Jahreszeit nach Cäsarea zurück.

Auf dem Schiff brannten ihn wild und heftig die ehrgeizigen Träume seiner Großmutter. Der General Titus, so jung er war, hatte ein bewegtes Leben hinter sich. Das Auf und Ab seines Vaters, der Wechsel vom Konsul zum Spediteur, von prunkender Ehrenstellung in drückende Armut, hatten an seinem Schicksal mitgezerrt. Er war zusammen mit dem Prinzen Britannicus erzogen worden, hatte mit diesem jungen, strahlenden Anwärter auf den Thron an *einem* Tisch gelegen, hatte vom gleichen Gericht gegessen, als Kaiser Nero ihn vergiftete, und war selber erkrankt. Er kannte den Glanz des Palatins und das kahle Stadthaus seines Vaters, das stille Leben auf dem Land und die abenteuerlichen Feldzüge an der deutschen und der englischen Grenze. Er liebte seinen Vater, seine nüchterne Klugheit, seine Genauigkeit, seinen gesunden Menschenverstand; aber oft auch haßte er ihn wegen seines bäurischen Wesens, seiner Bedächtigkeit, seiner Würdelosigkeit. Titus konnte wochenlang, monatelang Strapazen und Dürftigkeit ertragen, dann, unversehens, überfiel ihn ein wüster Drang nach Luxus und Ausschweifung. Er war empfänglich für die gelassene Würde altrömischer Adelsfamilien, und der hiera-

tisch üppige Prunk der uralten Königsgeschlechter des Orients erregte sein Herz. Er hatte auf Betreiben seines Onkels Sabin sehr jung geheiratet, ein dürres, strenges Mädchen aus großer Familie, Marcia Furnilla, sie hatte ihm eine Tochter geboren, aber sie war ihm dadurch nicht lieber geworden; kahl und kümmerlich saß sie in Rom, er sah sie nicht, er schrieb ihr nicht.

Der alte Vespasian empfing seinen Sohn grinsend, mit vergnügtem Bedauern: »Wir haben offenbar *eine* Linie, mein Sohn Titus, die Linie rauf, runter. Wir müssen sehen, daß wir das nächstemal früher aufstehen und es auf gescheitere Art deichseln. Der Retter kommt aus Judäa. Du bist jung, mein Sohn, du darfst meinen Juden nicht blamieren.«

Agrippa und seine Schwester luden zu einem Fest, um den Neubau ihres Palais in Tiberias einzuweihen. Dem Marschall war die Prinzessin unsympathisch, er schickte seinen Sohn.

Dem Titus kam der Auftrag nicht unwillkommen. Er liebte das Land Judäa. Das Volk war alt und weise, und so hirnlose Sachen es anstellte, es hatte Instinkt für das Jenseitige, für das Ewige. Der seltsame, unsichtbare Gott Jahve lockte und bedrängte den jungen Römer. Auch imponierte ihm König Agrippa, seine Eleganz, seine melancholische Gescheitheit. Titus ging gern nach Tiberias.

Sosehr Agrippa und sein Haus ihm gefielen, so enttäuscht war er von der Prinzessin. Er wurde ihr vorgestellt, unmittelbar bevor man zu Tisch ging. Er war gewohnt, rasch Kontakt mit Frauen zu finden; sie hatte für seine ersten Sätze ein gleichmäßig höfliches Ohr und nicht mehr. Er fand sie kalt und hochfahrend, ihre dunkle, ein wenig heisere Stimme befremdete ihn. Er kümmerte sich während des Essens wenig um Berenike, dafür um so mehr um die übrige Gesellschaft. Er war heiter, ein amüsanter Erzähler, man hörte ihm mit Wärme und Aufmerksamkeit zu. Er vergaß die Prinzessin, und während des langen Mahls wechselten sie nur spärlich Rede und Antwort.

Das Mahl war zu Ende. Berenike erhob sich; sie war eigenwillig angezogen, es war ein Kleid aus *einem* Stück wie hier-

zulande üblich, aus kostbarem, schwer fallendem Brokat. Sie nickte Titus zu, gleichgültig freundlich, begann die Treppen hinaufzusteigen, die Hand leicht auf die Schulter ihres Bruders gestützt. Titus schaute ihr mechanisch nach. Er hatte sich in eine scherzhaft erbitterte Debatte über Militärtechnisches eingelassen. Plötzlich, mitten im Satz, brach er ab, seine neugierigen, rastlosen Augen wurden scharf, stierten, starrten hinter der Schreitenden her. Der kleinzahnige Mund seines breiten Gesichts stand etwas töricht halboffen. Seine Knie zitterten. Unhöflich ließ er seine Gesprächspartner stehen, eilte den Geschwistern nach.

Wie diese Frau ging. Nein, sie ging nicht, hier gab es nur ein Wort, das griechische, homerische: sie wandelte her. Es war gewiß lächerlich, das große, homerische Wort im Alltag zu gebrauchen, aber für das Schreiten dieser Frau gab es kein anderes. »Sie haben es aber eilig«, sagte sie mit ihrer tiefen Stimme. Bisher hatte diese ein wenig heisere Stimme ihn befremdet, fast abgestoßen, jetzt klang sie ihm erregend und voll von dunkeln Lockungen. Er sagte irgend etwas von der notwendigen Eile des Militärs, es war nicht sehr schlagend, er fand sonst bessere Antworten. Er gab sich knabenhaft, täppisch beflissen. Berenike merkte gut, welchen Eindruck sie ihm machte, und sie fand ihn angenehm, von einer gewissen viereckigen Anmut.

Sie schwatzten von Physiognomik, von Graphologie. Das ist im Osten wie im Westen große Mode. Berenike möchte die Schrift des Titus sehen. Titus zieht sein goldgerändertes Wachstäfelchen vor, lächelt spitzbübisch, schreibt. Berenike wundert sich: das ist doch in jedem Schnörkel die Schrift seines Vaters. Titus gibt zu, er habe einen Scherz gemacht; eigentlich habe er keine eigene Schrift mehr, so oft sei er in den Schriften anderer spazierengegangen. Aber nun soll sie ihm ihre Schrift zeigen. Sie überliest, was er geschrieben hat. Es ist ein Vers aus einem modernen Epos: »Die Adler der Legionen und ihre Herzen breiten ihre Schwingen zum Flug.« Sie wird ernst, zögert einen Augenblick, dann glättet sie seine Buchstaben fort, schreibt: »Der Flug der Adler kann den Unsichtbaren im Allerheiligsten nicht zudecken.« Der junge General

beschaut sich die Schrift; sie ist schulmäßig korrekt, ziemlich kindlich. Er überlegt, er wischt den Satz nicht weg, er schreibt darunter: »Titus möchte den Unsichtbaren im Allerheiligsten sehen.« Er reicht ihr Wachs und Griffel hinüber. Sie schreibt: »Der Tempel von Jerusalem soll nicht zerstört werden.« Nun ist nur mehr sehr wenig Raum auf der kleinen Tafel. Titus schreibt: »Der Tempel von Jerusalem wird nicht zerstört werden.«

Er will das Täfelchen wegstecken. Sie bittet, er möge es ihr lassen. Sie legt ihm die Hand auf die Schulter, fragt, wann endlich der grauenvolle Krieg zu Ende sein werde. Das Schlimmste sei das herzzermürbende, aussichtslose Warten. Ein rasches Ende sei ein mildes Ende. Er möge doch endlich, endlich Jerusalem nehmen. Titus zögert, geschmeichelt: »Das steht nicht bei mir.« Berenike – wie hat er sie je für kalt und hochfahrend halten können? – spricht flehend und überzeugt auf ihn ein: »Doch, das steht bei Ihnen.«

Vertraulich, nachdem Titus gegangen war, fragte Agrippa die Schwester nach ihrem Eindruck: »Er hat einen weichen, unangenehmen Mund, findest du nicht?« Berenike lächelte zurück: »Ich finde viel Unangenehmes an diesem Knaben. Er hat manche Ähnlichkeit mit seinem Vater. Aber es soll schon vorgekommen sein, daß jüdische Frauen mit Barbaren gut fertig wurden. Zum Beispiel Esther mit Ahasver. Oder Irene mit dem siebenten Ptolemäus.« Agrippa meinte, und Berenike erkannte gut die leise Warnung in seinem Scherz: »Aber unsre Urgroßmutter Mariamne zum Beispiel hat bei diesem Spiel den Kopf verloren.« Berenike erhob sich, schritt. »Sei unbesorgt, lieber Bruder«, sagte sie, ihre Stimme blieb leise, aber sie war sehr sicher und voll von Triumph, »dieser Knabe Titus wird mir nicht den Kopf abschlagen lassen.«

Sogleich nachdem er nach Cäsarea zurückgekehrt war, bestürmte Titus seinen Vater, nun endlich die Belagerung Jerusalems zu beginnen. Er wurde ungewohnt heftig. Er ertrage das nicht länger. Er schäme sich vor seinen Offizieren. So langes Zögern könne nicht anders ausgelegt werden denn als Schwäche. Das römische Prestige im Osten sei gefährdet, Ves-

pasians Vorsicht grenze an Feigheit. Die Dame Cänis hörte stattlich und mißbilligend zu. »Was wollen Sie eigentlich, Titus? Sind Sie so dumm, oder stellen Sie sich so?« Titus erwiderte heftig, der Dame Cänis könne man diese traurige Rechenhaftigkeit nicht verdenken; von ihr könne man nicht Sinn verlangen für soldatischen Anstand. Vespasian kam massig auf seinen Sohn zu. »Aber von dir, mein Junge, verlange ich, daß du dich schleunigst bei Cänis entschuldigst.« Cänis blieb gelassen. »Er hat recht, ich habe wirklich wenig Gefühl für Würde. Würde ist bei der Jugend immer populärer als Vernunft. Aber das sollte er eigentlich einsehen, daß nur ein Trottel in einer solchen Situation seine Armee abgibt.« Vespasian fragte: »Haben sie dich in Tiberias aufgehetzt, mein Junge? Einer nach dem andern. Ich bin erst sechzig. Zehn Jahre wirst du dich schon noch gedulden müssen.«

Als Titus fort war, ereiferte sich Cänis gegen das Pack in Tiberias. Natürlich waren es diese Juden, die sich hinter Titus gesteckt hatten. Der leisetreterische König, die pfaueneitle Berenike, der schmierige, unheimliche Josef. Vespasian tue besser, das ganze orientalische Gesindel aus dem Spiel zu lassen, römisch und geradezu mit Mucian zu verhandeln. Der Marschall hörte ihr aufmerksam zu. Dann sagte er: »Du bist eine gescheite und resolute Dame, alter Hafen. Aber für den Osten hast du kein Organ. In diesem Osten komme ich ohne das Geld und die Geriebenheit meiner Juden nicht weiter. In diesem Osten sind die krümmsten Wege die geradesten.«

Die Nachricht kam, daß die Nordarmee ihren Führer Vitell zum Kaiser ausgerufen habe. Otho war gestürzt, Senat und Volk von Rom hatten Vitell als den neuen Kaiser anerkannt. Gespannt schaute die Welt nach dem Osten, und der neue Herr, schlemmerisch und phlegmatisch, zuckte zusammen, sooft der östliche Führer genannt wurde. Aber Vespasian tat, als sähe er von alledem nichts. Gelassen, ohne Zögern, vereidigte er seine Legionen auf den neuen Kaiser, und zögernd, mißmutig folgten seinem Beispiel für Ägypten der Gouverneur Tiber Alexander, für Syrien der Gouverneur Mucian. Von allen Seiten drängte man in Vespasian. Er aber spielte den Verständnislosen, blieb mit jedem Wort loyal.

Der westliche Kaiser, um sich zu sichern, mußte starke Abteilungen nach der Hauptstadt heranführen, die vier niederrheinischen, die zwei Mainzer Legionen, dazu sechsundvierzig Hilfsregimenter. Vespasian machte die Augen eng, lauerte. Er war ein guter Militär, er wußte, daß mit hunderttausend demoralisierten Berufssoldaten in einer Stadt wie Rom nicht gut hausen war. Diese Soldaten, die den Vitell zum Kaiser gemacht hatten, warteten auf Belohnung. Geld war wenig da, und mit Geld, Vespasian kannte die Sinnesart der Armee, würden sie sich auch nicht begnügen. Sie hatten den anstrengenden Dienst in Deutschland hinter sich, jetzt waren sie in Rom, und jetzt rechneten sie auf die kürzere Dienstzeit und den höheren Sold der hauptstädtischen Garde. Zwanzigtausend Mann, wenn es hoch kommt, kann Vitell in Rom garnisonieren, was aber will er mit den andern machen? In den östlichen Armeen tauchten immer bestimmtere Gerüchte auf, Vitell wolle diese Mannschaften zum Dank für ihre Leistungen nach dem schönen, warmen Osten versetzen. Die östlichen Legionen hatten schon bei der Vereidigung die vorgeschriebenen Hochrufe auf den neuen Herrn nur recht dünn ausgebracht: jetzt zeigten sie ihre Erbitterung öffentlich. Hielten Versammlungen ab, schimpften, man werde allerlei erleben, wenn man versuche, sie nach dem rauhen Deutschland oder nach dem verdammten England zu transportieren. Die Herren des Ostens hörten das mit Vergnügen. Von ihren Offizieren bedrängt, was an den Gerüchten über die Umgruppierung der Armee wahr sei, schwiegen sie, zuckten mit vieldeutigem Bedauern die Achseln. Von Rom her kamen immer wüstere Nachrichten. Die Finanzen waren in heilloser Unordnung, die Wirtschaft stockte, in ganz Italien, in der Hauptstadt selbst, kam es zu Plünderungen, der neue, schlechtorganisierte Hof gab sich lässig, schlemmerisch, üppig, das Reich drohte vor die Hunde zu gehen. Die Empörung im Osten wuchs. Tiber Alexander, König Agrippa schürten sie mit Geld und Gerüchten. Das ganze weite Land jetzt vom Nil bis zum Euphrat hallte wider von den Prophezeiungen über Vespasian; die wunderbare Voraussage, die der gefangene jüdische General Josef Ben Matthias dem Marschall in Gegenwart von Zeugen gemacht

hatte, war in aller Mund: »Der Retter wird kommen aus Judäa.« Wenn Josef, immer noch in seiner Fessel, durch die Straßen Cäsareas ging, war um ihn Ehrfurcht und scheues Geraun.

Zauberhaft hell und herrlich war die Luft in diesem Frühsommer an der Küste des Jüdischen Meeres. Vespasian schaute mit seinen klaren, grauen Augen über die leuchtende See, lauerte, wartete. Er wurde immer schweigsamer in dieser Zeit, sein hartes Gesicht wurde härter, herrischer, der steife Körper straffte sich, der ganze Mann wuchs. Er studierte die Depeschen aus Rom. Wirren überall im Reich, die Finanzen zerrüttet, die Armee verlottert, die bürgerliche Sicherheit hin. Der Retter wird ausgehen von Judäa. Aber Vespasian preßte die langen Lippen zusammen, bezwang sich. Die Dinge sollen ausreifen, er läßt sie an sich herankommen.

Cänis ging um den breiten Mann herum, beschaute ihn. Niemals bisher hatte er Geheimnisse vor ihr gehabt; jetzt war er hinterhältig, unverständlich. Sie war ratlos, und sie liebte ihn sehr.

Sie schrieb einen täppischen, hausfraulich besorgten Brief an Mucian. Ganz Italien warte doch darauf, daß die Ostarmee sich aufmache, um das Vaterland zu retten. Aber Vespasian tue nichts, sage kein Wort, rühre sich nicht. In Italien wäre sie bestimmt gegen dieses sonderbare Phlegma aufgekommen; aber in diesem verfluchten, unheimlichen Judäa finde sich ja kein Mensch zurecht. Sie bitte Mucian dringend, die Römerin den Römer, er möge auf seine gescheite und energische Art den Vespasian aufrütteln.

Dieser Brief wurde Ende Mai geschrieben. Anfang Juni kam Mucian nach Cäsarea. Auch er nahm sogleich die Veränderung des Marschalls wahr. Mit einem neidischen, betretenen Respekt sah er, wie dieser Mann größer wurde, je näher die großen Dinge an ihn herankamen. Nicht ohne Bewunderung machte er sich lustig über seine Festigkeit, Schwere, Breite. »Sie haben Philosophie, mein Freund«, sagte er. »Aber ich bitte Sie dringend, philosophieren Sie nicht zu lange.« Er stieß mit seinem Stock gegen einen unsichtbaren Gegner.

Es lockte ihn, die dreiste Ruhe des Marschalls durch Quertreibereien zu stören. Die alte Eifersucht nagte ihn. Aber nun war es zu spät. Jetzt schwor die Armee auf den andern, jetzt konnte er nur mehr im Schatten des andern marschieren. Er erkannte das, bezwang sich, förderte den andern. Sorgte, daß die Gerüchte über den Austausch der syrischen und judäischen Truppen gegen westliche sich verdichteten. Schon wurden bestimmte Termine genannt. Anfang Juli sollten die Legionen in Marsch gesetzt werden.

Um die Mitte des Juni stellte sich Agrippa bei Vespasian ein. Er war wieder in Alexandrien gewesen bei seinem Freunde und Verwandten Tiber Alexander. Der ganze Osten, erklärte er dem Marschall, lehne sich auf gegen Vitell. Bestürzt über die wüsten Nachrichten aus Rom, warte Ägypten und beide Asien in wilder, sehnlicher Spannung, daß der gottbegnadete Retter sich endlich ans Werk mache. Vespasian erwiderte nichts, schaute Agrippa an, schwieg beharrlich. Da sprach Agrippa, ungewohnt energisch, weiter: es gebe Männer, die des festen Willens seien, die göttliche Absicht zu fördern. Soviel er wisse, sei der ägyptische Generalgouverneur Tiber Alexander entschlossen, seine Truppen am 1. Juli auf Vespasian zu vereidigen.

Vespasian bezwang sich, aber er konnte nicht verhindern, daß sein Schnaufen beängstigend hart und hastig wurde. Er ging ein paarmal auf und ab; schließlich sagte er, aber es klang eher wie ein Dank als wie eine Drohung: »Hören Sie, König Agrippa, ich würde dann Ihren Verwandten Tiber Alexander als Hochverräter betrachten müssen.« Er ging ganz nah an den König heran, legte ihm beide Hände auf die Schultern, blies ihm seinen harten Atem ins Gesicht, sagte ungewohnt herzlich: »Es tut mir leid, König Agrippa, daß ich Sie gehänselt habe, weil Sie die Fische aus dem See Genezareth nicht aßen.« Agrippa sagte: »Bitte, zählen Sie auf uns, Kaiser Vespasian, auf unser ganzes Herz und unser ganzes Vermögen.«

Der Juli rückte vor. Überall im Osten kamen Gerüchte auf, Kaiser Otho habe, unmittelbar bevor er sich den Tod gab, Vespasian in einem Schreiben beschworen, seine Nachfolge anzutreten, das Reich zu retten. Eines Tages fand Vespasian diesen

Brief auch wirklich in seinem Einlauf. Der tote Otho richtete große, dringliche Worte an den Feldherrn des Ostens, er solle ihn an dem Schlemmer Vitell rächen, solle Ordnung schaffen, Rom nicht versinken lassen. Vespasian las das Schreiben aufmerksam. Er sagte seinem Sohne Titus, er sei wirklich ein großer Künstler; man müsse geradezu Angst haben vor seiner Kunst. Er fürchte, eines Morgens werde er aufwachen und ein Dokument vorfinden, in welchem er den Titus zum Kaiser ernannt habe.

Die vierte Juniwoche kam. Die Spannung wurde unerträglich. Cänis, Titus, Mucian, Agrippa, Berenike, alle verloren die Nerven, zerrten ungestüm an Vespasian, er möge sich endlich erklären. Der schwere Mann war nicht von der Stelle zu bringen. Er gab ausweichende Antworten, schmunzelte, machte Witze, wartete.

In der Nacht vom 27. zum 28. Juni berief Vespasian in großer Heimlichkeit den Jochanan Ben Sakkai zu sich. »Sie sind ein sehr gelehrter Herr«, sagte er. »Ich bitte Sie, mich noch weiter über das Wesen Ihres Volkes und Ihres Glaubens zu unterrichten. Gibt es bei euch ein Grundgesetz, eine Goldene Regel, auf die man eure unheimlich zahlreichen Gebote zurückführen kann?« Der Großdoktor wiegte den Kopf, schloß die Augen, erzählte: »Vor hundert Jahren gab es unter uns zwei weitberühmte Doktoren, Schammai und Hillel. Ein Nichtjude kam zu Schammai und sagte ihm, er wolle zu unserm Glauben übertreten, wenn Schammai ihm das Wesen dieses Glaubens beibringe in der Zeit, da er sich auf *einem* Fuß halten könne. Doktor Schammai schickte ihn erzürnt fort. Da ging der Nichtjude zu Hillel. Doktor Hillel willfuhr ihm. Er sagte ihm: ›Was du nicht willst, das man dir tue, das tue nicht an andern.‹ Das ist alles.« Vespasian dachte ernsthaft nach. Er meinte: »Solche Maximen sind gut; aber ein großes Reich kann man damit schwerlich in Ordnung halten. Da ihr solche Maximen habt, tätet ihr besser, gute Bücher zu schreiben und uns die Politik zu überlassen.« – »Sie sprechen eine Ansicht aus, Konsul Vespasian«, stimmte der Jude bei, »die Ihr Diener Jochanan Ben Sakkai von jeher vertrat.« – »Ich glaube, mein Doktor und

Herr«, fuhr der Römer fort, »Sie sind der beste Mann in diesem Land. Mir liegt daran, daß Sie meine Motive begreifen. Glauben Sie mir, ich bin relativ selten ein Schuft, nur dann, wenn es unbedingt sein muß. Lassen Sie mich Ihnen sagen, ich habe gegen Ihr Land nicht das geringste. Nur: ein guter Bauer macht einen Zaun um seinen Besitz. Wir müssen einen Zaun um das Reich haben. Judäa ist unser Zaun gegen die Araber und die Parther. Leider seid ihr, wenn man euch allein läßt, ein schlechter Pfahl. Also müssen wir uns selber hierherstellen. Das ist alles. Was ihr im übrigen treibt, kümmert uns nicht. Laßt uns in Frieden, und wir lassen euch in Frieden.« Jochanans Augen schauten sehr hell und frisch aus dem welken, verrunzelten Gesicht. »Es ist unangenehm«, sagte er, »daß euer Zaun gerade über unser Gebiet läuft. Es ist ein sehr dicker Zaun, und viel von unserm Land bleibt nicht übrig. Aber schön, macht euern Zaun. Nur: wir brauchen auch einen Zaun. Einen andern, einen Zaun um das Gesetz. Worum ich Sie neulich bat, Konsul Vespasian, das ist dieser Zaun. Er ist bescheiden und kümmerlich, vergleicht man ihn mit dem euern: ein paar Gelehrte und eine kleine Universität. Wir behindern eure Soldaten nicht, ihr gebt uns die Universität Jabne. Eine so kleine Universität«, setzte er überredend hinzu, und wiederum mit seinen winzigen Händen malte er ihre Kleinheit.

»Ich glaube, Ihr Vorschlag ist nicht schlecht«, sagte langsam Vespasian. Er erhob sich, plötzlich sehr verändert. Jochanan mit sicherem Instinkt begriff sogleich diese Veränderung. Bisher hatte ein alter, verträglicher sabinischer Bauer mit einem alten, verträglichen Jerusalemer Gelehrten geredet: jetzt sprach Rom zu Judäa. »Seien Sie bereit«, sagte der Marschall, »übermorgen ein Dokument von mir entgegenzunehmen, das Ihre Forderung bewilligt. Wollen Sie, bitte, mein Doktor und Herr, mir dann Zug um Zug die Unterwerfungsurkunde mit dem Siegel des Großen Rats übergeben.«

Für den zweiten Tag darauf berief Vespasian eine feierliche Versammlung auf das Forum von Cäsarea. Die Behörden des von Rom besetzten Gebiets, Deputationen aller Regimenter waren hinbeschieden. Allgemein erwartete man, jetzt endlich werde die von den Truppen ersehnte Akklamation Ves-

pasians zum Kaiser erfolgen. Statt dessen erschien auf der Rednerbühne des Forums der Marschall zusammen mit Jochanan Ben Sakkai. Ein hoher Justizbeamter sprach vor, und ein Herold mit schallender Stimme verkündete, die rebellische Provinz habe ihr Unrecht eingesehen, kehre reuig unter die Schutzherrschaft des Senats und Volks von Rom zurück. Des zum Zeichen werde jetzt der Großdoktor Jochanan Ben Sakkai dem Marschall Dokument und Siegel der höchsten Behörde Jerusalems überreichen. Der jüdische Krieg, den zu führen das Reich den Feldherrn Titus Flavius Vespasian ausgesandt habe, sei damit zu Ende. Was noch zu tun bleibe, die Züchtigung der Stadt Jerusalem, sei eine polizeiliche Aktion. Die Soldaten schauten sich an, verwundert, enttäuscht. Sie hatten erwartet, ihren Feldherrn als Kaiser begrüßen zu können, Sicherheit über ihr zukünftiges Schicksal und vielleicht auch eine einmalige Gratifikation zu erhalten. Statt dessen sollten sie jetzt Zeugen eines juristischen Aktes sein. Sie wußten als Römer, daß Dokumente und Juristerei eine wichtige Sache waren, immerhin, den Sinn dieser Urkunde begriffen sie nicht. Nur sehr wenige, Mucian, Cänis, Agrippa, deuteten die Zeremonie richtig aus. Sie verstanden, daß dem Ordnungsmanne Vespasian, bevor er als Kaiser nach Rom zurückkehrte, daran lag, von der Gegenseite Brief und Siegel zu erhalten, er habe seine Aufgabe erfüllt.

Die Soldaten also machten lange Gesichter, viel Unmut wurde laut. Aber Vespasian haue seine Truppen gut diszipliniert, und als man jetzt von ihnen verlangte, sie sollten den Friedensschluß mit großer Zeremonie begrüßen, brachten sie sogar das freudige Gesicht auf, das das Militärreglement für solche Gelegenheiten vorschrieb. Die Armee defilierte also vor dem kleinen Doktor aus Jerusalem. Die Feldzeichen und Standarten zogen an ihm vorbei. Die römischen Legionen grüßten ihn, den Arm mit der flachen Hand ausgestreckt.

Hatte Josef nicht schon einmal Ähnliches gesehen? So sah er einmal einen östlichen König geehrt in der Stadt Rom vor dem Antlitz des Kaisers Nero, sein Säbel aber war festgenagelt in der Scheide. Jetzt ehrte die römische Armee die jüdische Gottesweisheit, doch erst nachdem sie das Schwert Judäas zer-

brochen hatte. Josef sah das Schauspiel von einem Winkel des großen Platzes aus, ganz hinten, unter kleinen Leuten und Leibeigenen, man stieß ihn, drängte ihn, schrie. Er starrte gerade vor sich hin, regte sich nicht.

Der kleine Uralte aber stand auf der Tribüne; später, da er sichtlich ermüdete, brachte man ihm einen Sessel. Immer wieder führte er die Hand an die Stirn, dankte, grüßte. Wiegte ab und zu den welken Kopf, ganz leise lächelnd.

Die Armee, die Zeremonie vollendet, wütete. Mucian und Agrippa waren sicher, der Marschall habe mit Absicht die Empörung der Truppe gesteigert. Sie bestürmten ihn, die Frucht sei überreif, er solle endlich sich als Herrn proklamieren. Als er sich aber auch diesmal naiv und bedächtig gab wie stets, schickten sie Josef Ben Matthias vor.

Es war eine kühle, angenehme Nacht mit frischem Wind vom Meer her, aber Josef war voll von einer heißen, zitternden Erregung. Es war an dem: sein Römer wird der Kaiser sein, und er hat ein Großteil dazu getan, das zu bewirken. Er zweifelte nicht, daß es ihm gelingen werde, den Zögernden zum Entschluß zu bringen. Natürlich war dieses Zögern nichts andres als klügliches Getändel. Wie wohl Wettläufer zehn Tage vor dem Spiel Schuhe aus Blei tragen, um den Fuß zu trainieren, so mochte sich der Anwärter auf den Thron mit Ausflucht und gespielter Weigerung den Lauf erschwert haben, damit er schließlich das Ziel um so schneller erreiche. Josef also breitete Ergebenheit, Zuversicht, Wissen um das Schicksal mit solcher Dringlichkeit vor Vespasian aus, daß der gar nicht anders konnte, als sich vor Gott und seinem Schicksal neigen und ja sagen.

Aber Vespasian konnte doch anders. Dieser Mann war wirklich hochmütig und starr wie ein Felsblock. Keinen kleinsten Schritt wollte er von allein tun; bis zum letzten wollte er sich stoßen und schieben lassen. »Sie sind ein Narr, mein Jüdlein«, sagte er. »Eure östlichen Duodezkönige mögen sich ihre Kronen aus Blut und Dreck zusammenleimen; für mich ist das nichts. Ich bin ein römischer Bauer, ich denke nicht daran. Bei uns machen Armee, Senat und Volk den Kaiser, nicht

Willkür. Der Kaiser Vitell hat die gesetzliche Bestätigung. Ich bin kein Rebell. Ich bin für Gesetz und Ordnung.« Josef preßte die Zähne aufeinander. Er hatte mit seiner ganzen Intensität gesprochen, sein Wort war an dem hartnäckigen Mann abgeprallt. Der wollte wirklich das Unmögliche, der wollte das Gesetzliche und das Ungesetzliche zugleich. Es war sinnlos, weiter auf ihn einzureden, es blieb nichts übrig als Verzicht.

Josef konnte sich nicht entschließen zu gehen, und Vespasian schickte ihn nicht weg. Fünf lange Minuten saßen die beiden Männer stumm in der Nacht. Josef ausgehöhlt und resigniert, Vespasian sicher, gleichmäßig atmend.

Plötzlich nahm der Marschall das Gespräch wieder auf, leise, doch jedes Wort wägend: »Sie können Ihrem Freunde Mucian sagen, daß ich mich nicht fügen werde, daß ich nur dem äußersten Zwang weichen würde.« Josef sah hoch, sah ihn an, atmete groß auf. Versicherte sich nochmals: »Aber dem Zwang *würden* Sie weichen?« Vespasian achselzuckte: »Totschlagen natürlich ließ ich mich ungern. Sechzig Jahre sind für einen robusten Bauern wie mich kein Alter.«

Josef verabschiedete sich so rasch wie möglich. Vespasian wußte: der Jude wird sofort zu Mucian gehen, er selber wird morgen, leider, erfreulicherweise gezwungen werden, Kaiser zu sein. Er war ein nüchterner Herr, er hatte es Cänis und sich streng verwehrt, dieses Ziel zu schmecken, solange es nicht erreicht war. Jetzt also kostete er es aus. Hart den Atem durch die Nase stieß er. Er hatte noch keine Zeit gefunden, sich's bequem zu machen; mit den schweren Soldatenstiefeln stapfte er über den kühlen Steinboden des Zimmers. »T. Fl. Vespasian, Kaiser, Herrscher, Gott«, schmunzelte er, grinste breit, machte das Gesicht wieder scharf. »Na ja«, sagte er. Er warf die lateinischen und die östlichen Worte durcheinander: Cäsar, Adir, Imperator, Messias. Eigentlich war es komisch, daß sein Jude ihn als erster akklamiert hatte. Ein klein wenig verdroß es ihn: er fühlte sich dem Menschen fester verkettet, als er wollte.

Er spürte Lust, Cänis zu wecken, der Frau, die nun so lange Sturz und Aufstieg mit ihm geteilt hatte, zu sagen: »Ja, nun ist es an dem.« Aber dieses Verlangen dauerte nur einen kleinen Augenblick. Nein, er mußte jetzt allein sein, keinen einzigen

Menschen konnte er sehen. Doch, einen. Einen ganz fremden, der von ihm nichts wußte und von dem er nichts wußte. Wieder faltete er das Gesicht auseinander, breit, böse, glücklich. Mitten in der Nacht schickte er nach Josefs Haus und befahl Josefs Frau zu sich, Mara, Tochter des Lakisch, aus Cäsarea.

Josef war soeben von der Unterredung mit Mucian nach Hause gekommen, sehr hochgestimmt in dem Bewußtsein, einen wie großen Anteil er daran hatte, daß nun morgen sein Römer Kaiser sein wird. Um so tiefer jetzt stürzte er hinunter. Es war eine fressende Schmach und Enttäuschung, daß der Römer den Mann, der ihm die große Idee eingegeben hatte, auf solche Art demütigte. Der freche Unbeschnittene wird nicht zulassen, daß er sich je wieder aus dem Schlamm dieser Ehe heraushebt. In sich hinein knirschte er alle die höhnischen Namen, mit denen der Marschall genannt wurde: Spediteur, dreckiger, Pferdeäpfelbauer! Fügte die unflätigsten Schimpfworte zu, aramäische, griechische, was immer ihm beifiel.

Das Mädchen Mara, nicht weniger erschreckt als er, fragte still: »Josef, mein Herr, soll ich sterben?« – »Närrin«, sagte Josef. Sie hockte vor ihm, mattweiß, jämmerlich, in einem dünnen Hemd. Sie sagte: »Das Blut, das vor drei Wochen hätte kommen sollen, ist nicht gekommen. Josef, mein Mann, den Jahve mir gegeben hat, höre: Jahve hat meinen Leib gesegnet.« Und da er schwieg, fügte sie ganz leise hinzu, demütig, erwartungsvoll: »Willst du mich nicht halten?« – »Geh!« sagte er. Sie fiel um. Nach einer Weile raffte sie sich hoch, schleppte sich zur Tür. Er aber, da sie gehen wollte, wie sie war, fügte unwirsch, befehlend hinzu: »Zieh deine besten Kleider an.« Sie gehorchte scheu, zögernd. Er musterte sie und sah, daß sie schlichte Schuhe trug. »Auch die parfümierten Sandalen«, herrschte er sie an.

Vespasian, in der Stunde, da sie bei ihm war, fühlte sich sehr zufrieden, genoß sie mit allen Sinnen. Er wußte, morgen wird es sein, morgen wird man ihn akklamieren, und dann wird er für immer aus diesem Osten weggehen dahin, wohin er gehört, in seine Stadt Rom, um dort Ordnung und Zucht zu schaffen. Im Grund verachtete er ihn, diesen Osten, aber mit einer Art gönnerhafter Liebe. Dieses Judäa jedenfalls hat ihm

gut geschmeckt, das fremdartige, glückbringende, vergewaltigte Land war ein brauchbarer Schemel für seine Füße gewesen, es hatte sich als sehr geeignet erwiesen, sich unterwerfen und profitieren zu lassen, und auch diese Mara, Tochter des Lakisch, gerade weil sie so still und voll verächtlicher Sanftmut war, sagte ihm zu. Er dämpfte seine knarrende Stimme, legte ihren mondlich schimmernden Kopf auf seine haarige Brust, spielte mit seinen gichtischen Händen in ihrem schwarzen Haar, sprach ihr gut zu mit den paar spärlichen aramäischen Worten, die er wußte: »Sei zärtlich, mein Mädchen! Sei nicht dumm, meine Taube!« Er sagte das mehrmals, möglichst mild, aber doch ein wenig abwesend und verächtlich. Er schnaufte, er war angenehm müde, er hieß sie sich waschen und anziehen, rief seinen Kammerdiener, ließ sie wegbringen, und eine Minute später hatte er sie vergessen und schlief befriedigt ein in Erwartung des kommenden Tages.

Es war eine sehr kurze Nacht, und es war in der ersten Dämmerung, als Mara zu Josef zurückkehrte. Sie ging schwer, als trüge sie jeden ihrer Knochen einzeln, ihr Gesicht war verwischt, lappig, wie aus feuchtem, schlechtem Stoff. Sie zog das Kleid aus. Langsam, mit Mühe dröselte sie daran, dröselte es auf, zerriß es, umständlich, mit Mühe, in lauter kleine Fetzen. Dann nahm sie die Sandalen, die geliebten, parfümierten Sandalen, riß daran herum, mit Nägeln, mit Zähnen, alles langsam, lautlos. Josef haßte sie, weil sie nicht klagte, weil sie nicht gegen ihn aufbegehrte. In ihm war nur *ein* Gedanke: Weg von ihr, fort von ihr! Ich komme nicht hinauf, solange ich *eine* Luft mit ihr atme.

Den Vespasian, als er sein Schlafzimmer verließ, begrüßten die wachhabenden Soldaten mit der Ehrenbezeigung und dem Gruß, der dem Kaiser vorbehalten war. Vespasian grinste: »Verrückt geworden, Jungens?« Aber da war schon der diensttuende Offizier und andere Offiziere, und sie wiederholten den Kaiserlichen Gruß. Vespasian zeigte Zorn. Nun aber stellten sich auch einige Obersten und Generäle ein, an ihrer Spitze Mucian. Das ganze Gebäude war plötzlich voll von Soldaten, Soldaten füllten den weiten Platz davor, und immer wieder und

immer lauter, während die ganze Stadt in stürmische Begeisterung geriet, wiederholten sie den Kaiserlichen Gruß. Mucian währenddes, in dringlicher und außerordentlich geschickter Rede, bestürmte den Marschall, das Vaterland nicht im Dreck verkommen zu lassen. Die andern unterstützten seine Rede mit wilden Zurufen, immer dreister drangen sie vor, ja, schließlich zückten sie die Schwerter und drohten, da sie nun doch einmal Rebellen seien, ihn zu ermorden, wenn er sich nicht an ihre Spitze stelle. Vespasian, mit seiner Lieblingswendung, sagte: »Na, na, na, nicht so heftig, Jungens. Wenn ihr durchaus darauf besteht, dann sag ich nicht nein.«

Den elf Soldaten, die die Wache gehalten hatten, diktierte er wegen des unvorschriftsmäßigen Grußes eine Strafe von dreißig Hieben zu und eine Gratifikation von siebenhundert Sesterzien. Wenn sie wollten, konnten sie sich von den dreißig Hieben durch dreihundert Sesterzien loskaufen. Die fünf Soldaten, die die Hiebe und die Sesterzien nahmen, beförderte er zu Feldwebeln.

Dem Josef sagte er: »Ich denke, mein Jüdlein, jetzt können Sie Ihre Kette ablegen.« Josef hob ohne großen Dank die Hand zur Stirn, das blaßbraune Gesicht unverhohlen mürrisch, voll Auflehnung. »Haben Sie sich mehr erwartet?« hänselte Vespasian. Und da Josef schwieg, fügte er barsch hinzu: »Machen Sie schon den Mund auf! *Ich* bin kein Prophet.« Er hatte wohl längst erraten, was Josef wollte, aber es machte ihm Spaß, den Juden selber darum bitten zu lassen. Allein der gutmütige Titus mischte sich ein: »Doktor Josef erwartet wohl, daß man ihm die Kette zerhaut.« Dies war die Art, wie man Männer befreite, die zu Unrecht gefangen waren. »Na schön«, achselzuckte Vespasian. Er ließ zu, daß die Zerschlagung der Kette in großer Zeremonie geschah.

Josef, als freier Mann, bückte sich tief, fragte: »Darf ich fortan den Geschlechternamen des Kaisers führen?«

»Wenn Sie sich davon etwas versprechen«, meinte Vespasian, »ich habe nichts dagegen.« Und Josef Ben Matthias, Priester der Ersten Reihe aus Jerusalem, nannte sich von da an Flavius Josephus.

VIERTES BUCH

Alexandrien

Ein langes, schmales Rechteck, streckte sich die Hauptstadt des Ostens, das ägyptische Alexandrien, am Meer entlang, nach Rom die größte Stadt der bekannten Welt und sicherlich ihre modernste. Fünfundzwanzig Kilometer maß ihr Umfang. Sieben große Avenuen durchschnitten ihre Länge, zwölf ihre Breite; die Häuser waren hoch und weit, alle versehen mit fließendem Wasser.

Im Angelpunkt dreier Weltteile, an der Kreuzung des Orients und des Okzidents, an der Straße nach Indien gelegen, hatte sich Alexandrien zum ersten Handelsplatz der Welt hochgeschwungen. Auf der ganzen neunhundert Kilometer langen Strecke der asiatischen und afrikanischen Küste zwischen Joppe und Parätonium war der Hafen dieser Stadt der einzige wettersichere. Hier stapelten sich Goldstaub, Elfenbein, Schildpatt, arabisches Gewürz, Perlen des persischen Meers, indische Edelsteine, chinesische Seide. Eine mit der modernsten Technik arbeitende Industrie lieferte berühmte Leinwand bis nach England, wirkte kostbare Teppiche und Gobelins, stellte für arabische und indische Volksstämme Nationaltrachten her. Fabrizierte edle Gläser, berühmte Parfüms. Versorgte die ganze Erde mit Papier, vom dünnsten Damenbriefpapier bis zum gröbsten Packpapier.

Alexandrien war eine arbeitsame Stadt. Hier hatten selbst die Blinden zu tun, und die ausgemergelten Greise gingen nicht müßig. Es war fruchttragende Arbeit, und die Stadt versteckte diese Früchte nicht. Während in den engen Straßen Roms und in den hügeligen Straßen Jerusalems jeder Wagenverkehr tagsüber verboten war, hallten in Alexandrien die luftigen Boulevards wider vom Verkehr von Zehntausenden von Fahrzeugen, und eine nie abreißende Reihe von Luxusgefährten zog die beiden Korsostraßen auf und ab. Riesig hob sich inmitten weiter Parks die Residenz der alten Könige, das Museum, die stolze Bibliothek, das Mausoleum mit dem gläsernen Sarg und dem Leichnam Alexanders des Großen. Der Fremde brauchte Wochen für die vielen Sehenswürdigkeiten. Da war noch das Heiligtum des Serapis, die Theater, die Rennbahn, die Insel Pharus, gekrönt von ihrem weißen, berühmten Leuchtturm, die riesigen Industrie- und Hafenanlagen, die Basilika,

die Börse, die die Warenpreise der Welt festsetzte, und nicht zuletzt das große Vergnügungsviertel, das in den üppigen Badeort Canopus ausmündete.

Man lebte leicht und gut in Alexandrien. Zahllos waren die Garküchen und die Kneipen, in denen das berühmte einheimische Gerstenbier verzapft wurde. An allen Tagen, die das Gesetz dafür freigab, fanden in den Theatern, im Sportpalast, in der Arena Spiele statt. In ihren Stadtpalästen, in ihren Villen in Eleusis und Canopus, auf ihren Luxusjachten gaben die Reichen raffiniert ausgeklügelte Feste. Das Ufer des zwanzig Kilometer langen Kanals, der Alexandrien mit dem Badeort Canopus verband, war besetzt mit Speisehäusern. Man fuhr auf Barken den Kanal hinauf und hinunter; die Kajüten hatten Vorrichtungen, daß sie bequem verhängt werden konnten; überall am Ufer im Schatten des Geranks der ägyptischen Bohne lagen solche Schiffe verankert. Hier in Canopus lokalisierte man die elysäischen Gefilde Homers; in allen Provinzen träumten die Kleinbürger von canopischen Ausschweifungen, sparten für eine Reise nach Alexandrien.

Auch edleren Genüssen diente der Reichtum der Stadt. Das Museum übertraf die Kunstsammlungen Roms und Athens, die lückenlose Bibliothek hatte neunhundert Schreiber in ständigem Dienst. Die Lehranstalten Alexandriens waren besser als die Schulen Roms. In der Kriegswissenschaft, vielleicht auch in Jurisprudenz und Nationalökonomie mochte die Reichshauptstadt überlegen sein; aber in den andern Disziplinen führte unbestritten die Akademie Alexandriens. Die römischen Familien der herrschenden Schicht bevorzugten die Ärzte, die an der alexandrinischen Anatomie studiert hatten. Auch pflegte die Stadt auf Betreiben ihrer Mediziner eine humane Art der Hinrichtung, indem sie den schnell wirkenden Biß einer zu diesem Zweck gezüchteten Giftnatter verwandte.

Die Alexandriner, bei aller Modernität, hingen an der Tradition. Sie hielten ihre Tempel und Kultstätten im Ruf besonderer Heiligkeit und Wirksamkeit, ließen die von den Vätern ererbte altägyptische Magie nicht abreißen, klammerten sich an ihre überkommenen Bräuche. Wie in Urzeiten verehrten sie ihre heiligen Tiere, Stier, Sperber, Katze. Als ein römischer

Soldat versehentlich eine Katze umgebracht hatte, konnte ihn keine Macht vor der Hinrichtung retten.

So lebten diese zwölfmalhunderttausend Menschen, rastlos aus der Arbeit in den Genuß, aus dem Genuß in die Arbeit stürzend, immer nach Neuem süchtig und andächtig starr am Überkommenen hängend, sehr launisch, aus höchster Gunst jäh in wilde Abneigung umschlagend, geldgierig, geistreich, von beweglichem, bösartigem Witz, zügellos frech, musisch, politisiert bis in die Poren ihrer Haut. Aus allen Teilen der Erde waren sie in die Stadt zusammengeströmt; bald aber hatten sie ihre Heimat vergessen und fühlten sich nur mehr als Alexandriner. Alexandrien, das war die Stadt des Morgen- und des Abendlandes, der sinnenden Philosophie, der heitern Kunst, des rechnenden Handels, der rastlosen Arbeit, des überschäumenden Genusses, der ältesten Tradition, der modernsten Lebensform. Unbändig stolz waren sie auf ihre Stadt, und es kümmerte sie nicht, daß ihr maßloser, großschnäuziger Lokalpatriotismus überall Ärgernis gab.

Inmitten dieser Gemeinschaft lebte eine Gruppe Menschen, noch älter, noch reicher, noch gebildeter, noch hochfahrender als die andern: die Juden. Sie hatten eine bewegte Geschichte hinter sich. Seitdem vor siebenhundert Jahren tapfere jüdische Landsknechte dem König Psammetich seinen großen Sieg erfochten hatten, saßen sie im Land. Später hatten der makedonische Alexander, die Ptolemäer sie zu Hunderttausenden angesiedelt. Jetzt lebten ihrer allein in der Stadt Alexandrien fast eine halbe Million. Ihre kultische Absonderung, ihr Reichtum, ihre Hoffart hatten immer wieder zu wüsten Pogromen geführt. Erst vor drei Jahren, als der Aufruhr in der Provinz Judäa ausbrach, waren in Alexandrien an fünfzigtausend Juden in einem wilden Gemetzel umgekommen. Noch heute lagen in dem Stadtteil Delta, ihrem Hauptwohnsitz, weite Bezirke verwüstet. Vieles Zerstörte ließen sie absichtlich liegen, auch wuschen sie von den Mauern ihrer Synagogen das Blut nicht weg, das damals verspritzte. Sie waren stolz selbst auf diese Angriffe, sie waren ihnen eine Bestätigung ihrer Macht. Denn sie regierten in Wahrheit das Land Ägypten, wie einst Josef, der Sohn des Jakob, unter seinem Pharao das Land

beherrscht hatte. Der Feldmarschall Tiber Alexander, der Generalgouverneur Ägyptens, war jüdischer Abkunft, und die führenden Männer der Provinz, Anwälte, Textilfabrikanten, Steuerpächter, Waffenhändler, Bankiers, Korngroßhändler, Reeder, Papierfabrikanten, Ärzte, Lehrer der Akademie waren Juden.

Die Hauptsynagoge in Alexandrien war eines der Wunderwerke der Welt. Sie bot Raum für mehr als hunderttausend Menschen; nächst dem Tempel von Jerusalem war sie das größte jüdische Bauwerk der Erde. Einundsiebzig Stühle aus reinem Gold standen da für den Großmeister und die Präsidenten des Gemeinderats. Keine noch so umfangreiche menschliche Stimme konnte das mächtige Haus durchdringen: man mußte mit Fahnen anzeigen, wenn die Gemeinde dem Vorbeter ihr Amen respondieren sollte.

Stolz blickten die alexandrinischen Juden auf die römischen herab, auf diese Westjuden, die zumeist kärglich lebten und sich aus ihrer Proletarierexistenz nicht recht hochbringen konnten. Sie, die Alexandriner, hatten ihr Judentum klug und harmonisch mit der Lebensform und dem Weltbild des griechischen Orients ausgesöhnt. Schon vor hundertfünfzig Jahren hatten sie die Bibel ins Griechische übertragen, und sie fanden, diese ihre Bibel füge sich gut in die griechische Welt.

Trotz alledem und trotzdem sie in Leontopolis ihren eigenen Tempel hatten, galt ihnen der Berg Zion als ihr Zentrum. Sie liebten Judäa, sie sahen mit tiefem Mitleid, wie infolge der politischen Unfähigkeit Jerusalems der jüdische Staat zu zerfallen drohte. Eine ganz große Sorge erfüllte sie: daß wenigstens der Tempel erhalten bleibe. Sie zinsten dem Tempel wie alle andern Juden, sie pilgerten nach Jerusalem, sie hatten dort ihre eigenen Hotels, Synagogen, Friedhöfe. Viele Weihgeschenke des Tempels, Tore, Säulen, Hallen, waren von ihnen errichtet worden. Ein Leben ohne den Tempel in Jerusalem war auch den alexandrinischen Juden nicht denkbar.

Sie schritten hoch her, sie ließen sich nicht anmerken, wie sehr die Geschehnisse in Judäa an sie rührten. Die Geschäfte blühten, der neue Kaiser hatte Verständnis für sie. Glänzend in ihren Luxuswagen fuhren sie über den Korso, sie saßen

fürstlich auf ihren hohen Stühlen innerhalb der Schranken der Basilika, der Börse, sie gaben ihre großen Feste in Canopus, auf der Insel Pharus. Aber wenn sie unter sich waren, dann, oft, verdüsterten sich ihre hochmütigen Gesichter. Ihr Atem preßte sich, ihre stolzen Schultern erschlafften.

Die Juden Alexandriens nahmen Josef herzlich und mit Achtung auf, als er im Gefolg des neuen Kaisers aus dem Schiff stieg. Man schien genau zu wissen, welchen Anteil er an der Akklamation Vespasians hatte, ja, man überschätzte diesen Anteil. Josefs Jugend, seine verhaltene Spannkraft, die ernste Schönheit seines hagern, heftigen Gesichts packte die Herzen. Wie seinerzeit in Galiläa, so rief es jetzt in Alexandrien, wenn er in den Straßen der Juden sich zeigte: »Marin, Marin, unser Herr, unser Herr.«

Nach dem finstern Fanatismus Judäas, nach der Derbheit des römischen Militärbetriebs pumpte er sich jetzt genießerisch voll mit der freien Helligkeit der Weltstadt. Sein dumpfes und wildes früheres Leben, sein Weib Mara hatte er in Galiläa zurückgelassen. Sein Bereich waren nicht die Intrigen aktueller Politik, nicht die groben Aufgaben militärischer Organisation, sein Bereich war das Geistige. Mit Stolz am Gürtel trug er das goldene Schreibzeug, das der junge General Titus, als man Judäa verließ, ihm als Ehrengabe geschenkt hatte.

Prächtig an der Seite des Großmeisters Theodor Bar Daniel fuhr er über den Korso. Er zeigte sich in der Bibliothek, in den Bädern, in den Luxusrestaurants von Canopus. Der Jude mit dem goldenen Schreibzeug war bald überall bekannt. In manchen Lehrsälen bei seinem Eintritt erhoben sich Lehrer und Studenten. Die Fabrikanten, die Kaufherren waren stolz, wenn er ihre Werke, Lager, Warenspeicher besichtigte, die Literaten geehrt, wenn er ihren Vorlesungen beiwohnte. Er führte das Leben eines großen Herrn. Die Männer hörten auf ihn, die Frauen flogen ihm zu.

Ja, er hatte recht gehabt mit seiner Prophezeiung. Vespasian war wirklich der Messias. Die Erlösung freilich durch diesen Messias vollzog sich anders, als er gedacht hatte, langsam, hell, nüchtern. Sie bestand darin, daß dieser Mann die

Schale des Judentums zerschlug, auf daß ihr Inhalt über die Erde verströmte und Griechentum und Judentum ineinanderschmolzen. In Josefs Leben und Weltbild drang immer mehr von dem hellen, skeptischen Geist dieser östlichen Griechen. Er verstand nicht mehr, wie er früher hatte Abscheu spüren können vor allem Nichtjüdischen. Die Heroen des griechischen Mythos und die Propheten der Bibel schlossen einander nicht aus, es war kein Gegensatz zwischen den Himmeln Jahves und dem Olymp des Homer. Josef begann die Grenzen zu hassen, die ihm früher Auszeichnung, Auserwähltheit bedeutet hatten. Es kam darauf an, das eigene Gute überfließen zu lassen in die andern, das fremde Gute einzusaugen in sich selbst.

Er war der erste Mensch, eine solche Weltanschauung beispielhaft vorzuleben. Er war eine neue Art Mensch, nicht mehr Jude, nicht Grieche, nicht Römer: ein Bürger des ganzen Erdkreises, soweit er gesittet war.

Von jeher war die Stadt Alexandrien der Hauptsitz der Judenfeinde gewesen. Hier hatten Apion, Apollonius Molo, Lysimach, der ägyptische Oberpriester Manetho gelehrt, die Juden stammten von Aussätzigen ab, sie verehrten in ihrem Allerheiligsten einen Eselskopf, sie mästeten in ihrem Tempel junge Griechen, schlachteten sie an ihrem Osterfest und schlössen alljährlich, das Blut dieser Opfer trinkend, ein jüdisches Geheimbündnis gegen alle andern Völker. Vor dreißig Jahren hatten zwei Direktoren der Sporthochschule, Dionys und Lampon, die judenfeindliche Bewegung fachmännisch organisiert. Der weiße Schuh der Sporthochschule war allmählich zum Symbol geworden, und jetzt nannten sich die Judenfeinde des ganzen Landes Ägypten »Die Weißbeschuhten«.

Mit dem Juden Josef war den Weißbeschuhten eine neue Plage über Alexandrien gekommen. Wie er hochmütig in der Stadt herumfuhr und sich feiern ließ, galt er ihnen als der fleischgewordene jüdische Übermut. In ihren Klubs, bei ihren Zusammenkünften sang man Couplets, zum Teil recht witzige, über den jüdischen Freiheitshelden, der zu den Römern übergelaufen war, über den betriebsamen Makkabäer, der sich

überall einschob und den Mantel nach jedem von den acht Winden hängte.

Eines Tages nun, als Josef das Agrippabad betreten wollte, mußte er in der Vorhalle eine Gruppe junger weißbeschuhter Herren passieren. Kaum waren die Weißbeschuhten seiner ansichtig geworden, als sie einen widerlich näselnden, gurgelnden, quiekenden Singsang anstimmten: »Marin, Marin«, offenbar um die enthusiastischen Zurufe der Juden an Josef zu parodieren.

Josefs blaßbraunes Gesicht erblaßte noch tiefer. Aber er ging gerade zu, den Kopf nicht rechts noch links drehend. Die Weißbeschuhten, als sie sahen, daß er ihrer nicht achtete, verdoppelten ihre Zurufe. Einige riefen: »Geht nicht zu nah an ihn heran, daß ihr euch nicht ansteckt.« Andere: »Wie schmeckt Ihnen unser Schweinefleisch, Herr Makkabäer?« Von allen Seiten jetzt johlte es, gellte es: »Josef, der Makkabäer! Der beschnittene Livius!«, und Josef sah vor sich eine Mauer hämischer, haßgeifernder Gesichter. »Wünschen Sie was?« fragte er in das nächste Gesicht, ein olivbraunes, und seine Stimme war sehr ruhig. Der Angeredete, mit übertrieben frecher Unterwürfigkeit, sagte: »Ich wollte Sie nur um eine Auskunft bitten, Herr Makkabäer. Ist Ihr Herr Vater auch aussätzig gewesen?« Josef schaute ihm in die Augen, sagte nichts. Ein zweiter Weißbeschuhter, auf Josefs goldenes Schreibzeug weisend, fiel ein: »Hat das einer Ihrer Herren Väter mitgehen lassen, als sie aus Ägypten hinausgejagt wurden?« Josef sagte noch immer nichts. Plötzlich, mit einer erschreckend jähen Bewegung, zog er das schwere Schreibzeug aus dem Gürtel, schlug es dem Frager auf den Kopf. Der brach zusammen. Es war lautlos still ringsum. Josef, hochmütig, ohne sich nach dem Gefallenen umzuwenden, ging in das Innere des Bades. Die Weißbeschuhten wollten ihm nach, Badediener, Gäste warfen sich dazwischen.

Der Getroffene, es war ein gewisser Chäreas, aus angesehener Familie, war ernstlich verletzt. Untersuchung gegen Josef wurde eingeleitet, bald niedergeschlagen. Der Kaiser sagte zu Josef: »Na ja, mein Junge, ganz nett. Aber dazu haben wir Ihnen das Schreibzeug eigentlich nicht geschenkt.«

Alljährlich feierten die alexandrinischen Juden auf der Insel Pharus ein großes Fest zur Erinnerung an die Vollendung der griechischen Bibel. Der zweite Ptolemäus und der Chef seiner Bibliothek, Demetrius von Phaleron, hatten drei Jahrhunderte zuvor die Übersetzung der Heiligen Schrift ins Griechische angeregt. Zweiundsiebzig jüdische Doktoren, des Hebräischen und des Griechischen in gleicher Weise kundig, hatten das schwierige Werk vollendet, das den Juden Ägyptens, die den Urtext nicht mehr verstanden, das Wort Gottes vermittelte. Die zweiundsiebzig Doktoren hatten unter Klausur gearbeitet, jeder streng abgesondert; dennoch hatte der Text eines jeden am Ende wortwörtlich übereingestimmt mit dem Text aller andern. Dieses Wunder, durch das Jahve dartat, daß er die Versöhnlichkeit der Juden und ihr Zusammenleben mit den Griechen billigte, feierten die Alexandriner mit ihrem jährlichen Fest.

Alle führenden Männer und Frauen der Stadt, auch die Nichtjuden, zeigten sich an diesem Tage auf der Insel Pharus; nur die Weißbeschuhten blieben fern. Auch der Kaiser nahm teil, der Prinz Titus, die vielen großen Herren aus Rom und allen Provinzen, die die Anwesenheit des Hofs nach Alexandrien gespült hatte.

Josef war die Aufgabe zugefallen, den Dank der Fremden auszusprechen, die zu dem Fest geladen waren. Er tat das in einer heitern, doch nicht unbedeutenden Art, feierte in bewegten Worten das völkerverbindende Schrifttum, die völkerverbindende Weltstadt Alexandrien.

Er mußte, um mit Erfolg sprechen zu können, die Wirkung auf den Gesichtern der Zuhörer wahrnehmen, und er pflegte, um den Eindruck abzulesen, wahllos ein Gesicht aus der Zuhörermenge auszusuchen. Diesmal fiel sein Auge auf einen fleischigen und doch strengen, sehr römischen Kopf. Aber der Kopf versperrte sich ihm und blieb während seiner ganzen Rede unbewegt. Säuerlich, sonderbar blicklos, schaute dieser römische Kopf durch ihn hindurch, über ihn hinweg, mit einem merkwürdig stumpfen Hochmut, der ihn beinahe aus dem Konzept brachte. Seine Rede vollendet, erkundigte sich Josef, wer der Herr sei, dem der Kopf gehörte. Es ergab sich, daß es

Cajus Fabull war, Kaiser Neros Hofmaler, von dem die Fresken des Goldenen Hauses stammten. Josef sah sich den Mann genau an, der seine Rede mit so unhöflicher Gleichgültigkeit angehört hatte. Auf einem gedrungenen, dicken, fast unförmigen Körper saß ein starker, strenger Kopf. Im übrigen war Cajus Fabull besonders sorgfältig angezogen, er hielt sich steif und würdevoll, was bei seiner Beleibtheit ein bißchen komisch wirkte.

Josef hatte in Rom viel von den Schrullen dieses Cajus Fabull gehört. Der Maler, überzeugter Hellenist, der eine leichte, sinnenfreudige Kunst übte, war in seinem Wesen betont gravitätisch; er malte nur im Galakleid, er war äußerst hochmütig, er sprach nicht mit seinen Leibeigenen, verständigte sich mit ihnen nur durch Zeichen und Winke. So berühmt und gesucht seine Kunst war – es gab keine noch so kleine Provinzstadt, die nicht Fresken und Bilder in seiner ‘ Manier aufwies –, war es ihm trotzdem nicht geglückt, in die großen römischen Familien einzudringen. Er hatte schließlich eine hellenisierte Ägypterin geehelicht und sich damit den Eintritt in die herrschende Schicht für immer verbaut.

Josef wunderte sich, daß Fabull überhaupt hier war; man hatte ihm gesagt, er zähle zu den eifrigsten Anhängern der Weißbeschuhten. Dem Josef war alle Malerei zuwider, sie sprach nicht zu ihm. Die Vorschrift der Lehre: du sollst dir kein Abbild machen, hatte sich tief in ihn eingefressen. Man schätzte auch in Rom den Schriftsteller sehr hoch, den Maler aber als ein Wesen niedriger Kaste; diesen eiteln Künstler Fabull betrachtete Josef mit doppelt verächtlicher Abneigung.

Der Kaiser sprach Josef an. Er hatte in einem besonders schönen Exemplar der griechischen Bibel, das man ihm als Ehrengeschenk ausgehändigt hatte, mit sicherm Blick gewisse erotische Partien herausgefunden und erbat sich jetzt mit knarrender Stimme von Josef Erläuterungen. »Sie haben ja ein wenig Fett angesetzt, mein Jüdlein«, sagte er unvermittelt, erstaunt. Er wandte sich an Fabuli, der in der Nähe stand. »In Galiläa hätten Sie meinen Juden sehen sollen, Meister. Damals war er großartig. Stoppelig, hundsmager, verwahrlost. Wirklich ein Prophet zum Malen.« Fabull stand steif, säuerlich; Josef lächelte höflich. »Ich habe mir hier«, fuhr Vespasian

fort, »den Arzt Hekatäus zugelegt. Der läßt mich jede Woche einmal fasten. Das bekommt mir ausgezeichnet. Was meinen Sie, Fabull? Wenn wir den Burschen eine Woche fasten lassen, wollen Sie ihn mir dann malen?« Fabull stand stocksteif, das Gesicht ein wenig verzerrt. Josef sagte geschmeidig: »Es freut mich, Majestät, daß Sie heute in der Lage sind, so vergnügt über Jotapat zu scherzen.« Der Kaiser lachte. »Wenn das Wetter umschlägt«, sagte er, »spüre ich immer noch den Fuß, auf den mir Ihre Leute die Steinkugel gepfeffert haben.« Er wies auf die Dame, die neben dem Maler stand. »Ihre Tochter, Fabull?« – »Ja«, sagte der Maler trocken, zurückhaltend, »meine Tochter Dorion.« Alle beschauten das Mädchen. Dorion war ziemlich groß, schmal und zart, die Haut gelbbraun, langer, dünner Kopf, die Stirn schräg und hoch, die Augen meerfarben. Die Jochbogen betont, die Nase stumpf, ein wenig breit, das Profil leicht und rein; groß, frech sprang der Mund aus dem zarten, hochfahrenden Gesicht. »Nettes Mädchen«, sagte der Kaiser. Und, sich verabschiedend: »Na ja. Überlegen Sie sich's, Fabull, ob Sie mir meinen Juden malen wollen.« Er brach auf.

Die andern standen eine kleine Weile stumm und betreten zusammen. Fabull war nur aus Rücksicht auf das neue Regime auf das Fest gegangen. Er hatte Dorion mit Mühe bewogen, mitzukommen. Jetzt bereute er, daß er da war. Er dachte nicht daran, den faulen, eiteln jüdischen Literaten zu porträtieren. Josef seinesteils dachte nicht daran, sich von dem überheblichen, verständnislosen Maler porträtieren zu lassen. Immerhin war nicht zu leugnen, das Mädchen Dorion war eine auffallende Erscheinung. Nettes Mädchen, hatte der Kaiser gesagt. Das war platt ausgedrückt und überdies schief. Wie sie dastand, zart bis zur Gebrechlichkeit, locker und doch streng in der Haltung, ein ganz kleines, triumphierendes und obszönes Lächeln um den großen Mund. Josef schmeckte mit Widerwillen ihre etwas wilde Anmut.

»Naja«, wiederholte ein wenig spöttisch das Mädchen Dorion die Lieblingsworte des Kaisers. »Wollen wir nicht auch gehen, Vater?« Sie hatte eine hohe, dünne, bösartige Stimme. Josef machte den Mund auf, sie anzusprechen, aber dem sonst so Gewandten fiel nichts Rechtes ein. In diesem Augenblick

spürte er, daß sich etwas an seinen Füßen rieb. Er sah an sich herunter, es war eine große, rotbraune Katze. Die Katzen, heilige Tiere, wurden in Ägypten verhätschelt, Römer und Juden mochten sie nicht. Josef suchte sie wegzuscheuchen. Sie blieb, sie belästigte ihn. Er beugte sich nieder, packte das Tier. Plötzlich sprang ihn die Stimme des Mädchens an: »Lassen Sie die Katze!« Es war eine schrille, unangenehme Stimme. Merkwürdig, wie sanft sie wurde, als sie sich jetzt an die Katze wandte: »Komm, mein Tierchen! Meine Liebe, meine kleine Göttin! Er versteht nichts von dir, der Mann. Hat er dich erschreckt?« Und sie streichelte die Katze. Das häßliche Tier schnurrte.

»Entschuldigen Sie«, sagte Josef, »ich wollte Ihrer Katze nicht zu nahe treten. Es sind nützliche Tiere, in Mäusejahren.« Dorion hörte gut seinen Spott. Sie hatte eine ägyptische Mutter gehabt und eine ägyptische Bonne. Die Katze ist göttlich, in ihr ist noch ein Teil der Löwengöttin Bastet, Kraft und Gewalt der Urzeit. Der Jude wollte ihren Gott herabwürdigen, der Jude war ihr zu gering, ihm zu erwidern. Man hätte nicht zu diesem Fest gehen sollen. Die Kunst ihres Vaters war einzigartig, keine Regierung, kein Kaiser kam ohne ihn aus, er hätte es nicht nötig gehabt, dem neuen Regime die Konzession zu machen. Sie sagte nichts, sie stand still da, die Katze auf dem Arm, und stellte ein hübsches Bild: geschmücktes Mädchen, mit einer Katze spielend. Während sie, angenehm überrieselt, viele Blicke auf sich fühlte, überlegte sie. Ein nettes Mädchen, hat der Kaiser gesagt. Ihr Vater soll diesen Juden malen. Was für ein klobiger, witzloser Spaß. Der Kaiser ist plump, ein echter Römer. Schade, daß ihr Vater nicht Geistesgegenwart genug hat, sich gegen solche Späße zu wehren. Er hat ihnen nichts entgegenzusetzen als seine etwas säuerliche Gravität. Da hat sich der Jude mit seiner servilen Ironie besser aus der Affäre gezogen. Sie nahm gut wahr, daß Josef trotz der frechen Anmerkung über die Katze Gefallen an ihr fand. Wenn sie jetzt einen Satz sagt, dann wird er viele und sicher sehr schmeichelhafte und versöhnliche Sätze erwidern. Aber sie beschließt, nichts zu sagen. Wenn er von neuem spricht, dann, vielleicht, wird es ihr gefallen, zu antworten. Wenn er nicht spricht, dann

wird sie gehen, und es wird ihre letzte Begegnung mit dem Juden gewesen sein.

Josef seinesteils überlegte: dieses Mädchen Dorion ist spöttisch und hochfahrend. Wenn er sich mit ihr einläßt, wird es bald Weiterungen geben, Unannehmlichkeiten. Das beste wäre, sie stehenzulassen mit ihrer dummen, häßlichen Katze. Wie merkwürdig braun das Braun ihrer Hände ist gegen das häßliche Braun der Katze. Ungemein dünne, lange Hände hat sie. Sie ist wie aus einem der alten, eckigen, harten Bilder, mit denen hier alles vollbekleckst ist. »Finden Sie es nicht übertrieben, wenn ich noch dünner werden soll, um mich von Ihrem Vater malen zu lassen?« sagt er, und während er spricht, bereut er schon, nicht weggegangen zu sein. »Ich denke, ein wenig Fasten ist kein zu hoher Preis, um für die Ewigkeit fortzuleben«, sagt mit ihrer hohen Kinderstimme Dorion. »Ich glaube«, erwidert Josef, »wenn ich weiterleben werde, dann lebe ich in meinen Büchern weiter.«

Dorion ärgerte sich über diese Antwort. Da war sie wieder, die berühmte jüdische Überheblichkeit. Sie suchte nach einer Antwort, die den Mann treffen sollte; aber bevor sie sie gefunden hatte, sagte trocken und lateinisch Fabull: »Gehen wir, meine Tochter. Es hängt nicht von uns ab und nicht von ihm, ob ich ihn malen werde. Wenn der Kaiser befiehlt, dann male ich auch das Aas eines verwesenden Schweines.«

Josef sah den beiden nach, wie sie in der Säulenhalle verschwanden, die den Damm nach dem Festland säumte. Er hatte nicht sehr gut abgeschnitten, aber er bereute nicht, daß er gesprochen hatte.

In diesen Tagen schrieb Josef den Psalm, der späterhin der Psalm des Weltbürgers genannt wurde:

O Jahve, gib mir mehr Ohr und mehr Auge,
Die Weite deiner Welt zu sehen und zu hören.
O Jahve, gib mir mehr Herz,
Die Vielfalt deiner Welt zu begreifen.
O Jahve, gib mir mehr Stimme,
Die Größe deiner Welt zu bekennen.

Merkt auf, Völker, und hört gut zu, Nationen.
Spart nicht, spricht Jahve, mit dem Geist, den ich
über euch ausgoß.
Verschwendet euch, geht die Stimme des Herrn,
Denn ich speie aus denjenigen, der knausert.
Und wer eng hält sein Herz und sein Vermögen,
Von dem wende ich mein Antlitz.

Reiße dich los von deinem Anker, spricht Jahve.
Ich liebe nicht, die im Hafen verschlammen.
Ein Greuel sind mir, die verfaulen im Gestank ihrer
Trägheit.
Ich habe dem Menschen Schenkel gegeben, ihn zu tragen
über die Erde,
Und Beine zum Laufen,
Daß er nicht stehen bleibe wie ein Baum in seinen Wurzeln.

Denn ein Baum hat nur *eine* Nahrung.
Aber der Mensch nähret sich von allem,
Was ich geschaffen habe unter dem Himmel.
Ein Baum kennt immer nur das gleiche,
Aber der Mensch hat Augen, daß er das Fremde in sich
einschlinge,
Und eine Haut, das andere zu tasten und zu schmecken.

Lobet Gott und verschwendet euch über die Länder.
Lobet Gott und vergeudet euch über die Meere.
Ein Knecht ist, wer sich festbindet an ein einziges Land.
Nicht Zion heißt das Reich, das ich euch gelobte,
Sein Name heißt: Erdkreis.

So machte sich Josef aus einem Bürger Judäas zum Bürger der Welt und aus dem Priester Josef Ben Matthias zu dem Schriftsteller Flavius Josephus.

Es gab auch in Alexandrien Anhänger der »Rächer Israels«. Trotz der damit verbundenen Gefahr ließen sich selbst auf den Straßen Leute mit der verpönten Feldbinde sehen, die die

Initialen Makkabi trug: »Wer ist wie du, o Herr?« Die Makkabi-Leute hatten Josef, dem Verräter ihrer Sache, seit seiner Ankunft auf jede Art ihre Verachtung bezeigt. Nach seinem Zusammenstoß mit dem Weißbeschuhten Chäreas waren sie ein wenig stiller geworden. Jetzt aber nach dem Psalm des Weltbürgers eiferten sie mit doppeltem Geschrei gegen den zweideutigen, vielbemakelten Mann.

Josef lachte zunächst. Bald aber mußte er merken, wie die Agitation der »Rächer Israels« auch die Gemäßigten ergriff, wie sogar die Herren des Großen Gemeinderats von ihm abzurücken begannen. Wohl dachten die jüdischen Führer Alexandriens in ihrem Herzen wie er: aber für die Majorität der Gemeinde war der Psalm des Weltbürgers wüste Ketzerei, und kaum zwei Wochen nach der Veröffentlichung dieses Psalms kam es in der Hauptsynagoge zum Skandal.

Wenn ein Jude Alexandriens glaubte, der Großmeister und seine Beamten hätten in einer wichtigen Sache ein ungerechtes Urteil gefällt, dann erlaubte ihm ein alter Brauch, an die ganze Gemeinde zu appellieren, und zwar am Sabbat, vor der geöffneten Rolle der Schrift. Die heilige Handlung des Sabbats, die Vorlesung aus der Schrift, mußte so lange inhibiert werden, bis die ganze Gemeinde in sofortigem Entscheid über eine solche Klage befunden hatte. Diesen Entscheid anzurufen aber war gefährlich; denn gab die Gemeinde dem Kläger nicht statt, dann wurde er auf drei Jahre in den Großen Bann getan. Infolge solcher Strenge wurde von dem Recht nur selten Gebrauch gemacht; in den letzten zwei Jahrzehnten war es nur dreimal geschehen.

Jetzt, als Josef sich nach der Veröffentlichung seiner Verse zum erstenmal in der großen Hauptsynagoge zeigte, geschah es ein viertes Mal. Es war der Sabbat, an dem der Abschnitt verlesen werden sollte, der mit den Worten beginnt: »Und es erschien ihm Jahve unter den Terebinthen Mamres.« Kaum war die Schriftrolle auf die große Kanzel gebracht worden, von der aus die Vorlesung statthaben sollte, kaum war die Rolle ihres kostbaren Mantels entkleidet und geöffnet worden, da stürmte der Führer der Makkabi-Leute mit einigen seiner Anhänger die Kanzel, und sie verboten die Vorlesung. Sie erho-

ben Klage gegen Josef Ben Matthias. Wohl hätten die Juristen in der Gemeinde unter Zitierung allerlei verzwickter Klauseln erklärt, der Bann Jerusalems sei jetzt für Alexandrien nicht wirksam. Die weitaus meisten unter den Juden Alexandriens aber dächten anders. Dieser Mann Josef Ben Matthias sei schuld an dem Unheil in Galiläa und Jerusalem, er sei ein doppelter Verräter. Allein seine schimpfliche, knechtische Ehe mit der Beischläferin des Vespasian genüge, ihn aus der Gemeinschaft der Synagoge auszuschließen. Unter stürmischer Zustimmung verlangte der Redner, daß Josef aus dem heiligen Raum hinausgewiesen werde.

Josef stand sehr still, die Lippen fest geschlossen. Die Hunderttausend hier in der Synagoge, das waren doch die gleichen, die ihm vor wenigen Wochen zugejubelt hatten: Marin, Marin. Waren es jetzt so wenige, die sich für ihn rührten? Er schaute auf den Großmeister Theodor Bar Daniel und die siebzig Herren auf den goldenen Stühlen. Die saßen, blasser als ihre Gebetmäntel, und taten den Mund nicht auf. Nein, die konnten ihn nicht schützen und schützten ihn nicht. Auch daß er der Freund des Kaisers war, schützte ihn nicht. Er wurde mit Schande aus der Synagoge ausgewiesen.

Manche, als sie ihn so kahl hinausgehen sahen, sagten sich: Das ist, weil ein Rad in der Welt ist. Es ist ein Schöpfrad, es geht hoch und sinkt, und den leeren Eimer füllt es und den vollen leert es aus. Und diesen hat es jetzt getroffen; denn gestern war er noch stolz, und heute ist er überdeckt mit Schande.

Josef selber schien die Sache nicht sehr ernst zu nehmen. Er lebte weiter sein glänzendes Leben wie bisher, mit Frauen, mit Literaten und Schauspielern, ein hochgeehrter Gast in den verschwenderischen Zirkeln von Canopus. Prinz Titus zeichnete ihn noch sichtbarer aus als bisher und zeigte sich fast immer in seiner Gesellschaft.

Aber wenn Josef allein war, in seinen Nächten, war er krank vor Bitterkeit und Schmach. Seine Gedanken kehrten sich gegen ihn selber. Er war unrein, er war voll Aussatz innen und außen, kein Titus konnte ihm seinen Grind abkratzen. Seine Schande war greifbar, jeder konnte sie sehen. Sie hatte einen

Namen, sie hieß Mara. Er mußte diesen Quell seines Übels zuschütten und für immer.

Nach einigen Wochen, ohne mit irgendwem Rates darüber gepflogen zu haben, ging er zum Oberrichter der Gemeinde, dem Doktor Basilid. Josef hatte sich seit seiner Austreibung bei keinem der großen jüdischen Herren sehen lassen. Dem Oberrichter war der Besuch unbehaglich. Er suchte nach irgendwelchen vermittelnden Worten, wand sich, machte ein paar lahme Redensarten. Aber Josef zog den zerrissenen Priesterhut heraus, wie es der Ritus für seinen Fall vorschrieb, legte ihn vor dem Oberrichter nieder, riß das Kleid ein und sagte: »Mein Doktor und Herr, ich bin Ihr Knecht und Untergebener Josef Ben Matthias, früher Priester der Ersten Reihe in Jerusalem. Ich habe begangen die Sünde des bösen Triebs. Ich habe ein Weib geheiratet, das zu heiraten mir verboten war, eine Kriegsgefangene, die gehurt hatte mit den Römern. Ich bin schuldig der Strafe der Ausrottung.« Doktor Basilid, der Oberrichter, wurde blaß, als Josef diese Worte sprach; er wußte gut, was sie zu bedeuten hatten. Es dauerte eine Weile, ehe er die Antwort gab, die die Formel vorschrieb: »Die Strafe der Ausrottung, Sündiger, steht nicht bei den Menschen, sie steht bei Gott.« Und Josef ging weiter und fragte gemäß der Formel: »Gibt es ein Mittel, mein Doktor und Herr, durch das der Sündiger die Strafe der Ausrottung von sich und seinem Geschlecht abwenden kann?« Der Oberrichter erwiderte: »Wenn der Sündiger die Strafe der vierzig Schläge auf sich nimmt, dann übt Jahve Gnade. Aber der Sündiger muß um diese Strafe bitten.« Josef sagte: »Ich bitte, mein Doktor und Herr, um die Strafe der vierzig Schläge.«

Als bekannt wurde, daß Josef die Strafe der Geißelung auf sich nehmen wollte, gab es ein ungeheures Aufsehen in der Stadt Alexandrien; die Geißelung wurde nicht oft vollzogen, gewöhnlich nur an Leibeigenen. Die Makkabi-Leute zogen die Brauen hoch und verstummten, und manche, die in der Synagoge bei der Austreibung Josefs mit am lautesten geschrien hatten, bereuten es in ihrem Herzen. Die Weißbeschuhten aber beschmierten alle Hauswände mit Karikaturen des gegeißelten Josef, und in den Kneipen sang man Couplets.

Die jüdischen Behörden gaben den Termin der Exekution nicht bekannt. Dennoch war am festgesetzten Tag der Hof der Augustäer-Synagoge voll von Menschen, und die Straßen ringsum gurgelten von Neugierigen. Blaßbraun und hager, die heftigen Augen gradaus, ging Josef den Weg zum Oberrichter. Er legte die Hand auf die Stirn; sehr laut, daß man es bis in den letzten Winkel hören konnte, sagte er: »Mein Doktor und Herr, ich habe begangen die Sünde des bösen Triebs. Ich bitte um die Strafe der vierzig Schläge.« Der Oberrichter erwiderte: »So übergebe ich dich dem Gerichtsdiener, Sündiger.«

Der Büttel Ananias Bar Akaschja winkte seinen beiden Gehilfen, und sie rissen Josef die Kleider vom Leib. Der Arzt trat hinzu, untersuchte ihn, ob er fähig sei, die Geißelung derart zu überstehen, daß ihm nicht unter der Geißel Harn und Kot abgingen; denn das war Entwürdigung, und das Gesetz schrieb vor: »Dein Bruder soll nicht entwürdigt werden in deinen Augen.« Es war der Oberarzt der Gemeinde, der Josef untersuchte, Julian. Er tastete ihn ab, prüfte besonders Herz und Lunge. Viele unter den Zuschauern glaubten, der Arzt werde den Josef für unfähig erklären, die ganze Geißelung durchzuhalten, oder höchstens für fähig weniger Hiebe. In seinem Innern hoffte selbst Josef auf einen ähnlichen Befund. Aber der Arzt wusch sich die Hände und erklärte: »Der Sündiger ist fähig der vierzig Hiebe.«

Der Büttel hieß Josef niederknien. Die Gehilfen banden seine beiden Hände an einen Pfahl, so daß seine Knie Abstand von dem Pfahl hielten, und alle sahen, wie die glatte, blasse Haut seines Rückens sich dehnte. Dann banden sie ihm einen schweren Stein um die Brust, so daß der Oberkörper niedergezogen wurde. Der Büttel Ananias Bar Akaschja ergriff die Geißel. Umständlich, während man sah, wie Josefs Herz gegen die Rippen schlug, befestigte der Büttel den breiten Riemen aus Ochsenleder am Griff, prüfte ihn, machte ihn loser, straffer, wieder loser. Die Spitze des Riemens mußte den Bauch des Gezüchtigten erreichen. Das war Vorschrift.

Der Oberrichter begann, die beiden Schriftverse zu lesen über die Geißelung. »So soll es geschehen: wenn Schläge verdient der Sündiger, so läßt der Richter ihn hinlegen, und man

schlägt ihn vor seinem Angesicht nach Maßgabe seiner Sünde an Zahl. Vierzig Schläge schlägt man ihn, nicht mehr. Daß er nicht mehr gebe als diese, der Schläge zuviel, und dein Bruder entwürdigt werde in deinen Augen.« Der Büttel hieb dreizehn Streiche auf den Rücken. Der zweite Richter zählte, dann netzten die Gehilfen den Sündiger. Dann sagte der dritte Richter: schlage, und der Büttel hieb dreizehn Schläge auf die Brust. Dann wieder netzten die Gehilfen den Sündiger. Zuletzt hieb der Büttel nochmals dreizehn Streiche auf den Rücken. Es war sehr still, während er zuschlug. Man hörte die Hiebe scharf aufklatschen, man hörte den gepreßten, pfeifenden Atem Josefs, sah sein flatterndes Herz.

Josef lag gebunden und rang unter der Geißel nach Atem. Die Hiebe waren kurz und scharf, aber der Schmerz war wie ein endloses, bewegtes Meer; er kam in hohen Wellen, nahm Josef weg, verebbte, ließ Josef hochtauchen, kam wieder und brach über ihm zusammen. Josef keuchte, pfiff, roch den Geruch des Blutes. Dies alles geschah um Maras willen, der Tochter des Lakisch, er hatte sie begehrt, er haßte sie, jetzt ließ er sie aus seinem Blut herauspeitschen. Er betete: Aus den Tiefen schrei ich zu dir, o Herr. Er zählte die Schläge, aber die Zahlen verwirrten sich ihm, es waren schon viele hundert Schläge, und sie schlugen ihn immer weiter. Das Gesetz schreibt vor, es sollten nicht vierzig Schläge sein, sondern neununddreißig; denn es stand geschrieben: »an Zahl«, und das ist gleich: »ungefähr«, und somit sollten es nur neununddreißig sein. Oh, wie mild war das Gesetz der Doktoren. Oh, wie hart war die Schrift. Wenn sie jetzt nicht aufhören, dann wird er sterben. Es war ihm, Jochanan Ben Sakkai werde sagen, daß sie aufhören sollten. Der Großdoktor war in Judäa, in Jerusalem oder in Jabne, aber trotzdem, er wird dasein, er wird seinen Mund auftun. Es kommt nur darauf an, daß Josef aushält bis dahin. Der Boden und der Pfahl vor ihm verschwimmt, allein Josef reißt sich zusammen. Es ist ihm geboten, klar zu sehen, Boden und Pfahl genau zu erkennen, bis Jochanan Ben Sakkai kommt. Aber Jochanan Ben Sakkai kam nicht, und schließlich verlor Josef doch Gesicht und Erkenntnis. Ja, beim vierundzwanzigsten Streich wurde er ohnmächtig

und lag leblos in den Stricken. Aber nachdem man ihn genetzt hatte, kam er wieder zu sich, und der Arzt sagte: er ist fähig, und der Richter sagte: schlage weiter.

Unter den Zuschauern war die Prinzessin Berenike. Es gab keine Tribünen, keine gesonderten Plätze. Aber sie hatte schon in der Nacht zuvor ihren kräftigsten kappadokischen Leibeigenen geschickt, ihr einen Platz frei zu halten. Nun stand sie in der zweiten Reihe, gepreßt zwischen vielen andern, die langen Lippen halb offen, hart atmend, die dunkeln Augen beharrlich auf den Gegeißelten gerichtet. Im Hof war es lautlos still. Man hörte nur die Stimme des Oberrichters, der die Schriftverse verlas, sehr langsam, dreimal im ganzen, und von weit her aus den Straßen das Gejohl der Massen. Sehr aufmerksam sah Berenike zu, wie dieser hochmütige Josef die Hiebe auf sich nahm, um von der Hure loszukommen, an die er seinen Namen hatte binden müssen. Ja, er war in Wahrheit ihr Vetter. Er befaßte sich nicht mit kleinen Sünden und nicht mit kleinen Tugenden. Sich tief demütigen, um dann um so stolzer hochzutauchen, das begriff sie. Sie hatte selber in der Wüste die Wollust solcher Demütigungen gekostet. Sie stand sehr blaß; es war nicht leicht, zuzuschauen, aber sie schaute zu. Sie bewegte lautlos die Lippen, zählte mechanisch mit. Sie war froh, als der letzte Schlag gefallen war; aber sie hätte noch länger stehen und es mit ansehen können. Ihre Zähne waren trocken geworden unter ihren langen Lippen.

Josef wurde bewußtlos und blutig in das Gemeindehaus getragen. Man wusch ihn, unter der Aufsicht des Arztes Julian, salbte ihn, flößte ihm einen Trank ein aus Wein und Myrrhen. Als er zu sich kam, sagte er: »Gebt dem Büttel zweihundert Sesterzien.«

Mara, die Tochter des Lakisch, indes ging beglückt umher, sich freuend auf das Kind, das sie gebären sollte, es mit tausend Sorgen hütend. Sie war sehr arbeitsam, aber jetzt drehte sie nicht die Handmühle, auf daß das Kind kein Trunkenbold werde. Sie aß keine unreifen Datteln, auf daß es nicht Triefaugen bekomme, trank kein Bier, auf daß sein Teint nicht schlecht werde, aß keinen Senf, um es vor Schlemmerei zu

behüten. Hingegen aß sie Eier, auf daß die Augen des Kindes sich vergrößerten, Meerbarben, auf daß es den Menschen wohlgefällig werde, und Zitronat, auf daß es angenehm rieche. Ängstlich ging sie allem Häßlichen aus dem Weg, um sich nicht zu versehen, beflissen suchte sie den Anblick schöner Menschen. Mit Mühe verschaffte sie sich einen zauberkräftigen Adlerstein, der, von Natur innen hohl, einen kleineren Stein in sich schloß, ein Bild der Gebärmutter, die, obzwar nach innen geöffnet, die Frucht nicht herausfallen läßt.

Als es soweit war, setzte man Mara in den Gebärstuhl, ein Gestell aus Lattenwerk, in dem sie halb sitzen, halb liegen konnte, und band eine Henne an das Gestell, damit ihr Geflatter die Geburt beschleunige. Es war eine schmerzhafte Geburt, noch Tage später verspürte Mara die bittere Kälte an den Hüften. Die Hebamme sprach beschwörend auf sie ein, zählte, rief sie bei Namen, zählte.

Dann aber war das Kind da, und siehe, es war ein Knabe. Blauschwarz, schmutzig, voll Schleim und Blut war seine Haut, aber er schrie, und er schrie so, daß sein Schrei von der Wand widerhallte. Das war ein gutes Zeichen, und auch daß das Kind an einem Sabbat zur Welt kam, war ein gutes Zeichen. Man nahm warmes Wasser zum Bad, trotz des Sabbats, und man goß Wein in das Badewasser, kostbaren Wein von Eschkol. Vorsichtig renkte man die Glieder des Kindes aus, und man bestrich seinen weichen Schädel mit einem Brei aus unreifen Trauben, um Geziefer zu verscheuchen. Man salbte es mit warmem Öl, bestreute es mit dem Pulver von zerstoßenen Myrrhen, wickelte es in feines Linnen; Mara hatte an ihren Kleidern gespart, um das beste Linnen für das Kind zu erwerben.

Janik, Janiki, oder wohl auch Jildi, mein Kind, mein Kindchen, mein Baby, sagte Mara, und stolz am andern Tag ließ sie eine Zeder pflanzen, weil es ein Knabe war.

Die ganzen neun Monate hindurch hatte sie darüber nachgedacht, welchen Namen sie dem Knaben geben sollte. Aber jetzt, in der Woche vor der Beschneidung, da sie sich entscheiden mußte, schwankte sie lange. Endlich entschied sie sich. Sie ließ den Schreiber kommen und diktierte ihm einen Brief:

»Mara, Tochter des Lakisch, grüßt ihren Herrn, Josef, den

Sohn des Matthias, Priester der Ersten Reihe, den Freund des Kaisers.

O Josef, mein Herr, Jahve hat gesehen, daß Deine Magd mißfällig war vor Deinem Angesicht, und er hat meinen Leib gesegnet und hat mich gewürdigt, daß ich Dir einen Sohn gebäre. Er ist an einem Sabbat geboren, und er wiegt sieben Litra und fünfundsechzig Zuz, und sein Schrei kam von der Wand zurück. Ich habe ihn Simeon genannt, das ist der Sohn der Erhörung, denn Jahve hat mich erhört, als ich mißfällig war. Josef, mein Herr, sei gegrüßt und werde groß in der Sonne des Kaisers, und der Herr lasse sein Antlitz leuchten über Dir.

Und iß keinen Palmkohl, weil es Dich dann gegen die Brust drückt.«

Um die gleiche Zeit, noch bevor er diesen Brief erhalten hatte, stand Josef im Zeremoniensaal der Gemeinde von Alexandrien. Er war noch blaß und sehr mitgenommen von der Geißelung, aber er hielt sich aufrecht. Neben ihm standen als Zeugen der Großmeister Theodor Bar Daniel und der Präsident der Augustäer-Gemeinde, Nikodem. Der Oberrichter Basilid selber führte den Vorsitz, und drei Doktoren fungierten als Richter. Der erste Sekretär der Gemeinde schrieb nach dem Diktat des Oberrichters, er schrieb vorschriftsmäßig auf Pergament aus Kalbshaut, er schrieb mit dem Gänsekiel und tiefschwarzer Tinte, und sah zu, daß das Dokument genau zwölf Zeilen umfaßte nach dem Ziffernwert des Wortes Get, des hebräischen Wortes für Scheidebrief.

Josef, während der Gänsekiel über das Pergament knirschte, hörte in seinem Herzen ein Geräusch, lauter als dieses Knirschen. Es war aber jenes scharfe Geräusch, mit dem Mara, Tochter des Lakisch, ihr Kleid zerrissen hatte und ihre Sandalen, wortlos, umständlich, als sie in jenem grauen Morgen zurückkam von dem Römer Vespasian. Josef glaubte, er habe dieses Geräusch vergessen, jetzt aber war es wieder da und war sehr laut, lauter als das Knirschen des Kiels. Aber er machte sein Ohr taub und sein Herz stumpf.

Der Sekretär aber schrieb folgendes: »Am siebzehnten Tag des Monats Kislew im Jahre dreitausendachthundertdreißig

nach Erschaffung der Welt in der Stadt Alexandrien am Ägyptischen Meer.

Ich, Josef Ben Matthias, genannt Flavius Josephus, der Jude, der ich mich heute in der Stadt Alexandrien am Ägyptischen Meer befinde, habe eingewilligt aus freiem Willen und ohne Zwang, Dich zu entlassen, loszulösen und zu scheiden, Dich, meine Ehefrau Mara, Tochter des Lakisch, die sich heute in der Stadt Cäsarea am Jüdischen Meer befindet. Du warst bisher mein Weib. Jetzt ab sei frei, entlassen, geschieden von mir, so daß Dir erlaubt ist, über Dich in Zukunft zu verfügen, und so daß Du in Zukunft erlaubt bist für jedermann.

Hierdurch erhältst Du von mir die Urkunde der Entlassung und den Scheidebrief nach dem Gesetz Mosis und Israels.«

Das Dokument wurde einem besonderen Vertreter übergeben mit dem schriftlichen Auftrag, es der Mara, der Tochter des Lakisch, zu überbringen und es ihr in Gegenwart des Gemeindepräsidenten von Cäsarea sowie von neun andern erwachsenen jüdischen Männern zu überreichen.

Schon am Tag, nachdem der Kurier in Cäsarea angelangt war, wurde Mara vorgeladen. Sie hatte keine Ahnung, worum es sich handeln könne. In Gegenwart des Gemeindepräsidenten überreichte ihr Josefs Vertreter das Schriftstück. Sie konnte nicht lesen, sie bat, man möge es ihr vorlesen. Man las, sie begriff nicht, man las nochmals, erklärte ihr, sie fiel um. Der Gemeindesekretär riß die Urkunde ein, zum Zeichen, daß sie vorschriftsmäßig übergeben und verlesen war, nahm sie zu seinen Akten und stellte dem Kurier ein Zertifikat darüber aus.

Mara kam nach Hause. Sie begriff, sie hatte nicht Gunst gefunden vor Josefs Augen. Wenn ein Weib nicht Gunst findet vor des Mannes Augen, dann hat der Mann das Recht, sie wegzuschicken. Keiner ihrer Gedanken ging gegen Josef.

Von jetzt an widmete sie ihre Tage mit ängstlicher Sorgfalt dem kleinen Simeon, Josefs Erstgeborenem. Peinlich enthielt sie sich aller Dinge, die ihrer Milch hätten schaden können, vermied Salzfische, Zwiebeln, gewisse Gemüse. Sie nannte ihr Kind nicht mehr Simeon, sie nannte es erst Bar Mëir, das ist Sohn des Leuchtenden, dann Bar Adir, das ist Sohn *des*

Gewaltigen, dann Bar Niphli, das ist Sohn der Wolke. Aber der Gemeindepräsident ließ sie ein zweites Mal kommen und untersagte ihr, ihrem Kind solche Namen zu geben, denn Wolke und Gewaltiger und Leuchtender waren Beinamen des Messias. Sie führte ihre Hand an die niedrige Stirn, neigte sich, versprach Gehorsam. Aber wenn sie allein war, in der Nacht, wenn niemand sie hörte, dann nannte sie den kleinen Simeon weiter mit diesen Namen.

Mit Treue hütete sie die Gegenstände, die Josef einmal angerührt, die Tücher, mit denen er sich getrocknet, den Teller, aus dem er gegessen hatte. Sie wollte ihr Kind des Vaters würdig machen. Sie sah voraus, daß da große Schwierigkeiten sein werden. Denn der Sohn aus der Ehe eines Priesters mit einer Kriegsgefangenen war nicht anerkannt, er war ein Bastard, ausgeschlossen aus der Gemeinschaft. Aber dennoch, sie mußte einen Weg finden. An Sabbaten, an Festtagen zeigte sie dem kleinen Simeon die Überbleibsel seines Vaters, die Tücher, den Teller, und sie erzählte ihm von der Größe seines Vaters und beschwor ihn, ein Doktor und Herr zu werden wie er.

Josef, nachdem er das Zertifikat der Scheidung dem zuständigen Gemeindebeamten in Alexandrien übergeben hatte, wurde in der Hauptsynagoge feierlich zur Vorlesung aus der Schrift aufgerufen. Seinem priesterlichen Rang zufolge als Erster. Zum erstenmal seit langer Zeit wieder trug er den Priesterhut und den blauen, blumendurchwirkten Gürtel der Priester der Ersten Reihe. Er trat auf die große Kanzel vor die geöffnete Rolle der Schrift, von der er vor wenigen Wochen weggewiesen worden war. Unter lautloser Stille der Hunderttausend sprach er den Segensspruch: »Gelobt seist du, Jahve, unser Gott, der du uns die wahre Lehre gabst und ewiges Leben uns einpflanztest.« Dann las er selber mit lauter Stimme den Abschnitt aus der Schrift, der für diesen Sabbat vorgeschrieben war.

Auf der Höhe des Winters, um den Beginn des neuen Jahres herum, wußte Vespasian, daß das Reich fest in seiner Hand sei. Die Arbeit des Soldaten war getan: jetzt begann die schwie-

rigere, die des Verwalters. Was vorläufig in Rom in seinem Namen geschah, war schlecht und unvernünftig. Mucian preßte aus Italien mit kalter Gier heraus, was immer an Geld vorhanden war, und des Kaisers jüngerer Sohn, Domitian, den er nie hatte leiden mögen, ein Liederjan, ein Früchtchen, verteilte als Statthalter des Kaisers wahllos Sonne und Gewitter. Vespasian schrieb dem Mucian, er möge dem Land nicht zuviel Purgative verabreichen, es sei einer auch schon an Diarrhöe gestorben. An das Früchtchen schrieb er, ob das Früchtchen die Gnade habe, ihn für das nächste Jahr im Amt zu belassen. Dann beorderte er drei Männer von Rom nach Alexandrien, den uralten Finanzminister Etrusk, den Hofjuwelier und Direktor der Kaiserlichen Perlfischereien Claudius Regin und den Verwalter seiner sabinischen Güter.

Die drei Sachverständigen tauschten ihre Ziffern aus, prüften sie. Die imperialistische Orientpolitik des Kaisers Nero und die Wirren nach seinem Tod hatten riesige Werte zerstört, die Summe der Reichsschulden, die die drei Männer errechneten, war hoch. Regin übernahm die wenig dankbare Aufgabe, dem Kaiser diese Summe zu nennen.

Vespasian und der Finanzmann hatten sich nie gesehen. Jetzt saßen sie sich in bequemen Sesseln gegenüber. Regin blinzelte, er sah schläfrig aus, er hatte das eine der fetten Beine über das andere gelegt, seine losen Schuhbänder baumelten. Er hatte früh auf diesen Vespasian gesetzt, als mit ihm nur sehr magere Geschäfte zu machen waren. Er war mit der Dame Cänis in Verbindung getreten, hatte ihr dann, als es um große Lieferungen für die judäische und für die europäischen Armeen Vespasians ging, ansehnliche Provisionen gezahlt. Vespasian wußte, daß sich der Finanzmann in seinen Abrechnungen als anständiger Kerl erwiesen hatte. Mit seinen hellen, harten Augen schaute er in das fleischige, traurige, verhängte Gesicht Regins. Die beiden Männer berochen einander, sie rochen sich nicht schlecht.

Regin nannte dem Kaiser seine Ziffer. Vierzig Milliarden. Vespasian zuckte nicht zurück. Vielleicht schnaufte er etwas härter, aber seine Stimme klang ruhig, als er erwiderte: »Vierzig Milliarden. Sie sind ein mutiger Mann, und haben Sie nicht

einige Posten zu hoch angeschlagen?« Claudius Regin, gelassen, mit seiner fettigen Stimme, beharrte: »Vierzig Milliarden. Man muß der Ziffer ins Auge schauen.« – »Ich schaue ihr ins Auge«, sagte hart schnaufend der Kaiser.

Sie besprachen die notwendigen geschäftlichen Maßnahmen. Man könnte riesige Gelder hereinbekommen, wenn man das Vermögen derjenigen konfiszierte, die dem früheren Kaiser noch nach der Akklamation Vespasians angehangen hatten. Es war der Tag, an dem der Kaiser nach der Diätvorschrift des Arztes Hekatäus zu fasten pflegte, und an diesem Tag hatte er den Sinn für Geschäfte besonders offen. »Sind Sie Jude?« fragte er unvermittelt. »Halbjude«, erwiderte Regin, »aber ich sehe jedes Jahr jüdischer aus.« – »Ich wüßte ein Mittel«, Vespasian verengerte die Augen, »die Hälfte der vierzig Milliarden auf einmal loszuwerden.« – »Ich bin neugierig«, sagte Claudius Regin. »Wenn ich anordnete«, überlegte Vespasian, »daß in der Hauptsynagoge ein Standbild von mir aufgestellt werden muß ...« – »Dann würden die Juden aufbegehren«, ergänzte Claudius Regin. »Richtig«, sagte der Kaiser. »Dann könnte ich ihnen ihr Geld abnehmen.« – »Richtig«, sagte Claudius Regin. »Das ergäbe schätzungsweise zwanzig Milliarden.« – »Sie sind ein schneller Rechner«, lobte der Kaiser. »Sie hätten dann die erste Hälfte der Schulden gedeckt«, meinte Claudius Regin. »Aber die zweite würden Sie niemals decken können; denn Wirtschaft und Kredit, nicht nur im Orient, wären für immer zerstört.« – »Ich fürchte, Sie haben recht«, seufzte Vespasian. »Aber Sie müssen zugeben, der Gedanke ist verlockend.« – »Ich gebe es zu«, lächelte Claudius Regin. »Schade, daß wir beide zu gescheit dafür sind.«

Regin mochte die alexandrinischen Juden nicht leiden. Sie waren ihm zu protzig, zu elegant. Auch verdroß ihn, daß sie auf die römischen Juden wie auf kompromittierende arme Verwandte herabschauten. Allein, was der Kaiser vorschlug, erschien ihm zu radikal. Er wird später für die alexandrinischen Juden andere Abzapfungen aussinnen, nicht solche, daß sie daran verbluten, aber immerhin solche, daß sie an ihn denken sollen.

Vorläufig empfahl er dem Kaiser eine andere Steuer, die alle

traf und die bisher im Osten noch keiner gewagt hatte: eine Steuer auf gesalzene Fische und Fischkonserven. Er verhehlte nicht das Gefährliche einer solchen Steuer. Die Alexandriner hatten Schnauzen wie die Schwertfische, und der Kaiser wird von ihnen allerhand zu hören bekommen. Allein Vespasian hatte keine Angst vor Couplets.

Die Sympathie der Alexandriner für den Kaiser schlug, als die Salzfischsteuer ausgeschrieben wurde, jäh um. Sie schimpften wild über die Verteuerung dieses sehr geliebten Nahrungsmittels, und einmal, bei einer Ausfahrt, bewarfen sie ihn mit faulen Fischen. Der Kaiser lachte schallend. Kot, Pferdeäpfel, Rüben, jetzt faule Fische. Es amüsierte ihn, daß er auch als Kaiser aus dieser Materie nicht herauskam. Er ordnete eine Untersuchung an, und die Unruhstifter mußten an seine Vermögensverwaltung ebenso viele goldene Fische liefern, als sich faule Fische in seinem Wagen vorgefunden hatten.

Den Josef sah Vespasian selten in diesen Tagen. Er war gewachsen mit seinem Amt, er war seinem Juden ferner gerückt, war fremd geworden, westlich, ein Römer. Gelegentlich sagte er zu ihm: »Ich höre, Sie haben sich wegen irgendeines Aberglaubens vierzig Schläge aufpfeffern lassen. Ich wollte«, seufzte er, »ich könnte meine vierzig Milliarden auch durch vierzig Schläge ablösen.«

Josef und Titus lagen in der offenen Speisehalle der Villa in Canopus, in welcher der Prinz einen großen Teil seiner Zeit zuzubringen pflegte. Sie waren allein. Es war ein milder Wintertag; man brauchte, trotzdem es gegen Abend ging, die offene Halle noch nicht zu verlassen. Das Meer lag still, die Zypressen rührten sich nicht. Langsam stelzte der Lieblingspfau des Prinzen durch den Raum, Speisereste aufpickend.

Josef konnte von seinem Sofa aus durch die weite Wandöffnung die tiefer liegende Terrasse und den Garten übersehen. »Sie lassen die Buchsbaumhecke in einen Buchstaben umformen, mein Prinz?« fragte er und wies mit dem Kopf auf die unten arbeitenden Gärtner. Titus kaute an einem Stückchen Konfekt. Er war in guter, freimütiger Laune; sein breites Knabengesicht über dem etwas zu kurzen Körper

lächelte. »Jawohl, mein Jude«, sagte er, »ich lasse die Buchsbaumhecke in einen Buchstaben umformen. Ich lasse auch die Buchsbäume meiner alexandrinischen Villa in einen Buchstaben umformen, auch die Zypressen.« – »In den Buchstaben B?« lächelte Josef. »Du bist schlau, mein Prophet«, sagte Titus. Er rückte näher; Josef saß, Titus lag, die Arme überm Kopf, und schaute zu ihm auf. »Sie findet«, sagte er vertraulich, »ich sehe meinem Vater ähnlich. Sie mag meinen Vater nicht. Ich kann das verstehen; aber ich finde, ich sehe ihm immer weniger ähnlich. Ich habe es nicht leicht mit meinem Vater«, klagte er. »Er ist ein großer Mann, er kennt die Menschen, und wer, wenn er die Menschen kennt, sollte sich nicht über sie lustig machen? Aber er tut es ein bißchen gar zu üppig. Jüngst, bei Tafel, als der General Prisk sich dagegen verwahrte, zu dick zu sein, hieß er ihn glatt seinen Hintern entblößen. Es war großartig, wie die Prinzessin einfach vor sich hin schaute. Sie saß still, sah nichts, hörte nichts. Wir können das nicht«, seufzte er. »Wir werden da verlegen oder grob. Wie kann man das machen, daß einen so etwas Plumpes nicht anrührt?« – »Es ist nicht schwer«, sagte Josef, den Blick auf den Gärtnern, die an den Buchsbäumen beschäftigt waren. »Sie müssen nur dreihundert Jahre hindurch ein Reich beherrschen, dann kommt es von selbst.« Titus sagte: »Du bist sehr stolz auf deine Kusine, aber du hast Ursache. Ich kenne doch nun Frauen aus allen acht Windrichtungen. Im Grunde ist es immer das gleiche, und mit ein bißchen Routine hat man sie bald an dem Punkt, wo man sie haben will. Sie kriege ich nicht an den Punkt. Hast du gewußt, daß ein Mann in meinen Jahren und in meiner Stellung schüchtern sein kann? Vor ein paar Tagen habe ich ihr gesagt: ›Eigentlich sollte man Sie zur Kriegsgefangenen erklären; denn mit dem Herzen sind Sie bei den »Rächern Israels«.‹ Sie sagte einfach ja. Ich hätte weitergehen sollen, ich hätte sagen sollen: Da du also eine Kriegsgefangene bist, so nehme ich dich als meinen privaten Beuteanteil. Jeder andern Frau hätte ich das gesagt, und ich hätte sie genommen.« Sein verwöhntes Knabengesicht war geradezu bekümmert.

Josef, sitzend, sah hinunter auf den Prinzen. Josefs Antlitz war härter geworden und zeigte, unbeobachtet, oft einen

erschreckend finstern Hochmut. Er wußte jetzt wiederum ein gut Teil besser, was Macht ist, was Demut und was Demütigung, was Wollust ist, Schmerz, Tod, Erfolg, Aufstieg, Niederbruch, freier Wille und Gewalt. Es war ein wohlerworbenes Wissen, nicht unterm Preis bezahlt. Er hatte den Prinzen gern. Er stieß bei ihm rasch auf Verständnis und Gefühl, und er hatte ihm viel zu verdanken. Jetzt aber, bei allem Wohlwollen, sah er aus diesem seinem teuer erkauften Wissen heraus auf ihn hinunter. Er, Josef, wurde mit Frauen fertig, für ihn war Berenike nie ein Problem gewesen, und er an Stelle des Prinzen wäre längst mit dieser Sache zu Rande gekommen.

Aber es war gut, daß es war, wie es war, und als nun der Prinz den Josef bat, knabenhaft, vertrauensvoll und ein wenig geniert, er möge ihm doch raten, wie er sich zu Berenike stellen solle, um voranzukommen, und er möge bei der Prinzessin für ihn wirken, da sagte er das erst nach einigem Nachdenken zu und tat, als sei es eine schwierige Aufgabe.

Es war keine schwere Aufgabe. Berenike hatte sich seit seiner Geißelung verändert. Statt jenes Fließenden aus Haß und Neigung war jetzt zwischen ihnen eine ruhige Gemeinsamkeit, herrührend aus Verwandtschaft des Wesens und Ähnlichkeit des Ziels.

Berenike machte sich vor Josef nicht kostbar; rückhaltlos ließ sie ihn in ihr Leben hineinschauen. Oh, sie hat sich nie lange geziert, wenn ihr ein Mann gefiel. Sie hat mit manchem Manne geschlafen, sie hat Erfahrungen. Aber lang gedauert hat eine solche Bindung nie. Es sind nur zwei Männer, die sie sich nicht aus ihrem Leben fortdenken könnte. Der eine ist Tiber Alexander, mit dem sie verwandt ist. Kein junger Mann mehr, nicht jünger als der Kaiser. Aber wie großartig biegsam, wie höflich und geschmeidig ist er bei aller Härte und Entschiedenheit. Ebenso fest wie der Kaiser und trotzdem niemals plump und bäurisch. Er ist ein großer Soldat, er hält seine Legionen in strengster Zucht und kann sich dennoch jeden Umweg der Höflichkeit und des Geschmacks leisten. Und dann ist da ihr Bruder. Die Ägypter sind weise, wenn sie von ihren Königen verlangen, daß Bruder und Schwester sich paaren. Ist Agrippa nicht der klügste Mann der Welt und der vornehm-

ste, mild und stark wie Wein später Lese? Man wird weise und gut, wenn man nur an ihn denkt, und die Zärtlichkeit für ihn macht einen reich. Josef nimmt nicht zum erstenmal wahr, wie ihr kühnes Gesicht sich sänftigt, wenn sie von ihm spricht, und ihre langen Augen sich verdunkeln. Er lächelt, er ist ohne Neid. Es gibt Frauen, die, auch wenn sie von ihm sprechen, sich so verändern.

Vorsichtig lenkt er auf Titus. Gleich fragt sie: »Sollen Sie vorfühlen, mein Doktor Josef? Titus kann höllisch klug sein; aber wenn es um mich geht, wird er linkisch, und sein Ungeschick steckt sogar einen so geschickten Menschen wie Sie an. Er ist täppisch, mein Titus, ein riesiges Baby. Man kann wirklich nicht anders zu ihm sagen als Janik. Er hat sich für dieses Wort ein eigenes stenographisches Zeichen ausgedacht, so oft sage ich es. Er schreibt nämlich fast alles mit, was ich sage. Er hofft, Sätze zu finden, auf die er mich dann festlegen kann. Er ist ein Römer, ein guter Jurist. Sagen Sie, ist er eigentlich gutmütig? Die meiste Zeit des Tages ist er gutmütig. Dann plötzlich macht er, einfach aus Neugier, Experimente, bei denen Tausende von Existenzen draufgehen, ganze Städte. Er bekommt unangenehm kalte Augen dann, und ich wage nicht, ihm einzureden.« – »Er gefällt mir sehr, ich bin mit ihm befreundet«, sagte ernsthaft Josef.

»Ich habe oft Angst um den Tempel«, sagte Berenike. »Wenn Gott ihm die Neigung zu mir eingeflößt hat, sagen Sie selbst, Josef, kann es zu anderm Zweck sein, als um seine Stadt zu retten? Ich bin sehr bescheiden geworden. Ich denke nicht mehr daran, daß von Jerusalem aus die Welt regiert werden soll. Aber bleiben muß die Stadt. Sie dürfen das Haus Jahves nicht zertreten.« Und still und angstvoll, mit schlichter, großer Gebärde die Handflächen nach außen drehend, fragte sie: »Ist das schon zuviel?«

Josef verfinsterte sich. Er dachte an Demetrius Liban, er dachte an Justus. Aber er dachte auch an Titus, wie er neben ihm gelegen war, aus offenen, freundschaftlichen Knabenaugen zu ihm aufschauend. Nein, es war unmöglich, daß dieser junge, freundliche Mensch mit seinem Respekt vor altem, heiligem Gut seine Hand gegen den Tempel heben würde. »Vor

Jerusalem wird Titus kein böses Experiment machen«, sagte er mit großer Bestimmtheit.

»Sie sind sehr zuversichtlich«, sagte Berenike. »Ich bin es nicht. Ich weiß nicht, ob er mir nicht schon aus der Hand geglitten wäre, wenn ich ein Wort gegen seine Experimente gewagt hätte. Er schaut mir nach, wenn ich gehe, er findet mein Gesicht besser geschnitten als andere, nun ja, wer tut das nicht?« Sie trat ganz nahe an Josef heran, legte ihm ihre Hand auf die Schulter, eine weiße, gepflegte Hand, und man sah nichts mehr von den Rissen und Schrunden der Wüste. »Wir kennen die Welt, mein Vetter Josef. Wir wissen, daß der Trieb des Menschen immer da ist, daß er stark ist und daß ein Kluger viel erreichen kann, wenn er den Trieb des Menschen zu verwerten weiß. Ich danke Gott, daß er dem Römer diese Begier eingepflanzt hat. Aber, glauben Sie mir, wenn ich heute mit ihm schlafe, dann wird er, wenn er seine neugierigen Augen bekommt, auf mein Wort bestimmt nicht mehr achten.« Sie setzte sich; sie lächelte, und Josef erkannte, daß sie ihren Weg weit voraussah. »Ich werde ihn knapphalten«, schloß sie kühl, rechnerisch, »ich werde ihn nicht zu nah heranlassen.« – »Sie sind eine kluge Frau«, anerkannte Josef. »Ich will, daß der Tempel nicht zerstört werde«, sagte Berenike.

»Was soll ich meinem Freunde Titus sagen?« überlegte laut Josef. »Hören Sie gut zu, mein Vetter Josef«, forderte Berenike ihn auf. »Ich warte auf ein Vorzeichen. Sie kennen das Dorf Thekoa, bei Bethlehem. Dort hat mein Vater bei meiner Geburt einen Pinienhain gepflanzt. Obwohl jetzt im Bürgerkrieg harte Kämpfe um Thekoa waren, hat der Hain nicht gelitten. Hören Sie gut zu. Wenn der Hain noch steht zur Zeit, da die Römer in Jerusalem einziehen, dann mag mir Titus ein Brautbett aus dem Holz meiner Pinien machen lassen.«

Josef überlegte scharf. Soll dies ein Zeichen sein für das Wesen des Titus oder für das Schicksal des Landes? Will sie ihr Beilager mit Titus abhängig machen von der Schonung des Landes, oder will sie sich sichern vor der neugierigen Grausamkeit des Mannes? Und soll er ihre Mitteilung an Titus weitergeben? Was eigentlich will sie?

Er setzte zu einer Frage an. Aber das lange, kühne Gesicht

der Prinzessin war hochmütig zugesperrt, die Stunde der Offenheit war vorbei, und Josef wußte, es war sinnlos, weiter zu fragen.

Eines Morgens, als Josef sich zum Frühempfang im kaiserlichen Palais einfand, war im Schlafzimmer Vespasians ein Porträt der Dame Cänis ausgestellt, das der Maler Fabull im Auftrag des Kaisers in aller Heimlichkeit geschaffen hatte. Das Bild war für das Chefkabinett der Kaiserlichen Vermögensverwaltung bestimmt. Ursprünglich hatte Vespasian gewünscht, es solle neben der Dame Cänis als Schirmherr der Gott Merkur stehen, dazu eine Glücksgöttin mit dem Füllhorn, und vielleicht auch die drei Parzen, goldene Fäden spinnend. Aber der Maler Fabull hatte erklärt, er komme damit nicht zurecht, und hatte die Dame Cänis auf sehr realistische Art dargestellt, an ihrem Schreibtisch sitzend, Rechnungen überprüfend. Hart und genau spähten ihre braunen Augen aus dem breiten, kräftigen Gesicht. Still saß sie, dabei unheimlich lebendig; der Kaiser hatte gescherzt, man müsse das Bild nachts anbinden, daß ihm Cänis nicht durchgehe. So sollte sie sitzen über dem Schreibtisch seines obersten Kaisers, immer mit ihren scharfen Augen zur Stelle, auf daß keine Schlampereien und Durchstechereien passierten. Der Kaiser bedauerte, daß sein Merkur nicht auf dem Bild war, aber es gefiel ihm trotzdem. Auch die Dame Cänis war zufrieden; nur eines ärgerte sie, daß der Maler ihr keine pompösere Frisur hatte zubilligen wollen.

Wer schärfer zusah, erkannte ohne Mühe, daß das Porträt von einem Meister gemalt war, aber nicht eben von einem Freund der Dame Cänis. Sie war eine große Geschäftsfrau, fähig, die Finanzen des ganzen Reiches zu überblicken und zu ordnen, mit einem warmen Herzen für Vespasian und für das Volk von Rom. Auf dem Bild des Malers Fabull wurde sie zu einer rechenhaften, kniffligen Hausmutter. Und war das Resolute, Stattliche der Frau auf dem Bild nicht bis über die Grenzen des Plumpen hinübergesteigert? Es war wohl so, daß der Maler Fabull, der Verehrer der alten Senatoren, seinen Haß gegen die hochgestiegenen Kleinbürger in das Bild mit hineingemalt hatte.

Aus der weiten Empfangshalle führte eine mächtige, offene Tür in das Schlafzimmer des Kaisers. Hier ließ er sich, wie die Sitte es wollte, vor aller Augen ankleiden. Und hier saß neben der gemalten Cänis die lebendige. Ihr Freund, der Mann, an den sie geglaubt hatte, als er noch sehr gering einherging, war jetzt Kaiser geworden, und sie saß neben ihm. Ihr Wesentliches war auf dem Bild, und dafür stand sie ein. Langsam schoben sich die Aufwartenden aus der Empfangshalle in das Schlafzimmer, drängten sich vor dem Bild, passierten vorbei, langsam, eine endlose Reihe; jeder fand ein paar künstliche Worte der Bewunderung und der Verehrung. Die Dame Cänis kassierte sie streng ein, und Vespasian lächelte.

Josef spürte vor dem Bild Unbehagen. Er fürchtete die Dame Cänis, und er sah gut, daß da Dinge mitgemalt waren, geeignet, seine Abneigung zu nähren und zu rechtfertigen. Trotzdem empfand er es wieder als einen Verstoß gegen die Schöpfung, Dinge neu schaffen zu wollen, die der unsichtbare Gott geschaffen hatte. Jahve war es, der dieser Frau ihre Plumpheit, ihre kalte Rechenhaftigkeit eingeblasen hatte; der Maler Fabull überhob sich, wenn er nun seinesteils ihr diese Eigenschaften verleihen wollte. Voll Widerwillen sah er auf den Maler. Der stand in der Nähe des Kaisers. Sein fleischiger, strenger, sehr römischer Kopf schaute durch die Besucher hindurch; säuerlich, hochmütig, unbeteiligt stand er, während er die Schmeichelworte der Besucher einsog.

Auch das Mädchen Dorion war da. Die geschwungenen Lippen ihres großen, vorspringenden Mundes lächelten, ein heller Schein war um ihr zartes, hochfahrendes Gesicht. Ihr Vater hatte seine Schrullen, niemand wußte das besser als sie, aber das Bild war ein Meisterwerk, voll von Kunst und Erkenntnis, und diese Dame Cänis lebte nun für immer genau so, wie ihr Vater sie sah und wollte; ihre Plumpheit, ihr scharfer Geiz waren nun ins Licht gehoben, für ewig in die sichtbare Welt gestellt. Dorion liebte Bilder leidenschaftlich, sie verstand sich auf die Technik bis in die letzten Schattierungen. Ihr Vater hatte vielleicht noch Wirksameres gemalt, aber dies war sein bestes Porträt; hier hatte er seine Grenzen ganz ausgefüllt, und es waren weite Grenzen.

Die Empfangshalle war gedrängt voll. Dorion lehnte an einer Säule, groß, schmal, zart, den gelbbraunen, dünnen Kopf nach hinten geworfen. Leicht mit der stumpfen Nase schnupperte sie, ihre kleinen Zähne lagen bloß, sie genoß die Wirkung des Bildes, sie genoß das etwas verblüffte Unbehagen der Beschauer nicht weniger als ihre Bewunderung. Sie freute sich, als sie Josef sah. Er war weit weg, aber sie hatte mit schrägem, raschem Blick erkannt, daß auch er sie wahrgenommen hatte, und sie wußte, daß er jetzt zu ihr vordringen werde.

Sie hatte seit dem Fest auf der Insel Pharus den jungen Juden nicht wieder gesehen. Als man ihr von seiner Geißelung erzählte, hatte sie ein paar böse und leichtfertige Witze gemacht, aber in ihrem Innersten hatte sie sich damals gefühlt wie in einer Schaukel, wenn sie ganz oben ist und gerade vor dem Umkippen; denn sie war fest überzeugt, der freche, schöne und begabte Mensch habe die Geißelung auf sich genommen, nur um sich den Weg zu ihr frei zu machen.

Gekitzelt von Erwartung sah sie, wie er sich näher an sie heranbahnte. Aber als er sie begrüßte, mußte sie sich erst erinnern, wer er sei. Dann wußte sie es: ach ja, der junge jüdische Herr, den der Kaiser von ihrem Vater porträtiert haben wollte. Jetzt seien ja die Vorbedingungen des Kaisers besser erfüllt; sie habe gehört, Josef habe sich mittlerweile freiwillig allerlei heftigen Kasteiungen unterzogen. Sein Gesicht jedenfalls sei viel hagerer geworden, und sie könne sich wohl vorstellen, daß man nicht viel dazutun müsse, um jenes Prophetische an ihm zu finden, das der Kaiser vermißte. Mit langsamer, aufreizender Neugier schaute sie ihn auf und ab, und mit heller, dünner Stimme fragte sie ihn, ob die Narben der Geißelung noch sehr sichtbar seien.

Josef schaute auf ihre dünnen, braunen Hände, dann schaute er nach dem Bild der Dame Cänis, dann wieder auf Dorion, sichtlich einen Vergleich ziehend, und sagte: »Sie und die Dame Cänis sind hier in Alexandrien die einzigen Frauen, die mich nicht leiden mögen.« Dorion, wie er es beabsichtigt hatte, ärgerte sich über diese Zusammenstellung. »Ich glaube«, fuhr er fort, »das Bild von mir wird nicht zustande kommen.

Ihr Herr Vater liebt mich nicht mehr als ein verwesendes Schweineaas, und Sie, Dorion, finden, ich brauchte Fasten und Geißelung, um ein würdiges Modell zu werden. Ich glaube, es wird den Späteren nichts übrigbleiben, als mich aus meinen Büchern kennenzulernen und nicht aus einem Werk des Fabull.« Aber er dämpfte seine Stimme, während er diese stacheligen Worte sprach, daß sie fast wie eine Schmeichelei klangen, und dem Mädchen Dorion schien die Tönung seiner Rede wichtiger als ihr Inhalt. »Ja, Sie haben recht«, erwiderte sie, »mein Vater mag Sie nicht. Aber Sie sollten sich bemühen, gegen diese Antipathie anzugehen. Glauben Sie mir, es lohnt. Ein Mann wie Sie, Doktor Josef, der die vierzig Schläge auf sich genommen hat, sollte dem Maler Fabull ein verärgertes Wort nicht zu lange nachtragen.« Ihre Stimme klang nicht mehr schrill, sie wurde so sanft wie seinerzeit, als sie mit der Katze gesprochen hatte.

Josef, infolge des Gedränges, stand so nahe an ihr, daß er sie fast berührte. Er sprach leise, als sollten es die andern nicht hören, vertraulich. Er wurde ernsthaft. »Ihr Vater mag ein großer Mann sein, Dorion«, sagte er, »aber wir Juden hassen seine Kunst. Das ist kein Vorurteil, wir haben gute Gründe.« Sie schaute ihn spöttisch an aus ihren meerfarbenen Augen und sagte ebenso leise und vertraulich: »Sie sollten nicht so feig sein, Doktor Josef. Denn es ist nur, weil ihr feig seid. Ihr wißt sehr gut, daß es kein besseres Mittel gibt, den Dingen auf den Grund zu kommen, als die Kunst. Ihr wagt es nicht, euch der Kunst zu stellen, das ist alles.« Josef lächelte mitleidig aus der Höhe seiner Überzeugung. »Wir sind vorgedrungen bis zum Unsichtbaren hinter dem Sichtbaren. Nur deshalb glauben wir nicht mehr an das Sichtbare, weil es zu billig ist.« Aber das Mädchen Dorion, aus der Tiefe ihres Gemütes heraus, und ihre Stimme wurde vor Eifer ganz schrill, redete auf ihn ein. »Die Kunst ist das Sichtbare und Unsichtbare zugleich. Die Wirklichkeit stümpert der Kunst nach, sie ist nur eine unfertige, fehlerhafte Nachahmung der Kunst. Glauben Sie mir, der große Künstler schreibt der Wirklichkeit ihre Gesetze vor. Mehrmals hat mein Vater das getan, willentlich oder nicht.« Ihr großer Kinderkopf kam ihm ganz nahe, sie sprach ihm fast

ins Ohr vor Geheimnis. »Erinnern Sie sich, wie die Senatorin Drusilla starb? An einem Stich durch die linke Schulter ins Herz. Niemand weiß, wer den Stich geführt hat. Ein Jahr zuvor hatte mein Vater ihr Bild gemalt. Er hatte ihr einen Fleck auf die entblößte Schulter gemalt, eine Art Narbe; es war ein technischer Grund, er mußte den Fleck haben. Es war diese Stelle der Schulter, durch die der Stich ging.« Sie standen in dem hellen, hohen Raum, rings um sie waren gut angezogene, schwatzende Damen und Herren, es war ein nüchterner Dienstag, aber um die beiden jungen Menschen war Schleier und Geheimnis. Lächelnd glitt Dorion aus diesem Dämmerigen heraus. »Eigentlich«, meinte sie in verbindlichem, konventionellem Ton, »müßten solche Dinge den Propheten Josef mit dem Maler Fabull verbinden.«

Josef, gerade weil ihn die Argumente des Mädchens angerührt hatten, behauptete hartnäckig die Überlegenheit des Wortes über das Bild. Die Überlegenheit des gottgedrängten jüdischen Wortes vor allem. Das Mädchen Dorion krümmte die Lippen, lächelte, lachte laut heraus, ein hohes, scheppperndes, bösartiges Lachen. Was sie von hebräischen Büchern kenne, erklärte sie, damit könne sie wenig anfangen; es sei voll von törichtem Aberglauben. Sie habe sich aus seinem Makkabäerbuch vorlesen lassen. Sie bedaure, es seien leere, tönende Worte. Wenn der Mann Josef so leer wäre wie das Buch, läge ihr nichts daran, daß ein Porträt von ihm zustande käme. Josef selber hatte in letzter Zeit das Makkabäerbuch nach Kräften verleugnet. Jetzt fand er ihr Urteil dreist und albern, es verdroß ihn. Er schlug zurück und erkundigte sich freundlich nach ihren Göttern, gewissen Tiergöttern, ob sie auch eifrig Teller leckten und Milch stählen. Sie erwiderte heftig, geradezu grob; das Gespräch der beiden war wahrscheinlich das unhöflichste, das in der weiten Halle geführt wurde.

Da der Prinz Titus bei Fabull ein Bild der Berenike bestellt hatte, kam das Mädchen Dorion in den festfreudigen Kreis der Villa in Canopus. Nun war sie beinahe täglich mit Josef zusammen. Er sah, wie die andern sie behandelten, sehr höflich,

sehr galant und im Grunde verächtlich, wie eben alexandrinische Herren hübsche Frauen zu behandeln pflegten. In andern Fällen machte er es ebenso; bei ihr wollte es ihm nicht glücken. Das reizte ihn. Er warf sich besinnungslos in seine Leidenschaft. Scharf, in Gegenwart anderer, verspottete er sie, um sie dann ebenso maßlos vor andern anzubeten. Mit der Sicherheit eines klugen Kindes durchschaute sie ihn, seine Sucht zu glänzen, seine Eitelkeit, seine Würdelosigkeit. Sie hatte gelernt, was Würde ist. Sie sah, wie es an ihrem Vater fraß, daß die Aristokratie ihn nicht gelten ließ, sie sah, wie die Römer auf die Ägypter herabschauten. Ihre ägyptische Mutter, ihre Bonne hatten ihr beigebracht, aus wie uraltem, heiligem Blut sie sei, ihre Väter schliefen unter spitzen, hohen, dreieckigen Bergen. Und waren die Juden nicht die verächtlichsten der Menschen, lächerlich wie Affen, nicht viel besser als unreine Tiere? Nun konnte sie gerade von diesem Juden nicht loskommen, und gerade seine Würdelosigkeit zog sie an, seine uferlose Hingabe an das, was ihn im Augenblick fesselte, der jähe Wechsel, wie er sich aus einer Wallung in die andere schmiß, die Schamlosigkeit, mit der er seine Gefühle heraussagte. Sie streichelte ihre Katze Immutfru: »Er ist stumpf vor dir. Er hat kein Herz, er weiß nicht, was du bist und was Bilder sind und was das Land Kernet ist. Immutfru, mein kleiner Gott, kralle mich, daß mein Blut herausrinnt, denn mein Blut muß schlecht sein, weil ich an ihm hänge, und ich bin lächerlich, weil ich an ihm hänge.« Die Katze saß auf ihrem Schoß, schaute sie aus ihren runden, leuchtenden Augen an.

Einmal, bei einem heftigen Streit mit Josef, im Beisein anderer, sagte sie zu ihm, voll Haß und Triumph: »Warum, wenn Sie mich für so töricht halten, haben Sie sich geißeln lassen, um sich für mich frei zu machen?« Er war verblüfft, er wollte sie verlachen, aber sogleich hatte er sich wieder in der Gewalt, schwieg.

Als er allein war, riß es ihn hin und her. War es ein Hinweis des Schicksals, ein Vorzeichen, daß die Ägypterin seine Geißelung so deutete? Er hatte sich richtig verhalten, als er diese Deutung zuließ; einer Frau gegenüber, die man haben wollte, war eine solche schweigende Lüge erlaubt. Aber war es

denn eine Lüge? Immer hatte er diese Frau haben wollen, und hatte er je daran denken können, daß sie ohne Opfer und Zeremonie mit ihm schlafen werde? Es war eine große Lockung, sie zu seiner Frau zu machen. Sie war ihm, dem Priester, verboten, selbst wenn sie zum Judentum übertrat. Wozu hatte er die Geißelung auf sich genommen, wenn er gleich darauf von neuem das Gesetz verletzte? Die Makkabi-Leute werden schreien, schlimmer, sie werden lachen. Mögen sie. Es wird süß sein, es wird eine Lust sein, für die Ägypterin Opfer zu bringen. Die Sünde, jene zu heiraten, die der Römer ausgespien hatte, war ekel gewesen, schmutzig. Diese Sünde schimmerte prächtig. Es war eine sehr große Sünde. Du sollst dich nicht vergatten mit den Töchtern der Fremden, hieß es in der Schrift, und Pinchas, als er sah, daß einer aus der Gemeinde Israel hurte mit einer Midianitin, nahm einen Spieß und ging dem Manne nach in den Hurenwinkel und durchstach beide, den Mann und das Weib, durch ihren Bauch. Ja, es war eine sehr große Sünde. Andernteils: sein Namensvetter Josef hatte die Tochter eines ägyptischen Priesters geheiratet, Moses eine Midianitin, Salomo eine Ägypterin. Die Kleinen mußten sich kleine Maße gefallen lassen, denn sie liefen Gefahr, sich bei den Töchtern der Fremden zu verliegen und ihre Götter anzunehmen. Er, Josef, gehörte zu jenen, die stark genug waren, das Fremde in sich aufzunehmen, ohne darin unterzugehen. Reiße dich los von deinem Anker, spricht Jahve. Er verstand plötzlich den dunkeln Spruch, man solle Gott mit beiden Trieben lieben, dem bösen und dem guten.

Bei der nächsten Zusammenkunft mit Dorion sprach er von Verlöbnis und Heirat wie von einem alten, oft erörterten Projekt. Sie lachte nur, ihr dünnes, scheppernde Lachen. Aber er tat, als höre er es nicht, er war besessen von seinem Plan, von der Andacht zu seiner Sünde. Schon besprach er die Einzelheiten, das Datum, die Formalitäten ihres Übertritts zum Judentum. Waren nicht oft in Rom wie in Alexandrien Frauen auch der höchsten Schicht zum Judentum übergetreten? Das Ganze ist etwas verwickelt, dennoch wird es nicht allzu lange dauern. Sie lachte nicht einmal, sie schaute ihn an wie einen Verrückten.

Vielleicht war es gerade die Verrücktheit seines Projekts, die sie anzog. Sie dachte an das Gesicht ihres Vaters, den sie liebte und verehrte. Sie dachte an die Väter ihrer Mutter, die einbalsamiert unter den spitzen Bergen schliefen. Aber dieser Jude wischte mit dem Fanatismus eines Irren alle Einwände fort. Es gab keine Schwierigkeiten für ihn, alle Gegengründe der Vernunft waren Luft. Glückstrahlend, mit heftigen Augen, erzählte er dem Titus und den Gästen der Villa in Canopus von seinem Verlöbnis mit dem Mädchen Dorion.

Das Mädchen Dorion lachte. Das Mädchen Dorion sagte: er ist toll. Aber den Josef kümmerte das nicht. War nicht alles Große und Wichtige zuerst für toll gehalten worden? Allmählich unter seiner Heftigkeit, unter seiner querköpfigen Zähigkeit gab sie nach. Widersprach, wenn die andern das Projekt für wahnwitzig erklärten. Kam mit den Argumenten Josefs. Schon fand sie die Idee nicht mehr absurd. Schon hörte sie genau zu, wenn Josef die Einzelheiten erörterte, begann mit Josef um diese Einzelheiten zu feilschen.

Der Übertritt zum Judentum war nicht schwierig. Frauen waren zur Einhaltung der zahlreichen Gebote nicht verpflichtet, nur an die Verbote waren sie gebunden. Josef war bereit zu weiteren Zugeständnissen. Wollte sich mit der Versicherung begnügen, sie werde nicht die Sieben Gebote für Nichtjuden übertreten. Sie lachte, trotzte. Was, sie soll ihre Götter abschwören, Immutfru, ihren kleinen Katzengott? Josef redete ihr zu. Sagte sich, was man erweichen wolle, das müsse man zuerst richtig hart werden lassen, was man zusammendrücken wolle, das müsse man zuerst richtig sich ausdehnen lassen. Er hielt an sich, übte Geduld. Wurde nicht müde, immer die gleichen Gespräche zu führen.

Vor Titus aber ließ er sich gehen, klagte heftig über die Halsstarrigkeit des Mädchens. Titus war ihm gewogen. Er hatte auch keine Abneigung gegen jüdische Lehren und Bräuche; eine Gemeinschaft, die Frauen wie Berenike hervorbrachte, verlangte mit Recht Achtung. Aber daß jemand, durch Geburt einem andern Glauben verhaftet, die sichtbaren Götter seiner Ahnen abschwören und sich dem unsichtbaren Judengott zuneigen sollte, war das nicht etwas viel verlangt? Der Prinz

kramte in seinen stenographischen Notizen, er hatte sich einige besonders abstruse Glaubenssätze und Lehrmeinungen der jüdischen Doktoren aufnotiert. Nein, sich zu solchem Aberglauben zu bekennen, das war dem Mädchen Dorion nicht zuzumuten. Sie lagen bei Tisch, zu dreien, Josef, der Prinz, das Mädchen Dorion, und diskutierten eifrig, ernsthaft, was man füglich von einem Proselyten fordern dürfe, was nicht. Der kleine Gott Immutfru lag auf Dorions Schulter, klappte seine leuchtenden Augen auf, zu, gähnte. Immutfru abschaffen, nein, auch Titus war der Meinung, das ginge zuweit. Nach vielem Hin und Her war Josef damit einverstanden, daß das Judentum des Mädchens Dorion sich auf eine formale Erklärung des Übertritts vor den zuständigen Gemeindebeamten beschränken solle.

Nun aber kamen die Gegenforderungen der Ägypterin. Sie lag da, lang, locker, zart bis zur Gebrechlichkeit; unter der stumpfen Nase sprang groß der Mund vor. Sie lächelte, sie strengte sich nicht an, ihre Stimme blieb dünn und höflich, aber sie ging von ihrer Forderung nicht ab. Sie dachte an ihren Vater, an seinen lebenslangen Kampf um gesellschaftliche Geltung, und sie verlangte kindlich, still, dünn und eigensinnig, Josef müsse sich das römische Bürgerrecht erwirken.

Josef, unterstützt von Titus, hielt ihr entgegen, ein wie schweres und langwieriges Unternehmen das sei. Sie zuckte die Achseln. »Es ist unmöglich«, rief er zuletzt, erbittert. Sie zuckte die Achseln, sie erblaßte, sehr langsam, wie das ihre Art war, zuerst um den Mund herum, dann ergriff die Blässe ihr ganzes Gesicht. Und sie beharrte: »Ich will die Frau eines römischen Bürgers sein.« Sie sah Josefs finstere Augen, und mit ihrer dünnen, hohen Stimme formulierte sie: »Ich bitte Sie, Doktor Josef, binnen zehn Tagen römischer Bürger zu sein. Dann bin ich bereit, vor Ihren Gemeindebeamten meinen Übertritt zu Ihrem Gott zu erklären. Wenn Sie aber nicht binnen zehn Tagen römischer Bürger sind, dann halte ich es für besser, wir sehen uns nicht mehr.« Josef sah ihre dünnen, braunen Hände, die die langen, rotbraunen Haare der Katze Immutfru kraulten, er sah ihre schräge Kinderstirn, ihr leichtes, reines Profil. Er war erbittert, und er begehrte sie sehr.

Er wußte mit großer Gewißheit: ja, so wird es sein. Wenn er nicht in zehn Tagen das Bürgerrecht hat, dann wird er dieses gelbbraune Mädchen, das so gelassen mit gelockerten Gliedern daliegt, wirklich nie mehr zu Gesicht bekommen.

Titus griff ein. Er fand die Forderung Dorions hoch, aber war Josefs Forderung niedrig? Er wog sachlich Josefs Chancen ab, er betrachtete das Ganze sportlich, als eine Art Wette. Es war nicht ausgeschlossen, daß der Kaiser, der Josef wohlwollte, ihm das Bürgerrecht verlieh. Billig freilich wird die Sache nicht werden. Vermutlich wird die Dame Cänis die Gebühren festsetzen, und die Dame Cänis, das weiß jeder, gibt es nicht billig. Zehn Tage sind eine kurze Zeit. »Du mußt dich gut daranhalten, mein Jude«, sagte er, und: »Gürte dich! Das Blei aus den Schuhen!« spornte er ihn lächelnd mit dem Zuruf an die Läufer der sportlichen Spiele.

Das Mädchen Dorion hörte sich die Überlegungen der beiden mit an. Ihre meerfarbenen Augen gingen von einem zum andern. »Es soll ihm nicht leichter gemacht werden als mir«, sagte sie. »Ich bitte Sie sehr, Prinz Titus, unparteiisch zu bleiben und weder für noch gegen ihn einzugreifen.«

Josef ging zu Claudius Regin. In zehn Tagen das Bürgerrecht zu erwerben, wenn das überhaupt jemand möglich machen konnte, dann war es er. Claudius Regin ist in Alexandrien noch leiser geworden, noch unscheinbarer, noch verwahrloster. Nicht viele wissen um die Rolle, die er spielt. Aber Josef weiß darum. Er weiß, daß dieser Regin die Ursache ist, wenn jetzt zum Beispiel die Herren der jüdischen Gemeinde mit sehr andern Blicken auf die Westjuden schauen als früher. Er weiß, daß diesem Regin, wenn kein anderer mehr helfen kann, immer noch ein letzter Trick einfällt. Mit wie schlichten Mitteln etwa hat er bewirkt, daß Vespasian, seit der Salzfischsteuer in Alexandrien überaus unpopulär, plötzlich von neuem zum Liebling des Volkes wurde. Er hat den Kaiser einfach Wunder tun lassen. Wunder waren im Osten immer geeignet, den Täter beliebt zu machen, aber erst dieser Mann aus dem Westen mußte kommen, ehe man das alterprobte Mittel anwandte. Josef war selbst zugegen, wie der Kaiser einen stadtbekann-

ten Lahmen gehen machte und einem Blinden die Sehkraft wiedergab, indem er ihnen die Hand auflegte. Seither ist Josef noch unbehaglicher überzeugt von den Fähigkeiten Regins.

Fett, schmuddelig, aus schläfrigen Augen von der Seite her blinzelnd, hörte der Verleger zu, wie Josef ihm ein wenig steif und behindert auseinandersetzte, er müsse das Bürgerrecht haben. Er schwieg eine Weile, als Josef zu Ende war. Dann, mißbilligend, meinte er, Josef habe immer so kostspielige Bedürfnisse. Die Einkünfte aus der Verleihung des Bürgerrechts seien eine der wichtigsten Einnahmequellen der Provinz. Man müsse, schon um das Bürgerrecht nicht zu entwerten, sparsam damit umgehen und die Gebühren hoch halten. Josef, hartnäckig, erwiderte: »Ich muß das Bürgerrecht rasch haben.« – »Wie rasch?« fragte Regin. »In neun Tagen«, sagte Josef. Regin saß faul in seinem Sessel, seine Hände baumelten feist von der Lehne. »Ich brauche das Bürgerrecht, weil ich heiraten will«, sagte verbissen Josef. »Wen?« fragte Regin. »Dorion Fabulla, die Tochter des Malers«, sagte Josef. Regin wiegte den Kopf ablehnend: »Eine Ägypterin. Und gleich heiraten. Und das Bürgerrecht muß es auch sein.« Josef saß da, hochmütig, mit zugesperrtem Gesicht. »Erst haben Sie den Psalm des Weltbürgers geschrieben«, dachte Regin laut nach, »das war gut. Dann haben Sie sich mit sehr heftigen Mitteln Ihren Priestergürtel zurückgeholt, das war besser. Jetzt wollen Sie ihn wieder hinwerfen. Sie sind ein stürmischer junger Herr«, konstatierte er. »Ich will diese Frau haben«, sagte Josef. »Sie müssen immer von allem haben«, tadelte mit seiner fettigen Stimme Regin. »Sie wollen immer alles zugleich, Judäa *und* die Welt, Bücher *und* Festungen, das Gesetz *und* die Lust. Ich mache Sie höflich darauf aufmerksam, daß man sehr zahlungskräftig sein muß, um für das alles zahlen zu können.« – »Ich will diese Frau haben«, beharrte eng, wild und töricht Josef. Er wurde dringlich. »Helfen Sie mir, Claudius Regin. Schaffen Sie mir das Bürgerrecht. Ein wenig Dank sind auch Sie mir schuldig. Ist es nicht ein Segen für uns alle und für Sie besonders, daß dieser Mann der Kaiser ist? Habe ich nicht auch das Meine dazu getan? War ich ein falscher Prophet, als ich ihn den Adir nannte?«

Regin beschaute seine Handflächen, drehte die Hände um, beschaute wieder seine Handflächen. »Ein Segen für uns alle«, sagte er, »richtig. Ein anderer Kaiser hätte vielleicht mehr auf den Minister Talaß gehört als auf den alten Etrusk und mich. Aber glauben Sie«, und er packte Josef plötzlich mit einem überraschend scharfen Blick, »daß, weil er Kaiser ist, Jerusalem stehen bleiben wird?« – »Ich glaube es«, sagte Josef. »Ich glaube es nicht«, sagte müde Claudius Regin. »Wenn ich es glaubte, dann würde ich Ihnen nicht dazu helfen, diese Dame zu heiraten und Ihren Priestergürtel wegzugeben.« Den Josef überfröstelte es. »Der Kaiser ist kein Barbar«, wehrte er sich. »Der Kaiser ist ein Politiker«, erwiderte Claudius Regin. »Vermutlich haben Sie recht«, fuhr er fort, »vermutlich ist es wirklich ein Segen für uns alle, daß er der Kaiser ist. Vermutlich hat er wirklich den guten Willen, Jerusalem zu retten. Aber«, er winkte den Josef näher, er machte seine fettige Stimme ganz leise, schlau, geheimnisvoll, »ich will Ihnen einmal ganz im Vertrauen etwas sagen. Im Grund ist es gleichgültig, wer der Kaiser ist. Von zehn politischen Entscheidungen, die ein Mann treffen muß, sind ihm, er sei an welcher Stelle immer, neun durch die Umstände vorgeschrieben. Und je höher einer steht, um so beschränkter ist seine Entschlußfreiheit. Es ist eine Pyramide, der Kaiser ist die Spitze, und die ganze Pyramide dreht sich; aber es ist nicht er, der sie dreht, sie dreht sich von unten her. Es sieht aus, als handle der Kaiser freiwillig. Aber seine fünfzig Millionen Untertanen schreiben ihm seine Handlungen vor. Neun Handlungen von zehn müßte jeder andre Kaiser genau ebenso machen wie dieser Vespasian.«

Das hörte Josef nicht gern. Unwirsch fragte er: »Wollen Sie mir helfen, das Bürgerrecht zu erwirken?« Regin ließ ab von ihm, ein wenig enttäuscht. »Schade, daß Sie für ein ernsthaftes Männergespräch nicht zu haben sind«, meinte er. »Ich vermisse sehr Ihren Kollegen Justus von Tiberias.«

Im übrigen sagte er ihm zu, den Vespasian auf Josefs Angelegenheiten vorzubereiten.

Vespasian, nun seine Herrschaft gesichert schien und die Zeit seiner Abreise nach Italien näherrückte, sperrte sich gegen

den Osten mehr und mehr zu. Er war ein großer, römischer Bauer, der von Rom aus römische Ordnung in die Welt bringen wird. Sein Boden hieß Italien, sein Gewissen Cänis. Er freute sich auf die Rückkehr. Er fühlte sich kräftig, stand gut auf seinen Beinen. Es ist von Rom nicht weit nach seinen satanischen Besitzungen. Bald wird er die gute satanische Erde riechen, seine Felder, seine Reben und Oliven beschauen.

Mehr als je sah jetzt der Kaiser auch in seinem Privatleben auf Ordnung. Pedantisch hielt er den festgesetzten Tagesplan ein. Jeden Montag, nach der Vorschrift des Arztes Hekatäus, fastete er. Dreimal in der Woche, Sonntag, Dienstag, Freitag, immer unmittelbar nach dem Essen, ließ er sich ein Mädchen kommen, jedesmal ein anderes. In den Stunden darauf pflegte er guter Laune zu sein. Die Dame Cänis verlangte für Audienzen, die sie auf diese Stunden legte, ansehnliche Provisionen.

Es war eine solche Stunde, und zwar an einem Freitag, zu der dem Josef durch Regin ein Empfang bei Vespasian erwirkt wurde. Dem Kaiser machte es Spaß, seinen Juden zu sehen; er liebte Züchtungsexperimente jeder Art. Er wird jetzt zum Beispiel versuchen, afrikanische Fasanen- und Flamingoarten, asiatische Zitronen- und Pflaumenspezialitäten auf seinen sabinischen Besitzungen fortzupflanzen. Warum soll er seinem Juden nicht das römische Bürgerrecht geben? Aber kräftig schwitzen soll der Junge darum. »Sie sind anspruchsvoll, Flavius Josephus«, tadelte er bedenklich. »Ihr Juden selber seid verdammt exklusiv. Wenn ich zum Beispiel die Absicht hätte, in euerm Tempel zu opfern, oder wenn ich nur hier in Alexandrien zur Vorlesung eurer Heiligen Schrift aufgerufen werden wollte, ihr würdet mir die größten Schwierigkeiten machen. Ich müßte mich zumindest beschneiden lassen und, Donner und Herakles!, was noch alles. Aber von mir verlangen Sie, daß ich Ihnen eins zwei drei das römische Bürgerrecht gebe. Glauben Sie, Ihre Verdienste um den Staat sind wirklich so groß?« – »Ich glaube«, erwiderte bescheiden Josef, »es ist ein Verdienst, als erster erklärt zu haben, daß Sie der Mann sind, dieses Reich zu retten.« – »Fuhrwerken Sie nicht etwas heftig herum, mein Jüdlein«, schmunzelte der Kaiser, »was Frauen anlangt? Was macht übrigens die Kleine? Ich habe

ihren Namen vergessen.« Er suchte die aramäischen Worte zusammen: »Sei süß, meine Taube, sei zärtlich, mein Mädchen. Sie wissen schon. Hat sie ein Kind?« – »Ja«, sagte Josef. »Ist es ein Knabe?« – »Ja«, sagte Josef. »Vierzig Schläge«, schmunzelte der Kaiser. »Ihr Juden seid wirklich exklusiv. Ihr gebt es nicht billig.«

Er saß bequem, schaute sich seinen Juden an, der ehrfurchtsvoll vor ihm stand. »Sie haben eigentlich kein Recht«, sagte er, »sich auf Ihre frühere Leistung zu berufen. Man sagt mir, Sie huren weidlich herum. Folglich müssen Sie nach Ihrer eigenen Theorie Ihre ganze Begabung verloren haben.« Josef schwieg. »Wir wollen einmal sehen«, fuhr Vespasian fort und schnaufte vergnügt, »ob von Ihrer Prophetengabe noch was da ist. Los. Prophezeien Sie einmal, ob ich Ihnen das Bürgerrecht geben werde oder nicht.« Josef zögerte nur ganz kurz, dann neigte er sich tief: »Ich wende nur Vernunft an, nicht Prophetengabe, wenn ich glaube, daß ein weiser und guter Herrscher keinen Anlaß hat, mir das Bürgerrecht zu verweigern.« – »Du drückst dich um die Antwort, du Aal von einem Juden«, beharrte der Kaiser. Josef sah, was er gesagt hatte, genügte nicht. Er mußte Besseres finden. Er suchte krampfig, fand. »Jetzt«, setzte er an, »da alle erkannt haben, wer der Retter ist, ist meine frühere Sendung erfüllt. Ich habe eine neue Aufgabe.« Der Kaiser sah hoch. Josef, ihn aus seinen heißen, dringlichen Augen anschauend, fuhr fort, kühn, mit jähem Entschluß: »Es ist mir auferlegt, nicht mehr die Zukunft, sondern das Vergangene für immer gegenwärtig zu machen.« Er schloß entschieden: »Ich will ein Buch schreiben über die Taten des Vespasian in Judäa.«

Vespasian richtete überrascht den harten, klaren Blick auf den Bittsteller. Rückte nah an ihn heran, blies ihm seinen Atem ins Gesicht. »Hm, das ist keine schlechte Idee, mein Junge. Ich habe mir meinen Homer freilich anders vorgestellt.« Josef, den Handrücken an der Stirn, sagte demütig, doch voll Zuversicht: »Es wird kein unwürdiges Buch sein.« Er sah, daß den Kaiser der Gedanke reizte. Ungestüm trieb er weiter. Riß sich die Brust auf, beschwor ihn: »Geben Sie mir das Bürgerrecht. Es wäre eine große, tiefe Gnade, für die ich der Majestät

auf den Knien meines Herzens Danklieder singen wollte bis an mein Ende.« Und, sich ganz öffnend, mit einer wilden und demütigen Vertraulichkeit flehte er: »Ich muß diese Frau haben. Alles mißlingt mir, wenn ich sie nicht habe. Ich kann nicht ans Werk gehen. Ich kann nicht leben.«

Der Kaiser lachte. Nicht ohne Wohlwollen erwiderte er: »Sie gehen stürmisch vor, mein Jude. Sie betreiben Ihre Dinge intensiv, das habe ich schon gemerkt. Aufrührer, Soldat, Schreiber, Agitator, Priester, Büßer, Hurer, Prophet: was Sie machen, das machen Sie ganz. Sagen Sie übrigens, wie ist das? Schikken Sie wenigstens der Kleinen in Galiläa reichlich Geld? Daß Sie sich da nicht drücken, mein Jude. Ich will nicht, daß mein Sohn hungert.«

Josef verlor seine Demut. Herausfordernd und töricht erwiderte er: »Ich bin nicht geizig.« Vespasian machte die Augen eng. Josef fürchtete, im nächsten Augenblick werde er wüst losbrechen, aber er hielt ihm stand. Doch schon hatte sich der Kaiser wieder in der Gewalt. »Du bist nicht geizig, mein Junge ? Das ist ein Fehler«, tadelte er väterlich. »Ein Fehler, der sich sogleich rächen wird. Ich bin nämlich geizig. Ich hatte die Absicht, von dir für das Bürgerrecht hunderttausend Sesterzien zu verlangen. Jetzt zahlst du mir diese hunderttausend, und außerdem schickst du fünfzigtausend an die Kleine nach Cäsarea.« – »Soviel Geld kann ich nie auftreiben«, sagte Josef schlaff.

Vespasian kam auf ihn zu. »Sie wollten doch ein Buch schreiben. Ein vielversprechendes Buch. Verpfänden Sie das Buch«, riet er.

Josef stand mutlos. Vespasian gab ihm einen kleinen Klaps, schmunzelte: »Das Herz hoch, mein Jude. In sechs oder sieben Jahren lassen wir uns den Jungen aus Cäsarea nach Rom schicken und schauen ihn uns an. Wenn er mir ähnlich sieht, dann kriegst du deine fünfzigtausend zurück.«

Josef hatte sich um Geld nie große Sorgen gemacht. Seine Terrains in der Neustadt von Jerusalem hatten freilich die Makkabi-Leute konfisziert; aber wenn die Römer der Unruhen Herr geworden sind, wird man sie ihm zurückgeben. Vorläufig lebte er von dem Gehalt, das er als Dolmetsch und Beamter

des Kaiserlichen Sekretariats bezog. Einen Teil dieses Gehalts ließ er Mara überweisen. Er konnte, da er fast immer Gast des Titus war, in Alexandrien auch ohne viel Geld weit und behaglich leben. Aber aus eigenen Mitteln die hundertfünfzigtausend Sesterzien aufzubringen, die der Kaiser von ihm verlangte, daran war nicht zu denken.

Er hätte vielleicht das Geld bei den großen Herren der jüdischen Gemeinde ausleihen können, aber er fürchtete das Gerede, die wüsten, pathetischen Beschimpfungen der Makkabi-Leute, den hurtigen, gemeinen Witz der Weißbeschuhten. Seine rasche Phantasie sah bereits an den Mauern der Häuser Zeichnungen, die ihn mit dem Mädchen Dorion auf schmutzige Art verknüpften. Nein, er mußte einen andern Weg suchen.

Nach einer Nacht voll bitterer Gedanken nahm er es auf sich, zu Claudius Regin zu gehen. Der Verleger wiegte den Kopf. »Ich kann mir nicht denken«, bohrte er hartnäckig, »daß Ihr Herz noch an den Bestand des Tempels glaubt. Sonst würden Sie Ihren Priestergürtel nicht wegwerfen.« Josef erwiderte: »Mein Herz glaubt an den Bestand des Tempels, und mein Herz begehrt nach der Ägypterin.« – »Ich war sechsmal in Judäa«, sagte Regin. »Ich war sechsmal im Tempel, natürlich nur im Vorhof der Nichtjuden, und stand vor dem Tor, das Unbeschnittene nicht durchschreiten dürfen. Ich bin kein Jude, aber ich wäre gern ein siebentes Mal vor diesem Tor gestanden.« – »Sie werden dort stehen«, sagte Josef. »Ich vielleicht«, grinste fatal Regin. »Aber ob dann das Tor noch steht?« – »Wollen Sie mir die hundertfünfzigtausend Sesterzien geben?« fragte Josef. Regin schaute ihn mit seinem unangenehm verhängten Blick auf und ab. »Fahren Sie mit mir hinaus vor die Stadt«, schlug er vor. »Dort will ich es mir überlegen.«

Die beiden Männer fuhren vor die Stadt. Regin entließ den Wagen, sie gingen zu Fuß weiter. Erst wußte Josef nicht, wo sie waren. Dann sah er ein Gehäuse aufragen, nicht groß, weiß, mit dreieckigem Giebel. Er war nie hier gewesen, aber er wußte von Bildern her, daß das das Grab des Propheten Jeremias war. Grell, kahl, beklemmend stand es auf dem öden Sandfeld in der weißen Sonne. Des Vormittags pflegten viele

Wallfahrer das Grab des großen Mannes zu besuchen, der den Untergang des ersten Tempels geweissagt und so herzzerfressend beklagt hatte. Jetzt aber war es Nachmittag, und die beiden Männer waren allein. Gradewegs auf das Grabmal zu ging Regin, und Josef folgte ihm unbehaglich durch den Sand. Zwanzig Schritte vor dem Mal blieb Josef stehen; er durfte als Priester nicht weiter in die Nähe des Toten gehen. Regin aber ging weiter, und, angelangt, hockte er sich nieder auf die Erde, in der Stellung eines Trauernden. Josef stand seine zwanzig Schritte entfernt und wartete, was der andere tun oder sagen werde. Regin aber sagte nichts, er hockte da, der schwere Mann, in unbequemer Stellung, in Sand und weißem Staub, und er schaukelte ein wenig seinen feisten Oberkörper. Langsam begriff Josef, der Mann trauerte um Jerusalem und den Tempel. Wie der Prophet, der hier begraben lag, vor mehr als sechshundert Jahren, da der Tempel noch schimmerte und Judäa übermütig war, Unterwerfung gepredigt und jene Schriftrolle hatte verlesen lassen, voll der wildesten Trauer um die zerstörte Stadt, die doch noch in allem Glanze dastand, so hockte jetzt der große Finanzmann im Sand, ein Bündel Trauer und Nichts, in wortlosem Jammer um die Stadt und den Tempel. Die Sonne ging unter, es wurde empfindlich kalt, aber Regin blieb hocken. Josef stand und wartete. Er kniff die Lippen zusammen, er trat von einem Fuß auf den andern, er fror, er stand und wartete. Es war eine Frechheit von diesem Mann, daß er ihn zwang, mit anzusehen, wie er trauerte. Es sollte wohl eine Anklage sein. Josef lehnte sich auf gegen diese Anklage. Aber er stand hier um Geld, er durfte nicht reden. Allmählich kehrten sich seine Gedanken ab von dem Mann und dem Geld, und wider seinen Willen gingen durch sein Herz die Klagen, Beschwörungen, Verwünschungen des Propheten, der hier begraben lag, die wohlbekannten, immer wieder zitierten, die wildesten, peinvollsten, die jemals ein Mensch geklagt hatte. Der Frost wurde immer schärfer, seine Gedanken wurden immer bitterer, Frost und bittere Gedanken zerbrannten ihn und höhlten ihn ganz aus. Als endlich Regin sich erhob, war dem Josef, als müsse er seine Knochen einzeln weiterschleppen. Regin sagte noch immer nichts. Josef

schlich hinter ihm her wie ein Hund, er war klein und verachtet vor dem andern und vor sich selber wie niemals in seinem Leben. Und als sie am Wagen angelangt waren und Regin ihn mit seiner gewöhnlichen, fettigen Stimme aufforderte, er solle mit in den Wagen steigen, lehnte er ab und ging allein die lange, staubige Straße zurück, bitter, peinvoll.

Anderen Tages bat ihn Regin um seinen Besuch. Der Verleger war wie stets von einer etwas groben Umgänglichkeit. »Sie haben lange nichts mehr geschrieben«, sagte er. »Ich höre von dem Kaiser, Sie denken an ein Buch über den Krieg in Judäa. Ich mache Ihnen einen Vorschlag, Flavius Josephus. Widmen Sie das Buch mir.«

Josef sah hoch. Was Regin gesagt hatte, war die übliche Form eines Verlagsangebots, und so widerwärtig ihm der Mensch war, so schätzte er sein Urteil und war stolz auf diesen Antrag. Das Glück war mit ihm. Gott war mit ihm. Er war allen ein Ärgernis, dem Jochanan Ben Sakkai, dem Kaiser, dem Claudius Regin. Aber wenn es darauf ankam, glaubten sie an ihn und standen zu ihm.

»Ich will das Buch schreiben«, sagte er. »Ich danke Ihnen.«

»Das Geld steht zu Ihrer Verfügung«, sagte fettig, etwas unwirsch Claudius Regin.

Das Mädchen Dorion, nachdem sich erwies, Josef werde ihre Bedingung erfüllen, stand nun ihrerseits für ihren Entschluß ein, so lächerlich und unvorstellbar diese Ehe war. Mit gläserner Energie ging sie an die notwendigen Vorbereitungen der Heirat. Zunächst, und das war das schwerste, teilte sie ihrem Vater ihren Entschluß mit. Sie tat das in einem nebensächlichen, etwas albernen Ton, als ob sie sich über sich selber lustig machte. Der Maler Fabull schien den kleinen Teil einer Sekunde nicht zu begreifen. Dann begriff er. Seine Augen traten beängstigend rund aus seinem strengen Gesicht; aber er blieb sitzen, er preßte den Mund zu, daß er ganz dünn wurde. Dorion kannte ihn, sie hatte nicht erwartet, daß er schimpfen oder fluchen werde, aber sie hatte geglaubt, er werde irgendeine harte, höhnische Anmerkung machen. Daß er nun so dasaß, schweigend, mit dem ganz dünnen Mund, das war

schlimmer, als sie erwartet hatte. Sie ging aus dem Haus, sehr schnell, es war geradezu eine Flucht, sie nahm nur ihre Katze Immutfru mit, sie ging zu Josef.

Still und hochfahrend ließ sie die Formalitäten des Übertritts und der Trauung über sich ergehen. Begnügte sich, mit ihrer dünnen Kinderstimme ja und nein zu sagen, wo es nötig war. Der Kaiser hatte nicht übel Lust gezeigt, die Hochzeit seines Juden mit der Ägypterin wieder so groß aufzuziehen wie seinerzeit die mit Mara. Auch Titus hätte dem Josef gern eine prunkvolle Hochzeit ausgerichtet. Aber Josef wehrte ab. Still und ohne Aufsehen schlossen sie sich in das kleine, hübsche Haus in Canopus ein, das Titus für die Zeit seines Alexandriner Aufenthalts ihnen überließ. Sie gingen in das Obergeschoß des Hauses. Das war wie ein Zelt eingerichtet, und in diesem Zelt lagen sie, als sie zum erstenmal beisammenlagen. Josef spürte sehr stark, daß es Sünde war, als er bei dieser Frau lag. »Du sollst dich nicht mit ihnen vergatten.« Aber die Sünde war leicht und schmeckte sehr gut. Die Haut der Frau duftete wie Sandelholz, ihr Atem roch wie die Luft Galiläas im Frühling. Aber seltsamerweise wußte Josef nicht, wie sie hieß. Er lag mit geschlossenen Augen und konnte nicht daraufkommen. Mit Mühe öffnete er die Augen. Sie lag da, lang, schlank, gelbbraun, durch einen kleinen Spalt der Lider schauten ihre meerfarbenen Augen. Er liebte ihre Augen, ihre Brüste, ihren Schoß, den Atem, der aus ihrem halboffenen Munde kam, das ganze Mädchen, aber er konnte nicht auf ihren Namen kommen. Die Decke war leicht, die Nacht war kühl, ihre Haut war glatt und nicht heiß. Er streichelte sie sehr leise, seine Hände waren in Alexandrien weich und glatt geworden, und da er nicht wußte, wie sie hieß, flüsterte er Koseworte in ihren Leib, hebräisch, griechisch, aramäisch: meine Liebe, meine Schäferin, meine Braut, Janiki.

Von unten kam leise, kehlig, gleichmäßig der Singsang ihrer ägyptischen Diener, wenige Töne, immer das gleiche. Denn diese Menschen brauchten nicht viel Schlaf, und sie hockten oft wach in den Nächten und wurden nicht müd, ihre paar Lieder zu singen. Sie sangen: O mein Geliebter, es ist süß, zum Teich zu gehen und vor dir zu baden. Laß mich dir meine Schönheit

zeigen, mein Hemd von feinstem Königsleinen, wenn es feucht ist und dem Körper anliegt.

Josef lag still, neben ihm lag die Frau, und er dachte: Die Ägypter zwangen uns, ihnen Städte zu errichten, die Städte Piton und Ramses. Die Ägypter zwangen uns, unsere Erstgeborenen lebendig in die Häusermauern einzubauen. Aber dann holte die Tochter des Pharao den Moses aus dem Nilfluß, und als wir aus Ägypten auszogen, da sprangen die Kinder aus den Mauern heraus und waren lebendig. Und er streichelte die Haut der Ägypterin.

Dorion küßte die Narben auf seinem Rücken und auf seiner Brust. Er war ein Mann und voll Kraft, aber seine Haut war glatt wie die eines Mädchens. Vielleicht kann man die Narben wegheilen, daß sie unsichtbar werden; viele lassen solche Narben wegheilen, nach dem Rezept des Scribon Larg. Aber sie will nicht, daß er sich diese Narben wegheilen lasse. Er darf es nicht, niemals. Er hat sich die Narben für sie geholt, süße Narben sind eine Auszeichnung für sie, er muß sie behalten.

Sie ließen niemand zu sich, keinen Diener, niemand, den ganzen Tag nicht. Sie wuschen ihre Haut nicht, daß einer nicht des Geruchs des andern verlustig gehe, sie aßen nichts, daß einer nicht des Geschmacks des andern verlustig gehe. Sie liebten sich, es gab nichts auf der Welt außer ihnen. Was außer ihrer Haut war, war nicht in der Welt.

In der nächsten Nacht, vor dem Morgen, lagen sie wach, und alles war sehr verändert. Josef wog ab. Dorion stand auf den hassenswerten Bildern ihres Vaters mit ihrem tellerlekkenden, milchstehlenden Gott, und sie war ganz fremd. Mara war Wegwurf, Mara war das Ausgespiene des Römers, aber sie war nicht fremd, nie. Sie hat ihm einen Sohn geboren, einen Bastard freilich. Aber wenn man Mara umarmte, dann umarmte man ein pochendes Herz. Und was umarmt man, wenn man diese Ägypterin umarmt?

Dorion lag, den vorspringenden, begehrlichen Mund halb offen; zwischen ihren ebenmäßigen Zähnen kam frisch und leicht der Atem heraus. Von unten, leise, stieg der gleichförmige, kehlige Singsang der ägyptischen Diener. Jetzt sangen sie: Wenn ich meine Geliebte küsse und ihre Lippen sind offen,

dann wird mein Herz fröhlich auch ohne Wein. Manchmal, mechanisch, summte Dorion mit. Was alles hat sie diesem Mann geopfert, einem Juden, und großen Dank, Götter, es ist sehr gut. Sie hat sich kaufen lassen nach dem höchst lächerlichen und höchst verächtlichen jüdischen Recht, und großen Dank, Götter, es ist sehr gut. Sie hat ihren Vater verleugnet, den ersten Künstler der Epoche, um eines Mannes willen, der stumpf und blind ist und ein Bild nicht von einem Tisch unterscheiden kann, und großen Dank, Götter, es ist sehr gut. Sie hat dem albernen Jerusalemer Dämon zugeschworen, in dessen Allerheiligstem ein Eselskopf verehrt wird oder vielleicht, was noch schlimmer ist, gar nichts, und wenn sie von diesem Mann verlangen würde, er möge ihrem lieben, kleinen Gott Immutfru opfern, dann würde er einfach lachen, und doch, großen Dank, Götter, es ist sehr gut.

Josef sah sie daliegen, nackt und in der Haltung eines ganz kleinen Mädchens, und ihr gelbbraunes Gesicht war schlaff von den Anstrengungen der Liebe. Sie war blaß, ihr Leib war kalt, ihre Augen waren meerfarben, und sie war sehr fremd.

Ein strahlender Mittag kam. Sie hatten einige Stunden geschlafen, sie waren frisch, sie sahen sich an, sie gefielen einander, und sie waren sehr hungrig. Sie frühstückten stark, derbe Gerichte, die die Diener ihnen nach ihrem eigenen Geschmack bereiten mußten, einen Mehl- und Linsenbrei, eine Pastete aus verdächtigem Schabefleisch, dazu tranken sie Bier. Sie waren vergnügt, einverstanden mit sich und ihrem Schicksal.

Am Nachmittag durchstöberten sie das ganze Haus. Unter den Sachen des Josef fand Dorion ein paar merkwürdige Würfel mit hebräischen Buchstaben. Josef wurde nachdenklich, als sie ihm die Würfel zeigte. Er sagte, das sei ein glückbringendes Amulett, aber jetzt, da er sie habe, brauche er dieses Amulett nicht. Im stillen beschloß er, nie mehr mit falschen Würfeln zu spielen. Noch um Dorion hatte er im Grund mit falschen Würfeln gespielt, denn hatte er sie nicht glauben lassen, er habe ihrethalben die Geißelung auf sich genommen? Lachend, vor ihren Augen, warf er die Würfel ins Meer.

Vespasian hatte seinen Sohn sehr scharf beobachtet, auch die Dame Cänis hielt ihn gut im Auge. Viele Zungen und Hände arbeiteten daran, den Jungen an Stelle des Alten zu schieben. Der Junge hatte Mut und Besonnenheit, seine Truppen hingen an ihm. Auch zerrte an ihm unablässig diese hysterische, jüdische Prinzessin, deren Fanatismus sich von dem jungen, tollverliebten Prinzen viel mehr für Judäa versprach als von dem kalten Vespasian. Der Kaiser sah das alles sehr gut. Er fand es richtig, die Dinge beim Namen zu nennen. Oft zog er seinen Jungen auf, berechnete, wie lange der wohl noch werde warten müssen. Oft auch kam es zu scharfen Auseinandersetzungen. Titus, darauf hinweisend, welch weite Vollmachten sein Bruder, das Früchtchen Domitian, in Rom habe, bestand darauf, seinesteils hier im Osten mehr Befugnisse zu bekommen. Es war ein frischer, barscher Ton zwischen den beiden. Knarrig, witzig, väterlich warnte Vespasian den Sohn vor der Jüdin. Antonius, als er bei der Ägypterin verhurte und verkam, habe wenigstens zuvor Rom erobert; er, Titus, habe bislang nur ein paar Bergnester in Galiläa erobert und also noch nicht den Anspruch, sich bei östlichen Damen zu verliegen. Titus schlug zurück. Erklärte, die Neigung zu östlichen Damen sei ihm nicht plötzlich angeflogen, sie stecke im Blut. Er erinnerte den Vater an Mara. Vespasian freute sich schallend. Richtig, Mara hatte das Luder geheißen. Jetzt hatte er ja den Namen. Er hatte ihn vollkommen vergessen, und sein Jude Josef, der Hund, als unlängst die Rede darauf kam, habe ihn vergeblich zappeln lassen.

Im übrigen verließ er sich auf des Sohnes Klugheit. Der wird nicht so dumm sein, jetzt mit zweifelhafter Chance nach der Macht zu langen, die ihm in einigen Jahren mit Bestimmtheit als reife Frucht zufallen muß. Er liebte seinen Sohn, er wollte die Dynastie sichern, er beschloß, seinem Sohne Ruhm zu schaffen. Er selber hat das Schwierigste in Judäa bewältigt. Er wird Titus den glänzenderen Rest der Aufgabe übertragen.

Wieder aber ließ er seine Umgebung peinvoll warten, ehe er mit seinem Entschluß herauskam. Der alexandrinische Winter zog sich hin. Mit dem Ende des Winters mußte man die Operationen in Judäa neu aufnehmen, wenn man dort nicht bedenk-

liche Rückschläge riskieren wollte. Wird der Kaiser selber den Feldzug beenden, oder wen wird er beauftragen? Warum zögerte er?

Um diese Zeit wurde Josef vor den Kaiser gerufen. Vespasian hänselte ihn zunächst auf seine gewohnte Art. »Ihre Ehe ist offenbar glücklich, mein Jude«, sagte er. »Sie sehen stark abgerackert aus, und mir scheint, Ihre Magerkeit rührt nicht grade von innerer Schau und Ekstase her.« Er behielt den hänselnden Ton bei, aber Josef spürte die ernsthafte Erwartung durch. »Sie müssen trotzdem«, fuhr er fort, »wieder einmal Ihre innere Stimme bemühen. Vorausgesetzt, daß es noch Ihr Plan ist, die judäischen Dinge zu beschreiben. Diese Dinge werden nämlich in den nächsten Monaten bereinigt werden. Ich werde aber die endgültige Erledigung eures Aufruhrs meinem Sohne Titus überlassen. Es steht bei Ihnen, ob Sie in einiger Zeit mit mir nach Rom oder jetzt mit Titus vor Jerusalem gehen wollen.«

Dem Josef hob sich die Brust. Die Entscheidung, auf die man mit so quälender Spannung wartete, der Alte teilte sie ihm als erstem mit. Gleichzeitig aber spürte er scharf und peinvoll, wie hart die Entscheidung war, vor die der Kaiser ihn stellte. Soll er nach Judäa gehen, das mit ansehen, was er am Grabmal des Jeremias vorgeschmeckt hat? Soll er in seine Augen aufnehmen die Bitterkeit des Untergangs seiner Stadt? Der Mann vor ihm hat seine Augen wieder so verflucht hart und eng gemacht. Er weiß, daß es eine bittere Entscheidung ist, er prüft ihn, er wartet.

Es ist eine innere Fessel, die ihn an diesen Römer bindet, seitdem er ihn zum erstenmal sah. Wenn er nach Rom geht, dann wird diese Fessel fester werden, der Mann wird auf ihn hören, und er wird steigen und viel erreichen. Es ist eine Fessel, die ihn an die Ägypterin bindet. Glatt und braun ist ihre Haut, ihre Hände sind dünn und braun, seine Haut begehrt nach ihnen. Er ist eifersüchtig, wenn sie mit ihren dünnen braunen Händen die Katze Immutfru streichelt. Eines Tages wird er sich nicht bezähmen können und wird ihren Gott Immutfru umbringen, nicht aus Haß gegen die Abgötterei, sondern aus Eifersucht. Er muß fort von der Ägypterin. Er kommt herunter,

wenn er noch länger bei ihr liegt. Schon ist sein inneres Auge fast blind, und die Haut seines Herzens ist stumpf und kann nichts mehr tasten vom Geist. Er muß fort von diesem Mann, denn wenn er weiter mit ihm zusammen ist, dann wird er mehr und mehr nach Macht begehren. Und Macht verdummt, und die innere Stimme schweigt.

Süß ist die Macht. Die Füße heben sich wie von selbst, wenn man Macht hat. Die Erde wird einem leicht, und der Atem geht einem tief und gut aus der Brust. Glatt und braun ist die Haut Dorions. Ihre Glieder sind lang und locker und doch wie eines kleinen Mädchens, und die Sünde mit ihr ist leicht und wohlschmeckend. Wenn er nach Rom geht, werden seine Tage gut sein, denn er wird den Kaiser haben, und seine Nächte gut, denn er wird Dorion haben. Aber wenn er nach Rom geht, dann wird er nichts sehen vom Untergang der Stadt, und sein Land und das Haus Gottes wird untergehen, ungeschrieben, es wird für immer versinken, und keiner von den Späteren wird seinen Untergang sehen.

Er ist plötzlich ganz ausgefüllt von einer Ungeheuern Begier nach Judäa. Er hat eine irrsinnige Sehnsucht, dabeizusein, seine Augen und sein Herz ganz damit auszufüllen, wie die weiß und goldene Pracht des Tempels dem Erdboden gleichgemacht wird, wie die Priester geschleift werden an ihren Haaren, und die blaue Heiligkeit ihrer herrlichen Gewänder wird ihnen abgerissen, und die goldene Traube über dem Tor in das Innere zerschmilzt und tröpfelt in einen Sumpf von Blut und Glitsch und Kot. Und sein ganzes Volk zusammen mit seinem Tempel sackt hin in Rauch und wüster Metzelei, ein Brandopfer für den Herrn.

In seine gehetzten Gesichte hinein hört er die knarrende Stimme des Kaisers. »Ich warte auf Ihre Entscheidung, Flavius Josephus.«

Josef führt die Hand an die Stirn, verneigt sich tief, auf jüdische Art. Erwidert: »Wenn der Kaiser es erlaubt, will ich mit eigenen Augen die Vollendung der Aktion ansehen, die der Kaiser begonnen hat.«

Der Kaiser lächelt dünn, resigniert und böse; er sieht mit einemmal sehr alt aus. Er hängt an seinem Juden, er hat dem

Juden manches Gute getan. Jetzt hat sich der Jude für seinen Sohn entschieden. Je nun, sein Sohn Titus ist jung, und er hat noch zehn Jahre zu leben, oder vielleicht auch nur fünf, und wenn es hoch kommt, fünfzehn.

Dorion lebte still für sich in der kleinen Villa in Canopus, die Titus ihnen überlassen hatte. Es war ein herrlicher Winter, sie genoß mit Haut und Herz die Frische der Luft. Der Gott Immutfru vertrug sich mit ihrem Sperber, und der Hauspfau stelzte majestätisch durch die kleinen Räume. Dorion war glücklich. Früher hatte sie viele Menschen um sich sehen müssen; der Ehrgeiz ihres Vaters hatte auch sie gepackt, sie hatte glänzen müssen, schwatzen, bewundert werden. Jetzt wurde ihr schon die seltene Gesellschaft des Titus zur Last, und ihr ganzer Ehrgeiz hieß Josef.

Wie schön war er. Wie heiß und lebendig waren seine Augen, wie zart und kräftig seine Hände, wie wild und süß sein Atem, und er war der klügste der Menschen. Sie erzählte von ihm ihren Tieren. Mit ihrer dünnen Stimme, die nicht viel schöner war als die Stimme ihres Pfaus, sang sie ihnen die alten Liebeslieder vor, die sie von ihrer Bonne gelernt hatte. »O streichle meine Schenkel, mein Geliebter! Die Liebe zu dir füllt jeden Zoll meines Leibes an, wie Salböl sich mit der Haut vermengt.« Sie bat Josef immer von neuem, ihr die Strophen des Hohenlieds herzusagen, und wenn sie sie auswendig kannte, dann mußte er ihr die hebräischen Urworte sagen, und sie plapperte sie nach, glücklich, mit ungelenker Zunge. Die Tage, so kurz sie waren, waren ihr zu lang, und die Nächte, so lang sie waren, waren ihr zu kurz.

Es wird schwer sein, überlegte Josef, es ihr beizubringen, daß ich nach Hause gehe und sie hier zurücklasse. Es wird ein sehr böser Schnitt sein auch für mich, aber ich will diesen Schnitt gleich machen und nicht zögern.

Als er es ihr sagte, begriff sie zuerst nicht. Als sie begriff, erblaßte sie, ganz langsam, wie das ihre Art war, erst um den Mund herum, und dann stieg die Blässe in die Wangen und über die Stirn. Dann fiel sie vornüber, leicht, merkwürdig langsam und lautlos.

Als sie wieder zu sich kam, saß er bei ihr und redete behutsam auf sie ein. Sie schaute ihn an, ihre meerfarbenen Augen waren wirr und verwildert. Dann warf sie auf häßliche Art die Lippen hoch und gab ihm alle Schimpfworte, die sie kannte, die wüstesten, ägyptische, griechische, lateinische, aramäische. Sohn eines stinkenden Leibeigenen war er und einer aussätzigen Hure. Aus allem Aas der Welt war er gemacht, die acht Winde hatten den Auswurf der Erde zusammengeweht, damit er daraus wachse. Josef sah sie an. Sie war häßlich, wie sie so dahockte, verwüstet, und mit ihrer scheppernden Stimme gegen ihn loskeifte. Aber er verstand das gut, er war voll Mitleid mit sich und mit ihr, und er liebte sie sehr. Dann plötzlich schlug sie um, sie liebkoste ihn, ihr Gesicht war locker, weich und hilflos. Leise gab sie ihm alle kleinen Worte der Lust zurück, die er ihr gegeben hatte, bittend, schmeichelnd, voll Hingabe und Verzweiflung.

Josef sagte nichts. Mit sehr leichter Hand streichelte er sie, die schlaff an ihm lag. Dann, vorsichtig, von weit her, suchte er sich ihr klarzumachen. Nein, er wollte sie nicht verlieren. Es war hart, was er von ihr verlangte, daß sie, eine so Lebendige, dasitze und warte, aber er liebte sie und wollte sie nicht verlieren und verlangte es von ihr. Nein, er war nicht feig und wankelmütig, und auch nicht hölzern fühllos, wie sie ihn geschimpft hatte. Sehr wohl war er fähig, etwas so Kostbares wie sie zu sehen, zu greifen, zu schmecken, sich ganz damit anzufüllen. Sie zu lieben. Er werde ja nicht lange fortbleiben, ein Jahr höchstens.

»Das ist auf ewig«, unterbrach sie ihn.

Und daß er fortgehe, sprach er weiter, ernsthaft, dringlich, ihren Einwurf wegwischend, das geschehe für sie nicht weniger als für ihn selber. In ihre Augen stieg Spannung, Hoffnung und ein leises Mißtrauen. Sie immer streichelnd, sehr behutsam, setzte er ihr seinen Plan auseinander, ihn für sie umbiegend. Er glaubt an die Macht des Wortes, seines Wortes. Sein Wort wird die Kraft haben, etwas zu erlangen, wonach auch sie von innen her strebt. Ja, sein Buch wird ihr den Platz und Rang unter den Herrschenden verschaffen, um den ihr Vater sich sein Leben lang umsonst verzehrt hat. Heftig, doch schon

leicht gelockt, wehrte sie ab. Leise, fanatisch sprach er ihr ins Ohr, in den Mund, in die Brust. Das Reich wird vom Osten ausgehen, dem Osten ist die Herrschaft bestimmt. Aber der Osten hat es zu plump angefangen bisher, zu grob, zu materiell. Die Herrschaft und die Macht, das ist nicht dasselbe. Der Osten wird die Welt bestimmen, doch nicht von außen her, sondern von innen. Durch das Wort, durch den Geist. Und sein Buch wird ein wichtiger Zeichenstein auf diesem Wege werden. »Dorion, mein Mädchen, meine Süße, meine Schäferin, siehst du nicht, daß das eine zweite, tiefere Gemeinschaft zwischen uns ist? Dein Vater stirbt fast daran, daß die Römer ihn nicht anders anschauen als ein seltenes Tier, einen Königsfasan oder einen weißen Elefanten. Ich, dein Mann, werde den Goldenen Ring des Zweiten Adels haben. Du, die Ägypterin, von den Römern verachtet, ich, der Jude, von Rom mit Mißtrauen, Scheu und halber Achtung angesehen, wir zusammen werden Rom erobern.«

Dorion hörte zu, sie hörte seine Worte mit dem Ohr und mit dem Herzen, sie sog sie in sich ein. Wie ein Kind hörte sie zu, sie hatte sich die Tränen weggewischt, sie schnupfte noch manchmal ein wenig auf, aber sie glaubte ihm, er war ja so klug, und seine Worte gingen ihr lieblich ein. Ihr Vater hatte sein Leben lang nur gemalt, das war gewiß etwas Großes, aber dieser da hatte sein Volk aufgewiegelt, er hatte Schlachten geschlagen, und dann hatte er selbst den Sieger überzeugt, daß der an ihm hing. Ihr Mann, ihr schöner, starker, kluger Mann, sein Reich geht von Jerusalem bis Rom, die Welt ist Wein für ihn, den er in seine Schale schöpft; alles, was er tut, ist richtig.

Josef streichelt sie, küßt sie. Sie schmeckt seinen Atem, seine Hände, seine Haut, und nachdem er sich mit ihr gemischt hat, ist sie vollends überzeugt. Sie seufzt glücklich, sie klammert sich an ihn, sie zieht sich zusammen, die Beine hoch wie das Kind im Mutterleib, sie schläft ein.

Josef liegt wach. Er hat sie leichter überzeugt, als er erwartet hat. Ihm wird es nicht so leicht. Vorsichtig löst er ihre Arme und ihren Kopf von sich. Sie knurrt ein wenig, aber sie schläft weiter.

Er liegt wach und denkt an sein Buch. Sein Buch steht vor ihm, groß, drohend, eine Last, eine Aufgabe, und dennoch beglückend. Das Wort des Vespasian vom Homer hat ihn getroffen. Er wird nicht der Homer des Vespasian werden, auch nicht des Titus. Er wird sein Volk singen, den großen Krieg seines Volkes.

Wenn wirklich Bitternis und Zerstörung sein wird, dann wird er der Mund dieser Bitternis und Zerstörung sein, aber schon glaubt er nicht mehr an Bitternis und Zerstörung, sondern an Freude und Bestand. Er selber wird den Frieden vermitteln zwischen Rom und Judäa, einen guten Frieden voll Ehre, Vernunft und Glück. Das Wort wird siegen. Das Wort verlangt, daß er jetzt nach Judäa geht. Er sah die schlafende Dorion. Er lächelte, strich ihr sehr zart über die Haut. Er liebte sie, aber er war weit fort von ihr.

Die Unterredung, in der Vespasian dem Titus seinen Entschluß mitteilte, ihn mit der Beendigung des Feldzugs in Judäa zu beauftragen, war barsch und herzlich. Vespasian nahm seinen Sohn um die Schulter, führte ihn auf und ab, sprach vertraulich, ein guter Familienvater, auf ihn ein. Die Vollmachten, die er ihm überließ, waren weit und erstreckten sich auf den ganzen Osten. Außerdem gab er ihm vier Legionen für Judäa mit statt der drei, mit denen er selber sich hatte begnügen müssen. Titus, voll dankbarer Freude, gab sich offenherzig. Er strebte wirklich nicht nach vorzeitiger Übernahme des Throns. Er war frei von den Machtgelüsten des Früchtchens, er hatte ein römisches Herz. Später einmal, nach einem glücklichen Alter Vespasians, das Reich gutgefügt und in Ordnung zu übernehmen, auf dieser Zuversicht ließ sich fest stehen, und er war kein Narr, sich von solchem Terrain in einen Sumpf zu begeben. Vespasian hörte ihm wohlgefällig zu, er glaubte ihm. Er schaute seinem Jungen ins Gesicht. Dieses Gesicht, sehr rotbraun im judäischen Sommer, war im alexandrinischen Winter weißer geworden, aber immer noch geeignet, der Armee und der Menge zu gefallen. Die Stirn nicht schlecht, das Kinn kurz, hart und soldatisch, nur die Wangen etwas zu weich. Und manchmal steigt in die Augen des Jungen etwas Wirres und

Törichtes, was dem Vater gar nicht gefällt. Schon des Jungen Mutter, Domitilla, hat manchmal solche Augen gehabt; sie hat dann idiotische, hysterische Geschichten angestellt, und wahrscheinlich war es aus diesem Grund, daß der Ritter Capella, von dem Vespasian die Frau übernommen hat, sie seinerzeit hat loswerden wollen. Wie immer, dumm ist der Junge nicht, und mit dem Rest der judäischen Aufgabe wird er schon zurechtkommen, zumal da Vespasian ihm einen besonders klugen Generalstabschef mitgibt, den Tiber Alexander. Donner und Herakles!, alles wäre gut, wenn sich der Junge mehr an die östlichen Männer halten wollte als an die Weiber.

Behutsam, in dieser vertraulichen Stimmung, schneidet Vespasian das alte, leidige Thema wieder an: Berenike. »Ich kann verstehen«, beginnt er das freundschaftliche Männergespräch, »daß diese jüdische Dame im Bett Reize hat, die eine griechische oder römische Frau nicht mitbringt.« Titus zieht die Brauen hoch, er sieht jetzt wirklich aus wie ein Baby, er will etwas entgegnen, diese Äußerung kratzt ihn, aber er kann seinem Vater doch nicht sagen, daß er immer noch nicht mit der Jüdin geschlafen hat; der würde einen ganzen Katarakt von Hänseleien über ihn losprasseln lassen. Titus kneift also den langen Mund zusammen und schweigt. »Ich gebe zu«, fährt der Alte fort, »diese östlichen Menschen haben von ihren Göttern gewisse Fähigkeiten mitbekommen, die wir nicht haben. Aber glaube mir, es sind keine wichtigen Fähigkeiten.« Er legte seinem Jungen die Hand auf die Schulter, redete ihm gut zu. »Siehst du, die Götter des Ostens sind alt und schwach. Der unsichtbare Gott dieser Juden zum Beispiel, obwohl er seinen Gläubigen gute Bücher eingegeben hat, kann, wie man mir zuverlässig sagt, nur auf dem Wasser kämpfen. Er hat gegen den ägyptischen Pharao nichts vermocht, als daß er die Wasser über ihn zusammenschlagen ließ, und gleich zu Anfang seines Regiments wurde er mit den Menschen nicht anders fertig, als daß er eine große Flut über sie schickte. Zu Lande ist er schwach. Unsere Götter, mein Sohn, sind jung. Sie verlangen nicht so viele Gewissensskrupel wie die östlichen; sie sind weniger fein, sie begnügen sich mit ein paar Ochsen und Schweinen und einem kräftigen Manneswort. Ich rate dir, laß

dich nicht zu tief ein mit den Juden. Es tut manchmal ganz gut, zu wissen, daß es auf der Welt noch was andres gibt als die Gedanken des Forums und des Palatins. Es schadet nichts, wenn du dir manchmal von jüdischen Propheten und jüdischen Weibern ein bißchen die Haut und das Herz kraulen läßt; aber glaub mir, mein Sohn, das römische Exerzierreglement und das politische Handbuch des Kaisers August sind Dinge, mit denen du im Leben besser bestehst als mit allen Heiligen Schriften des Ostens.«

Titus hörte sich das still mit an. Vieles, was der Alte sagte, war richtig. Aber er sah im Geist die Prinzessin Berenike die Stufen einer Terrasse hinaufschreiten, und vor ihrem Schritt verging alle römische Staatsweisheit in den Wind. Wenn sie sagte: Lassen Sie mir Zeit, mein Titus, bis wir in Judäa sein werden und bis ich judäischen Boden unter meinen Füßen spüre. Dann erst kann ich mir klarwerden, was ich tun darf und was nicht – wenn sie mit ihrer dunklen, beunruhigenden, leicht heisern Stimme dies sagte, dann kam kein römischer Sieger- und Kaiserwille dagegen an. Man mochte Herrschaft über die Welt haben und die Macht, die Legionen von einem Ende der Erde zum andern zu werfen: das Königtum dieser Frau war von vielen Müttern her legitimer, königlicher als eine solche feste, nüchterne Herrschaft. Sein Vater war ein alter Mann. Was im Grund aus den Worten dieses alten Mannes sprach, war Furcht. Die Furcht, ein Römer werde den inneren Anfechtungen des Ostens nicht gewachsen sein, seiner feineren Logik, seiner tieferen Moral. Aber Rom hat griechische Weisheit und griechisches Gefühl verdaut. Es war jetzt gebildet genug, auch jüdisches Gefühl und jüdische Weisheit ohne Gefahr schlucken zu können. Er jedenfalls, Titus, fühlte sich stark genug, beides zu vereinigen: östliche Dunkelheit und Tiefe und römisch grade, klare Herrenart.

Die Nachricht, Titus werde den judäischen Feldzug beendigen und der Kaiser in absehbarer Zeit nach Rom zurückkehren, erregte die Stadt Alexandrien. Die Weißbeschuhten atmeten auf. Sie freuten sich, den Kaiser loszuwerden und ihren stren-

gen Gouverneur Tiber Alexander dazu, und es war ihnen eine Genugtuung, daß nun endlich gegen das freche Judäa mit vier Legionen durchgegriffen werden wird. Das alte Hetzwort vom Juden Apella lebte wieder auf. Wo immer Juden sich zeigten, schallte es ihnen nach: Apella, Apella. Dann aber wurde es verdrängt von einem andern Hetzwort, einem kürzeren, schärferen, das sich rasch über die Stadt, über den Osten, über die Welt verbreitete. Der Weißbeschuhte Chäreas hatte es erfunden, jener junge Herr, den Josef einstmals mit seinem Schreibzeug niedergeschlagen hatte. Es waren die Initialen des Satzes: Hierosolyma est perdita, Jerusalem ist verloren. Hep, Hep, erklang es nun, wo Juden sich sehen ließen. Hep, Hep, schrien insbesondere die Kinder, und man verband das Wort mit dem andern, und durch die ganze Stadt johlte, schrillte es: Hep Apella, Hep Apella, Apella Hep.

Josef ließ sich das Geschrei nicht anfechten. Er, Berenike, Agrippa, der als Jude geborene Marschall Tiber Alexander waren die Hoffnung der Juden, und wieder, wo immer er erschien, begrüßte man ihn mit den Worten: Marin, Marin. Er strahlte Zuversicht. Er kannte den Titus. Es war unmöglich, daß der Marschall Tiber Alexander, von dessen Vater die schönsten Weihgeschenke des Tempels stammten, es zuließ, daß dieser Tempel zugrunde gehe. Es wird ein harter, kurzer Feldzug sein. Dann wird Jerusalem sich ergeben, das Land wird, gesäubert von den »Rächern Israels«, neu aufblühen. Er sieht sich selber schon als einen der ersten Männer, sei es der römischen Provinzialverwaltung, sei es der Jerusalemer Regierung.

Die Aufgabe freilich, die unmittelbar vor ihm liegt, ist schwer. Er will ein ehrlicher Mittler sein zwischen den Juden und den Römern. Beide Parteien werden ihm mißtrauen. Wenn die Römer eine Schlappe erleiden, wird man sie ihm in die Schuhe schieben; wenn es den Juden schlecht geht, wird er daran schuld sein. Aber wie immer, er wird ohne Bitterkeit bleiben und Augen und Herz ohne Bitterkeit offenhalten. »O Jahve, gib mir mehr Herz, die Vielfalt deiner Welt zu begreifen. O Jahve, gib mir mehr Stimme, die Größe deiner Welt zu bekennen.« Er wird sehen, wird spüren, und dieser Krieg, sein

Unsinn, sein Schrecken und seine Größe wird durch ihn von den Späteren weitergelebt werden.

Der ägyptische Winter war zu Ende, die Nilschwelle vorbei. Die Regengüsse, die das sumpfige Land gegen Pelusium schwer passierbar machten, hatten aufgehört, man konnte die Armee von Nikopolis aus nilaufwärts transportieren und sie dann auf der alten Wüstenstraße nach Judäa marschieren lassen.

Die Führer der alexandrinischen Juden gingen stolz her, in gemessener Haltung wie stets, mit ruhigen Gesichtern; aber innerlich waren sie voll Unrast. Sie waren selber mitbeteiligt an der Mobilisierung, sie machten gute Geschäfte an der Ausrüstung und der Verproviantierung der Armee. Auch waren sie voll Ingrimm gegen die Aufrührer in Judäa und billigten aus tiefstem Herzen, daß jetzt Rom den Fuß hob, um diese Aufrührer vollends zu zertreten. Aber wie leicht konnte der Tritt nicht nur die Aufrührer treffen, sondern auch die Stadt oder gar den Tempel. Jerusalem war die festeste Feste der Welt, die Aufrührer waren verblendet bis zur Selbstzerfleischung, und wenn eine Stadt mit Gewalt genommen werden muß, wo hört da die Gewalt auf, und wer kann der Gewalt gebieten aufzuhören?

Rom verhielt sich den alexandrinischen Juden gegenüber korrekt und wohlwollend. Gegen die Rebellen der Provinz Judäa wurde der Krieg geführt, nicht gegen die Juden im Reich. Wenn aber die Regierung diesen Unterschied machte, die Massen machten ihn nicht. Die Stadt Alexandrien mußte einen großen Teil ihrer Garnison für den Feldzug abgeben. Die Juden ließen es sich nicht merken, aber sie waren voll Sorge vor einem Pogrom, ähnlich dem vier Jahre zuvor.

Sie bestrebten sich um so mehr, dem Kaiser und seinem Sohn ihre Loyalität zu zeigen. Obwohl viele aus der Gemeinde finster schauten, gab der Großmeister Theodor Bar Daniel dem Prinzen Titus ein Bankett zum Abschied. Der Kaiser war da, Agrippa, Berenike, der Stabschef des Titus, Tiber Alexander. Auch Josef und Dorion waren eingeladen. Sie sahen ernst aus, von leuchtender Blässe, sehr gesammelt, und alle sahen auf sie.

Da lagen also diese hundert Menschen, Juden und Römer, beim Mahl, und sie feierten, daß nun morgen die Armee aufbrechen würde, verstärkt, vier Legionen stark jetzt, die Fünfte, die Zehnte, die Zwölfte, die Fünfzehnte, von Syrien her, von Ägypten her, um die freche jüdische Hauptstadt einzuschließen und für immer zu demütigen. »Deine Bestimmung, Römer, ist es, die Welt zu regieren, Unterwürfige schonend und niederkämpfend die Frechen.« So hatte der Dichter gesungen, als der Begründer der Monarchie das Reich fügte, und sein Wort wahr zu machen, waren sie nun entschlossen, Römer und Juden, es wahr zu machen durch Schwert und Schrift.

Das Festmahl dauerte nicht lange. Auf eine kurze Rede des Großmeisters erwiderte Titus. Er war in der Galauniform des Feldherrn, er sah gar nicht jungenhaft aus, seine Augen waren hart, kalt und klar, und alle sahen, wie ähnlich er seinem Vater war. Er sprach vom römischen Soldaten, von seiner Zucht, seiner Milde, seiner Härte, seiner Tradition. »Andere haben tiefer gedacht«, sagte er, »andere haben schöner gefühlt: uns haben die Götter gegeben, im rechten Augenblick das Rechte zu tun. Der Grieche hat seine Statue, der Jude hat sein Buch, wir haben unser Lager. Es ist fest und beweglich, es ersteht jeden Tag von neuem, eine kleine Stadt. Es ist der Schutz des Unterwürfigen, der dem Gesetz sich fügt, und der Schrekken des Frechen, der dem Gesetz trotzt. Ich verspreche Ihnen, mein Vater, ich verspreche Rom und der Welt, daß Rom in meinem Lager sein wird, das alte Rom, hart, wo es sein muß, und mild, wo es sein darf. Es wird kein leichter Krieg sein, aber es wird ein guter Krieg sein, geführt auf römische Art.« Es waren nicht nur Worte, die der junge General sprach, es war Sinn und Wesen seines Geschlechts, es war die Mannhaftigkeit selber, die da sprach, die Mannestugend, die die Bewohner jener kleinen Siedlung auf den Tiberhöhen zu den Herren Latiums, Italiens, des Erdkreises gemacht hatte.

Der Kaiser hörte vergnügt und beipflichtend seinem Sohne zu; leise, mechanisch strich er sein gichtisches Bein. Nein, die Jüdin wird diesen seinen Jungen nicht herumkriegen. Und er sah mit einem kleinen, innern Schmunzeln auf Berenike. Sie

hörte zu, das dunkle, kühne Gesicht in die Hand geschmiegt, reglos. Sie war voll Trauer. Dieser Mensch hat sie jetzt völlig vergessen, hat sie ausgetilgt aus der letzten Falte seines Herzens. Er ist nichts als Soldat, er hat gelernt zu stechen, zu schießen, zu töten, niederzutreten. Es wird schwer sein, seine Hand aufzuhalten, wenn er sie einmal gehoben hat.

Es war sehr still in dem leuchtenden Saal, während der Prinz sprach. Der Maler Fabull war da. Das Gemälde der Prinzessin Berenike war fertig. Aber der Prinz wollte es nicht mitnehmen, und dies war eine große Bestätigung des Malers; denn das Bild, hatte der Prinz gesagt, ist so lebendig, daß es ihn immer beunruhigen wird, wenn es in seiner Nähe ist, und er hat jetzt einen Feldzug zu führen und kann solche Unruhe nicht brauchen. Der Maler Fabull war älter geworden, sein Kopf war noch strenger, aber sein Körper war weniger massig. Er starrte vor sich hin, blicklos, wie das seine Art war, aber diese Blicklosigkeit war Täuschung. Der Mann, der in diesen Wochen alt geworden war, sah sehr gut. Er sah die hundert Gesichter, die Römer, die Herren, die auszogen, um aufsässige Leibeigene zu züchtigen, und die Juden, die Gezüchtigten, die ihren Herren die Hand leckten. Der Maler Fabull war karg von Wort, ihm eignete nicht das Wort, aber er war ein Meister, er begriff ohne Wort, was hinter diesen Gesichtern vorging, mochten sie noch so zugesperrt sein. Er sah den Marschall Tiber Alexander, der kalt und elegant dasaß und der das in vollem Maß erreicht hatte, wonach er, Fabull, sein Leben lang vergeblich sich zerrieben hatte, und er sah, daß dieser harte, gescheite und mächtige Herr nicht glücklich war. Nein, keiner wohl von all diesen Juden war glücklich, nicht der König und nicht Claudius Regin und nicht der Großmeister. Glücklich und einverstanden mit sich und ihrem Schicksal waren nur die Römer. Sie waren nicht tief, Weisheit und Schönheit waren für sie kein Problem. Ihr Weg war grad und einfach. Es war eine harte Straße und sehr lang, aber sie hatten feste Beine und mutige Herzen: Sie gingen ihre Straße zu Ende. Die Juden und Ägypter und Griechen hier in der Halle taten recht daran, sie als die Herren zu feiern.

Er sah auch das Gesicht des Menschen, zu dem seine Toch-

ter gelaufen war, den Lumpen, den Hund, den Wegwurf, an den sie sich weggeworfen hatte. Aber siehe, es war keines Lumpen Gesicht, es war das Gesicht eines kämpfenden Mannes, der sich lange gestemmt hat gegen die Macht, der wissend geworden ist und sich fügt, der die Macht anerkennt, aber mit tausend listigen Vorbehalten, eines Kämpfers, der erkannt, aber sich nicht ergeben hat. Der Maler Fabull versteht nichts von Literatur, er will nichts davon wissen, er haßt sie, er ist voll von Erbitterung, daß Rom die Literaten gelten läßt, nicht aber die Künstler. Allein der Maler Fabull versteht etwas von Gesichtern. Er sieht Josef zuhören, während Titus spricht, und er weiß, dieser Mensch, der Beischläfer seiner Tochter, der Lump, der Hund, wird nun hingehen und wird Titus begleiten und wird zuschauen, wie seine Stadt untergeht, und wird es beschreiben. Er sieht das alles hinter dem Gesicht des Mannes. Und kurz nachdem Titus zu Ende ist, geht er hinüber zu Josef, ein bißchen zögernd, nicht so fest und gravitätisch wie sonst. Dorion sieht ihm entgegen, ängstlich, was nun geschehen wird. Aber es geschieht nichts. Der Maler Fabull sagt zu Josef, und seine Stimme ist nicht ganz so sicher wie sonst: »Ich wünsche Ihnen Glück, Flavius Josephus, zu dem Buch über den Krieg, das Sie schreiben sollen.«

Anderen Tages in Nikopolis steigt Josef auf das lange Schiff, das ihn nilaufwärts tragen wird. Der Kai ist voll von Soldaten, Kisten, Koffern, Gepäck. Nur wenig Zivilisten sind zugelassen, denn der Abschied hatte auf Anordnung der Heeresleitung bereits in Alexandrien stattgefunden. Nur einer hat sich's nicht nehmen lassen, den Josef bis Nikopolis zu begleiten: Claudius Regin. »Machen Sie Ihr Herz und Ihre Augen weit auf, junger Herr«, sagt er, als Josef aufs Schiff steigt, »damit Ihr Buch auch etwas wird. Hundertfünfzigtausend Sesterzien sind ein unerhörter Vorschuß.«

Titus, unmittelbar bevor er das Schiff bestieg, gab Weisung, die feuertelegrafischen Posten, die Rom den Fall Jerusalems melden sollten und die Vespasian zurückgezogen hatte, von neuem zu beziehen.

FÜNFTES BUCH

Jerusalem

Vom 1. Nissan an zeigten sich auf den Straßen Judäas die Pilger, die nach Jerusalem hinaufzogen, um das Osterlamm am Altar Jahves zu schlachten und das Abendmahl in der heiligen Stadt zu halten. Bürgerkrieg war, die Straßen waren voll von Räubern und Soldaten, aber die Unbegreiflichen ließen sich ihre Passah-Wallfahrt nicht nehmen. Sie kamen, alle Männlichen über dreizehn Jahre, einzeln und in großen Zügen. Die meisten kamen zu Fuß, beschuht, mit Wanderstab, den Wasserschlauch und den hörnernen Behälter für die Wegzehrung um die Schulter. Manche kamen auf Eseln, auf Pferden, auf Kamelen, reiche Leute zu Wagen oder in Sänften. Ganz Reiche brachten Frau und Kinder mit.

Sie kamen von Babylon her auf der großen, breiten Königstraße. Sie kamen auf den vielen schlechten Feldwegen vom Süden her. Sie kamen auf den drei guten Heerstraßen der Römer. Knirschend passierten sie die Säulen des Gottes Merkur, die längs dieser Straßen errichtet waren, knirschend zahlten sie die hohen Weg- und Brückenzölle. Aber sogleich wieder hellten sie sich auf und zogen fröhlichen Gesichts weiter, wie das Gesetz es vorschrieb. Des Abends wuschen sie sich die Füße, salbten sich, sprachen den Segensspruch, freuten sich auf den Anblick des Tempels und der heiligen Stadt, auf den Genuß des Osterlammes, des fehllosen, männlichen, einjährigen.

Hinter den Wallfahrern her aber kamen die Römer. Vier ganze kriegsstarke Legionen, dazu die Kontingente der Vasallen, insgesamt an hunderttausend Mann. Am 23. April, dem 10. Nissan jüdischer Rechnung, brachen sie von Cäsarea auf, am 25. schlugen sie ihr Lager in Gabathsaul, dem nächsten größeren Ort vor Jerusalem.

Die Soldaten, in Reihen zu sechs Mann marschierend, nahmen die ganze Breite der Straße ein und drängten die Wallfahrer auf die Feldwege. Im übrigen behelligten sie die Pilger nicht. Nur wer die aufrührerische Binde mit dem Wort Makkabi trug, den packten sie. Die Wallfahrer überfröstelte es, als sie den Riesenwurm der Legionen gegen die Stadt vorkriechen sahen. Vielleicht auch zögerte der eine oder andere einen Augenblick, aber sie machten nicht kehrt, sie beschleu-

nigten, die Unbegreiflichen, ihren Schritt. Abgewandten Blikkes, scheu drängten sie vorwärts, zuletzt war es schon mehr eine Flucht. Und als am 14. Nissan, dem Tag vor dem Fest, dem Tag des Abendmahls, die letzten Wallfahrer die Stadt erreichten, da schlossen sich die Tore; denn hinter ihnen auf den Höhen erschienen bereits die Vorhuten der Römer.

Von jeher hatte es als eines der zehn Wunder gegolten, durch die Jahve sein Volk Israel auszeichnete, daß den Wallfahrern zum Passah der Raum Jerusalem nicht zu eng wurde. In diesem Jahr, eingezwängt in ihre Mauern, abgeschnürt von den Dörfern ringsum, die sonst Obdach bieten konnten, barst die Stadt von Menschen. Allein den Wallfahrern machte die Enge nichts aus. Sie füllten die riesigen Hallen und Höfe des Tempels, bewunderten die Herrlichkeit Jerusalems. Sie brachten Geld mit, sie drängten sich in den Basaren. Freundschaftlich rieben sie sich aneinander, machten gefällig einer dem andern Platz, feilschten gut gelaunt mit den Händlern, überbrachten ihren Bekannten Geschenke. In diesem Monat Nissan hat Jahve die Juden errettet aus der Hand der Ägypter. Sie schauten auf die anrückenden Römer mit Staunen und Neugier, doch ohne Angst. Sie spürten den heiligen Boden unter ihren Füßen. Sie waren geborgen, sie waren glücklich.

Titus und die Herren seiner Suite hielten auf der Höhe des Hügels Schönblick. Zu ihren Füßen, besonnt, von tiefen Schluchten durchfurcht, lag die Stadt.

Der Prinz, nun er sein berühmtes, aufsässiges Jerusalem zum erstenmal erblickte, schmeckte die Schönheit der Stadt ganz aus. Da schaute sie zu ihm herauf, weiß, frech auf ihren kühnen Hügeln. Weit und leer liegt die weite Landschaft hinter ihr, die vielen kahlen Gipfel, die Zedern- und Pinienhänge, die Täler mit ihren Ackern, Oliventerrassen, Weinbergen, das fern glitzernde Tote Meer; die Stadt davor aber birst von Menschen, knapp läßt sie Raum für ihre tiefen Straßenschluchten, füllt jeden Fuß Boden mit Behausung. Und wie die stille Landschaft in die wimmelnde Stadt, so mündet die wimmelnde Stadt wiederum in das Weiß und Goldene dort drüben, in das Geviert des Tempels, das, so mächtig es ist, unendlich zart und rein in

der Luft schwimmt. Ja, die höchsten Punkte Jerusalems, das Fort Antonia und das Dach des Tempelhauses, liegen viel tiefer als der Grund, auf dem Titus jetzt steht, und dennoch ist es, als seien er und sein Pferd an den Boden festgeklebt, während Stadt und Tempel leicht und unerreichbar in der Luft schweben.

Der Prinz sieht die Schönheit der Stadt. Gleichzeitig, mit dem Auge des Soldaten, sieht er ihre Unzugänglichkeit. Auf drei Seiten Schluchten. Eine riesige Mauer um das. Ganze. Und wenn die genommen ist, hat die Vorstadt ihre zweite Mauer, die Oberstadt ihre dritte, und der Tempel auf seinem hohen, steilen Hügel, die Oberstadt auf dem ihren sind wiederum zwei Festungen für sich. Nur vom Norden her, da, wo er jetzt steht, senkt sich das Gelände ohne tiefen Einschnitt hinunter in Stadt und Tempel. Aber da liegen Mauern und Forts am festesten. Unbezwinglich, frech, schaut das herauf zu ihm. Eine immer unbändigere Lust füllt ihn, diese breiten, trotzigen Paläste niederzureißen, sich durch die dicken Mauern mit Eisen und Feuer einen Weg zu bahnen hinein in den Leib der spröden Stadt.

Der Prinz macht einen kleinen, unbehaglichen Ruck mit dem Kopf. Er spürt den Blick Tiber Alexanders auf sich. Titus weiß, daß der Marschall der erste Soldat der Epoche ist, die beste Stütze des flavischen Hauses. Er bewundert den Mann; sein kühnes Antlitz, sein federnder Gang erinnern ihn an Berenike. Aber er fühlt sich schülerhaft in seiner Gegenwart, die verbindliche Überlegenheit des Marschalls drückt ihn.

Tiber Alexander sitzt trotz seiner Jahre in guter Haltung auf seinem arabischen Rappen. Das lange Gesicht mit der scharfen Nase ohne Regung, schaut er hinunter auf die Stadt. Wie verwinkelt das alles ist. Es ist ein Wahnsinn, wie sich diese Menschen bei ihren Wallfahrtsfesten in die Stadt pressen, eng aneinander wie gesalzene Fische. Er war lange Jahre Gouverneur in Jerusalem, er weiß Bescheid. Wie soll man die vielen Hunderttausende auf die Dauer verproviantieren? Glauben die Führer, diese Herren Simon Bar Giora und Johann von Gischala, ihn bald loszuwerden? Wollen sie mit ihren vierundzwanzigtausend Mann seine hunderttausend wegtreiben?

Er denkt an seine Artillerie, an die Rammböcke der Zehnten Legion, an den »Harten Julius« vor allem, diese großartige, moderne Stoßmaschine. Der alte, erfahrene Soldat schaut mit fast mitleidigem Blick auf die Stadt.

Sie schlagen sich noch immer herum, die Unbelehrbaren, innerhalb ihrer Mauern. Sie hassen einander mehr als die Römer. Sie haben in ihrem sinnlosen Bürgerkrieg ihre ungeheuern Getreidevorräte niedergebrannt, Johann hat gegen den Simon selbst in den Säulenhallen des Tempels Artillerie aufgestellt. Still, ein wenig müde, grüßend und vertraut gleitet der Blick des Marschalls das Geviert des Tempels entlang. Sein eigener Vater hat die Metallbeschläge der neun Innentore gestiftet, Gold, Silber, korinthisches Erz, ihr Wert betrug die Steuereingänge einer ganzen Provinz. Trotzdem hat eben dieser Vater, Großmeister der Juden von Alexandrien, es zugelassen, daß er, Tiber Alexander, noch als Knabe aus dem Judentum ausschied. Er ist seinem weisen Vater dankbar dafür. Es ist verbrecherische Torheit, sich aus dem ausgeglichenen, sinnvollen Bereich griechischer Kultur auszuschließen.

Mit einem ganz kleinen, höhnischen Lächeln sieht er hinüber zu des Prinzen Sekretär und Dolmetsch, der benommenen Gesichts auf die Stadt hinunterschaut. Dieser Josephus will beides zugleich, Judentum und Griechentum. Das gibt es nicht, mein Lieber. Jerusalem *und* Rom, Jesaja *und* Epikur, das können Sie nicht haben. Wollen Sie sich gefälligst für das eine entscheiden oder für das andere.

Der König Agrippa neben ihm hält das gewohnte höfliche Lächeln fest auf dem schönen, ein bißchen zu fetten Gesicht. Er wäre lieber als Wallfahrer hier denn an der Spitze von fünftausend Reitern. Er hat die Stadt vier Jahre nicht gesehen, seitdem ihn dieses törichte Volk nach seiner großen Friedensrede hinausjagte. Er schaut jetzt, der leidenschaftliche Bauherr, mit großer Liebe und tiefem Bedauern auf Jerusalem nieder, wie es weiß und geschäftig seine Hügel hinankriecht. Er selber hat hier viel gebaut. Als die achtzehntausend Tempelarbeiter durch die Fertigstellung des Baues brotlos wurden, hat er durch sie die ganze Stadt neu pflastern lassen. Jetzt haben die Makkabi-Leute einen Teil dieser Bauarbeiter zu Soldaten

gepreßt. Einen von ihnen, einen gewissen Phanias, haben sie zum Hohn für die Aristokraten gar zum Erzpriester gemacht. Und wie sie seine Häuser zugerichtet haben, den Herodespalast, das alte Makkabäer-Palais. Es ist schwer, Herz und Antlitz bei solchem Anblick ruhig zu halten.

Ringsum arbeiten die Soldaten. In das Schweigen der Herren, die reglos im leichten Wind auf der Höhe halten, klingen ihre Spaten und Äxte. Sie schlagen ihre Lager, sie ebnen das Terrain für die Zwecke der Belagerung ein, füllen auf, tragen ab. Die Umgebung Jerusalems ist ein einziger großer Garten. Sie schlagen die Ölbäume, die Obstbäume, die Weinreben. Sie reißen die Villen auf dem Ölberg nieder, die Magazine der Brüder Chanan. Sie machen das Land dem Erdboden gleich. Solo adaequare, dem Erdboden gleichmachen, das ist der technische Ausdruck. Das muß man zu Beginn einer Belagerung, es ist eine Elementarregel, jedem Lehrling der Kriegskunst wird sie als erstes eingetrichtert. Der jüdische König sitzt auf seinem Pferd, in guter und lässiger Haltung, sein Gesicht blickt ein wenig müde, still wie immer. Er ist jetzt zweiundvierzig Jahre alt. Er hat stets ja zur Welt gesagt, obgleich sie voll von Dummheit und Barbarei ist. Heute fällt es ihm schwer.

Josef ist der einzige, der seine Miene nicht zähmen kann. So sah er einmal von Jotapat aus die Legionen ihren pressenden Ring schließen. Er weiß, Widerstand ist aussichtslos. Sein Hirn gehört denen, in deren Mitte er ist. Aber sein Herz ist bei den andern, es kostet ihn Anstrengung, das Geräusch der Äxte, Hämmer, Spaten zu ertragen, mit denen die Soldaten die strahlende Umgebung der Stadt verwüsten.

Ein ungeheures Gedröhn brüllt aus dem Tempelbezirk auf. Die Pferde werden unruhig. »Was ist das?« fragt der Prinz. »Es ist die Magrepha, die hunderttonige Schaufelpfeife«, erklärt Josef. »Man hört sie bis Jericho.« – »Euer Gott Jahve hat eine gewaltige Stimme«, anerkennt Titus.

Dann, endlich, unterbricht er das lange, benommene Schweigen. »Was denken Sie, meine Herren?«, und seine Stimme klingt schmetternd, fast knarrend, ein Kommando mehr als eine Frage. »Wie lange werden wir brauchen? Ich schätze, wenn es gut geht, drei Wochen, wenn es schlecht geht, zwei

Monate. Auf alle Fälle möchte ich zum Fest des Oktoberrosses in Rom zurück sein.«

Es waren bisher drei Heerführer gewesen, die als Diktatoren Jerusalems einer den andern bekämpften. Simon Bar Giora beherrschte die Oberstadt, Johann von Gischala die Unterstadt und den äußeren südlichen Tempelbezirk, der Doktor Eleasar Ben Simon das Innere dieses Bezirks, das Tempelhaus und das Fort Antonia. Als nun an diesem Vortag zum Passahfest die Pilger in Scharen zum Tempel hinaufströmten, um Jahve ihr Lamm zu schlachten, wagte Eleasar nicht, ihnen den Eintritt in die inneren Höfe zu wehren. Johann von Gischala aber mischte unter die Pilger viele seiner Soldaten, und die, im Innern des Tempelbezirks, angesichts des riesigen Brandopferaltars, warfen ihre Pilgerkleider ab, standen in Waffen da, machten die Offiziere des Eleasar nieder, nahmen ihn selbst gefangen. Johann von Gischala, auf diese Art in den Besitz des gesamten Tempelbezirks gelangt, schlug dem Simon Bar Giora vor, fortan gemeinsam den Feind vor den Mauern zu bekämpfen, lud ihn ein, mit ihm in seinem Hauptquartier, dem Palais der Fürstin Grapte, das Passahlamm zu verzehren. Simon nahm an.

Gegen Abend also stand Johann klein, schlau und vergnügt innerhalb der geöffneten Torflügel des Hauses der Fürstin Grapte und erwartete seinen früheren Feind und neuen Kampfgenossen. Simon, an den Wachen des Johann vorbei, die ihm die Ehrenbezeigung erwiesen, stieg die Stufen des Hauses herauf. Er und seine Begleiter waren gerüstet. Einen Augenblick verdroß das den Johann, er selber war waffenlos, aber sogleich wieder bezwang er sich. Ehrerbietig, wie es die Sitte wollte, ging er drei Schritte zurück, neigte sich tief und sagte: »Ich danke Ihnen herzlich, mein Simon, daß Sie gekommen sind.«

Sie gingen in das Innere. Das Haus der Fürstin Grapte, einer transjordanischen Prinzessin, vormals mit allem Prunk ausgestattet, war jetzt verwahrlost, eine Kaserne. Simon Bar Giora, während er an der Seite des Johann durch die kahlen Räume klirrte, musterte seinen Begleiter aus seinen engen, braunen

Augen. Dieser Mann Johann hat ihm alles Üble getan, er hat ihm die Frau wegfangen lassen, um Konzessionen aus ihm herauszupressen, sie haben gegeneinander gewütet wie wilde Tiere, er haßt ihn. Trotzdem spürt er Respekt vor der Schlauheit des andern. Vielleicht wird es Jahve diesem Johann nicht verzeihen, daß er vor seinem Altar, der aus unbehauenen Steinen gefügt war, weil Eisen ihn nicht berühren durfte, aus Pilgergewändern heimliche Schwerter hat ziehen lassen; aber kühn war es, listig, tapfer. Unwirsch, doch voll Achtung, ging er neben Johann her.

Man briet die Lämmlein unmittelbar auf dem Feuer, wie das Gesetz es befahl, das ganze Tier, die Kniestücke und die inneren Teile legte man von außen auf. Sie sprachen die Gebete, die vorgeschriebenen Erzählungen über den Auszug aus Ägypten, sie aßen mit Appetit die Lämmlein, sie aßen ungesäuertes Brot dazu nach der Vorschrift und Bitterkraut nach der Vorschrift zur Erinnerung an die Bitterkeit im Lande Ägypten. Eigentlich waren die ganzen Plagen, mit denen Jahve Ägypten geschlagen hatte, ein bißchen lächerlich, verglich man. sie mit den Plagen, die über sie selber gekommen waren, und die Armee der Römer war bestimmt furchtbarer als die der Ägypter. Aber das machte nichts. Sie saßen jetzt zusammen in *einem* Raum, leidlich versöhnt. Auch der Wein war gut, es war Wein von Eschkol, er wärmte ihre verwilderten Herzen. Simon Bar Giora zwar saß ernst da, aber die andern wurden vergnügt.

Nach dem Mahle rückten sie zusammen, tranken gemeinsam die letzten der vorgeschriebenen vier Becher Weines. Dann schickten die beiden Führer die Frauen und ihre Leute weg und blieben allein.

»Wollen Sie einen Teil Ihrer Geschütze mir und meinen Leuten überlassen?« begann nach einer Weile Simon Bar Giora das ernsthafte Gespräch, mißtrauisch, fordernd mehr als bittend. Johann schaute ihn an. Sie waren beide abgezehrt, verwahrlost, verbittert von vielen Mühen, Pein und Enttäuschung. Wie kann man so jung sein und so mürrisch? dachte Johann. Es sind noch nicht drei Jahre, da war um diesen Mann ein Strahlen wie um den Tempel selbst. »Sie können meine ganzen Geschütze haben«, sagte er, offen, beinahe zart. »Ich will nicht

gegen Simon Bar Giora bestehen, ich will gegen die Römer bestehen.« – »Ich danke Ihnen«, sagte Simon, und jetzt war in seinen engen, braunen Augen etwas von der alten, wilden Zuversicht. »Dies ist ein guter Passahabend, an dem Jahve Ihren Sinn für mich geöffnet hat. Wir werden Jerusalem halten, und die Römer werden zerschmettert werden.« Er saß schlank und aufrecht vor dem breiten Johann, und man sah, daß er sehr jung war.

Johann von Gischalas klobige Bauernhand spielte mit dem großen Weinbecher. Er war leer, und mehr als die vier Becher durfte man nicht trinken. »Wir werden Jerusalem nicht halten, mein Herr Simon, mein Bruder«, sagte er. »Nicht die Römer, sondern wir werden zerschmettert werden. Aber es ist gut, daß es Männer gibt mit einem solchen Glauben wie Sie.« Und er sah freundschaftlich auf ihn, herzlich.

»Ich weiß«, sagte leidenschaftlich Simon, »daß Jahve uns den Sieg geben wird. Und Sie glauben es auch, Johann. Warum sonst hätten Sie diesen Krieg angefangen?« Johann schaute nachdenklich auf die Feldbinde mit den Initialen Makkabi. »Ich will nicht mit Ihnen rechten, mein Bruder Simon«, sagte er nachgiebig, »warum mein Glaube in Jerusalem nicht so fest ist wie in Galiläa.« Simon bezwang sich. »Schweigen Sie von dem Blut und Feuer«, sagte er, »das zwischen uns war. Nicht Sie waren schuld und nicht ich war schuld. Die Aristokraten und Doktoren waren schuld.« – »Nun«, stieß ihn Johann vertraulich an, »denen haben Sie es ja gegeben. Gesprungen wie syrische Seiltänzer sind sie, die Herren Doktoren in ihren langen Röcken. Der alte Erzpriester Anain, der sich im Großen Rat ein Ansehen gab wie der zürnende Gott Jahve selber, damals lag er tot und bloß und schmutzig und keine Augenweide mehr. Der wirft Sie kein zweites Mal aus der Quadernhalle hinaus.« – »Nun«, sagte Simon, und jetzt ging selbst über sein zerarbeitetes Gesicht ein kleines Lächeln, »Sie, mein Johann, waren auch der Zahmste nicht. Wie Sie die letzten aristokratischen Erzpriestersöhne erledigten, und wie Sie dann den Bauarbeiter Phanias zum Erzpriester auslosten, und wie Sie den dummen, tölpischen Burschen die Einkleidungszeremonien und den ganzen Kram zelebrieren ließen, das kann

man auch nicht gerade in einer Lehrstunde für fromme Lebensart als Beispiel anführen.« Johann schmunzelte. »Sagen Sie nichts gegen meinen Erzpriester Phanias, mein Bruder Simon«, sagte er. »Er ist ein bißchen schwerfällig, zugegeben, aber er ist ein guter Mann, und er ist ein Arbeiter, kein Aristokrat. Er gehört zu uns. Und schließlich hat das Los ihn bestimmt.« – »Haben Sie bei der Auslosung nicht ein wenig nachgeholfen?« fragte Simon. »Wir stammen aus *einem* Land«, lachte Johann. »Dein Gerasa und mein Gischala liegen nicht weit auseinander. Komm, mein Bruder Simon, mein Landsmann, küsse mich.« Simon zögerte einen Augenblick. Dann machte er die Arme auf, und sie küßten sich.

Dann, es ging gegen Mitternacht, machten sie einen Rundgang, um Mauern und Wachtposten zu inspizieren. Oft stolperten sie über schlafende Wallfahrer; denn die Häuser boten nicht Raum, und in allen Torwegen, auf allen Straßen lagen die Pilger, manchmal unter primitiven Zelten, oft nur gehüllt in ihre Mäntel. Die Nacht war frisch, in der Luft lag dick der Gestank von Menschen, Rauch, Holz, gebratenem Fleisch, Spuren des Bürgerkriegs waren überall, um die Mauern stand der Feind, die Straßen Jerusalems waren kein bequemes Bett. Aber die Pilger schliefen gut. Dies war die Nacht der Obhut, und wie einstmals die Ägypter, so wird Jahve jetzt die Römer mit Mann und Roß und Wagen ins Meer schmeißen. Simon und Johann bemühten sich, ihre Schritte zart zu setzen, und machten wohl auch um einen Schlafenden einen umständlichen Bogen. Sie waren fachmännisch neugierig einer auf die Verteidigungsmaßnahmen des andern. Sie fanden überall gute Zucht und Ordnung, die Anrufe der Wachtposten kamen, wie sie sollten.

Der Morgen schritt vor. Von jenseits der Mauern klangen die Signale der Römer. Aber dann kam vom Tempel her das ungeheure Getöse, mit dem das Tor zum Heiligen Raum sich öffnete, und der gewaltige Laut der Schaufelpfeife, der Magrepha, der den Beginn des Tempeldienstes verkündete, und er überdeckte die Signale der Römer.

Die Legionen schanzten, von den Mauern her wurden sie beschossen, sie erwiderten die Beschießung. Gleichmäßig,

wenn die schweren Geschosse der Römer heransurrten, kam der aramäische Ruf der Wachen: »Geschoß kommt«, und lachend gingen die Soldaten in Deckung.

Vom Turm Psephinus aus beschauten Simon und Johann den beginnenden Kampf. »Es wird ein guter Tag, mein Bruder Johann«, sagte Simon. »Es wird ein guter Tag, mein Bruder Simon«, sagte Johann.

Die Geschosse der Römer kamen, weiß, surrend, von weit her sichtbar. »Geschoß kommt«, rief es, und die Soldaten lachten und warfen sich nieder. Aber dann kamen Geschosse, die waren nicht mehr sichtbar, die hatten die Römer gefärbt. Sie fegten eine Gruppe Verteidiger von den Mauern, und nun lachte niemand mehr.

Am 11. Mai begab sich der Glasbläser Alexas aus seinem Wohn- und Geschäftshaus in der Salbenmachergasse zu seinem Vater Nachum in die Neustadt. Heute nacht hatten die Römer trotz allen Widerstands ihre Rammböcke an die Mauer herangebracht, durch die ganze Neustadt schütterten die dumpfen Stöße des »Harten Julius«, ihres größten Widders. Jetzt muß es Alexas glücken, seinen Vater zu überreden, sich, seine Leute und seine beste Habe aus der gefährdeten Neustadt zu ihm in die Oberstadt zu flüchten.

Nachum Ben Nachum hockte vor seinem Laden im Innern, unter der großen Glastraube, auf Polstern, die Beine gekreuzt. Es waren Käufer da, man feilschte um ein vergoldetes Kunstwerk aus Glas, ein Goldenes Jerusalem, einen Kopfschmuck für Frauen. Abseits, von dem Gefeilsche ungestört, brummelte der Doktor Nittai, den Körper schaukelnd, den ewigen Singsang seiner Lehrsätze. Nachum Ben Nachum drängte die Käufer mit keinem Wort. Sie gingen schließlich, unentschlossen.

Nachum wandte sich seinem Sohne zu: »Sie werden wiederkommen, das Geschäft wird werden. In längstens einer Woche wird der gesiegelte Kaufbrief im Archiv liegen.« Nachums viereckiger Bart war gepflegt, seine Wangen frischfarbig wie stets, seine Worte zuversichtlich. Aber Alexas merkte gut die versteckte Angst. Wenn der Vater auch tat, als gehe sein Tagewerk weiter wie immer, jetzt, beim Klang der Stöße des »Harten

Julius«, mußte auch er erkennen, daß die ganze Neustadt, daß sein Haus und seine Fabrik gefährdet waren. In wenigen Wochen, wahrscheinlich schon in Tagen, werden da, wo sie jetzt sitzen und ruhevoll schwatzen, die Römer sein. Der Vater muß das einsehen und zu ihm hinaufziehen. Man braucht ja nur ein paar Schritte zu gehen, dort auf die Mauer, dann sieht man die Maschinen der Römer arbeiten.

Nachum Ben Nachum unterdes setzte behaglich sein optimistisches Geschwätz fort. Wäre es nicht Torheit und Verbrechen gewesen, wenn er, dem Drängen des Sohnes nachgebend, vor dem Passahfest aus der Stadt geflüchtet wäre? Eine Saison wie diese war noch nie da. Ist es nicht ein Segen, daß die Pilger vorläufig nicht aus der Stadt herauskönnen? Es bleibt ihnen nichts übrig, als sich den ganzen Tag in den Läden und Basaren herumzutreiben. Ein Glück ist es, daß er sich nicht vom Gerede seines Sohnes hat irremachen lassen.

Alexas ließ den Vater reden. Dann, still und beharrlich, bohrte er weiter: »Jetzt geben sie selbst im Fort Phasael zu, daß sie die äußere Mauer nicht halten können. In den Straßen der Schmiede und der Kleiderhändler sind schon eine ganze Menge Läden geschlossen. Alle sind sie in die Oberstadt hinaufgezogen. Nimm Vernunft an, laß den Ofen löschen, zieh zu mir hinauf.«

Der Knabe Ephraim war zu ihnen getreten. Er eiferte los gegen den Bruder. »Wir halten die Neustadt«, glühte er. »Man müßte dich im Fort Phasael anzeigen. Du bist schlimmer als der Gelbgesichtige.« Der Gelbgesichtige war ein Prophet, der auch jetzt noch die Makkabi-Leute verhöhnte und Verhandlungen und Unterwerfung anriet. Alexas lächelte sein fatales Lächeln. »Ich wollte«, sagte er, »ich hätte die Kraft und das Wort des Gelbgesichtigen.«

Nachum Ben Nachum streichelte seinem jüngsten Sohne kopfnickend das dichte, sehr schwarze Haar. Aber gleichzeitig in seinem Herzen erwog er die Reden seines Ältesten, des Siebenklugen. Die Stöße des »Harten Julius« kamen wirklich erschreckend gleichmäßig. Auch daß viele Einwohner der Neustadt sich in die sichere Oberstadt verdrückten, war richtig. Nachum hatte es mit eigenen Augen gesehen, und daß die

»Rächer Israels«, die jetzigen Herren der Stadt, es zuließen, bedeutete einiges. Denn die »Rächer Israels« waren sehr streng. Zu streng, fand der Glasbläser Nachum Ben Nachum. Aber das sagte er nicht laut. Die Makkabi-Leute hatten scharfe Ohren, und Nachum Ben Nachum hatte oft mit ansehen müssen, wie sie Bekannte von ihm, geachtete Bürger, weil sie unbesonnene Äußerungen getan hatten, gefangen ins Fort Phasael brachten oder sie gar an die Mauer führten, um sie zu exekutieren.

Nachum wandte sich an Doktor Nittai: »Mein Sohn Alexas rät, wir sollen zu ihm in die Oberstadt hinaufziehen. Mein Sohn Ephraim erklärt, man werde die Neustadt halten. Was sollen wir tun, mein Doktor und Herr?« Der dürre Doktor Nittai richtete seine engen, wilden Augen auf ihn. »Die ganze Welt ist Netz und Falle«, sagte er, »nur im Tempel ist Sicherheit.«

An diesem Tage entschied sich der Glasbläser Nachum nicht. Aber am nächsten Tag zog er sein altes, viereckiges Arbeitskleid an, er hatte es durch viele Jahre nicht getragen, sondern sich darauf beschränkt, mit den Käufern zu verhandeln. Jetzt also holte er das alte Arbeitskleid hervor, zog es an und hockte sich vor den Ofen. Seine Söhne und Gehilfen standen um ihn herum. Auf altmodische Art, wie sie sein Sohn Alexas für die Werkstatt längst abgeschafft hatte, nahm er mit der Schaufel dünnflüssige Masse des geschmolzenen Belus-Sandes aus dem Ofen, zwickte das zu formende Stück mittels einer Zange ab, formte mit der Hand einen schönen, runden Becher. Dann gab er Weisung, den großen, eiförmigen Ofen zu löschen, der nun so viele Jahrzehnte hindurch gebrannt hatte. Er schaute zu, wie er erlosch, und betete den Spruch, der bei Kenntnisnahme eines Todesfalles zu sprechen ist: »Gelobt seist du, Jahve, gerechter Richter.« Dann, mit seiner Frau, seinen Söhnen, Gehilfen, Leibeigenen, seinen Pferden, Eseln und seiner ganzen Habe, begab er sich in die Oberstadt zum Hause seines Sohnes Alexas. »Wer sich in Gefahr begibt«, sagte er, »kommt darin um. Wer zu lange wartet, von dem zieht Jahve seine Hand ab. Wenn du uns Platz geben willst, dann wohnen wir, bis die Römer fort sind, in deinem Haus.« Die Augen des Glasbläsers Alexas verloren ihren verhängten, bekümmerten Ausdruck. Er sah seit Jahren

zum erstenmal frisch aus, seinem Vater sehr ähnlich. Ehrerbietig trat er drei Schritte zurück, führte die Hand an die Stirn, sagte, sich tief neigend: »Die Ratschlüsse meines Vaters sind meine Ratschlüsse. Mein niederes Haus ist glücklich, wenn mein Vater es betritt.«

Drei Tage darauf nahmen die Römer die äußere Mauer. Sie plünderten die Neustadt, verwüsteten die Läden und Werkstätten der Kleidermacher, der Schmiede, der Eisenarbeiter, der Töpfer, die Fabrik des Glasbläsers Nachum. Sie machten das ganze Viertel dem Erdboden gleich, um Wälle und Maschinen gegen die zweite Mauer heranzuführen.

Der Glasbläser Nachum Ben Nachum strich seinen dichten, viereckigen, schwarzen Bart, in dem jetzt einige graue Haare waren, wiegte seinen Kopf und sagte: »Wenn die Römer fort sind, werden wir einen größeren Ofen hauen.« War er aber allein, dann verhängten sich seine schönen Augen, der ganze Mann sah bekümmert aus, seinem Sohne Alexas sehr ähnlich. Ach und oj, dachte er. Nachums Glasfabrik war die beste in Israel seit hundert Jahren. Die Doktoren haben mir erlaubt, den Bart, den mir Jahve so lang und schön gemacht hat, kürzer zu tragen, auf daß er nicht versengt werde von der glühenden Masse, der Doktor Nittai hat gelebt von Nachums Glasfabrik. Und wo ist Nachums Glasfabrik jetzt? Vielleicht sind die Makkabi-Leute tapfer und gottesfürchtig. Aber es kann nicht der Segen Jahves sein mit einem Unternehmen, bei dem Nachums Glasfabrik zugrunde geht. Man hätte unterhandeln sollen. Mein Sohn Alexas hat es immer gesagt. Man sollte noch unterhandeln. Aber das darf man leider nicht laut sagen, sonst bringen sie einen in das Fort Phasael.

Um diese Zeit waren die Preise der Lebensmittel in der Stadt Jerusalem bereits sehr hoch geklettert. Alexas kaufte gleichwohl, was immer er an Nahrungsmitteln erraffen konnte. Sein Vater Nachum schüttelte den Kopf. Sein Bruder, der Knabe Ephraim, drang mit wilder Rede auf ihn ein wegen seiner Schwarzseherei. Aber Alexas kaufte weiter, was immer an Lebensmitteln er auftreiben konnte. Einen Teil dieses Vorrats versteckte und vergrub er.

Am 30. Mai erstürmten die Römer die zweite Mauer. Sie mußten diesen Sieg mit großen Verlusten an Menschen und Material bezahlen; denn Simon Bar Giora hatte die Mauer mit Zähigkeit und Geschick verteidigt. Eine ganze Woche lang hatten die Römer Tag und Nacht unter Waffen stehen müssen.

Titus gönnte den erschöpften Leuten eine Pause. Er setzte für diese Zeit die Soldzahlung an, dazu eine Parade und die feierliche Überreichung der Ehrenzeichen an die verdienten Offiziere und Mannschaften.

Seit seinem Abmarsch von Cäsarea hatte er sich den Anblick der Berenike versagt. Nicht einmal des Malers Fabull schönes Bild von ihr hatte er in seinem Zelt aufgestellt, weil er fürchtete, schon ihre Gegenwart im Bild könnte ihn von seinen soldatischen Aufgaben abziehen. Jetzt gönnte er auch sich Ablenkung und Erholung und bat durch einen Eilkurier um ihren Besuch.

Doch schon als er ihr entgegenritt, wußte er, daß er es falsch gemacht hatte. Nur fern von der Frau fühlte er sich klar, sicher, ein guter Soldat. Sowie sie da war, rannen ihm die Gedanken auseinander, Ihr Gesicht, ihr Geruch, ihr Schritt, die leichte Heiserkeit ihrer dunkeln Stimme brachten ihn um seinen Gleichmut.

Am Morgen des 3. Juni dann, die Prinzessin Berenike neben sich, nahm er die Parade ab. Außerhalb der Schußweite, doch in Sehweite der Belagerten, rückten die Truppen aus, Die Legionen zogen vorbei, in Reihen zu sechs Mann, in voller Rüstung, die Schwerter entblößt. Die Reiter führten ihre geschmückten Pferde am Zügel. Die Feldzeichen glänzten in der Sonne, weithin glitzerte es silbern und golden. Auf den Mauern Jerusalems wohnten die Belagerten dem Schauspiel bei. Die ganze nördliche Mauer, die Dächer der Tempelkolonnaden und des Tempelhauses waren besetzt mit Menschen, die in der prallen Sonne hockten und die Macht, die Zahl, den Glanz ihrer Feinde beschauten.

Nach dem Defilé verteilte Titus die Ehrenzeichen. Man war mit diesen Fähnchen, Lanzen, goldenen und silbernen Ketten sehr sparsam. Unter den hunderttausend Mann der Belagerungsarmee waren es noch keine hundert, die man damit

bedachte. Einer vor allem fiel auf, ein Subalternoffizier, der Hauptmann Pedan, Zenturio des Ersten Manipels der Ersten Kohorte der Fünften Legion, ein vierschrötiger Mann von etwa fünfzig Jahren, mit einem nackten, roten Gesicht, blond, ein wenig angegraut. Beunruhigend über seiner frechen, weitnüstrigen Nase stand ein blinzelndes, blaues Auge und ein totes, künstliches. Der Hauptmann Pedan trug bereits die höchste Auszeichnung, die ein Soldat erringen konnte, den Kranz aus Gras, den nicht der Feldherr, sondern die Armee verlieh, und nur an solche Männer, deren Umsicht und Tapferkeit das ganze Heer aus der Gefahr gerettet hatte. Dem Hauptmann Pedan war der Kranz aus den Gräsern eines armenischen Hochplateaus geflochten worden, der Gegend, in der er unter dem Marschall Corbulo sein Armeekorps durch List und kaltes Blut aus der Umzingelung parthischer Übermacht herausgehauen hatte. Der Hauptmann Pedan mit seiner Frechheit, seiner Tollkühnheit, seiner gemeinen und gescheiten Zunge war der Liebling der Armee.

Die Ehrenkette, die Titus ihm jetzt überreichte, war keine große Sache. Der Erste Zenturio der Fünften Legion sprach beiläufig die vorgeschriebene Dankformel. Dann mit seiner quäkenden, weithin vernehmbaren Stimme fügte er hinzu: »Eine Frage, Feldherr. Haben Sie auch schon Läuse? Wenn wir hier nicht bald Schluß machen, dann kriegen Sie sie bestimmt. Wenn Sie dem Hauptmann Pedan einen Gefallen tun wollen, Feldherr, dann nehmen Sie Ihre Kette zurück und erlauben ihm, daß er als erster die Brandfackel wirft in das verfluchte Loch, in dem diese Mistjuden ihren Gott verstecken.« Der Prinz spürte, wie Berenike gespannt auf seine Erwiderung wartete. Etwas gezwungen sagte er: »Was wir mit dem Tempel anfangen, steht bei meinem Vater, dem Kaiser. Im übrigen wird sich niemand mehr freuen als ich, wenn ich Ihnen eine zweite Auszeichnung verleihen kann.« Er ärgerte sich, daß ihm nur eine so kümmerliche Antwort eingefallen war.

Auch Josef erhielt eine Auszeichnung, eine kleine Schildplatte, über dem Panzer auf der Brust zu tragen. »Nehmen Sie, Flavius Josephus«, sagte Titus, »den Dank des Feldherrn und der Armee.« Zwiespältigen Gefühls starrte Josef auf die große,

silberne Plakette, die der Prinz ihm hinhielt. Sie stellte das Haupt der Meduse dar. Sicher glaubte Titus ihn zu beglücken, wenn er unter die wenigen, die er auszeichnete, ihn, den Juden, aufnahm. Aber so wenig mühte er sich, ihn zu verstehen, daß er für solche Auszeichnung gerade das Medusenhaupt wählte, verpönte Darstellung nicht nur menschlicher Gestalt, sondern götzendienerisches Symbol. Es war kein Einverständnis möglich zwischen Juden und Römern. Sicher war dem Prinzen, der ihm wohlwollte, der Gedanke nicht einmal gekommen, daß eine solche Schildplatte dem Juden Kränkung mehr als Auszeichnung sein mußte. Josef war voll von Trauer und Beklommenheit. Allein er bezwang sich. »Ich bin es«, erwiderte er ehrerbietig die Formel, »der dem Feldherrn und der Armee zu danken hat. Ich werde versuchen, dieser Auszeichnung würdig zu sein.« Und er nahm die Schildplatte. Groß, das kühne Gesicht unbewegt, stand Berenike. Auf der Mauer, Kopf an Kopf, schauten die Juden zu, schweigend in der prallen Sonne.

Den Prinzen unterdes packte ein immer tieferer Verdruß. Was wollte er mit dieser Parade? Berenike wußte so gut wie er, was die römische Armee war. Sie ihr auf so protzige Art vorzuführen war taktlos, barbarisch. Da hockten diese Juden auf ihren Mauern, ihren Dächern, die gedrängten Tausende, schauten zu, schwiegen. Wenn sie geschrien hätten, gehöhnt. Ihr Schweigen war eine tiefere Ablehnung. Auch Berenike hat während des ganzen Vorbeimarsches kein Wort gesprochen. Dieses jüdische Schweigen verstörte den Titus.

Mitten in Betretenheit und Verdruß hat er eine Idee. Er wird eine neue, ernsthafte Vermittlungsaktion unternehmen. Als Einleitung einer solchen Aktion bekommt seine Parade Sinn und Verstand. Der Herr dieser Armee darf sich's leisten, den Gegner zu Verhandlungen einzuladen, ohne daß man ihm das als Zeichen von Schwäche auslegt.

Leicht freilich fällt ihm dieser Entschluß nicht. Noch hält sein Vater die Fiktion aufrecht, es handle sich nicht um einen Feldzug, sondern um eine Polizeimaßnahme. Seine, des Titus, Meinung ist das nicht. Er und seine Armee sehen als Lohn und Ende ihrer Mühe einen Triumph in Rom vor sich, ein strahlen-

des, ehrenvolles Schauspiel. Schließt aber das Unternehmen mit Vergleich ab, dann kriegt er seinen Triumph nicht. Trotzdem: er steht hier nicht für sich. Rom treibt Politik auf weite Sicht. Er wird den Vermittlungsvorschlag machen.

Diesen Entschluß einmal gefaßt, hellt Titus sich auf. Jetzt hat seine Parade auf einmal Sinn, auch die Gegenwart der Frau hat Sinn. Des Prinzen Blick und Stimme werden jungenhaft, zuversichtlich. Er hat Freude an seinen Soldaten, er hat Freude an der Frau.

Die Zusammenkunft der Römer mit den Juden fand in der Nähe des Turms Psephinus statt, in Reichweite der jüdischen Schußwaffen. Von den Wällen ihres Lagers schauten die Römer, von den Stadtmauern die Juden zu, wie ihre Abgesandten sich trafen. Sprecher der Römer war Josef, Sprecher der Juden der Doktor und Herr Amram, Josefs Jugendfreund. Die Juden hielten zwischen sich und Josef peinlich den Abstand von sieben Schritten, sie machten, wenn er sprach, zugesperrte Gesichter. Nie an ihn richteten sie das Wort, immer an seine beiden römischen Begleiter.

Man lagerte auf der kahlen, besonnten Erde, Josef war waffenlos. Er hatte sich mit aller Inbrunst vorbereitet, die in der Stadt zur Vernunft zu bekehren. Sie hatten ihn Tag für Tag ihren Haß spüren lassen. Oft hatte man ihm Bleikugeln und andere Geschosse der Belagerten gebracht mit der eingeritzten aramäischen Inschrift: »Triff den Josef.« Sein Vater, sein Bruder lagen in den Kerkern des Forts Phasael, aufs übelste gequält. Er achtete es nicht. Er hatte alle Bitterkeit aus seinem Herzen getilgt. Hatte gefastet, gebetet, Jahve möge seiner Rede Kraft geben.

Es duldete ihn nicht auf der Erde, als er jetzt zu sprechen anhub. Er sprang auf, hager stand er in der Sonne, die Augen noch heißer als sonst vom Fasten und von dem Willen, zu überzeugen. Vor sich sah er das zugesperrte, verwilderte Gesicht des Doktor Amram. Seit Jotapat hatte Josef von Amram nichts mehr gehört, als daß er es war, der seine Bannung gefordert hatte. Es war kein gutes Zeichen, daß ihm die Juden als Partner gerade diesen seinen Studienkameraden schickten,

der ihn mit gleicher Leidenschaft geliebt und gehaßt hatte. Wie immer, die Vorschläge, die Josef mitbringt, sind ungewöhnlich milde. Die Vernunft verlangt, sie zu erwägen. Beschwörend, mit scharfer, dringlicher Logik sprach Josef auf die jüdischen Abgesandten ein. Die Römer, setzte er ihnen auseinander, verpflichten sich, im ganzen Land den früheren Zustand herzustellen. Sie garantieren das Leben aller Zivilpersonen in der belagerten Stadt, die Autonomie des Tempeldienstes. Ihre einzige Forderung ist, daß die Garnison sich auf Gnade und Ungnade ergibt. Josef redete dem Doktor Amram zu, im Singsang, in den Formeln des theologisch-juristischen Disputs, die ihnen aus ihrer gemeinsamen Studienzeit vertraut waren. Er gliederte: »Was habt ihr zu verlieren, wenn ihr die Stadt übergebt? Was habt ihr zu gewinnen, wenn ihr es nicht tut? Übergebt ihr die Stadt, dann bleibt die Zivilbevölkerung, der Tempel, der Dienst Jahves gerettet. Muß die Stadt aber mit der Waffe erstürmt werden, dann ist alles verloren, Armee, Bevölkerung, Tempel. Ihr sagt vielleicht, die Armee sei nicht schuldiger als ihr, sie habe nur euern Willen ausgeführt. Mag sein. Aber schickt ihr nicht auch den Bock in die Wüste und legt ihm die Sünden aller auf? Schickt die Armee zu den Römern, laßt einige büßen statt aller.« Leidenschaftlich, beschwörend ging er auf den Doktor Amram zu. Aber der rückte fort von ihm, hielt die sieben Schritte Abstand.

Kühl dann, als Josef zu Ende war, unterbreitete Doktor Amram den Römern die Gegenbedingungen der Juden. Er hätte sicher lieber aramäisch gesprochen, aber er wollte nicht mit Josef reden, so sprach er lateinisch. Er forderte freien Abzug der Garnison, Ehrenbezeigung für ihre Führer Simon Bar Giora und Johann von Gischala, die Garantie, daß niemals mehr eine römische Truppe nach Jerusalem gelegt werde. Das waren ungeheuer dreiste Forderungen, offenbar dazu bestimmt, die Verhandlungen zu sabotieren.

Langsam, in mühsamem Latein, maskiert ins Gewand sachlicher Bedingungen, kam der aufreizend freche Unsinn aus dem verwilderten Antlitz des Amram. Josef hörte zu, auf der Erde hockend, müde vor Trauer über seine Ohnmacht. Von den Mauern schauten viele Gesichter. Eines, ein stures, fanati-

sches, mit törichten Augen, quälte Josef besonders, es lähmte ihn, es war wie ein Teil der Mauer, man konnte ebensogut an die Mauer hinsprechen. Dabei glaubte er, dieses Gesicht schon gesehen zu haben. So waren die Gesichter gewesen, die in Galiläa zu ihm hochgeblickt hatten, in stumpfer Bewunderung. Vielleicht war der junge Mensch einer von denen, die ihm damals zugejubelt hatten: Marin, Marin.

Der Oberst Paulin versuchte noch einige freundliche, vernünftige Worte. »Lassen Sie uns nicht so auseinandergehen, meine Herren«, bat er. »Machen Sie uns einen andern Vorschlag, einen, den man erwägen kann.«

Der Doktor Amram beriet eine kleine Weile flüsternd mit seinen beiden Begleitern. Dann, immer in seinem schweren Latein, höflich, doch sehr laut, sagte er: »Gut, wir haben einen andern Gegenvorschlag. Übergeben Sie uns die Leute, die wir für die Schuldigen halten, und wir nehmen Ihre Bedingungen an.« – »Was sind das für Leute?« fragte mißtrauisch der Oberst Paulin. »Das ist«, erwiderte der Doktor Amram, »der Mann Agrippa, früher König der Juden, die Frau Berenike, früher Prinzessin in Judäa, und der Mann Flavius Josephus, früher Priester der Ersten Reihe.« – »Schade«, sagte der Oberst Paulin, und die römischen Herren wandten sich, um zu gehen.

In diesem Augenblick kam ein schriller Ruf von der Stadtmauer: »Triff den Josef!«, und mit dem Ruf kam schon der Pfeil. Josef sah noch, wie der Schütze auf der Mauer zurückgerissen wurde. Dann fiel er um. Es war der junge Mensch mit dem stumpfen, fanatischen Gesicht, der geschossen hatte. Der Pfeil hatte Josef nur am Oberarm getroffen. Es war wohl mehr die Erregung als die Wunde, die ihn umwarf.

Der Prinz Titus war über den jämmerlichen Ausgang der Vermittlungsaktion sehr erbittert. Die Frau war daran schuld, daß er diesen läppischen Schritt getan hat. Sie nahm ihm seine Klarheit, machte seine grade Linie krumm. Er mußte mit dieser Angelegenheit Berenike zu Ende kommen.

Wie war ihre Bedingung? Wenn zur Zeit, da die Römer in Jerusalem einziehen, der Hain von Thekoa noch steht, dann mag mir Titus aus dem Holz meiner Pinien das Brautbett

machen lassen. Ihre Bedingung ist erfüllt. Daß er Jerusalem nehmen wird, daran ist kein Zweifel mehr. Er hat dem Hauptmann Valens, dem Kommandanten von Thekoa, Auftrag gegeben, drei Pinien des Haines zu fällen. Heute abend kann das Bett fertig sein. Er wird heute allein mit Berenike zu Abend essen. Er will nicht länger warten. Er schickte Leute, das Bett zu holen.

Es ergab sich, daß das Bett nicht da war. Der Pinienhain von Thekoa stand nicht mehr, des Prinzen Auftrag hat nicht erfüllt werden können. Titus schäumte. Hat er nicht klaren Befehl gegeben, den Hain zu schonen? Ja, der Hauptmann Valens hat diesen Befehl erhalten, aber dann, als das Holz für die Laufgräben und Wälle knapp wurde, hat der Marschall Tiber Alexander Gegenorder erteilt. Der Hauptmann Valens hat gezögert, hat rückgefragt. Er konnte sich auf die schriftliche Weisung des Marschalls berufen, den Hain entgegen der ersten Order zu fällen.

Das Gesicht des Prinzen, als er dies vernahm, änderte sich auf erschreckende Art. Aus dem klaren, harten Antlitz des Soldaten wurde das eines sinnlos tobenden Knaben. Er befahl Tiber Alexander zu sich, knurrte, fauchte. Je maßloser der Prinz wurde, so kälter wurde der Marschall. Höflich erklärte er, ein von allen zuständigen Stellen, auch vom Prinzen unterzeichneter Erlaß befehle bei strengen Strafen die Herbeischaffung alles verfügbaren Holzes. Die Bedürfnisse des Krieges gingen den persönlichen Bedürfnissen eines einzelnen vor. In den Feldzügen, die er bisher geleitet habe, habe er es stets so gehalten und Ausnahmen nicht zugelassen. Der Prinz wußte nichts zu erwidern. Der Mann hatte recht und war ihm zuwider, er war sich selber zuwider. Ein starker Kopfschmerz klammerte ihm von den Schläfen her den Schädel ein. Alles um ihn war trüb. Er liebt Berenike. Er muß mit der Sache zu Ende kommen. Er wird es.

Berenike ging durch das Lager von Jerusalem, schön und ruhevoll wie immer. Unter ihrer Ruhe aber war sie voll Aufruhr. Sie hat die Tage gezählt, die sie in Cäsarea ohne Titus verbracht hat. Sie will es nicht wahrhaben, aber sie hat ihn entbehrt. Seitdem er die Leitung der Armee übernommen hat, ist

er nicht mehr der gutmütige Junge mit dem Knabengesicht, er ist ein Mann, ist der Feldherr, besessen von seiner Aufgabe. Sie sagte sich vor, es sei um Jerusalems willen, daß sie mit ihm zusammen ist, aber sie weiß, das ist Lüge.

Beglückt war sie aufgebrochen, als Titus sie jetzt in das Lager gerufen hatte. Aber als sie den Raum um Jerusalem sah, um ihr Jerusalem, fiel ihre Freude zusammen. Die herrliche Umgebung kahl gefressen wie von Heuschrecken, die Fruchthaine, die Oliven, die Reben, die Landhäuser, die reichen Magazine des Ölbergs fortrasiert, alles schauerlich nackt, glatt und wüst gestampft. Als sie bei der Parade auf der Tribüne gestanden war, neben dem Feldherrn der Römer, war ihr, als schauten die Zehntausende auf den Mauern und den Dächern des Tempels nur auf sie, anklagend.

Sie war durch wilde Schicksale gegangen, sie war nicht sentimental, sie war den Geruch von Heerlagern und von Soldaten gewöhnt. Aber der Aufenthalt hier vor Jerusalem war schwerer, als sie gedacht hatte. Der geordnete Reichtum des Lagers und die Not der an der Fülle ihrer Menschen erstickenden Stadt, die soldatische Geschäftigkeit des Prinzen, die verbindliche Härte Tiber Alexanders, die kahle, geschändete Umgebung Jerusalems, alles quälte sie. Sie, wie der Prinz, wollte zu Ende kommen. Mehrmals schon war sie im Begriff, den Mund aufzutun: Was ist mit dem Hain von Thekoa? Steht noch der Hain von Thekoa? Allein sie wußte nicht, sollte sie ein Ja wünschen oder ein Nein.

Sie war müde und überreizt, als sie an diesem Abend zu Titus kam. Er gab sich finster, glühend und verbissen. Sie war trüb und kahl, Kraft und Willen waren ihr ausgeronnen, sie wehrte sich schwach. Er nahm sie roh, seine Augen, seine Hände, der ganze Mann war wüst und roh.

Berenike, nachdem er sie genommen hatte, lag zerschlagen, den Mund trocken, die Augen trüb und stier, das Kleid zerrissen. Sie fühlte sich alt und traurig.

Der Prinz starrte auf sie, den Mund verkniffen, das Gesicht das eines bösen, hilflosen Kindes. Jetzt hat er also seinen Willen gehabt. Hat es gelohnt? Es hat nicht gelohnt. Es war kein Genuß gewesen, alles andre eher als ein Genuß. Er wollte,

er hätte es nicht getan. Er ärgerte sich über sich selber, und er haßte sie. »Wenn du übrigens wirklich glaubst«, sagte er boshaft, »daß der Hain von Thekoa noch steht oder daß dieses Bett aus dem Holz der Bäume von Thekoa gemacht ist, dann bist du angeschmiert. Wir haben für das Holz eine besondere Verwendung. Dein eigener Vetter hat Order gegeben, den Hain zu schlagen.«

Berenike stand langsam auf, sie sah ihn nicht an, hatte keinen Vorwurf für ihn. Er war ein Mann, ein Soldat, ein guter Junge im Grund. Schuld war dieses Lager, schuld war der Krieg. Sie verkommen alle in diesem Krieg, sie werden zu Tieren und Barbaren. Man hat alle denkbaren Greuel verübt innerhalb und außerhalb der Mauern, hat die Menschen geschändet, das Land, Jahve, den Tempel. Eine Tierhetze ist das Ganze wie in der Arena an den großen Tagen, man weiß nicht, wer Tier ist und wer Mensch. Jetzt hat also dieser Mann Titus sie genommen, ohne ihren Willen, er hat sie betrogen, und hernach hat er sie verhöhnt, trotzdem er sie liebt. Es ist das Lager, und es ist der Krieg. Es ist diese wüste, stinkende Männerkloake, und ihr ist recht geschehen, weil sie hergekommen ist.

Sie machte sich auf, jämmerlich, mühevoll, sie sammelte ihre Glieder, sie raffte ihr Kleid, sie schüttelte es, sie schüttelte den Dreck dieses Lagers von sich. Sie ging. Sie hatte keinen Vorwurf für Titus, doch auch keinen Gruß. Ihr Gang war noch immer, auch in dieser letzten Müdigkeit und Demütigung, der Gang der Berenike.

Titus stierte ihr nach, schlaff, ausgehöhlt. Es war sein Plan gewesen, die Frau aus seinem Blut zu bringen. Er wollte sich seinen Feldzug, seine Aufgabe nicht verhunzen lassen durch die Frau. Er wollte sie hinter sich haben, dann Jerusalem nehmen, und dann, den Fuß auf dem besiegten Jerusalem, sich entscheiden, ob er von neuem mit der Frau beginnen soll. Es war ein schöner Plan gewesen, aber er war leider schiefgegangen. Es hat sich gezeigt, daß leider bei der Frau mit Gewalt nichts auszurichten war. Sie war keineswegs heraus aus seinem Blut. Es hat gar nichts genützt, daß er sie genommen hat, er hätte ebensogut eine beliebige andere nehmen

können. Sie ist ihm fremder als je. Er denkt scharf nach, er strengt sein Gedächtnis an: nichts weiß er von ihr. Er kennt nicht ihren Geruch, ihr Verlöschen, ihr Verströmen, ihre Lust, ihren Zusammenbruch. Sie ist ihm versperrt geblieben durch sechs Schlösser und verhüllt durch sieben Schleier. Diese Juden sind infernalisch gescheit. Sie haben ein tiefes, höhnisches Wort für den Akt, sie sagen nicht: einander beiwohnen, sie sagen nicht: sich miteinander mischen, ineinanderhineingehen. Sie sagen: ein Mann erkennt eine Frau. Nein, er hat diese verfluchte Berenike nicht erkannt. Und er wird sie nie erkennen, solange sie sich ihm nicht gibt.

Berenike unterdes lief durch die Gassen des Lagers. Sie fand ihre Sänfte nicht, sie lief. Kam in ihr Zelt. Gab hastige, ängstliche Anweisung. Verließ das Lager, floh nach Cäsarea. Verließ Cäsarea, floh nach Transjordanien, zu ihrem Bruder.

Am 18. Juni berief Titus einen Kriegsrat ein. Die Angriffe der Römer auf die dritte Mauer waren fehlgeschlagen. Mit ungeheurer Mühe hatten sie gegen diese Mauer und das Fort Antonia vier Wälle herangeführt, um ihre Panzertürme, Geschütze, Sturmböcke in Stellung zu bringen. Aber die Juden hatten Minenstollen gegen diese Werke gegraben, die Pfähle dieser Stollen durch Pech und Asphalt zum Brennen und zum Einsturz gebracht und mit ihnen die Dämme und Geschütze der Römer. Die mit soviel Mühe und Gefahr errichteten Werke waren vernichtet.

Die Stimmung im Kriegsrat war nervös und erbittert. Die jüngeren Herren forderten einen Generalangriff mit allen Mitteln. Das war die gerade, steile Straße zum Triumph, der allen vorschwebte. Die älteren Offiziere widersprachen. Ohne Panzertürme und Rammböcke eine mit allen Schikanen angelegte Festung zu stürmen, die von fünfundzwanzigtausend verzweifelten Soldaten gehalten wird, ist kein Spaß und kostet selbst im Glücksfall ungeheure Verluste. Nein, so langwierig das sein wird, es bleibt nichts übrig, als neue Dämme und Wälle zu bauen.

Ein verdrossenes Schweigen war. Der Prinz hatte trüb, aufmerksam und ohne einzugreifen zugehört. Er bat den Marschall um seine Meinung. »Wenn die Zeit bis zum Generalsturm«,

begann Tiber Alexander, »uns lange werden soll, warum wollen wir sie nicht auch unsern Gegnern lang machen?« Erwartungsvoll, verständnislos sahen ihm die Herren auf den dünnen Mund. »Wir haben«, fuhr er mit seiner leisen, höflichen Stimme fort, »zuverlässige Nachrichten und sehen es mit unseren eigenen Augen, wie sehr der zunehmende Hunger der Belagerten unser Bundesgenosse ist. Ich schlage vor, Hoheit und meine Herren, uns mehr als bisher auf diesen Bundesgenossen zu stützen. Ich schlage vor, die Blockade schärfer als bisher durchzuführen. Ich schlage vor, zu diesem Zweck eine Blokkademauer um die Stadt zu errichten, daß keine Maus mehr hinein und keine mehr hinaus kann.

Das wäre das eine. Das zweite wäre dies. Wir haben bisher jeden Tag stolz die Ziffern derjenigen bekanntgegeben, die trotz der Maßnahmen der Belagerten zu uns überlaufen. Wir haben diese Herrschaften sehr gut behandelt. Ich glaube, das macht unserm Herzen mehr Ehre als unserm Verstand. Ich sehe nicht ein, warum wir die Herren in Jerusalem von der Sorge für die Ernährung eines so ansehnlichen Teils der Bevölkerung befreien sollen. Kann man uns zumuten, nachzuprüfen, ob diejenigen, die jetzt zu uns übergehen, wirklich Zivilisten sind oder ob sie die Waffen gegen uns getragen haben? Ich schlage vor, Hoheit und meine Herren, in Zukunft diese Überläufer ausnahmslos als kriegsgefangene Rebellen zu behandeln und alles, was wir an Holz erübrigen können, zur Kreuzigung dieser gefangenen Rebellen zu verwenden. Das wird, hoffe ich, die innerhalb der Mauern veranlassen, auch in Zukunft hübsch innerhalb der Mauern zu bleiben. Schon sitzt ein großer Teil der Belagerten vor leeren Tischen. Ich hoffe, daß dann bald alle, auch die Truppen der Belagerten, vor leeren Tischen sitzen werden.« Der Marschall sprach leise, sehr verbindlich. »Je härter wir in diesen Wochen sind, um so humaner können wir in Zukunft sein. Ich schlage vor, Hoheit und meine Herren, den Hauptmann Lukian, den Chef der Profose, anzuweisen, bei der Kreuzigung der Rebellen nicht milde vorzugehen.«

Der Marschall hatte ohne Nachdruck gesprochen wie bei einer Tischunterhaltung. Aber es war lautlos still, während

er sprach. Der Prinz war Soldat. Immerhin schaute er angefremdet auf den Juden, der mit so leichter Rede so harte Maßnahmen gegen Juden vorschlug. Niemand im Rat hatte einen Einwand gegen Tiber Alexander. Es wurde beschlossen, die Blockademauer zu bauen und die Überläufer fortan zu kreuzigen.

Vom Fort Phasael aus sahen die Führer Simon Bar Giora und Johann von Gischala, wie die Blockademauer hochstieg. Johann schätzte ihre Länge auf sieben Kilometer und zeigte mit geübtem Blick dem Simon dreizehn Punkte, wo offenbar Türme angelegt werden sollten. »Ein etwas schäbiges Mittel, mein Bruder Simon, meinen Sie nicht?« fragte er und grinste ein wenig fatal. »Dem alten Fuchs hätte ich das ohne weiteres zugetraut, aber der Junge mit seinem Geprotz von Mannhaftigkeit und soldatischer Tugend sollte eigentlich vornehmere Mittel anwenden. Nun ja. Jetzt sind wir aufs Johannisbrot gekommen oder eigentlich schon darunter.«

Die Blockademauer wurde vollendet, und die Straßen und Höhen um Jerusalem säumten sich mit Kreuzen. Die Profose waren erfinderisch im Ausdenken neuer Stellungen. Sie nagelten die zu Exekutierenden so an, daß die Füße oben hingen, oder sie banden sie quer übers Kreuz, ihnen die Glieder raffiniert verrenkend. Zuerst bewirkten die Maßnahmen der Römer, daß die Zahl der Überläufer sich verringerte. Aber dann stieg der Hunger und der Terror in der Stadt. Viele sahen sich verloren. Was war klüger? In der Stadt zu bleiben, die Verbrechen der Makkabi-Leute gegen Gott und Menschen ständig vor Augen, und Hungers zu sterben? Oder zu den Römern überzulaufen und von ihnen ans Kreuz gehängt zu werden? Verloren war man innerhalb der Mauern, verloren außerhalb. Wenn der Stein auf den Krug fällt, wehe dem Krug. Wenn der Krug auf den Stein fällt, wehe dem Krug. Immer, immer wehe dem Krug.

Es mehrten sich diejenigen, die das Sterben am Kreuz dem Sterben in Jerusalem vorzogen. Selten verging ein Tag, an dem nicht mehrere hundert Überläufer eingebracht wurden. Bald

gab es keinen Raum mehr für die Kreuze und keine Kreuze für die Menschenleiber.

Der Glasbläser Nachum Ben Nachum lag die meiste Zeit über auf dem Dach des Hauses in der Salbenmachergasse. Dort lagen auch das Weib des Alexas und die beiden Kinder, denn unter freiem Himmel spürte man den Hunger weniger. Auch wenn man sich das Kleid oder den Gürtel sehr eng um den Leib zog, linderte das den Hunger ein wenig; doch nur auf kurze Zeit.

Nachum Ben Nachum war sehr vom Fleisch gefallen, sein dichter Bart war nicht mehr gepflegt, auch nicht mehr recht viereckig, und viele graue Haare durchzogen ihn. Manchmal quälte ihn die Ruhe im Haus, denn die Erschöpften hatten nicht viel Lust zu reden. Dann ging Nachum über die schmale Brücke, die von der Oberstadt zum Tempel führte, und besuchte seinen Verwandten, den Doktor Nittai. Die Achte Priesterreihe, die Reihe Abija, war ausgelost worden, und Doktor Nittai schlief und wohnte jetzt im Tempel. Seine wilden Augen waren eingetrocknet, der überkommene Singsang kam nur mit Mühe von seinen geschwächten Lippen. Es war ein Wunder, daß der ausgedörrte Mann sich aufrecht halten konnte, aber er hielt sich aufrecht. Ja, er war weniger wortkarg als sonst, er hatte keine Furcht wegen seines babylonischen Akzents, er war glücklich. Die ganze Welt ist Netz und Falle, nur im Tempel ist Sicherheit. Auch Nachums Herz erhob es, wie trotz des Elends ringsum der Tempeldienst weiterging wie immer mit seinen tausend großartigen, umständlichen Zeremonien, mit Morgenopfer und Abendopfer. Die ganze Stadt verkam, aber Jahves Haus und Tisch blieb herrlich bestellt wie seit Jahrhunderten.

Vom Tempel aus ging der Glasbläser Nachum oftmals zur Börse, zur Kippa. Eine ganze Reihe von Bürgern kam dort zusammen, aus alter Gewohnheit, trotz des Hungers. Worum man jetzt feilschte, das waren freilich nicht mehr Karawanen mit Gewürz oder Flotten mit Holz, sondern winzige Mengen Nahrungsmittel. Ein oder zwei Pfund verdorbenen Mehls, eine Handvoll getrockneter Heuschrecken, ein Fäßchen Fischsauce.

Zu Anfang Juni hatte man das Gewicht des Brotes mit dem gleichen Gewicht in Glas aufwiegen müssen, dann mit dem gleichen Gewicht in Kupfer, dann in Silber. Am 23. Juni zahlte man für einen Scheffel Weizen, das waren 8,75 Liter, vierzig Mene, noch vor dem Juli ein ganzes Talent.

Freilich mußte dieser Handel geheimgehalten werden; denn längst hatten die militärischen Machthaber alle Lebensmittel für die Truppen requiriert. Die Soldaten durchforschten die Häuser bis in den letzten Winkel. Mit ihren Dolchen und Säbeln kitzelten sie unter derben Witzen die letzte Unze Eßbares heraus.

Nachum segnete seinen Sohn Alexas. Wo wäre man hingekommen ohne ihn? Er nährte das ganze Haus in der Salbenmachergasse, und der Vater bekam den größten Anteil. Nachum wußte nicht, wo Alexas seine Vorräte verborgen hielt, wollte es auch nicht wissen. Einmal kam Alexas nach Haus, verstört, blutend aus einer schweren Wunde. Wahrscheinlich war er von streifenden Soldaten betroffen worden, als er aus einem seiner Verstecke etwas von seinen Vorräten holen wollte.

Bis in die Nieren voll von Angst und Grimm saß der Glasbläser Nachum neben dem Lager seines Ältesten, der, grau von Gesicht, geschwächt und ohne Bewußtsein dalag. Ach und oj, warum war er seinem Sohne Alexas nicht früher gefolgt? Sein Sohn Alexas ist der Klügste der Menschen, und er, der eigene Vater, hat nicht gewagt, sich zu ihm zu bekennen, einfach weil die Spitzel der Machthaber umgingen. Aber jetzt wird auch er den Mund nicht mehr verschließen. Wenn sein Sohn Alexas wieder aufsteht, dann wird er mit ihm zu dem Gelbgesichtigen gehen. Denn trotz allen Terrors tauchten aus dem wirren System unterirdischer Gänge und Höhlen unter Jerusalem immer neue Propheten auf, predigten Frieden und Unterwerfung und verschwanden wieder in der Unterwelt, bevor die Makkabi-Leute sie fassen konnten. Nachum war überzeugt, sein Sohn Alexas war vertraut mit dem Führer dieser Propheten, eben jenem Dunkeln, Geheimnisvollen, den alle nur den Gelbgesichtigen nannten.

Er war so voll Grimm gegen die Makkabi-Leute, daß er

den Hunger kaum mehr spürte; heftige Erregung vertrieb den Hunger. Vor allem gegen seinen Sohn Ephraim richtete sich seine Wut. Zwar gab der Knabe Ephraim aus der reichlichen Ration, die er als Soldat erhielt, Nahrungsmittel an Vater und Geschwister ab; aber tief in seinem Innern fürchtete Nachum, Ephraim könne es gewesen sein, der jetzt die Soldaten auf die Spuren des Alexas gehetzt habe. Dieser Verdacht, Ohnmacht und Grimm machten den Glasbläser Nachum fast verrückt.

Alexas genas. Aber der Hunger wurde immer bitterer, die spärliche Nahrung war stets die gleiche, der Sommer war heiß. Das jüngste Söhnlein des Alexas starb, der Zweijährige, und wenige Tage später auch der ältere, der Vierjährige. Den Zweijährigen konnte man noch bestatten. Aber als der Vierjährige starb, waren der Leichen zuviel und der Kraft zuwenig geworden, man mußte sich begnügen, die Toten in die Schluchten hinunterzustürzen, die die Stadt umgaben. Nachum, seine Söhne und seine Schwiegertochter brachten die kleine Leiche an das Südosttor, daß der Hauptmann Mannäus Bar Lazarus, dem der Totendienst unterstand, sie in die Schlucht hinunterwerfen lasse. Nachum wollte die Leichenrede halten, aber da er sehr schwach war, verwirrten sich ihm die Worte, und statt über den kleinen Jannai Bar Alexas zu sprechen, sagte er, der Hauptmann Mannäus habe nun bereits siebenundvierzigtausendzweihundertdrei Leichen erledigt und somit siebenundvierzigtausendzweihundertdrei Sesterzien erhalten, dafür könne er auf der Börse beinahe zwei Scheffel Weizen kaufen.

Alexas hockte auf der Erde und hielt die sieben Tage der Trauer. Er wiegte den Kopf, streichelte den schmutzigen Bart. Er hatte einiges bezahlt für die Liebe zu seinem Vater und zu seinen Brüdern.

Als er sich zum erstenmal wieder durch die Stadt schleppte, war er erstaunt. Er hatte geglaubt, das Elend könne nicht größer werden, aber es war größer geworden. Früher war Jerusalem berühmt gewesen wegen seiner Reinlichkeit, jetzt lag über der ganzen Stadt ein wüster Gestank. In einzelnen Stadtquartieren sammelte man die Toten in öffentlichen Gebäuden, und wenn sie voll waren, dann sperrte man diese Gebäude

zu. Noch beängstigender aber als der Gestank war die große Stille der sonst so lebendigen Stadt; denn jetzt hatten auch die Betriebsamsten die Lust zu sprechen verloren. Schweigend und stinkend, erfüllt von dicken Schwärmen Ungeziefers, lag die weiße Stadt in der Sommersonne.

Auf den Dächern, in den Gassen sielten sich die Erschöpften herum mit trockenen Augen und weitgeöffneten Mündern. Viele waren krankhaft angeschwollen, andere zu Gerippen ausgedörrt. Die Fußtritte der Soldaten vermochten sie nicht mehr von der Stelle zu bewegen. Sie lagen, die Verhungernden, herum, starrten nach dem Tempel, der drüben auf seinem Hügel weiß und golden in dem blauen Licht hing, warteten auf den Tod. Alexas sah eine Frau im Abfall wühlen, zusammen mit Hunden nach irgend etwas Genießbarem. Er kannte die Frau. Es war die alte Channa, die Witwe des Erzpriesters Anan. Einst mußten Teppiche vor ihr gebreitet werden, wenn sie auf die Straße ging; denn ihr Fuß war zu vornehm, den Staub des Weges zu treten.

Und dann kam ein Tag, da saß auch Alexas, der Klügste der Menschen, stur und ohne Rat. Er hatte sein Versteck in der Unterwelt leer gefunden, andere hatten den Rest seiner Vorräte entdeckt.

Als Nachum diese Unglücksbotschaft mühevoll aus seinem Sohn herausgequetscht hatte, saß er lange und dachte nach. Es war ein Verdienst, einen Toten zu bestatten; es war ein letztes Verdienst vor Jahve, sich selber zu bestatten, wenn das kein anderer besorgte. Nachum Ben Nachum beschloß, sich dieses letzte Verdienst zu erwerben. Wenn einer so ausschaute, als ob er nicht länger als höchstens noch einen oder zwei Tage zu leben hätte, dann ließen die Wachsoldaten ihn vor das Tor. Ihn werden sie passieren lassen. Er legte seine Hand auf den Scheitel seines Sohnes Alexas, der dumpf auf sein verlöschendes Weib stierte, und segnete ihn. Dann nahm er einen Spaten, das Geschäftsbuch, den Schlüssel der alten Glasbläserei, auch einige Myrtenreiser und Weihrauch und schleppte sich zum Südtor.

Vor dem Südtor lag eine große Gebeinhöhle. Nach einer Ruhe nämlich von ungefähr einem Jahr, wenn der Leichnam

bis auf die Knochen verwest war, pflegte man die Gebeine in sehr kleinen Steinsärgen zu sammeln und diese Särge in den Wänden von Höhlen übereinander und nebeneinander zu schichten. Auch über die Beinhöhle vor dem Südtor war nun freilich die Belagerung hinweggegangen und hatte sie zerstört, so daß sie nicht mehr sehr würdig herschaute, ein Haufen von zertrümmerten Steinplatten und Gebein. Aber immer noch blieb sie ein jüdischer Totenacker.

Auf die gelblichweiße, besonnte Erde dieses Totenackers also hockte Nachum sich nieder. Um ihn her lagen andere Verhungernde, starrten nach dem Tempel. Manchmal sprachen sie: Höre, Israel, eins und ewig ist unser Gott Jahve. Manchmal dachten sie an die Soldaten, an die im Tempel, die Brot und Fischkonserven hatten, an die im römischen Lager, die Fett und Fleisch hatten, und dann vertrieb der Zorn auf eine ach nur sehr kurze Zeit den Hunger.

Nachum war sehr matt, aber es war keine unangenehme Mattigkeit. Er freute sich an der heißen Sonne. Anfangs, als er noch Lehrling war, hatte es furchtbar weh getan, wenn er sich an der heißen Masse verbrannte. Jetzt war seine Haut daran gewöhnt. Es war unrecht von seinem Sohne Alexas, daß er die Arbeit mit der Hand ganz durch die Glasbläserpfeife ersetzt hat. Überhaupt war sein Sohn Alexas zu hochfahrend. Weil sein Sohn Alexas so überheblich war, darum waren ihm auch die Kinder gestorben und die Frau, und seine Vorräte waren ihm gestohlen worden. Wie heißt es im Buche Hiob? »Die Güter, die er verschlungen hat, muß er wieder ausspeien. Das Getreide in seinem Haus wird weggeführt werden.« Wer ist nun eigentlich der Hiob, er oder sein Sohn Alexas? Das ist sehr schwierig. Er hat zwar einen Spaten mit, aber kratzt er etwa seinen Grind? Er kratzt ihn nicht, folglich ist sein Sohn Alexas der Hiob.

Wer einem Toten Ehre erweist, erwirbt sich Verdienst, besonders wenn man selber der Tote ist. Aber vorher muß er in seinem Geschäftsbuch nachschauen, ob die letzten Einträge stimmen; er will ein ordentliches Rechnungsbuch im Grab haben. Er hat da eine Geschichte gehört von einer gewissen Maria Beth Ezob. Die Soldaten der Makkabi-Leute waren,

angelockt durch Bratengeruch, in das Haus dieser Maria eingedrungen und hatten auch gebratenes Fleisch vorgefunden. Es stammte von dem Kind dieser Maria, und sie wollte mit den Soldaten einen Vertrag abschließen: da sie das Kind geboren habe, sollte die Hälfte des Fleisches ihr gehören, die Hälfte wollte sie den Soldaten lassen. Das war eine ordentliche Frau. Eigentlich müßte allerdings ein solcher Vertrag schriftlich gemacht und auf dem Rathaus deponiert werden. Aber das ist jetzt schwierig. Die Beamten sind nie da. Sie sagen, sie haben Hunger, und das geht doch nicht, daß man einfach wegbleibt, bloß weil man Hunger hat. Einige sind allerdings gestorben infolge Hungers, besser der Tag des Todes als der Tag der Geburt, und die sind gewissermaßen entschuldigt.

Da sitzt sein Sohn Alexas, der Siebenkluge, der Gescheiteste der Menschen, und hat bei all seiner Gescheitheit doch nichts zu essen. Er hat plötzlich ein ungeheures Mitleid mit seinem Sohne Alexas. Natürlich ist der der Hiob. Der Bart des Alexas ist viel grauer als sein eigener, obwohl er jünger ist als er. Freilich, sein, Nachums, Bart ist jetzt auch nicht mehr viereckig, und wenn eine schwangere Frau ihn sähe, würde ihr Kind davon nicht schöner.

Trotzdem ist es ärgerlich, daß man ihm, Nachum Ben Nachum, dem Glasbläser, dem Großhändler, nicht die gebührende Ehre erweist. Daß er allein sein ganzes Totengeleite ist, das ist eine harte Prüfung von Jahve, und er versteht Hiob, und jetzt ist es ganz klar: nicht sein Sohn Alexas ist der Hiob, er ist es. »Denn den Zerfall heiße ich meinen Vater, und die Würmer meine Mutter und meine Schwester.« Und jetzt komm, mein Spaten, grab, mein Spaten.

Mit sehr großer Mühe richtete er sich hoch, leicht ächzend. Es ist sehr schwer, zum Graben muß man sehen. Es sind diese scheußlichen Fliegen, die auf seinem Gesicht sitzen und die ihm alles verdunkeln. Sehr langsam geht sein Blick über die graugelbe Erde hin, über die Knochen, die Reste der Steinsärge. Da, ganz in seiner Nähe, sieht er etwas Schillerndes, Opalfarbenes, es ist ein Wunder, daß er es nicht längst gesehen hat, es ist ein Stück murrinisches Glas. Ist es echt? Wenn es nicht echt ist, dann muß es ein besonders kunstrei-

ches Verfahren sein, durch das man solches Glas herstellt. Wo hat man ein so kunstreiches Verfahren? Wo machen sie solches Glas? In Tyrus? In Carmanien? Er muß wissen, wo man so künstliches Glas macht und wie man es macht. Sein Sohn Alexas wird es wissen. Wozu wäre er der Klügste der Menschen? Er wird seinen Sohn Alexas fragen.

Er kriecht hin, er holt sich das Stück Glas, verwahrt es sorgfältig in seiner Gürteltasche. Es mag von einem Parfümfläschchen stammen, das man einem Toten in den Steinsarg mitgegeben hat. Er hat das Glas. Es ist nicht echt, aber täuschend nachgeahmt, nur der Fachmann kann die Fälschung erkennen. Er denkt nicht mehr daran, sich ins Grab zu legen, nichts ist mehr in ihm als der Wunsch, seinen Sohn Alexas nach diesem Wunderglas zu fragen. Er steht auf, wirklich, er erhebt sich, er setzt den rechten Fuß vor, den linken, er schleift, er stolpert ein wenig über Knochen und Steine, aber er geht. Er kommt zurück zum Tor, es mögen acht Minuten Weges sein, und siehe, er braucht nur kurze Zeit, nicht einmal eine Stunde braucht er, und dann ist er am Tor. Die jüdischen Wachen sind gerade gutgelaunt, sie öffnen das Ausfallspförtchen, sie fragen: »Hast du etwas zu beißen gefunden, du Toter? Dann mußt du es mit uns teilen.« Er zeigt stolz sein Stückchen Glas. Sie lachen, sie lassen ihn passieren, er geht zurück in die Salbenmachergasse, in das Haus seines Sohnes Alexas.

Die Römer führten vier neue Wälle gegen die Stadt heran. Die Soldaten, die dabei nicht beschäftigt waren, versahen den vorgeschriebenen Lagerdienst, exerzierten, flackten untätig herum, schauten auf die stille, weiße, stinkende Stadt, warteten.

Die Offiziere, um die zermürbende Langeweile zu vertreiben, veranstalteten Jagden auf die vielen Tiere, die sich, gelockt von dem Aasgeruch, um die Stadt versammelten. Denn es zeigte sich interessantes Getier, wie man es seit vielen Geschlechtern in dieser Gegend nicht mehr gesehen hatte. Vom Libanon stiegen Wölfe nieder, aus dem Jordangebiet kamen Löwen, aus Gilead und Basan Panther. Die Füchse wurden fett,

ohne daß sie viel List anwenden mußten, auch den Hyänen, den heulenden Rudeln der Schakale ging es gut. Auf den Kreuzen, die alle Straßen säumten, hockten dick die Raben, auf den Berghöhen saßen lauernd die Geier.

Die Bogenschützen machten sich manchmal den Spaß, die im Raum der Begräbnisstätten hockenden, verhungernden Juden als Ziele zu verwenden. Andere römische Mannschaften begaben sich einzeln oder in Trupps vor die Mauern, außer Schußweite, doch in Sehweite, zeigten denen auf der Mauer den Überfluß ihrer Ration, fraßen, schlangen, riefen: Hep, Hep, Hierosolyma est perdita.

Sieben Wochen waren nun vergangen seit Beginn der Belagerung. Die Juden feierten ihr Pfingstfest, ein klägliches Pfingstfest, und nichts änderte sich. Der ganze Monat Juli verging, nichts änderte sich. Die Juden machten Ausfälle gegen die neuen Wälle, ohne Glück. Trotzdem zerrte dieser Feldzug an den Nerven der römischen Legionäre schlimmer als gefährlichere und härtere Feldzüge. Es bemächtigte sich der Belagerer angesichts der stillen und stinkenden Stadt allmählich eine ohnmächtige Wut. Gelang es den Juden, die vier neuen Wälle zu vernichten, dann gab es keine Möglichkeit mehr, andere Belagerungswerke zu bauen; das Holz war am Ende. Es blieb dann nichts übrig, als abzuwarten, bis die da drinnen verhungerten. Grimmig schauten die Soldaten auf den Tempel, der immer gleich, unberührt, weiß und golden dort drüben auf seinem Hügel stand. Sie nannten ihn nicht den Tempel, sie nannten ihn nur voll Scheu, Wut, Ekel: das da oder das Bewußte. Soll man ewig vor dieser weißen, unheimlichen Festung liegen? Das römische Lager war voll von finsterer, verzweifelter Spannung. Keine andre Stadt hätte Bürgerzwist, Hunger, Krieg so lange ausgehalten. Wird man diese Wahnsinnigen, diese verhungerten Lumpen niemals zur Räson bringen können? Es war Essig mit der Rückkehr nach Rom zur Opferung des Oktoberrosses. Von den Generälen der Legionen bis zum letzten Trainsoldaten der bundesgenössischen Kontingente war jeder einzelne randvoll von Zorn auf diesen Gott Jahve, der verhinderte, daß römische Kriegskunst über den Fanatismus jüdischer Barbaren siegte.

An einem der letzten Julitage forderte Titus den Josef auf, ihn auf einem Rundgang zu begleiten. Die beiden Männer, der Feldherr ohne Abzeichen seiner Würde, Josef ohne Waffen, gingen schweigend durch die große Stille. Gleichmäßig kam der Anruf der Wachen, gleichmäßig gaben sie die Parole: Rom voran. Die Umgebung Jerusalems lag jetzt in einem Umkreis von zwanzig Kilometern öd und kahl, und erfüllt hatte sich das Wort der Schrift: »Der Zorn und Grimm Jahves ist ausgeschüttet über diesen Ort, über Mensch und Vieh und Bäume des Feldes und Früchte des Landes.«

Sie kamen an eine Schlucht, in welche die aus der Stadt ihre Leichen hinabzuwerfen pflegten. Scharfer Gestank stieg auf, beizend, atemnehmend; die Körper lagen hochgeschichtet in einer ekeln Jauche der Verwesung. Titus blieb stehen. Auch Josef machte gehorsam halt. Titus schaute seinen Begleiter von der Seite an, wie er geduldig in dem scheußlichen Brodem verharrte. Der Prinz hatte erst heute wieder vertrauliche Mitteilung bekommen, Josef treibe Spionage, stehe mit den Belagerten in heimlichem Einverständnis. Titus glaubte kein Wort. Er wußte genau, wie schwierig die Stellung des Josef war, daß sowohl die Juden ihn für einen Verräter hielten wie die römischen Soldaten. Er mochte den Mann gern leiden, hielt ihn für einen ehrlichen Freund. Aber es gab Stunden, wo er ihm ebenso fremd und unheimlich war wie seinen Soldaten. Er spähte hier an dieser Leichenschlucht nach einem Zeichen des Widerwillens und der Trauer in Josefs Mienen. Aber Josef hielt sein Gesicht versperrt, und den Prinzen wehte es kalt und fremd an: wie konnte der Jude das ertragen?

Es war so, daß den Josef ein quälender Drang an die Orte trieb, wo die Greuel der Belagerung auf besonders scheußliche Art sichtbar wurden. Er war hierhergeschickt, um das Auge zu sein, das all dieses Grauen sieht. Sich rühren, das war leicht. Stille stehen und betrachten müssen, das war viel schwerer. Oft packte ihn ein scharfer, ätzender Schmerz, daß er hier außerhalb der Mauern stand, eine sinnlose Sehnsucht, sich unter die in der Stadt zu mischen. Die hatten es gut. Kämpfen dürfen, leiden dürfen zusammen mit einer Million anderer, das war gut.

Er hat einen Brief bekommen aus der Stadt auf dunkelm Weg und ohne Absender: »Sie stören. Sie haben zu verschwinden.« Er weiß, daß Justus diesen Brief geschrieben hat. Wieder hat dieser Justus recht gegen ihn. Seine Vermittlungsversuche sind hoffnungslos, seine Person stört jede Vermittlung.

Es ist ein sehr bitterer Sommer für den Mann Josephus, dieser Sommer vor den Mauern Jerusalems. Die vernarbende Wunde am rechten Arm ist nicht schwer, aber sie schmerzt, und sie macht ihm das Schreiben unmöglich. Manchmal fragt Titus ihn scherzhaft, ob er ihm nicht diktieren wolle; er sei der beste Stenograph im Lager. Aber vielleicht ist es gut, daß Josef jetzt nicht schreiben kann. Er will nicht Kunst, Beredsamkeit, Gefühl. Sein ganzer Körper soll Auge sein, sonst nichts.

So steht er mit Titus inmitten der kahlen Landschaft, die einst einer der schönsten Teile der Erde war und seine Heimat. Jetzt ist sie wüst und leer wie vor der Schöpfung. Auf der letzten Mauer der Stadt, der schon erschütterten, weiß er seine Landsleute, verwahrlost, verwildert, überzeugt, daß sie untergehen müssen, und sie hassen ihn mehr als irgendeinen andern Menschen. Sie haben einen Preis auf seinen Kopf gesetzt, einen Ungeheuern, den höchsten, den sie kennen, einen ganzen Scheffel Weizen. Er steht da, schweigend, den Blick vor sich. Hinter ihm, vor ihm, neben ihm sind die Kreuze, an denen Menschen seines Stammes hängen, zu seinen Füßen ist die Schlucht, in der Menschen seines Stammes verwesen, die Luft, das ganze kahle Land ist voll Getier, das auf den Fraß wartet.

Titus macht den Mund auf. Er spricht leise, aber in der Ödnis ringsum klingt es laut: »Findest du es grausam, mein Josef, daß ich dich zwinge, hier zu sein?« Josef, noch leiser als der Prinz, langsam, die Worte abgewogen, erwidert: »Es war mein Wille, Prinz Titus.«

Titus legt ihm die Hand auf die Schulter: »Du hältst dich gut, mein Josef. Kann ich dir einen Wunsch erfüllen?« Josef, immer ohne ihn anzusehen, mit der gleichen, gemessenen Stimme erwiderte: »Lassen Sie den Tempel stehen, Prinz Titus.« – »Das ist mein Wille nicht weniger als deiner«, sagte Titus. »Ich möchte, daß du etwas für dich erbittest.«

Endlich wandte sich Josef dem Prinzen zu. Er sah, daß sein Gesicht neugierig war, forschend, doch nicht ohne Güte. »Geben Sie mir«, sagte er langsam, behutsam, »wenn die Stadt fällt, aus der Beute ...« Er verstummte. »Was soll ich dir geben, mein Jude?« fragte Titus. »Geben Sie mir«, bat Josef, »sieben Schriftrollen und sieben Menschen.«

Die beiden standen groß und allein in der kahlen Landschaft. Titus lächelte: »Du sollst siebzig Rollen haben, mein Josef, und siebzig Menschen.«

Die Priester der diensttuenden Reihe versammelten sich alltäglich in der Quadernhalle, um auszulosen, wer die einzelnen Verrichtungen des Opfers vornehmen sollte. Am Morgen des 5. August, des 17. Tammus jüdischer Rechnung, traten unter die also Versammelten die Führer der Armee Simon Bar Giora und Johann von Gischala, gerüstet beide, mit ihnen ihr Sekretär Amram sowie viele Bewaffnete. Der Chef des Tempeldienstes, der die Auslosung leitete, fragte, seine Fassung krampfig festhaltend: »Was wollen Sie?« – »Sie brauchen heute die Losung nicht vorzunehmen, mein Doktor und Herr«, sagte Johann von Gischala. »Sie brauchen sie auch in Zukunft nicht mehr vorzunehmen. Sie können nach Hause gehen, meine Herren, alle, Priester, Leviten, Laien. Der Tempeldienst hat aufgehört.«

Verschreckt standen die Priester. Der Hunger hatte ihre Gesichter welk gemacht, weiß wie ihre Gewänder, sie waren sehr geschwächt. Manche unter ihnen hielt ähnlich wie den Doktor Nittai allein die Ehrung des Dienstes noch aufrecht. Sie waren zu schwach zum Schreien, es war mehr ein sonderbar dünnes Gegurgel und Gestöhn, das nach den Worten Johanns losbrach.

»Wieviel Opferlämmer sind noch in der Lämmerhalle?« fragte barsch Simon Bar Giora. »Sechs«, antwortete mit mühevoller Festigkeit der Chef des Tempeldienstes. »Sie irren, mein Doktor und Herr«, korrigierte sanft der Sekretär Amram, und ein höfliches, bösartiges Lächeln legte seine *Zähne* bloß. »Es sind neun.« – »Geben Sie die neun Lämmer heraus«, sagte fast gemütlich Johann von Gischala. »In dieser Stadt ist seit

langem Jahve der einzige, der Fleisch ißt. Die Lämmer sollen nicht verbrannt werden. Jahve hat auf seinem Brandopferaltar genug süßen Geruch gehabt. Die für das Heiligtum kämpfen, sollen auch von dem Heiligtum leben. Geben Sie die neun Lämmer heraus, meine Doktoren und Herren.«

Der Chef des Tempeldienstes schluckte beschwerlich, suchte eine Erwiderung. Allein bevor er sprach, trat Doktor Nittai aus der Reihe vor. Die trockenen, wilden Augen richtete er glühend auf Johann von Gischala. »Überall ist Netz und Falle«, gurgelte er in seinem harten, babylonischen Akzent, »nur im Tempel ist Sicherheit. Wollen Sie jetzt auch im Tempel Ihre Fallen aufstellen? Sie werden zuschanden werden.« – »Das wird sich zeigen, mein Doktor und Herr«, erwiderte gelassen Johann von Gischala. »Vielleicht haben Sie bemerkt, daß das Fort Antonia gefallen ist. Der Krieg ist bis zum Tempel herangekrochen. Der Tempel ist nicht mehr Jahves Wohnung, er ist Jahves Festung.« Aber Doktor Nittai grollte gurgelnd weiter: »Sie wollen den Altar Jahves berauben? Wer Jahve sein Brot und sein Fleisch stiehlt, der stiehlt ganz Israel den Rückhalt.« – »Schweigen Sie«, herrschte Simon ihn finster an. »Der Tempeldienst hat aufgehört.« Der Sekretär Amram aber ging auf Doktor Nittai zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte verträglich, mit gelben Zähnen lächelnd: »Geben Sie sich zufrieden, Herr Kollege. Wie heißt es im Jeremias? ›So spricht Jahve: Schmeißt eure Brandopfer zu euern Speiseopfern und fresset sie; denn nichts habe ich euern Vätern geboten, als ich sie aus Ägypten führte, weder von Brandopfern noch von Speiseopfern.‹«

Johann von Gischala ließ seine grauen Augen rundum gehen durch die Reihen der Verstörten. Er sah den irren, harten Schädel des Doktor Nittai. Vermittelnd, verbindlich sagte er: »Wenn Sie weiter Dienst tun wollen, meine Herren, singen, Ihre Instrumente spielen, den Segen sprechen, es sei Ihnen unbenommen. Aber was an Brot, Wein, Öl und Fleisch da ist, ist requiriert.«

Der Erzpriester Phanias kam, man hatte ihn benachrichtigt. Als die Losung des Johann von Gischala ihn zum höchsten Amt in Stadt und Tempel berief, hatte der dumpfe, vierschrötige Mann diese Schickung Gottes mit schwerer Beklemmung

angenommen. Er ist sich seiner Einfalt bewußt, er hat nichts gelernt, nicht die Geheimlehre, nicht einmal die einfachsten Ausdeutungen der Heiligen Schrift, er hat nur gelernt, Mörtel zu bereiten, Steine zu schleppen und sie aufeinanderzuschichten. Jetzt hat Jahve ihn mit dem heiligen Ornat bekleidet, dessen acht Teile von den acht schwersten Sünden reinigen. So arm an Verstand und Gelehrsamkeit er ist, es ist Heiligkeit in ihm. Aber diese Heiligkeit ist schwer zu tragen. Da befehlen also diese Soldaten, der Tempeldienst habe aufgehört. Das geht nicht. Aber was soll er tun? Alle schauen auf ihn, wartend, daß er etwas sagen soll. Oh, wenn er seinen Ornat angezogen hätte, dann gäbe ihm Jahve bestimmt die rechten Worte. Jetzt kommt er sich nackt vor, steht herum, hilflos. Endlich tut er den Mund auf. »Sie können«, redet er Johann von Gischala zu, »mit den neun Lämmern Ihre Armee nicht speisen. Wir können damit den Dienst vier heilige Tage weiterführen.« Die Priester finden, was der Erzpriester Phanias gesagt hat, das ist die fromme, billige Vernunft des Volkes, und sogleich springt der Chef des Tempeldienstes ihm bei. »Wenn diese Männer noch leben«, sagt er und weist auf die Priester um ihn herum, »dann ist es nur durch den Willen, Jahves Dienst gemäß der Schrift zu verrichten.«

Aber Simon Bar Giora sagte nur: »Die Tore des Tempels haben lange genug zugeschaut, wie ihr euch den Bauch von Jahves Opfern gefüllt habt«, und seine Bewaffneten drangen in die Lämmerhalle. Sie nahmen die Lämmer. Sie drangen in die Weinhalle, nahmen den Wein und das Öl. Sie drangen in den Heiligen Raum. Niemals seit Bestehen des Tempels hatten Nichtpriester den Fuß hierhergesetzt. Jetzt tappten die Soldaten schwerfällig, verlegen grinsend, durch die kühle, strenge, dämmerige Halle. Der siebenarmige Leuchter stand da, das Räucherfaß, der Tisch mit den zwölf goldenen Broten und den Broten aus Mehl. Niemand kümmerte sich um das Gold, aber auf die duftenden Weizenbrote wies Simon, und: »Nehmt!« befahl er, er sprach besonders barsch, um seine Unsicherheit zu verstecken. Die Soldaten gingen auf den Schaubrottisch zu, behutsam, auf scheuen Sohlen. Dann, mit schnellen Bewegungen, bemächtigten sie sich der Brote. Sie trugen sie ungelenk,

als wären die Brote kleine Kinder, mit denen man vorsichtig umgehen muß.

Der Erzpriester Phanias war täppisch hinter den Soldaten hergestapft, unglücklich, krank vor Zweifel, was er beginnen solle. Ängstlich starrte er auf den Vorhang zum Allerheiligsten, der Wohnung Jahves, die nur er betreten durfte am Versöhnungstag. Aber Simon und Johann rührten nicht an den Vorhang, sie kehrten um. Eine ungeheure Last fiel ab von dem Erzpriester Phanias.

Die Soldaten atmeten auf, als sie die verbotenen Räume verließen. Sie waren heil, kein Feuer war vom Himmel niedergefahren. Sie trugen die Brote. Es waren erlesen weiße Brote, aber nur eben Brote, es geschah einem nichts, wenn man sie berührte.

Simon und Johann luden für diesen Abend die Herren ihres Stabs zum Abendmahl, dazu den Sekretär Amram. Sie alle hatten seit Wochen kein Fleisch gegessen, nun schnupperten sie gierig den Geruch des Gebratenen. Auch war viel und edler Wein da, Wein von Eschkol, und es lag Brot auf dem Tisch, reichlich, nicht nur zum Essen, sondern auch, die Männer lachten, um das Fleisch vom Teller zu nehmen. Sie hatten gebadet, sich mit dem Öl des Tempels gesalbt, Haar und Bart schneiden und glätten lassen. Erstaunt sahen sie einander an: in was für stattliche, elegante Herren hatten die Verwilderten sich verwandelt.

»Legen Sie sich bequem hin und essen Sie«, forderte Johann von Gischala auf. »Es ist wohl das letztemal, daß wir es tun können, und wir haben es verdient.« Ihre Soldaten wuschen ihnen die Hände, Simon Bar Giora sagte den Segensspruch und brach das Brot, es war ein reichliches Mahl, und sie gaben auch den Soldaten ab.

Die beiden Führer waren guter, milder Laune. Sie dachten ihrer Heimat Galiläa. »Ich denke an die Johannisbrotbäume deiner Stadt Gerasa, mein Bruder Simon«, sagte Johann. »Es ist eine schöne Stadt.« – »Ich denke an die Feigen und das Öl deiner Stadt Gischala, mein Bruder Johann«, sagte Simon. »Du kamst vom Norden nach Jerusalem, ich vom Süden.

Wir hätten uns zusammentun sollen, als wir kamen.« – »Ja«, lächelte Johann, »wir waren Narren. Wir waren die Hähne. Der Knecht trägt sie an den Füßen in den Hof, um sie zu schlachten, und sie, hängend und schaukelnd, hauen einander mit den Schnäbeln.«

»Gib mir das Bruststück, das du auf deinem Teller hast, mein Bruder Johann«, sagte Simon, »und laß mich dir die Keule geben. Sie ist fetter und saftiger. Ich liebe und bewundere dich sehr, mein Bruder Johann.« – »Ich danke dir, mein Bruder Simon«, sagte Johann. »Ich habe nie gewußt, was für ein schöner und stattlicher Mann du bist. Ich sehe es erst jetzt, wo es zu sterben geht.«

Sie tauschten das Fleisch, und sie tauschten den Wein. Johann stimmte das Lied an, das den Simon feierte, wie er die Maschinen und die Artillerie der Römer verbrannte, und Simon stimmte das Lied an, das den Johann rühmte, wie er hinter der ersten Mauer des Forts Antonia eine zweite errichtet hatte. »Wenn wir soviel Glück hätten wie Mut«, lächelte Johann, »die Römer wären längst nicht mehr da.« Sie sangen Sauf- und Hurenlieder und Lieder von der Schönheit des Landes Galiläa. Sie gedachten der Städte Sepphoris und Tiberias und der Stadt Magdala mit ihren achtzig Weberwerkstätten, die die Römer zerstört hatten. »Weithin ist der See rot von Blut in der Nähe von Magdala«, sangen sie, »weithin ist der Strand voll Leichen in der Nähe von Magdala.« Sie schrieben ihre Namen auf ihre Feldbinden mit den Initialen Makkabi, und sie tauschten die Binden aus.

Von außen, in gleichmäßigem Abstand, kamen dumpfe Stöße gegen die Grundmauern. Das war der »Harte Julius«, der berühmte Rammbock der Zehnten Legion. »Laßt ihn stoßen«, lachten die Offiziere, »morgen verbrennen wir ihn.« Sie lagen, sie aßen, sie spaßten, sie tranken. Es war ein gutes Mahl, und es war das letzte.

Die Nacht rückte vor. Sie wurden nachdenklicher, eine wilde, umschattete Heiterkeit lag über der großen Halle. Sie gedachten der Toten. »Wir haben nicht Linsen noch Eier«, sagte Johann von Gischala, »aber die zehn Becher der Trauer wollen wir trinken, und die Polster wollen wir umstürzen.« – »Es sind

sehr viele Tote«, sagte Simon Bar Giora, »und es geziemte sich zu ihren Ehren ein besseres Mahl. Ich gedenke der toten Offiziere.« Es waren siebenundachtzig Offiziere gewesen, die römische Kriegskunst erlernt hatten, davon waren zweiundsiebzig gefallen. »Ihr Andenken sei gesegnet«, und sie tranken. »Ich gedenke des Erzpriesters Anan«, sagte Johann von Gischala. »Was er für die Mauer getan hat, war gut.« – »Er war ein Schuft«, sagte heftig Simon Bar Giora, »wir mußten ihn umbringen.« – »Wir mußten ihn umbringen«, gab Johann verträglich zu, »aber er war ein guter Mann. Sein Andenken sei zum Segen.« Und sie tranken.

»Ich gedenke eines andern Toten«, sagte verbissen der Sekretär Amram. »Er war mein Jugendfreund und ein Hund. Er erlernte mit mir in *einem* Raum die Geheimnisse der Lehre. Sein Name ist Josef Ben Matthias. Sein Andenken sei nicht zum Frieden.«

Er hatte einen Einfall, von dem er sich besonderen Spaß versprach. Zwinkernd verständigte er sich mit Simon und Johann, und sie ließen aus den Kerkern des Forts Phasael den Doktor und Herrn Matthias kommen, den Vater des Josef.

Der alte, dürre Herr hatte lange, scheußliche Tage im Gestank eines dunkeln Verlieses gesessen, er war furchtbar erschöpft, aber er nahm sich zusammen. Er hatte Angst vor diesen wüsten Soldatenkerlen. Sie hatten so viele totgeschlagen, es war ein Wunder, daß sie ihn am Leben gelassen hatten, man mußte ihnen nach dem Mund reden. Er führte die schlotternde Hand an die Stirn, grüßte. »Was wollen Sie, meine Herren«, stammelte er, »von einem alten, wehrlosen Mann?«, und er blinzelte ins Licht und schnupperte wider seinen Willen nach den Speisen. »Es steht nicht gut, mein Doktor und Herr Matthias«, sagte Johann. »Wo wir jetzt sind, werden bald die Römer sein. Was wir mit Ihnen anfangen sollen, alter Herr, darüber sind wir uns noch nicht schlüssig. Ob wir Sie den Römern überlassen oder vorher totschlagen sollen.« Der Greis stand gekrümmt, stumm, zitternd.

»Hören Sie«, sagte der Sekretär Amram, »die Lebensmittel sind knapp in der Stadt, wie Ihnen vielleicht bekannt ist. Wir haben kein Fleisch mehr, wir sind aufs Johannisbrot gekom-

men. Was Sie hier sehen, sind die Knochen der neun letzten Lämmer für den Brandopferaltar Jahves. Wir haben sie gegessen. Schauen Sie nicht so starr. Es hat uns geschmeckt. Sehen Sie ein Menetekel an der Wand? Ich nicht. Beim Beginn unseres Unternehmens stand Ihr Herr Sohn an unserer Seite. Er ist inzwischen abgeschwenkt. Es ziemt sich, daß am Ende Sie an unserer Seite stehen. Wir sind Leute von Lebensart. Wir laden Sie ein, an unserm letzten Mahl teilzunehmen. Es sind noch reichlich viele Knochen da, wie Sie sehen. Auch das Brot, mit dem wir das Fleisch von den Tellern genommen haben, steht zu Ihrer Verfügung.«

»Ihr Herr Sohn ist ein Unflat gewesen«, sagte Johann von Gischala, und seine schlauen, grauen Augen waren zornig, »ein Wegwurf. Sie haben ein Stück Kot in die Welt gesetzt, mein Doktor und Herr Matthias, Priester der Ersten Reihe. Die Knochen und das Brot gebühren unsern Soldaten eher als Ihnen. Aber wir stehen zum Wort unseres Doktor Amram, wir laden Sie ein.« Simon Bar Giora war weniger höflich. Er bedrohte den Greis mit seinen finstern, engen Augen und herrschte ihn an: »Essen!«

Der Alte zitterte stark. Er war unbändig stolz gewesen auf den Aufstieg seines Sohnes. Er selber hatte sich nie weit vorgewagt. Er begriff, ach, er begriff gut, daß Joseph später zu den Römern gegangen war. Aber diese Menschen begriffen es nicht, sie haßten seinen Sohn auf den Tod. Jetzt also soll er essen. Vielleicht soll das eine Probe sein, und wenn er jetzt aß, werden sie triumphieren und ihn verhöhnen und totschlagen, weil er seinen Rest Leben durch solchen Frevel zu bewahren sucht. Er war nach dem Moder und Gestank des lichtlosen Kerkers fast irr vor Hunger und Erschöpfung. Er sah die Knochen, es waren saftige Knochen, gefüllt mit Mark, von einjährigen, ausgesuchten Tieren, sicher konnte man die ganzen Knochen zerkauen und essen. Dazu das Brot, das herrlich duftende, das überdies vom Saft und der Tunke des Fleisches angenommen hatte. Der Alte befahl sich, nicht zu gehen, aber seine Füße folgten ihm nicht. Es zog ihn vorwärts, er ging, widerwilligen Schrittes. Griff nach den Knochen, gierig, mit seinen schmutzigen Händen. Biß zu, schlang, der Saft troff ihm in seinen ver-

wahrlosten weißen Bart. Er hatte keinen Segensspruch gesagt, das wäre wohl auch doppelte Lästerung gewesen. Er wußte, das war Fleisch vom Altar Jahves und Brot von seinem Tisch, und was er tat, war zehnfache Todsünde. Er schloß sich und seine Nachfahren vom Heil aus für alle Zeiten. Aber er hockte sich auf den Boden, die Knochen in beiden Händen, seine alten, schlechten Zähne rissen an den Knochen, bissen sie durch, er kaute, malmte, war glücklich.

Die andern schauten ihm zu. »Seht«, sagte der Doktor Amram, »wie er sich um das Heil seiner Seele frißt.« – »Das sind die Leute, die uns soweit gebracht haben, mein Bruder Johann«, sagte Simon. »Das sind die Leute, für die wir sterben, mein Bruder Simon«, sagte Johann. Dann sagten sie nichts mehr. Schweigend schauten sie zu, wie der Doktor und Herr Matthias auf dem Boden der Halle hockte, im Schein der Fakkeln, fressend.

Am Tag darauf, am 6. August, weckte der Doktor Nittai die für diesen Tag ausgelosten Priester der Achten Reihe, der Reihe Abija. An Stelle des ratlosen Chefs hatte Doktor Nittai die Leitung des Tempeldienstes übernommen, und die Priester gehorchten ihm. Sie folgten ihm in die Halle, und Doktor Nittai sagte: »Kommet und loset, wer schlachten soll, wer das Blut sprengen, wer die Opferglieder zum Altar bringen soll, wer das Mehl, wer den Wein.« Sie losten. Dann sagte Doktor Nittai: »Gehe hinaus, du Bestimmter, und halte Ausschau, ob die Zeit zum Schlachten gekommen ist.« Als es soweit war, rief der am Ausschau: »Es tagt. Es wird hell im Osten.« – »Wird es hell bis Hebron?« fragte Doktor Nittai, und der am Ausschau erwiderte: »Ja.« Darauf befahl Doktor Nittai: »Geht hin und holt ein Lamm aus der Lämmerhalle.« Und die dazu ausgelost waren, gingen in die Lämmerhalle. Sie achteten nicht, daß kein Lamm darin war, sie holten das Lamm, das nicht da war, sie tränkten es nach der Vorschrift aus dem goldenen Becher.

Die das Los getroffen hatte, begaben sich mittlerweile mit zwei riesigen goldenen Schlüsseln zum Heiligen Raum und öffneten das große Tor. In dem Augenblick, da das mächtige Geräusch der Toröffnung an sein Ohr drang, schlachtete der

dazu Bestimmte im andern Raum das Opfer, das nicht da war. Dann brachten sie das Tier, das nicht da war, auf den Marmortisch, häuteten und zerteilten es nach der Vorschrift, trugen, ihrer neun, die einzelnen Teile zur Rampe des Altars. Dann losten sie, wer die Opferglieder von der Rampe auf den Altar bringen solle. Es kamen die Beamten des niederen Dienstes und kleideten die dazu Bestimmten neu ein. Dann entzündeten sie das Opferfeuer und räucherten aus goldener Schale mit goldenen Löffeln. Und sie nahmen die große Schaufelpfeife, die hunderttonige, und ließen alle hundert Töne zugleich erklingen. Wenn dieses gewaltige Gedröhn erklang, das jedes Geräusch in Jerusalem übertönte, dann wußten alle, jetzt wird das Opfer dargebracht, und sie warfen sich nieder.

Man reichte dem Ausgelosten den Wein. Doktor Nittai erstieg das eine Horn des Altars, stand wartend, mit einem Tuch. Die dazu Bestimmten warfen die Teile des Opfers ins Feuer. Sowie sich der Priester zum Ausgießen des Weines bückte, gab Doktor Nittai sein Zeichen, schwenkte das Tuch. Und während die Rauchsäule stieg, stimmten die Leviten auf den Stufen des Heiligen Raumes den Psalm an, und die Priester auf den Rampen des Altars sprachen den Segen über das niedergeworfene Volk.

So opferten an diesem 6. August die ausgelosten Priester der Achten Reihe, der Reihe Abija, mit allem Prunk und die vielen hundert Vorschriften strenge innehaltend. Diese Erschöpften, darauf gerüstet, heute oder morgen zu sterben, sahen nicht, daß die Lämmerhalle und der Altar des Herrn leer waren. Der Glaube Doktor Nittais war in ihnen. Dieser Glaube machte, daß sie das Lamm sahen. Sie brachten es dar, und dieses Opfer war der Sinn und Gipfel ihres Lebens. Nur dazu holten sie mit soviel Mühe Luft in ihre Lungen und stießen sie wieder aus, nur das noch schied sie vom Tode.

Als man Titus berichtete, daß die Juden ihrem Gott die letzten Lämmer weggefressen hatten, war er überaus betroffen. Das waren Unheimliche, Irrsinnige, von den Göttern Geschlagene. Warum beraubten diese Unbegreiflichen, die doch keinen Schutz hatten außer Jahve, Jahves Altar?

Wie immer, jetzt waren die Belagerten am Ende. Es war eine große Versuchung, jetzt einen Sturm auf die erschöpfte Stadt anzusetzen. Die Armee, nach der langen, zermürbenden Belagerung, lechzte danach. Es war auch der kürzeste und sicherste Weg zum Triumph. Sein Vater hatte keine Ursache mehr, die Fiktion, es handle sich um eine polizeiliche Maßnahme, aufrechtzuhalten. Er sitzt in Rom fest genug, auch wenn er den Feldzug nicht selber beendet hat. Wenn Titus jetzt die Stadt stürmt, kann ihm Rom den Triumph nicht wohl verweigern.

Der Prinz hat eine schlechte Nacht, voll von Zweifeln. Ein Triumph ist eine gute Sache. Aber hat er nicht Berenike, hat er nicht sich selber zugeschworen, seinen Zorn gegen die Aufständischen nicht am Tempel auszutoben? Er hat mit der Anwendung von Gewalt bei Berenike keine guten Erfahrungen gemacht. Wenn er das da schont, wenn er wartet, bis das da sich ihm ergibt, hat er dann nicht ausgelöscht, was er an der Frau getan hat?

Er betraute den Josef damit, nochmals, ein letztes Mal, Verhandlungen anzubahnen. Er gab ihm ein Angebot mit, das weit über alle bisherigen Konzessionen hinausging.

Josefs Herz schlug töricht hoch. Er neigte sich tief vor Titus, nach jüdischer Sitte, die Hand an der Stirn. Was der Römer gab, war ein großes Geschenk, dargereicht von einer starken Hand, die es wahrlich nicht notwendig hatte zu schenken, die ihren Willen erzwingen konnte. Er muß die in der Stadt dazu bringen, daß sie das erkennen. Jetzt hat es trotz allem Sinn bekommen, daß er hier bei den Römern vor Jerusalem ist und nicht innerhalb der Mauern wie jener Justus.

Zur festgesetzten Stunde begab er sich unmittelbar vor die Mauer, allein, schlicht angezogen, ohne Waffen, ohne priesterliches Abzeichen. So stand er zwischen den Belagerern und den Belagerten, ein kleiner Mensch auf dem kahlen Boden vor der Ungeheuern Mauer, und vor ihm die Mauer war dichtbesetzt mit Juden, und hinter ihm die Blockademauer war dichtbesetzt mit Römern. Hitze war, Gestank, beklemmendes Schweigen, daß er nur sein Blut hörte. In seinem Rücken spürte er den kalten, spöttischen Blick des Tiber Alexander, vor sich sah er die haßerfüllten Augen des Simon Bar Giora, die wilden

seines Jugendkameraden Amram, die verachtungsvollen des Johann. Er war am ganzen Leibe kalt in der heißen Sonne.

Er begann zu sprechen. Zuerst klangen ihm seine Worte hohl und fremd, aber dann kam es über ihn, und er redete schlicht, heiß und gerade wie nie in seinem Leben. Die Römer, bot er an, werden im Fall der Übergabe die Bewaffneten zwar gefangensetzen, aber keinen am Leben büßen. Die Römer, bot er an, werden noch heute Opfertiere für den Tempel durchlassen, vorausgesetzt, daß man auch das für Jahve bestimmte Opfer des Kaisers, des Volkes und Senats von Rom annimmt und darbringt wie früher.

Die auf der Mauer hatten Josef düster und voll Trauer kommen sehen. Jetzt schauten selbst unter den Makkabi-Leuten viele begierig auf Simon und Johann. Dies war wirklich ein großes, mildes Angebot, und in ihrem Herzen hofften sie, die Führer würden es annehmen.

Allein die dachten nicht daran. Wenn sie sich ergeben, was werden sie dann für ein Leben haben, im Triumph aufgeführt zuerst, dann als Leibeigene in irgendein Bergwerk verschickt? Und selbst wenn die Römer sie freilassen, konnten sie unter Juden weiterleben nach allem, was geschehen war? Sie werden, nachdem ihr Krieg mißglückt ist, auf Lebenszeit unter den Juden verfemt sein. Und es waren nicht nur solche Erwägungen; es waren tiefere Gründe. Sie waren so weit gegangen, sie hatten bewirkt, daß jetzt das Land dem Erdboden gleichgemacht war und der Tempel ein Totenacker und eine Blutfestung, sie hatten die Lämmer Jahves gefressen, und nun wollten sie ihren Weg zu Ende gehen.

Ohne also erst zu wissen, was die Römer anbieten würden, hatten sie ihre Erwiderung vorbereitet. Sie spuckten nicht aus, als Josef mit seiner Rede zu Ende war, schüttelten nicht den Staub von ihren Kleidern und Schuhen, dachten auch gar nicht daran, eine lange Antwort voll Zorn und Verachtung zu geben. Nein, sie öffneten nur die kleine Ausfallpforte neben dem Tor: und heraus kam quiekend und grunzend ein Schwein. Ja, sie hatten den Römern ein paar Schweine abgejagt, und davon eines ließen sie jetzt auf Josef los.

Josef erblaßte. Das Schwein kam auf ihn zu, grunzend,

schnuffelnd, und die auf der Mauer lachten. Und dann, im Sprechchor und auf lateinisch, es war nicht leicht für die erschöpften Männer, sie mußten es lange geübt haben, riefen sie: »Ist dir eine Vorhaut gewachsen, Flavius Josephus?« Sie lachten, und die Römer, sie konnten sich nicht helfen, lachten mit. Da hatten diese höllischen Juden wirklich einen verdammt guten Spaß gemacht. Josef aber stand allein zwischen den beiden Lagern mit seinem Schwein, im Angesicht des geschändeten, mit Geschützen gespickten Tempels, und schallend verlachten ihn Juden und Römer.

In diesen Augenblicken, die lang waren wie Jahre, büßte Josef allen Hochmut seines Lebens. »Ihr Doktor Josef ist ein Lump«, hatte einmal einer gesagt mit einem gelben Gesicht, in Meron hatten sie Gras gesät über den Weg, auf dem er gekommen war, andere hatten sieben Schritte Abstand von ihm gehalten wie vor einem Aussätzigen, unter Posaunen war der Bann über ihn ausgesprochen worden, in Alexandrien war er in Stricken gelegen unter der Geißel. Aber was war das alles vor diesen Augenblicken? Er war reinen Herzens gekommen, er wollte die Stadt retten, Männer, Frauen, Kinder und das Haus Jahves. Sie aber schickten ihm ein Schwein. Er wußte wohl, er mußte jetzt gehen, aber er zögerte. Die Mauer hielt ihn fest. Er mußte viel Willen aufbieten, um zu gehen. Er setzte einen Fuß hinter den andern, er ging rückwärts, den Blick immer auf den Mauern. Eine große Kälte fiel ihn an, alles war von ihm abgeblättert, Schmerz und Hochmut. Er gehörte nicht zu den Römern und nicht zu den Juden, die Erde war wüst und leer wie vor der Schöpfung, er war allein, um ihn war nichts als Hohn und Gelächter.

Titus, als die Juden dem Josef das Schwein zutrieben, lachte nicht. Eigentlich, dachte er, kann ich zufrieden sein. Ich habe mich überwunden. Ich habe gutmachen wollen, was diese Irrsinnigen ihrem Gott angetan haben; jetzt stehe ich besser mit diesem Jahve als meine Feinde. Aber diese Erwägung hielt nicht lange vor. Er schaute hin zu dem Bewußten, zu dem Weiß und Goldenen. Erschreckend überkam ihn plötzlich die Lust, das da unter seine Füße zu treten, das Störende, Verwirrende. Sie selber haben es geschändet, er wird es vollends in

den Dreck schmeißen, das da, das Höhnische, Hohe, mit seiner verdammten Reinheit. In seinem Hirn reißt es, wie er es von seinen Soldaten gehört hat, im Takt, wüst, wild: Hep, Hep, und bei jedem Hep kracht ein Schädel ein und stürzt ein Stück Haus.

Gleich darauf erschrak er. Er wollte das alles nicht gedacht haben. Nein, es war durchaus nicht seine Absicht, mit diesem Jahve anzubinden. Das überließ er den Herren jenseits der Mauer.

Eine dunkle Trauer packte ihn, eine wütende Sehnsucht nach der Jüdin. Hilflos zornig stand er vor dem Fanatismus der Juden, vor ihrer Verblendung. Berenike ist eine von diesen, unbegreiflich wie sie, niemals wird er sie wirklich besitzen.

Er ging zu Josef. Der lag auf seinem Bett, zu Tode erschöpft, überdeckt von kaltem Schweiß trotz der Hitze des Sommertags. Er wollte sich erheben. »Liege, liege«, bat Titus, »aber sprich zu mir. Vielleicht macht mich der Zorn über diese Menschen blind. Erkläre du mir, mein Jude: was wollen sie? Ihren Zweck können sie nicht mehr erreichen: warum also wollen sie lieber sterben als leben? Sie können das Haus erhalten, für das sie kämpfen: warum wollen sie, daß es niederbrennt? Verstehst du das, mein Jude?« – »Ich verstehe es«, sagte Josef, unendlich müde, und sein Gesicht hatte den gleichen trauervollen Ausdruck wie die Gesichter derer auf der Mauer. »Bist du unser Feind, mein Jude?« fragte Titus, sehr zart. »Nein, mein Prinz«, sagte Josef. »Gehörst du zu denen jenseits der Mauer?« fragte Titus. Josef zog sich in sich zusammen, peinvoll, schwieg. »Gehörst du zu denen jenseits der Mauer?« wiederholte dringlicher Titus. »Ja, mein Prinz«, sagte Josef. Titus sah ihn an, ohne Haß, aber niemals waren sich die beiden fremder gewesen. Titus ging hinaus, immer das Aug auf dem Juden, kummervoll vor Nachdenken.

In ihrem stillen, schönen Haus in Tiberias, auf der Höhe über dem See, versuchte Berenike ihrem Bruder Agrippa zu erzählen, was sich im Lager ereignet hatte. Agrippa, als er sie zerstört und zerrüttet ankommen sah, hatte nicht gefragt. Jetzt berichtete sie um so offener. Verachtete sie den Titus um

seiner Roheit willen? Nein. Das eben war das Schlimme, daß sie gegen seine Barbarei keinen Haß mehr aufbrachte. Durch das hämische, verkniffene Knabenantlitz, das er ihr zuletzt gezeigt hatte, sah sie das starke, zielgewisse Soldatengesicht. Es half nichts, daß sie sich vor ihrem Bruder, vor sich selber lustig machte über seine harte Pedanterie, über sein albernes Stenographieren. In seinem stinkenden Lager, in der zerstampften Ödnis um Jerusalem war Titus ein Mann, der Mann.

Agrippa verstand gut die mühevollen Erklärungen seiner Schwester. Riß etwa dieser bittere Krieg an seinen eigenen Nerven weniger? Er hatte den Römern sein Kontingent zugeführt, war aber dann sogleich in sein transjordanisches Königreich zurückgekehrt und wollte von den Vorgängen im Lager so wenig hören wie möglich. Sein schönes Palais in Tiberias, seine Bilder, Bücher, Statuen waren ihm vergällt. »Du hast es leichter, Schwester«, sagte er, ein kleines, trübes Lächeln auf dem schönen, etwas zu fleischigen Gesicht. »Hänge du dein Herz an Judäa, an das Land und an seinen Geist, und schlafe mit deinem Römer: und du hast für dich das Problem gelöst. Liebe ihn, Nikion, deinen Titus. Ich beneide ihn, aber ich darf dir nicht abraten. Was aber bleibt mir, Nikion? Ich begreife beide, die Juden und die Römer. Allein wie soll ich beide halten? Wenn ich sein könnte wie die in Jerusalem, wenn ich sein könnte wie die Römer. Ich sehe den Fanatismus der einen, das Barbarische der andern, aber ich komme nicht los, ich kann mich nicht entscheiden.«

Berenike, in der Stille von Tiberias, lauschte gespannt allen Nachrichten aus dem Lager vor Jerusalem. Zuerst war noch in ihren Augen die Ödnis, in die die schimmernde Umgebung der Stadt sich verwandelt hatte, in ihren Nasenlöchern der Gestank des Lagers, in ihren Ohren das Heulen des Getiers, das auf Aas wartete. Allmählich aber verlor diese Erinnerung ihren Ekel, und die Tollheit des Krieges begann die Frau anzustecken. Krieg, das war Blut und Feuer, ein großes Schauspiel, Krieg roch lieblich, Krieg, das waren wildfromme Männergesichter, brünstig nach einem schnellen, beseligenden Sterben. Immer heftiger aus der nachdenklichen Schönheit von Tiberias sehnte sie sich nach dem großen, pathetischen Getümmel des Lagers.

Warum schwieg der Mann? Warum schrieb er ihr nicht? Hatte ihr Leib ihm mißfallen? Alle Wut und Scham richtete sie gegen sich selber, nicht gegen den Mann.

Als Nachricht kam, es sei nun soweit, die Entscheidung über das Schicksal des Tempels stehe unmittelbar bevor, schon habe sich ein Kabinettsrat des Kaisers damit befaßt, hielt sie sich nicht länger. Jetzt hatte sie Grund genug, ins Lager zurückzukehren.

In dem Prinzen stieg ein großes Triumphgefühl hoch, als sie sich anmeldete. Seitdem die Frau von ihm geflohen war, hatte er zwei schwer erträgliche Monate verbracht, in dem heißen, stinkenden Sommer mit mühsam gezähmten Nerven auf das Ende der Stadt lauernd. Er hat durch heftige Arbeit seine Unrast zu betäuben gesucht, er ist auch vorangekommen, er hat den Krieg bis unmittelbar an den Tempel herangetragen, und wo ehemals das Fort Antonia stand, steht jetzt sein dreigeteiltes Zelt, Arbeitsraum, Schlafraum, Eßraum. Das Bild der Berenike versagt er sich nicht länger. Beängstigend lebendig, wie alles, was Fabull gemacht hat, steht es in seinem Arbeitszimmer. Oft schaut er in die braungoldenen, langen Augen der Frau. Wie konnte er auf die irrsinnige Idee kommen, sie zu nehmen wie eine spanische Hure? Das ist eine fremde Frau, ja, sehr hoch und fremd. Er brennt nach ihr wie am ersten Tag.

Er suchte seine Aufzeichnungen vor, Worte von ihr, die er mitstenographiert hatte, verglich sie, wog sie ab. Stand lange Zeit betrachtsam vor dem Bild, voll von Zweifeln. Bezwang sich, unternahm nichts, wartete.

Nun also kam sie von selbst. Er ritt ihr weit vors Lager entgegen. Berenike war sanft, ohne Vorwurf, mädchenhaft. Die fahle Landschaft um Jerusalem, das Volk der Gekreuzigten, die Raubvögel, die verwilderten, gefährlichen Mienen der Soldaten, dieses Ge Hinnom, diese Totenlandschaft schreckte sie nicht. Denn festen Schrittes durch diesen Hades ging der Prinz, der Mann, und da sie an seiner Seite war, zog eine große Ruhe in sie.

Sie lagen zusammen beim Abendessen. Er erzählte ihr von seinen Jungen, seinen Soldaten. Diese Juden machten es einem

verdammt schwer. Sie waren fanatisch, toll wie angeschossene Wildsäue. Sie riskierten ihr Leben um einen Sack mit Weizen. Ersannen immer neue, harte Tricks. Da hatten sie etwa das Dach der Verbindungshalle zwischen dem Fort Antonia und dem Tempelbezirk mit Erdharz, trockenem Holz und Pech gefüllt, die Römer daraufgelockt und sie gebraten wie Fische. Aber auch mit seinen Jungens war nicht zu spaßen. Der Prinz erzählte, als ob es nicht um Verlust oder Gewinn, sondern um guten Sport ginge. Er selber schont sich nicht, wenn es darauf ankommt, er springt mitten ins Getümmel, er ist zweimal verwundet worden, sein Pferd haben sie ihm unterm Leib erstochen, seine Offiziere reden immer auf ihn ein, er, der Feldherr, möge die gemeine Kampfarbeit dem gemeinen Mann überlassen.

Titus erzählte, beflissen, gut gelaunt, kaum darauf achtend, ob sie zuhöre. Plötzlich gewahrte er, wie sie ihn anschaute. Das waren nicht die Augen des Bildes. Wie sie sich an ihn hängten, wie sie sich verschleierten, das war ihm an Frauen nicht fremd. Leise, während er sprach, mit einer Bewegung, die nahm und doch zart war, schloß er Berenike ein mit beiden Armen. Sie glitt ihm zu, er sprach den angefangenen Satz nicht zu Ende, mitten in seinen Erzählungen sanken sie hin und mischten sich.

Still dann lag sie, mit geschlossenen Augen, lächelnd. Titus preßte den breiten Bauernkopf, der jetzt frisch und jungenhaft aussah, an ihre Brust, bohrte ihn in ihren Leib. »Ich weiß«, sagte er und machte seine harte Kommandostimme schmiegsam, »ich weiß, du bist nicht um meinetwillen gekommen. Aber laß mich glauben, du seist es. Süße, Herrliche, Königin, Geliebte. Es ist wahrscheinlich um deines Tempels willen, daß du gekommen bist. Gesegnet sei dein Tempel, weil du kamst. Es war fest in meinem Plan, daß er stehenbleiben soll. Süße, und wenn ich zehntausend Männer mehr daransetzen müßte, er wird stehenbleiben. Es ist dein Tempel. Er ist der Rahmen für dich, und zehntausend Mann ist kein Preis dafür. Auch das Haus deiner Mütter werde ich neu aufbauen. Du sollst die Stufen hinaufschreiten, Nikion, mit deinem Schritt, der mich selig macht, und hinter dir soll dein Tempel sein.«

Berenike lag mit geschlossenen Augen, lächelnd. Sie trank seine Worte ein. Ganz leise sagte sie: »Mann, Kind, Janik, Janiki. Ich bin deinethalb gekommen, Janiki.«

Am 21. August, dem 1. Ab jüdischer Rechnung, begann der »Harte Julius« gegen die äußere Umfassungsmauer des Tempelbezirks zu arbeiten. Er arbeitete sechs Tage ununterbrochen, andere Maschinen wurden angesetzt, am 27. August arbeiteten alle Maschinen gleichzeitig. Ohne Erfolg. Man versuchte es mit der direkten Attacke, legte Leitern an, ließ zwei Kohorten in Schildkrötenform an den Leitern antreten. Die Juden stürzten die mit Bewaffneten dichtbesetzten Leitern von oben her um. Einige Legionäre, der Träger eines Feldzeichens darunter, gelangten bis auf die Mauer, aber hier wurden sie niedergemacht, und die Juden bemächtigten sich des Feldzeichens.

Titus ließ Feuer an die Tore legen. Die äußeren Kolonnaden, beruhigte er sich und Berenike, seien noch nicht der Tempel. Man legte also Feuer an die Tore, das überall schmelzende Silber öffnete den Flammen den Weg zu dem hölzernen Gebälk. Den ganzen Tag und die folgende Nacht hindurch wütete das Feuer. Dann waren die nördlichen und westlichen Säulenhallen des Tempelbezirks vernichtet, und nun stand man vor dem hohen Tempelhaus selbst.

Am 28. August, dem 8. Ab jüdischer Rechnung, während die römischen Löschkommandos arbeiteten, um durch Schutt, Asche, Glut und Niederbruch einen Weg unmittelbar bis an das Tempelhaus zu führen, berief Titus einen Kriegsrat ein. Es sollte entschieden werden, wie gegen das Tempelhaus vorzugehen sei.

An dem Kriegsrat nahmen teil der Marschall Tiber Alexander, dazu die kommandierenden Generäle der vier Legionen, Cerealis von der Fünften, Lepid von der Zehnten, Litern von der Zwölften, Phryg von der Fünfzehnten und Marcanton Julian, der Gouverneur von Judäa. Als Sekretär zog Titus den Josef bei.

Titus ließ zunächst einen Brief des Kaisers verlesen. Berenike war recht berichtet, der Kaiser hatte eine Kabinettsitzung

einberufen, um die Meinung seiner Herren über den Fortbestand des Tempels einzuholen. Einige der Minister waren der Meinung gewesen, man solle das Bollwerk der Meuterei, dieses Zentrum und Symbol aufsässigen jüdischen Nationalstolzes, dem Erdboden gleichmachen. Nur so könne man ein für allemal den Juden ihren Sammelpunkt nehmen. Andere waren der Ansicht, man führe Krieg gegen Menschen, nicht gegen leblose Dinge, und das Kulturprestige Roms verlange, daß ein so hochherrliches Bauwerk geschont werde. Der Kaiser selber, endete der Brief, sei zum Schluß gekommen, dem Feldherrn zu empfehlen, den Bau wenn möglich zu erhalten.

Die Herren hörten den Brief ernst an, mit gesammelten Gesichtern. Sie wußten, es ging um den Triumph. Wurde der Tempel gestürmt, dann war dies der glorreiche Abschluß eines Feldzugs, dann konnte niemand mehr von Strafexpedition fabeln, dann mußte der Senat den Triumph bewilligen. Lokkend vor ihnen stand der Glanz und Rausch eines solchen Triumphtages, Lebenshöhe für alle, die als Sieger in dem Zug mitschritten. Aber davon durfte nicht gesprochen werden, von den Interessen der Armee durfte hier so wenig gesprochen werden wie im Kronrat des Kaisers.

Sie konnten sich gut vorstellen, wie dieser Kronrat verlaufen war. Der dicke Junius Thrax mochte mit einigen geruhsamen Worten für die Schonung des Tempels eingetreten sein; auch der fette Claudius Regin mochte ein paar vage, vermittelnde Worte geäußert haben. Um so schärfer sicherlich war der Minister Talaß für die Zerstörung des Tempels eingetreten. Schließlich war dann dieses Kompromiß herausgekommen, dieses »wenn möglich«, dieser Brief, der die Verantwortung für alles, was geschah und nicht geschah, der Armee zuschob. Je nun, die Armee kann die Verantwortung tragen. Die Armee will ihren Triumph, die Stimmung der Truppen, die sich wild danach sehnten, das da, das Bewußte mit den Stiefeln zu zertreten, diese Stimmung hatte sich auch vieler Führer bemächtigt. Hep, Hep, riß es auch an ihnen. »Den Bau wenn möglich zu erhalten«, das war von Rom aus leicht gesagt. Wo beginnt das »möglich«, und wo hört es auf?

Als erster sprach der Marschall Tiber Alexander. Er weiß, die

andern wollen ihren römischen Triumph: er will vernünftige Unterwerfung des Landes. Er sprach kurz und verbindlich wie stets. Die Erhaltung des Bauwerks werde Opfer kosten. Aber zehntausend Soldaten ließen sich ersetzen, der Tempel sei einmalig und lasse sich nicht ersetzen. Mit hunderttausend Mann gegen jetzt etwa fünfzehntausend innerhalb der Mauern müsse man fertig werden. Es sei möglich, das Bauwerk zu schonen.

Der General Phryg von der Fünfzehnten Legion, unterstützt durch beifällige Zurufe des Generals Litern, widersprach. Gewiß sei es möglich, den Tempel unter Preisgabe von schätzungsweise zehntausend römischen Legionären dem Reich und der Welt zu erhalten. Aber er glaube nicht, daß der Kaiser, ein Soldatenfreund, die Grenzen des Möglichen so weit habe stecken wollen. Schon seien viele Tausende durch die unfaire Kriegführung der Juden jämmerlich umgekommen, zerschunden, geröstet. Man dürfe nicht weitere Tausende daransetzen. Die Soldaten lechzten danach, das da niederzubrennen, sein Gold herauszuholen. Versage man ihnen diese billige Rache, dann werde man in der Armee eine berechtigte Mißstimmung erzeugen.

Tiber Alexander, während der General Litern lärmend zustimmte, lächelte verbindlich wie stets. Dieser Phryg, das war so recht der Typ des Offiziers, der ihm verhaßt war, stur, kraftprotzig. So was wie dieser General, das will seinen Triumph haben, sonst nichts. So was wie dieser General wird ein Bauwerk, das der Geist von Jahrhunderten geschaffen hat, niemals begreifen. So was stampft mit seinen Soldatenstiefeln darüber weg, seinem Triumph zu, und macht nicht den kleinsten Umweg.

Aber schon sprach Marcanton Julian, der Gouverneur der Provinz Judäa. Er war Beamter, ihn kümmerte nur sein Ressort, die zukünftige Verwaltung der Provinz. Er wollte keine Verantwortung weiter haben. Er zweifle nicht, führte er aus, daß die Armee jetzt auch bei Schonung des Tempels den Aufstand niedertreten werde. Aber das sei eine Lösung nur auf kurze Zeit, nicht auf die Dauer. Niemand könne den Kunstwert des Baus aufrichtiger bewundern als er. Allein die Juden hätten nun einmal den Tempel zur Festung gemacht, und eine

Festung werde er bleiben auch nach Niederringung des Aufstands. Wann aber jemals habe Rom in unterworfenen Gebieten Festungen der Aufständischen stehenlassen? Man müsse den Tempel schleifen, wenn man nicht wolle, daß die Juden, gleich nachdem man einen Teil der Truppen zurückziehe, an neue Empörung dächten. Schone man den Bau, so werde dieses unruhige, überhebliche Volk das bestimmt nicht als Zeichen der Milde, sondern der Schwäche auffassen. Er, als Gouverneur Judäas und Rom verantwortlich für Ruhe und Ordnung in dieser schwierigen Provinz, müsse dringend darum bitten, daß man den Tempel dem Erdboden gleichmache. Es sei nicht möglich, ihn zu schonen.

Titus hörte sich alles mit an; manchmal stenographierte er mit, ein wenig mechanisch. Er begriff gut den Wunsch der Soldaten und den Wunsch der Generäle. Brennt er nicht selber nach dem Triumph?

Allein dieser Jahve ist ein gefährlicher Gegner. Schon die Hartnäckigkeit, mit der dieses Volk ihn verteidigt, beweist, daß er bei aller Lächerlichkeit kein kleiner und zu verachtender Gott ist. »Wenn möglich.« Er seufzt, unhörbar. Er wünschte, Vespasians Brief wäre klarer.

Mittlerweile hatten alle Herren ihre Meinung abgegeben. Es zeigte sich, daß drei Stimmen für die Erhaltung des Tempels, drei für seine Zerstörung waren. Gespannt wartete man auf die Entscheidung des Prinzen. Selbst der beherrschte Tiber Alexander konnte ein kleines, nervöses Zucken nicht verhindern.

Josef kratzte nervös mit dem Schreibgriffel auf die Tischplatte. Er achtete scharf auf jedes Wort, das gesprochen wurde, er schrieb schlecht mit, aber er hatte ein zuverlässiges Gedächtnis. Die Gründe, die die Soldaten vorbrachten, waren keine schlechten Gründe. Und noch ein besserer stand dahinter: der Wunsch eines römischen Triumphes. Titus hat ihm, der Berenike, sich selber zugesagt, er werde den Tempel schonen. Aber Titus ist Soldat. Des Soldaten höchstes Ziel ist ein Triumph in Rom. Wird er standhalten? Wird er einen Triumph in Rom gefährden, um Jahves Haus zu erhalten?

Titus überlegt. Aber es sind nicht Gründe und Gegengründe. Dieser Jahve, denkt er, ist ein sehr listiger Gott. Wahrschein-

lich ist er es, der mir dieses störende Gefühl für die Frau in die Brust gelegt hat. Sie hat sich mir gegeben, ich kenne sie: wahrscheinlich ist es dieser Jahve, der nicht zuläßt, daß mein Durst aufhört. Wie wird mein Vater grinsen, wenn er hört, daß ich den Tempel verbrannt habe. »Na, Cänis, alter Hafen«, wird er sagen, »er hat's nicht lassen können. Bewilligen wir ihm seinen Triumph.«

Eine Viertelminute Schweigen ist vergangen. »Ich schließe mich«, sagt Titus, »der Meinung derer an, die es für möglich erachten, den Tempel zu schonen. Ich denke, römische Legionen werden Manneszucht halten, auch wenn ihnen ein Befehl einmal nicht zusagt. Ich danke Ihnen, meine Herren.«

Vor dem Zelt des Titus versammelten sich wie jeden Abend nach altem Lagerbrauch die Musikkorps, um die Retraite zu blasen, die Fanfare, das Symbol der höchsten Feldherrngewalt. Titus stand im Eingang des Zeltes. Die Fanfare abzunehmen war ihm immer eine besondere Freude. Die Spielleute, es waren ihrer an zweihundert, nahmen Aufstellung. Das Zeichen kam. Und dann ging es los, unlieblich, aber machtvoll, das Dröhnen der Pauken, das Pfeifen und Heulen der Hörner und Flöten, das Schmettern der Trompeten, das Gellen und Schrillen der Reiterzinken, und Titus erfreute sein Herz an der bunten, lustigen Schar und an ihrem ehrenvollen Lärm.

Dann zogen sie ab. Und jetzt kam etwas Gewichtigeres, die Ausgabe der Parole und des Tagesbefehls. Das vollzog sich umständlich, feierlich. Abwechselnd täglich schickte jede der vier Legionen ihren Ersten Zenturio, daß der vom Feldherrn Tagesbefehl und Parole entgegennehme und, ebenso umständlich und feierlich, weitergebe.

Titus war nicht angenehm überrascht, als sich am Abend dieses 28. August als Befehlsempfänger der Hauptmann Pedan einstellte, der Erste Zenturio der Fünften Legion. Es war der seit langer Zeit wichtigste Befehl, und der Prinz hatte ihn dreimal geändert. Er überreichte dem Manne das Täfelchen. Der Hauptmann Pedan nahm es in seine breiten, kurzen, schmutzigen Hände. Er las: »Parole: Geh unter, Judäa. Befehl: Im Lauf des 29. August sind die Lösch- und Aufräumarbeiten an der

Nord- und Westseite des Tempels unter allen Umständen dergestalt zu Ende zu führen, daß für den frühen Morgen des 30. August das Gelände für den Angriff bereit ist. Belästigt der Gegner die Lösch- und Aufräumekommandos, so ist er mit Energie abzuweisen, doch unter Schonung der Baulichkeiten, soweit sie zum eigentlichen Tempelhaus gehören.

Der Hauptmann Pedan las den Befehl vorschriftsmäßig mit lauter Stimme. Der Erste Zenturio der Fünften hatte einen raschen Verstand, er hatte den Befehl mit seinem einen sehenden Auge und mit seinem listigen Hirn längst erfaßt, ehe seine quäkende Stimme dem Auge nachkam. Langsam also sprach er das Gelesene. Fleischig, mit nacktem, rosigem Gesicht, gewaltigen Schultern, mächtigem Nacken stand er vor dem Feldherrn. Langsam aus seinem breiten Mund kamen die Worte des Befehls. Die Worte: so ist der Gegner mit Energie abzuweisen, kamen sehr deutlich und mit Nachdruck, die Schlußworte: doch unter Schonung der Baulichkeiten, sprach der Hauptmann nicht etwa schneller, trotzdem klangen sie hingeworfen, nebensächlich. Er richtete, während er las, die Augen, das lebendige wie das tote, mehr auf den Feldherrn als auf das Täfelchen, forschend, zögernd, als läse er nicht richtig. Wieder, unter diesen Augen, spürte Titus vor dem lärmenden, plumpen Menschen den gleichen Widerwillen wie schon oft und die gleiche starke Lockung, die gleiche tolle Lust, die er bei den Worten der Generäle gespürt hatte, die Feuerbrände weiterzutragen, sie hineinzuschmeißen in das da, in das Bewußte. Ein kleines Schweigen war. Der Hauptmann schaute ihn immer noch an, ungläubig, wartend. Ja, kein Zweifel, er wartete. Du hast ganz recht, mein Pedan, aber die andern haben auch recht. Tut, was ihr wollt. Immer schiebt einer dem andern die Verantwortung zu. Alle wollen es tun, aber keiner will es gewesen sein. Du bist ein Mann, mein Pedan: tu du es. So vielleicht spürte Titus, während der Hauptmann Pedan dastand und wartete. Es wurde nicht Gedanke, und schon gar nicht wurde es Wort, Titus hütete sich. Nichts trat zutage als ein kleines, unmerkliches Lächeln. Allein der Erste Zenturio der Fünften merkte das Lächeln. Sagte er etwas? Dem Feldherrn war, als habe er etwas gesagt. Es hatte geklungen wie Hep, Hep.

Aber das war natürlich unmöglich. Der Hauptmann Pedan nahm das Täfelchen, steckte es vorschriftsmäßig ein, grüßte, den Arm mit der flachen Hand ausgestreckt. Der Feldherr sagte: »Danke.« Der Hauptmann Pedan entfernte sich, und es war nichts gewesen.

In dieser Nacht schlief Titus mit Berenike. Er schlief unruhig, und Berenike hörte ihn sagen: gib mir das Täfelchen.

Der Hauptmann Pedan mittlerweile ging zurück nach seinem Zelt. Er hatte die Worte des Befehls genau im Kopf, trotzdem zog er das Täfelchen nochmals heraus, überlas es. Machte den breiten Mund noch breiter, war vergnügt. Gewiß, die Hitze des Landes, die scheußlichen Mücken, die sein blondes, rosiges Fleisch besonders liebten, die aufreibende Langeweile der Belagerung, das alles war zuwider, und der Träger des Graskranzes, der Liebling der Armee, hätte sich das sparen können. Er war im vorigen Jahr, als hier die Kriegshandlungen stockten, mit einem Detachement des Mucian nach Italien gegangen, um dort an dem Feldzug gegen Vitell teilzunehmen. Er hätte dort bleiben, hätte in die Garde eintreten, sich zum Oberst, zum General befördern lassen können. Jetzt, dieses Täfelchen in der Hand, bereute er es nicht, daß er als Erster Zenturio zu seiner Fünften zurückgekehrt war, vor dieses lausige Jerusalem und in diese verdammte Belagerung.

Pedan war Soldat. Er hatte vom Stiefel auf gedient. Er liebte es, dick und grob zu essen, zu huren, herumzusaufen, saftige Lieder zu grölen. Er hatte Stechen, Schießen, Fechten gelernt, war, der fleischige Mann, unheimlich gewandt und kräftig. Er war sehr einverstanden mit sich selber. Oft spiegelte er sein Gesicht, nicht nur in dem kostbaren Goldspiegel, den er auf allen Kriegszügen mitführte, sondern auch an jedem Wasser, an dem er vorbeikam, oder in seinem Schild. Sein Gesicht gefiel ihm. Als er sein Auge einbüßte, hatte er, um sich das neue Auge anfertigen zu lassen, den besten jener Spezialisten bestellt, die den Statuen Augen einfügten. Jetzt erst recht gefiel ihm sein Gesicht, und er bereute es nicht, daß er das Auge verloren hatte. Er liebte die Gefahr. Auch liebte er Beute. Er hatte aus seinem Beuteanteil, aus den Gratifikationen für besondere

Leistungen und aus geschickten Lagergeschäften ein ansehnliches Vermögen zusammengerafft, das bei einem Bankier in Verona in guter Hut lag und sich dick verzinste. Einmal, alt, zahnlos, wird er sich nach diesem Verona zurückziehen, wird, der Träger des Graskranzes, der Liebling der Armee, eine große Rolle spielen, wird die Stadt tanzen lassen nach seinem Willen.

Vorläufig allerdings hat er Besseres zu tun. Da ist zum Beispiel dieser kuriose Befehl. Ein überaus erfreulicher Befehl, den im Grunde nur er richtig versteht und mit dem nur er umzugehen weiß. Dieser kuriose Befehl allein schon lohnt es, daß er aus dem üppigen Italien zu seiner Fünften zurückkehrte. Denn der Erste Zenturio der Fünften, gemeinhin Menschen gegenüber sehr gleichgültig, den Gegner sportlich niederhauend ohne weiteres Interesse an seiner Person, dieser Hauptmann Pedan hat *einen* großen Haß: die Juden.

Alles an diesen Leuten, ihre Sprache, ihre Sitten, ihr Glaube, ihr Atem, ihre Luft, ärgert ihn. Auch die andern östlichen Menschen sind faule, stinkende Barbaren mit abgeschmackten Bräuchen. Aber diese Juden, ist es zu glauben, lieben so den Müßiggang, daß sie durch kein Mittel, auch durch den Tod nicht, dahin zu bringen sind, an ihrem siebenten Tag irgend etwas zu tun. Sie haben sogar einen Fluß in ihrem Land, den Sabbatfluß, der am siebenten Tag stillsteht. Und zu Beginn des Krieges haben sie, er hat es mit eigenen Augen gesehen, sich an diesem siebenten Tag ohne Gegenwehr abschlachten lassen, einfach aus prinzipieller, vom Gesetz verordneter Faulheit. Sie glauben, die Dummköpfe, die Seelen derer, die ihre dreckigen Gebote halten, werden von ihrem Gott für die Ewigkeit konserviert. Das macht diese Unverschämten so unempfindlich gegen das, was andere lockt und abschreckt. Sie halten sich für besser als andere Menschen, gerade als wären sie römische Legionäre. Sie hassen und verachten alle andern. Beschneiden sich das Glied, nur um ein Unterscheidungsmerkmal zu haben. Sie sind aufreizend anders, hartnäckig wie wilde Ziegenböcke. Wenn sie sterben, wenn man sie kreuzigt, dann schreien sie: »Jah, Jah. Jah ist unser Gott.« Er hat, wegen dieses Jah, Jah, zuerst geglaubt, ihr Gott sei ein Esel, und

einige sagen auch, sie verehrten einen Esel in ihrem Allerheiligsten. Aber das stimmt nicht, diese Wahnsinnigen und Verbrecher glauben vielmehr an einen Gott, den man nicht sehen noch schmecken kann, einen Gott, so unverschämt wie sie selber, nur im Verstande vorhanden. Er hat sich mehrmals den Privatspaß gemacht, wenn sie einen kreuzigten, den Hängenden zu kitzeln, ob er ihm nicht durch Drohungen und Versprechungen Vernunft beibringen könnte. Aber nein und nein. Sie glauben wirklich an ihren unsichtbaren Gott, sie schreien Jah, Jah und sterben. Der Hauptmann Pedan ist ein wilder, unerbittlicher Gegner solchen Unsinns. Er will ihn ausrotten. Das Leben wäre nicht lebenswert, wenn etwas von ihrem Geschrei wahr wäre, und wäre es auch nur das winzigste Häuchlein. Es ist aber nicht wahr, es soll nicht wahr sein.

Der Hauptmann Pedan geht wiegenden Schrittes in sein Zelt, den breiten Mund höhnisch verzogen. Wenn irgend etwas von diesem Gott Jahve existiert, dann müßte er doch wohl sein Haus schützen können. Das wird er aber nicht, dafür wird der Erste Zenturio der Fünften sorgen. Nur zu diesem Zweck steht er in diesem heißen, stinkenden Sommer vor dem lausigen Jerusalem. Er wird es diesem Gott Jahve eintränken. Er wird ihm beweisen, daß er überhaupt nicht vorhanden ist, daß das da, sein Haus, nichts ist als ein leeres Schneckenhaus.

Der Hauptmann Pedan sieht das Gesicht des Prinzen vor sich, während er ihm den Text des Täfelchens vorliest. »Unter Schonung der Baulichkeiten, soweit sie zum eigentlichen Tempelhaus gehören.« Was heißt: Schonung, was heißt: eigentliches Tempelhaus? »Der Gegner ist mit Energie abzuweisen.« Das ist klarer. Das ist etwas, woran man sich halten kann.

Hep, Hep, denkt der Hauptmann Pedan. Er ist ausnehmend guter Laune an diesem Abend. Er säuft, erzählt Zoten, ist von einem grimmigen Witz, daß selbst die Hauptleute, denen er im Licht steht, zugeben: er ist mit Recht der Liebling der Armee.

Andern Morgens rückte Pedan mit seinen Leuten zu den Lösch- und Aufräumearbeiten aus. Man schaufelte die glühenden Trümmer zur Seite, bückte sich, schaufelte, es sollte ein breiter, grader Weg entstehen, dem Tor zu. Dieses Tor, mit

Gold beschlagen, war nicht groß; schräg links von ihm, in doppelter Mannshöhe etwa, war eine kleine, goldumrahmte Fensteröffnung. Im übrigen starrten die Mauern weiß, riesig, unerschütterlich, unterbrochen nur durch ein paar kleine Fenster in sehr großer Höhe.

Die Aufräumearbeit war schmutzig, heiß, schwierig. Die Juden rührten sich nicht, kein Gesicht zeigte sich oben in den Öffnungen, das Tor blieb geschlossen. Pedan ärgerte sich. Da mußten er und seine Leute den Juden ihren Dreck wegräumen. Man arbeitete schwitzend, verdrossen. Pedan gab Weisung, zu singen. Er selber stimmte an, mit seiner quäkenden Stimme, das grobe Lied der Fünften:

»Wozu ist uns
ut? Der Legionär macht alles:
Kriege führt er, Wäsche wäscht er,
Throne stürzt er, Suppe kocht er,
Fährt den Mist und schützt den Kaiser,
Kinder säugt er, wenn es not ist.
Der Soldat muß alles können.
Unsre Fünfte, die macht alles.«

Als sie das Lied zum drittenmal sangen, zeigte sich der Gegner. Das Tor war doch nicht so klein, wie es ausgesehen hatte; jedenfalls war es groß genug, um in unglaublich kurzer Zeit unglaublich viele Juden auszuspeien. Die Soldaten vertauschten die Schaufel mit Schild und Schwert. Man hatte verflucht wenig Platz, und wer in die rauchenden Trümmer hineingedrängt wurde, dem war schwer zu helfen. »Makkabi«, schrien die Juden. »Geh unter, Judäa«, schrien die Römer. Es war ein richtiges Gefecht. Die Juden achteten es nicht, daß auch von ihnen viele in die glühenden Trümmer gerieten. In dicken Klumpen umschwärmten sie das römische Feldzeichen. Jetzt fiel der Träger, ein zweiter packte es, wurde niedergemacht. »Makkabi«, schrien die Juden, sie hatten das Feldzeichen. Im Triumph brachten sie es hinter die Mauer.

Die Römer erhielten Verstärkungen. Beim nächsten Ausfall kamen die Juden nicht so weit wie das erstemal, aber das

kleine Tor spie immer neue Scharen aus. Pedan fluchte, hieb mit dem Weinrebstock auf seine Leute ein. Sie warfen die Juden zurück, einige von Pedans Leuten drangen mit ins Tor hinein, das Tor schloß sich. Die eingedrungen sind, sind verloren. Aber der Gegner ist mit Energie abgewiesen.

Pedan grinste. Der Gegner ist mit nicht genug Energie abgewiesen. Pedan ließ eine Schildkröte bilden. Die Leute waren verwundert. Die Mauer starrte riesig hoch, die Maschinen hatten nicht gearbeitet, keine Artillerie war hinter ihnen. Was wollte ihr Erster? Sollen sie die Mauer mit bloßen Händen umreißen? Aber sie schuppten die Schilde zusammen über die Köpfe, dem Befehl gehorchend, und gingen vor. Seltsamerweise aber hieß sie Pedan nicht das Tor angreifen, sondern die Stelle schräg links, wo die goldumrahmte Fensteröffnung war.

Sie gingen immer vor, nun waren sie an der Mauer, die vordersten standen bereits an die Mauer geklemmt. Und nun geschah etwas, wie es die Erste Kohorte der Fünften, an so vieles gewöhnt, noch nie gesehen hatte. Der Hauptmann Pedan, schwer in seiner Rüstung, schwang sich auf die Schilde des letzten Gliedes, mit den genagelten Stiefeln über die krachenden Schilde breitbeinig tappte er vor. Er fiel nicht, beim Herkules, er wahrte das Gleichgewicht, in der einen Hand hielt er einen Feuerbrand, und jetzt schleuderte er ihn, durch die goldumrahmte Öffnung schleuderte er ihn, und dann schrie er: »Gib noch einen«, und die Soldaten reichten ihm aus den glühenden Trümmern noch einen Feuerbrand hinauf und noch einen. Die unter den Schilden, schwitzend, bedrängt, mühsam ausharrend, wußten nicht, was über ihren Köpfen geschah, sie hörten nur ihren Hauptmann schreien: Gib noch einen, und: Hep, Hep. Aber sie, ebenso wie die, die die Feuerbrände reichten, waren voll von einer Ungeheuern Spannung, was sich nun ereignen werde. Ihr Erster, ihr Hauptmann Pedan, der Liebling der Armee, wird sicher wissen, was er tut, sicher wird sich etwas ereignen.

Der Hauptmann Pedan wußte auch, was er tat. Er hatte den Grundriß des Tempels eingesehen, er wußte, an dieser Stelle, in dem Raum mit der goldumrahmten Fensteröffnung, wurden die Holzvorräte aufbewahrt, die die Juden herbeischleppten

am Feste des Holztragens, die Bürger Jerusalems und die Pilger, jeder Mann ein Scheit. Der Gegner ist mit Energie abzuweisen. Er ließ sich die Feuerbrände hinaufreichen, er warf, er schrie: Hep, Hep, und: Gib noch einen, und sie hörten seine genagelten Schuhe auf den Schilden kratzen, sie hielten aus, starknackig, geduckt, sie stöhnten vor Erwartung.

Und jetzt endlich kam Geschrei von innen, und jetzt Rauch, immer mehr, immer dickerer Rauch, und jetzt befahl Pedan: »Die Leiter her.« Die Leiter war zu kurz, da ließ er sie auf die Schildkröte stellen. Er kletterte hinauf, die Leiter schwankte wild, aber die unter den Schilden hielten fest, und durch den Rauch und durch das Fenster kletterte der Hauptmann Pedan ins Innere. Er sprang hinein mitten in Rauch und Geschrei, riß die Riegel des Tores zurück, in der Öffnung erschien geschwärzt und grinsend sein Gesicht. Und wie das Tor vorher in unglaublich kurzer Zeit unglaublich viele Menschen ausgespien hatte, so schluckte es jetzt in *einem* Augenblick die Mannschaften des Pedan ein, fünfzig jetzt, und jetzt hundert.

Das Tempelhaus war innen ganz mit Zederngebälk vertäfelt, der Sommer war heiß, das Holz trocken. Schon war es kein Rauch mehr, schon waren es Flammen. Und ehe man recht wußte, was geschah, war ein ungeheures Geschrei im römischen Lager. Hep, Hep, schrien sie und: Schmeißt das Feuer, und: Den Schild vor. Keinen Befehl warteten sie ab, kein Halten war. Das kleine Tor schluckte sie ein, zu Hunderten, und jetzt hatten sie auch die andern Tore aufgerissen. Die Löschmannschaften der Juden wurden niedergemacht, die Legionen drangen vor, in Gliedern zu je zweien, die Schultern schräg in Fühlung, die Schilde aneinander, niedermähend nach rechts und links.

Der größere Teil der jüdischen Soldaten lag in den Forts und Türmen der Oberstadt, im Tempel selbst lagen nur an tausend Mann. Die erhoben, als die Römer den Brand in das Tempelhaus geworfen hatten, ein wildes Geschrei und versuchten zu löschen. Es war ein mageres Feuer zuerst, aber es war zäh, es gab nicht nach. Bald erwies es sich als unmöglich, gleichzeitig

gegen die eindringenden Römer zu kämpfen und zu löschen. Johann und Simon Bar Giora, schleunigst aus der Oberstadt herbeigerufen, erkannten, daß der Tempel gegen das Feuer und die Römer nicht zu halten war. Sie ordneten an, die Hauptmacht solle sich nach der Oberstadt zurückziehen. Kleine Detachements sollten, den Rückzug deckend, die einzelnen Tore des Tempels halten.

Diese zurückbleibenden Verteidigungsmannschaften, das wußten alle, waren verloren, aber keiner zögerte, sich freiwillig zu melden. Auch der Knabe Ephraim meldete sich und wurde angenommen. Johann von Gischala, als er ging, legte ihm die Hand auf und sagte: »Du bist würdig. Gib unseren Glauben weiter, mein Sohn.« So legten die Großdoktoren ihren Schülern die Hand auf, wenn sie ihnen den Titel und die Fähigkeit verliehen, die Lehre weiterzugeben.

Die Römer überwältigten rasch den kleinen Trupp, der das Tor des Tempelhauses verteidigte. Sie gewannen die Treppe und stiegen hinunter in den Hof, in dem der Brandopferaltar stand, mit seiner Ungeheuern Rampe, seinen mächtigen Hörnern, gefügt wie für die Ewigkeit, aus unbehauenen Blöcken; denn Eisen durfte ihn nicht berühren. Jetzt aber hatte ein Trupp von etwa fünfzig jüdischen Soldaten ein Geschütz auf ihm aufgestellt. Makkabi! riefen sie. Und: Hep, Hep! Geh unter, Judäa! riefen die Römer und stürmten vor gegen den Altar. Das Geschütz schleuderte Steine und Eisen gegen sie, aber sie drangen vor, zu beiden Flanken des Altars, und jetzt hatten sie ihn umkreist, und jetzt stürmten sie die Rampen. Es waren Leute der Fünften, es waren die Leute des Pedan. Ein ungeheures Getöse war, aber allmählich drang eine Stimme durch, frech, quäkend, sie sang das grobe Lied der Fünften. Einige fielen ein, und jetzt sangen alle, man hörte kein Makkabi mehr, man hörte nur mehr das Lied:

»Wozu ist unsre Fünfte gut?
Der Legionär macht alles:
Kriege führt er, Wäsche wäscht er ...
Unsre Fünfte, die macht alles.«

Und jetzt bemächtigten sie sich auch der andern Außentore dieses Mauerteils, öffneten sie, und nun strömte es von allen Seiten herein. In Gliedern zu je zweien, die Schilde vor, die Gesichter halbschräg nach außen, Schulter an Schulter, schreiten sie, im Takt, stampfen, mähen nieder. Von beiden Seiten kommen sie, kreisen ein, was sie finden, treiben es dem großen Altar zu. Auf dem rechten Horn des Altars aber, wo sonst der Chef des Tempeldienstes den opfernden Priestern und den Leviten sein Zeichen gab, steht jetzt der Hauptmann Pedan, um ihn herum stampft das grobe Lied der Fünften. Er singt mit, er schwingt sein Schwert, und manchmal, der Abwechslung halber, greift er zu seinem Weinrebstock. Die Menschen werden den Altar hinaufgetrieben, sie schreien: Höre, Israel, und auf der Höhe des Altarhornes steht der Hauptmann Pedan, und Hep ruft er und hebt den Weinrebstock und läßt ihn auf die Schädel krachen. Die Schwerter mähen, das Blut fließt wie ein Bach die Rampen herunter, und um den Altar stauen sich die Toten.

Titus hatte sich gerade für eine kleine Weile niedergelegt. Er sprang hoch, sah den Ungeheuern, von niemandem befohlenen Aufbruch der Legionen. Und dann sah er den Rauch aufsteigen und die Flammen. Er lief aus seinem Zelt, wie er war, ohne Abzeichen seines Ranges, ohne Rüstung. Mitten in den wilden, frohen Tumult hinein lief er. Viele erkannten ihn, doch sie machten kein Wesens daraus. Sie riefen ihm zu, eilig, vergnügt: Komm mit, Kamerad. Lauf mit, schmeiß mit, schmeiß das Feuer. Hep, Hep.

Er wollte wehren, den wüsten Unfug steuern. Wollte er's wirklich? Hep, Hep, schrie er wie die andern, gegen seinen Willen. Und: Schmeiß das Feuer, Kamerad, schrie er.

Die Wachen vor dem Zelt hatten den Aufbruch des Prinzen bemerkt. Die alarmierten Offiziere, die Garden bahnten sich durch das Getümmel einen Weg zu ihm. Endlich, er war schon durch das Tor in das Innere des Tempels hineingespült, erreichten sie ihn. Er hatte sich wieder in der Gewalt. War das er gewesen, der mitgeschrien hatte? Löscht! schrie er jetzt, Wasser! Und: Löscht, Wasser! schrien die Offiziere. Unter die

rasenden Soldaten stürzten sie sich: Löscht, Wasser! Mit ihren Weinrebstöcken hauten die Zenturionen auf die Verwilderten ein.

Allein es war sinnlos, den Tobenden wehren zu wollen. Tollwut, Mordrausch hatte sie gepackt, die ganze Armee. Sie hatten so unendlich lange gewartet, diese heißen, zermürbenden Monate hindurch, das da, das Bewußte unter ihre genagelten Stiefel zu treten. Jetzt wollten sie sich rächen für die Qual, sie stürzten heran, römische Legionen, syrische, arabische Kontingente der Vasallen, sich mischend. Keiner wollte zu kurz kommen, sie hatten Eile, sie gönnten es einer dem andern nicht, daß er früher daran war. Der Weg, der gebahnt werden sollte, war nicht fertig. Über den glühenden Schutt stürmten sie herbei, zertraten einander, stießen sich in die rauchenden Trümmer. Über ganze Berge von Leichen drangen sie vor.

Als Titus sah, daß es gegen das Ungestüm der Armee keinen Widerstand gab, betrat er mit seinen Offizieren das Mittelschiff des Tempelhauses, das von dem brennenden Teil durch eine dicke Mauer getrennt war. Hoch und kühl, unberührt von der Hitze und dem wüsten Getobe draußen, hob sich der Heilige Raum. Der Leuchter war da, die Schaubrottische, der Räucheraltar. Langsam schritt Titus vor, zögernd, bis zu dem Vorhang, hinter dem das Geheimnis war, das Allerheiligste. Seit Pompejus hat kein Römer diese Stelle betreten. Was ist hinter dem Vorhang? Ist vielleicht doch ein abergläubischer Spuk dahinter, ein Eselskopf, ein Ungetüm, aus Tier und Mensch gemischt? Mit der kurzen, breiten Hand greift Titus nach dem Vorhang. Hinter ihm spähen gespannt die Gesichter seiner Offiziere, vor allem eines, breit, rosig, das des Hauptmanns Pedan. Was ist hinter dem Vorhang? Der Prinz reißt ihn zurück. Ein dämmeriges, nicht großes Geviert zeigt sich. Titus tritt ein. Es riecht nach Erde und nach sehr altem Holz. Der nackte, unbehauene Stein ist da, der den Hügel gipfelt, eine große, beklemmende Einsamkeit, sonst nichts. »Na ja«, quäkt der Hauptmann Pedan achselzuckend, »Irrsinnige.«

Der Prinz atmete auf, als er wieder in dem helleren Viereck des Außenraumes stand. Er sah die noble Schlichtheit der Halle, ihr Ebenmaß, die heiligen Geräte groß und einfach an

den Wänden. »Wir müssen das retten, meine Herren«, sagte er, nicht laut, doch dringlich. »Wir dürfen das nicht untergehen lassen«, forderte er. Der Hauptmann Pedan grinste. Schon züngelte es an den Toren, an alle Türangeln hatten sie Feuer gelegt. Es war zu spät.

In großer Eile schleppen die Soldaten die heiligen Geräte weg. Sie sind schwer, aus massivem Gold. Zehn Mann keuchen unter dem Leuchter, sie stürzen zusammen. Der Leuchter schüttert zu Boden, erschlägt einen Träger. Die Soldaten, angetrieben von den Zurufen des Prinzen, von den Stockhieben der Zenturionen, beugen von neuem die Rücken, schleppen die Geräte aus dem brennenden, stürzenden Heiligtum. Sie trugen hinaus die zwölf goldenen Schaubrote, die Weihgeschenke, die silbernen Trompeten der Priester, falteten den herrlichen babylonischen Vorhang zusammen, dessen Stickerei den Anblick des Himmels zeigte. Der Prinz stand auf den Stufen des Tempelhauses, hinter seinem Rücken das Feuer, und schaute zu, wie der Leuchter, der Schaubrottisch durch das Getümmel schwankten, dem römischen Lager zu, auf, nieder über den Leibern, Köpfen, Schilden wie Schiffe auf bewegtem Meer.

Die Legionäre mittlerweile tobten durch das Heiligtum, besoffen von Blut und Triumph. Sie plünderten, was sie erraffen konnten, rissen die goldenen und silbernen Beläge von den Toren, von den Wänden. Halsbrecherisch kletterten sie an den Außenmauern, um die dort angebrachten Trophäen zu erbeuten, Feldzeichen und Waffen alter syrischer Könige, Feldzeichen der Zehnten Legion, vor vier Jahren dem Cestius Gall genommen. Sie plünderten die Kleiderkammern, die Gewürzkammer, die Halle der Instrumente. Die Arme voll von kostbarem, seltsamem Gerät, trabten sie eilig durch das riesige Geviert. Dies war die Krone des Feldzugs. Um dieses Haus des unsichtbaren Gottes niederzureißen und zu plündern, war man gestorben, zu Zehntausenden, hatte man Ekel und Strapazen auf sich genommen. Jetzt wollte man es ganz auskosten. Sie schrien, sie stießen nieder, lachten einfältig, stampften tan-

zend mit ihren genagelten Stiefeln über den Boden, dessen Marmor und Mosaik überdeckt war von Leichen und von blutigen Feldbinden mit den Initialen Makkabi.

In den finstern Gängen, die hinunter zu den Schatzkellern führten, stauten sich die Massen. Diese Kammern waren gut verschlossen, aber die Ungeduldigen hatten nicht gewartet, bis man die Riegel mit Hebel und Maschinen öffnete, sie hatten Feuer an die Metallbeschläge der Türen gelegt. Allein das Innere hatte Feuer gefangen, bevor die Türen aufgingen, und nun schmolz es aus den Schatzkammern heraus, ein dicker, zäher Strom fließenden Metalls. Es flossen in ihm Weihgeschenke römischer Kaiser und parthischer Könige, Ersparnisse der Armen aus Galiläa, Schätze der Reichen aus Jerusalem und den Seestädten, Hunderttausende von Gold-, Silber- und Kupfermünzen, geprägt von den »Rächern Israels«, mit dem Hoheitszeichen Makkabi und mit dem Datum: Erstes, Zweites, Drittes Jahr der Befreiung.

Knallend rissen die großen Vorhänge, ihre glühenden Fetzen flogen durch die Luft. Krachend stürzte das Gebälk des Tempelhauses, Mauertrümmer ihm nach. Bis plötzlich ein Ton kam, mächtiger als das Prasseln der Flammen, das Stürzen des Gebälks, das wüste Singen der Soldaten, das Geschrei der Sterbenden, ein Ton, schneidend, heulend, wimmernd, von den Bergen ringsum furchtbar und scheußlich zurückgeworfen. Es war die hunderttonige Schaufelpfeife. Man hatte das Unding wegzuschleppen versucht, dann aber als wertlos liegenlassen, nun strich der Wind der Flammen durch die Schaufelpfeife und machte sie tönen.

Es war, als wecke dieser Ton die Oberstadt, die, nachdem die jüdischen Soldaten die Brücken zum Tempel zerstört hatten, gesondert auf ihrem Hügel lag. Die Verhungerten, Erschöpften der Oberstadt sahen den Rauch, das erste Feuer, sahen dann die Flammen um sich greifen, bis allmählich der ganze, weiße Tempelberg von den Wurzeln auf zu glühen schien. Sie brachten nichts aus ihren ausgedörrten Kehlen als ein schwaches Gewimmer. Aber als nun der große Schrei der Schaufelpfeife aufheulte, brach auch aus ihren Leibern das letzte Leben hervor, und aus dem Gewimmer der Hunderttausende in der

Oberstadt wurde jetzt ein Schreien, ein gelles, ununterbrochenes, weißes Geschrei, und die Berge nahmen das Geschrei auf und schrien es zurück.

Es waren übrigens an diesem Tage viele Leute aus der Oberstadt in den Tempel gegangen. Doktor Nittai hatte sie gerufen. Er hatte ein Gesicht gehabt und eine Stimme gehört. War durch die Oberstadt gezogen, erschöpft, doch beharrlich und hatte zu den Massen geredet, sie sollten zum Tempel hinaufsteigen, dort würde sich ihnen heute Jahve als Retter und Erlöser zeigen. So gläubig und befehlend hatte die alte Stimme des besessenen Mannes geklungen, daß, wer sich noch schleppen konnte, ihm folgte. Es waren viele Hunderte. Von diesen Gläubigen hatten sich nur wenige, als die Truppen abzogen, mit ihnen retten können; denn die Brücken zur Oberstadt waren schmal, die Truppen hatten sie für sich selber benötigt und hinter sich abgerissen. Von oben, vom Tempelhaus her, kamen die Flammen und die Römer. Den Gläubigen war nichts übriggeblieben, als sich in den untersten Bezirk des Tempels zu flüchten, in die große Kolonnade des Südrands unmittelbar am Abgrund.

Die Römer, die Juden vom Innern des Tempels her aufrollend, waren jetzt bis zu diesem untersten Bezirk vorgedrungen. Sie kamen die Stufen herunter, sie sahen die in der Halle, Männer, Frauen, Kinder, Vornehme und kleine Leute, sehr viele, einen großen Haufen lebendigen Fleisches. Trotzdem der Preis der Leibeigenen durch die vielen Gefangenen außerordentlich gesunken war, repräsentierten die Tausende in der Halle einen gewissen Wert. Im schlimmsten Fall konnte man sie im Dutzend an die Veranstalter von Festspielen verkaufen. Aber die Soldaten wollten jetzt keine rechnerischen Erwägungen anstellen. Sie wollten jetzt ihren Privatspaß haben, sie hatten ihn sich teuer genug erkauft. Die von der Fünften riegelten die Kolonnade ab. Die Juden hatten vor sich die Römer, hinter sich den Abgrund. Offiziere kamen dazu, Oberste. Der General der Zehnten, Lepid. Sie gaben Befehl, abzuwarten, man werde die Weisung des Feldherrn einholen. Aber die von der Fünften dachten gar nicht daran, zu warten.

Gerade hatten sie die Feldzeichen zurückgeholt, die die Zehnte vor vier Jahren verloren hatte, und nun sollten sie sich von dem General der Zehnten den Spaß verderben lassen? Sie waren nicht einmal aufsässig, sie lachten nur, gemütlich. Das glaubten ja die Herren selber nicht, daß die Armee sich diese Masse lebendigen Fleisches werde wegnehmen lassen. Sachkundig nahmen sie Aufstellung vor der Kolonnade, vier Glieder tief, dann zündeten sie das Zederngebälk des Daches an. Es war wirklich ein großartiger Spaß, wie die in der Halle zu tanzen anfingen, wie die ersten herausstürzten, niedergemacht wurden, wie sie kletterten, wie sie in den Abgrund sprangen, wie sie schwankten, ob sie durchs Schwert umkommen sollten, durch Absturz oder durch Feuer. Angeregt beobachteten die Soldaten, wie schwer die Eingeschlossenen zu einem Entschluß kamen. Mit Vergnügen hörten die Legionen das altvertraute Sterbegeschrei der Juden: Höre, Israel, Jahve ist einzig. Sie hatten es oft gehört, aber niemals von so vielen zusammen. Jahve, Jahve, machten sie nach, Jah, Jah schreiend wie die Esel.

Unter den Eingeschlossenen waren zwei Herren des Großen Rats, die der Oberst Paulin persönlich kannte, Meïr Bar Belgas und Josef Bar Daläus. Paulin forderte die beiden auf, herauszukommen, sich ihm zu übergeben. Er sagte ihnen Schonung zu. Aber sie blieben, bis die Kolonnade zusammenstürzte, sie wollten umkommen mit den andern, ein Brandopfer für Jahve.

Die ausgelosten Priester hatten die Funktion ihres Dienstes verrichtet, als geschähe rings um sie nichts Außergewöhnliches. Hatten sich eingekleidet, die Reinigung des Altars, der heiligen Geräte vollzogen wie jeden Tag. Schon waren die ersten Flammen da, schon waren die ersten Römer da, die Priester gingen durch das Getümmel hindurch, als sähen sie nichts.

Die Römer ließen die Weißgekleideten mit dem blauen Priestergürtel zunächst unbehelligt. Dann aber machten sie sie nieder wie die andern. Sie sahen mit einer gewissen Befriedigung, daß ein Mann, der den blauen Priestergürtel dieses Jahve trug, wenn man ein Eisen in seinen Leib stieß, genauso starb wie ein anderer.

Johann von Gischala hatte, als er mit seinen Truppen den Tempel verließ, dem Erzpriester Phanias angeboten, ihn mitzunehmen. Aber Phanias hatte es abgelehnt. Wenn er nur herausbringen könnte, was Jahve von ihm will. Es ist sehr schwer, weil Jahve ihm nur einen einfältigen Verstand gegeben hat. Wie schön wäre es, wenn er Bauarbeiter hätte bleiben dürfen. Jetzt irrt er herum, hilflos, weinerlich, seine trüben, braunen Augen suchen, wen er um Rat fragen könnte, ängstlich lauscht er, ob nicht etwa in seinem Innern eine Stimme Jahves spricht, aber er kann nichts hören. Das alles ist nur, weil er, den Schatzmeistern nachgebend, seinen achtteiligen, sündenreinigenden Ornat in ein unzugängliches Versteck hat bringen lassen. Wenn er jetzt den Ornat trüge und die heiligen Juwelen des Großen Dienstes, dann würden sich die Flammen zu seinen Füßen legen wie gehorsame Hunde, und die Römer würden tot umfallen.

Zusammen mit andern Priestern geriet er in die Hand der Römer. Die Soldaten schickten sich an, die Priester niederzumachen. Die baten um Schonung. Schrien, der Erzpriester sei unter ihnen. Die Soldaten brachten sie vor Titus.

Titus ist in Eile, man verlangt ihn am südlichen Tempeltor. In seiner Umgebung ist der General Litern. Der Prinz sieht, wie der General gespannt auf ihn blickt, mit einem ganz kleinen Lächeln. Dieser Litern hat es damals im Kriegsrat nicht verstehen können, daß er für die Schonung des Tempels eintrat, sicher hält er ihn für einen ästhetisierenden Schwächling. Dieser Tölpel da ist also der Erzpriester. »Verwahrt ihn«, sagt Titus, »ich will ihn im Triumph aufführen.« Dann sieht er die andern Priester, zwanzig zermürbte, elende Körper, schlotternd in weißen, feierlichen, viel zu weiten Gewändern. Sein Gesicht wird launisch, bösartig, kindisch. Er kehrt sich ab. Im Begriff zu gehen, über die Schulter hin, sagt er zu den Priestern: »Ich hätte Ihnen Ihr Leben vielleicht geschenkt, meine Herren, um Ihres Tempels willen. Aber nachdem Ihr Gott offenbar nicht gesonnen ist, seinen Tempel zu erhalten, ziemt es Ihnen als Priester, mit diesem Tempel unterzugehen. Habe ich nicht recht, meine Herren?« Er ging, und die Profose bemächtigten sich der Priester.

Wie die andern Priester hatte sich der alte Doktor Nittai, nachdem er seine Gläubigen in den Tempel geführt hatte, ernst und zuversichtlich an die Verrichtungen seines Dienstes gemacht. Die Flammen brachen hervor, sein altes, mürrisches Gesicht lächelte. Er hatte gewußt, heute wird ein Zeichen kommen. Als das Tempelhaus brannte, war er nicht wie die andern durch die Höfe geflohen, vielmehr stiegen er und die acht Priester um ihn die Treppen des Tempelhauses hinauf. Es war gut, zu steigen, jetzt war man noch in einem von Menschenhänden gefügten Bau, aber gleich wird man oben sein, unterm Himmel, nahe bei Jahve. Und nun waren sie auf dem Dach, auf dem höchsten First des Tempels, unter ihnen waren die Flammen und die Römer. Das Geschrei der Sterbenden, der grobe Gesang der Legionen tönte zu ihnen herauf, von der Oberstadt her gellte das weiße Geheul. Da kam der Geist über die auf dem First, der Hunger schuf ihnen Gesichte. Schaukelnd, im Takt, im vorgeschriebenen Singsang sagten sie Kriegs- und Siegeslieder der Schrift auf. Rissen die goldenen Spieße, die zur Abwehr der Vögel auf dem Dach des Tempels angebracht waren, heraus und schleuderten sie gegen die Römer. Sie lachten, sie waren über den Flammen, und über ihnen war Jahve, und sie spürten seinen Hauch. Als die Stunde des Priestersegens kam, hoben sie die Hände und spreizten die Finger, wie es Vorschrift war, und riefen durch die prasselnden Flammen den Priestersegen und das anschließende Bekenntnis; es war ihnen leicht und heilig zumut.

Als sie zu Ende waren, nahm Nittai die schweren Schlüssel des Großen Tempeltors, hielt sie hoch, daß alle um ihn sie sahen, und rief: »O Jahve, du hast uns nicht würdig befunden, dein Haus zu verwalten. O Jahve, nimm die Schlüssel zurück.« Und er warf die Schlüssel in die Höhe. Und er rief: »Seht ihr, seht ihr die Hand?« Und alle sahen, wie aus dem Himmel eine Hand kam und die Schlüssel auffing.

Dann krachte das Gebälk, es stürzte das Dach, und sie fanden, daß sie einen begnadeten Tod starben.

Kurz vor dem Mittag hatte Pedan die Fackel geworfen. Nachmittags fünf Uhr brannte bereits der ganze Berg. Der erste

Feuerposten, den Titus hatte errichten lassen, sah den Brand, und sowie die Dämmerung kam, gab er sein Signal: der Tempel ist gefallen. Und es entzündete sich das nächste Feuer, und das übernächste, und im Lauf einer Stunde wußte es ganz Judäa, ganz Syrien.

In Jabne erfuhr es der Großdoktor Jochanan Ben Sakkai: der Tempel ist gefallen. Der kleine Uralte zerriß seine Kleider und streute Asche auf sein Haupt. Aber noch für die gleiche Nacht berief er eine Sitzung ein.

»Bis heute«, verkündete er, »hat der Große Rat von Jerusalem Kraft gehabt, das Wort Gottes zu deuten, zu bestimmen, wann die Zeiten beginnen, wann der Mond neu ist, wann voll, was Recht ist und was Unrecht, was heilig und was unheilig, zu binden und zu lösen. Von heute an hat der Rat von Jabne diese Befugnis.

Unsere erste Aufgabe ist, festzusetzen, wie die Grenzen der Heiligen Schrift laufen. Der Tempel ist nicht mehr, unser ganzes Reich ist jetzt die Schrift. Ihre Bücher sind unsere Provinzen, ihre Sätze unsere Städte und Dörfer. Bis heute war Jahves Wort mit Menschenwort gemischt. Jetzt gilt es, aufs Jota zu begrenzen, was zur Schrift gehört, was nicht.

Unsere zweite Aufgabe ist, den Kommentar der Doktoren dauerhaft zu machen für die Zeiten. Bis heute lag der Fluch darauf, den heiligen Kommentar anders weiterzugeben als von Mund zu Mund. Wir lösen diesen Fluch. Wir wollen die sechshundertdreizehn Gebote aufzeichnen auf gutem Pergament, wo sie anfangen und wo sie aufhören, sie umzäunen und untermauern, daß Israel für die Ewigkeit darauf stehen kann.

Wir einundsiebzig sind jetzt alles, was vom Reiche Jahves geblieben ist. Reinigt euer Herz, daß wir ein Reich seien, dauernder als Rom.«

Sie sagten amen. Sie bestimmten noch in dieser Nacht: vierundzwanzig Bücher sind heilig. Vierzehn Bücher, die vielen als heilig galten, schlossen sie aus. Es war harter Streit unter ihnen, aber sie prüften sich scharf, daß sie nur das Wort Jahves sprechen ließen, wie man es ihnen überliefert hatte, nicht eigene eitle Weisheit. Kein Schlaf kam über sie, sie fühlten sich besessen von Jahve, als sie diese Sichtung vornahmen,

die verbindlich sein sollte für alle Zeiten. Sie trennten sich, als schon die Sonne aufgegangen war. Jetzt erst spürten sie ihre Erschöpfung, es war trotz des Schmerzes über das zerstörte Heiligtum keine unglückliche Erschöpfung.

Als die andern schon weggegangen waren, erinnerte den Großdoktor Jochanan Ben Sakkai sein Schüler Arach: »Sie haben mir den Spruch für diesen Tag noch nicht diktiert, mein Doktor und Herr.« Der Großdoktor besann sich eine Weile, dann diktierte er: »Wenn du zur Tafel gezogen wirst bei einem Herrscher, so setze ein Messer an deine Kehle, ehe daß du gierig wirst nach seinen Leckerbissen; denn sie sind sehr trügerisch.« Arach sah des Großdoktors müdes, bitteres Gesicht; er erkannte, daß ihm bange war um seinen Liebling Josef Ben Matthias, daß er für ihn fürchtete in seinem Herzen.

Es geschah aber der Untergang des Tempels am 29. August des Jahres 823 nach Gründung der Stadt Rom, am 9. Ab des Jahres 3830 jüdischer Zeitrechnung. Auch ein 9. Ab war es gewesen, an dem der erste Tempel durch Nebukadnezar zerstört wurde. Dieser zweite Tempel hatte sechshundertneununddreißig Jahre, einen Monat und siebzehn Tage gestanden. Alle diese Zeit hindurch war jeden Morgen und jeden Abend das Brandopfer dargebracht worden zu Ehren Jahves, viele Tausende von Priestern hatten die Riten vollzogen, wie sie aufgeschrieben sind im Dritten Buch Mosis und bis ins kleinste erläutert durch Generationen von Doktoren.

Der Tempel brannte noch zwei Tage und zwei Nächte. Am dritten Tag standen von seinen vielen Toren nur mehr zwei. Mitten unter den Trümmern, auf den gewaltigen Blöcken des Brandopferaltars, dem einsam und sinnlos ragenden Osttor gegenüber, pflanzten jetzt die Römer ihre Adler auf und brachten ihnen das Siegesopfer. Wenn mehr als sechstausend feindliche Tote das Schlachtfeld deckten, dann pflegte die Armee ihren Feldherrn zum Imperator auszurufen. So nahm jetzt Titus auf der Höhe des Altars die Huldigung seiner Truppen entgegen.

Den Marschallstab in der Hand, den roten Feldherrnmantel um die Schultern, hinter sich die Goldenen Adler, stand jetzt, wo sonst die Rauchsäule Jahves aufgestiegen war, er, ein fleischernes Idol an Stelle des unsichtbaren Gottes. Die Legionen zogen vorbei, sie schlugen die Schilde zusammen, sie schrien: Sei gegrüßt, Imperator Titus. Stundenlang erfüllte das eiserne Geklirr und der Jubelruf seiner Soldaten des Titus Ohr.

Er hatte diese Stunde ersehnt, seitdem ihn in Alexandrien sein Vater mit der Führung des Feldzugs beauftragt hatte. Jetzt ließ sie ihn kalt. Berenike war fort, war geflohen vor dem Anblick des brennenden Heiligtums, vor ihm, dem Wortbrüchigen. War er wortbrüchig? Er hat klaren Befehl gegeben, den Tempel zu schonen. Es waren die Götter, die anders beschlossen hatten, wahrscheinlich der Judengott selbst, erzürnt über den Frevel und die Verstocktheit seines Volkes. Nein, nicht ihn, den Feldherrn, trifft die Schuld am Untergang des Heiligtums. Er beschließt, die Vorgänge so zu klären, daß alle Welt das erkennen soll.

Einige gefangene Juden hatten ausgesagt, der Brand habe in der Holzkammer begonnen. Sie hätten zu löschen versucht. Die römischen Soldaten hätten aber immer neue Feuerbrände in die Holzstöße geschleudert. Dies konnten nur die Mannschaften des Lösch- und Aufräumekommandos getan haben. Titus stellte den Pedan und seine Leute vor ein Kriegsgericht, dem er selber präsidierte.

Kurz bevor dieses Gericht tagte, hatte er eine Unterredung mit dem Marschall Tiber Alexander. »Hassen Sie mich eigentlich«, fragte er den Marschall, »weil der Tempel dieses Jahve niedergebrannt ist?« – »Haben *Sie* den Tempel niedergebrannt, Cäsar Titus?« fragte mit seiner verbindlichen Stimme der Marschall. »Ich weiß es nicht«, sagte Titus.

Man befragte die Angeklagten: »Hat die Erste Kohorte Feuerbrände in das Tempelhaus geworfen?« – »Wir wissen es nicht, Cäsar Titus«, erklärten die Soldaten, schallend, treuherzig, kameradschaftlich. Keiner hatte etwas davon gesehen, daß der Hauptmann Pedan einen Feuerbrand geschmissen hatte. »Es ist möglich«, erklärte Pedan, »daß wir uns auch mit Feuerbränden gegen die Juden gewehrt haben. ›Der Gegner ist

mit Energie abzuweisen‹, hieß es im Befehl. ›Mit Energie‹, darunter darf man wohl auch Feuer verstehen, wenn man gerade ein Feuerscheit bei der Hand hat.« – »Hatten Sie die Absicht, die Baulichkeiten zu schonen?« wurde gefragt. Pedan zuckte die Achseln. Ein alter, ehrlicher Soldat, schaute er bieder und einfältig auf seine Richter. »Es war«, meinte er, »eine dicke, steinerne Mauer, von keiner Maschine zu erschüttern. Innen waren Steinböden, Steintreppen. Wer konnte vermuten, daß Stein Feuer fängt? Es war offenbar der Ratschluß der Götter.«

»Haben Sie«, fragte man, »einen Plan des Tempels gesehen? Haben Sie gewußt, daß das goldumrahmte Fenster in die Holzhalle führte?« Der Hauptmann Pedan ließ sich Zeit mit der Antwort. Sein lebendiges Auge blinzelte den Prinzen an, die Richter, dann wieder den Prinzen. Er lächelte verschmitzt, er betonte sein Einverständnis mit Titus, alle sahen es. Und dann wandte er sich geradezu an den Prinzen. Mit seiner quäkenden Stimme, frech und unbekümmert sagte er: »Nein, Cäsar Titus, ich habe nicht gewußt, daß Holz hinter dem Fenster ist.«

Sehr deutlich sah Tiber Alexander, daß dieser Hauptmann Pedan log, und ebenso deutlich sah er, daß er sich dabei im reinen Recht glaubte, daß er überzeugt war, einen wortlosen Auftrag des Prinzen ausgeführt zu haben. Dieser Prinz und dieser Hauptmann, der Marschall sah es klar, so verschieden sie schienen, waren im Grund das gleiche: Barbaren. Der Prinz hatte sich und allen andern geschworen, er werde den Tempel erhalten, wahrscheinlich hatte er es ehrlich gemeint, aber in seinem Innern war er genau wie Pedan von Anfang an gewillt gewesen, das da, das Bewußte niederzureißen, unter die Stiefel zu treten.

Die übrigen, Hauptleute, Unteroffiziere, Mannschaften, blieben dabei: sie hatten nichts gesehen. Keiner konnte sich auch nur im entferntesten erklären, wodurch der Brand entstanden war. Auf alle Fragen hatten sie immer die gleiche, treuherzige Antwort: »Cäsar Titus, wir wissen es nicht.«

Titus, während der Beratung des Gerichts, war auffallend fahrig. Der freche Blick des Einverständnisses, den dieser unflätige Pedan ihm zugezwinkert hatte, störte sein Inneres

auf. Was ihn vorher noch dunkel bedrängt hatte, ob er nicht doch an der Roheit dieses Burschen teilhabe, das schob er jetzt weit von sich. War sein Befehl nicht klar gewesen? Hat er nicht immer eisern für Disziplin gesorgt? Er wartete gespannt auf die Meinung seiner Generäle, entschlossen, dem Liebling der Armee die Begnadigung zu versagen, wenn ihr Urteil auf Tod lautete.

An eine solche Demonstration dachte aber offenbar keiner der Herren. Vage redeten sie herum. Man sollte vielleicht den einen oder andern der Unteroffiziere in eine Strafkompanie versetzen. »Und Pedan?« rief Titus dazwischen, ungestüm, mit kippender Stimme.

Ein unbehagliches Schweigen entstand. Dem Pedan, dem Träger des Graskranzes, eines auf den Kopf geben, das wollte keiner riskieren. Schon schickte sich Cerealis, der General der Fünften, an, etwas in diesem Sinn zu sagen, als der Marschall Tiber Alexander das Wort ergriff. Was Pedan, führte er aus, wahrscheinlich getan habe oder zumindest willentlich habe geschehen lassen, das habe die ganze Armee gewollt. Nicht ein einzelner sei schuld an der Schandtat, die den römischen Namen für immer beflecke. Mit seiner leisen, höflichen Stimme schlug er vor, alle Offiziere und Mannschaften, die an den Aufräumearbeiten beteiligt gewesen waren, antreten zu lassen und jeden zehnten hinzurichten.

Gerade weil man der Rede des Marschalls Folgerichtigkeit nicht absprechen konnte, empörte man sich dagegen einmütig und heftig. Es war eine Frechheit, daß dieser Mann seine jüdischen Ressentiments an römischen Legionären auslassen wollte. Die Urteilsverkündung wurde vertagt.

Am Ende geschah nichts. In einem lahmen Befehl wurde der Ersten Kohorte der Fünften die Unzufriedenheit der Heeresleitung ausgesprochen, weil sie den Brand nicht verhindert habe.

Titus war tief verdrossen über diesen Ausgang der Untersuchung. Es war aussichtslos, sich jetzt vor der Frau rechtfertigen zu wollen. Er scheute sich, zu erkunden, wohin sie gegangen war. Er fürchtete, es könnte sie jene wilde Laune überkommen

haben, die sie schon dreimal in die Wüste getrieben hatte, auf daß sie, ihr Fleisch verwahrlosend, die Stimme ihres Gottes vernehme.

Dann hörte er, sie sei nach dem kleinen Orte Thekoa gegangen. Das waren nur wenige Stunden Weges. Aber die Nachricht machte ihn nicht fröhlicher. Was suchte sie in dem halbzerstörten Nest? Wollte sie die Stümpfe ihres Haines vor Augen haben, ständige Erinnerung, daß er ihr nicht einmal die kleine Bitte erfüllt hatte?

Das breite Gesicht des Titus wurde grämlich, sein dreieckiges, eingezacktes Kinn schob sich noch mehr heraus, das ganze Antlitz verkniff sich zu dem eines bösartigen Bauernknaben. Was soll er tun? Er hat nichts vorzubringen, was vor ihr bestehen könnte. Soll er grob und schmetternd von Kriegsrecht reden, ihr den Herrn zeigen, den Römer? Er wird nicht mehr erreichen als in der Nacht, da er sie mit Gewalt nahm.

Er befahl sich, nicht mehr an die Frau zu denken. Er hat Arbeit genug, sich abzulenken. Noch steht die Altstadt, die Oberstadt. Sie hat dicke, mächtige Mauern, man kann sie nicht ohne weiteres stürmen, man muß von neuem mit den Maschinen arbeiten, die Tore unterminieren. Er setzte sich einen Termin. Sowie er die Oberstadt genommen hat, wird er sich der Frau stellen.

Vornächst ließ er alles, was er von dem eroberten Bezirk aus erreichen konnte, dem Erdboden gleichmachen. Auseinander die Steine, nieder die Wände. Er hatte Lust bekommen an der Vernichtung. Die vornehmen Häuser an den Rändern der Tempelschluchten, das Proletarierviertel Ophla, die alten, soliden Gebäude der Unterstadt wurden verheert. Rathaus und Archiv, schon zu Beginn des Bürgerkriegs in Brand gesteckt, wurden ein zweites Mal zerstört. Die Hypothekenbriefe, die Kaufdokumente, die in Erz gegrabenen Staatsverträge, die auf Pergament niedergelegten Ergebnisse der langen, leidenschaftlichen Unterhandlungen auf der Kippa, der Börse, gingen ein für allemal zugrunde. Der ganze Tempelbezirk und die angrenzenden Stadtteile wurden den Soldaten zur Plünderung überlassen. Wochenlang wühlten sie immer neues Gold und neue Schätze aus dem Schutt. Auch in die unterirdischen

Gänge des Tempelhügels tauchten sie hinab, nicht ohne Gefahr; denn viele verirrten sich und kamen nicht mehr ans Licht, manche auch fanden den Tod im Kampf mit Flüchtlingen, die sich in dieser Unterwelt versteckt hielten. Aber die Gefahr lohnte, die Unterwelt war eine Goldgrube. Immer neue Kostbarkeiten quollen aus ihren Schächten, auch die verborgenen Tempelschätze förderte man zutage, unter ihnen den berühmten achtteiligen Ornat, den der Erzpriester Phanias so schmerzlich vermißt hatte. Juwelen, edles Metall, seltene Stoffe häuften sich im römischen Depot, die Händler hatten zu tun, der Preis des Goldes im ganzen Osten sank um siebenundzwanzig Prozent.

In der Unterstadt war ein Heiligtum der Juden, das Mausoleum der Könige David und Salomo. Achtzig Jahre zuvor hatte einmal Herodes die Gruft geöffnet, heimlich, des Nachts, gelockt von dem Gerücht ungeheurer Schätze. Als er aber in das Innere vordringen wollte, wo die Gebeine der alten Könige ruhten, waren ihm Flammen entgegengeschlagen, seine Fackeln hatten die Erdgase der Gruft entzündet. Titus hatte keine Angst. Er drang mit seinen Herren bis in die letzte Grabkammer. Da lagen die Leichen der beiden Könige, in goldenen Rüstungen, Diademe auf den Schädeln, riesige, bunte Ringe kollerten von ihren Beinhänden. Lampen, Schalen, Teller, Krüge hatte man ihnen mitgegeben, auch die Rechnungsbücher des Tempels, auf daß sie Jahve ihren frommen Wandel beweisen könnten. Der Marschall Tiber Alexander rollte die Bücher auf, beschaute die verschollenen Schriftzeichen. Titus nahm das umfangreiche Diadem von dem einen Schädel, setzte es mit seinen breiten, kurzen Händen auf den eigenen, wandte sich an seine Herren. »Das Diadem steht Ihnen nicht gut, Cäsar Titus«, sagte trocken der Marschall.

Josef hatte den Brand des Tempels mit gespannter Aufmerksamkeit betrachtet wie ein Forscher eine Naturerscheinung. Er hatte sich verhärtet, er wollte nur Auge sein, er wollte den lückenlosen Ablauf sehen, Anfang, Mitte, Ende. Er war immer wieder bis an den Rand des Feuers gegangen, hatte das brennende Geviert viele hundert Male durchmessen, sehr müde

und trotzdem überwach. Er sah, hörte, roch, nahm wahr, sein feines, treues Gedächtnis notierte alles.

Am 25. September, einen Monat nach dem Fall des Tempels, fünf Monate nach Beginn der Belagerung, fiel die Oberstadt von Jerusalem. Während die Kohorten um die einzelnen Stadtviertel würfelten, sie zur Plünderung unter sich aufteilend, Straße für Straße, ging Josef zuerst ins Fort Phasael, dort hatten die jüdischen Führer ihre Gefangenen verwahrt. Er wollte Vater und Bruder aus dem Gefängnis herausholen. Aber das Fort war leer, man fand nur Tote dort, Verhungerte. Die er suchte, waren nicht darunter. Vielleicht hatten die Makkabi-Leute ihre Gefangenen beim Einbruch der Römer erledigt, vielleicht hat sich ein Teil in die Unterwelt gerettet.

Josef stieg tiefer hinein in die Stadt, ging durch Brand und Gemetzel, verhärtet in der kühlen, krampfigen Sachlichkeit des Chronisten. Den ganzen langen, heißen Sommertag hindurch strich er die hügeligen Gassen auf und ab, die Treppenwege, die Durchgänge, vom Herodespalast zum Gartentor, zum Obermarkt, zum Essäertor, und wieder zum Herodespalast. Durch diese Straßen und Winkel hatte er sich dreißig Jahre getrieben, als Kind, als junger Mensch, als Mann. Er kannte hier jeden Stein. Aber er schnürte den Schmerz ab, er wollte nichts sein als Auge und Schreibgriffel.

Er war unbewaffnet; nur sein goldenes Schreibzeug trug er merkwürdigerweise im Gürtel. Es war nicht ungefährlich, sich so in dem preisgegebenen, zusammenstürzenden Jerusalem herumzutreiben, gar, wenn man einem Juden gleichsah. Er hätte sich schützen können, wenn er die Auszeichnung des Titus getragen hätte, die Plakette mit dem Medusenhaupt. Aber dies brachte er nicht über sich.

Er ging zum drittenmal in die Fischerstraße, zum Haus seines Bruders. Das Haus war leer, alles Bewegliche daraus weggeschafft. Die Soldaten hatten sich dem Hause nebenan zugewendet. Auch das hatten sie bereits kahl geplündert, sie waren dabei, Feuer anzulegen. Josef schaute durch das offene Tor in den Hof. Dort, mitten in Lärm und Verheerung, stand ein alter Mann, den Gebetmantel um die Schultern, die Gebetriemen an Kopf und Arm, die Füße geschlossen. Josef trat

näher. Der Alte sprach laut, den Oberkörper schaukelnd, sein Gebet; denn es war die Stunde der Achtzehn Bitten. Er betete inbrünstig, sein ganzer Leib betete mit, wie es Vorschrift war, und als er zur vierzehnten Bitte kam, betete er sie in der alten Form, wie man sie während des Exils in Babel gebetet hatte: »Laßt schauen unsre Augen, wie du zurückkehrst nach Jerusalem mit Erbarmen wie ehemals.« Es waren verschollene Worte, nur durch die Gelehrten aufbewahrt, sie waren Geschichte, sechshundertfünfzig Jahre lang hatte sie kein Mensch mehr gebetet. Der Alte aber, an diesem ersten Tag, da sie wieder Sinn bekamen, betete sie, zuversichtlich, selbstverständlich. Sein Gebet erwirkte, was alle Schrecken dieses Tages auf Josef nicht vermocht hatten. Durch die gewollte Härte des Betrachters brach plötzlich, ihn von innen her aufreißend, die Erschütterung über den Fall seiner Stadt.

Die Soldaten, mit dem brennenden Haus beschäftigt, hatten sich bisher um den Alten nicht gekümmert. Jetzt stellten sie sich belustigt um ihn, machten ihm nach: Jah, Jah, packten ihn, rissen ihm den Gebetmantel vom Kopf, verlangten, er solle nachsprechen: Jahve ist ein Esel, und ich bin der Knecht eines Esels. Sie zerrten ihn am Bart, stießen ihn herum. Da trat Josef dazwischen. Herrisch verlangte er, die Soldaten sollten den alten Mann in Ruhe lassen. Die dachten nicht daran. Wer er denn sei, daß er ihnen befehlen wolle? Er sei des Feldherrn Privatsekretär, erklärte Josef, und handle mit seinem Einverständnis. Hatte er nicht Erlaubnis, siebzig Gefangene loszubitten? Da könne jeder kommen, erklärten die Soldaten. Sie redeten sich in Wut, fuchtelten mit ihren Waffen. Er gehöre wahrscheinlich selber zu den Juden, so ohne Rüstung, mit seinem jüdischen Latein. Sie hatten Wein getrunken, sie wollten Blut sehen. Es war toll gewesen von Josef, sich einzumischen, ohne daß er einen schriftlichen Befehl vorzeigen konnte. Aus Jotapat ist er heil hervorgegangen, aus so vielen andern Gefahren, jetzt wird er hier einen lächerlichen Tod sterben, das Opfer eines Irrtums besoffener Soldaten. Da fiel ihm etwas ein. »Schaut mich an«, forderte er die Soldaten auf. »Wenn ich wirklich zu den Belagerten gehörte, müßte ich da nicht magerer sein?« Das leuchtete ihnen ein, sie ließen ihn laufen.

Josef suchte den Prinzen. Er fand ihn in böser Laune. Die Frist, die sich Titus gegeben hatte, war abgelaufen. Jerusalem war gefallen, morgen, spätestens übermorgen, wird er nach Thekoa reiten. Die Auseinandersetzung mit der Frau wird nicht angenehm sein.

Bescheiden bat Josef um eine schriftliche Anweisung, damit er die siebzig Menschen losbekomme, deren Freiheit der Prinz ihm zugesagt hat. Unwirsch schrieb Titus die Anweisung. Während des Schreibens, über die Schulter, warf er dem Josef hin: »Warum haben Sie mich eigentlich niemals um Erlaubnis gebeten, Ihre Dorion hierherkommen zu lassen?« Josef schwieg eine kleine Weile, erstaunt. »Ich fürchtete«, sagte er dann, »Dorion werde mich hindern, Ihren Feldzug, Prinz Titus, so mitzuerleben, daß ich ihn dann schreiben kann.« Schlecht gelaunt sagte Titus: »Ihr seid scheußlich konsequent, ihr Juden.«

Den Josef traf dieses Wort. Es war seine Absicht gewesen, mehr als die siebzig zu verlangen; vor dem Gesicht des Prinzen hatte er es aufgegeben. Jetzt, plötzlich, wußte er: es kam alles darauf an, daß Titus ihm mehr Menschenleben zugestehe. Behutsam, sehr unterwürfig, bat er: »Schreiben Sie nicht: siebzig, Cäsar Titus, schreiben Sie: hundert.« – »Ich denke nicht daran«, sagte der Prinz. Er sah ihn bösartig an, seine Stimme klang grobschlächtig wie die seines Vaters. »Heute würde ich dir auch keine siebzig mehr konzedieren«, sagte er.

Niemals sonst hätte sich Josef erdreistet, weiter zu bitten. Aber es trieb ihn. Er mußte beharren. Er war für immer verworfen, wenn er jetzt nicht beharrte. »Geben Sie mir siebenundsiebzig, Cäsar Titus«, bat er. »Schweig«, sagte Titus. »Ich hätte Lust, dir auch die siebzig wieder zu nehmen.«

Josef nahm das Täfelchen an sich, bedankte sich, ließ sich Begleitmannschaften mitgeben, ging zurück in die Stadt.

Das lebenbringende Täfelchen im Gürtel, strich er durch die Straßen. Sie waren voll von Mord. Wen soll er retten? Seinen Vater, seinen Bruder lebend anzutreffen, hatte er wenig Hoffnung. Er hatte Freunde in Jerusalem, auch Frauen, die er gerne sah, aber er wußte, es war nicht um dieser willen, daß damals an der Leichenschlucht Jahve das Herz des Titus

erweicht hatte. Und nicht um dieser willen hatte er jetzt den Prinzen mit so dreister Beharrlichkeit bedrängt. Gut und verdienstvoll ist es, Menschen vom Tode zu retten, aber was sind seine armseligen siebzig vor den Hunderttausenden, die hier sterben? Und während er es noch nicht wahrhaben will, während er es mit aller Kraft ins Nichtwissen zurückdrängt, steigt aus seinem Innern ein bestimmtes Antlitz herauf.

Dieses ist es, dieses sucht er.

Er sucht. Er muß finden. Er hat keine Zeit, er darf nicht ablassen, es sind Hunderttausende, und er muß den Einen finden. Es geht nicht um siebzig Irgendwelche, es geht um den Bestimmten. Aber rings um ihn ist der Mord, und er hat das lebenbringende Täfelchen im Gürtel und ein schlagendes Herz in der Brust. Er sollte vorbeigehen, er hat seine Aufgabe, er hat dieses bestimmte Gesicht zu finden. Aber wenn du siehst, wie Menschen umgebracht werden, und du hast das Mittel, zu sagen: lebe, dann ist es schwer, vorbeizugehen, vernünftig, auf das bestimmte Gesicht wartend, schweigend. Und Josef ging nicht vorbei, er sagte: lebe, er bezeichnete diesen, weil seine Angst ihn anrührte, jenen, weil er so jung war, diesen wieder, weil sein Gesicht ihm gefiel. Und er sagte: lebe, sagte es ein fünftes Mal, ein zehntes, ein zwanzigstes Mal. Dann wieder nahm er alle Vernunft zusammen, er hatte seine Aufgabe, er bezwang sich, ging vorbei an Menschen, die starben, weil er vorbeiging. Aber er ertrug es nicht lange, schon zum nächsten wieder sagte er: lebe, und wieder zum nächsten, und zu mehreren. Erst als er den fünfzigsten den knurrenden, unwillig dem Befehl gehorchenden Soldaten entrissen hatte, packte ihn wieder seine Aufgabe, und er hielt ein. Er darf sich so billiges Mitleid nicht gönnen; sonst steht er mit leeren Händen, wenn er den Bestimmten findet.

Er flüchtet vor sich selber in die Synagoge der Alexandrinischen Pilger. Er wird jetzt die siebzig Rollen der Heiligen Schrift holen, die Titus ihm zugestanden hat. Die Plünderer waren bereits in der Synagoge gewesen. Sie hatten die heiligen Bücher aus der Lade gerissen, sie ihrer kostbaren, bestickten Mäntel beraubt. Da lagen sie, die edeln Rollen, bedeckt mit den köstlichen Zeichen, zerfetzt, blutbeschmiert, zertrampelt

von den Stiefeln der Soldaten. Josef bückte sich schwerfällig, hob behutsam eines der geschändeten Pergamente aus Dreck und Blut. Man hatte etwas herausgeschnitten, an zwei Stellen. Josef folgte den Linien des Ausschnitts, sie zeigten die Form von Menschenfüßen. Er begriff, die Soldaten hatten mit den Rollen nichts Besseres anzufangen gewußt, sie hatten sich Einlagsohlen für ihre Stiefel herausgeschnitten. Mechanisch rekonstruierte er die erste der fehlenden Stellen: »Drücke den Fremden nicht in deinem Lande und liege ihm nicht hart an; denn ein Fremder bist du gewesen im Lande Ägypten.«

Langsam sammelte Josef die zerfetzten Rollen auf, hob sie hoch, behutsam, führte sie ehrerbietig zur Stirn, zum Mund, wie der Brauch es verlangte, küßte sie. Er konnte sie nicht römischen Händen anvertrauen. Er trat hinaus auf die Straße, um Juden zu suchen, die sie ihm in sein Zelt brächten. Da sah er einen Zug heraufkommen, dem Ölberg zu, Gefangene offenbar, die man mit den Waffen in der Hand ergriffen hatte. Man hatte sie gegeißelt, hatte auf ihre zerpeitschten Nacken Querbalken gelegt, ihre ausgestreckten Arme daran gebunden. So schleppten sie jetzt selber das Holz, an dem sie sterben sollten, zur Richtstätte. Josef sah die ausgelöschten, verzerrten Gesichter. Er vergaß seine Aufgabe. Er befahl Halt, er wies dem Hauptmann, der den Zug geleitete, sein Täfelchen vor. Es waren noch zwanzig Leben, über die er zu verfügen hatte, die Gefangenen aber waren dreiundzwanzig. Zwanzig von ihnen wurde der Querbalken wieder abgenommen, sie stierten blöde, sie waren halbtot von der Geißelung, sie wußten nicht, was ihnen geschah. Statt der Kreuzbalken bekamen sie jetzt die Schriftrollen, und statt zum Ölberg ging es ins römische Lager zu Josefs Zelt. Es war eine sonderbare, von den Soldaten stürmisch belachte Prozession, wie da Josef durch die Stadt zog, sein goldenes Schreibzeug im Gürtel, in jedem Arm eine Schriftrolle tragend, zärtlich, als trüge er kleine Kinder, gefolgt von den gegeißelten, taumelnden Juden, die ihm die andern Rollen nachschleppten.

Titus hat den Weg bis Bethlehem sehr rasch zurückgelegt, zwischen Bethlehem und Thekoa verlangsamt er den Trab seines

Pferdes. Die Aufgabe, die vor ihm liegt, ist schwierig. Sie heißt Berenike. Das Schlimmste ist, man kann nicht um sich schlagen, kann nichts tun. Man kann sich nur hinstellen und die Entscheidung der Frau abwarten. Man genügt ihr, oder man genügt ihr nicht.

Es geht jetzt steil aufwärts. Thekoa liegt auf einem Felsen, kahl und verlassen, dahinter liegt Wüste. Der Ortskommandant hat seine Leute zum Empfang des Feldherrn aufgestellt. Titus nimmt seine Meldung entgegen. Das ist also jener Hauptmann Valens, der den Hain hat fällen lassen. Ein Gesicht, nicht klug, nicht dumm, bieder, männlich. Der Mann hat den Befehl erhalten, den Hain zu schonen: er hat ihn geschont. Es ist seltsam, daß es Titus nicht gelingt, der Frau sein Wort zu halten.

Er steht vor ihrem Haus. Es liegt auf der höchsten Spitze des Felsens, klein, verwittert, erbaut seinerzeit für Makkabäerprinzen, die man in die Wüste schickte. Ja, von hier aus sieht man hinaus in die Wüste. Berenike ist trotz allem in die Wüste gegangen.

Ein Kerl erscheint vor dem Haus, schäbig angezogen, ohne Livree. Titus schickt ihn hinein, läßt der Prinzessin sagen, daß er da ist. Er hat ihr seine Ankunft nicht vorher mitgeteilt, vielleicht will sie ihn gar nicht sehen. Er wartet, ein Beklagter, auf den Richter. Es ist nicht, weil er den Tempel verbrannt hat. Nicht, was er getan hat, steht vor Gericht, vor Gericht steht sein Wesen, das, was er ist. Sein Gesicht, seine Haltung ist Anklage und Verteidigung zugleich. Da steht er, der Herr über hunderttausend ausgezeichnete Soldaten und zahlreiches Kriegsgerät, der Mann mit unbeschränkten Vollmachten für den Osten von Alexandrien bis an die indische Grenze, und sein ferneres Leben hängt davon ab, ob die Frau ja zu ihm sagt oder nein, und er ist hilflos, er kann nichts tun als abwarten.

Das Tor oben öffnet sich, sie kommt. Eigentlich ist es selbstverständlich, daß sie den Feldherrn, den Herrn des Landes, ehrenvoll empfängt, aber dem Titus ist es schon Erleichterung, daß sie da oben steht, daß sie da ist. Sie trägt ein einfaches Kleid, viereckig, aus *einem* Stück, wie es hier die Frauen des Landes tragen. Sie ist schön, sie ist königlich, sie ist die Frau. Titus steht und starrt hinauf zu ihr, besessen,

demütig. Wartet. Berenike, in diesen Augenblicken, weiß, daß sie jetzt ein letztes Mal ihr Schicksal in der Hand hält. Sie hat vorausgesehen, daß der Mann einmal kommen wird, aber sie hat sich nicht darauf bereitet, sie hat damit gerechnet, daß Gott, ihr Gott Jahve, sie im rechten Augenblick das Rechte werde tun lassen. Sie steht oben auf der Treppe, sie sieht den Mann, seine Gier, seine Besessenheit, seine Demut. Er hat immer wieder sein Wort gebrochen, er hat Gewalt an ihr getan, und er wird wieder Gewalt an ihr tun. Er ist besten Vorsatzes, aber er ist ein Barbar, der Sohn von Barbaren, und das ist stärker als seine Vorsätze. Nichts zwingt sie mehr, der Mann hat alles zerrissen, die Vergangenheit ist abgelebt. Sie muß, sie darf sich neu entscheiden. Bisher konnte sie sagen, es sei um des Tempels willen, daß sie zu Titus ging. Jetzt hat sie keinen Vorwand mehr, der Mann hat den Tempel niedergebrannt. Zu wem soll sie fortan gehören, zu den Juden oder zu den Römern? Es steht, zum letztenmal, bei ihr. Wohin soll sie gehen? Zu diesem Titus? Oder nach Jabne zu Jochanan Ben Sakkai, der auf schlaue und großartige Weise das Judentum neu aufbaut, heimlicher, geistiger, geschmeidiger und doch fester als bisher? Oder soll sie zu ihrem Bruder gehen und das Leben einer großen Dame, führen, voll betriebsamer Leerheit? Oder soll sie in die Wüste gehen, wartend, ob eine Stimme kommt?

Sie steht und sieht auf den Mann. Sie riecht den Blutgeruch an ihm, sie hört das grauenvolle Hep, Hep, das sie im Lager gehört hat und das bestimmt auch im Herzen dieses Mannes schrie. Es wäre besser, sie ginge zurück ins Haus. Hinterm Haus ist die Wüste, dort ist es gut. Sie befiehlt sich, zurückzugehen. Aber sie geht nicht zurück, sie steht, den linken Fuß noch auf der Schwelle, den rechten schon außerhalb. Und nun setzt sie auch den linken vor, es zieht sie, sie befiehlt sich: zurück! Aber sie geht nicht zurück. Wieder eine Stufe hinunter setzt sie den Fuß, und noch eine. Sie ist verloren, sie weiß es. Sie nimmt es auf sich, sie will verloren sein. Sie steigt die Treppe hinunter.

Der Mann unten sieht sie kommen. Sie kommt herunter, ihm entgegen, dies ist der kostbare, geliebte Schritt der Berenike,

der ihm entgegenkommt. Er stürmt vor, die Treppe hinauf. Strahlt. Sein Gesicht ist ganz jung, das eines glücklichen Knaben, den alle Götter segnen. Er streckt der Frau den Arm zu, die Handfläche nach außen, stürmt hinauf, jubelt: Nikion!

Die Nacht bleibt er in dem kleinen, verwahrlosten Haus. Anderen Tages reitet er nach Jerusalem zurück, beglückt. Er trifft den Josef. »Wolltest du nicht siebenundsiebzig Gefangene, mein Josef?« fragt er. »Nimm sie.«

Josef, das Täfelchen mit der Ermächtigung des Feldherrn im Gürtel, begab sich in den Frauenvorhof des Tempels, der als Gefangenendepot eingerichtet war. Es hatte ihn alle die Tage her gedrückt, daß er seine Macht, zu lösen, auf so billige Art verzettelt hatte. Jetzt begann die hoffnungsvolle, qualvolle Suche von neuem.

Die Organisation des Gefangenendepots hat noch immer Fronto unter sich, er ist inzwischen zum Oberst aufgerückt. Er übernimmt persönlich die Führung des Josef. Er mag den Juden nicht, aber er weiß, dieser Josephus ist beauftragt, ein Buch über den Krieg zu schreiben, und er möchte in diesem Buch eine gute Figur machen. Er setzt ihm die Schwierigkeit auseinander, ein Depot von solchem Umfang zu verwalten. Der Markt für Leibeigene ist hoffnungslos verstopft. Wie soll man das Pack nur verpflegen, bis man es an den Mann gebracht hat? Sie sind auf dem Hund, seine lieben Kindlein, Haut und Knochen, viele verseucht. Elftausend sind ihm in dieser einzigen Woche eingegangen. Viele sind übrigens selber daran schuld. Unsere Legionäre sind gutmütig, zu Witzen aufgelegt, oft bieten sie den Gefangenen von ihrem eigenen Schweinefleisch an. Aber, ist es zu glauben, die Kerls verrecken lieber, als daß sie das Zeug fräßen.

Gefangene, die Waffen getragen haben, füttert Fronto nicht mit durch, die läßt er natürlich gleich exekutieren. Was die andern anlangt, so sucht er Verwandte aufzutreiben, die allenfalls Lösegeld für sie zahlen. Die nicht Ausgelösten hofft er im Lauf etwa eines halben Jahres durch ein paar Auktionen großen Stils loszuwerden. Gefangene ohne Marktwert, ältere, schwächliche Männer, ältere Weiber ohne besondere Geschick-

lichkeit, stößt er ab, indem er sie als Material für die Tierhetzen und Kampfspiele bereitstellt.

Langsam, einsilbig ging Josef neben dem beflissenen Oberst Fronto her. Die Gefangenen trugen ihr Täfelchen mit Namen und kurzer Charakteristik, sie hockten oder lagen dicht gepfercht in Hitze und Gestank, sie hatten seit Wochen den Tod vor Augen, sie hatten Hoffnung und Furcht so bis ins Letzte ausgeschmeckt, daß sie leer waren, ausgeronnen.

Die Abteilung, durch die sie jetzt gingen, enthielt die für die Tierhetze und Kampfspiele Ausgesonderten. »Doktor Josef«, rief ihn einer an, kläglich und erfreut, ein alter Bursche, struppig, grau von Gesicht, verfilzt. Josef suchte in seinem Gedächtnis, erkannte ihn nicht. »Ich bin der Glasbläser Alexas«, sagte der Mann. Was, dieser Mensch wollte der gescheite, weltgewandte Kaufmann sein? Der stattliche, beleibte Alexas, nicht älter als er selber? »Ich habe Sie zuletzt auf der Messe in Cäsarea getroffen, Doktor Josef«, erinnerte ihn der Mann. »Wir sprachen davon, daß leiden müsse, wer sich zur Vernunft bekennt.« Josef wandte sich an Fronto: »Ich glaube, der Mann hat nie zu den Aufrührern gehört.« – »Die Untersuchungskommission hat ihn mir überwiesen«, meinte achselzuckend Fronto. »Das römische Prozeßverfahren ist nicht schlecht«, mischte sich Alexas bescheiden ein, mit einem kleinen Lächeln, »aber es wird hier zur Zeit vielleicht ein bißchen summarisch angewandt.« – »Der Bursche ist nicht übel«, lachte Fronto, »aber wohin kämen wir, wenn wir alle Entscheidungen revidieren wollten? Es ist gegen die Richtlinien. ›Besser eine Ungerechtigkeit als ein Verstoß gegen die Ordnung‹, lautete die Order des Feldherrn, als er mir das Depot übergab.« – »Bemühen Sie sich nicht um mich, Doktor Josef«, sagte resigniert Alexas. »Ich bin so überdeckt mit Unglück, daß kein freundlicher Wille mehr durchkommt.« – »Ich bitte um den Mann«, sagte Josef und wies auf sein Täfelchen. »Wie Sie wünschen«, sagte höflich Oberst Fronto. »Jetzt haben Sie noch sechs Stück gut«, konstatierte er und machte seine Anmerkung auf dem Täfelchen.

Josef ließ den Glasbläser Alexas in sein Zelt bringen. Er mühte sich mit Zartheit um den erschöpften, traurigen Men-

schen. Alexas erzählte, wie er beim Einbruch der Römer seinen Vater in die Unterwelt hinuntergeschleppt hatte, um sich und ihn zu retten. Der alte Nachum hatte sich gesträubt.: Gehe er in dem Haus in der Salbenmachergasse zugrunde, dann sei eine leise Hoffnung, daß einer ihn finde und begrabe. Sterbe er aber in der Unterwelt, dann werde er unbegraben liegenbleiben, keine Erde über sich, und sein Gesicht bei der Auferstehung verlieren. Schließlich hatte er den Alten mit Überredung und Zwang in die Unterwelt gebracht, aber ihre Fackel war bald ausgegangen, und sie hatten einander verloren. Er selber war dann nach einiger Zeit von zwei Soldaten aufgespürt worden. Hatte ihnen, gekitzelt von ihren Schwertern, ein weniges von seinem Vergrabenen gezeigt. Da er sie vermuten ließ, er habe noch mehr, behielten sie ihn zunächst für sich und lieferten ihn nicht im Depot ab. Die beiden waren drollige, umgängliche Burschen, und vor allem, mit zwei Soldaten konnte man reden, mit dem Depot, mit der römischen Armee, konnte man nicht reden. Er mußte ihnen Witze erzählen. Gefielen sie ihnen nicht, dann banden sie ihn an einen Baumstamm, an Händen und Füßen, den Bauch nach unten, und schaukelten ihn hin und her. Das war unangenehm. Gewöhnlich aber gefielen ihnen seine Witze. Die beiden Soldaten waren nicht die schlimmsten, man kam leidlich miteinander aus. Mehr als eine Woche zogen sie so mit ihm herum, ließen ihn vor den andern Kunststücke machen, seine Witze erzählen. Der jüdische Akzent seines Latein machte ihnen und ihren Kameraden Spaß. Sie kamen schließlich auf die Idee, er eigne sich zum Türhüter, und wollten ihn bei sich halten, bis sie ihn als Türhüter verkaufen könnten. Ihm war es recht. Es war besser, als in einem ägyptischen Bergwerk oder in einer syrischen Arena zu enden. Aber dann waren seine beiden Herren ein zweites Mal in die Unterwelt hinuntergestiegen, waren nicht mehr zurückgekommen, und ihre Zeltkameraden hatten ihn dem Depot überwiesen.

»Das alles geschah mir«, meditierte Alexas, »weil ich nicht der Vernunft folgte. Wäre ich rechtzeitig aus Jerusalem fort, dann hätte ich wenigstens noch Weib und Kinder, aber ich wollte alles haben, ich wollte Vater und Brüder haben. Ich habe

mich überhoben.« Er bat den Josef, ihm eine murrinische Vase schenken zu dürfen. Ja, dieser kluge Alexas hatte immer noch Reserven. Er hatte viel gerettet, meinte er bitter, nur das Wichtigste hatte er nicht gerettet. Sein Vater Nachum, wo ist er? Sein Weib Channa, seine Kinder, sein liebenswerter, heftiger, törichter Bruder Ephraim, wo sind sie? Er selber, Alexas, was er gelitten hat, ist über eines Menschen Vermögen. Er wird Gläser machen und andere schöne Dinge. Aber er hat keine Gnade vor Gott, er wagt es nicht, in diese Welt hinein von neuem ein Kind zu machen.

Den andern Tag ging Josef wiederum durch das Gefangenendepot. Er hat jetzt nur mehr sechs Menschenleben in der Hand, er wird sie nicht ausgeben, bevor er den Einen, seinen Bestimmten, gefunden hat. Wie aber soll er unter der Million von Toten, Gefangenen, Elenden seinen Einen herausfinden? Das heißt einen Fisch im Meer suchen.

Als Josef auch am dritten Tag wiederkam, begann Oberst Fronto ihn zu hänseln. Er freue sich, meinte er, daß Josef für seine Ware mehr Interesse zeige als jeder Leibeigenenhändler. Josef ließ sich das nicht anfechten. Er suchte auch diesen Tag hindurch. Vergeblich.

Am späten Abend erfuhr er, es seien, als Ergebnis einer Razzia in der Unterwelt, achthundert Gefangene eingeliefert worden, die Oberst Fronto sogleich fürs Kreuz bestimmt habe. Josef hatte sich bereits hingelegt, er war müde und erschöpft. Trotzdem machte er sich auf.

Es war tiefe Nacht, als er auf den Ölberg kam, wo die Exekutionen stattfanden. Dicht standen dort die Kreuze, zu vielen Hunderten. Wo einstmals die Ölterrassen waren, die Magazine der Brüder Chanan, die Villen der Erzpriesterfamilie Boëth, überall jetzt hoben sich die Kreuze. Die nackten, gegeißelten Männer hingen daran, verkrampft, mit schrägen Köpfen, herabfallenden Unterkiefern, bleifarbenen Lidern. Josef und seine Begleiter leuchteten die einzelnen Gesichter ab, sie waren gräßlich verzerrt. Wenn der Lichtschein die Gesichter traf, dann begannen die Hängenden zu sprechen. Einige fluchten, die meisten stammelten ihr: Höre, Israel, Josef war zum Umsinken müde. Er war versucht, beim nächsten zu sagen: Nehmt

ab, nehmt ab!, wahllos, damit er die grausige Suche beenden könnte. Das Täfelchen, das ihm Macht gab, wurde immer schwerer. Nur weg von hier, nur schlafen dürfen. Die siebenundsiebzig erreicht haben, das Täfelchen los sein. Ins Zelt, umsinken, schlafen.

Und dann fand er den, den er suchte. Es stoppelte sich dem Gelbgesichtigen ein wirrer Bart um die Wangen. Das Gesicht war auch nicht mehr gelb, grau vielmehr, eine dicke, belegte Zunge hing aus dem klaffenden Mund. »Nehmt herunter!« sagte Josef, er sagte es sehr leise, es kostete ihn Mühe, zu sprechen, es würgte ihn, er schluckte. Die Profose zögerten. Es mußte erst der Oberst Fronto gerufen werden. Es dauerte quälend lange für Josefs Ungeduld. Ihm schien, als stürbe der Gelbgesichtige, während er hier zu seinen Füßen wartete. Das durfte nicht sein. Das große Gespräch zwischen ihm und Justus war nicht zu Ende. Justus durfte nicht sterben, bevor es zu Ende war.

Endlich kam Fronto, verschlafen, verärgert, er hatte einen anstrengenden Tag hinter sich. Höflich trotzdem wie immer hörte er Josef an. Gab sogleich Befehl, den Mann abzunehmen und Josef zu übergeben. »Jetzt haben Sie noch fünf Stück gut«, konstatierte er und machte seine Anmerkung auf Josefs Täfelchen. »Nehmt ab! Nehmt ab!« befahl Josef und bezeichnete die nächsten fünf. »Jetzt haben Sie keinen mehr«, konstatierte der Oberst.

Der Gelbgesichtige war angenagelt gewesen, das war das mildere Verfahren, aber es erwies sich als sehr hart jetzt beim Abnehmen. Er hing fünf Stunden, das war für einen starken Mann nicht viel, aber der Gelbgesichtige war kein starker Mann. Josef schickte nach Ärzten. Der Gelbgesichtige kam zum Bewußtsein vor Schmerz, dann sank er wieder weg, dann riß der Schmerz ihn wieder ins Bewußtsein. Die Ärzte kamen. Es gehe um einen Propheten der Juden, hieß es, und er sei im Auftrag des Prinzen vom Kreuz genommen worden. Dergleichen kam nicht oft vor; es waren die besten Ärzte des Lagers, die sich für den Fall interessierten. Josef drang in sie. Sie äußerten sich zurückhaltend. Vor drei Tagen könnten sie nicht sagen, ob der Mann durchkommen werde.

Josef ging neben der Bahre her, in der man Justus ins Lager brachte. Justus hatte ihn nicht erkannt. Josef ist todmüde, aber er ist voll Ruhe, in seinem Herzen sind die Worte der Lobsagung anläßlich der Errettung aus großer Gefahr. Schlafen hätte ihm nicht Frische gebracht, das Essen keine Sättigung, Bücher keine Erkenntnis, Erfolg keine Genugtuung, wenn dieser Justus tot oder verschollen geblieben wäre. Er wäre neben dem Mädchen Dorion gelegen ohne Glück, er hätte sein Buch geschrieben ohne Glück. Jetzt ist der Mann da, sich mit ihm zu messen, der einzige, um den es lohnt. »Ihr Doktor Josef ist ein Lump.« Ein Wort schmeckt anders im Ohr als im Mund, daran hätte der Mann denken müssen. Es ist eine große Ruhe in Josef, Erfüllung, Leichtigkeit. Er schläft gut und lange, fast bis zum Mittag.

Er geht ans Lager des Justus. Die Ärzte schweigen sich noch immer aus. Josef geht nicht vom Lager weg. Den ganzen Tag liegt der Gelbgesichtige ohne Bewußtsein. Am zweiten Tag beginnt er zu phantasieren, er sieht grauenvoll aus. Die Ärzte zucken die Achseln, rechnen nicht mehr damit, daß er davonkommt. Josef sitzt am Lager. Er ißt nicht, er wechselt das Kleid nicht, es kräuselt sich um seine Wangen. Er rechtet mit Jahve. Warum hat er ihn geschont durch soviel wilde Wechselfälle, wenn er ihm jetzt die große Auseinandersetzung mit Justus nicht gönnen will? Der Prinz schickt nach ihm. Berenike schickt nach ihm, er möge nach Thekoa kommen. Josef hört nicht. Er sitzt am Lager des Justus, starrt auf den Kranken, wiederholt die Gespräche, die er mit ihm gehabt hat. Das große Gespräch ist nicht zu Ende. Justus darf nicht sterben.

Am vierten Tag der Pflege nehmen die Ärzte dem Mann den linken Unterarm ab. Am achten erklären sie ihn für gerettet.

Josef, nun er den Justus außer Gefahr wußte, ging fort von seinem Lager, ließ eine Summe Geldes zurück, kümmerte sich nicht weiter um den Mann. So geltungssüchtig er war, es lag ihm nichts daran, sich dem Justus als Lebensretter zu zeigen. Das große Gespräch mit Justus wird eines Tages fortgesetzt werden, das genügte.

Um diese Zeit bat Titus den Josef um einen Dienst. Der

Prinz freute sich dessen, was er in Thekoa errungen hatte; aber er fühlte sich immer noch unsicher in allem, was diese jüdische Frau anging. Er wagte sich nicht weiter vor. Was soll sein, wenn er nun das Land verläßt? Er beauftragte Josef, bei Berenike vorzufühlen, ob sie mit nach Rom kommen wolle.

In dem verwahrlosten Haus von Thekoa standen sich Josef und Berenike gegenüber, einer so kahl wie der andere. Hat nicht ihr ganzes Leben, ihr Wegwurf an die Römer, Sinn gehabt nur als Versuch, den Tempel zu retten? Der Tempel ist hin, sie sind Muscheln ohne Schale. Aber sie sind aus dem gleichen Stoff, und sie schämen sich, einer vor dem andern, ihrer Blöße nicht. Nackt und rechnerisch betrachten sie ihre Armut. Es gilt jetzt, ohne den Hintergrund eines Stammes mit eigenen Fähigkeiten sich neuen Boden zu schaffen. Er hat sein Buch und seinen Ehrgeiz, sie hat Titus und ihren Ehrgeiz. Ihrer beider Zukunft ist Rom.

Ja, gewiß wird sie nach Rom gehen.

Dem Prinzen war die Zusage der Frau eine große Bestätigung. Er fühlte sich Josef zu Dank verpflichtet. »Besitzen Sie nicht Terrains in der Neustadt, mein Josef?« fragte er. »Auch von Ihrem Vater müssen Sie Grundbesitz geerbt haben. Ich werde allen Boden in Jerusalem enteignen für die Legion, die ich als Besatzung hierherlegen will. Geben Sie mir eine genaue Aufstellung Ihrer Verluste. Ich werde Ihnen aus dem konfiszierten Boden im Land Ersatz anweisen.« Josef freute sich über dieses Geschenk. Mit kaltem, nüchternem Geschäftssinn regelte er seine judäischen Angelegenheiten. Er wollte klare Verhältnisse hinter sich haben, nun er das Land verließ.

Titus schleifte Jerusalem vollends, wie es einstmals die siegreichen Heerführer mit den Städten Karthago und Korinth gemacht hatten. Nur die Türme Phasael, Mariamne und Hippikus sowie einen Teil der Westmauer ließ er stehen zum Zeichen, wie herrlich und stark befestigt die Stadt gewesen war, die seinem Glück hatte erliegen müssen.

Am 24. Oktober, anläßlich des Geburtstags seines Bruders Domitian, des Früchtchens, veranstaltete Titus im Stadion von

Cäsarea Festspiele, für die er aus dem Überfluß der jüdischen Gefangenen Menschenmaterial in besonderer Üppigkeit zur Verfügung stellte. »Komm und sieh!« sagte er zu Josef. Josef kam.

Nachdem alle zweitausendfünfhundert Teilnehmer durch die Arena geführt waren, mußten zunächst zwei Haufen Juden, die einen als Verteidiger, die andern als Angreifer, die Erstürmung einer Stadtmauer darstellen. Sie stachen aufeinander ein, die bärtigen, jämmerlichen Menschen, warfen sich grotesk hoch, wenn sie den zaghaften Todesstreich empfingen. Wer zu feig war, wurde mit Peitschen und glühenden Eisen in den Kampf getrieben. Gegen einzelne, die durchaus nicht dazu gebracht werden konnten, aufeinander loszugehen, schickte man gelernte leibeigene Fechter vor. Theaterdiener in der Maske des Unterweltgottes Hades nahmen die Gefallenen in Empfang, prüften mit Feuerbränden, ob sie den Tod nicht etwa nur simulierten. Die Arena war voll von Geschrei: Höre, Israel, Jahve ist einzig. Viele starben den Zuschauern zu langweilig. Man schrie ihnen zu: »Was ist das für eine waschlappige Art, einen umzulegen. Das ist ja gekitzelt, nicht gefochten. Los, du Bärtiger, los, du Alter! Ein bißchen fixer, wenn's gefällig ist! Nicht so tranig gestorben, ihr Schisser!« Josef hörte die Rufe. Je nun, man hatte diesem Publikum gesagt, die Juden seien im ihrem Kampf ernst und anständig gestorben, und jetzt war es enttäuscht, daß man ihm dieses anständige Sterben nicht vormachte.

Es war nicht leicht, auf die Dauer Monotonie zu vermeiden. Man schickte gegen die Gefangenen afrikanische Löwen vor, indische Elefanten, deutsche Auerochsen. Die todbestimmten Juden waren zum Teil in Festgewändern, andere mußten Gebetmäntel tragen, weiß, mit schwarzen Kanten und blauen Quasten, und es war hübsch anzusehen, wie die sich rot färbten. Viele auch, Männer wie Frauen, jagte man nackt in die Arena, damit die Zuschauer das Spiel der Muskeln während des Sterbens beobachten könnten. Ein paar sehr kräftige Männer stellte man gut bewaffnet einem Elefanten gegenüber. Die Männer, finster und verzweifelt, brachten dem Tier ernstliche Wunden bei, ehe es, trompetend und gereizt, sie zertram-

pelte, und das Publikum hatte Mitleid mit dem Elefanten.

Man hatte Sinn für Humor. Viele mußten in lächerlichen Masken sterben. Eine Anzahl von Greisen hatte man auf der einen Seite rasiert und kahlgeschoren, auf der andern Seite hatte man ihnen ihre langen Haare und ihre langen weißen Bärte gelassen. Andere mußten rennen, mit leicht entzündlichen Stoffen bekleidet; ihre Gewänder entzündeten sich während des Laufs, zweihundert Meter vor ihnen war ein Wasserbassin, und wenn sie es erreichten, waren sie, vielleicht, gerettet. Es war possierlich anzusehen, wie sie die Beine warfen, wie sie japsten, wie sie sich ins Wasser schmissen, auch wenn sie nicht schwimmen konnten. Viel Spaß machte auch eine Leiter, die man an eine zu stürmende Mauer anlegte. Die aufgeputzten Todbestimmten mußten sie erklettern, die Leiter aber war mit glitschiger Masse beschmiert, und sie fielen in aufgestellte Spieße.

Zwei Tage starben die Juden, ihrer zweitausendfünfhundert, auf diese Art, den Unbeschnittenen zum Spaß, im Stadion der Stadt Cäsarea. Zwei Tage sah und hörte Josef sie sterben. Oft glaubte er bekannte Gesichter zu sehen, aber das war wohl Irrtum, denn Fronto hatte für diese Zwecke im wesentlichen namenloses Volk bestimmt, Kleinbauern und Proletarier aus der Provinz. Ich habe es gesehen, konnte Josef hinzufügen, wenn er diese Spiele später schilderte. Meine Augen haben es gesehen.

Es war nun an dem, daß Josef in kurzer Zeit Judäa, und vermutlich für immer, verlassen mußte. Lange schwankte er, ob er mit Mara zusammentreffen sollte. Er versagte es sich. Er wies ihr eine auskömmliche Rente an und stellte ihr anheim, auf einem der Güter in der Ebene Jesreel zu wohnen, die Titus ihm überlassen hatte.

Die Juden hatten Josef gesehen, wie er zu den Spielen ging. Sie haßten und verachteten ihn und hielten die sieben Schritte Abstand. Keiner geleitete ihn, als er sich nach Italien einschiffte.

Der Hafen von Cäsarea versank, die Kolossalstatuen der Göttin Rom, des Kaisers August. Dann versank das Fort Strathon, dann das violette Gebirge Judäas, zuletzt der grüne

Gipfel des Berges Karmel. Josef war auf dem Weg nach Rom. Von Judäa führte er mit sich nichts als das Gedächtnis dessen, was er gesehen hatte, siebzig Rollen der Heiligen Schrift und einen kleinen Kasten Erde, hervorgekratzt unter dem Schutt von Jerusalem.

Auf der Höhe der Appischen Straße, wo das Grabmal der Cäcilia Metella stand, machte der Fuhrmann den üblichen Halt, und Josef sah hin auf das große Bild der Stadt, das sich hier öffnete. Es war ein kühler Märztag, die Stadt lag hell im Licht, Rom, Kraft, Gewurah, sie dehnte sich kräftiger als damals, da er sie verlassen hatte, um Jerusalem aufzusuchen. Was er damals geträumt hat, als er zum erstenmal vom Capitol aus über die Stadt hinschaute, jetzt braucht er nur die Hand auszustrecken, und er hat es erreicht. Der Kaiser und der Prinz bitten ihn um sein Wort, um Wort und Geist vom Geist des Ostens.

Bitter kneift Josef die Lippen ein. Leider hat der Großdoktor Jochanan Ben Sakkai recht. Was ihm damals das Ende schien, ist erst der Anfang. Verschmelzung östlicher Weisheit mit westlicher Technik, das ist eine Sache von harter Mühe und von wenig Glanz. Der Wagen ist weitergefahren, er hält am Tor. Josef hat Dorion seine Ankunft nicht angezeigt. Er liebt Dorion, er hat ihr Bild nicht vergessen, wie sie das erstemal vor ihm stand, die Katze im Arm, ihre dünne, geliebte Kleinmädchenstimme nicht, und nicht, wie sie ihren langen, braunen Körper ihm anschmiegt, wild, ohnmächtig, ergeben. Aber es sind jetzt so viele Gesichte zwischen ihm und ihr, Dinge, aus denen sie ausgeschlossen ist. Er will abwarten, will nicht Hoffnungen in ihr erwecken, will sehen, spüren, ob noch jenes Fließende zwischen ihm und ihr ist wie damals.

Das Haus Dorions ist klein, gefällig, modern. Der leibeigene Türhüter fragt Josef nach seinem Begehr. Josef nennt seinen Namen, der Türhüter neigt sich tief, rennt fort. Josef steht allein in der Empfangshalle, er verfinstert sich. Ringsum ist alles geschmückt mit Bildern, Statuen, Mosaiken, wahrscheinlich von diesem Fabull. Was soll er hier? Er kann hier nicht leben.

Und jetzt kommt Dorion. Wie damals hebt sich auf ihrem steilen Kinderhals leicht, rein der lange, dünne Kopf mit dem großen Mund. Sie steht und schaut ihn an mit ihren meerfarbenen Augen, die zusehends dunkler werden. Sie möchte lächeln, aber sie ist ganz schwach, sie kann nicht einmal lächeln. Sie hat ihn so lange erwartet, und nun, großen Dank, Götter, ist er da. Sie hat gefürchtet, dieses widerliche Judäa werde ihn für immer verschlingen, und nun, großen Dank, Götter, ist er gekommen. Sie wird blaß, zuerst um den Mund herum, dann über das ganze Gesicht, sie starrt ihn an, und jetzt tritt sie auf ihn zu, sie stößt einen kleinen, schrillen Schrei aus und gleitet an ihm nieder, er muß sie halten. Dies ist die gelbbraune Haut des Mädchens, das er liebt. Sie ist süß und glatt, und o wie kalt sie ist, diese Haut, weil das Mädchen ihn liebt.

Minuten vergehen, die beiden haben noch kein Wort gesprochen. Sie ist die Süßigkeit der Welt. Wie sie an ihm niedergleitet, tödlich erblaßt, ohnmächtig vor Erregung, werden ihm die Knie schwach. Du sollst dich nicht vergatten mit ihnen. Vor ihm steht sein Buch, die kahle Landschaft mit der Leichenschlucht, der Tempelberg, glühend von seinen Wurzeln auf. Was sollen die albernen Mosaiken ringsum, diese läppischen, freundlichen Bilder häuslichen Lebens? Was soll ; er hier? Was will die Frau? Er ist hier ganz fremd.

»Du bist hier ganz fremd«, sagt sie, es ist das erste Wort, das sie seit einem Jahr zu ihm spricht. Sie hält ihn an den Schultern, sie hat die Arme gestreckt, sie schaut ihm ins Gesicht. Sie sagt: du bist hier ganz fremd, sie stellt es fest, ernst, ohne Klage. Sie liebt ihn, darum weiß sie es.

Kleine Tröstungen, kleine Lügen haben hier keinen Sinn. »Ja«, erwidert er. »Ich kann hier nicht leben. Ich kann jetzt nicht mit dir leben, Dorion.«

Dorion sagt kein Wort des Widerspruchs. Sie spürt, dieser ist nicht mehr ihr Josef, er ist ein anderer, voll von Gesichten, die nicht die ihren sind. Aber sie gehört zu ihm, auch wenn er sich in dieser Gestalt zeigt, sie ist zäh und tapfer, sie wird ihn auch in dieser Gestalt erringen. Sie hält ihn nicht. »Wenn du mich willst, laß mich kommen«, sagt sie.

Josef geht. Er fühlt sich sehr fremd in Rom. Er drückt sich

durch die Straßen, die Kolonnaden. Wenn er bekannte Gesichter sieht, wendet er den Kopf weg, er will mit niemandem reden. Nach einigem Hin und Her entschließt er sich, geht zu Claudius Regin.

Der Verleger sieht müde aus, alle Teile seines fleischigen Gesichtes hängen. »Gegrüßt sei, der da kommt«, grinst er. »Nun, mein Prophet, was macht Ihr Buch? Ihre Prophezeiung hat sich erfüllt, auf eine etwas eigentümliche Art allerdings. Ich denke, Sie könnten jetzt an die Arbeit gehen. Oder wollen Sie sich drücken?« – »Ich habe mich nicht gedrückt«, sagt verbissen Josef. »Sie wissen nicht, wie schwer das manchmal war. Aber ich habe mich nicht gedrückt.«

»Ich bin zuweilen Ihrer schönen Frau begegnet, der Ägypterin«, sagte der Verleger. »Ich werde nicht mit Dorion zusammen sein«, sagte Josef, »solange ich an dem Buch schreibe.« Regin sah hoch. »Das ist merkwürdig«, meinte er. »Dabei ist eigentlich die Dame der Grund Ihres Buches.« – »Ein Anlaß vielleicht«, lehnte Josef ab.

»Wenn Sie bei mir wohnen wollen, mein Haus steht zu Ihrer Verfügung«, sagte der Verleger. Josef zögerte. »Ich möchte allein sein«, sagte er, »solange ich an dem Buch schreibe.« – »Ich glaube«, sagte Claudius Regin, »der Kaiser wird Ihnen das Haus einräumen, das er früher bewohnt hat. Das Haus ist ein wenig kahl, die Majestät war immer sparsam, das wissen Sie.«

Josef bezog das Haus. Es war groß, dunkel, verwahrlost. Er wohnte dort mit einem einzigen Leibeigenen. Er pflegte sich nicht, aß nur das Notwendigste. Er zeigte keinem Menschen an, daß er in Rom sei. Er strich durch die Straßen, wenn sie am leersten waren, sah die Vorbereitungen zu dem Triumphzug. Überall schon arbeitete man an Gerüsten, Tribünen. An den Mauerwänden, an den Toren tauchten riesige Bilder des Vespasian, des Titus auf, Spruchbänder um sie, die die Imperatoren feierten, das besiegte Judäa verhöhnten. In gigantischer Vergrößerung stierten dem Josef die Fratzen des Kaisers und des Prinzen entgegen, leer, grob, verzerrt; alles Vertraute war fort, es waren Gesichter des Pedan.

Eines Tages, in den Kolonnaden des Marsfelds, begegnete

dem Josef die Sänfte des Senators Marull. Josef wollte rasch vorbei, aber der Senator hatte ihn erspäht. »Sie haben Karriere gemacht, junger Herr«, konstatierte er. »Sie haben sich verändert. Ja, Schicksale machen Köpfe.« Er betrachtete ihn durch seinen blickschärfenden Smaragd. »Erinnern Sie sich, wie ich Sie über Rom informierte, in der Großen Rennbahn? Das war vor fünf Jahren. Ich habe damals schon gesehen, daß es sich lohnt, Sie zu informieren. Sie haben sich im rechten Augenblick auf die richtige Seite gelegt.«

Er ließ ihn nicht gehen, nahm ihn mit sich, erzählte ihm. Er schrieb an einer Posse, die zu Beginn der Triumphwoche im Marcell-Theater in Szene gehen sollte. Held der Posse sollte der Jude Secharja sein, ein Gefangener, verurteilt zu den Spielen. Der Schauspieler Demetrius Liban wird ihn darstellen. Der Gefangene Secharja soll im Einzelkampf mit einem andern sterben. Die Todesangst des Juden, seine Bitten, seine Erwartung, trotz allem begnadigt zu werden, sein Fechten, sein Nichtfechten, das alles gab Anlaß zu sehr vielen komischen Szenen, Witzen, Tänzen, Couplets. Die Frage war nur der Schluß. Es wäre reizvoll, einen Doppelgänger des Liban zu suchen – man hat jetzt ja reichliche Auswahl –, so ähnlich, daß die eigene Mutter ihn nicht von dem Schauspieler wegkennt, und ihn von einem Berufsfechter abtun zu lassen. Andernteils ist das Publikum mit Kreuzigungen und toten Juden übersättigt. Vielleicht läßt man doch besser den Gefangenen Secharja begnadigt werden. Seine Freude am neuen Leben ist kein schlechtes Motiv, und zum Schluß könnte er aus Dankbarkeit Schätze aus seinem Versteck holen und sie unters Publikum verteilen. Man kann es vielleicht so wenden, daß man ihn am Schluß am Kreuz hängen läßt und daß dann einer kommt und ihn herunterholt, haben nicht Sie was Ähnliches gemacht, Flavius Josephus?, und daß er dann Geld vom Kreuz aus unters Publikum wirft, neugeprägte Siegesmünzen.

Josef mußte über den Abend bei dem Senator Marull bleiben, mit ihm essen. Der hagere, gescheite Herr interessierte sich für eine Menge abliegender Details aus dem Feldzug, er holte den Josef gründlich aus. Auch er konnte dem Josef Neuigkeiten mitteilen. Es stand nun fest, daß von den drei

Repräsentanten der Juden, die im Triumphzug aufgeführt werden sollten, nur an Simon Bar Giora die während des Triumphs übliche Hinrichtung vollzogen werden wird. Die beiden andern, Johann von Gischala und der Erzpriester Phanias, sollten nach dem Triumph als Leibeigene verkauft werden. Es sind drei Reflektanten da: Mucian, der Minister Talaß und er selber. Er hat Grund anzunehmen, daß man ihn berücksichtigen wird. Die Dame Cänis ist nicht billig, aber er ist kein Knauser. Zu wem Josef ihm mehr rate, zu dem Feldherrn oder zu dem Erzpriester?

Am andern Tag überwand sich Josef und suchte den Schauspieler Demetrius Liban auf. Er fand ihn überraschend gealtert und nervös. »Ah, da sind Sie ja«, empfing er ihn. »Natürlich, Sie durften nicht fehlen. Eigentlich habe ich Sie schon längst erwartet.« Er war voll feindseliger Ironie gegen Josef. Langsam begriff Josef: dieser Mann maß sich die Schuld am Untergang des Tempels bei. Er hat Josef zu Poppäa gebracht, er im Grund hat die Amnestierung der drei erwirkt, und ist nicht alles Übel ausgegangen von dieser Amnestierung? Die Amnestierung, das Edikt über Cäsarea, der Aufstand, die Einäscherung des Tempels, das war eine Kette. Und der Anfang der Kette war er. Von ihm damals hing es ab: spielte er den Juden Apella oder nicht? Jahve hatte in seine Hand die Lose über Bestand und Untergang gelegt, und seine Unglückshand hat das Los des Verderbens geworfen. Er erhob sich. Er begann aufzusagen die große Verfluchung aus dem Fünften Buch Mosis. Sicherlich hat er niemals einen von den Propheten gesehen oder gehört, die, echte und falsche, in diesen letzten Jahrzehnten in Jerusalem aufgestanden sind; aber es war die Geste dieser Propheten, selbst ihr Singsang, in seinen griechischen Worten. Der Schauspieler Liban war kein stattlicher Mann, er war eher klein von Wuchs, aber er ragte wie ein finsterer Baum. »Am Morgen wirst du sprechen: wer gäbe Abend, und am Abend wirst du sprechen: wer gäbe Morgen, vor Bangigkeit deines Herzens.« Schauerlich wälzten sich die düsteren Verwünschungen aus seinem Mund, eintönig, wuchtig, herzbeklemmend. »Und so ist es geschehen«, konstatierte er manchmal mitten hinein, nüchtern, aber mit wüster, verzweifelter Genugtuung.

Josef, nach dieser Zusammenkunft mit Demetrius Liban, saß zwei Tage allein in seinem großen, finstern Haus. Am dritten Tag ging er über die Emiliusbrücke, auf die andere Seite des Tiber, unter die Juden.

Die Juden der Stadt Rom haben, solange der Feldzug dauerte, der Regierung ihre Loyalität auf jede Art gezeigt. Sie sind loyale Untertanen auch jetzt noch, die Aufrührer trugen selber die Schuld, gewiß: aber sie scheuen sich nicht, trotzdem ihren Jammer über die Zerstörung des Heiligtums offen kundzutun. Sie wollen auch ihren Abscheu nicht verstecken, daß Juden bei der Zerstörung mitgeholfen haben. Josef, wie er die Stadtteile am rechten Ufer betritt, stößt auf einen ungeheuern Haß. Alle dort halten die sieben Schritte Abstand. Er geht durch einen leeren Raum, zwischen Mauern aus Verachtung.

Er wendet sich zum Haus des Cajus Barzaarone. Der Präsident der Agrippenser-Gemeinde, der ihm ehemals seine Tochter zur Frau hat geben wollen, steht ihm gegenüber, hält die sieben Schritte Abstand. Das Gesicht des schlauen, jovialen Mannes ist finster, verzerrt vor Feindschaft. Cajus Barzaarone hat auf einmal eine große Ähnlichkeit mit seinem Vater, dem uralten, mummelnden Aaron. Josef steht entmutigt vor diesem zugesperrten Gesicht. »Entschuldigen Sie«, sagt er und wendet die Hände hilflos nach außen. »Es hat keinen Zweck.« Er kehrt um. Durch ein Spalier von Todfeinden hindurch verläßt er das Judenviertel, geht zurück über die Emiliusbrücke.

Am andern Ufer, wie er um die Ecke ist, von den Juden nicht mehr gesehen, hört er hinter sich den Schritt eines Verfolgers, er glaubt, ihn schon länger gehört zu haben. Unwillkürlich greift er nach seinem großen goldenen Schreibzeug, sich zu schützen. Da ruft eine Stimme hinter ihm, aramäisch: »Erschrecken Sie nicht. Haben Sie keine Angst. Ich bin's.« Es ist ein sehr junger Mensch, das Gesicht kommt Josef bekannt vor. »Ich habe Sie schon einmal gesehen«, sagt der Junge, »als Sie zum erstenmal in Rom waren.« – »Sie sind ...?« besinnt sich Josef. »Ich bin Cornel, der Sohn des Cajus Barzaarone.« – »Was wollen Sie?« fragt Josef. »Warum halten Sie nicht die sieben Schritte Abstand?« Aber der junge Cornel kommt näher an ihn

heran. »Verzeihen Sie den andern«, bittet er, und seine Stimme klingt herzlich, zutraulich, tapfer. »Die andern verstehen Sie nicht, aber ich verstehe Sie. Bitte, glauben Sie mir.« Er tritt dicht zu ihm, schaut zu ihm auf. »Ich habe Ihren Kosmopolitischen Psalm gelesen. Oft, wenn es ringsum wirr und undurchsichtig wird, spreche ich ihn mir vor. Hier ist alles eng und in Mauern, Sie haben den Blick ins Weite. Sie sind ein Großer in Israel, Flavius Josephus, einer von den Propheten.« Dem Josef rann ein heißer Trost durchs Herz. Daß dieser junge Mensch sich zu ihm stellte, der nichts von ihm kannte, nur sein Wort, das war ihm eine gute Bestätigung. »Ich freue mich, Cornel«, sagte er, »ich freue mich sehr. Ich habe Erde mitgebracht aus dem Schutt Jerusalems, ich habe Schriftrollen aus Jerusalem mitgebracht, laß sie mich dir zeigen. Komm zu mir, Cornel.« Der Knabe strahlte.

Mittlerweile war Titus in Italien angelangt. Es waren im Osten noch mancherlei Anfechtungen an ihn herangetreten. Im Namen der Fünften und der Fünfzehnten Legion, die in unbeliebte Quartiere an der untern Donau gelegt werden sollten, hatte der Hauptmann Pedan ihn gebeten, bei diesen Legionen zu bleiben oder sie mit sich nach Rom zu nehmen. Der Prinz hatte sogleich begriffen, was hinter den schlau naiven Worten des alten, ehrlichen Soldaten stak, das Angebot nämlich, an Stelle des alten Vespasian ihn zum Kaiser auszurufen. Das war für Titus verlockend, aber sehr riskant, und er hatte nicht gezögert, in ebenso naiven, spaßhaften Worten abzulehnen. Der Osten aber hatte ihn auch weiterhin gefeiert wie einen Selbstherrscher, und Titus hatte sich's nicht versagen können, sich in Memphis bei der Weihe des Apis-Stieres das Diadem Ägyptens aufs Haupt zu setzen. Das war unvorsichtig gewesen, es konnte mißdeutet werden, und der Prinz hatte sich beeilt, seinem Vater brieflich zu versichern, er habe es natürlich nur in Stellvertretung getan. Anders habe auch er es natürlich nicht aufgefaßt, hatte Vespasian postwendend erwidert, hatte aber in aller Freundschaft mehrere zehntausend Mann gegen den Osten in Bereitschaft gestellt.

Daraufhin also kam Titus, sehr schnell, sehr schlicht, fast ohne Gefolge. Rom durfte er, wollte er seinen Triumph haben, nach altem Brauch erst am Tage des Zuges betreten. So kam Vespasian dem Sohn auf der Appischen Straße entgegen. »Da bin ich, Vater, da bin ich«, begrüßte ihn Titus treuherzig. »Es wäre dir auch nicht gut bekommen, mein Junge«, knarrte Vespasian, »wenn du dich noch länger im Osten herumgetrieben hättest.« Dann erst küßte er ihn.

Gleich nach dem Essen, in Gegenwart Mucians und der Dame Cänis, kam es zu der notwendigen Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn. »Sie haben Ihrem Vater«, fing die resolute Cänis an, »nicht immer nur Freude bereitet, Prinz Titus. Wir haben gewisse Nachrichten über Ihre Krönung bei der Weihe des Stieres Apis nicht ohne Sorge angehört.« – »Ich will aus dem Stier keinen Elefanten machen«, meinte gemütlich Vespasian. »Was uns hier mehr interessiert, ist eine andere Frage. War es wirklich nicht möglich, den Judentempel zu retten?«

Sie schauten sich an, beide mit harten, engen Augen. »Wünschtest du, daß es möglich gewesen wäre?« fragte nach einer Weile Titus zurück.

Vespasian wiegte den Kopf. »Wenn die Polizeiaktion gegen Jerusalem«, sagte er schlau und bedächtig, »wirklich als Feldzug aufgezogen werden und mit dem Triumph endigen sollte, den ich uns beiden vom Senat bewilligen ließ, dann war es vielleicht nicht möglich.«

Titus lief rot an. »Es war nicht möglich«, sagte er kurz.

»Stellen wir also fest«, konstatierte grinsend der Kaiser, »es war nicht möglich. Sonst hättest du den Bau wohl schon um der Dame Berenike willen geschont. Und damit wären wir bei dem zweiten Punkt, der uns alle hier interessiert. Die Dame Berenike ist ein beachtliches Stück Weib. Daß du sie während dieser langweiligen Polizeiaktion bei dir haben wolltest, kann ich verstehen. Nur: mußt du sie auch in Rom bei dir haben?« Titus wollte erwidern. Vespasian, nur ganz leise schnaufend, die harten, grauen Augen fest auf ihm, ließ ihn nicht zum Sprechen kommen. »Sieh einmal«, fuhr er fort, gut zuredend, kameradschaftlich, »hier meine Cänis ist eine einfache Person,

nicht wahr, alter Hafen? Ohne Ansprüche, ohne große Titel. Sie bringt mir einen Haufen Geld ein; vieles, was meine alten Augen nicht mehr sehen, das erlinsen die ihren. Trotzdem sieht ganz Rom sie gern, soweit es ihr nicht Provision hat zahlen müssen. Sie ist eine Römerin. Aber deine Jüdin, diese Prinzessin, gerade weil sie so großartig ist mit ihrem Gang und ihrem ganzen östlichen Gewese: wir sind noch eine junge Dynastie, mein Sohn, ich bin der erste, und du bist der zweite, wir können uns diese extravagante Dame nicht leisten. Ich sag es dir im Guten, aber in allem Ernst. Ein Nero hätte sich das leisten können, einer aus einer alten Familie. Aber wenn du oder ich es tun, dann nehmen sie Ärgernis. Sie nehmen es, mein Junge. Sag du, Cänis, sagen Sie, alter Mucian: nehmen sie oder nehmen sie nicht? Da hörst du es, sie nehmen.«

»Ich will dir einmal etwas sagen, Vater«, fing Titus an, und in seine Stimme kam jenes harte Schmettern wie beim Kommando. »Ich hätte mir in Alexandrien den Reif aufsetzen können. Die Legionen wollten es. Ich war nahe daran. Die Prinzessin hätte nur ein Wort sagen müssen, und ich hätte es getan. Die Prinzessin hat das Wort nicht gesagt.«

Vespasian erhob sich. Man hatte dem Titus berichtet, er sei sehr gealtert; aber das war offenbar Gerede, jetzt jedenfalls war dieser sabinische Bauer hart wie je. Er ging ganz nah an seinen Sohn heran, sie standen sich gegenüber, zwei wilde, kräftige Tiere, duckten sich zum Sprung. Mucian schaute interessiert zu, heftig zuckenden Gesichts, ein angeregtes Lächeln um den harten, schmalen Mund, Cänis wollte sich dazwischenwerfen. Aber der Alte bezwang sich. »Was du mir da mitteilst«, sagte er, »das ist interessant. Aber jetzt jedenfalls bist du nicht mehr in Alexandrien, und hier in Rom wirst du, auch wenn deine liebenswürdige Freundin es wünschen sollte, kaum auf die Idee kommen, mich abzusetzen. Na also.« Er hockte nieder, leicht ächzend, rieb sich den gichtischen Arm, redete Vernunft. »Sie wie ein kleines Mädchen halten kannst du nicht. Die Dame wird sich mit dir zeigen wollen, sie hat recht, sie ist Prinzessin aus einem sehr viel älteren Haus als wir. Aber die Römer lassen dir diese Frau nicht durch, glaub mir. Willst du, daß sie im Theater Witze auf dich reißen? Willst du, daß sie während des

Triumphs Couplets auf dich und die Dame singen? Willst du es verbieten? Nimm Vernunft an, mein Junge. Es geht nicht.«

Titus kaute seinen Zorn. »Du hast sie von Anfang an nicht leiden können.«

»Stimmt«, sagte der Alte. »Aber sie mich auch nicht. Wenn's nach ihr gegangen wäre, dann säßen wir nicht hier. Ich könnte ein paar recht gute Witze machen. Ich schlucke sie hinunter. Die Dame hat deine Liebe. Nichts gegen sie. Aber in Rom mag ich sie nicht. Bring ihr das bei. Es war ein Blödsinn, daß du sie mitgebracht hast. Ihr könnt tun und lassen, was ihr wollt, aber aus Italien soll sie verschwinden. Sag's ihr.«

»Ich denke nicht daran«, erklärte Titus. »Ich will diese Frau behalten.«

Vespasian schaute seinen Sohn an, der hatte in den Augen jenes Wirre, Törichte, das den Kaiser schon an des Jungen Mutter, an Domitilla, geängstigt hatte. Er legte ihm die Hand auf die Schulter. »Du bist dreißig, mein Sohn«, mahnte er. »Sei kein kleiner Junge.«

»Darf ich einen Vorschlag machen?« vermittelte der geschmeidige Mucian. Er kam vor, den Stock hinterm Rücken. Titus schaute ihm mißtrauisch auf den Mund. Der Senator Mucian, der sich sehr wackelig gab, spielte diese Greisenhaftigkeit offenbar nur, um eine Folie für Vespasians Rüstigkeit abzugeben, und der Kaiser ließ sich diese Komödie, sie gut durchschauend, gern gefallen. »Die Beziehungen zwischen dem Cäsar Titus und der Prinzessin«, sagte also Mucian, »erregen Ärgernis. Darin hat die Majestät zweifellos recht. Aber nur deshalb, weil die Fürstin einem aufrührerischen Volk angehört. Wir hier wissen, daß die Prinzessin zu unsern loyalen jüdischen Untertanen zählt. Aber der römische Volkswitz macht keinen Unterschied zwischen Jud und Jud. Man müßte veranlassen, daß die Prinzessin sich klar und unmißverständlich zu uns bekennt. Ich glaube, es genügte schon, wenn sie dem Triumph in der Loge beiwohnt.«

Alle überlegten den Sinn dieses Vorschlags. Da hatte, fand Vespasian, sein kluger Freund die Jüdin in eine Situation hineinmanövriert, aus der sie schwer einen Ausweg finden wird. Sein Herr Sohn kann die Forderung des Mucian nicht

gut ablehnen. Was soll Berenike tun? Wohnt sie dem Triumph über ihre eigenen Leute bei, dann wird sie in den Augen der Römer lächerlich. Unmöglich dann kann Titus daran denken, sie zu seiner Frau zu machen. Auch Cänis erfaßte das sogleich: »Wenn eine Frau zu einem Mann gehört«, unterstützte sie resolut, handgreiflich und banal den Vorschlag des Mucian, »dann muß sie den Mut haben, zu ihm zu stehen.«

Gespannt warteten alle auf Titus. Gegen das Argument der Dame Cänis hatte er nichts vorzubringen. Im Grund hat sie recht, dachte er. Wenn er einen Triumph feiert, dann hat er Anspruch darauf, daß seine Freundin, die er einmal zu seiner Frau machen will, sich diesen Triumph anschaut. Sich mit ihr darüber auseinanderzusetzen wird nicht angenehm sein. Aber angenehmer, als sie wegzuschicken. Er murrt ein weniges, man könne der Prinzessin das nicht zumuten. Die andern erklären, dann könne man die Prinzessin den Römern nicht zumuten. Er überlegt hin und her. Sie hat ihre östlichen Gefühle, ihre Wüstenstimmungen. Andernteils hat sie Sinn für Realität. Nach einer halben Stunde Geredes nimmt Titus an: entweder die Prinzessin wohnt in der Kaiserlichen Loge dem Triumph bei oder sie verläßt Italien.

Er bittet Berenike zu sich. Er ist gewiß, er wird das leidige Geschäft in den ersten fünf Minuten erledigt haben. In der Vorhalle, auf ihre Ankunft wartend, beschließt er nochmals, das Ganze möglichst leicht zu behandeln, als eine Selbstverständlichkeit.

Aber dann ist Berenike da, sie ist heiter und ernst zugleich, ihr großer, kühner Kopf neigt sich vertrauensvoll zu ihm, ihre dunkle Stimme spricht zu ihm, und auf einmal scheint ihm sein Vorhaben unmöglich. Wie soll er an diese Frau dieses plumpe Ansinnen stellen? Er macht sich Mut, nur keine langen Vorbereitungen, er wird es im Sprung wagen; es ist, wie wenn man den Atem lang einzieht, um sich mit Entschluß in sehr kaltes Wasser zu stürzen. »Der Triumph«, sagt er, und seine Stimme kommt verhältnismäßig frei, er muß sich nicht einmal räuspern, »der Triumph soll jetzt endgültig in zehn Tagen stattfinden. Ich werde dich doch in der Loge sehen, Nikion?« Es ist eigentlich sehr glatt gegangen, nur hat er vor sich hin gespro-

chen, ohne Blick auf sie, auch jetzt sieht er sie nicht an.

Berenike erblaßt. Es ist gut, daß sie sitzt, sie fiele sonst um. Der Mann hat den Hain von Thekoa geschlagen, dann hat er sie mit Gewalt genommen, dann hat er es geschehen lassen, daß der Tempel niederbrannte. Und sie, da sie nicht nein sagte, hat immer ja gesagt. Sie hat alles geschluckt, weil sie von dem Manne nicht loskam, von seinem breiten Bauerngesicht nicht, von seiner Brutalität nicht, von seiner kindisch launischen Grausamkeit nicht, von seinen kleinen Zähnen nicht. Sie hat den Blutgeruch eingeatmet, den Brandgeruch, sie hat auf die Wüste verzichtet, auf die Stimme ihres Gottes. Und nun also lädt der Mann sie ein, seinen Triumph über Jahve mit anzusehen, von der Loge aus. Eigentlich handelt er ‘,. folgerichtig, und für die Römer mag es eine pikante Beigabe zu diesem Triumph sein, wenn sie, die makkabäische Fürstin, die Beischläferin des Siegers, zusieht. Aber sie wird nicht zusehen. Es wäre erträglich, im Triumph mitzugehen, in Ketten, eine Gefangene. Aber freiwillig in der Loge des Siegers sitzen, die Sauce zu seinem Braten abgeben, nein. »Ich danke dir«, sagt sie, ihre Stimme ist nicht laut, aber jetzt sehr heiser. »Ich werde am Tag des Triumphes nicht mehr in Rom sein. Ich werde zu meinem Bruder reisen.«

Er sieht auf, er sieht, daß er diese Frau am Leben getroffen hat.

Er hat es nicht gewollt. Er hat nichts von dem gewollt, was er ihr angetan hat. Immer ist er hineingeschliddert. Auch jetzt. Sein Vater hat ihn gestoßen, und er hat sich nicht dagegen gestemmt. Diese andern sind aus so leichtem, schwebendem Stoff, und man selber ist so fest und grob, und immer erkennt man es zu spät. Wie konnte er ihr zumuten, daß sie sich diesen plumpen Triumph anschauen soll? Er selber wird auf den Triumph verzichten, er wird krank werden. Er stammelt, er überhastet sich. Aber er spricht ins Leere, sie ist schon gegangen, ist fort.

Sein Gesicht verzerrt sich in wüste Raserei. Aus seinem kleinzahnigen Mund geifert er Soldatenflüche gegen die Frau. Gegen ihre zimperliche, östliche Ziererei. Warum kann sie nicht dem Triumph zuschauen? Haben nicht andere, germanische

Fürsten zum Beispiel, Triumphen zugeschaut, bei denen ihre eigenen Söhne, Brüder, Enkel in Ketten aufgeführt wurden? Er hätte sich nicht bluffen lassen dürfen, hätte sie als ein Mann behandeln müssen. Es wäre nicht schwer gewesen, sie einer Illoyalität, einer aufrührerischen Handlung zu bezichtigen, sie gefangenzusetzen, sie selber im Triumph aufzuführen, in Ketten, und sie dann, bis ins letzte gedemütigt, aus dem Dreck aufzuheben, mild, stark, gütevoll, ein Mann. Dann kennt sie endlich ihren Platz, die Überhebliche. Aber noch während er dies dachte, wußte er, daß das knabenhafte Phantasien waren. Sie war eben keine Barbarin, sie war nicht wie jener deutsche Barbarenfürst Segest, sie war eine wirkliche Königin, voll von uralter östlicher Hoheit und Weisheit. Seine ganze Wut kehrte sich gegen ihn selber. Rom, der Triumph, war ihm verhunzt. Im Osten ist das Leben, und hier ist alles kahl und beschissen. Das Capitol ist ein Dreck, vergleicht man es mit dem Tempel Jahves, und er, hirnrissig wie er ist, hat diesen Tempel verbrannt, und die Frau, die sich ihm dreimal gegeben hat, dreimal fortgescheucht, durch seine römische Brutalität, und diesmal für immer.

Den Tag darauf stellte sich Josef ein, um den Prinzen zu begrüßen. Titus war von jener jovialen, kalt strahlenden Höflichkeit, die Josef haßte. Dieser Triumph, scherzte er, mache mehr Arbeit als der ganze Feldzug. Er wollte ihn hinter sich haben, er wollte endlich wieder in seine Stadt, und nach dem dummen Brauch mußte er warten bis zum Tag des Festzugs. Ist es nicht ein Jammer? Nicht einmal die Vorstellung des Demetrius Liban im Marcell-Theater kann er sich anschauen. Er gab dem Josef Weisung, bei den Proben darauf zu achten, daß man in der Wiedergabe jüdischer Dinge keine Fehler mache. »Ich habe jetzt«, erzählte er, »das Arrangement des Triumphes und alles, was damit zusammenhängt, selber in die Hand genommen. Ich bin neugierig, welchen Eindruck der Zug auf Sie machen wird. Sie werden ihn doch von der Großen Rennbahn aus anschauen?«

Josef sah, daß der Prinz gespannt auf seine Antwort wartete. Eigentlich mußte es diesen Römern selbstverständlich sein,

daß er, der Chronist des Feldzugs, seinem Ende als Augenzeuge beiwohnte. Er selber hatte sich merkwürdigerweise nie überlegt, ob er kommen werde oder nicht. Es wäre schön, zu sagen: Nein, Cäsar Titus, ich werde nicht kommen, ich werde zu Hause bleiben. Es wäre eine Genugtuung, das zu sagen, es wäre eine Geste, groß und sinnlos. Er sagte: »Ja, Cäsar Titus, ich werde den Zug von der Großen Rennbahn aus anschauen.«

Titus veränderte sich. Jene maskenhafte, laute Höflichkeit fiel von ihm ab. »Ich hoffe, mein Jude«, sagte er, vertraulich, freundschaftlich, »man hat es dir in Rom leicht und bequem gemacht. Ich will«, sagte er herzlich, »daß du gern in Rom lebst. Ich will das Meine dazu tun. Glaub mir.«

Josef, um sich für die Teilnahme an dem Triumph vorzubereiten, schaute sich im Marcell-Theater die Aufführung des Gefangenen Secharja an. Demetrius Liban war ein großer Schauspieler. Er war der Gefangene Secharja, unsagbar wirklich und schauerlich komisch. Zuletzt setzten sie ihm eine kleine, blöde Clownsmaske auf, wie man sie oft Verurteilte in der Arena tragen ließ, auf daß die Komik der Maske wirksam kontrastiere mit dem Sterben des Verurteilten. Niemand sah, wie unter der Maske des Gefangenen Secharja der Schauspieler Liban nach Luft japste, wie sein Herz pumpte und versagte. Er hielt durch. Sie banden ihn ans Kreuz. Er schrie, wie die Rolle es vorschrieb: Höre, Israel, Jahve ist unser Gott, und die elf Clowns tanzten um ihn herum in Eselsmasken und wiederholten sein Geschrei: Jah, Jah. Er hielt durch bis zuletzt, bis man ihm sagte, jetzt werde er vom Kreuz abgenommen, und bis er vom Kreuz das Geld zu werfen hatte. Da allerdings sackte er zusammen. Aber das merkte niemand, das hielt man für Spiel, und über dem Ungeheuern Jubel, der über den Münzen losbrach, achtete man ohnedies kaum mehr auf den Schauspieler. Auch Josef erhaschte einige von den Münzen, zwei silberne und mehrere kupferne. Sie waren an diesem Tag ausgegeben worden, und sie zeigten auf der einen Seite das Porträt des Kaisers, auf der andern eine unter einem Palmbaum sitzende gefesselte Frau mit der Umschrift: »Das gefangene Judäa«. Die Frau, war es das Werk der Dame Cänis?, trug

die Züge der Prinzessin Berenike.

Den Tag darauf bestellte ihn der Verleger Claudius Regin zu sich. »Ich bin beauftragt«, sagte er, »Ihnen diese Eintrittsmarke für die Große Rennbahn auszuhändigen.« Es war ein Sitz auf den Bänken des Zweiten Adels. »Sie erhalten ein hohes Honorar für Ihr Buch«, sagte Regin. »Einer muß da sein und sehen«, sagte verbissen Josef. Regin lächelte sein fatales Lächeln. »Gewiß«, sagte er, »und ich als Ihr Verleger habe alles Interesse daran, daß Sie da sind. Sie werden wohl der einzige Jude sein, Flavius Josephus, der zuschaut. Lassen Sie schon«, wehrte er ab, ein wenig müde, da Josef losfahren wollte. »Ich glaube Ihnen, daß es nicht leicht sein wird. Auch ich, wenn ich im Zug mitschreite unter den Beamten des Kaisers, werde mir die Schuhe sehr fest binden und es mir nicht bequem machen.«

Am Morgen des 8. April saß Josef in der Großen Rennbahn. Dreihundertdreiundachtzigtausend Menschen faßte der Neubau, und die Steinbänke waren bis auf den letzten Platz gefüllt. Josef hatte es geschafft, er saß mitten unter den Herren des Zweiten Adels, dies war der Platz, den er vor fünf Jahren für sich erträumt hatte. Steif und zugesperrt saß er unter den angeregten Menschen, sein hochmütiges Gesicht fiel weithin auf. Man wußte auf den Bänken des Adels, daß der Kaiser ihn beauftragt hatte, die Geschichte des Krieges zu schreiben. Bücher standen hoch in Ansehen in der Stadt Rom. Man betrachtete neugierig den Mann, der für so viele Menschen Ruhm und Tadel in der Hand hielt.

Josef saß still und beherrscht, aber in seinem Innern war er voll Aufruhr. Er war durch das jubelnde, vom Lärm froher Erwartung gefüllte Rom gegangen. Die Häuser, die Kolonnaden geschmückt, überall, auf Gerüsten, Vorsprüngen, Bäumen, Torbögen, Dächern, bekränzte Menschen. Auch hier in der Großen Rennbahn waren alle bekränzt und hatten Blumen im Schoß, in den Armen, um sie den Vorüberziehenden zuzuwerfen. Nur Josef hatte die Kühnheit, kahl dazusitzen.

Dem Zug voran schritten die Herren des Senats, etwas mühevoll in ihren hochgesohlten, roten Schuhen. Die meisten

von ihnen gingen ungern in diesem Zug mit, mit vielen inneren Vorbehalten. Im Grund ihres Herzens waren sie voll Verachtung für die Emporkömmlinge, die sie feiern mußten. Der Spediteur und sein Sohn hatten das Reich an sich gerissen, aber sie blieben auch auf dem Thron Bauern und Pöbel. Josef sah das hagere, skeptische Gesicht des Marull, den feinen, müden, grausamen Kopf des Mucian. Mucian, trotz des Galakleides, hielt den Stock hinterm Rücken, sein Gesicht zuckte. Es war ein Tag gewesen, da standen die Schalen der Waage gleich, und Josef hätte vielleicht nur ein starkes Wort hineinwerfen müssen, dann hätte die Schale des Mucian sich gesenkt und die des Vespasian sich gehoben.

Die Minister kamen. Es machte dem eingeschrumpften, krankheitgeplagten Talaß viel Beschwer, sich mitzuschleppen, aber es war sein Werk, daß dieser Zug stattfand, der Alte wollte seinen großen Tag nicht versäumen. Dann, allein, einen kleinen Raum um sich, schritt Claudius Regin, ernsthaft, ungewohnt aufrecht. Nein, er machte sich's wirklich nicht bequem. Aus harten, bösen, unverhängten Augen blickte er um sich, wachsam, und er verdarb den Schaulustigen den Spaß: vergebens suchten sie an seinem dritten Finger die berühmte Perle, und seine Schuhriemen waren fest gebunden, Musik kam, viel Musik. Heute spielten alle Banden militärische Weisen, am liebsten den Marsch der Fünften, der rasch populär geworden war: »Unsre Fünfte, die macht alles.«

Die Beute des Feldzugs kam, jene Beute, von der man so Märchenhaftes gehört hatte. Man war verwöhnt, übersättigt. Aber als das nun vorbeikam, Gold, Silber, Elfenbein, nicht einzelne Stücke, sondern ein Strom, da konnte man nicht an sich halten. Man reckte den Hals, starrte über die Schulter des Vormannes, die Frauen stießen kleine, schrille Schreie aus, der Bewunderung, des Begehrens. Es floß daher, unendlich, Gold, Silber, edle Stoffe, Gewänder, und immer wieder Gold, in jeder Form, gemünzt, in Barren, gegossen in Gefäße aller Art. Dann Kriegsgerät, Waffen, Feldbinden mit den Initialen Makkabi, saubere, schmutzige, blutgetränkte, in Körben, auf Wagen, viele Tausende. Feldzeichen, Fahnen mit blockigen, hebräischen Buchstaben und mit syrisch-aramäischen, einst

geschaffen, die Herzen zu erheben, jetzt mit Geschick zusammengestellt, um blasierte Zuschauer zu unterhalten. Tragbare Bühnen mit blutrünstigen Darstellungen von Kriegsszenen, gigantische Schaugerüste manchmal, vierstöckig, daß die Zuschauer sich erschreckt zurückbogen, wenn das einherschwankte, fürchtend, es möchte einstürzen, sie erschlagen. Zerbeulte Schiffe von der Schlacht an der Küste von Joppe, erbeutete Kähne aus Magdala. Und immer wieder Gold. Es ist kein Wunder, daß der Preis des Goldes sinkt, schon beträgt er nur mehr die Hälfte des Vorkriegspreises.

Jetzt aber wird es still, denn nun kommen Beamte des Kaiserlichen Schatzamtes, in Galauniform, mit Lorbeerzweigen, sie geleiten die Hauptstücke der Beute. Getragen von Soldaten die goldenen Schaubrottische, der riesige, siebenarmige Leuchter, die dreiundneunzig heiligen Geräte des Tempels, die Schriftrollen des Gesetzes. Hoch heben sie die Träger, auf daß alle die Rollen sehen können, das Gesetz Jahves, erbeutet von dem großen guten Jupiter der Römer.

Dahinter eine groteske Musik. Es sind die Instrumente des Tempels, die Zimbel des Ersten Leviten, die gellenden Widderhörner des Neujahrfestes, die silbernen Trompeten, die in jedem fünfzigsten Jahr verkünden, daß aller Grundbesitz wieder an den Staat zurückfällt. Die Römer spielen auf diesen Instrumenten, parodistisch, es klingt lächerlich und barbarisch. Und plötzlich hat ein Witzbold einen glücklichen Einfall. Jah, Jah! schreit er, wie ein Esel schreit. Alle schreien mit, die heiligen Instrumente der Juden blasen dazu. Schallendes Gelächter wellt durch die langen Reihen der Rennbahn.

Josef sitzt mit einem Gesicht von Stein. Aushalten jetzt. Alle schauen auf dich. Zehn Jahre müssen die Priester lernen, ehe sie gewürdigt werden, diese spröden Instrumente zu blasen. Halt dein Gesicht still, Josef, du bist hier Israel. Deinen Grimm gieß aus über die Völker.

Jetzt kam der lebendige Teil der Beute, die Kriegsgefangenen. Man hatte aus der Ungeheuern Schar siebenhundert ausgesucht, hatte sie in bunte Festkleider gesteckt, die wirkungsvoll kontrastierten mit ihren finstern Gesichtern und mit ihren Ketten. Auch Priester mußten unter ihnen gehen, mit Hüten

und Gürteln. Interessiert, gespannt beschauen sich die Menschen in der Rennbahn ihre besiegten Feinde. Da gehen sie hin. Man hat ihnen reichlichen Fraß vorgesetzt, daß sie keinen Vorwand haben, zusammenzubrechen und den Römern das verdiente Schauspiel zu versagen. Aber nach dem Festspiel werden sie als Zwangsarbeiter verschickt, die Besiegten, ein Teil in die Bergwerke, an die Tretmühlen, an die Kloaken, ein Teil an die großen Schauhäuser für Kampfspiele und Tierhetzen.

Die Leute in der Rennbahn sind still geworden, sie schauen nur. Jetzt aber bricht ein haßerfülltes, tobsüchtiges Geschrei los: Hep, Hep und: Hunde, Hundesöhne, stinkende, gottlose. Sie werfen faule Rüben, Dreck. Sie spucken, trotzdem der Speichel die, denen er gilt, nie erreichen kann. Da kommen sie, gefesselt, von den Göttern gedemütigt, die feindlichen Führer, die einstmals Furcht und Schrecken einflößten, Simon Bar Giora und Johann von Gischala. Es ist ein großer Genuß, es ist der glücklichste Tag für den Römer, seine Feinde auf diese Art einhergehen zu sehen, niedergekämpft die Überheblichen, die sich auflehnten gegen die von den Göttern gewollte Mehrung des Reichs.

Sie hatten dem Simon eine Krone aus Brennesseln und dürren Reisern aufgesetzt, und sie hatten ihm eine Tafel umgehängt: »Simon Bar Giora, König der Juden.« Den Johann, »Feldherrn der Juden«, hatten sie in eine komische blecherne Rüstung gesteckt. Simon wußte, daß er, noch ehe der Zug sich auflöst, getötet werden würde. So haben es die Römer dem Vercingetorix gemacht, so dem Jugurtha, so vielen anderen, die sterben mußten am Fuß des Capitols, während oben der Sieger seinen Göttern opferte. Merkwürdigerweise war Simon Bar Giora nicht mehr der mürrische Mann, als den ihn seine Leute von der letzten Zeit her kannten, vielmehr war um ihn wieder das Strahlende seiner ersten Zeit. Still in seinen Fesseln ging er einher neben dem gefesselten Johann von Gischala, und sie sprachen miteinander.

»Es ist ein schöner Himmel über diesem Lande«, sagte Simon, »aber wie blaß ist er vor dem Himmel unseres Galiläa. Es ist schön, daß ich blauen Himmel über mir habe, nun ich

zum Tode gehe.« – »Ich weiß nicht, wohin ich gehe«, sagte Johann, »aber ich glaube, sie werden mich am Leben lassen.« – »Es ist mir ein großer Trost, mein Johann«, sagte Simon, »daß sie dich am Leben lassen. Denn dieser Krieg ist noch nicht zu Ende. Es ist merkwürdig, daß mir einmal der Sinn danach stand, dich umzubringen. So schlimm es jetzt hersieht, es war gut, daß wir diesen Krieg gemacht haben. Er ist noch nicht zu Ende, und die nach uns haben gelernt. O mein Bruder Johann, sie werden mich geißeln, und sie werden mich über einen Platz führen, wo der Speichel und die faulen Rüben ihres Pöbels mich erreichen, und sie werden mich auf erbärmliche Art töten. Aber es war dennoch gut, daß wir diesen Krieg gemacht haben. Nur leid ist es mir, daß mein Leichnam elend liegen wird, unbestattet.« Und da Johann von Gischala schwieg, sagte er nach einer Weile: »Weißt du, Johann, wir hätten doch den Minenstollen L mehr nach rechts legen müssen. Dann wäre ihr Turm F eingestürzt, und was hätten sie dann machen sollen?« Johann von Gischala war ein verträglicher Mann, aber in taktischen Fragen kannte er keinen Spaß und kein Einlenken. Er wußte, er hatte recht gehabt mit diesem Minenstollen L. Aber er wird leben, und Simon wird sterben, und er bezwang sich und sagte: »Ja, mein Simon, wir hätten den Minenstollen mehr rechts legen sollen. Die nach uns werden es besser machen.« – »Wenn wir nur rechtzeitig zusammengehalten hätten, mein Johann«, sagte Simon, »wir wären mit ihnen fertig geworden. Ich habe jetzt ihren Titus in der Nähe gesehen. Ein guter Junge, aber kein Feldherr.«

Josef sah die beiden herankommen, vorüberschreiten. Sie gingen langsam, er sah sie eine ganze Weile, er sah jenes Strahlen um Simon wie seinerzeit bei der Begegnung im Tempel. Und jetzt konnte er sich nicht mehr im Zaum halten. Er wollte den Laut in der Kehle bewahren, aber er konnte es nicht, der Laut drang vor, ein Stöhnen, verzweifelt, unterdrückt, furchtbar, daß Josefs Nachbar, der eben noch geschrien hatte wie die andern: Hunde! Hundesöhne!, mitten im Wort abbrach, erschrocken, erblaßt. Josef starrte auf die beiden Gefangenen, er fürchtete, sie möchten herschauen. Er war ein frecher Mann, der einstand für seine Taten, aber wenn sie hergeschaut hätten,

dann wäre er gestorben vor Schande und Demütigung. Es preßte ihn, es würgte ihn, er ist der einzige Jude, der das mit ansieht. Er hat Hunger ertragen und letzten Durst, Geißelung, jede Art Schmach, und wie oft ist er vor dem Tod gestanden. Aber das kann er nicht ertragen, das kann keiner ertragen. Das ist nicht mehr menschlich, das ist eine härtere Strafe, als er sie verdient hat. Die beiden sind ganz nah.

Er wird eine Synagoge stiften. Alles, was er hat, auch die Erträgnisse seines Buches wird er an den Bau wenden, es soll eine Synagoge sein, wie sie Rom noch nicht gesehen hat. Die heiligen Schriftrollen aus Jerusalem wird er für die Lade stiften. Aber sie werden seine Synagoge nicht annehmen. Sie haben Weihgaben von Unbeschnittenen genommen, aber von ihm werden sie nichts nehmen, und sie werden recht haben.

Jetzt sind die beiden gerade vor ihm. Sie sehen ihn nicht. Er steht auf. Sie können ihn nicht hören in dem wilden Geschrei ringsum, aber er tut den Mund auf, er gibt ihnen das Bekenntnis mit auf ihren Weg. Inbrünstig wie nie im Leben reißt er es aus sich heraus, ruft es ihnen zu: »Höre, Israel, Jahve ist unser Gott, Jahve ist einzig.«

Auf einmal, als hätten sie ihn gehört, beginnt es im Zug der Gefangenen zu schreien, erst einige, dann mehr, dann alle: Höre, Israel, Jahve ist unser Gott, Jahve ist einzig. Als die ersten anfangen, lachen die Zuschauer, machen den Eselsschrei: Jah, Jah. Aber dann werden sie still, und manche beginnen zu zweifeln, ob es wirklich ein Esel ist, zu dem die Juden schreien.

Josef, wie er den Ruf von unten hört, wird ruhiger. Sicher jetzt rufen sie es in allen Synagogen der Judenheit: Höre, Israel. Hat er es je geleugnet? Er hat es nie geleugnet. Damit alle es erkennen, nur darum hat er getan, was er getan hat. Er wird sein Buch schreiben, er wird es frommen Sinnes schreiben, Jahve wird mit ihm sein. Es wird verkannt werden, von den Römern und von den Juden. Es wird lange dauern, bis es verstanden wird. Aber eine Zeit wird sein, da wird es verstanden.

Hinter den beiden jüdischen Heerführern, wer aber prangte da, herrlich, im Schmuck des berühmten, achtteiligen Ornats?

Der Erzpriester, der Proletarier, Phanias, der Bauarbeiter. Er ging daher, dürr, dumpf vor sich hin starrend, die Augen einwärts, gedrückt und besessen. Der Senator Marull sah ihn. Es wird wirklich nicht viel Unterschied machen, ob er diesen Phanias zum Leibeigenen hat oder den Johann von Gischala. Johann sieht intelligenter aus, man wird mit ihm interessante Gespräche führen können, aber pikanter wäre es, den Erzpriester als Türhüter zu haben.

Musik kam, Opfertiere, und dann, die Krone des Zuges, sein prunkvolles Mittelstück, die Wagen der Triumphatoren. Profose voran, die Rutenbündel mit Lorbeer bekränzt, Notare, die die Bewilligungsurkunde des Triumphes trugen, dann eine Schar von Clowns, frech und gutmütig gewisse populäre Eigenschaften der Triumphatoren parodierend, die Sparsamkeit des Vespasian, des Titus Genauigkeit, sein Stenographieren. Dann Karikaturen der Besiegten, gestellt von den beliebtesten Schauspielern. Unter ihnen Demetrius Liban, der Erste Schauspieler der Epoche. Ja, er hatte Krankheit und Schwäche besiegt, hatte die Auflehnung seines Herzens besiegt. Es ging um seine Kunst, seinen Ehrgeiz, der Kaiser hatte ihn gerufen, er riß sich zusammen, er war zur Stelle. Er war der Jude Apella, er sprang, tanzte, strich sich den zweigeteilten Bart, führte mit sich seine Gebetriemen, seinen unsichtbaren Gott. Hin und her gerissen zwischen seiner Kunst und seiner Seligkeit, denn eines mußte er mit dem andern bezahlen, hatte er sich für seine Kunst entschieden. Josef sah ihn einhergehen, den Zerrissenen, einen großen Schauspieler, einen armen Menschen.

Es folgten die Generäle der Legionen und die Offiziere und Soldaten, die sich hohe Auszeichnungen verdient hatten. Einer vor allem wurde mit Jubel akklamiert. Wo er einherkam, der Liebling der Armee, unser Pedan, der Träger des Graskranzes, da begann man zu singen, das deftige Lied der Fünften, und die Herzen hoben sich. Ja, das war Fleisch von unserm Fleisch, das war Rom. Dieser vergnügte, seiner sichere Mensch, dem konnte nichts an, mit dem war der capitolinische Jupiter. Vage Gerüchte gingen um, auch diesmal sei er es gewesen, der es geschafft hat. Was er eigentlich geleistet hatte, das durfte man

aus gewissen Gründen nicht genauer sagen; aber daß es etwas Großes war, das geht ja schon daraus hervor, daß man ihm wiederum eine so hohe Auszeichnung verliehen hat. Josef sah das häßliche, nackte, einäugige Gesicht. Da ging er hin, verschmitzt, behaglich, kräftig, laut, zufrieden, ein Mann. Nein, gegen diese satte Gemeinheit kam keiner auf. Diesem Soldaten, der niemals zweifelte, der immer einverstanden war mit sich, dem gehörte die Welt, für ihn hatte sein Jupiter sie erschaffen.

Und jetzt schimmerte es heran, turmhoch, lorbeerbekränzt, gezogen von vier weißen Rossen, der Triumphwagen. Auf ihm Vespasian. Das Gesicht, damit es dem des Jupiter gleiche, mit Mennige geschminkt. Lorbeer auf dem breiten, unbedeckten Bauernschädel, den alten, untersetzten Körper gekleidet in den besternten Purpurornat, den der capitolinische Jupiter ihm für diesen Tag hatte abtreten müssen. Etwas gelangweilt schaute er auf die jubelnde Menge. Noch gut drei Stunden würde das dauern. Das Kleid des Jupiter war schwer, das lange Stehen auf dem schwankenden Wagen war auch alles andere als behaglich. Er hat das wirklich nur wegen seiner Söhne auf sich genommen. Eine Dynastie gründen ist eine mühevolle Sache. Warm ist es. Jupiter muß es im Sommer bedeutend heiß haben, wenn man schon im April in seinen Kleidern derartig schwitzt. Was dieser Triumph kostet, nicht auszudenken. Zwölf Millionen hat Regin veranschlagt, es werden sicher dreizehn, vierzehn werden. Man könnte das Geld wahrhaftig besser verwenden, aber diese Fetthirne müssen immer ihre Repräsentation haben, dagegen ist nichts zu machen. Daß der Tempel nicht mehr da ist, ist recht angenehm. Der Junge hat das geschickt gedreht. Wenn das Unanständige nützlich ist, muß man es tun, und hernach muß man sich Skrupel machen. Nur so besteht man im Leben und vor den Göttern. Der Leibeigene hinter ihm, der die schwere, goldene Krone des Jupiter über seinem Haupt hält, ruft ihm die vorgeschriebene Formel zu: »Sieh hinter dich und vergiß nicht, daß du ein Mensch bist.« Na ja, hoffentlich hat er noch recht lange Zeit, ehe er ein Gott wird. Er denkt an die Statuen der vergotteten früheren Kaiser. Dieser Triumph wird dazu beitragen, daß er

eine Woche früher ein Gott wird. Der Wagen stößt. Vespasian schaut ächzend nach der Sonnenuhr.

Titus, auf dem zweiten Triumphwagen, sieht oft nach dem Amulett, das ihn vor Neid und bösem Blick schützen soll; denn neben ihm reitet sein Bruder Domitian, das Früchtchen. Aber die Sorge vor dem Neid des Bruders kann ihm den Stolz dieses Tages nicht verderben. Kalt strahlend steht er auf seinem Wagen, erhoben über alles Menschliche, der Soldat am Ziel, der fleischgewordene Jupiter. Wie er an der Kaiserlichen Loge vorbeikommt, ernüchtert er sich freilich auf eine kurze Weile. Die Frau ist nicht da, die Frau haben sie ihm genommen. Wem denn will er sich zeigen in seinem Glanz, was hat das alles für einen Sinn ohne die Frau? Sein Auge sucht unter der Menge, sucht auf den Plätzen des Zweiten Adels. Wie er Josef entdeckt hat, streckt er ihm den Arm zu, grüßend.

Die Wagen der Triumphatoren zogen weiter, machten halt am Fuß des Capitols. Augenzeugen meldeten: Simon Bar Giora ist gegeißelt, erwürgt. Ausrufer schrien es unters Volk. Jubelgeschrei: der Krieg war aus. Vespasian und sein Sohn stiegen herab von ihren Wagen. Opferten Schwein, Bock und Stier, um sich und das Heer zu entsühnen, falls man sich während des Feldzugs einer Gottheit mißliebig gemacht habe.

Die Armee mittlerweile defilierte in der Großen Rennbahn. Da zogen sie vorbei, zwei Kohorten von jeder Legion und der ganze Apparat, die Katapulte und Ballisten, der »Harte Julius« und die andern Widder alle. Stürmisch begrüßt wurden die Feldzeichen, die Goldenen Adler, der der Zwölften besonders, den man jetzt von den Juden zurückgeholt hat, wie man seinerzeit den Deutschen die Adler wieder abgenommen hat, die sie unter dem verräterischen Barbaren Hermann erbeutet haben. Josef sah die Armee vorbeimarschieren, fröhlich,« friedlich, voll gehaltener Kraft. Gewähr der Ordnung im Reich. Aber Josef kennt auch das andere Gesicht dieser Armee. Er weiß, diese alle sind Pedan. Er hat sie schreien hören: Hep, Hep, er hat sie tanzen sehen im Blutrausch über den Boden des Tempels, dessen Marmor verschwand unter Leichen.

Der Vorbeimarsch der Truppen dauerte lange. Viele, vor allem auf den Bänken des Adels, brachen auf. Josef hielt aus.

Noch einmal bis zum Ende sah er die Legionen, die er Stadt und Tempel hatte verwüsten sehen.

Am Abend dieses 8. April kamen einige jüdische Männer zum diensttuenden Aufseher des Mamertinischen Gefängnisses. Sie wiesen ein versiegeltes Schreiben vor. Der Aufseher las es und führte sie in den Keller des Gefängnisses, das sogenannte Kalte Badehaus, denn es war ursprünglich ein Brunnenhaus gewesen. In diesem verwahrlosten, finstern Raum hatte Simon Bar Giora geendet. Seine Leiche hätte dem Brauch zufolge des Nachts auf den Schindanger am Esquilin geworfen werden sollen. Aber die Männer hatten Erlaubnis, die Leiche zu übernehmen und mit ihr nach Belieben zu verfahren. Diese Erlaubnis hatte Claudius Regin erwirkt. Es war der Erlös seiner Perle, den er der Dame Cänis dafür bezahlt hatte.

Die Männer übernahmen also die striemenbedeckte, blutüberkrustete Leiche des jüdischen Feldherrn, legten sie auf eine Bahre, deckten sie zu. Führten sie durch die Stadt, die in festlicher Illumination strahlte. Sie gingen barfuß. Am Capenischen Tor erwarteten sie mehrere hundert andere Juden, unter ihnen Cajus Barzaarone. Auch sie gingen barfuß, und sie hatten ihr Gewand eingerissen. Sie brachten den Leichnam, alle fünfzig Schritte trugen ihn andere, auf der Appischen Straße bis zum zweiten Meilenstein links. Dort erwartete sie Claudius Regin. Sie brachten den Leichnam hinunter in die unterirdische Begräbnisstätte der Juden. Sie legten den Erwürgten in einen Sarg, betteten den blauschwarzen Kopf in Erde aus Judäa, gossen wohlriechende Wasser darüber. Dann verschlossen sie das Grab mit einer Platte. Darauf war in ungefügen griechischen Buchstaben eingeritzt: »Simon Bar Giora, Soldat Jahves.« Dann wuschen sie sich die Hände und verließen die Begräbnisstätte.

Josef kam aus der Großen Rennbahn nach Hause. Er hatte seine Aufgabe erfüllt, hatte sich nicht geschont, hatte den jüdischen Krieg mit angesehen bis zum Ende. Aber nun hatte er alle Kraft ausgegeben. Er sackte zusammen, fiel in einen totenähnlichen Schlaf.

Er war allein in dem großen, leeren, verwahrlosten Haus, nur der alte Leibeigene war da, niemand betreute ihn. Er schlief zwanzig Stunden. Dann erhob er sich, hockte nieder, in der Haltung eines Trauernden.

Ein Kurier des Kaiserlichen Palais kam mit dem glückkündenden Lorbeerreis. Als der Leibeigene ihn zu dem ungepflegten Menschen führte, der auf der Erde hockte, wild wachsenden Flaum ums Gesicht, die Kleider zerrissen, Asche auf dem Haupt, zweifelte er, ob dies wirklich der Adressat sei. Zögernd übergab er seinen Brief. Es war ein Handschreiben Vespasians, das Kaiserliche Sekretariat sei angewiesen, Josef Einblick zu geben in alle Dokumente, die er zu Zwecken seines Buches einsehen wolle. Außerdem verlieh ihm der Kaiser den Goldenen Ring des Zweiten Adels. Es war das erstemal, daß der Kurier, wenn er den Lorbeer trug, kein Trinkgeld erhielt. Josef begnügte sich, den Erhalt des Schreibens zu bestätigen. Dann hockte er nieder wie vorher.

Der Knabe Cornel kam. Der Leibeigene wagte nicht, ihn vor Josef zu lassen.

Nach sieben Tagen erhob sich Josef. Fragte, was inzwischen geschehen sei. Hörte von dem Knaben Cornel. Schickte nach ihm.

Die beiden, als der Knabe Cornel ein zweites Mal kam, sprachen nicht viel. Josef sagte, er brauche einen guten, zuverlässigen Sekretär. Ob Cornel ihm bei der Abfassung seines Buches helfen wolle. Cornel strahlte.

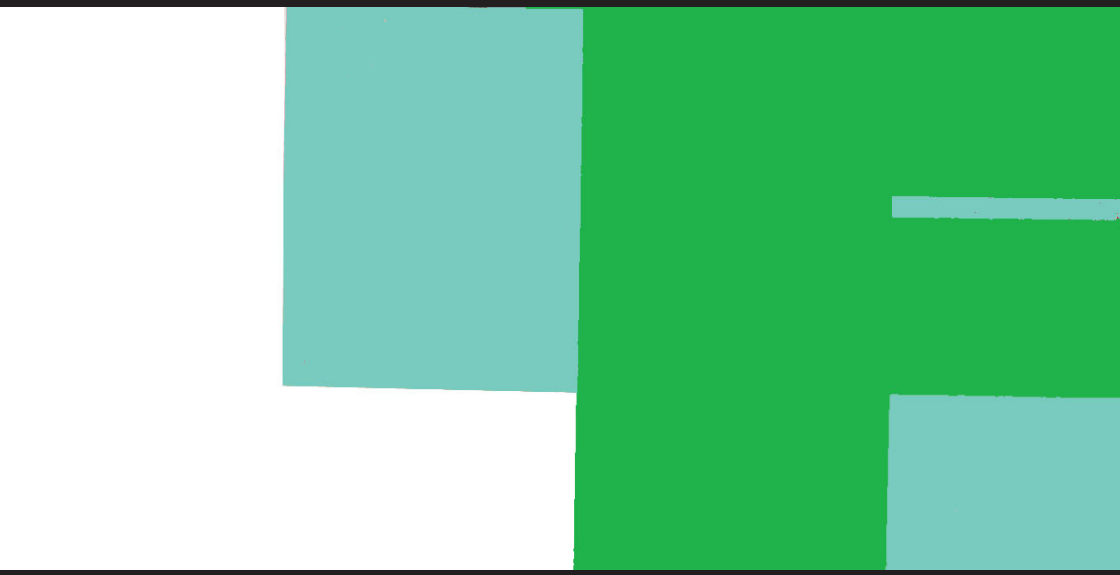
Noch am gleichen Tag begann Josef zu arbeiten.

»Es werden«, diktierte er, »wahrscheinlich mehrere versuchen, den Krieg der Juden gegen die Römer zu beschreiben, Autoren, die nicht Zeugen der Ereignisse waren und die angewiesen sind auf törichtes, widerspruchsvolles Gerede. Ich, Josef, des Matthias Sohn, Priester der Ersten Reihe aus Jerusalem, Augenzeuge von Anfang an, habe mich entschlossen, die Geschichte dieses Krieges zu schreiben, wie er wirklich war, den Heutigen zur Erinnerung, den Späteren zur Warnung.«

Hier endet der erste der drei Romane über den Geschichtsschreiber Flavius Josephus.

LION FEUCHTWANGER

Gesammelte Werke



Die Söhne

Der zweite Band der »Josephus«-Trilogie zeigt Josef Ben Matthias, der sich als Schriftsteller nach dem römischen Herrscherhause Flavius Josephus nennt, im vollen Glanze seines Ruhms. Der ehrgeizige, leidenschaftliche und erfolggewohnte Mann hat viel erreicht: er ist Günstling des Kaisers Titus, Mitglied des Zweiten Römischen Adels, seine Bildsäule steht unter den Skulpturen der großen Schriftsteller im Ehrensaal des Friedenstempels; aber gleichzeitig findet er die Gegensätze seiner Zeit in sich vereinigt. Er will beides sein: Jude und Römer, Israelit und Weltbürger. An diesem Ideal zerbricht seine Ehe mit der schönen Ägypterin Dorion, und am Schicksal seiner Söhne muß er schmerzhaft erfahren, daß die harte, nüchterne römische Realität seinem ungestümen Drang nach Geltung und Erfolg Grenzen setzt.

Lion Feuchtwanger

Die Söhne

Roman

AUFBAU-VERLAG

Die „Josephus“-Trilogie umfaßt die Romane

DER JÜDISCHE KRIEG
DIE SÖHNE
DER TAG WIRD KOMMEN

„Der jüdische Krieg“ erschien erstmalig im Jahre 1932,
„Die Söhne“ im Jahre 1935,
„Der Tag wird kommen“ in englischer Übersetzung 1942,
in deutscher Sprache 1945

5. Auflage 1989
Alle Rechte Aufbau-Verlag Berlin und Weimar
© Marta Feuchtwanger 1962
Einbandgestaltung Heinz Unzner
Karl-Marx-Werk, Graphischer Großbetrieb, Pößneck V 15/3o
Printed in the German Democratic Republic
Lizenznummer 301.120/113/89
Bestellnummer 611362 5
I-III 03150

Feuchtwanger, Ges. Werke
ISBN 3-351-00623-3
Bd. 2-4
ISBN 3-351-00681-0

ERSTES BUCH

Der Schriftsteller

Als der Schriftsteller Flavius Josephus von seinem Sekretär erfuhr, der Kaiser liege im Sterben, gelang es ihm, sein Gesicht ruhig zu halten. Er zwang sich sogar, zu arbeiten wie sonst. Es war freilich gut, daß der Sekretär am Schreibtisch saß, während Josef in seinem Rücken auf und ab ging. Den Anblick des ruhigen, ironisch höflichen Gesichts hätte Josef heute nicht ertragen. Wie immer, er beherrschte sich, hielt durch, erklärte erst nach einer Stunde Arbeit, es sei für heute genug.

Sowie er aber allein war, erhellten sich seine heftigen, langen Augen, er holte tief Atem, strahlte. Vespasian im Sterben. Sein Kaiser. Hörbar vor sich hin sagte er es, auf aramäisch, mehrmals, voll tiefer Befriedigung: »Jetzt stirbt er, der Kaiser. Jetzt stirbt er, der Messias, der Herr des Erdkreises, mein Kaiser.«

Ihm war es erlaubt, zu sagen: mein Kaiser. Er war mit ihm verknüpft seit ihrer ersten Begegnung, als er, der gefangene General der aufständischen jüdischen Armee, nach dem Fall seiner letzten Festung verhungert und erschöpft vor diesen Römer Vespasian gebracht wurde. Josefs Lippen verpreßten sich, dachte er an jene Begegnung. Damals hatte er den Mann als den Messias begrüßt, als den künftigen Kaiser. Es war eine peinigende Erinnerung. Hatte damals das Fieber der unsäglichen Entbehrung aus ihm gesprochen? War es nur ein schlaues Manöver gewesen, ihm vom Trieb der Selbsterhaltung eingegeben? Unnütze Grübelei. Die Ereignisse haben ihn bestätigt, Gott hat ihn bestätigt.

Er sah ihn vor sich, den alten Mann, der jetzt im Sterben lag, den harten, langen Mund in dem mächtigen, kahlen Bauernschädel, die schlauen, jovialen, unerbittlichen Augen. Ist er diesem Kaiser zugetan? Er bemüht sich, gerecht zu sein. Er, der jüdische Feldherr, ist zu den Römern übergegangen, während diese sein Land bekriegten. Er hat immer wieder zwischen Rom und seinen Landsleuten vermittelt trotz der ungeheuren Schmähungen von beiden Seiten. Er hat dann durch sein großes Buch vom jüdischen Krieg sein Teil dazu beigetragen, die Juden der östlichen Reichshälfte zu besänftigen. Und das war nötig; denn die waren nach der Zerstörung der Stadt und des Tempels gefährlich geneigt, gegen die Sieger

von neuem loszuschlagen. Hat der Mann, der jetzt starb, ihm diese großen Dienste gelohnt? Er hat ihm ein Ehrenkleid gegeben, ein Jahresgehalt, Landbesitz, den Purpurstreif und den Goldenen Ring des Zweiten Adels, dazu freie Wohnung auf Lebenszeit in dem Haus, das früher er selber bewohnt hatte. Ja, wenn man mit flüchtigem Auge hinsah, dann hat der römische Kaiser Vespasian den jüdischen Staatsmann, General und Schriftsteller Josef Ben Matthias bezahlt, auf den Sesterz genau. Dennoch sind, nun Josef mit dem Sterbenden Abrechnung hält, seine Augen finster, sein hageres, fanatisches Gesicht voll Haß. Er hebt das goldene Schreibzeug, das er, ein Geschenk des Kronprinzen Titus, im Gürtel trägt; mechanisch, mit kleinen Schlägen klopft er auf das Holz des Tisches. Der Kaiser hat ihn wieder und wieder auf eine besondere, sehr bittere Art gedemütigt. Hat ihm das Mädchen Mara hingeworfen, nachdem er selber sich an ihr sattgeliebt hatte, hat ihn gezwungen, diesen seinen Wegwurf zu heiraten, trotzdem er wußte, daß das für ihn Ausstoßung aus dem Priesterstand und Bann bedeutete. Oft und abermals, solange Josef in seiner Umgebung war, hat er ihn mit derben, bäurischen, bösartigen Späßen gequält, vielleicht weil er wußte, daß Josef über Mächte und Eigenschaften verfügte, die ihm selber fremd und versagt waren. Alles in allem hat der Kaiser den Josef so behandelt, wie das hochmütige Rom eben immer den Osten traktierte. Der Osten war älter, länger zivilisiert, hatte tiefere Bindungen zu Gott. Man fürchtete diesen Osten, er zog einen an und war einem unheimlich. Man brauchte ihn, nützte ihn aus und zeigte ihm zum Dank und zur Rache bald Wohlwollen, bald Verachtung.

Josef dachte an seine letzte Begegnung mit dem Kaiser. Er preßte die *Zähne* aufeinander, daß die Jochbogen seines knochigen, blaßbraunen Gesichts doppelt stark hervortraten. Es war bei dem großen Empfang gewesen, den Vespasian unmittelbar vor Antritt seiner letzten, erfolglosen Erholungsreise gegeben hatte. »Bekommen wir jetzt bald die Neufassung Ihres ›Jüdischen Krieges‹, Doktor Josef?« hatte er ihn gefragt, eine Menge Menschen hatten zugehört. Und »Seien Sie diesmal gerechter mit Ihren Juden«, hatte er hinzugefügt mit seiner

rauhen, knarrenden Stimme. »Ich gestatte Ihnen, gerecht zu sein. Wir können uns das jetzt leisten.« Ließ sich ein frecherer Hohn denken? War es billig, ihn als gekauftes Werkzeug abzutun, sein Buch als läppische Schmeichelei? Josefs Gesicht rötete sich, heftiger mit dem Schreibzeug klopfte er auf den Tisch. Er hat den hochmütig behaglichen Tonfall des Alten genau im Ohr. »Ich gestatte Ihnen, gerecht zu sein.« Es ist gut, daß der Mund, der solche Worte sprach, keine Gelegenheit mehr haben wird, ähnliche zu sprechen. Er malt sich aus, wie dieser Mund jetzt schmal und verzerrt ist, weit offen vielleicht oder auch fest zugesperrt, krampfig bemüht jedenfalls um letzten Atem. Er wird keinen leichten Tod haben, sein Kaiser, er ist so voll Leben, es wird ihn sicher hart ankommen, dieses Leben zu lassen. Es wäre auch schwer zu ertragen, wenn diesem Manne ein leichter Tod vergönnt wäre.

»Ich gestatte Ihnen, gerecht zu sein.« Schön, sein Buch war dazu angetan, die römische Herrschaft zu festigen, die Juden des Ostens von einem neuen Aufstand abzuhalten. War das nicht im höchsten Sinne »gerecht«? Die Juden waren endgültig besiegt. Ihren großen Krieg so darzustellen, daß die Aussichtslosigkeit eines neuen Aufstands jedermann sichtbar wurde, war das nicht verdienstvoll im jüdischen Sinne noch mehr als in dem der Römer? Ach, er weiß, welche Lockung es ist, sich nationalem Hochgefühl hinzugeben. Er selber hat sich davon tragen lassen, als der Aufstand losbrach. Aber daß er damals, die Nutzlosigkeit der wilden und großen Unternehmung erkennend, den patriotischen Brand in sich austrat und der besseren Vernunft folgte, das, wahrhaftig, war die beste Tat seines Lebens und, im höchsten Sinne, gerecht.

Wer denn hätte das Buch über den jüdischen Krieg schreiben sollen, wenn nicht er? Er hat diesen Krieg von Jerusalem her und von Rom her erlebt. Er hat sich nichts geschenkt, er hat den Krieg mit angesehen bis zu seinem bitteren Ende, um sein Buch zu schreiben. Er hat die Augen nicht zugemacht, als man Jerusalem niederbrannte und den Tempel, das Haus Jahves, den stolzesten Bau der Welt. Er hat seine Landsleute sterben sehen in Cäsarea, in Antiochia, in Rom, wie sie in der Arena sich selber bis zum Tod zerfleischten, wie sie ertränkt,

verbrannt, von wilden Tieren gehetzt wurden, zum Spaß johlender Zuschauer. Er hat es mit angesehen, als einziger Jude er, von der kaiserlichen Loge aus, wie die Zerstörer Jerusalems im Triumph in Rom einzogen und wie sie die besten der Verteidiger mitschleppten, gegeißelt, jämmerlich, zum Tode bestimmt. Er hat das durchgestanden. Es war seine Bestimmung, das alles aufzuschreiben, wie es war, auf daß man den Sinn dieses Krieges erkenne.

Man kann die Geschichte des Krieges kühner schreiben, als er es getan hat, klarer, eindeutiger, freier. Er hat Konzessionen gemacht, hat manches große Wort getilgt, manches leidenschaftliche Bekenntnis, weil es im Rom Vespasians hätte Anstoß erregen können. Aber was war besser, Kompromisse schließend einen Teil der Wirkung zu erreichen oder prinzipientreu gar keine?

Welch ein Segen, daß jetzt der Alte stirbt und seinem Sohne den Platz frei macht, diesem Titus, dem Freunde Josefs, dem Freunde der Jüdin Berenike. Die Jüdin wird in den Palatin einziehen, und dann, ja, du sehr guter, sehr großer Kaiser Vespasian, dann erst wird mein »Jüdischer Krieg« seine ganze »gerechte« Wirkung tun. Josef läuft hin und her, schmeckt seinen Erfolg im vorhinein ganz aus. Mechanisch greift er nach dem sehr schwarzen Bart, der dreieckig in starren, gepflegten Locken von den ausrasierten Lippen herunterzackt. Er summt vor sich hin in jenem uralten Singsang, in dem er in seiner frühen Jugend in den Lehrstunden der Universität Jerusalem die Sprüche der Bibel zu zitieren gelernt hat. Sein hageres Gesicht strahlt Hochmut und Glück.

Er kann zufrieden sein mit dem Erreichten. Er hat durch zahllose Strapazen hindurch müssen, das Schicksal hat ihn heftiger geschaukelt als die meisten andern, aber im Grunde hat jede letzte Welle ihn höher getragen. Heute, mit seinen zweiundvierzig Jahren, in seiner besten Kraft, weiß er genau, was er kann. Es ist viel. Er war Soldat, er war Politiker: jetzt ist er Schriftsteller, und das von Herzen, ein Mann, der Gedanken aussinnt, die den Soldaten und den Politiker leiten. Man trägt ihm scharfe, hämische Worte seiner griechischen Kollegen zu, sie machen sich lustig über sein dürftiges Griechisch. Sollen

sie. Seine Leistung steht da, die Welt hat ja dazu gesagt. Wenn er aus seinen Büchern vorliest, dann drängt sich trotz seines schlechten Griechisch die ganze große Gesellschaft Roms, ihn zu hören. »Siebenundsiebzig sind es, die haben das Ohr der Welt, und ich bin einer von ihnen«, jenes uralte, hochmütige Wort eines verschollenen Priesters klingt in ihm auf. Er ist zufrieden.

Er ist nicht zufrieden. Seine langen, heftigen Augen werden finster. Er denkt an die, die ihn nicht gelten lassen.

An jenen Justus zuerst, seinen Freundfeind, Justus von Tiberias, der ihm seit seinen Anfängen als ein ewiger Vorwurf im Wege steht. Worin jetzt, nachdem man politisch unterlegen ist, die Aufgabe eines jüdischen Schriftstellers besteht, darüber waren sie beide sich klar. Es gilt, den Sieger Rom von innen her zu besiegen, im Geiste. Jüdischen Geist in seiner ganzen Großheit vor das mächtige Rom, vor die bewunderten, gehaßten Griechen so hinzustellen, daß sie sich ihm hingeben, das ist heute des jüdischen Schriftstellers Sendung. Von dem Augenblick an, da er zum erstenmal vom Capitol aus über die Stadt Rom hinsah, hat Josef das gespürt. Doch nicht er allein hat so gespürt, sondern, leider, eben auch jener Justus. Ja, jener Justus hat, sehr frühzeitig, klare Gedanken aus seinen Gefühlen gemacht. »Gott ist jetzt in Italien.« Josef weiß nicht mehr genau, wer dieses Wort zum erstenmal gesagt hat, er selber oder der andere. Ohne den andern jedenfalls wäre es nicht in der Welt.

Wie immer, nun hat ihrer beiden Arbeit das gleiche Ziel: der westlichen Welt das Wesen des Judentums darzustellen, seinen schwierigen, verkannten Geist, so oft verborgen unter scheinbar aberwitzigen Bräuchen. Nur eben ist die Methode des Justus viel härter, gerader. Er will nicht begreifen, der Mensch, daß man an Römer und Griechen ohne Kompromisse nicht herankommt. Als Josef glücklich so weit war, daß er die sieben Bücher seines »Jüdischen Krieges« abgeschlossen vorlegen konnte, da, inmitten des stürmischen Beifalls der Hauptstadt, hat Justus nichts für ihn gehabt als ein tödlich freches Lächeln. »Ich wüßte niemand, der Sprungbretter für eine gute Karriere besser fabrizierte als Sie«, damit hatte er Josefs

Lebensarbeit abgetan. Und dann hat er sich, dieser dreisteste aller Menschen, der doch ohne des Josef Zutun überhaupt nicht mehr in der Welt wäre, darangesetzt, sein, des Josef Werk noch einmal zu schreiben, einen »Jüdischen Krieg«, wie Justus ihn sieht. Mag er. Josef hat keine Angst davor. Das Buch wird werden wie die andern paar schmalen Bücher, die Justus bisher veröffentlicht hat, scharf, klar, geschliffen und ohne Wirkung. Sein eigenes Buch aber, das Buch mit dem dürftigen Griechisch und den Konzessionen, hat die Probe bestanden. Hat gewirkt, wird wirken, wird bleiben.

Und jetzt genug von Justus. Der ist weit weg, in seinem Alexandrien, und soll dort bleiben. Josef setzt sich an den Schreibtisch, nimmt das Manuskript des Phineas auf, des Sekretärs. Wieder wie so oft verdrießt ihn die flüchtige, unordentliche Schrift des Mannes. Gewiß, es kommt bei dieser Arbeit auf das Technische des Schreibens nicht an; allein Josef ist gewohnt an die Sorgfalt, mit der man die Schriftrollen der hebräischen Gesetzbücher herstellt, und er ärgert sich.

Er überfliegt das Papier. Meisterhaft ist es, das Griechisch dieses Phineas, keine Frage. Josef ist angewiesen auf seine Hilfe. So lebendig sein Aramäisch und sein Hebräisch ist, seinem Griechisch fehlen die Nuancen. Er hat den Phineas als Leibeigenen gekauft, für teures Geld. Er hat bald gesehen, daß er keinen zweiten Mitarbeiter finden könnte, so tauglich wie ihn. Niemand versteht besser als er, was Josef will. Bald aber auch hat er erkennen müssen, daß dieser Phineas, stolz auf sein Griechentum, im Grunde alles Jüdische verachtet. Der Sekretär zeigt es ihm auf seine Art. Oftmals, höhnisch geradezu, führt er ihm vor, wie geschmeidig er sich seinen Gedankengängen anzupassen vermag, und gibt einer Wendung jenen letzten Schliff, den Josef ersehnt. Aber dann wieder, gerade wenn Josef sein Herz daran hängt, einen Gedanken, ein Gefühl mit letzter Feinheit auszudrücken, dann versagt er sich, der Tückische, stellt sich dumm, sucht eifrig, beflissen und findet nichts, genießt es aus, wie Josef sich um das ersehnte Wort abzappelt, und läßt ihn am Ende im Stich in seiner Plumpheit. Am liebsten, trotz der Dienste, die er ihm leistet, jagte er ihn aus dem Hause.

Aber es geht nicht. Er kann ihn so wenig loswerden wie den Justus. Dorion, seiner Frau, ist der Mensch unentbehrlich geworden, sie hat ihn zum Erzieher des kleinen Paulus bestimmt, und auch der Junge hat sich in den Griechen vergafft, rettungslos.

»Siebenundsiebzig sind es, die haben das Ohr der Welt, und ich bin einer von ihnen.« Alle preisen ihn glücklich. Er ist ein großer Schriftsteller in einer Welt, die den Schriftsteller unmittelbar nach dem Kaiser ehrt. Aber dieser große Schriftsteller kann heute nicht mehr erreichen, was er damals erreichte, als er in seinen Anfängen war und noch keineswegs erprobt. Damals hatte er die Kraft, die Fremdheit wegzuschmelzen zwischen sich und Dorion. Damals, in Alexandrien, sind sie in eines geflossen, er und dieses Mädchen Dorion, seine Frau.

Wie weit das hinter ihm liegt. Vieles hat sich verändert in diesen zehn Jahren. Sie ist wieder die ägyptische Griechin geworden von früher, und er ist der Jude.

Aber jetzt, nun Titus Kaiser wird, nun der große Umschwung kommt, kann es nicht wieder werden wie in Alexandrien? Dorion liebt den Erfolg. Dorion kann den Mann nicht trennen von seinem Erfolg. Sicher weiß sie noch nichts von dem bevorstehenden Tod des Kaisers. Er wird hinübergehen zu ihr, um ihr selber die glückliche Wendung mitzuteilen. Sie wird dasitzen, schmal, lang – ihr Leib ist zart geblieben, nicht entstellt, trotzdem sie ihm Kinder geboren hat –, den gelbbraunen Kopf wird sie nach hinten werfen, leicht mit der stumpfen Nase wird sie schnuppern. Mit den dünnen Händen, mechanisch, wird sie ihren Kater Chronos streicheln, ihren geliebten Kater, den er nicht leiden kann und den sie für einen Gott hält, wie sie ihre glücklich verreckte Katze Immutfru für einen Gott gehalten hat. Er begehrt sie heftig, wie er sie sich so vorstellt, den Mund mit den kleinen Zähnen töricht halboffen vor Überraschung, nachdenklich, in der Haltung eines kleinen Mädchens. Dorion ist ein Kind, sie hat die Gabe, sich zu freuen, ungehemmt wie ein Kind. Man sieht, wie Freude in ihr entsteht, wie sie wächst, wie erst ihr Mund sich freut, dann die Augen, dann ihr ganzes Gesicht, endlich ihr ganzer Leib. Sie ist herrlich, wenn sie sich freut.

Er wird trotzdem nicht zu ihr gehen und sie benachrichtigen. Es wäre ein zu billiger Triumph, es wäre ein Eingeständnis, wie sehr er sie braucht, und er muß behutsam sein vor ihr, er darf sich nicht gehenlassen, er hat gewisse Wünsche, die sie ihm versagt. Ihr sein großes Verlangen zeigen hieße sich ihr unterlegen zeigen.

Aber viel Überwindung kostet es ihn, nicht zu ihr zu gehen. Er hat zahllose Frauen gehabt, er sieht jung aus und nach etwas Besonderem, er ist kräftig, elegant, Ruhm und Erfolg ist um ihn, die Frauen fliegen ihm zu. Doch erst seitdem er Dorion kennt, weiß er, was Liebe heißt und was Begehren heißt, und alle Verse des Hohenliedes beziehen ihm Sinn nur mehr aus ihr. Ihre Haut duftet wie Sandelholz, ihr Atem aus dem vorstehenden, begehrlichen Mund ist wie die Luft Galiläas im Frühling. Es gibt wenig Frauen, die er länger lieben kann als die Zeit, in der er körperlich mit ihnen zusammen ist. Auf alle Frauen in der Welt könnte er verzichten: aber daß er leben sollte ohne diese Frau Dorion, kann er sich nicht ausdenken.

Sie gehören zusammen. Sie ist die Frau seiner Rippe, und sie spürt es. Was alles hat sie ihm geopfert. Kurz nach ihrer Hochzeit schon hat er sich von ihr trennen müssen, um in Begleitung des Kronprinzen vor Jerusalem zu ziehen und den Fall der Stadt mit anzuschauen. Wie hat sie sich gehalten, als er endlich zurückkam, nur um sie von neuem wegzuschicken. Zeitlebens wird er sie vor sich sehen, wie sie damals dastand, schweigend. Leicht und rein hob sich auf ihrem steilen Kinderhals der lange, dünne Kopf mit dem großen Mund. Sie schaute ihn an mit ihren meerfarbenen Augen, die zusehends dunkler wurden. Er sah ihre Haut, er wußte, daß diese Haut süß, glatt und sehr kalt war. Sie war alle Süßigkeit der Welt, diese seine Frau Dorion, und endlos hat sie ihn erwartet, und nun war er zurück, und sie stand vor ihm, und sie war ganz Verlangen nach ihm. Da war aber sein Buch, dieses verfluchte Buch, um dessentwillen er so vieles auf sich genommen hat, und wenn er bei ihr blieb, dann konnte er es nicht schreiben, und wenn er es jetzt nicht schrieb, dann entflog es ihm für immer. Er mußte ihr das sagen, er mußte sie wegschicken. Sie aber stand da, hörte ihn, hielt ihn nicht, sagte kein Wort des Widerspruchs. Nicht

einmal, daß sie ihm einen Sohn geboren hatte in der Zeit, da er vor Jerusalem gewesen war, sagte sie ihm.

Sehr anders war die Dorion von heute als jene Dorion. Während der fünfzehn Monate, da er sein Buch schrieb, dieses gesegnete, verfluchte Buch, hatte sie sich zurückverwandelt in die spöttische, hochmütige Dame von früher, jenes alexandrinische Mädchen, kühl und neugierig, angefüllt mit den leichtfertigen Gesichten der griechischen Fabelwelt. In solcher Gestalt war sie zu ihm gekommen, als er sie nach der Vollendung seines Buches zurückgerufen hatte. Sie war streitbar geworden, kritisch. Sie habe, hatte sie ihm erklärt, nun die schimpfliche Judensteuer eingeführt sei, ihren Übertritt zum Judentum rückgängig gemacht, und sie denke nicht daran, den kleinen Paulus beschneiden zu lassen. Es hatte wilden Streit gegeben. Er wollte es nicht dulden, daß man seinen Sohn als Griechen erziehe, daß sein Sohn ausgeschlossen bleiben sollte aus der Gemeinschaft der Erwählten, Gottgläubigen. Aber seine Ehe als die eines römischen Vollbürgers mit einer Frau ohne römisches Bürgerrecht war vor dem Gesetz nur eine Ehe halber Legalität. Paulus unterstand der Vormundschaft der Mutter, war ägyptischer Grieche wie sie. Josef konnte ihn ohne ihre Einwilligung nicht zum Juden machen. Es wäre ihm nicht schwergefallen, seiner Ehe Vollgültigkeit zu erwirken, der Junge wäre dadurch zum Mitglied des Zweiten Adels geworden wie er selber. Wie oft hatte er Dorion bestürmt, darein zu willigen. Er wollte alles vorbereiten, es hätte sie einen einzigen Gang vor Gericht gekostet. Dorion lehnte ab. Damals in Alexandrien hatte sie darauf gedrängt, daß er das Bürgerrecht erwerbe. Sie hatte es zur Vorbedingung ihrer Ehe gemacht, daß er das Unmögliche erwirke und binnen zehn Tagen römischer Vollbürger sei. Jetzt zog sie es vor, Bürgerin Zweiter Klasse zu bleiben, nur damit der Junge auch weiter ihrer Vormundschaft unterstehe und kein Jude werde.

Paulus. Des Josef ganzes Herz hängt an dem Jungen. Aber Paulus ist der Sohn seiner Mutter. Er schaut auf zu dem Griechen, dem Leibeigenen, dem erst Josef die Freiheit geschenkt hat. Ihn liebt er, diesen verfluchten Phineas. Wenn Josef an ihn heranwill, sperrt er sich zu, ist fremd und höflich, wahr-

scheinlich schämt er sich seines Vaters, weil der ein Jude ist. Er selber ist ein Grieche, der kleine Paulus. Allein wenn jetzt, unter Titus, alles sich ändern wird, wird Josef dann nicht endlich die Wand niederreißen können zwischen sich und dem Jungen? Es muß ihm glücken. Er wird noch höher steigen, noch mehr Erfolg um sich häufen, und Dorion wird sich überzeugen lassen, wird ihm helfen. Sie wird begreifen, daß jetzt der Schriftsteller Flavius Josephus die Zukunft seines Sohnes nicht mehr gefährdet, auch wenn er ihn zum Juden macht.

Josef ist voll Zuversicht. Er ist zweiundvierzig Jahre alt, in seiner besten Kraft. Vespasian stirbt. Kaiser wird der Mann Titus, der Josefs Freund ist. Josef wird durchsetzen, was er will, wird aus seinem Leben austilgen, was ihn stört. Wird seine »Universalgeschichte des jüdischen Volkes« schreiben, das Buch, von dem er träumt, und Justus wird schweigen und keine Einwände wissen. Auch Dorion wird er von neuem zu sich zwingen, und seinen Sohn wird er zum Juden und Weltbürger machen, zu seinem ersten Jünger und Apostel. Josef hat das Pergament mit den unordentlichen Schriftzeichen des Phineas aufgerollt. Phineas, der Grieche, der Judenhasser, ist ihm im Wege, er muß fort. Es wird schwer sein, sich ohne ihn zu behelfen. Josef hat einen Psalm geschrieben, den Psalm des Weltbürgers. Leise vor sich hin spricht er die hebräischen Verse:

»O Jahve, gib mir mehr Ohr und mehr Auge,
Die Weite deiner Welt zu sehen und zu hören.
O Jahve, gib mir mehr Herz,
Die Vielfalt deiner Welt zu begreifen.
O Jahve, gib mir mehr Stimme,
Die Größe deiner Welt zu bekennen.

Merkt auf, Völker, und hört gut zu, Nationen.
Spart nicht, spricht Jahve, mit dem Geist, den ich über euch ausgoß,
Verschwendet euch, geht die Stimme des Herrn,
Denn ich speie aus denjenigen, der knausert.

Und wer eng hält sein Herz und sein Vermögen,
Von dem wende ich mein Antlitz.

Reiße dich los von deinem Anker, spricht Jahve.
Ich liebe nicht, die im Hafen verschlammen.
Ein Greuel sind mir, die verfaulen im Gestank
ihrer Trägheit.
Ich habe dem Menschen Schenkel gegeben, ihn zu
tragen über die Erde,
Und Beine zum Laufen,
Daß er nicht stehen bleibe wie ein Baum in seinen Wurzeln.

Denn ein Baum hat nur *eine* Nahrung.
Aber der Mensch nähret sich von allem,
Was ich geschaffen habe unter dem Himmel.
Ein Baum kennt immer nur das gleiche,
Aber der Mensch hat Augen, daß er das Fremde in
sich einschlinge,
Und eine Haut, das andere zu tasten und zu schmecken.

Lobet Gott und verschwendet euch über die Länder.
Lobet Gott und vergeudet euch über die Meere.

Ein Knecht ist, wer sich festbindet an ein einziges Land.
Nicht Zion heißt das Reich, das ich euch gelobte,
Sein Name heißt: Erdkreis.«

Es sind gute Verse, sie besagen genau das, was er sagen will. Aber es sind hebräische Verse, und so, wie sie jetzt übersetzt sind, klingen sie arm und ohne Musik. Ihre Wirkung auf die Welt können sie erst tun, wenn auch im Griechischen ihre Musik mitklingt, die Musik von den Stufen des Jahve-Tempels. Als man vor nunmehr dreihundert Jahren die Heilige Schrift ins Griechische übersetzte, da arbeiteten die zweiundsiebzig Doktoren, die mit dem Werk betraut waren, unter Klausur, jeder streng abgesondert; dennoch hatte der Text eines jeden am Ende wortwörtlich übereingestimmt mit dem Text aller andern, und es war ein herrliches Werk geworden. Aber

solche Wunder geschehen nicht mehr. Er findet keine zweiundsiebzig Menschen, die seinen Psalm übersetzen könnten. Er findet keinen einzigen außer, vielleicht, diesen Phineas, und Phineas müßte guten Willens sein und seine ganze Kraft daran wenden.

Wie immer, der Psalm ist in der Welt, wenn auch in schlechtem Griechisch. Nun Titus Kaiser wird, darf es sich der Schriftsteller Flavius Josephus erlauben, wieder der Doktor Josef Ben Matthias zu sein. Er wird seine Gefühle reiner ausdrücken, tiefer, jüdischer, in schlechterem Griechisch. Er verzichtet auf Phineas, er ist fertig mit ihm. Einmal, trotzdem, wird die Stunde kommen, da alle Völker seinen Psalm verstehen.

Der Kaiser Titus Flavius Vespasian lag am Abend dieses Tages im Schlafraum seines altmodischen Landhauses in der Nähe des Städtchens Cosa. Als er gemerkt hatte, daß es zu Ende ging, hatte er sich hierherbringen lassen auf das von der Großmutter ererbte etrurische Gut, wo er aufgewachsen war. Er liebte das bäurische, verräucherte Haus, an dem Geschlechter gebaut und immer wieder angebaut hatten. Er hatte alles unverändert gelassen, unkomfortabel und dunkel, wie es vor sechzig Jahren in seiner Knabenzeit gestanden war. Die Decke des Zimmers war niedrig, geschwärzt, die Tür des großen, fensterlosen Raumes öffnete sich weit auf den riesigen, von einer uralten Eiche überschatteten Hof, in dem sich ein Schwein mit seinen Ferkeln herumtrieb. Das breite Bett, sich nur ein paar Handhoch über den Boden erhebend, war in eine nicht hohe Nische hineingebaut, es war ein Steinlager, viel Wolle darauf, überzogen mit grobem Bauernleinen.

Auf diesen primitiven Schlafraum also richtete die große Stadt Rom ihre Augen, ja, schon Italien und die näher gelegenen Provinzen; denn geflügelt hatte sich die Nachricht von dem bevorstehenden Tode des Kaisers verbreitet.

Es waren nur wenige Menschen um den Kaiser, sein Sohn Titus, der Leibarzt Hekatäus, der Adjutant Florus, der Kammerdiener, der Friseur; dazu Claudius Regin, der Hofjuwelier, Sohn eines sizilischen Freigelassenen und einer jüdischen Mutter, der große Finanzmann, von dem sich der Kaiser

in wirtschaftlichen Dingen gern beraten ließ. Diesen Mann hatte Vespasian an sein Sterbebett befohlen. Die Anwesenheit seines jüngeren Sohnes hingegen, Domitians, hatte er sich ausdrücklich verbeten.

Es war sieben Uhr abends, aber es war der dreiundzwanzigste Juni, der Tag wird noch lang sein. Der Kaiser auf seinem groben Bett sah erbärmlich mager aus. Die Krämpfe und Durchfälle, die ihn den ganzen Tag über gequält, hatten jetzt nachgelassen, um so schmerzhafter spürte er seine Schwäche. Er dachte daran, daß man ihn gleich nach seinem Tod durch Senatsbeschluß heiligsprechen, unter die Götter erheben wird. Er verzog den langen Mund zu einem. Grinsen, wandte sich an den Arzt, leicht röchelnd, das Sprechen fiel ihm schwer: »Holla, Doktor Hekatäus. Diesmal wird's nichts mehr, diesmal werde ich ein Gott. Oder glauben Sie, daß ich noch warten muß, bis es dunkel ist?«

Man schaute gespannt auf den Doktor Hekatäus, was der erwidern werde. Hekatäus war berühmt um seiner Gradheit willen. Auch jetzt sagte er ohne Umschweife: »Nein, Majestät. Ich glaube, Sie werden nicht mehr bis zur Nacht warten müssen.«

Vespasian schnaufte stark. »Na also«, sagte er. »Los, meine Kinder.« Er hatte Auftrag gegeben, ihn, wenn es soweit sei, anzukleiden, zu rasieren, zu frisieren. Er legte nicht viel Gewicht auf Äußerlichkeiten, aber er glaubte, Senat und Volk von Rom hätten Anspruch darauf, daß der Kaiser anständig sterbe. Titus näherte sich, das breite Knabengesicht des Neununddreißigjährigen war besorgt. Er wußte, welche Anstrengung es den Sterbenden kosten werde, sich baden und ankleiden zu lassen. Aber Vespasian winkte ab: »Nein, mein Junge. Disziplin muß sein.« Er versuchte, zu dem Adjutanten Florus hinüberzulächeln. Dieser Florus nämlich hielt auf Formen, litt unter der Formlosigkeit des Kaisers, unter seinem groben Dialekt. Vor drei Tagen noch, als Vespasian den Namen des Städtchens Cosa, wohin er gebracht werden wollte, »Causa« aussprach, hatte sich Florus nicht enthalten können, ihn zu korrigieren, es heiße nicht Causa, sondern Cosa. Woraufhin der Kaiser dem Adjutanten Florus erwidert hatte: »Ich

weiß schon, Flaurus.« – »Disziplin muß sein«, wiederholte er also auch jetzt, ein wenig mühsam, sehr im Dialekt. »Nicht wahr, Flaurus?«

Man badete den Sterbenden. Ausgemergelt, die grobe Haut faltig, Brust und Bauch schmutzigweißlich behaart, schnaufend, hing der Alte in den Armen seiner Leute. Man trocknete ihn, der Friseur machte sich mit dem Rasiermesser über ihn her. Es war ein guter Friseur, er war bei einem ersten ägyptischen Meister in die Schule gegangen, aber als Friseur des Kaisers hatte der Arme wenig Gelegenheit, seine Kunst zu zeigen. Er mußte statt der guten gallischen Seife billige lemnische Ziegelerde nehmen, die andere war dem Kaiser zu teuer, und nach dem Bade duldete er statt der echten Nardensalbe nur die scheußliche napolitanische Imitation. Heute aber durfte der Friseur das Kostbarste verwenden, was da war. Einer kleinen Büchse aus Alabaster und Onyx, einem Geschenk der Provinz Bithynien, entnahm er Balsam, Opobalsam, jenes edelste Würzwerk der Welt, in winzigen Quantitäten aus dem Innern Arabiens herbeigeschafft. Zwei Büchsen dieses Opobalsams gab es alles in allem auf der Erde, beide im Besitz der jüdischen Fürstin Berenike. Eine davon hatte sie vor Jahren dem Prinzen Titus geschenkt, und der hatte sie dem Friseur für diesen Tag überlassen. Die niedrige Bauernstube war voll von den edeln Düften, in die sich vom Hof her der Geruch der Schweine mischte. »Na, Flaurus«, sagte der Kaiser, »ich hoffe, ich stehe jetzt in gutem Gestank bei Ihnen.« Alle dachten daran, wie er einst dem Titus, als dieser sich über die von ihm ausgeheckte unwürdige Latrinensteuer beklagte, einen aus dieser Latrinensteuer stammenden Sesterz vor die Augen gehalten hatte mit den Worten: »Findest du, er stinkt?«

Gebadet und gesalbt ließ sich der Sterbende das purpurne Festkleid anziehen, dazu die hochgesohlten, schwarzgeriemten Schuhe des Ersten Adels. Er seufzte tief auf, als man damit zu Ende war, ließ sich zurücklegen. »Ein Glas eiskalten Wassers«, befahl er. Er sah, daß man zögerte. »Es kommt schon nicht mehr darauf an«, sagte er zu dem Arzt hinüber. »Meinen Sie nicht, Doktor Hekatäus?« Der Mann erwiderte aufrichtig: »Es kostet Sie höchstens zehn Minuten Leben.« Man

brachte ihm den Becher Schneewasser. Es tröpfelte in seinen ausgedörrten Mund, es schmeckte sehr süß. Wahrscheinlich hat Doktor Hekatäus ein Betäubungsmittel hineingetan, um seine Schmerzen zu lindern. Er leckte mit rauher Zunge die letzten Tropfen von den langen, gesprungenen Lippen. Jetzt aber, bevor ihm wirr wird, muß er es ihnen noch einmal einschärfen: »Daß ihr mich ja hochhebt, wenn ich das Zeichen mit dem Finger mache. Ich will im Stehen sterben. Keine falsche Rücksicht. Versprecht es mir. Versprecht es mir beim Herkules.« Er grimassierte hinüber zu seinem Sohne Titus. Der nämlich hat einmal einen umständlichen, kostspieligen Stammbaum der Dynastie anfertigen lassen zurück bis auf Herkules. Aber wenn sich Vespasian sonst auch in Repräsentationsdingen seinem Sohne fügte, damals hatte er aufbegehrt. Sein Vater war Steuerbeamter gewesen, später Bankier in der Schweiz, sein Großvater Inhaber eines Inkassobüros, sein Urgroßvater Inhaber eines Vermittlungsbüros für Landarbeiter. So war es und nicht anders. Daran ließ er nicht rütteln. Nichts da Herkules.

Er schnaufte, blinzelte hinaus in den Hof, der blaß und ruhevoll dalag. Vom Meer hatte sich ein leichter Abendwind aufgemacht, man hörte ihn im Laub der Eiche. Bald werden Sterne da sein, den Abendstern kann man wahrscheinlich schon sehen.

Es ist gut, daß es zu Ende geht. Bis jetzt ist das Sterben verhältnismäßig einfach. Als er sich das letztemal seinem Sohn Titus zulieb auf den Triumphwagen gestellt hat, um den Sieg über die Juden zu feiern, und den ganzen Tag aufrecht in den schweren Kleidern des Capitolinischen Jupiter hat herumfahren müssen, meine Lieben, das zum Beispiel ist viel härter gewesen. Jetzt wird er höchstens ein paar Minuten aufrecht stehen müssen.

Er hat wild herumgefuhrwerkt über den Erdkreis. Hat sich in England mit den Barbaren herumgeschlagen, in Rom mit dem Senat und dem Militärkabinett. In Judäa haben sie ihn verwundet, in Afrika mit Pferdeäpfeln nach ihm geschmissen, in Ägypten mit Heringsköpfen. Es ist wild auf und ab gegangen in seinem Leben. Er war Bürgermeister von Rom, Konsul,

Triumphator, aber auch Spediteur, Vermittler von Adelstiteln, Agent für dunkle Finanzgeschäfte, mehrmals bankrott. Wenn er sich nicht hat kleinkriegen lassen, dann ist das eigentlich das Verdienst der Eiche da draußen im Hof, dieser alten, heiligen Eiche des Mars. Sie hat, so haben ihm Mutter und Großmutter immer wieder erzählt, bei seiner Geburt einen unwahrscheinlich üppigen Wurzelschößling getrieben, ein Zeichen dafür, daß er vom Schicksal zum Höchsten bestimmt war. Lange genug hat sie sich blamiert, die heilige Eiche. Er hat gestöhnt, wenn seine Mutter und später seine Freundin, die Dame Cänis, unter Berufung auf diese Eiche ihn immer von neuem quälten, er dürfe sich nicht, wie er es doch so gerne wollte, behaglich hier auf dem Gut als zufriedener Bauer zur Ruhe setzen. Nun ja, er hat sich gefügt, hat fluchend weitergeschuftet. Schließlich hat die Eiche ja auch recht behalten, und seine Mutter und Großmutter, deren verräucherte Wachsbüsten draußen im Vorraum stehen, können zufrieden sein.

Es dämmert. Seine Gedanken werden dumpf und wirr, der Betäubungstrank beginnt zu wirken. Eine fettige Hand bemüht sich, die Mücken zu verscheuchen, die sich immer wieder auf der schweißigen, lederigen Haut seines Gesichts niederlassen wollen. Er blinzelt. Es ist Claudius Regin, der ihm die Mücken wehrt. Ein Halbjude, aber kein schlechter Mann. Vierzig Milliarden haben gefehlt, als Vespasian die Geschäfte übernahm. Vierzig Milliarden. Der Summe will ins Auge geschaut sein. Der Jude hat ihr ins Auge geschaut. Ohne den Juden hätte er sie nicht geschafft.

Claudius Regin, Halbjude, Mann aus dem Osten. Vespasian weiß, daß er ohne die Hilfe des Ostens nie Kaiser geworden wäre. Aber er ist Römer, der Osten ist ihm unheimlich, er mag ihn nicht. Man muß aus dem Osten soviel Profit ziehen wie möglich, aber tiefer darf man sich nicht mit ihm einlassen. Sowie er den Osten nicht mehr brauchte, hat er ihn kaltgestellt. Hat ganzen Provinzen, Griechenland zum Beispiel, ihre Privilegien wieder entzogen. Auch dieser Bursche Josef ist unausstehlich. Alle Literaten sind unausstehlich, die jüdischen doppelt. Leider kann man ohne sie nicht auskommen. Biographien sind wichtig. Man stirbt leichter, wenn man weiß, man

hinterläßt einen guten Geruch bei der Nachwelt. Ein richtiges Buch hält länger vor als ein Standbild. Das Buch dieses Juden Josef ist dauerhaft. Und nicht teuer, alles in allem. Noch keine Million hat er auf den Menschen verwendet. Ein lächerlicher Preis für ein paar Jahrtausende Nachruhm. Wenn er annimmt, das Buch hält für zweitausend Jahre vor, was dann hat pro Tag er für seinen Nachruhm bezahlt? Laß sehen. Zuerst: zweitausend mal dreihundertfünfundsechzig. Dann: eine Million geteilt durch das Ganze. Wenn er nur nicht eine so verfluchte Dumpfheit im Schädel hätte. Zweitausend mal dreihundertfünfundsechzig. Es geht nicht mehr. Aber auf alle Fälle ein gutes Geschäft.

Eine Mücke ist im Innern seines Ärmels. Daß er das noch spüren kann, ist ein günstiges Zeichen. Er kriegt auch bestimmt noch heraus, was ihn der Tag Nachruhm kostet. Man müßte die Mücke wegjagen. Aber das Sprechen erfordert Kraft, und er braucht seine Kraft für ein anständiges letztes Wort. Ein römischer Kaiser muß mit einem anständigen letzten Wort sterben. »Jagt mir die Mücke weg«, wäre ja ganz gut, aber doch nicht würdig genug.

Jetzt ist sie weg. Er hat Glück mit seinem Sterben. Hier in dieser alten, angenehmen Bauernstube mit dem Hof davor, der Eiche und den Schweinen läßt es sich leicht sterben, wacker, respektabel.

Sein Titus ist ein guter Sohn. Ein wenig zu ehrgeizig. Wenn man nicht scharf aufgepaßt hätte, dann hätte er ihn wahrscheinlich schon Vorjahren aus dem Weg geräumt. Die ganze Zeit hindurch hat er ihm seinen Arzt Valens aufzudrängen versucht. Ob er ihn vielleicht doch hat vergiften lassen? Nein. Der Doktor Hekatäus ist zuverlässig: es ist nur das Darmleiden. Zweitausend Jahre Nachruhm für insgesamt eine Million Sesterzien. Zweitausend mal dreihundertfünfundsechzig. Er würde es übrigens dem Titus nicht verdenken, wenn der ihm eine kleine Dosis Gift zugeführt hätte. Neunundsechzig Jahre, einen Monat und sieben Tage, das ist ein schönes Alter, damit kann man sich zufriedengeben. Die vierzig Milliarden Schulden sind auch weg. Unfreundschaftlich wäre es ja und nicht kindlich, wenn Titus ihm Gift gegeben hätte; denn er hat ihn

während ihrer gemeinsamen Regierung wirklich fast immer gewähren lassen. Zweitausend mal dreihundertfünfundsechzig. Er war doch sonst so stark im Kopfrechnen.

Es ist gut, daß er Order gegeben hat, sein Sohn Domitian dürfe nicht heraus zu ihm. Er möchte ihn jetzt nicht im Zimmer haben. Domitian, Bübchen, das Früchtchen. Er mag ihn nicht. Warum hat dieser verdammte Titus soviel herumgehurt? Jetzt hat er nur eine Tochter und kann sich Bübchen nicht vom Halse schaffen, man braucht ihn für die Dynastie.

Zweitausend mal dreihundertfünfundsechzig. Einen Philosophen müßte man da haben. Aber die Philosophen hat er hinausgeschmissen aus Italien. Es gibt vier Arten von Philosophen. Erstens diejenigen, die schweigen und für sich philosophieren; die sind schlimm und verdächtig, weil sie schweigen. Zweitens diejenigen, die regelrecht Unterricht geben; die sind schlimm und verdächtig, weil sie reden. Drittens diejenigen, die Vortragsreisen machen; die sind überaus schlimm und verdächtig, weil sie sehr viel reden. Viertens die Bettelphilosophen, die Cyniker; die sind die allerschlimmsten, weil sie sogar unterm Proletariat herumgehen und reden. Trotz seinem unbehaglichen Respekt vor der Literatur hat er die Burschen allesamt aus dem Land gejagt. Gewisse hochnäsige Aristokraten haben erklärt, das sei pöbelhaft. Na schön, er hat keine Salonmanieren, er ist ein alter Bauer. Am heftigsten hat damals der Senator Helvid gegen ihn gewettert. Ein verdammt frecher Bursche, dieser Helvid. Bis zuletzt hat er ihm seinen Kaisertitel verweigert. Eigentlich imposant, soviel Frechheit. Aber unüberlegt, wenn man nicht zwanzig Armeekorps hinter sich hat. Böses Blut hat es gemacht, als er ihn abtat. In seiner Biographie wird die Geschichte trotzdem keinen Flekken zurücklassen. Denn als er sah, welchen Sturm das Todesurteil erregte, hat er es sofort kassiert. Erst dann freilich, als sein Sohn Titus die Exekution bereits angeordnet hatte, so daß bei allem guten Willen der Widerruf des Urteils zu spät eintreffen mußte. Schlau hat er das gedeichselt. In solchen Dingen haben Titus und er sich immer ohne Worte verstanden. Fair haben sie sich benommen, einer gegen den andern. Von den Freuden der Herrschaft hat er dem Titus den größeren Teil

gelassen. Dafür mußte der alle unangenehmen Maßnahmen auf die eigene Schulter nehmen, auf daß der Begründer der Dynastie nicht allzu unpopulär werde. Populär ist man sowieso nicht. Wenn man Vernunft anwendet, kann man schwerlich populär werden. Aber wenn eine Dynastie lange genug hält, dann wird sie vielleicht populär, selbst wenn sie vernünftig ist.

Zweitausend mal dreihundertfünfundsechzig. Er kriegt es nicht mehr heraus. Und er muß doch dem Titus noch sagen, daß der auch den jüngeren Helvid erledigen soll, auch den Senecio und den Arulen, so klug und schweigsam sie sich halten, und noch eine ganze Reihe anderer philosophischer Herren von der Opposition. Man kann es sich jetzt leisten, durchzugreifen. Die Dynastie sitzt fest genug, und, der Sterbende lächelt listig, seine eigene Biographie kriegt keine Flekken mehr davon.

Erledigt werden müssen die Burschen. Opposition ist ein großes Vergnügen für den, der sie macht. Aber man muß auch wissen, was man riskiert, und bereit sein, dafür zu zahlen. Wenn ihm nur das Sprechen nicht so schwerfiele. Er muß sich reiflich überlegen, ob er sein bißchen Atem für diese Weisung oder für ein anständiges letztes Wort verbrauchen soll.

Schade, daß Titus keinen Sohn hat. Julia, seine Tochter, ist ein nettes Mädchen. Weiß, fleischig, ein angenehmes Stück Weib, und sie trägt ihre kunstvolle Frisur so, als ob wirklich Herkules ihr Ahnherr sei und nicht der Inhaber des Inkassobüros. Ein richtiger, handfester, römischer Weibertyp ist ja doch das Beste, in Gesellschaft sowohl wie im Bett. Und da können die alten Geschlechter mit einigem aufwarten, das muß man ihnen lassen. Bübchen hat keinen schlechten Geschmack gehabt, als er sich mit soviel Energie diese Lucia ins Bett holte.

Es hat schwere Mühe gekostet, damals vor acht Jahren, den Titus von seiner Jüdin loszueisen. Hätte man ihn selber von seiner Cänis loseisen wollen, er hätte auch gebockt. Aber gewisse Dinge gehen nun einmal nicht. Dicke Steuern durchsetzen und gleichzeitig zu den Juden halten, das geht nicht, mein Lieber. Wenn man wirtschaftlich im Dreck steckt, dann muß man die Massen gegen die Juden loslassen. Von dieser Regel kann man nun einmal nicht ab. Manchmal hat der Junge

den Blick seiner Mutter, jenes Vage, Wirre, Unverantwortliche, jenes, geradeheraus, ein wenig Verrückte, das ihn an dieser Domitilla immer erschreckt hat. Dazu hat er seinen aristokratischen Tick. Wahrscheinlich ist er nur deshalb so ungeheuer auf die Jüdin hereingefallen, weil sie aus altem Königsblut stammt. Hoffentlich läßt er sich jetzt nach seinem Tod nicht von neuem mit ihr ein.

Ein stärkerer Wind weht, man hört ihn in der Eiche. Gute, alte Eiche. Sie hat sich bewährt. Es ist ein wenig frischer geworden, die edeln Gerüche, mit denen man Vespasian gesalbt hat, verwehen. Die Schweine haben sich in ihren Koben im Winkel zurückgezogen. Vespasian ist ein alter Bauer, es ist Abend und alles getan, er darf getrost sterben. Bis jetzt war eine leise Furcht in ihm, er werde noch einen Krampf kriegen und, vielleicht, sein kostbares Sterbekleid besudeln. Doch jetzt ist es sicher, daß ihm in den paar Minuten, die es noch dauern wird, nichts mehr passiert. Er wird seine Sache gut machen bis zuletzt. Wenn bei der Leichenfeier seine Väter und Urväter vor ihm einhergehen und seine Mutter und seine Großmutter, er darf sich mit ihnen sehen lassen. Alles, was seine Vorfahren geleistet haben, der. Bankmensch, der Mann vom Inkasso- und der vom Vermittlungsbüro und die tüchtigen Gutsbesitzer, von denen er von Mutterseite abstammt, alles das mündet in ihn ein wie Flüsse in ein großes Meer. Er hat das Gut gehalten, er hat es ausgezeichnet bestellt, es ist gediehen, es ist ein riesiges Gut geworden, es reicht über die See, es ist der Erdkreis geworden, das Meer ist nur ein Teil von seinem Gut, es reicht nach Asien, nach Afrika, nach England. Sein Gut heißt Rom.

Nun aber ist es sehr dämmerig. Titus steht in der breiten Tür, die zum Hof hinausführt. Nicht groß, aber fest und stattlich steht er da, mit rundem, offenem Gesicht, das kurze Kinn kräftig vorgestoßen, so daß es scharf, dreieckig einzackt. Vespasian sieht seinen Sohn, er hört den Wind in der Eiche, seine behaarten Ohren sind voll von diesem Wind. Fernher durch den Wind hört er Schmettern von Trompeten wie seinerzeit, wenn er, in England oder in Judäa, Attacke kommandiert hat. Sein Titus hat leider keinen Humor, aber dafür ist manchmal in seiner Stimme etwas von diesem Schmettern. Vespasian kann

sich ruhig konsekrieren lassen, kann ruhig eingehen unter die Götter. Wenn Herkules auch nicht sein Ahnherr ist, er darf es sich erlauben, mit ihm zu reden als Mann zum Mann. Sie werden sich gegenseitig in die Rippen stoßen, Herkules wird lachen und die Keule senken, sie setzen sich nebeneinander und erzählen sich Witze.

Zweitausend mal dreihundertfünfundsechzig. Die Dumpfheit in seinem Schädel weicht plötzlich einer klaren Schärfe. Zweitausend mal dreihundertfünfundsechzig, sehr einfach, das sind siebenhundertdreißigtausend. Rund eine Million hat er auf diesen Burschen Josef verwandt. Also noch nicht eineinhalb Sesterzien kostet ihn ein Tag Nachruhm. Das ist geschenkt.

Er fühlt sich leicht und voll Zufriedenheit. Gleich wird es soweit sein. Nur kurze Zeit noch, zwei Minuten noch, noch eine. Die muß er durchhalten. Er muß Würde haben wegen der Eiche.

Er gibt das Zeichen mit der Hand, schwach, kaum merklich. Aber sie merken es, sie richten ihn hoch. Sie sollen es lassen. Es tut scheußlich weh, er ist ungeheuer schwach, sie sollen ihn liegen lassen. Aber er hat nicht die Kraft, es ihnen zu sagen. Er muß doch etwas sagen. Was denn? Er hat es so genau gewußt. Seit Tagen hat er sich auf sein letztes Wort vorbereitet. Sie richten ihn weiter hoch. Es ist unerträglich, aber sie haben keine Rücksicht.

Wind kommt von außen. Das schafft ein wenig Erleichterung. Sie sollen keine Rücksicht nehmen. Disziplin muß sein. Er will im Stehen sterben, so hat er es sich vorgenommen.

Und wirklich, er steht, oder vielmehr er hängt vornübergeneigt, die Arme um die Schultern der andern. Um die Schultern seines Sohnes Titus und seines Beraters, des Claudius Regin. Er hängt schwer vornüber, er schnauft kläglich, von der harten, ledernen Haut seiner Stirn rinnt Schweiß, Schweißtropfen stehen auf seiner mächtigen Glatze.

Es geht nicht mehr. Wozu die Quälerei? Der Halbjude Claudius Regin macht nicht mehr mit, er gibt dem Titus ein Zeichen. Sie lassen ihn zurückgleiten.

Der alte Mann, der Herr des Erdkreises, der diesen Erdkreis beharrlich, schimpfend, Witze machend, so lange auf seinen

Schultern geschleppt hat, läßt sich gleiten. Eine gewaltige Last wälzt sich von ihm. Er sieht die Eiche, er spürt den Wind, spürt die Seligkeit des Sichfallenlassens. Er liegt auf dem harten Lager, stolz, glücklich. Oh, er braucht nicht hauszuhalten, er kann seinen Atem verschwenden, er kann es sich erlauben, noch vor dem würdigen letzten Wort diesem schlauen Geschäftsmann Regin mitzuteilen, welch allerschlauestes Geschäft er gemacht hat. Flüsternd, grausig spaßhaft, keucht er ihm ins Ohr: »Wissen Sie, was ein Tag Nachruhm mich kostet? Einen Sesterz, ein As und sechseinhalb Unzen. Geschenkt, nicht?« Dann erst, sich zusammenreißend, den Kopf mit ungeheurer Anstrengung von einem zum andern wendend, stößt er hervor: »Cäsar Titus, meine Herren, sagen Sie dem Senat und dem Volk von Rom: ihr Kaiser Vespasian ist im Stehen gestorben.« Dies lügend, liegend, veratmet er.

Den zweiten Tag darauf wurde die Leiche, sorglich einbalsamiert, nach Rom überführt und im Kaiserhaus auf dem Palatin aufgebahrt, auf hohem Katafalk, in der Halle, wo die Wände entlang die Wachsbüsten der Ahnen standen. Da lag er also, der tote Vespasian, die Füße nach dem Ausgang hin, in purpurnem Kaiserornat, eine Kupfermünze mit der Umschrift »Das besiegte Judäa« als Fährgeld für den Totenschiffer unter der Zunge, Kranz auf dem Haupt, Siegelring am Finger, schwarzgekleidete Liktoren, die Rutenbündel gesenkt, vor ihm, und täglich kamen Titus, Domitian, Julia, Lucia und riefen ihn mit all seinen Namen und Titeln. Amtlich übrigens war er noch am Leben; denn der Senat hatte beschlossen, ihn unter die Götter zu erheben. Er galt also, bis zur Verbrennung, als noch nicht tot, man brachte ihm Speisen, legte ihm Dokumente vor, die Ärzte kamen, untersuchten ihn, gaben Bulletins aus über seinen Zustand.

Am Nachmittag aber, um von ihrem Kaiser Abschied zu nehmen, schritten in endlosem Zug Senat und Volk von Rom an dem Prunkbett vorbei, Hunderte vom Ersten, Tausende vom Zweiten Adel, Hunderttausende von den zwei Millionen Bewohnern der Stadt Rom.

Niemand wagte fernzubleiben; man wußte, daß die Polizei

Listen führte. Auch die hocharistokratischen Herren der Opposition stellten sich ein, an ihrer Spitze der Senator Helvid. Der Kaiser hatte seinen Vater töten lassen, weil der kühn die Rechte des Senats, der gesetzgebenden Körperschaft, hatte wahren wollen. Die Herren waren nicht wie ihre Väter, sie redeten nicht wie diese viel und laut, sie fügten sich. Aber sie vergaßen nicht. Der Tag wird kommen, da sie reden und handeln dürfen.

Auch jetzt also bezeigen sie dem Regime Unterwerfung, traten vor die Leiche, im Trauerkleid, wie der Brauch es forderte. Sie schauten den Kaiser an; selbst im Tode, mit geschlossenen Augen, schien ihnen sein mächtiger Schädel bäurisch und gemein. Der Vater Helvid hatte sich seinerzeit mit stolzen Worten dagegen verwahrt, als Vespasian die Ehre, das zerstörte Capitol neu aufzubauen, für sich in Anspruch nahm. Sie, die jüngeren, waren gewitzt, sie hatten im Senat dafür gestimmt, daß man den toten Parvenü zum Gott erhebe. Mag man ihm Tempel und Standbilder errichten: er bleibt tot. Da liegt er, er verzieht nicht die langen, schmalen Lippen zu seinem bösartigen Grinsen, er kann nicht mehr über sie witzeln auf seine gemeine Art, der sie, die würdigen, vornehmen Herren, so gar nicht gewachsen sind. Haß und Hohn im Herzen, schauten sie auf die Leiche, und mit trauernden, ehrfürchtigen Gebärden verhüllten sie das Haupt gleich den andern und riefen mit den andern: O unser Kaiser Vespasian, o du sehr guter, sehr großer Kaiser Vespasian.

Auch der Senator Junius Marull kam, der große Advokat und gefürchtete Redner, einer der reichsten Männer der Stadt. Er war kein politischer Gegner des Toten, aber er hatte dem Kaiser in seinen Geschäften Konkurrenz gemacht, und die beiden hatten einen langen, versteckten, erbitterten Kampf geführt. Als Vespasian sah, daß er den andern wirtschaftlich nicht schlagen konnte, hatte er ihn politisch und gesellschaftlich zu erledigen gesucht: er schloß ihn aus dem Senat aus, weil er – ein Vorwand von billiger Ironie – vor langer Zeit einmal in der Arena gegen eine spartanische Ringkämpferin angetreten sei. Der elegante, überfeinerte Marull hatte diese Maßregelung mit derselben gleichmütig spöttischen Geste hin-

genommen wie alle andern Handlungen des bäurischen Kaisers. Die Degradierung, nachdem er alle Genüsse der Welt ausgekostet, war dem blasierten Herrn nichts gewesen als eine neue Sensation. Höhnisch hatte er den breiten Purpurstreif und den hochsohligen Schuh der Hocharistokratie mit der Uniform der Entsagung vertauscht, mit dem härenen Mantel, dem Wanderstab, dem Bettelranzen des Stoikers, des Philosophen strengster Observanz. Sein härener Mantel freilich war vom ersten Schneider der Stadt angefertigt, sein Wanderstab mit Gold und Elfenbein eingelegt, sein Bettelranzen aus vornehmstem Leder. Im übrigen stand sein neuer Stoizismus ihm nicht weniger gut zu Gesicht als früher sein Prunk. Niemand konnte die Lehrsätze der stoischen Schule eleganter dozieren, und wenn er in der schönen Bibliothek seines Hauses über Philosophie sprach, dann drängte sich alles zu, was in der Stadt Geltung hatte.

Auch heute kam Junius Marull in seiner Philosophentracht. Es war offenbar anstößig, daß der frühere Senator in diesem Aufzug vor die Leiche trat, aber die Zeremonialbeamten fanden keinen rechten Grund, es ihm zu verwehren. Den blickschärfenden Smaragd hielt er vor das hellblaue Auge, und, den Toten angelegentlich, ungebührlich lange beschauend, sagte er mit seiner lauten, näselnden Stimme: »Ich will mir unsern sehr guten, sehr großen Kaiser genau betrachten, bevor er ein Gott wird. Einem Stoiker ist manches erlaubt, was einem Senator vielleicht nicht anstünde.«

Auch der jüdische Hofschauspieler Demetrius Liban verweilte ungeziemend lange vor der Leiche. Aller Augen waren auf dem sehr Berühmten, als er mit geübtem Schritt, der Würde, Trauer und Ehrfurcht ausdrückte, vor den Katafalk trat. In angemessener Entfernung blieb der nicht große Herr stehen, die etwas trüben, graublauen Augen richtete er eindringlich auf die geschlossenen des Kaisers. Er hatte eine Streitsache mit diesem Mann. Die letzten Jahre waren hart für ihn gewesen, und der Tote trug die Schuld daran. Der Tote war es, der ihm die Gelegenheit genommen hatte, sich seinem Publikum zu zeigen, er hatte ihn gezwungen, seinen Titel Erster Schauspieler der Epoche an andere abzugeben.

Klingt es nicht heute schon fast wie ein Märchen, daß man einmal Polizei und Militär hat aufbieten müssen, um die Unruhen zu dämpfen, die seine Pointen hervorgerufen haben? Unter dem neuen Kaiser, unter Titus, dem Freund der jüdischen Prinzessin, wird das anders werden. Die Nichtskönner, die Favor, die Latin, werden nicht länger Gelegenheit haben, einen Demetrius Liban in den Schatten zu stellen.

Da lag er, der Tote, der Feind. Er weiß nicht, was er ihm angetan hat. Wahrscheinlich hat er es auch bei Lebzeiten nicht gewußt. Für ihn war die Sache einfach gewesen: die Massen sehen es nicht gern, daß der Kronprinz mit einer Jüdin liiert ist, folglich zeigt der Kaiser, daß er diese Liaison nicht billigt, daß er die Juden nicht mag, und läßt den jüdischen Schauspieler nicht ans Licht. Von Kunst hat er nichts verstanden, der Bauer, der Emporkömmling. Wahrscheinlich hat er nicht die leiseste Ahnung gehabt, was er ihm, dem Demetrius, angetan hat. Woher auch soll ein Klotz wie der gewußt haben, was alles er anrichtete mit seiner albernen Politik? Nie hätte der begriffen, was es heißt, zuschauen müssen, wenn ein anderer an einer Rolle herumstümpert, die man selber in höchster Vollendung hätte schaffen können. Man erstickt an dem Grimm über die verpaßten Gelegenheiten. Welche Gefahren hat er auf sich nehmen müssen, um nur überhaupt zu einer Rolle zu kommen. Da hat einmal der alte Helvid, der Führer der Antikaiserlichen im Senat, der jetzt hingerichtete, ein freches Stück geschrieben, einen »Cato«, und dieses Stück in seinem Hause geladenen Gästen vorführen wollen. Welche Kämpfe hat er, Demetrius, durchgemacht, ehe er sich entschlossen hat, darin zu spielen. Es bedeutete Lebensgefahr, in dieser dem Regime feindlichen Aufführung aufzutreten, er war kein kühner Mann, und dabei war ihm die Rolle nicht einmal gelegen.

Still, gesammelt, ehrerbietig stand er vor dem Toten, aber in seinem Innern, stürmisch, haderte er mit ihm. Jetzt, du Toter, kannst du mich nicht mehr hindern, jetzt tauche ich wieder empor. Jung bin ich nicht mehr, einundfünfzig, der Beruf verbraucht einen. In vier langen Jahren habe ich ganze fünf Rollen gespielt, man kommt aus der Übung, man verliert den Kontakt mit dem Publikum. Aber ich habe trainiert, ich

habe Diät gehalten, ich schaffe es. Du bist tot, du bist ein »Gott«, aber ich bin der lebendige Schauspieler Demetrius Liban, und wenn es darauf ankommt, dann mache ich noch immer Statuen lachen, wie der alte Seneca einmal von mir gesagt hat. Paß auf, der Neue, dein Sohn, der versteht mehr als du von der Kunst, der läßt mich hinauf. Vor zwölf Jahren, im Trauerzug der Kaiserin Poppäa, habe ich die Karikatur der Poppäa gespielt, das war was, das war eine Leistung. Jetzt wird man mich an dich heranlassen. Ich werde Sie spielen, Majestät, bei Ihrem Leichenbegängnis, ich, nicht der Favor. Es ist noch nicht gewiß, ich sollte es noch nicht Wort werden lassen, noch nicht einmal Gedanke. Leider ist kein Holz da, an das ich klopfen könnte. Ob ich wohl an den Katafalk vor kann und klopfen? Nein, das geht nicht, übrigens ist er ja auch nicht aus Holz. Aber sie werden mir die Rolle geben. Jetzt, nachdem du tot bist, besteht kein Grund mehr, sie mir nicht zu geben. Ich bin der, der es am besten macht, die Rolle gehört mir, das ist klar, alle sehen es. Man muß mir sehr feind sein, um es nicht zu sehen, und Titus ist mir nicht feind. Und wie werde ich dich spielen, was werde ich aus dir herausholen, du Kaiser, du Gott, du Toter, du Judenfeind.

Der Schauspieler Demetrius Liban betrachtet den Toten, verhüllten Hauptes, ehrerbietig. Aber seine Augen sind nicht ehrerbietig. Bösartig durchforschen sie das Gesicht des Kaisers, spähen, was daran zum Lachen reizen könnte, erblicken, was die andern nicht sehen, die Spuren seines harten Geizes, den scharfen Kontrast zwischen seiner hausbackenen Art, seiner Nüchternheit, seiner bäurischen Derbheit und dem zeremoniösen Prunk seiner Stellung. So lange hast du mich in den Schatten gedrängt, während meiner besten Jahre hast du mich kaltgestellt. Aber jetzt bin ich daran. So, wie ich dich machen werde, wirst du im Gedächtnis der Menschen fortleben. Ich werde bestimmen, welche Maske, welche Form dein Andenken annehmen wird.

Verhüllten Hauptes gleich den andern grüßt er den Toten, den Arm mit der flachen Hand ausgestreckt, und mit den andern ruft er: O unser Kaiser Vespasian, o du sehr guter, sehr großer Kaiser Vespasian.

Schon hatte bis in die fernste Provinz der Feuertelegraf die Nachricht vom Tod des Kaisers verbreitet, und mit der Nachricht Furcht und Hoffnung.

In England schickte der Gouverneur Agricola die Grenztruppen vor bis zum Flusse Taus, fürchtend, der Thronwechsel könnte die nördlichen Pikten zu neuen Einfällen in das befriedete Gebiet ermuntern. Am Niederrhein regten sich die Chatten, die Bataver. In der Provinz Afrika rüstete in aller Eile der Gouverneur Valer Festus ein zweites Detachement Kamelreiter, er wollte den zu Raubzügen geneigten Stämmen der südlichen Wüste, den Garmaten, rechtzeitig beweisen, sie hätten unter dem neuen Herrn kein weniger wachsames Regiment zu erwarten als unter dem alten. An der untern Donau liefen Kuriere zwischen den Häuptlingen der Daker hin und her: war es ratsam, jetzt einen neuen Vorstoß über die römische Grenze zu wagen? Am Kaukasus, am Asowschen Meer hoben die Alanen die Köpfe, witternd, ob ihre Zeit gekommen sei.

Der ganze Osten spannte sich in Erregung. Der Provinz Griechenland hatte der karge Vespasian die Privilegien genommen, die ihr der kunstbegeisterte Nero verliehen hatte. Der neue Kaiser war jünger, war groß geworden in griechischen Ideengängen, in griechischer Bildung. Sicherlich wird er der adeligsten unter den Nationen des Reichs die Rechte zurückgeben, die man ihr geraubt hat.

In Ägypten rief der Gouverneur Tiber Alexander alle Offiziere und Mannschaften aus dem Sommerurlaub zurück. Seine Residenz, die Stadt Alexandrien, die zweitgrößte und die beweglichste der bewohnten Welt, fieberte. Die Juden dort, fast die Hälfte der Bevölkerung, reich und mächtig, hatten seinerzeit der neuen Dynastie als die ersten ihre Ergebenheit bewiesen und den Prätendenten Vespasian mit Geld und Einfluß unterstützt. Der hatte es ihnen nicht gedankt. Im Gegenteil, er hatte sie durch Einführung einer schimpflichen Sondersteuer gebrandmarkt und hatte es zugelassen, daß die Weißbeschuhten, die judenfeindliche Partei Ägyptens, unter Führung gewisser Professoren der Universität Alexandrien immer dreister wurden. Jetzt, hofften die Juden, wird Berenike Kaiserin, jetzt wird es aus sein mit den Weißbeschuhten.

Die Provinz Judäa selber machte ihrer Regierung Sorgen. Der Generalgouverneur Flavius Silva war ein gerechter Mann, aber seine Situation war schwierig. Viele Juden waren im Krieg umgekommen, viele hatte man zu Leibeigenen gemacht, viele waren ausgewandert. Ihre Städte verödeten, die griechischen blühten, und immer neue syrisch-griechische Siedlungen wurden gegründet. Die Rivalität zwischen den geduckten, erbitterten Juden und den privilegierten griechischen Einwanderern führte zu blutigen Zwischenfällen. Der Thronwechsel steifte den Juden den Nacken, schürte ihre Hoffnung, auf dem verwüsteten Grund Jerusalems, wo jetzt als einzige Baulichkeiten nackt und kahl römische Militärbaracken drohten, werde bald wieder ihre Stadt und ihr Tempel glänzen.

Ganz Syriens sommerliche Ruhe war gefährdet. Am Hof des Perserkönigs äugten und lauerten die Prinzen von Kommagene, Magnus und Kallinikos, deren Länder Vespasian annektiert hatte. Überall fanden für diese Prinzen Kundgebungen statt, der Gouverneur Trajan mußte scharfe Maßnahmen treffen, um die Ordnung zu sichern.

Bis in das ferne China strahlte die Nachricht vom Tode des alten Kaisers Wirkung aus. Vespasian hatte durch seine Luxussteuer den Handel mit chinesischer Seide und chinesischen Bronzen sehr beengt. Von dem jungen Kaiser erhofften sich die Seestädte am Roten Meer neuen Aufschwung. Sie schickten, um die alten Verbindungen anzuknüpfen, eine Gesandtschaft an den General Pan Tschao, den großen Marschall der Han-Dynastie.

So, von überallher, schaute man in Hoffnung und Furcht nach dem Palatin auf den neuen Herrn, auf Titus.

Dieser Titus, am vierten Tag nach dem Tode Vespasians, besprach in seinem Arbeitszimmer mit dem Zeremonienmeister und mit dem Intendanten der Schauspiele das Arrangement der Totenfeier. Der Zeremoniell für das Leichenbegängnis eines unter die Götter erhobenen Kaisers war vag und wollte bis in jedes Detail festgelegt werden; denn Titus wußte, Senat und Volk werden bei der geringsten Ungeschicklichkeit mit bösartigem Spott über ihn herfallen. Immerhin hat man jetzt

wohl alles durchgesprochen, die Herren könnten gehen: worauf warten sie?

In seinem Innern weiß Titus, worauf sie warten. Über *eines* hat man noch nicht gesprochen, über ein Unwesentliches, auf das aber ganz Rom neugierig ist, über die Frage nämlich, wer im Leichenzug den Toten verkörpern soll. Demetrius Liban ist beliebt; allein es bleibt ein heikles Problem, ob man dem Juden die Rolle des toten Kaisers geben darf. Titus sieht vor sich hin, hinauf zu dem Bild der Berenike. Um dem Vater kein Ärgernis zu geben, hat er das Porträt bisher in seinem kleinen privaten Arbeitszimmer hängen lassen; jetzt hat er es in diesen Raum gebracht, der auch offiziellen Besuchern zugänglich ist. Das lange, edle Gesicht der jüdischen Prinzessin schaut auf ihn, die eine ihrer großen, schönen Hände ist sichtbar, das Bild ist beängstigend lebendig, es ist ein Meisterwerk des Malers Fabull; Titus, während er es beschaut, hört ihre tiefe, leicht heisere, vibrierende Stimme, sieht ihren königlichen Gang. »Was übrigens die Besetzung der Rolle des Vespasian anlangt«, wirft er schließlich den noch immer zögernden Herren hin, »so werde ich Ihnen im Lauf des Tages Vorschläge machen lassen.«

Und dann, endlich, ist er allein. Er lehnt zurück, schließt die Augen, das breite, runde Gesicht erschlafft. In einer Viertelstunde wird Bübchen dasein, Domitian, sein Bruder. Es wird keine angenehme Auseinandersetzung werden. Titus ist ehrlich willens, Bübchen entgegenzukommen; aber gerade daß der Junge das weiß, das macht ihn so arrogant.

Der neue Kaiser hat die Augen geöffnet, schaut mit fast dümmlich träumerischem Blick vor sich hin, die Lippen wie die eines schmollenden Kindes vorgeschoben. Noch fünf Minuten. Er ist schrecklich müde. Soll er im Hausrock bleiben, wie er ist? Bübchen wird sicher in voller Gala auftreten. Was immer er tut, Bübchen wird es als Kränkung empfinden. Empfängt er ihn in der Tracht des Kaisers, dann ist es herausfordernd, empfängt er ihn im Hausanzug, ist es Nichtachtung. Er bleibt, wie er ist.

Die wachhabenden Offiziere draußen erweisen klirrend die Ehrenbezeigung: Domitian kommt. Wahrhaftig, er ist in voller

Uniform. Titus erhebt sich, geht dem zwölf Jahre Jüngeren höflich entgegen. Beschaut ihn aufmerksam wie einen Fremden. Bübchen sieht eigentlich besser aus als er selber. Das Gesicht ist weniger fleischig, er ist größer. Die Arme freilich hält er sonderbar eckig nach unten. Aber sonst ist die Haltung gut, er wirkt kräftig, jünglinghaft. Nur an der aufgeworfenen Oberlippe, findet Titus, erkennt man die Arroganz.

»Guten Tag, Bübchen«, sagt Titus und küßt ihn, wie es die Sitte verlangt. Domitian läßt es sich kalt gefallen. Er kann aber nicht verhindern, daß sein hübsches Gesicht sich rötet. Auch schwitzt er. Titus konstatiert es mit Genugtuung. Das kommt davon, daß er sich bei der Hitze so schwer und offiziell angezogen hat.

Es ist nicht nur die Hitze, die Domitian bedrückt. Für ihn hängt von dieser Unterredung mehr ab als für den Bruder. Er ist allerdings gut vorbereitet. Der Senator Marull, dem alten Kaiser von jeher abgeneigt und deshalb sein, des Domitian, Freund, hat sich seit seiner Degradierung ihm noch enger angeschlossen, und mit diesem höllisch klugen Berater hat er die Situation genau durchgesprochen. Die Sache liegt so. Der Alte hat ihn nicht gemocht, und dieser da mag ihn ebensowenig. Am liebsten hätten sie sich seiner entledigt. Titus könnte es auch ohne weiteres, er hat die Macht dazu. Aber er wird es nicht tun, Marull hat ihm das schlagend bewiesen. Im Gegenteil, Titus wird ihm im Lauf dieser Unterredung allerhand Konzessionen anbieten. Denn für Titus bedeutet die Dynastie den Sinn seines Lebens, und auf ihm, auf Domitian, steht die Dynastie. Titus hat zwar seine Tochter Julia, aber, und wenn er sich noch tausend Frauen ins Bett holt, er hat keine Hoffnung mehr, noch einen Sohn zu zeugen.

Domitian zögert, bevor er zu sprechen anfängt. Er ist willens, scharfe, heftige Dinge zu sagen, legt aber Gewicht auf Höflichkeit der Form. Auch weiß er, daß sich in der Erregung, wenn er laut wird, seine Stimme leicht überschlägt, darum will er ruhig bleiben, leise. Er verzeihe dem Bruder, sagt er endlich, daß der ihm nicht schon heute die Titel gegeben habe, die ihm zukämen. Daran müsse man sich wohl erst gewöhnen.

Titus, aus engen, nach innen gerichteten Augen, schaut dem

Domitian aufmerksam auf den Mund. »Willst du mir nicht erklären, welche Titel?« fragt er, ehrlich verwundert.

Er sei überzeugt, erwidert Domitian, der Mann, dessen Leiche unten in der Halle aufgebahrt sei, habe ihn zum Alleinerben eingesetzt. Er habe oft mit ihm darüber gesprochen, und er wisse genau, das Schriftstück sei auch ausgefertigt worden. Lediglich damit dieses Testament nicht an den Tag komme, habe Titus ihn vom Sterbelager des Vaters ferngehalten. Er bringt das mit leiser Stimme vor, errötend, manchmal ein wenig stotternd, mit sehr höflichen Gebärden.

Titus hört ihn an, immer ruhig und aufmerksam; ja er macht sich sogar Notizen, stenographiert, wie es seine Gewohnheit ist, einige Sätze mit. Da Domitian lange nicht zu Ende kommt, wischt er mechanisch mit dem Schreibgriffel wieder aus, was er sich notiert hat, glättet das Wachs. »Hör einmal, Bübchen«, redet er dem Domitian, wie der endlich fertig ist, freundlich zu, »ich habe dich zu mir bitten lassen, um mich mit dir offen auszusprechen. Wollen wir nicht wie vernünftige, erwachsene Männer miteinander reden?« Er ist fest entschlossen, auf den Unsinn nicht einzugehen, den der Bruder vorgebracht hat. Trotzdem, gegen seinen Willen, hat auch er sich gerötet. Das haben sie von der Mutter, daß sie ihre Erregung nicht verbergen können.

Domitian hat mit ängstlicher Spannung gewartet, wie Titus seine Frechheit aufnehmen werde. Er hatte gefürchtet, Titus werde mit schmetternder Stimme gegen ihn loslegen, und dieses soldatische Schmettern machte ihn immer nervös und schüchtern. Daß der Bruder leise blieb, war ihm eine Bestätigung. Die Methode, die Marull ihm angeraten hatte, war schon die rechte. Er habe es für seine Pflicht gehalten, fuhr er also fort, immer mit der gleichen Höflichkeit, den Bruder über seinen Standpunkt nicht im unklaren zu lassen. Er werde auch vor Dritten mit seiner Meinung über das beseitigte Testament nicht zurückhalten. Wenn anders Titus Schwierigkeiten vermeiden wolle, dann möge er ihm zumindest die Mitregentschaft einräumen.

Titus ist müde. Wozu das lange, unnütze Gerede? Es gibt soviel zu tun. Die Minister verlangen Entscheidungen, der

Senat, die Generäle, die Gouverneure der Provinzen. Die Zeremonien der Trauerwoche, die Vorbereitungen der Leichenfeier sind anstrengend, zeitraubend. Begreift Bübchen wirklich nicht, daß er den aufrichtigen Wunsch hat, sich mit ihm zu verständigen? Ach, wie gerne würde er ihn an der Herrschaft teilnehmen lassen. Aber es ist leider unmöglich, mit ihm zusammenzuarbeiten. Bübchen ist so heftig und von so böser Art, daß er binnen drei Wochen zerschlüge, was man in der mühevollen Arbeit von zehn Jahren aufgebaut hat.

Domitians Augen sind jetzt auf dem Bild, auf dem großen Bild der Berenike. Titus habe einigen Grund, meint er, immer mit der gleichen, höflichen Tücke, sich gut mit ihm zu stellen. Er werde es nicht leicht haben, die Dame gegen Senat und Volk durchzusetzen. Ohne dem Bruder zu nahe zu treten, glaube er, daß er selber sich bei den Römern größerer Popularität erfreue. Er gestatte sich, daran zu erinnern, daß sie vermutlich nicht hier säßen, wenn nicht seinerzeit er, Domitian, die Stadt gehalten hätte.

Titus hörte sich das wilde, phantastische Gerede aufmerksam an. Richtig daran ist nur so viel, daß vor zehn Jahren, als er und Vespasian noch mit dem Heer im Osten standen, Bübchen sich in Verkleidung aus dem belagerten Capitol gerettet hat. »Darf ich dich fragen«, erwidert er, und jetzt ist in seiner Stimme jenes Schmettern, das Domitian nicht liebt, »was deine damalige Flucht aus dem Capitol mit Berenike zu tun hat?«

Bübchen errötet tief. Es ist Marull, der ihm empfohlen hat, sowie es brenzlig wird, Berenikes Namen zu nennen, an diesen wunden Punkt des Titus zu rühren. Im übrigen fühlt er sich in der Sache mit der Jüdin im Recht, hier ist er der Sachwalter Roms. Natürlich kann Titus mit seiner Berenike schlafen, sooft es ihm Spaß macht. Aber daß die Beziehungen des Bruders zu der Jüdin so öffentlich sind, das gibt Ärgernis, und die Dynastie, gerade weil sie jung ist, muß darauf achten, Skandal zu vermeiden. Lange und ausdrucksvoll beschaut er das Bild. Dann, noch höflicher und zeremoniöser als vorher, führt er aus: »Sie werden eine jüdische Kaiserin nicht durchsetzen können, Bruder. Vielleicht wird man sie Ihnen verzeihen, wenn es auch

eine römische Kaiserin gibt. Vielleicht wird man Ihre Berenike neben meiner Lucia ertragen. Sie sehen, nüchternste Vernunft verlangt, daß Sie mich zumindest zum Mitregenten machen.«

Das ist richtig. Die Dynastie ist unpopulär. Berenike wird Anstoß erregen. Und mit Lucia, Bübchens Frau, der Tochter des überaus populären Feldmarschalls Corbulo, kann man sich sehen lassen, Rom liebt sie. Aber hat Titus nicht Zeit? Hat er nicht die Armee hinter sich? Wenn man ihm nur Zeit läßt, dann schluckt die Masse am Ende alles. Immerhin, gerade weil dieses Argument Domitians das erste ist, das Sinn hat, ärgert es ihn. Mit harten, engen Augen sieht er auf den Bruder, sein rundes, offenes Gesicht ist jetzt sehr rot. »Laß das meine Sorge sein«, herrscht er ihn an. »Glaube mir, ich werde Maßnahmen treffen, die mir Popularität unter allen Umständen sichern.«

Domitian, leidend unter dem Geschmetter, zuckt sichtlich zusammen, ist eingeschüchtert. »Aber vielleicht gestatten Sie, daß ich an Vaters Beerdigung teilnehme«, sagt er mit gefärbter Demut. »Was heißt das?« ärgert sich Titus. »Natürlich wirst du neben mir gehen hinter der Bahre.« – »Das ist freundlich von Ihnen«, bedankt sich immer mit der gleichen gefärbten Demut Domitian. »Und haben Sie auch angeordnet, daß die Beutestücke aus dem Jüdischen Triumph mitgeführt werden?« erkundigt er sich besorgt. Diese Frage ist hinterhältig. Denn man führt im Leichenzug das mit, was an die Leistungen des Toten erinnert; die Beute aber des jüdischen Krieges ist von Titus errungen worden, nicht von Vespasian.

Titus stand jetzt am Schreibtisch. Er war ein gutes Stück kleiner als der Bruder, aber nun war auch er gereizt, und er schaute so verächtlich auf Bübchen, daß der den Blick nicht aushielt. Titus dachte an den Toten, der unten in der Halle lag, im Purpur des Triumphators; an seinem Prunkbett aber zogen die Römer vorbei, in endlosem Zug. Was der also wohl, was der Vater dem Früchtchen geantwortet hätte, bedachte Titus. Und er fand die Antwort. »Man hat mir deine Rechnungen auf den Tisch gelegt«, sagte er kalt, sachlich. »Allein auf der Domäne am Albanersee hast du eine Million zweihunderttausend neue Schulden. Hat in Vaters verlorenem Testament auch was über deine Schulden gestanden?« Domitian schluckte. Der Vater

hatte ihn immer knapp gehalten, so daß er die Villa und das Theater am Albanersee, die Prunkbauten, die er für Lucia begonnen hatte, in den Anfängen hatte steckenlassen müssen. »Wollen wir nicht endlich ernsthaft reden?« begann von neuem, veränderten Tones Titus. »Ich will Frieden mit dir, ich will Freundschaft. Du sollst Geld haben, du sollst auf der Domäne bauen können, du sollst für Lucia haben, was du willst. Aber nimm Vernunft an. Gib Frieden.«

Domitian ist stark gelockt. Aber er weiß, Titus braucht ihn, auf ihm steht die Dynastie, Marull hat ihm versichert, er könne viel mehr aus ihm herauspressen. »Bedenken Sie, bitte«, erwidert er, »daß mir rechtens der Erdkreis gehört. Würden Sie sich an meiner Stelle mit einer Handvoll Sesterzien abspeisen lassen?« Titus, lächelnd, hat eine Anweisung geschrieben und eine Quittung. »Willst du das Geld, oder willst du es nicht?« fragt er. »Natürlich will ich das Geld«, mault stirnrunzelnd Bübchen, unterschreibt die Quittung und schiebt die Anweisung in den breiten Purpursaum seines Galakleides.

Titus fühlt sich erschöpft. Die ganzen letzten Jahre stak diese Müdigkeit in ihm. Er hat so lange auf die Herrschaft gewartet. Oft hat er mit dem Gedanken gespielt, sie mit Gewalt an sich zu reißen, es hat Überwindung gekostet, zu warten, er war klug, er hat sich überwunden. Er hat gehofft, wenn er erst nach Recht und Gesetz Herr der Welt sein wird, dann wird seine Müdigkeit vorbei sein, dann wird ein großes Glücksgefühl sie wegschwemmen. Und nun ist es soweit, nun liegt der Alte unten in der Halle. Aber die Müdigkeit ist nicht fort, nach wie vor füllt eine tiefe Gleichgültigkeit ihn an; dieses erste Erreichnis erwies sich als eine Enttäuschung. Jetzt hat die ganze Welt nur noch zwei Lockungen für ihn. Mit Berenike zusammen zu sein, mit Nikion, verknüpft, für immer, ist die eine. Die andere ist, diesen hier zu gewinnen, den Bruder. Sollte er wirklich nicht fähig sein, das zu erreichen? Er hat die Armee herumgekriegt, hat bewirkt, daß selbst sein nüchterner, zugesperrter Vater auf seine Art ihm zugetan war, daß Nikion trotz der Verbundenheit mit ihrem uralten Volk ihm die Zerstörung des Tempels verzieh und ihn liebt. Versagt er so übel hier vor diesem jungen Menschen? Was soll das kleinliche, kümmerliche

Gezänk? Er steht auf, tritt zu dem Sitzenden, legt ihm den Arm um die Schulter. »Nimm Vernunft an, Bübchen«, bittet er nochmals. »Mach keine Geschichten, die zuletzt nur dich selber schädigen. Zwing mich nicht, Härte gegen dich anzuwenden.« Er macht ihm neue Angebote, ihm zu beweisen, wie ehrlich er es mit ihm meint. Er will, um das Volk endgültig für die Dynastie zu gewinnen, öffentliche Bauten größten Stiles errichten, er will Spiele geben, wie man sie noch niemals gesehen hat. Bübchen, bietet er ihm an, soll für viele dieser Bauten, soll für die wichtigsten dieser Spiele als Protektor zeichnen und die Ehre davon haben.

Domitian hat die Oberlippe noch mehr vorgewölbt, er sitzt steif und ablehnend da. Sicher sind das Fallen, die Titus ihm legt. Das Volk endgültig für die Dynastie gewinnen will er? Aha, er sieht ein, wie wenig Anhang er im Volk hat. Er braucht ihn, er braucht den Namen des Jüngeren. Bauten großen Stiles errichten will er? Aha, er will ihm seine guten Baumeister abspenstig machen, die Grovius und Rabirius. »Ich will Mitregent sein oder nichts«, sagt er feindselig, starrköpfig.

Titus hört ihn an. Wut steigt in ihm hoch. Aber er darf sich nicht hinreißen lassen. Wenn er heftig wird, verdirbt er die Sache vollends. Um ruhig zu bleiben, sagt er sich vor, was alles für den Bruder spricht. Man hat ihn, als er ein Knabe war, elend und knapp gehalten; dann plötzlich, er war kaum achtzehn, fiel ihm die Stellvertretung des Vaters in Rom zu, das Regiment der halben Welt. Kein Wunder, daß einer da das Gleichgewicht verliert. Bübchen ist nicht unbegabt. Er hat Ideen, er hat Elan. Das Ungestüm, mit dem damals der Achtzehnjährige die junge, strotzende Lucia dahin brachte, sich scheiden zu lassen und ihn zu heiraten, war imposant. Imposant auch bei aller Überflüssigkeit der Schneid, mit dem er damals zur Armee nach Gallien aufbrach. Gibt es denn kein Mittel, den Bruder spüren zu lassen, wie läppisch sein Mißtrauen ist, wie überflüssig seine Quertreibereien?

Nein, es gibt keines. Bübchen spürt nichts. »Du wirst natürlich bei der Leichenfeier deinen Demetrius Liban beschäftigen?« fragt er bösartig. Titus hat geschwankt, ob er das tun soll. Jetzt, gereizt durch den Ton des Bruders, kann er

sich trotz aller Mühe nicht länger zähmen. »Ja«, sagt er scharf, ich werde mir gestatten, diesen Künstler zuzuziehen.« – »Du weißt«, erwidert giftig Domitian, und jetzt ist es aus mit seiner Höflichkeit, seine Stimme kippt, »daß Vater den Favor genommen hätte. Keinen anderen. Deinen Juden mit seinen vulgären Übertreibungen bestimmt nicht.« – »Dein Favor ist wohl diskret?« höhnt Titus zurück. »Das Couplet von den Schweinen ist wohl diskret?« Trotz des Schmetterns läßt Bübchen sich jetzt nicht einschüchtern. »Das stand zu erwarten«, erwidert er, »daß dein orientalischer Geschmack an den Schweinen Anstoß nimmt.«

Den Titus wurmt es, daß er auf den kindischen Ton des Bruders einging, daß er nicht hat durchhalten können. Er macht einen letzten, großen Versuch, Bübchen zu gewinnen. »Ich kann dich nicht zum Mitregenten machen«, sagt er, die Augen nach innen gestellt, versunken, gequält geradezu. »Du kennst die Gründe. Aber alles sonst will ich dir geben. Heirate Julia.«

Domitian sieht auf. Das ist mehr, als er erwartet hat. Wenn dieser da ihm die Tochter zur Frau geben will, statt ihn umbringen zu lassen, so bedeutet das allerhand. Wer kann wissen, ob Titus immer von der gleichen Langmut bleiben wird, ob er sich nicht doch eines Tages entschließt, sich des gefährlichen Nebenbuhlers zu entledigen, ihn zu beseitigen. Er, Domitian, an seiner Stelle hätte es längst getan. Heiratet er Julia, dann ist ihm Leben und Anspruch auf die Nachfolge gesichert. Dazu ist Julia schön. Blond, fleischig, weißhäutig, von einer lässigen, reizvollen Trägheit. Eine kurze Zeit schwankt er. Doch sehr bald wieder fällt ihn das alte Mißtrauen an. Der andere will, daß er Julia heirate, sich von Lucia scheiden lasse? Aha, Titus will Lucia für sich selber, will zeigen, daß ihm die Frau, die der Bruder geheiratet hat, als Freundin gerade recht ist. Gefehlt, mein Lieber. Darauf fällt dir ein Domitian nicht herein.

Er stellt sich vor, wie er seinen Freunden, dem Senator Marull und seinem Adjutanten Annius, diese Unterredung schildern, wie er vor allem seiner geliebten Lucia triumphierend davon erzählen wird. Bis in jede Einzelheit ausmalen wird er ihr, wie sich der Bruder vor ihm abgezappelt hat, wie er seine List durchschaut hat und ihn hat abfahren lassen. Lucia

wird lachen; sie kann gut lachen, und wer sie zum Lachen bringt, hat viel bei ihr gewonnen. Er ist sehr mißtrauisch, die Menschen sind Geschmeiß, davon ist er zutiefst überzeugt, aber wenn Lucia lacht, dann ist er glücklich. Vielleicht, wenn sie gut und zustimmend über seine Erzählung lacht, läßt sie ihn auch einmal wieder die Narbe unter ihrer linken Brust küssen, deren Berührung sie ihm so oft versagt. »Ich anerkenne Ihre guten Absichten, Bruder«, erklärt er endlich, sehr höflich. »Allein das ändert nichts an der Rechtslage. Die Unterschlagung des Testaments bleibt ein Verbrechen, das vielleicht vergeben, aber durch solche Angebote nicht gesühnt werden kann. Ich behalte mir alles Weitere vor«, schließt er, grüßt, geht.

Als er dann, am dreißigsten Juni, hinter der Bahre des Vaters einherschritt, fühlte er sich nicht unzufrieden. Daß man zum Beispiel die Beutestücke aus dem jüdischen Krieg mittrug, die Schaubrottische, den Goldenen Leuchter, daß man also der Wahrheit die Ehre gab und den Vespasian, nicht den Titus als den Besieger Judäas anerkannte, das hat er erwirkt, das hat der Bruder ihm konzedieren müssen. Je länger die Zeremonie dauerte, so mehr füllte ihn Befriedigung. Es ist gut, daß es mit dem Alten aus ist. Darin ist er mit Titus einig, daß man jetzt die Würde der Dynastie ganz anders wahren kann. Der Tote da vor ihm freilich, wie er auf seinem hohen Traggerüst halb sitzend liegt, in der Haltung eines Lebenden, die Wange in eine Hand gestützt, ist trotz des kaiserlich purpurnen Kleides nicht eben sehr würdig. Doch schon die Prozession der vorausschreitenden Ahnen ist eine höchst eindrucksvolle Schaustellung. Denn jetzt haben er und Titus freie Hand. Die Schauspieler, die dort vorne, eine endlose Reihe, zu Fuß, zu Pferd, auf Ruhebetten gelagert, die Ahnen verkörpern, ihre Masken tragend, stellen nicht den Inhaber des Inkassobüros dar und nicht den des Vermittlungsbüros, wohl aber Feldherren, Oberrichter, Präsidenten, und ihr Zug mündet aus in Herkules, den Ahnherrn des Geschlechts. Mögen die Beweisstücke für diese Vorväter zweifelhaft sein: wenn man sie den Massen nur oft

genug zeigt, dann glauben sie daran; er selber beginnt schon, daran zu glauben.

Neben dem kräftigeren, jüngeren Bruder wirkt Titus ein wenig müde. Ab und zu murmelt er mit den Chören: »O Vespasian, o mein Vater Vespasian«; aber es bleibt ein mechanisches Bewegen der Lippen. Er leidet unter der Hitze, unter seiner Schlaffheit. Vielleicht hat Bübchen ihm ein Gift eingegeben, ein schleichendes, langsam wirkendes. Sein Arzt Valens freilich bestreitet es, und Valens ist vertrauenswürdig. Vielleicht ist wirklich seine Erschöpfung einfach die Konsequenz seines wilden, rastlosen Lebens. Vielleicht auch die Folge einer Krankheit, die eine Frau ihm angehängt hat. Vielleicht auch weder Gift noch Krankheit, sondern einfach eine Strafe des jüdischen Gottes.

Neun Jahre sind es jetzt her, daß man das Haus dieses Gottes verbrannt hat. Nicht er: man. Er hat Berenike versprochen, den Tempel zu schonen, und er hat das Seine dazu getan. Wenn es am Ende doch anders kam, dann trägt er nicht mehr Schuld daran als sein Vater, und wenn er jetzt die Beute von damals, die Tempelgeräte, mit im Leichenzug führen läßt, so gibt er mit Recht dem Toten die Ehre des Triumphs, wälzt aber mit dem gleichen Recht die Verantwortung für die Lästerung des jüdischen Gottes auf ihn ab.

Er erinnert sich genau, wie er damals dem Ersten Zenturio der Fünften den Tagesbefehl für den fatalen neunundzwanzigsten August übergab. »Belästigt der Gegner die Lösch- und Aufräumekommandos, so ist er mit Energie abzuweisen, doch unter Schonung der Baulichkeiten, soweit sie zum eigentlichen Tempelhaus gehören«, so hat er es formuliert. Er ist gedeckt. Das Kriegsgericht hat alles festgestellt. Man hat der Ersten Kohorte der Fünften Legion die Unzufriedenheit der Heeresleitung ausgesprochen, weil sie den Brand nicht verhindert hat. Er braucht nicht lange einen guten Advokaten, um sich zu rechtfertigen.

Eine andere Frage bleibt allerdings, ob auch der beste Redner und listigste Advokat, ob selbst ein Marull oder Helvid ihn vor diesem verdammt listigen östlichen Gott, vor diesem unsichtbaren Jahve, zu einem Freispruch verhelfen könnte.

Der Zenturio der Fünften hat vorschriftsmäßig den Tagesbefehl wiederholt. Er sieht ihn noch, diesen Hauptmann Pedan, wie er damals vor ihm stand, fleischig, mit nacktem, rosigem Gesicht, gewaltigen Schultern, mächtigem Nacken, mit seinem lebendigen und seinem Glasauge. Er hat es noch gut im Ohr, wie der Hauptmann damals, wiederholend, den Befehl mit seiner quäkenden Stimme vorlas. Dann, unmittelbar nachdem Pedan geendet hatte, war ein winziges Schweigen gewesen. Er wußte noch genau, was er während dieses winzigen Schweigens gespürt hatte. Daß man das da herunterreißen müsse, das Weißgoldene, den Tempel dieses unheimlichen, unsichtbaren Gottes, daß man ihn unter die Füße stampfen müsse, das hat er gespürt. Jerusalem muß hin sein, Hierosolyma est perdita, die Initialen davon: Hep, Hep, das hat er damals gespürt, genau wie seine Soldaten. Aber was er gespürt hat, ist seine Sache, Gedanken sind unsichtbar, nur für seine Taten muß man einstehen. Möglich freilich, daß dieser listige Jahve es anders hält, der ja leider aus seiner Unsichtbarkeit heraus alles merkt. Vielleicht ist es deshalb, daß er sich jetzt an ihm rächt und ihn krank macht und ihm alle Tatkraft und Freude nimmt. Vielleicht wäre es klüger, an Stelle des Doktor Valens einen guten jüdischen Priester zu Rate zu ziehen. Er muß das mit seinem Juden Josef bereden.

Ach, wenn er es mit Berenike bereden könnte. Wenn er sie da hätte. Es ist ihrethalb, daß er diesen Feuertelegrafen eingerichtet hat. Sicher weiß man es längst in Judäa, daß der Alte tot ist. Sicherlich auch hat es Berenike in der Einsamkeit ihrer judäischen Besitzungen erfahren. Sicherlich weiß sie, wie sehr er sie braucht, sicher ist sie längst aufgebrochen. »O Vespasian, o mein Vater Vespasian«, bewegten sich seine Lippen. Aber seine Gedanken sind bei Berenike. Er berechnet, daß sie bei gutem Wind in zehn Tagen schon hier sein kann.

Endlich ist man auf dem Forum. Man macht halt vor der Rednertribüne. Titus ersteigt die Bühne. Er ist ein guter Redner, Lobreden auf Tote sind dankbare Aufgaben, er ist gut vorbereitet. Auf einem in der Falte seines Ärmels versteckten Täfelchen hat er stenographische Notizen. Seiner Sache sehr sicher also, ja mit einer gewissen Freude, begann er zu spre-

chen. Doch merkwürdigerweise wich er sehr bald ab von dem, was er sagen wollte. Er sagte fast nichts über den englischen Feldzug des Toten und wenig über die Errettung des Reichs und die Stabilisierung der Wirtschaft. Mit schmetternder Kommandostimme aber, in langen Sätzen, pries er, wie der Tote Jerusalem, die niemals eroberte Stadt, genommen und zerstört habe. Verwundert hörten es die Römer, Bübchen grinste geradezu. Auch die Juden standen erstaunt. Warum wollte es der neue Kaiser nicht wahrhaben, daß er der Zerstörer des Tempels war? Bedeutete es für sie Gutes oder Schlechtes, daß der neue Herr seine eigenen Taten zugleich mit der Leiche verbrennen wollte?

Auf dem Marsfeld war in Pyramidenform ein ungeheurer Scheiterhaufen errichtet, mit sieben sich verjüngenden Stockwerken. Die Pyramide war mit goldbestickten Decken bekleidet, Elfenbeinreliefs und Gemälde verherrlichten die Taten des Mannes, der jetzt im Begriff war, ein Gott zu werden. Gaben, die Senat und Volk dem Toten gespendet hatten, waren über die sieben Stockwerke verteilt, Speisen, Kleider, Schmucksachen, Waffen, Geräte, was immer ihm im Jenseits lieb und nützlich sein mochte. Weithin duftete der Scheiterhaufen nach Wohlgerüchen, nach Gewürz, Weihrauch, Balsam, auf daß der Gestank des Brandes übertäubt werde.

Die Dächer der Gebäude ringsum, der Theater, Badeanstalten, Wandelhallen, waren bedeckt mit Zuschauern. Vier große Tribünen waren errichtet für diejenigen, die man am Zug nicht hatte teilnehmen lassen können, weil die Entfernung vom Palatin zum Marsfeld nicht lang genug war, alle Berechtigten zu fassen.

Auf einer der Tribünen hatte man den Vorstehern der sieben jüdischen Gemeinden Roms Plätze angewiesen. Zu ihnen hatte sich Claudius Regin gesellt. Es waren sehr gute Plätze, und die jüdischen Herren betrachteten das als günstiges Zeichen.

Es war bitter notwendig, daß endlich freundlichere Winde kamen. Die Regierung hatte seinerzeit die Juden Roms den Aufstand in Judäa nicht entgelten lassen. Dennoch war mit der Zerstörung ihres Staates und ihres Tempels schwerer Kummer

über sie hereingebrochen. Obwohl viele von ihnen schon seit fast anderthalb Jahrhunderten hier in Rom saßen, hatten sie nie aufgehört, ihr Judäa als ihr Heimatland zu betrachten, und alle paar Jahre waren sie, frommes Glück im Herzen, zum Passahfest nach Jerusalem gewallfahrtet, zum Hause Jahves. Jetzt waren sie für immer dieser ihrer wahren Heimat beraubt. Nicht nur das: sie wurden Tag um Tag auf eine besonders demütigende Art an die Zerstörung ihres Heiligtums erinnert. Der Mann nämlich, dessen Leiche man jetzt hierhertrug, war nicht geneigt gewesen, ihnen die kleine Abgabe zu schenken, die sie früher für den Tempel in Jerusalem gezinst hatten. Er hatte vielmehr voll bösartigen Witzes verordnet, daß die fünf Millionen Juden des Reiches diese Steuer nunmehr für den Kult des Capitolinischen Jupiter zu entrichten hätten. Bei Todesstrafe war es ihnen verboten, sich dem Areal ihres eigenen, verwüsteten Tempels im Umkreis von zehn Meilen zu nähern: in höhnischem Glanz aber hob sich vor ihren Augen, von ihrem Geld neu errichtet, das Heiligtum der Capitolinischen Trinität, das Haus jenes Jupiter, der nach der Meinung dieser Römer ihren Jahve besiegt und in den Staub getreten hatte.

Und nicht nur diese schimpfliche Sondersteuer drückte sie. Da war noch die Frage der Emigranten aus Judäa. Der Krieg hatte eine ungeheure Menge Juden von dort weggespült. Die östlichen Provinzen mit ihren großen Städten Antiochien und Alexandrien hatten Hunderttausende aufgenommen; aber ihrer dreißigtausend etwa waren bis in die Hauptstadt gelangt. Es gab in Rom Juden von großem Reichtum und großem Einfluß, doch die Mehrzahl waren Proletarier, sie wohnten kümmerlich in freiwilligem Ghetto auf dem rechten Tiberufer, sie erregten durch ihr Elend und ihre Absonderung Unwillen und Gelächter, und der neue Zustrom zumeist bettelhafter Emigranten war den Altangesessenen unwillkommen. Dazu kam, daß zahllose Juden durch den Krieg Leibeigene geworden waren; noch immer bestand ein großer Teil des Menschenmaterials, das den Vorrat für die Tierhetzen und die andern blutigen Spiele der Arena bildete, aus Juden.

Selbstverständlich versuchte man von diesen Leibeigenen

so viele wie möglich freizukaufen; allein das erforderte große Mittel, und wen man freigekauft hatte, der lag einem auf der Tasche. Dabei schickten die jüdischen Gemeinden Alexandriens und Antiochiens immer wieder Delegierte, nun möchten doch auch die römischen Juden endlich größere Summen für die gemeinsamen Hilfskomitees stiften. Richtig war, daß jene östlichen Gemeinden für die Kriegsopfer ungleich höhere Beträge aufgebracht hatten als Rom. Aber Rom konnte eben nicht mehr leisten; es war schmerzhaft, immer wieder daran erinnert zu werden, wieviel reicher und mächtiger die östlichen Juden waren als die westlichen, immer wieder zu spüren, mit welchem Hochmut sie auf die Westjuden herabschauten.

Heute aber quälten diese Gedanken die Juden der Stadt Rom nicht so hart wie sonst. Vespasian war tot. Auf der Tribüne des Marsfeldes saßen die Repräsentanten ihrer sieben Gemeinden, ihre Präsidenten, Syndici und Doktoren, und warteten darauf, daß er unter die Götter eingehe. Sie versprachen sich manches von der Zeit, da dieser Vespasian endlich ein Gott und Titus Kaiser sein wird. Das Bild der Berenike hing groß und jedem sichtbar im Empfangsraum des neuen Herrn, sehr bald wird die jüdische Prinzessin auf dem Palatin einziehen. Sie wird, eine neue Esther, ihr Volk aus den Demütigungen retten, die seine Feinde ihm antun.

Die sieben Gemeinden liebten einander nicht. Die eine war modernistisch, liberalistisch, eine andere zählte nur Leibeigene und Freigelassene zu ihren Mitgliedern, wieder eine andere nur römische Bürger und große Herren; dennoch waren sie alle, Vornehme und Proletarier, freier Denkende und streng Ritengläubige, verbunden durch den gemeinsamen Schmerz um den verlorenen Staat, durch die gemeinsame Schmach der Judensteuer und der Eintragung in besondere Steuerlisten und jetzt durch die gemeinsame Hoffnung auf Umschwung.

Die jüdischen Herren auf der Tribüne saßen in einer großen Gruppe. Cajus Barzaarone, der Präsident der Agrippenser-Gemeinde, der mitgliederreichsten, ist nicht so zuversichtlich wie die übrigen Herren. Er hat viel erlebt und viel gesehen. Jahve ist ein gütiger Gott und ziemlich tolerant, aber der Kaiser, jeder Kaiser, greift oft ein in die Rechte Jahves und

macht es den Juden nicht leicht. Der alte Herr wiegt den klugen Kopf. Es ist schwer, ein guter Jude und zugleich ein guter Römer zu sein. Es ist schwer für ihn selber, seine Möbelfabrik, die erste in Rom, auf der Höhe und zugleich alle Gebote Jahves zu halten. Sein Vater, den er sehr liebte, hat sein Alter vergällt gesehen durch die inneren Konflikte, die diese Situation mit sich brachte. Es wird auch diesmal, erklärt er, nicht so einfach sein, wie die Herren es sich vorstellen. Es wird wahrscheinlich noch viel Wasser den Tiber hinunterfließen, ehe die Prinzessin Berenike Kaiserin ist, und wenn sie es wirklich wird, wer weiß, wieviel von ihrem Judentum sie dafür wird preisgeben müssen. Man hat da Beispiele.

Alle wissen, an wen der kluge, kopfwiegende Herr denkt. Der Schriftsteller Josef Ben Matthias ist den Juden Ursache ständigen Zankes und Ärgernisses. Dieser Mann, sein Leben, sein Buch, sein vielfacher Verrat und sein vielfaches Verdienst um die Judenheit, bleibt ihnen ein Rätsel. Das regierende Kollegium von Jerusalem hat ihn seinerzeit in den Bann getan. Einige von den Doktoren in Rom sind der Ansicht, nach dem Untergang des Tempels gelte dieser Bann nicht mehr. Aber den meisten Juden der Stadt ist Josef gleichwohl ein Abtrünniger, und sie halten, wenn er in ihre Nähe kommt, die sieben Schritte Abstand wie vor einem Aussätzigen. So auch hält es Cajus Barzaarone.

»Ich glaube«, sagt der Finanzmann Claudius Regin, und die schlauen, schläfrigen Augen unter seiner vorgebauten Stirn schauen gerade und unverwandt in die listigen, beweglichen des Möbelhändlers, »ich glaube, es wird sich jetzt zeigen, daß Doktor Josef Ben Matthias sein Judentum nicht vergessen hat.« Er gibt Josef mit Absicht seinen jüdischen Namen und Titel. Er möchte die Gelegenheit benützen, für ihn bei den Juden etwas herauszuschlagen. Wahrscheinlich weiß der sehr weltkundige Herr besser als die Männer hier auf der Tribüne um die vielen brüchigen Stellen im Wesen des Josef, und oft in seiner mundfaulen Art gibt er ihm das zu verstehen. Gleichwohl hat er eine aus den Tiefen kommende Neigung für ihn, er hilft ihm, wo er kann, und hat als des Josef Verleger einen großen Teil seines Ruhmes geschaffen.

Die Juden auf der Tribüne hören aufmerksam zu, wie Claudius Regin zu sprechen beginnt. Er betont zwar immer, er gehöre nicht zu ihnen, er sei froh, daß sein sizilischer Vater dem Drängen seiner jüdischen Mutter widerstehend, ihn nicht habe beschneiden lassen. Aber, alle wissen es, wenn *einer* ein Freund der Juden ist, dann dieser Claudius Regin. »Ich glaube«, fährt er fort, »es wäre gut, den Doktor Josef Ben Matthias zu unterstützen, wenn er sein Judentum beweisen will.« – »Kann man einen dabei unterstützen?« brummelt ablehnend Cajus Barzaarone. Aber Claudius Regin weiß, die Juden auf der Tribüne werden sich seine Worte überlegen.

Der Zug nahte, umkreiste das Marsfeld. Die auf der Tribüne erhoben sich, den Arm mit der flachen Hand ausstreckend, grüßten den toten Kaiser. Aber worauf sie warteten, alle, gespannt, das war nicht der tote, das war der lebendige Vespasian, der Schauspieler, ihr Schauspieler, Demetrius Liban, der Jude. Und da kam er auch schon, von weit her erkannte man sein Nahen an dem stürmischen Gelächter, das ihm voranging. Zwischen dem Senat und den Gruppen des Zweiten Adels schritten sie, der ganze Trauerzug der Ahnen, ein zweites Mal, dargestellt wiederum von Tänzern und Schauspielern, aber Masken und Gesten schärfer jetzt, grotesk, ins Komische verzerrt. Und da, endlich, als ihr letzter, Vespasian. Unser Demetrius Liban.

Nein, das war nicht Demetrius, das war wirklich Vespasian. Ein Jammer, daß der Tote sich nicht mehr selber sehen kann, es wäre ihm ein Hauptspaß. Mit derben, kräftigen Schritten ging Demetrius-Vespasian einher, seine Lippen waren vielleicht ein Winziges länger, seine Falten ein Winziges härter, ein Winziges breiter seine Stirn, ein Winziges nüchterner, vulgärer das ganze Gesicht als das des Toten da vorne. Aber gerade darum war er doppelt Vespasian. Leiblich gemacht war den Hunderttausenden der ganze Kontrast zwischen der Würde und Mystik römischer Kaisermacht und der bäurisch rechenhaften Persönlichkeit ihres letzten Trägers. Jubelnd begrüßten sie ihren Kaiser, wie er da zwischen ihnen einherschritt, Spott austeilend, Spott hinnehmend. Er sei vergnügt, sagte er den Massen am Straßenrand; es sei heute ein heißer Tag, das

mache durstig, das sei gut für die Latrinensteuer.

Seinen Hauptspaß aber hielt Demetrius Liban noch zurück. Soll er ihn überhaupt machen? Immer wieder faßte ihn Furcht vor seinem eigenen Mut. Jetzt aber sah er auf einer der Tribünen den Kollegen Favor, den Ersten Schauspieler der Epoche, den Nichtskönner, um dessentwillen dieser Tote ihn aus dem Licht in den Schatten gedrängt hat. Da packte es ihn, und das Herz trat ihm auf die Zunge. Mit derben Schritten machte er sich Bahn bis zum Intendanten der Schauspiele, wartete, bis es ganz still wurde, und, auf den Scheiterhaufen und die Pracht des Leichenzuges weisend, mit lauter, knarrender Stimme, fragte er: »Sagen Sie, Herr, wieviel haben Sie denn nun für den ganzen Zauber ausgeworfen?« – »Zehn Millionen«, antwortete wahrheitsgemäß der überraschte Intendant. Da grinste Demetrius-Vespasian schlau über sein hartes Bauerngesicht, stieß den andern in die Seite, streckte ihm die Hand hin, blinzelte, schlug ihm vor: »Gebt mir hunderttausend und schmeißt mich in den Tiber.«

Einen Augenblick stutzte man, dann aber pruschte man heraus, die Zuschauer am Straßenrand, die Senatoren auf der Tribüne; selbst die spalierbildenden Soldaten der Leibgarde konnten sich des Lachens nicht enthalten. Dröhnendes Gelächter war von einem Ende des Platzes bis zum andern.

Den Juden auf der Tribüne aber, trotzdem sie sich der ansteckenden Heiterkeit nicht entzogen, kamen sogleich Bedenken. Liban ist ein ausgezeichneter Schauspieler, meinten die einen, sein Witz ist gut, und er darf ihn sich leisten. Nein, meinten die andern, ein Jude muß Rücksicht nehmen, und es wird peinliche Folgen haben. Und ja und nein, und sie waren voll Anerkennung und priesen den Demetrius, und sie schüttelten sorgenvoll die Köpfe und schimpften.

Jetzt aber war der Zug am Scheiterhaufen angelangt. Man erstieg die Pyramide, setzte die Bahre auf dem obersten Stockwerk nieder. Titus öffnete dem Toten die Augen, er und Domitian küßten ihn, sie blieben bei ihm, während unten ein Regiment der Garde mit Tuben und Hörnern ein letztes Mal vorbeizog. Dann stiegen sie hinunter und zündeten, abgewand-

ten Gesichtes, den Scheiterhaufen an. In dem Augenblick, da die Flamme hinausschlug, schwang sich vom Giebel des obersten Stockwerks ein Adler in die Luft.

In wenigen Minuten stand die Pyramide in Feuer. Die entzündeten Massen des Parfüms verbreiteten einen ungeheuren, betäubenden Geruch. Die Zuschauer aber, nicht abgehalten von Hitze und Geruch, drängten vor, zerrissen das Spalier der Garde. »Leb wohl, Vespasian, leb wohl, du sehr guter, sehr großer Kaiser. Sei gegrüßt, Gott Vespasian«, riefen sie, stürzten zum Scheiterhaufen, warfen letzte Gaben in die Flammen, Kränze, Kleider, abgeschnittene Haarlocken, Schmuck. Ein Taumel ergriff sie, halb gespielte Trauer, halb echte, sie schrien, die Hörner und Tuben klangen, noch sah man den Adler in der Luft.

Auf seiner Tribüne der dickliche Finanzmann Claudius Regin schaute aus seinen schweren, schläfrigen Augen unter der vorgebauten Stirn in das Getümmel. Vielleicht spürte unter den Hunderttausenden allein er wirkliche Trauer. Ohne viele Worte zu machen, hatte der römische Kaiser niemanden als diesen Halbjuden in seine geheimen Sorgen und Freuden hineinschauen lassen. Vermutlich wußte niemand besser als er um die Schwächen des Toten, doch niemand besser auch um seine kluge Sachlichkeit, seinen trockenen, witzigen Verstand, seinen tiefen Blick fürs Menschliche. Claudius Regin verlor in ihm einen Freund. Mit seinen schweren Beinen schnell und mühevoll wackelte er herunter von der Tribüne, in die Hitze um den Scheiterhaufen hinein, schrie mit den andern, riß sich die Schuhe ab, schmiß sie in die Flammen.

Es wuchs die Hitze, das Geschrei, der Taumel. Selbst die große, römische Lucia konnte sich nicht halten, sie zerfetzte ihr schwarzes Gewand, warf die Fetzen in die Flammen, ihre linke Brust mit der kleinen Narbe darunter war bloß. »Leb wohl, Kaiser Vespasian. Sei gegrüßt, Gott«, schrie sie mit den andern.

Sehr schnell brannte die Pyramide nieder. Die glimmenden Kohlen wurden mit Wein gelöscht, dann sammelte man die Gebeine, begoß sie mit Milch, trocknete sie an Linnen ab, legte sie, mit Salben und Wohlgerüchen vermischt, in eine Urne.

Gleichzeitig aber, in einer kleinen Höhlung, die im Mausoleum des Augustus vorbereitet war, begrub man den beringten dritten Finger des Toten, den man vor der Verbrennung abgeschnitten hatte.

Josef arbeitete trotz der drückenden Hitze vom frühen Morgen bis tief in die Nacht. Es ging um mehr als eine stilistische Überfeilung. Er wollte jetzt, nach dem Tod des Vespasian, die jüdische Grundhaltung des Buches auch in der griechischen Version so klar herausarbeiten wie in der ursprünglichen aramäischen Fassung.

Phineas saß am Tisch, still, zugesperrt. Josef hielt sich in seinem Rücken. Sicherlich hatte der Sekretär, der überzeugte Grieche, Verachtung für die jüdischen Tendenzen des Buches und verhöhnte sie in seinem Innern. Sein großes, blasses Gesicht aber mit der mächtigen Nase blieb glatt, höflich, beflissen. Josef verlangte von ihm nicht weniger als von sich selbst, und Phineas, ohne ein Wort des Unmuts, hielt durch. Josef sah den starken, wenig behaarten Hinterkopf des Menschen, hörte seine tiefe, gleichmütige, wohlklingende Stimme. Der ganze Raum war angefüllt von seinem undurchdringlichen Hohn. Der Hohn des Josef freilich war besser, tiefer; sein Entschluß, sich von dem Mann zu trennen, gab ihm Überlegenheit.

So arbeitete er, gehetzt, verbissen, kaum gehemmt durch die vielen Widerstände, bis er die Überfeilung der ganzen sieben Bücher des »Jüdischen Krieges« vollendet hatte. Tief atmete er auf, als er soweit war. Er hatte sich bis jetzt keine Gedanken gegönnt an die Dinge außerhalb seiner Arbeit. Jetzt tauchte er herauf. Jetzt wollte er die Augen aufmachen, wollte sehen, was sich in diesen Wochen rings um ihn ereignet hatte.

Er schlenderte durch die Stadt. Es war angenehm, nach der Stille dieser letzten Wochen und ihrer engen Sammlung die Weite Roms zu spüren, sein brausendes Leben.

Josef geriet auf das Forum, das den Namen des toten Kaisers trug. Weiß und stolz hob sich vor ihm das Haus der Friedensgöttin. Am Mittwoch pflegten hier öffentliche Vorträge stattzufinden. Josef ging solchen Veranstaltungen gemeinhin aus dem Wege. Heute indes lockte es ihn, einen griechischen

Redner zu hören, ohne jede Endung und Wendung auf ihre Brauchbarkeit für sein eigenes Werk hin prüfen zu müssen. Er betrat den Tempel, ging in den Rezitationssaal.

Die übergroße Zahl der literarischen Vorträge war zur Plage geworden; die Vorträge im Friedenstempel gar galten als anspruchsvoll und überkultiviert, und gewöhnlich blieb der weite, vornehme Raum leer. Doch heute konnte Josef nur mit Mühe Platz finden. Der Redner nämlich, ein gewisser Dio aus Prusa, war in letzter Zeit, vor allem durch die Protektion des Titus, sehr in Sicht gekommen, und sein Thema »Griechen und Römer« war von höchster Aktualität. Denn der schlaue Kaiser Vespasian hatte zwar dem griechischen Osten viele wirtschaftliche und politische Privilegien entzogen, hatte aber diese Unbill durch Schmeicheleien für griechische Bildung und Kultur und durch Ehrengehälter für eine Reihe griechischer Künstler und Wissenschaftler versüßt. Der Steuerzuwachs aus dem Entzug der Privilegien brachte an die fünf Milliarden, die Ehrengehälter kosteten noch keine Viertelmillion. Trotzdem hatte die Geste auf die ehrsüchtigen Griechen ihre Wirkung nicht verfehlt. Die senatorische Opposition in Rom aber, immer bestrebt, den Kaiser, da sie es durch ernsthaften Widerstand nicht konnte, durch Nadelstiche zu kränken, hatte daraufhin die »Griechlein« noch heftiger als bisher ihre altrömische Verachtung spüren lassen. Dio, der Redner von heute, der Günstling des Titus, war der Wortführer der Griechen in Rom, und man war gespannt, was er sagen und was man ihm erwidern werde.

Viel Neues brachte der berühmte Mann nicht vor, das wenige freilich in glänzender Form. Er pries vor allem, und zwar mit deutlichen Spitzen gegen die Herren von der senatorischen Opposition, die man zahlreich unter den Zuhörern sah, die geistige Freiheit, die die Monarchie gebracht habe, ein Erreichnis, das der griechische Osten besonders schätze. Politische Freiheit, führte er aus, sei ein zynisches Vorurteil. Ein so riesiger Organismus wie der des Römischen Reiches müßte, wollte man ihn statt von einem einheitlichen Willen von einer größeren Körperschaft regieren lassen, schnell in Anarchie und Barbarei zerfallen. Ein geordnetes Ganzes aber sei die Voraussetzung

einer wirklichen Freiheit, der Freiheit im Geiste. Es sei also, so paradox es klinge, die Herrschaft eines einzelnen die einzige Möglichkeit, geistige Freiheit zu gewährleisten. Geistige Freiheit aber sei von jeher das A und O hellenischer Kultur gewesen, und es sei somit die Monarchie die den Griechen am meisten gemäße Regierungsform. Die römische Monarchie gar entspreche durchaus den Vorstellungen, die die Besten der Griechen seit Homer sich vom Staate gemacht hätten. Sie sei keine orientalische Tyrannis, sondern eben jenes aufgeklärte Königtum, das die politische Ideologie der hellenischen Klassiker immer und immer wieder ersehnt habe. Kein Wunder daher, daß seit den Zeiten des Augustus die griechische Bildung einen neuen Aufschwung genommen habe. Jetzt seien römische Macht und griechischer Geist im Begriff, für immer harmonisch eins zu werden.

Die Herren von der aristokratischen Opposition, kenntlich an dem breiten Purpurstreif ihrer weißen Galakleider und an ihren hohen, roten, schwarzgeriemten Schuhen, hörten die Rede mißvergnügt mit an. Sie hatten gleich erwartet, daß der Sprecher des Titus sein Thema zu Ausfällen gegen sie benutzen werde. Sie beharrten auf der Fiktion, den sechshundert Senatoren stehe die Herrschaft des Reiches zu, der Kaiser sei nur der Erste unter Gleichen, und was war der Vortrag des Dio anders gewesen als ein Angriff gegen diese ihre Auffassung? Sie standen in einer anmaßlichen Gruppe zusammen, als der Redner geendet hatte. Josef, mit vielen anderen, trat näher an die Gruppe heran; man war gespannt, ob sie sich auf eine Diskussion einlassen würden. Josef lachte in seinem Innern über ihre utopischen Ansprüche. Sie waren um nichts besser, diese Herren mit den hochklingenden Titeln und Ämtern, als jene »Rächer Israels«, die seinerzeit den jüdischen Aufstand fortgeführt hatten, als er längst besiegt war.

Jetzt begann wirklich einer von den jüngeren Herren zu reden. Er wagte es nicht, die monarchistischen Theorien Dios anzugreifen, er zog es vor, seinen Ärger in Schmähungen des Griechentums zu entladen. Wenn es im Osten immer wieder zu Reibungen komme, führte er aus, so liege das nur am Dünkel der Griechen. Die wollten den Römern vorschreiben, was sie

zu tun und zu lassen hätten, was einem Römer anstehe und was nicht. Wie sähen sie denn in Wahrheit aus, diese Menschen, die sich als das Salz der Erde betrachteten? Schnelle, witzige Urteile hätten sie bei der Hand, das leugne er nicht, ihre Beredsamkeit sei betäubend, aber sie seien höchst unbedenklich in der Wahl ihrer Argumente. Ihre leicht angeregte Phantasie hindere sie, zwischen Wahrheit und Lüge zu unterscheiden. Außerdem habe lange Knechtschaft sie zur Schmeichelei erzogen, ihre komödiantischen Talente entwickelt. Natürlich könne man diese Eigenschaften auch mit freundlicheren Worten bezeichnen, könne sie Anpassungsfähigkeit nennen, Anmut des Wesens und der Rede, Erfindungsgabe, Geschäftsgewandtheit. Wenn aber die Griechen sich ernstlich mit Rom verständigen wollten, täten sie gut, sich selbst zu sehen, wie sie seien. »Wir hier«, schloß er, »halten es gewiß für einen Vorzug, gut zu reden und zu schreiben und schöne Bilder zu malen. Aber die Fähigkeit, ein Reich und eine Armee zu organisieren, scheint uns wertvoller. Wir sind nicht gewillt«, fügte er bei, anspielend auf das hohe Ansehen, das Dio bei Hofe genoß, »es hinzunehmen, daß bei Tafel ein Jemand, den der gleiche Wind in unsere Stadt wehte, der uns die Damaszenerpflaumen bringt und die syrischen Feigen, vor uns den Vorrang hat. Daß wir von Kind auf die Luft des Aventin geatmet und uns mit sabinischer Frucht genährt haben, halten wir für einen Vorzug, den wir gegen keine Fixigkeit griechischer Rede vertauschen möchten.«

Josef, so plump ihm dieser Ausspruch römischen Stolzes schien, hörte es gern, daß der Mann den Griechen so hochmütig abfertigte. Viele hatten sich um die Gruppe gesammelt, Griechen und Römer, aufmerksam lauschend. Der Redner Dio stand dem jungen Aristokraten gegenüber, lang, elegant, sehr sicher, ein verbindliches Lächeln um den dünnen Mund. Er schien gleichmütig, aber man sah, wie es hinter seiner hohen, steilen Stirn arbeitete, und wartete gespannt, wie jetzt der griechische Professor, dieses Licht aus dem Osten, dem jungen, hoffärtigen Römer seine Frechheiten heimzahlen werde.

Allein noch bevor Dio den Mund auftat, hatte ein anderer sich an diese Aufgabe gemacht, ein Mann mit einem großen,

gescheiten Kopf auf einem mageren, eleganten Körper. Der Teint des Mannes war von krankhafter Blässe, seine Hände dünn, unmäßig lang. Aber man sah diese Blässe nicht mehr und nicht mehr die großen, dünnen Hände, sowie er erst zu sprechen angefangen hatte, man hörte dann nur mehr seine tiefe, wohlklingende, wandlungsfähige Stimme. Josef hatte das an sich selber erfahren. So zuwider ihm sein Sekretär Phineas war, er konnte sich dem Zauber seiner Rede schwer entziehen. Daß aber dieser Phineas sich an solchen Diskussionen beteiligte, hatte er bisher nicht gewußt, und er hörte aufmerksam und betreten zu.

Was Phineas sagte, war bis zur Gefahr tapfer. »Es ist nicht ausgemacht«, meinte er, und sein Ton war besonders höflich, »ob wir Griechen, wenn wir unsere ganze Intensität auf Erhaltung unserer politischen Freiheit gerichtet hätten, besiegt worden wären. Wer Isokrates aufmerksam liest, der erkennt, daß es unter uns jederzeit Männer gab, die unsere politische Freiheit bewußt preisgeben wollten, um unsere geistige Freiheit zu wahren. Darin hat dieser große, weise Herr Dio aus Prusa zweifellos recht. Allein nicht zu dem Zweck haben wir auf unsere politische Souveränität verzichtet, um uns jetzt von Männern heruntermachen zu lassen, die die Zusammenhänge nicht überblicken. Wir haben ein Universalreich angestrebt. Rom hat, im Rohbau wenigstens, dieses Universalreich geschaffen. Wir müssen uns aber dagegen verwahren, daß man uns unseren Anteil abspricht. Wir geben Rom, was Roms ist: man anerkenne, was unser ist. Unser Anteil ist nicht gering. Nehmen Sie der römischen Bildung ihre griechische Grundlage, und alles stürzt zusammen. Cicero ist nicht denkbar ohne Demosthenes, Virgil nicht ohne Homer. So gewiß in Politik und Wirtschaft Rom der Welt Gesetze gibt, so gewiß trägt alles Geistige unsere hellenische Prägung. Kaiser Vespasian hat uns Freiheiten entzogen, die ein früherer Monarch uns gegeben hat. Wir beklagen uns nicht darüber. Wir haben auch nicht groß gejubelt, als jener andere uns diese Freiheiten verlieh. So mächtig der römische Kaiser ist, die Dinge, die uns Griechen die wichtigsten auf der Welt scheinen, kann er uns nicht nehmen und nicht geben. Er kann sie bestenfalls von uns emp-

fangen. Der junge Herr, der von der Höhe seines Senatorenschuhs so tief auf uns ›Griechlein‹ in unseren silbernen Sandalen herabschaut, möge wissen, daß wir bei all unserer Schmiegsamkeit *eine* Eigenschaft nicht umbiegen und nicht umlügen, niemandem zuliebe: den Stolz, Griechen zu sein. Macht ist eine große Sache, Politik ist eine große Sache, aber im Bereich des Geistes, vom Standpunkt des ordnenden Philosophen aus, sind die Politiker nichts Besseres als Polizisten, ausführende Organe des Alleinherrschers Geist. Ohne Aristoteles, ohne griechische Ideologie wäre Alexander nicht möglich gewesen. Und was ist dieses große Römische Reich anders als, in kleinerem Format, die Wiederholung dessen, was als erster Alexander geschaffen hat?«

Josef stand ziemlich weit hinten. Er konnte Phineas schlecht sehen und hoffte nur, der habe ihn nicht gesehen. Die Stimme des Mannes drang in ihn. Der Mann brauchte keine großen Worte zu machen, eine leise Schwingung seiner Stimme, und sein Gegner war begraben unter einem Berg von Hohn. Betroffen nahm Josef wahr, wie selbst die eisig hochmütigen römischen Aristokraten sich seiner Rede nicht entziehen konnten. Sie machten Miene, zu gehen, aber sie blieben, sie hörten zu, sie schauten auf den großen, blassen Kopf, aus dem geflügelt die Worte kamen. Josef verstand die Tiefe dieses Erfolgs. Phineas sprach vor Männern, die ihm nicht gewogen waren, er, der Freigelassene, vor Männern des höchsten Adels. Es war sicherlich nicht das erstemal, daß er bei einer solchen Gelegenheit sprach: so spricht keiner, der das erstemal spricht. Wie kam es, daß er ihm niemals ein Rühmens aus seiner Begabung gemacht hat? Welcher Hochmut von dem Freigelassenen, welch innerer Vorwurf für ihn selber, daß er es nicht für der Mühe wert hielt, ihm davon auch nur zu sprechen.

Aber mehr als das alles traf ihn der Inhalt dessen, was der Mann sagte, dieser selbstverständliche Stolz auf die griechische Superiorität. Waren das nicht seine eigenen Träume von jüdischer Überlegenheit, nur eben angewandt aufs Griechentum? Wenn, wie Phineas mit Recht sagte, dieses große Römische Reich nichts anderes war als eine Nachahmung der schon von Alexander erreichten Universalmonarchie, war

dann das jüdische Schicksal, selbst wenn es bis zu den Höhen geführt werden könnte, von denen Josef träumte, etwas anderes als ein läppisch verkleinerter Abklatsch des griechischen? War sein, des Josef, Lebensziel wirklich nur die Imitation eines längst Erreichten?

Der Stolz des Römers auf sein Römertum war lächerlich. Keine Frage, daß Phineas ein besserer Mann war als der junge, dünkelhafte Mensch, der die Griechen angepöbelt hatte. Phineas hatte ihm gut erwidert, aber seine Argumente, sowie man sie näher betrachtete, zerfielen wie die des andern. Daß einer sich besser dünkt als der andere, weil die Vorfahren der Leute, in deren Mitte er geboren war und deren Sprache er sprach, große Taten verrichtet hatten, war sinnlos und verächtlich.

Josef, als er so weit gedacht hatte, erschrak. Wenn das für den Römer galt und für den Griechen, galt es weniger für ihn, den Juden? Schnell schaltete er seinen Vorbehalt ein. Gut, er hat den Psalm des Weltbürgers geschrieben, und sicherlich ist auch sein letztes Ziel, daß alle Stämme der Welt *ein* Volk werden, geeint im Geiste: aber solange das nicht erreicht ist, gilt es da nicht, die eigene Gruppe zusammenzuhalten, schon weil sie die einzige ist, die dieses Ziel erstrebt?

Er suchte das stark erschütterte Gebäude seines Stammesdünkels durch dieses Argument zu stützen, aber es gelang nicht. Er dachte seine Gedanken nicht zu Ende, hörte den Phineas nicht zu Ende. Er schlich hinaus, die hohen Stufen des Friedenstempels hinunter drückte er sich, benommen, in großer Verwirrung, fliehend beinahe.

Am Abend dieses Tages aber, als er zu Claudius Regin, seinem Verleger, ging, um ihm das abgeschlossene Manuskript zu überreichen, hatte der leichtfertige Mann alle Eindrücke und Gedanken des Vormittags schon wieder in die unterste Tiefe seiner Brust verdrängt.

Der große Finanzmann, nach der Mahlzeit, lag auf dem Speisesofa, schlecht, lotterig angezogen, und trank in kleinen Schlucken an seinem Wein, er mußte ihn lauwarm trinken, er hatte einen schwachen Magen. Er sei enttäuscht von der Haltung des Titus, erzählte er dem Josef. Der Kaiser sei sonderbar

apathisch. Immer müsse der Arzt um ihn sein, dieser Doktor Valens. Selbst wenn es um Summen von vierzig, fünfzig Millionen gehe, bleibe er zerstreut, eine auffallende Haltung für einen Sohn des Vespasian. Er schiebe Entscheidungen immer wieder auf. Auch die Juden ernsthaft zu beschützen, wie er es wohl gern möchte, könne er sich nicht entschließen. Wahrscheinlich liege das an den Gerüchten, die Domitian, das Früchtchen, aussprenge. Früher sei dem Titus das Geschwätz der Straße gleichgültig gewesen. Jetzt aber habe er solche Furcht davor, daß er sich scheue, den Juden seine Sympathien zu zeigen. Es wäre gut, wenn endlich Berenike käme.

Trotzdem Josef von der Weltkenntnis seines Verlegers viel hielt, stand die innere Zuversicht, die ihn erfaßt hatte, als er zum erstenmal vom Ableben des Vespasian hörte, so fest, daß ihn die Reden des Claudius Regin nicht irremachten.

Der jetzt hatte das Manuskript des Josef aufgerollt. »Lesen Sie den Anfang des sechsten Buches«, bat Josef, »das Kapitel unmittelbar vor dem Sturm auf die Tempelburg.« – »Die Römer«, las Claudius Regin, »rasierten, um sich das für ihre Belagerungswälle erforderliche Bauholz zu verschaffen, das an die Stadt anstoßende Gelände bis auf neunzig Stadien im Umkreis. Das Land, das vorher im üppigsten Schmuck von Bäumen und Lustgärten geprangt hatte, lag jetzt vollkommen kahl. Kein Fremder, der die herrliche Umgebung Jerusalems früher gesehen, hätte jetzt, beim Anblick solcher Verödung, auf die ungeheure Veränderung anders reagieren können als mit bestürztem Jammer. Wäre jemand, der mit der Gegend von früher her vertraut war, jetzt unversehens hierherversetzt worden, er hätte sie nicht wiedererkannt, er hätte die Stadt suchen müssen, die doch vor ihm lag.«

Josef wartete gespannt, was Regin sagen werde; er wußte, dieser Mann war einer der besten Kenner. »Ich freue mich«, sagte schließlich der Verleger, »daß Sie die jüdische Tendenz verstärkt haben. Ihr Buch, mein Doktor und Herr, ist sicherlich das beste Buch über den Krieg.« Josefs Herz hob sich. Aber Claudius Regin war noch nicht zu Ende. »Ich bin neugierig«, schloß er, »was Justus nach Ihrem Buch zu sagen haben wird.«

Den Freitagabend darauf ging Josef über die Emiliusbrücke, die hinüber zum rechten Ufer des Tiber führte, wo die Juden wohnten. Er war voll Genugtuung. Cajus Barzaarone, der Vorstand der Agrippenser-Gemeinde, die Worte bedenkend, die Claudius Regin bei der Bestattung des Kaisers gesprochen, hatte den Josef eingeladen, den Vorabend des Sabbats in seinem Hause zu verbringen. Josef ging also zum Drei-Straßen-Tor in das Haus des Cajus.

Mit Vergnügen erkannte er das Speisezimmer wieder. Heute wie damals vor fünfzehn Jahren, als er zum erstenmal hierhergekommen, war der Raum zur Feier des Sabbateingangs nicht nach römischer Art erleuchtet, sondern, nach dem Brauch Judäas, von silbernen, mit Veilchengirlanden geschmückten Lampen, die von der Decke hingen. Heute wie damals stand auf dem Büfett altes Tafelgeschirr mit dem Emblem Israels, der Weintraube. Mehr aber als alles andere rührte das Herz des Josef der Anblick der strohumhüllten Wärmekisten; da am Sabbat nicht gekocht werden durfte, bewahrte man die schon bereiteten Speisen in diesen Kisten auf, und ihr vertrauter Geruch erfüllte den Raum.

Cajus Barzaarone kam ihm unbefangen entgegen, als hätte er ihn gestern zum letztenmal gesehen. »Friede mit dir, mein Doktor und Herr Josef Ben Matthias, Priester der Ersten Reihe«, bot er ihm ehrerbietig den hebräischen Gruß und führte ihn zum mittleren Speisesofa, dem Ehrenplatz. Sogleich dann sprach er, man hatte offenbar nur auf Josef gewartet, über einem Becher judäischen Weines, Weines von Eschkol, das Heiligungsgebet des Sabbatabends. Segnete sodann das Brot, brach es, verteilte es, alle sagten amen, und man begann zu essen.

Solange die Frauen und die Kinder anwesend waren, kam keine rechte Unterhaltung zustande. Endlich aber war die Mahlzeit aus, und Josef, Cajus und des Cajus Schwiegersohn, der Doktor Licin, blieben allein. Sie saßen zusammen, die drei Männer, bei Wein, Konfekt und Früchten. Der alte, schlaue Möbelhändler lockerte seine vorsichtige Zurückhaltung. Wären gewisse äußere Ereignisse nicht eingetreten, begann er, dann hätte er den Josef nicht in sein Haus gebeten, so sei aber nichts

von dem eingetroffen, was sich die Juden von dem neuen Regime versprochen hätten; im Gegenteil, die Erwartung, daß der Kaiser eine Jüdin heiraten werde, habe die judenfeindliche Stimmung nur verstärkt. Und der Kaiser schreite nicht dagegen ein, und Berenike komme nicht. Er habe nun gehört, Josef werde anläßlich der Vollendung der Neufassung seines Buches Gelegenheit haben, den Kaiser ausführlich zu sprechen. Er fordere den Josef auf, Titus dann daran zu erinnern, daß die bedrängten Juden Roms auf ein Wort des Wohlwollens warteten.

Josef hatte sich nichts vorgemacht über die Gründe, die Cajus Barzaarone veranlaßt haben mochten, die Versöhnung mit ihm anzubahnen. Bei aller Verachtung, die die Juden ihm gezeigt hatten, war man auch früher schon manchmal an ihn herangetreten, wenn es galt, bei Hofe Beschwerden vorzubringen oder Vergünstigungen zu erlangen. Aber daß der Mann jetzt so nackt und unumwunden heraussagte, was er von ihm wollte, ärgerte ihn. Mit hochgezogenen Augenbrauen hörte er zu. »Ich will tun, was ich kann«, erwiderte er kurz.

Der geschmeidige Doktor Licin bemerkte Josefs Verstimmung. »Ich bitte um Ihre Aufmerksamkeit noch für eine andere Sache«, sagte er schnell, sehr liebenswürdig. Josef konstatierte fast wider Willen, wie sehr zu seinem Vorteil der früher ein wenig affektierte Herr sich verändert hatte. Vermutlich hatte ihn Irene zurechtgeschliffen. Wenig fehlte, und damals hätte er selber die Tochter des reichen Möbelhändlers geheiratet; glühend hatte sie ihn verehrt in seiner ersten römischen Zeit, als er, ein begnadeter Soldat Jahves, ausziehen wollte, um für sein Land zu streiten. Wie anders wäre alles gekommen, wenn er sie zur Frau gehabt hätte. Er wäre dann wohl in Rom geblieben und hätte niemals eine Armee geleitet und ins Verderben geführt. Er wäre nie Tischgenosse des Kaisers und des Prinzen geworden. Er lebte dann jetzt wohl in Rom als Schriftsteller, reich, ruhevoll, mit mäßigen Sünden und mäßigen Verdiensten, wohl angesehen, so wie dieser Doktor Licin. Die stille, ernste Irene hätte ihn vor seinen ausschweifenden Handlungen bewahrt, er hätte seine Taten in der Phantasie begangen statt in der Wirklichkeit und hätte sich damit begnügt, von ihnen zu

schreiben. Ein wenig vielleicht beneidete er den Doktor Licin: aber im Grunde war er einverstanden, daß dieser Irene geheiratet hatte und nicht er.

»Es ist jetzt gewiß«, setzte ihm Doktor Licin auseinander, »daß meine Synagoge auf der Velia niedergerissen werden wird, wenn der Kaiser dort baut. Ich höre nun von dem Glasfabrikanten Alexas, daß Sie nach wie vor beabsichtigen, für die siebzig Thorarollen, die Sie aus Jerusalem gerettet haben, eine eigene Synagoge zu stiften. Natürlich beabsichtigen auch wir, an Stelle der Veliasynagoge auf dem linken Tiberufer ein neues Haus zu errichten. Hören Sie meinen Vorschlag. Wollen wir gemeinsam bauen? Es wäre schön, wenn das neue Haus eine Josef-Synagoge würde.«

Josef horchte groß auf. Wie, die Juden des linken Tiberufers, die vornehmsten der Stadt, wollten wirklich ihre neue Synagoge unter sein Protektorat stellen? Man will sich ernstlich mit ihm aussöhnen? Der Doktor Licin freilich ist ein gute: Mann, er hat eigentlich immer auf *einer* Front mit ihm gekämpft, er schreibt selber griechische Tragödien, die ihre Stoffe der Bibel entnehmen, und die orthodoxen Doktoren verzeihen ihm dieses gewagte Unterfangen höchstens deshalb, weil er der Schwiegersohn des Cajus Barzaarone ist. Es wäre natürlich großartig, wenn er, Josef, Protektor und Präsident der vornehmsten römischen Synagoge würde. Aber keine Übereilung jetzt. Kann er, wenn er darauf eingeht, sich der Forderung entziehen, seinen Sohn Paulus zu beschneiden und zum Juden zu machen? Und davon abgesehen, woher soll er die Mittel nehmen, einen würdigen Beitrag zum Bau der Synagoge zu stiften? Der Ruhm eines Schriftstellers münzt sich nicht in Geld um. »Ich darf mir diese Sache ein paar Wochen überlegen«, sagte er zögernd. »Aber was Sie mir anbieten«, fügte er rasch hinzu, und Stimme und Gesicht nahmen jenes Strahlen an, das ihm von jeher die Herzen gewann, »ist mir eine große innere Freude. Ich danke Ihnen, Doktor Licin«, und er streckte ihm die Hand hin.

Er war glücklich in diesen Tagen nach der Vollendung seines Werkes. Vergessen hatte er, daß er noch seine Angelegenheit mit dem Sekretär Phineas zu bereinigen hatte, vergessen, daß

Frau und Sohn sich ihm entfremdeten. Denn alles andere ging, wie er wollte. Die Juden söhnten sich mit ihm aus, und im Palatin zeigte man ihm ein strahlendes Gesicht. Man hatte nämlich seine Audienz auf einen Donnerstag gelegt, das war der Tag, der den Freunden und Vertrauten des Kaisers vorbehalten blieb, und Titus hatte der offiziellen Einladung eine eigenhändige Nachschrift beigefügt, er freue sich, den Josef endlich einmal wieder ausführlich zu sprechen.

Und jetzt, stark im Gefühl seines Glückes, war Josef genügend gerüstet und in der rechten Laune, jene Auseinandersetzung mit Dorion herbeizuführen, die er so lange hinausgezögert.

Er durchschritt den verwinkelten Korridor, der hinüber in ihre Räume führte. Er sehnte sich nach ihr, nach ihrem langen Kopf mit den meerfarbenen Augen, nach ihrem dünnen Körper, nach der hohen Kinderstimme, mit der sie ihre zärtlichen, bösartigen Sätze vorbrachte. Er hatte sich häuslich, doch elegant angezogen. Sein reiches Haar fiel in schwarzen, halblangen Locken, die schmalen, heftigen Lippen waren sorgfältig ausrasiert, der Bart zackte in starrem, strengem Dreieck herunter. Er ging beschwingt wie in seiner besten Jugend; er war voll von männlicher Zärtlichkeit für Dorion und freute sich darauf, ihr seine guten Nachrichten zu bringen.

Er fand sie nicht allein. Ein paar Herren und eine Dame saßen um sie herum, eine Reihe leerer Sessel war da, sie hatte offenbar eine größere Gesellschaft um sich gehabt. Sie lag auf dem Ruhebett in einem Gewand aus hauchdünnem koischem Flor, ihr geliebter, schwärzlichgrüner Kater Chronos, der dem Josef verhaßt war, ihr zur Seite.

Ein Aufleuchten ging über ihr gelbbraunes Gesicht, ein bißchen Empörung, ein bißchen Triumph, als Josef eintrat. Sie streckte ihm die Hand hin. »Wie schade, daß du nicht früher gekommen bist, mein Josef«, sagte sie. »Senator Valer hat uns aus seinen ›Argonauten‹ vorgelesen.« – »Ja, das ist schade«, sagte ein wenig trocken Josef und wandte sich dem Senator zu.

Der alte Valer saß steif und würdig da. Das Reich zählte jetzt nur mehr zweiunddreißig Familien von reinem, altem Adel,

und wenn eine dieser Familien ihren Ursprung unbestritten bis zu dem Trojaner Äneas zurückführen konnte, dann war es die seine. Valer pflegte auf Inschriften und Dokumenten mit seinem vollen Namen zu zeichnen: Q. Tullius Valerius Senecio Roscius Murena Coelius Sex. Julius Frontinus Silius C. Pius Augustanus L. Proculus Valens Rufinus Fuscus Claudius Rutilianus. Jeder dieser Namen hob seine Beziehungen zu dem edelsten Blut des Reichs hervor. Leider aber entsprach das Vermögen des Senators Valer nicht diesem hohen Adel. Ja, es war schiere Höflichkeit, wenn man ihn noch als Senator bezeichnete; denn dieser Tullius Valer besaß nicht einmal mehr die Million Sesterzien, die für Mitglieder des Ersten Adels unterste Vermögensgrenze war. Kaiser Vespasian hatte ihn deshalb kraft seines Zensoramtes aus den Listen des Senats gestrichen. Er hatte ihm aber, die Verabschiedung mildernd, in dem Haus, das er selber früher bewohnt, auf Lebenszeit freie Station zugesprochen. Dort also hatte jetzt der alte Valer das Obergeschoß inne, während dem Josef die beiden unteren Stockwerke angewiesen waren. Der zensurierte Senator trug sein Schicksal mit Würde. Die neuen Räume boten ihm nicht einmal Platz, die Wachsbüsten seiner hohen Ahnen alle unterzubringen; er mußte einen Teil beim Spediteur unterstellen. Aber er klagte nicht. Zurückgezogen lebte er mit seiner Tochter, der zweiundzwanzigjährigen, strengen, weißgesichtigen Tullia, in dem verwinkelten Haus des sechsten Bezirks, zwischen Reliquien, vermotteten Prunkkleidern, verstaubten Liktorenbündeln, verwelkten Triumphatorenkränzen seiner Urväter. Er widmete sich nur mehr literarischer Tätigkeit, schrieb an seinem großen Versroman über die Argonauten, mit denen er natürlich auch verwandt war. Aber er verzieh dem Parvenü Vespasian nicht die Schmach der Ausstoßung; heimlich brütete er über einem kühnen, rebellischen Epos, bestimmt, die Taten seines Ururvetters Brutus zu feiern, strotzend von aufrührerischen, republikanischen Sentenzen. Trotz aller Heimlichkeit wußte übrigens ganz Rom von diesem Unternehmen, und lächelnd kolportierte man eine Äußerung Vespasians: gerade darum habe er dem guten Valer freie Wohnung gewährt, daß der in Ruhe seine Hymnen auf die Republik

schreiben könne; denn habe einer erst einmal republikanische Verse dieses feierlichen alten Esels gelesen, dann werde er in Zukunft, sowie er nur das Wort Republik höre, gähnen.

Josef begrüßte Dorions Gäste. Tullia saß weiß und zugesperrt da, knapp dankend. Auch sein Schwiegervater Fabull, der Maler, der Hochmütige, blieb einsilbig. Um so lärmender begrüßte ihn Dorions intimster Freund, der Oberst Annius Bassus. Doch seine laute Höflichkeit täuschte Josef nicht darüber hinweg, daß seine Dazwischenkunft Dorions Gesellschaft gestört hatte. Es war offenkundig, daß man sich vor Josefs Eintritt vertraut und gut unterhalten hatte; jetzt aber sprach man schleppend über Gleichgültiges. Josef bemühte sich, amüsant zu sein. Die Gäste dankten es ihm nicht, entfernten sich bald.

Dorion blieb nicht ungern mit Josef allein. Immer, selbst in den Stunden der Vermischung, war er ihr aufregend rätselhaft geblieben, immer war sie neugierig, was dieser Seltsame jetzt wieder anstellen werde. Hätte etwa ein anderer Mann nach einem so folgenschweren Ereignis wie dem Thronwechsel so lange geschwiegen? Gab es einen zweiten, der, vertraut mit seiner Frau, nicht das Bedürfnis verspürt hätte, sich in solchem Falle mit ihr auszusprechen?

Mit schlaksiger Bewegung drehte sie ihm ihren zarten, dünnen Leib zu, schaute ihm voll ins Gesicht. Es sei schade, meinte sie, daß er nicht früher gekommen sei. Der alte Valer habe nämlich nicht aus den »Argonauten« vorgelesen, sondern aus dem »Brutus«; es sei erstaunlich, welch kühne Sprache der Mann sich erlaube. »Soweit ich seine Verse kenne«, erwiderte lächelnd Josef, »sind sie so schweißig wie er selber.« Der alte Valer trug nämlich stets nur die feierliche, altmodische Toga, und zwar auf dem bloßen Leib, wie es der Brauch vor dreihundert Jahren verlangt hatte; das war Hausgesetz bei den Valeriern, weil sie eine so alte Familie waren.

Dorion stützte sich halb auf, so daß die weiten Ärmel zurückfielen und ihre langen, braunen Arme freilagen. Es machte ihr Spaß, wenn Josef sich über ihre Freunde mokierte. Aber diesmal ging sie nicht auf seine Worte ein. Was denn mit Phineas los sei, fragte sie. Die letzten Wochen über sei der

kleine Paulus arg vernachlässigt worden. Dem Josef kam es gelegen, daß sie die Rede auf Phineas brachte. Er war entschlossen, Phineas von sich abzuschieben, aber das sollte langsam geschehen, ohne große Worte und Gesten, kühl, höflich, nobel, ironisch. Der Mann hatte gut für ihn gearbeitet, keine Frage. Aber er hatte sich nicht an das Werk hingegeben, es war äußerliche Arbeit geblieben. Äußerlich sollte denn auch der Lohn sein, reichlich, aber ohne Herzensdank.

Er habe den Phineas in diesen letzten Wochen viel beschäftigen müssen, sagte er. Doch das sei jetzt zu Ende. Phineas habe im übrigen gut gearbeitet, er wolle ihm eine Gratifikation geben. Was sie dazu meine, wenn er ihm die Garderobe ergänze und erneuere. Die Kleider des Phineas seien schäbig geworden. Sich griechisch zu tragen erfordere eben Geld. Ob sie sich dieser Sache annehmen wolle. Sie verstehe das besser.

Dorion schaut ihm ins Gesicht, den Mund halboffen, lächelnd. Schön, erwidert sie, sie werde das besorgen. Es sei gut, daß Phineas wieder für den Jungen Zeit habe. Hätte sich nicht ab und zu Oberst Annius um die Erziehung des Paulus gekümmert, dann hätte kein Mensch sich seiner angenommen.

»Annius«, sagte Josef wegwerfend, »Annius Bassus«, und er machte eine Bewegung mit der Hand, die den Mann auswischte. Alles an diesem Offizier verdroß ihn, sein Lachen, sein lautes, offenes, herzliches Gehabe. Annius Bassus war Unterbefehlshaber im jüdischen Krieg gewesen und hatte sich mehrmals ausgezeichnet. Josef aber hatte ihm eine gewisse antisemitische Äußerung nicht vergessen und in seinem Buch seine Leistung totgeschwiegen. Allein der Oberst schien ärgerlicherweise dieses feindselige Schweigen nicht zur Kenntnis zu nehmen, er behandelte vielmehr den Josef nach wie vor mit der gleichen, stürmischen Freundschaftlichkeit, erzählte ihm pikante Anekdoten über Kriegskameraden, haute ihn auf die Schulter. Den Josef wurmte das, und zwiefach kränkte ihn, daß Dorion sich in ihre Freundschaft mit dem Offizier nicht einreden ließ.

Auch heute wies sie die verächtliche Geste des Josef zurück. Es sei gut, meinte sie, daß nicht er allein über die Qualitäten des

Annius zu befinden habe. Der alte Kaiser zum Beispiel habe seine Meinung offenbar nicht geteilt. Sonst hätte er schwerlich den Annius zum Obersten in der Garde gemacht und ihm die heikle Aufgabe anvertraut, des Prinzen Domitian Hofmarschall und Adjutant zu sein.

Das war richtig. Annius hatte sich sogar in dieser schwierigen Stellung gut bewährt, er hatte es zuwege gebracht, sich dem jungen Prinzen anzufreunden, ohne das Vertrauen des Alten zu verlieren.

Der Oberst werde es unter Titus nicht leicht haben, meinte trocken, ein wenig hämisch Josef. Ihm, Josef, sei das übrigens gleichgültig. Für ihn sei der Mann erledigt. Die große Gelegenheit des Annius sei der Krieg gewesen, und die habe er verpaßt. Er habe sich vor Jerusalem nicht so gehalten, daß seine Taten auch nur der Erwähnung wert gewesen seien.

Dorion lächelte, rückte näher an ihn heran. »Natürlich geht es nur dich an«, meinte sie, »was du der Erwähnung für wert hältst, was nicht. Ich weiß, daß ein Künstler nicht arbeiten kann, ohne von sich überzeugt zu sein. Auch mein Vater könnte es nicht. Aber bist du nicht vielleicht ein wenig sehr stolz, mein Josef?« Er hörte ihre Sticheleien. Sie lag aufgestützt. Er sah ihre schräge, hohe Stirn, ihr leichtes, reines Profil, die Worte kamen zierlich, stachelig aus ihrem großen, frechen Mund und taten ihm nicht weh. Er liebte sie sehr. »Bist du ganz sicher«, fuhr sie fort, »daß dein Urteil ein für allemal Geltung hat, daß deine Wertung die letzte ist?«

»Ja«, sagte Josef, und es klang überzeugt, nicht eitel. Er setzte sich zu ihr, nahm ihren Kopf in beide Hände, hielt ihn in seinem Schoß, sprach hinunter zu ihr: »Siehst du, in euerm Alexandrien glaubt ihr an das Totengericht. Osiris thront, Anubis und Horus stehen an der Waage, zweiundvierzig Beisitzer, Straußfeder auf dem Haupt, Schwert in der Hand, halten Gericht über den Verstorbenen, und euer Hermes mit dem Vogelkopf verzeichnet den Spruch. Ich habe die Waage, ich verzeichne den Spruch. Ich brauche keinen Osiris und keine zweiundvierzig Beisitzer.«

Dorion hörte ihm zu. Der Mann ist offenbar verrückt, größenwahnsinnig. Aber seine Stimme ist angenehm, sie geht

ihr angenehm ins Ohr und ins Herz. Ihr Kopf liegt auf seinem Schoß, mit der einen Hand streichelt sie ihren großen, langhaarigen Kater Chronos, Josefs starrer, dreieckiger Bart kitzelt sie. Sie war ihm oft fremd in diesen letzten Wochen. Oft, gerade wenn dieser nette und männliche Oberst Annius da war, hat sie nicht begriffen, warum sie sich an diesen sonderbaren Juden weggeworfen hat, der monatelang, jahrelang keine Zeit für sie hatte. Aber sowie er da ist, sowie er sie auf und ab schaut mit seinen heftigen, hemmungslosen Augen, nach ihr greift mit seinen heftigen, hemmungslosen Händen, dann liebt sie ihn, dann gehört sie ihm.

»Ich weiß, mein Hermes«, sagt sie, immer lächelnd, mit ihren dünnen, beweglichen Fingern seinen kunstvoll geknüpften Bart aufdröselnd, »ich weiß, du brauchst nur deinen unsichtbaren Gott.«

Josef war nicht gewillt, mit ihr darüber zu debattieren. Er nahm sie fester, beugte sich tiefer zu ihr herunter, sprach mit seiner schönen, gewinnenden Stimme auf sie ein. Er habe sie arg vernachlässigt in diesen letzten Wochen, es habe ihn große Überwindung gekostet, aber er habe ganz für sie dasein wollen, ungeteilt. Das sei nicht möglich gewesen, solange er nicht eine bestimmte Arbeit vollendet hatte. Jetzt sei es soweit. Es sei gute Arbeit geworden. Am Donnerstag werde er das Buch dem Kaiser überreichen. Sehr bald darauf werde er öffentlich daraus vorlesen. Vorher aber, und noch bevor er es dem Kaiser gibt, wolle er es ihr geben. Das erste Exemplar müsse sie haben.

Dorion erwidert lange nichts. Sie fühlt sich wohl, den Kopf in seinem Schoß, die Hand in seinem Bart. Dann, unvermutet, mit ihrer hohen Kinderstimme, lächelnd, fragt sie: »Sage, mein Josef, wenn jetzt unser Titus Kaiser ist, werden wir dann endlich zu Geld kommen?«

Josef ändert seine Haltung nicht. Er ist vornübergeneigt, die eine Hand hält er unter ihrem Kopf. Geld, denkt er, was heißt Geld. Er findet, daß man mit seinen rund sechzigtausend Sesterzien Jahreseinnahmen ganz leidlich auskommt. Dorion ist offenbar nicht dieser Meinung. »Geld?« fragt er zurück, immer lächelnd. »Was brauchst du? Schmuck? Neues Perso-

nal? Mußt du sehr sparen? Sag mir, was du brauchst.« – »Ich?« meint faul und träumerisch Dorion und streckt sich behaglich. »Ich brauche nichts, außer vielleicht, daß man sich ein wenig um mich kümmert. Aber wir, ich meine, du und ich und der Junge, wir brauchen eine Villa, ein Landhaus, wenn wir schon nicht in der Stadt neu bauen können.« Und mit einem Ruck richtet sie sich hoch, sitzt da, kindlich, ein wenig steif, den Kater im Schoß.

Darauf war Josef nicht vorbereitet. Wohl wußte er, daß ihr das dunkle Haus in Rom niemals gefallen hat. Es war ehrenvoll, vom Kaiser behaust zu werden in dem Hause, das er selber einmal bewohnt hat; aber es war nicht zu leugnen, dieses Haus war altmodisch, verwinkelt, dunkel, muffig. Seit dem ersten großen Erfolg des Josef hat Dorion sich gewünscht, in Rom im eigenen Haus zu wohnen. Aber was man hätte bauen können, das wäre bescheiden gewesen, kleinbürgerlich, nichts für den verwöhnten Geschmack der Tochter des Hofmalers Fabull. Josef hatte wirklich zu wenig Zeit und Gedanken an Dorion gewandt; sonst hätte er voraussehen müssen, daß die Änderung der Situation ihre Träume neu werde aufleben lassen.

Sie sprach weiter. Sie hatte sich schon umgetan um das Wie und Wo. Wenn es um die Befriedigung ihrer Launen ging, konnte die Lässige sehr betriebsam sein. Ihr Vater war befreundet mit dem Baumeister Grovius, dem Lieblingsarchitekten des Prinzen Domitian. Der Prinz wird auf der Domäne bei Albanum im größten Stil bauen. Architekt Grovius, unterstützt von des Prinzen Freund, unserm Annius, wird erwirken, daß man dort Terrain käuflich oder mittels langen Pachtvertrages billig erhält. Er hat schon, unverbindlich natürlich, ein Haus für sie entworfen. Nicht teuer, bescheiden, dem Vermögen eines Schriftstellers angepaßt, aber hell und luftig. Ein Herrenhaus, zwei Dienerschaftsgebäude, das ist alles. Ihr Vater Fabuli hat seit langem eine Idee für ein Fresko, das organisch durch die Wandelgänge einer Villa laufen soll. Er hätte es oftmals ausführen können, viele haben ihn darum gebeten; aber er hat ihr zugesagt, es für sie aufzusparen. Jetzt sei man also soweit. Sie schaute Josef strahlend an.

Er hörte von diesen Plänen mit Unbehagen. Ihn störte nicht das alte Haus, nicht die Dunkelheit seines Arbeitsraums. Man wird »billig« bauen. Wie stellt sich Dorion das vor? Unter dreihunderttausend wird er nie wegkommen. Er wird Geld aufnehmen müssen; die Zinsen sind hoch. Und was alles wird nötig sein, wenn erst Dorion ihre Villa bezieht. Neue Wagen, neue Dienerschaft. Diese modernen, hellen Häuser sind nicht denkbar ohne Statuen und Fresken. »Du sollst dir kein Bild machen«, heißt es in der Schrift. Josef, sowenig er sonst am jüdischen Ritus festhält, haßt alles Bildwerk, es ist ihm ein Greuel.

Dorion inzwischen schwatzt weiter, glücklich. Setzt ihm die Pläne des Architekten Grovius auseinander. Sie zieht ihm das goldene Schreibzeug aus dem Gürtel, zeichnet mit ein paar Strichen den Grundriß auf. Hier der große Speiseraum für den Sommer mit Aussicht auf den See und auf das Meer. Hier die Wandelgänge für Regen. Da kann sich Josef ergehen und sich von seinem unsichtbaren Gott für sein Totenrichteramt inspirieren lassen. Hier auch – ihre Stimme wurde bewegt vor Stolz –, die ganze Wandelhalle durch, soll das Fresko ihres Vaters Fabull laufen, sein schönstes Werk, das ihre Villa am Albanersee berühmt machen wird für die Ewigkeit, das Fresko »Die versäumten Gelegenheiten«. Ein junger Mann schaut jungen Frauen nach, die, ein langer Zug, von ihm weggehen, Göttinnen, wie es scheint; sie gehen weg, sie drehen noch den Kopf über die Schulter und lächeln ihm zu, sie sind sehr schön, in ihrem Lächeln ist ein kleines Bedauern und sehr viel Spott, und der junge Mann sitzt und starrt ihnen nach.

Josef ist nicht sehr interessiert an den Details des Freskos »Die versäumten Gelegenheiten«. Dorion hat ihm große Opfer gebracht, ungeheure, aber sie hat auch viel von ihm verlangt, mehr, als gemeinhin ein Mensch zu geben gewillt ist. Wenn er ihr die Villa schenkt, wird er für die Synagoge kein Geld mehr haben. Immer wieder stellt sie ihn vor solche Entscheidungen. Du sollst dich nicht vergatten mit den Töchtern der Sünde. Sie war halb Griechin, halb Ägypterin, ein Reis jener beiden Völker, die das seine am meisten gequält haben. Der Priester Pinchas, als er sah, daß einer aus der Gemeinde Israel hurte

mit einer Midianitin, nahm einen Spieß und ging dem Manne nach in den Hurenwinkel und durchstach beide, den Mann und das Weib, durch ihren Bauch. Du sollst dich nicht vergatten. Es war eine sehr große Sünde. Andernteils hat Moses eine Midianitin geheiratet, Salomo eine Ägypterin. Ihm selber, dem es aufgetragen war, aus dem Bürger eines kleinen Staates ein Weltbürger zu werden, mußte allerhand erlaubt sein. Bisher war es ihm geglückt: er war Jude geblieben und war Römer geworden. Er hat sich mit der Tochter Edoms vermischt und ist Josef Ben Matthias geblieben.

Er tauchte auf aus seinen Träumen, und er sah die Frau, ihr zartes, hochfahrendes, begehrliches Gesicht, ihre gelockerten Glieder. Er hat diese Frau oft und abermals gekränkt. Er kann ihr jetzt nicht nein sagen, da es um ein so Kleines geht wie Geld. Er hat sich vermischt mit ihr, sie ist ihm sehr fremd, sie ist aus dem Blut uralter Götzendiener, ihre Väter, die die seinen gequält und gedemütigt haben, schlafen unter spitzen, hohen, dreieckigen Bergen, sie ist ganz angefüllt mit törichtem Aberglauben, sie hält die Bücher, die ihm heilig und sein Liebstes sind, für dumm und verächtlich und seine Lebensart für leere Spielerei. Gerade erst, da er von seiner Aufgabe erzählt, von seinem Totenrichteramt, hat sie ihn ausgelacht. Dennoch gehört sie zu ihm, und er zu ihr, der Jude zu der fremden Frau. Er hat den Psalm des Weltbürgers geschrieben: »Nicht Zion heißt das Reich, das ich euch gelobte, sein Name heißt: Erdkreis.« Und da ist die Frau, und er kann ihr nicht nein sagen wegen Geld.

Er packte sie, daß der Kater Chronos in Sprüngen davonlief, er riß ihren Kopf hintenüber und sagte ihr, ganz nah an ihrem halbgeöffneten Mund: »Wenn ich dir deine Villa gebe, Dorion, gibst du mir dann Paulus?«

Da lachte Dorion, laut, schrill, bösartig. »Ich denke nicht daran, mein Josef«, sagte sie, aber ihre Stimme war zärtlich. Doch im nächsten Augenblick riß sie sich los, jagte hinter einen der leeren Stühle, auf denen die Hörer des alten Valer gesessen waren. Er ihr nach, mit seinem geübten Schritt. Er packte sie, fester, gewalttätig. »Bekomme ich meine Villa?« fragte sie, sich wehrend, aber ihre Augen verschwammen schon.

Josef sagte weder ja noch nein. Nahm sie. Ringsum standen die leeren Stühle. Von einem Winkel aus schaute der Kater Chronos zu, leise fauchend, den Rücken gekrümmt.

Dreihundertfünfzig leibeigene Schreiber, in sieben Gruppen eingeteilt, arbeiteten an der Herstellung des »Jüdischen Kriegs«, nach dem Diktat von sieben Spezialisten. Zwei Tage vor der Audienz konnte Claudius Regin dem Josef das für den Kaiser bestimmte Exemplar aushändigen. Es war eine schöne, große Rolle, der Behälter, die Handgriffe aus kostbarem, altem Elfenbein, das Material herrlichstes Pergament. Die Initialen jedes Kapitels waren kunstvoll verziert, vornean war vielfarbig das Porträt des Autors.

Sehr aufmerksam beschaute Josef das Porträt, kritisch, wie das eines Fremden. Ein brauner, langer Kopf, heftige Augen, starke Augenbrauen, die Stirne hoch, vielfach gebuckelt, die Nase lang, leicht gekrümmt, das Haar dicht, schwarzglänzend, der Bart starr, dreieckig zugespitzt, die dünnen, geschwungenen Lippen ausrasiert. »Flavius Josephus Römischer Ritter«, lautet die Umschrift: aber es ist der Kopf des Doktors und Herrn Josef Ben Matthias, Priesters der Ersten Reihe, Vetters der Prinzessin Berenike, aus dem Geschlechte Davids. Die Sprache ist griechisch, aber es ist ein jüdisches Buch. Es ist ein jüdisches Buch, doch sein Geist ist der eines Weltbürgers.

»Flavius Josephus Römischer Ritter.« Noch immer beschaut Josef das Porträt. Die Juden rasieren nicht die Ecken ihres Haupt- und Barthaars. »Ihr sollt nicht rund abnehmen die Seitenenden eures Haupthaars und nicht zerstören die Enden eures Bartes«, heißt es in der Schrift. Die Römer hingegen tragen das Gesicht glattrasiert. Solang es nicht ausgearbeitet genug ist, lassen sie den Bart stehen; dann aber, wenn sie finden, ihr Gesicht sei fertig, zeigen sie es nackt. Josef hat jetzt genug gearbeitet an sich und seinem Buch. Er darf es wagen, sein Gesicht nackt zu tragen.

Aber ist es klug, jetzt, da er zum erstenmal zu Titus geht, sich ihm ohne Bart zu zeigen? Titus verlangt nach dem Juden, nicht nach dem Römer.

Josef rollt das Buch auf. Er hat ein jüdisches Buch geschrieben. Sein Judentum steckt nicht in seinem Haar und seinem Bart. Er darf es sich leisten, mit nacktem Gesicht zu Titus zu gehen.

Der erwartet ihn in angenehmer Spannung. Seit Wochen hatte er Verlangen getragen, Josef zu sehen; nur jene seltsame Lauheit, die ihn die ganzen letzten Wochen hindurch hemmte, hatte ihn verhindert, ihn rufen zu lassen, bevor er sich meldete.

Der Kaiser hatte in diesen ersten Wochen seines Regiments keine gute Zeit gehabt. Er war stumpf, mutlos, alle Frische war ihm ausgeronnen. Es zehrte an ihm, daß das römische Volk sich all seinen Mühen zum Trotz feindselig vor ihm zusperrte, daß die Massen in ihm einen Tyrannen sahen, einen Emporkömmling, einen Ausbeuter. Auch sonst ging alles quer. Die Mißstimmung gegen die Juden, das Volk seiner geliebten Berenike, wuchs, und er, vergiftet von jener quälenden Apathie, brachte es nicht über sich, ernsthafte Maßnahmen dagegen anzuordnen.

Wäre doch erst Berenike da. Er muß einen Menschen haben, vor dem er sich ganz ausschütten kann. Sein Arzt Valens schaut einen mit seinen schweren, langsamen, prüfenden Blikken durch und durch; das tut schmerzhaft wohl. Er hat Valens soviel wie möglich um sich; auch jetzt ist er bei ihm. Aber über das Letzte, was ihm fehlt, kann Titus mit diesem seinem Arzt doch nicht sprechen; der ist Römer, und was ihm fehlt, ist eben das andere, ist der Osten.

In großer Spannung also erwartet er Josef. Denn Josef weiß um seine Listen und Kämpfe, Berenike zu gewinnen, weiß um das Hin und Her, das der Zerstörung des Tempels vorausging, weiß um seinen Streit mit dem unsichtbaren jüdischen Gott. In Aufgelöstheit und Bereitschaft erwartet er seinen jüdischen Freund.

Er stand auf, als Josef kam, ging ihm entgegen. Aber auf halbem Wege stutzte er. Was ist das, dieses nackte Gesicht? Ist das sein Jude Josef? Er verzögert den Schritt, enttäuscht. Soll ihm auch diese Freude wieder zerrinnen? Er sucht in

dem Gesicht des andern, erkennt die gebuckelte, gewalttätige Stirn, die heftigen Augen, die lange, leicht gekrümmte Nase, die begehrlichen, geschwungenen Lippen, den ganzen westöstlichen Mann. Allein so schnell schmilzt seine Fremdheit nicht. Wohl umarmt er den Josef und küßt ihn, wie es der Gebrauch unter Freunden fordert; aber seine Gesten bleiben kühl, formell. »Ich freue mich, Sie einmal wiederzusehen, Flavius Josephus«, sagt er. Er gibt ihm seinen römischen Titel, und in seiner Stimme ist nichts von der Vertrautheit, auf die Josef sich gefreut hat.

Josef ist gleichwohl nicht entmutigt. Mit raschem Blick hat er die Situation übersehen. Das Porträt der Berenike, die fremden, spähenden, gequälten Augen des Titus, des Kaisers, seines Freundes. Daß der sich erst in seinem neuen Gesicht zurechtfinden muß, darauf war er gefaßt. Er muß ihm Zeit lassen. Mit seiner schönen, warmen Stimme erwidert er, wie sehr er sich freue, dem Kaiser die neue Fassung seines Werkes zu überreichen. Dann stellt er ihm den Mann vor, der die Rolle trägt, diesen seinen Sekretär Phineas. Vielwortig setzt er auseinander, ein wie trefflicher Mitarbeiter der Herr ihm gewesen sei. Auf solche Art zahlt er dem Griechen seinen Haß durch Großmut heim und gibt gleichzeitig dem Kaiser Gelegenheit, Neutrales zu reden und sich an sein neues Gesicht zu gewöhnen.

Titus spricht mit dem Sekretär ein paar freundlich gleichgültige Worte. Dann nimmt er ihm die schwere Rolle des »Jüdischen Kriegs« ab, rollt sie auf, gewahrt das Porträt des Josef. Lange beschaut er das Porträt, schaut dann von dem Bild auf den Mann, seine Augen werden frischer, ein Schmunzeln geht über sein knabenhaftes Gesicht. »Da hast du aber noch deinen Bart gehabt, mein Josef«, meint er freundschaftlich, mit einem kleinen Lachen. Josef, das Lachen des Kaisers offen und vertraulich zurückgebend, erwidert: »Bitte, lesen Sie mein Buch, Majestät, und sagen Sie mir, ob ich soweit bin, mein Gesicht nackt zu zeigen, oder ob ich mir von neuem den Bart stehen lassen soll.« – »Sei sicher, daß ich es dir offen sagen werde«, erwidert, zusehends herzlicher und vergnügter, Titus, entrollt das Buch weiter, rollt es dann behutsam wieder zu und

legt es, zärtlich fast, auf den Tisch. Alle seine Schlaffheit ist fort. Er faßt den größeren Josef um die Schulter, redet auf ihn ein, führt ihn weg von den andern, geht mit ihm auf und ab in dem weiten Raum, redet, frisch, gelöst, doch die Stimme leicht gesenkt, auf daß die andern ihn nicht hören.

Er spricht aber mit ihm von den langen Monaten, da sie zusammen vor den Mauern des verhungernden, verfallenden Jerusalem lagen. »Weißt du noch, mein Josef«, sagt er, »wie wir damals an der Leichenschlucht standen, in Abschnitt IX? Weißt du noch, was wir damals gesprochen haben?« Ob Josef es wußte. Das war der Abgrund vor der Mauer gewesen, in den die in der Stadt ihre Leichen zu werfen pflegten, Tausende jeden Tag. Gegen Ende Juli war es gewesen, es mögen jetzt ziemlich genau neun Jahre her sein. Eine große Stille war, sie standen in der früher so üppigen Landschaft, die nun öde war und voll von scharfem, beizendem, atemnehmendem Gestank. Da standen sie, zu ihren Füßen die Schlucht, in der Menschen von Josefs Stamm verwesten, hinter ihnen, vor ihnen, neben ihnen die Kreuze, an denen Gefangene, Menschen von Josefs Stamm, hingen, die Luft, das ganze, kahle Land voll Getier, das auf den Fraß wartete. Es war ein sehr bitterer Sommer gewesen für den Mann Josef und, bei allem Stolz und Glück, ein sehr schmerzhafter auch für den Römer. »Und weißt du noch«, fuhr der Kaiser fort, »was wir miteinander sprachen, als ich dich besuchte, wie du verwundet lagst, getroffen von den Schüssen der Juden?« Ob Josef es wußte. »Bist du unser Feind, mein Jude?« hatte Titus damals gefragt, und »Nein, mein Prinz«, hatte er geantwortet. Aber »Gehörst du zu denen jenseits der Mauer?« hatte Titus weiter gefragt, dringlicher, und »Ja, mein Prinz«, hatte Josef erwidert. Er erinnert sich genau, wie Titus ihn damals angesehen hatte, ohne Haß, doch kummervoll vor Nachdenken; denn auch Berenike gehörte zu jenen Fanatischen, Unverständlichen, Verblendeten, und niemals wird er sie ganz verstehen. »Weißt du noch, weißt du noch«, fragte der Kaiser, und Josef wußte, und jetzt verstanden sie einer den andern. Sie waren älter geworden, das Gesicht des einen, jetzt nackt, war zerarbeitet, viele neue Erfahrungen waren darin eingeschrieben, das des andern verfettet, müde,

voll Verzicht. Aber sie lockerten sich auf, beide, sie dachten sich zurück, die frühere große Vertrautheit war um sie. Josef war weitergegangen auf seinem Weg nach Westen, den Titus zog es weiter auf dem Weg nach Osten. Josef hoffte, spürte, der Tag wird kommen, da er offen mit diesem Manne über seine geheimsten Ziele wird reden können, über die sieghafte Verschmelzung des Ostens mit Rom. An diesem Tage aber werden der römische Kaiser und der jüdische Schriftsteller eines sein: die ersten Weltbürger, die ersten Menschen eines späteren Jahrtausends.

»Ich muß dir übrigens doch sagen«, erzählte ihm vertraulich Titus, »was mein Vater mir einmal geraten hat. ›Laß dich nicht zu tief ein mit den Juden‹, redete er mir zu. ›Es tut manchmal ganz gut, zu wissen, daß es auf der Welt noch was anderes gibt als die Ideen des Forums und des Palatins. Es schadet nichts, wenn du dir manchmal von jüdischen Weibern die Haut und von jüdischen Propheten das Herz kraulen läßt: aber glaub mir, das römische Exerzierreglement und das politische Handbuch des Kaisers August sind Dinge, mit denen du im Leben besser bestehst als mit allen heiligen Schriften des Ostens.‹«

»Und werden Sie sich danach richten, Majestät?« fragte Josef. »Das siehst du doch«, schmunzelte vergnügt Titus und schaute auf das Bild der Berenike. Ihr langes, edles Gesicht blickte aus braungoldenen Augen auf sie herunter, überaus lebendig. »Dein Schwiegervater Fabuli hat da ein Meisterstück gemalt«, fuhr er fort, nachdenklich. »Aber was ist es? Holz und Farbe. Wo ist ihre Stimme? Weißt du noch, es war immer eine ganz kleine Heiserkeit in ihrer Stimme. Zuerst hat sie mir gar nicht gefallen. Und wo ist ihr Gang? Während wir vor Jerusalem standen, wie oft, habe ich davon geträumt, daß sie die Stufen des Tempels herunterschreiten wird, herunter aus dem Weißgoldenen. Nikion, Nikion, meine Wildtaube, mein Glanz«, sagte er, in etwas ungelenkem Aramäisch, gegen das Bild hin. Es war das erstemal, daß er das Bild der Frau vor einem Dritten mit diesem ihrem Kosenamen anrief. »Das wird eine gute Zeit werden«, fuhr er fort, strahlend. »Wir werden einige Mühe haben, unsere Nikion durchzusetzen, aber wir werden es schaffen.« Er war überaus zuversichtlich, der Soldat, den Josef

kannte, das Kinn kurz, hart, die Augen eng, aufs Ziel gerichtet. In seiner Stimme aber war das alte, militärische Schmettern, so daß die beiden andern aufschauten.

Die haben sich inzwischen miteinander unterhalten, Phineas, der Sekretär, mit dem Leibarzt, mit Mucius Valens, Inhaber des Goldenen Rings des Zweiten Adels, einem sehr großen Herrn, einem der mächtigsten des Reichs. Er hat die medizinische Wissenschaft revolutioniert, dieser Valens, er hat eine neue Methode der Diagnose gefunden, er erkennt die Beschaffenheit fast jeder Krankheit an den Augen des Patienten, und seine Kunst hat ihm großen Ruhm gebracht und viel Geld. Er ist ein kalter Herr, der Leibarzt Valens, ein Realist, der im Grunde nichts gelten läßt als Profit und Karriere. Er gibt sich nicht aus im Gespräch. Auch diesem Griechen Phineas, den der Jude so hoch gerühmt hat, will er nichts sagen, er will ihn aushorchen, er will nicht draufzahlen, er will haben, was der andre zu geben hat. Aber Phineas ist geschickter im Gespräch als der Römer. Er erzählt wenig von sich, spricht mit Nichtachtung von den Widersachern des Valens, schmeichelt klug seiner Eitelkeit: er holt ihn aus, und selbstgefällig und mit großer Offenheit gibt Valens ihm seine medizinischen Überzeugungen preis.

Die beiden Männer haben lange Zeit, sich gegenseitig zu beschnüffeln; denn der Kaiser hört nicht auf, mit dem Juden zu reden. Mit Ungeduld, Neid und Erbitterung nehmen es die beiden wahr. Es dauert eine Ewigkeit, bis der Kaiser mit Josef zu ihnen zurückkommt. »Wir müssen uns jetzt sehr oft sehen, mein Josef«, beendet er das vertrauliche Gespräch. Dann strafft er sich, klatscht einen Sekretär herbei, verkündet: »Wir freuen Uns, Flavius Josephus, daß Sie die zweite Fassung Ihres großen Werkes abgeschlossen haben. Neun Jahre verlangte Horaz für die Reife eines Buches, neun Jahre jetzt haben Sie an diesem Werk gearbeitet. Ihr Buch ist ein Ehrendenkmal für Unsern Vater, den göttlichen Vespasian, eine Ehrung für Uns selbst und Uns sehr willkommen. Wir sind gewillt, Ihnen auch für die Zukunft die Möglichkeit zu schaffen, Ihre Wissenschaft und Kunst in würdiger Muße Unsern Interessen und denen des Reichs zu widmen. Lassen Sie mich Ihnen

zum Zeichen Unseres Dankes und Unserer Anerkennung eine Anweisung auf den Fonds zur Förderung der Wissenschaften überreichen.« Und er nimmt aus der Hand des Sekretärs die Anweisung und übergibt sie Josef.

Josef, gemeinhin nicht eben geldgierig, hätte in diesem Augenblick doch sehr gerne gewußt, wie hoch die Anweisung sein mag. Vieles hing für ihn davon ab. Allein er mußte sie wohl ungelesen in den Ärmel schieben. Er schickte sich an, dem Kaiser zu danken. Der schaute ihm voll ins Gesicht, mit einem ganz kleinen Lächeln, dann, unversehens, es war wohl ein plötzlicher Entschluß, fuhr er fort, und jetzt klang seine Stimme nicht mehr schmetternd, sondern es war die Stimme eines Freundes, der dem andern eine Freude macht: »Außerdem, mein Josef, will ich, daß dein Buch in der Bibliothek des Friedenstempels niedergelegt und daß dir dort eine Ehrensäule errichtet wird.«

Josef atmete hoch, eine schnelle Röte über seinem nackten Antlitz. Er mußte an sich halten, sich nicht ans Herz zu greifen. Selbst Valens und Phineas konnten ihre Überraschung nicht ganz verbergen. Eine Büste im Ehrensaal des Friedenstempels. Es gab viele Statuen in Rom, aber eine Büste in diesem Saal blieb das höchste Ziel eines jeden Schriftstellers; denn unter den Schriftstellern aller Zeiten, deren Werke in griechischer oder lateinischer Sprache vorlagen, hatte man nur einhundertsiebenundneunzig würdig befunden, ihre Werke in die Ehrenschränke des Friedenstempels aufzunehmen, und nur siebzehn Lebende waren darunter, elf Griechen und sechs Römer. Oftmals, wenn Josef an den Tafeln vorbeiging, auf denen in Erz gemeißelt die Namen dieser großen Schriftsteller standen, hatte er neidvolle, hochfahrende Betrachtungen angestellt. Ist es ausgemacht, daß unter den Lebenden wirklich gerade die elf Griechen und sechs Römer dieser Ehrensäulen die Jahrhunderte überdauern werden? Seit drei Jahrhunderten lag die Bibel in griechischer Übersetzung vor: warum fehlten auf der Tafel Namen wie Jesajas, Jeremias, Ezechiel? Sind die Hymnen König Davids schlechter als die des Pindar? Aber daß er selber der erste Fremde, der erste »Barbar« in diesem erlauchten Kreise sein könnte, hatte er aus Furcht vor

dem mißgünstigen Schicksal auch in seinen leisesten Träumen nicht zu denken gewagt. Wie Tuben und Hörner klang es ihm jetzt durch den Kopf, er fühlte sich wie damals, als er als Knabe zum erstenmal die Weißgekleideten auf den Stufen des Tempels hatte singen hören. Das alte Wort tauchte ihm hoch: »Siebenundsiebzig sind es, die haben das Ohr der Welt, und ich bin einer von ihnen«, und betäubend überfiel ihn sein Glück.

Sogleich aber, noch ehe er dem Kaiser und Freund dankte, mischte sich eine Sorge in diese seine flutende Seligkeit. »Du sollst dir kein Bild machen.« Er hat es zugelassen, ja, er war die Ursache, daß einstmals das Schloß des Titularkönigs Agrippa in Tiberias um der Bildsäulen willen gestürmt und niedergebrannt wurde. Es ist eine Todsünde, wenn er es jetzt zuläßt, daß in dem heidnischen Tempel seine eigene Bildsäule errichtet wird. Viele Juden, die meisten, werden im geheimen stolz sein über die Ehrung, die man einem der Ihren erweist. Öffentlich aber, in den Synagogen und Lehrhäusern, wird man von neuem gegen ihn predigen, und überall im Reich, selbst jenseits der Grenzen, bei den Juden des fernen Ostens, wird sein Name zum Abscheu werden. Leise auch mischten sich andere Besorgnisse ein. Wird er, wenn man ihm selber eine Ehrensäule errichtet, Dorion das Fresko des Fabull verweigern können? Und wie soll er das Geld für alles das schaffen? Vielleicht, dies kam vor, wird er die Errichtung der Bildsäule aus eigenen Mitteln bezahlen müssen.

Dieser letzten Sorge freilich wurde er rasch überhoben. Kaum nämlich hatte er seinen Dank gestammelt, da sagte ihm Titus, er sprach jetzt, dem Freunde zu Gefallen, aramäisch, schwierig suchte er die Worte aus seinem Gedächtnis: »In den nächsten Tagen also schicke ich dir den Bildhauer Basil. Überleg dir aber«, fügte er lächelnd hinzu, »ob er dich nicht doch lieber mit Bart machen soll.«

An die vierzig Freunde hatten den Josef zum Palatin begleitet. Sie warteten in der Halle. Als er zurückkam, strahlend, waren es ihrer sechzig geworden. Unheimlich schnell hatte sich in der Stadt das Gerücht verbreitet, daß der Kaiser den Josef an die zwei Stunden in einer Privataudienz dabehalten hatte. Man empfing ihn mit lärmender Freude. Als er gar in

halb echter, halb gespielter Bescheidenheit erzählte, welche Ehrenbezeigungen der Kaiser ihm zugedacht, jubelte man, umarmte ihn, küßte ihn. Am stürmischsten bekundete der Schauspieler Demetrius Liban seine Freude. Er streckte den Arm mit der flachen Hand aus, führte ihn zurück, küßte die Hand, warf Josef den Kuß zu, verhüllte das Haupt bis auf Stirn und Augen, und so, in der Pose des Mannes, der die Gottheit verehrt, rührend und komisch zugleich, rief er wieder und wieder: »O du sehr guter, sehr großer Jude Josephus.« Er dachte aber daran, daß der Kaiser, wenn er schon diesen so hoch ehrte, ihm selber bestimmt noch ganz andere Ehrungen werde zuteil werden lassen.

In großem Triumphzug geleitete man den Josef nach seinem Haus. »Was ist los?« fragten die Vorübergehenden. »Es ist der Schriftsteller Flavius Josephus«, antwortete man ihnen, »der Jude. Er hat ein neues Buch geschrieben. Der Kaiser hat ihm eine Million geschenkt und läßt ihm Denkmäler errichten. Es ist aus. Wir kriegen die Jüdin zur Kaiserin.«

Schon nach zwei Tagen lud der Bildhauer Basil den Josef ein mit ihm die Einzelheiten der zu modellierenden Ehrensäule zu besprechen. Josef war in großer Verwirrung. Soll er nicht doch die Ehrung ablehnen? Wie man es mit den Bräuchen halten sollte, das blieb ihm ein ständiges, stacheliges Problem. Es führten mehrere Wege zu Jahve; die Bräuche waren einer von diesen Wegen. Josef selber hat die Bräuche nicht nötig, er hat seinen eigenen Weg zu Gott gefunden. Aber für die große Masse sind sie notwendig. Und jetzt gar, nachdem der Staat nicht mehr da ist, gibt es, will sich einer zu diesem geistigen Prinzip »Judentum« bekennen, schwerlich ein anderes Mittel als die Bräuche. Bildwerk irgendwelcher Art um sich zu dulden ist überdies mehr als die Verletzung irgendeines der vielen Verbote, es ist die Verleugnung des geistigen Urprinzips, des unsichtbaren Gottes.

Ist es denn überhaupt möglich, die Ehrung zurückzuweisen? Es ist möglich. Er könnte zum Beispiel erklären, er fühle sich dieser Ehrung erst dann würdig, wenn er ein zweites, größeres Werk vollendet habe. Dies bedeutete ein Opfer, einen ungeheu-

ren Verzicht. Und selbst wenn er sich entschließen sollte, das Opfer auf sich zu nehmen, durfte er es denn? Bedeutete nicht ein solcher Verzicht zugleich eine Schädigung der gesamten Judenheit?

Josef fragte den Claudius Regin um Rat. Der Verleger schaute ihn auf und ab aus seinen schweren, schläfrigen Augen, seine dicken, schlechtrasierten Lippen lächelten. Er wußte, Josefs Herz hing an dieser Ehrung, er wußte, Josef will nur, daß man ihm zurede. Aber er machte sich den Spaß, ihm nicht zuzureden, er ließ ihn zappeln. Gewiß wäre es ein Schaden für die Judenheit, meinte er mundfaul, wenn Josef die Ehrung ablehnte. Aber die Juden hätten schon so viel überstanden, die Zerstörung des Tempels zum Beispiel; sie würden vielleicht auch die Nichtaufstellung der Säule überstehen. Josef bat ihn, ernsthaft zu reden. Es gebe gewisse Handlungen des Josef, erwiderte Regin, die er selber nicht getan haben möchte. Ob es aber wesentlich sei, von den dreihundertfünfundsechzig Verboten der Schrift, die die Doktoren ausgeklügelt hätten, einhundertachtundsiebzig zu übertreten oder einhunderteinundachtzig, und welche von diesen dreihundertfünfundsechzig Verboten stärker wiegen und wieviel Unzen stärker, darüber nachzudenken stehe einem Doktor der Tempeluniversität von Jerusalem wie dem Josef besser an als einem vielbeschäftigten Finanzmann. Auf diesem Gebiet sei Josef selber auch zweifellos sachverständiger als er, und er müsse diese Frage schon mit sich allein bereinigen. Im übrigen freue er sich, ihm berichten zu können, daß die Neufassung des »Jüdischen Kriegs« ausgezeichnet gehe. Vor allem die jüdischen Besteller seien zahlreich. Er nehme an, das rühre daher, daß diese neue Fassung weniger, sagen wir: vorsichtig sei. Vielleicht gebe diese Tatsache dem Josef einen Fingerzeig.

Josef, sehr verärgert, ging zu Cajus Barzaarone. Hier fand er mehr Verständnis. »Wenn Sie mich fragen«, sagte der alte Möbelhändler, »so kann ich Sie nur auf mein eigenes Exempel hinweisen. Sie wissen, ich habe mich dazu verstanden, an dem von mir verfertigten Hausrat Tierfiguren als Ornamente anbringen zu lassen; sonst hätte mich die Konkurrenz überholt. Einige angesehene Doktoren haben mir freundliche Gutach-

ten ausgestellt und in meinem Fall die Fabrikation der Tierornamente für eine läßliche Sünde oder gar für erlaubt erklärt. Aber diese Konzessionen sind fragwürdig, darüber bin ich mir klar; schließlich heißt es in der Schrift eindeutig: ›Du sollst dir kein Bildnis machen.‹ Ich habe jedenfalls meinem alten Vater – das Andenken des Gerechten zum Guten – noch vor seinem Ende durch meinen Liberalismus viel Kummer gemacht, und manchmal sage ich mir, vielleicht war auch der Schiffbruch und Untergang meines ältesten Sohnes Cornel eine Strafe für meine Sünden. Ich versuche, meine Schuld gutzumachen. Für den Loskauf jüdischer Leibeigener habe ich dreimal mehr beigesteuert als den vorgeschriebenen Zehnten. Trotzdem drückt mich der Zweifel, ob es erlaubt ist, Geld, selbst wenn man es für solche Zwecke verwendet, mit fragwürdigen Mitteln zu erwerben. Ihre Situation, Doktor Josef, ist noch ungünstiger. Eine Porträtbüste anfertigen zu lassen verstößt zweifellos gegen den Geist der Lehre. In Ihrem Fall werden die Doktoren von Jabne kaum Milderungsgründe finden.« – »Sie raten mir also ab?« fragte Josef. »Ich rate Ihnen zu«, erwiderte langsam Cajus Barzaarone, vor sich hin schauend. »Es ist im Interesse von uns allen. Sie haben schwere Sünden auf sich genommen, und sie waren weniger im Interesse von uns allen. Nehmen Sie die Ehrung an.« Er schaute ihm plötzlich voll ins Gesicht und sagte, unerwartet dringlich: »Aber zeigen Sie, daß Sie ein Jude sind. Lassen Sie endlich Ihren Jungen beschneiden, Doktor Josef.«

Der Mann redete. Der Mann hatte leicht reden. Er wußte doch, daß Josef keine juristischen Möglichkeiten besaß, seinen Sohn ohne Dorions Zustimmung ins Judentum zu zwingen. Als hätte Cajus Barzaarone seine Gedanken erraten, fügte er hinzu: »Wenn Ihre Frau Sie liebt, wird sie kein Bedenken tragen, den Jungen nach Ihren Wünschen erziehen zu lassen.« Josef erwiderte nichts. Es war aussichtslos, dem andern klarzumachen, daß Dorion ihn liebte und es dennoch nicht zuließ, daß sein Sohn zum Juden wurde.

Im Grunde freilich hat der Mann recht. Je mehr Josef Ben Matthias zum Flavius Josephus wird, um so mehr ist er verpflichtet, seinen Paulus zum Juden zu machen. Er wird die

Ehrung annehmen, und er wird den Kampf um seinen Sohn von neuem beginnen. Wenn erst Berenike da ist, dann wird er vielleicht sogar durchsetzen können, daß die juristischen Hemmungen fallen und daß Paulus auch ohne Dorions Zustimmung zum Juden werden kann.

Vorläufig aber kam nicht die Prinzessin Berenike, sondern es kam der Gouverneur der Provinz Judäa, Flavius Silva. Er brachte mit sich das Konzept eines Buches, das er über die Juden schreiben, und eine Denkschrift, die er dem Kaiser überreichen wollte. Nun Berenike in Rom erwartet wurde, hielt er es für ratsam, selber in der Hauptstadt zu sein, und er war glücklich, daß sich die Ankunft der Prinzessin so lange hinauszögerte.

Der Gouverneur Flavius Silva war ein vergnügter, lärmender Herr, ein Vetter des Obersten Annius Bassus und diesem sehr ähnlich. Man hatte, nachdem die Generäle Cerealis und Lucil versagt hatten, ihn mit der Statthalterschaft der sehr schwierigen Provinz betraut, und er hatte sich in die Aufgabe verbissen, Judäa zu befrieden und zu romanisieren. Es verbarg sich hinter seinem lauten und jovialen Gehabe ein gut Teil harter, zäher Schlauheit.

Das Land war verwüstet, die berühmte Stadt Jerusalem zerstört, ein großer Teil der jüdischen Bevölkerung tot oder als Leibeigene verkauft. Der neue Gouverneur bemühte sich mit Erfolg, das Land neu zu besiedeln. Im Einvernehmen mit der Zentralregierung in Rom verteilte er Hunderttausende der jüdischen Bewohner seiner Provinz übers ganze Reich, erleichterte ihre Auswanderung, zog möglichst viele nichtjüdische Kolonisten nach Judäa. Baute eine ganze Reihe von zerstörten jüdischen Städten als griechisch-römische Siedlungen neu auf, gründete neue, die Stadt Flavisch Neapel zum Beispiel, und brachte sie rasch hoch. Neun Jahre nach der Zerstörung Jerusalems konnte er nach Rom melden, sein Neapel habe bereits vierzigtausend Einwohner, seine Hauptstadt, die Meerstadt Cäsarea, habe um sechzigtausend zugenommen.

Flavius Silva war ein gerechter Mann, den Juden nicht abgeneigt. Aber er war Römer bis in die Knochen, dem Kai-

serhaus verwandt und fest entschlossen, römischen Frieden und römische Ordnung, wie sie Kaiser Vespasian dem ganzen Reich aufgezwungen, auch in seiner Provinz durchzusetzen. Er brachte seine Syrer zur Räson, wenn diese glaubten, sie könnten ungestraft die Juden schikanieren, aber er duldete es auch nicht, wenn die Juden seine Syrer und Griechen durch ihren albernen Religionseifer zu ihrem eigenen Glauben verleiten wollten. Rom war tolerant, der jüdische Glaube von Staats wegen erlaubt. Man hatte nach vielem Blutvergießen darauf verzichtet, die jüdische Bevölkerung zu zwingen, den Bildsäulen der konsekrierten Kaiser Reverenz zu erweisen. Hatte sogar aus Rücksicht auf die jüdische Bevölkerung die allwöchentlichen unentgeltlichen Getreidelieferungen in den Städten Alexandrien und Antiochien vom Sonnabend auf den Freitag verlegt. Wenn aber jetzt die Juden seiner Provinz darüber hinaus sich anschickten, Griechen oder Römer ihrem angestammten Glauben an die Staatsgötter abspenstig zu machen, so war das Maß überschritten, und Flavius Silva dachte nicht daran, diesen staatsfeindlichen Bekehrungseifer der Juden hinzunehmen.

Nun sandten ihm zwar die Juden immer wieder Delegationen in sein Regierungspalais, Doktoren und Juristen, um in langen Reden und vielwortigen Schriftsätzen zu beweisen, es liege ihnen fern, Nichtjuden zu ihrem Glauben zu bekehren. Aber das änderte nichts an der Tatsache, daß eine ganze Menge Bettelphilosophen in seiner Provinz herumzogen, vor Syrern und Griechen eifernde Predigten hielten und ihnen ihr jüdisches Himmelreich anpriesen. Als er die jüdischen Doktoren darauf hinwies, erzählten sie ihm, diese Bettelphilosophen und Zyniker seien eine winzige Splitterpartei, Minäer oder auch Christen genannt, eine unbedeutende Sekte, mit abweichenden, unverbindlichen Lehrmeinungen. Doch der Gouverneur war nicht der Mann, sich mit einem so billigen Ableugnungsmanöver zufriedenzugeben. Wie denn? Was denn? Diese sogenannten Christen schauten genauso aus wie seine andern Juden, sie taten das gleiche, sie lehrten das gleiche, anerkannten die gleichen heiligen Schriften, die gleichen Feiertage, sprachen gleich schlecht Latein, waren gleich schwie-

rig. Im Grunde hielt Flavius Silva alle Juden für Barbaren und ihre Religion für einen wirren Aberglauben. Soweit er die verwickelten Darlegungen der Doktoren verstand, handelte es sich bei der Sekte der sogenannten Minäer oder Christen darum, daß diese glaubten, der Messias sei schon vor vierzig oder fünfzig Jahren erschienen, während die übrigen Juden annahmen, er werde erst in zwanzig oder dreißig Jahren auftreten. Beide Annahmen offenkundig höchst läppischer Aberglaube; denn in Wahrheit war ja der Messias vor zehn Jahren erschienen in Gestalt des Kaisers Vespasian, was der legitime Vertreter der jüdischen Priesterschaft, der Schriftsteller Flavius Josephus, selber zugegeben hatte. Jedenfalls konnte sich ein Verwaltungsbeamter, der für die Ordnung im Lande verantwortlich war, auf so spitzfindige Unterscheidungen wie die zwischen den Minäern und den übrigen Juden nicht einlassen. Flavius Silva hielt denn auch der gesamten Judenheit gegenüber den Vorwurf der Proselytenmacherei aufrecht und war entschlossen, gegen diesen Unfug mit allen Mitteln einzuschreiten.

Aus diesem Grunde also war er, ausgerüstet mit reichlichem Material, das seine Herren hatten sammeln müssen, nach Rom gekommen. Er wollte, noch bevor die Prinzessin Berenike hier eintraf und ihren Einfluß geltend machte, gesetzgeberische Maßnahmen gegen das Unwesen erwirken. Er wollte sich auf ein Gesetz stützen können, das mit Leibeigenschaft und Tod einen jeden bedrohte, der einen Anhänger der Staatsreligion dem Glauben seiner Väter abspenstig machte und ihn einem andern Glauben zuführte, sei es durch Beschneidung, sei es durch Tauchen in Wasser.

Der Gouverneur saß bei den Ministern und bei den Senatoren herum. Er war ein gewitzter Politiker, er behandelte die Herren des kaiserlichen Kabinetts sehr anders als die des Senats. Den Ministern erklärte er, wie rasch er in seiner Provinz die Ordnung endgültig herstellen könnte, wenn nur endlich ein kaiserliches Edikt strenge Strafen gegen die Gottlosenbewegung festsetzte. Gestützt auf ein solches Edikt, könnte er die Bekenner der Staatsreligion wirksam vor dem Bekehrungseifer der Juden schützen, ohne diesen zu nahe zu treten.

Den Senatoren legte er dar, wie übel, vor allem seit dem Thronwechsel, die Übergriffe der Juden zunähmen. Spaßhaft erklärte er, wenn das so weitergehe, dann würden bald durch alle syrischen Städte Judäas Juden mit gezücktem Messer laufen, um jemanden zu suchen, den sie beschneiden könnten. Der Senat möge doch endlich ein Gesetz dagegen erlassen oder zumindest die Gesetze über Körperverletzung und Eunuchentum dahin erweitern, daß sie auch die Beschneidung eines Nichtjuden inbegriffen.

Die frische, offene Art des Gouverneurs gefiel allgemein. Titus selber freilich zögerte die Audienz immer wieder hinaus, in der Flavius Silva über die Zustände in Judäa Vortrag halten und ihm seine Denkschrift überreichen wollte. Den Senatoren hingegen, vor allem denen der Opposition, sagte der Gedanke sehr zu, in der gesetzgebenden Körperschaft eine Vorlage im Sinne des Gouverneurs einzubringen. Selbst wenn dann der Kaiser sein Veto einlegte, hatte man deutlich gezeigt, daß man nicht gewillt war, die Politik des Reichs von Rücksichten auf die Jüdin bestimmen zu lassen.

Im übrigen hinderten den Flavius Silva seine umständlichen politischen Geschäfte nicht, nach den Entbehrungen der Provinz das laute, fröhliche Leben der Hauptstadt zu genießen. Man sah ihn auf vielen Festen, man sah ihn in den vornehmen Villen in Antium und den albanischen Bergen.

Sein Vetter Annius führte ihn bei der Dame Dorion ein. Annius hatte ihm viel von den Opfern erzählt, die diese reizvolle Frau auf sich genommen hatte, um ihren Sohn vor der Beschneidung zu bewahren. Hatte sie es doch nur zu diesem Zweck abgelehnt, römische Vollbürgerin zu werden; denn war sie erst im Genuß dieses Bürgerrechts, dann verwandelte sich ihre Verbindung mit Josef aus einer Ehe halber Legalität in eine vollgültige, und dann stand es bei Josef, die Glaubenszugehörigkeit seines Sohnes zu bestimmen. Flavius Silva war entzückt von der Haltung der Dame Dorion und verfehlte nicht, ihr seinen Enthusiasmus auf soldatische Art zu zeigen.

Die Tatsache, daß die Frau des größten jüdischen Schriftstellers sich mit solcher Hartnäckigkeit und unter so vielen

Opfern der Beschneidung ihres Sohnes widersetzte, bestätigte dem Gouverneur, wie widerwärtig jedem normalen Untertan des Reichs der jüdische Aberglaube war und wie berechtigt also sein Vorgehen. Dorions Kampf wurde sein eigener.

Sehr schnell verbreitete sich auch auf dem rechten Tiberufer die Nachricht von der Ankunft des Gouverneurs und seiner Absicht, bittere Maßnahmen gegen das geschlagene Volk der Juden durchzuführen. Ein Trost blieb, daß der Kaiser ihn nicht empfing. Trotzdem wuchs Unruhe und Angst.

Und Berenike kam nicht.

Cajus Barzaarone ging nochmals zu Josef und bat ihn, er möge sich nicht länger Gewissensskrupel machen. Im Interesse aller müsse er sich überwinden und die Ehrensäule annehmen. Doktor Licin redete ihm zu, der Glasfabrikant Alexas, sogar, leichtgrinsend, Claudius Regin. Demetrius Liban bot seine geübte Beredsamkeit auf. Alle bestürmten sie den Josef. Er aber ließ sich bitten, oft und abermals, und zögerte lange, ehe er endlich tat, was zu tun er von Anfang an entschlossen war.

Mit Unbehagen ging er durch den neunten Bezirk, in dem der Bildhauer Basil sein Atelier hatte. In diesem Bezirk waren die meisten Steinmetzen angesiedelt. Hier lagen, eine neben der andern, die zahlreichen Werkstätten, in denen fabrikmäßig die Denkmäler und Büsten hergestellt wurden, die der ungeheure Bedarf der Stadt und des Reichs forderte. Jetzt zum Beispiel, nach der Thronübernahme, wurden allein an großen Büsten und Denkmälern des Titus über dreißigtausend verlangt. Man sah hier den neuen Kaiser in allen Stellungen, als Triumphator, zu Pferde, auf dem Thron. Sein breiter, knabenhaft nachdenklicher Kopf mit den kurzen, krausen, in die Stirn frisierten Locken war zu Zimmerschmuck jeder Art verarbeitet. Künstlerische Skrupel machte man sich wenige. Da hatte man etwa auf Vorrat vierhundert Vollstatuen des Vespasian angefertigt, die jetzt durch den Tod des Kaisers zu raumfressenden Lagerbeständen wurden; man verwendete kurzerhand die Rümpfe und setzte ihnen den Kopf des neuen Herrschers auf.

Josef haßte den neunten Bezirk. Unmutig schritt er durch den heißen, staubigen, lärmenden Wald gigantischer und winzig kleiner Stein- und Erzbilder von Göttern, Kaisern, Heroen, Philosophen. Angewidert ging er vorbei an den ernsten und neckischen Erzeugnissen des Kunstgewerbes, an Spiegeln, Leuchtern, Dreifüßen, Vasen, die betrunkene Silene zeigten, tanzende Nymphen, geflügelte Löwen, Knaben mit Gänsen, vielfältige Ausgeburten einer kindisch tändelnden Phantasie.

Endlich war er am Hause des Bildhauers Basil angelangt. Es lag inmitten des Getümmels der Werkstätten. Erschreckend beinahe überfiel ihn die plötzliche Stille, als er die Vorhalle betrat. Die Werkstatt selber war ein großer, heller Saal; ein paar Bildwerke standen darin herum, Antiken wahrscheinlich, Josef verstand sich nicht darauf. Der Künstler Basil stand in dem weiten Raum, salopp, klein, etwas verloren.

Er hieß den Josef sich setzen, ging um ihn herum, vielwortig schwatzend. »Natürlich freut es mich, Flavius Josephus«, sagte er, ihn mit hellen, unangenehm eindringlichen Augen musternd, »daß der Kaiser mir diesen Auftrag gegeben hat. Aber mir wäre lieber, er hätte ihn mir ein halbes Jahr später gegeben. Sie können sich nicht vorstellen, was unsereiner gerade jetzt zu tun hat. Meine Gesellschaft allein hat fünfhundert neue Arbeiter eingestellt. Na«, kam er endlich zur Sache, seufzend, »wollen wir eben zusehen, daß wir etwas möglichst Schönes aus Ihnen machen. Hast du dir den Herrn gut angeschaut, Kritias?« wandte er sich an einen ziemlich vierschrötigen Burschen, einen Leibeigenen vermutlich oder einen Freigelassenen. »Das ist nämlich mein Gehilfe«, erklärte er dem Josef. »Er wird Ihnen die Augen einsetzen, wenn wir soweit sind. Das ist seine Spezialität.« Auch der Bursche beschaute Josef eindringlich; der kam sich vor wie ein Tier auf dem Markt, wie ein Leibeigener auf der Auktion.

Der kleine, quicke Basil, immer um den peinvoll sitzenden Josef herumgehend, schwatzte munter weiter. »Wie haben Sie sich's denn gedacht, Flavius Josephus?« fragte er. »Was meinen Sie zum Beispiel zu einer größeren Gruppe, Sie sitzend, Buch in der Hand, zwei oder drei Schüler zu Ihnen aufblickend?

Aber auch eine Büste auf einem eingelegten Sockel oder eine Säule wäre nicht reizlos. Einen markanten Kopf haben Sie. Ich hatte Sie mir übrigens immer mit Bart vorgestellt. Wissen Sie, Sie sind doch auch Nichtrömer, mit Ihnen kann ich offen reden. Im Grunde verstehen sie nichts von Kunst, die Römer. Nur bei Porträts muß man sich in acht nehmen. Davon verstehen sie was. Leider. Na, was denken Sie? Gruppenbild oder Büste? Gruppenbild wäre leichter. Reden Sie doch einen Ton, bitte«, ermunterte er ihn, da Josef verdrossen schwieg. »Erzählen Sie mir was aus Ihrer Vergangenheit, daß ich Leben in Ihr Gesicht kriege. Ich sehe schon«, wandte er sich an Kritias, »der Herr will die ganze Verantwortung mir zuschieben. Gehen wir schon an die Büste«, entschied er sich, seufzend. »Es spricht einiges dagegen, ich sage es Ihnen offen, Flavius Josephus. Ihr Kopf ist zwar ausgezeichnet, aber, von uns aus gesehen, kein Schriftstellerkopf. Zuviel Energie und zuwenig Kontemplation. Auch du wirst es nicht leicht haben, mein Kritias. Diese beweglichen Augen, schwierig. Sie müssen wissen, Flavius Josephus, wenn sich der Künstler mit der klassischen Manier begnügt, mit geschlossenen Augen, dann spart er sich Zeit, Arbeit, Seele. Na, drücken wir uns nicht. Immer einmal heran, mein Kritias.«

Josef mußte auf einem Podium Platz nehmen. Basil klatschte ein paar Schüler herbei, und, unbekümmert um den mürrisch Sitzenden, analysierte er Gesicht und Haltung seines Modells. »Ihr seht, Jungens«, führte er aus, »diesen Herrn Flavius Josephus, einen, wie man mir sagt, ungewöhnlich bedeutenden Schriftsteller – ich selber habe leider noch nicht die Zeit gefunden, seine Bücher zu lesen –, dem Seine Majestät eine Ehrensäule in der Bibliothek des Friedenstempels zuerkannt hat. Das ist eine große Aufgabe, und wir wollen unser Modell scharf studieren, bevor wir anfangen.

Der Herr sieht beim ersten Anblick etwas finster aus, aber wir wollen das nicht unterstreichen, es scheint mir nur eine momentane Stimmung. Die Augen liegen tief, da entsteht sowieso ein finsterer Ausdruck. Gib viel Glanz in die Augen, mein Kritias. Siehst du dieses etwas bösartige Schillern, das der Herr jetzt gehabt hat? Das mußt du mir festhalten. Aus

den dünnen Lippen würde ein Philosoph wahrscheinlich auf eine weitabgewandte Gesinnung schließen. Aber unsereiner sieht sogleich, daß sich der Herr trotzdem recht gut in der Welt auskennt. Wir müssen herauskriegen, Jungens, wie kräftig die Lippen sind bei all ihrer Dünnheit. Wir werden den Kopf ein wenig über die Schulter drehen. Das ist ein Experiment, das ist gegen die Schulregel. Aber auf solche Art kriegen wir die Augen in die Winkel. Das gibt den Ausdruck eines Mannes, der mit seinen Augen die Welt packen will. Und dann kriegen wir auch die stolze, gierige Geste heraus, die dem Herrn so gut steht. Eine echte Schriftstellergeste nebenbei, die wir schon deshalb unter allen Umständen herausholen müssen; wir leisten es uns nämlich, den Herrn ohne Buch darzustellen, und das Gesicht wirkt sowieso nicht sehr literarisch. Was abgesehen von dem speziellen Fall kein Nachteil ist. Schaut euch das Hagere, Knochige des Kopfes an, Jungens, die ausgezeichnete Stirn, die Buckel über den Augen, die Buckel unterm Haaransatz, dieses Auf und Nieder, die Zerarbeitung, die Zerklüftung. Der Kollege Diodor würde jeden dieser Züge wichtig unterstreichen. Wir werden das nicht machen. Wir werden charakterisieren, nicht karikieren.

Es ist ein jüdischer Kopf, den wir da zu machen haben. Herr Flavius Josephus ist Jude. Denkt euch den Bart hinzu, dann wird es noch deutlicher. Wir müssen es dahin bringen, daß sich der Beschauer, ohne daß er es selber merkt, den Bart hinzudenkt. Macht die Augen auf, Jungens. Schaut euch den Kopf gut an, so wie er jetzt vor euch ist. Wenn ich ihn erst einmal modelliert habe, dann werdet ihr ihn nur mehr sehen, wie ich ihn sah.«

Er schickte die Schüler hinaus und dann auch den Kritias. »Diese Vorbereitungen sind ein wenig langweilig«, wandte er sich wieder an Josef. »Aber ich kann nicht zu arbeiten anfangen, ehe ich mir über jede Einzelheit klargeworden bin. Das geht am besten, wenn ich das Modell meinen Schülern erkläre.«

»Wie halten wir es mit der Säule?« fragte er nachdenklich. »Wenn wir Herrn Fabuli dazu bekämen, Ihren Schwiegervater, die Säule zu bemalen, das wäre eine große Sache.« – »Ich

möchte Herrn Fabull nicht bemühen«, lehnte Josef kurz ab. »Fabuli ist ein herrlicher Maler«, beharrte Basil, »und für solche Arbeit unbestritten der erste Mann der Epoche. Ich arbeite gern mit ihm.« – »Ich möchte Herrn Fabull nicht heranziehen«, erwiderte noch energischer Josef. »Wenn Sie es durchaus ablehnen«, seufzte Basil, »dann müssen wir den Sockel mit Reliefs ausarbeiten. Sie waren doch General, habe ich mir sagen lassen. Da werden wir am besten einige Ihrer Kriegstaten auf den Reliefs darstellen.«

Josef war im Begriff, auch diesen Vorschlag heftig zurückzuweisen, als mit kräftigem Schritt, an dem tief sich neigenden Leibeigenen vorbei, eine junge Dame in das Atelier kam, stattlich, schön, hochfahrend. Sie habe unerwarteterweise zwei Stunden frei, erklärte sie dem offensichtlich geschmeichelten Bildhauer, und jetzt wolle sie ihre Kolossalstatue beschauen, solange sie noch im Stein stecke. Ob sie sehr störe, unterbrach sie sich, mit einer leichten Kopfbewegung gegen Josef. Die ganze Zeit hatte sich Josef gefragt, wessen Züge dort drüben das große Modell der Juno trage. Jetzt erkannte er, daß es natürlich die Züge dieser Dame waren, der Frau des Erbprinzen, Lucia Domitia Longina. Der Bildhauer, in seiner saloppen Art, sagte, sie störe nicht; denn selbstverständlich werde er vorher seine Sache mit dem Herrn ins reine bringen. Dann werde er ihr gern die Statue zeigen.

Der Herr selbst aber scheine verärgert, bemerkte die Prinzessin, den Josef ungeniert auf und ab schauend, leicht amüsiert über sein steifes, verschlossenes Gesicht.

Basil stellte ihn vor. Sie habe doch gleich gewußt, sagte Lucia, daß sie dieses Gesicht kenne. Sie habe ihn schon mehrmals gesehen, er sei ihr aufgefallen. Aber etwas an seinem Gesicht habe sich verändert. »Ein interessantes Buch, Ihr ›Jüdischer Krieg‹«, fuhr sie fort, ihn unverwandt und ohne Rücksicht musternd. »Gewöhnlich wird in solchen Büchern schrecklich gelogen. Selbst in den Memoiren meines Vaters, des Feldmarschalls, scheint mir einiges verdächtig. Bei Ihrem Buch hatte ich den Eindruck, Sie schwindeln nur, wenn es um Nie selber geht. Dafür habe ich Witterung.«

Josefs Gesicht verlor seine Finsternis. Sooft er diese Dame

Lucia bei offiziellen Anlässen gesehen hatte, war sie ihm ernst vorgekommen, streng, repräsentativ, die Juno des Modells. Nie hätte er gedacht, daß sich diese Juno so leicht und angenehm geben könnte. Sein Unmut war fort. Vor Frauen solcher Art fühlte er sich sicher und beschwingt. Möglich, setzte er ihr auseinander, daß an seinem Buch einiges gezwungen und weniger überzeugend wirke. Das komme daher, daß er seine Gedanken in einer fremden Sprache habe ausdrücken müssen. Jetzt aber, in der Neufassung, sei ihm vieles besser geglückt.

»Wie ist es also?« unterbrach Basil. »Bleibt es bei den Reliefs?« Josefs Unbehagen kam zurück. Was denn aus seinem früheren Leben will er in Stein hauen, dieser Aufdringliche? Seine Taten im jüdischen Krieg? Die werden sich nicht gut ausnehmen in römischen Augen. Seine Begegnung mit Vespasian, diese zweideutige, ihn peinigende Begegnung, die ihn vor den Juden befleckt, soll die in Stein gehauen werden?

per kleine, flinke Basil – ihr »Eichhörnchen« nannte ihn Lucia – schwatzte unterdessen munter weiter. Sonst habe man bei einem Schriftsteller nicht viel Material für den Sockel, meinte er, aber bei einem Kriegshelden wie Josef bleibe ja die einzige Qual das Wählen. Josef fiel ihm ins Wort. Man lasse seine Niederlagen nicht gerne in Stein hauen, lehnte er ab. Er bitte darum, die Säule glatt zu halten, ohne Bemalung und ohne Relief. Vielleicht sei das eingebildet, aber er glaube, seine eigene Darstellung der Ereignisse sei anschaulich genug.

»Schön«, fügte sich Basil. »Sie ersparen mir Arbeit.« Lucia hatte schweigend zugehört. »Sie sind ein schwieriger Herr«, sagte sie jetzt zu Josef, lächelnd. »Merkwürdig, daß einer nach soviel Erlebnissen noch so empfindlich ist.«

Dann machte man sich auf den Weg, um die Kolossalstatue zu beschauen. Lucia forderte Josef auf, mitzukommen. Inmitten von Staub und Lärm hob sich die riesige Juno, noch zu einem guten Teil im Stein steckend. Die linke Hand sprang vor, Basil kletterte hinauf. Auf der mächtigen, steinernen Hand stehend, erklärte er seine Arbeit. Eine Juno sei keine dankbare Aufgabe. Eine Juno bleibe fad und feierlich, selbst wenn eine Lucia das Modell sei. Er möchte einmal die wirkliche Lucia machen, nicht die offizielle, repräsentative. »Wie stellen Sie

sich denn die wirkliche Lucia vor?« fragte von unten herauf die Prinzessin, lachend. »Zum Beispiel«, meinte, sich duckend, Basil, »als Tänzerin Thais auf dem Rücken des Philosophen reitend, angenehm besoffen. Das wäre eine Aufgabe.«

Die große Lucia streckte sich, griff nach ihm, holte ihn von der Hand ihrer Statue herunter. Ihr persönlich liege wenig an Respekt, erklärte sie friedfertig, aber Bübchen würde sich ärgern, wenn er so unehrerbietiges Gerede hörte. »Jetzt«, wandte sie sich an Josef, »wo wir Ihre Jüdin bald da haben werden, Ihre Berenike, darf ich mir erst recht nichts vergeben. Ihr Juden macht unsereinem viele Ungelegenheiten«, seufzte sie. »Er gehört übrigens zur angenehmeren Sorte, finden Sie nicht, mein Eichhörnchen?« sagte sie zu Basil. Josef ärgerte sich, daß sie so über ihn hinweg sprach. Trotzdem, als sie ihre Sänfte bestieg, fragte er, sie mit seinen heftigen Augen dringlich anschauend: »Darf ich Ihnen die Neufassung meines Buches bringen?« – »Tun Sie das, mein Lieber«, erwiderte sie. Auch das sagte sie obenhin. Aber sie winkte dem Diener ab, der die Vorhänge schließen wollte, und während die Sänfte sich in Bewegung setzte, schaute sie den Josef an, mit geschlossenen Lippen lächelnd, ein klein wenig spöttisch, sehr einladend. Ihre Stirn unter der in vielen Locken hoch sich türmenden Frisur war rein und kindlich, ihre weit auseinanderstehenden Augen über der langen, kräftigen Nase schauten furchtlos, lebensgierig. Josef aber lächelte in seinem Innern und ärgerte sich nicht mehr.

Zu ungewohnter Stunde erschien in dem Haus im sechsten Bezirk der Glasfabrikant Alexas, den Josef unter allen Juden in Rom für seinen besten Freund hielt. Dieser Alexas war seinerzeit während der Belagerung in Jerusalem geblieben, seinem alten Vater zuliebe, der sich nicht von der Stadt hatte trennen können. Er hatte dort grausige Dinge durchgemacht, man hatte ihm seine ganze Familie auf schauerliche Art getötet, er selber war, im letzten Augenblick, von Josef aus einem Gefangenendepot herausgeholt worden, das die für Tierhetzen und Kampfspiele Bestimmten enthielt. Der weltkundige Mann mit seinen fortschrittlichen Fabrikationsmethoden war auch in Rom rasch

hochgekommen. Seine stattliche Leibesfülle freilich und die frischen Farben seines Gesichtes waren für immer fort, sein strahlend schwarzer Bart verfärbt, und eine leise, wissende Trauer war um alles, was er sagte und was er tat. Josef hielt große Stücke auf seinen Freund. Der lebte beispielhaft und ohne viel Krampf vor, wie man gleichzeitig ein guter Jude und ein guter römischer Untertan sein konnte.

Heute schien der sonst so ruhige Mann erregt, seine trüben, bekümmerten Augen belebt. Zwei unerwartete Besucher waren in seinem Haus eingetroffen, ein Mädchen aus Judäa, oder vielmehr eine Frau, in Begleitung eines zehnjährigen Jungen, beide ihm von früher her nicht bekannt. Es war die erste Frau des Josef, Mara, mit ihrem Sohne Simeon.

Dem Alexas hatten die Frau und der Junge gut gefallen. Josef aber schien betreten, ablehnend. Warum denn die Frau gerade zu ihm gekommen sei? fragte er den Alexas. Es war deshalb gewesen, weil sie seinen Namen schon in Judäa gehört hatte als den eines Freundes des Josef. Was sie in Rom wolle, erzählte Alexas weiter, habe sie ihm nicht anvertraut, für alle seine Fragen habe sie ein sanftes, geheimnisvolles und verschmitztes Lächeln gehabt. Sie habe ihn nur gebeten, zu dem Doktor Josef Ben Matthias zu gehen, Priester der Ersten Reihe, Freund des Kaisers, ihrem Herrn und früheren Gemahl, auf daß der, wenn er auch sie selber verworfen habe, seinem Sohne sein Antlitz leuchten lassen möge, dem Simeon, Janiki, seinem Erstgeborenen.

Josef hatte seine frühere Frau die ganzen zehn Jahre hindurch nicht gesehen, auch seinen Sohn nicht, und wenig Gedanken an die beiden verloren. Er hatte sich damit begnügt, ihr die ausgesetzte Rente anweisen zu lassen. Mara hatte zuerst auf dem Land gelebt, auf seinen Gütern, dann war sie in die Stadt gezogen, in die Meerstadt Cäsarea, damit dort der kleine Simeon die Schule besuche. Mara hätte ihn lieber in das Lehrhaus von Jabne gebracht, das Zentrum der jüdischen Gelehrsamkeit. Aber Josef hatte gefürchtet, daß sein Sohn dort nicht wohl aufgenommen werde, und darum Mara veranlaßt, mit ihrem Jungen nach Cäsarea zu gehen, der Hauptstadt des Landes, die fast nur von Griechen und Römern bewohnt

war. Es war für Juden nicht ganz einfach, dort Zutritt zu erlangen; sie bedurften eines Sonderpasses. Aber Josefs Verwalter Theodor Bar Theodor hatte für Mara und ihren Jungen die Sondererlaubnis rasch erwirkt. Dort also hatte sie die letzten Jahre gelebt, still, gefügig, ohne ihn zu behelligen; jedes Jahr zum Hüttenfest hatte sie ihm in einem demütigen Brief mitteilen lassen, daß sie und ihr Sohn sich wohl befänden und ihm für seine Güte dankten.

Jetzt zum erstenmal, seitdem er sie kannte, hatte sie einen selbständigen Beschluß gefaßt und war ohne seinen Willen nach Rom gekommen. Er hatte sich von ihr geschieden, hatte die öffentliche Geißelung auf sich genommen, um diese Scheidung zu erlangen. Die Frau seiner Rippe ist Dorion, der Erstgeborene seines Herzens Paulus. Warum war auf einmal diese da? Was fiel ihr ein? Was wollte sie? Das Richtige wäre, sie wieder nach Judäa zu schicken, ungesehen, mit strengem Verweis.

Er rief sich ihr Bild zurück, wie sie, nachdem Vespasian sie genommen hatte, zu ihm gekommen war, vernichtet, eine geschminkte Tote. Wie sie dann aufgeblüht war, nachdem der Römer ihn gezwungen hatte, sie zu heiraten. Sie war vierzehnjährig damals, ihr Gesicht rein, eirund, ihre niedrige Kinderstirn schimmernd. Demütig kamen die Worte aus ihrem üppig vorspringenden Mund, sanft und zärtlich glitt sie um einen herum, alle kleinen Wünsche erfüllend, bevor man sie aussprach. Und er hatte sich das gefallen lassen. Diese Mara, die, wenn auch gegen ihren Willen, durch die Kriegsgefangenschaft und die Buhlerei mit dem Römer zur Hure geworden, war seinem Herzen und seiner Haut wohlgefällig gewesen. Nicht lange freilich. Niemals war von ihr jene tiefe Lokkung ausgegangen wie von Dorion.

Jetzt also ist sie da. Als Geliebte hat man sie nach drei Wochen vergessen, aber sicher ist sie eine gute Mutter. Er war in Alexandrien, als sie ihm den Sohn gebar, den Erstgeborenen, den er nie gesehen hat. Er erinnert sich genau, wie sie es ihm mitgeteilt hat. Der Brief war von einem Schreiber geschrieben, aber man erkannte sogleich ihren Ton: »O Josef, mein Herr, Jahve hat gesehen, daß Deine Magd mißfällig

war vor Deinem Angesicht, und er hat meinen Leib gesegnet und hat mich gewürdigt, daß ich Dir einen Sohn gebäre. Er ist an einem Sabbat geboren, und er wiegt sieben Litra und fünfundsechzig Zuz, und sein Schrei kam von der Wand zurück. Ich habe ihn Simeon genannt, das ist der Sohn der Erhörung, denn Jahve hat mich erhört, als ich mißfällig war. Josef, mein Herr, sei gegrüßt und werde groß in der Sonne des Kaisers, und der Herr lasse sein Antlitz leuchten über Dir. Und iß keinen Palmkohl, weil es Dich dann gegen die Brust drückt.« Dieser Brief schwamm auf dem Meer von Cäsarea nach Alexandrien, während gleichzeitig von Alexandrien nach Cäsarea jener andere Brief schwamm, in dem er ihr die Scheidung mitteilte.

Er will die alten Dinge nicht aufrühren. Er liebt den Sohn aus seiner Ehe mit Dorion. O wie liebt er ihn, seinen Sohn Paulus. Aber dieser Paulus ist nicht aufgenommen in die Gemeinschaft der Gläubigen, er sperrt sich zu vor ihm, hängt sich an jenen Phineas, den Hämischen, den Hund. Ist ein Griechenjunge, hochfahrend, voll Fremdheit und Verachtung vor dem jüdischen Vater. Jetzt also ist der andere da, sein jüdischer Sohn. Aber der, als die Frucht aus der Ehe eines Priesters mit einer Kriegsgefangenen, ist ein Mamser, ein Bastard.

Es ist arg, daß er keinen rechtmäßigen jüdischen Sohn hat. Die Büste im Friedenstempel ist eine Ehrung, wie sie noch nie einem Juden widerfahren ist. Der Doktor Licin hat ihn aufgefordert, die Synagoge zu stiften. Es wäre gut, wenn die Thorarollen, die aus Jerusalem geretteten, in einer Josef-Synagoge stünden, während sein Bild im Friedenstempel steht. Die römischen Juden würden die Stiftung einer Josef-Synagoge nur dann würdigen, wenn er einen jüdischen Sohn hätte. Sein Schlaf wäre gut dann, tief und ohne Störung.

Im Grunde ist der Mamser, der Bastard, von jeher dem vollberechtigten jüdischen Bürger gleichgestellt gewesen. Jetzt, nach der Zerstörung des Tempels, ist es erlaubt, die Gesetzgebung über die Bastarde in einem laxen Sinne auszudeuten. Ehefähig freilich ist der Bastard nicht. Aber es gibt Auswege. Es wäre schön, hier in Rom einen jüdischen Sohn zu haben. Es wäre schön, die Josef-Synagoge zu haben. Andernteils können,

wenn er Mara erst einmal vor sein Angesicht läßt, leicht tausend Ungelegenheiten und Verwicklungen entstehen. Wenn es eine Josef-Synagoge gibt und sein Bild im Friedenstempel, dann wird sein Schlaf tief sein. »Ich danke Ihnen für die Botschaft, lieber Alexas«, beschließt er seine Gedanken. »Sagen Sie Mara, ich werde morgen kommen.«

Am nächsten Tag, auf dem Wege zu ihr, sagte er sich, das Wichtigste sei, sich nicht überrumpeln, sich kein Versprechen ablocken zu lassen. Er wird sich die beiden einmal anschauen, das ist alles. Verpflichten wird er sich zu nichts.

Die Frau, als er kam, neigte sich tief. Sie trug das einfache Kleid des nördlichen Judäa, viereckig, aus *einem* Stück, dunkelbraun, rot gestreift. Ein vertrauter Geruch stieg ihm in die Nase; sie liebte es noch immer, ihre Sandalen zu parfümieren. »O mein Herr«, sagte sie, »du hast dein Barthaar geopfert, aber dein Angesicht ist stark, schön und leuchtend auch ohne dein Barthaar.« Sie war demütig wie stets, aber voll von einer großen Sicherheit, die er früher nicht an ihr gekannt hatte. Mit ihrer kleinen, festen Hand wies sie auf den Jungen, nahm ihn um die Schulter, führte ihn Josef vor. Der sah, daß er breit war, wohlgeraten; in dem eirunden Schädel Maras hatte er entschiedene Lippen, eine kräftige Nase, lange, schnelle Augen wie er selber. Josef legte seinem Sohn die Hand auf das dichte, wirre Haar und segnete ihn, Gott möge ihn machen wie Ephraim und Menasse.

Der Junge musterte den fremden Herrn ohne Verlegenheit, aber er blieb einsilbig. Sie sprachen aramäisch. Mara forderte ihren Sohn auf, griechisch zu sprechen; er könne ganz gut Griechisch, erklärte sie stolz. Aber Simeon war bockig, er sah nicht ein, warum er griechisch sprechen sollte, wenn der Herr Aramäisch konnte.

Ein bißchen taute er auf, als Josef ihn über die Reise ausfragte. Die »Viktoria« war ein gutes Schiff, nicht sehr groß freilich. Bei dem Sturm kurz nach Alexandrien seien fast alle seekrank geworden, aber er nicht. Auch ein Transport wilder Tiere sei auf dem Schiff gewesen, für die Arena. Die hätten während des Sturms kolossal gebrüllt. Zwei Geschütze habe das Schiff mitgeführt, wegen der Seeräuber. Es gab zwar keine

Seeräuber mehr, aber das Gesetz, daß jedes Schiff bestückt sein müsse, war nicht aufgehoben. Für die Geschütze hatte sich Simeon besonders interessiert. Er hatte sie sich von den Mannschaften genau erklären lassen, ja, er hatte selber ein kleines Modell eines Geschützes konstruiert. Mara bestand darauf, daß er es dem Herrn zeige. Er ließ sich auch nicht lange bitten. Sein Gesicht wurde hell, wenn er von dieser seiner Konstruktion sprach, lustiger als das oft finstere des Josef. Er hatte offenbar eine gute Hand für solche Dinge.

Für so was, erklärte Mara, habe Simeon Interesse, da könne er aufpassen, da könne er Griechisch. Im Lehrhaus aber seien seine Leistungen keineswegs befriedigend. Er lasse sich zu leicht ablenken, treibe sich, ihren Ermahnungen zum Trotz, viel auf den Straßen Cäsareas herum, wo er von den Jungens der Gojim nur übles Zeug aufschnappe. Aber ihre dunkle Stimme war sanft, während sie ihren Simeon-Janiki verklagte, es war ein gewisser Stolz darin auf ihren geweckten Jungen, der so voll Interesse war für seine Umwelt.

Josef, vorsichtig, immer wie ein Erwachsener zu einem andern sprechend, suchte aus dem Knaben herauszuholen, was der sich im Lehrhaus angeeignet hatte. Viel war es offenbar nicht. Dennoch rührte es den Josef schmerzhaft tief auf, als er aus dem Munde seines Sohnes hebräische Worte hörte, uralte, vertraute Klänge, im Tonfall des Landes Israel. Der Junge verteidigte sich gegen die Klagen seiner Mutter. Wozu soll er die schwierigen Gesetze über Tempeldienst und Opfer auswendig lernen, da der Tempel doch leider einmal zerstört ist? Der Hafen von Cäsarea und die Schiffe und die Silos interessieren ihn eben mehr. Dafür kann er doch nichts.

Mara fürchtete, Josef werde zürnen über diese bedenklichen Reden des Knaben. Aber Josef zürnte nicht. Er selber war ein guter Schüler gewesen und hatte seine Stunden im Lehrhaus brav abgesessen. Aber dann war er Soldat geworden und hatte sich im Leben getummelt, und offenbar stak das Soldatische doch tiefer in ihm, als er glaubte. Das zeigte sich jetzt an dem Jungen. Er sprach mit ihm über Geschütze, er erklärte ihm die Konstruktion der »Großen Deborah«, jenes berühmten Geschützes der Juden, das die Römer erst nach

so vielen vergeblichen Mühen hätten erobern können und das sie mit besonderem Stolz, trotzdem es halb zerstört war, im Triumphzug aufgeführt hatten. Der Junge hörte mit leuchtenden Augen zu. Josef selber ereiferte sich. Er hatte eine klassische Schilderung dieser Maschine in seinem Buch gegeben, er geriet ins Griechische, wie er jetzt sprach, und es erwies sich, daß Simeon-Janiki ganz gut verstand. Mara hörte befriedigt zu, wie ihr Mann und ihr Junge miteinander schwatzten.

Jetzt fragte der Junge den Vater aus nach den Merkwürdigkeiten der Stadt Rom, von denen er gehört hatte. »Euer Rom ist sehr groß«, meinte er nachdenklich. »Aber unser Cäsarea ist auch nicht klein«, fügte er sogleich hinzu, stolz. »Wir haben das Palais des Gouverneurs und die Kolossalstatuen am Hafen und die Große Rennbahn und vierzehn Tempel und das Große Theater und das Kleine Theater. Wir sind überhaupt die größte Stadt der Provinz. Mutter erlaubt nicht, daß ich zu den Wagenrennen gehe, aber ich habe mit dem Champion Thallus gesprochen, der dreizehnhundertvierunddreißig Rennen gewonnen hat. Er hat über drei Millionen gemacht, und er hat mich auf seinem Ersten Pferd Silvan reiten lassen. Sind Sie einmal auf einem Ersten Pferd gesessen?«

Jetzt sprach der Junge wieder aramäisch, und Josef fand sein Wesen gelöst und angenehm. »Ein Bastard, der ein Gelehrter ist, steht höher als ein unwissender Priester«, lautet ein Satz der Doktoren. Diesen Satz konnte man zwar kaum auf Simeon anwenden, aber sein Sohn gefiel ihm gleichwohl. Mara war glücklich, daß Josef dem Knaben wegen seiner Unwissenheit nicht zürnte. Ihre Schuld war es nicht, wenn er nicht das Zeug zu einem Doktor und Herrn in sich hatte. Sie hat wirklich alles dazu getan. Schon während ihrer Schwangerschaft hat sie Meerbarben gegessen, auf daß ihr Simeon wohl gerate. »Eigentlich hat es auch geholfen«, meinte sie mit sanftem Stolz. »Er ist wild, er treibt sich auf den Straßen herum und gebraucht schlechte Worte, und ich habe hierher nach Rom gehen müssen, weil ich in Cäsarea nicht mit ihm fertig wurde. Aber er hat einen raschen Kopf und eine geschickte Hand und findet Wohlgefallen vor den Menschen. Nein, das darf ich ohne Vermessenheit sagen: wir sind nicht aufs Johan-

nisbrot gekommen.« – »Sagt man das hier noch: ›aufs Johannisbrot‹?« erkundigte sich etwas verächtlich Simeon. »Bei uns in Cäsarea sagen sie ›auf den Hund gekommen‹. Das gefällt mir besser. Aber das Richtige habe ich erst auf dem Schiff gelernt, von den Matrosen. Die sagen: beschissen.« – »Immer hat er es mit den niedrigen Worten«, beklagte sich Mara. »Mir gefällt es: beschissen«, beharrte Simeon. »Wenn du schon das Johannisbrot nicht liebst, mein Junge«, riet Josef, »dann nimm vielleicht: unten durch.« Simeon überlegte einen kleinen Augenblick. »Nicht sehr schön«, entschied er. »Das andere ist schöner. Aber wenn Mutter es durchaus will, dann sage ich also: unten durch«, und er tauschte einen Blick des Einverständnisses mit Josef, ein Erwachsener, der auf die törichten Launen einer Frau Rücksicht nimmt.

Josef fragte seinen Sohn, ob er in Cäsarea viele Freunde habe. Es erwies sich, daß er mehrere griechische Kameraden hatte. Wurden sie frech, prügelte er sich mit ihnen herum. Unter den Polizisten hatte er gute Bekannte, die zu ihm hielten gegen die Lausebengels. Erst hatte er offenkundig statt »Lausebengels« ein kräftigeres Wort nehmen wollen, aber aus männlicher Rücksicht auf die Mutter unterdrückte er es.

Diese, nach einer Weile, schickte den Knaben hinunter auf die Straße; er hatte auch da bereits Freunde. Josef, sowie sie allein waren, beschaute Mara. Sie war reifer als früher, ein wenig dicklich übrigens, fest in sich ruhend, voll bescheidener Genugtuung. Er, vor seinem Sohne Paulus, hatte versagt. Er, der die Welt durchtränken wollte mit jüdischem Geist, konnte nicht einmal seinen Sohn damit erfüllen. Hier aber die Frau saß da, ein kleines, zufriedenes Lächeln um den üppig vorspringenden Mund. Ihr Sohn hatte nicht das Zeug zum Schriftgelehrten, er war ein wenig vulgär, manches war in ihm von seinem Großvater, dem Theaterdiener Lakisch. Aber ein Jude war er immerhin, gut gediehen im ganzen, geweckt.

Trotzdem reizte den Josef die Zufriedenheit der Frau. Finsterer, als es ursprünglich seine Absicht gewesen war, fragte er sie, was sie denn hier wolle, was sie von ihm wolle.

Sein Unmut schreckte sie nicht. Sie glaube, erwiderte sie, Simeon-Janiki sei ein bißchen verwildert. Cäsarea, wo er

immer mit den Griechenjungen herumgetobt habe, sei vielleicht doch nicht das Richtige für ihn gewesen, in Jabne hätte er bessere Aufsicht gehabt. Hier in Rom hoffe sie jemanden zu finden, der die Hand fest genug habe, ihn zu zähmen. Josef sah vor sich hin, erwiderte nichts. Dies sei aber nur das eine, fuhr sie fort. Sie habe noch einen wichtigeren Grund. Daß Josef, ihr Herr, seinen Sohn nicht habe in Jabne erziehen lassen, sei eine schwere Last für ihr Herz gewesen all die Jahre hindurch; denn sie glaube, sie habe den Grund richtig erraten, trotz all ihrer Torheit. So sei sie denn allein nach Jabne gegangen, Wanderstab in der Hand, Wasserschlauch und hörnernen Behälter für die Wegzehrung um die Schulter, wie man früher nach Jerusalem hinaufzog, und habe umgefragt bei den Doktoren der Universität, ob es denn kein Mittel gebe, ihren Sohn, diesen ihren wohlgeratenen Simeon-Janiki, zu befreien von dem Fluch, der auf ihm liege; denn er sei doch nun einmal vorläufig ein Mamser, ein Bastard. Sie sei bis zu dem weisesten aller Menschen vorgedrungen, kurz vor seinem Ableben übrigens, zu dem Großdoktor Jochanan Ben Sakkai, das Andenken des Gerechten zum Guten. Der habe denn auch mild zu ihr gesprochen und habe ihre Rede erwogen, als käme sie nicht wie aus dem Mund eines jungen Kalbes, und habe ihr geraten, nach Rom zu gehen und zu Josef zu sagen, er habe sie geschickt. Da habe sie angefangen zu sparen von dem Geld, das Josef in seiner Güte ihr gegeben habe, und gerade als sie die Summe für die Reise zusammen hatte, sei für alle Juden ein neuer Glanz angebrochen, weil doch nun eine jüdische Frau Kaiserin in Rom sein werde. Und nun sei sie da und hoffe, ihr Herr Josef zürne nicht. Das brachte sie vor, sanft, ohne Anspruch, immer mit ihrem kleinen, stillen, verschmitzten Lächeln.

Josef, als er den Namen Jochanan Ben Sakkai aus dem Munde der Frau hörte, war erschüttert. Er hatte angenommen, sie sei aus Vorwitz gekommen, zudringlich, von allein. Und nun war es Jochanan Ben Sakkai, der sie geschickt hatte, sein Lehrer, der hochverehrte, listige, der an seiner Universität Jabne mit gesegneter, übermenschlicher Zähigkeit am Werke gewesen war, den verlorenen Staat der Juden durch die Lehre

des Moses und die Bräuche der Doktoren zu ersetzen. Dieser Mann hatte bis zuletzt an Josef geglaubt, als längst die anderen ihn anspien. Der also, sich mühend um ihn übers Grab hinaus, hat ihm die Frau und den Jungen geschickt, und jetzt gerade sind sie gekommen, da er in Wirrnis war des Bildes wegen, das man von ihm machte.

Die Frau sprach weiter. Sie hatte hundert Sorgen. Ob man denn richtig auf seine Nahrung sehe? Ob man ihm genügend Rettich gebe und Johannisbrotblätter? Ob man ihm nicht zu scharfe Kapernsauce vorsetze? Das habe ihm immer geschadet. Sie habe ihm ein wenig Majoran-Ysop mitgebracht, auch gutes Salz aus dem Toten Meer, das römische Salz sei so schlecht, habe man ihr gesagt.

Sie holte die kleinen Gaben hervor, glücklich, *eine* Luft mit diesem Mann zu atmen, ihm von seinem, ihrem Kind zu sprechen, von diesem klügsten und tapfersten aller Söhne, Simeon-Janiki. Josef hörte ihre stillen Worte, sah ihre niedrige, schimmernde Stirn. Er dachte an den mühevollen, umwegig kämpfenden Glauben jenes großen Alten, Jochanan Ben Sakkais. Gott wird nicht kleiner, hatte der ihm gesagt, auch wenn seine Bekenner auf listigen Umwegen zu ihm gehen. Es war ein großes Geschenk, daß Jochanan Ben Sakkai ihm die Frau und den Knaben geschickt hatte.

Mara rückte näher. »Zürnst du, mein Herr, daß ich gekommen bin?« fragte sie, da er lange schwieg. »Du hättest schreiben sollen und meinen Willen einholen«, erwiderte er. Doch sogleich, gnädig, fügte er hinzu: »Aber nun du da bist, mag es sein.«

Der Bildhauer Basil zeigte dem Josef das Stück Metall, aus dem sein Kopf entstehen sollte. Es war korinthische Bronze, jenes besonders edle Metall, das vor nunmehr zweihundertsechsundzwanzig Jahren entstanden war, als bei der Zerstörung der Stadt Korinth die Kunstwerke aus Gold, Silber, Kupfer in geschmolzenen Strömen ineinanderflossen, sich zu einer seither nie wieder erreichten Mischung von wunderbarer Schönheit vereinigend. Der Bildhauer versprach sich viel von dem blassen, fremdartigen Schimmer, der von Josefs Kopf aus-

gehen werde, wenn er erst in diesem Metall gegossen sei.

Basil arbeitete jetzt an einem Tonmodell, nachdem er zuerst ein Wachsmodell geknetet hatte. Josef saß auf dem Podium des großen Ateliers und hörte dem Manne zu, der ihm von Dingen erzählte, die ihm sehr fremd waren. Von den zahllosen Fälschungen zum Beispiel, die man in Rom den Sammlern anzuhängen versuchte. Warum auch sollte man die reichen Leute nicht übers Ohr hauen, die auf das Alter von Kunstwerken und auf verschollene, zweifelhafte Meisternamen mehr Gewicht legten als auf den Kunstwert? »Ich habe da«, erzählte er, »jüngst bei dem Sammler Tullus gegessen. Es war eine große Gesellschaft, lauter Freunde des Tullus. Auf den Tischen standen über dreihundert Silberbecher und sonstiges Tafelgerät, eines kostbarer und älter als das andere, die Ziselierungen schon ganz verwischt. Ich sage Ihnen, Flavius Josephus, die Kunstwerke waren so echt wie die Freunde. Da war zum Beispiel ein Tafelaufsatz, ein Löwe, der eine Antilope reißt, darunter in antiken Schriftzeichen, gerade noch lesbar, der Name des großen Myron. Myron ist jetzt seit mehr als fünfhundert Jahren tot, aber wenn Sie meinen guten Kritias fragen, der könnte Ihnen genau erzählen, ob der bewußte Myron heute früh mit dem rechten oder mit dem linken Fuß aufgestanden ist.«

Josef, während der kleine, hurtige Mann schwatzte, sah zu, erstaunt, unheimlich angerührt, wie unter seinen Händen sein Gesicht entstand. Dieser widerwärtige Basil hatte ärgerlicherweise nicht zuviel behauptet: was da vor ihm in die Welt hineinwuchs, das war in Wahrheit sein Kopf, nicht weniger lebendig als der von Fleisch und Blut, und es wird in Zukunft schwer sein, schwer sogar für ihn selber, diesen Kopf anders zu sehen. Das waren seine Lippen, seine Nüstern, seine Stirn. Und doch war es ein fremder, unheimlicher Kopf. Er riß sich zusammen, er wollte Klarheit. Waren das die Lippen, die Weisung gegeben hatten, den Justus vom Kreuz zu nehmen, den Freundfeind, der jetzt an einem »Jüdischen Krieg« schrieb, der Schamlose? Waren das die Nüstern, die den Brand und Gestank des stürzenden Jerusalem und des Tempels eingesogen hatten? War das die Stirn, hinter der der entschlossene

Wille gewohnt hatte, die Festung Jotapat sieben mal sieben Tage zu halten? Ja, dies war sein Gesicht, und war doch nicht seines, wie jene Taten sein waren und doch nicht sein; denn jetzt würde er sie nicht mehr tun oder anders. Er schaute sich an, der lebendige Josef den tönernen. Vieles, was der Mann mit diesem Gesicht getan hatte, gefiel ihm, vieles mißfiel ihm, das meiste war ihm unverständlich. Welcher Josef ist der wahre: der tönerne oder der lebendige? Welcher Josef ist der wahre: der, der jene Taten getan hat, oder der, der hier sitzt? Was macht einen Menschen aus: was er jetzt ist, oder was er früher getan hat?

Er überlegte scharf. Kam zum Schluß. Der Mann Flavius Josephus, lebend in der Stadt Rom im Jahr 832 nach Gründung der Stadt, im Jahr 3839 nach Erschaffung der Welt, hat nichts gemein mit dem Manne Josef Ben Matthias, General seinerzeit in Galiläa. Der Schriftsteller Flavius Josephus sah mit rein literarischem, wissenschaftlichem Interesse auf das, was jener Doktor Josef Ben Matthias, Priester der Ersten Reihe, getan hat. Er zeichnete die Geschichte jenes Josef Ben Matthias mit der gleichen kalten Neugier auf wie die Geschichte des Königs Herodes, den wechselvollen Lebenslauf eines fremden, vergangenen Mannes. Und Flavius Josephus, als er zu diesem Schluß gekommen war, fühlte sich dem Josef von einst, jenem toten, abgelebten Manne, sehr überlegen.

Plötzlich aber, schreckhaft, überfiel ihn der Gedanke: was aber ist dieser Josef von heute, gemessen an dem Josef der Zukunft? Er wog, was er getan hatte und was zu tun noch vor ihm lag, und der Atem setzte ihm aus.

Er hat dieses Buch vom jüdischen Krieg geschrieben, den Römern gefällt es, die Römer feiern den Josef von heute und gießen sein Bild in das kostbarste Metall der Welt. Der eine Teil seiner Aufgabe liegt hinter ihm, der leichte, der lohnende. Vor ihm aber, berghoch, drohend, unbegonnen, steht die wahre Aufgabe, das Werk der Zukunft, die große Geschichte seines Volkes, die zu schreiben, die der westlichen Welt zu vermitteln er sich anheischig gemacht hat. Um dieses Werkes willen hat er soviel Sünden auf sich genommen, soviel Unheil angestiftet. Und gemacht hat er, der Josef von heute, den »Jüdischen

Krieg«. Ist das ein Beginn? Ist das eine Abzahlung auf die ungeheure Schuld? Es ist nichts. Er wiegt, er wiegt, er zählt, und er verwirft. Betäubend überfällt ihn das Gefühl seiner Ohnmacht. Er war ein Lügner, als er vor zehn Jahren Vespasian als den Messias bezeichnete. Er war ein Lügner jetzt, da er sich für das Werk berufen glaubte und aus solcher Berufung heraus sich vermaß, Sünden auf sich zu nehmen, die einen erdrücken mußten. Eine klare, bittere Stimme wacht mit einemmal in ihm auf, er hat sie seit langem nicht mehr gehört. »Ihr Doktor Josef ist ein Lump«, sagt die Stimme, es ist die des Justus von Tiberias, des Freundfeindes. Sie ist nicht laut, aber sie übertönt das Geschwätz des Bildhauers, sie füllt das große Atelier ganz aus, sie macht das Tonmodell schwanken und verschwimmen, sie drückt ihm das Herz ab mit ihrer Verachtung, ihrer Resignation, ihrem unbeholfenen Aramäisch. Er muß an sich halten, um nicht hier, vor diesem Bildhauer Basil, an die Brust zu schlagen und zu bekennen: Eitelkeit. Alles, was ich getan habe, ist eitel. Ich genüge nicht dem Werk. Ich bin verworfen.

Seine Büste aber, die Ehrenbüste, gedieh. Bald schon stand sie da, vorerst probeweise in gemeiner Bronze gegossen, und ungelöst war nur noch das Problem der Augen. Doch schon für morgen hatte der Gehilfe Kritias auch für sein Teil versprochen, seine Arbeit zu liefern.

Als Josef am andern Tag in das Atelier kam, um sich das Werk in seiner endgültigen Form zeigen zu lassen, fand er dort die Prinzessin Lucia. Es war das drittemal, daß er sie bei Basil traf. Wie sie hörte, worum es ging, blieb sie.

Gespannt schaute Josef zu, wie Kritias dem Erzmodell zwei schillernde, eirunde Steine einpaßte. Erschreckend blickten die Steine aus der Bronze. Das waren nicht mehr irgendwelche Halbedelsteine in irgendwelcher Bronze, das waren wirklich seine Augen. Betroffen erkannte Josef, daß dieser unheimliche, vierschrötige Mensch Kritias ihn durchschaut hatte, seine versteckten Gedanken, seine Sünden, seine Lüste, seinen Stolz, seine Ohnmacht. Er haßte diesen Griechen Kritias, und er haßte den Griechen Basil, weil sie ihm die Nacktheit seiner

Seele abgelauert hatten. Er konnte den Anblick der Büste nicht ertragen und wandte den Kopf zur Seite.

Da gewahrte er Lucia, wie sie aufmerksam, mit hohen Augenbrauen, die Büste beschaute. Schnell, um der Wirrnis seines Gefühls zu entkommen, klammerte er seine Gedanken an sie, an ihr kühnes, helles Gesicht. Diese Römer wissen nichts von Sünde, wahrscheinlich ist das ihre Stärke, die Ursache ihrer ungeheuren Erfolge. Ungestört von inneren Hemmungen haben sie ihr Reich aufgerichtet und unseren Staat zerschlagen. Haben wir nicht unsere erste große Schlacht verloren, weil wir uns nicht dazu verstehen konnten, am Sabbat zu fechten, und es vorzogen, uns wehrlos hinschlachten zu lassen? Ich bin klüger geworden mittlerweile. Ich habe einiges gelernt. Ich weiß um die Sünde, aber ich tu sie. Mir wächst Kraft aus meinen Sünden. »Du sollst Gott lieben auch mit deinem bösen Trieb.« Es ist leicht, stark zu sein, wenn kein Bewußtsein den Trieb hemmt. Sündig sein, bewußt, und sich nicht flüchten in Frommheit und Resignation, das ist der größte Triumph.

Und er wandte seine Blicke wieder der Büste zu. Beschaute sie, voll trotziger Selbstbejahung. Der ganze, bronzene Kopf jetzt, wie er, halb über die Schulter gewendet, auf den Beschauer und in die Welt sah, war gespannt von einer tiefen, wissenden, gefährlichen Neugier, und Josef sagte ja zu dieser Gier und zu seinen Sünden. Vielleicht war in den schillernden Augen ein Abstoßendes: aber es waren Augen voll Kraft und Leben, es waren seine Augen, und er war froh, daß sie waren, wie sie waren.

Alle beschauten sie die Büste mit gesammelter Aufmerksamkeit, der verwirrte, trotzige Josef, die nach allem Starken, Lebendigen lüsterne Lucia, der selbstbewußte, skeptische Basil, der stille, menschenverachtende Gehilfe Kritias. »Beim Herkules«, sagte schließlich die Prinzessin, sie versuchte leicht zu sprechen, aber ihre Stimme klang gepreßt, »Sie sind ja ein Verruchter, mein Flavius Josephus.« Überrascht riß Josef den Kopf zu ihr hinüber, finster, hochmütig. Was sie sagte, klang zwar wie eine Anerkennung, aber wer gestattete ihr, seine Gedanken zu erraten? Was er zu denken sich erdreisten durfte,

war noch lange keinem zweiten erlaubt. Er erwiderte nichts.

»Du hast dich selbst übertroffen, mein Freund Kritias«, sagte schließlich Basil, auch er, gegen seine Gewohnheit, betreten. »Aber ich glaube«, fügte er hinzu, und seine gewohnte Munterkeit klang diesmal etwas gezwungen, »wir machen den Kopf trotzdem ohne Augen.« – »Gut, tun wir das«, sagte zögernd Josef. »Schade«, sagte Lucia.

Unmittelbar nach Vollendung der Büste ließ der Kaiser den Josef nochmals zu sich bitten. Er war allein diesmal, und Josef bemerkte sogleich, daß die Apathie seiner ersten Wochen von ihm abgefallen war. Die Massen hatten in der Zwischenzeit einen sonderbaren Spitznamen für ihn gefunden, sie nannten ihn den »Walfisch«. Wahrscheinlich wollten sie damit seine Machtfülle bezeichnen zusammen mit seiner Entschlußlosigkeit und Schwerfälligkeit. Wie immer, heute war er bestimmt kein Walfisch. Vielmehr schien er strahlender Laune, sehr aufgeschlossen, und er verhehlte Josef auch nicht die Gründe seiner Veränderung.

Die Angst, die das Zögern Berenikes ihm bereitet hat, ist vorbei. Nicht deshalb etwa hat sie so lange gezaudert, weil, wie er schon befürchtet hat, die Schatten seiner alten Taten sich neu zwischen sie und ihn gestellt hatten, die Zerstörung des Tempels, der männlich freche Trug, durch den er sie damals zu sich gelockt und sie vergewaltigt hat. Es hat sich vielmehr alles aufs fröhlichste entwirrt: was sie zurückhält, sind naive, liebenswerte Regungen. Sie will nämlich, fromme Törin, die sie ist, bevor sie dauernd mit ihm in Rom lebt, mit ihrem Gott ins reine kommen, will ihr späteres Glück mit Opfern fundieren, legt sich Kasteiungen auf, Taten der Entsagung und Buße. Sie hat Jahve zu Ehren ihr Haar geschoren und das Gelübde getan, erst dann nach Rom zu kommen, wenn ihr Haar wieder lang ist. Aus Scheu vor Gott, hat sie ihm geschrieben, versagt sie sich die Freude, ihn schnell zu sehen. Vielleicht auch, meint er vertraulich und stößt den Josef an, spielt dabei der Wunsch mit, sich ihm nicht in kurzem Haar zu zeigen. Die Närrin. Als ob er sie weniger liebte, selbst wenn sie ganz kahl geschoren käme. Zuerst hat sie, um sich das Opfer zu erschweren, ihm

nicht einmal den Anlaß ihres Zögerns mitteilen wollen: ihr Gelübde, fand sie, sei eine Sache nur zwischen ihr und ihrem Gott. Schließlich aber hat sie sich doch eines Bessern besonnen und ihm geschrieben. Er ist im Innersten froh, daß alles sich auf so kindliche Art gelöst hat.

Josef war überrascht, ungläubig. Er kannte Berenike, und er kannte jüdische Bräuche und Sitten. Sich des Weines zu enthalten und das Haar zu scheren, solch ein Gelübde legte man ab, wenn Jahve einen aus einer unmittelbaren, drohenden Gefahr errettet hat. Nein, das kann der wahre Grund Berenikes nicht sein, es ist etwas anderes, Geheimnisvolles um ihr Zögern. Den Römer mag sie täuschen, ihn nicht. Wie immer, sie wird kommen, und Titus glüht für sie wie damals in Alexandrien. So überlegt Josef während der wortreichen, glücklichen Erzählung des Kaisers, anmerken aber läßt er sich nichts von seinen Zweifeln.

Der Kaiser schwatzt weiter, fröhlich, spricht von einer Überraschung, die er sich ausgedacht hat. Da ist sie auch schon. Er hat den Astronomen Konon herbestellt, um ihn in Gegenwart des Josef zu empfangen. Der Gelehrte muß ihm von dem neuen Sternbild erzählen, das er entdeckt hat. Es befindet sich in der Nähe des Löwen, sieben sehr kleine Sterne, Leute mit scharfen Augen wollen zehn bis zwölf erblicken. Es ist ein ganz fernes, feines Leuchten, zart wie ein Haarstreif.

»Haben Sie schon einen Namen für Ihr Sternbild?« fragte der Kaiser. »Ich wollte die Majestät um eine Benennung bitten«, erwiderte demütig der Gelehrte. »Nennen Sie das Sternbild ›Haar der Berenike‹«, ordnete lächelnd Titus an. »Die Prinzessin Berenike hat nämlich ihr Haar dem Himmel geopfert«, erklärte er. »Ich denke, der Himmel hat diese Gabe angenommen und wird sie bewahren.«

Ganz Rom drängte sich in der Bibliothek des Friedenstempels, als der Kaiser dort zum erstenmal einem Juden eine Ehrensäule errichten ließ. Josef hatte Schwierigkeiten, auch nur die zwanzig Einlaßmarken zu erhalten, die Dorion für ihre Freunde benötigte.

Schwer schleppten Leibeigene die Büste herein und stellten

sie auf den glatten Marmorsockel. Schweigend in weitem Halbkreis stand die große Versammlung. Hager, fremdartig schimmernd, augenlos und doch voll wissender Neugier, schaute hoch und hochfahrend, über die Schulter gedreht, der Kopf des Josef über die prunkvolle Menge.

Junius Marull, den man auf Josefs Wunsch zum Festredner bestimmt hatte, trat vor die Büste. Er sprach vom Schriftsteller, vom Geschichtsschreiber, er pries den Mann, der die Tat, das Vergehende, festhält. Der Staatenlenker vergeht, und sein Werk vergeht. Der Feldherr stirbt, und sein Sieg verflüchtigt sich. Sind sie denn wirklich, diese Taten? Ändern sie sich nicht, schon während sie geschehen? Vieldeutig sind sie, jedem, der daran teilnimmt, bedeuten sie anderes, jeder sieht sie anders. Da aber nimmt der Schriftsteller die Geschehnisse in die Hand und macht sie eindeutig, so daß sie ein für allemal dastehen, hell, klar. Mächtiger als der Tod ist der große Geschichtsschreiber. Er besitzt das Geheimnis, der Welle zu gebieten, daß sie nicht verrinnt, sondern feststeht für immer.

Die Juden haben das früh erkannt. Sie haben ihre Geschichte seit Urzeiten festgehalten in einer Tradition, die ihr Gott selber ihnen offenbart hat. Sie sind, wie die Übersetzung ihrer Kanons durch die Siebzig zeigt, große Geschichtsschreiber. Es scheint mir deshalb ein doppelter Triumph, daß Kaiser Titus die Juden nicht nur besiegt, sondern auch diesen ausgezeichneten Juden Flavius Josephus dazu vermocht hat, die Geschichte dieses Sieges zu schreiben. Wenn heute der sehr gute, sehr große Titus seinen Ge-schichtsschreiber als ersten Juden in die Reihe derjenigen aufnimmt, deren Werke hier im Saal der Unsterblichen aufbewahrt werden, dann ist das ein sehr hoher Dank, doch kein zu hoher; denn durch das Buch unseres Josephus erst leben die Taten der Römer in Judäa für die fernen Geschlechter. Drüben in seinem Schrank liegt es jetzt, das Buch unseres Freundes. Es ist nichts. Nichts als ein Buch: Pergament, Tusche, Tinte. Aber dieses höchst gebrechliche Material ist gleichzeitig der härteste Stoff der Welt, nicht minder dauerhaft als hier die korinthische Bronze, aus der die Büste geformt ist. Denn nichts Größeres gaben die Götter uns Menschen als das geschriebene Wort.

So sprach Junius Marull. Dann trat der Kaiser vor, bekränzte die Büste, umarmte Josef, küßte ihn. Die weite, ernste Halle aber war voll von brausenden Rufen und Applaus. »O unser Kaiser Titus, o du großer Schriftsteller Flavius Josephus«, schallte es von allen Seiten. Es riefen so die Senatoren, die dastanden in ihren purpurgestreiften Gewändern, auf ihren hochgesohlten, schwarzgeriemten, roten Schuhen, es riefen so, ein wenig säuerlich, die Kollegen des Josef, es riefen so, begeistert, die vielen Damen, es riefen so, stolz und gerührt, die wenigen Juden, die man eingeladen hatte, der Doktor Licin, Cajus Barzaarone.

»O unser Kaiser Titus, o du großer Schriftsteller Flavius Josephus«, glücklich inmitten der andern ruft es auch die Dame Dorion. Es gelingt ihr auf Augenblicke, vor dem alten Valer, vor Annius Bassus die ganze Feier zu bagatellisieren und die überlegen Ironische zu spielen, aber lange hält sie nicht durch. Die beiden können sich ja selber dem Eindruck der Zeremonie nicht entziehen. Stolz also steht die Dame Dorion da, den dünnen, reinen Kopf leicht überrötet, den großen Mund kindlich halboffen. Für alle, für Annius und Valer und Flavius Silva, wird Josef künftighin nicht mehr der verachtete Jude sein, sondern der große Schriftsteller, dessen Ehrenbild hier im Friedenstempel feierlich aufragt. Sie hat ihn verhöhnt, wenn er von sich selber sprach als von einem Manne, dessen Macht unbegrenzt sei und endgültig wie die der Totenrichter. Allein hat nicht jetzt sogar der Spötter Marull Ähnliches von ihm ausgesagt? Sie schaut von seinem hageren, schönen Gesicht auf den blassen, hohen Schimmer der Büste, und es ist ein neuer Josef, den sie sieht, jenes rätselhafte Leuchten ist um ihn, wie es ausgeht von der korinthischen Bronze seines Standbilds, sein Kopf schaut hoch und fremd über die andern wie hier die Büste. Und sie fühlt ihre beste Neigung zu ihm hinströmen wie in ihrer ersten Zeit in Alexandrien, da sie sich mit ihm gemischt hat.

Josef selber steht inmitten dieser Ehrungen in bescheidener, würdiger Haltung. Hinter seiner hohen, gebuckelten Stirn aber wirren sich die Gedanken. Dies ist ein gesegneter Tag, der Tag der Erfüllung, lang ersehnt. Dies ist der Eingang Israels

durch eine erste Pforte in die Ehrenhalle der Völker. Aber ist es nicht eine erschlichene Ehre? Da steht seine Büste; blaß und edel unter dem dunkelgrünen Kranz schimmert die Bronze. Er selber aber ist aus schlechtem Stoff. Wie kümmerlich ist sein Buch, vergleicht er es mit dem, was zu machen er berufen ist. Und selbst dieses ärmliche Buch hat er nur vollenden können mit Hilfe des Phineas. Die Zeiten sind vorbei, da er, wie damals nach Vollendung seines Makkabäer-Buches, stolz auf sein Griechisch war. Jetzt weiß er, daß er überall der Stützen und Krücken bedarf. Nicht einmal seinen Sohn Paulus kann er für seine Idee gewinnen: wie soll er die Welt gewinnen? Er verliert sich, er ist ganz angefüllt von der Bewußtheit seines Nichts. Er hört den festlichen, ehrenvollen Lärm; durch den Lärm hindurch aber, leise und ihn trotzdem mühelos übertönend, hört er wiederum die bittere, verächtliche Stimme, die Stimme des Freundfeindes, abschließend, jeden Widerspruch von vornherein vernichtend: »Ihr Doktor Josef ist ein Lump.« Er schaut in die Gesichter ringsum: erkennen sie denn nicht, wie erbärmlich er ist? Das Gefühl seiner Ohnmacht droht ihn zu ersticken, gleich wird er zusammenbrechen. Er schaut ringsum nach Hilfe. Da ist niemand, der ihm helfen könnte. Nicht einmal Alexas ist da, der Glasfabrikant. Wenn er wenigstens die Hand auf den Scheitel seines jüdischen Sohnes legen könnte, Simeon-Janikis. Aber niemand ist da.

Sein blasser, knochiger Kopf indes hält immer das gleiche, bescheidene und stolze Lächeln fest. Höchstens um einen Schatten bleicher ist er geworden. Man findet, er ist ein Mann, der sein Glück gut zu tragen weiß, wert seines Erfolges.

ZWEITES BUCH

Der Mann

Nach der qualvollen Hitze der letzten Wochen hatte sich heute, am siebenundzwanzigsten August, ein guter Wind aufgemacht, und Josef, in seiner Sänfte, auf dem Weg zum Palatin, genoß mit allen Sinnen die leichte, frische Luft. Er fühlte sich glücklich. Es war ein Triumph für ihn, daß Titus sogar jetzt, während der Feuersbrunst, nach ihm verlangte. Denn heute, am vierten Tag, war der Brand noch immer nicht gelöscht, es war der größte seit den Zeiten des Nero. Vielleicht war das Unglück diesmal noch schlimmer. Denn damals hatte das Feuer die engen, häßlichen Innenviertel zerstört, diesmal aber hatte es die schönsten Stadtteile erreicht, das Marsfeld, den Palatin. Das Pantheon war ausgebrannt, die Bäder des Agrippa, die Tempel der Isis und des Neptun, das Balbus-Theater, das Pompejus-Theater, die Volkshalle, das Amt für militärische Finanzen, viele Hunderte der schönsten Privathäuser. Vor allem aber war das Capitol ein zweites Mal zerstört, das kaum neu vollendete, das Zentrum der römischen Weltherrschaft.

War das ein Zeichen der Götter gegen den Walfisch? Das feindselige Geraun gegen ihn verstärkte sich. Die Juden vor allem waren in Bewegung. Sie waren selber vom Brande betroffen, ihre schönste Synagoge, die des linken Tiberufers, die Veliasynagoge, war zerstört. Trotzdem sahen sie das Feuer geradezu mit Genugtuung. Es war ihr Geld, das für Jahves Tempel bestimmte, mit dem der übermütige Sieger das neue Haus der Capitolinischen Trinität gebaut hatte. Und jetzt also, nach so kurzem Bestand, war es ein zweites Mal vernichtet worden, das Capitol, dessen Anblick ihnen soviel Grimm und Herzeleid gebracht hatte. Jahves Hand, triumphierten sie, Jahves Hand trifft den Mann, der seinen Tempel eingeäschert und sein Volk erniedrigt hat. Überall in ihren Vierteln sammelten sich Straßenprediger, verkündeten den Untergang der Welt, verteilten Traktate über den Messias, den Rächer, der das Schwert bringt.

Josef selber allerdings sah die Dinge anders. Er war angefüllt mit Zufriedenheit. Titus, obgleich er sofort, mit einer in der letzten Zeit ungewohnten Tatkraft, eingegriffen hatte, überallhin Lösch- und Aufräumekommandos entsendend,

Plünderungsversuche im Keim erstickend, den Obdachlosen Unterkunft schaffend, fand trotzdem Zeit, ihn, Josef, vor sein Angesicht zu berufen. Leichtgeschaukelt in der Sänfte, in angenehmen Gedanken, atmete Josef den guten Wind. Alles fügte sich ihm. Dorion hat sich seit der Aufstellung der Büste gewandelt, sie ist eins mit ihm wie in ihrer ersten, besten Zeit in Alexandrien. Er freut sich, daß er ihre Wünsche oder vielmehr – warum das verschönernde Wort? – ihre Launen befriedigen kann. Leicht fällt es ihm nicht. Er hat die Voranschläge für die Villa überprüft. Trotz des unerwartet hohen Geschenks, das der Kaiser ihm gemacht hat, wird er Geld aufnehmen müssen, wenn er für die Synagoge, die seinen Namen tragen soll, eine halbwegs anständige Stiftung machen und gleichzeitig Dorions Villa bauen will. Claudius Regin, sein Verleger, wird ihm die notwendigen Summen nicht verweigern, aber es wird ihm eine willkommene Gelegenheit sein, unangenehme Anmerkungen zu machen. Allein gerade daß Dorions Launen ihn Opfer kosten, ist das Reizvolle. Heute nacht hat er ihr die Villa versprochen. Er lächelt, wenn er daran denkt, wie listig sie ihm die Zusage abgeschmeichelt hat. Es wird jetzt nach dem Brande, hat sie ihm sachlich auseinandergesetzt, eine neue, große Bautätigkeit einsetzen. Viele, die bisher im Zentrum wohnten, werden in der Umgebung bauen, die Terrains bei Albanum und die Baukosten werden anziehen. Aber sie, klug, wie sie ist, hat sich schon mit dem Architekten Grovius ins Benehmen gesetzt. Er bleibt ihr im Wort, er reserviert ihr das Terrain, er hält seinen Voranschlag ein.

Josef kennt die Welt, er weiß, daß der Architekt den Voranschlag natürlich trotzdem überschreiten wird, er weiß, daß er sein Versprechen teuer wird bezahlen müssen. Aber er denkt an sie, wie sie neben ihm lag, den Kopf auf seiner Brust, und mit ihrer dünnen Kinderstimme auf ihn einsprach, und er bereut auch jetzt, im hellen Tageslicht, seine Zusage nicht. Er darf es sich leisten, großzügig zu sein. Ein genügsamer Mann ist er nicht, nein, das kann man nicht sagen. Er war niemals genügsam, er war immer gierig nach mehr Leben, nach mehr Erfolg, Leistung, Genuß, Liebe, Weisheit, Gott. Jetzt aber ist er im Zug, jetzt schaufelt er ein.

Titus kam ihm mit raschen Schritten entgegen, herzlich. Seitdem der Kaiser den Grund kennt, der Berenikes Ankunft hinauszögert, seitdem er weiß, daß dieser Grund nicht in ihm liegt, ist er beschwingt, aufgetan, seine Schlaffheit ist weg. Die Feuersbrunst kann seiner Sicherheit nichts anhaben. Daß man Glück mit Opfern bezahlen muß, dieser Gedanke war ihm geläufig. Hat die kluge Berenike das nicht freiwillig getan, im vorhinein? Obendrein gibt ihm der Brand Gelegenheit, seine eigene Freigebigkeit im Gegensatz zu der Enge seines Vaters zu manifestieren. Eigentlich, versichert er dem Josef, sich ganz vor ihm gehenlassend, sei ihm der Brand sogar willkommen. Immer habe es in seiner Absicht gelegen, zu bauen. Der Untergang des alten Rom sei ihm nur eine Bestätigung, daß der Himmel sein Vorhaben billige. Beflissen, angeregt erzählt er Josef von dem neuen Rom, dessen Bild er in seiner Seele trage, wieviel großartiger er das Capitol aufbauen, wieviel herrliches Neues er an Stelle des schlechten Alten setzen werde.

Mehr aber als der Neubau Roms, mehr als alles andere beschäftigt ihn nach wie vor Berenike. Vertraulich, nicht zum erstenmal, befragt er den Juden Josef, seinen Freund, ob es ihm wohl glücken werde, niederzureißen, was zwischen ihm und ihr steht. »Du selber, mein Josef«, redet er auf ihn ein, »hast die Ägypterin geheiratet. Ich weiß, daß viele dir das als Sünde anrechnen. Auch meine Römer sehen es nicht gern, wenn ich die Fremde heirate. Sag mir aufrichtig, was haltet ihr Juden von der Ehe mit einer Fremden? Ist es eine Sünde vor eurem Gott?« Dem Josef tat es wohl, daß der Kaiser sich so vor ihm aufschloß. Geduldig, wie schon mehrmals, setzte er ihm auseinander: »Josef, unser Heros, dessen Namen ich trage, hat eine Ägypterin zur Frau genommen, unser Gesetzgeber Moses eine Midianitin. König Salomo hat mit vielen fremden Weibern als mit seinen Frauen geschlafen. Und wir Juden preisen mit höchstem Preis Esther, die Gattin des Perserkönigs Ahasver.« – »Das klingt tröstlich«, erwiderte nachdenklich Titus. »Ich muß es dir sagen, mein Josef«, fügte er hinzu, nahe an ihm, den Arm um seine Schulter, lächelnd, knabenhaft verlegen, »ich bin vor ihr immer wie ein kleiner Junge. Sie ist fremd und hoch über mir, selbst wenn ich sie nehme. Ich will, daß sie eins mit

mir wird, ich will mich mischen mit ihr. Aber sie bleibt mir versperrt, selbst wenn sie sich mir gibt. Ihr Juden habt dieses infernalisch gescheite Wort für den Akt: ein Mann erkennt eine Frau. Ich habe sie bis jetzt nicht erkannt. Aber wenn sie nun kommen wird, dann, des bin ich sicher, wird sie sich mir auftun. Ich habe nämlich den Grund gefunden, warum ich ihr bisher nicht näherkam. Ich war gehemmt durch einen Rest läppischer Konvention, mein Römerdünkel war wie ein Panzer zwischen mir und ihr. Aber ich bin weiser geworden in diesen letzten Wochen. Ich weiß jetzt, daß das Reich mehr ist als ein vergrößertes Italien. Vielleicht war diese Katastrophe eine Mahnung eures Gottes. Es brauchte diese Mahnung kaum mehr. Ich war lässig, ich gebe es zu, meine Hände waren träg, das zu tun, was mein Herz und mein Hirn mich hießen. Ich werde nicht länger träg sein. Dieser Flavius Silva wird seine Vorlage über die Beschneidung nicht im Senat einbringen. Die Weißbeschuhten in Alexandrien werden in ihre Schranken zurückgewiesen werden. Sag es deinen Juden. Sie sollen an mich glauben. Schon in den nächsten Tagen werde ich es mit Claudius Regin bis in alle Einzelheiten überdenken.«

Eigentlich hatte Josef nach der Audienz zurück in sein Haus wollen. Aber er hatte von Anfang an ein kindisches Gelüst verspürt, sich Mara und dem jungen Simeon im Galakleid zu zeigen. Jetzt, nach der Huld des Titus, konnte er dieses Gelüst nicht länger bezähmen. Er begab sich zu dem Glasfabrikanten Alexas.

Die Dinge fügen sich ihm, innen und außen. Fort ist jenes Gefühl drückender Unzulänglichkeit, das ihn damals im Augenblick seines höchsten äußeren Triumphs überfallen hat. Schön, sein Leben ist kompliziert, die Sache mit Dorion ist kompliziert, die Sache mit Mara nicht einfach. Aber er hat die Methode. Die Frau, die er liebt und die sein Herz und seine Sinne nicht entbehren können, weigert ihm den Sohn. So nimmt er eben den Sohn der andern, die er nicht liebt, die ihm aber nichts weigert.

Es ist mit dem jungen Simeon in Rom nicht so glatt gegangen, wie Mara es sich vorgestellt hat. In der orthodoxen Schule auf dem rechten Tiberufer, in die sie den Jungen zunächst

schickte, bekam er, der Bastard, der Sohn des geächteten Josef, allerlei Unangenehmes zu hören. Mara nahm ihn weg, schickte ihn auf Rat des Glasfabrikanten Alexas, der sich in den geweckten Jungen vergafft hatte, in eine liberale Schule. Dort fühlt sich Simeon wohl, man stößt sich nicht daran, daß er der Sohn des Josef ist. Seine Mutter aber, die ängstlich an den alten Bräuchen festhält, ist unzufrieden. Ihr Simeon-Janiki lernt in der vornehmen Schule bedenkliche Dinge. Niemand verwehrt ihm, selbst am Sabbat nicht, mit den heidnischen Jungens auf der Straße seine wilden Spiele zu treiben. Vor allem ist da der kleine Constans, der Sohn des pensionierten Hauptmanns Lucrio. Die beiden Jungen haben Isispriester verulkt, es hat Krach gegeben, sogar die Polizei hat sich eingemischt. Auch in dem Restaurant »Zum großen Olivenstall« sind die beiden einmal gesehen worden. Ob Simeon dort verbotene Dinge gegessen hat, ist aus ihm nicht herauszubekommen, er schweigt eisern auf Maras Fragen: aber was soll aus ihm werden, wenn er dort etwa Schinken gekostet haben sollte, den das Schild des Restaurants als Spezialität anpreist?

Josef findet diese Streiche nicht so schlimm. Er hat den kleinen Constans gesehen, den Kameraden seines Sohnes, einen wilden, schmutzigen Burschen. Die beiden prügeln sich, aber sie hängen aneinander, ja, der kleine Constans verehrt Simeon, seitdem dieser einmal dem pensionierten Hauptmann, seinem Vater, eines seiner Geschützmodelle vorgeführt und der Hauptmann gebrummt hat: »Nicht übel. Für einen Judenjungen allerhand.« Aber ideal ist die Erziehung Simeons wirklich nicht, das muß man Mara zugeben, und es wäre Zeit, daß er in die rechten Hände kommt. Nun ja. Maras Wünsche sind leichter zu erfüllen als die Dorions, und sie gehen mehr in der Richtung seiner eigenen. Er hat sich also entschlossen. Er überläßt Dorion Paulus, aber er selber kümmert sich um die Erziehung Simeons, vielleicht sogar, wenn er sich bewährt, nimmt er ihn später ins Haus. Das scheint ihm eine glückliche Lösung, die alle befriedigt. Selbst die Juden der Hauptstadt werden sich mit seinem griechischen Sohn abfinden, wenn er ihnen seinen jüdischen Sohn vorweist. Mit Dorion hat er noch nicht über sein Vorhaben gesprochen. Aber was wohl sollte sie dagegen

einzuwenden haben? Er lächelt rechenhaft, mit gutmütigem Zynismus. Er hat ihr die Villa geschenkt, sie ist ihm einen Gegendienst schuldig. So trägt Großzügigkeit ihren Lohn in sich.

Anmaßlich, in seinem glänzenden Festgewand, erscheint er vor Mara. Sie ist eitel Bewunderung; selbst Simeon, bei all seiner Kritik, konstatiert mit sachlicher Anerkennung, wie gut Josef aussieht.

Eigentlich hat Josef vor, sich zuerst mit Dorion über sein Projekt auseinanderzusetzen. Aber er ist gut gelaunt und will Freude um sich verbreiten. Mara mag endgültig in Rom bleiben, verkündet er gnädig, den Jungen wird er bei hochgestellten Freunden unterbringen, später vielleicht sogar zu sich ins Haus nehmen.

Gewöhnlich dauert es lange, ehe Mara begreift; aber diesmal, da es sich um ihren Jungen handelt, sieht sie sogleich, welch tiefen Einschnitt in ihr Leben Josefs Entscheid bedeutet. Wenn der Knabe bei Freunden Josefs oder gar in seinem eigenen Hause erzogen wird, dann heißt das, daß sie sich von Simeon trennen muß. Sicherlich dann wird sie ihren Jungen selten zu sehen bekommen. Ihr Herr und Gebieter Josef ist sehr weise. Aber weiß nicht sie, die Mutter, manches um den Jungen, was Josef nicht weiß? Und wird Simeon nicht viele von den guten alten Bräuchen verlernen? Trotzdem ist sie glücklich. Ihr Simeon-Janiki hat das Herz des Vaters gewonnen, er wird ein großer Mann werden wie dieser, wenn auch nicht ein Doktor und Herr und Weiser in Israel. Sie küßt Josefs Hand, sie heißt den Jungen seine Hand küssen, sie ist demütig, stolz, glücklich.

Josef, an diesem großen Tag, beschließt, nun er den Bau der Villa genehmigt hat, auch die Stiftung der Synagoge endgültig zu regeln. Er teilt dem Doktor Licin mit, daß er sich am Bau der neuen Synagoge beteiligen wolle. Licin ist ehrlich erfreut. Auf geschickte Art, die den andern nicht demütigt, schneidet er die Finanzfrage an. Die Josef-Synagoge soll kein allzu prunkvolles Bethaus werden. Provisorisch, unverbindlich veranschlagt er die Kosten des Baus auf eine Million siebenhunderttausend Sesterzien. Josef erschrickt. Mehr als zweihunderttausend

kann er unter keinen Umständen auf die Stiftung verwenden, und darf er es bei so geringer Leistung annehmen, daß man die Synagoge nach ihm benennt? Doktor Licin aber, ohne ihn zu Wort kommen zu lassen, spricht weiter. Er denke es sich so, daß er und Josef sich in die Kosten teilen. Josef solle die siebzig kostbaren Thorarollen zusteuern, die er aus der Zerstörung Jerusalems gerettet habe und die er, Licin, mit etwa siebenhunderttausend Sesterzien in Anschlag bringe; Josef hätte dann in bar noch etwa hundertfünfzigtausend zuzuschießen. Diese Thorarollen seien ja der wesentlichste Bestandteil des neuen Gotteshauses. Sollte das Äußere, der Bau, wider Erwarten höher zu stehen kommen als nach dem Voranschlag, dann sei es Sache Licins und seiner Leute, für den Mehraufwand einzustehen.

Das ist ein großmütiges Angebot der jungen Herrn, das ist ein glücklicher Tag. Josef kann seine Freude kaum verbergen: sichtbar vor den Augen der Römer steht seine Bildsäule im Friedenstempel, und vor den Augen der Juden wird er durch die Josef-Synagoge ausgesöhnt sein mit seinem unsichtbaren Gott.

Stolz, mit vielen Worten, erzählte die Dame Dorion ihrem Vater, dem Hofmaler Fabuli, daß Josef ihr nun endgültig den Bau ihrer Villa bei Albanum zugesagt habe. Der massige Herr saß in strenger Haltung da, besonders sorgfältig angezogen, wie das seine Art war; weil er als Maler von Beruf gesellschaftlich nicht voll genommen wurde, legte er es mit doppeltem Eifer darauf an, sich korrekt und römisch zu geben. Als seinerzeit Dorion, an der er leidenschaftlich hing, des Juden Frau geworden war, hatte ihn das bis ins Mark getroffen. Seither war er noch strenger, wortkarger.

Dorion also, lebhaft, glücklich, mit ihrer dünnen, kindlichen Stimme, brüstete sich, wie geschickt sie alles arrangiert habe. Vor Jahren schon hat sie mit dem Architekten Grovius einen erstaunlich billigen Preis für das Terrain und für den Bau vereinbart. Es war nicht leicht, Grovius die ganze Zeit hinzuhalten. Sie hat es erreicht. Auch jetzt, nach dem Brand, trotzdem

die Preise geradezu stündlich anziehen, bleibt ihr der Architekt im Wort.

Fabull hörte versperrten Gesichtes zu. Im Anfang, unmittelbar nach Dorions Heirat, hatte er für diesen Juden, den Lumpen, den Hund, an den sein Kind sich weggeworfen, nichts gehabt als Haß und Verachtung. Daß Josef gar noch Schriftsteller war, hatte diesen Haß gesteigert; er wollte von Literatur nichts wissen, er war erbittert, daß Rom die Literaten gelten ließ, nicht aber die Künstler. Allein er war ein großer Porträtist, gewohnt, in den Gesichtern der Menschen zu lesen, er hatte dem Gesicht des Josef viel von seinem Schicksal und seinem Wesen abgelesen, er konnte sich der Bedeutung des Mannes nicht verschließen, und es war im Lauf der Jahre etwas wie eine Aussöhnung zustande gekommen. Ja, allmählich wuchs in dem Maler Fabull eine Art haßvoller Bewunderung. Dieser Mann Josef beschrieb in seinem Buch Menschen, Landschaften, Vorgänge überaus bildhaft, mit dem Aug des Malers; dabei verabscheute er alle Bildnerei. Er wurde Fabull schließlich geradezu unheimlich. Der Mann besaß magische Kräfte. Nicht nur sein Kind hat er behext, auch den alten Kaiser und den jungen. Ihm hat man die gesellschaftliche Geltung, die er, Fabull, so schmerzlich vermißt, geradezu nachgeworfen. Verschärft noch wurde der Groll des Fabull durch den Bericht des Bildhauers Basil, daß Josef es abgelehnt habe, die Ehrensäule für die Bibliothek von ihm bemalen zu lassen. Seinem künstlerischen Ansehen konnte diese Weigerung nichts anhaben, er galt als der erste Maler der Zeit; aber sein ganzer, unvernünftiger Zorn gegen den Schwiegersohn war ihm bei dem Bericht wieder hochgestiegen.

Wie ihm die Tochter von Josefs neuem Glück erzählte, und daß sein Reichtum ihm jetzt erlaube, ihr die lang erträumte Villa zu schenken, packte den Maler zwiefacher Grimm. Er selber war wohlhabend, auch keineswegs geizig, er hätte gern seiner Tochter, die er liebte, ihr Landhaus geschenkt; wenn er es sich versagte, dann nur, um ihr zu zeigen, daß dem Josef trotz seines großen, scheinbaren Glanzes ein Wesentliches fehlte. Es war ihm eine Genugtuung, daß sie ihre Liebe zu diesem Josef wenigstens mit Entbehrungen bezahlen mußte.

Mit gewohnter Stummheit hörte er zu, während sie lange und glücklich sprach. Er dachte daran, daß seine Dorion dem Menschen *eines* wenigstens abgeschlagen hatte: ihren Sohn Paulus hatte sie nicht zum Juden machen lassen. Das war sein Trost. Sein Enkel wurde, was er selber war, rechtlos, aber von Gehabe und Anschauungen römisch-streng und erfüllt von griechischer Bildung. Doch dieser Gedanke milderte seinen Grimm nur wenig. Als Dorion schließlich seinen gravitätischen Kopf in ihre Hände nahm, mit den Worten: »Ich freue mich ja so, Väterchen, daß du jetzt ›Die versäumten Gelegenheiten‹ für mich malst«, da machte sich der alternde Mann behutsam, doch entschieden von ihren lieben Händen los, und wortkarg, mit seiner sehr männlichen Stimme, erwiderte er: »Es tut mir leid, Dorion, ich werde dem Juden das Bild nicht machen.«

Dorion, gekränkt, empört, staunte: »Was heißt das? Du hast es mir doch versprochen. Es war nicht leicht, Josef dahin zu bringen.« – »Das kann ich mir denken«, sagte haßvoll der Alte. »Das ist der Grund, warum ich es nicht tue. Der Kaiser ist nicht so heikel wie dein Jude«, fuhr er fort. »Der Kaiser hat mich beauftragt, die Große Halle der Neuen Bäder auszumalen. ›Die versäumten Gelegenheiten‹ werden dort vielleicht kompetentere und auf alle Fälle freundlichere Beschauer finden als im Landhaus des Flavius Josephus.« – »Du machst mich lächerlich vor ihm«, erzürnte sich Dorion, »nachdem ich mich so lange vor ihm abgezappelt habe. Du hast noch nie dein Wort gebrochen«, bat sie. »Die Situation hat sich geändert«, gab Fabuli zurück. »Flavius Josephus hat es ausdrücklich abgelehnt, von mir arbeiten zu lassen. Er hat mich abgelehnt, als der Bildhauer Basil mich vorschlug.«

Dorion schwieg, betreten, denn davon hatte sie nichts gewußt. Ihr Vater aber sprach weiter. »Du lächerlich vor ihm«, sagte er, höhnisch. »Er hat sich lächerlich gemacht vor aller Welt, unzählige Male. Hat sich auspeitschen lassen, ist mit der Kette des Leibeigenen herumgelaufen. Und wenn sie auch sein Bild in die Bibliothek gestellt haben, er bleibt lächerlich, er bleibt bemakelt. Der Jude, der Hund, der Wegwurf.«

Niemals hatte Dorion aus dem Mund ihres Vaters so maßlose Worte gehört. Für einen Augenblick war sie geneigt gewesen,

ihm recht zu geben; jetzt, da dies aus ihm herausquoll, änderten sich ihre Gefühle. Damals, als sie ihm ihren Entschluß mitteilte, mit dem Juden zu leben, hatte sie harte, höhnische Worte von ihm erwartet, aber er hatte nichts gesagt, er hatte den Mund zugepreßt, daß er ganz dünn wurde, seine Augen waren beängstigend rund aus seinem Gesicht herausgetreten, es war schlimm gewesen, und sie war schnell aus dem Hause gegangen, zu Josef. Er hatte geschwiegen, damals, er hatte auch seither geschwiegen, und sie war aufs tiefste erstaunt, daß er jetzt, nach zehn Jahren, auf einmal sprach.

Zuerst fehlten ihr, der sonst so Wortgewandten, vor Erstaunen die Worte. Dann aber sah sie vor sich die Büste im Ehrensaal, ihren blassen, hohen Schimmer, das rätselhafte Leuchten um Josefs Kopf, sie hörte den festlichen Lärm, der ihn feierte, und ihr Staunen wandelte sich in Empörung. »Ich lasse ihn nicht beschimpfen«, brach sie los. »Auch von dir nicht. Er ein Hund? Er Wegwurf? Er hat Macht wie einer der Totenrichter«, fuhr sie fort mit ihrer dünnen Stimme, es klang etwas läppisch, sie selber hatte darüber gelacht, als Josef sich dessen rühmte, aber ihre Augen waren hell, wild, ekstatisch, als sie es ihm jetzt nachsprach. »Er hält Gericht über Lebende und Tote. Ihm ist die Macht gegeben. Er ist der Hermes mit dem Vogelkopf, der den Spruch verzeichnet auf seiner Schreibtafel.« Fast war sie froh, daß der Vorwurf des Vaters, der so lang verschwiegene, aufgestapelte, nun endlich Wort geworden war, daß sie sich dagegen wehren konnte.

Er sprach weiter, schimpfte weiter, hart, grob, wie ein Rollkutscher. Es war ihm leid, während er sich so gehenließ. Er liebte seine Tochter, liebte sie um ihrer ägyptischen Mutter willen, um ihres Kunstverstandes willen, um ihres Sohnes willen, den sie in seinem Sinne großzog. Er wußte, daß er sie mit jedem Wort weiter von sich wegstieß, und er selber litt unter seinen Worten, es paßte nicht zu ihm, harte, grobe Reden zu führen. Aber wenn er an den Menschen dachte, an den Juden, den Lumpen, den Hund, dann verließ ihn seine Zucht, es riß ihn hin, und er sagte mehr, als er sagen wollte. Alles, was er so lange stumm in sich herumgetragen hatte, brach aus ihm heraus, schmutzig, niedrig, gemein.

Dorion erblaßte, um die Lippen zuerst, wie es ihre Art war, dann über das ganze Gesicht. War das ihr Vater, der da hin und her ging und so gemein schimpfte und fluchte, der größte Künstler der Zeit, und an dem sie hing? Einmal hatte sie wählen müssen zwischen ihm und Josef, da hatte sie den Mann gewählt. Aber dann war alles gut geworden, sie hatte den Mann und den Vater, und sie hatte sich so darauf gefreut, daß jetzt in dem Haus, das der Mann ihr schenkte, das Werk des Vaters um sie sein sollte, dieses halb rührende, halb spöttische, sein bestes, »Die versäumten Gelegenheiten«. Und nun also endete alles in wüstem, grobem Geschimpfe. Aber es war nicht zu ändern, auch sie konnte sich nicht zähmen. »Geh«, unterbrach sie ihn plötzlich mit ihrer dünnen, schrillen Stimme, sie war jetzt vollkommen erblaßt, häßlich, verzerrt. »Geh«, sagte sie noch einmal, »und mal dein Bild, für wen du willst, für den Kaiser oder für den Pöbel von Rom.«

Fabull saß da wie damals, als sie ihm zum erstenmal von ihrer Verbindung mit dem Juden gesprochen hatte, die Lippen ganz dünn, die Augen weit aus dem Kopf heraus. Er schwieg wie damals. Sie wünschte sehr, er spräche ein einziges Wort, das wie ein Widerruf klang oder eine Entschuldigung. Aber er sagte nichts, er nahm nichts zurück, er saß einfach da, vielleicht schaukelte er ein ganz klein wenig, unmerklich. Sein Schweigen legte sich um sie und engte sie hart ein, so daß ihr ganzer Rumpf schmerzte. Allein auch sie nahm nichts zurück, und als er schließlich aufstand, hielt sie ihn nicht. Da ging er denn, ein wenig schwankend, den Rücken nicht ganz so aufrecht wie sonst.

So also sah es um Dorion aus, als Josef zu ihr kam, um ihr mitzuteilen, was er mit seinem Sohne Simeon vorhatte. Er wählte leichte, beiläufige Worte. Im Grunde war er stolz auf seinen Einfall und kam nicht auf den Gedanken, Dorion könnte ernsthafte Einwände machen.

Ihr blaßbraunes Gesicht blieb unbewegt, während er sprach. Durch ihre Freunde wußte sie von der Anwesenheit der ersten Frau des Josef, man lächelte über diese Frau aus der Provinz, es war ein Jugendabenteuer, Dorion selber hatte gelächelt und

die Geschichte schnell wieder vergessen. Jetzt, während Josef sprach, nahm die Angelegenheit für sie ein anderes Gesicht an. Sie hatte für diesen Mann ungeheure Opfer gebracht, er hatte sie als etwas Natürliches hingenommen und ihr immer neue Demütigungen zugefügt. Und nun gar wollte er den Bastard dieser Kleinbürgerin aus der Provinz ihrem Paulus gleichstellen, ihn ihr ins Haus bringen. War er so stumpf, daß er nicht merkte, was er ihr zumutete? Oder waren es vielleicht trotz allem tiefere Bindungen, die ihn mit diesem judäischen Weib verknüpften? Man hatte ihr gesagt, die Frau sei eine dumme, dickliche, kleine Jüdin, ein Nichts: aber wer weiß, was diesen merkwürdigen Josef an sie fesselte. Jude bleibt Jude, Jude geht zur Jüdin wie Wolf zur Wölfin und Hund zur Hündin. Sie hatte ihn erst gestern noch so heiß gegen ihren Vater verteidigt, mit Nägeln und Zähnen, hatte ihren Vater, den einzigen Menschen, an dem sie hing, seinethalb aus dem Hause gewiesen. Das also war der Ersatz, den er ihr für ihren Vater bot: sein Bankert. Aber sie bezähmte sich, sie ließ von dem Bösen, Bitteren, das in ihr hochstieg, nichts laut werden, sie sagte nur hart und dünn: »Nein. Ich bin nicht damit einverstanden, daß du diesen Jungen unserm Paulus gleichstellst.«

Josef ließ sich durch ihren kühlen Ton täuschen. Es war nicht weiter verwunderlich, daß es einiges Hin und Her kostete, ehe sie ihre Zustimmung gab. In großer Ruhe also sprach er weiter. »Unserm Paulus?« fragte er zurück. »Das ist es ja eben, daß Paulus leider nur dein Paulus ist, nicht unser Paulus. Du mußt es doch begreifen, daß ich endlich einen richtigen, jüdischen Sohn haben will. Überlege dir, bitte, in Ruhe, Dorion, meine kluge, liebenswerte, ob ich Unbilliges von dir fordere.«

Dorion gab sich weiter unzugänglich. »Nicht ich bin es«, sagte sie bösartig, doch beherrscht, »die dir den Jungen verweigert. Er selber verweigert sich dir. Er tut recht daran; denn er ist nun einmal kein Jude. Du hast es geschafft, du hast dich aus dem niedrigen Volk herausgehoben. Warum soll mein Junge zu deinen Juden hinuntersteigen? Es ist guter Instinkt, wenn er nicht will. Sieh ihn dir an, sprich mit ihm: er will nicht. Versuch es. Hol ihn dir, wenn du kannst.«

Ihr ruhiger Hohn brachte ihn auf. Hatte nicht sie verhindert,

daß der Junge mit jüdischen Lehren und jüdischen Menschen in Berührung kam? Hatte nicht sie ihm diesen Phineas in den Nacken gesetzt? Und nun wagte sie es, ihn zu verspotten, weil der Junge nicht jüdischer war? Er stellte sich Paulus vor, er verglich ihn mit Simeon. Paulus war schlank, edel gewachsen, er hatte die stillen, gefälligen Manieren des Phineas, es war keine Frage, daß, wenn man Simeon und ihn gegenüberstellte, der laute, hemmungslose Judenjunge nicht gut abschnitt. Aber hatte sie das Recht, ihn zu verlachen, weil er nicht Paulus zu seinem jüdischen Sohn hatte machen können? Ich selber bin schuld, daß sie jetzt so dreist ist, sagte er sich. Pherizus, Emanzipation, das ist die böseste Eigenschaft, die eine Frau haben kann, lehren die Doktoren, und vor keiner Gattung Weib warnen sie heftiger als vor der Emanzipierten. Verse der Bibel stiegen in ihm hoch. »Bitterer als den Tod empfand ich das Weib; sie gleicht einem Netz, ihr Herz einer Schlinge, ihre Hände Fangstricken. Wem Gott wohlwill, entrinnt ihr, aber der Sünder fängt sich in ihr.« Leise, unhörbar fast, wie als Junge, da er die Verse memoriert hatte, sprach er sie vor sich hin. »Sagtest du was?« fragte Dorion. Aber er hatte sich schon wieder in der Gewalt. Er muß Geduld mit ihr haben. Frauen haben keine Logik. Gott hat ihnen aufbauenden Verstand versagt. Selbst eine Jüdin ist der Logik kaum zugänglich: wie sollte es diese sein, die Griechin? »Du solltest das nicht sagen, Dorion«, meinte er also, ruhig. »Hast du nicht selber alles getan, ihn zum Griechen zu machen, und dich widersetzt, wenn ich ihm nur mit einem bißchen Judentum kommen wollte? Ich sage das nicht, um es dir vorzuwerfen, aber sei nun auch du, bitte, vernünftig, und stell dich mir nicht entgegen, wenn ich einen jüdischen Sohn haben will.«

Allein sie beharrte. Ihr Junge war Grieche, jede Faser an ihm war griechisch. Judentum aufzupfropfen wäre Verbrechen. Ja, sie habe es durchgesetzt, nicht ohne Mühe, daß Paulus seine eigenen Gaben durch die Bildung und die Sitten des Phineas veredle. Darauf sei sie stolz; denn das sei das Wenigste, was eine gute Mutter für einen solchen Sohn tun könne.

Ihn reizte ihre Zähigkeit. »Und was«, fragte er spöttisch, »ist das Höchste, was du mit den Methoden deines Phineas errei-

chen kannst? Daß Paulus, wenn er erwachsen ist, beliebt sein wird bei aller Welt und ein Flachkopf wie dein Annius und die andern um dich herum.« Schon während er dies sagte, bereute er es. Aber es war zu spät. Sie stand auf, stand ihm gegenüber, dünn, schlank, blaß. Zunächst freilich gelang es ihr, an sich zu halten. »Du verstehst ihn nicht, den Jungen«, sagte sie. »Er ist nun einmal Grieche, und du bleibst Jude, und wenn du dir den Bart noch so sorgfältig abrasierst.« Dann aber, als käme ihr, was er gesagt hatte, jetzt erst zum vollen Bewußtsein, packte sie die weiße Wut. Er wage es, brach sie los, ihr den Annius vorzuwerfen, er, der so blind und wahllos sei in seiner Geilheit. Wer sei sie denn, diese Frau, um deren Jungen er so heftig kämpfe? Oh, sie wisse gut, wer sie sei, man habe es ihr gesagt. Eine Kleinbürgerin aus der Provinz, ein schmutziges Nichts, eine dicke, dumme Jüdin, an der selbst der alte Vespasian nach *einer* Nacht genug gehabt habe. Und deren Frucht wolle er jetzt ihrem behüteten, gepflegten Paulus gleichstellen. Und darum beschimpfe er sie. Woher er denn überhaupt wisse, daß dieser Straßenjunge sein Sohn sei und nicht der des Vespasian?

Während sie so gegen ihn keifte, schrill, dünn, gemein, war sie sich bitter und reuevoll bewußt, wie heiß sie ihn gestern hier an der gleichen Stelle gerühmt hatte. Sie liebte ihn doch. Sie hatte doch gezeigt, daß sie bereit war, auf ihn einzugehen, ihm gefügig zu sein, auch wenn sie ihn nicht verstand. Warum war er so gar nicht bereit zur geringsten Rücksicht? Warum verlangte er so viel und gab so wenig? Warum zwang er sie, widerlich und niedrig gegen ihn loszuschimpfen? Sie war sehr blaß, während sie schimpfte, ihr Zorn konnte sich nur schwer halten vor ihrer großen Liebe.

Josefs nacktes Gesicht, während ihre Worte auf ihn einpeitschten, rötete sich. Es drängte ihn, sich auf sie zu stürzen, auf sie einzuschlagen, auf diesen dünnen, frechen, gebrechlichen Körper, mit Fäusten, mit seinem Schreibzeug. Hinter ihrem Gesicht sah er das höfliche, höhnische des Phineas, hinter ihrer dünnen Stimme hörte er des Phineas wohlklingende, elegante. Aber in all seinem Zorn war er sich bewußt, daß es die erduldete Kränkung vieler Jahre war, die jetzt aus

ihr losschrie. Er dachte daran, was alles sie ihm gegeben hatte, es war, als drängen durch ihre Worte hindurch ihre verschwiegenen Gedanken zu ihm. Er sah sie vor sich, wie sie sich hatte wegschicken lassen, schweigend, den Sohn nicht einmal erwähnend, diesen Sohn Paulus, den sie mit Recht den ihren nannte; denn es war ihr Sohn, nicht der seine. War es denn nicht seine Schuld, daß sie sich so verändert hatte? Er darf nicht zu genau wägen, was sie sagt. Sie ist verstört. Ihre Schimpfworte sind Worte des Augenblicks, in der nächsten Stunde schon wird sie bereuen. Er wußte nicht, daß sie bereute, schon während, ja bevor sie sie sprach.

Er ging zu ihr, setzte sich, zog sie zu sich herunter, machte seine Stimme sanft, redete auf sie ein. Sie habe recht. Er sei nun einmal Jude und sie Griechin, und nur in ihren besten, glücklichsten Momenten könnten sie ganz eins werden. So habe der Himmel das gefügt. Aber das gerade sei ja der Grund seines Vorschlags. Sie möge bedenken, daß dieser Vorschlag auch für ihn ein Opfer einschließe: den Verzicht auf Paulus. Es sei nicht so, daß er immer nur nehmen wolle und niemals geben. Daß er sie die Villa bauen lasse, auch das zum Beispiel, lege ihm allerhand Lasten auf.

Dieses Letzte hätte er nicht sagen sollen. Sie sprang auf, legte Raum zwischen ihn und sich. Hart, kalt, mit einer Stimme, deren Ruhe ihn mehr aufbrachte und erschreckte als ihr Zorn, erklärte sie, sie kenne eine ganze Reihe Männer, die ihr eine solche Villa und eine bessere mit Freuden schenkten, und ohne ihr das Geschenk hinterher vorzuwerfen. Was übrigens das Fresko »Die versäumten Gelegenheiten« anlange, so sei seine Überwindung überflüssig geworden. Ihr Vater weigere sich, es für ihn zu malen, er male es für den Kaiser.

Josefs Augen waren fast töricht vor Verwunderung. Er begriff die Gründe nicht, nicht die Zusammenhänge, er verstand diese Menschen nicht. Er schwieg. Sie aber, weitergetrieben wahrscheinlich durch die Erinnerung an ihren Vater, wurde heftiger, zügelloser. »Schick das Weib weg«, verlangte sie plötzlich, ohne Übergang, hart, herrisch, »das Weib und den Bastard.«

Josef schaute auf sie, überrascht in seinem Herzen. Seine

Erwägungen waren falsch gewesen, das sah er jetzt. Er kannte sie gut, aber doch nicht bis ans Ende. Er hatte in der Vergangenheit so viel von ihr verlangt, daß jetzt offenbar selbst eine gerechte Forderung sie in Wut brachte. »Schick das Weib weg«, beharrte sie, immer mit den gleichen, wilden, hellen Augen. Sie hatte alle Herrschaft über sich verloren.

Josef, wie immer, wenn etwas ganz Überraschendes, Unheilvolles ihn traf, wurde eiskalt, drückte seine Gefühle nieder, rief seine Vernunft zu Hilfe. »Überleg dir meinen Vorschlag in Ruhe, Dorion«, bat er, und seine Stimme klang gleichmütig. »Beschlafe ihn zwei, drei Nächte. Und was den Bau anlangt, so laß dich nicht hinhalten und verlange jede Beschleunigung. Ich habe zwei Raten bezahlt. Überleg dir alles gut, Dorion.« Er nahm ihren langen, dünnen Kopf zwischen seine beiden Hände, ihre Haut war zart und sehr kühl, er küßte sie, sie ließ es sich ohne Regung gefallen, und er ging.

Josef verlangte von Claudius Regin einen Vorschuß auf seine künftigen Arbeiten, hundertfünfzigtausend Sesterzien. Es wurde, wie Josef vorgesehen hatte, eine unangenehme Unterredung. Regin zahlte zwar, aber er hatte eine unbehagliche Art, die Überreichung einer Anweisung mit mürrischen und ironischen Bemerkungen allgemeiner Natur zu begleiten. Heute war er besonders unwirsch. Seit dem Tode Vespasians, erklärte er dem Josef, ist eine Zeit der Verschwendung angebrochen. Der Alte, wenn er sähe, mit wie leichter Hand Titus das Kapital vertut, das er mit soviel Mühe zusammengekratzt hat, sein Finger wüchse drohend aus dem Grab. »Vespasian«, raunzte er, »hätte Ihnen für die Neufassung des ›Jüdischen Kriegs‹ keine solche Summe hingeschmissen. Die Dame Dorion muß ihre Villa haben, natürlich. Muß man allen Launen der Damen nachgeben? Ich sehe es nicht gern, daß Sie jetzt bauen. Alle Welt muß jetzt bauen. Unser Titus steckt weitere zwölfeinhalb Millionen in sein Amphitheater. Hundert Tage müssen die Spiele dauern, mit denen es eingeweiht wird. Jeder Tag kostet nahe an eine halbe Million. Dem Alten bliebe der Speichel weg. Er hat mit Jupiters und meiner Hilfe ein paar Milliarden

hinterlassen. Wenn wir so weitermachen, werden wir bald am Rande sein.

Es ist mir nicht um die einmalige Summe. Sie drückt, aber sie läßt sich schaffen. Es ist der Standard. Nach den Bädern und nach dem Amphitheater werden unsere lieben Römer noch eine Wandelhalle wollen, nach der Wandelhalle einen Tempel, und in den Bädern will man baden, und hunderttägige Spiele kann man nicht alle Jahre machen. Sie werden es erleben, Doktor Josef. An sich selber. Ihre Dame Dorion wird für die Villa ein Dutzend neue Leibeigene brauchen und Pferde und einen Wagen. Wir haben die Preise gesenkt, stimmt. Der Scheffel Weizen kostet nur mehr fünf Sesterzien, und schon für vierzehn kriegen Sie ein paar gute Schuhe. Der Schneider verlangt nur mehr sieben Sesterzien Tagelohn, und der Schreiber ist mit dreieinhalb für je hundert Zeilen zufrieden. Das sind Beträge, die Sie nicht umwerfen, das können Sie sich leisten. Aber Sie werden Augen machen, wie Ihr Budget anzieht, wenn erst die Dame Dorion in ihrer Villa sitzt. Schauen Sie mich an. Dieses Oberkleid ist vier Jahre alt, diese Schuhe drei. Ich könnte mir neue spendieren, aber ich halte es nicht für weise, meinen Standard ins Blaue hinein zu erhöhen.

Ich sehe es nicht gern, Doktor Josef, daß Sie sich den Kopf mit Finanzsorgen vernebeln, statt ihn für Ihre ›Jüdische Geschichte‹ frei zu halten. Ich habe allerhand in Sie hineingesteckt, Doktor Josef. Ich habe in Sie, lassen Sie mich mal rechnen, etwa zweitausend Prozent mehr hineingesteckt als in Ihren Kollegen Justus von Tiberias, und das Leben in Rom ist nur um siebenunddreißig Prozent teurer als das Leben in Alexandrien.«

»Na ja«, seufzte er und stellte Josef die Anweisung aus.

»Nicht ich bin es«, hatte Dorion gesagt, »die dir Paulus verweigert. Er selber verweigert sich dir. Versuch es. Hol ihn dir, wenn du kannst.« Diese Worte fraßen an Josef. Denn Dorion hatte recht, es war immer eine Fremdheit zwischen ihm und Paulus gewesen. Aber woran lag das? Zugegeben, Kinder interessierten ihn nicht, es fiel ihm schwer, sich in sie einzufühlen. Er war selber ein altkluges Kind gewesen, schnell erwachsen, und

dachte nicht gern an seine frühe Jugend. Freier, glücklicher hatte er sich erst mit zunehmenden Jahren gefühlt, da hatte er das Gefühl des Wachsens, des Reifens genossen. Aber trotzdem, wenn er ernstlich wollte, verstand er Menschen zu nehmen, auch sehr junge; freilich war er hochfahrend und wollte selten. Seinen Sohn Paulus hätte er gerne für sich gewonnen, denn er liebte ihn. Warum versagte er gerade vor ihm und vermochte seine Liebe nicht zu äußern? Wenn er es scharf überprüfte, dann war der Knabe der einzige Mensch, vor dem er befangen war. Immer war er vor Paulus unsicher gewesen, auch jetzt wird er seine Fremdheit nicht überwinden können. Dorion hatte recht.

Dabei sah er mit Bitterkeit und Freude, daß Paulus ein Sohn war, den man wohl lieben und dessen man stolz sein durfte. Die Glieder des Neunjährigen waren zart und dennoch kräftig, seine Bewegungen leicht und sicher. Auf einem langen Hals saß dünn und braun der Kopf, der Kopf der Mutter, aber die heftigen Augen waren die des Vaters, sie glühten herrisch in dem schmalen, feinen Gesicht.

In der Schule des Nikias, die er besuchte, hatte er unter seinen Kameraden wenig Freunde. Es war nicht nur, weil ihm das Kleid des römischen Bürgerknaben versagt war – unter den achtzig Schülern des Nikias waren zwei Dutzend ohne den Bürgerstreifen –, aber er galt als hochfahrend. Wenn man mit ihm spielte, wenn er sich an den Hahnenkämpfen seiner Kameraden beteiligte und seine eigenen Hähne ins Spiel brachte, dann endete das häufig nicht nur mit Prügeln – das wäre nicht weiter unangenehm gewesen –, sondern es setzte auch scharfe, bösartige Worte, die man einander lange nachtrug. Dabei hatten die andern Achtung vor Paulus, er war tapfer, das bestritt keiner, selbst sein Hochmut gefiel ihnen, und wenn er mit seinem Ziegengespann, dem schönsten seiner Straße, vor der Schule des Nikias anfuhr, dann waren sie geradezu stolz auf ihn. Das hinderte nicht, daß sie sich über den Ziegengestank lustig machten, der ständig um ihn war; wer ein gutes Gespann haben wollte, durfte die Pflege der Tiere nicht Leibeigenen überlassen, er mußte sich selbst darum kümmern. Von dem Ziegengestank aber war kein weiter Weg zu herzkränkenden

Schimpfworten über Judengestank und ähnliches. Paulus wußte, daß es nur der Neid war, der seine Kameraden zu solchen Beschimpfungen trieb, der Neid auf seine Ziegen und auf seinen Vater, doch der Hohn traf ihn darum nicht weniger tief. Er ließ es sich nicht merken, ein römischer Junge mußte seinen Ärger verbeißen. Er preßte die Lippen zusammen und blickte hochfahrend über die andern weg. Er war etwas Besonderes, das hob ihn und das fraß an ihm.

Im Grunde hätte er leidenschaftlich gern mit den andern gespielt. Wenn sie an ihren Tierpuppen aus Wachs und Ton herumkneteten, an primitiven Karikaturen von Lehrern, Kameraden, Bekannten, dann hätte er gerne mitgetan, aber er war jähzornig, er wußte, es kam leicht zum Streit, und er konnte es nicht verwinden, wenn sie ihn als Juden beschimpften. Wenn sie mit diesem besonderen Schimpf anrückten, dann wußte er nichts zu erwidern. So wurde er, gegen seinen Willen, mehr und mehr zu den Erwachsenen getrieben. Er verbrachte viel Zeit in der Gesellschaft seiner Mutter, bewunderte den alten, steifen, ungeheuer vornehmen Valer, verehrte scheu aus der Ferne die weiße, strenge Tullia, suchte Gespräch mit dem lärmenden, sicheren Obersten Annius, mit dem man sogleich vertraut war, schloß sich immer enger an seinen Lehrer Phineas an. Wenn er mit dem zusammen sein konnte oder wenn er sich mit seinen Ziegen abgab, das war seine beste Zeit.

Es ging ihm gut. Er lernte leicht; im Griechischen, in der Geschichte glänzte er mühelos über seine Kameraden. Als einziger Sohn eines wohlhabenden Hauses hatte er reichliche Mittel zur Verfügung, war gut angezogen, hatte die besten Manieren und das beste Ziegengespann. Es muß gesagt werden, daß er oft heimlich die weiten Ärmel seines Kleides voll von Wachs und Kitt hatte, um Tierfiguren zu kneten, und daß die Sauberkeit seines Anzuges unter dieser Angewohnheit ein wenig litt. Dennoch gehörte er unbestritten zu den vornehmsten und schicksten Jungen in der Schule des Nikias. Was ihm all diesen Glanz vergällte, das war, ohne daß er es sich recht eingestand, das Judentum seines Vaters. Sein Vater war römischer Ritter, ein großer Schriftsteller und ein Freund des Kaisers, er liebte ihn und war stolz auf ihn: aber er war ein

Jude. Was das eigentlich war, konnte einem keiner recht sagen. Es mußte etwas Gutes sein, denn sonst wäre sein Vater kein Jude, aber es mußte gleichzeitig etwas sehr Übles sein, sonst würde seine Mutter es zulassen, daß auch er Jude wurde und damit ein junger adliger Römer. Wenn er darüber Fragen stellte, vertröstete man ihn, man werde ihm das alles erklären, wenn er älter sei; aber er gäbe sein Ziegengespann darum, wenn er aus seiner verzwickten Lage heraus wäre.

Oft, wenn er mit dem Vater zusammen war, betrachtete er ihn scheu, bemüht, näher an ihn heranzukommen. Beschaute seine Hände, die nackte Haut seiner Beine, das alles war fremd und war doch sein Vater, er streichelte wohl auch neugierig und zärtlich diese Haut; sein Vater bemerkte es kaum oder entzog sich ihm bald, ein wenig verwundert. Am meisten an seinem Vater hatte den Jungen der Bart beschäftigt, dieser kunstvoll geknüpfte, scharf dreieckige, schwarze Bart. Als kleines Kind hatte er oft versucht, damit zu spielen, daran herumzudröseln. Später sagte man ihn, daß nur östliche Menschen solche Bärte trügen. Als in allerletzter Zeit der Bart verschwand, war ihm das nackte Gesicht seines Vaters noch fremdartiger vorgekommen als das bärtige, und manchmal sehnte er sich nach dem strengen, kunstvollen Bart.

Es kam vor, daß der Vater ihm Geschichten aus der jüdischen Legende erzählte, oder er beschrieb ihm die Pracht des Tempels. Aber so gut Josef solche Dinge in seinen Büchern gestaltete, seinem Jungen konnte er sie nicht mundgerecht machen. Die Geschichten der griechischen Welt, die Phineas ihm beibrachte, waren schöner, feiner. Auch war das Griechisch des Vaters fehlerhaft, voll von Akzenten und Betonungen, die Phineas ihm selber streng verbot. Paulus hörte höflich zu, aber er war froh, wenn der Vater zu Ende war.

Einmal fragte er den Onkel Annius geradezu, wie es denn um die Juden stehe, und ob sie Barbaren seien. Einen kleinen Moment schien Onkel Annius betreten, dann aber sagte er dem Jungen auf seine laute, herzhaft offene Art Bescheid. Im Krieg haben sich die Juden als tapfere Soldaten erwiesen, keine Frage. Daß sie, wie allgemein behauptet werde, in ihrem Tempel einen Esel verehrt oder Griechenknaben geschlachtet

hätten, halte er für unwahrscheinlich. Im übrigen steckten sie voll von Aberglauben. Dieser Aberglaube verleite sie zum Beispiel dazu, jeden siebenten Tag, also den siebenten Teil ihres Lebens, zu verfaulenzen. Dabei sei das nicht einfacher Müßiggang. Er habe selber erlebt, wie sich welche an diesem siebenten Tag aus ihrem Aberglauben heraus wehrlos hinschlachten ließen. Man müsse sich mit ihnen abfinden, wie sie nun einmal seien. Ein richtiger Römer könne mit jedem Lebewesen der bewohnten Welt fertig werden. Barbaren? Ja, in einem gewissen Sinn wohl, aber sie gehörten zu der feineren, der höheren Spezies. Mit den Deutschen etwa oder den Briten dürfe man sie nicht auf eine Stufe steilen.

Über dieses Gespräch dachte Paulus oft und lange nach, am liebsten, wenn er in seinem Ziegenstall mit der Zurichtung des Futters beschäftigt war. Die Beschaffung und richtige Mischung des Futters für die Ziegen war keine leichte Arbeit. Sie waren wählerisch, vor allem Paniscus, der schöne, kastrierte Bock, auf den er stolz war. Sie brauchten trockene, gute Kräuter, ihre sorgfältig abgemessenen kleinen Portionen Salz und sehr viel frisches Grün, das in der Stadt nicht immer leicht zu beschaffen war. Paulus schnitt und mischte, die Ziegen drängten sich an ihn heran, rupften, kauten geräuschvoll, und er dachte. Da, einmal, kam ihm die Erleuchtung. Wenn die Juden Barbaren waren und wenn sein Vater ein Jude war, dann war es eben ein Gutes, ein Barbar zu sein, und dann war er stolz darauf, von einem Barbaren zu stammen. Er war mit seiner Arbeit fertig, aber er verließ den Stall nicht. Er kauerte in seiner Ecke. Das Geräusch der fressenden Ziegen war um ihn, und er dachte weiter an seinem Gedanken. »Ja, so ist es, mein Paniscus«, sagte er befriedigt und kraulte das eifrig kauende Tier hinter dem spitzen, kleinen Ohr.

Josef sagte sich natürlich, daß sein Junge über seine eigene Zugehörigkeit zu den Juden allerlei Ärgerliches zu hören bekomme, aber wie sehr das an ihm zehrte, davon wußte er nichts, und Paulus sagte ihm nichts. Selbst in diesen Tagen, da Dorions Worte hart in ihm nachklangen, ahnte er nichts von dem Hin und Her im Herzen seines Sohnes.

Einmal in dieser Zeit traf er Paulus unvermutet auf dem

Marsfeld. Der Junge kutschierte sein Ziegengespann. Josef freute sich der Gelegenheit. Er selber war in seiner Sänfte, er schlug Paulus einen Wettlauf vor, wer eher zu Hause sei, der mit seinen Ziegen oder er mit seinen geübten kappadokischen Sänftenträgern, und er war fast ebenso stolz wie Paulus, als dieser einen kleinen Vorsprung hatte.

Er forderte seinen Sohn auf, mit in sein Arbeitszimmer zu kommen. Das tat er selten, und es war eine große Ehrung für den Jungen. Vater und Sohn schwatzten. In guter Haltung saß der anmutige, kräftige Knabe seinem Vater gegenüber, beglänzt von einem Streif der starken, schräg einfallenden Sommernachmittagssonne. Wieder verglich Josef im Geiste den Sohn der Mara mit dem Sohn der Dorion, und sein jüdischer Sohn erschien ihm plump.

Er fragte und erfuhr, daß Paulus jetzt die Odyssee las, in der Schule sowohl wie mit Phineas, und zwar den fünfzehnten Gesang. Josef selber hatte in Rom mit heißem Bemühen seinen Homer studiert. Gutmütig jetzt, ungewohnt täppisch und gleichzeitig stolz zitierte er Paulus ein paar Verse. Der Junge hörte höflich zu. Ungefüg kamen die edlen griechischen Laute aus dem Munde des Vaters. Sie waren Barbaren, die Juden, sie verhunzten das Griechische durch ihren Akzent; gewiß, wenn sein Vater ein Barbar war, dann durfte man stolz darauf sein, zu den Barbaren zu gehören, aber Paulus konnte trotzdem, als sein Vater zu Ende war, der Versuchung nicht widerstehen, seinesteils ein paar Verse zu zitieren in der einwandfreien Aussprache und in dem elegant modischen Tonfall, halb Prosa, halb Gesang, wie er ihn von Phineas erlernt hatte. Josef, keineswegs gekränkt, hörte erfreut, wie wohllautend die schönen Zeilen aus dem Munde seines Jungen kamen. Sein Griechisch kann er, dieser Phineas. Wie stolz war er selber auf sein Griechisch gewesen, damals, als er an dem Makkabäer-Buch schrieb. Jetzt weiß er, wie erbärmlich es war. Phineas müßte den Kosmopolitischen Psalm übersetzen. Schade, daß er so tückisch ist.

Der Junge sprach seine Verse weiter: »Siehe, so mußte auch ich das Land meiner Väter verlassen, und so ward ich ein Fremder und Flüchtling unter den Menschen.« Paulus war zu

Ende, die Verse standen noch im Raum, Josef hatte nur ihren Klang gehört, jetzt überdachte er ihren Sinn, und sie schmeckten ihm bitter.

»Mein griechischer Akzent ist nicht gut«, sagte er plötzlich, scheinbar ohne Zusammenhang, es klang wie eine Bitte und eine Entschuldigung. Er fragte sich, welchen Homer-Kommentar Phineas wohl benütze; es gab vier oder fünf sehr gute Kommentare, einer davon war voll von antisemitischen Ausfällen, es war der des Apion. Wenn er den des Apion benützt, dachte Josef, dann schmeiße ich ihn hinaus. Aber er wagte nicht, seinen Sohn zu fragen.

Der, mittlerweile, mechanisch, formte in der Verborgenheit seines weiten Ärmels an dem Kitt, den er dort mit sich trug. »Was kramst du da?« fragte Josef. Der Junge hatte sich soeben im Stolz seines herrlichen Griechisch dem Vater überlegen gefühlt, jetzt errötete er tief. Josef lachte gutmütig, er lachte selten. In seinem Innern aber dachte er: Alles bringen sie ihm bei, wovon sie wissen, daß es mir verboten und verhaßt ist. Wenn er den Kommentar des Apion benützt, schmeiß ich ihn hinaus.

Wenige Tage darauf ging er in das Zimmer des Paulus zur Zeit, da Phineas ihn unterrichtete. Er setzte sich still hin und hörte zu. Phineas ging gründlich vor, zergliederte die Verse, ging keiner Schwierigkeit aus dem Weg und machte doch gleichzeitig alles dem Kinde schmackhaft und verständlich. Josef war interessiert; Homer war den Griechen, was den Juden die Bibel war. Homer, das waren lauter hübsch gefärbte Lügen und Phantasien, aber man konnte viel Scharfsinn daran knüpfen, diese Phantasien zu kommentieren. Es war eine andere Methode, aber sie war eine gute Schulung. Es wäre amüsant, den Homer einmal kritisch zu beklopfen mit den Auslegungsmethoden, die man auf den jüdischen Hochschulen zur Kommentierung der Bibel anwandte. So hätte *er* dem Paulus den Homer beizubringen versucht. Schade, daß das nicht ging.

Josef kramte in den Manuskripten, die auf dem Tisch lagen, lächelnd, mit dem Interesse eines Erwachsenen für eine kindliche Spielerei. Plötzlich, mitten in der nachlässigen Lektüre

eines aufgeschlagenen Buches – es war einer jener modischen Papyrusbände zum Umblättern, wie sie Josef nicht leiden konnte, nicht eine der alten, soliden Pergamentrollen – setzten ihm Herz und Gedanken aus. War das nicht ...? Er blätterte nach vorn. Ja, das war der Kommentar des Apion.

Ruhig bleiben, sagte sich Josef. Nicht durchgehen, vor dem Jungen keinen Zorn zeigen. Ich muß ihn hinausschmeißen. Nachdem er dies wagt, kann ich ihn nicht mehr schonen; es wäre Irrsinn. Aber gespannt bin ich, ob er sich erfrecht, das Buch dieses Hundes in meiner Gegenwart dem Jungen vorzusetzen. Josef konnte den Worten des Phineas nur noch mit Mühe folgen, seine heftigen Augen waren verschleiert vor Wut, er atmete mühsam. Aber er war gewiß, bis jetzt hatte Phineas den Apion noch nicht zitiert. Er sprach nichts, hörte zu, wartete.

Der kluge Phineas hatte längst gemerkt, worum es ging. Seit seiner letzten Arbeit mit Josef rechnete er damit, daß der ihm einmal, bald, Dienst und Brot aufsagen werde. Es kümmerte ihn wenig; er war bedürfnislos, und das Gesetz zwang Josef, seinem Freigelassenen das Existenzminimum zu geben. Leid freilich wäre es dem Phineas, wenn man ihn des Einflusses auf den Knaben beraubte, den er liebgewonnen hat. Aber er denkt nicht daran, aus solchen Gründen sein Griechentum und seine griechische Wahrheit zu verleugnen.

Gleichmütig also, es mochte eine kleine halbe Stunde sein, seitdem Josef im Zimmer war, sagte er: »Apion meint dazu«, und er greift nach dem Buch und beginnt daraus zu zitieren. Josef unterbricht ihn. »Wollen Sie wirklich dem Jungen diesen Kommentar beibringen?« fragt er. »Meinem Jungen?« Seine Stimme ist heiser, er preßt sie, um nicht heftig zu werden, er spricht leise, aber eine Welt von Empörung liegt in diesem »meinen«. »Finden Sie den Homer-Kommentar des Apion nicht gut?« fragte gelassen Phineas zurück, während Paulus neugierig, erstaunt, von einem zum andern schaut. »Aber darüber brauche ich mit dem Schriftsteller Flavius Josephus nicht zu diskutieren«, fährt er verbindlich fort. »Wissen Sie einen zweiten, der so gute Worte gefunden hätte zum Lob des Schriftstellers wie dieser Apion? Ist Ihnen aufgefallen, daß der

Senator Marull in der Lobrede vor Ihrer Büste unversehens auf Worte des Apion zurückgriff? Ich glaube, es gibt schwerlich ein besseres Mittel, unserem Paulus« – er betonte ganz leise das »unserem« – »beizubringen, wie hoch und edel der Beruf seines Vaters ist.«

Er hatte das Buch wieder auf den Tisch gelegt. Josef, unwillkürlich, packte es; er pflegte sorgsam mit Geschriebenem umzugehen, doch er konnte sich nicht zähmen, er packte es so heftig, daß es beschädigt wurde. Aber immer noch preßte er die Stimme und wurde nicht laut. »Und Sie geben wirklich«, sagte er, »dem Jungen den schmutzigen Unsinn zu lesen, den dieser Ägypter über das Volk seines Vaters auskübelt?« Während er das sagte, dachte er: Jetzt ist es soweit, jetzt schmeiße ich ihn hinaus. Aber ich muß es ruhig tun, ohne Heftigkeit. Dabei ist es ein Jammer, daß er nicht den Kosmopolitischen Psalm übersetzt. Ein guter Lehrer ist er auch. Schade, daß er so tückisch ist. Siebenundsiebzig sind es, die haben das Ohr der Welt, und ich bin einer von ihnen. Aber das Ohr meines Jungen habe ich nicht. Er hat es. Und er vergiftet meinen Jungen, er stiehlt ihn mir für immer, er macht ihn mir schmutzig mit dem Dreck dieses aussätzigen, ägyptischen Hundes. Und ich schmeiß ihn hinaus.

Der sehr große, blasse Kopf des Phineas war noch blutloser geworden. Aber seine Stimme blieb gelassen, elegant und kalt wie immer, als er erwiderte: »Ich weiß nicht, ob ich die judenfeindlichen Sätze in dem Homer-Kommentar überschlagen hätte, sie sind nicht wichtig. Aber das muß ich sagen: ich hatte die Absicht, in zwei oder in drei Jahren mit unserem Paulus die Schrift des Apion ›Gegen die Juden‹ zu lesen und auch die ›Ägyptische Geschichte‹ des Priesters Manetho.« Dies waren die erbittertsten judenfeindlichen Schriften, die die Epoche kannte.

Ruhig bleiben, sagte sich Josef. »Lest ihr in der Schule auch den Kommentar des Apion?« wandte er sich an Paulus. Seine Stimme klang beherrscht. Trotzdem war ein solcher Grimm in ihr, daß Paulus aufstand und sich – war es eine Flucht oder ein Bekenntnis? – neben Phineas stellte. »Ja«, antwortete, da er schwieg, für ihn Phineas, »auch in der Schule des Nikias lesen

sie den Kommentar des Apion. Mit Recht. Ich hielte es für verfehlt«, fügte er hinzu, und seine grauen, klaren Augen schauten furchtlos wie die eines Naturforschers das nackte, heftige Gesicht des Josef auf und ab, »dem Jungen die Bücher des Manetho und Apion vorzuenthalten. Was diese Autoren über die Juden sagen, mag zu einem kleinen Teil richtig sein und zum größeren falsch – ich zum Beispiel halte es natürlich für unsinnig, zu unterstellen, daß Sie etwa jemals an der Schlachtung eines griechischen Knaben teilgenommen hätten –, aber es ist eine von vielen angenommene Meinung großer Männer, und man kann sie nicht einfach verschweigen. Es ist nicht meine Absicht, unsern Paulus so zu erziehen, daß er, wenn er einmal an das Studium des ›Jüdischen Kriegs‹ herankann, das Werk ohne Kritik liest. Er wird seine Vorzüge vielleicht doppelt schätzen, wenn er auch die Meinungen anderer kennt.«

Vor diesem kühlen, höflichen Hohn zerbrach die mühsame Gelassenheit des Josef. »Sie haben mein Vertrauen tückisch mißbraucht, Phineas«, sagte er, »Sie sind ein Lump, Freigelassener Phineas«, und er legte das Buch des Apion zurück auf den Tisch, auffallend behutsam. Auch seine Stimme blieb leise, aber er konnte nicht verhindern, daß diese seine leise Stimme voll war von einem unendlichen Haß und daß sein Gesicht sich verzerrte. Was für einen Unsinn mache ich, dachte er. Wie kann ich in Gegenwart des Jungen solchen Unsinn machen? Sie sind ein Lump, habe ich gesagt. Es ist einfach verrückt, und hat nicht einmal einer in meiner Gegenwart von mir gesagt, daß ich ein Lump bin? Und schaut nicht Paulus zu? Ja, Paulus schaut mir ins Gesicht, Paulus hört meine Stimme, Paulus hat gelernt, daß ein Mann sich beherrschen muß und daß einer verächtlich ist, ein Barbar, wenn er sich nicht beherrscht. Ich bin verächtlich für Paulus, ich bin ein Barbar für Paulus. Jetzt habe ich selber eine Mauer zwischen mich und Paulus gestellt, eine riesige. Ich bin ein Narr. Und Phineas ist zwar ein Lump, aber der einzige, von dem Paulus seinen Homer annimmt, und der einzige, der den Psalm übersetzen könnte. Und wie stand er da im Friedenstempel, nach dem Vortrag des Dio, als er zu den Senatoren sprach. Ich bin ein Narr. Ich hätte mich nicht auf einen Streit mit ihm einlassen dürfen.

Der Knabe hatte sich dicht neben seinen Lehrer gestellt; mit der einen Hand im Ärmel, nervös, knetete er heftig an einem Stückchen Kitt herum, mit der andern hatte er die des Phineas ergriffen. Mit hochgezogenen Augenbrauen schaute er blaß auf seinen Vater, der so alle Herrschaft über sich verloren hatte. »Sie waren mein Herr, Flavius Josephus«, sagte Phineas, »ich bin Ihr Freigelassener, ich bin Ihnen Gehorsam und Achtung schuldig nach dem Gesetz. Außerdem steht Zorn dem Manne schlecht an, das versuchte ich von jeher unserm Paulus beizubringen, und ich will nicht einer sein, der gegen seine eigenen Lehren handelt. Was soll ich Ihnen erwidern, Flavius Josephus? Ich glaube nicht, daß ich irgend jemandes Vertrauen mißbraucht habe. Leider haben Sie selber niemals mit mir über Paulus gesprochen, aber die Dame Dorion gab mir oft Gelegenheit, mich mit ihr über meine Lehrmethoden zu unterhalten. Sie billigt sie.«

Auf dieses letzte, höllische Argument des Griechen wußte Josef nichts zu erwidern. Nein, er war dem Phineas nicht gewachsen. Sein Bild stand im Friedenstempel in korinthischem Erz, er hat ein Buch geschrieben, das Ost und West priesen, aber er wurde seines Freigelassenen nicht Herr, er war lächerlich und ein Narr in seinem eigenen Hause, es war ihm nicht gegeben, den Sohn, den er liebte, aus den Irrlehren des Griechen zu befreien. »Ich billige Ihre Lehrmethoden nicht, Phineas«, sagte er schließlich, trocken, es war ein verhältnismäßig guter Rückzug, seine Stimme verriet nichts von seinen bitteren, hilflosen Gedanken. »Ich wünsche Ihre Dienste nicht länger, weder als Erzieher meines Sohnes noch als Sekretär.« Er strich mehrmals glättend über das Buch des Apion, lächelte Paulus zu, der blaß dastand, sehr nah an seinem Lehrer, und ging.

Am andern Tag erschien eine Zofe der Dorion und fragte förmlich im Auftrag ihrer Herrin, ob Josef die Dame Dorion empfangen wolle. Josef erwiderte: »Ja, natürlich«, aber er fühlte sich unbehaglich, unsicher.

Und dann, sogleich, kam Dorion, kühl, höflich. Josef liebte es nicht, wenn sie die hauchdünnen Kleider trug, die sie fürs

Haus bevorzugte. Dennoch hätte er sie heute lieber in einem solchen Kleid gesehen als in der Besuchstracht, die sie angelegt hatte. Sie ging ohne Umschweife auf ihre Sache los. Der Ausbruch des Josef, die Art, wie er sich vor ihrem lieben Sohn habe gehenlassen, habe ihre Geduld ausgeschöpft. Phineas sei der ideale Erzieher des Jungen, ein Erzieher, den Paulus dringlich benötige. Sie wolle nicht länger mit einem Manne zusammen leben, der ihren Sohn des Erziehers beraube. Sie wisse, daß ein solches Argument dem Sittengericht nicht für die Scheidung genüge, wohl aber, darüber hätten ihre Freunde sie unterrichtet, sei die Tatsache, daß Josef seine frühere Konkubine mit ihrem Sohn habe nach Rom kommen lassen, für dieses Gericht ein zureichender Scheidungsgrund. Sie bitte ihn also, ihr binnen drei Tagen mitzuteilen, ob er gütlich in die Scheidung willige oder ob er sie zu einem Prozeß zwingen wolle.

Josef war hilflos erbittert. Er wußte, Dorions Ansinnen war nicht ernst gemeint, sie wollte ihn durch die Drohung mit der Scheidung lediglich nötigen, den Phineas zurückzurufen. Aber niemals bisher hatte sie so grobe Mittel angewandt. Überdies hatte sie ihren Freunden von der Sache erzählt, ihn durch die leidige Geschichte vor diesen Burschen bloßgestellt, vor dem unausstehlichen Annius, dem läppischen, senilen Valer, vor der ganzen widerwärtigen Clique. Dabei hatte sie doch selber ihn in die Sache mit Phineas hineingehetzt. Hat nicht sie ihn höhnisch aufgefordert, sich Paulus zurückzuholen? Finster jetzt, ohne sie zu unterbrechen, hörte er sie an, und als sie zu Ende war, nach einem kleinen Schweigen, sagte er trocken: »Schön, ich werde es mir überlegen.«

Noch ehe es Nacht war, bereute er. Überlegen. Unsinn. Er dachte doch nicht daran, sie aufzugeben. Was? Soll er sich von Dorion und Paulus trennen, weil ein Phineas den Apion und Manetho für gute Schriftsteller hält? Das war ihm doch längst bekannt. Und daß Phineas dem Paulus nicht die Bibel und die Propheten beibringt, sondern den Homer und den Apion, das hatte er sich doch auch von jeher an den Fingern abzählen können. Er wird zu bequem, er läßt sich immer mehr von seinem Trieb leiten statt von seiner Vernunft. Er muß kältere

Bäder nehmen, dann wird er sich nicht mehr so leicht hinreißen lassen. Er hat sich unwürdig benommen. Sein in den Prinzipien der Stoa, der Selbstbeherrschung, erzogener Sohn wird ihm das nicht so leicht vergessen.

Er muß die ganze Geschichte einrenken.

Ohne sich lange zu besinnen, ohne sich melden zu lassen, geht er hinüber zu Dorion, klinkt die Tür auf. Er findet sie auf dem Ruhebett, ungeschminkt, aufgelöst in Wut und Tränen. Ihre Augen haben nichts mehr von ihrer hellen Wildheit, es sind trübe, schmollende Kinderaugen. Er setzt sich zu ihr, faßt sie um die Schulter, redet ihr gut zu.

Zwischen zwei Umarmungen treffen sie ein Abkommen. Es wird alles beim alten bleiben. Er nimmt die Verabschiedung des Phineas zurück. Sie redet nicht mehr von der Austreibung der Mara und sagt dem Phineas, er möge ihren Sohn mit der Lektüre des Apion und Manetho verschonen.

Die Prinzessin Berenike hatte in der kleinen Badehalle ihres Palais in Athen geschwommen, jetzt ließ sie sich von ihrem Masseur unter Aufsicht des Leibarztes salben und kneten. Wenn sie den Kopf zurücklegte, dann war die Haut ihres Halses glatt und edel; richtete sie aber den Kopf hoch, dann sah man trotz aller Schönheitspflege Fältchen.

Während Leibarzt, Masseur und Kammerfrau sich um sie beschäftigten, schwatzte sie mit ihrem Bruder, dem jüdischen Titularkönig Agrippa. Es war von frühester Jugend an zwischen den Geschwistern große Vertrautheit gewesen, vor ihm gab sie sich rückhaltlos, sie schämte sich nicht ihrer Nacktheit, sie befragte ihn sachlich, ob sie nicht schlaff und ältlich aussehe. Grünlich wässeriges Licht füllte das kellerartige Gewölbe des Schwimmbads und der Turnhalle, es war angenehm kühl. »Man sollte das Schwimmbad vergrößern lassen«, meinte Berenike, aber es klang zerstreut. »Warum nicht«, erwiderte ebenso zerstreut Agrippa. Die Geschwister, die reichsten Fürsten des Ostens, waren in der ganzen Welt um ihrer Bauleidenschaft willen bekannt; allein heute stand weder ihr noch ihm der Sinn nach baulichen Projekten.

»Fester, knete mich fester«, forderte Berenike den makedonischen Masseur auf, der jetzt an ihrem Fuß arbeitete. »Nicht zu fest, Hoheit«, mahnte der Arzt. »Sie machen es dadurch nur schlechter und haben die Schmerzen.« Berenikes Gesicht war wirklich leicht verzerrt. Aber alle hier im Raum wußten, daß sie zehnmal mehr Schmerz auf sich genommen hätte, wenn das die Heilung ihres Fußes auch nur um ein Winziges beschleunigte.

»Hat man wirklich nichts gemerkt?« erkundigte sie sich ängstlich, schon zum drittenmal, bei ihrem Bruder. »Ich würde es dir doch sagen, Nikion«, begütigte sie Agrippa. »Habe ich es dir irgendwann unterschlagen? Bestätigen Sie es ihr, Doktor«, wandte er sich an den Arzt. »Sind wir nicht übereingekommen, Nikion unter keinen Umständen etwas vorzumachen? Sie soll alles genau wissen, jedes Detail.« – »Sie haben mir heute morgen so wenig Ursache gegeben, Hoheit«, erklärte der Arzt, »mich um Sie zu kümmern, daß ich wirklich Muße hatte, die Gesichter zu studieren, die auf der Tribüne und die auf der Straße. Es ist niemand auch nur auf die Vermutung gekommen, es könnte mit Ihrem Fuß etwas nicht in Ordnung sein.« – »Wenn ich lange Kleider anhabe«, überlegte Berenike, »wird es jetzt wahrscheinlich wirklich selten erkennbar. Aber wie ist es, wenn man den Fuß sieht?« – »Ich habe herumgehorcht«, mischte sich die Kammerfrau ein. »In Griechenland so gut wie in Syrien und in Ägypten glaubt jedermann, daß die Prinzessin nur wegen ihres Haares und des Gelübdes zögert, nach Rom zu gehen.«

Berenike war tapfer, gewohnt, ihre Angelegenheiten mit sich allein auszumachen. Aber es drängte sie, sich immer von neuem bestätigen zu lassen, daß ihr Fuß völlig verheilen werde. Sie verlangte nach immer neuen Beruhigungen. Heute morgen hatte man ihr hier in der Stadt Athen einen Ehrenbogen errichtet, die Zeremonie, von der sie zurückkam, war lang und ermüdend gewesen, der Gouverneur der Provinz hatte gesprochen, der Bürgermeister von Athen, der Präsident der Akademie, sie selber hatte erwidert, und während dieser ganzen Zeit hatte sie stehen müssen. Sie fühlte sich müde, aber sie hatte das Gefühl, sie habe gut durchgehalten. »Fester, knete

mich fester«, forderte sie nochmals. Trotz allem, was der Arzt sagte, glaubte sie, durch noch energischeres Training, durch noch mehr Schmerz könne sie eine raschere Genesung erzwingen.

Sie hat die Stadt wahrhaftig königlich beschenkt, hat ihr eine große Wandelhalle gestiftet, ein glanzvolles Bade-Etablissement. Heute abend wird der Bürgermeister ein zweites Mal bei ihr vorsprechen. Sie weiß, warum. Griechenland rühmt ihre leidenschaftliche Neigung für griechische Kultur. Sie ist die einzige Frau, der die Stadt einen Ehrenbogen errichtet hat. Jetzt, hofft man, wird sie bei Titus der Stadt und der Provinz die Rechte und Privilegien neu erwirken, die Kaiser Nero erteilt und Vespasian annulliert hat. Berenike ist geneigt, sich für diese Wünsche einzusetzen, sie freut sich, daß man mit solcher Sicherheit in ihr die künftige Kaiserin sieht; aber nicht ohne Sorge denkt sie daran, daß sie sich bei der Audienz heute abend ein zweites Mal wird zusammenraffen und repräsentieren müssen. Sie kann zwar die Reden der Herren sitzend anhören, aber dann, wenn sie erwidert, muß sie aufstehen und eine geraume Zeit stehen bleiben. Disziplin. Damals, unmittelbar bevor Titus nach Jerusalem aufbrach, bei dem großen Abschiedsbankett in Alexandrien, hatte Titus von römischer Disziplin gesprochen; es waren Worte, die ihm tief aus dem Innern kamen, und sie hat ihn sehr geliebt für diese Worte. Nun hat sie Gelegenheit, Disziplin zu zeigen. Bis jetzt, glaubt sie, hat sie sich nicht schlecht gehalten.

Drei Wochen noch, das ist das Äußerste, länger kann sie die Reise nach Rom nicht hinauszögern. »Werden wir es schaffen, Strato«, wendet sie sich an den Arzt, zum fünfzigstenmal, »in drei Wochen?« Und »Ja, Hoheit«, erklärt zum fünfzigstenmal der Arzt. »Sie werden es schaffen, auch mit der Hälfte Ihrer Energie.«

Man ist zu Ende mit der Massage. Der Arzt Strato mit Hilfe der Kammerfrau umwickelt das geschwollene, verdickte, zerbrochene Bein mit Kräutern und Verbänden, dann läßt er Berenike und ihren Bruder allein. Sie liegt auf dem Ruhebett in dem grünlichen, von Wasserdunst erfüllten Raum, sie liegt nackt, sie bewegt den kranken Fuß mechanisch auf und ab, sie

hat sich gewöhnt, zu trainieren, immerzu, allen Abmahnungen zum Trotz.

Aber nun, nach der ungeheuren Anspannung, die die Zeremonie von ihr verlangte, und vor der neuen Anspannung, die die Audienz von ihr verlangen wird, überkommt sie trotz allem eine große Schlaffheit. Vor ihrem Bruder darf sie sich gehenlassen, sich ausschütten, klagen. Kraftlos liegt sie, schließt die Augen, violett verfälteln sich unter den dünn rasierten Brauen die Lider. Sie sieht ihren Bruder nicht, aber sie spürt, wie er auf sie schaut, still, eins mit ihr, der Mensch, der sie am meisten auf der Erde liebt. Und ganz leise, im Aramäisch ihrer frühen Jahre, spricht sie zu ihm, zusammenhanglos, aber sie weiß, er kennt die Zusammenhänge, sie muß es heraussagen, das endlos oft Gedachte, sie muß jammern, klagen, Gott und die Welt anklagen, wie sinnlos man mit ihr umgesprungen ist. »O Agrippa, o mein Bruder«, jammert sie, »warum mußte der Gouverneur diese Jagd für mich veranstalten? Wenn einer mein Freund ist, dann doch dieser Tiber Alexander. Und warum mußte er mir dieses verdammte Pferd Saxo geben? Warum mußte mir dieser läppische Unfall zustoßen? Sag es mir, mein Bruder, erklär es mir. Ich werde verrückt darüber. Als der Alte starb, da war ich so sicher, ich werde die zweite Esther sein. Du selber hast mich nicht mehr Nikion genannt, sondern immer nur Esther. Jetzt hast du mich lange nicht mehr Esther genannt.

Ja, ich weiß schon, es war Glück im Unglück, und alle haben getan, was sie vermochten. Es war ein Glück, daß ich auf der Jagd den Schmerz verbeißen konnte. Es ist ein Glück, daß nur neun Leute um den Unfall wissen und daß sie zuverlässig sind, alle neun. Tiber Alexander wird nichts verraten, es ist nicht in seinem Interesse, und die andern sind von uns abhängig, ich weiß es, und du hast ihnen klargemacht, daß sie Freiheit haben werden und Reichtum, wenn sie bis zum Ende mitspielen, und daß sie dir nicht entgehen können und erledigt werden, wenn sie das nicht tun. Auch die Idee mit dem Gelübde war eine gesegnete Idee von dir. Du bist mein kluger Bruder, und du kennst die Welt. Ja, ja, es wird gut hinausgehen, es muß gut hinausgehen, sag es mir noch einmal, sag es mir oft.

Aber wenn du es mir noch so oft sagst und wenn ich selber es mir sage, der Wurm bleibt doch und bohrt in mir. Es wird nicht gut hinausgehen. Es ist eine Strafe, und man kann sich ihr nicht entziehen. Wir wollten Griechen sein, und wir wollten Juden sein, und das geht nicht. Jahve erlaubt es nicht. Wir wollten zuviel, wir waren zu hochmütig. Es ist eine einzige Sünde, die die griechischen Götter genauso strafen wie Jahve, das ist der Hochmut, die Hybris, und wir haben sie begangen, und das ist die Strafe.

Ja, Titus hat mich geliebt, und er liebt mich noch. Aber selbst wenn es mir glückt, selbst wenn ich jede äußere Spur verwischen kann und nicht hinke, wird nicht jenes Unaussprechliche weg sein, um dessentwillen sie meinen Gang rühmten? Ja, sag es mir noch einmal, sag es mir hundertmal, es ist nicht wegen meines Ganges, daß Titus mich liebt. Aber, frag dich selbst, ist es nicht immer eine läppische Kleinigkeit, die einen Mann anzieht, und wenn sie nicht mehr da ist, selbst wenn er es nicht merkt, ist dann nicht der ganze Zauber fort? O Agrippa, o mein Bruder, es ist vergebens. Alles, was wir tun, und wenn du es noch so klug ausgesonnen hast, ist vergeblich. Es ist unser Hochmut, und es ist die Strafe.«

Drei Stunden später aber, als sie Bürgermeister und Magistrat der Stadt Athen empfing, war sie strahlend und königlich wie je. Und die Stadt Athen freute sich, daß die künftige Kaiserin ihren Delegierten soviel Huld erwies.

Der Prinz Domitian zeigte seinem Freund Marull den Fortgang der Bauten, die er auf der Domäne von Albanum aufführte. Die Villa mit ihren zahlreichen Nebengebäuden, das Theater, die in den See vorgeschobenen Pavillons. Die Architekten Grovius und Rabirius führten, großes Gefolge war da, der Intendant des Prinzen, der Obergärtner, dazu Silen, ein dicker, behaarter Zwerg, den der Prinz um seines grotesken, erschreckenden Aussehens willen für teures Geld gekauft hatte und der mit hoher Fistelstimme bösartige Witze vorbrachte.

Seitdem Bübchen die Erfahrung gemacht hatte, daß er von Titus Geld in jeder Menge haben konnte, setzte er seiner verschwenderischen Laune keine Grenzen mehr. Was er baute,

sollte den Staatsbauten seines Bruders nicht nachstehen. Hier die Villa gar war für Lucia bestimmt, und was war kostbar genug, für Lucia den rechten Rahmen zu bilden? Der Spleen des Prinzen trieb seine Architekten und Ingenieure dazu an, immer neue Überraschungen zu ersinnen, barocke Maschinen, um nach Belieben die Wände eines Saales zurückweichen, die Decke verschwinden zu lassen, auf daß alles ringsum sich jeder wechselnden Laune Lucias anpasse. In den Wüsten Afrikas, in den Steppen und Dschungeln Asiens jagte man, um seine Gärten, Lucias Gärten, mit merkwürdigem, schauerlichem und groteskem Getier anzufüllen.

Es war heiß, der Rundgang war ermüdend. Marull war froh, als man zu Ende war und in einem kleinen, dämmerigen Saal Eisgetränke serviert bekam. Domitian bat seinen Freund um ein ehrliches Urteil. Der hielt auch nicht zurück und wog Lob und Tadel gemessen ab. Er hatte Verständnis für den finstern, großartigen Humor des Prinzen, so plump sich dessen Launen manchmal auswirkten. Er hatte sich ursprünglich aus äußeren Gründen dem Domitian genähert: er wollte, nachdem Vespasian ihn aus dem Senat ausgestoßen hatte, sich an dem Kaiser dadurch rächen, daß er sich seinem unlieben Sohn befreundete. Allmählich aber, so scharf Marull alle Mängel des Prinzen sah, war aus dieser äußeren Verknüpfung beinahe etwas wie wahre Freundschaft geworden.

Als Bübchen ihm seine neuen Bauten mit soviel Beflissenheit vorführte, hatte Marull gleich geahnt, daß der Prinz mehr von ihm wollte als bloße Begutachtung. Bald zeigte sich, daß seine Vermutung richtig war. Domitian brauchte seine Hilfe zur Ausführung einer originellen Idee. Er wollte nämlich zur Eröffnung des zur Villa gehörigen Theaters eine Posse spielen, in der die Eroberung einer östlichen, barbarischen Provinz durch die Makedonier gezeigt werden sollte. »Und?« fragte aufmerksam Marull, den Prinzen aus seinen scharfen, hellblauen Augen durch den blickschärfenden Smaragd musternd. Domitians Gesicht rötete sich leicht, die aufgeworfene Oberlippe dehnte sich zu einem bösartigen Lächeln. »Es soll natürlich«, sagte er, »kein verstaubtes, historisches Theater sein, sondern die aktuellen Beziehungen sollen, auch ohne

starke Unterstreichung, sofort jedermann deutlich werden. Wenn Sie mir zum Beispiel, lieber Marull, Ihren Adjutanten Johann von Gischala für die Aufführung ausborgen wollten, dann würde mein Brüderchen ohne weiteres merken, worum es geht.«

Marull klopfte nachdenklich mit seinem eleganten Bettelstab den Boden. Er hatte alles durchkostet, was der verwöhnteste Mann der Epoche ausschmecken kann, er war ausgekältet. Sensationen mußten, wenn sie ihm Spaß machen sollten, sehr abgelegen sein. Vielleicht war der einzige Mensch, an dem ihm wirklich lag, eben jener Johann von Gischala, sein Leibeigener. Dieser Johann war im judäischen Krieg Feldherr gewesen, neben dem Kommandanten Simon Bar Giora die bedeutendste jüdische Figur des Krieges; er hatte die Bauern Galiläas in den Krieg getrieben, sie angeführt. Den Simon Bar Giora hatte man ans Kreuz geschlagen, den Johann von Gischala hatte er, Marull, um sehr viel Geld und mit Aufbietung all seiner Beziehungen aus der Beute erworben. Er verwendete ihn jetzt als ständigen Begleiter; Johann hatte, gestützt auf sein ausgezeichnetes Gedächtnis, ihm die Namen und Eigenschaften der Begegnenden zuzuflüstern, deren sich Marull selber nicht entsinnen konnte. Aber es war nicht um seines Gedächtnisses willen, daß Marull an dem Manne hing. Er wollte, der Stoiker, in ihm ein Symbol des Schicksals um sich haben, des mächtigen, unentrinnbaren, mit höchster Einsicht begabten und unverständlichen, ein Symbol menschlicher Größe und menschlichen Sturzes, eine stete, ironische Mahnung.

Wie jetzt der Prinz ihn aufforderte, ihm den Johann für seine Aufführung auszuborgen, zögerte er. Er hatte, was ihm an menschlicher Wärme geblieben war, an diesen Johann gehängt. Zuerst hatte er sich nur einen Spaß mit Bedeutung machen wollen, er hatte erwartet, Johann werde nach soviel hartem und großem Erleben finster und pathetisch sein, erfüllt von dunkler Menschenverachtung. Aber nichts dergleichen. Johann legte trotz seines ausgezeichneten Gedächtnisses eine merkwürdige Fähigkeit an den Tag, seine eigene Vergangenheit restlos zu verdauen. Er hatte alle seine Intensität in den jüdischen Feldzug gesteckt, hatte Zehntausende in den

Tod geschickt, sein eigenes Leben unzählige Male aufs Spiel gesetzt, hatte Schicksal ausgeteilt und Schicksal erlitten. War neben Simon Bar Giora im Triumphzug aufgeführt, gegeißelt, in die Gewalt des Marull überstellt worden. Damit war für ihn der jüdische Feldzug aus, sein Pathos vorbei. Das Unternehmen war mißglückt, er hatte seine Folgen auf sich genommen, hatte es liquidiert. Die Geschehnisse waren abgetan, Schluß damit, es beginnt eine neue Existenz.

Nur diesen einfachen, dürren Bestand, nichts anderes, Interessanteres konnte Marull aus Johann herausholen, wenn er ihn auf noch so kluge und behutsame Art auszuforschen suchte. Zuerst hatte Marull geglaubt, der Mann wolle ihn auf irgendeine verschmitzte Art hereinlegen. Aber immer deutlicher zeigte sich, daß die Haltung des Johann aufrichtig war. So pathetisch den Römern die Motive des Krieges schienen, dieser Hauptanstifter hatte ihn wirklich nicht aus pathetischen Gründen angezettelt. Johann von Gischala war ein kleiner, galiläischer Landedelmann gewesen. Er hing an seinem Gut, er hatte den starken Erwerbsinn des Bauern, er wollte sein Öl mit gutem Gewinn verkaufen, sein Terrain vergrößern und fand es unerträglich, daß diese Römer übers Meer herkamen und sich in seine Geschäfte mischten. Dagegen mußte etwas geschehen, dagegen mußte man aufbegehren, dagegen mußte man, wenn es nötig war, Krieg anfangen. Man hatte Krieg angefangen, Johann war gegen seinen Willen ins Pathetische hineingerissen worden, hatte, wie er selber glaubte und hunderttausend andere glauben machte, Krieg geführt für Jahve gegen Jupiter. Nun war der Krieg mißglückt, und im Grunde war der verstandesklare Mensch froh, seines Pathos wieder ledig zu sein. Er hatte die Erfahrung gemacht, daß der Krieg nicht das rechte Mittel war, die Dinge ins Gleis zu bringen. Folglich muß man eine andere Methode suchen. Seine nächste Aufgabe jedenfalls war, wieder zu Terrain und zu gut verkäuflichem Öl zu kommen.

Diese Haltung, dem Marull vollkommen fremd, gefiel ihm gerade wegen dieser Fremdheit. Er gewann den Mann auf seine Art lieb. Oft spielte er mit dem Gedanken, ihn freizulassen, aber er fürchtete, der sehr gewandte Johann werde

dann Mittel finden, nach seinem Galiläa zurückzukehren, und ihm für immer entschwinden. Johann war dem Marull mehr geworden als eine snobistische Attrappe, er sah geradezu einen Freund in ihm und wollte ihn ungern verlieren.

Wie jetzt Domitian mit seinem Ansinnen herausrückte, bewegte den Marull Zwiespältiges. Den Feldherrn eines Krieges in einer Parodie auf diesen Krieg auftreten zu lassen, das konnte an sich ein guter Spaß sein, aber der Parodierte mußte der Sieger sein, nicht der Besiegte. Der jüdische Krieg war in Wahrheit alles eher als ein Spaß gewesen, es war wohlfeil, ihn zehn Jahre nach erfochtenem Sieg zu verulken. Marull hatte nichts dawider, wenn einer den Menschen ihre Schwächen auf bissige, kränkende Art vorhielt. Aber die Juden hatten sich tapfer gehalten, man traf sie nicht, wenn man ihren Krieg lächerlich machte. Seine jüdischen Freunde, Flavius Josephus, Demetrius Liban, Johann von Gischala selber, mochten den Witz mit Recht als frostig empfinden, das ganze Unternehmen als platt, einfältig.

Er machte also höfliche Ausflüchte. Gewiß war die Idee des Prinzen ausgezeichnet, aber war sie würdig der großen Gelegenheit? Roch sie nicht ein bißchen nach Atelierscherz?

Gerade das Zögern des Marull reizte den Domitian. Er ersah daraus nur, daß sein Projekt sehr verwegen war. Auch lockte es ihn, den Marull zu etwas zu zwingen, was der nicht wollte. Selber oft gedemütigt, hatte er Freude daran, andere zu demütigen. Marull war von ihm abhängig. Der Gegner des Vespasian, sein Freund, war notwendig auch der Feind des Titus, und somit war seine wichtigste Stütze er, Domitian. Der Prinz also, verbindlich und bösartig, bestand auf seinem Willen. Sein Theater in Albanum sollte Lucias würdig sein, sollte alle andern Theater des Reichs schlagen. Wenn sein Projekt etwas vom Atelierscherz an sich habe, wie sein guter und kritischer Freund Marull scharf, doch vielleicht nicht mit Unrecht anzumerken beliebe, so schade das nichts. Das Theater soll kein Haus für die große Masse werden. Ihm, Domitian, liege daran, das Lachen der Lucia zu hören. Dazu brauche er den Johann von Gischala.

Er ließ nicht locker. Es blieb dem Marull nach einigem Hin

und Her nichts übrig, als zuzustimmen. Einen Vorbehalt freilich machte er. Johann von Gischala sei hintergründig. Man könne einen Menschen zwingen, zu sterben, aber nicht, eine Rolle zu spielen.

Auf dem Weg nach Rom ärgerte er sich, daß er sich von Domitian das Versprechen hatte abringen lassen. Ist die Demütigung der ohnmächtigen Juden, wie Bübchen sie plant, nicht viel witzloser als etwa jener Ringkampf mit der Spartanerin, dessenthalb Vespasian ihn aus dem Senat gestoßen hat? Diese Bauern, die Flavier, sind in Wahrheit Parvenüs, Domitian nicht weniger als der Alte. Dem Alten hat er widerstanden, er hat keine Furcht, aber er spürt jetzt, daß der Junge gefährlicher ist. Er hätte sich nicht so tief mit ihm einlassen sollen.

Doch nun ist es einmal soweit, er kann nicht zurück. Angenehm wird die Unterredung mit Johann von Gischala nicht werden.

Marull drückt denn auch lange herum, bevor er zur Sache kommt. Er spricht auf die übliche, mokante Art über Angelegenheiten des römischen Terrainmarkts. Die Preise, infolge des großen Brandes, ziehen weiter an. Johann hat für alles, was mit Fragen des Terrains zu tun hat, ungewöhnliches Verständnis, er hat einen Riecher dafür, welche Gegend man im Rom der Zukunft als Wohnviertel bevorzugen wird: den Norden nämlich. Ruhig sitzt er da, streicht seinen Knebelbart und belegt diese seine Meinung mit vielen guten Gründen. Aber er hat Witterung nicht nur für die Terrainverhältnisse, sondern er merkt auch, daß dem Marull heute andere Dinge am Herzen liegen. Er beschaut ihn aus seinen kleinen, listigen Augen, ist auf der Hut.

Endlich bricht Marull das Gespräch über die Terrains ab und setzt ihm in nüchternen Worten auseinander, was der Prinz von ihm will. Er selber finde den Spaß nicht sehr tief, schließt er, und er finde es eine starke Zumutung des Prinzen an ihn, den Marull. Johann wisse nun aber, wie Bübchen sei, und kenne seine eigene, des Marull, Lage. Es sei sehr wohl denkbar, daß andere Freiheitsführer in der Situation

des Johann es vorzögen, sich oder den Prinzen umzubringen. Wobei wahrscheinlich nur das erstere gelänge. Johann indes sei klug und frei von unvernünftigem Pathos. Darum habe er ihm die Sache ohne Umschweife mitgeteilt. »Wir kennen uns, mein Johann«, schloß er, »du weißt, daß du mir mehr bist als ein guter Adjutant. Ob du ein guter Schauspieler bist, daran zweifle ich. Ich halte es für einen blöden Witz, dich dazu verwenden zu wollen. Ich brauche dir nicht zu sagen, wie zuwider mir das Ganze ist.«

Johann hat, während Marull spricht, alles, was er damals im Kriege erlebt hat, vor sich gesehen, mit seinen listigen, unbestechlichen Bauernaugen. Die Kämpfe in Galiläa. Die Scheußlichkeiten des belagerten Jerusalem, dieser wüsten, stinkenden Kloake, die wenige Monate zuvor die schönste Stadt der Welt gewesen war. Die üble Nebenbuhlerschaft mit Simon Bar Giora. Wie sie sich herumgestritten hatten, er und Simon, gleich Hähnen, die, mit den Füßen aneinandergebunden, zum Abschlachten geführt werden und immer noch einer nach dem andern krallen und mit dem Schnabel hauen. Jenes Abendmahl, da er die letzten zum Opferdienst bestimmten Lämmer genommen und gegessen und den Priester gezwungen hat, die Knochen abzunagen. Und jetzt also soll er das alles und sich selber verulken, in einer Posse, den Römern zum Spaß.

Aufmerksam schaut er dem Marull auf den dünnen Mund, läßt ihn ganz zu Ende reden. Dann, ohne Zögern, sagt er: »Schön, ich mache es. Aber ich stelle eine Bedingung. Sie geben mir endlich die Freiheit, und Sie geben mir hunderttausend Sesterzien für die Erwerbung von Terrains im Norden. Die Rolle ist nicht leicht«, fügt er hinzu, und jetzt lächelt er sogar. »Demetrius Liban hätte mindestens zweihunderttausend verlangt.«

Denn als er sich die Bilder des belagerten Jerusalem ins Gedächtnis zurückrief, hat er das nicht etwa mit Erhebung getan oder mit Grimm, sondern mit Genugtuung. Ja, Genugtuung füllte ihn an, immer steigende, darüber, daß er all dieses Scheußliche nicht umsonst durchgemacht hat, daß es ihm vielmehr jetzt das Mittel neuen Aufstiegs sein soll. Und noch

während Marull sprach, hat er schon anderes gesehen, sich selber nämlich als Freigelassenen in einem Büro in Rom, wo er Grundstücksgeschäfte tätigt und Geld verdient, um sich in Galiläa neues Öl und neues Terrain zu erwerben. Denn als Bauer ist er geboren, und sein Leben wäre gut, wenn er seinen Rest als Bauer verbringen und als Bauer in Galiläa sterben könnte.

Marull war überrascht, wie Johann so schnell zustimmte. Er hat ihn wahrhaftig unterschätzt, diesen Johann. Er hat geglaubt, er sei nichts weiter als ein Nationalheld: und nun erweist er sich als ein vernünftiger Mann. »Schön«, sagt er, »einverstanden. Aber fünfzigtausend genügen auch für den Anfang.«

Domitian, den Brief in der Hand, in dem ihm Marull die Zustimmung Johanns mitteilte, lief zu Lucia. Sie war dabei, Toilette zu machen. Friseur und Zofen bemühten sich, ihre Haare in zahllosen Locken zu einem kunstvollen Turm aufzubauen. Domitian war froh erregt. Das hübsche Gesicht gerötet, stellte er sich groß vor der geliebten Frau auf, den einen Arm eckig nach hinten, in der andern den Brief. Sein dicker, behaarter Zwerg Silen war grotesk hinter ihm einhergewatschelt, er bemühte sich, den Arm eckig hinter seinem Buckel zu halten, seinen Herrn nachahmend. Der Prinz sprach schnell und wichtig, er achtete nicht darauf, daß seine Stimme sich überschlug, auch die zahlreichen Leibeigenen kümmerten ihn nicht, sie waren Hunde für ihn. Er dachte, die lustige Lucia werde an seinem Plan so viel Spaß haben wie er selber, er wartete auf ihr lautes, fröhliches Lachen. In seinem Innern hoffte er, nachdem er sich ihr zu Gefallen so erfinderisch angestrengt habe, werde sie ihn endlich einmal wieder die Narbe unter ihrer linken Brust küssen lassen. »Und dieser Jude wird es machen«, schloß er triumphierend. »Soeben schreibt mir Marull, daß er es machen wird. Der Walfisch muß kommen zu der Einweihung. Er kann nicht anders, ohne dich und mich auf den Tod zu kränken. Stell dir sein Gesicht vor, wenn er das sehen wird.« Und er lachte sein hohes, sich überschlagendes Lachen,

in das die Fistelstimme des Zwerges stürmisch meckernd einstimmte.

Lucia hatte sich ihm zugewandt. Erst hatten Friseur und Zofen an ihrem Lockenturm weitergearbeitet, aber sehr bald merkten sie, daß die harmlose Morgenvisite sich in eine böse Auseinandersetzung zu verwandeln drohte, und zogen sich ängstlich mit ihren Utensilien in die Ecke zurück. Lucia hatte ihr heftiges Gesicht mit jähem Ruck dem Prinzen ganz zugewandt, so daß das halb vollendete Gebäu ihrer Frisur einstürzte. Nein, ihr mißfiel die Idee Bübchens aufs äußerste. »Bist du verrückt geworden?« fuhr sie ihn schroff an. »Ich verstehe nicht, wie Marull sich zu einer so plumpen, läppischen Sache hergeben kann.« Sie dachte an den Juden Josef, und was sie bei diesem über Johann gelesen hatte. Ihre großen, weit auseinanderstehenden Augen schauten zornig, abschätzig auf ihren Gatten.

Domitian begriff nicht, was sie an seinem Projekt mißbilligte. Für einen kleinen Moment kam ihm das Zögern des Marull ins Gedächtnis. Der hatte von einem Atelierspaß gesprochen. War das nur ein freundlicheres Wort gewesen für »Geschmacklosigkeit« oder »Plumpheit«? Nein, seine Idee war gut, Lucia war einfach schlechter Laune. Alle hatten sich wieder einmal zusammengetan, um ihm die Freude zu verderben. Der Zwerg Silen war nach vorn gekommen, das groteske Gesicht voll von blöder Hoffart, den stolzen Zorn Lucias parodierend. Mit einem Fußtritt stieß ihn der Prinz in die Ecke. Aber dann, sogleich wieder, fand er zu seiner gewohnten Höflichkeit zurück. Stark gerötet, doch mit verbindlichem, fast zustimmendem Lächeln sagte er: »Sie sind heute ungnädig, Prinzessin. Vielleicht haben Sie nur halb hingehört auf das, was ich Ihnen erzählte. Es scheint auch, daß Ihre Leibeigenen ungeschickt mit Ihrer Frisur umgingen. Sie sollten sie vielleicht strenger halten. Jetzt wollen wir von anderem sprechen, und Sie erlauben, daß ich Ihnen meine Idee später einmal in Ruhe auseinandersetze.« Aber Lucia, heftig und gerade, wie sie war, trug keinen Anstand, ihn vor den Leibeigenen weiter zu demütigen. »Gib dir keine Mühe, Bübchen«, sagte sie schroff. »Pökle dir deine abgeschmackte Idee ein, bis du jemanden findest, dem

sie gefällt. Ich werde nicht nach Albanum kommen, wenn dort irgend etwas von dem gespielt wird, was du da erwähnt hast.«

Domitian schwitzte. Er dachte nicht daran, seinen Plan aufzugeben, aber er hielt es für klug, Lucia zu nehmen, wie sie nun einmal war. Er setzte sich, er schwatzte höflich und beflissen Belangloses. Rief sogar den Zwerg aus seiner Ecke und wies ihn an, sich weiter zu betätigen. Lucia aber blieb einsilbig und sagte ihm schließlich kurzerhand, sie sei heute nicht in der Laune für ihn und wäre ihm verbunden, wenn er sie und ihre Leute ihre Toilette in Ruhe beenden ließe. Domitian nahm das wohl oder übel für einen Scherz und zog höflich und in guter Haltung ab.

Lucia aber wußte, daß er nicht so leicht von einer Sache abzubringen war, die er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte. Sie war gutmütig, und sie mochte ihr Bübchen gerne leiden. Sie nahm sich vor, ihn auch gegen seinen Willen vor der Blamage zu bewahren.

Schon wenige Tage später, am vierten September, bei der Eröffnung der großen vierzehntägigen Spiele im Theater des zweiten Bezirks, fand sie Gelegenheit, ihren Vorsatz auszuführen. Sie war in der kaiserlichen Loge. Titus schien frisch und besonders gut gelaunt. Er hatte nicht mehr den trüben, verschwommenen Blick der früheren Wochen, vielmehr sah er sie an mit Augen, die sahen, und wenn er sprach, dann war in seiner Stimme jenes leise Schmettern seiner besten Zeit. Sie hatte des Domitian Treibereien gegen Titus nie gebilligt; sie war lebenslustig, glanzsüchtig, aber aus viel zu großer Familie, um ehrgeizig zu sein. Auch spürte sie aus den Beziehungen des Titus zu Berenike die echte Leidenschaft, und die Zähigkeit dieser Neigung imponierte ihr. Es war das erstemal, daß sie ihren Schwager seit seiner Veränderung traf, er gefiel ihr, es war wahrhaftig nichts mehr vom Walfisch an ihm, und sie beschloß, das geschmacklose, tückische Projekt des Domitian jetzt schon in der Wurzel zunichte zu machen.

Es war, als ob Titus ihre Gedanken erraten hätte. Denn in der Pause fragte er sie, wie es denn nun mit ihrer Villa in Albanum voranginge und ob man bald mit der Eröffnung ihres Theaters rechnen könne. Sie schaute aus ihren großen,

weit auseinanderstehenden Augen gerade in seine trüberen, harten, engen und sagte, es liege nicht am Bau, wenn man das Theater nicht so bald eröffne, vielmehr bestünden noch Meinungsdifferenzen zwischen ihr und Bübchen, was man da eigentlich spielen solle. Und sie erzählte unbekümmert Bübchens Projekt.

Titus schaute sie aufmerksam an, meinte, das sei interessant, dankte ihr, lächelte. Sie gefiel ihm, sie war in Wahrheit die Tochter des Feldmarschalls Corbulo, der so groß und froh zu leben und so groß und furchtlos zu sterben gewußt hatte. Er wunderte sich, daß Bübchen sie hatte gewinnen können und sie halten konnte, er beneidete ihn. Er beneidete sie um die Selbstverständlichkeit ihrer Handlungen, um ihre Kraft, um ihr strotzendes Römertum.

Auf der Bühne ging das Spiel weiter. Titus schaute Lucia, seine Nachbarin, von der Seite an. Diese und ihr Geschlecht sind nicht wie er und die Seinen durch tausend Wenn und Aber gehemmt. Sie sind ihre eigenen Richter, die Meinung der Welt ist ihnen gleichgültig. Sie lieben das Leben, sie fürchten nicht den Tod, und gerade darum können sie es genießen. Sie hatte die Unterredung mit ihm offenbar wieder vergessen, mit ganzer Anteilnahme folgte sie dem Spiel der Bühne. Wäre nicht Berenike, diese Frau wäre noch die einzige, die ihn reizte. Die Ärzte hatten ihm gesagt, er habe ein für allemal die Fähigkeit verloren, einen Sohn zu zeugen. Er versank in sich, grübelte, träumte. Er sah die Wange der Frau, den Arm mit der Hand, in die sie die Wange gestützt hatte. Eine leise, wahnsinnige Hoffnung stieg in ihm hoch, diese Frau könnte ihm vielleicht trotz des Spruches der Ärzte einen Sohn gebären.

Zwei Tage darauf ließ sich zu seiner Überraschung Domitian bei ihm melden. Bübchen gab sich höflich, geradezu unterwürfig. Es war wohl, nahm Titus an, das verunglückte Theaterprojekt und die Mißbilligung der Lucia, die den sonst so ungebärdigen Bruder heute so klein machten. Er selber, Titus, strahlte, er fühlte sich frisch, in guter Form, die Ankunft Berenikes stand bevor, und daß jetzt der Bruder so gedemütigt zu ihm kam, hob ihn noch mehr.

Freilich zeigte sich bald, daß der Prinz nicht etwa nur aus Schuldbewußtsein gekommen war. Behutsam nämlich, aber dem Titus deutlich erkennbar, steuerte er auf ein bestimmtes Ziel los. Immer wieder lenkte er das Gespräch auf ein Gesetz, das der Kaiser vor wenigen Tagen im Senat hatte beschließen lassen und das die Strafen gegen die falschen Anzeigen wegen Majestätsbeleidigung erheblich verschärfte. Offensichtlich machte sich der Prinz Sorgen über die Anwendung und Auswirkung dieses Gesetzes. Wieso aber, das blieb Titus fürs erste unklar.

Er selber hatte das Gesetz erlassen, weil in Rom die Stimmen nicht zum Schweigen kamen, die in dem Brand ein Zeichen sahen, wie sehr der Himmel seine Verbindung mit Berenike mißbillige. Es galt so, den Massen zu beweisen, wie fromm und mild er war. Das neue Gesetz war ein gutes Mittel. Die Verfahren wegen Majestätsbeleidigung waren verhaßt, die Ankläger verachtet. Indem Titus die Strafandrohungen gegen falsche Denunzianten verschärfte, schmeichelte er den Massen und ehrte die Götter.

Sehr ernst freilich nahmen weder der Hof noch die Gerichte diese Verschärfung der Gesetze. Die Strafen für Majestätsverbrechen waren außerordentlich hart, Tod, Verbannung, in jedem Falle aber Vermögenskonfiskation. Um diese Vermögenskonfiskation ging es; denn die im Verlauf solcher Verfahren konfiszierten Gelder und Güter bildeten einen wesentlichen Teil der Einnahmen der staatlichen und der kaiserlichen Kassen. Wer eine Anzeige erstattete, die zur Verurteilung des Angeschuldigten führte, erhielt einen hohen Anteil der konfiszierten Güter. Titus und seine Minister rechneten damit, daß infolge dieser hohen Belohnungen trotz der scharfen Strafandrohungen nach wie vor viele Anzeigen erfolgen würden.

Er spielte mit Bübchen, gab ihm auf seine Anmerkungen zu dem Gesetz nur beiläufige Antworten, lenkte ab, schwatzte munter über dies und jenes. Bübchen aber kam gewandt auf vielen Wegen immer wieder auf das Edikt gegen die Denunzianten zurück, so daß Titus sich immer gespannter fragte, was er denn eigentlich wolle.

Endlich nannte Domitian einen Namen, den Namen Junius Marull. Er nannte ihn behutsam, obenhin. Allein sowie dieser Name einmal gefallen war, sah Titus mit einemmal klar. Er lächelte still, grimmig, befriedigt. Da hatte er sich, und noch dazu ohne daß er es beabsichtigte, eine brauchbare Waffe gegen Bübchens Anmaßung geschaffen.

Dem Senator Marull nämlich war seine Ausstoßung aus dem Senat geschäftlich gut bekommen, er hatte sich für den sozialen Abstieg durch einen Ungeheuern wirtschaftlichen Aufschwung entschädigt. Solange er Senator war, war es ihm verboten gewesen, Anzeigen zu erstatten. Nach seinem Ausschluß konnte er es sich erlauben, den und jenen seiner früheren Kollegen des Majestätsverbrechens zu zeihen. Er war ein gewiegter Jurist, ein ausgezeichneter Redner, er stillte seinen unersättlichen wirtschaftlichen Appetit. Neun Anzeigen hatte er erstattet; saftige Anzeigen. Der um die Mehrung des Staatsschatzes und seines eigenen stets besorgte Vespasian war ihm nicht in den Arm gefallen, und die Prozesse hatten zur Vergrößerung des wirtschaftlichen Ansehens sowohl Vespasians wie seines Gegners Marull viel beigetragen. In einem einzigen Fall, einem geringfügigen, hatte Vespasian, um das Prestige zu wahren, den Beschuldigten freisprechen lassen; aber unter dem ökonomischen Kaiser waren die Strafen gegen falsche Denunzianten mild gewesen, Marull war mit einer Geldbuße davongekommen.

Als jetzt das neue Edikt so scharfe Strafen gegen die Anzeiger festsetzte, hatte Marull, spürsinnig, wie er war, sogleich bedacht, daß der Kaiser bei einigem schlechten Willen, ohne eine neue Vorlage im Senat einzubringen, dem Gesetz Rückwirkung verleihen und es gegen ihn ausdeuten lassen konnte. Wie er das dem Domitian mitteilte, beiläufig übrigens, wie es sich für einen Stoiker schickte, elegant und sorglos, festigte sich in dem immer finsteren und mißtrauischen Prinzen sogleich die Überzeugung, des Titus einziger Zweck bei der Einbringung des Gesetzes sei gewesen, den Marull zu treffen, seinen Freund Marull.

Er war dem Marull ehrlich freund, wenn er es auch nicht lassen konnte, ihn manchmal zu quälen. Gerade jetzt, beim

Scheitern des Theaterprojekts, war ihm wieder bewußt geworden, daß es auf der ganzen Welt nur drei Menschen gab, an denen er hing. Lucia, Annius, Marull. Hätte ein anderer ihn auf so brüske Art verraten wie jetzt Lucia, er hätte ihn in den Tod gehaßt und verfolgt: sie liebte er für ihren Verrat nur um so mehr. Hätte ein anderer sein Projekt verblümt als plump gescholten und einen feineren Geschmack zu zeigen gewagt als er selber, er hätte das diesem andern niemals verziehen: Marull liebte er darum um so mehr.

Wie jetzt Marull ihm von der Gefahr sprach, in die das neue Gesetz ihn brachte, hatte er sogleich beschlossen, den freund vor den Intrigen des Bruders zu retten. Ohne Marull etwas davon zu sagen, war er zum Walfisch gegangen.

Der hatte mit keinem leisesten Gedanken daran gedacht, das Gesetz gegen Marull anzuwenden. Wie er aber jetzt Bübchens Ängste merkte, war er schlau genug, ihn nicht zu beruhigen. Mit keinem Wort sprach er von Marull. Wohl aber erwähnte er beiläufig, seine Berater seien sich noch nicht schlüssig geworden, ob man nicht vielleicht das Gesetz gegen die falschen Anzeiger auch auf die Vergangenheit ausdehnen solle. Domitian meinte, das sei nicht ratsam, man müßte dann wohl gegen einige sehr angesehene Männer vorgehen, denen die staatlichen und die kaiserlichen Kassen viel verdankten; man tue nicht gut daran, diese alten, dem Ansehen der Dynastie nicht förderlichen Geschichten aufzuwärmen. Das war ein etwas laues Argument. Bübchen wußte das selber, und als Titus leichthin erwiderte, es sei freundlich von ihm, daß er sich soviel Sorgen um die Minderung seiner Popularität mache, wußte er nichts mehr zu erwidern und zog verstimmt ab, die gewohnte Höflichkeit mühsam wahrend.

Senator Marull stand vor dem schweren Problem, ob er den Johann von Gischala wirklich aus der Leibeigenschaft freilassen sollte, wie er es ihm anläßlich des peinlichen Theaterprojekts Bübchens in Aussicht gestellt hatte. Niemand natürlich konnte ihn zwingen, sein Versprechen zu halten, und der kluge Galiläer war auch beherrscht genug, ihn nicht daran zu erinnern. Aber Johann war dem Marull nicht ein Leibeigener im

gemeinen Sinn, und wenn die menschliche Bindung zwischen ihnen beiden nicht reißen sollte, konnte er ihn nicht auf immer in diesem unwürdigen Stand belassen. Dazu kam ein anderes. Wenn auch Marull an eine unmittelbare Gefahr nicht glaubte, so konnte immerhin bei den seltsamen Beziehungen zwischen Titus und Domitian den Walfisch plötzlich einmal die Laune ankommen, ihn mit Hilfe des Gesetzes gegen die Denunzianten zu verschlucken, und es wäre ärgerlich, wenn dann Johann in die Hand eines Irgendwer fiele. Marull beschloß also, seinen Johann freizulassen.

Vorher aber wollte er sich mit seiner Hilfe noch einen Spaß machen. Marull, in letzter Zeit an den Zähnen und infolgedessen an zunehmender Menschenfeindschaft leidend, fand, Josephus wiege sich seit seiner großen Ehrung in besonders satter Selbstzufriedenheit, und Liban war ihm von jeher wichtigmacherisch erschienen. Er beschloß, seinen beiden hochmütigen Freunden einmal eine Lehre zu erteilen, und da er wußte, daß sie annahmen, sie selber und ihre Tätigkeit in Rom seien der Anlaß des jüdischen Krieges gewesen, hielt er seinen in die tiefsten Tiefen gefallenen Leibeigenen für den rechten Mann, dieses Geschäft zu besorgen.

Er bat also Josef und Liban zusammen mit Claudius Regin und einigen andern zu Gast. Der Schauspieler machte ihm sein Vorhaben leicht. Kaum nämlich hatte Marull, nach dem Essen, vom jüdischen Krieg und seinen Ursachen zu sprechen angefangen, da begann Demetrius auf seine gewohnte, unterstrichen schlichte und darum um so bedeutungsvollere Manier, sich in Meditationen zu ergehen, wie seltsam Jahve und das Schicksal mit den Menschen spiele; man könnte mit dem Dichter sagen, »gleichwie der Wind mit Tropfen Wassers spielt auf breiten Blättern«. Damals, als er den »Juden Apella« aufführte, hatte er da nicht geglaubt, der gesamten Judenheit einen Dienst zu erweisen, und hatte er nicht, wie der hier anwesende Doktor Josef bezeugen könne, gerade dadurch die Entscheidung in der Frage von Cäsarea und somit den Ausbruch des Krieges herbeigeführt? Josef schwieg. Es war ihm nicht lieb, an jene Episode erinnert zu werden. Allein Marull forderte ihn auf: »Legen Sie Zeugnis ab, mein Josef, wie unser Demetrius

will. Waren wirklich Sie und er die Ursache des Krieges?« – »Der unmittelbare Anlaß wohl«, zuckte Josef die Achseln, ein wenig verärgert.

»Und was meinst *du,* mein Johann?« wandte sich plötzlich Marull an den Galiläer, der bescheiden unter den Aufwartenden in einer Ecke stand. Demetrius und Josef sahen unmutig hoch. Marull wußte doch, daß seit Beginn des jüdischen Krieges zwischen Johann und Josef bittere Feindschaft war, und was den Schauspieler anlangte, so war dem der Galiläer von jeher unsympathisch gewesen. Ein Nationalheld hatte pathetisch auszuschauen, romantisch, interessant. Es war ihm, dem großen Schauspieler, vorbehalten, daraus mit Hilfe eines witzigen Denkspiels das Gegenteil zu machen. Und nun erdreistete sich dieser Johann, das zu sein, was er selber, Demetrius, allenfalls zu spielen vorhatte. Es war eine derbe Unhöflichkeit von Marull, einen solchen Mann, einen Leibeigenen obendrein, als Zeugen wider einen Josef und einen Demetrius aufzurufen.

Johann näherte sich auf bescheidene Art. »Was soll ich?« fragte er höflich. »Du hast gehört«, sagte Marull, »was unsere Freunde Flavius Josephus und Demetrius Liban über den Ursprung des jüdischen Krieges denken. Du warst an diesem Krieg nicht unbeteiligt, mein Johann. Willst du uns nicht sagen, was *du* dazu meinst?«

»Wenn hier der große Schauspieler Demetrius Liban erklärt«, meinte sachlich Johann, »der Streit um einige Sitze im Magistrat von Cäsarea sei die Ursache des Krieges gewesen, so behaupten die Doktoren von Jabne, die Sünden Israels trügen die Schuld, und die jüdischen Nationalisten sagen, die Übergriffe der römischen Gouverneure. Die ›Gläubigen‹ wieder, die sogenannten Minäer oder Christen, sind der Ansicht, schuld am Kriege und seinem Ausgang sei ein Prozeß gegen einen gewissen falschen Messias. Sie sehen, meine Herren, die Meinungen sind geteilt.« Er verstummte, strich nachdenklich seinen kurzen Knebelbart und schaute wieder bescheiden aus seinen grauen, verschmitzten Augen der Reihe nach über die Gesichter seiner Hörer. »Auch unser Flavius Josephus«, sagte liebenswürdig Marull, »führt in seinem berühmten Buch eine ganze Reihe patriotischer und religiöser

Motive an. Aber«, munterte er den Bescheidenen auf, »was meinst *du,* mein Johann?« – »Ich meine«, sagte Johann und schaute dem Josef gerade und voll ins Gesicht, »im Grunde sind die Ursachen des Krieges viel einfachere und viel tiefere.«

Josef hatte beschlossen, sich an dieser unwürdigen Debatte mit seinem alten Feind Johann nicht zu beteiligen; dennoch, wider seinen Willen, riß es ihm jetzt den Mund auf. »Was sind denn das für geheimnisvolle Ursachen?« fragte er hochmütig, bösartig.

»Das will ich Ihnen sagen, Doktor Josef«, erwiderte friedfertig Johann, »freilich lieber aramäisch. Wir beide sprechen ja das Aramäische besser und haben uns oft auf gut aramäisch unterhalten. Aber wir wären dann wohl unhöflich gegen die andern Herren, meine ich. Also, schlecht und lateinisch. Ich selber habe zu Anfang des Krieges seine Ursachen nicht besser gekannt als Sie, vielleicht auch habe ich sie nicht kennen wollen. Jedenfalls habe ich meinen Bauern, als ich sie in den Krieg hetzte, um sie in Stimmung zu bringen, genauso wie Sie tausendmal vorgeredet, daß es ein Krieg Jahves gegen Jupiter sei, und ich habe es auch geglaubt. Ich war, wie Sie schreiben, einer der Anstifter und Führer, ich habe den ganzen Krieg mitgemacht, ich war oft und abermals nahe daran, umzukommen. Dann wäre ich sonderbarerweise verreckt, ohne recht zu wissen, worum eigentlich dieser Krieg ging.«

»Und jetzt wissen Sie es?« fragte immer mit der gleichen bösartigen Kälte Josef.

»Ja«, erwiderte ruhig, fast freundlich Johann von Gischala. »Nach dem Krieg, im Dienst dieses milden Senators Marull, hatte ich Zeit, es mir zu überlegen. Und ich habe es auch herausbekommen.« – »Los endlich«, ermunterte ihn Marull. »Es ging damals«, fuhr Johann fort, »nicht um Jahve und nicht um Jupiter: es ging um den Preis des Öls, des Weins, des Korns und der Feigen. Hätte eure Tempelaristokratie in Jerusalem«, wandte er sich mit freundlicher Belehrung an Josef, »nicht so gemeine Steuern auf unsere mageren Produkte gelegt, und hätte Ihre Regierung in Rom«, wandte er sich ebenso freundlich-sachlich an Marull, »uns nicht so niederträchtige Zölle und

Abgaben aufgebrummt, dann wären Jahve und Jupiter noch lange ausgezeichnet miteinander ausgekommen. Hier in Rom konnte der Liter Falernerwein für fünfeinhalb Sesterzien verkauft werden, wir mußten unseren Wein für dreiviertel Sesterzien verschleudern und davon fast noch einen halben Sesterz Steuern abgeben. Wenn man sich das nicht klarmacht und wenn man nicht unsere Vorkriegspreise für Korn mit denen hier in Italien vergleicht, dann weiß man von den Ursachen des Kriegs, auf gut galiläisch, einen Dreck. Ich habe Ihr Buch sehr aufmerksam gelesen, Doktor Josef: Preise und Wirtschaftsziffern habe ich keine darin gefunden. Lassen Sie mich, einen einfachen Bauern, Ihnen sagen: Ihr Buch mag ein Kunstwerk sein, aber wenn man es gelesen hat, weiß man über das Warum und Wieso des Krieges keinen Deut mehr als vorher. Das Wichtigste haben Sie nämlich leider ausgelassen.«

Regin hatte sich erhoben; seinen Becher in der Hand – er trank den Wein wegen seines schlechten Magens gewärmt –, ging er auf und ab, manchmal einen unartikulierten Brummlaut ausstoßend, der nach Zustimmung klang. Josef, um seine Gleichgültigkeit zu zeigen, kaute unhöflich an einem Stück Konfekt. Liban hatte eine hochmütig ironische Miene aufgesetzt, Marull eine ergötzte. Niemand sprach, alle warteten sie gespannt, was Johann weiter sagen werde.

»Ich halte Judäa«, fuhr der scheinbar ohne Zusammenhang fort, »für ein gutes, gesundes Land und seine Lehre für etwas Großes, Herrliches, wohl wert, daß man sie verteidige. Ich meine nicht den unsichtbaren Gott und die großen Reden der Propheten. Das ist sicher etwas Erhabenes, aber doch mehr eine Sache für unseren Doktor Josef. Für mich sind das Beste an der Lehre die Agrargesetze, vor allem die über die Brachlegung der Äcker in jedem siebenten Jahr. Das sind eminent gescheite Vorschriften, und es ist nur schade, daß sie von der Habsucht der Jerusalemer Aristokratie so oft sabotiert wurden«, meinte er anzüglich, gegen Josef gewandt.

»Ich glaube«, wandte er sich wieder an die andern, »dieses unser Siebenjahr wird sein gut Teil dazu beitragen, Rom kleinzukriegen. Sie erlauben mir, Senator Marull, daß ich meine bäurische Meinung gerade heraussage. ›Die Besiegten dik-

tieren den Siegern ihre Gesetze‹, immer wieder zitiert ihr entrüstet diesen Spruch eures Seneca. Unser Doktor Josef will das durch den Geist bewerkstelligen, höre ich. Das sind Wolkenschlösser. Aber mittels der Konkurrenz unserer Landwirtschaft, scheint mir, werden wir euch in nicht allzu ferner Zeit wirklich Gesetze diktieren können, und recht spürbare. Die Landwirtschaft Italiens ist nämlich auf dem Hund, Senator Marull. Ihr importiert und stapelt aus politischen Gründen, um das Getreide unentgeltlich oder zu sehr billigen Preisen an die Bevölkerung zu liefern, so viel Korn in Rom, daß ihr die Getreidewirtschaft Italiens ein für allemal unrentabel gemacht habt. Dafür habt ihr euch auf hochwertige Weine spezialisiert. Ursprünglich war diese Planwirtschaft nicht übel, sie war sogar großartig. Jetzt aber ist der Markt für eure Weine längst zu klein geworden. Afrika hat Überproduktion an Wein, Spanien deckt jetzt schon achtzig Prozent seines Bedarfs aus eigenen Erzeugnissen, Gallien vierzig, halb Asien beliefern wir Juden, bald werden wir es ganz beliefern. Glauben Sie, ihr könnt von dem Weinbedarf Englands und der beiden deutschen Provinzen leben? Überall sonst habt ihr kräftig zugegriffen. Aber an dieses Problem wagt ihr euch seit hundert Jahren nicht heran. Jetzt ist es zu spät, die Landwirtschaft Italiens umzustellen, und lebensfähig halten könnt ihr sie auch nicht länger. Nicht am griechischen Geist und nicht am jüdischen und nicht an den Barbaren wird Rom kaputtgehen, sondern am Zusammenbruch seiner Landwirtschaft. Das sage ich Ihnen, Senator Marull, Johann von Gischala, Bauer aus Galiläa. Denn von der Terrainspekulation und der Weltherrschaft allein kann man auf die Dauer nicht leben. Es geht nicht ohne eine vernünftig organisierte Landwirtschaft. Womit ich gegen den Kunstwert Ihres Buches nichts gesagt haben möchte«, schloß er trocken, sich höflich an Josef wendend.

»Sind Ihre Gesichtspunkte nicht ein bißchen sehr agrarisch?« fragte Demetrius, da Josef schwieg. Es war nur ein ganz leiser Hohn in seiner Stimme, aber er hatte während der Rede Johanns Zeit gehabt, diesen Hohn gut zu präparieren, so daß aus ihm die ganze Verachtung des Idealisten für den rohen Materialismus des Erdenmenschen herausklang.

»Wir Galiläer«, erklärte friedfertig Johann, »sind überzeugte Bauern. Die klugen Herren in Jerusalem«, lächelte er, »ersetzten denn auch das Wort Dummkopf durch das Wort Bauernvolk oder Galiläer.«

Alle schauten auf Josef, was der wohl erwidern werde. Aber Josef blieb seinem Vorsatz treu und erwiderte nichts. Die Einwände des Johann waren lächerlich, wirkliche Bauerneinwände, die Einwände einer Schildkröte gegen einen Adler. Getreidepreise, Weinpreise, Ölpreise. Davon soll Politik abhängen, davon sollen Kriege herrühren? Oh, er hätte dem Johann schon herausgeben können. Wollen Sie vielleicht auch, hätte er ihm sagen können, den Auszug aus Ägypten, die Wanderung durch die Wüste, die Errichtung der Reiche Juda und Israel, die Kämpfe mit Babel, Assur und Hellas aus den Brot- und Weinpreisen erklären? Aber er bezwang sich und schwieg. Er hatte bessere Gelegenheit, seine Meinung darzutun. In seiner »Jüdischen Universalgeschichte« wird es darum gehen, immer wieder Ursachen und Folgen aufzuzeigen, und gerade da wird er erweisen, daß, was die Schicksale der Nationen geformt hat, immer Gedanken waren, religiöse Ideen, Geistiges. Preise, Statistiken, dachte er. Ich habe die Entstehung des Krieges aus der Entwicklung eines ganzen Jahrhunderts erklärt, nicht aus ein paar zufälligen Ziffern. Sind Preise und Statistiken in den historischen Büchern der Bibel? Sind Preise und Statistiken bei Homer? Der Narr der, der Bauerntölpel, der Galiläer. Was will er denn? Jahve hat doch längst gegen ihn entschieden. Siebenundsiebzig sind es, die haben das Ohr der Welt, und ich bin einer von ihnen. Wessen Ohr aber hat der da? Marull will sich einen Spaß machen, darum läßt er ihn mit seinen Ziffern gegen mich los. Ich denke nicht daran, dem Römer darauf hereinzufallen.

Leise bohrend aber, gegen seinen Willen, stieg in ihm die Erinnerung hoch, daß Justus von Tiberias in den wenigen, schmalen Bänden seiner Geschichtswerke Preise und Statistiken genannt hatte.

Demetrius Liban mittlerweile ärgerte sich, daß die Aufmerksamkeit so ganz von ihm abgeglitten war. Nicht dazu hat er sich bezichtigt, an der Zerstörung des Tempels schuld zu sein, um

dem Johann Gelegenheit zu einem langen, agrarökonomischen Vortrag zu geben. Was glaubt dieser Mensch? Will er sein Galiläa hierherverpflanzen? Hier hat man Gott sei Dank noch immer Sinn für Kunst, und die Betonung eines Wortes durch den Schauspieler Demetrius Liban interessiert die Römer immer noch mehr als die Ölpreise sämtlicher Provinzen.

Da Josef schwieg und auch Liban nichts zu sagen wußte, meinte schließlich nachdenklich mit seiner hellen, fetten Stimme Claudius Regin: »Schade, daß Sie kein Schriftsteller sind, Johann von Gischala. Mit diesen Ihren Ansichten ließe sich ein höchst lesenswertes Buch schreiben.«

Zwei Wochen später erschienen Senator Marull, Claudius Regin und der Leibeigene Johann von Gischala in der großen Julischen Halle, vor einer der Kammern des Hundertmännergerichts. Die Lanze war aufgepflanzt, das Zeichen der Besitzergreifung, denn diese Gerichtshöfe entschieden ausschließlich über Zivilstreitigkeiten.

Die Formen der Verhandlung waren sehr feierlich, der Präsident des Gerichtshofes selber amtierte, einer der achtzehn Großrichter des Reichs, und die Liktoren walteten in voller Amtstracht, ausgestattet mit Beilen und Rutenbündeln. Aber in seltsamem Gegensatz zu dieser Feierlichkeit stand die Fülle der gleichzeitig verhandelten Prozesse. Acht Kammern tagten in der *einen* großen Halle, nur durch Vorhänge voneinander getrennt, so daß man da und dort die verschiedenen Verhandlungen gleichzeitig hörte.

Sehr bald wurden die Parteien des Scheinprozesses »Claudius Regin gegen Junius Marull« aufgerufen.

Regin rührte mit der verlängerten Hand, das heißt mit einem kleinen Stab, die Schulter des Johann und sagte die Formel: »Ich nehme diesen Mann als Freien in Anspruch.«

Der Richter fragte den Marull: »Haben Sie dagegen etwas einzuwenden?« Marull schwieg.

Daraufhin rührte der Liktor mit der verlängerten Hand die Schulter des Johann und sagte: »Man nimmt diesen Mann als einen Freien in Anspruch. Hat jemand dagegen etwas einzuwenden?« Und Marull schwieg abermals. Daraufhin erklärte der Richter: »So trete ich dem Freiheitsanspruch

bei und erkläre diesen Mann für einen Freien nach Römischem Recht.«

Nachdem dieser Akt vollzogen war, sagte Marull mit etwas fatalem Grinsen zu Johann: »So, mein Johann, und jetzt gebe ich dir fünfzigtausend Sesterzien, und wenn es fünfhunderttausend sind, dann kannst du meinethalb nach Judäa gehen.« Johann sagte: »Geben Sie mir zehntausend, und lassen Sie mich gehen, wenn es hunderttausend sind.«

Claudius Regin hörte aufmerksam zu.

Marull sagte sich, es sei vielleicht nicht klug gewesen, daß er dieses Gespräch in Gegenwart des Verlegers begonnen hatte. Aber nun blieb ihm nichts übrig, als ja zu sagen.

Titus, nach den Mühen, die die Regierungsübernahme und die große Brandkatastrophe ihm gebracht hatten, fuhr, nur in Begleitung seines Arztes Valens, nach seinem Landgut bei Cosa, um sich eine kurze Rast zu gönnen.

Die Rast wurde kürzer, als er beabsichtigt hatte. Schon nach den ersten Tagen traf aus der Stadt neue Unglücksbotschaft ein. Die Epidemie, die in Ägypten und in Sizilien so viele Opfer gefordert, hatte nun, gerade noch am Ende des Sommers, die Stadt Rom erreicht. Für den gestrigen Tag meldete der Gesundheitsdienst einhundertachtzehn Todesfälle. »Müssen wir nicht zurück nach Rom, mein Valens?« fragte Titus seinen Arzt und Vertrauten.

Valens verneinte. Er führte viele Gründe an. Die Epidemie kam ihm nicht gelegen. Er ist ein großer Diagnostiker, aber für die Seuche braucht man keinen Diagnostiker, sie tritt so auf, daß jedes Kind die Symptome im ersten Augenblick erkennt. Nein, in Rom ist jetzt nicht viel Ansehen für ihn zu holen. Die Stadt ist sowieso geneigt, ägyptische, jüdische und griechische Ärzte vorzuziehen. Daß die Griechen und Ägypter auf dem Gebiet der Seuchenbekämpfung mehr Erfahrungen haben als er, ist unbestreitbar.

Der Leibarzt Valens ist ein kalter, müder Mann, ein Realist. Er hat erreicht, was er erreichen kann, hat zahllose Anhänger, hat eine neue Schule gegründet. Leicht hat man ihm seine Karriere nicht gemacht. Er wäre trotz seiner neuen Methoden

nicht hochgekommen, wenn er nicht ein paar Damen der Aristokratie in einigen kritischen Fällen mit Erfolg zum Abort verholfen hätte. Auch dann war es nicht ganz einfach gewesen. Wohl hatte er die höchsten Honorare in Rom erzielt, aber noch Jahre hindurch nahm man ihn nicht für voll, und gewisse hochnäsige jüdische und griechische Kollegen behandelten ihn ganz offen als Scharlatan. Erst als Titus ihn zu seinem Leibarzt machte, hatte das Gerede aufgehört. Jetzt hatte er Geld und Ruhm und war überdies der Vertraute des Titus. Mitregent in einem gewissen Sinn. Er war auf dem Gipfel.

Wer aber einmal so hoch geklettert ist, hat es schwer, sich zu halten. Ist nicht schon ein kleiner Abstieg da? Es war mit Titus in den letzten Wochen eine Veränderung vorgegangen die für den Arzt Valens einen Erfolg, für den Menschen Valens aber eine Gefahr bedeutete. Titus war frischer, selbständiger geworden, drohte ihm zu entgleiten. Jetzt kam noch diese Seuche hinzu, die gewisse andere sicher zum Anlaß benutzten, sich in den Vordergrund zu drängen.

Schon am nächsten Tag mußte Valens erfahren, daß seine Befürchtungen nicht grundlos waren. Als nämlich Claudius Regin eintraf, beriet der Kaiser lange mit ihm, ohne Valens zuzuziehen. Es wurden aber an diesem Tage dreihundertdreiundvierzig Tote gemeldet, den Tag darauf über vierhundert. Es war eine andere Art von Seuche als die bisher beobachtete, sie trat nicht mit schwarzen Beulen auf, sondern mit starken Durchfällen und einer erschreckenden Durchkältung der Haut sowie des ganzen Körpers. Die jüdischen und griechischen Ärzte rühmten sich, in einigen Fällen Heilung erzielt zu haben. Auch wandten sie neue Präventivmethoden an, anscheinend mit Erfolg. Valens war erbittert.

Viele der Wohlhabenden, trotzdem sie jetzt, zu Ende des Sommers, gerade erst von ihren Landgütern zurückgekehrt waren, verließen die Stadt aufs neue. Titus, gegen den Rat der Ärzte, kehrte in die Stadt zurück. Claudius Regin hatte ihm vorgestellt, daß er, nachdem seine Gegner das Auftreten der Seuche als ein neues Zeichen der Götter gegen ihn ausbeuteten, jetzt erst recht zeigen müsse, ein wie guter Vater er seinen Römern sei.

In der Stadt erreichte ihn ein Schreiben der Berenike. Sie fand, es sei nicht gut, ihre Wiedervereinigung zu feiern, solange die Epidemie in Rom wüte. Sie hoffe, daß die Seuche schon in zwei oder drei Wochen derart eingedämmt sein werde, daß sie kommen könne. Des Titus erster Gedanke, als ihn die Nachricht vom Auftreten der Epidemie erreichte, war gewesen, daß er nun noch länger auf Berenike werde zu warten haben. Jetzt fragte er sich, ob er ihr nicht nach Griechenland entgegenfahren solle. Allein schon im nächsten Augenblick verwarf er diesen Plan. Er war seiner sicher, er war Berenikes sicher, er wollte vor seinen Römern nicht feig erscheinen. Die Seuche war ein gutes Omen, sie gab ihm Gelegenheit, sich zu bewähren.

Es erwies sich auch, daß die Römer ihm diesmal sein Verhalten hoch anrechneten; ja, sie fanden, daß seit der Ankunft des Walfischs die Seuche abnahm.

Dorion hatte, sowie das erste Geflüster über die Seuche sie erreichte, dem Josef vorgeschlagen, die Stadt zu verlassen; denn trotz der Anwesenheit des Kaisers flüchtete jetzt, wer immer es sich leisten konnte. Die Villa bei Albanum war nicht fertig, aber zur Not konnte man dort hausen, und man wird ja ohnedies die meiste Zeit im Freien verbringen. Josef fand es vernünftig, daß sie mit dem Jungen aus dem verseuchten Rom fortwollte. Aber er haßte die Villa bei Albanum, er schlug vor, nach Campanien zu gehen. Sie beharrte, es kam zu heftigen Worten, und es zeigte sich, daß ihre Versöhnung Flickwerk gewesen war. Schließlich erklärte er, er fühle sich sicher in der Hand seines Gottes, und blieb in Rom, während sie mit Paulus und Phineas nach Albanum ging.

Es lag schwer auf Dorion, daß sie mit ihrem Vater in Unfrieden war. Sie liebte ihren Mann Josef heißer, aber die Bindung mit ihrem Vater war gleichmäßiger; mit ihm verstand sie sich, mit Josef verstand sie sich nicht. Sie dachte daran, Fabull trotz des Zerwürfnisses aufzusuchen, ihn nochmals kindlich zu bitten, ihren Lieblingswunsch zu erfüllen, das Haus bei Albanum auszumalen. Hier in dem verseuchten Rom konnte er jetzt doch nicht bleiben.

Schon hatte sie Weisung gegeben, die Sänfte bereitzustellen, da klangen ihr die gemeinen, niedrigen Worte von neuem hoch, die er gegen Josef gesagt hatte. Nein, sie konnte nicht zu ihm gehen. Sie selber durfte Josef beschimpfen, sie durfte ihn auch vor Dritten lästern, sie, aber niemand sonst, auch ihr Vater nicht. Sie versuchte gleichwohl, sich zu überwinden. Sie liebte doch ihren Vater, und zwischen ihr und Josef wurde es immer schlimmer: wie soll sie leben, ohne mit ihrem Vater ausgesöhnt zu sein? Sie befahl ihren Füßen, zu gehen, aber sie gingen nicht. Sie fuhr nach Albanum, ohne ihren Vater gesehen zu haben.

Es war schön in Albanum. Die Berge schwangen sich in edlen Linien, das Meer lag weit und groß, und lieblich der See, die Luft atmete sich leicht. Auch der Bau ging gut voran, und sie gab mit Lust immer neue Weisungen. Aber die Wände blieben leer, sie brachte es nicht über sich, einem andern den Auftrag zu geben, sie zu bemalen, so gute Leute der Architekt Grovius ihr vorschlug. Sie sah die leeren Wände, und es nagte an ihr, daß sie leer waren.

Josef blieb in Rom. Was er gesagt hatte, war wahr. Er war wirklich ganz angefüllt mit hochfahrender, fatalistischer Sicherheit. Die Seuche konnte ihm nichts anhaben. Verschwunden aber war jene Zuversicht, daß es zwischen ihm und Dorion wieder gut werde. Dorion gleitet fort von ihm, alle seine Macht über sie ist fort. Er hat sich vor ihr gedemütigt, hat auf seinen Sohn Paulus verzichtet, hat sie ihre Villa in Albanum bauen lassen. Aber es nützt nichts, er kommt so nicht weiter, sie will alles oder nichts. Er kann sie nur halten, wenn er sich vollends ihrem Willen fügt und sich selber aufgibt.

Er ging in diesen Tagen oft in die Subura, zu Mara, zu seinem Sohne Simeon. Er hatte sie aufgefordert, Rom zu verlassen, aber sie war von Galiläa her gewohnt, Epidemien fatalistisch hinzunehmen. Sie wollte bleiben, wo Josef war; heimlich freute sie sich, daß sie infolge der Seuche Gelegenheit hatte, Josef öfter zu sehen. Fast immer jetzt trug sie ihre geflochtenen, parfümierten Sandalen; sie wollte in feiertäglicher Bereitschaft für ihn sein.

Josef saß in dem behaglichen Raum, den der Glasfabrikant

Alexas ihr überlassen hatte. Selbst jetzt, während der Seuche, war die Subura so voll von Verkehr, daß der Lärm bis in das Zimmer drang. Josef las oder schwatzte ein weniges mit Mara, oder er beschäftigte sich mit Simeon-Janiki, seinem jüdischen Sohn. Infolge der Seuche konnte sich Simeon nicht auf den Straßen herumtreiben wie sonst; hatte Mara nicht Grund, die Seuche wirklich für ein Geschenk des Himmels zu halten? Er war vielmehr, um Ansteckung zu vermeiden, gezwungen, sich zu Hause zu halten, und er befaßte sich wohl oder übel mehr mit Büchern. Josef brachte ihm den »Jüdischen Krieg«. Es war die aramäische Version, die ursprüngliche, die weniger Kompromisse machte als die griechische. Den Simeon interessierte das Buch, er war ein geweckter Junge, und den Josef rührte Reue und Bitterkeit, wenn er merkte, wie sein kleiner Sohn sich immer wieder den Kopf zerbrach über Stellen, die Josef aus politischen Gründen lückenhaft und undurchsichtig gefaßt hatte. In seinem Innern übrigens haderte er bei solchen Anlässen oft mit Johann von Gischala und Justus von Tiberias und verspottete sie wegen ihrer Wirtschaftsziffern und Statistiken.

Mara saß still und zufrieden dabei, wenn ihr Herr Josef mit dem Knaben, den sie ihm geboren hatte, über sein Buch redete. Der Großdoktor Jochanan Ben Sakkai war ein heiliger Mann gewesen, Jahve hat aus ihm gesprochen.

Was Simeon-Janiki im »Jüdischen Krieg« am brennendsten interessierte, war die Beschreibung von militärischen Dingen, insbesondere von Kriegswerkzeugen. Die Artillerie, die Belagerungsmachinen, die Geschütze, die Widder, die Katapulte und Ballisten, davon konnte er nicht genug hören. Stämmig saß er dem Vater gegenüber, aufmerksam aus dem eirunden Gesicht schauten seine schnellen Augen, unermüdlich fragte er nach jedem Detail. Sehr bald wußte er genau den Unterschied zwischen einem Oxybol und einem Petrobol, zwischen einem Geradspanner, einem Euthyton, und einem Winkelspanner, einem Palyton. Er wußte, wie ein Geschütz konstruiert wird, dessen Spanner nur einmal zwischen den Spannbolzen hinläuft, und eines, dessen Nerv nach dem ersten Umlauf wieder denselben Weg zwischen den Spannbolzen zurücklegt.

So interessiert war er an diesen Dingen, daß er, seine Schreibfaulheit überwindend, sich das Wichtigste notierte und der Mutter mehrmals laut vorlas, um es ja zu behalten. Und Mara freute sich ihres klugen Sohnes.

In dem Müßiggang dieser Seuchenwochen entstand im Kopf des Knaben Simeon ein verschmitzter Plan. Josef hatte ihm von einem sehr wirksamen Geschütz der Juden erzählt, einem Katapult, genannt »Die Große Deborah«. Es war offenbar ein genial konstruiertes Geschütz gewesen; der Erfinder hatte den verblüffenden Einfall gehabt, die waagrechte Welle am hintern Ende der Geschoßführung durch einen Flaschenzug mit der Bogensehne zu verbinden. Die Geschoßlänge dieser Kriegsmaschine betrug 1,36, ihr Geschoßdurchmesser 0,148, ihre Tragweite 458,20 Meter. Simeon wollte nun die erzwungene Muße der langweiligen Wochen, die ihn ans Haus fesselten, dazu benutzen, ein Modell dieser »Großen Deborah« anzufertigen, obendrein mit einer Verbesserung: eine Art Handspeiche sollte es ermöglichen, die Bogensehne mühelos und sehr schnell bis zum Abzug zurückzuwinden. Mit diesem Modell wollte er seinen Vater überraschen.

Als er aber an die Ausführung ging, mußte er erkennen, daß er mit zwei Händen nicht auskam, daß zumindest vier Hände notwendig waren. Er vertraute sich seiner Mutter an, sie half ihm nach Kräften, aber ihre Beflissenheit nützte wenig; Frauen waren eben für so männliche Angelegenheiten nicht zu brauchen. Seinen Freund hätte er dahaben müssen, seinen Kameraden Constans.

Der aber hatte sich seit dem Ausbruch der Epidemie nicht mehr sehen lassen. Da man dem Simeon eingeschärft hatte, wegen der Ansteckungsgefahr so wenig wie möglich mit andern zusammenzukommen, hatte wohl sein Freund Constans ähnliche Weisung erhalten. Allein jetzt, da es um die »Große Deborah« ging, fand Simeon diese Ängstlichkeit übertrieben und machte sich auf den Weg, seinen Kameraden zu besuchen. Der Mutter, die ihn zurückhalten wollte, sagte er, er müsse sich Schnitzholz für sein Modell besorgen.

Doch im Haus des Freundes hatte er ein böses Erlebnis. Des Constans Vater nämlich, der Hauptmann Lucrio, hatte

während seiner Dienstzeit in der Armee ein paar unangenehme Epidemien miterlebt, seine Leute waren gestorben wie Fliegen an kalten Tagen, er war, als jetzt die Seuche in Rom ausbrach, nervös geworden. Seine Mittel erlaubten ihm nicht, die Stadt zu verlassen; aber in seiner Wohnung wenigstens traf er alle Vorsichtsmaßnahmen. Er opferte zweimal täglich auf dem kleinen Hausaltar, hielt ständig ein mit Essig getränktes Tuch vor die Nase, verbrannte Sandelholz, um durch den Rauch die Ansteckungskeime zu vertreiben, vermied alles, was die Götter reizen könnte, und hatte seinem Sohn Constans den Verkehr mit Simeon streng untersagt, damit der sich nicht durch den Umgang mit einem Juden, einem Gottlosen, beflecke. Voll Schrecken und Zorn also wich der Hauptmann, sowie er den Simeon kommen sah, vor dem erstaunten Knaben zurück und überschüttete ihn mit wüsten Schimpfreden. Er solle sich scheren, er verpeste mit seinem Atem die Luft und mache jeden aussätzig, der in seine Nähe komme. Seine alte Judensau – er meinte Berenike, aber das begriff Simeon nicht – sei schuld an der ganzen Seuche, und wenn er sich nicht verziehe, und das mit der Schnelligkeit eines gehetzten Hasen, dann werde er, der Hauptmann Lucrio, ihn kunstgerecht zu Ragout verarbeiten. Simeon zog ab, seine Verblüffung war fast noch größer als seine Scham und sein Zorn.

Weder dem Vater noch der Mutter sprach er von dem seltsamen Benehmen des Hauptmanns. Das war eine Sache zwischen ihm und diesem. Aber um so beflissener dachte er über den Hauptmann nach, seine Wut und seine Worte. Lucrio war ein barscher Herr, das wußte er, er hatte auch früher schon gelegentlich judenfeindliche Äußerungen getan. Allein Simeon war nicht nachträgerisch, er selber pflegte viel und heftig zu schimpfen. Zudem stellte er als kluger, welterfahrener Junge in Rechnung, daß Lucrio wohl infolge der Seuche nervös war. Immerhin, einen gewissen Stolz hat man, und niemand läßt sich gerne sagen, er verpeste die Luft und verbreite Aussatz. Simeon entschloß sich, den Hauptmann nach den Gründen zu fragen, die ihn zu so ehrenrührigen Reden veranlaßten. Freilich wird er das erst dann tun, wenn die Seuche vorbei und der Hauptmann wieder trätabel ist.

Übrigens führte sein Besuch im Hause des Freundes trotz des soldatischen Zornausbruchs des Lucrio zum Ziel. Kamerad Constans nämlich als anständiger Bursche und guter Freund schämte sich der Haltung seines Vaters. Schon während der Alte auf Simeon eingeschimpft, hatte er ihm, rot und hilflos danebenstehend, hinter dem Rücken des Vaters beschwichtigende Gesten gemacht. Nach zwei Tagen bewerkstelligte er es, sich verstohlen bei Simeon einzufinden. Mara verfügte nicht über den kräftigen Wortschatz des Hauptmanns Lucrio, aber sie war, als Constans auftauchte, nicht minder entsetzt als der Hauptmann beim Erscheinen des Simeon. Simeon indes, als die Mutter den ersehnten Freund, nun er endlich da war, hinausweisen wollte, schimpfte und fluchte dermaßen, daß es Hauptmann Lucrio nicht hätte besser können. Vor allem gebrauchte er mehrmals das Fluchwort »Beim Herkel«, eine von ihm selber erfundene Abkürzung der Beteuerungsformel »Beim Herkules«. Er wußte, daß er die Mutter durch die Anrufung des monströsen, heidnischen Gottes auf das äußerste erschrecken werde, und sie verstummte denn auch sogleich und zog sich zurück.

Constans, als sie endlich allein waren, drückte herum, versuchte, seinen Vater zu entschuldigen, ihn zu rechtfertigen. Simeon fand es nicht an der Zeit, Constans etwas von den Gedanken mitzuteilen, die er sich über den Hauptmann Lucrio in diesen zwei Tagen gemacht hatte, er war froh, den Freund dazuhaben, und ihm ging es jetzt vor allem um die »Große Deborah«. So schnitt er denn die Reden des Constans kurz ab und erzählte ihm von seinem Plan. Constans, froh, daß Simeon ihn die Haltung seines Vaters nicht entgelten ließ, machte sich mit Feuer ans Werk, und sie kamen flott voran.

Constans stellte sich bald ein zweites Mal ein. Von da an saßen die beiden Knaben zum Entsetzen der Mara immer häufiger zusammen, angespornt von der Schwierigkeit und der Heimlichkeit ihres Unternehmens, und während sich ringsum die Stadt in Angst wegen der Seuche und in Gebeten verzehrte, bastelten sie an ihrer »Großen Deborah«.

Mara wurde gequält von Zweifeln, ob sie Josef nichts von diesen Besuchen mitteilen solle. Aber sie konnte das

ihrem Janiki nicht antun. Auch hob es ihr Herz, daß sie gewissermaßen eine Mitverschworene ihres Sohnes war. Still saß sie dabei, wenn Simeon den Vater auf vorsichtige, umwegige Art über die Konstruktion der »Großen Deborah« ausholte, und sie konnte sich nur schwer beherrschen, dem Sohne nicht manchmal einverständnisvoll zuzublinzeln.

Josef merkte nichts von der Heimlichkeit der beiden. Er kam oft in die Subura, und ihm gefiel sein jüdischer Sohn. Der war ein netter, geweckter Junge, freilich sehr gebunden ans Sinnlich-Materielle. Aber Josef wendete nicht allzuviel Gedanken an ihn. Immer wieder, während er mit ihm schwatzte, stellte er sich seinen Sohn Paulus vor, wie der auf den Hügeln bei Albanum einherfuhr, auf seinem Ziegengespann, schlank, blaßbraun, hochmütig. Er beantwortete geduldig die Fragen seines Sohnes Simeon, er beschaute das runde, klare, zufriedene Gesicht der Mara, und er liebte seinen Sohn Paulus sehr.

Der Maler Fabull sah sich infolge des Brandes und der gesteigerten Bautätigkeit mit Aufträgen überschüttet. Er arbeitete. Wenn er nicht arbeitete, wartete er auf seine Tochter, stellte sich vor, wie sie kommen und ihm Abbitte leisten werde, und dieses Warten zehrte an dem verschlossenen, hochmütigen Mann. Sie wußte, wie sehr er sie liebte, sie liebte ihn, sie wird kommen. Er wartete. Arbeitete immer wilder, um nicht warten zu müssen.

Die Seuche kümmerte ihn nicht. Es schien ihm undenkbar, daß sie ihn erreichen könnte, ehe er sein großes Bild gemalt und sich mit seinem lieben Kinde ausgesöhnt hätte. Er arbeitete. Er zog sich peinlich korrekt an wie stets, er malte nur im Galakleid. Er malte oder er wartete auf seine Tochter. So vergingen ihm die Tage und die Nächte. Noch ging die Sonne früh auf und spät unter, er konnte lange malen.

Jetzt war auch der Riesenbau der Neuen Bäder so weit gefördert, daß er mit seinem großen Fresko beginnen könnte, mit den »Versäumten Gelegenheiten«. Jahre hindurch hatte er sich mit diesem Gemälde beschäftigt. Er hatte davon geträumt, es für sein Kind zu malen, und es verdroß ihn tief, daß das nun nicht sein sollte. Aber der Künstler in ihm verhehlte sich

nicht, daß die Proportionen der Halle, die es jetzt auszumalen galt, günstiger waren, als irgendein Privatbau sie ihm bieten konnte. Mit verbissenem Eifer machte er sich an die Aufgabe. »Die versäumten Gelegenheiten« werden ein gutes Bild sein, man wird ihn nicht nur den Ersten Maler der Flavier, man wird ihn den Ersten Maler aller Kaiser nennen. Man hat die schönsten Gemälde aus sechs oder sieben Jahrhunderten nach Rom geschleppt, aber der wird Rom nicht gesehen haben, der nicht sein Bild gesehen hat.

Er hatte kaum sein Gerüst aufschlagen lassen und die ersten Pinselstriche getan, als ihn die Seuche anfiel. Sie warf ihn aufs Bett, sie zwang dem peinlich saubern und korrekten Herrn Durchfälle und Erbrechen auf, die Ärzte erkannten nach wenigen Stunden, daß er verloren war. Hohläugig lag er, den fleischigen Kopf eingefallen, spitznasig, Gesicht und Hände bläulich, die Haut kalt wie die eines Leichnams. Rings um ihn war Räucherwerk angezündet, um die Ansteckungsgefahr zu vermindern und den Gestank zu übertäuben, der von ihm ausging. Seine Waden krampften sich, sein Bewußtsein blieb klar, aber die Ohren sausten ihm, Schwindel überkam ihn, er suchte sich sein Bild vorzustellen, aber es wurde ihm dick und schwarz vor den Augen. Entsetzlicher Durst quälte ihn, er sah und wußte, was um ihn vorging. Er wußte, daß er jeden Trunk mit Erbrechen, Schmerzen, Schwäche zu bezahlen haben werde, und für die Ärzte, die seine geradezu spleenige Sauberkeit und Korrektheit kannten, war es das Erschrekkendste, daß er trotzdem zu trinken verlangte, immer wieder zu trinken. Die Dinge um ihn wurden ihm gleichgültig, zuerst seine Freunde, dann seine Bilder, zuletzt sein Kind. Auch sein bevorstehender Tod wurde ihm gleichgültig, nur *eines* verlangte er: Wasser, Wasser.

Als man am Abend des dritten Tages dem Bildhauer Basil mitteilte, daß sein Freund Fabull gestorben war, sagte er zu seinem Gehilfen Kritias: »Siehst du, mein Kritias, was hat man nun davon? Er hat seine ›Versäumten Gelegenheiten‹ malen wollen, daran ist er gestorben. Man schuftet sich ab, man rechnet, man nimmt noch einen Auftrag an und noch einen. Man weiß, man kann auskommen mit dem Geld, das man gemacht

hat. Und man hat das Beste geschaffen, was man schaffen kann. Aber man will noch mehr Geld, man will noch Besseres machen, man will noch mehr Ruhm, man will, daß der Umsatz der Fabrik im nächsten Jahr zweihundertdreißigtausend Büsten beträgt statt zweihundertzehntausend. Wir sind Fetthirne, mein Kritias. Ich sollte mir ein nettes, kleines Gut am Jonischen Meer kaufen, nur dann arbeiten, wenn ich Lust habe, alle vier oder fünf Tage, und niemanden vor mich lassen als ein paar nette Frauen. Und vielleicht dich, wenn du nicht gerade zu widerborstig bist. Man sollte in der Sonne liegen und Wein trinken und ab und zu ein gutes Buch lesen. Und vor allem sollte man mit vier Pferden fort aus dieser verfluchten Stadt. Ich habe durchaus nicht den Ehrgeiz, in den Sielen zu sterben wie dieser lächerliche und großartige Fabuli. So, und wie hast du mir für morgen den Tag eingeteilt?«

Dorion, als sie den Tod ihres Vaters erfuhr, fiel ohnmächtig um. Sie hatte, seitdem sie ihn aus ihrem Hause gewiesen, nichts mehr von ihm gehört, sie hatte angenommen, er habe die verseuchte Stadt geflohen. Als man ihr sagte, er sei an der Epidemie gestorben, spürte sie geradezu körperlich, wie Schuldgefühl sich auf sie senkte, sich um sie legte, pressend, vernichtend: sie hat ihn umgebracht.

Als sie aus langer Ohnmacht erwachte, war sie bestürzend verändert, blutlos, das Gesicht fleckig. Den Bemühungen ihrer Zofe, des Paulus, des Phineas blieb sie unzugänglich. Sie gab Weisung, sie in die Stadt zurückzubringen. Als man ihr vorstellte, die Leiche sei bestimmt gleich nach dem Tode verbrannt worden, erwiderte sie nichts, beharrte, fuhr zurück in die Stadt.

Sie fuhr nicht erst nach Hause. Wie sie war, in dem Kleid, in dem sie die Nachricht erhalten hatte, ungewaschen, unfrisiert, ging sie in das Atelier ihres Vaters, zu seinen Ärzten. Sie wollte seine Asche haben. Man machte Ausflüchte. Man hatte ihn der Vorschrift gemäß zusammen mit andern Leichen verbrannt, aber das wagte man ihr nicht zu sagen. Vielmehr erklärte man ihr vielwortig, die Asche könne nur ausgefolgt werden, wenn eine spezielle Erlaubnis der obersten Gesundheitsbehörde vorliege. Sie ging zu den leitenden Ärzten, drang bis zu Valens vor.

Die Asche wenigstens wollte sie haben. Schließlich gab man ihr eine aschengefüllte Urne.

Vielleicht ahnte sie in ihrem Innersten, daß das irgendwelche Asche war, aber sie wollte es nicht wissen. Es war die Asche ihres Vaters, des von ihr getöteten, den man ruchloserweise verbrannt hatte, so daß nun auch seine Seele, sein »Ka«, für immer vernichtet war, und sie hatte es geschehen lassen.

Mit dem Häufchen Asche in der billigen, kümmerlichen Urne ging sie zurück in das Haus des Fabull. Man wollte sie wegbringen, da man das Haus trotz der Desinfektion für ansteckungsgefährlich hielt. Aber sie widersetzte sich. Mit der Urne hockte sie in dem Atelier des Fabull, wo halbvollendete Bilder herumstanden und lehnten, Zeichnungen zu den »Versäumten Gelegenheiten« und anderes. Sie kauerte auf dem Boden, sprach zu der Urne.

Die Dame Dorion war aufgeklärt, sie hatte offenen Sinn für die Wirklichkeit; aber was Tod und Jenseits anlangte, so hatte ihre Mutter sie von frühester Kindheit an angefüllt mit den uralten, dunklen Vorstellungen des Nillandes. Die Mutter selber war dem strengen, alten Ritus gemäß einbalsamiert worden, ihr für die Ewigkeit konservierter Leib lag wohlversorgt in dem kleinen Wohnhaus, das ihr Fabull auf dem Totenhof von Alexandrien errichtet hatte. Ihr Vater Fabull aber war nicht nur durch ihre Schuld umgekommen, sondern auch infolge ihrer grauenvollen Fahrlässigkeit für immer vernichtet. Sie hatte es zugelassen, daß sein heiliger Leib auf barbarische Art verbrannt wurde, so daß er sein Wohnhaus für die Ewigkeit nicht betreten, das Schiff nicht besteigen konnte, das darauf wartete, ihn nach den Ländern der Seligen zu bringen.

Sie hockte auf der Erde, mager, verschmutzt, die meerfarbenen Augen verwildert, mit den dünnen Händen preßte sie die Urne. Sie hatte eines jener Totenbücher im Atelier gefunden, wie man sie den Einbalsamierten mitgab, ein Buch mit den Beschwörungen und Zauberformeln, die Fährnisse abzuwenden, die den Wanderer im Jenseits bedrohten. Sinnlos vor sich hin, mit scheppernder Stimme, sprach sie die uralten ägyptischen Formeln.

Plötzlich hielt sie ein, verstummte, stierte voll Furcht und

Haß vor sich hin. Sie war an das Kapitel über das Totengericht gekommen. Da klangen ihr mit einemmal Schrecken erregend die geheimnisvollen Worte des Josef auf, die hochfahrenden, daß er Macht habe, den Spruch über die Toten aufzuzeichnen. Seine Reden bekamen jählings einen überraschenden, haßvollen Sinn. Er war es, seine Rachsucht war es, die ihren Vater für immer vernichtet hatte.

Am dritten Tag kam er. Sie sprang auf, mit einem kleinen Schrei. Wich mit solchem Entsetzen vor ihm zurück, wies ihn, fauchend, mit solchem Haß von sich, daß er nicht zu bleiben wagte.

Er schickte ihr Ärzte, Pfleger. Erst nach Tagen kehrte sie in ihr Haus zurück.

Als er sie dann, wieder nach Tagen, in ihren Räumen aufsuchte, erschien sie noch schmaler und zarter als sonst, aber sie war sorgfältig gekleidet und gepflegt wie immer, ja, sie trug jene hauchdünnen Gewänder, die sie liebte, und ihr Kater Chronos war um sie. Sie hatte sich zusammengerafft, sie hatte Pläne. Es blieben ihr nur mehr zwei Dinge zu tun. Das erste war, ihren Sohn im Sinn seines Großvaters zu erziehen, das zweite, dem Juden heimzuzahlen, was er ihr und ihm angetan hatte. Beides erfordert Ruhe und List, Eigenschaften, die sie nicht gut meistert. Aber es geht um den Sinn ihres Lebens, sie wird ruhig und listig sein.

Still und höflich erklärte sie ihm, sie werde nach Alexandrien gehen. Die Seele, das »Ka«, ihres Vaters sei vernichtet, aber sie wolle trotzdem die Asche in dem für Fabuli bestimmten Totenhaus in Alexandrien beisetzen. Ihren Paulus werde sie mitnehmen, um ihn in Alexandrien erziehen zu lassen. Wenn Josef ihr gestatte, den Phineas mitzunehmen, so wäre sie ihm dankbar. Für ihn bedeute es eine finanzielle Entlastung, und sie drücke es nicht; denn infolge des Todes ihres Vaters habe sie ja Mittel.

Josef hatte längst eingesehen, daß er Dorion nicht werde halten, daß er nicht länger mit ihr werde zusammen leben können. Aber was sein Verstand erkannte, wollte sein Gefühl nicht wahrhaben. Er bat sie, beschwor sie, in Rom zu bleiben. Er stellte ihr vor, daß ihr Vater selber den Jungen als Römer

habe erzogen wissen wollen, nicht als Alexandriner. Er versprach ihr feierlich, ihr in die Erziehung ihres Sohnes nicht mehr einzureden. Aber bleiben solle sie.

Sie hatte damit gerechnet, daß er so sprechen werde. Mit stiller Genugtuung bestätigte sie sich, daß sie seine Worte kalt anhören konnte, daß nichts mehr an ihm, nicht seine Stimme nicht seine Augen an ihr Gefühl rührten. Sie wird ihren Plan ohne Furcht vor der Überrumpelung durch ihre alte Neigung zu Ende führen können.

Sie war von Anfang an entschlossen gewesen, in Rom zu bleiben; aber sie wollte sich diese ihre Bereitschaft abkaufen, ihn dafür zahlen lassen. Langsam, schrittweise, mit kluger Taktik, gab sie nach. Sie wird in Rom bleiben, aber sie stellte Bedingungen. Sie kam auf ihre alte Forderung zurück. Die dünne Stimme gezügelt, die hellen, wilden Augen sehr kalt, erklärte sie, sie bestehe darauf, daß er das Weib, jene Jüdin, aus der Provinz, aus Rom wegweise.

Josef dachte an die Geschichte Abrahams. »Da sprach Sara zu Abraham: Treibe aus diese Magd Hagar mit ihrem Sohne: denn nicht erben soll der Sohn dieser Magd mit meinem Sohne, mit Isaak. Und leid war die Sache sehr in den Augen Abrahams. Aber er machte sich auf am Morgen und nahm Brot und einen Schlauch Wasser und gab es der Hagar, legte es auf ihre Schulter samt dem Kinde und schickte sie fort. Und sie ging.«

Josef sagte Dorion zu, er werde Mara aus Rom wegweisen.

Am andern Morgen ging er in das Haus an der Subura, zu Mara. Sie strahlte, als Josef kam; ihrem klaren, runden Gesicht, das jetzt etwas vollbäckig geworden war, sah man jede Regung sogleich an. Auch der Junge freute sich offensichtlich. Er war mit seinem Modell vorangekommen, bald wird er es dem Vater zeigen können. Mara lief geschäftig ab und zu. Sie machte Josef ein kaltes Fußbad zurecht; sie wußte, daß er, wenn er zu Fuß kam, es liebte, die Füße zu baden. Sie versuchte, es ihm behaglich zu machen, brachte ihm den Schemel, Eisgetränke.

Josef ließ es sich herrenhaft gefallen. Aber er verwandte keinen Blick von ihr, wie sie ab und zu ging. Sie war ein

bißchen dicklich geworden in diesen zehn Jahren. Aber das sah er jetzt nicht, vielmehr sah er sie heute, wie er sie während ihres ganzen Aufenthaltes in Rom nicht gesehen hatte, so nämlich, wie sie damals in Cäsarea gewesen war. Seine Phantasie wischte das Pausbäckige ihres Gesichts fort, er sah ihr Antlitz rein, eirund, die niedrige Stirn schimmernd wie damals, die langen Augen, den üppig vorspringenden Mund, das ganze, demütige, junge, süße, galiläische Gesicht von damals, betont noch in seiner Reinheit durch das dunkelbraune, viereckige Kleid mit den roten Streifen, wie es im Norden Judäas landesüblich war. Verlangen nach ihr stieg ihm auf wie in der ersten Zeit in Cäsarea.

»Und leid war die Sache sehr in den Augen Abrahams.« Er hat Dorion das Versprechen gegeben. Dorion, wie sie jetzt ist, ist nicht die Frau, ihm etwas zu schenken. Er liebt seinen Sohn Paulus, und er hängt an Dorion. Vielleicht ist es ein Unglück für ihn, daß er an ihr hängt; aber wie immer, er kann nicht los von ihr. Er muß vorwärts jetzt, er muß es Mara sagen.

Er drückte herum, es fiel ihm schwer, anzufangen, den Frieden dieses Hauses zu stören. Ringsum war die Seuche; aber in dem Zimmer hier war alles gut. Der Junge, Simeon-Janiki, sein jüdischer Sohn, saß da, stämmig, beflissen, und las aus dem »Jüdischen Krieg«, langsam, doch erfolgreich um den Sinn bemüht, Mara hörte still zu, verständnislos und glücklich, und ihm war es auferlegt, das alles zu zerstören.

Er riß sich zusammen. Mit Ansprung erklärte er, jetzt, nachdem auch sein Schwiegervater Fabuli an der Seuche gestorben sei, halte er es nicht für angebracht, daß Mara mit dem Jungen länger in Rom bleibe. Simeon sah überrascht hoch. Wie denn? fragte er. So lange habe die Seuche ihm nichts anhaben können, er habe keine Furcht vor ihr. In kurzem, überlegte er in seinem Innern, wird es so weit sein, daß er dem Herrn und Vater das Modell wird zeigen können. Die ganze Arbeit dieser letzten Wochen stak in dem Modell. Soll sie vertan sein? Wo wird er einen zweiten so eifrigen Mitarbeiter finden wie seinen Freund Constans?

Mara war keine kluge Frau, doch wenn es um Josef ging, war sie spürsinnig. Von Anfang an hatte sie heute erkannt, daß

Josef ihr etwas zu sagen hatte, und nichts Angenehmes, und jetzt erschrak sie sehr. Sogleich ahnte sie die Zusammenhänge. Sie hatte sich über die Dame Dorion viel erzählen lassen, sie wußte, daß sie ihr ein Dorn im Auge war. Sicher stak die Dame hinter Josefs Vorschlag. So lange hatte Josef sie in Rom geduldet; in diesen letzten Wochen schien es sogar, als sei ihre und des Jungen Anwesenheit ihm eine Stärkung. Woher diese plötzliche Besorgnis, nun doch die Seuche schon im Abklingen war? Sicher war es die Dame, die sie forthaben wollte. Ist sie erst einmal fort, dann wird die Dame zu verhindern wissen, daß sie jemals zurückkommt. Ach, sie verstand das sehr gut. Sie selber an Stelle der Dame hätte wohl auch nicht die Anwesenheit einer zweiten Frau des Josef und ihres Kindes geduldet.

Dies alles spürte sie in einem Augenblick, und die Freude auf ihrem stillen und fröhlichen Gesicht erlosch sichtbarlich. Aber sie machte nicht erst lange, lahme Widerreden. Sie verwies dem Jungen seinen Widerspruch, und sie selber fügte sich. In ihrem Innersten hatte sie niemals an den Bestand dieses ihres Glückes geglaubt, und gerade als Josef ihr versprach, er werde den Jungen bei Freunden erziehen lassen, hatte sie zu zweifeln begonnen. Wenn Josef, ihr Herr, es wünschte, dann ging sie natürlich. Ja, er wünschte es, er wünschte, daß sie zurück nach Judäa gehe. »Nach Judäa?« fragte finster und widerspenstig Simeon, aber die Mutter gab ihm einen Blick, vorwurfsvoll, traurig und bittend zugleich, und er schwieg.

Sowie sie indes mit dem Jungen allein war, änderte sie ihre Haltung. Sie begriff die Dame Dorion, sie ehrte und liebte ihren Mann Josef, aber diesmal fügte sie sich nicht ohne weiteres. Wenn es um sie allein ginge, dann wohl: aber es geht um ihren Jungen. Jeder muß sehen, wie der in Rom aufblüht, wie die Stadt sowohl als auch die Gegenwart seines Vaters dazu beiträgt, ihn blühen und gedeihen zu machen. In Judäa verwildert er. Soll sie ihn aus dem Licht zurück in den Schatten bringen? Sie denkt nicht daran.

Sie eröffnete sich Josef und ihrem Freund, dem Glasfabrikanten Alexas. Der beleibte Herr hörte zu, ohne sie zu unterbrechen. Es war ein vielerprobter Mann, er hatte mehr Leid

erfahren als die meisten andern, hatte alle verloren, die ihm lieb gewesen waren. Jetzt waren ihm diese Frau aus Judäa und ihr Junge lieb geworden, durch den netten, geweckten Simeon war neuer, fröhlicher Lärm in sein ödes Haus gekommen, er wollte nicht, daß die beiden fortgingen und sein Haus wieder stumm werde. Er hatte erfahren, wie schnell Freude entschwindet. Er fand es frivol, dieses fröhliche Leben ohne Kampf ziehenzulassen, und begriff nicht, wie Josef die beiden fortschicken konnte.

Die Nacht über dachte er nach. Den andern Tag glaubte er, einen Ausweg gefunden zu haben. Er wird Mara heiraten. Er wußte natürlich, warum Josef Mara aus Rom forthaben wollte. Aber wenn Mara eines andern Frau ist, kann dann ihre Anwesenheit die Dame Dorion stören?

Als Josef das nächste Mal in das Haus an der Subura kam, um mit Mara die Einzelheiten ihrer Rückreise zu besprechen, war zu seinem nicht angenehmen Erstaunen auch Alexas da und teilte ihm die Lösung mit, die er gefunden hatte. Josef schien der Plan nicht willkommen. Er wußte leider, daß die Dame Dorion nicht so leicht zu befriedigen war, wie sein Freund Alexas glaubte. Dorion war heftig, sicher nicht war sie mit einer solchen halben Lösung einverstanden. Josef verlor sie, wenn Mara in Rom blieb. Auf der andern Seite wagte er nicht recht, seinem Freunde zu widersprechen. Wenn der Mara heiraten wollte, woher sollte er, Josef, den Anspruch nehmen, ihn zu hindern? Niemand nannte den Namen der Dame Dorion, aber alle wußten, daß es im Grunde nur um sie ging. Man sprach hin und her und kam nicht vom Fleck.

Mara sah Josefs Zögern. Die Freundschaft des Alexas, sein Antrag waren ihr als ein neuer, unerwarteter Glücksfall erschienen. Nun mußte sie erkennen, daß, wenn sie in Rom blieb, ihre Gegenwart nur den Zorn Josefs, ihres Herrn, erregen, daß sie ihm als Frau des Alexas in Rom ferner sein werde als in Judäa. Aber ging es nicht um den Jungen? War es nicht notwendig, Simeon-Janiki in Rom zu halten unter etwas strafferer Zucht? Sie fand keinen Ausweg.

Alexas schließlich fand ihn. Wenn sein Freund Josef so sehr um Maras Gesundheit fürchte, so sei es vielleicht das klügste,

wenn Mara auf einige Zeit nach Judäa zurückkehre, schon um dort ihre und des Simeon Dinge endgültig zu ordnen. Der Junge aber habe doch wirklich von der Seuche nichts zu befürchten; es ereigne sich äußerst selten, daß so junge Menschen von ihr befallen werden. Er schlage also vor, Mara solle vorläufig allein nach Judäa zurückkehren, Simeon-Janiki aber gewissermaßen als Pfand in seinem Hause zurückbleiben.

Mara saß stumm und erloschen da. Der Vorschlag des Alexas war gut gemeint, doch auf diese Art verlor sie ihren Mann sowohl wie ihren Sohn. Aber sie begriff, daß es einen andern Ausweg nicht gab, wenn sie nicht den Zorn Josefs erregen wollte. Sie klammerte sich daran, daß diese Regelung nur eine »vorläufige« sein sollte, und fügte sich.

Josef und der Junge begleiteten sie auf das Schiff. Das war eine Reise von drei Tagen, und sie rechnete dem Josef seine Höflichkeit hoch an, denn er war erkältet und pflegte sich zu verwöhnen.

Es war merkwürdig, wie sie sich auf dieser Reise in die frühere Mara zurückverwandelte. Sie verlernte vollends ihr bißchen Griechisch und Latein. Sie bewunderte ihren Jungen, der soviel geschickter und erwachsener war als sie. Mit vielen demütigen Worten, immer von neuem, bat sie Josef, sich seiner anzunehmen. Alexas ist ein guter Mann und ihrem lieben Simeon-Janiki zugetan, aber wie soll ein Sohn gedeihen ohne den Segen und die Liebe des Vaters? Zweimal in der Woche oder einmal wenigstens müsse Josef ihn vor sein Antlitz lassen, das müsse er ihr versprechen. Josef versprach es, versprach mehr. Er war gewillt, sein Versprechen zu halten, er hatte seinen jüdischen Sohn gern. Simeon-Janiki war sein Erstgeborener. Der Erstgeborene seines Herzens freilich blieb sein Sohn Paulus.

Mara, als man den Steg schon weggezogen hatte und das Schiff sich in Bewegung setzte, rief ihm noch zu, er solle ja sofort zurückkehren. Er solle um Gottes willen sogleich nach seiner Rückkehr Kamillen mit Mangold und zerstoßener Kresse, in alten Wein gemischt, zu sich nehmen und richtig schwitzen. Er müsse ihr mit nächster Post schreiben, wie es um seine Erkältung stehe. In ihrem Innern machte sie sich

Vorwürfe, daß sie seine Begleitung angenommen hatte; denn sie fürchtete, jetzt sei er der Seuche leichter zugänglich.

Dann stach das Schiff in See. Sie stand lange auf dem Hinterdeck. Josef und Simeon verschwanden rasch, langsam die Küste Italiens. Sie aber stand noch, als die Küste schon lange verschwunden war.

Simeon-Janiki liebte seine Mutter, er fühlte sich männlich vor ihr, wie ein Erwachsener vor einer Unmündigen. Trotzdem mußte er sich, wenn er ehrlich sein wollte, in den Wochen nach ihrer Abreise eingestehen, daß er froh war, sie jetzt nicht um sich zu haben. Denn es waren sehr ausgefüllte Wochen, und seine Mutter hätte ihn behindert.

Nachdem nämlich die Seuche ihre Kraft verloren hatte und die Begüterten von ihren Landsitzen zurückkehrten, kündigte jetzt auch der offizielle »Tagesanzeiger« endlich an, daß die Prinzessin Berenike in zwei Wochen in Rom eintreffen werde. Schon hatte auch der Kaiser dem Senat mitgeteilt, er habe beschlossen, die Eröffnung des neuen, von seinem Vater begonnenen Amphitheaters, des größten der Welt, durch Hunderttägige Spiele von niegesehener Pracht zu feiern. Nicht erwähnt in seinem Schreiben war, daß diese Spiele Berenike galten, aber jedermann im Reich wußte es.

Die Stadt tauchte in ihr altes, fröhliches Leben herauf, die Vorbereitungen der Spiele setzten alles in Bewegung. Die Knaben Simeon und Constans hatten groß zu tun, sie konnten sich nicht vorstellen, daß ohne ihre Mithilfe alles ordentlich vonstatten gehe. Selbst die Arbeit am Modell der »Großen Deborah« blieb liegen.

Sie trieben sich in den Stallungen der Pferdezüchter herum, der Unternehmer, die für die Wagenrennen das Material lieferten, der »Blauen« und der »Grünen«. Das ganze Reich war geteilt in diese beiden Rennparteien. Denn seit hundert Jahren, seitdem den Römern mit der Möglichkeit der politischen Betätigung auch die politische Leidenschaft verraucht war, galt ihre ganze Passion den Pferderennen, und mit wilder Anteilnahme verfolgte ein jeder die Siege und Niederlagen seiner Rennpartei. Selbst die »Gläubigen«, die Minäer, die

»Christen«, wie einige sie nannten, Anhänger einer neuen, mild und strengen, asketischen Sekte, konnten sich dieser allgemeinen Strömung nicht entziehen. Der Terrainhändler Tryphon zum Beispiel, ein Anhänger dieser Sekte, ein Landsmann und Geschäftsfreund des Freigelassenen Johann von Gischala, interessierte sich jetzt mehr für die Chancen der »Blauen« als für die Terrains im Norden oder für die Abweichungen seines Glaubens von den Lehrmeinungen der Doktoren. Als Johann ihn verwundert fragte, ob denn überhaupt die Lehren seiner Sekte ihm erlaubten, den Wagenrennen beizuwohnen, antwortete dieser »Gläubige« unerwartet liberal, man dürfe die Ergötzlichkeiten nicht verschmähen, die Gottes Güte gewährt habe. Und als Johann auch dann noch den Kopf schüttelte, wies der Christ Tryphon auf die Heilige Schrift hin und berief sich auf den Propheten Elias. Da dieser auf einem Wagen gen Himmel gefahren sei, so könne, meinte er, die Kunst des Wagenlenkens vor Gottes Augen nicht mißfällig sein.

Simeon war »grün«, Constans »blau«. Es war den »Blauen« geglückt, sich den »Vindex« als Hauptpferd für ihr wichtigstes Viergespann zu sichern. Das war ein Ereignis, vor dem selbst die geplante Heirat des Walfischs mit der Jüdin zurücktrat. Der Hauptmann Lucrio zum Beispiel war »blau«, und beinahe vergaß sogar er seine Antipathie gegen die östliche Dame, weil man jetzt das Pferd Vindex für die »Blauen« in Rom rennen sehen sollte.

Die beiden Knaben, täglich aus den Stallungen hinausgeworfen, ersannen täglich neue Vorwände, sich wieder Zugang zu verschaffen. Constans erlahmte allmählich. Aber Simeon war erfinderisch. Er bestach etwa den Türsteher mit Amuletten, die den eigenen Gespannführern Sieg, den Gegnern Untergang bringen sollten; er fertigte das Zeug selber an, ägyptische Beschwörungsformeln, sonderbar geritzte Alexandermünzen, kleine Zauberglöckchen für die Pferde. Es gelang ihm, mit dem einen oder andern der Gespannführer ins Gespräch zu kommen. Die Beine gegrätscht, fachmännisch stand er da und zitierte, was der Champion Thallus, Tausendsieger, ihm einmal in Cäsarea gesagt habe, kennerhaft beklopfte er die Hälse und Schenkel der Pferde, verglich sie mit dem Pferd Silvan, auf

dem er einmal gesessen sei, und Constans stand voll neidischer Bewunderung daneben.

Nun hatte Constans von einem Kameraden ein graues Eichhörnchen erworben, das sich in die Stadt Rom verirrt hatte, und er versprach dem Simeon dieses Eichhörnchen, falls der ihm erwirke, daß er einmal auf dem Gaul Vindex sitzen dürfe. Simeon, keß, wie er war, traute sich das wohl zu. Es gab aber ein Hindernis. Der Gaul Vindex lief für die »Blauen«, und er, Simeon, war »grün«. Er war »grün« geworden damals, als der Champion Thallus sich ihm gegenüber so anständig benommen hatte, und nicht für den Gaul selber hätte er seine »grüne« Überzeugung verleugnet. Glücklicherweise aber fragte ihn niemand nach seiner Parteizugehörigkeit. Er ging schließlich bei den »Blauen« ebenso ein und aus wie bei den »Grünen«, und er erreichte es, daß der Gespannführer Avil, der beste Mann der »Blauen«, vorläufig ihn selber einmal auf dem Gaul Vindex sitzen ließ. Klein, breit und die Brust fast gesprengt vor Stolz, saß er auf dem fünfjährigen Vollblut. »Beim Herkel«, sagte er, »mit diesem Gaul könnte man glatt Indien erobern.«

Zunächst aber galt es, das graue Eichhörnchen zu erobern. Allein gerade als er soweit war, dem Avil die Bitte vorzutragen, auch seinen Freund Constans einmal auf dem Vindex reiten zu lassen, ereignete sich ein Unglück, das die ganze Stadt bewegte. Avil war neben Thallus wohl der beste Mann der Rennbahn, auch er war Tausendsieger, tausendundsieben Siege hatte er hinter sich. Er lebte in Gallien und war nach Rom gekommen, um rechtzeitig mit dem Training auf der Großen Rennbahn zu beginnen. Da, zwei Wochen vor seinem Auftreten, gerade noch kurz vor ihrem endgültigen Verlöschen, packte ihn die Seuche, und er starb, bevor er den Constans auf den Vindex gesetzt hatte.

Der Tod ihres Freundes Avil verleidete den Knaben die Stallungen. Um so häufiger machten sie sich nun in den Kasernen der Fechter zu schaffen. Hier ging es fast noch bewegter zu als bei den Rennern. In die Quartiere der Fechter Zutritt zu erhalten war übrigens leicht. Die Herren, denen die Organisation der Fechterspiele oblag, entfalteten eine wilde Werbetätigkeit,

und ihnen war jedes Interesse willkommen. Sie standen nämlich vor schweren Problemen. Das Material, das man für die Hunderttägigen Spiele benötigte, war ungeheuer, etwa fünfzehntausend Menschen; überdies mußte man bei der größeren Hälfte der diesmal auf den Aufführungslisten Bezeichneten von vornherein das schwarze »P« beifügen, den Anfangsbuchstaben des Wortes »Periturus«, »vermutlich verloren«: sie waren bestimmt, im Lauf der Spiele zu krepieren. Nun standen zwar aus der jüdischen Kriegsbeute von vor zehn Jahren noch etwa achttausend Stück Leibeigene zur Verfügung. Aber war es taktvoll, dieses Material bei einer Veranstaltung zu verwenden, die zu Ehren einer jüdischen Prinzessin abgehalten werden sollte, noch dazu der künftigen Kaiserin? Auf alle Fälle tat man gut, wenn man, um notfalls auf dieses Hauptreservoir verzichten zu können, anderes Material in hinreichenden Mengen bereitstellte. In der großen Stadt konnte man immer Menschen auftreiben, die sich, da sie am Verhungern waren, als Fechter für die Arena anwerben ließen. Zwar war die strenge Zucht der Kasernen gefürchtet, und der Eid, den man bei der Anwerbung zu leisten hatte, »sich mit Ruten hauen, mit Feuer brennen, mit Eisen töten zu lassen«, wirkte abschreckend. Andernteils aber war die Verpflegung in den Kasernen berühmt, es war die reine Mast, und die Aussicht, zweimal im Leben, nämlich bei dem großen öffentlichen Festmahl, das man den Fechtern vor ihrem Auftreten gab, und in der Arena selber, angestarrt zu werden wie ein Senator, entschädigte manchen für die Furcht vor dem Tode. Auch galt man als Fechter bei den Frauen; von gewissen Damen der Hocharistokratie war bekannt, daß sie sich mit Vorliebe Fechter als Genossen ihrer Nächte aussuchten, besonders unmittelbar vor ihrem Auftreten, was zwar die Chance, mit dem Leben davonzukommen, minderte, aber doch seinen Reiz hatte. Trotz dieser Lockmittel konnten sich die Organisatoren nur mittels einer ungeheuren Werbetätigkeit die nötige Anzahl von Fechtern verschaffen, und sie zeigten eine erfinderische Phantasie. Simeon und Constans sahen und hörten einmal mit brennendem Interesse mit an, wie ein Direktor der Fechterschulen einem Berichterstatter des »Tagesanzeigers« das neu einge-

stellte Material vorführte, eine ganze Anzahl Freigeborener. Der Direktor wies vor allem auf einen, übrigens ziemlich mikkerig aussehenden, jungen Menschen hin, der den Namen einer anständigen Familie trug. Dieser Jüngling erklärte, er habe sich deshalb als Fechter verpflichtet, weil er das Handgeld brauche, um die Leiche seines Vaters, der als einer der letzten an der Seuche gestorben war, der Verbrennung zu entziehen und sie, dem Testament zufolge, beerdigen zu lassen; wahrscheinlich war dieser Vater ein sogenannter »Gläubiger« oder Christ gewesen. Der Berichterstatter versprach sich viel von der Wirkung dieser romantischen Geschichte.

Die Fechter waren übrigens zumeist umgängliche Burschen und ließen sich, wenn sie nicht gerade trainierten, aßen oder schliefen, ohne weiteres mit den beiden Knaben in Gespräche ein. Sachkundig beurteilten Simeon und Constans ihre Technik, betasteten ihre Waffen, befühlten ihre Muskeln, gaben Ratschläge.

Bisher war das Lieblingsspiel der römischen Jungen »Engländer und Soldaten« gewesen. Die wilden Engländer hatten vom letzten Krieg her in Rom eine nachdrückliche Erinnerung hinterlassen, vor allem durch ihre blaue, barbarische Kriegsbemalung, und zum Ärger ihrer Mütter waren die Jungen nicht davon abzubringen, sich blau anzuschmieren und Engländer zu spielen. Jetzt, und nicht zuletzt auf Betreiben des Simeon, wurde dieses Spiel durch das Fechterspiel ersetzt. Die Jungen stachen und hauten mit Holzwaffen aufeinander ein, und weithin durch die Straßen, schauerlich, im Sprechchor, gellte und heulte ihr Schwur, »sich mit Ruten hauen, mit Feuer brennen, mit Eisen töten zu lassen«. Oh, wie bedauerten sie, daß sie nicht das vorgeschriebene Mindestalter hatten, um diesen Schwur in Wahrheit zu leisten und Fechter zu werden.

Das Niederträchtigste blieb, daß man, da man noch nicht vierzehn Jahre alt war, nicht einmal Aussicht hatte, in den Zuschauerraum des Amphitheaters einzudringen. Simeon zwar vermaß sich, er werde es erreichen. Wieder versprach ihm Constans das graue Eichhörnchen, wenn er, auf welche Art immer, auch ihn in den Zuschauerraum einschmuggeln könnte. »Beim Herkel«, versicherte Simeon, mit großartiger Beiläufigkeit,

»das werden wir schon deichseln.«

Aber dieses leichtsinnige Versprechen kostete ihn schlaflose Nächte. Ja, oft auch bei Tage versank er in Nachdenken. Manchmal, im Bewußtsein, daß seine Mutter nicht da war und er also keine langen, lästigen Fragen über den Genuß verbotener Nährmittel zu fürchten habe, kaufte er sich wohl eine mit Honig bestrichene Eselswurst, und dann konnte man ihn klein und breit auf den hohen Stufen irgendeines Tempels sitzen sehen, träumerisch die Wurst verzehrend und Pläne wälzend, wie er sich wohl mit Constans während der Spiele in das Amphitheater einschleichen könnte.

»Was meinen Sie, mein Demetrius?« unterbrach plötzlich Marull die Arbeit am Manuskript des »Seeräubers Laureol«. »Wie wäre es, wenn wir die Seeräuber zu entlaufenen Leibeigenen machten?« Der Schauspieler Demetrius Liban sah hoch. »Wie das?« fragte er. Seine Unlust war mit einemmal fort, sein ganzes, gedunsenes Gesicht spannte sich.

Auch für ihn waren diese Wochen vor den Spielen eine große Zeit. Seit den Trauerfeierlichkeiten für den verstorbenen Kaiser war er nicht mehr öffentlich aufgetreten. Er hatte sich für eine große Gelegenheit aufsparen wollen: nun, mit den Hunderttägigen Spielen, war diese große Gelegenheit da. Seit seiner Kindheit war es sein Lieblingstraum gewesen, den Seeräuber Laureol darzustellen, den beliebtesten Verbrecher des Jahrhunderts, Helden eines alten Volksspiels des Catull. Immer wieder hatte er es sich versagt, diese Rolle zu spielen, weil er sich ihr nicht gewachsen fühlte. Jetzt, nach so vielem Auf und Ab, war er innerlich reif, jetzt konnte er der alten, halbtoten Figur frischen Odem einhauchen, den Odem seiner eigenen Zeit. Allein er war mit der Arbeit nicht so gut vorangekommen, wie er gehofft hatte. Auch Marull, der ihm das Buch schrieb, schien schwunglos. Schon seit drei Wochen plagten sie sich ab; doch das Manuskript, sie fühlten es beide, ohne es sich einzugestehen, blieb lahm. Das war nicht der »Laureol«, von dem sie geträumt hatten.

Wie nun Marull plötzlich diese neue Idee mit den Leibeigenen in die Debatte warf, hob den Schauspieler neue Hoffnung.

»Sie werden sehen, mein Demetrius, es geht«, fuhr Marull angeregt und zuversichtlich fort. »Ich rekapituliere, was wir für das Vorspiel haben«, sagte er auf die sachliche Art, die er sich von seiner juristischen Betätigung her angewöhnt hatte. »Gesindel hat sich zusammengetan, Deserteure, entlaufene Leibeigene zumeist, wenn wir meinen neuen Einfall bringen wollen. Sie haben ihren ersten Handstreich gemacht, ihr erstes Schiff gekapert und sind jetzt in einer versteckten Bucht eingelaufen, um in Ruhe die Beute zu teilen. Sie sind vergnügt, sie malen sich aus, wie sie diesen ersten Verdienst aus ihrem Räuberdasein verwenden wollen. Die meisten tragen das ›E‹ eingebrannt, das die zur Zwangsarbeit bestimmten Leibeigenen kennzeichnet.«

»Ich sehe schon«, sagte Demetrius. »Ausgezeichnet. Und jetzt lassen wir einen Hausierer auftreten, von dem die Kerle zunächst ein großes Quantum der Salbe des Scribon Larg kaufen, um dieses Zeichen verschwinden zu machen.« – »Ja«, sagte Marull. »Dabei haben sie natürlich gar kein Zutrauen zu der Salbe. Sie fürchten, der Mann hängt ihnen Schwindelware auf, wie immer heutzutage.« Der Sekretär stenographierte eifrig mit. »Finden Sie nicht«, fragte Marull, »daß wir durch diese Geschichte mit den Leibeigenen gewinnen? Merken Sie, worauf ich hinauswill?«

Und ob Liban es merkte. Das war der Nagel, das war die Lösung. Auf diese Art endlich hatte man die so heiß ersehnte Aktualität. Wenn irgend etwas aktuell war, dann das Leibeigenenproblem. Seit Jahrzehnten gingen die Bestrebungen der modernen Philosophen und Juristen dahin, die Existenz der Leibeigenen zu erleichtern. Niemand selbstverständlich, sei es Grieche oder Römer, sei es Jude, Ägypter oder Christ, sei es Ideolog oder praktischer Politiker, denkt daran, die Leibeigenschaft ganz aufzuheben. Es ist klar, daß dann jede geregelte Produktion, daß Zivilisation und gesellschaftliche Ordnung dann aufhören müßten. Immerhin verkünden eine ganze Anzahl moderner Schriftsteller und Politiker unablässig, es sei vernünftiger und entspreche mehr den heutigen humanen Anschauungen, die Abhängigkeit der Leibeigenen zu mildern. Sie haben auch in den letzten Jahrzehnten einige Erfolge

erzielt. Schon ist es zum Beispiel zum Ärger der Konservativen und der Gruppe der »Echt Römischen Männer« durch Edikt verboten, Leibeigene ohne Richterspruch zu töten; die Liberalen haben sogar einen Senatsbeschluß erwirkt, dem zufolge man nicht einmal mehr einen Leibeigenen ohne weiteres an ein Bordell verkaufen darf. Dieser unser Marull ist noch weiter gegangen; er hat, als er noch im Senat saß, ein Gesetz eingebracht, dem zufolge es verboten sein sollte, ausgediente, nicht mehr verwertbare Leibeigene auf die Straße zu werfen und verhungern zu lassen; vielmehr sollten Besitzer von senilen, nicht mehr brauchbaren Leibeigenen, falls man ihnen diese nicht für die Spiele in der Arena abnahm, gehalten sein, ihnen täglich ein Stück Brot und zweimal im Monat etwas Knoblauch und Zwiebel zu liefern. Selbstverständlich ist er mit so radikalem Liberalismus nicht durchgedrungen. Aber es ist eine großartige Idee, und niemand weiß sie besser zu schätzen als Liban, wenn Marull jetzt von der Bühne her, bei Gelegenheit des »Laureol«, dieses Problem von neuem anschneiden will.

»Ja«, erwiderte also Liban, »das ist die Lösung. Jetzt haben Sie es geschafft, Senator Marull. Weiter, bitte. Sagen Sie, wie denken Sie sich die Handlung weiter?« Marull war in Schwung gekommen, er improvisierte, improvisierte mit Glück. »Unsere Seeräuber trinken. Sie trinken viel. Unter dem Einfluß des Weins schwatzen sie von ihrer Vergangenheit. Sie zählen die Mühen und Mißhandlungen ihres früheren Leibeigenendaseins auf; keiner will dem andern an Fülle des durchgemachten Elends nachstehen. Sie streiten, sie werden immer heftiger. ›Wer hat am meisten zu leiden gehabt?‹ schreien sie sich an. ›Du? Mit deinem bißchen glühender Zange? Das soll auch was sein?‹ Und sie gehen mit Fäusten, Rudern, Enterhaken aufeinander los.« – »Ich sehe«, sagte enthusiastisch Demetrius, »ich verstehe, ich bin im Bilde.« Und mit rascher Bühnenphantasie führte er die Idee des Marull aus: »Sie singen ein Couplet. So etwa: ›Ich kenn die Peitsche, / Ich kenn das Eisen, / Ich kenn das Feuer, / Die Nackenkette, / Und ich, ich hing schon einen Tag am Kreuz.‹« Er pfiff und sang das Couplet vor sich hin. »Ja«, sagte Marull. »Fein. In dieser Art etwa. Und dann kommen Sie, Laureol, und schlagen die wildesten unter den

Räubern kurz und klein.« – »Und dann spiele ich mich in den Vordergrund«, arbeitete Demetrius beflissen weiter. »Ich erzähle, was ich selber erlitten habe, wie man mich erst auf die Galeere geworfen hat, dann in die Bergwerke, dann in die Steinbrüche, wie man mich dann an die Wasserpumpe der Bäder gestellt hat, dann an die Tretmühle.« – »Ja«, fiel ihm Marull ins Wort. »Aber Sie, Liban-Laureol, machen natürlich kein Wesens daraus. Sie haben das alles gut und ohne sonderliches Mißbehagen überstanden und geben glatt zu, daß jeder von Ihren Kollegen mehr gelitten hat als Sie.« – »Großartig«, sagte Demetrius und sah sich schon mit vernichtender Schlichtheit diese Erklärung abgeben. »Da müssen sie mich dann natürlich zu ihrem Hauptmann machen«, freute er sich.

»Und nun wollen wir sehen«, überlegte Marull, »ob wir uns im weiteren Ablauf durch diese Idee mit den Leibeigenen nichts gefährden.« Und, wieder auf seine umsichtige Art, rekapitulierte er, während der Sekretär stenographierte, den Fortgang des Stückes: wie der berühmte Seeräuber, alt, fett und bürgerlich geworden, sich unter falschem Namen zur Ruhe gesetzt hat und wie er jetzt, behaglich verheiratet, die Ehrenämter seines Dorfes bekleidet. Da kommt ein Bettler, ein entlaufener Leibeigener, und erzählt, um sich mit Romantik zu umgeben und dadurch bessere Geschäfte zu machen, heimlich den Frauen, er sei der große, verschollene Räuber Laureol, nach dem die Polizei noch immer vergeblich sucht. Sogleich auch ist Geraun, Furcht und Bewunderung um ihn. Das hält der wirkliche Laureol nicht aus. Er flüstert seinen Freunden, seinen Kollegen im Magistrat zu, wer er ist. Aber jedermann hält es für einen guten Spaß, niemand glaubt ihm, nicht einmal die eigene Frau. Man lacht ihn einfach aus. Der fette Mann, immer mehr erbittert, besteht darauf, der große Seeräuber zu sein, er schäumt. Und da er keinen Glauben findet, bringt er schließlich die Beweise. Er trommelt seine alten Kumpane zusammen, die Leibeigenen, er liefert sich selber der Polizei, dem Gericht. Er endet am Kreuz, aber er hat bewiesen, daß er er ist. Und wenn die andern ihr Couplet singen: »Ich kenn die Peitsche, / Ich kenn das Eisen, / Ich kenn das Feuer, / Die Nakkenkette«, dann kann er mit Recht vom Kreuz her erwidern:

»Und ich, ich häng den ganzen Tag am Kreuz.«

Das Gesicht fast töricht vor Aufmerksamkeit, hörte Demetrius zu, wie Marull den Inhalt des Stückes zusammenfaßte. Ja, nun war es endlich da. Das war das Stück, von dem er geträumt hatte, sein Stück. Jetzt war aus der sentimental pathetischen Gestalt des alten Seeräubers das geworden, was er darstellen wollte, ein Symbol des Rom von heute. »Ja«, atmete er tief auf, als Marull geendet, »das ist es, jetzt haben wir es. Jetzt haben Sie es«, korrigierte er sich höflich. »Dafür kann ich Ihnen mein ganzes Leben lang nicht genug danken«, fügte er voll tiefer Freude hinzu.

»Wissen Sie«, fragte Marull zurück und klopfte nachdenklich mit seinem eleganten Bettelstab den Boden, »wem Sie in Wahrheit zu danken haben? Unserem Freund Johann von Gischala. Ich weiß, Sie mögen ihn nicht. Aber denken Sie nach, und sagen Sie selbst, ob wir ohne ihn auf diesen Laureol gekommen wären.«

Aber Demetrius Liban, ganz erfüllt von innerer Freude, dachte keineswegs an die Parallelen, die das Schicksal dieses Laureol, wenigstens in seinem ersten Teil, mit der Geschichte des Nationalhelden Johann von Gischala aufwies. Er atmete vielmehr tief auf, mehrmals. Eine große Last fiel von ihm ab. Es war dies: Jahve hat sein Antlitz von ihm abgewandt, und daß die Arbeit der letzten Wochen so schwunglos geblieben war, hatte ihm bestätigt, daß Gott ihm noch immer zürnte. Denn noch immer nicht war die Rechnung zwischen ihm und Jahve ausgeglichen. Ganz abgesehen von der Sache damals mit dem »Juden Apella«, war er, solange der Tempel stand, niemals seiner Verpflichtung nachgekommen, nach Jerusalem zu wallfahrten. Seine Absicht zwar war es immer gewesen, und er hatte Entschuldigungsgründe. Wirkte er nicht hier in Rom auf seine Art zur größeren Glorie der Juden und somit zur Ehre Jahves? Verwandte er nicht seinen Einfluß und einen Teil seines Einkommens für jüdische Zwecke? Zudem litt er unter der Seekrankheit und hatte sogar aus diesem Grund lokkende Gastspiele nach dem verhältnismäßig nahen Griechenland abgelehnt. War er es nicht seiner Kunst schuldig, Leib und Geist frisch zu erhalten? Das waren gewiß triftige Gründe.

Ob sie aber vor Jahve verfingen, daran zweifelte er im stillen. Denn hätte Jahve sie gelten lassen, dann hätte er ihn wohl kaum mit so vielen Heimsuchungen geschlagen. Jetzt aber sah er die Wolken verfliegen. Jahve wandte ihm sichtbarlich sein Antlitz wieder zu. Liban dankte seinem Gott mit all seinen Gebeinen, daß er dem Marull diese herrliche Idee mit den Leibeigenen gesandt hatte.

Laß es gelingen, betete er in seinem Herzen, führ es gut hinaus. Und ich will, gleich nachdem ich den Laureol gespielt habe, ich will nach Judäa fahren. Glaub es mir, Adonai, ich will. Bestimmt werde ich hinfahren, auch wenn dein Tempel nicht mehr steht. Nimm es an. Laß es nicht zu spät sein. So eifrig dachte er, daß er, der sonst so Beherrschte, die Lippen bewegte und Marull ihn mit amüsiertem Erstaunen ansah.

Sehr viele und sehr verschiedene Menschen der Stadt Rom trafen ihre Vorbereitungen für die bevorstehende Ankunft der Prinzessin Berenike.

Quintilian, einer der am meisten geschätzten Redner und Anwälte, Inhaber des Goldenen Rings des Zweiten Adels, arbeitete Tag und Nacht an der Ausfeilung der beiden Plädoyers, die er seinerzeit als Anwalt der Prinzessin vor dem Senat gehalten hatte. Es war kein unmittelbarer prozessualer Anlaß, der ihn genötigt hätte, die beiden Reden auszuarbeiten. Sie hatten ihre Wirkung längst getan, die eine war vor drei, die andere vor vier Jahren gehalten worden. Aber Quintilian war in stilistischen Fragen sehr delikat, und die Stenographen hatten damals hinter seinem Rücken seine Reden für die Fürstin Berenike in einer Fassung publiziert, die von Hör- und Schreibfehlern strotzte. Ihn, dem ein nachlässiges Übergangswörtchen, ein falsches Komma den Schlaf raubte, hatte es krank gemacht, daß Reden in so übler Form unter seinem Namen in der Welt verbreitet waren. Nun die jüdische Fürstin kam, wollte er ihr die beiden Plädoyers in einer Fassung überreichen, für deren winzigste Details er einstehen konnte.

Auch in das Leben und in den Tageslauf des Hauptmanns Kattwald griff die bevorstehende Ankunft der Prinzessin ein. Kattwald, oder wie er sich jetzt nannte, Julius Claudius Cha-

tualdus, der Sohn eines deutschen Stammeshäuptlings, war in zartem Alter als Geisel an den Hof des Kaisers Claudius, gekommen. Der deutsche Prinz war, auch als die Differenzen zwischen seinem Stamm und dem Reich beigelegt waren, in Rom geblieben. Er hatte am Leben der Stadt Gefallen gefunden, man hatte ihn erprobt und ihm ein Detachement der deutschen Leibgarde des Kaisers unterstellt. Titus nun hatte Order gegeben, daß das Detachement des Chatualdus der Fürstin Berenike während ihres Aufenthalts in Rom als Ehrengarde dienen sollte; die deutschen Soldaten galten als ebenso zuverlässig wie stur. Sie verstanden die Landessprache nicht, sie waren Wilde und hielten infolgedessen Disziplin. Aber, das wußte der Hauptmann Chatualdus, es gab *eine* Sorte Menschen, die ihnen auf die Nerven gingen: die Juden. In den Wäldern und Morästen der Deutschen erzählte man wüste Märchen von den östlichen Völkern, von den Juden im besonderen, wie feind sie allen blonden Menschen seien und daß sie gern blonde Menschen ihrem eselköpfigen Gott als Schlachtopfer darbrächten. Diese Erzählungen wirkten in den in Rom stationierten deutschen Truppen nach, öfter schon, wenn sie mit östlichen Menschen zu tun hatten, waren sie von Panik befallen worden. Als zum Beispiel August, der Begründer der Monarchie, dem Judenkönig Herodes eine deutsche Leibwache als Ehrengabe nach Jerusalem sandte, hatte der König diese Soldaten bald unter einem höflichen Vorwand zurückschicken müssen. Darum also war jetzt der Hauptmann Julius Claudius Chatualdus voll Sorgen und Zweifel und verfluchte die Schicksalsgöttinnen, die er abwechselnd als Parzen und als Nornen bezeichnete, daß man gerade seinem Detachement diese zweideutige Aufgabe zuwies.

Unter den Juden selbst herrschte Jubel und Zuversicht. Dies äußerte sich auf die verschiedenste Weise. Da waren etwa die Herren, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, für den Freikauf der staatlichen Leibeigenen aus dem jüdischen Krieg Gelder zu sammeln. Sonst flossen, gerade wenn Spiele bevorstanden, die Spenden zu diesem Zweck sehr reichlich. Jetzt aber hatten es die Sammler schwer. Immer wieder bekamen sie

zu hören, es sei doch äußerst unwahrscheinlich, daß man bei Spielen zu Ehren einer jüdischen Prinzessin jüdisches Material für die Arena verwenden werde, und sie wurden beinahe überall abgewiesen.

Andernteils änderte sich, nun der Walfisch Ernst machte und die Jüdin offenbar wirklich auf den Thron heben wollte, auch die Haltung der Römer. Viele, die bisher die Juden als minderwertig betrachtet hatten, fanden jetzt, sie seien, wenn man sich näher mit ihnen abgebe, nur wenig von einem selber unterschieden. Viele, die bisher den Verkehr mit ihren jüdischen Nachbarn gescheut hatten, begannen sich an sie heranzumachen. Die Juden bekamen es zu spüren, daß Jahve sich nach so vielen Heimsuchungen anschickte, seinem Volke sein Antlitz wieder zuzukehren und ihm eine neue Esther zu senden.

Manche von ihnen, und zwar gerade diejenigen, die vorher die größte Angst und Servilität gezeigt hatten, fanden sich nur zu rasch in die neue Situation und wurden überheblich. Die Doktoren, besorgt um dieser Überheblichkeit willen, ordneten an, daß man in allen Synagogen des Reichs an drei Sabbaten hintereinander jenes strenge Kapitel des Propheten Arnos verlese, das mit den Worten beginnt: »Wehe den Sorglosen in Zion«, und das denjenigen, die »auf Betten von Elfenbein liegen und die feisten Lämmer und Mastkälber fressen«, die furchtbarsten Strafen androht. Der Präsident der Agrippenser-Synagoge übrigens, der Möbelfabrikant Cajus Barzaarone, war ein wenig verärgert, daß man gerade das Kapitel mit den »Betten aus Elfenbein« gewählt hatte.

Berenike, während das Schiff sich dem Hafen Ostia näherte, stand auf dem Vorderdeck. Aufrecht stand sie, ihre goldbraunen Augen suchten den näher kommenden Hafen voll gewollter Zuversicht. Jahve war gnädig, er hatte die Seuche gesandt und ihr dadurch nochmals Aufschub gewährt. Sicher hatten ihre Ärzte und ihre Energie das Übel wirklich bewältigt, alle sagten es ihr. Sie konnten doch nicht alle lügen.

Eine riesige Menschenmenge empfing sie, als sie mit ihrem Bruder Agrippa den Landungssteg überschritt. Vieltausendstimmig grüßte man sie, den rechten Arm mit der flachen Hand

ausgestreckt; der Senat hatte eine starke Delegation abgesandt, Triumphbogen waren errichtet. Sie durchschritt die Reihen der spalierbildenden Truppen, der Hauptmann Chatualdus stellte ihr die deutsche Leibwache vor, die zu ihrem persönlichen Schutz bestimmt war. Im Triumph fuhr sie nach Rom, zum Palatin.

Titus stand in dem großen Portal. Berenike schritt die Stufen hinauf, den Bruder an ihrer Seite, lächelnd. Jetzt galt es, jetzt, sich zu bewähren. Für diese Minute hatte sie Jahre hindurch gelebt, die letzten Monate hindurch unsägliche Schmerzen ertragen. Die Stufen waren hoch. Schritt sie nicht zu schnell? Zu langsam? Sie spürte ihren Fuß, sie darf ihn nicht spüren, sie darf nicht daran denken.

Oben auf der Treppe stand der Mann, angetan mit den Insignien der Macht. Sie kannte sein Gesicht, das runde, offene Knabengesicht, das sie liebte, mit dem scharf dreieckig einzakkenden Kinn und den kurzen, in die Stirn frisierten Locken. Sie kannte jeden kleinsten Schatten darin, wußte, wie diese Augen hart, eng und trüb waren, wenn er zornig wurde, wie schnell und schlaff diese Lippe herabsinken konnte, war er enttäuscht. Nein, sie sinkt nicht herab. Die Augen freilich sind trüb. Aber wann je waren sie ganz klar? Sicher sind sie erfüllt von ihr, befriedigt. Und nun kommt er ihr ja auch entgegen, nun ist ihre Anstrengung zu Ende, sie hat gesiegt, sicher hat sie gesiegt, sicher hat ihr Leben Sinn gehabt. Die Pein, die sie auf sich genommen, die unsägliche Pein ihrer Seele und ihres Leibes, muß doch Sinn gehabt haben.

Ja, Titus kam ihr entgegen. Zuerst, wie der Brauch es erforderte, umarmte und küßte er den Agrippa, dann sie. Er sprach ein paar Scherzworte zu ihr, wie lang ihr Haar schon wieder geworden sei, er gab sich jungenhaft, froh. Flüsterte ihr Liebesnamen ins Ohr, in seinem mühsamen Aramäisch aus ihrer ersten Zeit: »Nikion, meine Wildtaube, mein Glanz.« Brachte sie in ihre Zimmer. Während die Deutschen klirrend Wache bezogen, fragte er, ob sie in einer Stunde von den Anstrengungen der Reise so weit erholt sein werde, daß er sie besuchen dürfe, und verabschiedete sich.

Berenike, während dieser Stunde, badete, ließ sich salben.

Richtete all ihre Gedanken auf Toilette und Schmuck. Sie wollte nichts anderes denken. Sie prüfte dieses Schmuckstück, jenes, dann ließ sie den ganzen Schmuck wieder abnehmen und behielt eine einzige Perle. Sie verwandte ihr kostbarstes Parfüm, jenen Opobalsam, von dem jetzt nur mehr dieses letzte Fläschchen in der bewohnten Welt existierte.

Titus, während dieser Stunde, hörte Bericht. Man hielt ihm Vortrag über den Fortgang der Bauten, der Neuen Bäder vor allem, die der Vollendung nahe waren, über die Vorbereitungen der Spiele. Er hörte sich alles an, doch nur sein Ohr hörte, er sagte zerstreut: »Lassen wir es auf später. Später werde ich mich entscheiden.«

Was war das gewesen? Er hatte sich doch alle Jahre hindurch ohne Maß darauf gefreut, die Frau die Stufen hinaufschreiten zu sehen, zahllose Male hatte seine Phantasie die leeren Stufen geschmückt mit der heraufschreitenden Berenike, und nun war sie gekommen, und warum jetzt war alles so matt und leer? Wo war der Zauber hin, der von ihr ausging? War sie anders geworden? War er anders geworden? Es war wohl das Schicksal eines jeden Menschen, daß auch die schönste Erfüllung den Ungeheuern Raum nicht füllen kann, den die Erwartung aushöhlt. Oder vielleicht auch ist der Mensch ein zu schwaches Gefäß und kann eine übergroße Freude nicht aufnehmen. Oder vielleicht auch hat er zu lange warten müssen, und es ist wie mit ganz altem, edlem Wein, den man nicht mehr trinken kann.

Dann war die Stunde vorbei, und er war wieder mit Berenike zusammen. Es war die gleiche Berenike, es war die Frau, die er so wütend begehrt hatte, die ferne, östliche, überlegene, aus uraltem Königsblut, es war eine dunkle, erregende, leicht heisere Stimme, es waren ihre Augen. Aber es war doch nicht Berenike, der Glanz von früher war ein für allemal weg, es war eine schöne, gescheite, liebenswerte Frau; doch schöner, gescheiter, liebenswerter Frauen gab es viele. Er sagte sich vor, was alles ihm diese Frau bedeutet hatte, aber es nützte nichts. Seine Freude rann aus ihm, er fühlte eine ungeheure Leere und Zerschlagenheit.

Er aß mit beiden Geschwistern zu Abend, mühte sich, froh

zu erscheinen. Agrippa war klug und heiter wie stets, Berenike war schön und strahlend, sie war die begehrteste Frau der Welt. Er aber begehrte sie nicht.

Er trank, um seine Begierde anzustacheln.

Wie er dann wieder allein mit ihr war, fand er denn auch verliebt stammelnde Worte wie früher, aber während er sie sprach, war ein quälendes Wissen in ihm, daß es abgeleierte, routinierte Worte waren. Er schlief mit ihr. Er verspürte Lust. Doch er wußte, daß auch andere Frauen ihm die gleiche Lust hätten verschaffen können.

Es war seltsam, daß die sonst so geistesschnelle Berenike während der ganzen langen Mahlzeit nicht gemerkt hatte, wie es um Titus stand. Ihr Bruder hatte es sogleich erkannt; aber er hatte es nicht über sich gebracht, sie aus ihrer Täuschung zu reißen. So mußte sie erst im Laufe der Nacht und von allein auf die Wahrheit kommen. Es dauerte sehr lange, bis sie daraufkam. Sie wollte sich nicht eingestehen, was war, und als sie es sich eingestehen mußte, machte sie eine neue Erfahrung: daß es nämlich Schmerzen gab, die bitterer waren als die ihrer letzten Monate.

Als Titus sie noch vor Mitternacht verließ, mit freundlichen, leicht verliebten Worten, wußten beide, daß es zwischen ihnen für immer zu Ende war.

Den Rest der Nacht lag Berenike leer, ausgehöhlt. Nun die Anspannung ihrer letzten Monate von ihr abfiel, überkam sie Erschöpfung, alle Glieder taten ihr weh, sie glaubte, sie werde sich niemals mehr von dieser schmerzhaften Erschöpfung befreien können. Eine Lampe brannte. Sie dachte: Diese korinthischen Lampen hat man jetzt Jahrzehnte hindurch gesehen, man hat sich müde daran gesehen, sie sind banal, die karthagischen sind viel besser, man müßte es Titus sagen, er darf die korinthischen nicht mehr verwenden. Dieses dachte sie mehrmals. Dann wieder überkam sie das Gefühl ihrer lastenden Müdigkeit, ihr Fuß schmerzte unerträglich. Sie wollte ein Schlafmittel nehmen, aber sie scheute die Anstrengung, ihre Kammerfrau zu rufen. Endlich schlief sie ein.

Andern Morgens, ziemlich früh schon, war ihr Bruder bei ihr. Er fand sie gefaßt. Nichts mehr war an ihr von der kramp-

figen Intensität, mit der sie sich bisher zusammengerafft hatte. Vielmehr war sie voll von einer großen Ruhe. Aber der Glanz war fort, jener Zauber, den selbst ihre Gegner nicht geleugnet hatten.

Agrippa blieb zum Frühstück. Berenike aß mit gutem Appetit. Sie teilte dem Bruder ihre Entschlüsse mit. Sie wolle so bald wie möglich nach Judäa zurückkehren, um den Winter auf ihren dortigen Besitzungen zu verbringen. Sie denke, der Kaiser werde noch eine Abschiedsfeier für sie veranstalten. Es war das erstemal an diesem Tag, daß sie Titus erwähnte, und es tat Agrippa in der Seele weh, wie er sagen hörte: »der Kaiser«. Im übrigen, fuhr sie fort, wolle sie hier nur mehr mit zwei Leuten zusammenkommen, mit ihrem Rechtsvertreter Quintilian und ihrem Chronisten Josef Ben Matthias. Sie sprach mit solcher Entschiedenheit, daß es sinnlos gewesen wäre, mit ihr zu debattieren. »Willst du, daß ich dich begleite, Nikion?« fragte Agrippa. Berenike hatte offenbar auch diese Frage schon vorbereitet. »Das wäre natürlich schön«, erwiderte sie. »Aber es scheint mir aus vielen Gründen ratsam für uns beide, daß du zur Eröffnung des Amphitheaters in Rom bleibst.«

Agrippa war ein weiser, weltkluger Herr. Er hatte viel Schicksale sich wenden und vollenden sehen, ungeheure Umschwünge einzelner Männer und ganzer Völker, er glaubte sich auf Menschen zu verstehen, und mit Berenike war er seit ihrer Geburt aufs innigste verknüpft. Er war auf vieles gefaßt gewesen, aber nicht auf diese kühlen, ruhigen Erwägungen. War das Nikion, seine Schwester?

Er nahm ihre Hand, er streichelte sie, sie ließ es geschehen. Nein, das war nicht Nikion, die große Leidenschaftliche, der das höchste Ziel nicht hoch genug war. Das war nicht die Frau, die, es ist erst wenige Wochen her, nackt vor ihm gelegen war, ihren ungeheuren Jammer und ihre noch größere Hoffnung vor ihn hinschüttend. Das war eine fremde Frau: Berenike, Prinzessin von Judäa, Fürstin von Chalkis, von Kilikien, eine der ersten Damen des Reichs, klug, vernünftig und sehr fernab den heißen Träumen, an denen sie ihn hatte teilnehmen lassen.

Stattlich saß der Anwalt da, seine braunen, gewölbten Augen schauten von Berenike zu Agrippa. Er war ein Abkömmling jener spanischen Familien, die, zu Beginn der Monarchie in Rom eingewandert, sich hier schnell gesellschaftliches und literarisches Ansehen erworben hatten. Er hatte es in der kurzen Zeit geschafft: jene Reden, die er damals im Prozeß der Fürstin gehalten hatte, waren jetzt bis ins Letzte ausgefeilt, würdig, der Zeit als Beispiele großer Prosa zu dienen. Seine Tätigkeit, meinte er höflich, während er Berenike die beiden Bändchen überreichte, bedeutete ja nun keine Dienstleistung mehr für sie; denn mit ihrer Ankunft in Rom sei der Prozeß wohl endgültig entschieden. So bleibe ihm nur übrig, ihr zu danken, daß sie ihm Gelegenheit gegeben habe, so vielen Menschen zu zeigen, was gutes Latein sei.

Er sei im Irrtum, erwiderte Berenike, gerade jetzt brauche sie seine Hilfe mehr denn je. Sie werde nämlich schon in den nächsten Tagen Rom wieder verlassen.

Es gelang dem stattlichen und würdigen Mann nur schwer, seine Bestürzung zu verbergen. Er hatte die Vertretung der Fürstin, der »hebräischen Venus«, wie er sie im Freundeskreis nannte, wirklich nur deshalb übernommen, weil er hier eine lockende Möglichkeit sah, große Redekunst zu entfalten. Berenikes Rechtsansprüche hatten eine umständliche Vorgeschichte. Gerade das hatte ihn gereizt; er war berühmt wegen seiner Fähigkeit, schwer Durchsichtiges lucid zu machen, die Logik der lateinischen Sprache erlaubte es, auch die verwikkeltsten Dinge klar darzustellen, und die lateinische Sprache und die Wahrung ihrer edlen Tradition war ihm Herzenssache. An dem Prozeß selber lag ihm wenig; ja, daß das Ende dieses Prozesses eigentlich von vornherein feststand, war die unausgesprochene Voraussetzung gewesen, unter der er das Mandat angenommen hatte.

Es ging um die Frage, wieweit mit den Herrschaftstiteln der Berenike in Chalkis und Kilikien faktischer Besitz, Steuersouveränität vor allem, verbunden war. An sich bestand der Anspruch der Fürstin zu Recht. Gewiß hatte einmal, vor Jahrzehnten, einer ihrer Vorgänger in der Herrschaft Handlungen begangen, die ein römisches Gericht als Aufruhr hätte

deuten und mit der Annullierung der Steuersouveränität hätte bestrafen können. Da Senat und Volk von Rom das aber damals unterlassen hatten, war der Anspruch des Reichs verjährt, Berenike genoß ihre Privilegien zu Recht. Andernteils ging es um hohe Werte, und die Rechtsbestimmungen waren dehnbar.

Die ganze Stadt nahm an, daß, da die Gunst des Titus hinter der »hebräischen Venus« stand, der umständliche Prozeß eine reine Formsache war und mit einem sicheren Sieg Berenikes enden müsse. Wenn sich die Angelegenheit so in die Länge zog, dann nur deshalb, weil der knauserige Vespasian sich den formalen Verzicht auf so hochwertige Rechte nicht abringen konnte, trotzdem er faktisch längst vollzogen war; denn die Steuern waren die ganze Zeit über in Berenikes Kassen geflossen. Nun Titus an der Macht war, bestand kein Zweifel mehr, daß Rom in kürzester Frist Berenike im Besitz ihrer Rechte bestätigen werde.

So war die Situation gewesen, als Quintilian die Fürstin begrüßte. Jetzt, mit dem kurzen Satz der Berenike, hatte sie sich erschreckend verändert. Im Lauf einer Viertelminute war der Prozeß aus einer literarischen Angelegenheit eine bedrohliche, politische geworden. In dem Augenblick, da Titus nicht mehr hinter der Besitzerin der Herrschaften stand, wurde es sehr zweifelhaft, ob Rom die große und leichte Beute werde fahrenlassen.

Quintilian, während er sich bemühte, gelassen dazusitzen und auf eine so unerwartete Mitteilung die rechte Antwort zu finden, erwog in rasender Eile, was für Folgen die Ungnade der Berenike haben könne. Eine Menge Probleme taten sich vor ihm auf. Wird man nicht von Regierungsseite an ihn herantreten mit der Lockung, seine Klientin zu verraten? Wird nicht vielleicht andererseits der Kaiser, gerade weil er ihre Beziehungen zerreißt, sie entschädigen wollen? Da war er hergekommen in der Meinung, es gelte, einer guten Kennerin ein paar Seiten ausgezeichneter Prosa zu überreichen. Statt dessen sah er sich plötzlich vor lebenswichtigen Entscheidungen. Die Vertretung einer solchen Mandantin war bedenklich, vielleicht gefährlich. War es nicht das klügste, zu erklären, es sei seit langem sein Plan gewesen, sich ausschließlich seinen litera-

rischen Arbeiten zu widmen, was übrigens stimmte, und da nun durch die überstürzte Abreise der Fürstin der Prozeß sich von neuem zu verwickeln drohe, müsse er die Vertretung mit Bedauern niederlegen?

Quintilian hatte die Juden nie geliebt, und der Einfluß der »hebräischen Venus« auf die römische Politik war ihm immer unbehaglich gewesen. Sich jetzt von ihr loszusagen war eine große Versuchung, aber Quintilian war ein leidenschaftlicher Stilist. Darzutun, daß das Lateinische dem Griechischen in nichts nachstehe und es in vielem übertreffe, war der Sinn seines Lebens. Er war in erster Linie Lateiner, erst in zweiter Römer. Er war überzeugt, daß ein Mann und sein Stil identisch seien, daß Unanständigkeit sich notwendig auch im Stil auswirke und daß, wenn er sich in dieser Prüfung nicht würdig benehme, sein Latein leiden werde. Er beschloß, fair zu sein.

Berenike, während Quintilian zweifelte und sich entschied, legte ihre Ansprüche und ihre Argumente dar. Sie sprach mit erstaunlicher Logik, ohne Affekt. Sie bedurfte der Logik und der Vernunft. Berenike, in der Gunst des Titus, die Kaiserin, hätte Konzessionen machen können. Berenike, von Titus verlassen, Fürstin von Chalkis und Kilikien, dachte nicht daran, auch nur auf ein Titelchen ihres Anspruchs zu verzichten. Sie stammte ab von großen Königen, die, eingekeilt zwischen den stärksten Mächten der Welt, immer wieder ein außerordentliches Maß von Staatsklugheit und rascher Entschlußkraft benötigt hatten. Sie war in Wahrheit Enkelin dieser Könige. Es ist ein neues Feld, auf dem sie sich zu bewähren hat, aber sie wird sich bewähren. Sie wird Titus zwingen, noch manchmal an sie zu denken. Sie wußte so gut wie Quintilian, daß die letzte Entscheidung beim Kaiser lag. Sie wird ihn zwingen, sein Gesicht zu zeigen.

Quintilian war erstaunt über ihre Verstandesschärfe. Noch mehr staunte Agrippa. »Was ziehst du vor, Berenike«, sagte er, nachdem Quintilian gegangen war, er sagte jetzt Berenike, nicht mehr Nikion, »was ziehst du vor, daß Titus dir die Privilegien nimmt oder daß er sie dir läßt?«

Berenike sah ihren Bruder ohne Lächeln an; sie wußte, woran er dachte. »Ich liebe einen guten Haß mehr«, sagte sie,

»als eine gleichgültige Gerechtigkeit.«

Wie dann Josef kam, ließ sie sich ein letztes Mal gehen. Dieser ihr Vetter hatte gesehen, wie ihre Freundschaft mit Titus begann, hatte selber eingegriffen und geholfen. Sie wollte, nun sie Rom und ihre Träume endgültig verließ, vor ihm, dem Geschichtsschreiber der Zeit, so dastehen, wie sie wünschte, daß die Späteren sie sähen. Aber als er nun da war, vergaß sie den Zweck, zu dem sie ihn gerufen hatte. Einmal hatte sie diesen Mann verhöhnt, weil er sich vor dem Römer gekrümmt hatte, sie hatte die sieben Schritte Abstand vor ihm gehalten wie vor einem Aussätzigen. Wieviel war sie von ihm unterschieden? Hatte sie nicht selber während dieses ganzen Jahrzehnts das gleiche getan wie er, nur mit weniger Erfolg? Die Gedanken und Gefühle ihrer schmerzhaften letzten Nacht brachen aus ihr hervor, und sie bekannte und bereute. »Es war falsch«, klagte sie sich an. »Alles, was wir getan haben, mein Bruder und ich, war falsch. Gewiß, der Krieg mußte schlimm enden, auch wenn wir geholfen hätten, und es war gut und richtig, daß wir abgemahnt haben. Aber es war falsch, daß wir dann, als der Aufstand trotzdem losbrach, uns nicht an die Spitze stellten. Wir hätten mit den andern umkommen sollen. Wir haben uns lumpig benommen. Auch Sie haben sich lumpig geführt, mein Vetter Josef. Aber Sie haben wenigstens Erfolg gehabt. Ich hatte nicht einmal Erfolg. Wenn wir im Aufstand mitgekämpft hätten«, fügte sie wild und verbissen hinzu, »dann hätten wir vielleicht Titus mit in unsern Untergang hineingerissen.«

Josef hörte sie an. Mit ihren ersten Worten, bei ihrem Anblick schon, war alles, was er seit dem Tod des Vespasian für sich erträumt hatte, eingestürzt. Er war zu ihr gegangen, stolz, voll Hoffnung und Triumph, der große Schriftsteller zu der Kaiserin, die ihm hold war. Und nun war es nicht die Kaiserin, nun war es eine welkende, enttäuschte Frau, und er war mehr als sie. Denn es war, wie sie sagte: er hatte wenigstens seinen Erfolg.

Sie indes klagte weiter: »Es gibt kein Verständnis zwischen uns und den andern. Sie haben ein kaltes Herz. Wir spüren, was der andere spürt, ihnen ist es versagt. Aber vielleicht auch

ist das ein Geschenk, daß sie es nicht spüren können, und die Ursache ihres Erfolgs.«

Noch am gleichen Tage teilte sie dem Kaiser auf beiläufige, liebenswürdige Art mit, dieses Mal bekomme ihr das Klima und der feiertägliche Trubel Roms ungewöhnlich schlecht. Sie fühle sich erschöpft und bitte den Kaiser, nachdem sie ihm ihre Glückwünsche zum Thronwechsel überbracht und ihm ihre Ehrerbietung bezeigt habe, wieder in die Einsamkeit ihrer judäischen Güter zurückkehren zu dürfen.

Oh, wie war Titus betrübt, was fand er für scharmante und unbeteiligte Worte des Bedauerns. Er war wirklich ein höflicher Herr, und man mußte ein feines Ohr haben, um herauszuhören, wie er aufatmete. Übrigens schnitt Berenike, trotzdem sie es anders beschlossen hatte, noch in der gleichen Audienz die Frage ihres Prozesses an. Sie meinte, nun sie, und wohl auf lange Zeit, Rom verlasse, sei es vielleicht geraten, mit ihm die leidige Frage ihrer Privilegien in Chalkis und Kilikien zu erörtern. Denn zuletzt werde ja doch er diese Frage zu entscheiden haben. Schon während sie sprach, bereute sie. Sie hatte ihm die Probe zu leicht gemacht. Er wird froh sein um ein so bequemes Mittel, sie zu »entschädigen«. Sie hätte jetzt nicht sprechen sollen. Aber zu groß war ihre Begier, zu erfahren, wie er darauf reagieren werde.

Er schien geradezu erfreut, daß sie von diesem Rechtshandel anfing. Selbstverständlich, erklärte er, sei es an der Zeit, die läppische Angelegenheit endlich aus der Welt zu schaffen. Seine Minister und Juristen seien umständliche Aktenkrämer. Er sei sich längst klar über den Fall, und er danke ihr, daß sie ihn daran erinnert habe. Gewiß beständen alle ihre Ansprüche zu Recht, nur sein Vater, der Gott Vespasian, sei, wie sie wisse, in gewissen Sachen etwas eigenartig und zurückhaltend gewesen. Er werde Weisung geben, die Sache in kürzester Frist zu regeln. »In kürzester Frist?« verbesserte er sich mit lärmender Betriebsamkeit. »Noch heute, sogleich müssen wir das in Ordnung bringen«, und er klatschte seinen Sekretär herbei und gab unmißverständliche Order.

Berenike saß lächelnd da, hörte lächelnd die fröhlichen, geschäftigen Weisungen des Kaisers, die ihr und ihrem Bruder

den so lange umstrittenen Besitz von vielen Millionen sicherten. Sie hatten, sie und ihr Bruder, die letzten Hasmonäer, einen großen Teil ihrer Reichtümer dazu verwandt, den Staatsstreich zu finanzieren, der diesen Mann und seinen Vater auf den Thron gehoben. Es wurmte sie, daß Titus sich jetzt seiner Schuld so großzügig entledigte. Sie hat ihn geliebt, und er findet sie ab.

Drei Tage später veranstaltete Titus ein offizielles Abschiedsfest für sie. In schöner Rede feierte er die große, liebenswerte, östliche Fürstin und bedauerte, daß sie seinem Rom so schnell den Rücken kehre, noch bevor sie ihm Gelegenheit gegeben habe, ihr sein neues Theater und seine Spiele zu zeigen. Berenike bemerkte mit einer Art bitterer Genugtuung, daß er sich für diese Rede stenographische Notizen gemacht hatte, die er in seinem Ärmel versteckt trug.

Dann fuhr sie fort. Von dem gleichen Ostia, wo sie angekommen. Agrippa, Claudius Regin, Quintilian, Cajus Barzaarone, der Hauptmann Chatualdus mit ihrer deutschen Leibwache begleiteten sie zum Schiff. Zwei römische Kriegsgaleeren gaben ihrem Fahrzeug das Geleit, bis die Küste außer Sehweite war. Noch vorher kehrte fröhlich der Hauptmann Chatualdus mit seinen deutschen Soldaten nach der Stadt zurück. Die Juden blieben am Ufer, bis das Schiff verschwand und mit ihm ihre Hoffnungen.

Berenike hatte sich sogleich, als das Schiff in See stach, in ihre Räume zurückgezogen. Es hatte übrigens in Rom niemand wahrgenommen, daß sie sich am Fuß verletzt hatte.

Niemals war ein Gast des Kaisers mit größeren Ehren entlassen worden. Überdies erschien am Tag ihrer Abreise das Edikt, das ihr die umstrittenen Herrschaften von Chalkis und Kilikien und den Titel einer Königin zuerkannte. Nach wie vor hing groß ihr Porträt im Empfangssaal des Kaisers. Kein Mensch außer Agrippa und Josef hatte erfahren, was zwischen Titus und ihr vorgegangen war. Dennoch wußten, und das binnen kürzester Frist, Stadt und Reich darum. Diejenigen, die sich vor wenigen Wochen mit Schnelligkeit und Inbrunst von den hervorragenden Qualitäten der Bewohner des rechten Tiberu-

fers überzeugt hatten, fanden jetzt mit noch größerer Schnelligkeit und Inbrunst zu ihrer alten Überzeugung zurück und ließen die Juden durch doppelt brutale Verhöhnung ihre Minderwertigkeit fühlen. Die Juden, die eine Woche zuvor überheblich und sicher einhergegangen waren, wurden wieder klein und verzweifelt, und die Doktoren ordneten an, daß man in allen Synagogen des Reichs an drei Sabbaten hintereinander jenes« schöne Kapitel des Propheten verlese, das mit den Worten beginnt: »Tröstet, tröstet mein Volk.«

In den Büros, in denen man die Fechterspiele organisierte, gab es jetzt auf einmal keinen Zweifel mehr, ob man die Restbestände aus den Gefangenendepots des jüdischen Kriegs verwenden solle. Die Preise für diejenigen, die sich freiwillig meldeten, sanken um vierzig Prozent. Niemand mehr interessierte sich für den jungen Mann aus guter Familie, der sich hatte anwerben lassen, um die Kosten für die Beerdigung seines Vaters aufzutreiben.

Selbst in den Depots der Gefangenen wußte man Bescheid. Man sandte herzzerreißende Bitten an die jüdischen Gemeinden, zu helfen, einen loszukaufen. Die Herren, die für diese Zwecke sammelten, hatten denn auch jetzt größere Erfolge. Trotzdem war für den einzelnen die Chance des Loskaufs gering, es waren der Gefangenen zu viele, und in den Depots blieb man finster, hoffnungslos und betriebsam. Man bat den Gegner, einen nicht zu schonen, so wie man ihn selber nicht schonen werde; denn wer viele Gegner besiegte, hatte doch vielleicht Chance, mit dem Leben davonzukommen. Aber man wußte, daß diese Chance nicht groß war, daß hinter den meisten Namen in der Liste das fatale »P« stand, und während man trainierte, rüstete man sich zu sterben, legte Sündenbekenntnisse ab, traf Verfügungen, betete.

Titus sank, nachdem Berenike fort war, oft in eine tiefe Zerstreutheit. Er stand vor ihrem Bild und grübelte. Er konnte nicht begreifen, was eigentlich vorgegangen war. Berenike war doch die gleiche Frau gewesen wie früher. Das war das Gesicht, die Brust, die Glieder, die Haltung, das waren Körper und Seele, die er durch zehn Jahre hindurch geliebt hatte. Wie konnte ein so starkes Gefühl, das unwiderstehlichste, das er

in seinem Leben gespürt hatte, sich so plötzlich verflüchtigen? War das eine Strafe dieses Gottes Jahve, der ihm sein höchstes Glück wegnahm? Vielleicht aber auch war es im Gegenteil ein Gnadenakt des Capitolinischen Jupiter, der ihm die Augen öffnete und ihn auf seine rechte Aufgabe verwies. Allein diese zweite, tröstliche Auffassung vermochte die erste, beängstigende nicht ganz zu vertreiben.

Wie immer, bei seinen Römern schaffte dem Walfisch der Bruch mit der Jüdin einen ersten großen Erfolg. Die Liebe des Volkes, um die er so lange vergeblich gekämpft hatte, jetzt fiel sie ihm auf einmal von allein zu. Er genoß sie mit Behagen. Er hatte sich lange genug erlesene Anwandlungen gestattet, eine esoterische Neigung zum Osten. Er atmete auf, nun er diese teuer erkauften Gefühle los war.

Breit sonnte er sich in der Liebe seines Volkes. Wandte immer neue, raffinierte Mittel an, sie zu steigern. Verschwendete. Erst jetzt hatte er die volle Freude an seinen Bauten, an den großartigen Vorbereitungen der Spiele. Immer seltener ließ er den unbequemen Mahner Claudius Regin vor sein Gesicht. Ohne Begleitung, ohne Maske, ein Privatmann, ging er in den Straßen spazieren und schlürfte es ein, wie die Massen von ihm sprachen. Denn wenn sie jetzt den Namen Walfisch gebrauchten, so geschah es mit Sympathie, mit Zärtlichkeit, und es war nicht mehr viel Unterschied zwischen dieser Bezeichnung und der, die seine Hofpoeten und Rhetoren für ihn erfunden hatten: »Die Liebe und Freude des Menschengeschlechts«.

Gegen den Rat seines Intendanten feierte er die Vollendung der Neuen Bäder nicht durch ein auf den Adel beschränktes Einweihungsfest, sondern ließ schon am ersten Tag die Massen zu. Er selber fand sich an diesem Tag in dem riesigen herrlichen Etablissement ein, ohne Leibwache, ein beliebiger Mann unter den vielen tausend Besuchern. Entkleidete sich mitten unter allen andern, schwamm mit ihnen in dem Bassin mit lauem und in dem Bassin mit kaltem Wasser, ließ sich mit ihnen zusammen frottieren, sprach mit seinen Nachbarn, im Dialekt, in einem Gemisch von Sabinisch und Römisch, sagte ihnen zur Freude »Rauma« statt »Roma«, scherzte mit ihnen,

wieviel man den Bademeistern Trinkgeld geben solle. Er stand mit den andern in der großen Halle vor dem Fresko, das nun freilich nicht das Meisterwerk »Die versäumten Gelegenheiten« war, sondern nur ein ziemlich banaler mythologischer Schinken »Venus entsteigt dem Schaum«. Wie immer, das Fresko bot willkommenen Vorwand zu obszönen Witzen. Er selber riß die obszönsten. Alle erkannten den Kaiser, aber sie gingen von ganzem Herzen auf das Spiel ein und taten, als erkennten sie ihn nicht.

Bei alledem überkam ihn manchmal, plötzlich, eine grübelnde Fremdheit. War das wirklich er, der da unter schallendem Ruf, den Kopf voran, ins Wasser sprang? War das er, der mit Behagen Rauma sagte statt Roma und über die Scham der Venus spaßte? Lärmend trieb er sich in dem großartigen Gebäude herum, stieß seine Römer vor den Bauch, ließ sich von ihnen auf die Schulter schlagen und war ungeheuer beliebt. Er fragte schließlich geradezu, ob sie sich freuten, den Walfisch unter sich zu haben. Stürmisches Gelächter, ungeheurer Jubel war die Antwort. Aber während er mitlachte und lärmte, dabei sogar in Gedanken seine eigenen Worte mitstenographierend, fand er, das sei höchstens der Walfisch, der da lachte und lärmte, nicht der echte Titus. Der echte Titus war fernab, nicht in den Neuen Bädern; er schaute einem Schiff nach, das er nie gesehen hatte und auf dem Berenike war, und das er auf seinem schnellsten Kriegsschiff nicht erreichen konnte.

Demetrius Liban brachte dem Intendanten der Schauspiele das Manuskript des »Seeräubers Laureol«. Liban war sehr stolz. Der Text der Revue war großartig geworden; das war in Wahrheit das Stück, von dem er seit seiner Kindheit geträumt hatte, und es kam im rechten Augenblick. Er war auf dem Gipfel seiner Kraft, reif, diese Rolle auszufüllen, in der die ganze Epoche stak.

Voll tiefer Genugtuung erzählte er dem Intendanten, wie er sich Regie und Darstellung vorstelle. Aber der sonst so höfliche und schnell begeisterte Herr blieb diesmal frostig. Er glaubte nicht, sagte er, daß man sich zur Aufführung einer neuen Revue entschließen werde. Man denke an etwas Aktuel-

les, an die Posse vom »Juden Apella« zum Beispiel; man habe bei Hofe an sehr einflußreicher Stelle den Wunsch geäußert, diese Posse einmal wiederzusehen, und dem römischen Publikum sei sie bestimmt gerade jetzt besonders willkommen.

Demetrius Liban riß die blaßblauen, trüben Augen weit auf, fast dümmlich vor Verwunderung. Träumte er? War das der Intendant, mit dem er sprach? War man im Jahr 833 nach Gründung der Stadt? Was faselte der Mann da? Er war doch gekommen, um den Seeräuber Laureol zu spielen. Hatte der Mensch nicht etwas gesagt vom Juden Apella? Wie denn? Was denn? War das ein Witz? Wollte der Mensch ihm die Freude verderben dadurch, daß er den Alpdruck von vor fünfzehn Jahren wieder aufsteigen ließ, die Ängste und Skrupel um diese gefährliche Posse, die in dieser Zeit Pogrome und Unheil heraufbeschwören mußte? »Der Kaiser will den ›Juden Apella‹ sehen?« stammelte er. Und, was ihm seit dreißig Jahren nicht mehr passiert war, sein erlesenes Griechisch nahm die Färbung des Dialekts an, jenes halb aramäischen Dialekts, dessenthalb man die Bewohner des rechten Tiberufers verspottete. »Es liegen noch keine bestimmten Weisungen vor«, sagte vorsichtig der Intendant, »aber ich halte es für äußerst unwahrscheinlich, daß man auf den ›Seeräuber Laureol‹ zurückgreifen wird.«

Diesmal hatte Liban deutlich gehört. Es war kein Traum, es waren Worte, nüchterne, ernstgemeinte. Sie trafen ihn, ein jedes wie ein Schlag auf den Kopf, erschütterten ihn bis in die Eingeweide. Schwankend, verwirrten Blickes, entfernte er sich.

Er schickte die kappadokischen Läufer und die Sänfte nach Hause; er mußte jetzt gehen, sich bewegen. Den Palatin herunter zum Forum ging er, taumelnd, vor sich hin schwatzend. Die Vorübergehenden sahen ihm erstaunt nach. Viele erkannten ihn. Einige folgten ihm, Müßiggänger, Kinder, immer mehr. Er sah es nicht. Er fühlte sich plötzlich sterbensmüde, setzte sich auf die Stufen des Friedenstempels, ächzend. Da hockte er, wiegte den Oberkörper, wackelte mit dem Kopf, ein alter Jude. Freunde brachten ihn nach Haus.

Bittere, reuige Gedanken zernagten ihn. Was ihm geschah, konnte kein Zufall sein. So lange hatte er auf diese Erfüllung

gewartet, und nun sie da war, nun der Mensch in seinem Innern fertig war, der Text geglückt, der rechte Rahmen geschaffen, da, im letzten Augenblick, in dem Augenblick gewissermaßen, da er auf die Szene treten wollte, stürzte ihm diese Szene vor den Füßen zusammen. Es war die Strafe Jahves.

Seine graublauen, trüben Augen wurden vollends stumpf, sein blasses, leicht gedunsenes Gesicht grau, faltig wie ein ungleichmäßig gefüllter Sack. Er zergrübelte sich, verfiel.

So fand ihn Josef. Der hatte den Umschwung vielleicht am wenigsten zu spüren bekommen; was er erreichen konnte, hatte er schon vorher erreicht. Als er jetzt den Schauspieler dermaßen zerstört vor sich sah, packte ihn der Gedanke, daß es ihm selber leicht ebenso hätte gehen können. Auch erinnerte er sich, was alles Demetrius Liban für ihn getan hatte, als er das erstemal in Rom gewesen war. Josef, trotzdem er in seinem Buch keine Ziffern gebracht hatte, war ein genauer Rechner. Er vergaß es nicht, wenn einer ihn kränkte, aber er vergaß auch nicht, was einer Gutes für ihn tat. Als jetzt der Schauspieler so klein und elend vor ihm saß, als er ihm berichtete, wie man ihm zugemutet habe, den Juden Apella zu spielen an Stelle des Seeräubers Laureol, da beschloß Josef, seinem Freunde Genugtuung zu schaffen. Er faßte einen kühnen Plan, er ging zu Lucia.

Josef verstand sich auf Frauen. Vom ersten Augenblick an, da er Lucia gesehen hatte, wußte er, wie sie zu nehmen war. Sie war gierig nach Leben, empfänglich für starke Leidenschaft, frei von Furcht. Marull hatte ihm erzählt, sie habe es nicht gebilligt, daß Titus Berenike wegschickte, sosehr das in ihrem und Domitians Interesse war. Wenn es Josef gelang, ihr klarzumachen, wie unfair man gegen den Schauspieler handelte, dann, des war er sicher, wird sie sich seiner annehmen.

Lucia verbarg nicht ihre Freude, ihn zu sehen. Josef sprach mit ihr offen wie mit einer guten, verständigen Freundin. Er sprach von Berenike, erzählte ihr aus ihrer ersten Zeit Dinge, die er noch nie erzählt hatte. Er sprach warm von Titus, bedauerte, daß er sich von Berenike gelöst hatte, gab ihm aber gleichwohl recht und sah mit Freuden, daß Lucia sich gegen diesen

seinen Männerstandpunkt leidenschaftlich empörte. Von da an hatte er leichten Weg. Schnell und ohne daß er selber starke Worte brauchen mußte, hatte er sie so weit, daß sie das Vorgehen gegen die Juden der Stadt und gegen den Schauspieler im besonderen mißbilligte. Es war unfair, diese Leute erst zu verhätscheln und in tausend Hoffnungen zu wiegen und sie dann mit einem Fußtritt beiseite zu stoßen. Ja, das war ihre Meinung. Sie wird mit dieser Meinung nicht zurückhalten, auch vor ihrem Schwager Titus nicht. Groß, die kühnen Augen über der scharf einschneidenden Nase weit auseinander, saß sie vor Josef, der hohe Turm ihrer kunstvoll frisierten Locken zitterte leicht, Josef war überzeugt, daß Titus ihre Meinung ernstlich bedenken werde.

Titus strahlte, als er Lucia sah. Er sah sie neu. Wohl hatte er schon in diesen letzten Wochen wahrgenommen, wie schön und voll Kraft sie war, aber da war er noch durch die Jüdin verzaubert gewesen. Jetzt erst sah er sie recht, gewissermaßen zum erstenmal, ihr kühnes, unbekümmertes, sinnliches Gesicht. Diese wußte zu leben. Er war der Narr, und Bübchen hat recht gehabt. Hätte er in so jungen Jahren wie Bübchen eine Frau gefunden, dieser gleich, dann hätte er wohl kaum in allen Erdteilen so wüst herumgehurt, dann wäre alles gut gegangen, und er hätte noch die Fähigkeit, Kinder zu zeugen. Dann auch wäre er kaum in den Bann der Jüdin gefallen, und dieser peinvolle Umweg wäre ihm erspart geblieben.

Was sagte Lucia da? »Wie Sie es gemacht haben, Schwager, das war Ihrer nicht würdig. Daß eine Frau einem nicht mehr gefällt, das kommt vor, das liegt in der Natur der Sache, dagegen ist nichts zu sagen. Aber ich finde es unfair, daß Sie diese Änderung Ihres Geschmacks fünf Millionen Menschen entgelten lassen. Mir sind, abgesehen von wenigen Ausnahmen, Ihre Juden unsympathisch, wahrscheinlich noch unsympathischer als Ihnen. Aber wie Sie sie jetzt behandeln, Titus, das geht nicht. Wenn Bübchen so etwas machte, ich würde ihm den Marsch blasen.« – »Wissen Sie, Lucia«, sagte Titus geheimnisvoll und wie in einer plötzlichen Erleuchtung, »dieser Reiz, der von ihr ausging, das war nichts Natürliches, Gesundes. Es war nur das Fremdländische, dieses verfluchte Östliche. Erst jetzt

habe ich sie mit guten, römischen Augen gesehen. Sie ist eine alte Jüdin, meine Römer haben recht. Ich bin gesund geworden, ein bißchen plötzlich, und da haut man leicht über die Stränge. Wahrscheinlich stimmt das, was Sie sagen. Ich werde aufpassen, daß man nicht zu weit geht.«

Er sah sie an, und sie sah ihn an, und er gefiel ihr. Sie liebte Bübchen auf ihre Art, aber Titus war interessanter. Beim Jupiter, das war kein Walfisch, das war ein springlebendiger Delphin. Wie reizvoll unberechenbar er war, militärisch straff jetzt, dann wieder knabenhaft verspielt, dann wieder grübelnd über seine Sehnsucht nach dem Osten, versinkend. Heute zeigte er unbekümmert, kindlich, wie froh er an ihr war. Er fand die rechten Worte, nicht zudringlich, nicht schüchtern. Er war nicht der Kaiser, war nicht der Bruder ihres Gatten, er war einfach ein Mann, der ihr gefiel und dem sie gefiel.

Claudius Regin ließ sich melden. Der Kaiser empfing ihn nicht, bestellte ihn für den andern Tag. Als Lucia fortwollte, hielt er sie zurück, und als sie endlich auseinandergingen, spürten sie eine starke, angenehme Neigung einer für den andern. Jetzt erst, so kam es Titus vor, war er ganz von der Jüdin genesen, und wieder streifte ihn jene läppische, abergläubische Hoffnung, diese Lucia vielleicht könne ihm einen Sohn gebären.

Den Tag darauf gab er Weisung, das Bild der Berenike wegzuhängen. Nun erinnerte in Rom nichts mehr an sie als jenes Sternbild in der Nähe des Löwen, jenes ferne, feine Leuchten, zart wie ein Haarstreif, das ihren Namen trug.

Der Intendant hatte das Erschrecken und die Demütigung des Demetrius Liban mit Vergnügen wahrgenommen. Da der Schauspieler ihn oft durch seine Star-Allüren gereizt hatte, nutzte er mit Freuden die Gelegenheit, ihm das heimzuzahlen. Sowie er Titus das nächste Mal Vortrag hielt, versuchte er, ihn zu bewegen, eine Aufführung der Posse »Der Jude Apella« anzuordnen.

Kaum aber hatte er von dieser Sache begonnen, so mußte er an der Haltung des Kaisers merken, daß er seine Zustimmung nicht so glatt erlangen werde, wie er gehofft hatte. Wen er da

vor sich hatte, das war der Walfisch, ein plumpes Tier, aber gefährlich durch Ungeheuerlichkeit, so daß die Jagd Listen und Umwege erforderte. Geschickt bog der Intendant denn auch ab, kam aber später von neuem, diesmal mit viel beiläufigeren, vageren Worten, auf das Verlangen der Römer zurück, einmal wieder die Posse vom »Juden Apella« zu sehen. Er kannte die Schwäche des Walfischs, er wußte, wieviel diesem am Beifall der Massen lag. Er betonte, daß er selber den »Juden Apella« nicht sehr liebe und daß der »Laureol« des Marull sehr gut sei. Er halte es aber für seine Pflicht, dem Kaiser zu berichten, wie sehr die Massen gerade jetzt eine Aufführung des »Juden Apella« wünschten.

Titus schaute den in demütig abwartender Haltung dastehenden Herrn aus merkwürdig abwesenden Augen an. Soll er seinem Volk einen Wunsch abschlagen, den er so leicht erfüllen kann? Freilich, er hat Lucia ein Versprechen gegeben. Hat sich verpflichtet, dafür zu sorgen, daß man »nicht zu weit gehe«. Auch liegt es keineswegs in seiner Absicht, den Demetrius zu kränken.

Verdrossen saß er da, sinnloses Zeug auf sein Notiztäfelchen stenographierend. Er ging Entscheidungen gerne aus dem Weg, er liebte Kompromisse. »Wie wäre es«, sagte er, »wenn man den Liban seinen Laureol spielen ließe und einen dritten, den Latin zum Beispiel oder den Favor, den Juden Apella?«

Der Intendant zuckte die Achseln. »Ich fürchte«, erwiderte er, »damit verlöre die Aufführung ihren Reiz. Die Römer würden sich wundern, daß nicht ein Jude den Juden spielt. Man würde außerdem durch eine solche Lösung den Liban nicht weniger kränken als das Volk; denn Liban war meisterhaft in der Rolle.« Da er sah, daß sich der Kaiser noch immer nicht entschließen konnte, machte er Konzessionen. Daß der Monarch, meinte er, auf den Schauspieler keinen unziemlichen Druck ausüben wolle, entspreche durchaus seiner milden Wesensart. Er glaube aber, es gebe einen Mittelweg. Man könne dem Volk die beliebte und aktuelle Posse zeigen, ohne den Schauspieler vor den Kopf zu stoßen. Wie wäre es, wenn man zum Beispiel den Liban bäte, jetzt während der Spiele den Apella darzustellen, und ihm dafür das bestimmte Versprechen

gäbe, ihn demnächst den Laureol spielen zu lassen?

Titus überlegte. Aber trotzdem er zögerte, sah der Intendant sogleich, daß er jetzt den Walfisch zur Strecke gebracht hatte. Und so war es. Wenn Titus zögerte, dann nur, um das Gesicht zu wahren. In seinem Innern war er glücklich über das Kompromiß, das der Intendant vorschlug. Auf diese Weise hielt er das Versprechen, das er Lucia gegeben hatte, und brauchte trotzdem seine Römer nicht zu verärgern. »Gut«, sagte er.

Liban verfluchte sein Schicksal. Immer wieder stellte es ihn vor so bittere Alternativen. Als er damals, nach qualvollem Schwanken, den Juden Apella gespielt hatte, war das wenigstens eine Angelegenheit gewesen, die die ganze Judenheit betraf. Daß sie zum Schaden ausgegangen war, daß schließlich, wenn man es so wollte, Staat und Tempel daran verdarben, war nicht seine Schuld. Jetzt ging das Problem ihn allein an, nicht die Gesamtheit, aber es drückte ihn darum nicht weniger. Wenn er nicht auftrat, wenn er es hinnahm, daß man ihn bei den Hunderttägigen Spielen überging, dann war er für immer erledigt. An dem Kaiser wird er von nun an kaum mehr eine Rückendeckung haben. Bestimmt wollte der sich, vielleicht sogar ohne daß er es wußte, an allen Juden rächen für die Enttäuschung, die Berenike ihm bereitet hatte. Wenn er sich jetzt weigerte, den Juden Apella zu spielen, dann wird das dem Titus ein willkommener Vorwand sein, ihn für immer unten zu halten. Und er war einundfünfzig Jahre alt.

Er war zweiundfünfzig Jahre alt, aber das gestand er sich nicht ein.

Damals, als er das erstemal den Juden Apella spielte, hatte er ein Gutachten der Doktoren eingefordert. Das Gutachten war zweideutig ausgefallen, es verbot im Nachsatz, was es im Vordersatz erlaubte. Diesmal forderte er kein Gutachten. Er wußte, wenn er jetzt den Juden Apella spielt, werden das die Doktoren einmütig und unverklausuliert für eine Todsünde erklären. Die Doktoren waren gelehrt, und er verehrte sie. Aber in dieser Sache konnten sie ihm nicht raten, ihre Grundsätze waren zu starr.

Er sprach mit Josef, mit Claudius Regin. Durfte er es auf sich nehmen, durch Darstellung des Juden Apella sich über sein

Judentum lustig zu machen, wie man ihm zumutete? Durfte er andernteils, nachdem Jahve ihn mit so außergewöhnlicher Kunstbegabung begnadet hatte, sich weigern und sich durch solche Weigerung das Theater für immer verschließen? Sowohl Josef wie Regin fanden kein Ja und kein Nein, beide waren schwunglos.

Am Ende entschloß sich Demetrius Liban, aus dem Depot der für die Spiele bestimmten kriegsgefangenen Juden fünf mit großen Geldopfern freizukaufen und den Juden Apella zu spielen.

»Ich bin nicht sentimental, aber die Narbe unter der linken Brust darfst du nicht küssen«, sagte Lucia zu Titus, mit großen, gleichmäßigen Zähnen lachend. »Er darf es auch nicht.« Es war die Nacht vor der Eröffnung des Flavischen Amphitheaters, die erste Nacht, die sie mit ihm verbrachte.

»Warum machst du mich eifersüchtig, Lucia?« fragte Titus zurück. »Warum quälst du mich?«

Groß, satt, nackt lag sie da. »Ich habe dir immer gesagt, daß ich ihn liebe«, erwiderte sie. »Aber was hat das mit dir zu tun? Was hat das mit uns zu tun? Sprich nicht von ihm. Du bist sehr anders, mein Titus. Es ist gut, daß die Götter die Männer so verschieden gemacht haben.«

»Ich glaube«, sagte Titus, satt auch er, flüsternd, geheimnisvoll, glücklich, »ich glaube, jetzt habe ich mein Blut gereinigt von diesem verfluchten Osten. Durch dich, Lucia. Jetzt bin ich Römer, Lucia, und ich liebe dich.«

Er war vollkommen glücklich, als er am andern Tag das Theater betrat, stürmisch umjubelt, und wissend diesmal, daß der Jubel nicht von der Polizei arrangiert war. Es war eine starke Lockung für ihn gewesen, dem Theater seinen eigenen Namen zu geben, aber er hatte sich bezwungen, er hatte die Ehre des großartigen Werkes der Familie überlassen, er weihte den Bau auf den Namen »Flavisches Amphitheater«. Ein Triumph aber war es für ihn und ein Zeichen von der Huld des Himmels, daß die Einweihung dieses Hauses ihm vergönnt war, nicht dem Vespasian, der so lange daran gebaut hatte. Klar und froh schauten seine Augen den riesigen, von Men-

schen wimmelnden Raum auf und nieder, er kannte die Zahl dieser Menschen, siebenundachtzigtausend waren es, die dreitausend Marmorstatuen verloren sich in der Masse der Lebendigen.

Die Spiele begannen. Es war früh am Morgen, und sie dauerten, bis die Sonne sank. Man hatte für diesen ersten Tag besonders großartige Vorbereitungen getroffen, und es starben an ihm allein neuntausend wilde Tiere und an viertausend Menschen. Auch in den Pausen zeigte man den Massen, daß sie Gäste eines wahrhaft großzügigen Kaisers waren. Nicht nur erhielten sie Wein, Fleisch und Brot umsonst, es wurden auch Lose ausgeworfen, die denjenigen, die sie erhaschten, Anspruch auf Terrains gaben, auf Geld, auf Leibeigene, und noch die geringsten unter den Losen berechtigten ihren Inhaber zu einer unbezahlten Liebesstunde mit einer der zahlreichen erlesenen, zu diesem Zweck bereitgestellten Huren.

Der Tag war herrlich, nicht zu heiß und nicht zu kalt, und nicht die Jüdin saß in der Loge neben dem Kaiser, sondern Lucia, Lucia Domitia Longina, die Römerin, die starke, üppige, lachende; die Massen waren glücklich. Auch auf den Bänken des Adels, ja in der kaiserlichen Loge selbst freute man sich, daß die Gefahr der östlichen Herrschaft abgewandt war. »O du sehr guter, sehr großer Kaiser Titus«, scholl es wieder und wieder von allen Seiten, »o du Liebe und Freude des Menschengeschlechts«, und, zärtlich geradezu: »O du unser sehr gutes, sehr großes Walfischlein.«

Während des langen Ablaufs der Spiele freilich, und zwar nach dem Mittag, hatte Titus einen jener Anfälle, wie man sie aus den ersten Wochen seiner Herrschaft kannte. Er versank in sich, schaute schlaff vor sich hin und begann plötzlich zu weinen. Niemand wußte, warum, er selber hätte es wohl kaum sagen können, und sehr viele von den Siebenundachtzigtausend nahmen es wahr; denn die kaiserliche Loge war von den meisten Plätzen aus sichtbar.

Es geschah dies übrigens während eines komischen Zwischenspiels, betitelt »Die Experimente des Dädalus«. In der Arena wurden mit Flügeln versehene Menschen durch kunstvolle Maschinen hochgezogen, so daß es aussah, als flögen sie

wirklich. Die Seile waren jedes anders konstruiert, alle aber so, daß sie bei bestimmten, den Gefangenen nicht bekannten Bewegungen zerrissen. Wer die ganze Arena überflogen hatte, war gerettet, für heute zumindest, aber viele Stricke rissen vorher, und die Flügelwesen stürzten sich zu Tode. Es war possierlich anzusehen, wie die sonderbaren Menschenvögel, vor allem während des letzten Teils ihres Flugs, sich bemühten, ans Ziel zu kommen, wie aber gerade da infolge der gesteigerten Schnelligkeit noch viele sich zerstürzten. Die Organisatoren hatten sich von dieser Nummer besonders viel versprochen. Sie wirkte auch. Doch ging ein großer Teil der Wirkung dadurch verloren, daß die Zuschauer ihre Aufmerksamkeit zwischen den Flügelwesen und der kaiserlichen Loge teilten und sich betreten oder zumindest neugierig fragten, was wohl den Walfisch anwandle.

Die Flugbahn der Menschenvögel war übrigens so, daß sie während ihres ganzen Weges die kaiserliche Loge vor Augen hatten. Vielleicht war es für den einen oder andern von ihnen, bevor er zu Tode stürzte, ein Trost, daß der Mann, der sie gefangengenommen hatte und jetzt sterben ließ, weinte.

DRITTES BUCH

Der Vater

Die Dame Dorion verbrachte jetzt den größten Teil ihrer Zeit in der Villa in Albanum; der Bau war so weit gefördert, daß man dort bequem hausen konnte. Vollendet freilich war die Villa noch lange nicht, Dorion dachte sich immer neue Verfeinerungen aus. Sie hatte das Geld dazu, die Hinterlassenschaft ihres Vaters war ansehnlich. Trotzdem ließ sie alle Rechnungen für die Arbeiten an der Villa Josef zuschicken. Es lag ihr nicht viel an Geld; aber für Josef, das wußte sie, bedeuteten diese Aufwendungen Opfer, und sie lauerte darauf, ihn zu demütigen. Wann endlich wird er kommen und erklären, nun zahle er nicht länger? Sie bereitete sich auf diesen Tag vor. Malte sich aus, wie sein hochmütiges Gesicht sich verzerren wird, wenn er ihr diese Mitteilung machen muß. Überlegte gut, was sie ihm antworten wird. Oh, sie wird ihm nicht mehr hereinfallen. Er soll sie nicht noch einmal beschwatzen, der Wortkünstler, der Totenrichter, der Betrüger, der falsche Hellseher, der Jude. Jetzt ist sie gegen seine Künste gesichert. Die Erinnerung an ihren Vater ist ein Amulett, das sie vor allen Versuchungen dieses Josef schützt.

Allein Josef versuchte sie nicht. Er lebte in Rom, sie in Albanum, sie sah ihn selten, und wenn, dann war er höflich, fast heiter, vermied aber jedes intimere Gespräch. Die einzige Freude, die sie bei solchen Zusammenkünften hatte, war der hungrige Blick, mit dem er zuweilen, wenn er sich unbeobachtet glaubte, seinen, ihren Sohn Paulus betrachtete. Geschlagen aber gab er sich offenbar noch lange nicht. Er hielt sein Versprechen, zahlte die Rechnungen für das Haus und bot ihr keine Gelegenheit, ihm ihre gut vorbereiteten Worte zu sagen.

Dorion hatte sich in diesen Wochen verändert. Ihre Augen schauten wilder, heller, fordernder aus dem dünnen Kopf, ihr breiter Mund mit den kleinen Zähnen öffnete sich in stärkerer Begier, sie war schön, dünn und gefährlich. Aber das Zarte, Kindliche war fort, das früher an ihr gewesen war. Erzählte man Anekdoten von der zunehmenden Judenfeindschaft der Römer, dann konnte sie so böse und befriedigt lachen, daß selbst ihre Freunde erschraken.

Josef lebte in seinem dunkeln, unbequemen Haus im sechsten Bezirk. Er ging in die Subura zu Alexas, sprach mit dem

kleinen Simeon, schloß sich nicht ab von seinen Freunden. Aber er hatte weder an der Arbeit Lust noch am Gespräch, weder an Büchern noch an Frauen, noch an Ehrungen, noch an der Stadt Rom, weder an Griechen und Römern noch an Juden. Es lockte ihn nicht, sich mit Gott zu befassen, und was der Kaiser tat, kümmerte ihn nicht. Vielleicht vermißte er seinen Sekretär Phineas, aber das gestand er sich nicht ein. Daß er Dorion und seinen Sohn Paulus vermißte, wußte er. Er hatte sich vorausgesagt, daß sein Opfer, die Austreibung der Mara, vergeblich sein werde. Aber er bereute es nicht; er hätte sie heute, wenn Dorion es gefordert hätte, nochmals fortgeschickt.

Das Geld, das man für die Villa verlangte, gab er ohne Widerrede, mit einer gewissen wollüstigen Erbitterung. Zuerst schaute er die Rechnungen kaum an, dann merkte er, daß der Voranschlag in jedem einzelnen Punkt überschritten wurde. Dorions Anschaffungen wurden immer kostspieliger. Aber er schwieg. Er machte sich klar, daß gerade sein Schweigen Dorion reizen und zu immer höheren Forderungen anstacheln mußte, so daß er ihr am Ende doch nicht mehr werde genügen können. Trotzdem schwieg er.

Langsam war der Bau so weit gediehen, daß wenig mehr zu tun übrigblieb. Über *eines* konnte sich Dorion nicht schlüssig werden: wie sie jenen Wandelgang ausmalen lassen sollte, der zuerst für das Fresko »Die versäumten Gelegenheiten« bestimmt gewesen war. Endlich entschloß sie sich, diese Halle, die sie ursprünglich für Josef ausersehen hatte, daß er sich dort in Ruhe mit seinen Gedanken ergehe, zu einer Gedächtnisstätte für ihren Vater zu machen. Sie wollte hier unter einer Porträtbüste des Fabull seine Urne aufstellen, und Bilder aus seinem Leben sollten die Wände entlanglaufen, eine ständige Mahnung an den teuren Toten, dessen Leib und Seele von Josef, dem Tückischen, vernichtet worden waren.

Sie erwog lange, wer die Würdigsten seien, die Büste des Fabull zu meißeln und sein Leben zu malen. Sie wandte sich an Basil. Der überarbeitete Mann lehnte zuerst vielwortig ab. Aber Dorion, mit ihrer Zähigkeit und geübten Sicherheit, Männern zu gefallen, stimmte ihn um; seufzend, nach dem Austausch

vieler Reden, erklärte er sich bereit, seinem toten Freunde zulieb die Aufgabe zu übernehmen. Freilich erst, nachdem sie angedeutet hatte, für das Andenken ihres Vaters sei ihr nichts zu teuer. Nachdem Basil sich hatte überreden lassen, gewann sie für die Ausschmückung der Wandelhalle den sehr geschätzten und hochbezahlten Maler Theon.

Josef, als die beiden Herren das vereinbarte Honorar von annähernd fünfzigtausend Sesterzien von ihm forderten, erbleichte. Was alles wird diese Frau noch tun, um ihn ins Herz zu kränken? Sicher hatte Dorion weniger um ihren Vater zu ehren diese Aufträge erteilt, als um ihm ein tiefes Ärgernis zu geben. Was hatte die Büste des Basil, was die Malereien des Theon mit seinem Versprechen zu tun, Dorion die Villa zu bauen? Übrigens hätte er, selbst wenn er wollte, das Geld ohne die Hilfe des Claudius Regin nicht aufbringen können. Er beschloß, mit Dorion offen und vernünftig zu reden.

Dorion hatte von den beiden Künstlern gehört, daß Josef die Zahlung verweigerte. Sie spannte sich, als er sich bei ihr anmeldete. Dies wird der erste Gang ihres großen Rachemahls sein. Sie freute sich darauf, wie er seine Armut und Hilflosigkeit vor ihr bekennen wird, unfähig, sein Versprechen einzulösen.

Als er dann vor ihr stand, schaute sie ihn kalt auf und ab, den Mund genießerisch halb offen, mit der breiten Nase schnuppernd. Josef gestand sich, daß er sie selbst jetzt begehrte. Sie hörte ihn bis zu Ende an. Dann sagte sie, und ihre Stimme klang scharf, doch ruhig, sie habe gleich angenommen, daß, was er ihr nach dem Tod ihres Vaters gesagt habe, nichts gewesen sei als schönes Gerede. Er habe das Weib nicht ihrethalb fortgeschickt, sondern um sein sauberes Betthäschen vor der Seuche zu bewahren, und seinen Bastard, da der von der Epidemie nicht gefährdet war, habe er denn auch in Rom gelassen. Es sei keine Überraschung für sie, daß er jetzt ihren Vater noch über den Tod hinaus mit seinem Haß verfolge und die Ehrung zu verhindern suche, die sie für sein Andenken plane.

Josef hörte ihre vor Bosheit und Bitterkeit fast irrsinnigen Sätze betreten an, schweren Herzens, mit großen Augen. Es dauerte lange, bis sie von seinen Ohren in sein Herz drangen. Dorion schloß triumphierend, ihre Geduld sei am Ende, sie

werde nunmehr, sich berufend auf die Kränkung, die er ihr früher angetan, die Scheidung mit prozessualen Mitteln betreiben.

Josef hörte auch das. Er sah Dorion, und er begriff. Er erwiderte nichts. Er neigte sich, verabschiedete sich, ging. Sie nahm befriedigt wahr, daß er ein wenig schwankend ging, nicht ganz so aufrecht wie sonst, ähnlich wie ihr Vater gegangen war, als sie ihn zum letztenmal gesehen.

Josef fragte den Marull um Rat. Zwar konnte er sich der Überzeugung nicht mehr verschließen, daß Dorion ihm ein, für allemal verloren sei. Aber es wollte ihm nicht in den Kopf, daß er mit ihr auch seinen Sohn Paulus preisgeben sollte. Das jüdische Recht gab alle Macht dem Manne. Josef fand es widersinnig, daß ein Vater den Sohn, den er zu seinem Rang emporheben wollte, aus formalen Gründen im niedrigeren Stande belassen mußte. »Die Weltherrschaft Roms«, ereiferte er sich, »basiert auf seinem gesunden Menschenverstand. Was diese Frau mir antun will, verstößt offenbar gegen die Vernunft, gegen den Sinn des Rechts. Wird ein römisches Gericht mich zwingen, es hinzunehmen?«

Der Senator Marull beschaute durch seinen blickschärfenden Smaragd den erregten, vergrämten Mann. Marulls Zähne wurden immer wackeliger, die Ärzte konnten ihm nicht helfen, die Schmerzen verstärkten seine Skepsis gegen die Menschen und ihre Institutionen. »Es wundert mich«, erwiderte er dem Josef, »daß ein so kluger Mann über das Wesen des Rechts so ungenügend nachgedacht hat. Gesetzgebung und Rechtsprechung sind Versuche, die jeweils entstandenen politischen und ökonomischen Verhältnisse nachträglich ideell zu rechtfertigen und zu ordnen. Da nun diese Verhältnisse beweglich und immer im Fluß sind, Recht und Gesetz aber starr und sehr langsam, kann eine absolute Kongruenz des Rechtes mit der Wirklichkeit und ihren Forderungen nie erreicht werden. Der kluge Richter, beziehungsweise der kluge Anwalt, ist also dazu da, den Mann, der es verdient, gegen das Recht zu schützen.« Nach dieser allgemeinen Belehrung ging er auf den konkreten Fall ein. »Hat die Dame Dorion Ihnen ein ansehnliches

Heiratsgut mit in die Ehe gebracht?« fragte er. »Nicht daß ich wüßte«, entgegnete ein wenig bitter Josef. »Ihr Vater war nicht geizig, aber er hat mich nicht geliebt. Außer ihren Kleidern, ein paar Nippsachen und einer mir übrigens recht mißfälligen Katze hat Dorion nichts in die Ehe gebracht. Und diese Katze ist inzwischen verreckt.« – »Die Dame Dorion«, meinte Marull, »wird trotzdem die allenfalls noch vorhandenen Fetzen dieser Kleider mit Erbitterung verlangen, und wir werden sie mit *Zähnen* und Klauen verteidigen müssen. Erst dann nämlich, wenn sie auf dem Weg der Zivilklage die Rückerstattung ihrer Mitgift erreicht hat, kann sie bewirken, daß der Sittengerichtshof gegen Sie vorgeht und der Zensor Ihnen allenfalls die Würdigkeit für den Zweiten Adel aberkennt. In diesem Fall natürlich«, und er klopfte leise mit seinem eleganten Bettelstab den Boden, »könnten Sie unter keinen Umständen mehr in familienrechtliche Beziehungen zu Ihrem Sohn treten. Aber die Dame Dorion ist noch nicht am Ziel«, schloß er tröstend. »Die Gesetze über die Scheidung sind erfreulich kompliziert. Wir können den Prozeß endlos hinausziehen, zwei Jahre, drei Jahre.«

Josef starrte erbittert vor sich hin; es war merkwürdig, wie finster seine gebuckelte Stirn wirken konnte. Marull seinesteils war an dem Fall weniger juristisch als psychologisch interessiert. Es nahm ihn wunder, daß die Dame Dorion selbst ein so großes Ziel wie die Zugehörigkeit zum Zweiten Adel des Opfers der Vorhaut nicht wert fand. Er sah hinter ihrem Widerstand seine alten Feinde, die traditionsgläubigen Esel aus dem Senat. Sicher waren sie es, die Dorion in ihrer Unvernunft bestärkten. So wurde aus dem Streit um den Sohn des Juden Josef ein repräsentativer Kampf zwischen den starren Adeligen des alten Rom und den Liberalen, die das Weltreich mit wirklichem Kosmopolitismus füllen wollten. Wer siegen werde, war schwer vorauszusagen. Die Rollen waren sonderbar verteilt. Denn vermutlich wird diesmal, infolge des Sturzes der Berenike, die liberale Dynastie, der liberale Monarch auf Seiten der konservativen Verfechter der republikanisch-nationalistischen Tradition stehen. Wenn er, Marull, das Mandat des Josef übernahm, begab er sich übrigens offenkundig in Gefahr;

noch immer hing über seinem Haupt die Drohung jenes Gesetzes gegen die Denunzianten. Allein gerade das machte ihm den Kampf reizvoll.

Er hatte eine Idee. »Wie wäre es, wenn Sie Ihren Sohn adoptierten?« schlug er dem Josef vor. Josef sah überrascht hoch, aber, geschult an der Kasuistik der Universität Jerusalem, erkannte er rasch die Möglichkeiten in dem Plan des Römers. »Adoption«, setzte der ihm auseinander, langsam dozierend, »ist die Heranziehung eines neuen Familienmitglieds durch Wahl. Da in Ihrem Fall die natürliche Zeugung nicht genügt hat, Ihren Sohn zum Familienmitglied zu machen, ergänzen wir eben den Mangel durch Heranziehung mittels Wahl. Bin ich verstanden? Oder kennt Ihr jüdisches Recht den Begriff der Adoption nicht?« erkundigte er sich höflich. Josef war beinahe gekränkt. Gewiß gab es Parallelen im jüdischen Recht. Wenn Lea und Rahel ihre leibeigenen Mägde dem Jakob zuführten und dieser die Kinder solcher Zeugung anerkannte, war das etwa nicht Adoption? Und war nicht Esther die Adoptivtochter des Mardochai? Dazu kamen die Vorschriften über das Levirat. Fachlich setzte er, der jüdische Jurist, dem römischen Juristen die seiner Meinung nach sehr simplen Bestimmungen dieser Institution auseinander. »Wir haben da ein sehr einleuchtendes Gesetz«, erklärte er. »Wenn ein Mann stirbt, ohne Kinder zu hinterlassen, dann muß sein Bruder die Witwe heiraten und dem mit ihr erzeugten Sohn den Namen des Verstorbenen beilegen. Es gilt also das zukünftige Kind einer kinderlosen Witwe aus der Ehe mit dem Bruder des verstorbenen Ehemanns als das von letzterem fiktiv adoptierte Kind.« – »Das ist einfach«, anerkannte der römische Jurist. »Unser Recht ist da komplizierter. Die Rechtshandlung selber allerdings nicht. Sie zerfällt in zwei Hauptaktionen, die Loslösung des Kindes aus der bisherigen Mund und die Überführung in die neue Mund. Die Loslösung geschieht durch dreimaligen Verkauf mit Erz und Waage in eine formale Leibeigenschaft. Es müßte also in Ihrem Fall die Dame Dorion den Jungen an einen Dritten, sagen wir an mich, veräußern. Ich gebe ihn frei, und er fällt an die Mutter zurück. Sie verkauft ihn ein zweites Mal an mich, ich gebe ihn abermals frei, so daß er wieder an sie zurückfällt. Sie

verkauft ihn ein drittes Mal und zerstört dadurch endlich ihr Recht, das Kind bei ferneren Freilassungen in ihre Mund zurückfallen zu sehen; denn gemäß den Bestimmungen des Zwölftafelgesetzes erlischt diese Mund erst nach dreimaligem Verkauf. Nun beginnt der zweite Teil der Adoptionshandlung, die Aufnahme des Kindes in die Mund des neuen Vaters. Sie, Flavius Josephus, treten in einem Scheinprozeß als Kläger auf und verlangen die Übergabe des Kindes in Ihre Mund. Die Mutter als Beklagte schweigt, anerkennt hierdurch Ihre Forderung, und Paulus fällt an Sie. Sie sehen, das alles ist relativ einfach.« – »Aber Dorion wäre ja verrückt«, erwiderte Josef, »wenn sie in alle diese Dinge willigte.« – »Sie wäre verrückt«, lächelte schlau und juristisch Marull, »wenn sie sich weigerte. Wenn nämlich die Dame Dorion sich dagegen sträubt, daß ihr Sohn aus einem Provinzialen ohne Bürgerrecht ein Mitglied des Zweiten Adels wird, dann werden wir ihr die Würdigkeit abstreiten, ihr Kind zu erziehen. Außerdem gibt sie Ihnen dadurch einen großartigen Scheidungsgrund an die Hand.« – »Aber Dorion«, überlegte laut Josef, »hat sich doch die ganze Zeit hindurch geweigert, für sich und Paulus das Bürgerrecht zu erwerben und unsere Ehe zu voller Legalität erheben zu lassen.« – »Sie denken zu natürlich und zuwenig juristisch«, tadelte Marull. »Sie hätten doch, mein Flavius Josephus, das Vollbürgerrecht für Ihre Frau nur durch Protektion und illegale Mittel erreichen können.« Josef dachte nach. »Ich verstehe«, sagte er, trotzdem ihm der Kopf ein wenig wirbelte. »Sie sehen«, beendete vergnügt Marull seine Belehrung, »bei einigem Geschick kann man den gesunden Menschenverstand selbst mittels des römischen Rechtes durchsetzen.«

Solange Josef mit Marull sprach, schien ihm der Adoptionsplan nicht ganz aussichtslos. Aber als er allein war, stiegen seine ersten Bedenken wieder hoch, und der Plan des Marull schien ihm doch zu abenteuerlich. Der Sinn einer Ehe halber Legalität war doch eben der, die Kinder in der Mund der Mutter zu belassen, der Sinn einer Adoption der, Kinder fremden, nicht eigenen Blutes der Familie einzupfropfen. Diese Römer waren noch halbe Barbaren, gewiß, und ihre Gesetze und Rechte stammten zum Teil noch aus der Zeit ihres Voll-

barbarentums; aber so unsittlich konnte ihre praktische Justiz trotzdem nicht sein, den Sinn der Gesetze glatt ins Gegenteil zu verkehren.

Lange indes hielt sich Josef mit diesen Meditationen nicht auf. Das Ganze war ein Zirkel. Wenn Recht Unrecht war, warum sollte es sich nicht, mittels geschickter Ausdeutung, wieder in Recht zurückbiegen lassen? Blieb nur die Frage, ob sich sein Fall in der Halle des Sittengerichtshofs als ebenso biegsam erweisen wird wie in den Räumen des Marull.

Ein paar Tage später bat Marull den Josef zu sich. Diesmal hatte er einen gewissen Oppius Cotta zugezogen, einen Rechtskonsulenten. Es war Brauch, daß, um einen Mandanten zu vertreten, ein guter Redner und ein guter Rechtskundiger sich zusammentaten; dieser tiftelte die formal juristischen Argumente aus, jener verarbeitete sie rednerisch. Marull hatte also mit seinem Oppius Cotta den Fall durchgesprochen. Natürlich, meinte der Rechtskonsulent, werde die Gegenpartei versuchen, durch allerlei Einwände die Adoption bis zur Volljährigkeit des Knaben hinauszuziehen. Es komme darauf an, den Scheidungsprozeß der Dame Dorion nach Möglichkeit zu verzögern und das Adoptionsverfahren um so mehr zu beschleunigen. Alles hänge davon ab, wer schneller zum Zuge komme, die Dame mit der Scheidung oder Flavius Josephus mit der Adoption.

Josef erkannte, daß Marull ihm mit seinem Vorschlag eine gute Waffe in die Hand gegeben hatte. Aber in der Angelegenheit mit Dorion überrannte seine Leidenschaft immer wieder seine Klugheit. Statt abzuwarten, was Dorion beginnen werde, beschloß er einen letzten Versuch, sich mit ihr zu einigen. Sicherlich war es unklug, Dorion auf die juristische Methode aufmerksam zu machen, die man einschlagen wollte. Sicherlich wird Marull ihm dringend abraten, nochmals zu ihr zu gehen. Josef wünschte aber nicht, daß man ihm abrate, er verschwieg dem Marull sein Vorhaben. Ihm lag daran, Dorion zu sehen, ihre Stimme zu hören. Er fuhr nach Albanum.

Das Haus lag hell und weiß auf seinem Hügel. Der Türhüter führte ihn in die Wandelhalle. Es roch nach Farbe. Das Fresko

war noch nicht fertig, aber schon sah Josef an den Wänden dreimal den stolzen, fleischigen Kopf des Fabull. Auf kunstreich verziertem Sockel stand die Aschenurne. Alles ringsum war dazu angetan, den Josef zu ärgern. Höhnisch sagte er sich, daß diese Asche da bestimmt nicht die des Malers Fabull sei, sondern irgendwelche, vielleicht sogar eines Tieres.

Da war schon Dorion. Als man ihr den Josef gemeldet hatte, war ein bösartiges Siegergefühl in ihr hochgestiegen. Jetzt konnte er kommen. Sie sei erstaunt, ihn zu sehen, begann sie. Hätten sie nicht beide ihr letztes Wort gesprochen? Nein, erwiderte er, bittend, zuredend. Er habe sich ein Neues ausgedacht, einen Vorschlag, sie beide in Güte voneinander zu lösen, ohne die widerwärtige Zeugenschaft ganz Roms. Sie erwiderte nichts, sie wartete, Ablehnung auf dem Antlitz.

Josef stand unbehaglich in der Wandelhalle, die neugemalten Köpfe des Fabull um sich. Hier konnte man nicht Kontakt bekommen, hier wurde jedes Wort und jede Bewegung steif und gezwungen. Im Innern der Halle war ein gepflegter Garten mit einem Steintisch und steinernen Bänken und Sitzen. Er hätte sich gern gesetzt, aber sie forderte ihn nicht auf. Sie blieb stehen und ließ auch ihn stehen. Scharf und dünn in der reinen Luft hob sich ihre Gestalt. Man war wie auf einer Bühne. Sie war ihm verhaßt, er selber war sich verhaßt, er hätte den Marull fragen, er hätte nicht kommen sollen. Aber nun war er da, und nun mußte er sprechen.

Er sei bereit, sagte er, in die Scheidung zu willigen und für ihren Unterhalt zu konzedieren, was immer sie billigerweise verlange. Er denke an eine Rente von vierzigtausend Sesterzien. Das seien zwei Drittel seines Einkommens. Er sei weiter bereit, und es fiel ihm schwer, für diesen Vorschlag die Lippen auseinanderzubringen, auch die Büste des Basil zu bezahlen und hier die Gemälde des Theon. Er könne freilich diese Beträge nicht alle auf einmal aufbringen, aber über die Termine werde man sich verständigen. »Schön«, sagte Dorion und genoß den Kampf und die Demütigung seines nackten, bewegten Gesichtes.

»Ich habe dafür nur eine Bitte an dich«, fuhr er fort. »Meine Freunde raten mir, Paulus zu adoptieren. Ich bitte dich, dein

prinzipielles Einverständnis zu erklären. Das machte den Vorgang einfacher und weniger peinlich.« Dorion schaute ihn aus ihren hellen Augen an. Langsam verzog sich ihr Mund. Sie lächelte. Sie lachte. Sie lachte los, hell, scheppernd, höhnisch, böse, laut, lange. Sie genoß den Vorschlag des Josef, und sie genoß ihr Lachen. Sicherlich gefiel ihr Lachen ihrem Vater Fabull, sicherlich genossen die drei Köpfe an den Wänden es mit.

Andern Tages erzählte Dorion ihrem Freunde Annius, wie kindisch sich Josef abgezappelt habe, wie klein und jämmerlich er vor ihr gestanden sei. Sie war voll von wilder, großartiger Freude, und sie lachte von neuem. Annius lachte mit. Lachend erzählte er seinem Vetter Flavius Silva von des Josef komischem Vorschlag, den Paulus zu adoptieren. Auch Flavius Silva lachte zuerst. Aber dann überlegte er, diese Juder seien wüste Fanatiker, und dazu teuflisch schlau; wenn es sich um ihren Aberglauben handle, brächten sie es fertig, das Geradeste krumm zu biegen.

Dorion erzählte auch dem alten Valer, dem Dichter, von Josefs Ansinnen. Auch Valer lachte, aber sein Lachen klang grimmig. Die Läufte waren verderbt und gaben Anlaß zu den schlimmsten Befürchtungen. Was war unmöglich in einer Zeit, in der sich ein Jude als römischer Ritter aufspielen konnte, während die echten Römer, die Sprößlinge des Äneas, ihrer Würde entkleidet, die Wachsbilder ihrer Ahnen beim Spediteur unterstellen mußten? Ihn sollte es nicht weiter wundern, führte er aus, wenn der Jude mit seiner Forderung, einen Römer zu beschneiden, bei einem römischen Gericht durchdränge. Schon der alte Seneca, ein schlechter Mann übrigens, der aber zuweilen gute Formulierungen fand und sein übles Leben durch einen anständigen Tod gutmachte, habe treffend bemerkt, die besiegten Juden diktierten den siegreichen Römern ihre Gesetze.

Der alte Valer nahm den Fall so ernst, daß er den Helvid aufsuchte, den Führer der oppositionellen Senatspartei, der sich mit besonderer Strenge für die Prinzipien der traditionellen nationalen Justiz einzusetzen pflegte. Helvid lachte nicht über das Begehren des Josef, er äußerte vielmehr über den ver-

kommenen Adel und den verjudeten Senat bittere Sentenzen, die dem Herzen des Valer wohltaten. Aber sehr ernst nahm auch Helvid den Fall nicht. Er verwies vielmehr den Alten an seinen Rechtskonsulenten. Er glaubte nicht, daß er selber als Redner werde in Aktion treten müssen. Er nahm an, der Scheidungsprozeß der Dame Dorion werde längst zum Sieg geführt haben, bevor die Gegner mit ihrem Adoptionsverfahren recht im Zug seien.

Es zeigte sich aber bald, daß geschickte und einflußreiche Männer am Werk waren, den Scheidungsprozeß hinauszuzögern. Als Anwalt des Josef trat zunächst ein gewisser Publius Niger auf. Bald aber hatten Dorions Freunde ermittelt, daß dieser Publius Niger von einem gewissen Calpurnius Salvian vorgeschoben war und dieser Calpurnius Salvian von einem gewissen Clinius Macro. Es dauerte lange, bis die Freunde der Dorion hinter all diesen Namen den Oppius Cotta auftauchen sahen und die Kanzlei des Junius Marull. Als sie soweit waren, lachte niemand mehr über das Begehren des Josef, den Knaben Paulus zu adoptieren.

Das Modell der »Großen Deborah« gedieh, aber es erforderte mehr Zeit und Arbeit, als die beiden Knaben gedacht hatten. Und als es endlich fertig war, stellte sich heraus, daß man es praktisch nicht verwerten konnte. Es ließ sich zwar nach oben und nach unten in beliebiger Winkelhöhe verstellen, aber beim Abschuß machte es immer wieder eine unvorhergesehene, eigenwillige Drehung und wollte nicht parieren. Die beiden Knaben versuchten dies, jenes; nichts glückte. Schon begannen die Kameraden, die von dem Experiment Wind bekommen hatten, höhnisch zu fragen, ob das Modell in die Kloake gefallen sei.

Die beiden sahen ein, daß sie es allein nicht schafften, daß sie einen Sachverständigen zu Rate ziehen mußten. Josef schied aus; der sollte mit dem fertigen Modell überrascht werden. Blieb des Constans Vater, Hauptmann Lucrio.

Constans hatte seit seinem ersten, stammelnden Versuch, seinen Vater zu entschuldigen, niemals mehr mit dem Freund über die gröbliche Beleidigung gesprochen, die der Haupt-

mann dem Simeon angetan hatte. Aber er wurde ein gewisses Schuldgefühl nicht los. Simeon hatte inzwischen Gelegenheit gehabt, seine Überlegenheit noch öfters zu beweisen; er hatte wirklich den Freund während der Spiele in den Zuschauerraum des Amphitheaters eingeschmuggelt und sich das graue Eichhörnchen verdient. Es lag Constans daran, jene blöde Geschichte einzurenken. So war ihm die Hilflosigkeit vor der »Großen Deborah« nicht ganz unwillkommen. Eines Tages denn, als sich Simeon nach zahllosen, vergeblichen Versuchen auf das kleine Holzgestell des Geschützes setzte und resigniert feststellte: »Beim Herkel, das ist beschissen«, faßte sich Constans ein Herz, schlug den Simeon auf die Schulter und sagte krampfig munter: »Los, Mensch, gehen wir zu meinem Alten.«

Simeon hatte die wüsten Schimpfworte nicht vergessen, mit denen Hauptmann Lucrio ihn überschüttet, und nicht seinen Entschluß, den Hauptmann wegen dieses ehrenrührigen Gewäsches zur Rede zu stellen. Auch er hatte nur auf eine passende Gelegenheit gewartet. Er schaute also den Kameraden, wie der ihn einlud, mit zu seinem Vater zu gehen, von der Seite her an, stand dann langsam auf, stellte sich mit gespreizten Beinen, die Fäuste in den weiten Ärmeln in die Seite gestemmt, nachdenklich hin, wie er es vor einem Entschluß zu tun pflegte, und sagte schließlich nach kurzer Überlegung: »Gemacht.«

Man begab sich zu Hauptmann Lucrio. Die »Große Deborah« schleppte man an einem Strick hinter sich her, stolz auf das Aufsehen, das die merkwürdige Maschine erregte. Simeon kostete den Genuß an diesem Aufsehen nicht ganz aus. Er war beschäftigt mit Überlegungen, wie sich wohl ein junger Mann seiner Art dem Hauptmann gegenüber am richtigsten benehme. Die judenfeindliche Stimmung Roms hatte sich seit der Abreise der Berenike verstärkt; überall jetzt sang man ein Couplet, das jenes »Hep, Hep« als Refrain verwendete, mit dem seinerzeit die römischen Soldaten Jerusalem und den Tempel erstürmt hatten, die Initialen des Hohnrufes: Hierosolyma est perdita, Jerusalem ist hin. An allen Ecken und Enden grölte es: »Was hat der Jud im Tempel? / Ein Schwein, Hep, Hep, ein Schwein. / Warum hat er's im Tempel? / Weil's stinkt,

so wie er selber stinkt. / Hep, Jud, Hep, Jud, Apella Hep.« Auch Simeon, so beliebt er in seinem Stadtviertel war, bekam die steigende Judenfeindschaft zu spüren. Aber das focht ihn nicht sehr an. Sein Vater Josephus hatte den Ring des Zweiten Adels und machte sicherlich selbst an der Tafel des Walfischs gute Figur. Nannte man also Simeon ein »Judenschwein«, dann schimpfte er zurück »Sohn eines Schindergauls und einer alten Hure« oder dergleichen, fand, er habe nach Punkten gesiegt, und damit war die Angelegenheit abgetan. Für ihn gipfelte das jüdische Problem in der geplanten Auseinandersetzung mit Hauptmann Lucrio, und er war entschlossen, da seinen Mann zu stehen.

Hauptmann Lucrio selber, so widerwärtig ihm die Juden waren, hatte den anstelligen und geweckten Simeon vermißt; er wie alle Welt hatte im Grund den Jungen gern. Das Bürschlein ist eben eine Ausnahme, pflegte er sich und andern zu sagen. Daß er den Knaben während der Seuche barsch angefahren hatte, fand er natürlich. Es war einfache Pflicht der Selbsterhaltung, während der Epidemie die Götter nicht herauszufordern, und er, Lucrio, konnte ja nichts dafür, daß Simeon ein Judenjunge war.

Als die beiden Knaben bei ihm eintraten, begrüßte er sie lärmend. Das Modell gar riß sein altes Artilleristenherz hin. Es dauerte nicht lange, da hatte er den Konstruktionsfehler herausgefunden. Er selber half mit, zu schnitzen und zu hobeln. Bald war es soweit, daß man das Modell ausprobieren konnte. Man tat das in der Straße vor Lucrios Haus. Er selber knetete aus Brotteig die Kugeln, Zuschauer sammelten sich, er kommandierte wie in der Schlacht: »Geschoß – bereit« oder »Geschoß – los«. Und siehe, die »Große Deborah« funktionierte. Man schoß auf Spatzen und Tauben, man erlegte eine Taube, es war ein ungeheurer Triumph.

Doch der Respekt vor dem artilleristischen Können des Hauptmanns hinderte den tapferen Simeon so wenig wie seine Bärbeißigkeit, die Aufklärung von ihm zu verlangen, die zu fordern er sich vorgenommen hatte. Sowie also das Probeschießen zu Ende war, schloß er zunächst diesen ersten Teil der Zusammenkunft säuberlich ab mit der befriedigten Konstatierung:

»Schön, das ist das«, wandte sich dann aber kriegerisch an Lucrio, sah an ihm hinauf und fragte herausfordernd: »So, und jetzt, Hauptmann Lucrio, sagen Sie, wieso verpeste ich mit meinem Atem die Luft, und wieso mache ich jeden aussätzig, der in meine Nähe kommt?«

Der Hauptmann schaute einen Moment lang den auf dem Fahrgestell der »Großen Deborah« sitzenden Jungen verblüfft an. Dann erinnerte er sich, daß dies ja die Vorwürfe gewesen waren, die er dem Simeon während der Epidemie gemacht hatte, und mit lärmendem Lachen erwiderte er: »Das ist doch klar. Weil du ein Jud bist.«

»Wieso ist das klar?« bestand Simeon. »Haben Sie einmal einen gesehen, der durch die Berührung eines Juden angesteckt wurde?«

»Die ganze Seuche«, belehrte ihn überlegen der Hauptmann, »ist doch nur gekommen, weil der Walfisch daran dachte, die Jüdin zu heiraten. Wenn schon die bloße Absicht eine Seuche verursacht, was für eine Epidemie muß erst bei einer wirklichen Berührung entstehen.«

Diesem Beweis wußte Simeon fürs erste nichts zu erwidern. »Wieso«, fragte er also, nachdenklich, weiter, »glauben Sie, daß die Juden den Zorn des Himmels herausfordern?«

»Tu doch nicht so«, ärgerte sich Lucrio. »Das wissen doch alle. Erstens, weil ihr eine Scheißbande seid, und zweitens, weil ihr einen ganz verruchten, hinterhältigen Aberglauben habt.«

»Wieso sind wir eine Scheißbande?« fragte höflich und beharrlich Simeon.

Lucrio rötete sich. »Ihr seid Faulenzer«, begann er seine Anklage zu detaillieren. »Jeden siebenten Tag faulenzt ihr und freßt euch voll mit Delikatessen. Dazu habt ihr die Frechheit, diese Faulenzerei Sabbat zu nennen nach dem Gesabber der Verseuchten, denen ihr die Seuche bringt. Außerdem seid ihr geil, geiler als die geilsten Böcke. Aber ihr seid noch eingebildeter als geil. Darum rührt ihr keine Nichtjüdin an.«

Simeon saß erbittert auf seinem Geschütz und dachte scharf nach. »Ich bin nicht geil«, sagte er schließlich streitbar.

»Es war auch nicht persönlich gemeint«, lenkte der Haupt-

mann ein. Simeon brütete. Er war gründlich und gab sich nicht so rasch zufrieden. »Und wieso Aberglauben?« fragte er.

»Weil ihr einen Esel göttlich verehrt«, schrie, über soviel gespielte Ignoranz ergrimmt, der Hauptmann. »Weil ihr Griechenjungen schlachtet. Weil bei euch jedes Schwein seines Lebens sicherer ist als ein anständiger Nichtjude.«

»Beim Herkel«, sagte Simeon, »davon müßte ich doch auch etwas gemerkt haben.«

Lucrio schaute mißtrauisch auf den Jungen. Aber der saß in einer solchen Haltung da, daß man wirklich nicht an Verstellung denken konnte. »Vielleicht haben sie dir noch nichts gesagt«, meinte er, »weil du zu jung bist.« Und um jeden weiteren Einwand zu ersticken, fügte er hinzu: »Achtzigtausend gute römische Soldaten sind in Judäa gestanden. Die haben es mit ihren eigenen, guten, römischen Augen gesehen. Außerdem ist es doch klar: wer die richtige Religion hat, siegt. Habt ihr vielleicht gesiegt? Also habt ihr den Aberglauben. Stimmt's?«

Leider fiel dem Simeon im Augenblick auf dieses Argument keine schlagende Antwort ein. »Sie sind ein großartiger Offizier, Hauptmann Lucrio«, begnügte er sich also zu erwidern. »Aber ich sage Ihnen, das Judentum ist eine erstklassige Sache.«

Die Freude an dem Geschütz war Simeon durch diese Unterredung verdorben. Die Argumente des Hauptmanns nagten an seinem Stolz. Wenn ein Mann soviel von Geschützen verstand wie Lucrio, dann mußte an seinen Argumenten etwas sein. Er dachte daran, seinen Vater zu fragen. Das Interesse, das Josef der Vorführung der »Großen Deborah« bezeigte, ermutigte ihn. Zwei-, dreimal setzte er an, von seinen drückenden Zweifeln zu sprechen, aber er konnte die Scheu vor dem großen, ernsten Herrn nicht überwinden. Er spürte, wie reserviert Josef bei aller Freundlichkeit blieb. Hätte Josef Herz und Sinn mehr geöffnet, sicher wäre der Junge mit seiner Sache herausgerückt; er war so benommen davon, daß eigentlich selbst ein Fremder hätte merken müssen, daß eine heimliche Sorge ihn drückte. Aber Josef war ausgefüllt von dem Streit um seinen Sohn Paulus, er merkte nichts und ließ seinen Sohn Simeon mit seinen Sorgen allein.

Der wandte sich schließlich an Alexas. Sprach ihm von dem, was der Hauptmann den Juden vorwarf, und bat ihn, ihm »auf Ehrenwort« mitzuteilen, was es mit der Anbetung des Esels, der Schlachtung der Griechenjungen und diesen Anwürfen auf sich habe. Alexas war in seinem Innern erbittert auf Josef, daß der den Jungen so hatte verwildern lassen. Mit guten, ruhigen Worten setzte er Simeon auseinander, das seien dumme, armselige Verleumdungen. Die Götter der andern Völker seien leicht verständlich, sie seien Götter jeweils einer bestimmten Gruppe und jedem sichtbar, auch den Dummen, man könne sie beschenken, wenn sie einem hülfen, und beschimpfen und schlagen, wenn sie sich versagten. Der Gott Jahve aber sei unsichtbar und nur denen verständlich, die ihr Hirn ein bißchen anstrengten. Er sei nicht ein Gott, den man einfach von seinem Vater erbe. Er sei der Gott aller Welt, aber eben begreiflich nur denjenigen, die sich Mühe gäben. Infolgedessen würden seine Verehrer von den Faulen und Dummen gerne verleumdet. Schon aber hätten auch unter den Römern und Griechen viele ihn erkannt. Er sei ein Gott auf lange Sicht, und bald werde die Zeit kommen, da alle ihn erkennten, und dann sei kein Unterschied mehr zwischen Römern, Griechen, Ägyptern oder Juden. Es sei jetzt schon müßig, solche Unterschiede zu machen, und einmal werde man diejenigen Narren schelten, die erklärten, einer sei besser oder schlechter, weil er dem oder jenem Volke angehöre.

Simeon überdachte das, es leuchtete ihm ein, und er fand, eigentlich hätte sich Lucrio das alles auch überlegen müssen. Ein Mann, der so gescheit war und Artillerist dazu, hätte die verdammte Pflicht gehabt, sich die Nase dreimal zu schneuzen, ehe er sich solchen Quatsch über die Juden aufbinden ließ und ihn weitergab. Er beschloß, den Hauptmann für seine freche und bequeme Leichtgläubigkeit zu bestrafen.

Unter den Schätzen, die er aus Judäa mitgebracht hatte, war eine Wurzel, der eine besondere Kraft eignete. Diese Wurzel zerrieb er zu Pulver, und das Pulver praktizierte er seinem Kameraden Constans, unmittelbar bevor er nach Hause ging, heimlich in den umgeschlagenen Ärmel des Straßenkleids. Er wußte, daß Constans, zu Hause angelangt, das Straßenkleid

sogleich wechseln mußte und daß es umgedreht, gelüftet und säuberlich verwahrt wurde.

Es kam, wie Simeon es sich ausgedacht hatte. Als Hauptmann Lucrio sich zu Tisch setzen wollte, begann erst seine Frau zu niesen, dann er selber, dann Constans. »Zeichen angenommen«, rief der Hauptmann, denn das Niesen war ein günstiges Omen. Aber das günstige Omen dauerte sehr lange. Der Leibeigene kam und trug die Speisen auf, und das günstige Omen ging noch immer weiter. Der Hauptmann winkte dem Leibeigenen, die Speisen wieder wegzutragen und warm zu stellen, aber der Leibeigene verstand ihn nicht, vielmehr begann er selber an dem günstigen Omen teilzuhaben. Die Speisen wurden kalt, und das Omen hörte nicht auf.

Erschöpft schließlich hockten sie alle auf Stühlen oder am Boden. Noch nach Atem japsend, ohne Zusammenhang, fragte der Hauptmann den Constans: »Warst du mit Simeon zusammen?« Constans war nicht übermäßig schlau, doch auch er ahnte Zusammenhänge. »Hast du wenigstens gezählt«, fragte der Hauptmann, noch immer zwischen schnellen Atemzügen, »wie oft?« Wenn nämlich die Zahl der Niesausbrüche durch sechs teilbar war, dann war sie besonders günstig. »Fünfundachtzig«, sagte Constans aufs Geratewohl, er hatte nicht gezählt. Der Hauptmann selber hatte die Zahl einhundertzweiunddreißig herausbekommen, aber er war seiner Sache nicht ganz sicher und hatte von Constans eine Bestätigung hören wollen. »Ich will dich lehren«, schrie er also, »mir meine günstigen Zeichen zu verhunzen«, packte den Constans und verprügelte ihn, so kräftig das seine Erschöpfung zuließ.

Constans, als er seinen Freund am andern Tag traf, erzählte ihm nichts von diesen Vorgängen. Aber plötzlich, ohne ersichtlichen Anlaß, schimpfte er los: »Scheißkerl, Saujud«, und stieß den harmlos neben ihm Trottenden tückisch schmerzhaft in die Rippen. Da merkte Simeon, daß alles nach Wunsch gegangen war, und in der Rauferei, die sich aus dem Stoß des Constans entwickelte, behandelte er diesen mit Glimpf und Großmut.

Josef versuchte in diesen Wochen mehrmals, sich ernsthaft an die neue Arbeit zu machen, das ungeheure Material für seine »Universalgeschichte des jüdischen Volkes« zu sichten. Aber es gelang ihm nicht, sich zu konzentrieren. Seine Gedanken schweiften ab zu seinem Sohne Paulus. Immer wieder stellte er sich mit Bitterkeit vor, wie sicher in seinem Streit er sich fühlen dürfte, wenn Berenike auf dem Palatin thronte. Dann wieder freilich schien es ihm beinahe gut und ein Beweis jener Vorsehung, die über ihm waltete, daß die Hoffnungen auf Berenike eingestürzt waren. Seine Träume von der geistigen Herrschaft Israels hatten sich grob veräußerlicht, er hatte eitle, plumpe Symbole benötigt, wie die Bildsäule in der Bibliothek des Friedenstempels: nun war es mit solchen Dingen auf lange hinaus zu Ende, und das war gut so.

Er kam mit der Arbeit nicht vom Fleck. Sein neuer Sekretär, der Syrer Machon, störte ihn mehr, als daß er ihm half. Sein Griechisch war untadelig, aber es hatte keine Musik. Die Sätze, die Josef mit ihm ausarbeitete, gaben den Sinn korrekt wieder, aber es fehlten die Schwingungen, die Josef im Aramäischen und Hebräischen erreichbar waren. Josef empfand schmerzlich seine eigene Unzulänglichkeit, er entbehrte Phineas.

Immerhin zwang er sich eine Zeitlang, methodisch zu bestimmten Stunden zu arbeiten. Doch eines Tages konnte er es nicht mehr. Er war Wochen hindurch mit seinem Sohne Paulus nicht zusammen gewesen. Im Geist sah er ihn vor sich, schlank, blaßbraun, zart und kräftig, hörte seine Stimme. Es litt ihn nicht länger bei der lustlosen Arbeit. Er mußte fort aus der Stadt, er mußte ins Freie.

Der nächste Weg nach Albanum wäre der auf der Appischen Straße gewesen. Aber er ging vors Latinische Tor und ließ sich ein gutes Stück Wegs auf der Latinischen Straße fahren. Erst kurz vor Ferentinum hieß er den Kutscher nach dem Albanischen See zu abbiegen. Es war nicht seine Absicht, Dorion oder Paulus zu sehen: aber was sollte ihn hindern, wenigstens eine Luft mit seinem Sohn zu atmen?

Er erging sich in der hügeligen Landschaft. Anmutig lag der See, dort drüben glänzte das Meer, und hier, prunkvoll, hoben sich weit und weiß die Bauten des Prinzen. Josef war Stadt-

mensch, die schöne Landschaft sagte ihm nicht viel. Es war schon spät im Sommer, es wird bald dunkel werden, es war ziemlich kühl. Er ging vor sich hin, nachdenklich, voll müder Bitterkeit.

Dies dort war die Villa Dorions. Hätte man ihn um Rat gefragt, er hätte sie höher bauen lassen, stattlicher, mit mehr Terrassen. Aber Dorion verstand das wahrscheinlich besser. Auf alle Fälle, das hatte er leider erfahren, war ihre Schlichtheit bedeutend kostspieliger. Was sie wohl für ein Gesicht machte, wenn er jetzt vor sie hin träte? Oh, er wußte es genau, er brauchte es nicht noch einmal auszuprobieren.

Er ging zurück, der Straße zu, wo sein Wagen wartete. Plötzlich, auf einem Hügelkamm, sah er ein Ziegengespann auftauchen, ein ihm wohlbekanntes. Er wußte, daß er die ganze Zeit darauf gewartet hatte; er hatte es sich nur nicht eingestanden. Denn wozu sonst wäre er hierhergefahren, wozu sonst in dieser Gegend herumgegangen zu der Stunde da sein Sohn Paulus seine Ausfahrt zu machen pflegte? Sehr groß in der reinen Luft, auf dem Kamme des Hügels, klar im Licht, fuhr Paulus einher, aufrecht stehend in dem kleinen Gefährt, lässig und geschickt, sehr ernsthaft. Josef sah jede Einzelheit mit außerordentlicher Schärfe, jede Falte in dem leichtwehenden Gewand des Knaben, jedes Haar des Ziegenbocks Paniscus.

Er selber stand gegen das Licht in einer Talsenkung. Der Junge konnte ihn sehen, aber er mußte ihn nicht sehen. Wenn er sich still hielt, dann war es leicht möglich, daß Paulus ihn nicht gewahrte. Aber wenn er sich regte oder gar weiterging, dann mußte er wohl auf ihn aufmerksam werden. Josef schämte sich und hielt still.

Paulus fuhr auf dem schmalen Pfad oben auf dem Kamm. Er sah gerade vor sich hin auf seinen Weg, er fuhr langsam, elegant, locker. Plötzlich versteifte er sich und wurde ungeschickt, seine Haltung bekam etwas Krampfiges. Josef hielt nach wie vor ganz still. Wird er weiterfahren? Paulus fuhr weiter.

Josef, in seinem Rücken jetzt, regte sich noch immer nicht. Ihn fror. Sein Junge fuhr an ihm vorbei. Sein Junge hatte ihn gesehen und fuhr an ihm vorbei.

Da, unvermutet, wendete das Gefährt. Das war nicht leicht,

aber Paulus machte es geschickt. In Schlangenlinien fuhr er den Hügel herunter, klug stellte der Bock Paniscus die Füße, das Gefährt kam auf Josef zu. Paulus nahm die kleine Peitsche in die linke Hand, senkte sie und streckte den rechten Arm mit der flachen Hand zum Gruß aus wie ein Rennfahrer, der in der Arena die Schaurunde fährt. Josefs Herz hob sich, schlug in Stößen. Der Junge kam näher, hielt vor ihm, das Gesicht ein wenig lächelnd, seine Verlegenheit mit Mühe meisternd.

Josef sagte, seine Stimme klang belegt, das Sprechen fiel ihm nicht leicht: »Jetzt kutschierst du aber, daß du dich in der Arena sehen lassen könntest.« – »Ja, mein Paniscus ist jetzt großartig gezogen«, sagte Paulus.

Erregung hatte ihn gepackt, eine scheue Freude und Zärtlichkeit, als er seinen Vater erspäht hatte. Dessen Gewohnheit war es sonst nicht, aufs Land zu fahren und Spaziergänge zu machen. In letzter Zeit freilich, seit dem Tod seines Großvaters Fabull, sprachen die Mutter und Phineas sehr unfreundlich über den Vater, und die Maßlosigkeit, mit der dieser in des Paulus Gegenwart seinen verehrten Lehrer Phineas zurechtgewiesen, hatte in dem Knaben einen Stachel zurückgelassen. Allein wie er jetzt den Vater erblickte, war trotzdem ein warmes Gefühl in ihm hochgestiegen. Es verwirrte ihn, daß dieser Mann, sein Vater, der große Schriftsteller und Freund des Kaisers, scheu wie ein entlaufener Leibeigener in der Landschaft herumstrich, um das Haus herumschleichend, in der unbestimmten Hoffnung, ihn zu sehen. Gleichzeitig aber dachte er an die Kränkung der Mutter und die Kränkung des Phineas, er war voll von Verlegenheit und Unmut, und sein erster Gedanke war, sich blind zu stellen, glatt weiterzufahren. Doch dann sagte er sich, es wäre feig, sich zu drücken. Man darf dem Unbequemen, Widrigen nicht aus dem Weg gehen, man muß sich ihm stellen, so entspricht es den Prinzipien des Schönen und Guten; das lehrte ihn Phineas jeden Tag. Und während Unmut gegen seinen Vater ihn füllte, war er trotzdem stolz, daß er die weite Fahrt gemacht hatte, nur um ihn, vielleicht, zu sehen, und stolz vor allem war er, daß sein Vater ihn gerade in dem Augenblick getroffen hatte, da er ihm seine Kunst in ihrem besten Glanz vorführen konnte. Die Wendung da oben

auf dem Hügelkamm, die war, beim Herkules, höllisch schwer gewesen, da hätten die meisten versagt, und er freute sich, wie gut er sich im Angesicht des Vaters bewährt hatte. Doch schon während er Richtung auf Josef nahm, überlegte er wieder, wie sehr es seine Mutter und Phineas verdrösse, wenn sie ihn zusammen mit Josef sähen, und er beschloß, sich nicht in eine längere Unterredung mit dem Vater einzulassen. So elegant er hergefahren war, so steif und ungelenk stand er jetzt, hin und her gezerrt von seinen Empfindungen, auf seinem schwankenden, kleinen Wagen.

Josef, sonst nicht eben sehr tiefsichtig, wenn es um Paulus ging, erriet diesmal die Gedanken des Jungen genau. Er hätte gerne gefragt, was die Mutter mache und wie es um die Vollendung der Villa stehe, aber er fürchtete, dadurch an seine eigene schwächste Stelle zu rühren und den Jungen noch scheuer zu machen. Er sagte nur ein paar allgemeine Sätze: wie angenehm es sei, noch um diese Zeit auf dem Lande zu leben, und wie bequem Paulus hier seinen Tag zwischen Studium und Sport teilen könne. Paulus, ein wenig schwunglos, erwiderte, die Kameraden fehlten ihm, er langweile sich hier, so allein. Man brauche den Wettstreit, fügte er altklug hinzu.

Josef hörte aus diesen letzten Worten den Phineas heraus. Doch war in ihm die Freude, daß Paulus nicht, wie er zuerst stockenden Herzens gefürchtet hatte, an ihm vorbeigefahren war, noch genoß er den Anblick des Sohnes, freute sich seines wehenden Haares, seiner Stimme, aber schon sagte er sich: Es ist Phineas, der Verfluchte, dem ich das zu danken habe. Phineas lehrt ihn Selbstzucht, lehrt ihn, man dürfe auch dem Peinlichen nicht aus dem Weg gehen. Phineas bringt ihm die Lehren der Stoa bei. Was sind das schon für Lehren. Wie platt und armselig sind sie, wenn man sie mit der Weisheit des Predigers, des Kohelet, vergleicht. Kohelet möchte ich dem Jungen beibringen. Nicht jetzt, später natürlich. Es ist ein verdammt schwieriges Buch. Der Kohelet verstand die Griechen, aber die Griechen haben Mühe, ihn zu verstehen. Ach, Paulus, mein Sohn, würde das Buch verstehen, wenn ich nur Gelegenheit hätte, es ihm aufzuschließen. Ich könnte verrückt darüber werden, daß ich sogar dieses kurze Gespräch dem Phineas ver-

danke. Josef weiß, daß es unklug ist, das Zusammensein länger auszudehnen. Er kennt genau die Prinzipien des Schönen und Guten, wie Phineas sie seinen Jungen lehrt, das hohe Lob der Selbstbeherrschung, er weiß, daß Paulus es ihm übelnimmt, weil er nun dasteht, seine Gefühle zeigt, sich nicht von ihm trennen kann. Er sollte sagen: Dort unten wartet mein Wagen. Und weiter gute Fortschritte im Homer und im Kutschieren. Und grüß die Mutter und Phineas. Das sollte er so leicht wie möglich sagen, aber er kann es nicht, er bringt es einfach nicht fertig, vielmehr schwatzt er weiter, krampfig, in einem selbst für seine Verhältnisse ungewöhnlich schlechten Griechisch, müßiges, läppisches Zeug. »Ja, Homer«, sagt er. »Es steht viel Unsinn im Homer. Aber er versteht sich auch auf Schönheit und Weisheit. Wenn Odysseus die Freier alle erschlägt, die gewalttätigen, die Männer der Tat, dann schont er den Dichter. Sie wissen, was der Schriftsteller wert ist, die Griechen.« Was sagt er denn da? Was geht denn das den Jungen an? Was soll denn Paulus von ihm denken? Trotzdem spricht er noch eine Zeitlang in diesem Ton weiter. Endlich verstummt er, steht nur da und schaut den Jungen an. Dabei ist es jetzt schon ziemlich dämmerig, er müßte wirklich an die Rückkehr denken. Allein er steht da und schaut den Jungen an.

Er wartet so lange, bis Paulus selber Schluß macht. Es werde schon dunkel, meint er, und er müsse jetzt wohl heim. Da endlich rafft sich Josef zusammen und sagt hastig, ziemlich sinnlos: »Ja, ganz recht, auch mein Wagen wartet ja dort unten.« Und dann fährt der Junge weg.

Josef aber, auch das ist falsch, bleibt weiter stehen und schaut ihm nach, bis er außer Sicht ist. Dann, ein wenig stolpernd, in verworrenen Gedanken, geht er zurück nach der Landstraße.

Für Simeon war die Angelegenheit mit dem Hauptmann Lucrio abgetan gewesen, nachdem er ihm auf so spürbare Art die Nieszeichen gesandt hatte. Simeon-Janiki war kein Philosoph. Was er dem Hauptmann und mehr noch seinem Kameraden Constans hatte zeigen wollen, war wohl, daß ein elfjähriger Judenjunge Glück und Unglück kündende Wahrzeichen ebenso

handhaben könne wie ein ausgewachsener, römischer Eingeweidebeschauer und Vogelflugdeuter, und daß es also mit den religiösen Meinungen des Hauptmanns nicht weit her sei. Ob das den andern ganz klar wurde, daran lag ihm nichts, vielleicht war es ihm selber nicht ganz klar, jedenfalls hatte er, des war er sicher, die Sache fair und männlich erledigt.

Constans aber kam nicht so einfach darüber weg. Es wurmte ihn, daß Simeon sich über seinen Vater lustig gemacht hatte. Daß er ihn obendrein bei jener dem Ereignis folgenden Prügelei so mild behandelt hatte, kränkte ihn nur noch mehr. Sich von seinem Kameraden zu trennen, vermochte er nicht, doch zeigte er ihm seinen Groll auf dumpfe, hilflose Art. Wenn man etwa Räuber und Soldaten spielte, trennte er sich bei der Einteilung von Simeon, was früher niemals vorgekommen war, und wenn Simeon unter die Räuber ging, ging er unter die Soldaten. Den Simeon ärgerte das, aber mehr noch war er verwundert. Einmal fragte er den Constans geradezu, was los sei, was er, beim Herkel, gegen ihn habe. Constans wich aus. Simeon dachte sich, es werde wohl wegen des grauen Eichhörnchens sein. Gutmütig bot er dem Constans an, er wolle ihm das Tier auf einen Monat leihen. Aber Constans, nach einigem Zögern, sagte männlich: »Geschäft ist Geschäft«, nahm das Eichhörnchen nicht und blieb weiter muffig und verstockt.

Eines Tages, als Constans wieder einmal Soldat, Simeon aber Räuber war, wurde der Kampf besonders erbittert. Es war selbstverständlich, daß die Soldaten, nicht die Räuber die »Große Deborah« benutzten. Nicht selbstverständlich war, daß die Soldaten das Lied mit dem Hep-Refrain anstimmten: »Was hat der Jud im Tempel? / Ein Schwein, Hep, Hep, ein Schwein.« Im Gegenteil, das war eine Frechheit, da doch schließlich die »Große Deborah« eine Erfindung der Juden und es somit höchst unbillig war, wenn die, die sie benützten, dieses Lied sangen. Der erbitterte Simeon setzte also seinen ganzen Ehrgeiz darein, mit seinen Räubern das Geschütz wieder in seine Hand zu kriegen. Aber der erste Sturmangriff war vergeblich, die andern hatten die bessere Mannschaft. Die Räuber zogen sich ziemlich weit zurück, um die »Große Deborah« mit langem Anlauf in endgültiger Attacke zu nehmen. Das

Geschütz selber trat in Tätigkeit, Constans bediente es, er schoß schnell, treffsicher. Er sah voraus, daß diese Attacke gelingen und daß sein nächster Schuß sein letzter sein werde. Er richtete das Rohr auf Simeon, schoß, traf.

Er traf sehr gut. Simeon, im Begriff vorzustürmen, fiel um und blieb liegen. Die andern dachten zuerst, es sei Spiel, die Räuber stürmten weiter, und die Soldaten wehrten sich weiter. Aber als Simeon liegenblieb, wendeten sie sich zurück, und sie sahen, daß die Kugel, die ihn getroffen hatte, nicht aus Brotteig war, sondern aus Stein. Nicht Constans hatte geladen, andere hatten ihn bedient, schon ließ sich nicht mehr feststellen, wer den Stein in die Röhre geschoben hatte, ob es ein Versehen war, Neugier oder Absicht. Simeon jedenfalls lag da und rührte sich nicht; die Kugel hatte ihn an der Stirn getroffen, gerade überm Auge. Die Jungens standen um ihn herum, einsilbig, betreten, bis endlich Vorübergehende sich einmischten. Dann schaffte man den toten Knaben in das Haus des Alexas.

Alexas ließ den Josef sogleich holen. Als er ihm erzählte, was man ihm berichtet hatte, stand Josef vollkommen ruhig; nur seine Zähne malmten auf merkwürdige Art. Ein einziger Gedanke füllte ihn an, füllte ihn ganz aus, so daß neben ihm kein anderer Gedanke möglich war: Ich habe mich um den andern bemüht, daß der kein Goi wird; inzwischen haben die Gojim mir meinen jüdischen Sohn erschlagen. Das dachte er unablässig.

Alexas hatte zu sprechen aufgehört. Josef sagte nichts, er stand mitten im Zimmer, leicht schwankend. »Wollen Sie Janiki nicht sehen?« fragte schließlich Alexas, die Stimme heiser, belegt. Josef schien nicht zu hören. Dann, unvermutet, fragte er: »Bitte?« Und Alexas wiederholte, feindselig: »Wollen Sie Janiki nicht sehen?« Josef, wieder nach einigem Schweigen, sagte, und es klang beinahe zaghaft: »Das geht doch nicht.« Alexas schaute erstaunt hoch, dann fiel ihm ein, daß Josef offenbar an jene Vorschrift dachte, die es dem Priester verbot, sich einer Leiche auf mehr als vier Schritte zu nähern. »Ach so«, sagte er, und in seiner Stimme war etwas wie Verachtung und Enttäuschung. »Sie könnten ihn ja vom Nebenzimmer aus sehen«, schlug er dann vor. »Ja, so ginge es«, erwiderte

zögernd Josef und folgte dem Alexas.

Er setzte sich in das Zimmer neben der Leiche. Durch die offene Tür beschaute er seinen toten Sohn. Der lag auf dem umgestürzten Bett; Alexas hatte es umgestürzt, wie man das tat zum Zeichen der Trauer. Alexas ließ ihn allein mit dem Toten, und so blieb er die ganze Nacht.

Er dachte in dieser Nacht vieles, was er sonst nicht bedachte, und als der Morgen kam, war er um viele Nächte älter geworden. Gemeinhin hatte er Furcht davor, in seine Tiefen zu steigen, er war zu bequem dazu. Aber diesmal waren seine Tiefen aufgerissen, er mußte hinunter. Er dachte übrigens nicht griechisch in dieser Nacht und nicht lateinisch und nicht hebräisch, alle seine Gedanken gingen in dem Aramäisch seiner frühen Jugend, das ihm häßlich schien und das er verachtete.

Er haderte, er vernünftelte, er gab sich alle Schuld, dem Schicksal, Gott, Dorion. Sein Jammer war ohne Maß, ohne Maß sein Bereuen, ohne Maß seine Anklagen.

Er hat diesen seinen jüdischen Sohn zu wenig geliebt. Er hat Mara versprochen, ihn zu betreuen, aber er hat ihn schlecht gehütet, und wenn sie ihn fragt: »Wo ist Janiki, mein Kind, dein Sohn?«, dann kann er ihr nichts erwidern. Er hat sein Herz an den Sohn der Griechin gehängt, er war stolz auf diesen Sohn seines Herzens, ihn hat er gehütet, die Hüterin seines jüdischen Sohnes aber weggeschickt und ihn selber schlecht bewacht; so ist der Tod dieses Sohnes verdiente Strafe.

Wer je hat sich so lächerlich überhoben? Kaum hat Mara den Rücken gekehrt, die Verachtete, zum zweitenmal Fortgeschickte, da war ihr schlecht behüteter Sohn schon verdorben, umgekommen durch jene Gojim, vor denen sie sich gefürchtet hatte, unter denen er selber aber, Josef, einherging mit lässigem Hochmut, ein Herr unter Geringeren. Da sitzt er jetzt, ein Haufen Dreck. Er, der Westöstliche, der Mann mit dem Kosmopolitischen Psalm. Römer hat er sein wollen und Jude zugleich, ein Weltbürger. Ein schöner Weltbürger. Wenn Weltbürger einer ist, der überall hingehört und somit nirgendshin, dann ist er einer. Nichts ist er. Kein Römer, kein Jude. Ein Nichts.

Flavius Josephus. Der große Schriftsteller. Seine Büste steht im Friedenstempel. Er hat ein berühmtes Buch geschrieben. Er arbeitet an einer »Universalgeschichte« der Juden. »Siebenundsiebzig sind es, die haben das Ohr der Welt, und ich bin einer von ihnen.« Ein Haufen Dreck.

Er grub tief in sich, und er fand nichts. Er grub tiefer, da fand er Lust. Er grub tiefer, da fand er Eitelkeit. Noch tiefer, da fand er nichts. Noch tiefer, da fand er abermals Eitelkeit. Da erschrak er in seinem Herzen und fürchtete sich sehr.

Er flüchtete in die erlernte Weisheit. Aber sie gab ihm keinen Trost. »Ich habe erkannt, daß alles, was Gott macht, so bleibt in Ewigkeit. Nichts kann man hinzutun, und nichts kann man davon wegnehmen. Was ist, ist längst gewesen, und was noch sein wird, ist längst gewesen. Und weiter sah ich, wie es unter der Sonne zugeht: wo Milde sein sollte, war Bosheit, und wo Gerechtigkeit sein sollte, Unrecht. Da dachte ich in meinem Herzen, das ist von Gott der Menschen wegen so eingerichtet, damit sie einsehen, daß sie nicht mehr wert sind als das Vieh. Denn es geht dem Menschen wie dem Vieh, und sie haben *ein* Geschick. Wie dieses stirbt, so stirbt jener; *einen* Odem haben sie, und der Vorzug des Menschen vor dem Vieh ist ein Nichts, und alles ist eitel. An *einen* Ort geht alles: aus Staub ist es geworden, und es kehrt zurück in den Staub. Wer will wissen, ob der Geist des Menschen in den Himmel steigt und der des Viehs in die Tiefen der Erde?« So hat es einer gesagt, mit Namen Kohelet, vor ein paar hundert Jahren, wer könnte es besser sagen? Was braucht man da ihn, Flavius Josephus, und seine »Universalgeschichte«?

Der das sagte, jener Kohelet, war ein kluger Mann. Sie haben ihn nicht gemocht, und sie mögen ihn heute nicht, ihn nicht und sein Buch nicht. Durch Jahrhunderte haben sie in Jerusalem gestritten, ob sie sein Buch unter die Heiligen Schriften aufnehmen sollen, und jetzt noch streiten sie darüber in Jabne. Er ist zu klug und zu höhnisch, der Kohelet. »Es gibt für den Menschen nur das *eine:* essen und trinken und sich von seiner Arbeit ein gutes Leben machen.« Das ist sein Resultat, das ist der letzte Schluß desjenigen, der am meisten geforscht hat auf dieser Erde. Sechzehn verschiedene Arten des Forschens hat

er angewandt, und sechzehn gute Worte für diese sechzehn Arten hat er gefunden, und dies ist sein Resultat: »Alles ist Haschen nach Wind« und »Es gibt nichts als essen und trinken.«

Dann wieder überkam Josef die Wut. Gott hält ihn zum Narren, Gott schaukelt ihn auf und ab, er spielt mit ihm wie das Meer mit einem Stückchen Kork. War es nicht erst wenige Wochen her, daß er zu Titus ging, großartig, auf der Höhe seines Glücks, und innen und außen war alles Glanz und Erfüllung? Und jetzt hat sich Jahve diesen blöden Witz mit ihm erlaubt. Das einzige, was er seinem Sohne Simeon beigebracht hat, war ein wenig Kunde von Geschütztechnik, und ausgerechnet durch diese alberne Parodie der Kriegsmaschine, die er ihm so stolz beschrieben, haben Jahve und die Gojim ihn umgebracht.

Was hat er verbrochen, daß Gott sich an ihm mit einem so läppischen Spaß vergriff? Er wollte seinen griechischen Sohn zu Gott führen. Ist das ein Verbrechen?

Er stand auf, sein Atem ging gewalttätig, er fauchte gegen Gott. Schön, man konnte ihn aufblättern, und Schicht um Schicht zerfiel, und man fand eine leere Hülse hinter der andern. Oben ist er ein Römer, aber wenn man ein wenig kratzt, dann wird er zum Weltbürger, und kratzt man noch mehr, dann ein Jude, und kratzt man ganz tief, dann geht auch das ab. Aber *eines* bleibt, *eines* kann man nicht wegkratzen, *eines* ist er: Josef Ben Matthias, Flavius Josephus, ein Häufchen Eitelkeit vielleicht, aber ein Wer jedenfalls, ein Ich. Das mag seine Schande sein, aber mehr noch ist es sein Stolz. Er erzählt zum Beispiel nicht von Ziffern, er tut das nicht, er mag nicht, er erzählt von lauter solchen Menschen, wie er einer ist, von lauter Ichs. Und so behauptet er sich vor Gott. Gott hat nicht das Recht, mit diesem Ich so umzuspringen. Sonst hätte er es nicht so machen dürfen.

Wie Hiob empörte er sich gegen Gott und sagte ihm Streit an. »Ich war eitel, ich habe mich überhoben«, gestand er einem unsichtbaren Richter ein. »Ich verstecke nichts. Trotzdem kränkt Jahve mich zu Unrecht und hat mir zu Unrecht meinen Sohn erschlagen. Wenn ich eitel war, hat nicht Jahve

mich dazu gemacht? Wenn ich eitel war, war ich es nicht für Jahve? Ich wollte zeigen, daß ein Knecht Jahves menschlicher ist, göttlicher als ein Knecht Jupiters. Das war meine Eitelkeit. Und die vertrete ich. Und nun ist es an Jahve: er rede.«

Allein nach diesem Ausbruch seiner Wut und seines Stolzes sank er doppelt gering in sich zusammen. Ganz genau wußte er, daß er diesen seinen Sohn Simeon zu wenig geliebt hatte und daß er darum an ihm gestraft worden war. Sein Herz war lässig, sein Gefühl war arm, das war seine Schuld. Es war eine große Schuld.

Alles bis jetzt, sein Tun und sein Leiden, ist durch ihn hindurchgegangen. Er hat sich geschüttelt, und es war nicht mehr da, und er konnte neu beginnen. Diesmal kann er es nicht. Dies wird immer dasein. Durch all seine Zukunft wird jetzt Simeon um ihn sein mit der Forderung, die er an ihn hat.

Josef blieb die ganze Nacht in dem Zimmer neben der Leiche. Alexas kümmerte sich nicht um ihn. Die Nächte waren schon ziemlich kalt, Josef war erschöpft und wohl auch hungrig, aber er dachte nicht daran.

Am späteren Morgen brachte man zwei Besucher zu ihm, den Hauptmann Lucrio und seinen Sohn Constans. Die beiden standen verlegen herum. Sie wußten nicht, was sie zu dem blassen, verwildert ausschauenden, unrasierten Mann sagen sollten. »Ich bin ohne Schuld«, sagte schließlich Constans, seine Stimme klang rauh und gestoßen, es fiel ihm nicht leicht, zu sprechen. »Es war ein Stein. Ich weiß nicht, wer ihn in die Röhre getan hat. Aber ich bringe es noch heraus und zerschlage ihm die Knochen. Beim Herkel«, fügte er hinzu, er hatte diese Gewohnheit von seinem Freunde Simeon angenommen.

Josef schwieg. Nun kamen sie also, die Mörder. Er bemühte sich, aufzufassen, was Constans gesagt hatte, das war nicht leicht. Aber es gelang ihm. Hat er nicht gesagt, er sei ohne Schuld? Vielleicht ist er es, sicher glaubt er es. Aber wer ist ohne Schuld? Alle haben sie zusammengeholfen, alle haben sie seinen jüdischen Sohn gehetzt. Zuletzt tat er den Mund auf, es gelang ihm zu sprechen. »Ja«, sagte er, »natürlich, du bist ohne

Schuld, beim Herkel.« Er lächelte sogar. Das freilich war ungeheuer mühevoll.

Den Hauptmann Lucrio hatte es Überwindung gekostet, diesen Gang zu machen. Er fand es fair, daß er hier war, und Josef, schien ihm, würdigte diese Fairneß nicht genügend. Flavius Josephus war zwar römischer Ritter und hatte Zutritt zum Kaiser, aber er blieb schließlich doch nur ein Jude. Man sah es auch daran, wie er sich jetzt verhielt. Im Nebenzimmer zu hocken, das Bett umzustürzen, was für barbarische abergläubische Sitten. Lucrio, als alter Soldat, liebte es, frei von der Leber weg zu sprechen, und hatte Lust, seine Ansicht in klaren Worten zu äußern. Da jedoch infolge einer unglückseligen Fügung sein Constans es war, der den Simeon getötet hatte, und da, wer weiß, der Tote vielleicht zuhören und später rächend eingreifen konnte, zog er es vor zu schweigen.

Er trat mit seinem Sohne näher an die Leiche heran. Er hatte gleich geahnt, daß die Freundschaft mit dem Juden nicht gut ausgehen werde. Jetzt liegt dieser Simeon tot auf dem umgestürzten Bett, und sein Constans ist schuld daran. Er wird für alle Fälle, um einer Rache des Toten zuvorzukommen, sich den Constans selber noch einmal vornehmen und ihn tüchtig durchprügeln. Überhaupt war es geboten, sich mit dem Toten zu verhalten, ganz abgesehen davon, daß der Kleine für einen Juden ein ungewöhnlich netter, geweckter Junge gewesen war. Das Bett haben sie umgestürzt, diese Abergläubischen, aber das Wichtigste haben sie wahrscheinlich versäumt. Und Lucrio zog eine Kupfermünze heraus und legte sie dem Simeon unter die Zunge, auf daß der sein Fährgeld für den Totenschiffer Charon bei sich habe.

Constans schielte nach der Leiche, zerstoßen vor Scham und Zerknirschung. Er hat sich furchtbar blöd benommen. Wahrscheinlich hat sein Kamerad nicht einmal gewußt, warum er eigentlich mit ihm verkracht war. Er war ein großartiger Bursche gewesen, sein Freund Simeon. Wie er die »Große Deborah« fertiggebracht hat, das war eine Leistung, und zuletzt noch hat er ihm das graue Eichhörnchen angeboten. Wenn er offen mit ihm gesprochen hätte, dann wären sie zusammengeblieben, sei es als Räuber, sei es als Soldaten, und dieses

Scheußliche wäre nicht passiert.

So standen die beiden bei der Leiche, und Josef hockte im Zimmer nebenan. Dann, nach einer geziemenden Weile, hob der Hauptmann grüßend die Hand gegen den Toten, wie ein anständiger Römer es in einem solchen Fall machte, dreimal, und das gleiche tat sein Sohn, und sie riefen: »Leb wohl, mein Simeon.« Dann, brummig, mit kurzem Gruß gegen Josef, zog sich Lucrio mit Constans zurück.

Später am Tag kam Alexas. Der sonst so ruhige und höfliche Mann zeigte dem Josef auch jetzt das gleiche, herausfordernde Gesicht wie am Abend vorher. »Ich habe zusammen mit Doktor Licin die Beerdigung arrangiert«, sagte er. »Wir werden ihn morgen beerdigen, vor dem Appischen Tor.«

Josef saß, er sah ausgeleert aus bis ins Letzte. Es war ihm dick vor den Augen wie damals in der Höhle, als er am Verdursten war. Er hörte den aggressiven Ton des Alexas, er begriff, daß er offenbar auch in seinen Augen nicht ohne Schuld war. Aber das kümmerte ihn nicht. In ihm dachten noch immer die Verse des Kohelet: »Alles steht unter eisernem Gesetz, alles geschieht zur vorbestimmten Zeit: geboren werden und sterben, pflanzen und niederhauen, töten und heilen, aufbauen und einreißen, finden und verlieren, sich umarmen und sich vermeiden, Krieg und Frieden. Was also hat es für einen Wert, daß einer sich mühe?« Dies dachte er, und er saß da, hartnäckig, verwildert. Die Glieder mochten ihm eingeschlafen sein, aber er bewegte sich nicht.

Es kamen Freunde, ihn zu besuchen. Demetrius Liban, Claudius Regin, Doktor Licin. Man schickte ihm in weidengeflochtenem Körbchen das Linsengericht der Trauer. Aber trotzdem es Vorschrift war, die Trauernden zu trösten, kamen nicht viele Juden. Josef hatte es verabsäumt, den Toten zu seinem Sohne zu machen, und seinen andern Sohn hatte er nicht zum Juden gemacht. Sie fanden, der Tod des Knaben sei eine Strafe Jahves.

Andern Tages beerdigten sie Simeon-Janiki. Nur wenige gingen mit. Er hatte unter den Römern viele Freunde gehabt, und zum Scheiterhaufen hätten die ihn auch wohl begleitet. Aber daß

man ihn nicht verbrannte, sondern beerdigte, empörte sie. Das Judentum war eine erlaubte Religion, und man verwehrte den Juden nicht ihre Bestattungsriten. Doch man war voll Mitleid mit dem Knaben, daß sein Leib auf so barbarische Art den Würmern preisgegeben wurde, und man verweigerte einer solchen Trauerfeier die Gefolgschaft.

Es war also nur ein kleiner Zug, der Simeon zum »Hause der Ewigkeit« brachte, aber es war ein sehr auffälliger Zug. Josef tat das Seine dazu, ihn auffällig zu machen. Er ging hinter der Bahre, nach der Sitte von Jerusalem, unrasiert, das Kleid zerrissen, erschreckend verwahrlost. Er stampfte mit den Füßen, riß sich die Sandalen ab, schlug sich damit. Und die Römer am Wege sagten: »Das ist der Schriftsteller Flavius Josephus, der Jude. Die Götter haben ihn geschlagen. Zuerst hat der Kaiser seine Prinzessin heimgeschickt, und jetzt haben die Untern seinen Sohn geholt.« Sie schüttelten die Köpfe, wie sie den zerlumpten, verwilderten Mann sahen, viele lachten, Müßiggänger schlossen sich dem Zuge an und erfreuten sich an dem Schauspiel des trauernden Juden.

Josef aber schrie seine Klagen hinaus, merkwürdige Klagen. Wenn es nämlich auch erlaubt war, zum Lobe des Toten zu übertreiben, so doch nur denjenigen, die vor der Bahre gingen. Wer indes hinter der Bahre ging, mußte sich streng an die Wahrheit halten, und Jerusalem nahm es mit dieser Regel doppelt genau. Josef also schrie: »Wehe, wehe über meinen Sohn Simeon, meinen Erstgeborenen, den Bastard. Er wußte mit Waffen umzugehen, mit kleinen Geschützen, wie ein Römer, und er ist durch ein Geschütz umgekommen wie im Krieg, und *ich* habe ihn das Geschütz gelehrt. Wehe, wehe über meinen Erstgeborenen, Simeon, den Bastard, und wo ist der Kaiser, denn dieser Knabe war vielleicht sein Bruder.« Und damit wollte er sagen, daß es ja nicht ausgemacht war, ob nicht der alte Vespasian den Simeon gezeugt hatte, denn der hatte ja zuerst mit der Kriegsgefangenen Mara geschlafen. Wer freilich den Knaben gekannt hatte, wußte, daß nicht die leiseste Ähnlichkeit zwischen ihm und Vespasian gewesen war, wohl aber manches Ähnliche zwischen ihm und Josef.

Die den Josef verstanden, wunderten sich über seine

Entblößung und Zerfleischung. Die Römer aber lachten immer mehr. Ihn kümmerte das nicht. Er schrie: »O weh, o weh, jetzt erst sehe ich, zu spät, daß er der Sohn meines Herzens war.« Und er stampfte mit den Füßen und schlug sich mit den Sandalen, und er achtete es nicht, daß die einen den Kopf schüttelten über seine wunderlichen Reden und die andern über sein närrisches Gehabe lachten. So mochte Michal gelacht haben, die Frau des David, über ihren Mann, da er närrisch sprang vor der Lade Jahves; David aber hatte des nicht geachtet.

Zum Grab des kleinen Simeon kamen wenig Besucher. Am dritten Tag stellte sich der kleine Constans ein, und er brachte das graue Eichhörnchen mit, das er sich von Alexas hatte geben lassen. Sehr erregt und mit großer Mühe tötete er das Tier als ein Opfer, auf daß der Kamerad im Hades etwas zum Spielen habe. Er hatte sich lang überlegt, ob er seinem toten Freunde zulieb die »Große Deborah« aufgeben solle oder das Eichhörnchen, und hatte sich schließlich für die Opferung des Tieres entschlossen. Nun stand er da, das Eichhörnchen hatte ihn zerbissen und zerkratzt, seine Hände waren ganz blutig, vom Blut des Tieres und von seinem eigenen, und er mußte sich sehr zusammennehmen, daß ihm nicht übel wurde. Immerhin war er jetzt ohne Frage legitimer Erbbesitzer der »Großen Deborah«.

Josef selber hielt sieben Tage Trauer, wie es Vorschrift war, auf der Erde hockend, mit zerrissenem Kleid, und er eggte und pflügte seine Seele durch in diesen Tagen. Dann setzte er sich hin und schrieb den »Psalm vom Ich«:

Warum bist du so zweideutig, Jahve,
Wie ein Wegweiser, dem Knaben zum Spaß
Einen Arm ausrissen, den andern falsch beschriftend,
So daß jetzt ein einziger Arm
Gleichzeitig nach Ost und Westen weist?
Warum mißgönntest du den Menschen ihren Bau von Babel
Und verwirrtest ihr Sprechen,
So daß einer jetzt Grieche heißt und einer Jude
Und Römer der dritte,

Während sie doch aus *einem* Odem gemacht sind und
Aus *einer* Rippe?

Ich hab einen Streit gegen dich, Jahve,
Eine gute Streitsach.
Josef Ben Matthias gegen Jahve, so heißt mein Streit.
Warum, wenn ich Josef Ben Matthias bin, muß ich dazu
Noch Römer sein oder Jude oder beides zugleich?
Ich will ich sein, Josef will ich sein,
So wie ich kroch aus meiner Mutter Leib,
Und nicht gestellt zwischen Völker
Und gezwungen, zu sagen: von diesen bin ich oder
von jenen.

Aus meiner großen Zerrissenheit, Jahve,
Schrei ich zu dir:
Laß mich *Ich* sein.
Oder schmeiß mich zurück in das Öd und Leere,
Aus dem du mich rissest
Ins Licht dieser Erde.

In den sieben Tagen der Trauer hatte Josef scharf nachgedacht, welche Folgerungen für sein Verhalten er aus dem Tod seines Sohnes zu ziehen habe. Er glaubte nicht an Zufall. Jahve und das Schicksal, das war eins. Er war bereit, zuzugeben, daß der Tod Simeons eine Strafe war, aber worin soll die tätige Reue bestehen, die Jahve von ihm forderte? Er glaubte an die Verwobenheit aller Geschehnisse um ihn. Alles war eine Kette, und wie kein Buchstab der Heiligen Schrift durch Zufall an seiner Stelle stand und wie die Folge ihrer Gesetze und Geschichten, so zusammenhanglos sie schienen, trotzdem tief und sinnvoll war, so mußte es auch sinnvoll sein, daß ihm Simeon gerade da gefällt worden war, als er sich am heißesten um Paulus bemühte.

Simeons Tod war eine Mahnung, daß er Simeon in Paulus solle auferstehen lassen.

Finster, mit doppeltem Eifer nahm er den Kampf um Paulus auf. Es war nicht wahr, was Dorion gesagt hatte, daß sein Sohn

sich ihm weigerte. Obwohl sie gegen ihn gehetzt hatten, Dorion und Phineas, hatte Paulus ihn in Albanum nicht übersehen, war nicht an ihm vorbeigefahren. Es waren nur diese beiden, die seinen Sohn von ihm abhielten. Wenn es ihm gelang, ihre Hände von Paulus zu lösen, dann gehörte er ihm.

Zunächst galt es den Kampf vor den Gerichten. Marull war ein guter Sachwalter. Josef gefiel ihm. Das Unglück mit dem Jungen hatte dem Manne den Hochmut abgekratzt, und was darunter zum Vorschein kam, schien dem experimentierlustigen Römer reizvoll. Im allgemeinen, fand Marull, tötete scharfer Verstand die Leidenschaft; dieser Josef aber war verständig und leidenschaftlich zugleich, eine seltene Mischung. Marull warf sich mit ganzer Kraft in den Streit um Paulus.

Er setzte Josef auseinander, wie es um seine prozessualen Aussichten bestellt war. Zuständig sowohl für die Scheidungswie für die Adoptionssache war das Hundertgericht. Präsident dieses Gerichts war der Senator Arulen, Großrichter des Reichs. Er gehörte der republikanisch-konservativen Opposition an und neigte vermutlich dazu, dem Josef den Jungen abzusprechen. Allein gerade weil er politisch festgelegt war, mußte er in seinen Entscheidungen doppelt vorsichtig sein, um sich nicht einer Korrektur durch die Kronjuristen auszusetzen. Alles hing davon ab, welche Politik jetzt, nach dem Sturz der Berenike, Titus den Juden gegenüber einschlug. Er hatte zwar in der letzten Zeit den Judenfeinden manches durchgehen lassen, andernteils hatte ihn der Gouverneur Flavius Silva noch immer nicht dazu vermocht, das von ihm so sehr ersehnte Edikt gegen die Beschneidung zu erlassen. Auch hielt Titus den König Agrippa nach wie vor hoch in Ehren und hatte gerade in letzter Zeit den jüdischen Feldmarschall Tiber Alexander besonders ausgezeichnet, nachdem der aus Altersgründen die Statthalterschaft Ägyptens niedergelegt. Vorläufig jedenfalls konnte kein Mensch erkennen, ob der Kaiser den Juden feindlich oder freundlich oder einfach gleichgültig gegenüberstand, und ehe man da klarsieht, wird sich Großrichter Arulen hüten, seine Entscheidung zu fällen. Die Bemühungen des Marull, den Scheidungsprozeß in die Länge zu ziehen, kommen ihm sehr gelegen.

Die Dame Dorion hatte ihr Scheidungsbegehren damit begründet, daß Josef ihr zur Kränkung seine frühere Frau wieder in die Stadt gerufen und mit ihr Beischlaf gepflogen habe, trotzdem er selber sich von ihr als von einer Minderwertigen geschieden, ja diese Scheidung mit Erniedrigungen erkauft habe. Man hatte Beweiserhebung veranstaltet, und die Verteidiger des Josef hatten die Sache in die Länge gezogen. Endlich war es soweit, daß ein Termin anberaumt wurde, in dem Klägerin und Beklagter einander zum erstenmal vor Gericht gegenübertreten sollten.

Die Rechtshändel des Josef interessierten die ganze Stadt, und da überdies bekannt geworden war, Senator Helvid, der Führer der Opposition, werde in dieser Verhandlung persönlich die Klägerin vertreten, hatten sich viele Neugierige eingefunden. Das Gericht benötigte die ganze, riesige Julische Halle, die Zuhörer aufzunehmen.

Josef erschien vor Gericht, begleitet nicht nur von den Anwälten Publius Niger, Calpurnius Salvian, Clinius Macro und Oppius Cotta, sondern auch von Junius Marull selber. Er hatte sich nicht gescheut, die Tracht der Erniedrigung und Trauer anzulegen. Möglich, daß er diese Kleidung um seines toten Sohnes willen trug. Wahrscheinlich aber wollte er zeigen, daß die Argumentation Dorions darauf hinauslaufe, ihn zum Angeklagten eines Kriminalprozesses zu machen, dem solche Tracht anstand. Der hagere, zerstörte Mann erreichte seinen Zweck und weckte Empörung gegen die Klägerin.

Für den Senator Helvid und die Seinen war der Prozeß in erster Linie ein Mittel politischer Propaganda. Titus hatte sich durch den Sturz der Jüdin populär gemacht, er gab riesige Summen aus, um diese Popularität zu erhöhen; die Neuen Bäder, die Hunderttägigen Spiele hatten ihm die Herzen der Römer erobert. Vielleicht bot der Prozeß Gelegenheit, der »Liebe und Freude des Menschengeschlechts« eins auszuwischen. Wenn man dartun konnte, daß es unter dieser Regierung einem Juden möglich war, mit Hilfe eines römischen Gerichts die Beschneidung eines Nichtjuden zu erzwingen, dann verwandelte sich vielleicht die »Liebe und Freude« wieder zurück in den »Walfisch«. Freilich konnte man in öffentlicher Verhand-

lung die politischen Gesichtspunkte nur andeuten, aber die Entfaltung ferndrohenden, finsteren Prunks war die Stärke des Redners Helvid.

»Dieser Mann Flavius Josephus«, führte er aus, »ist zuerst eine Ehe eingegangen, die er selber für eine schändliche gehalten hat. Er hat sich öffentlicher Geißelung unterzogen, nur um sich des Weibes wieder zu entledigen, an das er sich, wohl in einer Art Verblendung, gebunden hatte. Im letzten Jahr nun, als der Übermut des Ostens wuchs und sehr groß ward, scheint den östlichen Mann von neuem seine alte Verblendung überkommen zu haben. Nachdem er in langer, glücklicher Ehe aus seiner Verzauberung endgültig erwacht schien, hat er jenes Weib von neuem in die Stadt gerufen, hat sie die lange Reise übers Meer machen lassen, hat sie unzählige Male aufgesucht und hat so die Frau, die seinethalb ihren großen, geliebten Vater verlassen und mit der er viele ehrbare und gesegnete Jahre verbracht hatte, öffentlich und aufs tiefste gekränkt. Die Frau war bis zum Übermaß geduldig. Sie hat sich lange damit begnügt, ihn still zu ermahnen, von dem schändlichen Umgang abzulassen. Aber er blieb verstockt, und, von neuem voll von der Verblendung und Sittenlosigkeit des Ostens, trieb er seine Unzucht weiter, bis ihm endlich der zürnende Himmel sehr sichtbare Strafe sandte. Wollen Sie, Richter und Geschworene der Römer, eine Frau dazu verurteilen, länger mit einem Manne zu leben, der sich so gröblich gegen sie vergangen hat? Wollen Sie sie dazu verurteilen, ihren wohlgeratenen Sohn im Hause eines Mannes großziehen zu lassen, der Sitten und Gebräuchen huldigt, die den Sinn jedes Römers beleidigen? Mag der Beklagte ein großer Schriftsteller sein, wie man behauptet: es geht nicht um Schriftstellerei. Schriftstellerei kann man nicht lehren, Kunst kann man nicht lehren. Was man lehren kann, was ein Kind im Hause von Vater und Mutter erlernt, das sind Sitten und Unsitten, Gradheit und Krummheit. Und der Beklagte, ein großer Schriftsteller vielleicht, ist ein krummer, lasterhafter Mensch. Es ist der Klägerin bisher fast wie durch ein Wunder geglückt, ihren Sohn rein und römisch zu wahren. Helfen Sie ihr, Richter und Geschworene, daß ihr das weiter gelinge. Sprechen Sie ihr zu, worum sie

klagt, die Rückerstattung ihrer Mitgift, auf daß sie ihren Sohn von diesem Manne trennen kann und ihn großziehen zu einem guten Römer.«

Die Redezeit für die Anwälte war kurz befristet, die Wasseruhr des Helvid war abgelaufen, ehe er mit seinem Plädoyer zu Ende war. Doch man hörte ihm mit leidenschaftlichem Interesse zu, und als nach abgelaufener Uhr der Richter an die Geschworenen die erlaubte, aber selten gestellte Frage richtete: »Wollen Sie den Anwalt weiter hören?«, da riefen alle wie aus einem Mund: »Er soll weitersprechen, Helvid soll weitersprechen.«

Dann, nach der kurzen Mittagspause, trat Marull auf. Man wußte zwar in Rom, daß Vespasian sich mit Josef ein paar derbe Witze geleistet hatte, aber genauer informiert über die Vorgeschichte seiner ersten Ehe war man nicht, und daß Josef oder gar Marull es wagen würden, die Person des verstorbenen Kaisers in ihre bedenkliche Sache hineinzuziehen, hielten die Freunde und Berater der Dorion für ausgeschlossen. Allein Marull wagte es. In letzter Zeit behinderten ihn manchmal seine schadhaften Zähne am Reden; heute aber hatte er einen guten Tag, und hell, frech und deutlich, mit seiner näselnden Stimme, führte er aus: »Was die Gegenpartei vorgebracht hat, grenzt an Majestätsbeleidigung, und ein Mann, der den Senator Helvid daraufhin wegen Majestätsbeleidigung anzeigte, hätte von den verschärften Strafandrohungen gegen falsche Denunzianten wenig zu befürchten. Es ist mühelos zu erweisen, daß die Ehe des römischen Ritters Flavius Josephus, Freundes des Kaisers, die diese Leute hier als eine schimpfliche bezeichnet haben, auf ausdrücklichen, dringlichen Wunsch des Gottes Vespasian erfolgt ist und daß Gott Vespasian selber an ihr teilgenommen und an der Braut Vaterstelle vertreten hat. Wie man eine solche vom Vater des Vaterlandes vermutlich zum Heile des Reichs befohlene Ehe als eine schimpfliche bezeichnen und die Ansprüche der Dame Dorion darauf gründen zu können glaubt, ist einem guten Römer unverständlich. Ist ein Mann ein Lump, weil er die Weisungen des Gottes Vespasian ausgeführt hat? Wenn der Ritter Flavius Josephus seine erste Ehe später gelöst hat, dann geschah es aus Gründen, die die

Majestät des Kaisers Titus gebilligt hat und die niemandem besser bekannt sind als der Gegenpartei. Der Herr Sachwalter der Gegenpartei benötigte, um seine Ausführungen zu begründen, mehr als die Frist der Wasseruhr. Ich benötige, um sie zu widerlegen, sehr viel weniger als diese Frist. Ich begnüge mich, die Beschuldigungen gegen meinen Herrn Mandanten eine absurde Verleumdung zu nennen, und überreiche des zum Beweis den Herren Richtern eine Liste von vorläufig sechshundertvierundvierzig Zeugen, die mit eigenen Augen gesehen haben, daß der Gott Vespasian der Eheschließung des Ritters Flavius Josephus mit erhabener Heiterkeit beigewohnt hat, sie sichtlich billigend. Ich überreiche weiter und lege unter die Lanze eine Liste von dreiunddreißig Zeugen, die bereit sind, durch ihren Eid zu erhärten, daß diese Ehe auf ausdrücklichen Wunsch des Gottes Vespasian geschlossen wurde.«

Die Ausführungen des Marull erregten in der menschenvollen Julischen Halle Sensation. Der Großrichter beeilte sich, die Vertagung des Prozesses zu verfügen.

So hatte also Josef durch Preisgabe seiner tiefsten Schmach fürs erste den Schlag abgewendet, den Dorion und ihre Freunde gegen ihn führten. Man hatte in den letzten Jahren in Rom von jener alten Geschichte nur mehr undeutlich gemunkelt; nun war sie von neuem in aller Mund.

Übrigens ließen sich Helvid und die Seinen durch die freche Drohung des Marull nicht schrecken. In der Sache des Adoptionsbegehrens begründete der mutige Helvid, ohne Furcht vor einer Anzeige wegen Majestätsverbrechens, seinen Einwand mit den gleichen Argumenten, auf denen das Scheidungsbegehren der Dame Dorion basierte: er bezweifelte die Würdigkeit des Josef. Auch Großrichter Arulen wich vor Marull nicht weiter zurück. Trotzdem dieser beantragte, den Einwand des Helvid gegen einen Mann, dessen Büste der Kaiser in der Bibliothek des Friedenstempels habe aufrichten lassen, als schlechthin absurd abzulehnen, und trotzdem er jene Ehe des Josef mit den gleichen Mitteln verteidigte wie in dem Scheidungsprozeß, beschloß das Gericht, die Argumente Helvids zu untersuchen. Es sollten in Judäa Erhebungen angestellt werden, ob wirklich der Gott Vespasian jene Heirat des

Josef gebilligt habe. Die Spannung wuchs. War es nicht äußerst gefährlich, Dinge aufzurühren, die die Dynastie so nahe angingen? Ängstlich schaute man nach dem Palatin. Großrichter Arulen hatte einen der Minister mit Mühe dazu bewogen, im Vortrag beim Kaiser den Prozeß zu erwähnen. Allein Titus rührte sich nicht. Er griff mit keiner leisesten Willensäußerung in den Gang der beiden Verfahren ein.

Rückkehrend von einer offiziellen Veranstaltung der Mitglieder des Zweiten Adels, zu Pferd, gefolgt von Freunden und Leibeigenen, traf Josef unvermutet den Gouverneur Flavius Silva. Es war auf dem Marsfeld, auch Flavius Silva war zu Pferd. Er hielt an. In seiner lärmenden, jovialen Art begrüßte er Josef, bewunderte den fleischlosen Kopf seiner edlen, arabischen Stute. Zog das Gespräch hinaus. Begleitete den Erstaunten ein Stück Wegs.

Langsam ritten die beiden Herren nebeneinanderher. Der hagere, finstere Josef sah in der offiziellen Tracht mit dem purpurnen Umwurf sehr gut aus, der etwas feiste Flavius Silva fiel neben ihm ab. Aber den Gouverneur verdroß das nicht. Er fand die Gelegenheit günstig, Josef eine bestimmte Mitteilung zu machen. Er war in dem Kampf um seine Sache nur langsam und zäh vorangekommen, jetzt aber hatten ihm die Prozesse des Josef um ein entscheidendes Stück weitergeholfen, und er hielt es für ein Gebot der Fairneß, ihn darüber nicht im unklaren zu lassen.

Denn es war soweit. Die republikanischen Senatoren werden endlich jene Vorlage einbringen, die Flavius Silva für die Verwaltung Judäas so dringlich benötigte, und es waren die Rechtshändel des Josef, die Helvid und die Seinen dazu bestimmt hatten. Schon in der Februarsitzung wird der frühere Großrichter Antist einen Gesetzentwurf zur Debatte stellen, der die Beschneidung eines Nichtjuden in klaren Worten verbietet und so der anmaßenden Proselytenmacherei der Juden ein für allemal ein Ende macht. Helvid habe sich vergewissert, teilte der Gouverneur dem Josef mit, daß der Senat die Vorlage mit großer Majorität annehmen werde.

Josef mühte sich, seine Betretenheit zu verbergen. Um

ein solches Gesetz zu erwirken, war Flavius Silva nach Rom gekommen. Daß er die ihm befreundeten Senatoren zur Einbringung der Vorlage werde veranlassen können, war von Anfang an wahrscheinlich gewesen. Nach dem Sturz der Berenike war es gewiß. Trotzdem traf den Josef die Nachricht. Er wahrte Haltung, suchte seine Erregung mit allen Mitteln zu beschwichtigen, sagte sich, was immer der Senat beschließe, bleibe, vorläufig wenigstens, nur eine akademische Willensäußerung, und alles hänge davon ab, ob der Kaiser sein Vetorecht geltend machen werde.

Der Gouverneur sprach weiter. Er sei stolz darauf, der Urheber der Vorlage zu sein. Ihm liege daran, den Juden begreiflich zu machen, daß er dieses Gesetz gerade in ihrem Interesse wünsche. Nur so nämlich ließen sich die Grenzen zwischen Politik und Religion in Judäa klar festlegen, und ohne solche scharfe Grenzziehung könne man die Provinz nicht regieren. Er ereiferte sich. »Ich schütze«, versicherte er dem Josef, »die jüdische Religion als eine erlaubte mit allen Mitteln. Ich schone die Empfindlichkeit Ihrer Glaubensgenossen. Ich habe das Verbot, in Städten mit überwiegend jüdischer Bevölkerung Kaiserbilder zu zeigen, den militärischen Stellen mit Nachdruck in Erinnerung gebracht. Ich fördere, soweit ich kann, die autonome jüdische Gerichtsbarkeit. Ich habe der Universität Jabne, ihren Doktoren und ihren Schülern Steuerfreiheit eingeräumt. Wenn einer tolerant ist, dann ich. Aber in dem Augenblick, in dem die jüdische Religion sich in Politik verwandelt, werde ich zu ihrem bittersten Gegner. Es ist ein Glück für die Juden, daß gerade ihr unsichtbarer Gott und seine Gesetze nichts als Religion sind und getrennt von aller Politik.«

»Ich fürchte, Herr Gouverneur«, sagte Josef, »selbst wenn die neue Vorlage Gesetz werden sollte, werden Sie die jüdische Religion nicht als etwas so völlig Ideologisches von der realen Politik absondern können, wie Sie es wünschen. Mißverstehen Sie mich, bitte, nicht. Ich hoffe, durch mein Beispiel zur Genüge bewiesen zu haben, daß jemand gleichzeitig ein guter Jude und ein guter Römer sein kann. Trotzdem ist Judentum mehr als eine Meinung, eine Ideologie. Jahve nämlich ist nicht

nur Gott, er ist auch der König Israels.«

»Ein Titel, ein Name«, zuckte Flavius Silva die Achseln. »So ist Jupiter der Herrscher Roms.«

»Weshalb sich auch der Kaiser zum Erzpriester Jupiters gemacht hat«, erwiderte Josef.

Flavius Silva lächelte. »Es steht nichts im Wege, daß ihr den Kaiser zum Erzpriester Jahves macht.«

»Das geht leider nicht«, bedauerte Josef.

»Ich weiß«, antwortete Flavius Silva. »Der Kaiser müßte sich vorher beschneiden lassen. Nein«, fuhr er fort, »Sie spielen mit Worten. Ich muß Ihr Judentum gegen Sie in Schutz nehmen. Es ist Religion, nichts sonst. Seien Sie froh, daß es so ist. Wenn Sie nämlich recht hätten, müßte ich noch heute Order geben, die Universität Jabne zu schließen.«

Er ließ sein Pferd einen noch langsameren Gang annehmen und schaute dem Josef ins Gesicht. »Ich glaube«, sagte er mit unerwartet scharfer Stimme, »Sie halten uns für dümmer, als wir sind, mein Flavius Josephus. Wer keine Macht hat, muß sich schon mit abstrakter Religion begnügen, mit einem unsichtbaren Gott. Wir werden dafür sorgen, daß sich nicht gewisse Ambitionen auf dem Umweg über die Religion in die Politik einschleichen. Wir erlauben eine ganze Reihe fremder Religionen und fördern sie, soweit sie Religionen sind. Das sind sie in dem Augenblick nicht mehr, in dem sie mit der Staatsreligion in Konflikt kommen. Denn diese ist nicht nur eine Ideologie, sie ist ein Bestandteil des politischen Apparats. Deshalb sorgen wir dafür, daß Personen, die in der Staatsreligion geboren sind, ihr nicht abspenstig gemacht werden können.«

Josef sah auf den neben ihm Reitenden. Das freundliche, behagliche Gesicht des Mannes hatte sich verhärtet, nichts Joviales war mehr darin, es war das unerbittliche Gesicht Roms, das alles zur Vernichtung verurteilte, worin es die leiseste Gefährdung seiner Macht witterte.

Der Gouverneur sprach weiter. »Wir können, da wir stark sind, ruhig zulassen, daß, wer will, einem Aberglauben nachgeht. Nicht zulassen können wir, daß ein solcher Aberglaube die Staatsreligion gefährdet. Denn sie ist ein politisches Mittel, eine Waffe. Wer einem im Staatsglauben Erzogenen diesen

Glauben nehmen will, versucht, Rom eine Waffe zu nehmen. Das ist Hochverrat. Darum bestrafen wir die Gottlosigkeit eines im römischen Glauben Geborenen. Darum ist es nötig, daß die Beschneidung verboten wird. Darum habe ich erwirkt, daß meine Freunde dieses Gesetz im Senat einbringen.« Damit ließ Flavius Silva das Thema fallen, sein Gesicht entspannte sich, und als die beiden Herren sich trennten, war er wieder ganz der alte, lärmende, herzhafte Kriegskamerad.

Mit keinem Wort war von den Prozessen des Josef die Rede gewesen, aber Josef begriff sehr wohl, daß alles, was der Gouverneur gesagt hatte, sich auf seine Rechtshändel bezog. Trotzdem wollte er nicht sehen, daß der Gegner in seiner Streitsache nicht ein einzelner, sondern Rom war. Vielmehr steigerte die Mitteilung, die Flavius Silva ihm gemacht hatte, nur seinen Grimm gegen Dorion und Phineas.

Er berief seinen Freigelassenen Phineas zu sich, wie er es nach dem Gesetz tun konnte. Als der Grieche kam, war er zu ihm besonders höflich. Er verhehlte sich nicht, daß er, sosehr er Phineas haßte, ganz im Tiefen eine gewisse Freude spürte, als er seinen großen, blassen Kopf wieder vor sich sah. Er suchte auszulöschen, was in ihm gegen Phineas war, freundschaftlich geradezu sprach er auf ihn ein, schämte sich nicht seines unbeholfenen Griechisch. »Nichts liegt mir ferner«, setzte er ihm auseinander, »als das Griechentum des Jungen anzutasten. Ich will nur ein Neues hinzutun. Lassen Sie mich den Versuch machen, in unserem Paulus Griechentum und Judentum zu vereinigen. Sie erziehen meinen Sohn in den Prinzipien der Stoa. Sie kennen unser Buch Kohelet. Kann man nicht versuchen, Kohelet mit Zeno und Chrysipp, mit Seneca und Muson zu vereinigen? Versperren Sie mir nicht den Weg zu Paulus. Sie haben sein Herz. Lassen Sie mir ein Teil davon.« Er demütigte sich, trat ganz nahe an Phineas heran, ein Flehender.

Leider müsse er sich, erwiderte still und höflich Phineas, dem Josef in dieser Sache versagen. Er hielte es für eine Sünde an dem Knaben Paulus, ihn jüdischem Einfluß auszusetzen. Doktor Josef habe von dem Philosophen Kohelet gesprochen.

In dem Buch dieses Mannes stehe manches Ausgezeichnete

und vieles Absurde; aber das Ausgezeichnete wiederhole nur, was einige Griechen lange vorher gesagt hätten. Ja, geradeheraus: je mehr jüdische Bücher er im Dienste des Josef gelesen habe, so deutlicher habe er erkannt, mit wie großem Recht zahlreiche Griechen in der jüdischen Lehre nichts anderes sähen als eine Sammlung ungereimter, abergläubischer Vorstellungen. Er habe nichts dagegen, daß ein gebildeter Mensch ein bißchen Aberglauben mit sich herumtrage. Wenn zum Beispiel die Dame Dorion ab und zu Meinungen äußere, die noch aus der Welt ihrer ägyptischen Kinderfrau stammten, so finde er das liebenswert und reizvoll. Aber eben nur im Munde der Dame Dorion. Werde hingegen etwa der junge Geist des Paulus mit jüdischen Lehrmeinungen angefüllt, dann, fürchte er, werde das die natürliche Anmut, die der Himmel dem Knaben mitgegeben, keineswegs erhöhen, sondern es werde dadurch in dem schönen und begabten Jungen nur jene Scheu und Finsternis großgezogen, die man an so vielen Bewohnern des rechten Tiberufers wahrnehme.

Josef lief auf und ab. Merkwürdigerweise empörte ihn mehr als das Nein des Mannes sein freches Geschwätz über den Kohelet. Dieser Mensch spürte den Rhythmus jedes kleinsten griechischen Spruchschreibers: aber vor der tiefen Musik des Kohelet verschloß er Herz und Ohr. Doch Josef bezwang sich, er wird nicht mit einem Phineas über den Kohelet rechten. Was ist schon dieser Phineas? Ein armer Mensch. Sein borniertes Griechentum hindert ihn, Größe wahrzunehmen, wenn sie nicht an einem Griechen sichtbar wird. Wie immer, ob arm oder boshaft, es durfte zwischen diesem Menschen und seinem Paulus keine Gemeinschaft sein.

Noch bevor der Sekretär geendet, stand Josef still, die Beine leicht gegrätscht, die Hände hinterm Rücken. Sachlich, nach einem kleinen Schweigen, stellte er fest: »Gut, Phineas, Sie wollen mir also nicht helfen?« – »In dieser Sache nicht«, bestätigte der andere. »Dann gebe ich Ihnen Auftrag, Freigelassener Phineas«, sagte Josef, er hob kaum die Stimme, »hier in meinem Hause in Rom zu bleiben. Wollen Sie, bitte, aus der Übersetzung der Siebzig das Buch Kohelet hersuchen und mir notieren, wo Sie das Griechisch des Werkes als

hart und nicht zeitgemäß empfinden. Machen Sie mir, bitte, Verbesserungsvorschläge.« Phineas neigte stumm und höflich den großen Kopf.

Nach wenigen Tagen schrieb Dorion dem Josef, er möge zu ihr nach Albanum kommen. Diesmal also hatte er sie getroffen, die Hochmütige. Wie der Grieche, der Hund, von ihr gesprochen hatte. Wie zärtlich bei aller Überlegenheit.

Wieder empfing ihn Dorion in der Wandelhalle. Heute aber hieß sie ihn sich setzen, und sie saßen an dem Steintisch im Garten, und sie war höflich. Das Unglück, das den Josef getroffen hatte, der Tod seines Sohnes, seine wüste, hemmungslose Trauer, das alles war für sie eine tiefe, bittere Genugtuung gewesen. Er hat seinen Prozeß gegen die Götter verloren, der Stolze, der Totenrichter. Jetzt kann er seinem toten Bastard die Ehren des Jenseits erweisen, die er ihrem Vater versagt hat. Sie weiß genau, wie tief ihn der Tod seines jüdischen Sohnes hat treffen müssen, nachdem sie ihm seinen griechischen Sohn ein für allemal genommen hat.

Da sie ihn nicht mit der abweisenden Härte empfing wie das letztemal, ließ Josef sich vor ihr gehen. Ob es nicht sinnlos sei, fragte er, wie sie sich gegenseitig vor den Augen der Welt zerfleischten. Sie möge ihm erlauben, Paulus zum Juden zu machen. Sei nicht der Tod seines Sohnes Simeon eine Mahnung des Himmels, daß man Paulus zum Juden machen solle? Gerne lasse er ihr den Jungen für den größten Teil des Jahres, daß sie und Phineas ihm griechisches Wesen vermitteln: aber auf kurze Zeit, auf vier Monate, auf drei, möge sie Paulus ihm lassen.

Ach, Dorions Höflichkeit ging nicht tief. Schon verhöhnte sie ihn. Gewiß sei der Tod seines Simeon ein Zeichen der Götter. Aber er deute es falsch. Nur *eines* wolle der Himmel ihm zeigen: wie sehr er sich überhoben habe. Gegen ihn und seine Anschauungen spreche das Zeichen, nicht gegen sie und Paulus.

Josef sagte: »Nimm es, wie du willst, Dorion. Ich bin nicht gekommen, zu streiten. Gib mir Frieden, Dorion. Ich bin müde zum Sterben.« Dorion sah, daß er verändert war, um vieles älter. Sie kannte gut solche Müdigkeit. In solcher Müdigkeit

und Vernichtung war sie im Atelier ihres toten Vaters gesessen, die Skizzen zu den »Versäumten Gelegenheiten« an den Wänden. In ihrem Kopf waren uralte ägyptische Verse:

Der Tod steht heute vor mir Wie der Duft von Myrrhen,
Wie das Sitzen unterm Segel bei gutem Wind.

Der Tod steht heute vor mir
Wie ein Weg im lieben Regen,
Wie die Heimkunft des Mannes im Kriegsschiff.

Der Tod steht heute vor mir
Wie der Anblick des Heimathauses,
Wenn einer viele Jahre gefangen war.

»Ich bedauere«, sagte sie, »daß du hast leiden müssen. Auch ich habe einiges durchgemacht. Aber es hat keinen Zweck, wenn du immer das gleiche wiederholst. Ich habe dich bitten lassen, weil ich mich mit dir vertragen will. Ich habe einen vernünftigen Vorschlag. Man sagt mir, du läßt ein jüdisches Götterhaus bauen und brauchst Geld dazu. Ich habe Geld. Ich möchte dir deinen Freigelassenen Phineas abkaufen.«

Josef beschaute ihr dünnes Gesicht. Ihre hellen Augen waren ganz ruhig. Wenn dies Hohn war, spielte sie ihn meisterlich aus. Er ging.

Sogleich nach seiner Rückkehr gab er dem Phineas Weisung, sich nach Albanum zu begeben und sich zur Verfügung Dorions zu halten.

Unvermutet erschien der Verleger Claudius Regin bei Josef und erkundigte sich, wie er mit der Arbeit vorankomme. »Ich kann jetzt nicht arbeiten«, erklärte gereizt Josef. »Ich finde«, erwiderte mit seiner fettigen Stimme Regin, »arbeiten ist das einzige, was man in dieser Zeit tun kann. Aber natürlich, Sie haben Ihren Phineas nicht«, fuhr er bösartig fort. Josef fand seinen Besucher dick, schlaff, gealtert. Er versagte sich die scharfe Antwort, die er auf der Zunge hatte. Immer zwar

ärgerte er sich über Regin, aber er wußte, daß der einer der wenigen war, die ihm wohlwollten.

Regin setzte sein unwirsches Gequäke fort: »Der Herr spart sich die Arbeit. Andernteils ist der Herr großzügig. Der Herr macht der Dame Dorion Geschenke; wenn sie sich einen Stuhl neu überziehen will, schneidet er sich das Leder aus der eigenen Haut. Man sagt sich: wenn es gar nicht mehr weitergeht, wird der alte Regin schon Rat wissen. Man hat ja auch recht. Am Ende zahlt er, der Tölpel. Wissen Sie, daß dieses Kleid jetzt ins fünfte Jahr geht?«, und er wies zornig auf sein lotteriges Gewand. »Mit dem Kaiser kann man auch nicht reden«, schimpfte er weiter. »Der Mann ist ein krankhafter Verschwender. Ich sehe nicht mehr, wie ich das Budget ausgleichen soll. Am liebsten würde ich mich mit Johann von Gischala nach Judäa zurückziehen und Landwirtschaft treiben.«

Sie saßen jetzt beide verdrießlich da. »Sie wissen«, fing schließlich Josef an, »wie meine Prozesse stehen. Ich habe meine Gegner lahmgelegt, aber ich selber komme auch nicht weiter. Ich kriege den Jungen nicht heraus. Können Sie mir einen Rat geben?«

»Es ist ärgerlich«, erwiderte Regin, »daß Titus nicht mehr zu einem Entschluß zu bringen ist. Man kann keine Unterschrift von ihm erlangen. Das Reich läuft weiter. Die Gelder, die Vespasian und ich aufgestapelt haben, sind nicht so bald erschöpft: aber die Räder laufen immer langsamer und knarren immer lauter. Daran liegt es. Darum kriegen Sie Ihren Paulus nicht.«

»Dunkel«, zuckte Josef die Achseln.

»Sie sind langsam von Begriff«, tadelte Claudius Regin, »für einen Mann, der an der Hochschule von Jerusalem studiert hat. Natürlich möchte Großrichter Arulen Ihnen Ihren Paulus mit dem größten Vergnügen absprechen. Aber er wagt nicht, Ihnen unrecht zu geben, und wagt auch nicht, Ihnen recht zu geben. Denn sosehr er die Ohren spitzt, vom Palatin her hört er kein Ja und kein Nein. Er hat es nicht leicht, der Großrichter Arulen.«

»Sie meinen«, fragte Josef, »ich sollte den Versuch machen, Titus zu einer Willensäußerung zu bewegen?«

»Sie haben Ihren geringen Diener und Schüler mißverstanden, mein Doktor und Herr«, sagte gallig Claudius Regin und wandte die umständlichen aramäischen Höflichkeitsformeln an. »Ich habe lediglich die Situation analysiert, ich habe Ihnen keinen Rat gegeben. Wissen Sie, wie eine Willensäußerung des Kaisers ausfällt? Ich weiß es nicht. Ihre Gegner wissen es auch nicht.«

»Ich glaube nicht, daß Titus mein Feind ist«, sagte nachdenklich Josef.

»Wissen Sie, ob er Ihr Freund ist?« fragte Regin zurück.

»Er hat vermutlich ein schlechtes Gewissen den Juden gegenüber«, überlegte Josef.

»Die Prinzessin Lucia ist jetzt häufig um ihn«, erwog mit fettiger Stimme Regin.

»Die Prinzessin Lucia ist mir sehr gewogen«, erklärte Josef.

»Es ist Glückssache, in welcher Laune einer den Kaiser findet«, meinte Claudius Regin.

»Ich glaube an mein Glück«, sagte Josef. »Ich habe jetzt Anspruch auf Glück«, behauptete er hochfahrend.

Claudius Regin schaute ihn aus seinen schläfrigen Augen amüsiert an. »Sie wissen gut Bescheid in den Kontobüchern Jahves«, höhnte er.

»Könnten Sie mir die Audienz erwirken?« bat Josef.

»Ich könnte schon«, quäkte mürrisch Claudius Regin. »Aber ich sehe jetzt den Kaiser selten, und ich glaube nicht, daß es für Sie vorteilhaft ist, wenn Sie sich die Audienz gerade durch mich erwirken lassen.«

»Ich danke Ihnen für Ihren Rat«, sagte herzlich Josef.

»Ich verbitte mir Ihren Dank«, lehnte Claudius Regin unwirsch ab. »Ich habe Ihnen keinen Rat gegeben. Ich mache Sie nochmals darauf aufmerksam, daß eine solche Audienz recht unangenehme Folgen haben kann.«

Es war schließlich Lucia, die dem Josef die Audienz erwirkte. Ihr gefiel die fanatische Hartnäckigkeit, mit welcher der Mann um seinen Sohn kämpfte. Außerdem, und dies gab wohl den Ausschlag, war ihr die Dame Dorion ebenso unsympathisch, wie Josef ihr angenehm war.

Der Kaiser, als er Josef empfing, war nicht in guter Verfas-

sung. Er war erkältet, seine Augen waren trüb, sein Gesicht gedunsen, er schneuzte sich oft und beschwerlich. Er nahm den Josef fremd auf, abwesend, doch nicht ungütig. Im Verlauf der Unterredung belebte er sich, wurde sentimental. »Ich habe gehört«, sagte er, »du hast Unglück gehabt. Ich hätte mich vielleicht ein wenig mehr um dich kümmern sollen. Aber glaub mir, auch ich habe es nicht leicht. Ich bleibe dir im Herzen gewogen, mein Josef. Man ist ein großes Stück Wegs zusammen gegangen, es war wahrscheinlich der bessere Teil. Sicherlich der leichtere.«

Endlich kam Josef auf seinen Prozeß zu sprechen. Marull hielt die Audienz für gefährlich, der Kaiser war undurchsichtig, unberechenbar, zudem kränklich und zumeist schlechter Laune. Marull wußte aus Erfahrung, wie leicht körperlicher Schmerz Entscheidungen zuungunsten eines Bittstellers beeinflussen kann. Trotzdem Lucia den Kaiser vorbereitet hatte, blieb das Ganze ein Glücksspiel. Da indes Josef auf seinem Vorhaben bestand, hatte Marull sich bemüht, die Bitte, die Josef an den Kaiser richten wollte, in die glücklichste Form zu bringen. Josef bat also den Kaiser um die Gnade, einen der Kronjuristen mit der Abfassung eines Gutachtens über seinen Adoptionshandel zu beauftragen, am besten den Caecil als den in Fragen des Familienrechts am meisten beschlagenen. Es war aber Caecil ein genauer Freund und Mitarbeiter des Marull, und die Gutachten der Kronjuristen waren für die Rechtsprechung verbindlich.

Titus schneuzte sich, lächelte, sinnierte: »Prozesse. Ihr Juden führt viele Prozesse. Also du führst jetzt auch einen Prozeß. Oder eigentlich sogar zwei.« Er lächelte stärker, wurde geradezu aufgeräumt. »Unser Freund Marull führt sie, deine Prozesse. Mein Vater liebte ihn nicht, deinen Marull, Bübchen liebt ihn. Es freut mich, daß er noch soviel Intensität für dich aufbringt. Er hat den Kopf voll von eigenen Sorgen, habe ich mir sagen lassen; das Gesetz über die falschen Denunzianten schwebt über seinem Haupt. Ein interessanter Mensch jedenfalls, ein höllisch kluger Kopf. Vielleicht auch ist er ein Lump. Und sicher werden er und mein Caecil ein großartiges Gutachten austifteln. Na schön.« Und er gab Weisung, den Kronjuri-

sten Caecil mit der Abfassung des Gutachtens zu beauftragen.

Früher hätte sich Josef vielleicht geärgert, daß der Kaiser mit keinem Wort seiner Bücher gedacht hatte. Heute war er einfach glücklich. Mit Überschwang und aus aufrichtigem Herzen dankte er allen, die ihm geholfen hatten, dem Titus, der Lucia, dem Regin, dem Marull.

Übrigens dachte Titus nicht daran, durch die Gunst, die er dem Juden Josef erwies, seine Popularität zu gefährden. Er wollte die »Liebe und Freude des Menschengeschlechts« bleiben. Er ließ also am gleichen Tag, an dem er den Kronjuristen Caecil mit der Abfassung des Gutachtens beauftragte, den Konsul Pollio wissen, daß, falls im Senat ein Gesetz gegen die Gottlosenbewegung und die Beschneidung beschlossen werden sollte, die Krone kein Veto einlegen werde.

Die Formalitäten der Adoption waren langwierig, aber Großrichter Arulen ging mit einemmal wie mit acht Pferden aufs Ziel los. Ohne daß ein Wort darüber gesprochen worden wäre, wußten plötzlich alle Maßgebenden, worum es ging: der Kaiser konzedierte der Opposition das Gesetz über die Beschneidung, aber er wünschte, seinen Juden Josef diesem Gesetz nicht zu unterstellen. Das war ein großartiges Geschäft für die Opposition; die Überlassung des Knaben Paulus an den Juden war durch den Verzicht des Kaisers auf das Veto tausendmal wettgemacht. Nachdem Arulen einmal im Bilde war, ließ er kein Verzögerungsmanöver mehr durchgehen.

Dorion raste. Sie begriff nicht, was um sie vorging. Vor zwei Wochen noch hatten ihre Freunde ihr versichert, die Dinge könnten nicht besser stehen, und jetzt von einem Tag zum andern sollte alles verloren sein? Als man sie vorlud, vor dem Hundertgericht den Verkauf ihres Sohnes Paulus vorzunehmen, schäumte sie. Dann weinte sie. Dann erklärte sie, sie sei krank. Aber es nutzte nichts. Es kam der Tag, da sie trotz allem mit Paulus in der Julischen Halle erscheinen mußte.

Die Lanze war aufgepflanzt, Erz und Waage war da, und der verhaßte Marull war da. Man fragte sie, ob sie gewillt sei, diesen ihren Sohn Paulus mit Erz und Waage an diesen Junius Marull zu verkaufen. Marull rührte die Schulter des

Knaben mit dem kleinen Stabe, mit der verlängerten Hand, und übernahm ihn in seine Mund. Dreimal wiederholte sich der unwürdige Vorgang, dreimal mußte die tief Ergrimmte ihn über sich ergehen lassen. Blaß, das innere Zittern nur mit Mühe verbergend, stand Paulus da. Er hatte unter dem Aufsehen, das sein Prozeß machte, unsäglich gelitten, sein Stolz bäumte sich wild auf gegen das lächerliche Schauspiel, dem er jetzt den Helden abgeben mußte.

Als dies vorbei war, trat Josef als Kläger auf. Er klagte auf Übergabe des Knaben Paulus in seine Gewalt. Der Richter fragte Dorion, ob sie etwas gegen die Überstellung des Knaben Paulus an den hier anwesenden Flavius Josephus einzuwenden habe. Dorion schwieg. Der Liktor schaute nach der Wasseruhr, bis eine Minute vergangen war. Diese ganze Minute mußte Dorion dastehen und schweigen. Josef genoß dieses Schweigen. Es war ein ungeheurer Triumph für ihn, daß Dorion danebenstehen und schweigen mußte, nun er seinen Sohn für sich verlangte; seine Klugheit und Gottes Gnade hatten es so gefügt. Aber er versagte es sich – und vielleicht war dies sein größter Triumph –, Dorion anzuschauen, während sie stand und schwieg.

Dann stellte der Liktor fest: »Die Gefragte schweigt«, und der Richter stellte fest: »Die Gefragte schweigt«, und erklärte: »So trete ich dem Anspruch des Klägers bei und überstelle diesen Knaben Paulus seiner Gewalt.« Und Josef rührte die Schulter des Paulus mit der verlängerten Hand und nahm den Blassen, der mit verpreßten Lippen dastand, mit sich zurück in das Haus im sechsten Bezirk.

Die Sitzung des Senats, in welcher der Antrag des Großrichters Antist über das Verbot der Beschneidung, das »Gesetz gegen die Juden«, wie die Massen es nannten, beraten werden sollte, fand am ersten Februar statt. Es war ein klarer, kalter Tag, und voraussehend, daß die Sitzung lange dauern werde, hatte man den Senat schon für den frühen Morgen einberufen; denn Beschlüsse hatten Gültigkeit nur dann, wenn sie in der Zeit nach Sonnenaufgang und vor Sonnenuntergang gefaßt worden waren.

Noch in der Dunkelheit hatte sich vor dem schönen, großen Gebäude des Friedenstempels, wo der Senat bei wichtigen Anlässen tagte, eine große Menge angesammelt. Vor allem vom rechten Tiberufer waren Tausende gekommen. Selbst diejenigen, die sich vor der Zerstörung des Tempels wenig um die Riten gekümmert hatten, begannen jetzt ihr Herz daran zu hängen. Nun das Haus Jahves nicht mehr stand, wurden die Bräuche für das Judentum, was der Körper für den Geist ist; hörten die Bräuche auf, dann hörte auch das Judentum auf. Die Beschneidung gar, die fleischliche Besiegelung des Bundes zwischen Jahve und seinem Volk, galt den Juden als Grundmerkmal ihrer Nation und ihres Wesens. Die Beschneidung, lehrte Philo, der größte jüdische Philosoph des Jahrhunderts, hemme die fleischliche Lust, auf daß die Triebe des menschlichen Herzens nicht zügellos würden. Denn wie dem Weinstock, so sei es auch dem Menschen bestimmt, sich über den von der Natur gegebenen Zustand hinaus zu veredeln; durch die Beschneidung aber zeige der Mensch seine Bereitschaft, den ihm eingeborenen Rohstoff an Willen gemäß dem höheren Willen Jahves zu formen. Alle, auch die Lauesten, stimmten darin überein, daß die Beschneidung das heilige Volk Gottes aus der Mitte der gemeinen Menschen heraushob. Und daß man Staat und Tempel zerstört hatte, schien ihnen nicht so unheilvoll, als daß man jetzt plante, auch ihren Bund mit Jahve zu zerstören.

In großer Erregung also standen sie vor dem Friedenstempel. Daß das Gesetz durchgehen werde, war sicher; doch alles, ihre nationale Existenz, hing davon ab, welche einschränkenden oder erweiternden Bestimmungen der Senat beschließen werde. Der Kaiser hatte erklärt, er billige das Gesetz im Prinzip; die rechte Form zu finden sei Sache der Berufenen Väter. Niemand aber konnte voraussehen, welche Form diese wählen würden. Die Stellung der Parteien und der einzelnen Senatoren war sonderbar verquert und verkreuzt. Die Krone stand diesmal auf Seiten der traditionellen, republikanischen Opposition, während die liberalistischen Anhänger der Monarchie Gegner des Gesetzes waren.

Weiß und großartig, als es dämmerte, hob sich das riesige

Gebäude des Friedenstempels inmitten seiner Kolonnaden. Die Menschenmassen ringsum hüllten sich in die Kapuzen ihrer Mäntel, zündeten auf den Straßen, in den Wandelhallen Feuer an. Es schien immer kälter zu werden. Man hatte selbst die Statuen vor dem Gebäude mit großen Tüchern bedeckt, daß der Marmor nicht springe.

In das Innere des Tempels hatten nur diejenigen Zutritt, die mit einer besondern Erlaubnismarke ausgestattet waren. Die Senatoren trafen ein, frostzitternd, kleine, mit heißem Wasser gefüllte Behälter in den Ärmeln, ohne Sänfte, sie mußten sich dem Brauch zufolge zu Fuß in den Senat begeben. Mit Mühe erkämpften ihre Diener und die Polizisten den einzelnen den Zutritt in das Gebäude. Viele wurden von den Massen erkannt. Man begrüßte sie mit freundlichen, manche auch mit bissigen Zurufen; es fiel nicht jedem leicht, das kritische Spalier mit geziemender Würde zu passieren.

Trotzdem auch die inneren Räume menschengefüllt waren, wirkten sie nach dem Lärm des Flavischen Forums still und weit. Man hatte Kohlenbecken angezündet. Es half nicht viel, die Hitze ging nach oben, der Fußboden blieb kalt, und die Senatoren in ihren hohen, unbequemen, prunkenden Schuhen traten von einem Fuß auf den andern und sehnten sich nach der Zentralheizung ihrer Häuser. Kalt, voll unbehaglicher Drohung, standen ringsum die Bildwerke, hingen die Gemälde, mit denen Vespasian das mächtige, ihm zu Ehren errichtete Haus geschmückt hatte, die Riesenstatue des Nil mit seinen sechzehn Genien, der von der Schlange umwundene Laokoon, das Gemälde der Alexanderschlacht, das kostbarste der Welt, das den Triumph verherrlichte, den Europa über Asien erfochten. Frostig und golden prunkten an sichtbarster Stelle die Trophäen des großen Krieges der Flavier, des jüdischen Krieges, die dreiundneunzig heiligen Geräte des Tempels von Jerusalem, die Schaubrottische, der siebenarmige Leuchter. Alles in diesen Räumen mußte die Senatoren daran erinnern, daß Vespasian und sein Sohn den Sieg des Westens über den Osten vollendet hatten, daß Friede in der Welt und daß dieser Friede römisch war: und Titus und sein Vater hatten ihn geschaffen.

Jeder einzelne der Senatoren, bevor er in den Sitzungssaal

ging, trat vor die Statue der Friedensgöttin, ihr Weihrauch und Wein darzubringen. In stiller Glorie hob sich die Statue, eingesäumt aber war sie von den Standbildern des alten Kaisers und des Titus, auf daß jeder, der ihr opferte, erkenne: diese beiden Männer waren die Schirmherren der Friedensgöttin, ohne sie stünde sie bloß und ungeschützt. Manche unter den republikanischen Senatoren beneideten den jüdischen Titularkönig Agrippa, den alten Tiber Alexander, früheren Gouverneur von Ägypten, und die vier anderen jüdischen Herren des Senats, die es sich erlauben durften, ohne Opfer an dem Bild dieser Friedensgöttin vorbeizugehen.

Sechshunderteinundachtzig Senatoren gab es. Fünfhundertsiebenundsiebzig waren stimmberechtigt. Lange vor Sonnenaufgang schon war die Ehrenhalle des Tempels gefüllt von den Berufenen Vätern. Sie standen herum in ihren Purpurmänteln und Purpurkleidern, flackernd belichtet von den vielen noch brennenden Leuchtern und von den Kohlenbecken, schwatzend, hüstelnd, frierend. Ernsthaft die Wände entlang reihten sich die Standbilder der großen Dichter und Denker. Immer wieder aus dem Schatten ins Licht tauchend, schaute auf die prunkvolle Menge der Kopf des Josephus, über die Schulter gedreht, hoch und hochfahrend, hager, fremdartig schimmernd, augenlos, voll wissender Neugier.

Unmittelbar nach Sonnenaufgang stellten die dazu bestimmten Beamten die Präsenzziffer fest. Es ergab sich die Anwesenheit von fünfhundertsechzehn Senatoren, eine glückliche Zahl, denn sie war durch sechs teilbar. Dann hieß der amtierende Konsul, Verus Pollio, alle Türen des Gebäudes weit aufmachen, auf daß die Öffentlichkeit der Sitzung hergestellt sei, und leitete die Tagung mit der vorgeschriebenen Formel ein, sie möge dem römischen Volk Glück und Förderung bringen. Er stellte fest, daß zwei Drittel der Mitglieder anwesend, der Senat also beschlußfähig sei, und daß er die Sitzung nach Sonnenaufgang eröffnet habe. Er forderte den Chef des Kaiserlichen Protokolls auf, das zur Kenntnis zu nehmen.

Es wurde dann zunächst die Vorlage des früheren Finanzministers Quintus Pedo beraten, der zufolge die von dem Baumeister Seiner Majestät Acil Aviola erfundenen Maschi-

nen in Zukunft bei der Erstellung von Bauten nicht benützt werden sollten. Quintus Pedo begründete seinen Antrag. Selber entzückt von der technischen Vollendung dieser Maschinen, die Zehntausende von Menschenhänden ersparten, habe er andernteils die Erfahrung machen müssen, daß diese Maschinen im Baugewerbe eine bedenkliche Arbeitslosigkeit hervorriefen. Seine Majestät habe dem genialen Architekten und Ingenieur eine Gratifikation anweisen lassen, die Verwendung der Maschinen aber für die kaiserlichen Bauten verboten. Er ersuche den Senat, entsprechend zu beschließen. Es war nicht viel Interesse für diesen Antrag da. Einer konnte sich des Witzes nicht enthalten, es wäre besser, statt die Anwendung der Erfindung des Aviola zu verbieten, durch Gesetz in allen öffentlichen Gebäuden die wohltätige Erfindung des Ingenieurs Sergius Orata einzuführen, die Zentralheizung. Im übrigen wurde der Antrag ohne Debatte angenommen. Die Senatoren, während des langwierigen Abstimmungsverfahrens, schwatzten unbekümmert über das Gesetz gegen die Juden.

Endlich war es soweit. Der Konsul teilte den Berufenen Vätern den Wortlaut der Vorlage des Oberrichters Antist mit: »Wer einen Menschen, sei dieser frei oder leibeigen, aus Gründen der Wollust oder zu Zwecken des Profits kastriert, verwirkt die in dem Gesetz des Cornel über Körperverletzung vorgesehenen Strafen. Wer eine solche Kastrierung veranlaßt oder Beihilfe leistet, verwirkt die gleichen Strafen.« Dann ließ der Konsul die Senatoren in strenger Reihenfolge ihrer Anciennität aufrufen, jeden einzeln, und ihn befragen: »Was ist Ihre Meinung?«

Alle wußten, daß Antist der Vorlage ihren nichtssagenden Text nur deshalb gegeben hatte, weil man den Anschein vermeiden wollte, als sei sie gegen die nach der Verfassung erlaubte Religionsbetätigung der Juden gerichtet. Aber schon der erste der republikanischen Senatoren, der befragt wurde, enthüllte die wahre Meinung der Vorlage und erklärte, er wünsche die Worte »aus Gründen der Wollust und des Profits« gestrichen und bitte außerdem, den Begriff der Kastrierung zu präzisieren, etwa durch die Worte »kastriert beziehungsweise sein Glied verstümmelt oder beschneidet«.

Die liberalen Mitglieder des Senats wußten, daß es sinnlos war, die Vorlage als Ganzes abzulehnen. Ihr Wortführer schlug vor, dem Gesetz die Fassung des Antragstellers zu belassen, es aber nicht als Sondergesetz zu bezeichnen, sondern lediglich als Annex zu den Bestimmungen über Körperverletzung, wie sie in den Gesetzen des Labeo und des Cornel niedergelegt seien.

Weitaus das meiste Interesse unter allen Rednern fand König Agrippa. Seine Stellung in Rom war seit der Abreise seiner Schwester nicht einfach. Titus zwar zeichnete ihn nach wie vor durch besondere Herzlichkeit aus, aber er vermied es, mit ihm allein zu sein, und er tat nichts, um die Angriffe abzuwehren, die die öffentliche Meinung der Stadt immer heftiger gegen ihn richtete. Auf der Bühne, in den Versen der Moralisten, in den Couplets der Straße und der Kabaretts war teils mit, teils ohne Witz immer wieder die Rede von seinen unzüchtigen Beziehungen zu seiner Schwester, seiner snobistischen Eleganz, von seinem vergiftenden Einfluß auf den Kaiser, und er bedurfte seiner ganzen weltmännischen Gelassenheit, um gegen dieses Gerede zu bestehen.

Er litt unter der Kälte, und er liebte nicht Aufmerksamkeit solcher Art, wie sie ihm heute zuteil wurde. Aber er war ein guter, geübter Redner, seine geschmeidige Stimme füllte mühelos den Raum und drang durch die große Stille bis auf den Platz vor dem Tempel hinaus. Er spannte sich an. Er wußte, daß er nicht für sich allein sprach, sondern für die fünf Millionen Juden des Reichs, er, letzter Enkel der Könige, die Judäa seit Jahrhunderten beherrscht hatten. Er begann mit einem Kompliment für den Antragsteller. Seine Vorlage gehe aus von einem ethischen Grundgedanken, der wahrhaft des großen Rom würdig sei. Man dürfe aber, meinte er, die Absichten des edlen Antragstellers nicht dadurch gefährden, daß man böswilligen Auslegern ermögliche, die Moral des Gesetzes in der Praxis in eine Intoleranz umzufälschen, die des Reiches unwürdig sei. Zwei großen Völkern des Ostens, den Ägyptern und den Juden, sei die Beschneidung durch Religionsgesetz vorgeschrieben, Völkern, deren Religion das Reich nicht nur erlaube, sondern deren Götter es verehre. Habe nicht der

römische Generalgouverneur in Judäa bis zuletzt dem unsichtbaren Gott Jahve ein Opfer in seinen Tempel gesandt? Wolle das Reich die Gläubigen dieses Gottes Jahve zwingen, Gebote zu verletzen, die sie seit Jahrtausenden befolgten? Das Gesetz des Antist in seiner reinen Fassung finde die Billigung aller römisch Denkenden; notwendig aber sei es, durch möglichst klaren Wortlaut jede Entstellung seines moralischen Grundgedankens zu verhindern. Und er bat die erlauchte Versammlung, die ägyptischen Priester, denen ihr Glaube die Beschneidung vorschrieb, sowie die Juden aus dem Gesetz auszunehmen.

König Agrippa sprach mit Wärme und doch mit großer Ruhe; das Gehuste und Geräusper, das Scharren der kalten Füße hörte auf, während er sprach. Nur von außen drang das Geräusch der Massen, die erregten, höhnischen Rufe der Gegner, die fanatischen Stimmen der Juden.

Konsul Pollio, nach der Rede des Agrippa, setzte die Befragung der Berufenen Väter fort; aber die Aufmerksamkeit der Senatoren war erloschen. Die meisten begnügten sich, formelhaft zu erklären: »Ich stimme dem Antist oder dem Agrippa oder dem Corvin bei.« Endlich war es soweit, daß der Konsul die Debatte schließen konnte. Mit Hilfe seiner Beamten und Stenographen stellte er fest, daß insgesamt fünf Fassungen des Gesetzes vorgeschlagen waren. Er verlas die Fassungen und gab den Mitgliedern des Hauses eine Stunde Zeit, noch einmal reiflich zu erwägen, welcher dieser Versionen sie zustimmten.

Die Herren waren froh, aufstehen und sich die Füße vertreten zu können. Sie benutzten die Zeit, eine heiße Suppe oder dergleichen zu sich zu nehmen. Nach Wiederbeginn der Sitzung forderte der Konsul die Urheber der fünf verschiedenen Versionen auf, aus ihren Bänken herauszutreten, und die Senatoren, sich demjenigen Antragsteller anzureihen, dessen Fassung sie angenommen wünschten. Es ergab sich, daß, wie man schon während der Pause hatte errechnen können, die meisten der Berufenen Väter sich um Agrippa scharten.

Seine Version aber lautete in letzter, schriftlicher Formulierung: »Wer einen Menschen, sei dieser ein Freigeborener oder Leibeigener, kastriert, das heißt, seine Geschlechts-

teile verstümmelt oder ihn beschneidet, verwirkt die in dem Gesetz des Cornel über Körperverletzung vorgesehenen Strafen. Die gleichen Strafen verwirkt, wer eine solche Kastrierung veranlaßt oder dazu Beihilfe leistet. Ausgenommen aus diesem Gesetz sind die ägyptischen Priester, denen ihr Glaube die Beschneidung vorschreibt, sowie die Angehörigen der jüdischen Nation, die ihre in ihrer Mund befindlichen Söhne den Gesetzen ihres Glaubens gemäß beschneiden oder beschneiden lassen.«

Der Vorsitzende schlug vor, diesem Gesetz den Namen des Antragstellers Antist zu geben. Alle stimmten zu. Daraufhin teilte er mit, daß die Beschlußfassung zustande gekommen sei, und zwar noch vor Sonnenuntergang, und forderte den Chef des Kaiserlichen Protokolls auf, davon Kenntnis zu nehmen. Dann erhob er sich, grüßte die Versammlung, den Arm mit der flachen Hand ausgestreckt, und entließ sie mit der Formel: »Ich halte Sie nicht länger auf, Berufene Väter.« Eilig entfernte man sich, um in gut geheizte Räume zu kommen.

Die Hausbeamten des Tempels waren noch lange beschäftigt, das Gebäude zu reinigen und zu lüften. Tief in die Nacht hinein arbeiteten sie beim Scheine der Leuchter und Fackeln. Einsam in dem großen, leeren Saal standen die Bilder der Dichter und Denker, und der Kopf des Josephus schaute über den Raum, hager, fremdartig schimmernd.

Der Wortlaut der Vorlage und der Kaiserlichen Genehmigung wurde in Erz gegraben, und am Morgen nach dem zehnten Tag, vor dessen Ablauf kein Gesetz Geltung erlangte, wurde die Erztafel, die dieses »Gesetz des Antist« enthielt, versehen mit der Bezeichnung Nummer 2217, im Staatsarchiv hinterlegt. Abschriften des Gesetzes in griechischer und lateinischer Sprache wurden in alle Provinzen gesandt, und der Bürgermeister jeder einzelnen Stadt teilte seinem Magistrat mit, es sei ein Schreiben des Kaisers und des Senats angelangt. Er reichte das Schriftstück herum, auf daß man sich von der Echtheit der Siegel überzeuge, und alle Mitglieder des Magistrats, auch die jüdischen, hatten, so wollte es die Vorschrift, das Dokument in stehender Haltung, entblößten Hauptes, an die Brust zu drücken und zu küssen. Dann erst wurde es verlesen.

Die kaiserlichen Minister und die Mitglieder der gesetzgebenden Körperschaft waren gute Psychologen und hatten dem Beschluß eine milde Fassung gegeben. Immerhin wurde durch das »Gesetz des Antist« eine Sitte, die den Ägyptern teuer war, als barbarisch gebrandmarkt, und die Juden durften zwar auch in Zukunft die in ihrer Nation Geborenen in den Bund ihres Gottes aufnehmen, aber sie sahen sich verhindert, diesen Bund über die Erde weiterzuverbreiten, wie ihre Propheten es ihnen vorschrieben. Die Erregung war groß. Zum erstenmal, seitdem die Stadt Alexandrien, die Hauptstadt des Ostens, existierte, fand dort eine Versammlung statt, in der Juden und Ägypter gemeinsam gegen ein römisches Gesetz demonstrierten.

Im ferneren Osten, im Gebiet des Euphrat, wo viele Juden saßen, wuchs die Gegnerschaft gegen das Reich. Das neue Regime, hieß es, die neue Dynastie, wolle Freiheit und einheimische Sitte unterdrücken. Es stand in dieser Gegend ein Mann auf und gab vor, er sei der Kaiser Nero, es sei ihm gelungen, vor zwölf Jahren den Nachstellungen des Senats zu entkommen, und er rüste sich nun, nach Italien und nach Rom zurückzuziehen und dem Volke die Freiheit wiederzubringen, die die neue Dynastie und die despotische Aristokratie der Hauptstadt ihm genommen. Der Mann fand viele Anhänger, am Hofe des Partherkönigs erwog man ernstlich, ob man ihn nicht offiziell anerkennen solle, und der Gouverneur der Provinz Syrien mußte ansehnliche Truppenkontingente gegen ihn vorschicken.

Einer der wenigen Juden, auf die das Gesetz gegen die Beschneidung keinen Eindruck machte, war der Schauspieler Demetrius Liban. Er war von seinen beruflichen Sorgen so angefüllt, daß ihm die übrige Welt versank.

Es war falsch gewesen, daß er sich anläßlich der Hunderttägigen Spiele zur Darstellung des Juden Apella hatte überreden lassen. Er hatte nicht nur mit schlechtem Gewissen, sondern auch mit schlechter Kunst gespielt. Trotzdem er jetzt doch reifer war als vor sechzehn Jahren, war sein Apella schlechter ausgefallen als damals. Die Furcht vor den politi-

schen Folgen des Stückes hatte ihn gehemmt, so daß er nicht wagte, aus sich herauszugehen. Er war lahm geblieben, weder tragisch noch komisch, die Römer waren gelangweilt gewesen, die Juden erbittert, und beide, Demetrius hatte Urteil genug, das zuzugestehen, hatten recht.

Das Schlimmste aber war, daß der Intendant versuchte, ihn um den Preis seines Opfers zu prellen. Er drückte sich um sein Versprechen herum, ihn endlich den Seeräuber Laureol spielen zu lassen. Mit vielwortiger, tückischer Freundlichkeit stellte er ihm vor, es liege in des Schauspielers eigenem Interesse, mit dem »Laureol« zu warten, bis man den Mißerfolg des »Apella« vergessen habe. Mit seinen ewigen Sticheleien, mit seinen süßen Reden, wie pfleglich man den Ruhm eines Schauspielers behandeln müsse, brachte er ihn zum Rasen.

Es war Marull, der eine Lösung fand. Er hatte an dem »Laureol« mit Liebe gearbeitet und war nicht geduldig genug, die Verzögerungstaktik des Palatin hinzunehmen. Er erbot sich, bei Domitian dahin zu wirken, daß der bei der Eröffnung des Theaters von Albanum den »Laureol« aufführe. Demetrius zögerte. Der Vorschlag war gefährlich. Wenn er jetzt den Laureol statt in einer vom Palatin veranstalteten Aufführung in einer Vorstellung des Domitian spielte, konnte er sich leicht die dauernde Ungnade des Titus zuziehen. Es schien sein Verhängnis, sich die Ausübung seiner Kunst immer wieder mit Gefahren erkaufen zu müssen. Als er in dem »Cato« des alten Rebellen Helvid spielte, war es geradezu um seinen Kopf gegangen. Allein er war zermürbt von dem langen Warten auf den »Laureol«. Mochte erfolgen, was immer, er nahm das Anerbieten des Marull an.

Solange Titus den Demetrius bevorzugte, hatte Domitian von ihm mit Verachtung gesprochen. Nun der Kaiser ihn anscheinend fallenließ, erklärte sich Domitian bereit, das Theater der Lucia mit dem »Laureol« zu eröffnen.

Demetrius, während er das Publikum beobachtete, das sich in Albanum einfand, beglückwünschte sich, daß er für Domitian spielte, nicht für Titus. Das Theater der Lucia war kein großer Bau, es faßte knapp zehntausend Zuschauer, aber es war von luxuriöser Schlichtheit, im Stil gewisser moderner

griechischer Theater, sehr geeignet für den »Laureol«, raffiniert in die Landschaft eingebaut, mit schönem Blick übers Meer und über den See. Auch freute es den Demetrius, daß er den Laureol nicht dem großen, jauchzenden Pöbel Roms vorzuführen hatte, sondern einer ausgewählten Versammlung von Kennern.

Der Kaiser langte an, die Einweihungszeremonien fanden statt, die Priester besprengten die Türen und den Altar mit dem Blut von Schwein, Lamm und Stier. Endlich senkte sich der Vorhang in den Boden.

Es war dieser neunzehnte März ein schöner Tag, nicht zu warm und nicht zu kalt, das Publikum war gut gelaunt, neugierig, aufnahmefähig. Man hörte interessiert zu und lachte herzlich über die ersten Szenen und Lieder. Bald aber ließ die Aufmerksamkeit nach. Niemand hätte angeben können, wieso und warum; das Stück war gut, Demetrius hatte niemals eine Rolle gespielt, die ihm besser gelegen wäre. Aber die Zuschauer langweilten sich, die Witze fielen lahm zu Boden, die Couplets wirkten frostig, fast alles verpuffte. Mit einer so dankbaren Rolle wie dem Laureol ein römisches Publikum zu ermüden, wäre selbst einem unbegabten Darsteller schwergefallen: der große Schauspieler Demetrius brachte das Kunststück fertig.

Marull, der Stoiker, der sich dazu erzogen hatte, daß Glück und Unglück an ihm abprallten, ärgerte sich. Es ging ihm nicht um sein Stück. Er wußte, daß die bittere, elegante Posse, die er geschrieben hatte, gut war. Er wußte auch, daß jede Theateraufführung abhing von tausend Zufällen und daß vielleicht die Änderung irgendeiner winzigen, unwägbaren Äußerlichkeit genügt hätte, genau das gleiche Publikum, das sich jetzt in guter Haltung langweilte, jubeln zu machen. Dies alles wußte er, damit hatte er sich längst abgefunden. Trotzdem kränkte ihn das Mißgeschick der Aufführung und des Demetrius Liban mehr als irgendein Erlebnis seit vielen Jahren. Dabei schien Demetrius von dem, was vorging, nichts zu merken. Dieser Mann, sonst abhängig von jeder Regung seines Publikums, wollte die Frostigkeit seiner Hörer nicht wahrhaben. Er wußte: was er gab, war Kunst, und wenn kein anderer diese Kunst genoß, so genoß er sie. Er ließ nicht nach,

er erlahmte nicht. Er spielte sich das Herz aus dem Leib, sein tapferes, feiges, ruhebedürftiges, von allen Eitelkeiten zerrissenes Herz. Die Szene kam, da Laureol dem Gericht die Beweise bringt, daß er er ist. Demetrius trat vor, sang sein Couplet: »Ja, das ist die Haut, / Ja, das ist das Haar, / Ja, das ist der ganze Räuber Laureol.« Und jetzt endlich ging selbst dieses Publikum mit, das mit seinem Urteil längst fertig und gewillt war, Stück, Darstellung und Theater schlecht zu finden, und man verlangte das Couplet noch einmal und ein drittes Mal, und auch beim drittenmal hörte man schallend, herzhaft und voll das Lachen der Prinzessin Lucia. Aber das nützte nun nichts mehr.

Demetrius-Laureol wurde exekutiert. Er hing am Kreuz. In bitteren Versen überlegte er sterbend, ob er nicht doch besser daran getan hätte, auf die Ehren des Räubers zu verzichten und sein Leben in ländlicher Stille zu Ende zu führen, trumpfte aber gleichzeitig vor seinen Genossen ein letztes Mal auf, daß die Fülle seiner Leiden trotz allem das ihre übertreffe. Und jetzt endlich, dies alles den Zuschauern vorlebend, gestand er sich in seinem heimlichsten Herzen ein, daß, was er gab, zwar große Kunst, aber seine Karriere endgültig vorbei war.

Prinz Domitian wollte lange nicht wahrhaben, daß die Eröffnung des Theaters der Lucia ein Mißerfolg war. Ihm selber gefiel die Vorstellung nicht sonderlich. Aber da Lucia und Marull fanden, das Stück sei geglückt und Demetrius-Laureol unübertrefflich, so war es nicht ein Durchfall der Aufführung, sondern böser Wille der Hörer. Es war auch kein Wunder, daß sie sich nicht zu freuen wagten, wenn sie die gelangweilte Fratze anschauten, die sein Herr Bruder zu schneiden beliebte.

Sie saßen in der Loge, nebeneinander in einer Reihe, er, Titus, Julia und Lucia. Bübchen schaute über die Schulter nach den Gesichtern der andern, sah das interessierte, belustigte Antlitz der Lucia, das schlaffe seines Bruders. Sicherlich ahnte, wahrscheinlich wußte Domitian, was zwischen ihr und Titus war, aber er wollte es nicht wissen. Sosehr es in seinem Innern nagte, daß Lucia sich gerade diesen ausgesucht hatte, er erlaubte sich trotzdem nicht, vor sich selber seinen täglich

wachsenden Haß gegen den Walfisch anders zu begründen als bisher. Jetzt, da er das müde, gelangweilte Gesicht des Titus sah, sagte er sich nur, so tief also hasse ihn der Bruder, daß er ihm selbst die harmlose Freude an der Eröffnung seines Theaters durch offensichtliche Teilnahmslosigkeit vergällte. Immer heftiger fraß sich der Verdruß in ihn ein. Titus, einfach durch sein Gesicht, verbot seinen, des Domitian, Gästen, sich des Schauspiels zu freuen, befahl ihnen, Langweile, Mißbilligung an den Tag zu legen, weil sie in einem Theater des Domitian saßen. Und während Laureol am Kreuz seine Genossen herausforderte, wo sei jetzt einer, dessen Leiden an das seine herankönne, kam Domitian zu der Überzeugung, daß auf der bewohnten Erde nicht Platz genug war für ihn und seinen Bruder.

Unmittelbar hinter Titus saß sein Leibarzt, der Doktor Valens. Domitian, die Arme eckig nach hinten, die Oberlippe kräftig vorgewölbt, beschaute aufmerksam das blasse, lange Gesicht des Mannes. Marull hatte ihm berichtet, wie sehr es den Valens gekränkt hatte, daß der Walfisch während der Epidemie ägyptische und jüdische Ärzte herangezogen. Das Gesicht des Titus sah gedunsen aus, kränklich und wenig nach »Liebe und Freude des Menschengeschlechts«. Vielleicht war Valens mit seiner Augendiagnose ein brauchbarer Mann. Er hatte das Vertrauen des Titus und fühlte sich hintangesetzt. Marull klagte immerzu, daß die Ärzte ihm gegen sein Zahnleiden nicht helfen konnten. Wie wäre es, wenn Marull einmal den Valens zu Rate zöge und bei dieser Gelegenheit ein Wörtchen über des Titus Krankheit fallenließe? Vielleicht fiele ein solches Wörtchen auf guten Boden.

Der Knabe Paulus lebte wie früher im Hause des Josef. Das Haus schien ihm noch finsterer; seine Mutter und sein Lehrer Phineas waren nicht mehr da. Josef erlaubte, daß er alle vierzehn Tage nach Albanum hinausfuhr, um Dorion zu besuchen. Allein Phineas, das hatte er zur Bedingung gemacht, durfte dann nicht dort sein. Josef selber pflegte den Knaben nach Albanum zu begleiten. Er ging während der zwei Stunden, die Paulus im Hause der Mutter verbrachte, in der hügeligen

Landschaft herum, wartend, wann endlich die Zeit vorbei sei, und der Gedanke an den wartenden Vater nahm dem Jungen die unbefangene Freude an der Mutter.

Josef widmete sich seinem Sohne mit ganzem Herzen und mit ganzem Vermögen. Er lernte mit, was der in der Schule studierte. Arbeitete an der Verbesserung seines eigenen griechischen Akzents. War im Gespräch mit dem Sohn um die Reinheit des griechischen Wortes mehr bemüht, als wenn er vor dem Kaiser und den Literaten Roms rezitierte. Nahm alle Mahlzeiten zusammen mit Paulus. Bekümmerte sich um seine kleinen Liebhabereien. Versuchte selber, übrigens ohne Glück und Talent, Tonfigürchen zu kneten. Schrieb an den Verwalter seiner Güter in Judäa, um Einzelheiten zu erfahren, wie man dort die Ziegen nähre und halte; denn die Ziegen Judäas waren die schönsten und kräftigsten. Die Geißböcke Hiobs hatten es mit Wölfen aufgenommen, und die des Doktor Chama hatten Bären bewältigt. Allein Paulus hörte diese Geschichten mit höflichem Unglauben an, und das Laub vom Zimtbaum, das der Verwalter als besonders heilsam für Ziegen sandte und das ziemlich verwelkt ankam, empfing er mit wohlerzogenem Dank, ohne Schwung.

Josefs seltene und behutsame Versuche, dem Sohn jüdische Wissenschaft beizubringen, waren wenig glücklich. Ach, er durfte nicht daran denken, mit ihm das Buch Kohelet zu studieren, von seinen Lippen die vertrauten hebräischen Worte zu hören. Paulus las höflich und aufmerksam in dem großen Buch der Geschichten des jüdischen Volkes diejenigen, die der Vater ihm empfahl, die Geschichte Davids und Goliaths etwa oder die des Simson oder die Esthers oder die des Josef, Ersten Ministers des Pharao von Ägypten. Die Übersetzung der Siebzig war leicht zu lesen, Paulus faßte schnell auf, und sein Gedächtnis war gut trainiert. Aber in diesen letzten Monaten hatten ihm die Mutter und Phineas die Überzeugung tief eingebrannt, daß die Lehre der Juden barbarisch sei. Soviel Freude er an den Erzählungen von Odysseus und Polyphem hatte, so sehr sträubte er sich gegen die Geschichte von David und Goliath. Er begeisterte sich an dem Freundespaar Nisus und Euryalus und an den Taten des Herkules, aber David und

Jonathan und die Taten Simsons ließen ihn kalt.

Er spürte gut, wie sein Vater mit aller Kraft des Herzens um ihn bemüht war. Manchmal auch fühlte er Stolz darüber und versuchte, die Liebe des Vaters zu erwidern. Aber es ging nicht. Er war von jeher hochmütig gewesen, und Phineas und die Mutter hatten sein prinzliches Selbstgefühl genährt. Er begriff nicht, daß sich sein Vater nicht einfach zu den Griechen oder Römern bekannte. Warum wollte man gerade ihn, Paulus, zwingen, zu den Juden herunterzusteigen? Und warum konnten seine Mutter und Phineas, die ihn doch liebten, ihn nicht vor diesem Schicksal bewahren? Immer fremder erschien ihm sein Vater, immer mehr an ihm fand er unwürdig, und wenn Josef noch so reines Griechisch sprach, glaubte Paulus, den verhaßten Dialekt des rechten Tiberufers durchzuhören.

Einmal freilich vermeinte Josef, er habe das Herz seines Sohnes gewonnen. Der nämlich überwand eines Tages seine Scheu, begann davon zu sprechen, daß er doch einen Bruder gehabt habe, Simeon, fragte den Vater, warum er ihn nie mit diesem Bruder zusammengebracht habe, und bat ihn, von Simeon zu erzählen. Josef willfahrte gern. Es schien ihm ein großer Sieg und eine Erfüllung, daß Paulus ihn fragte, und er sprach mit lebendigen und beredten Worten von seinem verlorenen, jüdischen Sohn. Er wußte nicht, daß es Neid war, der Paulus trieb, sich nach dem Toten zu erkundigen. Paulus beneidete den Toten.

Phineas hatte ihn, stoischen Prinzipien gemäß, gelehrt, daß der Mensch durch die Kraft des Gemütes den Schmerz besiegen und auch das Widerwärtigste ertragen könne. War der Mensch am Ende seiner Kraft, dann gab es einen würdigen Ausweg, der ihn mächtiger machte als selbst die Götter: es stand ihm frei, sich den Tod zu geben. Viele große Männer hatten das getan, es war ein würdiges Ende, ein Ausblick, der dem Paulus in letzter Zeit immer mehr Trost gab. Manchmal, wenn er in den Stall ging, um das Futter im rechten Maße zu mischen, versank er, kauerte in seiner Ecke, und selbst das Gemecker seines Ziegenbockes Paniscus konnte ihn nicht aus seiner Versunkenheit retten. Er dachte, wie das sein wird, wenn er sich den Tod gibt. In der Schule hatten sie Aufsätze

schreiben müssen über jene Arria, die, ihrem Gatten in den Tod vorangehend, ihm den Dolch reicht mit den Worten: »Mein Pätus, es tut nicht weh.« Er stellte sich vor, wie man künftig in den Schulen Aufsätze schreiben wird: »Paulus, vor die Wahl gestellt, Barbar zu werden oder zu sterben, zieht den Tod vor. Welches sind seine Gedanken vor dem Ende?« Früher, das wußte er, war es leicht gewesen, sich Gift zu verschaffen. Jetzt machten sie einem das schwer. Aber er konnte sich zum Beispiel im Bad die Pulsadern öffnen. Oder er konnte, das schien ihm noch reizvoller, Goldstaub einhandeln und ihn einatmen. Wenn er seine Ziegen verkauft, bekommt er genug Goldstaub dafür. Wenn er erst tot daliegt, dann sieht sein Vater, was er erreicht hat. Jeder muß die Größe eines solchen Todes begreifen, und sosehr Phineas und seine Mutter um ihn trauern werden, sie werden seinem verklärten Genius mit Stolz Opfer bringen.

Weder Josef noch der Knabe sprachen über das, was ihnen das Herz abdrückte. Josef, bei Tische, zitierte Homerverse, sprach von Reisen, von Büchern, von Stadtereignissen, von des Paulus Schule und seinen Kameraden. Er sah, daß der blasse, bräunliche Kopf seines Jungen immer blasser und hagerer wurde. Er sah, daß er an den Knaben nicht herankam. Sein Sieg war wertlos. Dorion hatte recht gehabt: der Widerstand kam aus dem Innern des Knaben, der Knabe war ein Grieche und ließ sich nicht zum Juden machen. Was er dem Knaben geben konnte, nutzte dem nichts. Josef erreichte nur, daß der Knabe verkümmerte. Es gibt Tiere und Pflanzen, die sich von Stoffen nähren, die den Menschen töten würden; sie aber können ohne diese bösen Stoffe nicht leben. So kann sein Junge nicht leben ohne Dorion und Phineas.

Langsam, in schlaflosen Nächten, grübelte Josef über den Sinn, der hinter all dem stecken mochte. Wenn er es nicht einmal erwirken konnte, daß sein Sohn, sein Fleisch und Blut, einen Funken seines Geistes aufnahm, was bedeutete das? Hatte er sich vermessen? War er, der jüdischen Geist in der Welt verbreiten wollte und ihn nicht einmal auf seinen Sohn übertragen konnte, von Gott als zu schwach befunden worden und verworfen? Oder war der Sinn des Zeichens ein anderer?

Von den Römern und Griechen verlangte er dreist und kühn, sie sollten auf das verzichten, was sie für den besten Teil ihrer Nationalität hielten: haftete nicht vielleicht er selber zu fest an seinem Judentum? War das der Sinn des Zeichens? War das Versagen vor seinem eigenen Sohn eine Mahnung an ihn, mehr von seinem Judentum aufzugeben?

Nein, so konnte es nicht gemeint sein. Es gab keinen andern Weg zum Weltbürgertum als den über die jüdische Lehre. Die Götter Roms und Griechenlands trugen viele Gesichter, doch es waren lauter nationale Gesichter: der unsichtbare Gott Jahve war ein Gott *über* den Nationen, er rief alle zu sich. »Es ist ein Geringes«, so hatte er sich seinem Propheten Jesajas offenbart, »daß du die Söhne Jakobs aufrichtest; vielmehr habe ich dich zum Licht der Heiden berufen.« Jahve schloß keinen aus, nicht Griechen und Römer und nicht die verachteten Ägypter und Araber. Er verkündete, als einziger von allen Göttern er, durch den Mund seiner Propheten den ewigen Frieden zwischen allen Völkern, eine Welt, da die Wölfe bei den Lämmern liegen würden und da die Erde voll sein sollte von friedlicher Weisheit wie das Meer von Wasser. Es gab keine Leiter zu der Höhe dieses Gedankens als die jüdische Lehre. Solange nicht ein zweiter, glücklicherer Dädalus eine Maschine erfand, mit der man fliegen konnte, mußte man, um auf den Gipfel eines Berges zu gelangen, ihn ersteigen und konnte sich den Aufstieg nicht sparen. Heute aber und in dieser Welt heißt der Berg und sein Aufstieg: Judentum.

Und doch, das alles sind Sophistereien, mit denen er den eigenen Nationalismus verkleiden will. Er hat, des Geistes voll, den Kosmopolitischen Psalm geschrieben: aber es ist nicht schwer, am Schreibtisch kühn und ein Kosmopolit zu sein. Es ist nicht schwer, Kosmopolit zu sein, solange Opfer nur den andern abgefordert werden, nicht einem selber.

Dem Abraham wurde auferlegt, daß er seinen Sohn opfere für seine Sendung. War das, was er jetzt durchmachte, eine Prüfung?

Lobet Gott und verschwendet euch über die Länder.
Lobet Gott und vergeudet euch über die Meere.

Ein Knecht ist, wer sich festbindet an ein einziges Land.
Nicht Zion heißt das Reich, das ich euch gelobte,
Sein Name heißt: Erdkreis.

Das waren tapfere Verse. Aber es waren Verse. Der Knabe war Fleisch und Bein. Es war das erstemal, daß der Jude Josef beweisen sollte, daß er mehr war als ein Jude. Es war billig, sich im Geist über die andern hinauszuheben und dann, wenn es einen sichtbaren Verzicht galt, brav und träg dem ererbten Gefühl zu folgen gegen die bessere, schmerzhafte, neue Einsicht. Nein, er wird sich nicht drücken.

Doch wenn er jetzt den Knaben preisgibt, wird niemand, auch Alexas und Licin nicht, das begreifen. Man hatte gespannt darauf geachtet, wie sein Streit um Paulus enden wird, es war ein Kampf um große Prinzipien gewesen, er hatte gesiegt. Wenn er jetzt freiwillig auf die Frucht dieses Sieges verzichtet, wenn er sich fallenläßt, wenn er seinen Sohn nicht zum Juden macht, dann wird er in den Augen aller nicht etwa ein Held sein, sondern eine Possenfigur, oder bestenfalls ein Komödiant. Nicht beispielhaft wird seine Entsagung sein, nur lächerlich. Die Juden werden glauben, er wolle sich durch seinen Verzicht bei Griechen und Römern einschmeicheln. Die Griechen werden ihn einfach für wahnsinnig halten. Die Kollegen werden erklären, er wolle durch Snobismus für seine Bücher Reklame machen.

Er muß die Kraft haben, der Stimme in sich zu folgen, nicht der Stimme der andern.

Er überwand sich. Er sagte dem Paulus, er könne zu seiner Mutter zurückkehren und in Albanum weiterleben. Zum erstenmal, seitdem der Knabe wieder in seinem Hause war – Josef sah es mit zerreißendem Gefühl –, leuchtete sein Antlitz auf. Er nahm die Hand seines Vaters und drückte sie heftig.

Josefs Verzicht auf den in so heißem Kampf erstrittenen Sohn erregte den Sturm, den er erwartet hatte. Man hielt ihn für einen Narren oder für einen Lumpen oder für beides. Er hatte das vorausgesehen; trotzdem füllte es ihn mit Zorn und Verzweiflung. Er sagte sich, es sei aussichtslos, an einer

Verständigung zwischen Juden und Griechen zu arbeiten, es gebe keine Verständigung. Dann wieder, mit der gleichen Heftigkeit, wies er sich zurecht, es sei wohlfeiles Ressentiment. Sein eigenes Schicksal, eine kurze Gegenwart, beweise nichts. Die Verschmelzung, von der er träumte, sei nicht eine Sache von zehn oder zwanzig Jahren, sie sei ein Geschäft für Jahrhunderte.

Doch diese Gedanken halfen ihm nicht über seinen Grimm hinweg. Er war zumeist allein in diesen Tagen, er verließ sein Haus nicht, und Besucher meldeten sich nicht.

Nach einer Woche ging er zu Claudius Regin. Er wollte seinen Zorn gegen die Menschen um sich und gegen sich selber an ihm auslassen. Es war ein milder Frühlingstag, aber der sonst so sparsame Regin, gegen Kälte empfindlich, hatte sein ganzes, mit einer Zentralheizung versehenes Haus wärmen lassen. Josef war es willkommen, daß er an dem Ärger über den Widerspruch zwischen den Sparsamkeitspredigten des Regin und dieser offensichtlichen Verschwendung seinen Grimm noch mehr schüren konnte. Er forderte zunächst, und das in einem frechen, herausfordernden Ton, Geld, eine größere Summe. Er brauche das Geld für den Bau der Josef-Synagoge, erklärte er. Das war unwahr. Nach den letzten Ereignissen war es überhaupt fraglich, ob man die Stiftung von ihm annehmen werde. Josef erwartete denn auch, der Verleger werde ihm ironisch erwidern, wie die Dinge jetzt lägen, sei es vielleicht angemessener, daß Josef dem Jupiter oder der Minerva einen Beitrag stifte statt dem Jahve. Doch Regin versagte sich jeden übellaunigen Kommentar. Er begnügte sich mit einem »Schön«, setzte sich hin und schrieb die Anweisung.

Dann sagte er: »Schimpfen Sie, mein Josef, fluchen Sie, schimpfen Sie sich das Herz frei. Sie sind in Wahrheit ein geschlagener Mann.« Er sagte das ohne Hohn, voll ehrlichen Mitgefühls.

Josef sah erstaunt hoch. Was wollte Claudius Regin? Es war nicht die Art dieses Finanzmannes, sich über eine Handlung wie den Verzicht auf Paulus in sentimentalen Reden zu ergehen. Was also meinte er? »Ich verstehe Sie nicht«, sagte Josef böse, mißtrauisch.

»Ich habe mich bitter getadelt«, sagte Regin, »daß ich Ihnen nicht von der Audienz abriet. Ich hätte mir sagen müssen, daß, wenn Sie etwas dergleichen unternehmen, es zum Unglück ausschlägt. Sie haben dem Manne wirklich die Entscheidung leicht gemacht, die ihm vorher so schwerfiel. Es war naheliegend, daß ein Sohn des Vespasian für die Gefälligkeit, die er Ihnen persönlich bezeigte, die Gesamtheit tausendfach bezahlen ließ.«

Josef begriff sogleich. Aber er stand blöd und hilflos da; der Schlag traf ihn unerwartet. Was Regin sagte, stimmte natürlich, und es war sinnlos, sich seiner Erklärung zu verschließen. Nachdem Titus ihm den Paulus konzedierte, hatte er sich berechtigt geglaubt, seinen Römern das Gesetz gegen die Beschneidung zu konzedieren. »Er hatte es eilig«, fuhr Regin fort, wie um seine Behauptung zu erhärten. »Noch am gleichen Tag, an dem er Caecil mit dem Gutachten über Ihre Sache beauftragte, hat er den Konsul wissen lassen, daß er gegen die Vorlage des Antist kein Veto einlegen werde.«

Ja, es war so klar, daß einem die Augen weh taten. Es war genauso gegangen wie damals in der Sache der drei Doktoren. Er, mit seinem unseligen Eifer, gab Rom die Möglichkeit, die Maske erhabener Parteilosigkeit zu wahren. Sie erwiesen ihm den kleinen Dienst, den er begehrte, und holten sich dafür von der Gesamtheit, was sie wollten. Damals hatte die Gesamtheit der Juden für seinen Ehrgeiz bezahlen müssen, jetzt zahlte sie für die Liebe zu seinem Sohn.

Warum wurde gerade er so heimgesucht? Warum schlug, was er anpackte, zum Bösen für alle aus? Es war sinnlos, darüber zu grübeln. Auch der höllisch kluge Mann vor ihm konnte ihm nichts dazu sagen. »Denn meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege.«

»Erklären Sie mir *eines*, Claudius Regin«, bat er, scheinbar ohne Zusammenhang, und seine Stimme klang rostig: »Sie wissen, mir ist Jahve in Wahrheit kein nationaler Gott, sondern der des Erdkreises. Erklären Sie mir, warum reißt es so in mir, daß ich auf das Judentum meines Paulus verzichten mußte?«

»Sie wollen alles geschenkt haben«, quäkte auf seine alte, unwirsche Art Regin. »Sie wollen für Ihre Erkenntnisse nichts

bezahlen. Haben Sie noch nicht gemerkt, daß der Kopf rascher weiser wird als das Herz? Glauben Sie, daß die bessere neue Einsicht so ohne weiteres die alten Gefühle wegwischt, die aus der früheren Erkenntnis stammen? Und es ist auch gut«, fuhr er grimmig fort, »daß man für Erkenntnisse zahlen muß. Nur was man teuer bezahlt hat, hält man in Ehren. Jetzt gibt es nicht viele, die sich um Erkenntnisse reißen, aber wer einmal dafür bezahlt hat, dem sitzen sie fest.«

»Was soll ich tun?« fragte unterwürfig, geradezu hilflos, Josef.

Regin schwieg lange. Dann, ein bißchen maulfaul wie stets, aber ungewohnt behutsam, sagte er: »Am besten wäre es vielleicht, wenn Sie, ohne sich um Juden und Griechen zu kümmern, an Ihre ›Jüdische Geschichte‹ herangingen. Es gibt jetzt in Ihrem eigenen Leben Geschichten und Situationen genug, die mit denen der jüdischen Historie parallel gehen. Ob Sie Abraham oder Josef, Juda Makkabi oder Hiob darstellen, an innerer Anteilnahme dürfte es Ihnen nicht fehlen.«

Josef erschrak geradezu vor Regins Spürsinn. Es war unheimlich, wie dieser Halbjude ihn ausdeutete und aussprach, was er selber kaum zu denken gewagt hatte. Abraham, der die Hagar austreibt, Josef, der des Pharao Günstling wird, Juda Makkabi, der das Volk in den Krieg führt, Hiob, der alles verliert, und wieder Abraham, der seinen Sohn opfert: wahrhaftig, ihm schien auferlegt, die Geschichten und Situationen der Bibel auf eine bittere, sonderbar verzerrte Art neu zu erleben.

Regin war nicht gewillt, ihn diesen Gedanken eitel zu Ende denken zu lassen. »Mißverstanden werden Sie immer«, sprach er weiter. »Schreiben Sie so kompromißlos, wie Sie jetzt, zum erstenmal in Ihrem Leben, kompromißlos gehandelt haben. Ich gebe übrigens zu, es ist schwerer, kompromißlos zu schreiben als zu handeln. Aber versuchen sollten Sie es einmal. Ich habe so viel Geld in Sie gesteckt, daß ich ein solches Experiment von Ihnen verlangen kann.«

Josef merkte gut, daß der Mann, so unwirsch spaßhaft er sich gab, ihm wohlwollte und ihn besser verstand als irgendeiner sonst. Trotzdem zögerte er. »Ich kann jetzt nicht arbeiten«, verteidigte er sich. »Meine Gedanken streiten miteinander. *Sie*

verstehen mich vielleicht, Claudius Regin, aber ich fürchte, ich kann mich keinem Dritten klarmachen.«

Regin sagte: »Sie sind so weit gegangen, daß Sie nicht mehr zurück können. Es bleiben Ihnen nur zwei Wege. Sie können entweder, was Ihnen an Judentum geblieben ist, ganz abtun, es ist kein großer Schritt, und vollends zum griechischen Schriftsteller werden. Reizt es Sie, eine junge Dame aus guter römischer Familie zu heiraten? Das wäre zu machen. Es wäre keine originelle Lösung, aber sie hätte ihre Vorteile, und ich käme zu meinem Geld.«

Josef wartete auf den zweiten Weg, von dem Regin gesprochen hatte. Aber der begnügte sich mit dem »Entweder« und bückte sich ächzend, seinen losen Schuhriemen zu binden. So nahm, nach einer Weile Schweigens, Josef wieder das Wort und sagte: »Ich kann hier in Rom nicht arbeiten. Ich sehe nichts. Ich spüre nichts. Ich habe meinem Sohn jüdische Geschichte nicht klarmachen können: wie soll ich sie andern klarmachen? Es gab eine Zeit, da habe ich Geschichte *gesehen,* Moses, David, Jesajas. Jetzt ist mir alles dick vor den Augen, und ich sehe nichts mehr.« Regin hörte aufmerksam zu, aber er schwieg. Wieder nach einer Weile fuhr Josef fort: »Vielleicht wäre es gut, nach Judäa zu gehen.«

Und jetzt, endlich, sprach auch Regin wieder. Immer noch mit seinem Schuhriemen beschäftigt, zitierte er den Horaz, merkwürdig kamen die edeln Worte von seinen dicken Lippen: »Es schmilzt der bittere Winter vor dem lieben Wechsel des lenzlichen Südwinds. Auf trockenen Schienen gleiten die Schiffe ins Meer.«

»Ich will Galiläa wiedersehen«, sagte mit auflebendem Entschluß Josef, »die neuen griechischen Städte und die alten jüdischen. Ich will das verödete Jerusalem sehen. Ich will Flavius Silva sehen und die Doktoren in Jabne.«

»Richtig«, sagte befriedigt Regin. »Das ist der zweite Weg, den ich meinte.«

VIERTES BUCH

Der Nationalist

Scheu drückten sich die besiegten Juden in dem Land herum, das ihr Gott Jahve ihnen gegeben hatte, gerade noch geduldet auf dem Stück Erde, auf dem sie noch vor einem halben Menschenalter die Herren gewesen waren. Ein großer Teil von ihnen war getötet oder in die Leibeigenschaft überführt und ihr Besitz zum Eigentum des Kaisers erklärt worden. Noch immer wurde der und jener verdächtigt, am Aufstand teilgenommen zu haben, und auf jedem lastete die Sorge, der böswillige Konkurrent oder Nachbar könnte ihn unter solche Anklage stellen. Viele wanderten aus. Die Siedlungen der Juden wurden spärlicher, verkümmerten, das Land bevölkerte sich immer dichter mit Syrern, Griechen, Römern. Die heidnischen Städte Flavisch Neapel und Emmaus wurden die ersten des Landes, und während Jerusalem verödet lag, strotzte die neue Hauptstadt, Cäsarea am Meer, von Prunkbauten, Heiligtümern der fremden Götter, Regierungspalästen, Bädern, Stadien, Theatern; Juden aber durften weder das zerstörte Jerusalem noch die neue Hauptstadt ohne Sondererlaubnis betreten.

An Stelle der Aristokraten und der Tempelpriester von Jerusalem, von denen im Krieg die meisten umgekommen waren, hatten die Schriftgelehrten die Führung übernommen, die Juristen und Doktoren. Der Großdoktor Jochanan Ben Sakkai hatte, um die Einheit der Nation zu erhalten, den schlauen und kühnen Plan ersonnen, den Staat durch die Lehre zu ersetzen; sein Nachfolger, Gamaliel, führte diesen Plan mit Kraft und Umsicht zum Ziel. Das von ihm und seinem Kollegium in Jabne bis ins kleinste ausgetiftelte Zeremonialgesetz hielt die Juden fester zusammen als früher der Staat.

Allein dieses System zwang die Doktoren, die Lehre immer mehr einzuengen und ein bestes Teil von ihr preiszugeben: ihren Universalismus. »Der Fremde soll bei euch wohnen wie ein Einheimischer, und du sollst ihn lieben wie dich selber«, hatte, durch den Mund des Moses, Jahve befohlen, und, durch den Mund Jesajas: »Es ist ein Geringes, daß du die Stämme Jakobs aufrichtest; vielmehr habe ich dich auch zum Licht der Heiden bestimmt.« Auf diese kosmopolitische Sendung, bisher Jahrhunderte hindurch treulich erfüllt, begannen die Juden

jetzt zu verzichten. Nicht mehr der ganzen Erde verkündeten sie ihre Botschaft, sondern viele hielten dafür, nach der Zerstörung des Tempels sei das Volk Israel Jahves Haus, und allein diesem Volke gehöre er. Der Druck der Römer, das Beschneidungsverbot vor allem, machte, daß immer mehr Mitglieder des Doktorenkollegiums dieser fremdenfeindlichen Auffassung zufielen. Sie glitten hinweg über die Stellen, in denen die Schrift die Juden an ihre Weltmission mahnte, und ihr Mund war voll von jenen Sätzen, in denen sie das Bündnis Jahves mit Israel als mit seinem Lieblingsvolk feierte. Mit Hilfe des Zeremonialgesetzes nationalisierten sie das Leben der Juden. Sie verboten ihnen, die Sprache der Heiden zu erlernen, ihre Bücher zu lesen, ihr Zeugnis vor Gericht anzuerkennen, Geschenke von ihnen anzunehmen, sich mit ihnen durch Beischlaf zu mischen. Der Wein war unrein, den eine nichtjüdische Hand berührte, die Milch, die eine nichtjüdische Hand molk. In strengem, blindem Hochmut schieden sie durch immer höhere Mauern das Volk Jahves von den andern Völkern der Erde. So hielten es fast alle Führer der Juden, auch ihre Sektierer, die Essäer, die Ebioniten, die Minäer oder Christen. Jenem Manne zum Beispiel, den diese Minäer als ihren Messias priesen, dem Jesus von Nazareth, legte einer seiner Schüler, ein gewisser Matthäus, die Worte in den Mund: »Geht nicht auf der Straße der Heiden und zieht nicht in die Städte der Samariter, sondern geht nur hin zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel.«

Binnen kurzer Frist wurden die Juden, die als die ersten auf der bewohnten Erde verkündet hatten, ihr Gott gehöre nicht ihnen allein, sondern der ganzen Welt, zu den fanatischsten partikularisten. Die Doktoren zentralisierten die Lehre immer strenger, verboten immer unduldsamer jeden Widerspruch. Viele freilich sträubten sich. Die Juden waren von jeher eigenwillig gewesen, keine einheitliche Masse, sondern ein Volk von vielen Individuen und vielen Meinungen. Es gab unter ihnen Traditionalisten und Neuerer, Pharisäer, Sadduzäer, Essäer, Tolerante und Intolerante, Anhänger Hillels und Anhänger Schammais, Priestergläubige und Prophetengläubige. Manche Sekten waren mit dem Staat und dem Tempel verschwunden,

aber die Spaltung innerhalb des jüdischen Volkes hatte nicht aufgehört.

Von jeher hatte es Juden gegeben, die, gierig auf die Erkenntnisse der andern, in der Wissenschaft der fremden Völker geforscht hatten. Sie wollten sich das jetzt nicht nehmen lassen. Führer der Juden, der große Denker Philo an ihrer Spitze, hatten sich seit Jahrhunderten bemüht, griechische Bildung organisch mit ihrer eigenen Lehre zu verbinden, »die Schönheit Jaffets in den Zelten Jakobs wohnen zu machen«. Wie, und auf einmal sollte das ein Verbrechen sein? Und viele fügten sich nicht, anerkannten nicht die Autorität der Doktoren, nahmen den Bann auf sich, verließen das Land, ehe sie ihr griechisches Teil an Erkenntnis preisgaben.

Die Doktoren hielten fest an ihrem Plan. Sollten die Juden nicht in den andern Völkern aufgehen, dann mußte ihre Lehre klar sein, einheitlich bis ins Letzte. *Ein* Brauch und *eine* Sitte mußte sein, an der man die Juden von den andern unterschied. Das ganze Leben mußte unter das Gesetz gestellt, keine Abweichung durfte geduldet werden.

Bis jetzt hatte es über den Messias viele Meinungen gegeben. Die einen glaubten, er werde das Schwert, die andern, er werde die Palme des Friedens bringen. Viele hatten in vielen den Messias gesehen, man hatte sie gewähren lassen. Jetzt schrieben die Doktoren den Glauben an einen einzigen Messias vor, der da in Bälde erscheinen, die Römer aus dem Land werfen, Jerusalem wieder aufrichten und alle Völker zwingen werde, den Gott Israels anzuerkennen.

Da gab es aber Leute, die Minäer, die »Gläubigen«, auch Christen genannt, die da erklärten, der Messias sei bereits erschienen; seine Sendung sei freilich nicht von dieser Welt gewesen, vielmehr sei er gekommen, um allem Volk den Weg der Gnade zu zeigen, so daß nicht nur die Doktoren, sondern ein jeder, auch der Einfältige im Geiste, fähig sei, Jahve zu erkennen. Man habe aber dem Messias nicht geglaubt, sondern ihn verleugnet und schließlich umgebracht.

Schon vor dem Fall des Tempels hatten einige das verkündet, aber sie hatten wenig Anhänger gefunden. Jetzt sagten sie: »Seht ihr, weil die Priester und Doktoren den Messias getötet

haben, darum ist Jerusalem zerstört worden«, und viele begannen zu sinnieren: Haben sie nicht recht? Waren nicht die Priester und Doktoren wirklich voll Wissensdünkel und Übermut? Es war schwer, einzusehen, warum sonst Jahve seinen Tempel sollte zerstört und sein Volk in die Gewalt der Heiden gegeben haben.

Auch was die Minäer weiter lehrten, ging den Leuten leicht in Sinn und Herz. Die Doktoren stellten das Leben unter das Gesetz, sie verordneten sechshundertdreizehn Hauptgebote und Hauptverbote, von denen ein jedes in zahllose kleinere Vorschriften zerfiel, sie regelten den Ablauf des Tages vom frühen Morgen bis tief in die Nacht hinein mit tausend kleinen, strengen Zeremonien und Gebeten und bedrohten jeden Verstoß mit Strafen in dieser und in jener Welt. Die Minäer hingegen lehrten, gut sei das Leben nach dem Gesetz; aber es genüge, an den lieben Messias zu glauben, der die Menschen entsühnt habe, um für die Entbehrungen dieser Erde durch ein süßes Jenseits entschädigt zu werden. Und sehr viele gaben sich der neuen, weicheren Lehre hin.

Die Doktoren hatten gegen diese alle zu kämpfen, gegen die griechischen, kosmopolitischen Neigungen der Gebildeten, gegen den linden Erlöserglauben der Armen im Geiste. Sie kämpften zäh und geschmeidig, bald mit Sanftheit, bald mit Gewalt, immer das Ziel vor Augen: die Einheit des Gesetzes.

Sie kämpften mit Erfolg. Die weitaus meisten unter den Juden vertrauten ihnen, unterwarfen sich ihrer Führung. Stellten das ganze Leben unter ihre Zeremonien und Vorschriften, vom ersten Erwachen bis in den Schlaf. Aßen und fasteten, beteten und verfluchten, feierten und arbeiteten, wann sie es ihnen befahlen. Verzichteten auf geliebte Träume und Meinungen, schlossen sich ab von den Nichtjuden, mit denen sie bisher Freundschaft gehalten. Freund wich vom Freund, wenn der Nichtjude war. Nachbar vom Nachbarn, Geliebter von der Geliebten. Sie nahmen auf sich das Joch jener sechshundertdreizehn Gebote und Verbote, machten ihr Leben eng und kahl, hielten sich aufrecht durch den Gedanken, daß sie das *eine,* auserwählte Volk Jahves seien, und durch die inbrünstige Hoffnung, daß bald der Messias in seiner Glorie erscheinen und

die blinden Völker dem sehenden Volke unterwerfen werde. Sie starrten nach dem zerstörten Jerusalem, und das Jerusalem, das nicht mehr war, band die Juden, die im Lande Israel und die Verstreuten über die ganze Welt, enger zusammen als jenes Jerusalem, das einstmals weiß und golden und allen sichtbar den Tempel Jahves beherbergt hatte.

Schon lange vor Tag drängten sich die Juden auf dem Vorderdeck der »Gloria« zusammen; man hatte ihnen gesagt, an diesem Morgen würden sie die Küste Judäas auftauchen sehen. Gespannt schauten sie in den dämmernden Osten. Die meisten hatten den schwarzgestreiften, viereckigen Gebetmantel umgeworfen mit den kostbaren, purpurblauen Fäden und um Stirn und Arme die Gebetriemen geschlungen. Lange sahen sie nichts als wolkigen Dunst. Dann tauchten zarte, violette Umrisse hoch: ja, das war das violette Gebirge Judäas. Und jetzt auch unterschied man den grünen Gipfel des Berges Karmel. Sie atmeten stärker, ihr Herz ging schneller. Die Luft, die von ihrem Land herüberwehte, war anders als sonstwo immer, leichter, tiefer, reiner, sie machte das Hirn rascher, die Augen glänzender. Inbrünstig beteten sie den Segensspruch: »Gelobt seist du, Jahve, unser Gott, der du uns hast erreichen, erlangen, erleben lassen diesen Tag.«

Der Schauspieler Demetrius Liban hatte schwere Wochen hinter sich. Die meiste Zeit war er seekrank, grünblaß, in Krämpfen in seiner Kajüte gelegen, sich sehnend nach Tod. Aber nun er das Ziel vor sich sah, spürte er, er hatte die Wallfahrt zum Lande Jahves nicht zu teuer bezahlt.

Josef hielt sich abseits von den andern, doch ohne Prätention. Aber er schaute mit nicht weniger brennenden Augen hinüber nach dem blassen, violetten Glanz, sog nicht weniger gierig die leichte, erregende Luft ein. O ihr zarten Linien der Berge, o du höchst klares Licht, holde Küste, grüner Berg Karmel, o du mein Land, berückendes, zauberhaftes, Israels Land, Gottes Land.

Auch die Römer und Griechen an Bord, hohe Beamte und Offiziere, reiche Kaufleute, hatten sich allmählich versammelt, um die Küste näher kommen zu sehen. Lächelnd, hochmütig

schauten sie auf die Gruppe der erregt gestikulierenden Juden, auf die »Eingeborenen«.

Als die »Gloria« endlich im Hafen von Cäsarea ankerte, kam Polizei an Bord und sonderte die Römer und Griechen von den Juden. Jene konnten sich unbehelligt ausschiffen, die Juden mußten warten und viele umständliche Formalitäten über sich ergehen lassen. Nur unter scharfer Bewachung durften sie an Land, ihre Namen wurden notiert, den meisten wurde nicht erlaubt, länger als eine Nacht in Cäsarea zu bleiben.

Josef und Demetrius Liban hatten Pässe, die die Behörden zu besonderer Rücksicht aufforderten. Trotzdem durften auch sie das Gebäude der Hafenpolizei zunächst nicht verlassen, und für ihre Beschwerden hatte man nur grobe Worte. Josef war auf dieser Reise einfach gekleidet, und mit dem Bart, den er sich wieder hatte stehenlassen und der nicht, wie früher, geknüpft und gekräuselt war, sah er sehr jüdisch aus.

Endlich erschien der Adjutant des Gouverneurs, um sich ihrer anzunehmen. Er war überaus höflich und verwies den Hafenbeamten ihre Barschheit. Die murrten, als er sich entfernt hatte, und schikanierten die zurückbleibenden Juden um so mehr.

Des Abends, bei Tische, es waren noch eine Reihe höherer Beamter und Offiziere da, gab sich der Gouverneur jovial und lärmend wie immer. Er hatte in den letzten Monaten für sein Buch über die Juden die Werke des Philo von Alexandrien studiert, des großen jüdischen Philosophen. »Er war sehr human, euer Philo, das muß man ihm lassen«, meinte er, »noch humaner als unsere Stoiker. Haben Sie schon gemerkt, daß immer diejenigen am lautesten von Humanität schreien, die im Verlieren sind?« Er lachte auf seine offene Art und klopfte dem Josef auf die Schulter. »Er führt alle eure Lehren auf eine einzige goldene Regel zurück, euer Philo: ›Tu nicht einem andern, was du nicht willst, daß man dir tue.‹ Klingt gut. Aber wohin, glauben Sie, käme *ich* mit solchen Grundsätzen? Wenn ich euch nicht täte, was ich mir von euch aufs strengste verbitten müßte, glauben Sie nicht, wir hätten morgen einen zweiten Aufstand, und einen siegreichen? Vielleicht wird sich einmal derjenige,

der in hundert Jahren als mein Nachfolger hier in diesem Hause sitzt, erlauben dürfen, human zu sein. Wenn *ich* human wäre, dann gäbe es in hundert Jahren keinen Nachfolger von mir. Übrigens ist da ein Punkt, in dem ich mich euch gegenüber so human gezeigt habe, daß ich es schwer vor dem Palatin verantworten kann. Es sitzen hier im Lande noch immer Leute, von denen erst jetzt herauskommt, daß sie am Aufstand teilgenommen haben. Die greifen wir uns natürlich und konfiszieren ihren Besitz. Wissen Sie, daß die Doktoren von Jabne Order gegeben haben, die Auktionen zu boykottieren, auf denen wir diese konfiszierten Terrains versteigern? Sie anerkennen unsere Konfiskationen nicht als zu Recht. Finden Sie nicht, daß das ein Verstoß gegen die Staatsautorität ist? Aber ich dulde ihn stillschweigend.« Er lächelte listig, vertraulich. »Das Land ist billig hier für meine Römer und Griechen infolge des Boykotts der Juden. Ich an Stelle Ihrer Doktoren hätte den Boykott nicht angeordnet. Wie immer, über mangelnde Humanität können sie sich in diesem Falle nicht beschweren.«

Später sagte er: »Vielleicht haben wir manchmal fest zugepackt. Aber es ist etwas dabei herausgekommen, wir haben allerhand aus Ihrem Judäa gemacht, mein Flavius Josephus. Ich bin neugierig, was Sie als Sachverständiger dazu sagen Werden. Sie, mein Demetrius«, wandte er sich an den Schauspieler, »müssen sich vor allem das alte Sichem anschauen. Das heißt jetzt Flavisch Neapel, und in zwei Monaten wird dort das Theater fertig; im September weihen wir es ein. Die Festspiele, die ich geben will, müssen den ganzen Osten auf den Kopf stellen, wir müssen Antiochien ausstechen. Es wäre großartig, mein Demetrius, wenn Sie sich entschließen könnten, dort zu spielen. Wir sind nicht der Palatin, aber über das Honorar«, lockte er plump und schamlos den Schauspieler, »würden Sie sich nicht zu beklagen haben. Und das Publikum, das Sie bei uns finden, ist mindestens so empfänglich wie das römische. Wir sind dankbar. Wir sind mächtig ausgehungert. Nicht wahr, meine Herren?« forderte er die Zustimmung seiner Beamten.

Demetrius gab eine ausweichende Antwort, doch der Gouverneur ließ nicht locker. »Sie müssen mich beide einmal nach Flavisch Neapel begleiten«, drängte er, »und mir erlau-

ben, Ihnen meine Stadt persönlich zu zeigen. Flavisch Neapel, das kann ich Ihnen heute schon sagen, wird das kulturelle Zentrum nicht nur Judäas, sondern ganz Syriens werden.« Stürmisch liebenswürdig rang er um die Anerkennung der beiden Männer.

Josef hatte seit jeher voll widerwilliger Bewunderung wahrgenommen, mit welcher Sicherheit die Römer es verstanden, von einer Sache Besitz zu ergreifen, und dieser erste Tag in Cäsarea hatte ihm einen neuen Beweis geliefert. Flavius Silva, er gestand es sich knirschend zu, war der rechte Mann, die Provinz zu romanisieren. In den anderthalb Jahrtausenden ihrer Herrschaft hatten die Juden nicht so viel getan, das Land zu ihrem eigenen zu machen, wie Silva in den acht Jahren seiner Regierung.

Josef begann zu wandern und zu sehen. Er mied fürs erste die Striche, die vornehmlich von Juden besiedelt waren, er zog durch das von Syrern bewohnte Samaria gegen Nordost, durch das Zehnstädteland bis an die Grenze der Auranitis. Hier hatte Hiob gelebt. Mechanisch, nachdenklich klaubte Josef einige jener runden, violetten Steinchen auf, welche die gläubige Einfalt der Eingeborenen für die versteinerten Würmer hielt, die aus den Schwären Hiobs zur Erde gefallen waren. »Ja, Mann«, sagte sein Eseltreiber, »sammle sie nur auf, Mann. Nimm sie dir als Andenken mit. Und mögen sie dich lehren, im Glücke Jahves nicht zu vergessen und nicht im Unglück mit ihm zu hadern.« Und wenn Josef am frühen Morgen über gebirgiges Ödland zog, dann fand er wohl den Boden bedeckt von jenen süßen, körnigen Flechten, die weiter unten im Süden viele für das Manna hielten.

Er wandte sich wieder zurück nach Westen, durchzog das Herrschaftsgebiet des Königs Agrippa, betrat endlich jüdischen Boden: Galiläa. In dieser Gegend hatte er seinen höchsten Aufschwung und seine tiefste Erniedrigung erlebt. Wieder wie damals, da er zum erstenmal hierhergekommen war, als Kommissar der Jerusalemer Regierung, ergriff ihn bis ins Innerste die Schönheit des galiläischen Landes. Reich und fruchtbar lag es in der Mannigfaltigkeit seiner Täler, Hügel, Berge, mit

seinem See Genezareth, mit seinen zweihundert Städten, ein wahrer Garten Gottes in seiner zauberisch hellen Luft.

Die Juden freilich waren hier sehr viel weniger geworden. »Gau der Heiden« bedeutete der Name des Landes, denn es war spät unter jüdische Botmäßigkeit gekommen, und Flavius Silva hatte das Seine dazu getan, diesem Namen wieder Inhalt zu geben. Das Land war romanisiert. Ein dichtes Netz ausgezeichneter Straßen verband seine vielen Siedlungen untereinander, römische Straßen, gesäumt von Standbildern, die dem Merkur geweiht waren, dem Gotte des Verkehrs. Noch immer arbeitete man am Ausbau dieser Straßen, und man verwandte für dieses saure Werk vornehmlich jüdische Zwangsarbeiter, Restbestände aus der Kriegsbeute. Der Gouverneur, wie der Oberingenieur dem Josef auseinandersetzte, erwartete, die jüdischen Gemeinden würden sich noch eifriger bemühen, die Gelder für den Freikauf dieser Leibeigenen aufzubringen, wenn sie sahen, daß man sie nicht verhätschelte. Die Lösegelder deckten denn auch reichlich die Kosten, die Bau und Erhaltung der Straßen verursachten.

Josef zog also auf diesen guten Straßen im Land herum, auf gemieteten Pferden oder Eseln. Er verschwieg seinen Namen; der hatte keinen guten Klang hier. Durch diese Gegend war er vor dreizehn Jahren geritten, auf dem Pferde Pfeil, vor ihm die Standarte mit der Losung der Aufständischen »Makkabi«. Hier hatte er seinen herrlichen und sinnlosen Krieg gemacht. Jetzt war alles vorbei, seine Glorie und sein Fall, keine Spuren des Krieges mehr waren zu sehen. Die zerstörten Städte und Festungen hatte man schöner wieder aufgebaut, ein kluges Bewässerungssystem machte das Land noch fruchtbarer als vor dem Krieg. Sonst hatte Josef nicht viel Auge für die Schönheit einer Landschaft, doch diese bezauberte ihn immer von neuem. Es war der Gau der Heiden, Galiläa, aber trotzdem jüdisches Land, sein Land, Heimat, leuchtende, süße, duftende. Gierig genoß er die reine Luft, das milde, klare Licht.

Mit zwiespältigem Gefühl, mit Grimm und Befriedigung, sah er, wie gut das Land verwaltet war. Die Methoden der Romanisierung waren listig und simpel, und die römischen Beamten, die er aufsuchte, machten kein Hehl daraus:

die Regierung verlieh einfach den Städten mit griechisch-römischer Majorität Kolonialrecht. Durch die damit verbundenen Steuerermäßigungen und andere Privilegien erlangten diese Gemeinden schnell größere Prosperität als die jüdischen Siedlungen, und die Juden wurden so zu Bürgern zweiten Ranges in ihrem eigenen Land.

Gleichwohl ging es den Juden Galiläas nach der Niederlage wirtschaftlich besser als vorher. Die Römer waren gute Organisatoren. Waren die Juden also zufriedener? Wenn Josef Doktoren und Gemeindevorsteher aufsuchte, bekam er selten Bescheid; die meisten von ihnen hielten die sieben Schritte Abstand und weigerten sich, mit ihm zu reden. Aber kleine Leute, mit denen er sich in Unterhaltungen einließ, Zufallsbekannte, Herbergswirte, sagten gern ihre Meinung geschwätzig und ohne Rückhalt heraus. Sie gaben zu, daß die Römer das Land nicht schlecht verwalteten, aber sie haßten sie trotzdem. Die Fremden blieben ihnen unverständlich. Die Leute, die sich hier neu ansiedelten, Veteranen zumeist, denen man das Land umsonst anwies, oder syrische Kapitalisten, die die Terrains billig erwarben, hatten keinen Gott und liebten es nicht, sich über göttliche Dinge zu unterhalten. Sie hatten Technik, aber sie hatten keine Seele. Josef dachte mit Hohn und Triumph an die Statistiken des Johann von Gischala. Die neuen Herren verschafften den Juden Galiläas Preise, die sie mehr befriedigten; dennoch zogen sie ihre früheren, eigenen, habgierigen Herren den besseren von heute vor.

Hatten sie freilich Vertrauen gefaßt, und ließen sie sich gehen, dann stöhnten sie über die Härte ihrer geistigen Machthaber von heute, der Doktoren von Jabne. Ihr Gesetz war streng, ihre Gerichte ahndeten peinlich jeden Verstoß. Man will an dem Glauben der Väter festhalten, aber die Herren in Jabne machen es einem höllisch hart. Sie erschweren einem Wirtschaft und Leben. Dazu sind sie hochmütig, sehen herab auf den gemeinen Mann, lassen ihn nicht teilhaben an der Lehre.

Josef nahm wahr, daß die patriotische Strenge und der Gelehrtendünkel der Doktoren ziemlich viele unter den Galiläern dem Glauben der Minäer, der sogenannten Christen, zutrieb.

Er zog hin und her im Land und suchte sich, Historiker, der er war, Auskunft über den Mann zu verschaffen, den diese Minäer als ihren Messias verehrten. Er glaubte Kunde zu haben von denen, die man im Lauf des Jahrhunderts als falsche Propheten vor Gericht gezogen hatte; doch von dem Jesus der Minäer hatte er nichts gehört. Dieser Jesus sollte unter dem Gouverneur Pontius Pilatus gekreuzigt worden sein. Aber wenn er gekreuzigt worden war, konnte kein jüdischer Gerichtshof ihn verurteilt haben; die Kreuzigung war eine Strafe, die nur die Römer verhängten. Wäre er von den Juden als falscher Messias verurteilt worden, dann hätten diese die Exekution selber vorgenommen, und zwar durch Steinigung; so war es das Gesetz. Pontius Pilatus, das war richtig, hatte einen Samariter kreuzigen lassen, der sich für einen Abkömmling Moses, des Gesetzgebers, und für den Messias ausgegeben und erklärt hatte, ihm eigneten uralte, heilige Gefäße, die sein Stammvater auf dem heiligen Berge Garizin vergraben habe. Vielleicht, daß die Minäer Züge von andern Messiassen auf diesen Mann übertrugen.

Auf alle Fälle benützte Josef, der Historiker, seinen Aufenthalt in Galiläa, um nach Spuren jenes Jesus der Minäer zu suchen. Er fragte hier und dort. Er fragte in Nazareth, wo der Mann geboren sein sollte, er fragte am See Genezareth. Aber in Nazareth und am See Genezareth sagten sie: »Hier ist nichts bekannt«, und in Magdala sagten sie: »Hier ist nichts bekannt«, und »Hier ist nichts bekannt«, sagten sie in Tiberias und in Kapernaum.

In Kapernaum kam Josef an einer Schenke vorbei, einem vernachlässigten Haus, an dem eine Fahne herausgesteckt war, das Zeichen, daß neuer Wein eingetroffen sei. Josef erinnerte sich, vor Zeiten einmal in dieser Schenke gewesen zu sein und damals mit Galiläern von dem Messias gesprochen zu haben. Er trat ein.

Es war der gleiche, niedrige Raum wie damals, schlecht gelüftet, und wie damals saßen Leute an dem großen Tisch. Der Wirt war ein anderer, und die Leute waren andere, aber sie diskutierten wie damals.

Sie sprachen schwerfällig, in plumpem Aramäisch, die Sätze kamen langsam aus ihrem Mund, doch sie schienen erregt. Einer – »Käsesohn« nannten ihn die andern, das war offenbar ein Spitzname – hatte berichtet, es sei bei dem Gemeindevorsteher eine neue, strenge Weisung der Doktoren aus Jabne eingetroffen, am Sabbat werde sie verlesen werden. Die in Jabne wollen jetzt in aller Form verbieten, daß man Geflügel in Milch zubereite, das Fest- und Lieblingsgericht Galiläas.

Die Männer schimpften. Seit Jahrhunderten ist Streit darüber, ob das Verbot, Fleisch in Milch zu kochen, auch für Geflügel gelte oder ob Geflügel gleich Fischen eine Nahrungsart für sich sei. Immer wieder hatte Jerusalem den Galiläern ihr Huhn in Sahnensauce verbieten wollen; aber so streng die galiläischen Bauern alle andern Riten einhielten, in diesem Punkt blieben sie starrköpfig. Es war ein altes Privileg, sie ließen es sich nicht nehmen, mochte man sie deshalb noch so oft als dumme Bauerntölpel beschimpfen. Was Jerusalem ihnen nicht hat abtrotzen können, sollen sie sich das jetzt von Jabne verbieten lassen? Die Doktoren wollen keine Vernunft annehmen. Seitdem kein Tempel und keine Staatsgewalt hinter ihnen steht, verlangen sie immer mehr. Der Käsesohn gab dem Wirt Auftrag, jetzt für ihn gerade erst recht ein Huhn mit Sahne zuzubereiten. »Zwei Hühner«, verbesserte er sich. »Der Herr ist auch eingeladen«, und er wandte sich mit ungeschlachter Gastfreundlichkeit an Josef. »Oder ist der Herr etwa aus Jabne?« fragte er drohend. »Hält er zu den Doktoren? Verachtet er uns Bauerntölpel aus Galiläa?« Josef beeilte sich zu erwidern, wie geehrt er durch die Einladung sei, und setzte sich zu den Männern.

Diese ereiferten sich weiter über die Doktoren. »Das mit dem Verbot der Sahnensauce zum Geflügel«, meinten sie, »ist erst ein Anfang. Sie werden immer mehr verbieten. Es wird noch so weit kommen, daß sie uns überhaupt verbieten, von den göttlichen Dingen zu reden. Einem immer mehr und immer schwerere Riten auflegen, das können sie; aber sie wollen nicht, daß der gemeine Mann über Jahve sinniert. Sie sind eifersüchtig auf ihren Jahve, die Herren in Jabne, sie wollen ein Monopol auf ihn, sie umgeben ihn mit lauter

Geheimnis und schließen einen von seinem Angesicht ab. Sie drücken sich so aus, daß man sie nicht versteht. Wer zum Beispiel kann es begreifen, wenn sie einem den Untergang Jerusalems erklären? Da gibt es andere, die deuten einem das viel besser aus. Nicht wahr, Tachlifa?« wandte er sich an einen still dasitzenden jungen Menschen mit langem, strähnigem Haar.

Josef sah den jungen Mann interessiert an. Das war offenbar einer von den Minäern, den Christen. Er war ein kräftiger, sehniger, magerer Mensch von gutmütigem Aussehen; über einem mächtigen Adamsapfel und einem sanften Kinn stand ein breiter Mund mit schadhaften Zähnen halb offen. »Sagen Sie mir also, bitte, Herr Tachlifa«, wandte sich Josef höflich an ihn, »warum ist Jerusalem zerstört worden?« Der junge Mensch drehte dem fremden Herrn freundlich sein Gesicht zu und erwiderte: »Es ist zerstört worden, weil es den Propheten des Herrn tötete und verstockt war gegen den Gesalbten.« Er wollte weitersprechen. Aber der, den sie den Käsesohn nannten, schlug Josef klobig auf die Schulter und redete auf ihn ein: »Ja, fremder Herr, wenn Sie etwas wissen wollen, halten Sie sich nur an unsern Tachlifa. Es ist gut, wenn einem einmal unsereiner Gott und die göttlichen Dinge erklärt und nicht immer nur die Doktoren. Die sind so eingebildet, daß sie jeden Furz, den sie lassen, für heilig und für einen Weisheitsspruch halten. Oder ist es nicht so?« fragte er Josef und schwang seine mächtigen Hände. »Können Sie schlau werden aus dem, was man in Jabne sagt?«, und er brachte sein weindunstendes Gesicht nah an Josef. Der hütete sich, zurückzuweichen, und erwiderte maßvoll: »Manchmal glaube ich es zu verstehen, manchmal verstehe ich es nicht.«

Der Trunkene beruhigte sich. Josef bat Tachlifa, in seiner Erklärung fortzufahren. »Unsere Väter«, setzte sachlich Tachlifa auseinander, »haben den Messias nicht erkannt. Er tat Zeichen und Wunder. Die Doktoren aber wollten nicht sehen, weil sie geizig waren mit ihrem Jahve, und wollten es nicht dulden, daß einer ihn aller Welt verkündete. Sie wollten Jahve einschließen wie ein Wucherer seine Denare und Verschreibungen. Sie achteten das sichtbare Haus Jahves mehr als den Unsichtbaren, dem es gehörte. Darum ließ Jahve den Messias

ausgehen aus sich. Die Doktoren aber wollten noch immer nicht sehen. Da zerstörte Jahve den Tempel, der leer geworden war und ohne Sinn wie das Gehäuse einer Puppe, aus der der Schmetterling ausgegangen ist, auf daß alle sehen sollten. Und darum bekennen wir: der Messias ist erschienen. Er hat sich töten lassen, um uns die Sünde abzunehmen, die von Adam her auf uns lastet, und ist wieder auferstanden. Sein Name aber ist Jesus von Nazareth.«

Der Käsesohn mischte sich wieder ein. »Ist das eine Erklärung oder nicht?« lärmte er herausfordernd. »Das ist einfach. Das muß jeder verstehen, auch Sie, fremder Herr. Die Doktoren haben Würmer im Hirn. Sie sagen, sie glauben an die Auferstehung. Warum soll dann der Messias nicht auferstanden sein? Bitte?« fragte er händelsüchtig den Josef und war wieder sehr nahe an ihm. »Laß den Herrn in Ruhe, Käsesohn«, hielten ihn die andern zurück. »Er hat ja nichts gegen dich gesagt.«

»Wann war das, daß er getötet wurde?« fragte Josef den Minäer. »Sie sagen, vor sieben mal sieben Jahren«, erwiderte Tachlifa. »Er soll«, wandte Josef ein, »hier in Galiläa seine Jugend verbracht haben. Es müßte wohl der eine oder andere noch leben, der ihn gekannt hat. Ich habe aber keinen gefunden.« – »Wann je weiß man etwas von einem Propheten in seinem Vaterland?« meinte der Minäer. »Auch war der Krieg dazwischen, und viele, die ihn kannten, mögen umgekommen oder außer Landes sein.«

»Er war ein Galiläer«, sagte einer von den Männern, »darauf können wir stolz sein. Aber die Doktoren mögen ihn nicht, weil er ein Galiläer war. Sie mögen nichts, was aus Galiläa kommt.« – »Darum verbieten sie uns auch das Geflügel mit Sahnensauce«, sagte zornig ein anderer. Und ein älterer Mann sagte: »Die Doktoren wollen es nicht wahrhaben, daß einer einem die Sünden abnimmt. Sie wollen einem immer nur neue Lasten und Verbote auflegen.« Der Käsesohn aber, jetzt auf der andern Seite des Tisches, lehnte sich grimmig querüber und zitierte dem Josef ins Gesicht drohend das Sprichwort: »Aber wenn die Last zu schwer wird, dann steht das Kamel nicht mehr auf.«

»Paß auf, Tachlifa«, sagte einer zu dem Minäer, »bald werden sie uns verbieten, mit dir zusammenzusitzen. Immer schon eifern sie, wir sollen nicht mehr mit euch über euern Messias und eure Lehren diskutieren.« Der Minäer zuckte die Achseln. »Es wäre mir sehr leid, meine Brüder und Herren«, sagte er auf seine sanfte Art, »wenn ich nicht mehr mit euch zusammensitzen dürfte.« – »Was?« rückte ihm der Käsesohn auf den Leib. »Du willst nicht mehr mit uns verkehren, du Jammerlappen?« – »Wenn hier das Wort des Gesalbten steht«, antwortete bescheiden, doch fest der Minäer, »und dort das Wort der Doktoren, dann folge ich dem Gesalbten.« – »Ich will dir zeigen, wem du zu folgen hast«, wollte der Käsesohn auf ihn los, aber die andern hielten ihn zurück.

»Bitte, sagen Sie mir, Herr Tachlifa«, fragte wiederum Josef, »worin unterscheidet sich Ihre Lehre von denen dieser hier?« – »Ich glaube«, erwiderte Tachlifa, »daß der Messias durch seinen Tod uns allen die Sünde abnahm. So hat er das Himmelreich leichter gemacht auch für die, die nicht gelehrt wie die Doktoren sind, sondern arm im Geiste und ohne umständliches Wissen vom Gesetz.« – »Aber Sie halten weiter das Gesetz?« erkundigte sich Josef. »Jesus, unser Gesalbter«, antwortete Tachlifa, »hat nicht das Gesetz aufgehoben, er kam, es zu erfüllen. Wir halten streng das Gesetz.« – »Heißt das«, fragte der Käsesohn und war schon wieder nahe an ihm, »daß du von meinem Sahnengeflügel nichts essen willst, du Hund, falls ich dir etwas anbiete?« – »Ich will dir kein Ärgernis geben«, sagte nach einem kurzen Schweigen spaßhaft gutmütig der junge Mensch, und alle lachten.

Die Männer tranken langsam von dem schwarzen, gepichten Wein. Von der Herdstelle kam schwer der Rauch des Feuers, das der Wirt angezündet hatte, um die Hühner zu kochen, und füllte den ganzen, dumpfen Raum. »Wir wollen alle die Einheit der Lehre«, sagte ein älterer Mann zu Josef. »Aber wenn die in Jabne uns das Leben weiter so erschweren, dann gehe ich wahrhaftig auch noch unter die Minäer. Das Gesetz ist gut, aber man hat nur zwei Schultern, um zu tragen, und der Glaube der Minäer ist leicht. Es ist nicht nur wegen der Sahnensauce. Schlimmer ist, daß sie uns nicht erlauben wollen,

auf den römischen Auktionen Land zu kaufen. Wie sollen wir gegen die Syrer aufkommen, wenn die Terrains immer billiger werden und wir dürfen sie nicht kaufen?«

Josef dachte unbehaglich an die Ziffern und Statistiken des Johann von Gischala. Aber bevor er weiter fragen konnte, wurden die Hühner ans Feuer gestellt, und die Männer hörten auf, von den Doktoren und vom Messias zu reden, traten zum Herd, schnupperten, schmatzten und gaben dem Wirt Ratschläge.

Als er nach Gischala kam, hörte Josef die Leute mit Erbitterung von Johann sprechen. Der Freigelassene Junius Johannes hatte sich nicht um den Boykott der Auktionen geschert, den die Doktoren angeordnet, sondern hatte aus der Masse des von den Römern konfiszierten Terrains skrupellos gekauft. Die Galiläer empfanden es als zynische Herausforderung, daß der Mann, der seinerzeit diese ganze Gegend in den Krieg getrieben, jetzt, als römischer Freigelassener, den Römern Kriegsbeute abnahm.

Josef hatte gewußt, daß sein alter Feind ins Land zurückgekehrt war. Es lockte ihn, ihn aufzusuchen. Er zögerte. Schließlich tat er es.

Johann schmunzelte, als er ihn sah. Er führte ihn durch sein Besitztum. Es wäre vorteilhafter gewesen, Land im Süden zu kaufen, im eigentlichen Judäa, wo auch Josefs Güter lagen. Doch Johann hat eine alte Anhänglichkeit gerade an sein Gischala. Es sind weite Liegenschaften, die er gekauft hat. Noch ist sein großes Besitztum verwahrlost, aber es ist fruchtbar, Korn wächst, Öl, Obst, Wein. Er freut sich darauf, wie das in drei Jahren aussehen wird. Dabei war es unerhört billig. Die Leute hier sind Narren, daß sie die guten Terrains der Regierung nicht schon lange abgenommen haben. Der Boykott der Terrainauktionen ist läppisch. Er bewirkt nur, daß das Land immer mehr überfremdet wird. Wenn es so weitergeht, werden die Syrer und Römer noch den ganzen Boden Judäas für ein trockenes Johannisbrot erwerben. Er, Johann, macht da nicht mit. Er hat zugegriffen. Ein Skandal, daß die andern ihm nicht nachtun. Er muß in den nächsten Wochen nach Jabne fahren

und den Doktoren ins Gewissen reden. Die Herren sind weltfremde Ideologen. Sie verstehen nichts von Ziffern. Er lächelte Josef von der Seite an.

»Was haben sie schon davon«, meinte er später, »wenn sie die Massen immer weiter gegen die Römer aufstacheln? Ihr Groll bleibt rein akademisch. Es wäre klüger, die Römer durch kluge Konkurrenz zu bekämpfen, wirtschaftlich, nicht politisch. Wir schneiden uns nur ins eigene Fleisch, wenn wir uns mit ihnen nicht vertragen. Das ganze Land ist nun doch einmal mit ihnen durchsetzt, und jeder ist auf seinen römischen, syrischen oder griechischen Nachbarn angewiesen.

Da ist zum Beispiel die Sache mit den Ochsen. Die Doktoren verbieten die Kastrierung der Stiere. Aber wenn man auf die Kühe allein angewiesen ist und sonst kein Zugvieh hat, wie soll man da auskommen? Bis jetzt hat man sich an seinen syrischen oder römischen Nachbarn gehalten und ihn ersucht, er soll einem den Stier stehlen und als Ochsen wieder zustellen. Die Syrer taten einem gern die Gefälligkeit, und die Geschichte war gemacht. Aber jetzt. Unter vierzig Sesterzien stiehlt einem jetzt keiner mehr den Stier, und dann macht das Pack gelegentlich noch den Spaß, einem den Stier als Stier wieder zuzustellen. Was soll man tun? Nicht einmal klagen kann man. Das Geschäft verstößt gegen die guten Sitten.«

Josef hörte zu. Natürlich hatte Johann recht. Aber wenn er selber, ohne je im Ausland gewesen zu sein, als einer der Doktoren im Kollegium von Jabne säße, er machte es wahrscheinlich ebenso wie die andern. Da man die Lehre abzäunen mußte, wo sollte man den Zaun ziehen? Schon einmal war das ganze Land hellenisiert worden, und das Judentum war ernstlich Gefahr gelaufen, im Griechentum aufzugehen.

Er zog südwärts, kam nach dem eigentlichen Judäa. Nun er Land betrat, das zumeist von Juden bewohnt wurde, war er doppelt zurückhaltend. In der schönen Stadt Thamna zum Beispiel, im Gebirge Ephraim, hauste er bescheiden bei einem Ölhändler, zu dem der Verwalter seiner Besitzungen geschäftliche Beziehungen unterhielt. Josef hatte diesen seinen Gastfreund gebeten, seinen Namen nicht zu nennen. Bald

aber hatte der und jener ihn erkannt, und am vierten Tag erschien bei Josef der Präsident der jüdischen Gemeinde mit zwei Vorständen, und sie hatten ein Anliegen an ihn.

Es war dies. Zwischen dem griechischen Bürgermeister der Stadt Thamna und der großen jüdischen Majorität des Magistrats war von jeher Feindschaft gewesen. Als nun der griechische Bürgermeister das Dokument, in dem der Senat der Stadt Thamna das Gesetz des Antist über das Verbot der Beschneidung mitteilte, vor der Verlesung vorschriftsgemäß den einzelnen Magistratsräten zum Kuß und zur Ehrenbezeigung überreichte, hatte der jähzornige Stadtrat Akawja geglaubt, der Bürgermeister lächle höhnisch, er hatte die Beherrschung verloren, das Schriftstück, statt es zu küssen, angespien und es in Stücke zerfetzt. Man hatte den Stadtrat als Majestätsverbrecher nach Cäsarea eingeliefert, und die römischen Richter unter dem Vorsitz des Gouverneurs hatten ihn zur Kreuzigung verurteilt. Akawja aber hatte als römischer Bürger von seinem Recht Gebrauch gemacht, an die Kronjuristen in Rom zu appellieren. Jetzt wartete er darauf, nach Rom gebracht zu werden. Die Juden von Thamna mittlerweile schickten Deputationen an Flavius Silva, erklärten, Akawja habe in einem Anfall plötzlichen Wahnsinns gehandelt, versuchten, bei dem Gouverneur seine Begnadigung zu erwirken.

Jetzt also waren sie bei Josef und forderten ihn auf, seinen Einfluß in Cäsärea für ihren Mitbürger einzusetzen. Die Herren waren befangen und anmaßend zugleich. Sie baten und sie verlangten. Josef hörte aus ihrer Rede heraus, daß sie nach allem Leid, das er der Gesamtheit zugefügt habe, ihn für verpflichtet hielten, jedem Juden zu helfen.

Er hatte während seiner Reise an Demut zugenommen. Daß sie sich an ihn wandten, kitzelte nicht seine Eitelkeit, und die Art, wie sie von ihm forderten, kränkte ihn nicht. Er sagte einfach: »Ich will versuchen, ob ich etwas für Ihren Mitbürger tun kann.«

»Sie haben eine kurze Antwort für uns, Doktor Josef«, sagte feindselig einer aus der Deputation. »Sie behandeln uns wie lästige Bittsteller. Ich sehe, Sie haben nichts vergessen. Ich habe von Anfang an gefürchtet, daß wir Ihnen lästig fallen, und

habe abgeraten, zu Ihnen zu gehen.«

Ein Jahr vorher hätte Josef hochmütig erwidert. Jetzt schwieg er. Er lächelte nicht einmal über den simpeln Verdacht des Mannes, der glaubte, ein Flavius Josephus werde seinen Zorn über die feindselige Haltung der gesamten Judenheit an diesem einen Akawja auslassen. Er sagte nur: »Ich habe viele Menschen am Kreuz gesehen. Ich möchte Ihrem Akawja helfen. Aber ich möchte auch vielen andern helfen, und meine Kraft ist gering.« Der Präsident sagte: »Wir haben Ihnen auseinandergesetzt, wie der Fall liegt. Es geht wohl nicht nur um Akawja, es geht um alle Juden der Stadt Thamna, einer der noch jüdischen Städte dieses Landes, die aber vielleicht nicht mehr lange jüdisch sein wird. Tun Sie, was Sie für gut halten, Doktor Josef. Ich war es, der geraten hat, zu Ihnen zu gehen, und ich glaube auch jetzt, daß das kein schlechter Vorschlag war.«

Endlich, nach mehr als einem Monat, entschloß sich Josef, seine Güter aufzusuchen. Es waren drei große Besitzungen in der Gegend zwischen den Städten Gazara und Emmaus. Sie umfaßten Bergland mit der Esche, Hügelland mit der Sykomore, Tiefebene mit der Palme.

Der Verwalter Theodor Bar Theodor, ein ruhiger, listiger, älterer Mann, empfing Josef erfreut. Er ließ ein besonders fettes Schaf schlachten und setzte seinem Herrn das beste Stück vor, das Schwanzstück. Sein stilles, schlaues Gehabe erinnerte Josef ein wenig an Johann von Gischala.

Er ritt, den Verwalter an der Seite, seine Besitzungen auf und ab, durch Öl- und Weinterrassen, zwischen Dattelpalmen, durch Weizenfelder, zwischen Granaten, Nüssen, Mandeln, Feigen. Oben lag uralt und trotzig die Stadt Gazara mit ihren von den Römern erneuerten Forts. Die Güter schienen musterhaft bewirtschaftet, zweihundertsiebzig Leibeigene waren beschäftigt, viele Schwarze unter ihnen, sie sahen gepflegt aus, ihre Arbeit war klug organisiert. Schade, daß soviel Mühe und Geschicklichkeit aus den fruchtbaren Besitzungen keine größere Rente herauswirtschaften konnte.

Theodor Bar Theodor setzte seinem Herrn auseinander,

woran es lag. Die Güter waren nach der Stadt Gazara zuständig, die kein Kolonialrecht hatte, so daß Steuern und Abgaben sehr hoch waren. Die Stadt Emmaus, die, fast ausschließlich von römischen Veteranen des Feldzugs bewohnt, die Privilegien einer Kolonialstadt genoß, weigerte sich, Josefs Güter einzugemeinden. Die Gründe waren unsachlich. Hauptmann Pedan zum Beispiel, Josefs Gutsnachbar, hatte, als er seinen Abschied nahm, sich Besitz anweisen lassen, der überall in Josefs Gebiet einzackte und zum großen Teil der Stadt Gazara näher lag als der Stadt Emmaus. Trotzdem war das ganze Besitztum des Hauptmanns nach Emmaus zuständig, so daß es, obwohl es kleiner und schlechter bewirtschaftet war als Josefs Güter, infolge der niedrigeren Besteuerung eine größere Rente abwarf. Hauptmann Pedan konnte seine Erzeugnisse steuerfrei in Emmaus absetzen, Theodor Bar Theodor war auf die Städte Gazara oder Lud angewiesen, wo er riesige Abgaben zu zahlen hatte. Zudem weigerte sich die Majorität der jüdischen Bevölkerung, Erzeugnisse zu kaufen, die von den Gütern des Josef stammten, weil er von Jerusalem geächtet worden war, und die Griechen und Römer von Lud und Gazara nützten diese Zwangslage aus. Geteilten Gefühls sah Josef seinen fruchtbaren Boden, dessen Fett, Öl und Wein den fremden Eroberer des Landes nährte.

Der Verwalter, während Josef langsam auf seinem vorsichtig schreitenden Esel neben ihm herritt, erzählte weiter von den vielen Schwierigkeiten, die die Nachbarschaft des Hauptmanns Pedan bereitete. Da war zum Beispiel die Sache mit der Wasserleitung. Es wäre für beide Teile vorteilhaft, wenn man den ausgezeichneten Aquädukt von Emmaus nach Gazara weiterführte. Die Gemeinde Emmaus würde eine Menge Geld sparen, und man selber noch mehr. Aber die Stadtverwaltung von Emmaus sträubte sich. Schuld daran sei der Hauptmann Pedan. Der, als Träger des Graskranzes und Liebling der Armee, sei allmächtig in Emmaus. Seine Gründe gegen die Durchführung des Projektes seien offenbar rein persönlich; denn er, als Großabnehmer der Wasserleitung, würde selber den reichsten Gewinn daraus ziehen.

Josef meinte, er werde einmal zu Hauptmann Pedan

hinüberreiten. Es war im Grunde nicht wegen des Geschäftes, von dem ihm der Verwalter sprach, vielmehr lockte es ihn, den Mann zu sehen, dessen Hand den Feuerbrand in den Tempel geschleudert hatte und dessen Name von ihm in seinem Buch nicht genannt worden war; denn sein Name sollte vergessen sein.

Erst am dritten Tag seines Aufenthalts besuchte Josef das Vorwerk »Brunnen der Jalta«, wo Mara lebte. Das Vorwerk sei verwildert, hatte der Verwalter Josef erzählt, aber Mara habe ihren Ehrgeiz darein gesetzt, es hochzubringen.

Josef traf Mara im Weinberg, in Arbeitskleidung, mit nackten, erdbeschmutzten Füßen und einem großen Hut gegen die Sonne. Er hatte sich nicht angemeldet und wußte nicht, ob sie von seiner Ankunft gehört hatte. Sie hockte auf der Erde, Gießränder für die Weinstöcke grabend, wie es schien. Als sie ihn erblickte, blieb sie hocken, sie lehnte den Kopf zurück, ihr rundes Gesicht wurde blaß unter seiner Bräune, ihre Augen weit, und, die Stimme gepreßt von Zorn und Schreck, rief sie ihm zu: »Kommst du, Schlächter des Herrn? Wagst du dich zu mir? Was willst du von mir? Bleib fern von mir, Geschlagener.«

Er stand hilflos. Was konnte er ihr erwidern? Vor dem gemeinen Menschenverstand hatte er recht. Er konnte sagen: Wie soll man einen elfjährigen Jungen hüten? Kann man ihn immer am Gängelband halten? Auch wenn du in Rom geblieben wärst, hättest du nichts verhindern können. Aber wenn er ihr das sagte, was sollte es nützen? Er wagte ja nicht einmal, sich selber solche Dinge weiszumachen. Er wußte, daß der Tod Simeons seine Schuld war. Nicht, daß ein Richter ihn schuldig gesprochen hätte, wenn seine Sache in Rom anhängig gemacht worden wäre oder in der Quadernhalle des Tempels von Jerusalem. Trotzdem war er schuld. Er wußte es gut. Und als sie ihn anschrie, verändert, mit einer Heftigkeit, die er nie an ihr wahrgenommen, die bräunlichen Augen verwildert: »Du hast mich zu einem dürren Ast gemacht. Ich habe bei ihm bleiben wollen, du aber hast mich von ihm gerissen und hast ihn ausgelöscht«, da konnte er nichts darauf sagen.

Schließlich sprach er trotzdem. Er stand in der hellen Sonne. Er arbeitete sich ab und redete ihr gut zu, aber er sah, daß er nur die Luft erschütterte. Sie erwiderte nichts mehr. Da drehte er sieh um und ging.

Als er sich vor der Wegbiegung nach ihr zurückwandte, sah er, daß sie ihm nachschaute. Ihr Gesicht hatte sich jetzt verwandelt. Es war nicht mehr Schreck und Wut darin, sondern nur mehr eine große Trauer.

Unter den Leibeigenen des Josef war ein Minäer, der, wie der Verwalter erzählte, die Lehren dieser Sekte gut auszudeuten verstand, so daß er manche seiner Hörer für seinen Glauben gewonnen hatte. Josef versuchte, mit diesem Leibeigenen in ein Gespräch zu kommen. Doch das war nicht leicht. Trotzdem Josef sich vorhielt, er sei doch selber einmal Leibeigener gewesen, konnte er mit diesem Entrechteten nicht frei vom Herzen sprechen; gegen seinen Willen kam in seinen Ton etwas Herablassendes. Der Rechtssatz der Doktoren, daß Leibeigene wie Immobilien anzusehen seien, stak ihm im Blut.

Im Gespräch mit diesem samaritanischen Leibeigenen indes verlor sich seine Steifheit schnell. Wie der Mann ursprünglich geheißen hatte, wußte Josef nicht; der Verwalter hatte ihm einen der üblichen Leibeigenennamen gegeben, Samua, »der Gehorsame«, und ließ ihn wie alle anderen Leibeigenen die Schelle tragen, die ihn als Hörigen, dem Vieh Gleichen, charakterisierte. Trotzdem und bei aller Dienstwilligkeit hatte dieser Samua den Anstand und das Gehabe eines freien Mannes. Wenn man ihm glauben wollte, dann war er, als die samaritanische Stadt Esdraela beim Anfang des Aufstands ihre Juden totschlug, für diese eingetreten, dafür von seinen Mitbürgern den Römern als Teilnehmer an dem Aufstand denunziert, von diesen festgenommen und in die Leibeigenschaft verkauft worden. Es war möglich, daß es so war, aber es war unbehaglich, es zu glauben. Auf alle Fälle beschloß Josef, den Verwalter anzuweisen, den Gehorsamen in Zukunft gleich einem jüdischen Leibeigenen zu behandeln, ihn also in Kleidung und Wohnung dem Herrn völlig gleichzustellen, gemäß der Vorschrift: »Daß du nicht etwa äßest weißes Brot und dein Leibei-

gener schwarzes, tränkest alten Wein und er jungen, schliefest auf Matratzen und er auf Stroh, wohntest auf dem Lande und er in der Stadt, oder du in der Stadt und er auf dem Lande.« Der Verwalter wird darüber zwar nicht gerade erfreut sein.

Vorläufig unterhielt sich Josef mit dem Gehorsamen über die Lehren der Christen, und es ergab sich sogleich, daß dieser Samariter besser Bescheid wußte als jener Tachlifa in der Schenke von Kapernaum. Ja, wenn man ihn auch nicht gerade im Sinne der Doktoren gelehrt nennen konnte, so war er doch beschlagen in der Schrift und in ihrer mündlich überlieferten Ergänzung. Josef also fragte ihn: »Da du, Gehorsamer, wie ich sehe, dich gut auskennst in den Lehrmeinungen der Doktoren, sage mir, was hat dich dazu geführt, dich mit diesen Meinungen nicht zu begnügen, sondern über sie hinaus die Lehre der Minäer anzunehmen?« Der Gehorsame erwiderte: »Die Doktoren sind habsüchtig im Geiste. Sie haben das Wort der alten Propheten vergessen, Jahve sei der Gott aller Welt. Sie glauben, sie allein hätten das Recht gepachtet, sich mit seiner Lehre abzugeben und sie zu studieren. Darum auch waren sie eifersüchtig, als Jesus von Nazareth sich den Propheten Gottes nannte, und darum haben sie den Gesalbten getötet. Aber nun hat es sich ja erwiesen, daß Jahve nicht der Gott der Priester und der Doktoren ist. Warum sonst hätte er Jerusalem zerstört, ihren Sitz und sein früheres Haus? Darauf wissen sie keine Antwort. Sie sprechen viel von anderer Schuld und erklären, Jahve werde Jerusalem wieder aufbauen. Aber das ist eine Hoffnung, keine Antwort.«

Da war es wieder, dieses Argument, das Josef schon in Galiläa gehört hatte und das die Christen offenbar für ihr wirksamstes hielten. Dieser Minäer führte es noch deutlicher aus. »Jahve«, sagte er, »hat das Gefäß zerbrochen, in das bisher die Lehre gegossen war, Jerusalem und den Tempel. Unmöglich kann man eine andere Folgerung daraus ziehen als die, daß er die Lehre ausgegossen wissen will über die ganze Welt, über Laien wie über Gelehrte, über Heiden wie über Juden. Er wollte zeigen, daß er überall wohnt, wo der Glaube an ihn ist.« Der Gehorsame sprach mit tiefer Stimme, leise, doch deutlich und entschieden. Er war ein kräftiger Mann, gebräunt von der

Sonne. Wenn er sich bewegte, klingelte die Schelle seiner Leibeigenschaft.

Josef fragte ihn weiter aus. Was den Gehorsamen an der Lehre Jesus des Nazareners vor allem anzog, war die Verachtung des Reichtums und die Hochschätzung der Armut, die schlichte Lebensführung, die Brüderlichkeit. »›Liebe deinen Nächsten wie dich selbst‹, heißt es in der Schrift«, sagte er, »und die Doktoren verkünden als goldene Regel: ›Was du nicht willst, daß man dir tue, das tue auch keinem andern.‹ Wir stellen an uns höhere Forderungen. Wir lehren, man soll nicht nur den Nächsten, sondern auch den Feind lieben wie sich selber, ja, man soll die andere Wange hinhalten, wenn man auf die eine geschlagen wird.« Und, gutmütig lächelnd, fügte er hinzu: »Es kann, glaube ich, mein Doktor und Herr, den Besitzern von Leibeigenen nur angenehm sein, wenn ihre Leibeigenen Christen werden. Denn die christliche Lehre hebt jene Weisung auf, die Kanaan, das Urland der heidnischen Leibeigenen, diesen mitgegeben hat: ›Liebet euch gegenseitig und hasset eure Herren, liebet den Diebstahl, liebet die Schwelgerei und hasset die Wahrheit.‹«

Josef meinte, diese Moralprinzipien, Brüderlichkeit und Verachtung des Reichtums, seien ihm aus der Zeit seiner essäischen Studien und Moralübungen vertraut. Sie wichen im Grunde nicht ab von den Sätzen der Doktoren. »Was also ist es«, fragte er, »worin die Lehre der Minäer abweicht von der der andern?«

»Soweit ich, ein ungelehrter Mann, es überblicken kann«, erwiderte bescheiden der Gehorsame, »sind es zwei Grundsätze. Wir glauben, der Messias ist bereits erschienen, und es ist nicht gut, noch weiter zu hoffen, Jerusalem werde in Stein und äußerem Glanz wieder auferstehen. Und ferner halten wir dafür: Wissen und Werke sind gut, aber besser ist der Glaube. Und der Glaube ist jedem erreichbar, nicht nur dem Gelehrten, sondern auch dem Armen an Geist und Bildung wie hier dem Gehorsamen, deinem Knecht.«

Josef fragte: »Kannst du mir nichts Näheres sagen, Gehorsamer, über die Taten und Aussprüche deines Jesus von Nazareth?«

»Es ist einer in der Nähe der Stadt Lud«, erwiderte der Gehorsame, »in dem Dorfe Sekanja, ein gewisser Jakob. Der hat ein kleines Buch, darin sind die Lehren und Gleichnisreden unseres Gesalbten aufgezeichnet, desgleichen sein Leben und sein Wandel durch die Länder Galiläa und Juda. Dieser Jakob, trotzdem er drei große Güter hatte, gab sie auf und gehört zu uns, den Armen. Er ist ein Wundertäter, er heilt Kranke und macht Besessene frei. Erst eiferte Doktor Ben Ismael gegen ihn. Aber nach einigen Gesprächen änderte er seine Meinung. Jetzt sucht Doktor Ben Ismael die Gesellschaft des Jakob aus Sekanja und sitzt oft im Kreise der Gläubigen, trotzdem seine Kollegen in Jabne das nicht gerne sehen.«

Josef beschloß, diesen Jakob aus dem Dorfe Sekanja aufzusuchen.

Die Hochschule der Stadt Lud hatte vor dem Krieg großes Ansehen genossen. Jetzt aber hatte sie ihre Privilegien verloren, die Regelung des jüdischen Ritus und die jüdische Gerichtsbarkeit lag ausschließlich in den Händen der Doktoren von Jabne; denn nur die dortige Hochschule war von den Römern anerkannt. Doch infolge der Strenge des neuen Großdoktors Gamaliel zogen sich manche der Doktoren grollend nach Lud zurück, und es sammelten sich Schüler um sie, trotzdem sie nicht graduiert werden konnten. Die Stadt Lud wurde allmählich zum Zentrum aller jener, die hellenistischen oder minäischen Lehrmeinungen anhingen.

Derjenige unter diesen rebellierenden Doktoren, von dem man am meisten sprach, war der junge Jannai, genannt der Acher, »der Andere«, »der Abtrünnige«. Einziger Sohn einer reichen Familie aus altem Priesteradel, sehr begabt, hatte er schon als Student die Aufmerksamkeit des Kollegiums auf sich gelenkt und seine Prüfung mit höchster Auszeichnung bestanden. Sehr bald darauf aber hatte der Fünfundzwanzigjährige sich von der Lehre der Doktoren losgesagt, die Laufbahn aufgegeben, die breit und sicher vor ihm lag, und jetzt sah man ihn mit einigen Genossen, älteren und jüngeren, in Lud herumgehen, die Bräuche und Gebote der Doktoren durch Wort und Tat verhöhnend. Sein vielfältiges Wissen, seine elegante

Beredsamkeit, das Hell und Dunkle seiner Gottesanschauung blendete viele. Er hatte in griechischer Sprache eine Dichtung über das Jüngste Gericht geschrieben, er hatte sie nur in wenigen Exemplaren veröffentlicht, aber diejenigen, die sie kannten, waren von den aufregenden, vieldeutigen Versen tief angerührt. Sie zitierten mit Ehrfurcht, Grauen und Bewunderung vor allem jene dunklen, ketzerischen Strophen, in denen die Weltangst vor dem Jüngsten Gericht geschildert war und die in den Zweifel mündeten: »Wenn der Messias wirklich kommt, wer weiß, ob nach soviel Qualen das Menschengeschlecht noch die Kraft haben wird, ihn zu empfangen?« Jabne lud den jungen Doktor vor das geistliche Gericht, er erschien nicht. Man verbot seine Dichtung und tat ihn selber in Bann. Der Großdoktor Gamaliel strich mit eigener Hand seinen Namen von der Tafel der Doktoren, der er ihn vor kurzem beigefügt hatte, und belegte ihn mit einem neuen Namen, eben dem Namen Acher, »der Andere«, »der Ketzer«. Allein Jannai nannte fortan sich selber und ließ sich von den andern mit Stolz bei diesem Namen nennen, und nach wie vor flogen die Herzen der Jugend ihm zu.

Josef wußte von dem Acher, daß dieser die Einfachheit der Gläubigen, die strenge Methode der Doktoren und die Schönheit griechischer Bildung zu vereinigen suchte. Er hatte eine der wenigen Abschriften seiner Dichtung gelesen, und sosehr er aller Mystik abhold war, dem dunkeln Glanz dieser Verse konnte er sich nicht entziehen. Unter den Doktoren der Stadt Lud war der Acher der erste, den Josef aufsuchte.

Doktor Jannai empfing ihn erfreut, interessiert, ein wenig spöttisch. Er sprach griechisch, langsam, aber gewählt, offenkundig erstaunt über Josefs schlechten Akzent. Er war etwas zu füllig für seine Jahre, die Stirn baute sich breit und massig über kleinen Augen. Er hatte über einem fleischigen Mund eine platte Nase; aber er hatte rasche, ja hitzige Bewegungen, er konnte nicht stillsitzen und gestikulierte viel mit auffallend schmalen Händen.

Josef sah bald, daß der junge, leidenschaftliche, beredte Mensch in Alexandrien oder in Rom auch unter den Juden viele Gleichgesinnte gefunden hätte, die ihn gern als ihren

Führer anerkannt hätten. Er fragte ihn geradezu, warum er denn in der kleinen Provinzstadt bleibe, in dem besiegten Land, verachtet von den Siegern, geächtet von den Besiegten. Der Acher zerdehnte das massige Gesicht zu einem langsamen Lächeln. »Ich will es mir nicht leicht machen, Doktor Josef«, sagte er. »Unter Römern und Griechen ein Weltbürger zu sein, scheint mir kein großes Verdienst: ich möchte als Jude unter Juden ein Weltbürger bleiben. Das haben die Leute nicht gern, das verzeihen sie einem nicht. Aber sehen Sie, Doktor Josef, erst wenn ich das aushalte, dann erst, finde ich, habe ich mich bewährt.«

Später sprach er von der Aufnahme der Bücher Hoheslied und Kohelet in den Kanon der Heiligen Schrift; seit zehn Jahren konnte sich das Doktorenkollegium in Jabne darüber nicht schlüssig werden. Es ergab sich, daß der Acher gleich Josef unter allen Büchern der Schrift den Kohelet am meisten liebte. Er sprach davon, wie die Siebzig in ihrer griechischen Übersetzung die edeln Verse des Originals banalisiert hätten, und sagte die oder jene Stelle in seinem eigenen Griechisch her. Während sie redeten, schlenderte faul und ungeniert eine junge, sehr schöne, dunkelbraune Frau herein, eine seiner Freigelassenen, wie der Acher erklärte. Sie beschaute neugierig, ohne Verlegenheit, den Fremden, hockte nieder, lässig, üppig. »Sie stört uns nicht«, meinte der Acher. »Wenn man nicht von sehr platten Dingen spricht, versteht sie nichts. Sie hockt dann einfach da und ist erfreulich anzuschauen. Natürlich tadelt man mich und belegt mich mit allen Flüchen, weil ich meine frühere Leibeigene halte, als wäre sie meine Frau. Aber warum soll ich es nicht? Sie gefällt mir besser als die meisten Frauen, die zu ehelichen niemand mir verübelte. Ich kann schärfer und besser denken, wenn sie da ist und wenn ich sie anschaue.«

Er ließ Wein und Konfekt bringen. Sein Haus war schön, das schönste in Lud, mit kostspieliger Einfachheit; Bildwerk lief die Wände entlang. Die Braune hockte auf ihrem Ruhelager. Der Acher sprach weiter von den Büchern Hoheslied und Kohelet. »Ich verstehe nicht«, spottete er, »warum die Herren in Jabne so lange zögern, diese Bücher endgültig aus der Heiligen Schrift auszuschließen. Was verstehen sie vom Hohen-

lied, wenn sie es mir als Sünde anrechnen, daß ich in Gegenwart dieser meiner braunen Tabita in der Schrift lese? Was verstehen sie vom Kohelet, wenn sie es mir verbieten, mich auf meine Art mit dem Satan und dem Jüngsten Gericht auseinanderzusetzen? Schon in ihrer jetzigen Gestalt macht es die Schrift den Doktoren schwer genug, sie mit den hausbackenen Regeln ihrer nationalistischen Moral in Einklang zu bringen.«

»Und doch«, fragte Josef, »haben Sie Ihre ganze Jugend auf das Studium der Doktoren und ihrer Lehre verwendet?« Das fleischige Antlitz des jungen Menschen, das keine seiner Regungen verbarg, füllte sich mit grimmiger Trauer. »Es fehlte nicht viel«, erwiderte er, »und ich hätte heute noch nicht mit ihnen Schluß gemacht. Mein Lehrer war Doktor Ben Ismael. Er suchte mich mit guten Gründen zu halten. Es war ihm schmerzlich, daß ich mich von Jabne abkehrte. Dabei geschah es um seinetwillen. Sie kennen Doktor Ben Ismael?« unterbrach er sich. Und da Josef verneinte, sagte er stürmisch: »Ein großer Mann. Sie müssen ihn sehen. Sie müssen ihn hören. Er ist das einzige, was in diesem Lande noch etwas taugt.« Er sprang auf, lief hin und her.

»Man erzählt mir«, sagte vorsichtig Josef, »Doktor Ben Ismael habe keinen leichten Stand vor dem Großdoktor Gamaliel, trotzdem er seine Schwester zur Frau hat.« – »Sagt man Ihnen das?« fragte höhnisch der Acher zurück, grinsend über sein massiges Gesicht. »Hörst du es, Tabita?«, und er rührte, leicht tätschelnd, die Schulter der Braunen. »Man sagt diesem Herrn, Doktor Ben Ismael habe keinen leichten Stand vor Gamaliel.« Die Braune lutschte Konfekt, schaute lächelnd zu ihm auf. Der Acher ließ von ihr ab. »Man hat Sie richtig informiert, mein Doktor und Herr«, wandte er sich wieder mit ironisch trockener Sachlichkeit an Josef. »Er hat keinen leichten Stand.«

»Ich habe von einem Zwist gehört«, tastete Josef sich weiter, »zwischen ihm und dem Großdoktor, am letzten Versöhnungstag.«

»Ja«, höhnte der Acher, »man kann es auch einen Zwist nennen.« Seine kleinen Augen unter der breiten Stirn starrten heftig auf Josef. »Ben Ismael ist ein weiser Mann«, sagte er,

»der gelehrteste in Jabne. Und der Großdoktor ist ein Politiker.« Es war erstaunlich, wieviel Haß und Spott der Acher in dieses Wort »Politiker« zu legen vermochte. »Es konnte nicht ausbleiben, daß es zwischen dem Weisen und dem Politiker zum ›Zwist‹ kam.«

Er setzte sich wieder, er wollte sich sichtlich zur Gelassenheit zwingen, er erzählte. »Seitdem Großdoktor Gamaliel im Amt ist, gab es zwischen ihm und dem Kollegium immer wieder Differenzen, wem die Fixierung des Kalenders und der Festtage zustehe, dem Großdoktor allein oder dem gesamten Kollegium. Dieses Jahr, zu Beginn des Monats Tischri, kam es zum offenen Konflikt. Die Mehrheit des Rats, Ben Ismael an der Spitze, erklärte die Mondzeugen des Großdoktors für unzuverlässig. Der Großdoktor beharrte, setzte den ersten Tischri, das Neujahrs-, Versöhnungs- und Hüttenfest gemäß der Aussage seiner umstrittenen Zeugen fest und ließ sie so als verbindlich durch das Land verkünden. Ben Ismael ist kein Kämpfer. Er fügte sich und hielt die Riten des Jahresersten an dem von dem Großdoktor festgesetzten Tag. Freilich auch an dem von ihm selber bestimmten. Aber Gamaliel wollte keinen Kompromiß, er wollte die Sache ein für allemal bereinigen. Es genügte ihm nicht, daß Ben Ismael bereit war, das Versöhnungsfest an seinem, des Gamaliel, zehnten Tischri zu feiern. Er wollte darüber hinaus, daß Ben Ismael den Tag, den er und seine Freunde als den zehnten Tischri und ihren Sabbat der Sabbate festgesetzt hatten, daß Ben Ismael diesen seinen Versöhnungstag *entweihe*. Er legte ihm auf, an diesem Tag ein Stück Weges zu Fuß zu gehen, in Wanderkleidung, und mit Stab, Ranzen und Geldbeutel vor ihm zu erscheinen. Der Großdoktor wollte, daß Ben Ismael dadurch vor allem Volk bekunde, daß sein Versöhnungstag, dieser angebliche zehnte Tischri, in Wahrheit ein gemeiner Werktag sei, gemäß der Verfügung des Großdoktors. Das ganze Kollegium bestürmte Gamaliel, abzulassen. Er gab nicht nach. Er berief sich natürlich, wie immer, auf die ›Einheit der Lehre‹. Es müsse Israel gezeigt werden, beharrte er frech und eisern im Kollegium, daß es nur *eine* gottbefugte Ausdeutung der Lehre gebe: die seine. Ben Ismael wurde mit Ausschluß und Bann bedroht,

wenn er sich nicht füge.«

Es hielt den Acher nicht länger auf seinem Sitz. Er sprang auf, wischte sich den Schweiß von der Stirn, lief wieder hin und her. »Wir alle«, erzählte er weiter, »redeten auf Ben Ismael ein, seine Frau voran, die eigene Schwester des Großdoktors. Wir durften mit Recht hoffen, daß, wenn Ben Ismael sich weigerte, ein großer Teil des Rates ihm zufiel. Vielleicht konnte man Gamaliel absetzen. Vielleicht, wenn sich Ben Ismael und seine Freunde von dem Kollegium trennten, konnte man die unheilvolle, nationalistische Diktatur des Großdoktors brechen. Ben Ismael stöhnte. Alles in ihm bäumte sich. Wir hetzten ihn, wir ließen ihm keine Ruhe. Aber dieses höllische Wort von der Einheit der Lehre hatte es ihm angetan. Er riskierte nicht die Spaltung. Er fügte sich.«

Der Acher stand jetzt vor Josef, er schnaufte stark, sein massiges Gesicht war finster, traurig. »Ich sehe ihn noch«, erzählte er, »wie er in Jabne ankam, bestaubt, der ganze, rüstige Mann *eine* Mühsal, als wäre der leichte Ranzen zentnerschwer. Die Leute von Jabne hatten ihre Häuser verlassen und standen an seinem Weg, niemand sagte ein Wort, alle standen bedrückt, und Ben Ismael schleppte sich die Stufen der Lehrhalle hinauf, wo der Großdoktor ihn erwartete. Ich habe, als Fünfzehnjähriger, gesehen, wie Jerusalem brannte und fiel. Aber eher werde ich das vergessen als den Anblick des gehetzten, traurigen Mannes mit dem Stab und dem Ranzen. Er hatte die Todsünde auf sich genommen um jener verfluchten Einheit der Lehre willen, er war der Bock, der die Sünde aller trägt, man sah, wie ihn die Last zusammenpreßte und ihm den Atem benahm. Aber er schleppte und trug. Das habe ich gesehen. Da sagte ich den Doktoren ab und ging fort von Jabne.« Den Acher genierte offenbar das Pathos seiner Erzählung. »Gib mir das Konfekt herüber, Tabita«, bat er und nahm von dem Konfekt. »Die Herren in Jabne hätten mich gern gehalten«, ergänzte er seinen Bericht. »Sie wären so weit gegangen, mir ausnahmsweise privatim meinen Philo und meinen Aristoteles zu erlauben. Sie sind bereit zu solchen Konzessionen: nur still muß man sich halten, und wenn man eine eigene Wahrheit findet, dann muß sie die eigene bleiben und darf beileibe nicht wei-

tergesagt werden.« Er spuckte das Konfekt aus. »Die Einheit der Lehre. *Ein* Gott, *eine* Nation, *eine* Auslegung. Die Doktoren erlauben nicht, daß man über die Bücher der Griechen diskutiert, über die Emanationen Gottes, über den Satan, den Heiligen Geist. Mit lauter Zentralisierung und Nationalisierung bringen sie die Lehre um ihren Sinn. Mit ihrer *einen* Auslegung deuten sie die Welt aus der Schrift hinaus und ein albernes, größenwahnsinniges Natiönchen in sie hinein. Wenn Jahve nicht der Gott der ganzen Welt ist, was ist er dann? Ein Gott unter vielen, ein nationaler Gott. Sie verkünden die Enge, die Herren in Jabne, sie wollen die Nation, und sie verbannen Gott. Sie berufen sich auf Jochanan Ben Sakkai. Aber ich wette diese meine Tabita hier gegen ein Johannisbrot, Jochanan hätte das Judentum lieber preisgegeben als es so verstümmelt und verknöchert. Jochanan wollte die Welt mit jüdischem Geist füllen, Gamaliel vertreibt den Geist aus den Juden. Die Massen verstehen nicht, worum es geht, aber das merken sie, daß es mit Jahve und den Doktoren nicht stimmt. Sie spüren, daß das Jerusalem im Geist, an dem die Doktoren bauen, noch enger, hochmütiger ist, als das steinerne, zerstörte war. Darum fallen so viele den Minäern zu.«

Der junge Mensch rief sich zurück. »Ich lasse mich gehen«, entschuldigte er sich. »Sicher denken Sie: Lauter Ressentiments. Wie der Junge übertreibt, weil man ihn ausgeschlossen und verbannt hat. Vielleicht übertreibe ich, aber ich glaube, nicht sehr. Genug davon. Essen Sie, bitte, trinken Sie, schauen Sie sich meine Tabita an. Ich bin ein schlechter Wirt. Es ist mir lieber, Sie halten mich für ein Schwein aus der Herde des Epikur als für einen pathetischen Esel.« Er verzog sein fleischiges Gesicht zu einem Lachen. Allein Josef konnte sich die Trauer von diesem Gesicht nicht mehr wegdenken, auch wenn es lachte.

Es war bei dem Acher, wo Josef den Minäer Jakob aus dem Dorfe Sekanja traf, den Wundertäter, von dem sein Leibeigener, der Gehorsame, ihm gesprochen hatte. Der Minäer Jakob war anders, als Josef ihn sich vorgestellt, ohne Aufmachung und Gewese, ein bartloser, einfacher, höflicher Herr; in Rom hätte man ihn für einen Bankier oder Rechtsberater gehalten.

Der Minäer Jakob hatte sich bereit erklärt, dem Acher und seinen Freunden eine Biographie und eine Sammlung von Aussprüchen des Jesus von Nazareth vorzulesen, die einer seiner Glaubensbrüder niedergeschrieben hatte.

Die Freunde, die der Acher noch geladen, waren Doktor Ben Ismael und dessen Frau, Channah. Ben Ismael, ein langer Herr mit milden, fanatischen Augen unter einer mächtigen, kahlen Stirn, sprach ruhig und wenig, doch mit einer tiefen, den Raum groß füllenden Stimme; trotz der Kraft seiner Erscheinung ging von ihm eine unendliche Müdigkeit aus. Um so lebendiger wirkte Channah; sie war jung, schön, heftig und führte die Sache ihres Mannes stürmisch und beredt.

Der Minäer Jakob begann bald zu lesen. »Es handelt sich«, sagte er einführend, »um die Geschichte und um Aussprüche des Jesus von Nazareth, des Menschensohnes, wie sie ein Freund von mir nach dem Bericht eines gewissen Johannes-Markus, eines geborenen Judäers, für unsere kleine Gemeinde in Rom aufgezeichnet hat.« Und er las vor, ein wenig im Singsang, wie er an den jüdischen Schulen üblich war, und mit stark aramäisch gefärbtem Griechisch, eine kurze Erzählung vom Leben des Jesus, eines Zimmermanns aus Galiläa, begnadet mit der Kraft eines Wundertäters. Er heilt Sieche, gibt Blinden das Augenlicht zurück, treibt aus Besessenen die bösen Geister. Auf solche Weise erwirbt er sich das Vertrauen des gemeinen Volkes. Er nimmt den Kampf mit den hochmütigen Doktoren auf und erregt durch absichtliche Verletzung der Sabbat- und der Speisegesetze ihr Ärgernis. Dann zieht er nach Jerusalem und streitet wider die Sadduzäer, die da halten, es sei keine Auferstehung, und gegen die »Rächer Israels«, denen er sagt, man solle dem Kaiser geben, was des Kaisers sei. Bald ist es so weit, daß er vor Gericht zitiert wird. Der Große Rat verurteilt ihn zum Tode und überstellt ihn dem Gouverneur Pilatus. Widerwillig nur, bedrängt von den Juden, befiehlt der Römer die Exekution des Menschensohnes. Der stirbt am Kreuz, wird von einem Josef von Arimathia begraben, ersteht auf und begabt seine Jünger mit der Kraft, Wunder zu tun und seine Offenbarung aller Kreatur zu predigen. In diese Erzählung eingestreut waren Sentenzen, Lobpreisungen der

Armut, Gleichnisreden.

Josef hörte gut zu. Der Mann mit seinem Alltagsgesicht und seiner Alltagsstimme war sichtlich selber ergriffen von dem, was er vorlas. Merkwürdig eigentlich; denn was war das im Grunde anderes als Wundergeschichten, wie Josef sie oft gehört hatte, agitatorische Angriffe auf die Doktoren, hundertfach erzählte und widerlegte Berichte über solche, die sich für den Messias ausgegeben. Die Lehre der Minäer schien Josef wirklich nur für Leute geeignet, die sehr einfachen Geistes waren. Erstaunt nahm er wahr, daß die andern nicht seiner Ansicht schienen, daß sie vielmehr bewegt zuhörten, mit etwas leeren, aber hingegebenen Gesichtern, wie man wohl guter Musik zuhört. »Dies ist die Botschaft, wie sie mein Freund den Minäerbrüdern in Rom verkündet«, sagte schließlich Jakob aus Sekanja, rollte das Büchlein zusammen und steckte es zurück in den Behälter.

Alle schwiegen lange. Man hörte nur das starke Atmen des Acher. Josef schien es, als erwarte man, daß er, der Fremde, zuerst spreche. »Vieles scheint mir sehr schön«, sagte er endlich, und obwohl der Minäer Jakob ohne Deklamation gelesen hatte, klang ihm seine eigene Stimme jetzt auffallend hart und nüchtern. »Aber was ist Neues an diesen Lehren und Botschaften? Stammen sie nicht fast alle aus der Schrift oder aus den Reden der Doktoren?« Der Minäer Jakob wandte ihm ruhig sein glattrasiertes Gesicht zu, und Josef glaubte unbehaglich, auf diesem Gesicht ein ganz kleines Mitleid mit solcher Krittelei zu entdecken. Aber Jakob aus Sekanja erwiderte ihm nicht. Vielmehr sprach an seiner Statt der Acher. »Sehr neu ist die Botschaft nicht«, gab er zu. »Aber klingt nicht alles einfacher, gelöster, weicher, als wir es früher hörten? Spüren Sie nicht, welch erregende Süßigkeit ausgeht von dieser Lehre vom Nichttun? Nicht mehr kämpfen gegen die Römer und gegen die Welt, die Macht im Diesseits aufgeben, aufgehen in Gott, einfach glauben.«

Josef ahnte, was den Acher an der Botschaft dieses Markus anzog; aber er selber spürte es nicht. Streitsüchtig, da es ihn verdroß, daß die andern ihn vielleicht für stumpf hielten, fuhr er fort: »Und sind nicht manche Widersprüche in der Lebens-

beschreibung? Wenn Jesus von den Juden wegen Lästerung des Namens verurteilt wird, warum wird er da nicht gesteinigt? Wenn aber die Römer ihn als König der Juden verurteilen, also doch wohl wegen Aufruhrs und Majestätsverbrechens, wozu dann erst das Gericht der Juden? Und wenn Tausende ihm entgegenziehen und Hosianna rufen, wenn also alles Volk ihn kennt, wozu brauchen dann der Erzpriester und seine Leute den Verrat des Judas? Sicherlich sind diese Einwände sehr nüchtern, wenn Sie das Ganze als Dichtung nehmen. Aber wollen Sie nicht, daß es Wahrheit ist?«

»Ich behaupte nicht, und niemand von uns behauptet«, sagte gelassen der Minäer Jakob, »daß der Bericht jenes Markus, wie mein Freund ihn aufzeichnete, Wahrheit im Sinn juristischer Akten enthält. Aber ich weiß aus eigener Erfahrung, daß ich nur dann die Kraft habe, Heilungen zu vollbringen, wenn meine Seele ein einziger Glaube ist an diesen Menschensohn Jesus von Nazareth.« Er sprach so einfach, als ob er sagte: Für diesen Golddariken kann ich Ihnen sechshundertzwölf Sesterzien, ein As und zwei Unzen geben.

»Wenn der Bericht trotz seiner Unwahrscheinlichkeit wahr klingt«, versuchte der Acher Josef zu erklären, »dann wohl deshalb, weil *ein* Prinzip und *eine* Wahrheit nicht genügen, um die Welt zu begreifen. Es mögen die Taten und Meinungen vieler Messiasse sein, von denen dieser Johannes-Markus berichtet, wie sie in einem einzigen zusammengeflossen sind. Es wäre dann vielleicht falsch, von historischer Wahrheit, aber es wäre ebenso falsch, von Dichtung zu sprechen. Es ist beides in einem größeren Dritten.«

Doktor Ben Ismael mit seiner milden, tiefen Stimme fragte: »Bitte, deuten Sie mir aus, warum ist Ihr Jesus von Nazareth gestorben?« – »Es geschah«, gab sachlich Jakob aus Sekanja Auskunft, »um die Menschen von der Sünde Adams, von der Erbsünde, zu erlösen. Denn es steht geschrieben: ›Das Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend an‹, und: ›Siehe, in der Sünde bin ich geboren worden, und in der Schuld empfing mich meine Mutter‹.«

»So viel mag richtig sein«, sinnierte Ben Ismael, »daß der Bock, den wir in die Wüste schickten, und die fleckenlos

reine rote Kuh, die wir opferten, eine zu bequeme Lösung war.« – »Eine Doktorenlösung«, warf höhnisch der Acher ein. Und Ben Ismael vollendete: »Es muß wohl wirklich ein lebendiger Mensch sein.« Und alle, auch Josef, dachten an jenen Versöhnungstag, da er sich mit Stab und Ranzen die Stufen des Lehrhauses hinaufgeschleppt hatte.

Der Minäer Jakob, ohne die Stimme zu heben, doch entschieden, berichtigte: »Jesus von Nazareth hat die Sünde der ganzen Welt auf sich genommen, nicht nur *eines* Volkes.«

»Es ist eine gefährliche Lehre«, überlegte Channah, »sie legt alles dem Heiligen auf die Knie. Sie stellt vieles frei. Predigt sie nicht den Heiligen auf Kosten des Gerechten? Und ist es nicht oft schwerer, gerecht zu leben als heilig zu sterben?«

»Es scheint«, erwiderte trocken Jakob, und man mußte scharf aufmerken, um den Spott herauszuhören, »daß ihr mit eurer Gerechtigkeit nicht weit gekommen seid. War es nicht aus Gerechtigkeit, daß ihr den Heiligen getötet habt? Und hat nicht diese Gerechtigkeit dahin geführt, daß ihr habt zusehen müssen, wie Jerusalem zerstört wurde?«

Josef dachte ärgerlich: Wo immer Minäer sind, sprechen sie vom zerstörten Jerusalem. Ohne das zerstörte Jerusalem gäbe es sie nicht.

Jakob entfernte sich bald, er wollte zurück in sein Dorf Sekanja. Josef, nachdem er gegangen war, fragte Ben Ismael: »Was ist es, mein Doktor und Herr, das Sie an der Lehre der Minäer anzieht? Denn was dieser Mann las, ist ärmlich, und dennoch hörten Sie mit Hingabe zu.«

Ben Ismael erwiderte: »Ich glaube, Doktor Josef, wir sind zu überheblich; ich schäme mich des Dünkels auf unser Wissen. Diese suchen Gott einfältigen Sinnes und auf geradem Weg. Manchmal ist mir, als kämen sie Jahve näher als wir mit unserer verschlungenen Gelehrsamkeit. Und dann halten diese die Tür zu Jahve offen für alle Welt, während unsere Riten den Zugang zu ihm immer enger und schwieriger machen.«

»Ich glaube, ich sehe, was Sie meinen«, überlegte Josef. »Aber wie wirklich soll man es in Jabne halten, nachdem die Römer die Beschneidung verboten haben? Was soll man anfan-

gen mit einem Heiden, der zu uns herüber will? Soll man ihm raten, die Beschneidung zu unterlassen und Todsünde zu begehen? Oder soll man ihn beschneiden und heraufbeschwören, daß die Römer Bekehrer und Bekehrten töten? Liegt es nicht an dem Zwang von außen, wenn die Riten immer enger und nationalistischer werden?«

»Es gibt Leute«, sagte der Acher, »denen das Verbot der Beschneidung sehr gelegen kam. Der Großdoktor, glaube ich, sah es nicht ungern. Es war ihm ein guter Vorwand, die Lehre zu verengern.«

»Ich bin überzeugt«, eiferte die heftige Channah, »am liebsten hätte er selber die Römer gebeten, dieses Verbot zu erlassen. Er hat Furcht vor den Proselyten. Er möchte sie fernhalten. Er hat Furcht vor allem Neuen, das in die Lehre einströmen könnte. Ehe er Neues hineinnimmt, interpretiert er hinaus, was noch an Tiefe und Reichtum in der Lehre ist. Kahl und arm will er sie haben, übersichtlich. Ihre Gläubigen sollen eine einzige, große Herde sein, bequem zu hüten, einer brav wie der andere, einer wie der andere gestutzt, geglättet und gestriegelt. Und er ist der Hirt, und das Kollegium ist der Hund, und wer nicht pariert, wird geschlachtet.«

Ben Ismael strich mit der langen Hand über die kahle Stirn, zupfte mit mechanischer Bewegung an seinen Brauen, sie glättend. »Schilt nicht ins Blaue, liebe Channah«, bat er. »Das Amt des Großdoktors ist schwer. Wir haben die Neigung, uns zu vergießen über die ganze Erde. Es muß einer dasein, der uns zusammenhält.«

»Da hören Sie ihn, Doktor Josef«, klagte Channah. »Er verteidigt noch den, der ihn schlägt. Ja, die Einheit der Lehre ist da, der eiserne Rahmen ist da, der das Gesetz zusammenhält, aber er ist so eisern und eng, daß er alles totpreßt, was an der Lehre lebendig ist. Sie wissen von jenem Versöhnungstag, Doktor Josef? Da hat Ben Ismael den eisernen Rahmen zu spüren bekommen.«

»Bleib vernünftig, Channah«, mahnte die tiefe Stimme Ben Ismaels. »Es gibt kein Mittel, das Judentum zusammenzuhalten, außer der strengen Gemeinsamkeit der Bräuche und Werke. Man muß jeden einzelnen immerzu daran erinnern,

vom Morgen bis zum Abend, daß jetzt mit ihm zusammen fünf Millionen andere den gleichen Gott anbeten. Er muß spüren, immerzu, daß er ein Teil dieser fünf Millionen und ihres Geistes ist. Wenn nicht, dann zerfällt das Volk und verschwindet.« – »Und jetzt ist über den Bräuchen und Werken der Sinn und der Glaube verschwunden«, konstatierte bitter der Acher.

»Vergeßt nicht«, beschwichtigte Ben Ismael, »daß Gamaliel bisher keine einzige Äußerung gegen die Minäer getan hat. Sie feiern die Feste mit uns, sie gehen in die Synagogen, nichts und niemand wird unrein durch ihre Berührung. Sooft die Kollegen Helbo oder Jesus oder Simon der Weber im Rat die Frage anschneiden, wer alles unter den Begriff ›Leugner des Prinzips‹ fällt, niemals äußert Gamaliel ein Wort, sie zu unterstützen. Wenn heute die Lehre der Christen bloß als ›Abweichung‹ gilt und nicht als ›Leugnung des Prinzips‹, dann ist es allein ihm zu danken; denn jeder weiß, daß die Reden der Herren Kollegen nur auf die Minäer hinzielen. Aber er läßt sie reden und zieht keine Folgerungen daraus. Gamaliel liebt die Christen nicht, aber, das muß man ihm lassen, in dogmatischen Fragen denkt er liberal, liberaler vielleicht als ich.« – »Weil er nichts davon versteht«, konstatierte der Acher.

Channah aber richtete sich hoch. »Ich will euch genau sagen, wie es kommen wird«, erklärte sie, »Ihnen, Doktor Jannai, und dir, mein Ben Ismael, und ich rufe diesen Doktor Josef zum Zeugen an, daß er meine Worte bestätige, wenn sie eingetroffen sind. Die Herren Helbo und Jesus und Simon der Weber werden noch oftmals im Kollegium darüber diskutieren, wo die ›Leugnung des Prinzips‹ beginnt und wo sie aufhört, und alle werden wissen, daß diese Reden auf die Minäer gemünzt sind, und niemand wird sie ernst nehmen und Folgerungen daraus ziehen. Aber wenn erst Gamaliel mit seinem Rahmen um das Gesetz fertig ist, dann wird er darangehen, mit diesem Rahmen auch die Lehrmeinungen totzuschlagen, die ihm nicht passen. Und dann werden auf einmal die Diskussionen über die ›Leugnung des Prinzips‹ mehr sein als theoretisches Geschwätz. Ich kenne meinen Bruder. Ich kenne ihn besser als ihr. Ich kenne ihn aus der Zeit, da er ein kleiner Junge war, und ich habe es erlebt, wie er auf jeden einschlug, der

ihm nicht seinen Willen tat. Er liebt die Minäer nicht. Ich weiß nicht, auf welche Art er gegen sie vorgehen wird. Aber daß er es tun wird, das weiß ich, und sicher sehr anders, als es irgend jemand erwartet.« Channah sprach nicht laut, aber sie betonte jede Silbe.

»Alle meine Freunde«, erwiderte, jetzt etwas heftiger, Ben Ismael, »sind froh, daß die Minäer in der Welt sind. Es ist gut, daß Jahve den Doktoren nicht allein gehört, und es ist gut, daß Jahve den Juden nicht allein gehört. Und daß diese Erkenntnis in der Welt bleibe, dafür ist die Lehre der Christen gut. Niemals werden wir erlauben, daß ein Antrag gegen sie durchgeht.«

»Natürlich werdet ihr euch sträuben, mein Lieber«, erwiderte mit grimmiger Ruhe Channah, »sehr heftig und mit triftigen Argumenten werdet ihr euch sträuben. Aber dann wird Gamaliel wieder von der Einheit der Lehre zu reden anfangen, und am Schluß wirst du einen zweiten Versöhnungstag feiern.«

»Niemals«, sagte Ben Ismael. Seine schönen, milden Augen waren fanatisch geworden, und sein tiefes Niemals füllte lange den Raum.

»Wenn man seine Stimme hört«, grollte Channah, aber durch ihren Groll hörte Josef ihre Bewunderung und ihre Neigung, »dann glaubt man, er bleibe unerschütterlich. Aber am Ende kommt doch alles, wie Gamaliel es will. Dieser da«, wandte sie sich an Josef, auf den Acher weisend, »ist zu hitzig, und dieser mein Mann weiß zuviel, und zuviel Wissen macht unfähig zum Widerstand. Mein Bruder versteht nichts, aber er weiß, was er will, und steckt sie alle mit dem Finger *einer* Hand in die Ärmel seines Kleides.«

»Noch nicht zwanzig von den zweiundsiebzig Mitgliedern des Kollegiums würden einen Antrag gegen die Minäer unterstützen«, sagte ruhig Ben Ismael. »Weil der Großdoktor ihn noch nicht unterstützt«, eiferte Channah, »weil er neutral bleibt. Laßt ihn erst sein Gesicht zeigen, und ihr werdet sehen.«

Josef schaute von der kahlen, mächtigen Stirn des Ben Ismael auf Channahs bewegtes Antlitz. Noch hatte er das tiefe Niemals Ben Ismaels im Ohr. Dennoch schien ihm, als sehe

die Erbitterung Channahs weiter als die milde Zuversicht ihres Gatten.

Channah wandte sich jetzt an ihn. »Es gibt *ein* Mittel«, sagte sie, »den Sinn und die Vielfalt der Lehre zu erhalten und sie vor übler Nationalisierung zu schützen. Sie können uns helfen, Doktor Josef. Helfen Sie.«

Josef wandte ihr ein höfliches Gesicht zu, aber in seinem Herzen war Unbehagen. Wie sollte er diesen helfen? Was wollte man von ihm?

Channah sprach weiter: »Die Römer dulden unsere Schulen hier in Lud, aber sie anerkennen nicht die Autorität unserer Lehren und Beschlüsse. Jabne kann von einem Tag zum andern unsere Anstalten sperren. Sie haben Einfluß beim Gouverneur, Doktor Josef. Erwirken Sie, daß Rom der Schule von Lud in religiösen Fragen die gleiche Autorität zuerkennt wie der Universität Jabne. Dann ist die Despotie meines Bruders gebrochen, und für die Gebildeten unter den Juden ist griechische Dichtung und Weisheit, für die Massen die Lehre der Minäer gerettet.«

Josefs erstes Unbehagen verwandelte sich in eine große Betretenheit, fast in Schreck. Wieder schob man ihm Entschlüsse zu, Verantwortung. Er war gekommen, sich in Judäa neue Kraft zu holen für sein Wirken in der Fremde. Jetzt verlangte Judäa Kraft von ihm, dem Versagenden.

Man war lange zusammen gewesen, schon machte Dämmerung die Wände verschwimmen und die Gesichter undeutlich. »Es wäre schön«, kam durch diese Dämmerung die Stimme des Acher, »hier in Lud eine Hochschule zu gründen, auf der nicht über Gesetze und Bräuche disputiert wird, sondern über Gott und die Lehren. Wo nicht der Priester und Jurist herrscht, sondern der Prophet, wo man nicht formalistisch argumentiert, sondern sich bemüht, Schauen und Denken zu vereinen, wo man forscht, was wohl die alten Riten bedeuten, und nicht um ihre Äußerlichkeiten hadert. Wo man den hellen Philo ergänzt durch den dunkeln Kohelet und den dunkeln Hiob. Ich könnte mir vorstellen, daß man von hier aus wirklich jüdischen Geist in die Welt sendet und ihn erweitert, statt ihn zu verengen. Es müßte eine Hochschule sein, die Jahve nicht

als Erbteil Israels, sondern als Gott der ganzen Welt verkündet und die Judentum, Minäertum, Griechentum dreieinig verbindet.«

Man sah wenig mehr von dem fleischigen, traurigen Gesicht des Acher, und in seinen Worten war nichts von jener spielerischen Ironie, hinter welcher er sein inneres Pathos zu verstecken pflegte. Josef dachte an die Verse, die er gelesen, an diese geheimnisvollen, bitteren Prophezeiungen vom Jüngsten Gericht. Dieser Prophet, dieser Dichter und Besessene, war anders, als sonst Propheten waren. Er trug nicht groben Filz und nährte sich nicht von Beeren und Heuschrecken, vielmehr nährte er seinen fetten Körper mit erlesenen Speisen, pflegte ihn mit Bädern und Essenzen und hielt sich eine schöne, dunkelbraune Frau für sein Bett. Aber was aus ihm sprach, war darum nicht minder wild und inbrünstig als die Stimme derjenigen, die in der Wüste schrien. Josef spürte, wie heiß der junge Mensch um ihn warb, wie sehr er seine Zustimmung für die Hochschule von Lud ersehnte. Er spürte, wie begierig Ben Ismael auf seine Antwort wartete. Es wäre herrlich, mit Männern wie diesen zusammenzuarbeiten. Es wäre gut, in die eigene, helle Nüchternheit etwas von der erregenden Dunkelheit dieses jungen Menschen, von der milden Weisheit dieses älteren zu gießen. Sehr drängte es ihn, zu sagen: Ja, wir wollen hier eine Universität gründen von Juden, Griechen und Römern, eine Lehrschule für Weltbürger. Ich selber will hier bleiben. Laßt mich mit euch arbeiten.

Aber er war nicht mehr jung genug. Die Zweifel ringsum, die Müdigkeit, die Trauer des besiegten Landes waren ihm kein Ansporn, sie zu vertreiben, sie steckten ihn an und drückten ihn nieder. Wäre er dem Acher oder dem Ben Ismael wenige Jahre früher begegnet, er hätte wohl ja gesagt. Jetzt schwieg er.

Es war kein langes Schweigen. Doch auf eine so dringliche Werbung war nur ein schnelles, heißes Ja möglich, jedes Zögern war ein Nein. Die großen, träumenden Worte des Acher waren denn auch noch im Raum, als alle bereits spürten, daß Josef sich versagte.

Es war Ben Ismael, der ihn einer Antwort enthob und die

Peinlichkeit seines Schweigens endete. »Kommen Sie zurück in die Wirklichkeit, mein Jannai«, mahnte er den Acher. Und dann brachte man Licht und sprach von Dingen des Alltags.

Auf dem Gut des Pedan hatte man Josef gesagt, der Hauptmann sei zur Jahresmesse nach Emmaus gefahren. Josef wollte seinen Besuch nicht länger hinausschieben und ritt hin.

Er hatte Emmaus als einen hübschen, kleinen Kurort in Erinnerung; er fand eine ansehnliche, lärmende Stadt. Hier hatte Flavius Silva das Gros jener Frontsoldaten angesiedelt, die nach Beendigung des Krieges, den Dienst quittierend, im Lande hatten bleiben wollen. Die Heilquellen hatte man mit einer modernen griechischen Badeanstalt umgeben, die Stadthalle und ihr Platz, das Zentrum der Messe, hätte ebensogut irgendwo in Griechenland liegen können wie in Judäa. Josef suchte die berühmte Säule, die an den Sieg erinnerte, den Juda Makkabi hier errungen hatte. Aber er fand die Säule nicht; sie war verdeckt von der Bude eines Schaustellers, der ein Kamel auf einem Schaffe tanzen ließ.

Josef ließ sich bei Pedan melden. Er hörte ihn quäken und sich lärmend mit dem Leibeigenen unterhalten, ob er den Juden nicht lieber hinausschmeißen solle. Schließlich wurde Josef in ein großes, unordentliches Zimmer geführt. Der Hauptmann, halbnackt, musterte ihn interessiert aus dem blinzelnden, blauen und dem toten Glasaug über der frechen, weitnüstrigen Nase. »Flavius Josephus«, quäkte er, »der Herr Nachbar persönlich. Bisher habe ich nur das Vergnügen mit Ihrem Herrn Verwalter gehabt. Ein unausstehlicher Herr, Ihr Herr Verwalter. Liegt mir immer in den Ohren mit seiner verdammten Wasserleitung. Freut mich, einmal auch Sie kennenzulernen. Das heißt, eigentlich kennen wir uns ja vom Sehen, aus dem Krieg her. Erinnern sich aber wohl nicht gerne daran. Man hat mir gesagt, daß Sie in Ihrem Buch, um das sie soviel Lärm machen, den Hauptmann Pedan mit keiner Silbe erwähnen. Werden schon wissen, warum. Ich und der Walfisch, wir können's uns auch denken. Ich kann es verschmerzen. War nie ein großer Freund von Büchern. Am Wort läßt sich drehen und deuteln. Auf die Tat kommt es an, nicht wahr? Die bleibt.

Kommen mir, offen gestanden, im Augenblick nicht sehr gelegen. Man hat seine Sechzig auf dem Buckel, wer weiß, wie lange man es noch treibt. Bei so einer Messe will man sein Teil mitnehmen. Man will ausprobieren, Weine, Mädchen. Habe mir da eine Leibeigene reservieren lassen, unverschämt teuer, aber ich glaube, ich werde sie doch kaufen. Ich sage Ihnen, ein Rücken, erstklassig. Übrigens eine Landsmännin von Ihnen.

Setzen Sie sich. Lassen Sie sich anschauen. Haben sich nicht viel verändert, soweit ich mich an Ihr Gesicht erinnere. Wir haben es beide inzwischen zu allerhand gebracht. Ich wenigstens lebe hier angesehen und bequem. Man ist Herr im Land, und es tut wohl, zu wissen, daß man selber sein gut Teil zu dieser Herrenhaftigkeit beigetragen hat. Aber jetzt *erzählen* Sie, Flavius Josephus. Wie fühlen Sie sich, wenn Sie sich das da wieder einmal anschauen?«

»Das da«, sagte der Mann. Konnte man sich frecheren Hohn vorstellen? Das da hatten die Soldaten den Tempel genannt, das Weiß und Goldene, das sich so lange stolz und unerreichbar vor ihnen gehoben hatte. Die Gier, das da herunterzureißen und unter ihre Stiefel zu treten, hatte sie halbverrückt gemacht, und schließlich hatte die rote, plumpe Hand dieses Hauptmanns Pedan das da wirklich heruntergerissen.

Josef sah auf die Hand. Sie war breit, bläulichrot, mit vielen weißlichblonden Härchen, häßlich, ungeschlacht. Aber lebendig war sie, die Hand; sicher verstand sie auch heute noch, gut zu packen und gut zuzuschlagen. Josef betrachtete den Mann, der zu der Hand gehörte. Der Mann ging vor ihm auf und ab, breit, sich wiegend, vierschrötig, mit nacktem, rotem Gesicht, das Haar blond, stark angegraut.

Er trug nur das Unterkleid, vielleicht kam er gerade aus einer Umarmung. Pedan, der Träger des Graskranzes, der höchsten Auszeichnung, die ein Soldat erringen konnte, durfte es sich leisten, ihn so zu empfangen; er hätte wohl den Gouverneur selber so empfangen. Er hielt sich für den ersten Mann der Provinz, vielleicht war er es auch. Die geheimnisvolle Furchtbarkeit, die seit dem Krieg um ihn war, zeichnete ihn noch mehr aus als der Graskranz; denn trotz des Freispruchs vor dem Kriegsgericht wußte alle Welt, daß er es war, der die

Brandfackel in den Tempel geworfen hatte.

So also ging Pedan seit zehn Jahren hier im Land herum und sonnte sich frech in jenem Feuer. Wie ertrugen die Juden in Emmaus, Gazara, Lud den Anblick dieser Hand, dieses nackten Gesichts, das Gequäk dieses Mundes? Wie konnte er selber, Josef, es ertragen?

»Soweit ich es bis jetzt beurteilen kann, Hauptmann Pedan«, sagte er und bemühte sich, kalt zu sprechen, »scheint mir hier die Gegend fruchtbar und das Klima gut. Unsere Besitzungen, die Ihren und die meinen, scheinen zu gedeihen. Sie könnten freilich, sagt mir mein Verwalter, noch besser gedeihen, wenn endlich die Frage der Wasserleitung vernünftig geregelt würde.«

Der berühmte Zenturio der Fünften lachte hell, schallend. »Da hat Ihr Herr Verwalter wahrscheinlich recht, Flavius Josephus«, sagte er gemütlich. »Aber sehen Sie, ich will nicht, daß die Frage der Wasserleitung vernünftig geregelt wird. Ich hätte dabei zu gewinnen, stimmt. Aber Ihr famoser Herr Verwalter hätte noch mehr zu gewinnen. Und, denken Sie an, das paßt mir nicht.« Er blinzelte Josef aus seinem lebendigen, blauen Auge zu, groß und drohend starrte das gläserne; Kritias hatte es angefertigt, der beste jener Spezialisten, die den Statuen Augen einpaßten. »Man hat mir gesagt«, fuhr er fort, »Sie verstünden einiges vom römischen Kriegswesen, mein Flavius Josephus: aber den Hauptmann Pedan scheinen Sie nicht zu verstehen. Der alte Kaiser Vespasian und der Walfisch haben mich mehrmals dringlich eingeladen, nach Italien zu kommen. Die Stadt Verona, in der ich geboren bin, ist eine schöne Stadt, und wenn sich der Träger des Graskranzes mit seinem guten Stück Geld dort niederließe, beim Herkules, er hätte ein höllisch angenehmes Leben. Warum, mein Flavius Josephus, sachverständiger Schilderer der römischen Armee, zieht er es vor, hier in Ihrem lausigen Judäa zu bleiben und sich mit Ihrem Herrn Verwalter herumzustreiten, den er nicht einmal auf gut römisch mit seinem Rebstock über den Kopf hauen kann? Da stehen Sie, sehr gelehrter Herr, und wissen keine Antwort.«

Er trat an Josef heran und brachte sein nacktes, rosiges

Gesicht so nahe an ihn, daß Josef seinen Atem roch, die Ausdünstung seines fleischigen Körpers. »Ich bin hier«, sagte er, »weil zwar das da im Staube liegt, weil aber immer noch viel zuviel von euch steht. Sie haben seit einiger Zeit ein neues Wort in Rom, das heißt ›Humanität‹. Das ist ein dummes Wort, ich mag es nicht, man kommt nicht weiter damit. Vor allem nicht, wenn man es mit euch zu tun hat. Euch hätte man zertrampeln müssen, damals. Aber in Rom haben sie es mit ihrer verdammten Humanität und sagen nein und quasseln, man müsse unterscheiden zwischen Staat und Religion, und die Religion sei erlaubt. Das habt ihr ihnen eingegiftet, ihr Bande. Ihr seid höllisch schlau. Habt ihr Triumph geheult, wie eure Berenike in Rom erschien, um den Walfisch zu angeln? Das haben euch ja nun die Götter glücklich versalzen. Aber ihr seid so zäh wie schlau, und mit euch kann man nicht vorsichtig genug sein. Und, sehen Sie, darum bin ich hier. Ich bin nämlich nicht für Humanität. Ich bin dafür, daß man das, was man nicht mag, ausreißt, ausrottet, austilgt, zertrampelt. Wenn ihr uns nicht gleich wieder über den Kopf wachsen sollt, muß ein Mann wie ich dasein. Schauen Sie sich unser Emmaus an. Es sind eine Menge Kameraden hier, Leute aus der Fünften, Offiziere und Mannschaften, Kerls, die sich sehen lassen können. Aber mit so listigen, leisen Burschen wie euch werden sie hier nicht fertig. Wenn ich nicht wäre, dann hätten sie sich vielleicht von euch breitschlagen lassen und hätten die gemeinsame Wasserleitung gelegt, weil es auf der Hand liegt, daß da für uns eine halbe Million Ersparnis im Jahr herausspringt. Aber daß für euch anderthalb Millionen herausspringen und daß ihr uns auf diese Art in zehn Jahren wieder unten habt, das sehen meine gutmütigen Fünfer nicht von allein, da muß man ihnen erst den Kopf darauf stoßen. Und dazu, mein verehrter Flavius Josephus, sitze ich in diesem lausigen Emmaus statt in meinem schönen Verona. Verstanden? Ich mag euch nicht, und ich hoffe, der Tag wird kommen, an dem man euch zertrampelt, und ich will dabeisein.«

Der Hauptmann schnaufte. Er hatte eine lange Rede gehalten, eine gute Rede, fand er, und es hatte ihn erfrischt, sie gerade diesem schweigsamen Burschen in sein hageres,

bärtiges Judengesicht hinein zu halten. Von unten herauf kam der Lärm der Meßgäste. Fernher irgendwo stieg das berühmte Lied der Fünften Legion in die Luft: »Wozu ist unsre Fünfte gut? / Der Legionär macht alles: / Kriege führt er, Wäsche wäscht er, / Throne stürzt er, Suppe kocht er ... / Unsre Fünfte, die macht alles.«

Josef hatte immer gewußt, daß in diesem Manne aller Haß Esaus gegen Jakob sich gesammelt hatte. Was hatte dem Pedan das Wasser getan, das seine Bäume und Felder wässern sollte? Aber er haßte es, nur weil es auch die Bäume und Felder des Juden zu wässern bestimmt war. Es war nicht angenehm, soviel schmutzigen Triumph aus diesem frechen Maul quäken zu hören. Aber man sah, was für ein weiter Weg es war, ehe man sich mit denen verständigen konnte, zu denen dieser Pedan gehörte, und das zu sehen war nützlich. »Es scheint«, sagte Josef, und es war nicht einmal Ironie in seinen Worten, »daß es noch eine Weile dauern wird, ehe man sich über die Frage der Wasserleitung verständigt.« – »Es scheint so«, sagte grinsend der Hauptmann Pedan.

Der römische Wachtposten auf dem Hügel Schönblick im Norden der Stätte, wo vor zehn Jahren Jerusalem gestanden, hörte plötzlich zu gähnen auf, schaute schärfer. Wahrhaftig, der Mann ritt weiter, kam heran. Dabei sah man jetzt deutlich, wie jüdisch sein Gesicht ausschaute. Vielleicht gab es einen Spaß, vielleicht, wenn er nicht gute Ausweise bei sich trug, konnte man ihn körperlich untersuchen, ob er noch seine Vorhaut habe. Denn, wie die Inschrift hier nebenan lateinisch, griechisch, aramäisch besagte, Juden durften das Gebiet der früheren Stadt Jerusalem nicht betreten, und hier weiterzugehen war ihnen bei Todesstrafe verboten. Manchmal hatten sich die Soldaten den Witz geleistet, Leute, hinter denen sie Juden vermuteten, weitergehen zu lassen und sie dann erst zu untersuchen. Zweimal in den zehn Jahren hatte sich herausgestellt, daß wirklich Juden in das verbotene Gebiet eingedrungen waren.

Der Reiter war inzwischen näher gekommen, ein Mann in den Vierzig, von stark jüdischem Aussehen, einfach gekleidet.

Er ritt geradewegs auf den Wachsoldaten los. War er ein Narr? Jetzt hielt er an und gab den Gruß. Der Soldat war gutmütig aufgelegt. »Hau ab, Mensch«, sagte er, mit dem Kopf auf die steinerne Inschrift weisend.

Die andern waren inzwischen aus der Wachbaracke herausgekommen. Der Mann zog ein Papier aus der Tasche und hielt es dem Soldaten hin. »Rufen Sie Ihren Hauptmann«, sagte er. Da das Papier das Siegel des Gouverneurs trug, rief man den Hauptmann. Der, nachdem er das Papier gelesen hatte, machte die Ehrenbezeigung. »Darf ich Sie zum Obersten begleiten, mein Flavius Josephus?« fragte er. Die Soldaten schauten sich an. Sie kannten den Namen. Es war, seitdem sie hier Quartier bezogen hatten, das erstemal, daß ein Jude die Stätte betrat.

Das Schreiben des Gouverneurs gab Order, Josef, wo immer er sich auf dem Gebiet des früheren Jerusalem ergehen wolle, passieren zu lassen und ihm in jeder Weise behilflich zu sein. Der Lagerkommandant, Oberst Gellius, nicht recht wissend, was er mit seinem vornehmen und unbequemen Gast anfangen sollte, bot ihm die Begleitung eines Offiziers an; aber Josef lehnte höflich ab.

Er strich durch die Hitze und Ödnis, allein. Als er vor zehn Jahren hatte mit ansehen müssen, wie über einen Teil der halbzerstörten Stadt dem Brauch gemäß der Pflug geführt wurde, war ihm gewesen, als ginge der Pflug über ihn selber. Doch die Ödnis und Verlorenheit, die er heute sah, schien ihm schlimmer. Was damals geschah, hatte einen hochgeschleudert und wieder in die Tiefe geworfen: die Stätte, wie sie heute war, schien einen einschlingen zu wollen in ihre Wüstheit und Leere, und niemals wird, wer sie sah, sich wieder befreien können von der lähmenden Traurigkeit ihres Anblicks.

Josef wanderte, den Schritt immer schleppender, hügelauf, hügelab. Von der ganzen, großen Stadt standen nur mehr die Türme Phasael, Mariamne und Hippikus und ein Teil der Westmauer; das hatte Titus seinerzeit stehenlassen zum Zeichen, wie herrlich befestigt dieses Jerusalem gewesen war, das seinem Glück hatte erliegen müssen. Alles sonst war mit Kunst und Energie dem Erdboden im Wortsinn gleichgemacht. Hacken, Spaten, Maschinen der Römer hatten sicher harte

Arbeit gehabt, ehe sie die Riesenquadern des Tempels und der vielen Paläste so für die Ewigkeit hatten kaputtschlagen können. Ganz und gründlich hatten sie ihr Werk getan, das mußte man ihnen lassen. Fußhoch lag der graue, gelbliche Schutt; der feine Staub drang durch die Kleider in die Haut, füllte Mund, Nase und Ohren, Schutt überall, und darüber die flirrende, grelle, heiße Luft. Josefs Aug und sein Fuß suchten nach Erde, nach ein wenig guter, nackter Erde. Aber er fand nichts als den gelblichgrauen, gelblichweißen Staub. Selten einmal, daß dazwischen grasiges Unkraut sich hervorwagte oder daß aus dem zertrümmerten Stein ein kleiner, frecher Feigenbaum herausknorrte.

Mit Mühe, gedrückt, Fuß vor Fuß unsicher ins Geröll setzend, suchte Josef seinen Weg. Wenn einer, dann kannte er sein Jerusalem: aber nicht einmal mehr die Straßenzeilen waren zu erkennen; er konnte sich nur an den Hügeln und Tälern orientieren und an den spärlichen Wasserstätten, die die Soldaten nicht hatten verschütten können, weil sie sie brauchten.

Er klomm hinauf in den Tempelbezirk, über viele Unebenheiten, stolpernd, den Kopf zum Boden gesenkt. Oben hockte er nieder. Hier hatten zuerst Statthalter der Pharaonen gesessen, dann Häuptlinge der Jebusiter, dann hatte König David Burg und Stadt erobert. Mehrmals waren die Mauern geschleift worden, zuletzt hatte Babel sie zerstört, aber niemals seit Tausenden von Jahren war die Stätte so trostlos wüst gelegen wie jetzt. Erschütternd nackt ragte der Fels heraus, auf dem einst Abraham den Isaak hatte opfern sollen, der Nabel der Welt, von dem aus sie gegründet wurde, das Allerheiligste, das, Hunderte von Jahren hindurch, niemand hatte betreten dürfen, nur der Erzpriester am Versöhnungstag. Jetzt war der Fels wieder nackt, wie er vor zwei- oder dreitausend Jahren gewesen sein mochte, nichts darüber als der leere, blaue Himmel, nichts ringsum als Schutt und die römischen Soldaten, die diese Ödnis zu bewachen hatten, auf daß sie öd bleibe für die Ewigkeit.

Es war brütend heiß, die Luft flirrte, Mücken summten. Ein häßlicher Hund, er gehörte wohl einem der Soldaten, lief über den Schutt, dem Allerheiligsten zu, und bekläffte bösartig

den einsamen Mann. Der kauerte da, den Mund halb offen, die Glieder schwer, über und über bestaubt. In ihm waren die maßlosen Klageverse des Jeremias. »Ach und weh, wie hockt verlassen die Stadt, die volkreiche, einer Witwe gleich, die Herrin über die Völker. Sie heult in der Nacht, ihre Tränen bleiben auf ihren Wangen, niemand tröstet sie von allen ihren Freunden. Weicht aus, unrein, ruft man vor ihr, weicht aus, rührt sie nicht an. Es reißen ihren Mund auf über sie alle ihre Feinde, pfeifen, zeigen hohnjubelnd ihre Zähne: der haben wir's gegeben, die ist hin. Ach und weh. Jahve brach wie ein Dieb in sein eigenes Haus und zertrat seinen Festplatz.« Nicht jedermann ist es gegeben, daß ihm alte Verse Bilder und eigenes Gut werden. Dem Josef aber in dieser Stunde wurde die verschollene Klage Bild und ewiger Besitz, nicht mehr trennbar von seinem Wesen.

Staubig inmitten des mißfarbenen Schuttes sank er immer kleiner in sich zusammen, immer tiefer drang die Wüstheit des Ortes in ihn ein. Ein bohrendes Fragen war in ihm: warum? Warum brach Jahve ein wie ein Dieb in sein eigenes Haus? Josef kennt die Zusammenhänge. Er weiß genau, wie Titus die Zerstörung des Tempels gewollt und doch nicht gewollt hat. Es war klar, Titus war nur ein Werkzeug. Und es war lächerlich, zu glauben, daß dieser Hauptmann Pedan, die scheußliche Hand, die den Feuerbrand geworfen, mehr war als ein Werkzeug. Warum also? Die Antwort der Römer taugt nichts, und nichts die Antwort der Doktoren, und nichts die Antwort der Minäer. Schuld war da, soviel war gewiß, in Rom und in Judäa, unter den Doktoren und unter dem Volk, und Schuld, ungeheure, war in ihm selber. »Ja und ja, ich habe gesündigt, ja und ja, ich habe gefrevelt, ja und ja, ich habe gefehlt.« Aber wo begann die Schuld, und wo endete sie?

Ein scharfes Schmettern riß ihn hoch. Einen winzigen Augenblick lang dachte er, es sei die Magrepha, die hunderttonige Schaufelpfeife, die früher von hier aus mit ihrem Gedröhn den Beginn des Tempeldienstes verkündet hatte, hörbar bis Jericho. Aber dann sah er, daß es die Hörner und Trompeten waren, die das Ende des militärischen Tages ankündigten. Sie schmetterten über die Wüstenei, einiges Gelärm war, Aufziehen

und Ablösen von Wachen, Kommandorufe. Dann dämmerte es. Josef machte sich auf den Heimweg, zerschlagen.

Oberst Gellius und seine Soldaten waren froh, als sie den sonderbaren Gast fortreiten sahen.

Jetzt endlich, nachdem er soviel vom Lande gesehen, entschloß sich Josef, Jabne aufzusuchen, die Stadt, die nach dem Fall Jerusalems den Juden als ihre Hauptstadt galt; denn hier war der Sitz der jüdischen Universität und des Großen Rats.

Josefs Ankunft erregte die Doktoren und die Bevölkerung. Was sollte man tun? War der Bann noch wirksam, den einstmals Jerusalem gegen ihn ausgesprochen hatte? Man wußte natürlich, daß er in der Stadt Lud mit Ben Ismael, mit dem Acher und mit dem Minäer Jakob freundschaftlichen Verkehr gepflogen hatte. Er hatte vieles getan, dessenthalb man ihn vor das Gericht der Doktoren hätte zitieren und aus dem Judentum ausschließen können. Wenn man Doktor Jannai zum Acher, zum Ketzer gestempelt hatte, dann war dieser Josef Ben Matthias der Erzketzer. Andernteils war er in Rom mehrmals und mit Erfolg für die Gesamtheit der Juden, auch für die Universität eingetreten. Seine Gegenwart in Jabne war erregend, unbehaglich.

Der Großdoktor löste das Problem rasch und entschieden. Er lud Josef auf ungewöhnlich höfliche und herzliche Art zur Mahlzeit.

Josef war voll unruhig gespannter Erwartung, als was für eine Art Mann sich dieser Gamaliel erweisen werde, den die Juden zu ihrem Führer gewählt und den die Römer als solchen anerkannt hatten. Des Großdoktors Vater war Vizekanzler jener nationalen Jerusalemer Regierung gewesen, die vergeblich versucht hatte, den Josef abzuberufen, als er Kommissar in Galiläa war. Später dann war dieser gewalttätige Doktor Simon auf grausige Art umgekommen; der fanatisierte Pöbel, dem er noch immer nicht patriotisch genug gewesen, hatte ihn auf wüste Art zu Tode mißhandelt. Gamaliel war damals fast noch ein Knabe gewesen, er hatte soeben erst die geheimnisvollen Weihen des zum Erzpriester Bestimmten erhalten; denn als Sprößling eines uralten Adelsgeschlechts und als Nach-

fahr Hillels, des größten der Doktoren, wurde er von früh auf zum Herrschen erzogen. Jochanan Ben Sakkai hatte damals mit List und Energie bei den Römern freies Geleit für ihn erwirkt und ihn aus der belagerten Stadt gerettet. Es war natürlich, daß man nach dem Tod Jochanan Ben Sakkais ihm das Präsidium des Kollegiums von Jabne übertrug. Was Josef über die Amtsführung des neuen Großdoktors gehört hatte, war widerspruchsvoll. Viele haßten, wenige liebten, fast alle achteten ihn.

Gamaliel kam Josef mit schnellem Schritt entgegen, begrüßte ihn respektvoll, umarmte ihn, küßte ihn, nannte ihn »Mein Doktor und Herr«. »Es war Feindschaft zwischen meinem Vater und Ihnen«, sagte er. »Ich habe mit Befriedigung gelesen, mit welch ritterlicher Sachlichkeit Sie in Ihrem Buch von meinem Vater sprechen. Ich danke Ihnen.« Josef freute sich, daß er sich nicht hatte hinreißen lassen, heftiger über den gewalttätigen Doktor Simon zu schreiben.

Gamaliel war wenig über Dreißig. Josef wunderte sich, wie außerordentlich jung er aussah. Stattlich, von angenehmen, beherrschten Bewegungen, hatte er ein offenes, dunkelhäutiges Gesicht mit lebhaften, sehr gewölbten, braunen Augen; ein kurzer, rotbrauner Bart, viereckig, kantig geschnitten, zeigte mehr, als daß er es versteckte, das starke Kinn und den fleischigen Mund mit den großen, etwas auseinanderstehenden Zähnen.

Der Vorhang, der den Speiseraum abschloß, wurde hochgezogen, man ging zu Tisch. Die Räume waren weit, die Möbel, die Zurichtung der Tafel fürstlich; an den Wänden, auf dem Mosaik des Fußbodens, auf den Platten und Schüsseln war das Emblem Israels, die Weintraube. Der Großdoktor und seine Umgebung paßten zueinander; Josef sagte sich, daß Gamaliel auch im Senat von Rom gute Figur machen würde.

»Ich höre«, wandte sich Gamaliel jetzt mit scherzhafter Offenheit an Josef, dem er den Ehrenplatz auf dem mittleren Speisesofa angewiesen hatte, »daß meine Doktoren Ihnen bei Ihrer Ankunft allerhand Schwierigkeiten gemacht haben. Man hat es nicht immer leicht mit meinen Doktoren«, seufzte er lächelnd, unbekümmert darum, daß einige der Herren da

waren. »Das weiß niemand besser als der Mann, der ihnen zu präsidieren hat. Sie haben für alles und in jeder Situation Argumente an der Hand. ›Sie dienen mir mit triftigen Beweisen‹«, zitierte er griechisch den Aristophanes, »›daß füglich und mit Recht der Sohn den Vater prügeln darf.‹«

»Belehren Sie, bitte«, sagte höflich Josef, »einen Mann, der durch zehnjährige Abwesenheit seinem Vaterland fremd geworden ist, wie es kommt, daß Sie griechische Schriften verbieten und selber griechische Verse zitieren.«

»Mein verehrter Flavius Josephus«, erwiderte in geläufigem Griechisch der Großdoktor, »die Politik zwingt uns, immerzu mit Griechen und Römern zu verkehren. Wir erlauben also nicht nur unsern Politikern, sondern wir machen es ihnen zur Pflicht, Griechisch zu studieren. Es ist freilich nicht immer leicht, abzugrenzen, wer diese Erlaubnis haben soll. Aber wir sind da nicht kleinlich. Wir haben es zum Beispiel auch gerne gesehen, daß Ihr Freund Jannai, genannt der Acher, sich mit griechischer Bildung befaßte. Höchstwahrscheinlich muß ich mit einigen meiner Herren in absehbarer Zeit selber nach Rom, um bei Hofe gewisse dringliche Geschäfte der Universität zu betreiben. Ich glaube, es wäre da nicht förderlich, wenn wir nur aramäisch sprächen. Übrigens jammern mir schon jetzt einige meiner Doktoren die Ohren voll über die Todsünde, am Sabbat auf See zu sein. Aber ich denke, die Wiederaufrichtung Judäas ist zwei oder drei Sabbate auf See wert.«

Als Josef sich nach der Mahlzeit mit den andern entfernen wollte, hielt ihn der Großdoktor mit höflicher Dringlichkeit zurück. Josef blieb. »Sagen Sie, mein Doktor Josef«, bat ihn Gamaliel mit der Vertraulichkeit, mit der ein großer Herr den Gleichgestellten fragt, »hat man Ihnen viel über mein despotisches Regiment vorgejammert? Bin ich ein jüdischer Caligula, ein jüdischer Nero?« – »Viele sprechen von Ihrer Tyrannei«, sagte behutsam Josef. »Würden Sie«, sagte der Großdoktor, »nach den andern auch mir erlauben, mich über meine despotischen Prinzipien zu äußern? Mir liegt daran, gerade Ihnen nicht in falschem Licht zu erscheinen. Ich weiß, ich darf Sie eigentlich nicht mehr zu den Unsern rechnen; ich müßte Sie, ginge ich nach dem Buchstaben, als Ketzer vor mein Gericht

ziehen. Aber ich bin kein Narr, ich sehe die Menschen, wie sie sind, und ich möchte mit jenem Griechenkönig zu Ihnen sagen: ›Da du bist, wie du bist, möchte ich, du wärest einer der Unsern.‹«

Er war aufgestanden, bat aber den Josef, liegenzubleiben, lehnte an einem Türpfeiler, hielt eine Rede. Doch sprach er so schlicht, daß, was er sagte, nicht rednerisch wirkte, sondern als Erklärung von einem Mann zum andern. »Meine Gegner werfen mir vor«, begann er, »daß ich auf den Universalismus verzichte, den die Lehre vorschreibt. Ich verzichte nicht. Aber ich weiß, daß es zur Zeit unmöglich ist, diesen Universalismus in Wirklichkeit umzusetzen. Es sind in der Lehre Vorschriften, die jedes Zeitalter erfüllen kann, und Vorschriften so idealer Art, daß sie erst erfüllt werden können, wenn der Messias erschienen ist und der Wolf neben dem Lamme weidet. Ich habe mir den Wolf genau angeschaut: er bezeigt vorläufig wenig Neigung dazu. Das Lamm tut also gut, sich vorzusehen.

Ich kenne meinen Philo und weiß, das letzte Ziel bleibt, die Welt mit jüdischem Geist zu erfüllen. Aber bevor man das kann, muß man erst einmal zusehen, den jüdischen Geist vor dem Verschwinden zu bewahren; denn er ist sehr gefährdet. Zu Jesajas hat Jahve gesagt: ›Es ist ein Geringes, daß du die Stämme Jakobs aufrichtest und mir die Bewahrten Israels erhältst. Vielmehr habe ich dich auch zum Licht der Heiden bestimmt, daß du mein Heil verbreitest über alle Erde.‹ Ich bin kein Jesajas. Ich begnüge mich mit dem ›Geringen‹. Für mich ist es kein Geringes, für mich ist es sehr schwer. ›Richtet einen Zaun auf um das Gesetz‹, hat Jochanan Ben Sakkai gelehrt, und das ist mein Amt, und den Zaun will ich aufrichten, und über den Zaun sehe ich nicht hinaus und will es auch nicht. Ich bin nicht hierhergestellt, um Weltgeschichte zu machen. Ich kann nicht auf die nächsten fünf Jahrtausende hinausdenken. Ich bin froh, wenn ich die Judenheit über die nächsten dreißig Jahre hinwegbringe. Mein Amt ist es, daß die fünf Millionen Juden der Erde Jahve weiter verehren dürfen wie bisher, daß das Volk Israel erhalten bleibt, daß die mündliche Lehre unverfälscht an die Späteren weitergegeben wird, wie sie mir überliefert wurde. Aber nicht mein Amt ist es, dafür zu sorgen,

daß Jahve in der Welt herrscht. Das ist seine eigene Sache.«

Josef hörte zu. Er bemühte sich, das weise und traurige Gesicht Ben Ismaels im Geist vor sich hinzustellen, die große, kahle Stirn, die milden, fanatischen Augen. Aber es wurde zugedeckt von dem dunkelbraunen, tatkräftigen Antlitz des Großdoktors, und es gelang Josef auch nicht, die tiefe Stimme Ben Ismaels mit seinem innern Ohr zu hören. Vielmehr hörte er nur die klare Stimme Gamaliels, die ihn an die Stimme des Titus erinnerte, wenn der von militärischen Dingen sprach.

»Ich bin Politiker«, fuhr diese Stimme fort, »das wirft man mir vor. Ja, ich bin es. Ich gebe ohne weiteres zu, mich interessiert die Organisation des Kollegiums mehr als die Frage, ob ein Ei, das am Sabbat gelegt wurde, gegessen werden darf oder nicht. Worauf es mir ankommt, ist, daß darüber nicht sechs oder auch nur zwei Meinungen Gesetzeskraft haben, sondern *eine*. Ich möchte, daß das Ei entweder überall gegessen werden darf, in Rom und in Alexandrien und in Jabne, oder nirgends; aber nicht, daß Doktor Perachja es verbietet und Doktor Ben Ismael es erlaubt. Leider ist diese Einheit bei der Art unserer Doktoren nur durch Despotie zu erzielen. Wenn der Hirte lahm ist, sagt das Sprichwort, laufen die Ziegen auseinander. Ich lasse meine Ziegen nicht auseinanderlaufen.

Ich habe Ben Ismael gesagt: Ich denke nicht daran, dir deinen Glauben vorzuschreiben. Träume dir Jahve zurecht, wie du willst, glaube an Satan oder glaube an den Allguten. Aber das Zeremonialgesetz muß eindeutig sein, hier dulde ich keine Vieldeutigkeit. Die Lehre ist der Wein, und die Riten sind das Gefäß, und wenn das Gefäß einen Sprung bekommt oder gar ein Loch, dann rinnt die Lehre aus und verströmt. Ich dulde keine Durchlöcherung des Gefäßes. Ich bin nicht der Narr, jemandem seinen Glauben vorschreiben zu wollen: aber das Verhalten schreibe ich vor.

Regeln Sie das Verhalten der Menschen, ihre Meinungen regeln sich dann von selbst.

Ich bin überzeugt, die Gemeinschaft kann nur gewahrt werden durch gemeinsames Verhalten, durch ein strenges Zeremonialgesetz. Die Juden in der Diaspora würden sogleich absplittern, wenn sie da keine Autorität spürten. Ich muß

mir die Befugnis wahren, das Zeremonialgesetz autoritativ zu regeln. Über Jahve mag jeder seine individuelle Meinung haben, aber wer seinen eigenen Ritus haben will, den dulde ich nicht in der Gemeinschaft.« Sein Gesicht hatte sich gespannt, es war keine Höflichkeit mehr darin, es war stark, hart, solche Gesichter hatte Josef gesehen, wenn manchmal in der Hauptstadt Freunde von ihm sich unversehens aus verbindlichen, liberalen Herren in Römer verwandelten. »Ich führe nur die Sendung Jochanan Ben Sakkais aus«, fuhr der Großdoktor fort, »nichts weiter. Ich ersetze den verlorenen Staat durch die Lehre. Man sagt, mein Zeremonialgesetz sei nationalistisch. Wie sollte es sonst sein? Wenn der Staat durch Jahve ersetzt werden soll, dann muß Jahve sich gefallen lassen, daß ich ihn mit den Mitteln des Staates verteidige, mit politischen, daß ich ihn nationalisiere.

Meine Herren sagen mir, man könne dem einzelnen nicht befehlen, gerade zwei Stunden vor Sonnenuntergang die Allgüte Gottes zu empfinden, und überdies in einem vorgeschriebenen Text. Mag sein, daß das letzte, innigste Gebet nur individuell sein kann, an keine Zeit gebunden und an keine Form. Trotzdem schreibe ich vor, daß die fünf Millionen Juden zu *einer* Stunde beten und mit den gleichen Worten. Immer mehr unter ihnen werden die Worte nicht nur sprechen, sondern auch denken, und in allen wird das Gefühl sein, daß sie das Volk *eines* Gottes sind, gemacht nach *einer* Art, erfüllt von *einem* Leben und schreitend *einen* Weg.«

Der Großdoktor rief sich zurück, verlor seine Strenge, wurde wieder der höfliche, weltmännische Herr von früher. Er ging ganz nahe an Josef heran, legte ihm die Hand auf die Schulter, lächelte, daß die großen, auseinanderstehenden Zähne inmitten des rotbraunen, viereckigen Bartes sichtbar wurden. »Entschuldigen Sie, mein Doktor Josef«, bat er, »ich habe Ihnen eine Rede gehalten, als wären Sie mein Schwager Ben Ismael. Glauben Sie mir übrigens«, beeilte er sich hinzuzufügen, »wenn einer, dann liebe und verehre ich diesen Ben Ismael. Es hat mein Herz nicht weniger bedrückt als das seine, als ich ihm auflegen mußte, seinen Versöhnungstag zu entweihen. Ich hätte das an seiner Statt nicht über mich gebracht, ich gebe es

offen zu. Er ist größer als ich. Schade, daß er ein Ideolog ist.«

Und als Josef im Begriff war, sich zu verabschieden, versicherte er nochmals: »Sicher ist unter denen, die heute die Lehre auslegen, Ben Ismael der tiefste und gelehrteste. Sie müssen oft mit ihm zusammenkommen, mein Doktor Josef. Niemand hat seinen Philo besser studiert und besser begriffen als er. Nicht einmal der Acher, und ich schon gar nicht. Aber *ein* Satz steht im Philo, den habe ich besser verstanden als die beiden Herren.« Er lachte herzhaft, vertraulich, und zitierte den Satz: »›Was nicht der Vernunft gemäß ist, ist häßlich.‹«

Als Josef ein zweites Mal bei dem Großdoktor zum Mahle erschien, traf er zu seiner Überraschung Johann von Gischala. Johann war also wirklich nach Jabne gekommen, »um den weltfremden Ideologen ins Gewissen zu reden«.

Der Großdoktor lächelte. »Ich weiß, meine Herren«, sagte er, »daß Sie beide damals in Galiläa nicht gut miteinander auskamen. Aber mittlerweile ist viel Wasser den Jordan hinuntergeflossen, und Doktor Josef hat sich wohl inzwischen mit Ihnen wieder vertragen gelernt. Sprechen Sie, bitte, offen in seiner Gegenwart. Ich glaube zu wissen, worüber Sie sprechen wollen, und kann nur wünschen, Doktor Josef möge, wenn er wieder nach Cäsarea kommt, dem Gouverneur über diese Aussprache berichten. Ich bin nicht für diplomatische Heimlichkeit.«

Johann von Gischala ging denn auch schlankwegs auf sein Ziel los. Der von den Doktoren vorgeschlagene Boykott der römischen Güterauktionen, führte er aus, sei sinnlos. Der Boykott sei als Protest und Rechtsverwahrung gedacht, weil die Regierung vier Jahre nach Beendigung des Krieges erklärt habe, der Aufstand sei liquidiert und das Land befriedet, trotzdem aber noch heute fortfahre, Juden wegen der Teilnahme am Aufstand unter Anklage zu stellen und ihre Güter zu konfiszieren. Diese Argumentation der Doktoren höre sich gut an. Aber die Römer hätten nun einmal die Macht, und wenn die Doktoren die Konfiskationen nicht anerkennten, so laufe das in der Praxis auf eine kindische, ohnmächtige Zorneskundgebung hinaus, deren Folgen sich nur gegen die Juden selber

kehrten. Die Doktoren könnten ebensogut erklären, sie anerkennten nicht die Zerstörung des Tempels. Daß die Juden die Güterauktionen boykottierten, bewirke nur, daß Syrer und Griechen die Terrains zu noch niedrigeren Preisen einsteigerten. Der Großdoktor erwürbe sich zu seinen vielen Verdiensten um das Land ein neues, wenn er das Kollegium bestimmte, sich endlich auf den Boden der Tatsachen zu stellen, statt in theoretischem Nationalismus zu schwelgen.

»Sie haben sicher recht, mein Herr Johann«, erwiderte der Großdoktor, stand auf, bat die Herren, sitzen zu bleiben, und ging auf und ab, wie es seine Gewohnheit war. »Aber Sie kennen ja die Mentalität meiner Doktoren. Sie sind störrisch wie Ziegenböcke. Sie anerkennen die Zerstörung des Tempels wirklich nicht. In jeder zweiten Sitzung führt einer in einer langen Rede aus, der Verlust der Souveränität sei nur ein Zwischenstadium, und es sei verfehlt, diesen temporären Zustand, das heißt die römische Herrschaft, durch Bestimmungen des Religionsgesetzes zu legalisieren. In jeder dritten Sitzung wird mit Aufwand von ungeheuer viel Geisteskraft darüber diskutiert, ob und wie der Opferdienst im Tempel von Jerusalem zu regeln sei, obwohl doch dieser Opferdienst nicht mehr existiert. In jeder vierten entstehen heftige Kontroversen über die Modalitäten der Exekution durch Steinigung, trotzdem wir doch keine Kapitalgerichtsbarkeit mehr haben. Meine Doktoren finden nun einmal, wir anerkennten die Konfiskation der Güter als zu Recht, wenn wir die Teilnahme an den Auktionen gestatteten: ein solches Verhalten aber wäre Verrat an Jahve und am jüdischen Staat. Wenn ich mir manchmal erlaube, die Herren sanft darauf hinzuweisen, daß dieser Staat doch de facto nicht existiert, errege ich Unwillen. Für sie genügt es, wenn er de jure existiert.«

»Aber die Syrer und Griechen«, ereiferte sich Johann, »lachen und stecken unsere Güter für ein trockenes Johannisbrot in den Ärmel. Ich rede nicht für mich selber. Ich persönlich habe nur Vorteile von der bisherigen Regelung; denn ich habe an den verbotenen Auktionen teilgenommen und werde weiter daran teilnehmen.«

»Um Gottes willen«, unterbrach ihn der Großdoktor und

lachte mit all seinen großen Zähnen, »lassen Sie mich das nicht hören. Es ist mir natürlich bekannt. Immer wieder laufen Klagen bei mir ein und Anträge, Sie in Bann zu tun. Aber da stelle *ich* mich auf den De-jure-Standpunkt meiner Doktoren und nehme das Faktum nicht zur Kenntnis. Wenn die Herren davon anfangen, werde ich taub, ich höre einfach nicht, und solange ich nicht höre, existiert das Faktum de jure nicht.« Groß, stattlich, lachend stand der junge Herr, an den Türpfeiler gelehnt, vor seinen beiden Gästen. »Ich bin eben ein Despot«, scherzte er.

»Seien Sie Despot genug«, sprach Johann von Gischala auf ihn ein, »um das Land vor weiterer Verwüstung durch die Ideologie der Doktoren zu retten.«

»Ich freue mich«, erwiderte ernsthafter der Großdoktor, »daß Sie gekommen sind, um mir die Lage mit kräftigen Worten auseinanderzusetzen. Ich habe Ihr Memorandum noch nicht ganz durchgearbeitet; Sie bringen viele Ziffern und Statistiken, die ernstlich überdacht sein wollen. Aber ich danke Ihnen von Herzen, daß Sie mir soviel beweiskräftiges Material an die Hand geben. Es wird freilich lange dauern, fürchte ich, ehe ich jene Bestimmung aus der Welt schaffen kann. Sie wissen, wie umständlich mein Kollegium arbeitet. Jeder will seinen Standpunkt zehnmal darlegen und sich vor sich selber, vor ganz Israel und vor Gott salvieren. Wenn wir Glück haben, kann ich die Abschaffung der Bestimmung in einem Jahr durchsetzen.«

Allein der Großdoktor hatte zu schwarz prophezeit. Ein unvorhergesehenes Ereignis ermöglichte ihm, das Gesetz, das er für so verderblich hielt, viel rascher zu annullieren.

Es hatte sich nämlich herumgesprochen, zu welchem Zweck der Bauernführer Johann von Gischala in Jabne erschienen war. Auch ein gewisser Ephraim hatte davon gehört, ein Galiläer, der im Krieg ein Unterführer des Johann gewesen war. Er war, verwundet, in Gefangenschaft der Römer geraten, alexandrinische Juden hatten ihn aus einem Depot, das Material für die Fechterspiele enthielt, freigekauft. Dieser Ephraim hatte von den Ideen der »Rächer Israels« niemals abgelassen. Er war nicht gewillt, die Herrschaft der Römer hinzunehmen.

Die Verräterei des Johann, die Abkehr von den Ideen, die er gepredigt, erfüllten ihn mit Zorn. Er folgte dem Johann nach Jabne, und einmal, kurze Zeit nach der Audienz bei dem Großdoktor, überfiel er ihn auf nächtlichem Heimweg aus dem Hinterhalt und versetzte ihm zwei Dolchstiche in die Schulter. Passanten retteten den Johann, bevor Ephraim sein Werk zu Ende führen konnte.

Das Attentat rief große Erregung hervor. Bis jetzt hatte Flavius Silva den Boykott-Erlaß des Kollegiums schmunzelnd hingenommen; denn, wie er Josef angedeutet hatte, der Boykott diente ja nur dazu, das Land in nichtjüdische Hände zu überführen und seine Romanisierungspläne zu fördern. Jetzt aber wird er wohl nicht umhinkönnen, den Boykott zur Kenntnis zu nehmen und gegen die Verletzung der römischen Souveränität vorzugehen. Der Zorn also über das Attentat und die Furcht vor den Römern ermöglichten dem Großdoktor, die Aufhebung des Gesetzes in einer schnellen, stürmischen Sitzung schon zwei Wochen nach jener Unterredung mit Johann durchzudrücken.

Gamaliel selber besuchte Johann auf seinem Krankenlager, um ihm dieses Ergebnis mitzuteilen. Der Galiläer war schwach und konnte nur mit Mühe sprechen, doch eine große Freude erfüllte ihn. Er spaßte über jenen Ephraim, der ihn verwundet hatte. Da hätten die Römer Geld und Mühe daran gewandt, den Kerl zu einem Fechter auszubilden, und jetzt bei dem Attentat habe sich gezeigt, daß sein Arm so wenig tauge wie sein Hirn. »Wieder einmal«, schloß Johann philosophisch, »offenbart sich, daß eine Vorsehung und ein allweises Schicksal existiert. Denn ohne die blöde Tat dieses Ephraim wäre das blöde Gesetz nicht so schnell abgeschafft worden. Somit ist erwiesen, daß die höchst unvernünftige Handlung im Sinn einer höheren Vernunft begangen worden ist.«

Und während er so sprach, dachte der Freigelassene Junius Johannes daran, daß er dem Marull schreiben müsse und daß der an einem solchen Gedankengang seine Freude haben werde.

Die Doktoren Helbo Bar Nachum, Jesus von Gophna und Simon mit dem Beinamen der Weber hatten im Kollegium wieder einmal die Frage angeschnitten, welche Lehrmeinungen unter die Kategorie »Ableugnung des Gottesprinzips« fielen. »Leugnung des Prinzips« aber, Mord und Blutschande galten dem Judentum unter allen Verbrechen als die drei übelsten, und »Leugnung des Prinzips« war schlimmer als die beiden andern. Die Lehre der Minäer wurde bisher als Schittuf angesehen, als bloße »Abweichung«, das Kollegium scheute sich, darüber hinauszugehen, und Diskussionen über die heikle Frage, wie weit man den Begriff »Leugnung des Prinzips« ausdehnen solle, waren nicht beliebt. Nur diese drei, Helbo, Jesus und Simon der Weber, stocherten immer von neuem an dem Problem herum. Auch diesmal ließen die andern Herren des Kollegiums die drei reden, es kam zu keiner rechten Debatte, kein Antrag wurde gestellt, kein Beschluß gefaßt.

Josef, sich des Gespräches in Lud erinnernd, nahm den Vorstoß der drei Doktoren zum Anlaß, Gamaliel über seine Haltung gegen die Minäer zu befragen. »Die Lehrmeinungen der Minäer«, sagte der Großdoktor, »haben nichts mit meiner Politik zu tun, ich nehme sie nicht zur Kenntnis. Diese Leute glauben, wir Doktoren ließen ihnen kein genügend großes Teil von Jahve, und möchten sich auf eigene Faust ein größeres Teil herausschneiden. Warum soll ich ihnen diesen Spaß nicht lassen? Es sind überdies fast nur einflußlose Leute, die den Minäern anhangen, kleine Bauern, Leibeigene, und sie tasten das Privileg der Doktoren nicht an, das Gesetz autoritativ zu kommentieren und die Riten festzulegen. Sie befassen sich mit dogmatischen Dingen, die nicht ins Leben eingreifen, mit Träumen. Es ist eine Religion für Frauen und Leibeigene«, schloß er wegwerfend.

Josef hörte überrascht und zweifelnd zu. »Sie lassen diesen Leuten ruhig ihren Messiasglauben?« fragte er. »Sie unternehmen nichts gegen ihre Propaganda?«

»Warum sollte ich?« fragte der Großdoktor zurück. »Einer meiner Herren hat einmal ein großes Projekt der Gegenpropaganda ausgearbeitet. Überall, wo Minäer ihre Lehre verkünden,

sollten ihnen Wanderprediger von uns mit Argumenten der Vernunft entgegentreten. Er versprach sich besonders viel von dem Nachweis, daß der Prophet der Minäer, Jesus der Nazarener, überhaupt nicht existiert habe.« – »Und?« fragte gespannt Josef. Der Großdoktor lachte: »Ich habe selbstverständlich den naiven Herrn mit seinem Projekt nach Hause geschickt. Einer Volksversammlung, einer Versammlung von Gläubigen und Glaubenshungrigen, kann man doch nicht mit Argumenten der Vernunft kommen. Was die Minäer behaupten, hat nichts mit Vernunft zu tun, es ist jenseits der Vernunft, es ist mit logischen Argumenten weder beweisbar noch widerlegbar. Es interessiert diese Christen nicht, ob es aktenmäßige Beweise für die Existenz ihres Christus gibt. Da sie entschlossen sind, an ihn zu glauben, brauchen sie sie nicht. Schauen Sie sich den Mann an, der jetzt in Syrien aufgestanden ist und erklärt hat, er sei der tote Kaiser Nero. Seine Anhänger wollen glauben, Nero lebe: und siehe, er ist nicht tot. Zehntausende fallen ihm zu, der Gouverneur hat schon eine ganze Legion aufbieten müssen, um ihn zu bekämpfen.«

»Es ist merkwürdig«, überlegte Josef, »daß so viele sich weigern, das anzunehmen, was man ihnen sichtbar machen kann, aber blindlings glauben, was offenkundig nicht existiert hat.«

»Sie können nicht einmal so glatt behaupten, Doktor Josef«, meinte nachdenklich Gamaliel, »daß jener Jesus von Nazareth nicht existiert habe.« Und da Josef überrascht hochsah, fuhr er zögernd fort: »Erinnern Sie sich an den Prozeß, den damals der Erzpriester Anan gegen jenen falschen Messias Jakob und seine Genossen führte?« – »Gewiß«, erwiderte Josef. »Der Fall an sich war nicht weiter interessant. Ich glaube auch, es ging dem Erzpriester damals nicht um diesen falschen Messias; er wollte nur das Interregnum zwischen dem Tod des Festus und der Ernennung des neuen Gouverneurs benutzen, um die autonome religiöse Gerichtsbarkeit wiederherzustellen.«

»Es wäre besser gewesen«, sagte der Großdoktor, »er hätte diesen Versuch nicht unternommen.« – »Ja«, meinte Josef, »er ist gründlich mißglückt, und der Erzpriester hat ihn teuer bezahlen müssen.«

»Das meine ich nicht«, sagte langsam, ungewohnt zögernd,

der Großdoktor. »Aber je länger ich es überdenke, um so mehr bin ich überzeugt: ohne diesen Prozeß existierte der Messias der Minäer nicht.«

»Sie müssen noch ein Knabe gewesen sein«, überlegte Josef, »als jener Prozeß geführt wurde.« – »Ja«, erwiderte der Großdoktor, er sprach immer noch ungewohnt langsam, »aber ich kenne die Akten. Als mich der Erzpriester in das Geheimnis des Gottesnamens einweihte, ließ er mich auch in die Protokolle dieses Prozesses Einsicht nehmen.« – »Wollen Sie mir nicht mehr darüber sagen?« bat Josef. Sein Historiker-Interesse war wach geworden, und das Zögern des sonst so sichern und lebhaften Gamaliel schürte es noch mehr.

Der Großdoktor schwankte. »Ich habe noch mit keinem Menschen darüber gesprochen«, sagte er bedenklich. »Hat es Sinn, nach der Entstehung des Minäerglaubens zu forschen? Es führt nicht weiter.« Und halb scherzend, halb ernsthaft zitierte er die Schlußverse des Kohelet: »›Laß dich warnen, mein Sohn. Des vielen Büchermachens ist kein Ende, und vieles Studieren reibt den Menschen auf.‹« Josef, sehr neugierig jetzt, doch beklommen durch die Bedenklichkeit des Großdoktors, drängte weiter in ihn: »Warum halten Sie mir diese Verse vor? Sie wissen doch, daß sie gefälscht sind. Und denken Sie so gering von der Wissenschaft?« – »Ich wollte Sie nicht kränken«, begütigte der Großdoktor. »Aber wir täten wahrscheinlich besser, diesen unseligen Prozeß zu vergessen.« – »Jetzt haben Sie einmal davon begonnen«, drängte Josef weiter, mit steigender Neugier und steigender Beklommenheit.

»Ich denke«, entschloß sich endlich Gamaliel, »der Fall des Tempels hat die Pflicht des Geheimnisses gelöst, und ich darf Sie hineinschauen lassen in das, was damals geschah.

Jener Jakob«, begann er zu berichten, »war also mit seinen Genossen – ob ein Jesus darunter war, kann ich heute nicht mehr mit Sicherheit sagen – in den Tempel eingedrungen und hatte die Kaufleute behelligt, die dort mit Opfergegenständen handelten. Er berief sich darauf, daß, gemäß dem Spruch der Propheten, zur Zeit des Messias kein Opferhändler mehr sein solle im Hause Jahves; er aber sei der Messias. Und des zum

Zeichen rief er vor allem Volke Jahve bei seinem geheimnisvollen Namen, den zu nennen nur dem Erzpriester erlaubt ist am Versöhnungstag. Und als er unversehrt blieb und kein Feuer vom Himmel kam, liefen viele davon, und viele glaubten ihm.«

»Soweit erinnere ich mich«, sagte Josef, da der Großdoktor verstummte, »und daß dann der Erzpriester Anan ihn verhaften ließ und vor sein Gericht stellte. Mehr aber weiß ich nicht. Denn da es ein Prozeß um die Lästerung des Namens war und der Name somit von den Zeugen genannt werden mußte, wurde die Öffentlichkeit ausgeschlossen. Ich weiß nur mehr das Ende, daß das Priestergericht diesen Jakob und seine Genossen zum Tod verurteilte und steinigen ließ.« Er wartete, sonderbar erregt, auf das, was der Großdoktor weiter berichten werde.

Der, zögernd, unbehaglich, als ob er trotz allem Bedenken trüge, seine Kenntnis weiterzusagen, erzählte: »Nach den Akten war es so. Als der Erzpriester Anan den Jakob befragte: ›Bist du, wie du behauptest, der Messias, Gottes eingeborener Sohn?‹, da rief, statt aller Antwort, der Angeklagte von neuem den Gottesnamen, und ihm ins Gesicht. Dies aber war eine Antwort; denn der Name Bedeutet, wie Sie wissen, ›Ich bin es‹. Und die Priester und die Richter erschraken in ihrem Herzen, und sie standen auf, wie es Vorschrift ist bei solcher Lästerung des Namens, und alle zerrissen ihre Kleider. Der Zeugen bedurfte es nicht erst. Der Prophet hatte die Lästerung den Richtern ins Gesicht wiederholt.«

Gamaliel ließ dem Josef Zeit, über seinen Bericht nachzudenken. Josef dachte an das, was der Minäer aus dem Dorfe Sekanja im Hause des Acher vorgelesen hatte. Es war also nicht ganz müßiges Gerede, es schien Wahres und Erdichtetes wirr ineinandergefügt.

»Dies war der letzte Prozeß gegen einen falschen Messias«, fuhr der Großdoktor fort, er sprach jetzt leichter, müheloser. »Es war seit Jahrzehnten der einzige Prozeß dieser Art, und es wäre besser, auch er wäre nicht gewesen. Und nun überlegen Sie, bitte«, forderte er Josef auf. »Es ist Tatsache, daß einer, der sich für den Messias hielt, von dem Gouverneur Pilatus als König der Juden gekreuzigt worden ist, und es ist Tatsache,

daß ein anderer solcher Christus von uns hingerichtet wurde. Hat es unter diesen Umständen Sinn, mit den Minäern darüber zu rechten, wie weit ihr Bericht vom Leben und Leiden ihres Messias in den Einzelheiten stimmt? Daß er nicht so exakt ist wie der Report eines römischen Generals, wissen Sie selber. Aber ich glaube, es kommt Ihnen nicht darauf an.« Und, sachlich, faßte er zusammen: »Mögen diese Christgläubigen glauben, was sie wollen. Ich lasse jedem seine individuelle Meinung über Jahve und den Messias, solange er nicht gegen das Zeremonialgesetz verstößt. Die Minäer befolgen die Riten; ich weiß keinen einzigen Fall, daß sie sich dagegen aufgelehnt hätten. Beruhigen Sie Ihre Freunde«, schloß er lächelnd. »Ich sehe keinen Anlaß, gegen die Christen vorzugehen. Solange sie mein Zeremonialgesetz nicht antasten, taste ich sie nicht an.«

Josef berichtete in Lud über sein Gespräch mit dem Großdoktor; auch Jakob aus dem Dorfe Sekanja war da.

Channah fand die Versicherungen des Großdoktors keineswegs beruhigend. »Ich kenne meinen Bruder«, meinte sie. »Er gehört zu den treuherzigen Heuchlern. Was er sagt, ist immer wahr: aber nur dem Worte nach. Er wählt seine Worte so, daß ihm sein Handeln offenbleibt. ›Wer die Riten nicht antastet, den taste ich nicht an.‹ Und was, wenn er die Riten so verengert, daß man sie antasten muß? Haben wir nicht Beispiele? Er ist großzügig, er läßt Doktoren und Laien Meinungsfreiheit. Aber nur, weil er noch nicht die Macht hat, sie ihnen zu nehmen. Wenn ihm erst die Zeit reif scheint, dann wird er kurzerhand das Zeremonialgesetz für angetastet erklären und die Meinungsfreiheit unterdrücken.«

Ben Ismael strich sich mit der langen Hand die Brauen unter der mächtigen, kahlen Stirn zurecht. »Ach Channah«, sagte er, »für dich liegen die Dinge immer so einfach. Gamaliel ist kein Heuchler. Ich glaube es nicht. Der Sinn all seiner Handlungen ist Israel, nichts sonst. Er sagt: Jahve ist Israels einziges Erbteil; wenn es ihn verliert, wenn es ihn zu leichtsinnig den andern zeigt und ihn sich rauben läßt, was dann bleibt ihm? Also hütet er eifersüchtig seinen, unsern Jahve. Er verflacht die Lehre, gewiß. Aber er versteht nun einmal seine Sen-

dung so, und er ist der rechte Mann für seine Sendung.«

Der Minäer Jakob sagte: »Ich glaube, Channah hat recht, und finde wie sie die Worte des Großdoktors verdächtig. Wir sind Juden, wir halten gewissenhaft das Zeremonialgesetz, wir halten Gemeinschaft mit den andern und wollen sie weiter halten. Aber wie nun, wenn einer von den Nichtjuden zu uns kommt und sagt: ›Ich will einer der Euern sein‹? Dürfen wir ihm dann den Weg versperren, weil die Römer die Beschneidung verboten haben? Verstoßen wir gegen das Zeremonialgesetz, wenn wir ihm sagen: ›Schiebe die Beschneidung auf, bis die Römer sie erlauben‹? Verlangt der Großdoktor, daß wir einen, der guten Willens ist, von der Heilsbotschaft ausschließen? Die Werke sind wichtig, aber ist nicht der Glaube ebenso wichtig? Ist es nicht besser, die Heiden hereinzulassen auch ohne das Zeremonialgesetz, als sie auszuschließen?« Und da Ben Ismael nicht antwortete, fügte er hinzu: »Selbst die Armen im Geiste spüren, daß es nicht genügt, wenn Jahve der Gott nur *einer* Nation ist. Darum kommen sie zu uns. Das Volk will nicht Theologie, es will Religion. Das Volk will keine jüdische Kirche, es will Judentum.«

»So ist es«, sagte Channah.

»So sei es«, sagte der Acher.

Ben Ismael aber schwieg, und der Acher verhöhnte ihn: »Von Gamaliel verlangen Sie so wenig, mein Doktor und Herr, und von uns so viel. Wenn der Großdoktor recht hat, warum begnügen wir uns nicht auch, unsern Jahve zu hüten? Warum legen wir uns so heiße und bittere Mühe auf, ihn zum Jahve aller Welt zu machen?«

»Weil wir«, erwiderte Ben Ismael, »weniger kräftig und weniger schlau sind als Gamaliel, aber vielleicht weiser. Er hat die Mauern aufzurichten, wir die Tore. Er hütet das Gesetz, daß nichts Falsches eindringe, wir haben dafür zu sorgen, daß das Gute nicht eingesperrt bleibt, sondern ausgehen und sich verbreiten kann. Ich kann auf Israel nicht verzichten, und ich kann auf die Welt nicht verzichten. Gott will beides.« Er sprach heftiger, als es sonst seine Art war, geradezu gequält.

Josef sagte langsam, die Gedanken entstanden in ihm, während er sprach: »Ich verstehe Sie nicht ganz, mein Bruder

und Herr. Sie sagen, die Mittel, die der Großdoktor anwendet, um das Judentum zu erhalten, seien die rechten. Wenn aber das Judentum das Gesicht annimmt, das Gamaliel ihm aufprägen will, bekommt es dann nicht ein nur nationalistisches, eigensüchtiges, weltfeindliches Gesicht? Sie sagen, wir haben ein Und. Ich fürchte, wenn Gamaliel recht behält, dann haben wir nur ein Oder: Judäa *oder* die Welt. Und ehe das Judentum so wird, wie Gamaliel es will, ist es da nicht besser, zur Welt ja und zu Judäa nein zu sagen?« Und kühn dachte er den Gedanken zu Ende, den alle zu denken sich scheuten, und sprach ihn aus: »Ist es da nicht besser, wir geben zugunsten unseres Weltbürgertums unser Judentum auf?«

Ein bestürztes Schweigen war. Dann sagte zuerst der Acher, heftig: »Nein.« Und, noch heftiger, Channah: »Nein.« Und nein sagte Ben Ismael. Und nein sagte schließlich, zögernd, selbst der Minäer Jakob.

Josef, nach einer Weile, fragte: »Warum nein?« Ben Ismael erwiderte: »Ich sehe keinen andern Weg zum Übernationalen als das Judentum; denn Israels Gott ist kein nationaler Gott wie die Götter der andern Völker, sondern unsichtbar, der Weltgeist an sich, und sicher wird einmal die Zeit kommen, da dieser Gestaltlose auch keiner Form mehr bedürfen wird, um begriffen zu werden. Vorläufig aber müssen wir ihm, um ihn überhaupt begreifbar zu machen, eine Form geben, vorläufig ist ein Jahve ohne Judentum nicht vorstellbar. Er würde sich, noch bevor eine Generation vergangen ist, ins Nichts verflüchtigen. Ist es nicht besser, wir geben Jahve vorübergehend nationale Embleme, als daß wir seine Idee untergehen ließen? Es ist nicht das erstemal, daß sich die übernationale Idee des Judentums unter einer plumpen, nationalen Maske verstecken muß. Die Mittel zum Beispiel, die Esra und Nehemia anwandten, um das Judentum zu erhalten, waren äußerst bedenklich. Aber ihre Gaukelei war heilig, und ihr Erfolg zeigt, daß Gott sie billigte. Die Heilige Schrift schleppt vieles mit, was nur taktischen Zwecken des Augenblicks diente: doch nur so konnte das Wesentliche, ihre übernationale Idee, gerettet werden. Ich finde, daß selbst manches lächerliche Nationale der Früheren heute geadelt erscheint durch die große, übernationale Idee.«

»Sie verteidigen Gamaliel«, sagte der Acher, und es war in seinen Worten mehr Trauer als Anklage.

»Ich muß wohl«, sagte Ben Ismael, »da ihr ihn übers Maß hinaus angreift. Wir dürfen die nationale Tradition nicht abreißen lassen; wir verlören mit dem Körper, der die Idee trägt, die Idee selber. Es klingt widerspruchsvoll, daß der übernationale Geist nur in nationalem Gewand überliefert werden kann: es ist darum nicht minder wahr. Sie als Historiker müssen mich verstehen, Doktor Josef«, wandte er sich dringlich an Josef. »Es wachsen einem jeden von uns aus der Geschichte der Väter neue Kräfte zu, über sein individuelles Leben hinaus, über seine individuellen Meinungen hinaus, und diese Kräfte sind mehr als national; denn die jüdische Geschichte ist die Geschichte des Kampfes, den der Geist immerzu gegen den Ungeist zu führen hat, und wer Anteil hat an der jüdischen Geschichte, hat Anteil am Geist an sich. Wenn wir dreimal am Tag das Bekenntnis zum jüdischen Gott aussprechen, dann bekennen wir uns dreimal am Tag zum Prinzip des Geistigen; denn Jahve ist der Geist an sich.«

Der Minäer Jakob sagte: »Ich gebe zu, daß auch der reinste Geist sich nicht erhalten kann ohne eine Form. Aber was Sie sagen, Doktor Ben Ismael, bestätigt mich mehr, als daß es mich widerlegt. Ist es nicht gerade nach dem, was Sie sagen, unsere Pflicht, diejenigen aufzunehmen, die teilhaben wollen am Geiste? Dürfen wir sie zurückweisen, bloß weil die Römer die Beschneidung verbieten, weil sie es uns zur Zeit unmöglich machen, dem Geistigen die Form im Fleische zu geben? Ich glaube, gerade Sie, Doktor Ben Ismael, müßten Verständnis haben für den Ausweg, den einer unserer Brüder, ein gewisser Paulus, uns zeigt.«

»Welches ist der Ausweg dieses Paulus?« fragte Ben Ismael.

Und der Minäer Jakob erwiderte: »Dieser Paulus lehrt: Für den als Juden Geborenen bleibt die Beschneidung verbindlich. Will aber einer unter den Heiden zu euch, meine Brüder, dann verzichtet auf die Beschneidung.«

»Eine gefährliche Lehre«, sagte Ben Ismael.

»Eine gute Lehre«, sagte der Acher.

»Eine Lehre«, sagte Channah, »aus der der Großdoktor

nicht unterlassen wird gewisse Konsequenzen zu ziehen, falls ihr versucht, sie in die Praxis umzusetzen.«

Josef aber, der seinen Sohn nicht hatte beschneiden lassen, wußte nicht, ob er zu dieser Lehre ja sagen sollte oder nein. Es war gut, daß ein Gamaliel da war, aber es war auch gut, daß der Minäer Jakob da war und der Acher und, vermittelnd zwischen diesen und dem Großdoktor, Ben Ismael.

Und Josef verließ die Gegend von Jabne und von Lud, um nach Cäsarea zu gehen, unschlüssig, ob er dort für die Hochschule von Lud eintreten solle oder nicht.

In Cäsarea empfing ihn Flavius Silva mit lärmender Freundschaftlichkeit und fragte ihn lange und bis in alle Einzelheiten aus, welchen Eindruck er von der Provinz Judäa habe. Josef lobte vieles und machte kein Hehl aus seinen Einwänden. Den Flavius Silva schien gerade diese halb widerwillige Anerkennung zu erfreuen.

Der Gouverneur war gut gelaunt. Sein Kollege in Syrien hatte wachsende Schwierigkeiten mit dem falschen Nero; er brauchte für die Bekämpfung des Unruhstifters Soldaten und Geld, und man begann sich in Rom über die lange Dauer zu wundern, die die Niederwerfung des lächerlichen Prätendenten erforderte. Flavius Silva machte es einem nicht schwer, aus seinem Bedauern über diese leidige Angelegenheit die Freude durchzuspüren, die er an dem Ärger des Kollegen hatte.

Er nahm seine jüdischen Gäste mit auf eine längst geplante Inspektionsreise nach Samaria. Vor allem lag ihm daran, ihnen seine Stadt Flavisch Neapel zu zeigen.

Es war wirklich erstaunlich, was er in so wenigen Jahren aus dem früheren samaritischen Städtchen Sichern gemacht hatte. Er sonnte sich in der Anerkennung der jüdischen Herren, war aufgeräumt, sehr zugänglich. Josef erkannte, daß jetzt der rechte Augenblick war, aus ihm allerhand für die Interessen der Juden herauszuschlagen. Jetzt müßte er die Frage der Universität Lud anschneiden.

Als guter Psycholog war er sich klar darüber, wie er es anpacken müßte. Er könnte dem Gouverneur zum Beispiel

vorstellen, welch ein Vorteil es für seine Provinz wäre, eine Universität zu haben, die gleichzeitig griechische und jüdische Disziplinen lehrte. Die Hochschule von Antiochien, bisher die bedeutendste Asiens, kümmerte sich nicht um die Bedürfnisse der Juden und ließ die Neigung des Ostens außer acht, sich mit jüdischer Weltanschauung auseinanderzusetzen. Eine moderne Universität, die diesen Bedürfnissen entgegenkäme, müßte die von Antiochien rasch überflügeln und zum kulturellen Mittelpunkt des gesamten Ostens werden. Sie müßte reiche junge Leute aus aller Welt in Scharen in die Provinz ziehen. Argumente solcher Art könnten ihre Wirkung auf den Gouverneur kaum verfehlen.

Allein als Josef dem Flavius Silva von der Universität Lud zu sprechen beginnen wollte, sah er im Geist das kräftige, bräunliche Gesicht Gamaliels vor sich mit dem kurzen, viereckigen Bart und den vorstehenden Zähnen, und sein inneres Ohr hörte die souveränen, zynischen Sätze des Großdoktors über das Zeremonialgesetz, das allein den Bestand des Judentums sichern könne. Und als dann Josef wirklich zu reden anhub, nahm er zu seinem eigenen Erstaunen wahr, daß er nicht für die Stadt Lud sprach und ihre Universität, sondern für die Stadt Thamna und den Stadtrat Akawja.

Noch während er sprach, ärgerte er sich über sich selber. Er beschimpfte sich, daß er vor der größeren Aufgabe zurückwich und den günstigen Augenblick für eine so geringfügige Sache wie die des Akawja nützte.

Übrigens sprach er ohne Schwung und machte es dem Gouverneur nicht schwer, seine Bitte abzulehnen. »Wer sich den Luxus leistet«, meinte behaglich Flavius Silva, »seine Gefühle so ostentativ zu zeigen wie Ihr Akawja, der muß auch bereit sein, dafür zu bezahlen. Wenn ich den Kerl laufenließe, würdet ihr mir in einem halben Jahr alle Edikte der Regierung anspeien und in zwei Jahren die Steintafeln zerschlagen, die sie auf den Plätzen verkünden.«

Doch der sonst so prinzipientreue Gouverneur fiel im Falle des Stadtrats Akawja wider Erwarten schnell um. Ursache seiner Wandlung war der Gaul Vindex. Der hätte nämlich bei der Eröffnung des Stadions von Flavisch Neapel laufen sollen,

verunglückte aber, als er in Joppe aus dem Schiff ausgeladen wurde. Den Gouverneur erreichte die Nachricht, jetzt, in Flavisch Neapel, kurz nach der Unterredung mit Josef. Er wütete. Dies Mißgeschick brachte ihn um die beste Attraktion für seine Festspiele. Er gab sogleich Order, die Leibeigenen, die mit dem Transport des Pferdes beauftragt waren, zu kreuzigen; aber das Programm seiner Festspiele wurde dadurch nicht besser. Er mußte, mußte Ersatz für den Gaul Vindex finden. Er kam zurück auf seinen alten Plan, den Demetrius Liban, der bisher seiner dringlichen Aufforderung zähen Widerstand entgegengesetzt hatte, jetzt, koste es, was es wolle, zu einem Auftreten in seiner Provinz zu bewegen. Beim Abendessen, in Gegenwart des Josef, fing er also von neuem von der Angelegenheit des Stadtrats Akawja zu reden an, setzte nochmals auseinander, was alles gegen eine Begnadigung sprach, und ging dann, unvermutet, zum Angriff auf den Schauspieler über. »Aber ich möchte nicht«, schlich er sich an, »daß die Juden mich für ihren Feind halten. Ich möchte vor allem Ihnen, meine Herren, zeigen, wie sehr ich ihr Freund bin. Ich lege es in Ihre Hand, mein Demetrius, diesen Akawja zu retten. Beweisen Sie mir Ihre Freundschaft, und ich beweise Ihnen die meine. Wirken Sie bei meinen Festspielen mit, und ich schenke Ihnen das Leben Ihres Glaubensgenossen.«

Liban erblaßte. Das Anerbieten des Silva, den Provinzlern hier zu zeigen, was ein wirklicher Schauspieler ist, war ihm von Anfang an eine große Verlockung gewesen, aber er hatte tapfer widerstanden. Er wollte sein Gelübde halten, wollte zu Ehren Jahves seiner Kunst entsagen, und war es nicht ein zehnfaches Verbrechen, im Lande Israel zu spielen, während einer Pilger- und Sühnefahrt? Doch dieser neue Antrag stürzte alle seine Erwägungen um. Jetzt ging es nicht mehr um ihn, jetzt ging es um das Leben eines Menschen, eines jüdischen Bruders, für den, wie es schien, ganz Israel kämpfte. War es ein Wink Jahves, oder war es wieder einmal eine Versuchung des Satans? Auf alle Fälle bedeutete dieser Antrag neuen Kampf für ihn. »Soll ich vielleicht den Juden Apella spielen?« fragte er bitter. Doch nur Josef verstand die Bitterkeit dieser Erwiderung. Der Gouverneur wußte nicht Bescheid in Theaterdin-

gen, und, sogleich einhakend, lebhaft und ahnungslos, erwiderte er: »Was Sie wollen, mein Demetrius. Spielen Sie, was Sie wollen.«

Mit dieser Antwort aber kam er seinem Ziele viel näher, als er selber erwartete; denn sie brachte in dem Schauspieler einen ganzen Berg verführerischer Phantasien ins Rollen. Der Gouverneur stellte ihm frei zu spielen, was er wollte. Wie, wenn er es nochmals mit dem Laureol versuchte? Vielleicht konnte er auf dem Umweg über die Provinz dem Stück in Rom zu einem nachträglichen Erfolg verhelfen und so die scheußliche Scharte von Albanum auswetzen. Sicherlich war es der Wille Jahves, daß er im Lande Israel spiele. Hätte Jahve sonst das Leben des Juden Akawja an sein Auftreten geknüpft? Wahrscheinlich wollte Jahve durch ihn den Heiden zeigen, was alles ein Jude vermöge, und ihnen auf solche Art Achtung und größere Milde für die gesamte Judenheit abnötigen. Viele Gedanken und Träume dieser Art bewegten schnell und wirr den Schauspieler, bis er gnädig und großspurig erwiderte: »Es ist schwer, einem so zähen Kunstfreund zu widerstehen wie Ihnen, Herr Gouverneur. Vielleicht werde ich mich entschließen, den Seeräuber Laureol zu spielen. Sie wissen, ich habe ihn für die Majestät und den Prinzen Domitian gespielt bei der Eröffnung des Theaters der Lucia.« Silva wußte natürlich nichts. »Das wäre großartig«, begeisterte er sich. »Ich werde es mir überlegen«, gab Liban sich überwunden.

Josef aber schämte sich, daß er nicht von der Universität Lud gesprochen hatte, und wagte es nicht einmal vor sich selber, sich über den Schauspieler lustig zu machen.

Kurze Zeit darauf fragte der Gouverneur, was Josef über den Großdoktor denke. Er selber hielt große Stücke auf Gamaliel. Das sei ein Mann, mit dem man klar reden könne, ohne lange Umschweife. Er sei schlau, zielbewußt, bleibe immer sachlich: er verdiente, ein Römer zu sein. Daß er gerade das nicht wolle, sei sein einziger Fehler.

Und nun stellte sich etwas heraus, was die Bewunderung Josefs vor der Klugheit des Großdoktors noch erhöhte. Der Gouverneur hatte nämlich Gamaliel angeboten, ihn zum

römischen Bürger zu machen und ihm den Goldenen Ring des Zweiten Adels zu verschaffen. Gamaliel indes hatte höflich und entschieden abgelehnt und hatte, darüber hinaus, seinen Juden das Anerbieten verheimlicht; sonst hätte Josef durch Ben Ismael oder den Acher sicherlich davon erfahren. Es war klug, daß der Großdoktor sich darauf beschränkte, Jude zu sein, noch klüger, daß er, um die Römer nicht durch öffentliche Ablehnung zu reizen, von seiner Chance, sich römische Ehren zu holen, den Juden nicht einmal sprach. Josef sagte sich, daß er selber an Gamaliels Stelle der Verlockung nicht hätte widerstehen können, den andern wenigstens von seiner Festigkeit zu erzählen.

Daß Flavius Silva Josefs Meinung über den Großdoktor erfragte, hatte seinen Grund. Gamaliel, eröffnete er ihm, werde bald Gelegenheit haben, seine vielgerühmte Sachlichkeit zu erweisen. Er, der Gouverneur, müsse ihn vor ein schwieriges Problem stellen. Die Hoffnung nämlich, die Juden würden nach dem Beschneidungsverbot endlich Ruhe geben und von ihrer fatalen Proselytenmacherei ablassen, habe sich leider nicht erfüllt. Im Gegenteil, in den letzten Monaten versuche man noch heftiger als früher, Syrer, Griechen und Römer zu den Lehren Jahves zu bekehren, die Wanderprediger nähmen überhand und gäben öffentliches Ärgernis. Bisher habe sich eine juristische Handhabe nicht gefunden, gegen die Burschen einzuschreiten; denn sie hüteten sich wohlweislich, ihre Zuhörer zur Beschneidung aufzufordern, und die jüdische Religion als solche sei ja erlaubt. Nun aber habe man ihm mitgeteilt, diese Bettelpropheten seien gar keine richtigen Juden, sie gehörten vielmehr einer zweifelhaften neuen Sekte an, deren Bekenner Minäer oder Christen genannt würden. Sie selber freilich bestritten das heftig und redeten sich darauf hinaus, Jude bleibe Jude, ob Pharisäer oder Minäer, genauso wie ein maltesischer Spitz nicht weniger ein Hund sei als eine molossische Dogge. Die jüdischen Sachverständigen hätten bisher zu dieser Frage nur langwieriges theologisches Gewäsch beigesteuert, nichts Greifbares, kein Ja und kein Nein. Er, Flavius Silva, habe das satt. Er habe also jetzt den Großdoktor und das Kollegium in Jabne amtlich aufgefordert, sich gutachtlich

klipp und klar darüber zu äußern, ob diese Minäer den Juden zuzuzählen seien oder nicht.

Josef war bestürzt. Jabne hatte bisher den Minäern viel Toleranz gezeigt, trotzdem die meisten der Doktoren ihnen im Grunde abgeneigt waren. Wenn aber jetzt Rom dem Kollegium nahelegte, die Christen zu verleugnen, werden dann die Doktoren nicht dem doppelten Druck nachgeben und die gefährlichen, staatsfeindlichen Mitläufer abschütteln? Sicher werden sie das. Es traf Josef tief, daß Channah so schnell gegen ihren Mann Ben Ismael recht behalten sollte.

In rasender Eile überlegte er, ob es einen Weg gäbe, die Gefahr von den Minäern abzuwenden. Er sah, noch bevor der Gouverneur zu Ende war, daß es einen einzigen gab. Der Minäerfreunde im Kollegium waren wenige, aber ihre Stimmen hatten Gewicht. Sie konnten sich nur deshalb nicht durchsetzen, weil keine staatliche Autorität hinter ihnen stand. Wie aber, wenn man ihnen diese Autorität verschaffte? Wenn eine von Rom anerkannte Universität in Lud sich für die Minäer ausspricht, dann wird man in Jabne kaum wagen, durch ein Gutachten gegen die Minäer offenkundig zu machen, daß die Spaltung des Judentums selbst seine höchsten Wortführer trennt.

Die Frage: wenn man das Judentum nur erhalten kann, indem man es nationalisiert und seine kosmopolitische Sendung fahrenläßt, soll man es dann überhaupt erhalten?, diese Frage, noch in Lud ein blasses, fernes, theoretisches Problem, wurde mit einem Schlag eine Drohung von furchtbarer Aktualität. Bekannte man sich zu den Minäern, so forderte man das verärgerte Rom zu Repressalien heraus. Sagte man sich von den Minäern los, dann sonderte sich die jüdische Gemeinschaft noch strenger und hochmütiger von der übrigen Welt ab. Plötzlich bekam die Frage, ob er sich jetzt zum Fürsprecher der Universität Lud machte, ungeheures Gewicht. Er hatte das Ohr des Gouverneurs, die Situation war günstig, seine Argumente mußten einem Manne wie Flavius Silva bestechend klingen.

Alles, was in Josef an dunkler Sehnsucht nach Religion war, drängte ihn, jetzt für die Minäer zu sprechen, für Ben Ismael,

für den Acher. Aber er hörte im Geist die klare Stimme Gamaliels: »Was nicht der Vernunft gemäß ist, ist häßlich.« Das Ziel, das Ben Ismael und dem Acher vorschwebte, war unvernünftig. Wenn es auch vielleicht in tausend Jahren erreichbar sein mochte, heute war es Utopie, der nachzujagen die Existenz des Judentums gefährdete. Wer annahm, der Messias sei bereits erschienen, wer die Hoffnung auf die Wiedererrichtung des Tempels preisgab, gab die ganze jüdische Tradition preis. Wenn Josef jetzt für die Universität Lud sprach, dann nahm er die Zerstörung Jerusalems und des Tempels als ein für immer Gegebenes hin, dann schloß er sich selber aus dem Reich des künftigen Messias aus.

Er schwieg. Er sprach nicht von der Universität Lud.

Er wußte nicht, daß es Gamaliel selber gewesen war, der durch Mittelsleute den Gouverneur bewogen hatte, in Jabne das Gutachten über die Minäer einzufordern.

Es trieb Josef wieder nach Süden. Zuerst ging er auf sein Gut. Er wollte dort, bevor er seine Freunde in Lud und Jabne aufsuchte, in Ruhe darüber nachdenken, was er ihnen auf die Frage erwidern solle: warum hast du uns im Stich gelassen?

Er war kaum zwei Tage auf dem Gut, als sich ein überraschender Besucher einstellte: Justus von Tiberias.

Josef hatte diesen Mann seit sechs Jahren nicht gesehen. Er war ihm mehr verbunden und mehr feind als irgendwem sonst auf der Welt. Er hatte eine ewige Streitsache mit ihm, eine Auseinandersetzung, die vor sechzehn Jahren in Rom, als sie einander das erstemal begegneten, angefangen hatte, ein Gespräch, das nicht beendet und das der Sinn seines Lebens war. Immer in diesem Gespräch war Justus der Angreifer, er verfolgte ihn mit Hohn und Bitterkeit, mit dem Scharfblick des Hasses, und Josef seinesteils haßte den Mann, der seine Schwächen so gut kannte und so erbarmungslos ins Licht stellte; aber er lebte nur, um diesem Manne zu zeigen, wer er war. Daß er Justus zweimal das Leben gerettet hatte, ihn einmal sogar vom Kreuze herunterholend, war keine genügende Antwort gewesen, hatte das Gespräch nicht beendet. Diese Taten hatten denn auch Justus keineswegs zu Konzessionen bewo-

gen; er hatte vielmehr, während alle Welt den »Jüdischen Krieg« rühmte, das Buch zweideutig gescholten, schillernd, oberflächlich, und sich darangemacht, es durch ein tieferes zu verdrängen. Josef hatte alle die Jahre hindurch auf die Fortführung des Gespräches gewartet. Nun aber der Mann plötzlich vor ihm erschien, erschrak er wie ein kleiner Junge, der, von seinem Lehrer unversehens aufgerufen, keine Antwort weiß.

Während er den Gast begrüßte, vielwortig, um seine Unruhe zu verbergen, durchforschte er, zuerst scheu, dann immer kühner, das gelbe Gesicht des andern. Justus war dreiundvierzig Jahre alt wie er selber, und als sie sich vor sechzehn Jahren in Rom das erstemal trafen, hatten sie einander verblüffend ähnlich gesehen. Jetzt war wohl keine Ähnlichkeit mehr zwischen ihnen. Das Gesicht des Justus war härter geworden, trocken, zerfurcht, sein Gelb spielte ins Graue. Es war bartlos, sorglich rasiert und saß auf einem erschreckend dürren Hals. Justus war alt, verbraucht; er hielt sich sehr aufrecht, doch man sah, wieviel Mühe ihn das kostete. Damals, nach der Abnahme vom Kreuz, hatte man ihm den linken Arm überm Ellbogen amputieren müssen, und Josef suchte unwillkürlich nach dem Stumpf.

Während des Essens blieb Justus einsilbig und genoß wenig von den guten Speisen, die Josef auftragen ließ. Er wußte Bescheid über alles, was Josef in der Zwischenzeit getan und erlebt hatte. Bösartig meinte er, Josef sei sich in seiner Inkonsequenz konsequent geblieben und sei seinen Zickzackweg entschlossen weitergegangen. Nicht ohne Erfolg, wie man sehe. Der siegreich beendete Kampf um seinen Sohn Paulus habe ungemeine Ähnlichkeit mit seinem siegreichen Kampf um jene drei Doktoren, die er damals mit Hilfe der Kaiserin Poppäa gerettet habe; auch die Folgen seien einander ähnlich. Der gleiche Charakter erzeuge offenbar immer wieder die gleichen Situationen und das gleiche Schicksal. Und Justus kicherte, eine unangenehme Gewohnheit, die der früher so gehaltene Herr in diesen letzten Jahren angenommen hatte.

Verachtung dringt selbst durch den Panzer einer Schildkröte, und früher hatte Josef oftmals geglaubt, er könne in der Ver-

achtung des Justus nicht weiterleben. Doch diesmal nahm er die stacheligen Reden des bitteren Herrn mit Ruhe hin. Er sah, wie Justus trotz aller Mühe und Geschicklichkeit durch den Mangel des linken Arms beim Essen behindert war, so daß seine hurtige Hantierung befremdlich und er selber steif und jämmerlich wirkte. Ein warmes Gefühl für diesen harten, strengen und geschlagenen Mann stieg in Josef hoch, und er spürte kaum mehr die Kränkung seiner Worte.

Was ihn jetzt anfüllte, war eher Spannung, was der Mann wohl von ihm wolle. Sicher war Justus nach Judäa gekommen, um sich Kraft für sein Buch zu holen, und daß sie beide zur gleichen Zeit und aus dem gleichen Grund den heimatlichen Boden gesucht hatten, war ihm selber eine wichtige Bestätigung; denn Justus galt ihm als der größte Schriftsteller der Zeit, und sein Verhalten war ihm der Maßstab seines eigenen Lebens.

Doch Justus ließ während des Mahls nichts über den Zweck seines Besuches verlauten, auch hernach nicht, und sie gingen zu Bett, ohne daß Justus gesprochen hätte. Josef schlief schlecht. Die ganze Nacht hindurch stritt er im Geist mit Justus, und er fand treffende Antworten auf Sätze, die der andere leider nicht gesagt hatte. Die Kränkung, die nicht da war, solange Justus körperlich zugegen war, ätzte ihn nachträglich um so schärfer. Siebenundsiebzig sind es, die haben das Ohr der Welt, und ich bin einer von ihnen. Aber das Ohr dieses Justus hatte er nicht.

Am andern Tag konnte er sich nicht mehr bezähmen und fragte geradezu, ob er Justus und womit dienen könne. Justus erklärte, er brauche die Erlaubnis der Regierung, sich vier oder fünf Wochen in Cäsarea aufzuhalten. Josef, der sich durch seine Schriftstellerei die Gunst der Großen gewonnen habe, möge einem weniger glücklichen Kollegen in dieser Angelegenheit behilflich sein.

Josef sagte sogleich und mit Vergnügen zu. Verwundert fragte er, wie es komme, daß der Sekretär des Königs Agrippa sich um einer so geringfügigen Sache willen an ihn wenden müsse. Es ergab sich, daß Justus nicht mehr Sekretär des Agrippa war. Er hatte seit langem das Gefühl gehabt, er sei

dem König um seiner Schärfe und Intransigenz willen unbehaglich, und in der letzten Zeit hatte Agrippa ihn immer weniger beschäftigt. Er aber hatte sein Gehalt nicht umsonst einstreichen wollen, und als Berenike auf der Rückreise von Rom nach Alexandrien gekommen war, hatte er sie aufgesucht, um vielleicht durch ihre Vermittlung dem Agrippa wieder näherzukommen. Berenike hatte ihn auch freundlich aufgenommen. Doch dann war man, Justus wußte nicht mehr, in welchem Zusammenhang, auf das Buch Esther zu sprechen gekommen, und Justus hatte sich ein wenig über Ahasver mokiert, jenen etwas schwachsinnigen Haremskönig, der sich von seiner Favoritin im Bett die Wünsche ihres Clans suggerieren läßt. Es schien, daß Berenike die Charakteristik des Justus auf ihren Titus bezogen und sich darüber merkwürdigerweise geärgert hatte. Jedenfalls war sie sichtlich verstimmt gewesen, und Justus, stolz und verdrossen, hatte gar nicht erst von seinen eigenen Dingen zu reden angefangen, sondern hatte es vorgezogen, Agrippa glattwegs um seine Entlassung zu bitten.

Josef hörte den Bericht mit viel Bedauern und ein ganz klein wenig Genugtuung. Er begriff gut, daß Agrippa das bösartige Kichern des scharfen Herrn nicht immer um sich haben wollte. Seltsam, daß ein Mann, der theoretisch soviel von Psychologie verstand wie Justus, sowenig praktische Menschenkenntnis besaß. Wie die Dinge lagen, konnte Josef seinen Freund ohne große Mühe überreden, auf dem Gut zu bleiben, bis die Erlaubnis aus Cäsarea eingetroffen sei. Er wartete darauf, daß Justus ihn nach seinen Plänen fragen und von seinem eigenen Werk zu sprechen beginnen werde. Schließlich, da Justus schwieg, fragte er ihn geradezu, ob er um seiner Arbeit willen nach Judäa gekommen sei. Justus bejahte. Josef, erfreut, meinte, auch er selber verspreche sich mancherlei Vorteile für sein Werk von der Luft des Landes, seinen Farben, seinen Menschen, seiner Sprache.

Doch Justus verzog nur die dünnen Lippen. Er kam nicht aus Stimmungsgründen. Er suche Material, erklärte er trocken, Ziffern, Statistiken. Und Josef war erbittert, daß des Justus Reise nach Judäa eine Bestätigung des Johann von Gischala war, nicht eine Bestätigung seiner selbst.

Josef und Justus hatten eine Unterredung mit Josefs Leibeigenem, dem Gehorsamen, dem Minäer. Die beiden Herren befragten ihn um seine Glaubensgrundsätze, Justus aufreizend hochmütig. Man saß in einem niedrigen Raum, halb Küche, halb Wohnraum, es war Abend und sehr still. Fernher kam das Trappeln und Blöken der heimkehrenden Schafherden, irgendwo sangen Leibeigene eintönig in einer fremden Sprache. Die beiden Herren fragten den Gehorsamen aus wie Forschungsreisende den Angehörigen eines primitiven Stammes. Der Gehorsame ließ es sich nicht verdrießen, den offenbar skeptischen, zuweilen recht bissigen Zuhörern seinen Glauben mit Geduld darzulegen; leise, wenn er sich bewegte, klingelte die Schelle seiner Leibeigenschaft. Justus schien bei aller Überheblichkeit interessiert. Er fragte immer weiter, auch Josef hatte noch viel zu fragen, es wurde Nacht, man brachte Licht, sie fragten noch immer, und der Gehorsame gab unermüdlich Auskunft.

Als sie ihn endlich entlassen hatten, forderte Josef den Justus auf, mit ihm noch ein wenig spazierenzugehen. Justus war bereit, sie gingen, es war eine angenehme Nacht, und Josef fand seinen schwierigen Freund in ungewöhnlich zugänglicher, gelöster Laune. Er wollte diese Stimmung ausnutzen, um sich mit ihm über die Fragen zu unterhalten, die ihn bedrückten.

Sie ließen sich am Rand einer Zisterne nieder. Ein undeutlicher Mond in der Sichel des ersten Zunehmens schwamm am dunstigen, bläulichschwarzen Himmel, ab und zu kam ein halber Vogelruf durch die Nacht. Josef öffnete dem Justus sein Herz, zeigte ihm seine Zweifel, seine Wirrnis. Da waren die Ungelehrten, die Armen im Geiste, die auf einmal verlangten, an Jahve und der Lehre ebenso teilzuhaben wie die Gebildeten. Bestand ihr Anspruch zu Recht? Sollte man sie gewähren lassen? Da waren die toleranten Lehren des Ben Ismael und die höhnischen Angriffe des Acher, die ihn nach dieser, die realpolitischen Argumente des Gamaliel, die ihn nach der andern Seite zerrten. Ja, Josef fragte sich jetzt manchmal ganz ernstlich, ob seine ganze Gelehrsamkeit, seine mit soviel Mühen erworbene Methode mehr sei als bloßer Dunst, ob nicht Leute wie der Minäer Jakob oder selbst dieser Gehorsame, einfach

durch ihren Glauben und ihre Intuition, eine tiefere Erkenntnis Jahves und der Welt besäßen.

Justus war sommerlich leicht angezogen; er sah erschreckend mager aus, und der Armstumpf mit der trockenen, verschrumpften Haut ragte häßlich aus dem ärmellosen Unterkleid. So saß er dünn und hager im unsicheren Licht auf dem Brunnenrand neben Josef. »O mein Josef«, sagte er und kicherte auf seine gewohnte Art, doch war sein Spott diesmal ohne Bitterkeit, »machen Sie sich darüber keine Sorgen. Selbst Ihre Gelehrsamkeit, trotzdem sie mir nicht eben gründlich scheint, taugt noch immer mehr als das aus ›frommer Schau‹ stammende Wissen Ihres Leibeigenen oder Ihres minäischen Wundertäters. Ich habe oft den Versuch gemacht, aus der gerühmten, unverbildeten Seele des Laien irgendeine Erkenntnis herauszuziehen, aber wenn ich noch so objektiv prüfte, die Intuition des Laien hat mich niemals weitergeführt. Wenn es darum geht, einen Tisch zu zimmern, ein Bauernhaus zu bauen, eine Verstopfung zu kurieren, dann mag der gemeine Menschenverstand des Laien zur Not genügen; aber wenn ich einen richtigen Schreibtisch brauche, gehe ich zum gelernten Tischler, und wenn ich ein richtiges Haus haben will, gehe ich zum Architekten, und wenn ich Wundbrand habe, gehe ich zum Chirurgen. Ich sehe nicht ein, warum ich, wenn ich eine tiefere Erkenntnis Jahves haben will, zum Armen im Geiste gehen soll und nicht zum Spezialisten, der Jahves Bücher studiert hat. Ich kann mich nicht mit denjenigen befreunden, die gegen den Intellekt losziehen und nicht Rühmens genug von der Intuition machen können. Nicht mittels Intuition hat Pythagoras herausgefunden, daß die Summe der Quadrate der beiden Katheten dem Quadrat der Hypotenuse gleich sei, und wenn der Ingenieur Sergius Orata sich auf seine Intuition verlassen hätte, dann wäre die Warmwasserheizung nie erfunden worden. Wenn es Rationalismus ist, die Reichen im Geist den Armen vorzuziehen, dann bin ich Rationalist.«

Er zog mechanisch spielend an der Kette, die das Schöpfrad der Zisterne bewegte. Es gab ein so hartes Knarren, daß er erschreckt davon abließ. Er setzte sich bequemer zurecht und fuhr mit leiser, doch klarer Stimme fort: »Unsere Väter waren

nicht viele, sie zogen durch die Wüste, feste Siedlungen waren ihnen unbekannt, sie kämpften mit wilden Tieren, mit den Unbilden eines harten Himmels, sie schlugen sich gegenseitig tot, sie hatten wenig Zeit für Forschung, sie waren auf Intuition angewiesen. Mittlerweile sind wir mehr geworden, wir haben gelernt, in Dörfern und Städten zu wohnen, und wir haben Methoden gefunden, auf logischem Weg unbestreitbare Tatsachen zu erkennen. Wir brauchen jetzt keine Intuition mehr, wir haben Wissenschaft. Ich bin froh, daß wir in einer Epoche der Städte und gesellschaftlichen Bindungen leben, ich sehne mich nicht zurück nach der Zeit der Wüste, der Intuition und der Propheten. Wenn einer sich heute für einen Propheten ausgibt, halte ich ihn für einen Schwindler oder für einen Narren, und wenn einer seine unbeweisbare Intuition gegen meine beweisbaren Fakten ausspielen will, werde ich unangenehm. Ich betrachte Leute, die mir verbieten wollen, meinen Kopf zu gebrauchen, als meine Feinde. Ich sehe nicht ein, warum einer, der Verstand hat, weniger fähig sein sollte, Gott zu erkennen, als einer, der keinen hat.«

Josefs geistiger Hochmut hatte in diesen letzten Wochen viele Stöße erlitten; es tat ihm gut, die Worte des Justus zu hören, er verlangte nach mehr. Er sagte: »Sie wollen nicht sehen, mein Justus, worum es diesen Leuten geht. Diese Leute glauben, daß man, wenn man sich nur zur Genüge in sich selber versenkt, Gott in sich einatmen könne wie Luft; sie glauben, daß überhebliches Vertrauen in das eigene Wissen sich wie ein Panzer um das Herz legt, so daß es sich zusperrt und Gott nicht mehr empfangen kann, wenn er kommt. Ich kenne sehr gebildete Männer, bewandert in den Methoden logischer Forschung, die es gleichwohl nicht verschmähen, von den Minäern zu lernen.«

Die Nacht war so still, daß einem das leise Knacken eines brechenden Zweiges laut schien; das bläuliche Dunkel schien noch dunkler durch die vielen, vag leuchtenden Insekten. »Die Melodie, die Sie mir da singen, ist mir sehr vertraut«, kicherte der dünne Justus. »Zurück in die Wüste, fort von der Zivilisation, fort vom Denken, zurück zur reinen Schau: dann findet ihr Gott. Alle diejenigen, denen Gott Urteilskraft versagt hat,

predigen das mit Inbrunst. Diejenigen aber, die es predigen, trotzdem sie denken können, werden lediglich aus Feigheit zu Verrätern am Geist: weil sie nämlich Angst haben vor ihren eigenen Erkenntnissen.«

Josef, nach einer Weile, wagte sich weiter vor. Es drängte ihn sehr, in dem Zwiespalt, der ihn jetzt am meisten bedrückte, das Urteil gerade dieses Justus anzurufen; denn ihn allein anerkannte er als zuständigen Richter. »Vor kurzem«, gestand er, und seine Stimme war auffallend weich und zaghaft, »lag es in meiner Hand, etwas Entscheidendes zugunsten der Minäer zu tun. Ich habe es nicht getan. Manchmal glaube ich, daß das falsch war; manchmal scheint mir, daß ich mich nicht hätte drücken sollen.« Er wartete ängstlich, als hinge alles davon ab, auf die Antwort des Justus.

Der aber lachte und erwiderte, gutmütig geradezu: »Sie sind ein Narr, mein Josef. Daß Sie sich da gedrückt haben, war die erste vernünftige Tat Ihres Lebens.« Und Josef freute sich, daß dieser ihn freisprach, er war glücklich und ihm sehr freund.

Justus aber redete weiter. Hochmütig, hart, scharf kam seine Stimme durch die laue Nacht: »Nein, mein Lieber, erwarten Sie sich nichts von der engbrüstigen, kurzatmigen Doktrin der Minäer. Ihre Lehre ist nur auf Schwächlinge berechnet. Es ist leicht, auf ein süßes Jenseits zu hoffen, das man durch bloßen Glauben erlangen kann. Daß einer für alle gelitten hat, so daß die andern dadurch ihr Teil Leidensverpflichtung los sind, diese Lehre ist mir zu wohlfeil. Und so simpel das Dogma der Minäer ist, so verstiegen ist ihre Moral. Schon wir verlangen viel. Daß man seinen Nächsten nicht hassen soll, ist eine harte Forderung; immerhin kann man sich mit viel Willenskraft vielleicht dazu erziehen. Daß man aber die linke Wange hinhalten soll, wenn der andere einen auf die rechte schlägt, das ist übermenschlich, unmenschlich und also verurteilt, ein schönes akademisches Ideal zu bleiben. Nein, mein Josef, kommen Sie mir nicht mit der bequemen Weisheit vom Nichttun und vom Verzicht.«

»Sie müssen zugeben, mein Justus«, brachte nach einer Weile Josef einen anderen Einwand, »daß unter den Juden, abgesehen von den paar Hellenisten, heute die Minäer die ein-

zigen sind, die noch an der universalistischen Tendenz der Schrift festhalten.«

»Das Weltbürgertum dieser Leute«, sagte wegwerfend Justus, »ist ein Massenartikel wie alles, was sie lehren. Sie erkaufen sich ihren Universalismus durch Preisgabe alles dessen, was das Judentum an großer, starker Tradition besitzt, an geistgewordener Geschichte. Weltbürgertum will erworben sein. Man muß Nationalismus gespürt haben, um zu wissen, was Weltbürgertum ist. Wenn ich wählen soll zwischen den Doktoren und den Minäern, dann ziehe ich die Doktoren vor. Ihr spitzfindig enger Nationalismus ist widerlich: aber sie ergeben sich wenigstens nicht, sie kämpfen. Sie verlangen, daß man in der Erwartung eines aktiven, gefährlichen Messias lebe, dessen Erscheinen man überdies selber durch das eigene Verhalten beschleunigt oder verzögert. Die Minäer beschränken sich darauf, einfach zu verzichten. Die Aufgabe ist: sich nicht national zu verkrusten und sich trotzdem nicht in farbloses Gemengsel zu verflüchtigen. Die Doktoren haben diese Aufgabe nicht gelöst, aber die Minäer noch weniger.«

Er verstummte. Sie standen auf. Schweigend gingen sie durch die Nacht. Als sie fast schon am Hause angelangt waren, fragte Josef, was er den andern schon einmal vor vielen Jahren in Rom gefragt hatte: »Was soll ein jüdischer Schriftsteller heute tun?« Aber der Hagere gab keine Antwort mehr. Er hob nur die Schultern; es sah seltsam aus, wie die linke Schulter ohne Arm sich hob, und Josef wußte nicht, ob es nicht eine Gebärde der Hoffnungslosigkeit war. Unter der Tür aber, sich verabschiedend, vielleicht in Erinnerung an einen Satz, den er bei dem ersten Zusammentreffen mit Josef geäußert, sagte Justus: »Es ist seltsam. Seitdem sein Tempel zerstört ist, ist Gott wieder in Judäa.«

War das eine Antwort?

Am andern Tag traf der Paß des Justus für Cäsarea ein, und Justus reiste fort.

Josef aber, in Erinnerung an das Nachtgespräch an der Zisterne, schrieb an diesem Tage den »Psalm von den drei Gleichnissen«.

Denen ich zugehöre,
Hat Jahve auferlegt,
Das Salz zu sein seiner Erde.
Wie aber sollen wir es anstellen, das Salz zu sein,
Da des Wassers viel ist
Und wir vergehen würden im Wasser,
Für immer uns auflösend ins Nichts,
So daß unser keine Spur bliebe und kein Geschmack
Und unsere Sendung verloren wäre?
Ich will nicht verloren sein.
Ich will nicht das Salz sein.

Oh, der Lust, Feuer zu sein,
Das abgeben kann von seiner Kraft
Und doch nicht weniger wird und nicht erlischt.
Glückliches Licht, glückliche Flamme.
Aber solche Gabe hat allein der brennende Dornbusch.
Selbst Mose, da er nach der Flamme griff,
Versengte sich den Mund
Und ward schwer von Wort und ein Stammler.
Wie dürfte mir Geringem träumen von solcher Gabe.
Ich kann nicht das Feuer sein.

Sinnlos vielleicht ist der schimmernde Bogen,
Wenn durch den Regen die Sonne bricht,
Vielleicht nur eine Freude der Kinder und Träumer.

Und dennoch war's dieser Bogen gerade,
Den Jahve sich ausersah zum Zeichen
Seines Bundes mit dem vergänglichen Fleisch.
Laß mich solch ein Regenbogen sein, Jahve,
Schnell erlöschend, doch neu geboren immer wieder,
Schillernd in vielen Farben und dennoch aus *einem* Licht,
Eine Brücke von deiner Erde zu deinem Himmel,
Gemisch aus Wasser und Sonne,
Immer da,
Wenn Sonne und Wasser sich mengen.

Ich will nicht das Salz sein.
Ich kann nicht das Feuer sein.
Laß mich Regenbogen sein, Jahve.

Josef begann, sich auf seinem Gut zu Hause zu fühlen. Das Gespräch mit Justus hatte ihm Sänftigung gegeben. Er war viel allein, machte lange, einsame Spaziergänge, aber er schloß sich nicht ab von den Menschen. Er tauschte ruhiges Gespräch mit dem Verwalter Theodor, mit dem Gehorsamen, mit andern seiner Knechte und Mägde.

Eines Tages in dieser besinnlichen Zeit ging er hinaus nach dem Vorwerk »Brunnen der Jalta«, wo Mara lebte. Mara errötete jäh, als er kam, aber es war nicht die böse, zornige Röte ihres ersten Wiedersehens. »Heil Mara«, begrüßte sie mit der üblichen, aramäischen Formel Josef, und »Friede mit dir, mein Herr«, gab sie ihm die Formel zurück.

Dann aber fragte sie wie Dorion: »Was haben wir uns noch zu sagen?« Und da er schwieg, fügte sie hinzu: »Ich habe viel Arbeit. Die Weinberge sind verwildert, und die Früchte des Ölbaumes verkommen. Auch ist die hellfarbige, babylonische Eselin trächtig. Ihre Wartung erfordert Sorgfalt, und sie war sehr teuer.«

»Laß mich hier sitzen und dir zuschauen«, bat er. Und er saß still und schaute ihr zu. Er war nach dem Lande Israel zurückgekommen, um sich Klarheit zu schaffen, aber sein Aufenthalt in Cäsarea und in Galiläa, in Samaria und in Emmaus, in Lud und in Jabne hatte ihm nur tiefere Verwirrung gebracht. Die Ruhe, die Kraft zum Werke, die er brauchte, konnte er nur hier auf seinem Gut finden.

Er saß auf einer besonnten, kleinen Mauer und schaute Mara zu, wie sie arbeitete, barfuß, in dem breitrandigen Strohhut, der sie vor der Sonne schützte. Er saß still und ließ seine Gedanken treiben.

Bevor die Winterstürme kommen und die Schiffahrt eingestellt wird, will er zurück in Rom sein; so hat er es sich vorgenommen. Wäre es nicht vielleicht weiser, im Lande zu bleiben und in Ruhe die Geschichte Israels hier zu schreiben? Aber

wenn er hier arbeitet, wird nicht gerade das Land selber ihn stören, die übergroße Nähe der Dinge und Menschen, die Wirrnis der noch fließenden Ereignisse ringsum? Braucht man, um Geschichte zu schreiben, nicht Distanz, auch räumliche?

So mag Boas auf Ruth geschaut haben, wie er jetzt sitzt und auf Mara schaut. Ruth war eine Moabitin, eine Fremde, eine Nichtjüdin, und gerade sie, erzählt die Schrift, wurde zur Stammutter Davids auserwählt. Die Schrift ist nicht eng und nicht nationalistisch. Jahve, erzählt sie ein andermal, zürnte dem Jona und strafte ihn, weil der sein Wort nur Israel weitergeben wollte und sich weigerte, es auch den Nichtjuden zu verkünden, der großen Stadt Ninive. So ist die Schrift. Er, Josef, hat die Nichtjüdin geheiratet, wie Mose die Midianitin. Aber er ist kein Mose, und seine Ehe hat kein gutes Ende genommen.

Das Levirat ist eine merkwürdige Einrichtung. Wenn ein Mann gestorben ist, ohne seiner Frau einen Sohn zu hinterlassen, dann hat der Bruder des Mannes die Pflicht, die Frau zu ehelichen und ihr Kinder zu machen. Wieviel mehr Verpflichtung hat ein Mann vor einer Frau, deren einziger Sohn durch seine Schuld umgekommen ist. Viele der Doktoren preisen die Wiederverheiratung mit der Geschiedenen als edle, verdienstliche Tat. Wenn jetzt hier in der Sonne um die arbeitende Frau Kinder von ihm spielten, das wäre ein erfreulicher Anblick. Gamaliel ist ein kluger Herr und ihm zugetan; er würde, wenn Josef diese Frau von neuem ehelichte, Mittel und Wege finden, zu erwirken, daß alle diese Ehe als eine vollgültige anerkennen.

Er saß still bis zum Abend und nötigte seinen Gedanken keine Folgerichtigkeit auf, sondern ließ sie kommen und gehen, wie sie wollten. Als es Abend wurde, rief Mara ihre Knechte und Mägde zum Essen. Er wartete, ob sie ihn nicht zum Bleiben einlade. Sie lud ihn nicht ein. Da grüßte er, ernst, höflich, und ging fort.

In der Stadt Lud wußte man offenbar noch nichts von dem Gutachten über die Minäer, von dem der Gouverneur dem Josef gesprochen hatte. Auch bedrängten ihn weder Channah noch

der Acher noch gar Ben Ismael mit unbehaglichen Fragen, ob er bei Flavius Silva wegen ihrer Universität vorstellig geworden sei. Trotzdem war die Vertrautheit fort, die vor seiner Reise zwischen Josef und denen von Lud gewesen war. Er hatte zwar durch das Gespräch mit Justus viel von seiner früheren Sicherheit zurückgewonnen; trotzdem war es ihm leid, daß die in Lud ihn jetzt wie einen Fremden behandelten. Bestimmt hielt, trotz aller äußeren Höflichkeit, die heftige Channah ihn für einen Schwächling.

Seltsam war die Haltung des Acher. Er bat Josef in sein Haus, sie aßen gemeinsam zu Abend, die beiden Männer und die schöne, braune Tabita. Der Acher war heute nicht so gesprächig wie sonst. Josef, von dieser Schweigsamkeit bedrängt, redete um so mehr, erzählte von dem Gouverneur, von Flavisch Neapel, von Liban, dem Stadtrat Akawja, sogar von Justus. Der Acher wandte ihm langsam sein fleischiges Gesicht zu, blinzelte ihn aus traurigen, wissenden Augen an, sagte unvermittelt: »Sie haben in Ihrem Leben viel getan, viel geredet und viel geschrieben, mehr als die meisten andern Menschen. Sicher waren Sie immer bestrebt, Ihr Reden und Ihr Tun in Einklang zu bringen. Merkwürdig, daß es Ihnen so selten geglückt ist.«

Josef war überrascht von diesem plötzlichen, robusten Anwurf. Wäre nicht das Gespräch mit Justus gewesen, er hätte wohl heftig erwidert. Nun aber war ihm die bittere Rede des jungen Menschen fast lieber als die Stummheit der andern. Für die Vergangenheit mochte dieser recht haben, für die Zukunft bestimmt nicht. Und er erwiderte nichts.

Die braune Tabita lag faul auf ihrem Speisesofa, schön und schläfrig. Der Acher sagte: »Ich habe übrigens Ihren Kosmopolitischen Psalm in griechische Verse gebracht.« Josef war voll brennender Spannung, wie seine Strophen im Griechischen des Acher klingen würden; doch er wagte nicht, ihn zu bitten, sie ihm herzusagen. Allein der Acher, nachdem er Josef eine kurze Zeit hatte warten lassen, begann von selbst. »Hören Sie«, sagte er, stellte sich hinter den Tisch, stützte die Hände auf, schaute vor sich hin, die Augen gesenkt, begann, gesammelt zu sprechen, in seinem langsamen, reinen Griechisch.

Er hatte aber in seine Übertragung jede Schwingung, jeden Anklang der hebräischen Verse des Josef eingefangen. So, genauso, hätte Josef sein Gefühl Gestalt annehmen lassen, wenn er griechisch geboren wäre. Er war hingerissen von der Schönheit der Verse, wie sie jetzt in dem fremden, geliebten, gehaßten, ersehnten Idiom ihm ins Ohr und ins Herz drangen. Er sprang auf, umarmte den Acher, küßte ihn. »Sie müssen mit mir nach Rom kommen, mein Jannai«, bestürmte er ihn. »Wir müssen gemeinsam arbeiten. Wir müssen die ›Universalgeschichte‹ der Juden zusammen schreiben, Sie und ich. Sie dürfen nicht hierbleiben. Es wäre ein Verbrechen an Ihnen selber, an mir, an Israel, an der ganzen Welt.«

Die Braune war durch die lauten, heftigen Worte Josefs vollends wach geworden, neugierig schaute sie auf ihn. Der Acher sagte, sie freundlich streichelnd: »Schlaf weiter, meine Taube.« Doch zu Josef sagte er, trocken: »Sie vergessen, mein Flavius Josephus, daß ich es dahin bringen will, daß mein Leben zu meinen Worten stimmt. Aber es freut mich, daß meine Übersetzung Ihren Beifall hat.«

Josef war kaum in Jabne angekommen, als ihn der Großdoktor zu sich bat. Gamaliel schien davon zu wissen, daß Josef in Cäsarea nichts für die in Lud unternommen hatte. »Ich kann mir unschwer vorstellen«, sagte er, »daß unsere gemeinsamen Freunde Ihnen mit ihrem alten Anliegen kamen. Es muß für den Autor des Kosmopolitischen Psalms eine große Versuchung gewesen sein, der nationalen Universität Jabne eine übernationale entgegenzustellen.« – »So war es«, sagte Josef aufrichtig. »Ich freue mich«, erwiderte Gamaliel, »daß meine Gründe in Ihrem Gemüt Anklang fanden. Das erleichtert mir die Bitte, die ich an Sie habe.« – »Hier bin ich«, antwortete formelhaft Josef.

»Sie wissen«, begann, fest zupackend, der Großdoktor, »daß Flavius Silva von mir ein Gutachten über die Minäer verlangt hat?« – »Ja«, erwiderte Josef. »Ich höre«, fuhr Gamaliel fort, »daß der Gouverneur den Stadtrat Akawja begnadigen will. Haben *Sie* das erwirkt?« – »Ich habe davon gesprochen«,

sagte Josef. »Der Gouverneur hat es Demetrius Liban zuliebe getan.«

Der Großdoktor setzte sich dicht neben Josef, sprach zu ihm wie ein jüngerer Freund zum älteren, herzlich, vertraulich. »Es gibt viele schwebende Fragen zwischen Jabne und der Regierung in Cäsarea. Es wäre gut, wenn wir dort einen ständigen Vertreter hätten. Die Doktoren und das Volk zusammenzuhalten erfordert die ganze Kraft eines Mannes. Es geht über die Kraft eines einzelnen, die Judenheit auch noch vor Rom zu vertreten.« Und, ganz leichthin, als spräche er vom Wetter, bot er ihm an: »Wollen Sie mir die Außenpolitik abnehmen, Doktor Josef? Sie sind in diesen Fragen erfahrener als ich und unter den Juden derjenige, vor dem man in Rom die größte Achtung hat. Ich könnte mir denken, daß, wenn ein so geschickter Mann wie Sie unsere Sache führt, Rom uns in fünf oder sechs Jahren mehr Befugnisse einräumt, so daß allmählich das Kollegium von Jabne aus der religiösen Vertretung der Juden auch wieder zu einer politischen wird. Ich habe immer ohne Rückhalt zu Ihnen gesprochen, Doktor Josef, ich nehme an, Sie halten mich für ehrlich. Teilen Sie die Macht mit mir. Lassen Sie mir die Innenpolitik, und seien Sie unser Gesandter in Cäsarea. Seien Sie unser Repräsentant vor Rom. Sie allein können es.« Und, unvermutet in einen scherzhaften Ton übergehend, schloß er: »Sie müssen es tun, schon um meinen Doktoren neues Gezänk zu ersparen. Wenn Sie ablehnen, dann muß ich über kurz oder lang nach Rom. Bedenken Sie, was es dann für Debatten geben wird, ob ich die Sabbatgesetze übertreten und die Seereise nach Rom unternehmen darf.«

Josef war ein Mann des Augenblicks, sein hageres Gesicht gab jede Regung wieder, und es kostete Gamaliel nicht viel Mühe, zu sehen, wie sehr sein Antrag ihn bewegte. Viele Gedanken gingen in Josef hin und her. Das Amt, das Gamaliel ihm anbot, war geeignet, seinem Leben Rückgrat zu geben, und ließ ihm trotzdem Muße für seine Bücher. Süß und lieblich ist die Heimat. Als er auf der kleinen Mauer saß, in der Sonne, auf dem Vorwerk »Brunnen der Jalta«, hat er davon geträumt, im Lande zu bleiben, auf dem Boden, der so lange seine Väter getragen, in der Luft, die sie so lange geatmet. Es ist ein ver-

lockendes Amt, er könnte vermitteln zwischen denen in Lud und denen in Jabne. Mit diesem Gamaliel kann er sich leicht verständigen, und mit denen in Lud ist gut reden. Es wäre ein schönes Leben, das halbe Jahr in Cäsarea, das halbe Jahr auf seinem Gut, mit Mara. Er könnte sich entspannen, könnte aramäisch sprechen, wäre nicht der Fremde wie in Rom. Hier hat er gesehen, was alles ihm in Rom gefehlt hat. Wenn er mit Männern wie diesem Gamaliel, dem Acher, dem Ben Ismael zusammen ist, dann spürt er, daß hier seine Wurzeln sind, und selbst die schwerfälligen Meditationen der galiläischen Bauern und die abstrusen Diskussionen der Doktoren, ihr Singsang, ihre läppischen Streitigkeiten, gehören zu ihm. Es ist gewiß, daß ihm aus alldem Kraft zuwächst. Ist es nicht vermessen, auf diese Kraft zu verzichten, sich auf sich allein zu stellen?

Aber sein Werk, seine Geschichte? Wenn er sie hier schreibt, wird sie nicht gefärbt werden? Wird sich nicht notwendig der kleine, alberne Alltag der Provinz in sie einschleichen?

Gamaliel, als hätte er seine Gedanken erraten, fuhr fort: »Es ist Ihnen geglückt, die Geschichte des Krieges so zu schreiben, daß die Juden sie ohne Erbitterung lesen und die Römer mit Freude. Aber ich fürchte«, und er wies auf das Mosaik des Fußbodens, das die Traube darstellte, das Emblem Israels, »es ist noch nicht soweit, daß einer gleichzeitig vom Saft der Traube und von der Milch der Wölfin trinken kann. Gott hat Ihnen viel Kraft mitgegeben; aber man muß wohl vom Wuchs der alten Propheten sein, um beides zeitlebens verdauen zu können. Rom ist groß; wenn einer dort ist, liegt das Land Israel weit dahinten und sieht sehr gering aus. Die Fleischtöpfe Roms quellen über, hier sind Milch und Honig spärlich geworden.« Er erhob sich, aber er ging nicht an den Pfeiler, um eine Rede zu halten, vielmehr blieb er vor Josef stehen und sprach ihm freundschaftlich zu, mit Wärme, ja, er legte ihm die Hand auf die Schulter. »Ich bin jünger als Sie, und vielleicht heißen Sie mich zudringlich. Ich gebe zu, bisher ist es Ihnen geglückt, gleichzeitig Römer und Jude zu sein, und wenn wir alle glaubten, jetzt könnten Sie nicht mehr aus, jetzt müßten Sie sich festlegen, dann fanden Sie noch immer eine Möglichkeit, auf beiden Schultern zu tragen. Aber wenn Sie jetzt zu Schiff

gehen, um nach Rom zu fahren, dann, fürchte ich, ist das Ihre letzte Entscheidung, eine endgültige. Ziehen Sie es vor, griechischer Schriftsteller zu sein oder jüdischer? Sollen die Späteren Sie den Geschichtsschreiber des jüdischen Volkes nennen oder den des Palatin?«

Gamaliel sprach dringlich, werbend, und er hatte den rechten Ton getroffen, Josef war sehr gelockt. Das Land zog ihn an, die Menschen, das Geschäft, das dieser ihm anbot, der Mann selber, seine Jugend, seine Kraft, seine schlaue Gradheit, sein Schweigen, sein Reden. Es war reizvoll, Seite an Seite mit diesem Manne die öffentlichen Dinge der Juden zu ordnen. Aber war es nicht besser, statt im kleinen Geschichte der Juden zu machen, im großen Geschichte der Juden zu schreiben?

Gamaliel merkte, daß jedes Wort weiter seine Rede nur abschwächen werde. Er drängte nicht auf Antwort. »Überdenken Sie meinen Vorschlag in Ruhe«, schloß er. »Sie haben Zeit, bis der Winter kommt und die Schiffahrt schließt.«

Bevor der Großdoktor dem Kollegium die Forderung Roms amtlich mitteilte, berief er jene von den Doktoren zu sich, die als Freunde der Minäer galten, um mit ihnen zu beraten.

Bestürzt saßen Ben Ismael und seine Freunde in Gamaliels Studierzimmer. Sogleich erkannten sie, worum es ging, daß man, wenn man sich schützend vor die Minäer und ihre Wanderprediger stellte, neue Bedrückung Israels durch Rom heraufbeschwor. Sie sahen sich an, sie sahen den Großdoktor an, sie wußten keinen Rat.

Schließlich mußte Gamaliel selber den Niedergeschlagenen Mut zusprechen. Ihm liege alles daran, erklärte er, eine Spaltung der Judenheit zu vermeiden. Fürs erste müßten natürlich die Christen, um Rom nicht weiter zu reizen, ihre nach dem Beschneidungsverbot doppelt gefährliche Propaganda unter den Nichtjuden aufgeben. Falls sie das täten, sehe er eine schwache Möglichkeit, sie weiter in der Gemeinschaft zu halten. Wenn auch manchmal unter ihnen Ansichten laut würden, die hart an »Leugnung des Prinzips« streiften, so wichen doch die meisten der Minäer nur in geringfügigen Punkten von der Lehre Jahves ab. Ihm scheine es das beste, die Führer

der Minäer disputierten öffentlich und in Ruhe mit den Doktoren über die strittigen Fragen. Er hoffe sehr, eine solche Disputation werde dem Kollegium die gutachtliche Erklärung ermöglichen, die Christen gehörten der jüdischen Gemeinschaft an.

Selbst diejenigen unter den Doktoren, die Gamaliel trotz seiner bisherigen Neutralität für einen stillen Feind der Minäer hielten, mußten zugeben, daß sein Angebot außerordentlich fair war. Die Christen selber gestanden zu, daß in ihren Lehrmeinungen viel Wirrwarr sei. Eine Disputation, wie Gamaliel sie vorschlug, erlaubte den Führern der Minäer, ihre Glaubensgrundsätze, ohne Preisgabe des Wesentlichen, den Dogmen der Doktoren anzupassen. Der Vorschlag des Großdoktors wies den Christen einen Ausweg aus der bedrängten Lage, er legte großmütig die Entscheidung, ob sie künftighin in der Gemeinschaft bleiben wollten, in ihre eigene Hand. Die minäerfreundlichen Doktoren priesen die Weisheit und Milde Gamaliels, stimmten zu.

Doktor Ben Ismael übernahm es, dem Wundertäter Jakob aus dem Dorfe Sekanja als dem anerkannten Führer der Minäer in den Bezirken Lud und Jabne den Vorschlag des Großdoktors zu übermitteln. Es geschah, was Ben Ismael im geheimen gefürchtet hatte. Jakob lehnte, ohne auch nur eine Minute zu überlegen, das Angebot ab. Sein glattes, sachliches Bankiergesicht rötete sich ein wenig, er blieb ruhig, aber es war eine erkämpfte Ruhe.

»Wir rufen unsere Wanderprediger nicht zurück«, führte er aus. »Dies wäre für uns das schlimmste Verbrechen, in Wahrheit, ›Leugnung des Prinzips‹. Denn uns bleibt Jahve der Gott nicht nur Israels, sondern der ganzen Welt, und wir lassen es uns nicht nehmen, seine Lehre, wie er es uns aufgetragen, unter den Heiden zu verbreiten, auch wenn die Römer die Beschneidung verboten haben. Wir verkünden unsern Glauben, wir freuen uns, wenn immer mehr Menschen ihn annehmen, denn wir haben an uns selber die Erfahrung gemacht, daß dieser Glaube ein großer Trost und daß, wer in ihm lebt, geborgen ist.

Auch mit den Doktoren über unsern Glauben zu disputie-

ren, lehnen wir ab. Wir könnten es nicht, selbst wenn wir wollten. Keiner von uns darf sich erdreisten, für einen andern zu sprechen als für sich selber. Dies eben unterscheidet uns von den Doktoren, daß wir niemand auf eine bestimmte Lehrmeinung festlegen wollen. Wir wiegen nicht logische und theologische Argumente gegeneinander ab, wir versenken uns in die Geschichte unseres Heilands. Aus seinen Worten und aus unserm Herzen holen wir unsern Glauben. Wir erlauben einem jeden von uns, die Worte des Heilands auf seine eigene Weise zu verstehen. Keiner ist gebunden an die Auslegung eines andern. Deshalb nennen viele von uns sich ›Gläubige‹, weil wir vorgeschriebene Meinungen nicht einfach annehmen, sondern weil jeder von uns gehalten ist, sich seinen Glauben aus der eigenen Brust herauszugraben.

Wir haben keine Grenzen für unsern Glauben, wir wollen keine haben. Wir haben nicht einmal einen gemeinsamen Namen. Bald nennen wir uns Gläubige, bald nennen wir uns Arme, bald nennen wir uns Christen. Wir müssen es den Doktoren überlassen, unsern Glauben zu definieren; sie haben mehr Vertrauen in ihre Weisheit. Wir selber können unser Gemeinsames nicht bei einem Namen nennen, wir wollen es auch nicht, wir sind zu demütig dazu.

Wir halten uns für Juden. Wir glauben, was die Doktoren glauben, wir halten die Gebräuche, wie die Doktoren sie uns vorschreiben. Aber wir glauben mehr, und wir stellen unser Leben unter strengere Grundsätze. Wir glauben nicht nur an die Priester, wir glauben auch an die Propheten. Wir geben dem Kaiser, was des Kaisers ist, aber wir glauben nicht, daß ein Verbot des Kaisers uns von der Verpflichtung entbinden kann, die Gebote Jahves zu halten. Und wir glauben, daß wir Kinder nicht nur eines jüdischen Gottes sind, sondern Gottes schlechthin. Wir wollen keinen aus seinen Grenzen herauslokken, der sich in seiner Enge wohl fühlt, aber uns ist aufgegeben, die Weite Jahves zu rühmen. Wir wollen Theologie, aber darüber hinaus wollen wir Religion. Wir wollen eine jüdische Kirche, aber darüber hinaus wollen wir Judentum.

Sehen Sie nicht, Sie, mein Doktor und Herr Ben Ismael, der es gut mit uns meint und unserm Glauben nicht fern ist, sehen

Sie nicht, daß der Großdoktor uns mit seinem Vorschlag nur eine Schlinge legen will? Man wird uns Fragen stellen, auf die wir weder mit Ja noch mit Nein werden antworten können, man wird protokollieren, man wird statt eines Gutachtens das Protokoll den Römern vorlegen, man wird erreichen, daß die Römer unser Christentum für eine unerlaubte Religion erklären. Die Doktoren werden uns nicht ausschließen, sie werden es den Römern überlassen, uns zu bannen, so wie sie seinerzeit die Tötung des Messias den Römern zuschoben, und sie werden sich die Hände in Unschuld waschen.

Wenn *Sie* mich fragen, mein Doktor Ben Ismael, was ich glaube, dann forsche ich gern in meinem Herzen und lege vor Sie hin, was ich finde. Wenn einer schlichten und ehrlichen Gemütes zu uns kommt und Erläuterungen haben will, wir ruhen nicht Tag und Nacht, bis wir das rechte, einfache Wort gefunden haben. Aber es käme mir wie Lästerung vor, wenn ich mich im Lehrhaus von Jabne hinstellte und mit den Doktoren um die Einzelheiten meines Glaubens feilschte. Sollen sie uns verbieten oder uns von den Römern verbieten lassen. Ich will mir nicht die Duldung der Doktoren damit erkaufen, daß ich nur die halbe Wahrheit verkünde und die halbe unterschlage. Lieber verkünde ich geächtet und verfolgt die ganze. Wer die halbe Wahrheit sagt, den speit Gott aus seinem Mund. Selig sind, die um der ganzen Wahrheit willen Verfolgung leiden.«

Sehr bald und auf bittere Art sollte Doktor Ben Ismael erfahren, daß Gamaliels Loyalität Verstellung war. Der Angriff kam wuchtig und unvermutet.

Es gab ein uraltes Gebet, das dreimal täglich zu sprechen alle Juden seit Jahrhunderten verpflichtet waren und das seit der Zerstörung des Tempels als Ersatz des Opfers galt: die Achtzehn Bitten. Einige von diesen Bitten, die sich mit dem Wohl der Gemeinschaft befaßten, hatten durch die Zerstörung des Tempels ihren rechten Sinn verloren und waren widerspruchsvoll geworden. Man hatte sie provisorisch durch einige Bittsprüche aus der Zeit Juda Makkabis ersetzt. Allein auch diese, trotzdem sie aus einer Zeit der Unterdrückung und des

zerstörten Tempeldienstes herrührten, wollten nicht recht zu den heutigen Verhältnissen stimmen.

Unvermittelt nun, bei einer Debatte über die Revision des Lobspruches, der beim Brechen des Brotes zu sagen war, drängte Doktor Helbo Bar Nachum darauf, daß der Text auch der drei nationalen Bitten eine eindeutige, der heutigen politischen Situation angepaßte Fassung erhalte. Vor allem die Bitte um die Wiedererrichtung Jerusalems gebe in ihrer jetzigen vagen Formulierung Anlaß zu vielen Mißdeutungen; er habe mit eigenen Ohren gehört, wie Halbgläubige und sogar ganz Ungläubige dieser Bitte ihren eigenen, ketzerischen Sinn unterlegten. Leute, die verstockt und tückisch behaupteten, der Messias sei längst erschienen und die Zerstörung des steinernen Jerusalem sei verdiente Strafe und ein Segen gewesen, selbst solche Leute sprächen bedenkenlos die große und erschütternde Bitte um die Wiedererrichtung Jerusalems mit und sagten amen, wenn der Vorbeter sie spräche. Sie erklärten frech und einfach, es handle sich lediglich um die Wiederherstellung eines Jerusalem »im Geiste«. Doktor Helbo war ein feister Herr mit mächtigem, fleischigem Kinn und einer tiefen Stimme, deren Grollen den Raum gewaltig erfüllte. »Was meinen die Doktoren und Herren?« schloß er seine Rede und sah sich erwartungsvoll um.

Das Kollegium pflegte den Debatten über »Leugnung des Prinzips«, wie er und die Doktoren Jesus und Simon der Weber sie immer von neuem anschnitten, ohne Teilnahme zuzuhören. Doktor Helbo wußte, man wollte die Entscheidung der heiklen Frage, ob man die Minäer als Juden gelten lassen solle, so lange wie möglich hinausschieben. Wagen aber die Kollegen auch jetzt noch, nachdem die Regierung das Gutachten eingefordert, der Debatte auszuweichen? Er blickte hinüber zu den Sitzen der Minäerfreunde. Die schauten einander unbehaglich an. Sie wußten nicht recht, worauf eigentlich Doktor Helbo hinauswollte. Sie zogen es vor, zu schweigen.

Da niemand sich meldete, stand Doktor Jesus aus Gophna auf und sprach. Er war ein ruhiger Herr und pflegte seine Worte zu messen. Auch ihm, führte er aus, komme es wie Gotteslästerung vor, wenn seine Gebete sich im Ohre Jahves

mischten mit den Gebeten von »Leugnern des Prinzips«. Das eigene Gebet scheine ihm verschmutzt, wenn der Nebenmann die gleichen Worte aufsteigen lasse, ihren Sinn bösartig ins Gegenteil verrenkend. Man könne nicht aus frommem Herzen amen sagen zu der Bitte um den Wiederaufbau der Stadt, wenn man neben sich ein Amen höre aus dem Munde eines Menschen, der die Zerstörung dieser Stadt für segensreich erkläre, ein verdeutelteS Amen also, eine Ketzerei. Notwendig schleiche sich da auch dem Ruhigsten Grimm über die Heuchler ins Herz, und statt sich durch das Gebet Verdienst zu erwerben, falle man in Sünde.

Man erwartete, jetzt werde ein Antrag kommen. Aber nein, auch Doktor Jesus begnügte sich mit der Konstatierung. Sollte, fragten sich die Minäerfreunde, auch diese Debatte wieder nur Stimmungsmache sein, oder glaubten es die drei an der Zeit, loszuschlagen?

Sie schlugen los. Simon der Weber bat ums Wort. Er fragte den Doktor und Herrn Helbo, ob der ein Mittel wisse, den Gottesdienst von dem bösen Gift zu befreien, davon er und der Kollege Jesus gesprochen.

Doktor Helbo wußte ein Mittel. Bei der flüchtigen Revision des Achtzehngebetes vor zehn Jahren hatte man eine der Bitten einfach getilgt, ohne sie zu ersetzen, und so den Grundrhythmus des Gebetes zerstört. Jetzt also erreichten die Bitten nicht einmal mehr die Achtzehn, die heilige Zahl des Lebens. Man möge endlich, schlug Doktor Helbo vor, diese ursprüngliche Zahl wiederherstellen, und zwar möge man die drei Bitten um Wiedererrichtung des Tempels und der Nation ergänzen durch ein Fluchgebet gegen jene Verderber am Wort, die diese Bitten durch Mißdeutung »ins Geistige« verfälschen wollten. Eine solche Regelung stelle nicht nur die ursprüngliche Ordnung des Gebetes wieder her, sondern sie beseitige auch die Gefahr, von der er und seine Kollegen gesprochen; denn eine solche Bitte könnten die Ketzer schwerlich mitsprechen, zu einer solchen Bitte könnten sie schwerlich amen sagen.

Jetzt wußten Ben Ismael und seine Freunde, worum es ging. Keiner der drei hatte die Minäer mit Namen genannt, aber es war klar, daß sie die Achtzehn Bitten zur Waffe machen woll-

ten, die Christen aus den Synagogen und aus der Gemeinschaft zu vertreiben. Die Minäer hielten darauf, am Gottesdienst der Allgemeinheit teilzunehmen. Sie zitierten gern den Propheten: »Gebet ist besser denn Opfer«, die uralten Achtzehn Bitten waren ihnen so teuer wie allen andern Juden. Sie liebten von ganzem Herzen den frommen, kunstlosen Gesang, mit dem die Bitten vorgetragen wurden, in vielen Gemeindehäusern stellten sie die Vorbeter. Wenn jetzt, wie Doktor Helbo vorschlug, mit deutlicher Hinzielung auf die Minäer eine Fluchbitte eingefügt wurde, dann konnten diese nicht, wie es Vorschrift war, dazu amen sagen, sie konnten nicht selber Jahve anflehen, sie auszurotten. Sie mußten aus den Bethäusern weichen.

Der Antrag war von den dreien klug ausgesonnen. Nahm man ihn an, so zwang man den Minäern nicht nur die Entscheidung auf, der sie bisher ausgewichen waren, sondern man vermied auch das Odium, den Römern durch das Gutachten den Vorwand für eine Verfolgung der Minäer zu liefern. Man konnte dem Flavius Silva schlicht erklären: es gibt ein einfaches Mittel, festzustellen, wer Jude ist, wer nicht. Unsere Lehren sind in den Achtzehn Bitten festgelegt. Wer sie mitspricht, wer zu ihnen amen sagt, ist Jude. Wer das nicht tut, gehört nicht zu unserer Gemeinschaft. Es stand durchaus bei den Minäern, ob sie zu der Fluchbitte gegen die Ketzer amen sagen wollten oder nicht.

Ben Ismael erkannte rasch die Gefahr, die in dem Antrag Doktor Helbos stak. Durch eine nicht unbillige liturgische Vorschrift um das peinliche Gutachten herumzukommen mußte den meisten der Doktoren als eine gesegnete Lösung erscheinen. Aber statt auf Mittel zu sinnen, wie man den gefährlichen Schlag parieren könne, quälte den Ben Ismael eine einzige Frage: war das bösartige Manöver von den dreien allein ersonnen, oder hatte sein Schwager Gamaliel es ausgedacht? Es hätte ihn in der Seele geschmerzt, Gamaliel im Bunde mit den dreien zu wissen.

Der Großdoktor überhob ihn rasch aller Zweifel. Er ergriff selber das Wort, meinte kurz und trocken, die Lösung, die Doktor Helbo gefunden, scheine ihm gerecht und weise; er

pflichte ihr bei. In Ben Ismaels großem Kopf wirbelten hundert bittere Gedanken, anklägerische, empörte, resignierte. Noch nicht viele Wochen war es her, da hatte er zu Channah gesagt, nie würden seine Freunde einen Antrag gegen die Minäer durchgehen lassen. Jetzt war die Forderung der Römer nach dem Gutachten dazwischengekommen, man konnte keinen mehr tadeln, der dem höllisch schlauen Antrag Helbos zustimmte; im Gegenteil, man mußte als Feind der Gemeinschaft erscheinen, wenn man ihn bekämpfte. Er war so betäubt, daß er nicht Worte fand, den dreien und dem Großdoktor zu erwidern.

An seiner Statt erwiderte einer seiner Freunde. Das Gebet, führte er aus, sei dazu da, von Gott Gnaden für sich selber zu erbitten, nicht Rache an andern; man müsse es Jahve überlassen, seine Leugner und Lästerer zu bestrafen.

Doch damit erwirkte er nur, daß Doktor Simon mit dem Beinamen der Weber ein zweites Mal aufstand und jetzt, nach dem Eingreifen des Großdoktors, in der Sicherheit des Sieges, ganz massiv und deutlich wurde. Man müsse, erklärte er, die Ketzer zwingen, ihr Gesicht zu zeigen, jene Zweideutigen, die da behaupteten, Juden zu sein, die aber götzendienerisch vor einem Halbgott knieten, der ihnen angeblich die Last ihrer Sünden abgenommen habe. Der Meinungen seien viele, manche seien gut und manche weniger gut, viele Wohnungen seien in Jahves Haus, aber kein Raum sei für jene, die durch den Glauben an diesen Halbgott verstießen gegen das ein und einzige Bekenntnis der jüdischen Lehre: »Höre, Israel, Jahve unser Gott ist einzig.«

Wenn der Großdoktor jetzt hätte abstimmen lassen, dann hätten sicher sechzig von den siebzig Herren des Kollegiums für den Antrag Helbo gestimmt. Aber Gamaliel blieb loyal wie stets. Ihm scheine, schloß er die Sitzung, es hätten sich einzelne erzürnt, und er schlage vor, die Abstimmung auf den andern Tag zu verschieben; denn es sei nicht gut, eine so wichtige Entscheidung erregten Gemütes zu treffen.

Ben Ismael schlief nicht in dieser Nacht. Freunde waren um ihn, auch der Minäer Jakob war eilends aus seinem Dorfe

Sekanja nach Jabne gekommen. Sie alle saßen um Ben Ismael in Bestürzung und Trauer.

Der Minäer Jakob sagte: »Ihr wißt, daß wir Juden sind und das Gesetz nicht verletzen wollen. Unser Messias ist gekommen, das Gesetz zu erfüllen. Wir sind friedfertige Leute. Schließt uns nicht aus. Es ist eine alte Lehre und eine neue Lehre. Wir glauben an die neue, aber wir verwerfen nicht die alte. Wenn ihr uns ausschließt, werden immer mehr Heiden zu uns kommen, es wird in unserm Glauben immer mehr von der neuen Lehre sein und immer weniger von der alten. Zwingt uns nicht, um der neuen Lehre willen die alte aufzugeben.«

Channah saß finster und heftig unter den Männern. Sie beschwor sie, den Antrag abzulehnen und, falls sie überstimmt würden, aus dem Kollegium auszuscheiden. Viele aus dem Volk würden ihnen anhangen, und wenn man mit den Minäern zusammengehe, werde man denen in Jabne die Stirn bieten können.

Ben Ismael war in großer Not. So viel sah er: wenn der Antrag durchging, dann wurden die Riten unter den Minäern ausgelöscht, und wenn er nicht durchging, kam von den Römern neue Bedrückung über die Seinen. Lieb waren ihm die Minäer, viele ihrer Lehren waren seinem Herzen teuer. Aber teurer war ihm Israel und sein Bestand.

Er ging zur Sitzung des Kollegiums, ohne einen Entschluß gefaßt zu haben. Um so zielbewußter hatten die Gegner vorgesorgt. Sie drängten darauf, daß zuerst einmal der Inhalt der neuen Bitte klar festgelegt werde, nicht aber ihr Wortlaut. Es wurde bestimmt, daß sie den Fluch Jahves herabflehen solle auf zwei Kategorien von »Leugnern des Prinzips«: auf diejenigen, die nicht an Jahves Einheit glaubten, sondern an einen Messias, der als Mittler zwischen ihm und den Menschen bereits erschienen sei, und auf diejenigen, die da glaubten, sie könnten aus dem eigenen Herzen ohne Hilfe der überlieferten mündlichen Lehre und ihrer gottbefugten Träger das Gesetz ausdeuten.

Ben Ismael und die Seinen, als man darüber Beschluß faßte, sagten weder ja noch nein. Der Antrag wurde mit großer Mehrheit angenommen. Die Sitzung hatte kurz gedauert; aber Ben

Ismael war müde, als hätte er schwere körperliche Arbeit getan. Er sehnte sich nach seiner Stadt Lud. Wahrscheinlich wird er nie mehr nach Jabne zurückkehren. Er wird aus dem Kollegium ausscheiden, ohne Haß, doch müde des vielen, unnützen Redens, wird in Lud dem Studium der Lehre weiterleben, ohne Auflehnung gegen die Doktoren, ohne Schüler, für sich, für Channah, für seinen Freund, den Acher.

Doch als er und die Seinen schon gehen wollten, nahm Doktor Simon, mit dem Beinamen der Weber, noch einmal das Wort. Ben Ismael, erklärte er, habe geschwiegen und sich der Abstimmung enthalten. So tiefen Respekt er persönlich vor so milder Gesinnung habe, so sei es doch in einer Zeit wie dieser notwendig, auch den Anschein zu vermeiden, als halte es ein Mitglied des Kollegiums mit jenen Frevlern, auf die Gottes Fluch herabzuflehen der Rat soeben beschlossen habe. Wenn gar ein Mann von der Gelehrsamkeit und dem verdienten Ansehen Ben Ismaels in einen derartigen Verdacht komme, so tue das der Autorität Jahves schweren Abbruch. Es komme darauf an, vor allem den Millionen Juden des Auslands darzutun, daß nur *eine* Lehre gelehrt werde in Jabne. Er bedaure, daß Ben Ismael geschwiegen habe, und bitte das Kollegium, auf Mittel zu sinnen, wie ein solcher Schade gutgemacht werden könne.

Betretenes Schweigen war. Dann erhob sich Doktor Helbo. Wieder war er es, der das Mittel wußte. Ben Ismael, meinte er, sei von Jahve mehr als die andern mit der Gabe des Wortes begnadet, und den Gebeten, die von ihm stammten, eigne besondere Tiefe und Inbrunst. Man möge also Doktor Ben Ismael mit der Abfassung der neuen Bitte betrauen. Wenn er sie abfasse, dann habe man die Gewähr, daß die rechten Worte gefunden würden, und außerdem werde vor aller Welt die Einheit Jabnes und die Einheit der Lehre dokumentiert.

Die Rede Helbos war ziemlich lang. Ben Ismael, während er sprach, schaute vor sich hin, sein blasses Gesicht bewegte sich nicht. Erst gegen Ende sah er hoch, aber er sah nicht Helbo an, sondern seinen Schwager, den Großdoktor. Eine ganze Zeit saßen die beiden Männer Auge in Auge, doch ohne Drohung, betrachtsam eher und gespannt. Es war über Ben

Ismael, sowie er Helbos Absicht erkannt hatte, eine eisige Ruhe gekommen, aber inmitten dieser eisigen Ruhe bewegten sich in schnellstem Ablauf seine Gedanken. Er zweifelte nicht daran, daß der Antrag Helbos eine mit dem Großdoktor abgemachte Sache war. Aber er spürte nicht wie gestern einen mit Verachtung gemischten Haß. Gamaliel wollte vernichten, was Israel schädigen konnte, und ihn hielt er für einen Schädling. Er war ein einzelner, der nichts von seinem Einzelglauben aufgeben wollte, und die Gemeinschaft hat die Tendenz, den auszutilgen, der an seinem Einzelwesen festhält. Gamaliel ist nicht sein Feind. Er achtet ihn, niemals würde er ihn kränken, wenn er ihm, einzelner dem einzelnen, gegenübersäße. Aber da sitzt er, Verkörperung der Gemeinschaft und also der Gemeinheit, und fühlt sich im Recht.

Der Bock, den man früher in die Wüste gesandt hat, um die Sünde loszuwerden, hat es nicht geschafft, und der Jesus der Minäer, der der Bock sein wollte, das Lamm, das die Sünde der Welt auf sich nimmt, hat es auch nicht geschafft. Denn warum sonst sollte Jahve *ihm* auflegen, was er ihm auflegt?

Wenn einer hier unter diesen Doktoren, dann will er die Minäer schonen, dann hat er Verständnis für die Weite und Milde ihrer Lehre. Jetzt wollen sie, daß gerade er sie verfluchen und aus der Gemeinschaft ausstoßen soll.

Es ist eine bittere Wahl. Er soll wählen zwischen Judentum und jüdischer Kirche und weiß doch, daß Judentum nicht möglich ist ohne diese Kirche.

Er kennt genau Gamaliels Beweisführung: wir sind gezwungen, einen Teil der Wahrheit preiszugeben, wenn wir sie nicht ganz preisgeben wollen. Ist aber die Wahrheit noch die Wahrheit, wenn ein Teil von ihr verleugnet wird? Aber hat nicht doch wieder Gamaliel recht: kann die Wahrheit bestehen, wenn nichts da ist, in dem sie sich verkörpert?

Langsam hebt er die Hand, streicht sich, immer ohne Gamaliel aus dem Aug zu lassen, über die kahle Stirn, zupft mit mechanischer Bewegung an seinen Brauen, sie glättend. Sie haben es höllisch schlau angefangen, Gamaliel und seine Genossen. Wenn er tut, was sie von ihm verlangen, wenn er denen flucht, denen er wohlwill, dann klagen ihn die Minäer

mit Recht an, er sei der Mann, der sie ausgestoßen. Und wenn er es nicht tut, dann stoßen die andern ihn aus, und mit Recht; denn dann ist neuer Vorwand da für die Römer, der Lehre zu mißtrauen und sie zu verfolgen. Und ob er es tut oder nicht tut, in jedem Fall ist neue Spaltung in Israel.

Noch immer sitzt er vollkommen still, ein stattlicher Mann. Aber auf ihm ist eine ungeheure Last, wie damals am Versöhnungstag, als er nach seiner Wanderung mit Stab und Ranzen und Geldbeutel die Stufen des Lehrhauses erstieg, eine Schwere und Müdigkeit, ein unzähmbares Verlangen, nicht weiter zu denken, sich fallen zu lassen, in eine Ohnmacht zu entfliehen. Aber wie damals weiß er auch heute, daß er dieser Sehnsucht nicht nachgeben darf, daß er hier sitzen bleiben muß, den andern zu Ende hören und antworten.

Doktor Helbo ist mit seiner Rede fertig. Alle jetzt schauen auf Ben Ismael. Nach einem endlosen Schweigen sagt Gamaliel: »Ich bitte den Doktor und Herrn Ben Ismael, sich zu äußern.«

Ben Ismael steht nicht auf. Er hält sich ruhig, man sieht ihm nicht an, daß er nicht aufstehen kann. Aber sein großer Kopf mit der kahlen Stirn ist überaus blaß. Und seine tiefe Stimme klingt hohl und rostig, als er schließlich erwidert: »Ich werde das Gebet abfassen.«

Josef, bis in seine Grundfesten erbittert über die Brutalität, mit der man den milden Ben Ismael gezwungen hatte, seine eigene Sache zu verraten, ging zu dem Großdoktor. Scharf nagte ihn die Reue, daß er in Cäsarea nicht für die Universität Lud gesprochen hat. Er war entschlossen, Gamaliel ins Gesicht zu sagen, was er über seine Methode dachte, und ihm das angebotene Amt vor die Füße zu werfen. Ihn ekelte vor seiner Politik.

Der Großdoktor unterbrach seine wilde Anklagerede mit keinem Wort. »Sie sind so jung und ungestüm«, sagte er, als Josef zu Ende war, und in seiner Stimme war Müdigkeit, Ironie und Neid.

»Sie haben mir erklärt«, beharrte finster Josef, »hier in diesem Raume haben Sie mir erklärt, Sie würden die Minäer

nicht antasten, wenn diese nicht das Zeremonialgesetz antasten.«

»Sie haben es angetastet«, erwiderte der Großdoktor. »Ich habe zuverlässige Berichte, daß sie in Antiochien, in Korinth, in Rom nach dem Vorgang eines gewissen Saulus oder Paulus lehren, an das Gebot der Beschneidung seien nur diejenigen gebunden, die vom Judentum zu ihnen übergingen, nicht aber die Heiden, die sich zu ihnen bekehren.«

Josef erinnerte sich gewisser Worte Jakobs des Wundertäters. »Selbst wenn einzelne ihrer Prediger das lehren sollten«, wandte er zögernd ein, »ist es nicht nur eine vorläufige Maßnahme, um dem Verbot der Römer auszuweichen?«

»Das ist mir zu minäisch gedacht«, lehnte scharf der Großdoktor ab, und sein höfliches Gesicht wurde hart, römisch. »Ich kann nicht zugeben, daß die Motive eine Tat verändern. Ich kann nicht zulassen, daß einer in die Gemeinschaft Israels aufgenommen wird und unbeschnitten bleibt. Eine Sekte, die Unbeschnittene zuläßt, kann in unserer Gemeinschaft nicht geduldet werden. Gebrauchen Sie Ihre Vernunft, Doktor Josef«, redete er dem andern zu. »Die Anerkennung eines solchen Lehrsatzes käme der Auflösung des Judentums gleich. Wir sind heute so weit, daß das Zeremonialgesetz die Juden, auch die im Ausland, so fest zusammenhält wie ehemals der Tempel, ja, sie schauen heute noch unverrückbarer nach Jabne als einstmals nach Jerusalem. Lasse ich die Riten ins Wanken kommen, dann stürzt dieser Zusammenhalt, dann stürzt alles.« Und, näher an ihm, vertraulich, listig, geheimnisvoll, fügte er hinzu: »Ich gehe weiter. Daß die Römer die Beschneidung verboten haben, scheint mir ein Wink Jahves. Er will jetzt nicht noch mehr Heiden hereinnehmen in seinen Bund. Er will, daß wir uns zuerst festigen in uns selber. Er hat die Liste zeitweilig geschlossen.«

Josef, finster, hielt ihm seine alten Einwände entgegen: »Was aber bleibt vom Weltsinn der Lehre, wenn Sie die Heiden der Möglichkeit berauben, Jahves teilhaftig zu werden?«

»Ich habe die Wahl«, erwiderte der Großdoktor, »den Universalismus der Juden aufs Spiel zu setzen oder ihre Existenz. Soll ich um eines Teiles der Idee willen die ganze Idee gefährden?

Ich ziehe es vor, das Judentum für eine Weile national einzuengen, statt es ganz aus der Welt verschwinden zu lassen. Ich muß die Gemeinschaft über die nächsten dreißig Jahre hinwegbringen, die gefährlichsten, seitdem Jahve den Bund mit Abraham schloß. Wenn diese Gefahr vorbei ist, mag sich der jüdische Geist von neuem universalistisch betätigen.«

»Und war es notwendig«, fragte nach einer Weile bitter Josef, »daß Sie Ben Ismael zum zweitenmal demütigten, und auf so harte Art? Denn Sie wissen, von diesem Schlag erholt der Mann sich nie mehr.«

»Ich weiß es«, gab Gamaliel zu. »Ich konnte ihn nicht schonen. Da der Schnitt gemacht werden mußte, war es notwendig, ihn wirksam zu machen. Sie wissen, wie besessen Flavius Silva ist von Haß gegen die Proselytenmacher. Er hat bestimmt sehr bösartige Repressalien vorbereitet für den Fall, daß wir uns nicht auf sichtbare Art von den Minäern scheiden. Er hat da allerlei Mittel: er kann uns die Privilegien entziehen, die Gerichtsbarkeit, die Universität Jabne. Ich mußte das Haupt derer treffen, die im Verdacht standen, den Minäern zuzuneigen. Die Demütigung Ben Ismaels sichert die Privilegien Jabnes.«

Wahrscheinlich hatte Gamaliel recht. Aber Josef dachte an das weiße, lange, schmerzhafte Gesicht Ben Ismaels; Trauer und Zorn schüttelten ihn, daß er die Fäuste vor die Augen preßte wie ein Kind.

»Ich liebe Ben Ismael«, sagte nach einer Weile behutsam der Großdoktor. »Hier in diesem stillen Zimmer, im Gespräch mit Ihnen, wundere ich mich, wie ich es über mich gebracht habe, ihn bis in den Tod zu kränken. Hier hätte ich es nicht tun können. Gamaliel hätte dem Ben Ismael das nicht antun können, lieber wäre er selber außer Landes gegangen. Aber Gamaliel und der Großdoktor sind nicht dasselbe. Der Großdoktor bringt die Kraft auf, Gewalt zu tun und Menschen zu zertreten, wenn politische Vernunft es verlangt. Ich wäre ein Verbrecher, wenn ich, um den Mann Ben Ismael zu schonen, die Interessen der Gesamtheit geschädigt hätte.«

»Ich könnte soviel Vernunft nicht aufbringen«, sagte voll Verzicht und Bitterkeit Josef.

»Sie wollen nicht für uns nach Cäsarea gehen, mein Josef?« fragte Gamaliel und verhehlte nicht seine Enttäuschung.

»Ich bewundere die Folgerichtigkeit Ihrer Politik«, erwiderte Josef. »Aber mich fröstelt, wenn ich daran denke, daß ich Ihnen beinahe ja gesagt hätte.«

In das Achtzehngebet, nach der schönen elften Bitte: »Setze unsere Richter wieder ein wie früher und unsere Fürsten wie ehemals«, wurde die neue Bitte eingefügt, die mit den Worten begann: »Den Ketzern sei keine Hoffnung«, und die endete: »Gelobt seist du, Jahve, der die Ketzer zuschanden macht und aufs Haupt schlägt die Überheblichen.«

Die Aufnahme dieser Bitte in das tägliche Gebet hatte die beabsichtigten Folgen. Wohl kehrten viele von den Minäern um, verleugneten die neue Lehre und sagten amen, wenn Jahve angefleht wurde, diejenigen auszutilgen, die da an einen bereits erschienenen Messias glaubten. Viele aber, die meisten, verharrten in ihrem Glauben. Sie schieden aus der Gemeinschaft, sie nahmen es auf sich, von den andern gemieden zu werden. Manche wanderten außer Landes, unter ihnen der Wundertäter Jakob aus dem Dorfe Sekanja.

Die Anhänger der neuen Lehre übernahmen jetzt mit Entschiedenheit jene Mission, die früher die Juden als ihre wichtigste betrachtet hatten: die Verbreitung Jahves unter den Heiden. Wohl schleppte noch eines oder das andere der minäischen Bücher jenen alten Satz mit: »Geht nicht auf der Straße der Heiden und zieht nicht in die Städte der Samariter, sondern geht nur hin zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel«; doch Grundpfeiler der Propaganda wurde jetzt die Lehre jenes Saulus oder Paulus, die Botschaft Jahves und seines Messias sei bestimmt, vor allem das Licht der Heiden zu werden. Während die Juden unter dem Druck des Beschneidungsverbots mehr und mehr auf die Propaganda verzichteten, ließen sich die Minäer durch Verfolgungen nicht abhalten, ihren Messias zu verkünden.

Immer schärfer sonderten sich die Christen ab von denen, aus deren Mitte sie kamen. Sie verleugneten das Zeremonialgesetz, das sie bisher gebunden. Heftig in ihren Heilsbotschaf-

ten sagten sie dem altgläubigen Judentum Feindschaft an. Haßvoll und für immer spaltete sich die neue, weltbürgerliche Lehre ab von der alten, jetzt volksgebundenen, um in dieser Gestalt die Welt zu gewinnen.

Josef, nach der Unterredung mit dem Großdoktor, war auf sein Gut zurückgekehrt. Er saß dort herum, führte ruhige Gespräche mit dem Verwalter, erwog, ob er seinen Leibeigenen, den Gehorsamen, nicht freilassen solle.

Noch zwölf Tage, dann fährt das Schiff »Glück«, das ihn zurück nach Italien bringen wird, noch vier Tage, dann muß er nach Cäsarea aufbrechen.

Er ritt hinaus auf das Vorwerk »Brunnen der Jalta«. Er setzte sich auf die kleine Mauer, die er liebte; aber diesmal war Mara nicht da. Still saß er in der Sonne, die nicht mehr heiß war. Nun er sich entschieden hatte, fortzugehen, spürte er doppelt die Sehnsucht, im Lande zu bleiben.

Wenn er in Rom wenigstens Söhne hätte, Söhne im Geist und im Fleische. Aber Simeon ist tot, und Paulus ist ihm verloren.

Ein Mann hat viel zu sühnen an einer Frau, deren einziger Sohn durch seine Schuld umgekommen ist. Aber wenn er sie wieder zu sich nähme, wäre das für ihn nicht eher Lohn als Strafe? Mara ist nicht da, aber er sieht sie im Geiste vor sich, barfuß, mit dem großen Strohhut, sitzend, stehend, hin und her gehend, wohl auch kniend, grabend, in der fetten, schwarzen Erde.

Viele der Doktoren preisen die Wiederverheiratung mit der Geschiedenen als verdienstliche Tat. Was für ein Gelächter gäbe es in Rom, wenn er, nach allem Vorhergegangenen, mit seiner ersten Frau wieder angerückt käme. Freilich täuscht man sich oft. Er hat nie gedacht, daß man ihn hier im Lande Israel so freundlich aufnehmen werde. Gamaliel ist in Wahrheit ein großer Mann. Es gibt keinen besseren, die Juden in dieser Zeit zu führen.

Es wäre gut, einen Sohn von Mara zu haben, von der Frau mit den bloßen Füßen und dem Strohhut. Es ist gleich, ob die Juden einen solchen Sohn anerkennen oder nicht. Wenn man

ihn nur von Anfang an selber erzieht, zusammen mit der Frau mit den bloßen Füßen.

Als er anderen Tages wieder auf das Vorwerk kam, war Mara da. Sie arbeitete. Er stellte sich neben sie, sprach zu ihr. Sprach ihr von jener merkwürdigen Institution, dem Levirat. Setzte ihr auseinander, daß man diesen Begriff nicht zu eng fassen dürfe, daß er ihr gegenüber eine Verpflichtung spüre, daß ihm diese Verpflichtung willkommen sei. Sie arbeitete weiter, während er sprach, und sah nicht auf, so daß er nicht erkennen konnte, ob sie ihm zuhörte und wie sie seine Worte aufnahm; denn der große Hut beschattete ihr Gesicht, und er sah nicht, was darauf vorging.

Er fuhr fort, zu sprechen, und er sagte mehr, als er vorhatte. Er fragte, ob sie mit ihm nach Rom kommen und dort in seinem Hause leben wollte. Er werde das Bürgerrecht für sie erwerben, und wenn sie auf jüdische Art nicht sollten heiraten können, dann wolle er sie auf alle Fälle auf römische zu seiner Frau machen. Ihr Sohn solle seinen Namen tragen, Flavius Josephus solle er heißen, und sie solle wählen, ob sein Vorname Lakisch sein solle nach ihrem Vater oder Matthias nach dem seinen, und er solle ein Römer sein und vor allem ein Jude. Und sie beide gemeinsam würden ihn hüten und erziehen.

Er sprach nicht sehr deutlich, trotzdem er ein geübter Redner war; manchmal unterbrach sein erregter Atem seine Sätze.

Mara hatte zu arbeiten aufgehört. Sie kauerte auf der Erde, in der prallen Sonne, die stark und doch nicht heiß war, den Kopf gesenkt, so daß der große Hut sie völlig verbarg. Sie saß aber eine lange Weile reglos und sagte kein Wort. Endlich fragte Josef: »Hast du mich gehört, Mara?«, und da sie nur eine kleine Bewegung mit dem Kopfe machte, ging er näher an sie heran, beugte sich nieder, faßte ihre Hand, die rauh war, und sagte: »Willst du mir nicht dein Gesicht zeigen, Mara?« Da hob sie den Kopf und lächelte unter dem Strohhut und sagte: »Woher weißt du, daß es ein Sohn sein wird?«

In ihm aber war eine große Freude, und er rief sie an: »Mara«, und sie erwiderte: »Hier bin ich«, und er zog sie

herauf zu sich und führte sie ein kleines Stück Weges, und nun saßen sie beide auf der besonnten Mauer.

Sie aber sagte ernsthaft und entschieden: »Ich muß aber erst den Weinberg hier, den verwilderten, in Ordnung bringen, und auch warten muß ich, bis die hellfarbige Eselin, die babylonische, ihr Junges geworfen hat und es entwöhnt ist. Das ganze Gut hier muß ich erst in Ordnung bringen.« – »Wie lange wird das dauern?« fragte er. »Übers Jahr, denke ich, werde ich soweit sein«, erwiderte sie. »Das ist sehr lang«, sagte Josef. Doch schon überlegte er: »Dann will ich in der Zwischenzeit in Rom alles Nötige tun, damit du nur vor den Richter zu treten brauchst, um das Bürgerrecht zu erhalten.«

Am nächsten Tag versuchte Josef, sie zu überreden, sogleich mit ihm nach Rom zu kommen. Sie aber weigerte sich. Sie hatte viel mütterliche Arbeit in den verwilderten Boden gesteckt, sie wollte ihn nicht verlassen, bevor sie sicher war, daß er gedeihe. So mußte Josef nachgeben.

Allein er wollte nicht von Judäa fortgehen, bevor er seinen neuen Bund mit ihr besiegelt hatte. Er schlief mit ihr. Er wollte einen Sohn in Judäa zeugen.

Am vierten Tag, wie er es sich vorgenommen, verließ er das Gut, um nach Cäsarea und dann nach Rom zu fahren. Mara aber legte ein Hühnerei zwischen ihre Brüste, um zu sehen, ob ein Hahn oder eine Henne daraus werde.

Die Festspiele in Flavisch Neapel hatten zwar die syrischen nicht ausgestochen, aber alles in allem durfte der Gouverneur zufrieden sein. Daß die Hauptattraktion, der Gaul Vindex, weggefallen war, hatte die Wirkung beeinträchtigt, aber der »Laureol« war ein Erfolg gewesen. Die Festgäste, auch die aus Syrien – und das war in diesem Fall die Hauptsache –, waren aus dem Lachen, Staunen, Applaudieren nicht herausgekommen.

Demetrius Liban hatte nach diesem Beifall gedürstet wie der Hirsch nach Wasser. Aber er war klug genug, seinen Unwert zu erkennen. Das Auditorium war außergewöhnlich empfänglich, doch ebenso unkritisch. An Stellen, wo die Leute hätten jubeln müssen, waren sie totenstill geblieben, und wo sie hätten

weinen sollen, hatten sie gelacht. Wenigstens herzhaft hatten sie gelacht; manchmal schienen selbst die mächtigen Steinstufen des Theaters erschüttert. Kam die Zeit zurück, da Demetrius »Statuen hatte zum Lachen bringen können«?

Er hatte den Laureol mit schlechtem Gewissen gespielt; daß die Sache gut ausging, war eine unverdiente Gnade Jahves. Jetzt war es seine Pflicht, im Lande zu bleiben. Übrigens sprachen auch äußere Gründe dafür; der Gouverneur, um ihn zu halten, bot ihm Landbesitz und große Privilegien an, so daß er, wenn er sich entschloß, in Judäa zu bleiben, wie ein Fürst leben könnte.

Er entschloß sich nicht. Gerade nach dem Sieg in Flavisch Neapel zehrte an ihm mit zwiefacher Heftigkeit der Grimm über jene Niederlage im Theater der Lucia. Es war eine unverdiente Niederlage gewesen. Jetzt hat es sich erwiesen, daß sein Laureol selbst vor einem naiven Publikum bestehen kann, das unfähig ist, seine Feinheiten zu schmecken. Nein, er wollte nicht in die Grube fahren, bevor er die Demütigung jener römischen Niederlage von sich abgewaschen hat. Mochte Jahve ihm zürnen, mochte die neue Seereise ihm neue Schrekken bringen: ihm oblag es, auch den Römern die Anerkennung seines Laureol abzuzwingen.

Er suchte nach einem Schiff, das eine möglichst ruhige Fahrt versprach. Nach vielem Hin und Her belegte er Kajüte auf dem Schiff »Argo«. Die war ein alter Kasten, doch breit und geräumig. Und vor allem ging sie nicht wie jenes Fahrzeug, nach dem sie hieß, auf abenteuerliche Reisen aus, im Gegenteil, sie vermied ängstlich den offenen Ozean, ihr Kurs führte immer die Küste entlang. Die Fahrt wird viele Wochen dauern, doch so schlimme Leiden wie auf der ersten Reise stehen ihm diesmal nicht bevor.

Er täuschte sich. In der dritten Woche trieb ein starker Sturm das Schiff von der Küste ab, der Steuermann konnte sein Ruder nicht mehr halten. Das Schiff trieb hilflos, überspült von immer neuen, kalten, weißgrauen Wellen. Die Matrosen bestreuten sich mit Asche, die Passagiere schrien zu ihren Göttern, die im Kielraum angeschmiedeten leibeigenen Ruderer heulten um ihr Leben. Bei alledem versicherte der Kapitän,

man könne nicht sehr weit entfernt von der Küste sein.

Demetrius Liban lag, grau im Gesicht, mit eisigen Gliedern, in seiner Kajüte. Er war furchtbar schwach, den ganzen gestrigen Tag hindurch hatte er sich übergeben, ihm graute vor Essen, er lag, die Augen geschlossen, und schrie nach Tod. Wie auch könnte er gerettet werden? Das Schiff ist verloren, sagen sie, die zwei Boote reichen nicht aus. Freiwillig werden sie ihn nicht in ein Boot nehmen, und er ist nicht kräftig und kann nicht darum kämpfen. Zuerst hat man ihn mit großer Achtung behandelt, jetzt ist er für die andern ein Stück Holz, sie lassen ihn verrecken. Wäre es nur schon aus. Er schrie zu Jahve, wollte Gebetmantel und Gebetriemen anlegen, aber er war zu erschöpft.

Er hörte ein mächtiges Krachen und neues Geschrei vom Deck her. Gräßliche Angst packte ihn. Mit zerschlagenen Gliedern erkroch er das Oberdeck. Er fiel oftmals auf diesem Gang. Auf dem Oberdeck sahen sie ihn nicht und wollten ihn nicht sehen, jeder war mit sich beschäftigt. Seine Angst wuchs. Da er wahrnahm, daß die andern ihr Haar schoren, um es dem Neptun zu weihen, versuchte er, sein eigenes für den Gott auszureißen, dabei Jahve um Vergebung für den Götzendienst bittend.

Riesige Wellen waren; sie kamen, schien es dem Demetrius, von allen Seiten. Hatte der Wind sich gedreht? Jemand sagte, man sei näher an der Küste, man habe das Blei geworfen und gesehen, daß das Wasser nicht tief sei, man sei in Gefahr, aufzulaufen, doch mit den Booten könne man Land erreichen. Sie machten die Boote bereit, aber sie warteten noch, sie auszusetzen. Zuerst hatte Liban in einem Winkel Halt und Stütze, dann aber riß es ihn weg, und er rollte wie ein Toter.

Es ist aus, dachte er. Ich mache mir keine Hoffnung, ich will nichts berufen, ich will nichts hoffen. Aber wenn du mir diesmal noch hilfst, Jahve, nur noch dies einzige Mal, dann verzichte ich darauf, den Laureol in Rom zu spielen, dir zu Ehren verzichte ich darauf. Hilf mir lieber nicht, aber laß es gleich aus sein. Ertrinken ist gräßlich, man kann nicht mehr atmen, ich kann nicht schwimmen. Es ist gut, daß ich nicht schwimmen kann, auf diese Art wird es schneller aus. Vielleicht sollte ich

mir die Adern öffnen. Mir graut vor dem Blut. Und wenn Jahve in seiner Gnade doch beschlossen haben sollte, mich zu retten, will ich ihm nicht voreilig zuwiderhandeln. Auf offener See sterben ist das Furchtbarste, man hat kein Grab. Seinem bittersten Feind flucht man: »Daß du auf offener See stürbest«, aber selbst einen Heiden so zu verfluchen, haben die Doktoren verboten. Man wird von den Fischen angefressen. Zuerst fressen sie die Augen, ist nicht in den »Persern« des Äschylus so eine Stelle? Nein, dort ist sie nicht, aber das ist jetzt gleichgültig, laß mich vorher sterben, Jahve, und wie kalt es ist. Vielleicht erschlägt mich einer von den Leibeigenen oder den Matrosen, wenn ich ihm Geld gebe. Ich will nicht denken, ich will nur beten, aber was soll ich beten? »Ja und ja, ich habe gesündigt, ja und ja, ich habe gefrevelt, ja und ja, ich habe gefehlt.« – »Höre, Israel, der Ewige dein Gott« – aber ich sollte nicht »Höre, Israel« sagen; denn wenn ich selber glaube, daß dies die Stunde meines Absterbens ist, dann berufe ich es herauf und beschwöre Jahve, mich zu verderben. Wenn ich gerettet werde, muß ich ein Stück Holz von dem Schiff mitnehmen, daß sie mir glauben, was das für ein Sturm war. Sie glauben es einem nie, wenn man eine Heldentat vollbracht hat. Ich müßte mir den Kopf kahl scheren, daß sie sehen, daß ich meine Haare dem Neptun geweiht habe, aber das wäre wieder eine Beleidigung für Jahve. Unter keinen Umständen darf ich jetzt daran denken, daß auch nur eine Möglichkeit des Untergangs ist. Wenn ich in Rom den Laureol spiele, werde ich in der dritten Szene »Kreuz« betonen und nicht »du«. Und die Maske muß einen halben Zentimeter niedriger werden. Ich muß atmen, dann wird die Übelkeit besser. Wenn ich stark atme und die Arme ausstrecke, dann rolle ich auch weniger. Oh, da kommt schon wieder eine Welle. Wir haben es uns zu einfach vorgestellt, Marull und ich, Seeräuber zu sein. Wenn man denkt, daß die in einem solchen Sturm auch noch kämpfen müssen. Wäre es nur schon aus.

Als Liban so weit gedacht hatte, gab es einen scharfen Ruck und einen ungeheuren Krach. Das Schiff war aufgelaufen. Geschrei war. In aller Eile setzte man die Boote aus. Demetrius, trotzdem er wußte, daß es aussichtslos war, schrie, sie

sollten ihn mitnehmen. Die Boote stießen ab, ohne ihn.

Auf der »Argo« waren ein paar Dutzend Menschen zurückgeblieben, Leibeigene, Kranke, Hilflose. Die Wellen drückten jetzt das stark beschädigte Hinterteil des Schiffes vollends ein. Demetrius mit einigen andern kroch zu der Stelle, die sie für die sicherste hielten, und klammerte sich fest. Der Sturm schien ein wenig nachzulassen, aber immer wieder kam eine Welle, schlug über ihm zusammen, drohte ihn wegzureißen, er japste nach Atem.

Noch bevor das Schiff vollends gesunken war, kamen Boote mit Menschen. Demetrius dachte, nun sei er gerettet; vielleicht auch dachte er es nicht, er hatte keine klaren Gedanken mehr. Waren, die da kamen, Laureol und seine Seeräuber? Sie hatten es eilig, sie hielten sich nicht viel mit Gerede auf, sie schleppten in hurtigem Hin und Her fort, was sie noch an Transportablem fanden. Um die Menschen kümmerten sie sich nicht; vielleicht schienen sie ihnen nicht wert, als Leibeigene aufgefüttert zu werden, vielleicht war es ihnen zu gefährlich, sie zu Leibeigenen zu machen. Die Menschen der Boote waren auf ihre Art gutmütig; dem einen oder andern der Schiffbrüchigen hauten sie auf den Kopf, damit er nicht zu lange zu leiden habe. Den Demetrius beachteten sie nicht. Die Strandbevölkerung hatte in den nächsten Tagen viel zu tun. Es wurde allerhand angetrieben. Da war zum Beispiel ein Kasten aus Ebenholz, mit Elfenbeinreliefs ausgelegt, die Schmückung irgendeines Halbgottes darstellend, und versehen mit den Initialen D. L. Dieser Kasten schien den Strandleuten sehr kostbar; seinen Zweck freilich erkannten sie nicht, sie stritten lange darüber. Dem Demetrius Liban hatte er als Schminkkasten gedient. Auch ein Etui mit den Initialen D. L. wurde angetrieben, das sehr wertvoll aussah und ihnen große Hoffnung erweckte; aber als sie es begierig öffneten, war nichts darin, nur ein verwelkter Kranz.

Josef war froh, Justus noch in Cäsarea anzutreffen.

Sie saßen am Hafenkai, vor ihnen lag das Schiff »Glück«, das Josef übermorgen nach Italien zurückbringen sollte. Lärm und Menschen waren um sie. Aber Josef sah nur das hagere, scharfe, gelbgraue Gesicht des Justus.

Der begrüßte es, daß Gamaliel endlich zu einer Aktion gegen die Minäer ausgeholt hatte. »Wahrheit«, konstatierte er, »kann den Menschen ohne eine Beimengung von Lüge nicht beigebracht werden. Die Lüge, die die Doktoren der Wahrheit beimengen, ist weniger gefährlich als die der Minäer. Der Verzicht auf das Weltbürgertum fälscht die jüdische Idee, aber der Verzicht auf den Messias, der da kommen soll, fälscht sie noch mehr. Denn das Erscheinen dieses Messias muß durch das strenge Leben jedes einzelnen erst erkämpft werden, so daß also der Glaube, der Messias sei bereits erschienen, einem Verzicht auf die Idee des Fortschritts gleichkommt. Wer annimmt, das Tausendjährige Reich sei bereits da, kann es sich füglich schenken, weiter darum zu kämpfen. Es ist gut, daß Gamaliel gegen eine Lehre vorgegangen ist, die ihre Anhänger ermutigt, sich von dem Kampf um den Fortschritt zu drücken.«

Josef, ihn von der Seite her betrachtend, haftete noch an seinen ersten Worten. »Sie glauben im Ernst«, fragte er, »daß eine Wahrheit nur weitergegeben werden kann, indem man ihr Lüge beimischt? Sie glauben also, daß, was bleiben soll, ein Gemenge sein müsse aus Wahrheit und Lüge? Wollen Sie, daß ich das für mehr nehme als für einen Aphorismus?«

Justus wandte ihm höhnisch das Gesicht zu: »Sie gelten als ein großer Schriftsteller, Flavius Josephus, und haben mit dreiundvierzig Jahren noch nicht die Elemente unseres Handwerks begriffen? Schauen Sie sich die Messiaslegende der Minäer an. Was die Minäer da erzählen, ist voll offenbaren Widerspruchs; jeder Einsichtige muß begreifen, daß es so nicht gewesen sein kann, und noch leben Leute aus Jerusalem und Galiläa, die das gesehen haben müßten, was die Minäer berichten, und die es nicht gesehen haben. Beweist das nicht, wieviel stärker eine Legende ist, die den Menschen bequem eingeht, als eine unbequeme historische Wahrheit? Die Wirklichkeit ist bloßer Rohstoff und zum Gebrauch für das Gefühl wenig geeignet. Sie taugt erst, wenn sie zur Legende verarbeitet ist. Wenn eine Wahrheit sich halten soll, muß sie mit Lüge legiert werden.«

Der Lärm um sie hatte zugenommen. Bekannte winkten Josef den Gruß. Der, während er ihn erwiderte, sah unver-

wandt auf den andern, der dünn und steif dasaß, befremdlich durch den fehlenden Arm, unangenehm kichernd, wie das in letzter Zeit seine Gewohnheit war. Josef hörte gespannt zu, aber er konnte die Worte des Justus so schnell nicht fassen und fragte, ein wenig töricht: »Was sagten Sie da, mein Justus?« Und Justus, wie einem Kinde, das schwer begreift, wiederholte ihm, jedes Wort betonend und in Aramäisch, während er bisher griechisch gesprochen hatte: »Wenn eine Wahrheit sich halten soll, muß sie mit Lüge legiert werden.«

Doch Josef, gleichzeitig mächtig gelockt und gewaltig erzürnt, hielt ihm vor: »Das sagen Sie mir, Justus, der am bittersten jeden Kompromiß verlachte?« Justus aber erwiderte ungeduldig: »Verstellen Sie sich? Wollen Sie mich absolut nicht verstehen? Rede ich einem Kompromiß das Wort? Die reine, absolute Wahrheit ist unerträglich, niemand hat sie, sie ist auch nicht erstrebenswert, sie ist unmenschlich, sie ist nicht wissenswert. Aber jeder hat seine eigene Wahrheit und weiß auch genau, was seine Wahrheit ist; denn sie ist scharf umrissen und einzig. Und wenn er von dieser seiner individuellen Wahrheit nur um ein Jota abweicht, dann spürt er es und weiß, daß er eine Sünde begangen hat. Sie nicht?« fragte er herausfordernd.

»Was nützt es«, fragte bitter Josef, »eine Wahrheit zu verkünden, wenn es doch nur eine subjektive Wahrheit ist, nicht *die* Wahrheit?«

Justus schüttelte über soviel Unverstand den Kopf. Dann, ein wenig ungeduldig, erklärte er: »Die Wahrheiten, die der Politiker heute in Taten umsetzt, sind die Wahrheiten, die der Schriftsteller gestern oder ehegestern verkündet hat. Ist Ihnen das nicht bekannt? Und die Wahrheiten, die der Schriftsteller heute verkündet, wird ein Politiker morgen oder übermorgen in Wirklichkeit umsetzen. Die Wahrheit des Schriftstellers ist unter allen Umständen reiner als die des Tatmenschen. Der Tatmensch nämlich, der Politiker, hat auch im besten Fall nicht die Chance, seine Konzeption, seine Wahrheit, rein zu verwirklichen. Sein Material sind die andern, sind die Massen, ihnen muß er immerfort Konzessionen machen, mit ihnen muß er arbeiten. Die Massen aber sind ihrer Natur nach

dumm. Der Politiker arbeitet also mit dem undankbarsten, unanständigsten Stoff, den es gibt: er muß, der Arme, seine Wahrheit statt mit einer anständigen Lüge immerzu mit der Dummheit der Massen versetzen. So bleibt, was er auch macht, brüchig, zum Untergang verurteilt. Die Chance des Schriftstellers ist besser. Gewiß ist auch seine Wahrheit ein Gemenge aus den Fakten, der Umwelt, der Realität, und seinem eigenen, unbeständigen, gauklerischen Ich; aber diese seine subjektive Wahrheit darf er wenigstens rein ans Licht stellen, ja, er darf eine gewisse Hoffnung hegen, daß sie allmählich zur absoluten Wahrheit wird, einfach durch ihre Dauer; denn da die Tatmenschen immerzu mit dieser seiner theoretischen Wahrheit herumexperimentieren, besteht eine leise Möglichkeit, daß einmal, unter günstigen Umständen, die Wirklichkeit sich seiner Theorie fügt. Die Taten vergehen, die Legenden bleiben. Und die Legenden schaffen immer neue Taten.«

Lastträger liefen hin und her, sie beluden das Schiff »Glück«. Josef schaute ihnen zu, doch nur sein Auge nahm sie wahr, er war beschäftigt mit dem, was Justus sagte. Der wandte ihm jetzt sein Gesicht voll zu und fuhr fort, halb bedauernd, halb bösartig: »Freilich ist es dem großen Schriftsteller auch nicht immer leicht, seinen Wahrheiten treu zu bleiben. Es sind zumeist unbehagliche Wahrheiten, und sie gefährden seinen Erfolg in die Breite. Erfolg in die Breite hat auch ein Schriftsteller gewöhnlich nur, wenn er seiner eigenen Erkenntnis Bestandteile aus der Dummheit der Masse beimischt.«

Josef fühlte sich unbehaglich. Justus, sehr höflich jetzt und wieder griechisch, sagte: »Glauben Sie, bitte, nicht, mein Josephus, daß ich mich über Sie lustig mache. Warum sollten Sie nicht um des Erfolges willen schreiben? Daß Sie gewisse unanständige Lügen geschrieben haben, hat Ihnen eine Büste im Friedenstempel eingebracht. Fast alle werden finden, das lohnt.«

Und nochmals änderte sich sein Gesicht, er nahm eine listige und zugleich resignierte Miene an und rückte dem Josef näher. »Ich will Ihnen ein Geheimnis mitteilen«, sagte er. Und mitten in dem Lärm des Hafens von Cäsarea, als wären sie ganz allein, brachte der dünne, kümmerliche, krüppelhafte Mann seinen

Mund ganz nahe an Josefs Gesicht und sagte ihm sein Geheimnis ins Ohr: »Auch die Verbreitung der reinsten subjektiven Erkenntnis macht einem keine unbedingte Freude mehr, wenn man erst auf folgendes gekommen ist: daß alle Erkenntnis nur aus dem Streben entsteht, Beweisgründe für die eigene Art zu sammeln, daß alle Erkenntnis nur Mittel ist, das eigene Wesen herauszuarbeiten, gegen die Welt zu behaupten. Und wenn eine Erkenntnis nicht geeignet ist, das eigene Ich zu bestätigen, dann deutelt man so lange an ihr herum, bis sie es ist.« Und kichernd, nach der Melodie eines beliebten Gassenhauers, sang er ein Sprüchlein vor sich hin, das wahrscheinlich erst entstand, während er es sang: »Dir erkennbar ist nur, was geeignet ist, / Dir jeweils zu bestätigen, / Daß du dich nach Lust betätigen / Und sein darfst, was du bist.«

Josef wagte nicht, dem andern in die Augen zu schauen. »Warum verkleinern Sie unsere Arbeit, Justus?« klagte er.

»Unsinn«, lehnte unwirsch Justus ab. »Ich halte meine Arbeit nicht für gering.«

Josef aber, so tief ihn die Worte des andern trafen, spürte das Bedürfnis, solche Worte immer wieder zu hören. Er schaute auf das Schiff »Glück«. »Wollen Sie mit mir nach Rom kommen, Justus?« bat er. »Ich brauche Sie.«

»Ja«, sagte barsch Justus.

FÜNFTES BUCH

Der Weltbürger

Es war kalt, trüb und windig, als Josef mit Justus in Rom ankam. Trotzdem spürte er schon in der Sänfte, die ihn nach seinem Hause trug, ein tiefes Wohlgefühl, wieder in der Stadt zu sein. Er begriff nicht mehr, wie er vor kaum acht Monaten Judäa als seine Heimat hatte grüßen, wie er hatte fürchten können, in Rom werde er sich fremd fühlen. Gewiß, hier ist alles kahler, farbloser als in Judäa. Aber man kann nicht immer in einer Luft leben, die so anstrengend ist und zehrend wie die seiner Heimat, man kann nicht sein Dasein zu einem ewigen Buß- und Gerichtstag machen. Seine Reise nach Judäa war ein großes, heroisches Zwischenspiel gewesen. Hier in Rom ist sein Alltag, tätig, nüchtern, schmutzig. Hierher gehört er, der Welt gehört er, nicht der kleinen, leidenschaftlichen Provinz Judäa.

Noch am gleichen Tag nötigte er Justus, mit ihm durch die Stadt zu gehen. Noch tiefer jetzt schmeckte er das Gefühl der Heimkehr. Jedem Haus, jedem Stein hätte er zunikken wollen. Die Menschen bis herunter zu den schreienden Straßenhändlern, selbst die Tempel und Statuen der Götter gehörten zu ihm, waren ein Teil von ihm. Er war Judäa dankbar, daß es ihn so tief spüren ließ, wie sehr er Rom und der Welt gehörte.

Justus war schweigsam. Er ging durch die Stadt, ein kritischer Beschauer; er war lange nicht hier gewesen. In seinem Alexandrien war Leben und Verkehr bewegter. Doch die neue Dynastie, Vespasian und Titus, hatte es verstanden, auch am äußern Bilde Roms sichtbar zu machen, daß hier das Zentrum des Erdkreises war. Josef wies seinem einsilbigen Begleiter die neuen, weiß und goldenen Gebäude der Flavier, als wären sie sein eigenes Werk, prahlte mit dem Wachstum und der Größe der Stadt, seiner Stadt. Als sie an das Forum gelangten, kam gar die Sonne ein wenig heraus, man konnte unter der Rednertribüne an der Sonnenuhr, die man als das Herz der Welt ansah, die Zeit ablesen: Josef strahlte kindlich übers ganze Gesicht.

Aber als sie zum Marsfeld kamen, war es wieder wolkig, ein Geriesel aus Schnee und Regen kam vom Himmel, es wurde richtig winterlich, und sie beeilten sich, unter die neuen,

nach dem Brand wiederhergestellten Arkaden zu flüchten. Die Leute dort fröstelten in ihren Mänteln, hatten rote Nasen, räusperten sich, hüstelten. Josef hielt seine Bekannten an. Die standen ihm nur widerwillig Rede, bemühten sich, kurz zu sein, traten ungeduldig von einem Fuß auf den andern, strebten aus der Kälte fort. Doch Josef suchte das Gespräch hinauszuziehen, fragte sie dies und jenes, stellte ihnen Justus vor. Die lateinischen Laute, vor denen ihm in Judäa unbehaglich gewesen war, klangen ihm lieblich ins Ohr, seine Augen hatten Freude an den römischen Gesichtern, den römischen Kleidern. Diese Leute waren römische Bürger, und römischer Bürger war er.

Justus blieb schweigsam, aber er machte sich nicht über Josef lustig. Sie gingen jetzt über das Forum des Vespasian. Ein weißes, mächtiges Gebäude stieg vor ihnen auf. »Der Friedenstempel?« fragte Justus, aber es war mehr eine Konstatierung als eine Frage. Die andern neuen Bauten hatte Josef vielwortig erklärt, an diesem wollte er einsilbig vorbei. Doch Justus blieb stehen. Leicht fröstelnd, behindert durch den fehlenden Arm, hüllte er sich dichter in seinen Filzmantel, betrachtete das Gebäude. »Wollen wir nicht hineingehen?« forderte er Josef auf. Der schaute ihm schräg ins Gesicht, argwöhnisch, ängstlich vor dem Augenblick, da Justus vor seinem Ehrenbild stehen werde. Allein das hagere Antlitz des Justus zeigte keinen Spott, nichts als Wißbegier. Josef zuckte die Achseln, sie stiegen die Stufen hinauf. Gingen vorbei an der Friedensgöttin, die sanft und ruhevoll im Schutz ihrer beiden Kaiser stand, vorbei an den prunkenden Gemälden und Statuen, an den Trophäen des jüdischen Krieges, dem siebenarmigen Leuchter, den Schaubrottischen. Justus ging langsam, betrachtete alles genau, atmete stark. Keiner von beiden sagte ein Wort.

Sie durchschritten die Bibliothek. Vor ihnen öffnete sich weit und still ein Saal. »Der Ehrensaal?« fragte Justus. Josef nickte. Oft war er und in peinlichen Situationen vor das Antlitz von Männern getreten, die sein Schicksal in ihrer Hand hatten, doch nie hatte er ein so prickelndes Unbehagen gespürt wie jetzt, da er mit Justus vor seine Büste treten soll.

Groß und ruhig lag die Halle, die wenigen Menschen, die

sich an diesem Tag hergewagt hatten, verloren sich in ihr, fröstelnd in der Ecke hockte der Diener. Sie traten ein. Standen vor den Erztafeln, auf denen die Namen der einhundertachtundneunzig eingemeißelt waren, die als die großen Schriftsteller aller Zeiten galten. Lange verweilte Justus, las sorgsam Namen für Namen, seine Lippen bewegten sich, während er las. Josef beschaute ihn gespannt, er zitterte vor Kälte, dabei schwitzte er vor Erregung, das Herz stieß ihm gegen die Rippen. Justus stand und las, und Josef sah ihn an, und Justus lächelte nicht. Wieder überkam Josef das erbärmliche Gefühl des Schuljungen, der seine Aufgabe nicht gelernt hat.

Endlich löste sich Justus von den Tafeln. Sie machten sich daran, die Bildsäulen zu beschauen, eine nach der andern, wie sie die eirunde Wand des Saales entlang standen. Jetzt waren sie am Kopf des Josef. In seinem korinthischen Erz schimmerte er, über die Schulter gedreht, hager, fremdartig, augenlos und doch voll wissender Neugier, hoch und hochfahrend. Der lebendige Josef sah jetzt keineswegs hochfahrend aus, seit langem hatte ihn keiner so klein gesehen. Was suchte sein Bild unter den Bildern dieser andern? Sein Ruhm war erschlichen; er war, nun dieser Justus das Bild beschaute, wie ein Dieb vor dem Bestohlenen.

Aber Justus, nach einem endlosen Schweigen, sagte nur: »Dieser Basil ist ein großer Künstler.« Und als sie den Saal verließen, sagte er: »Einer fehlt, und es wäre vielleicht auch für Sie gut gewesen, wenn seine Büste vor der Ihren hier aufgestellt worden wäre.« – »Ja«, sagte demütig Josef, und er begriff selber nicht, wie er hatte zulassen können, daß ihm ein Bild in diesem Raum errichtet wurde, solange kein Bild des Philo darin stand.

Er fragte sich, was wohl in Justus vorgegangen sein mochte, während er das Ehrenbild beschaute. Justus war nicht neidisch, dazu war er zu stolz, aber es wäre ein Wunder gewesen, wenn ihn nicht die Läufte der Welt mit Bitterkeit erfüllt hätten. Justus blieb, gegen seine Gewohnheit, dunkel und sagte, während sie den Tempel verließen, nur: »Man hat es nicht leicht, als Jude demütig zu bleiben. Man braucht nicht viel Prophetentum, bloß ein wenig literarisches Urteil, um zu

wissen, daß von all denen, die in unserm Jahrhundert griechisch schreiben, nur drei ihre Zeit überleben werden: der Jude Philo, der Jude Justus von Tiberias, der Jude Flavius Josephus.« Er kicherte nicht, es war kein Spott in seiner Stimme.

Am nächsten Tag gab er dem Josef ein kleines Buch, die ersten zweihundert Seiten seiner Darstellung des jüdischen Kriegs. Es war für Josef ein Anerkenntnis und eine Bestätigung, daß Justus sie ihm gab. Er saß die Nacht hindurch wach über dem Manuskript. Erst wollte er es atemlos durchjagen, aber das ging nicht, der scharfe, dichte Stil des Werkes zwang den Leser, jedes Wort zu überdenken. Langsam also las er die klaren, gemeißelten Sätze des andern, die belegt waren mit Ziffern und Daten, und während er las und bewunderte, spürte er schmerzlich die eigene hinter soviel falschem Glanz verdeckte Unzulänglichkeit.

Dennoch drückte ihn das Werk des Justus nicht nieder. Ihm selber fehlte vieles, was jener besaß, doch vieles eignete ihm, was jenem mangelte. Jener hatte die schärfere Intelligenz, den weiteren Blick, allein ihm selber verdichtete sich, was er erlebte, zu Bildern und Gestalten von größerer Schaubarkeit. Und das Werk des Justus wurde ihm zum Stachel, der ihn nicht verletzte, sondern spornte.

So erfreut Josef seine Römer begrüßt hatte, mit solcher Unruhe sah er der ersten Begegnung mit den römischen Juden entgegen. Die Angelegenheit der Josef-Synagoge war noch immer nicht geklärt. Nach dem Sturm von Unwillen und Gelächter, den sein Verzicht auf den Knaben Paulus erregt hatte, war es zweifelhaft, ob Doktor Licin seine Absicht, der Synagoge den Namen Josefs zu geben, werde durchführen können. Voll unangenehmer Spannung also empfing Josef die Herren Cajus Barzaarone und Doktor Licin, als sie sich bei ihm meldeten.

Aber bald stellte sich heraus, daß die Herren vor Josef mehr Schuldbewußtsein hatten als der vor ihnen. Der joviale Cajus Barzaarone ließ während der Begrüßungssätze seine listigen Augen spähend über Josefs Gesicht gleiten, seine Gedanken zu erraten, und Josef merkte bald, daß die ehrenvolle Aufnahme,

die er in Jabne gefunden, in Rom Eindruck gemacht hatte. Beredt rühmte der alte Vorsteher der Agrippenser-Synagoge die Weisheit des Großdoktors Gamaliel. In diesem Manne war den Juden nach soviel Fährnissen ein großer Führer erstanden, vergleichbar dem Esra und dem Nehemia. Zuerst hatten die römischen Gemeinden gefürchtet, ein so junger Herr werde sich in dieser schwierigen Lage zu Unüberlegtheiten hinreißen lassen. Allein Gamaliel verband die Kraft eines jungen mit der Weisheit eines alten Mannes. Mit wie fester Hand hält er die auseinanderstrebenden Juden zusammen. Mit welch meisterlicher Taktik hat er diese Minäer, deren unsinnige Propaganda die Römer immer von neuem gegen die Juden aufbrachte, aus der Gemeinschaft hinausgedrängt. Wie schmiegsam weiß er bei aller Autorität seine Theorie den Forderungen der Wirklichkeit anzupassen. Und Cajus Barzaarone erzählt ein Beispiel aus seiner eigenen Erfahrung. Da der Großdoktor so streng auf die Befolgung der Riten hielt, hatten die orthodoxen Hitzköpfe in Rom einen neuen Vorstoß gegen ihn, Cajus Barzaarone, gewagt, hatten die alte Geschichte mit den Tierornamenten an seinen Möbeln aufgewärmt, hatten versucht, ihn auf dem Umweg über Jabne zu stürzen. Aber der junge, weise Gamaliel hatte ihren Umtrieben schnell ein Ende gemacht. Selbstverständlich ist es besser, die erste Möbelfabrik Roms bleibt in jüdischen Händen, auch mit Tierornamenten, als daß das Präsidium der einflußreichen Tischlergewerkschaft an einen Goi übergeht. Ein weiser Gesetzeslehrer, ein großer Politiker.

Keine Rede war mehr davon, daß man einmal geschwankt hatte, ob man dem neuen Bethaus am linken Tiberufer noch den Namen des Josef geben könne. Vielmehr lud ihn Doktor Licin dringlich ein, die Fortschritte des schönen Baus bald zu besichtigen.

Eine schwere Sorge fiel von Josef ab. Wie die Dinge jetzt liegen, werden die römischen Juden seiner neuen Ehe mit Mara sicher keine Schwierigkeiten bereiten.

Er ging zu Alexas. Es war keine leichte Aufgabe, diesem Manne, dem er befreundet war, mitzuteilen, was er mit Mara verabredet hatte. Der Glasfabrikant empfing ihn mit großer

Spannung, fragte ihn nach allen Kleinigkeiten des judäischen Lebens; aber er zögerte, die Rede auf Mara zu bringen, offenbar hatte er Angst davor, und Josef selber drückte herum.

Sie saßen lange. Als sie über Judäa nichts mehr zu sprechen wußten, sprachen sie von Rom. Alexas erzählte Josef von den Gerüchten, die am rechten Tiberufer, unter den Juden, über Kaiser Titus umliefen. Josef hatte bereits davon gehört, daß der Gesundheitszustand des Kaisers zu wünschen übriglasse. Die Juden deuteten seinen zunehmenden Verfall auf ihre Art aus, raunten davon, daß die Hand Jahves den Zerstörer seines Tempels getroffen habe. Titus habe sich gebrüstet, Jahve sei Herr nur auf dem Wasser, darum auch habe er den Pharao Ägyptens nur bei dem Durchzug durch das Rote Meer vernichten können; zu Lande aber sei er, Titus, des Gottes ohne weiteres Herr geworden. Um ihn für seinen Übermut zu strafen, habe ihm Jahve jetzt eines seiner kleinsten Lebewesen gesandt, ein winziges Insekt, ihn zu vernichten. Das sei ihm durch die Nase ins Hirn gedrungen, lebe dort, wachse, ängstige den Kaiser bei Tag und Nacht, bis es ihn endlich töten werde.

Was immer diesen Gerüchten zugrund liegen mochte, so viel wußte Josef: glücklich war der Zerstörer Jerusalems nicht. Allein auch dieser Alexas, ein kluger, vernünftiger, nach dem Schönen und Guten strebender Mann, war wohl nicht glücklich. Er hing an seinem Vater, er hing an seiner Frau und an seinen Kindern, nur um seines Vaters willen war er in der Stadt Jerusalem geblieben, deren Untergang er früher und klarer als die andern vorausgesehen; aber er selber war merkwürdigerweise gerettet worden, und umgekommen waren die, um deren Rettung willen er geblieben war. Jetzt hat er alle seine Hoffnungen auf Mara gesetzt. Josef brachte es nicht über sich, ihm von seiner bevorstehenden Heirat zu erzählen.

Alexas forderte ihn auf, mit in die Fabrik hinüberzukommen. Der Glasfabrikant hatte sich mit der gewohnten Intensität auf seine Arbeit geworfen; er hatte die Verkaufsräume in die Arkaden des Marsfeldes verlegt, so daß das ganze Gebäude in der Subura für die Werkstätten frei wurde. In Schiffsladungen importierte er pulverisierten Quarzkiesel vom Flusse Belus, und mit Hilfe dieses Materials und seiner sidonischen Vorar-

beiter führte er einen aussichtsreichen Kampf gegen die einheimische Industrie. In der Stadt selbst fabrizierte er jetzt jene kunstvollen Luxusgläser, die man bisher aus Ägypten und Phönizien hatte kommen lassen müssen.

Er führte Josef durch die Fabrik. Lange und hingegeben schaute Josef der Arbeit der großen Schmelzöfen zu. Er hockte nieder, sah in die bunte, von vielerlei Stoffen genährte Flamme. Alexas mahnte ihn zur Vorsicht, er selber sei die Flamme gewöhnt, aber die Augen des Ungewöhnten litten darunter. Doch Josef konnte den Blick nicht abwenden. Er sah die Flamme, er sah Sand und Soda und schaute zu, wie diese Stoffe inmitten der ungeheuren Hitze sich mischten und zu einer neuen Masse wurden.

Und während er so hockte und in die Flamme starrte, konnte er endlich dem Alexas erzählen. Er erzählte ihm, wie er Mara angetroffen und was er mit ihr besprochen hatte.

Alexas hörte trüb und resigniert zu. Es war ihm eine liebe Hoffnung gewesen, nach Judäa zurückzukehren, Mara zu ehelichen, sein Alter mit ihr im Lande Israel zu verbringen. Nur hatte er Mara ein, zwei Jahre Zeit lassen wollen, bis sie den Tod des Jungen verwunden habe, um ihr dann erst die Heirat von neuem anzubieten. Er hatte zuviel Takt, das war es. Mit Takt kam man nicht weiter. Wenn die Römer taktvoll gewesen wären, hätten sie nie die Welt erobert. Der andere war auch nicht taktvoll gewesen. Darum hat er sich Mara geholt.

Alexas hockte da; trotzdem er die Schultern fallen ließ, sah er breit und stattlich aus. Er hatte wieder ein wenig Fett angesetzt. Es war seltsam, dachte Josef, wie der Glasfabrikant mit zunehmendem Alter seinem Vater ähnlicher sah, trotzdem der eigentlich bis zu seinem Ende zufrieden und zuversichtlich gewesen war, Alexas selber aber von Jugend auf umschattet von dem Wissen um das Elend der Welt und die Brüchigkeit der menschlichen Dinge.

Übrigens spürte Alexas nicht einmal jetzt Zorn gegen Josef. Er stand vielmehr schwerfällig auf, verneigte sich mehrmals vor Josef, der immer noch in das vielfarbige Feuer starrte, sein Schatten, von der zuckenden Flamme grotesk verlängert und verkürzt, neigte sich mit ihm, und er sagte: »Ihnen,

mein Doktor Josef, ›Heil‹ oder ›Gott segne dich‹ zu wünschen erübrigt sich. Sie sind in Wahrheit ein von Geburt an Gesegneter.«

Auch Josef erhob sich, dehnte ein wenig die eingeschlafenen Glieder. Es fiel ihm nicht leicht, die Worte des andern mit der gebotenen Demut anzuhören und zu erwidern. Er war voll Stolz: Alexas hatte recht.

Marull, als Josef ihn aufsuchte, um mit ihm über die Erwerbung des Bürgerrechts für Mara Rates zu pflegen, war bissiger Laune. Seine Zahnschmerzen hatten sich mit Beginn des Winters verschlimmert. Zudem war das Schiff »Argo«, auf dem sein Freund Demetrius Liban die Rückreise von Judäa angetreten hatte, längst überfällig. Ein wenig tröstete es ihn, daß eine riesige Weizenspekulation, die er zusammen mit Claudius Regin unternommen hatte, ungewöhnlich guten Erfolg brachte; das erfreulichste war, daß bei diesem Geschäft viele der republikanischen Senatoren, seiner Feinde, übel hereingefallen waren. Aber leider konnte man sich nicht lange an diesem ergötzlichen Gedanken weiden, der Geist war willig, sich die Bilder der Hereingefallenen immer wieder vorzustellen, doch das Fleisch war schwach, die Zahnschmerzen zerknabberten schnell die spärlichen Minuten seines Behagens und trieben den Sinn in unlustige Betrachtungen, zum Beispiel über das Schiff »Argo« und seinen Freund Demetrius Liban.

Ausführlich, vor Josef, verbreitete er sich über das Pech, das er mit seinen Freunden hatte. Erst hatte Johann von Gischala ihn verlassen, nur um in dieses alberne judäische Attentat hineinzurennen, von dessen Folgen er sich, wie man dem Marull mitteilte, kaum je ganz erholen wird. Und jetzt war, wie es schien, Demetrius in ein noch ferneres Land verschwunden als Johann; die »Argo« war verschollen, und es war wenig Hoffnung, daß Liban je wieder auftauchen werde. Noch auf der Heimreise, von Ephesus aus, hatte der Schauspieler ihm geschrieben, wie sehr er sich darauf freue, jetzt in Rom ein zweites Mal den Laureol zu spielen, und das Essen schmeckte einem nicht mehr, wenn man daran dachte, daß der Schreiber

vielleicht schon ein Fraß der Fische gewesen war, als der Brief den Empfänger erreichte.

Josef, mit einer kleinen Reue, sagte sich, daß er diese ganzen Wochen hindurch den Schauspieler kaum vermißt habe. Dabei war sein Leben mit dem des Liban eng verknüpft. Niemals ohne ihn hätte er die Kaiserin Poppäa kennengelernt, wer weiß, ob er ohne ihn hochgekommen wäre, wer weiß, wann und wie der jüdische Krieg ohne seine Begegnung mit dem Schauspieler ausgebrochen wäre, und Demetrius seinesteils wäre ohne ihn nicht nach Judäa gefahren und untergegangen.

Marull sprach längst weiter. Sollte, überlegte er, Demetrius wirklich einmal zurückkehren, dann seien die Chancen für den »Laureol« ausnehmend gut. Abgesehen von der Sensation, die die Heimkehr des verloren Geglaubten erregen werde, könne jetzt, seitdem alle Welt wisse, daß Titus nie mehr ganz genesen werde, unmöglich ein von dem Prinzen Domitian protegiertes Stück durchfallen. Umständlich befragte er den Josef nach den Einzelheiten der Aufführung in Flavisch Neapel. Besonders interessierte ihn, ob Demetrius in der dritten Szene das Wort »Kreuz« oder das Wort »du« betont habe. Daß Josef es ihm nicht sagen konnte, enttäuschte ihn. Nun wird er es wohl niemals mehr erfahren.

Endlich ließ er von den Erinnerungen an Demetrius ab, und Josef konnte von seinen eigenen Angelegenheiten reden. Marull schien amüsiert über das verzwickte Hin und Her seiner Wünsche und Begierden. So geht das: erst hat Josef mit Opfern die Scheidung von Mara durchgesetzt, jetzt wendet er Zeit, Geld, Nerven, Leben daran, sie wieder zu heiraten; denn die Adoption einer volljährigen Jüdin sei eine umständliche, aufreibende Sache. Ein Mittel freilich gebe es, das Verfahren abzukürzen, die voraussichtlichen Widerwärtigkeiten und den drohenden Skandal zu vermeiden. Da nun einmal der Kaiser einen Narren an ihm gefressen zu haben scheine, wie wäre es, wenn er, wie das letztemal, geradewegs zu ihm ginge?

Josef meinte bedenklich, nach allem, was er höre, sei der Kaiser krank, schwer zugänglich, schrullenhaft. Marull musterte ihn durch den blickschärfenden Smaragd. »Sie haben recht gehört, mein Josephus«, bestätigte er. »Die Absonderlich-

keiten der Majestät haben während Ihrer Abwesenheit zugenommen. Der Kaiser versinkt immer öfter unversehens in sich selber und hört und sieht nichts mehr von den Menschen und Dingen ringsum. Die Prinzessin Lucia ist die einzige, deren Gegenwart er auf die Dauer ertragen kann.«

Und dann stellte sich zur Verblüffung des Josef heraus, daß die Leute vom rechten Tiberufer nicht ganz unrecht hatten. »Sie wissen«, fuhr nämlich Marull fort, »ich bin durch meine Zahngeschichten genötigt, manchmal den Doktor Valens zu konsultieren. Der, während er mir im Munde herumkratzt, erzählt mir kuriose Geschichten. Der Kaiser hat lange Anfälle heftigen Weinens. Dann wieder verlangt er dringlich nach Lärm. Einmal hat er mitten in der Nacht das Arsenal aufgesucht, hat die ganze Belegschaft alarmieren, alle Werkstätten in vollen Betrieb setzen lassen. Mitten in der Nacht. Er wünschte, und zwar sofort, betäubenden Lärm um sich zu haben. Dem erstaunten Valens hat er, halb im Scherz, halb im Ernst, erklärt, wenn das Tierchen in seinem Hirn den Lärm höre, dann erschrecke es und gebe Ruhe.« Marull, nach einem kleinen Schweigen, schloß sachlich: »Auf alle Fälle, mein Josephus, tun Sie gut, sich um die Audienz möglichst bald zu bewerben.«

»Beim Herkules, mein Junge«, rief Lucia, als Josef bei ihr eintrat, »was haben Sie für einen schönen Bart gekriegt.« Josef trug noch den Bart wie in Judäa, viereckig, ziemlich kurz, kantig, doch nicht gekräuselt und geknüpft wie früher. Sie ging um ihn herum, betrachtete ihn von allen Seiten. »Wissen Sie«, wunderte sie sich, »daß Sie dieser Bart viel besser kleidet? Sie sehen jüdisch aus, doch nicht zu sehr, auch nicht so kunstvoll und geschniegelt wie unser Agrippa.« Ihr dunkles Lachen, das Domitian so gern hörte, füllte den Raum. Sie setzte sich ihm gegenüber, groß, stattlich, mit dem mächtigen Turm ihrer Locken, Josef wirkte klein neben ihr. »Erzählen Sie von Judäa«, bat sie. »Jetzt, nachdem wir Ihre Berenike los sind«, gestand sie fröhlich, »habe ich wieder viel mehr Sympathie für Ihr Land.« Josef erzählte. Er bemühte sich, anschaulich zu sein, amüsant. Lucia war auch amüsiert, rückte näher,

tätschelte seine Hand. »Gut erzählen können Sie«, lobte sie ihn. »Und schöne Hände haben Sie auch.«

Josef fühlte sich in seiner besten Kraft und war kein Verächter des Lebens; doch vor dieser Lucia und ihrem Überschuß kam er sich arm vor. Sicher hatte sie nach wie vor ihr Bübchen auf ihre Art gern, sicher auch brachte sie für Titus wahre Neigung auf: dabei aber war Rom voll von Erzählungen, wie schamlos sie ihr Gefühl für Paris zeige, den jungen, eben in Mode kommenden Tänzer. In Gegenwart des Kaisers und Domitians hatte sie ihn in die Loge beschieden, vor zwanzigtausend Augen den Arm um seine Schulter gelegt: Sie stammte aus einem Geschlecht, das den Tod niemals gefürchtet hatte, war selber ohne Furcht, nahm von jedem Augenblicke, was er bot. Während die meisten alten Familien mit dem Wachstum Roms verkamen, als hätten sie ihre Kraft an Stadt und Reich abgegeben, war Lucias Geschlecht mit Rom gewachsen, und in ihr gipfelte Rom und ihr Geschlecht. Sie war in Wahrheit dieses Rom der Flavier, strotzend, niemals satt, mit Genuß immer mehr Leben in sich fressend.

Als Josef ihr von seinem Projekt sprach, Mara zur Vollbürgerin zu machen und zu heiraten, war sie amüsiert wie Marull. Allein trotz ihres offensichtlichen Wohlwollens trug sie Bedenken, Josef vor Titus zu lassen. »Ich zweifle«, erklärte sie geradeheraus, »ob es klug ist, wenn ich Sie vor den Kaiser bringe. Der Osten ist ihm nicht gut bekommen, er hat sich ihm zu tief ins Blut gesetzt, und als er ihn zuletzt herausriß, blieb eine Narbe, die nicht heilen will. Der Kaiser Titus hat Judäa nicht vertragen.« Sie wandte ihm ihre großen, kühnen, weit auseinanderstehenden Augen zu, ihre Stirn unter dem mächtigen Lockenbau schien rein und kindlich. »Andere vertrügen Judäa vielleicht besser«, sagte sie langsam, nachdenklich, ihn unverwandt anschauend. Josef griff stürmisch nach ihrer Hand. »Nicht«, sagte sie und schlug ihn so kräftig auf die Finger, daß es schmerzte.

Schon nach drei Tagen wurde er auf den Palatin beschieden.

Im Vorzimmer, bevor er zu Titus geführt wurde, suchte ihn der Leibarzt Valens auf. »Sie werden gebeten, mein Flavius Josephus«, sagte er sehr höflich, »nicht länger als zwanzig Minuten bei der Majestät zu bleiben.« Josef, leicht unbehaglich unter dem kalten, abwesenden und doch prüfenden Blick des Arztes, fragte: »Wer bittet mich?« – »Einer, der das Recht dazu hat«, sagte dunkel Valens.

Titus war merklich gealtert. Sein rundes Gesicht war aufgeschwemmt, die Augen in dem breiten Kopf schienen noch enger, noch mehr nach innen gestellt: mit den kurzen, in die faltige Stirn frisierten Locken sah der Kaiser aus wie ein ergreistes Kind. Er freute sich sichtlich, Josef wiederzusehen. »Endlich, mein Jude«, sagte er. Und »Erzähle mir von unserm Judäa«, bat auch er.

Josef erzählte. Berichtete, das Land blühe und gedeihe. Der Gouverneur sei trotz einigen unangenehmen Eigenheiten der rechte Mann; seine Maßnahmen und die des sehr klugen Großdoktors wirkten so ineinander, daß die Römer mit den Juden halbwegs friedlich auskämen.

Der Kaiser schien enttäuscht. Nicht das wollte er hören. Er wartete offenkundig auf ein Bestimmtes und scheute sich nur, danach zu fragen. Josef zergrübelte sich den Kopf, worüber wohl der Kaiser Auskunft haben wolle, aber er fand es nicht.

Schon waren die zwanzig Minuten beinahe vergangen, von denen Valens ihm gesprochen hatte. Titus erschlaffte zusehends, hörte kaum mehr auf das, was Josef sagte, starrte dahin, wo einmal das Bild der Berenike gewesen war.

»Warst du dort?« entschloß er sich plötzlich, gradheraus zu fragen. Josef folgte dem Aug des Kaisers. »Wo dort?« fragte er zögernd zurück, er dachte, der Kaiser meine vielleicht, bei Berenike. »In Jerusalem natürlich«, sagte, ein wenig ungeduldig, Titus, er hatte die Stimme gesenkt, er flüsterte beinahe.

»Ja, ich war dort«, erwiderte schließlich Josef. »Nun?« fragte begierig Titus. »Es sind Baracken der Zehnten Legion dort, einige Wasserstellen und die Mauern der Türme Hippikus, Phasael und Mariamne.« – »Das ist mir nicht unbekannt«, höhnte der Kaiser. Josef aber gedachte der großen Ödnis, er konnte nicht länger klug sein, er sagte, die Stimme nicht geho-

ben, doch jedes Wort gehämmert: »Sonst ist nichts dort.«

Titus schaute vor sich hin mit sonderbar suchenden, gequälten Augen. Er sprach jetzt so leise, daß Josef Mühe hatte, ihn zu verstehen. »Wir hätten es nicht tun sollen«, sagte er. »Wir hätten das da stehenlassen sollen. Ich hatte es ihr versprochen, und ich habe immer davon geträumt, wie sie die Stufen hinaufsteigt. Dann aber ist sie statt dessen die Stufen des Palatins hinaufgestiegen, und das war nicht das Richtige.« Und als ob Josef einen Einwand vorgebracht hätte, fuhr er heftiger fort: »Ich sage dir, mein Jude, es war nicht das Richtige. Darum ist alles kaputtgegangen. Weißt du noch, wie wir das erstemal die Stadt sahen? Damals kam ein ungeheures Gedröhn aus euerm Tempel. Ich habe jetzt zuweilen Sehnsucht nach Gedröhn, aber jenes Gedröhn war nicht angenehm, es ging nicht mehr heraus aus meinem Schädel, es macht mir Kopfweh. Übrigens kann ich durchaus nicht mehr daraufkommen, wie das Ding hieß, mit dem ihr dieses Gedröhn gemacht habt.« – »Es war die Magrepha«, sagte Josef, »die hunderttonige Schaufelpfeife.« Die Worte des Kaisers rührten ihm das Innere auf; nicht was der Mann sagte, erschütterte ihn, sondern wie er es sagte, dieses leise, geheimnisvolle, abgestorbene Vor-sich-hin-Sprechen. »Ganz richtig«, sagte Titus, »die Magrepha. Euer Gott Jahve hat eine gewaltige Stimme. Hast du, wie du jetzt in Jerusalem warst, nichts mehr davon gehört?« erkundigte er sich interessiert. »Doch«, erwiderte zögernd Josef, »die Stimme Jahves habe ich gehört.«

»Siehst du«, sagte, mit dem breiten, schweren Kopf nickend, der Kaiser, und er sprach geradezu erfreut, als habe er diese Worte des Josef von Anfang erwartet. »Warum hast du mir das nicht gleich gesagt?« fügte er noch hinzu. »Weißt du übrigens«, fuhr er fort, »daß der Hauptmann Pedan gestorben ist? Ja«, berichtete er, da Josef betroffen hochsah, »er ist ganz plötzlich gestorben, während eines Banketts. Er ist nicht sehr alt geworden. Er war ein kräftiger Mann, und ich hätte ihm noch viele Jahre gegeben. Er war der Träger des Graskranzes, aber er war ein böser Mann. Wir hätten es nicht tun sollen«, kam er auf seine früheren Worte zurück. »Dabei habe ich es eigentlich gar nicht tun wollen«, grübelte er, »und wenn euer Gott Jahve

ein gerechter Gott wäre, dürfte er mir nicht die Schuld geben. Aber ich glaube, er ist kein gerechter Gott, und ich werde es nicht mehr lange machen. Mein guter Valens versteht seine Sache, er vertröstet mich und gibt mir Hoffnung: aber was kann er ausrichten, wenn euer Gott Jahve so ungerecht ist?«

Josef fröstelte, als er den Herrn der Welt so sprechen hörte. Er dachte an den Hauptmann Pedan, an seine breite, ungeschlachte, mit weißlichblonden Härchen bewachsene Hand, die nun nicht mehr zupacken und zuschlagen konnte. Ganz flüchtig dachte er auch daran, daß jetzt die Stadt Emmaus wohl keine Einwände mehr gegen die Eingemeindung seiner Güter haben werde, und er freute sich, daß er seinen Einfluß bei Flavius Silva nicht für seine privaten Zwecke gebraucht hatte, sondern für den gemeinen Nutzen der Juden.

»Nein, ich habe es nicht gewollt«, versicherte jetzt, nochmals, der Kaiser. »Und warum überhaupt hat euer Jahve sein Haus nicht beschützt und hat es zugelassen, daß an jenem Tag gerade dieser Pedan zur Übernahme der Befehlsausgabe kommandiert wurde? Ich finde, euer Gott hat sich nicht fair gegen mich benommen. Selbst wenn Valens recht hat und ich wieder hochkomme, euer Jahve hat mir mein Leben kaputtgeschlagen. Sie hätte die Stufen seines Tempels hinaufgehen sollen, und er hat gemacht, daß es die Stufen des Palatins waren.

Genug davon«, unterbrach er sich plötzlich und versuchte den Ton zu ändern. Josef, bei diesem veränderten Ton, schrak auf aus seiner Versunkenheit und schaute auf die Wasseruhr. Die zwanzig Minuten waren längst vorbei. Aber mochte der, der die Macht hatte, tun, was ihm beliebte: vorläufig, jetzt, war er bei Titus, und er hatte noch gar nicht von seinem eigenen Anliegen gesprochen.

»Sie haben die Prinzessin Lucia schon gesehen?« schwatzte in frischerem, leichterem Ton der Kaiser weiter. »Ist sie nicht großartig? Ist sie nicht das ganze Rom? Sie ist ein starker Halt.« Wieder schaute er nach der Stelle, wo einmal das Bild gehangen war. »Eine Berenike allerdings ist sie nicht«, lächelte er. Und wiederum den Ton wechselnd, ernsthaft, sachlich, abschließend, konstatierte er: »Hören Sie, Flavius Josephus, mein Geschichtsschreiber, ich habe zwar das Vertrauen meiner

Römer gewonnen und bin die ›Liebe und Freude des Menschengeschlechts‹: aber meine eigene Freude, die große Chance meines Lebens, habe ich verloren.«

Dann, höflich, gütig, fragte er Josef nach seinem Begehren. Nickte, lächelte, lachte, klatschte einen Sekretär herbei, und in einer Minute war die Einbürgerung der Mara, Tochter des Lakisch, zur Zeit wohnhaft auf dem Vorwerk »Brunnen der Jalta« bei der Stadt Emmaus, geregelt, wie Marull und Josef es wünschten.

Josef aber, als er den Palatin verließ, konnte kaum die rechte Freude über diesen günstigen Ausgang aufbringen. Noch lange verwirrten ihn die sonderbaren Reden des Kaisers.

Dorions Tage waren ausgefüllt. Sie besuchte mit ihrem Freunde Annius Bassus die Veranstaltungen, bei denen eine Frau von Welt sich zeigen mußte. Sie baute weiter an ihrer Villa in Albanum, die um ihrer Architektur, ihrer Inneneinrichtung willen weit gerühmt war. Sie liebte Komfort, sie hatte eine tiefe Freude an den schönen Dingen des Lebens, und wenn sie an das düstere, verwilderte Haus im sechsten Bezirk zurückdachte, hatte sie alle Ursache, sich glücklich zu schätzen. Auch war es kein schlechter Tausch, statt des schillernden, unsichern Josef den Obersten Annius Bassus zum Freund und Beschützer zu haben. Es wird wohl nicht mehr lange dauern, bis Titus seinem Bruder Platz macht, und es besteht begründete Aussicht, daß dann Annius Chef der Garde wird, nach Domitian der einflußreichste Mann im Reich.

Trotzdem war Dorion seit ihrer Trennung von Josef sprunghafter, reizbarer als früher und zeigte vor allem ihrem Freunde Annius ein spröderes Gesicht. Annius liebte die Frau und nahm ihre Launen gelassen hin. Allein als einem Mann der Ordnung war es ihm unlieb, daß sie noch immer nicht das römische Bürgerrecht besaß, und er drängte darauf, ihre Beziehungen zu legalisieren. Doch Dorion entschloß sich nicht, die paar Formalitäten auf sich zu nehmen, die zu einer vollgültigen Eheschließung nötig waren, und wich seinen Bitten unter nichtigen Vorwänden aus.

Daß Josef ihr den Sohn zurückschickte, hatte sie aus ihrem

Gleichgewicht geworfen, und monatelang war ihr kein Tag vergangen, ohne daß sie ihn wild gehaßt und brennend geliebt hätte. Sie hatte aufgeatmet, als er dann nach Judäa reiste. Er sollte nur zurückgehen in seine lächerliche, barbarische Provinz, dorthin gehörte er. Ihre Beziehungen zu Annius waren ausgeglichener geworden, vertrauter, und als er ihr zu Ende des Sommers sein kleines Stadtpalais zum Geschenk anbot, nahm sie an und übersiedelte für den Winter nach Rom.

Einmal, bald nach Josefs Rückkehr, bei einer großen Rezitation des Dio von Prusa im Friedenstempel, sah sie ihren früheren Mann. Er kam ihr verändert vor, jüdischer und jünger zugleich; so war er vor ihr gestanden in Alexandrien, als sie ihn zum erstenmal sah, und das Verlangen, das sie damals zu ihm hingezogen, schlug von neuem in ihr hoch. Sie hatte bemerkt, daß, nach Beendigung der Vorlesung, Josef sich in ihre Nähe zu drängen suchte, aber, ängstlich vor der Begegnung, hatte sie seinen Blick beharrlich vermieden und ihm keine Möglichkeit gegeben, sie anzusprechen. Seither war sie wieder reizbarer gegen Annius, und mit dem frühesten Frühjahr drängte sie darauf, Rom zu verlassen und nach Albanum zurückzukehren.

Annius, anläßlich ihres Wiedereinzugs in Albanum, brachte ihr ein Geschenk für ihren Salon: eine Figur aus korinthischer Bronze, bestimmt, als Leuchter zu dienen, die Statuette eines nackten, beschnittenen Juden. Die Arbeit war zierlich, frech, ein klein wenig obszön, ein Kunstwerk, wie es Damen gern in ihren Räumen aufstellten; es stammte aus der Werkstatt des Thermos, des großen Rivalen des Basil. Annius war erstaunt, als Dorion ihm für dieses Geschenk nicht nur nicht dankte, sondern ihm seine Geschmacklosigkeit heftig vorwarf. Er pflegte über solche Ausbrüche mit einem Witzwort wegzugleiten; diesmal ärgerte er sich. Er sagte ihr auf den Kopf zu, sie hänge noch immer an Josef. Sie erwiderte, Josef habe gewisse Eigenschaften, um die mancher Mann ihn beneiden sollte. In der Tat hatte sie begonnen, Annius mit den Augen des Josef zu sehen; seine Freundschaft mit dem künftigen Kaiser, seine militärische Begabung, seine sichere Aussicht, die Armeen des Reiches zu kommandieren, ließen sie kalt, seine laute,

herzhafte Jovialität und seine soldatische Derbheit machten sie nervös. Es kam zu unangenehmen Charakteranalysen von beiden Seiten. Annius hielt sich mehrere Tage von Dorion fern.

Der Knabe Paulus fragte nicht nach den Gründen, aus denen Annius auf einmal wegblieb. Es war nie ganz leicht gewesen, dem Jungen näherzukommen, aber Dorion kannte ihn, sie wußte, daß er, seitdem Josef ihn ihr zurückgegeben hatte, nicht mehr so kritiklos an ihr hing wie früher. Sie selber liebte ihn nach wie vor zärtlich, doch ihr Benehmen zu ihm schwankte mit ihrem schwankenden Gefühl gegen Josef. Bald überschüttete sie ihn ohne sichtbaren Anlaß mit Beweisen ihrer Mütterlichkeit, bald, wenn er nach ihr verlangte, sperrte sie sich vor ihm zu. Sie wußte um diese ihre Sprunghaftigkeit, es verdroß sie, wenn sie zu dem Jungen kalt war, aber sie konnte sich nicht zähmen. Sie wußte auch, wie sehr Paulus unter ihren unklaren Beziehungen zu Annius litt. Die Prozesse um ihn herum, das Aufsehen, das er erregt hatte, hatten ihn für alles Zweideutige empfindlich gemacht. Sie wußte, wie brennend er, durch die Adoption Vollrömer geworden, wünschte, auch eine Vollrömerin zur Mutter zu haben. Sie wußte, wie zufrieden er Annius als Vater begrüßt hätte, seine Mannhaftigkeit, das Militärische an ihm sagten ihm zu, und er freute sich daran, selber so bald als möglich ins Heer einzutreten.

Dies alles bedachte Dorion in den Tagen, da Annius sich von ihr fernhielt; auch schien ihr, daß es dem Josef eine Genugtuung sein müßte, wenn es auch zwischen Annius und ihr zu einem endgültigen Bruch käme. Sie schrieb dem Annius einen kleinen, scherzhaften Brief, den er, wenn er wollte, für eine Entschuldigung nehmen konnte.

Als er wieder nach Albanum kam, hatte sie den Leuchter aufgestellt.

In Paulus selber hatte der Verzicht des Josef einen großen Umsturz bewirkt. Bisher hatte er für alle Dinge der Welt einen unbedingten Maßstab gehabt: das Urteil seines Lehrers Phineas. Die Tat seines Vaters bewies, daß Phineas diesem Mann unrecht getan hatte. Der Junge verehrte seinen Lehrer noch

weiter, aber er war ihm nicht mehr das große, letzte Orakel.

Es war ihm auch jetzt nicht angenehm, daß seine Mutter und Phineas für das hochanständige Benehmen seines Vaters so wenig Anerkennung übrig hatten. Man hätte sich nichts vergeben, wenn man, zum Beispiel, manchmal mit ihm zusammengekommen wäre.

Er war deshalb froh überrascht, als einmal, bei Tische, in Gegenwart des Phineas, Dorion ihn unvermittelt fragte, ob er keine Lust habe, seinen Vater wiederzusehen. Der sonst so beherrschte Phineas legte die Speise, die er gerade zum Mund führen wollte, auf den Teller zurück, sein großer, blasser Kopf erblaßte noch tiefer; Dorion hatte ihm nichts von ihrem Entschluß mitgeteilt. Paulus sah von seiner Mutter zu seinem Lehrer, beide warteten auf seine Antwort. »Ich werde den Vater gerne besuchen«, erwiderte er.

Verlegen, nicht ohne frohe Spannung, betrat er das Haus im sechsten Bezirk wieder, in dem er sich so lange als Gefangener gefühlt hatte. Er hatte sich vorgenommen, sich vor Josef männlich zu geben, herzhaft, auf die Art des Annius. Aber der Vater, den er wiederfand, war nicht der Vater, den er kannte, es war ein fremder Herr mit einem unbekannten Bart.

Josef war sichtlich erfreut, daß sein Paulus kam, aber es war eine gelassene Freude, keine stürmische. Langsam nur kam die Unterredung in Gang. Josef erkundigte sich nach den Fortschritten des Paulus im Lenken seines Ziegengespanns, nach dem Bocke Paniscus. Paulus interessierte sich zur Zeit mehr für einen andern Sport, für die komplizierten Arten des Ballspiels. Im Dreispiel mit dem Lederball etwa, das durfte er wohl behaupten, war er bereits sehr gut, bald wird er sich sogar an den Glasball heranwagen dürfen. Das konnte man nur nach langem Training; denn Glasbälle waren teuer, ein Fehlwurf kostete ein kleines Vermögen. Am Ballspiel hatte auch Josef von jeher Gefallen gefunden, er selber stellte darin seinen Mann, und eine Zeitlang unterhielten sich Vater und Sohn angeregt. Doch bald wieder geriet ihr Gespräch ins Stocken, und Paulus griff mechanisch nach dem Ärmel seines Kleides, worin er noch vor kurzer Zeit Kitt für seine Tonfiguren verwahrt hatte. Vor ein paar Wochen, an seinem Geburtstag, hatte

er sich gelobt, diese kindische Gewohnheit abzulegen.

Josef sah auf den schlanken, prinzlichen Jungen, seinen Sohn, er gefiel ihm, und er war ihm sehr zugetan. Aber war es ihm wirklich einmal bis ans Mark des Lebens gegangen, daß er zu diesem Knaben keinen Weg hatte finden können?

Paulus zermarterte sich den Kopf, wie er seinem Vater zeigen könnte, daß er es hochanständig fand, wie der sich damals benommen. Aber Josef erwähnte das Vergangene mit keinem Wort: das war taktvoll, erleichterte aber nicht das Vorhaben des Paulus. Der Knabe hatte nicht gelernt, zärtlich zu sein, im Gegenteil, Phineas hatte ihm beigebracht, ein Mann müsse seine Gefühle verbergen. Schließlich sagte er stockend: »Willst du mir nicht das Buch geben mit den Geschichten vom starken Simson? Ich möchte sie gerne noch einmal lesen.« Josef schaute hoch, leicht überrascht. Aber er erwiderte nur: »Gewiß will ich es dir geben«, und sah nicht, welche Überwindung es den Jungen gekostet hatte, ihn um das Buch zu bitten.

Alles in allem war das Zusammentreffen mit seinem Vater für Paulus eine Enttäuschung; dennoch war es ihm nicht unangenehm, daß Dorion auf eine Wiederholung dieses Besuches drängte. Es bildete sich der Brauch heraus, daß er jede Woche einmal zu Josef ging. Aber sie kamen einander nicht näher. Der Junge bot sich dem Vater auf seine zurückhaltende Art an, Josef zeigte sich ihm zugetan und sehr freund, aber eine wirkliche, letzte Vertrautheit wollte sich nicht einstellen.

Eines Tages fragte Paulus seinen Vater, wie schon früher einmal, nach seinem toten Bruder Simeon. Dieser sein toter Bruder beschäftigte seine Gedanken. Den Josef rührte die Frage auf. Aber dem Manne, der die Menschen und die Schlachten des jüdischen Krieges so lebendig hatte darstellen können, gelang es nicht, die Gestalt seines jüdischen Sohnes lebendig zu machen. Er erzählte mancherlei, aber nicht erzählte er, wie Simeon seinen Freund Constans in die Arena hineingeschmuggelt hatte und sich dadurch ein Eichhörnchen erworben hatte, nicht erzählte er von Simeons Vorliebe für den Gaul Silvan und von seinen Anstrengungen, das Modell der »Großen Deborah« anzufertigen, nicht von seiner Vorliebe für den Fluch »Beim

Herkel«. Vielmehr pinselte er eifrig bemüht ein blasses, idealisiertes Bild Simeon-Janikis zusammen, das Paulus nicht sehr gefiel. Und der Knabe fragte nicht länger nach seinem toten Bruder.

Manchmal, wenn Paulus zu Josef kam, begleitete ihn Dorion. Ihre Bekanntschaft mit Valer mußte ihr als Vorwand dienen. Sie suchte natürlich nicht Josef auf, sondern den alten, grollenden, ausgeschifften Senator. Valer wohnte im obern Stockwerk, sein Leibeigener ließ, wie es Sitte war, den Aufzugskorb an der Außenseite des Hauses nieder, um der vornehmen Besucherin das Ersteigen der Treppe zu ersparen. Allein Dorion erklärte, der Leibeigene des alten Valer sei so alt und klapperig, daß sie sich ihm nicht anzuvertrauen wage, und benutzte die Treppe.

Aber niemals begegnete sie ihrem früheren Gatten Josef.

Paulus, wenn seine Mutter den alten Valer besuchte, stieg oft hinauf, sie abzuholen. Der degradierte Senator hatte an jener Weizenspekulation gegen Marull und Claudius Regin teilgenommen, an der so viele Mitglieder der republikanischen Partei ihr Geld verloren hatten, und dabei die Reste seines Vermögens eingebüßt. Jetzt enthielt seine Wohnung nur mehr den notdürftigsten Hausrat, ihre Einrichtung bestand im wesentlichen aus den dichtgedrängten Wachsbüsten der Ahnen, ihren verstaubten Liktorenbündeln, vermotteten Prunkkleidern, zerfallenden Triumphatorenkränzen; sein ganzes Personal war jener alte, gebrechliche Leibeigene.

Valer selber war noch steifer und dürrer als früher. Mit der Armut stieg seine Würde. Nach wie vor lehnte er es ab, das verweichlichende Unterkleid zu tragen, das man in den letzten drei Jahrhunderten eingeführt hatte, und hielt fest an der rauhen, simpeln Tracht der Vorväter. Es kümmerte ihn nicht, daß er diese konservative Gesinnung mit einer Erkältung zu bezahlen hatte, die ihn den größten Teil des Jahres hindurch behelligte. Auf seine vielen stolzen Namen allerdings hatte er verzichtet. Nachdem mit Duldung der Regierung immer mehr Pöbel sich die alten Geschlechternamen anmaßte, hielt er, der einzige noch lebende Enkel des Äneas, es nicht für angebracht, mehr als zwei Namen zu tragen; er strich von seinen einund-

zwanzig Namen neunzehn und nannte sich schlicht Valerius Tullius.

Dorion war ihm ein willkommener Gast. Er anerkannte es, daß sie sich gegen seinen widerwärtigen Hausgenossen Flavius Josephus aufgelehnt hatte, diesen von der Hure Fortuna begünstigten Emporkömmling aus der barbarischen Provinz Judäa. Mit Vergnügen sah er den schlanken, stolzen, jungen Paulus, den sie den Juden entrissen und den Römern gewonnen hatte. Aber diese seine Freude an Dorion und dem Knaben machte ihn nicht umgänglicher; auch wenn sie da waren, hielt er sich würdig, bitter, wortkarg. Seine Tochter, die weißhäutige, schwarzhaarige Tullia, war nicht redseliger. Dorion mußte ihre Versuche, Josef zu Gesicht zu bekommen, teuer bezahlen.

Der Knabe Paulus schien sich in der strengen Atmosphäre Valers wohl zu fühlen. Da die Bindung zwischen ihm und der Mutter und zwischen ihm und Phineas nicht mehr so eng und sicher war wie früher, da es so schwerhielt, dem Vater näherzukommen, wußte er es zu schätzen, wenn man ihm Neigung entgegenbrachte, und er merkte trotz der Einsilbigkeit des Alten bald, daß der ihn mochte. Es schien ihm ehrenvoll, daß Valer in ihm einen heranwachsenden Römer sah, und wenn der Alte ab und zu ihn und seine Tochter Tullia seine Kinder nannte, war das für Paulus ein Fest.

Das Kind Tullia war immerhin zweiundzwanzig Jahre alt; doch hätte, wer nicht Bescheid wußte, sie eher für die Enkelin als für die Tochter Valers gehalten. Ihr langer, weißgesichtiger Kopf saß kindlich steif auf dem zierlichen Hals über den schmalen, fallenden Schultern, und unter der hohen, sehr schwarzen, kunstvollen Frisur wirkte die Haut des Gesichtes ungemein zart. Josef, der seine Hausgenossen vom obern Stockwerk so wenig liebte wie diese ihn und sich gern über sie lustig machte, hatte gelegentlich zu Marull gesagt, Tullia sei jetzt schon mit ihren zweiundzwanzig Jahren eine alte Jungfer, und als Marull erwiderte, er finde die steife, spröde Anmut des Mädchens nicht ohne Reiz, hatte Josef lebemännisch den Ovid zitiert: »Nur die ist keusch, um die keiner wirbt.« Doch Marull war damit nicht einverstanden. Er fand, und nicht als einziger,

Tullia zwar scheu, aber keineswegs säuerlich und sah in ihrem Hochmut nur eine Maske ihrer Verlegenheit. Wie sollte sie auch, von ihrem kauzigen, querköpfigen Vater zu einem abgesperrten Leben gezwungen, gesellige Talente entwickeln?

Um diese Zeit wurde der Tempel der Göttin Rom renoviert. Die flavische Dynastie pflegte den Kult der Göttin mit Eifer, und Titus beauftragte keinen Geringeren als den Bildhauer Basil, ein neues Erzbild der Göttin zu gießen. Raunzend unterzog sich der beschäftigte Mann der Aufgabe, und niemand bekam sein Werk zu sehen, bevor das Heiligtum neu geweiht wurde. Dann, zur Verblüffung aller, zeigte die Göttin ein sehr anderes Aussehen als bisher. Nicht die wuchtige Heroine, die man gewohnt war, hob sich auf dem Sockel, sondern eine schmale, strenge Mädchenfigur mit einem rührenden, ernsten und kindlichen Antlitz, und ihre gewaltigen Attribute, Mauerkrone, Füllhorn, Lanze und Schild, unterstrichen, durch den Gegensatz, die strenge Zartheit der Gestalt und des Antlitzes. Die eigenwillige Modernität des Bildwerks erregte in den Kunstkreisen Roms heftige Kontroversen. Auch Phineas ließ es sich nicht nehmen, mit seinem Zögling die Statue zu besichtigen.

Ihm, der von jeher ein Anhänger des Basil gewesen, gefiel dessen neue Schöpfung außerordentlich, und in lebhaften Worten setzte er dem Paulus die Schönheiten der Statue auseinander. Paulus stand lange vor dem Erzbild, betrachtete es aufmerksam, hingegeben, aber er äußerte kein Wort. Phineas fand, das Gesicht der Göttin sei ungeheuer lebendig, sicherlich sei es ein Porträt, es erinnere ihn auch an ein bestimmtes Gesicht. Lange besann er sich vergeblich, an welches. »Aber natürlich«, erinnerte er sich endlich, »das ist doch unsere Tullia.« Doch da wurde der bisher stille Paulus lebendig. Heftig schüttelte er den dünnen, braunhäutigen Kopf. »Nein, das ist nicht unsere Tullia«, erklärte er, und »Das ist nicht unsere Tullia«, beharrte er, als Phineas ihn auf die Ähnlichkeit der Einzelzüge hinwies.

Dorion war erstaunt, als, bei dem nächsten Zusammensein mit Valer, ihr Paulus plötzlich in eine der vielen Pausen des Gesprächs, sich an Tullia wendend, jungenhaft hineinplatzte:

»Nein, er hat Sie nicht getroffen.« Zuerst verstand Dorion nicht, was er meinte; Tullia aber verstand sogleich, und in ihr schmales, zartes Gesicht stieg eine leise Röte. »Was soll das heißen, Paulus?« tadelte Dorion. »Wer hat unsere Tullia nicht getroffen?« – »Der Bildhauer Basil natürlich«, erwiderte Paulus, ein bißchen verlegen über sein früheres Ungestüm, und mit altkluger Sachverständigkeit verteidigte er sich: »Jedermann sagt, die Göttin Rom sei Tullia so ähnlich. Nicht wahr, mein Phineas, auch Sie haben es gesagt. Aber nein, es stimmt nicht, sie hat gar keine Ähnlichkeit.« Dem Senator hatte es in seinem Innern geschmeichelt, daß man seine Tochter zum Modell der Göttin Rom erwählt hatte, aber »Es ist auch besser so«, grollte er jetzt, während Tullia weiß, streng, unnahbar hochmütig dasaß. Dorion, mit einem ganz kleinen Lächeln, verwies ihren Jungen: »Du nimmst dir allerhand heraus, Paulus.« Und zu Valer, entschuldigend, sagte sie: »Er glaubt, weil er der Enkel des Malers Fabull ist, sei er der geborene Kunstkritiker.«

Als man sich zum Gehen anschickte, durchbrach Paulus seine Scheu noch mehr. Wider Willen errötend, den Atem nicht ganz in seiner Gewalt, fragte er Tullia, ob sie nicht einmal nach Albanum herauskommen wolle, damit er ihr sein Ziegengespann vorführen könne. Dorion war angenehm verwundert, daß ihr sonst so zurückhaltender Sohn in der verstaubten, musealen Luft dieses Hauses so aus sich herauszugehen wagte, und als er Tullia gar noch aufforderte, mit ihm in Albanum Ball zu spielen, unterstützte sie ihn: »Er ist wirklich kein schlechter Spieler. Sie werden keinen leichten Stand gegen ihn haben, meine Tullia.« Das Mädchen erwiderte, sie habe nur als Kind Ball gespielt, solange sie noch das Gut in Campanien hatten; seither habe sie viel verlernt. »Man braucht Sie nur anzusehen«, sagte stürmisch Paulus, »und man weiß, daß Sie der geborene Champion sind. Wenn Sie erst zweimal wieder gespielt haben, vertraue ich Ihnen ohne weiteres meine Glasbälle an.« – »Wir könnten sie dir nicht ersetzen, mein Paulus«, erwiderte das Mädchen, und das Lächeln, mit dem sie von ihrer Armut sprach, ließ sie noch stolzer erscheinen.

Paulus ging jetzt oft in den Tempel der Göttin Rom, trotz-

dem er nicht an seinem Wege lag, und die Priester und Tempeldiener freuten sich über den jungen, eifrigen Verehrer.

Übrigens riß sich Tullia wirklich aus dem Haus im sechsten Bezirk los und fuhr nach Albanum. Sie taute während des Ballspiels sichtlich auf und erwies sich als eine nicht ungeschickte Partnerin. Gleichwohl zog es Paulus auch beim viertenmal noch vor, mit Lederbällen zu spielen und seine Glasbälle zu schonen.

Seinem Vater erzählte er nichts von seiner neuen Freundschaft. Es war ein Zufall, der sie Josef entdecken ließ. Eines Tages nämlich, als er den Knaben allein hatte warten lassen, fand er ihn eifrig damit beschäftigt, wieder, wie früher, aus Kitt ein Figürchen zu kneten. Noch immer war in Josef der heftige Widerwille gegen alles Bilderwesen, und es verdroß ihn, daß der Junge jetzt von neuem damit anfing. »Was ist das, was du da machst?« fragte er und nahm die halbfertige Figur in seine Hand. »Es sollte eine Göttin werden«, sagte, ein wenig befangen, Paulus. Den Josef kränkte es, daß sein Sohn in seinem Hause Götterbilder anfertigte. Aber er verbarg seinen Unmut und fragte ruhig: »Was für eine Göttin?« Paulus hatte nicht gelernt, zu lügen. Überrötet sagte er: »Es ist die Göttin Rom. Aber eigentlich ist es keine Göttin, es ist deine Hausgenossin Valeria Tullia.« Josef war erstaunt, er fragte weiter, und Paulus erzählte, ein wenig zögernd, aber ehrlich, von Tullia, der Göttin Rom und dem Ballspiel.

Natürlich wußte Josef, daß die Freundschaft zwischen seinem kleinen Sohn und Tullia nichts weiter war als eine Jungensneigung, wie er selber sie im Alter des Paulus oft gespürt hatte. Dennoch war es ihm unbehaglich, daß sich sein Sohn gerade in diese saure altrömische Tullia vergafft hatte. Die Verehrung des Malers Fabuli für alles Römisch-Strenge, Traditionelle hatte sich offenbar auf den Knaben vererbt. Das verdroß Josef. Er wollte, daß sein Sohn was mehr sei als ein Römer. Zum erstenmal überkamen ihn Zweifel, ob er damals recht getan hatte, als er den Jungen an Dorion zurückgab.

Er begann sich eifriger um Paulus zu bemühen. Unvermittelt, hastig, dringlich warb er um ihn. Aber es war zu spät.

Worte, die vor einigen Wochen den Knaben beglückt hätten, erreichten jetzt nur eben sein Ohr. Auch konnte Josef den Groll über sein römisch-griechisches Gehabe nicht immer zähmen. Die Wand zwischen Vater und Sohn wollte nicht fallen.

Eines Tages, als Paulus gerade zu Besuch war, kam Justus ins Zimmer; er hatte geglaubt, Josef sei allein. Er beschaute den Jungen, doch ohne Neugier. Das gefiel Paulus. Seit seinen Prozessen starrten die meisten, sowie sie erfuhren, wer er war, ihm frech und lange ins Gesicht. Justus aber saß dünn und streng da, beachtete ihn wenig, führte vielmehr eine gelassene Konversation mit seinem Vater, ihm oft widersprechend, ruhig und sachverständig, wie es schien. Der einarmige Mann mit den unnachgiebigen Ansichten machte Paulus einen immer stärkeren Eindruck, und er war verblüfft, als er aus dem Gespräch ersah, daß Justus Jude war. Als er gar erfuhr, daß er schon am Kreuze gehangen und lebendig wieder heruntergekommen war, ließ er alle stoische Zurückhaltung fahren. Knabenhaft dringlich fragte er ihn aus, lauschte offenen Mundes seinen Erzählungen.

Ja, dieser Jude Justus mit seinem erlesenen Griechisch, dieser Abenteurer, der aus seinem Heldentum kein Wesens machte, sondern es trocken ironisierte, nahm schon während der ersten Begegnung das Herz des Jungen gefangen. Nur schwer konnte sich Paulus vom Anblick seines entfleischten Gesichtes, seines leeren Ärmels losreißen, und als er, später als sonst, ging, erkundigte er sich eifrig, ob er ihn das nächste Mal beim Vater wiedersehen werde.

Josef wunderte sich, daß sein Sohn sich vor diesem Fremden mit einemmal so aufschloß. Es freute ihn, daß ein Jude dem Jungen so imponieren konnte, und es wurmte ihn, daß gerade Justus dieser Jude war. Als Paulus ihn eingehend befragte, wer und was denn dieser Justus sei, kämpfte er mit der Versuchung, ihm allerlei Unfreundliches über ihn zu sagen. Aber er überwand sich und erklärte seiner Überzeugung gemäß, dieser Mann sei unter den Lebenden der größte Schriftsteller. Ein klein bißchen kränkte es ihn, daß Paulus das ohne Widerspruch anhörte und nicht auf die Büste im Friedenstempel hinwies.

Mit geteiltem Gefühl sah er, wie sein Sohn mit wachsendem Eifer um den Einarmigen warb. So wortkarg sich der Junge im Gespräch mit ihm gegeben hatte, so gerne jetzt schwatzte er mit Justus. Sichtlich wurde die römische Tullia in seiner Neigung und Phantasie durch den Juden Justus abgelöst. Josef fand das gut, dennoch kratzte es ihn. Am meisten wurmte ihn, daß Justus sich die stürmische Liebe des Paulus gerade eben gefallen ließ. Er sah genau, was war: daß nämlich der Knabe der Werbende war und Justus ihn mehr abwehrte als ermutigte; trotzdem und wider alle Vernunft wuchs in ihm der Glaube, Justus nehme, ein unlauterer Rival, ihm seinen Sohn weg. Hinterhältig begann er, Paulus auszuhorchen, ob nicht Justus ihn gegen den Vater hetze. Es stellte sich heraus, daß Justus niemals auch nur das leiseste abfällige Wort über ihn sprach. Aber das tröstete ihn nicht. Wird nicht der feinhörige Knabe, auch ohne daß der andere spricht, seine Meinung über ihn heraushören? Kann überhaupt, wer Justus verehrt, den Josef achten?

Einmal, unvermittelt und bösartig, brach er ein Gespräch über Paulus vom Zaun. »Gefällt Ihnen mein Paulus?« fragte er. »Er gefällt mir nicht schlecht«, erwiderte harmlos Justus. »Sie finden ihn wohl sehr anders als mich?« bohrte Josef weiter. Justus zuckte die Achseln, erwiderte scherzend: »›Seid nicht wie eure Väter‹, heißt es in der Schrift.« – »Ein Wort, das den wenig stört, der keinen Sohn hat«, meinte Josef. »Ich glaube nicht«, überlegte Justus, »daß ich es meinem Sohn verübelte, wenn er mir nicht nachschlüge. Die Generation von heute«, fuhr er auf seine verallgemeinernde Art fort, »hat wenig Ursache, es ihren Vätern nachzutun. Die haben ihren ungeheuer blöden Krieg gemacht und sind, mit Recht, fürchterlich geschlagen worden. Können Sie da verlangen, daß Ihr Sohn sich an seinen jüdischen Vater hält und nicht an sein griechisches Teil? Es war schön und gut«, setzte er fast mit Wärme hinzu, »daß Sie ihn sich selbst überlassen und nicht mit Gewalt zurechtgebogen haben.«

Josef schwieg eine kleine Weile. Dann, leise und grimmig, sagte er: »Ich wollte, ich wäre damals nicht so weich gewesen.«

Justus sah ihn erstaunt an. »Bitte, überlegen Sie«, erwiderte er, ungewohnt sanft, »was sollte heute ein jüdischer Sohn von seinem Vater anderes lernen, als das Gegenteil zu tun von dem, was der getan hat, und das Gegenteil zu glauben von seinem Glauben? Die Väter sind gegen Rom aufgestanden. Die Söhne glauben nicht mehr an die Aktion. Sie sind mißtrauisch gegen das Tun, sie fallen den Minäern zu und ihrer Lehre vom Nichttun und vom Verzicht.«

»Mir ist eine Nacht im Gedächtnis«, spottete Josef, »und ein Gespräch an einem Brunnen, da fand ein gewisser Justus sehr höhnische Worte über Nichttun und Verzicht.«

»Habe ich etwas gesagt«, ereiferte sich Justus, »daß diejenigen recht haben, die an Nichttun und Verzicht glauben? Ich dachte nicht daran, und ich denke nicht daran. Ich verteidige nicht die Söhne. Sie sind aus dem gleichen schlechten Holz, die Jungen wie die Alten. Die Väter hatten kein Vertrauen in die eigene Kraft, sie fühlten sich, die einzelnen, schwach: darum machten sie sich eine Krücke, erfanden sich ihre Lehre von der Nation, bildeten sich ein, die Kraft und Größe der Nation stärke den einzelnen. Die Söhne haben sich für ihre Schwäche eine andere Krücke gezimmert, sie machen sich vor, ein Messias könne ihnen helfen, der für sie am Kreuz gestorben ist. Glaube an die Nation, Glaube an den Messias: Torheit beides, Ausfluß der eigenen Schwäche.«

»Das sind kluge Abstraktionen«, höhnte Josef, »und sie wären mir ein Trost, wenn ich keinen Sohn hätte. So aber habe ich einen Sohn, und er ist ein Grieche, kein Jude, und Ihre Allgemeinheiten helfen mir nichts.« Und er schloß grimmig: »Sie sind ein großer Schriftsteller, Justus von Tiberias, ein viel größerer als ich. Meinem Griechisch können Sie nachhelfen, vielleicht sogar meiner Philosophie: aber mit meinem Wesen und meinem Leben, mit meiner Wirklichkeit, muß ich leider allein fertig werden.«

Daß Josef dem Justus so bittere Worte sagte, geschah nicht nur um seines Sohnes Paulus willen. Vielmehr sprach aus ihm der Verdruß darüber, daß ihm sein neues Buch nicht gelingen wollte. Die Gegenwart des Justus hatte bald aufgehört, ihm

Sporn und Stachel zu sein, jetzt war sie ihm ein Vorwurf wie früher. Von wo immer er seine »Universalgeschichte« anpackte, die Arbeit geriet nicht, seine Sätze blieben wie er selber unbeschwingt, und mehr und mehr lähmte ihn Unlust.

Justus hingegen sprach davon, daß seine neue Reise in die Welt, nach Judäa und nach Rom, ihn von vielen Ressentiments geheilt, ihn in seinem individualistischen Stolz und seinem Glauben an die Sendung des Schriftstellers bestärkt habe. Sie habe ihm von neuem gezeigt, wie sehr die Menschen jenem Auf und Ab von Ziffern und Daten unterworfen seien, jenen politischen und ökonomischen Zusammenhängen, die man Schicksal nenne, wie aber gleichwohl ein anderes Bild des Lebens nur entstehe, wenn ein einzelner diese trockenen Ziffern und Daten in sein Herz aufnehme, sie mit seinen Säften befruchtend. An diesem seinem wahren Bild des Lebens also arbeitete er jetzt und dies sichtlich mit Lust und gutem Gelingen.

Josef nahm es wahr, und Neid zernagte ihn. Gespannt bat er den Freundfeind, ihm zu zeigen, was er seit seiner Ankunft in Rom zustande gebracht habe. Justus zögerte eine ganz kleine Weile, dann gab er ihm sein Manuskript. Er hatte aber während dieser Woche jene fünfzig Seiten über die Belagerung Jerusalems geschrieben, die später die Kenner als die beste Prosa des Jahrhunderts rühmten.

Josef las. Wie war hier klar und leuchtend gemacht, was innerhalb der Mauern Jerusalems vorgegangen war und was außerhalb, die vorgeschobenen Gründe der Juden und der Römer und ihre wahren, dieses ganze Knäuel von wirtschaftlichen, sozialen, religiösen, militärischen Interessen, von Glauben und Aberglauben, von Politik und Gottessehnsucht, von Ehrgeiz, Liebe und Haß der einzelnen. Wovon Josef auf dreihundert Seiten eine dunkle Ahnung gegeben hatte, das war hier auf fünfzig klar und scharf ins Licht gestellt. Josef las, und es hob sein Herz, daß einer das hatte schreiben können. Josef las, und es zerfraß sein Herz, daß der andere es war, der das geschrieben hatte.

Er gab dem Justus das Manuskript zurück. Er sagte: »Das ist das Beste, was Sie gemacht haben, Justus. Das ist das Beste, was einer in unserer Zeit gemacht hat. Jetzt ist alles und für

immer über den Krieg gesagt.« Seine Stimme war heiser, aber er brachte es über sich, diese Wahrheit auszusprechen.

Als er allein war, wog er. Er hat sich umgetan im Leben und in der Wirklichkeit. Er war nicht nur Schriftsteller, er war Staatsmann und Soldat gewesen. Die Herren der Welt ehrten, die schönsten Frauen der Stadt liebten ihn. Er hat sein großes Buch geschrieben, seine Bildsäule stand im Friedenstempel. Aber was er in einem mühevollen Leben und in einem dicken Buch zu sagen sich vergeblich bemüht hat, das hat dieser Justus auf seinen fünfzig Seiten gesagt. Und der Knabe Paulus, um den er so lange mit Einsatz seines Lebens gerungen hat, diesem Justus ist er von selber zugefallen.

Er spürte eine tiefe Leere in sich. Nachdem er die Seiten des andern gelesen hatte, schien es ihm sinnlos, selber weiterzuarbeiten.

Er schrieb Mara. Bat sie, beschwor sie, bald zu kommen. Ihre Gegenwart, glaubte er, werde ihm und seinem Werk neuen Wind geben. Aber er wußte, daß Mara bei ihrem Vorsatz bleiben und das Gut »Brunnen der Jalta« nicht verlassen werde, bevor sie ihre Arbeit dort zu Ende geführt hat.

Winter und Frühjahr waren vorbei, und Dorion hatte keine Gelegenheit gefunden, Josef zu sehen.

Der Tag kam, an dem sie von seinem Plan erfuhr, Mara zurückzurufen, sie zur Vollrömerin zu machen, sie wieder zu heiraten.

Es war Marull, der ihr davon erzählte. Es gelang ihr, sich zu beherrschen, lächelnd von Gleichgültigem zu sprechen, solange Marull blieb. Dann freilich, als sie allein war, packte sie die Nachricht mit ganzer Gewalt, sie atmete heftig, ihr Kopf schmerzte unerträglich, mit verfallenem Gesicht lag sie bäuchlings auf ihrem Sofa.

Daß Mara durch Josef zur Vollrömerin werden sollte, während sie selber es noch immer nicht war, schien ihr eine unerhörte Schmach. Sie vergaß, daß seinerzeit sie selber sich dagegen gesträubt hatte, ihre Ehe mit Josef legalisieren zu lassen, und daß sie jetzt, um Römerin zu werden, nur ein Wort zu Annius Bassus sagen mußte. Sie wollte nicht durch

Annius, durch Josef wollte sie Römerin werden, sie, nicht die andere. Was stand denn noch zwischen ihnen, seitdem er ihr den Jungen zurückgeschickt hatte? Schön, sie hatte darauf gewartet, daß dann er den ersten Schritt tun werde, und er hatte geglaubt, mit seinem Opfer genug getan zu haben. Ihr Standpunkt war gut, aber auch sein Argument ließ sich hören. Das Ganze war ein Mißverständnis. Das wäre ja zum Lachen, wenn sie, Dorion, diese Provinzjüdin nicht sollte aus dem Felde schlagen können.

Aber als zwei Stunden später Annius kam, hatte sie ihren Vorsatz, sich Josef zurückzuholen, vergessen, und in ihr war nichts als Wut. Diesmal begann sie, vor dem erstaunten Annius den Josef herunterzureißen. Sie sprach nicht lärmend wie Annius, sie sprach leise und leicht, aber sie machte sich bitterer über Josef lustig, als Annius je es hätte tun können. Sie kannte Josefs Wesen und Leben bis ins letzte, und aus dieser intimen Kenntnis holte sie alle jene kleinen Züge und Episoden, die ihr geeignet schienen, ihn lächerlich und widerwärtig zu machen, und breitete sie vor Annius hin. Der lachte, lachte immer mehr, lachte schallend. Allmählich aber stieß der maßlose Haß ihn ab, der sich, bei aller Eleganz der Rede, vor ihm auftat. »Laß, bitte, Paulus nichts von diesen Dingen hören«, war alles, was er am Ende auf Dorions Ausbruch zu erwidern hatte.

Mit diesem Ausbruch war übrigens Dorions Wut vorbei, und nichts mehr blieb als ihr Vorsatz, sich Josef zurückzuholen. Bevor Paulus das nächste Mal den Vater aufsuchte, gab sie ihm, die Stimme ein wenig gepreßt, Auftrag, ihn einzuladen, sich doch das Haus in Albanum anzusehen, das nun endlich fertig sei.

Zwei Tage später fuhr Josef nach Albanum. Er hatte kein Aug für die schöne, gewellte, frühsommerlich leuchtende Landschaft, kein Aug für die sanften Hügel, den lieblichen See, das weitstrahlende Meer, kein Aug für die schönen Villen die Hänge hinauf, die Seeufer entlang. Er kam ohne Plan, er wollte nichts von Dorion, aber er war seiner nicht sicher, wußte nicht, wie ihr Anblick, ihre Rede jetzt auf ihn wirken werde, war erregt und voll Unbehagen.

Diesmal erwartete sie ihn am Haupttor der Besitzung. Die Freude, ihn wiederzusehen, machte ihr Gesicht strahlen. Sie reichte ihm beide Hände, geleitete ihn ins Haus, war wie in ihrer besten Zeit, kindlich und spitz. Mit liebenswürdiger Aufmerksamkeit spähte sie nach jeder Änderung, die in ihm vorgegangen sein mochte, sagte ihm tausend nette, kleine Bosheiten, warb um ihn mit allem, was sie hatte. Jagte sogar den Kater Chronos aus dem Zimmer, als er Josef zu stören schien.

Sie gefiel Josef sehr, er kostete ganz aus, was an ihr reizvoll war. Doch das war alles. Er hatte sich dieser letzten Prüfung nicht ohne Angst unterzogen; bald und mit Freuden erkannte er: er hatte sie bestanden. Er war geheilt, und für immer, von jener Passion, die ihn so oft erniedrigt und ihn Dinge gegen seinen Willen und gegen seine Bestimmung hatte tun lassen. Er konnte mit dieser Frau Freundschaft halten, wenn sie wollte, aber niemals mehr wird er sein Leben oder sein Werk um ihretwillen gefährden. Er fühlte sich sicher und genoß mit Gelassenheit seinen Sieg.

Selbst den Phineas konnte er mit Gelassenheit sehen. Phineas hatte damit gerechnet, daß Josef ihm allerlei Bösartiges über ihre gemeinsame Vergangenheit sagen werde. Aber Josef sagte nichts dergleichen, er gestattete sich keine Äußerung billigen Triumphs, ja, er machte gutmütige, kleine Späße über das, was einmal ein Kampf auf Leben und Tod gewesen war. Diese Gelassenheit des Josef reizte den Phineas und machte ihn nervös, seine Überlegenheit schwand, sein großer Kopf wurde noch blasser und spannte sich angestrengt. Dorion aber fühlte sich durch die Wohltemperiertheit, die Josef in Rede und Verhalten bezeigte, tiefer gedemütigt, als jeder Hohn sie hätte demütigen können.

Als Paulus und Phineas sich entfernt hatten, machte sie einen letzten Versuch. Sie erzählte Josef, wie sehr Annius in sie dränge, ihn zu heiraten; allein er, Josef, habe nicht unrecht gehabt, Annius sei laut und falle ihr manchmal auf die Nerven, es fehle ihm für viele Dinge, die ihr am Herzen lägen, das innere Ohr. Sie gab ihren Soldaten preis und wartete darauf, daß Josef ihr jetzt vorschlagen werde, den Annius zu verabschieden und wieder mit ihm zu leben.

Doch Josef schlug ihr nichts dergleichen vor. Vielmehr zeigte er sich um Dorions äußere Zukunft kühl besorgt und meinte, Annius, als nächster Freund des Prinzen, werde sehr wahrscheinlich einmal das Oberkommando der Armee erhalten, und Dorion möge es sich zweimal überlegen, ehe sie um kleiner Bedenken willen eine solche Chance ausschlage.

Dorion war, als Josef ging, blaß vor Wut, ihr Herz drohte zu versagen. Sie stellte die Statuette des Beschnittenen wieder auf, die sie weggeräumt hatte, bevor Josef kam, und als Annius sie das nächste Mal bat, den Termin ihrer Hochzeit festzulegen, hatte sie keinen Einwand mehr.

Die äußeren Dinge Josefs standen in diesem Frühsommer nicht schlecht. Seine Gesundheit war gut, Claudius Regin war freigebig, so daß er die Schulden abzahlen konnte, die die Lösung von Dorion ihm aufgebürdet hatte, seine literarische Geltung war seit der Aufstellung seiner Büste unbestritten, die Feindschaft der Juden gegen ihn hatte merklich nachgelassen, seitdem man wußte, wie der Großdoktor ihn geehrt. Trotzdem war das Glücksgefühl längst verflogen, das ihn bei seiner Rückkehr nach Rom überkommen. Er litt an seiner Unfähigkeit zur Arbeit, und die Zeit, die ihm sein ganzes Leben hindurch zu kurz gewesen war, wurde ihm jetzt zu lang.

Viele Stunden saß er in den Werkstätten des Alexas. Der Glasfabrikant selber und seine Vorarbeiter zeigten ihm die Feinheiten ihrer Kunst, führten ihm vor, wie man in die erhärtete Glasmasse Figuren schneidet, wie man mit listiger und komplizierter Methode die Masse färbt, wie man den spröden, zerbrechlichen Stoff zu ganz feinen Fäden spinnt, mittels deren man Goldplättchen einfügt. Aber es waren nicht diese Raffinements, die Josef anzogen, vielmehr konnte er stundenlang hocken und vor sich hin in den Schmelzofen starren, in dem aus Sand und Soda der neue Stoff entstand, das Glas; eine winzige Veränderung der Dosierung machte diese neue Masse edel oder unedel, und mit letzter Sicherheit konnte selbst der Sachverständigste das Resultat nicht vorherbestimmen. Auch der Herstellung der einfachen Glasgeräte schaute Josef oft und lange zu. Es fesselte ihn, wie die Arbeiter ihre

simpeln Formen, kleine und größere Gefäße, schmälere und mehr bauchige, mittels ihrer langen Pfeifen aus der heißen Masse herausbliesen, gegen eine eiserne Platte, dergestalt, daß die geblasene Masse die gewünschte Figur annahm. Immer von neuem wunderte er sich, wie dann ein Tropfen Wassers genügte, das Geblasene von der Pfeife zu sondern. Er schaute zu, wie zwei Arbeiter, jeder mit seiner Pfeife, Formen ineinanderbliesen, den Hals des Gefäßes der eine, den Bauch der andere, und es machte ihn nachdenklich, wie in jedem einzelnen Fall Kunst und Glück sich mischen mußten, ehe auch nur das Einfachste gelang. Denn auch dem Geübten konnte es geschehen, daß in der heißen Masse infolge irgendeines unvorsehbaren Zufalls ein Loch entstand, eine Höhlung, die das Geblasene wertlos machte oder es gar noch vor der Vollendung und mit Gefahr des Arbeiters zerspringen ließ.

Alexas hatte längst gemerkt, daß Josef nicht mehr der Mann war, der keinen Glückwunsch brauchte. Oft betrachtete er ihn, hockte sich wohl auch für eine Weile neben ihn, dick, trüb und schweigsam, und es war ihm sehr leid, daß nun auch dieser einzige Glückliche, den er kannte, nicht glücklich zu sein schien.

Josef aber saß und sah dem Werden der Glasfiguren zu: wie die erträumte Form bald glückte, bald mißlang, ein neckisches, tückisches Spiel, abhängig von der Kunst des einzelnen, doch nicht von ihr allein, ein Bild des Lebens. Denn wessen Leben war nicht gemischt aus seinem eigenen Wesen und aus einem Andern, Unerforschlichen, mochte man dieses Andere ökonomische Verhältnisse nennen oder Schicksal oder auch Jahve. Und wer selber wäre nicht gemischt wie der Stoff, aus dem diese Formen herausgeblasen wurden, aus vielen zufälligen Bestandteilen, die untrennbar ineinandergefügt waren und trotzdem so, daß einmal an seinem bestimmten Tag ein jeder von diesen Bestandteilen zu seiner Wirkung kam. War er selber, Josef, nicht gemacht aus Hohem und sehr Niedrigem, aus gemeiner Gier nach Geltung und Genuß und aus reiner Liebe zum Guten und Schönen, aus Schleim und Kot und Gottes Hauch und Lehre, aus der Geschichte seiner Väter und seinen eigenen Süchten, aus einem Stück Moses und einem

Stück Korah, aus einem Stück Kohelet und selbst aus einem Stück Pedan? Und während die Flammen vielfältig und vielfarbig auf und nieder gingen, groteske Schatten werfend, dachte Josef an die zahllosen Bilder, aus denen sein Leben sich zusammensetzte, an die Ödnis Jerusalems, an seine Büste im Friedenstempel, an seinen Freund Justus, an seinen Sohn Paulus, an das Werk, an dem zu arbeiten ihm aufgetragen war und das er wahrscheinlich nie wird vollenden können.

Er atmete auf, als Justus Rom verließ und nach Alexandrien zurückkehrte, um dort sein Werk zu vollenden.

Das Schiff, das Justus forttrug, hatte Josef Maras Antwort gebracht. Sie teilte ihm mit, daß sie ihm ein Kind geboren habe, ein Mädchen, und ihr Name sei Jalta. Sie werde mit dem Kind nach Rom kommen, doch sicher nicht vor dem späten Herbst, mit einem der letzten Schiffe.

Um diese Zeit schrieb Josef den »Psalm vom Glasbläser«.

Der häßlichen, ungestalten Masse gleich
In der Pfeife des Glasbläsers
Sind wir, und keiner von uns weiß,
Was aus ihm wird.
Des Glasbläsers Hauch macht aus uns
Kleines bald, Niedliches, Puppiges,
Nett anzuschauen oder auch häßlich,
Dann wieder Großes, Bauchiges, gut zum Gebrauch,
Oder auch Plumpes, Ungefüges.

So formt uns unser Schicksal,
Die Welt der Daten und Ziffern um uns.

Doch nicht immer gerät
Nach Willen die Form
Dem Bläser. Oft in der Masse
Bläht es sich, daß sie
Zerspritzt, ihm versengend das Antlitz.

So hat auch ihre Grenze
Die Welt der Daten und Ziffern.
Über ihr ist
Ein Unerforschliches, die große Vernunft,
Und ihr Name ist: Jahve.

Ein hoher Anblick ist es, wenn plötzlich
Aus Sand und häßlichem Stoffe,
Ersehnt und doch niemals
Mit Bestimmtheit gewußt,
Das große, vielfarbige Glänzen aufzuckt,
Dem Meister zur Freude
Und jedem Beschauer.

Aber was denn zuvor war
Das große Glänzen?
Ein Körnchen Sandes, nichts sonst, ein winziges
Teilchen stumpfer, unscheinbarer Masse.

Darum überhebe sich nicht
Das Glänzende, sondern bleibe bewußt
Seines Ursprungs: daß nämlich vordem
Ein Körnchen Sandes es war,
Nichts sonst, und daß keiner
Vermuten konnte das Glänzen, das später
Herausbrach aus ihm, und keiner die Gnade,
Die jetzt aus ihm leuchtet.

Und darum, zum Zweiten, bleibe der Sandkörnchen keines
Ganz ohne Hoffnung. Denn ihm gerade vielleicht
Ist es bestimmt, daß das Große
Aus ihm einst herausglänzt.

Und darum, zum Dritten, nicht stolz sei
Der Meister. Er haucht und haucht wieder
In den Stoff durch die Pfeife.
Doch nicht bei ihm steht es,
Ob die Form ihm gerät.

Diesem, er weiß nicht warum, verderben
Höhlen und Blasen sein Glas, und vergebens
Ist seine Mühe. Dem aber
Leuchtet, er weiß nicht warum, die Gnade, es wölbt sich
Schön ihm, wie er es wünschte, die Kugel,
Sein Glas ist
Edel und schimmernd des Lichtes.

Gegen Ende August, Josef war auf einige Tage nach Campanien gegangen, um der drückenden Hitze der Stadt zu entfliehen, teilte man ihm mit, der Bau der Josef-Synagoge sei nun so weit gefördert, daß die aus Jerusalem geretteten Thorarollen dort niedergelegt werden könnten.

Josef fuhr zurück nach Rom. Zusammen mit Doktor Licin besichtigte er das Bethaus. Der hohe, weiße Würfel des Baus paßte sich den Häusern ringsum an und wirkte dennoch fremdartig; während nämlich die Häuser ringsum sich dicht aneinanderpreßten, denn das Terrain war hier sehr teuer, stand der Rohbau der Synagoge hochmütig allein inmitten freien Raumes, schräg aus der Straßenzeile herausfallend; denn er war so gerichtet, daß die Beter das Antlitz nach Osten kehrten, nach Jerusalem.

Architekt Zeno führte die Herren. Das unterirdische Gewölbe, an dessen Ostwand der große Schrein stand, der für die siebzig Rollen bestimmt war, lag kühl, durch viele Luken fiel Licht ein, der Raum sah ruhevoll aus und doch voll Geheimnis.

Drei Tage später, in feierlichem Zug, brachten Josef und die Vornehmsten der römischen Juden die Thorarollen an den Ort ihrer neuen Verwahrung. Die Rollen waren umkleidet mit köstlich bestickten Geweben, geschmückt mit goldenen Kronen, aber darunter waren sie zerfetzt, blutbeschmiert, zertrampelt von den Stiefeln der Soldaten, die damals die Bethäuser des brennenden Jerusalem geplündert hatten. Josef rief sich zurück, wie er sie aus der Synagoge der alexandrinischen Pilger gerettet hatte. Er sah vor sich, wie er durch die Stadt gezogen war, sein goldenes Schreibzeug im Gürtel, in jedem Arm eine Schriftrolle, gefolgt von den gegeißelten, tau-

melnden Juden, denen er statt des Kreuzbalkens, an dem sie hatten sterben sollen, die Schriftrollen zum Tragen gegeben hatte. Er sah und hörte im Geist die Soldaten, die seine sonderbare Prozession verlachten. Jetzt lachte niemand über den Zug der würdigen Herren, die die Rollen in das von ihm erbaute Haus trugen; vielmehr schritten kaiserliche Beamte der Prozession voran und beschlossen sie, Soldaten der Leibgarde in ihren Paradeuniformen gaben das Schutz- und Ehrengeleit, und die Passanten, an denen der Zug vorbeikam, grüßten, neigten sich, verehrten die fremde Gottheit. Trotzdem hatte Josef ein unbehagliches Gefühl der Schutzlosigkeit und war froh, als die Rollen in dem kühlen, zwielichtigen Raum geborgen waren, in dem sie fortan verwahrt werden sollten.

Josef selber, als die andern gegangen waren, verweilte noch in dem Gewölbe, allein mit den Rollen. Er saß vor ihrem großen, schlichten Schrein, vor dem weißen, mit blassen Goldbuchstaben bestickten Vorhang, der vag an die Vorhänge des Tempels von Jerusalem erinnerte. Er wußte, daß eines der geschändeten Pergamente zwei Ausschnitte hatte in der Form von Menschenfüßen: ein Soldat hatte sich Einlagesohlen für seine Stiefel aus der Rolle herausgeschnitten, so daß in ihr die Stelle verstümmelt war: »Drücke den Fremden nicht in deinem Lande und liege ihm nicht hart an; denn ein Fremder bist du gewesen im Lande Ägypten.«

Josef spürte sich mit einemmal diesen Rollen körperhaft verwandt. Hier in dem Schrein versammelt waren seine Väter und Vorväter, und sie alle hatten nur gelebt, um in ihn einzumünden. Es war der Sinn und die Erfüllung ihrer Geschichten, wie sie verwahrt lagen in diesem Schrein.

Die Könige der Ägypter glaubten, sie könnten den Tod besiegen, wenn sie ihre einbalsamierten Leiber in mächtige, spitze, dreieckige Berge einschlössen. Nein, sie hatten das Geheimnis nicht, diese Toten: wir haben es. Mit ein paar Buchstaben, durch die Magie des Wortes, besiegen wir den Tod. In diesen kleinen Rollen haben wir Judäas Leben eingefangen, so daß es nie auslöschen wird. Das Reich Israel konnte untergehen, das Reich Juda, das zweite Reich Judäa, der Tempel: der Geist der Rollen ist unzerstörbar.

Er hielt Zwiesprach mit den Rollen des Schreins. Der Ausschnitt in der einen, blutbesudelten Rolle wurde ein großer, klaffender Mund, der zu ihm sprach. Alle taten sie ihre Münder auf, die Rollen, und sprachen zu ihm. Das halbhelle Gewölbe um ihn füllte sich mit Gestalten, wuchs, weitete sich, schon sah man keine Wände mehr. Israel war um ihn, zahllos wie der Sand des Meeres, endlos im Raum, endlos in der Zeit.

Was Claudius Regin ihm einmal gesagt hatte von den Geschichten und Situationen der Bibel, die er selber und in sich erlebt habe, wurde ihm plötzlich aus einem Wort zu einer Wirklichkeit. Er schwatzte mit den Unsichtbaren im Raum, mit seinen längst toten Vätern und Onkeln und Vettern. Ließ sich von ihnen belehren. Stritt mit ihnen. Drohte scherzhaft denen, die sich in ihrem Eifer für ihr Volk übernommen hatten, dem Pinchas, dem Esra und dem Nehemia. Unterhielt sich kopfwiegend weise mit dem klugen Mardochai über Sinn und Unsinn des Nationalismus. Er hatte von jeher gewußt, daß die Größe und Geschichte einer Nation die Kraft nur desjenigen mehren kann, der schon von Natur stark ist, daß sie aber dem Schwachen nicht weiterhilft. Wenn der sich auf die Nation stützen will, erweist sie sich als ein trügerisches Rohr, und der falsche Hochmut auf ihre Kraft nimmt ihm nur die Einsicht in die eigene Schwäche. Hoffe keiner, der selber schwach ist, er könne sich helfen, wenn er sich an andere klammert. Einem jeden wird die Rechnung präsentiert, jeder hat für sich selber zu zahlen, Kraft stärkt nur den Kräftigen, den Schwachen stößt sie vollends hinunter. Der weise Mardochai nickte beifällig mit dem etwas wackeligen Kopf, er meinte, er habe es immer gesagt, so viele Judenfeinde hätte man nicht erschlagen müssen nach dem Sturze Hamans, es seien übrigens, unter uns, auch nicht so viele gewesen, wie der Verfasser des Esther-Buches angab. Und im Hintergrund, verdämmernd, stand die riesige Gestalt des Jesajas und nickte.

Josef hörte zu, fragte, gab Rede und Widerrede, groß angeregt. Nein, keiner konnte besser die Geschichte der Judenheit schreiben als er, der ihr Für und Wider in sich selber austrug. Vaterländisch mit seinem Herzen stand er bei seinen Juden, weltbürgerlich in seinem Hirn stand er über ihnen, und nie-

mand besser als er erkannte die Grenzen, wo ihre Vaterlandsliebe anfing, Unsinn zu werden.

Er erhob sich, trat vor den Schrein, führte die Finger zum Mund, rührte den weißen, mit blassen Goldbuchstaben bestickten Vorhang, sich tief neigend. Und während er so stand, lastete auf ihm die Schwere seiner Aufgabe, aber gleichzeitig spürte er eine ungeheure Lust zum Werk und Zutrauen zu sich selber.

Beschwingt, voll von Gesichten, verließ er den Raum mit den Thorarollen, um den Weg zu beschreiten, den er bis in seine letzte Krümmung vor sich sah.

Claudius Regins fette Finger wirtschafteten in Papieren herum, holten Tabellen hervor, seine quäkende Stimme erläuterte sie. Der Gegenstand, über den er dem Prinzen Domitian vortrug, war schwierig. Es ging wieder einmal um jene Geländeschnitzel, die bei den Bodenzuteilungen an die Militärkolonien übriggeblieben und von den verteilenden Beamten oder von Privaten ohne weitere Rechtstitel eingesteckt worden waren. Der Brauch war Jahrzehnte hindurch geübt und von der Regierung geduldet worden. Vespasian aber hatte sich darangemacht, diesen unrechtmäßigen Besitz einzuziehen, und auf diese Art Terrains im Wert von zweihundertsechzig Millionen hereinbekommen. Als Stichtag, bis zu dem zurück man die Untersuchungen ausdehnte, hatte er den 9. Juni 821 seit Gründung der Stadt bestimmt, den Todestag des Kaisers Nero. Doch schon sein Kabinett hatte den Plan erörtert, den Stichtag noch weiter zurückzuverlegen, etwa bis zum 13. Oktober 807, dem Todestag des Kaisers Claudius. Die Werte, die man so konfiszieren könnte, waren beträchtlich. Frage war nur, ob sich die neue Dynastie durch solche Enteignungen nicht zu viele politische Feinde schaffte. Regin nun wollte zum Stichtag ein noch viel früheres Datum bestimmen, den 24. Januar 794, den Todestag des Kaisers Gaius. An Hand von vielen mit Schlauheit und Umsicht zusammengestellten Tabellen bemühte er sich, dem Domitian nachzuweisen, daß der politische Schaden geringfügig sei, vergleiche man ihn mit dem wirtschaftlichen Gewinn.

Domitian hörte zu, die aufgeworfene Oberlippe scharf auf

die Unterlippe gepreßt, wodurch sein Gesicht den Ausdruck gespannten Lauschens annahm. Er mochte den Claudius Regin nicht leiden, aber zweifellos gab es in wirtschaftlichen Fragen keinen bessern Sachverständigen. Domitian, nach etwa zehn Minuten, entschloß sich, auch in dieser Angelegenheit seinem Rat zu folgen.

Einmal entschlossen, hörte er dem Vortrag nun mehr mit halbem Ohr zu, ließ seine Gedanken abgleiten. Ekelhaft eigentlich, daß er mit Leuten wie diesem Regin soviel Zeit vertun muß. Aber man braucht sie fürs Regieren, sein Vater hat schon gewußt, warum er sich gerade mit diesem Halbjuden zusammentat, und er, Domitian, hat jetzt alle Ursache, sich einen genauen Plan zurechtzulegen für die Zeit, wenn er erst Kaiser sein wird. Die Berichte über das Befinden seines Bruders, die er auf dem Umweg über Marull erhält, beweisen, daß es höchste Zeit ist, sich vorzubereiten.

Er lächelt, wenn er daran denkt, daß er noch vor kaum einem halben Jahr ein sorgsames Projekt ausgearbeitet hat, aus der Hauptstadt, in der ihn der Argwohn des Titus festhält, nach Gallien zu fliehen oder nach Deutschland, um sich von den dortigen Armeekorps als Kaiser ausrufen zu lassen. Jetzt darf er solche phantastischen Projekte endgültig verabschieden, seine Aussicht auf den Thron ist gesichert. Erstaunlich übrigens, daß er, seitdem er diese Sicherheit hat, an Details, die ihn früher langweilten, ernsthaft Anteil nimmt. Mit der zunehmenden Gewißheit der Herrschaft wächst in ihm die vom Vater ererbte Lust am Organisieren, und wenn er sich von Annius Bassus übers Militärische, von Marull übers Politische, ja selbst wenn er sich von dem widerwärtigen Regin übers Wirtschaftliche vortragen läßt, diskutiert er leidenschaftlich jede Einzelheit ihrer komplizierten Darlegungen.

Er braucht, um folgerichtig denken zu können, Ruhe und Sammlung. Oft schließt er sich stundenlang ein; er weiß, seine Gegner behaupten, er verbringe diese Zeit damit, Fliegen aufzuspießen. Er läßt sie schwatzen. Mögen sie über seine Herrschsucht, über seine skrupellose Unsittlichkeit die tollsten Gerüchte verbreiten. Es ist ihm bekannt, daß man in den Kreisen des republikanischen Adels einen Brief von ihm her-

umzeigt, in dem er, damals fünfzehnjährig und von seinem Vater knappgehalten, dem Senator Palfurius Sura anbietet, die Nacht mit ihm zu verbringen, und dafür fünfhundert Sesterzien von ihm verlangt, eine beschämend niedrige Summe. Palfurius Sura ist ein Idiot, daß er sich dieses Schreiben hat stehlen lassen, aber noch idiotischer sind die Leute, die sich daran ergötzen, es zu lesen. Es ist gleichgültig, ob der Brief echt ist oder gefälscht: er wird mit jedem Tag gefälschter, er wird mit jedem schwächeren Atemzug des Titus gefälschter, und der Tag ist nicht fern, da er vollends falsch sein wird.

Hundertdreiundvierzig Millionen, erklärt Claudius Regin, kann man scheffeln, wenn man, wie er will, den Stichtag auf den 24. Januar 794 zurückverlegt. Titus würde wahrscheinlich auf diese Summe zugunsten seiner Popularität verzichten. Er selber denkt nicht daran. Hundertdreiundvierzig Millionen sind viel Geld. Solange er genötigt war, Geld von seinem Vater und seinem Bruder zu verlangen, hat er über eine solche Ziffer die Achseln gezuckt. Nun er selber damit rechnen soll, verändert sich ihm ihr Aussehen. Er wird, wenn er erst an der Macht ist, viel Geld brauchen. Er wird in großem Stil bauen. Für Lucia. Lucia ist der einzige Mensch, an dessen Meinung ihm liegt. Kaufen zwar läßt sie sich nicht. Nicht einmal ihr Lachen kann man kaufen. Sie lacht, wenn sie will.

»Der Kreis der betroffenen Personen«, sagt soeben Regin, »ist gar nicht so groß, wie man denken sollte. Es sind da ...« Domitian zwingt sich, nicht an den Tänzer Paris zu denken und nicht an die fünf oder sechs anderen Männer, von denen Rom vermutet, daß Lucia mit ihnen schlafe. Aber ganz vertreiben kann er die Vorstellung nicht. Dieser Paris wird überschätzt, geht es ihm durch den Sinn. Das kommt, weil so wenig Menschen wissen, was gut und was schlecht ist. Auch dieser Jude Josephus wird überschätzt. Sein Buch ist nicht übel, wahrscheinlich ist es sogar gut, aber es ist Narrheit, was alles sie davon hermachen. Ich mag ihn nicht. Er ist noch unsympathischer als Regin. Diese östlichen Menschen sind falsch. Man kann sie nicht fassen, sie haben etwas Öliges, und dieser Josephus ist noch gefährlicher als die Jüdin, an der Titus kaputtgegangen ist.

Er setzte sich gerade, sehr aufrecht, die Arme eckig nach hinten. Ja, dachte er, Titus ist kaputt. Es ist ein Segen für ihn, wenn er bald ein Gott wird. Man darf diesen Prozeß nicht verzögern. Marull muß einmal wieder mit Valens sprechen.

»Man müßte«, sagte gerade Regin, »anläßlich der neuen Vermessung für die Provinzen Ägypten und Syrien neue Agrarsteuern anlegen; es ist höchste Zeit.«

Es war höchste Zeit für mich, dachte Domitian, endlich mit Titus abzurechnen. Sonst hätte er sich unter die Götter verdrückt, ohne daß unsere Rechnung beglichen wäre. Länger als fünf Jahre hätte er es wohl auch ohne mich nicht gemacht; aber daß er durch mich fünf Jahre früher fort muß, ist ein guter Coup. Nur: er weiß nicht, daß ich es bin, durch den er fort muß, und merken lassen darf ich es ihn auch nicht. Sonst packt er noch zu. Nein, die Sache mit Julia war schon die einzige Lösung. Die Heirat mit ihr erst abzulehnen und sie ohne Heirat zu beschlafen, das war eine gute Idee, und es muß ihn treffen. Vor allem, weil sie es nicht gewollt hat, und wenn ich nicht so zäh und kräftig wäre, hätte ich's nicht durchgesetzt. Dabei ist sie hübsch, weiß, fleischig und tut einem wohl. Ich gäbe ein paar Millionen darum, wenn ich wüßte, wie er darüber denkt, mein Herr Bruder. Bestimmt hätte er sie nicht diesem faden Sabin zur Frau gegeben, wenn er nichts gemerkt hätte. Und daß er so eisern schweigt, beweist nur, wie sehr ihm die Geschichte an die Nieren geht.

Daß des Titus Sache mit Lucia ihm selber nach Ansicht der Römer ganz anders an die Nieren gehen mußte, wollte er nicht wissen, und er wußte es nicht.

Ich werde viele Reden zu hören bekommen, dachte er weiter, was er für ein guter Herrscher war und was ich für ein guter Herrscher bin. Sogar dieser Josephus hat mich in seinem Buch vorsichtshalber ein paarmal gerühmt. Das ist natürlich pure Falschheit und Speichelleckerei. Er ist ein Arschkriecher, dieser Josephus, und es ist unwürdig, daß man sich überhaupt damit beschäftigt, was ein Jud über einen schreibt. Aber angenehmer ist es doch, daß er nicht schlecht über mich geschrieben hat. Wenn Titus erst ein Gott ist, dann bleibt von ihm

nichts als dieser großmäulige, etwas schäbige Triumphbogen und das, was dieser Jud über ihn geschrieben hat. Ich könnte ihm eigentlich einen etwas anständigeren Triumphbogen hinstellen, wenn er erst ein Gott ist. Und so einen Kerl wie den Juden sollte man nicht reizen, daß er Schlechtes über einen schreibt. Aber ich mag ihn nicht. Ich begreife nicht, was Lucia an ihm findet.

Sie liebt Bücher. Die Memoiren ihres Vaters sind gut, ein wenig trocken, aber sehr klar. Ich glaube, im ganzen ist die Prosa unserer Epoche besser als ihre Verse. Mit meinen eigenen Versen ist auch nicht viel Staat zu machen. Mein Versroman über die Geschichte des Capitols ist eine Jugendeselei. Aber meine Prosa ist nicht übel. Jedenfalls habe ich, als ich den Essay »Zum Lob der Glatzköpfe« schrieb, ungeheuern Spaß daran gehabt. Und sicher ist es besser, ich selber lache über die Dünnheit meiner Haare als die andern.

Aber froh bin ich, daß ich es nicht mehr nötig habe, Verse zu machen. Wer selber verhindert ist, Taten zu tun, mag sich in Verse flüchten. Literatur ist ein guter Zeitvertreib für den, der sie schreibt, immer, und manchmal auch für den, der sie liest. Wenn ich erst soweit bin, werde ich die Literatur groß unterstützen. Das kostet nicht viel. Eine literarische Konkurrenz, auch wenn ich sie erstklassig aufmache, kostet noch nicht den hundertsten Teil eines anständigen Wagenrennens. Sie bringt natürlich auch weniger Popularität. Aber mehr Ehre. Wenn ich von den hundertfünfzig Millionen, die ich aus den enteigneten Terrainschnitzeln herausquetsche, nur drei Prozent für literarische Konkurrenzen und Preise stifte, dann sitze ich so dick in Ehre, daß das Gemecker über die Enteignungen nicht an mich herankann.

Unter dem Kaiser Domitian, meine Lieben, werden die literarischen Veranstaltungen anders ausschauen als jetzt. Ich muß es dahin bringen, daß man bei einer literarischen Konkurrenz nicht weniger fiebert als bei einem Wagenrennen. Nur: wen soll man heute zum Preisrichter machen? Pack. Gesindel. Sie wissen nicht, was gut ist und was schlecht. Man kann sie mit einem Hauch dahin bringen, daß sie schwarz heißen, was ihnen gerade noch golden war. Es lohnt nicht, ihr Kaiser

zu sein. Bei den Ziffern dieses widerwärtigen Regin weiß man wenigstens, woran man ist. Man sollte meinen, Literatur, Verse, das sei jenseits ihres Schmutzes. Aber wenn sie den Olivenkranz anlangen, wird er genauso dreckig, wie wenn sie Geld anlangen.

Späße zu machen, hat der Alte verstanden. Aber die besten Späße, die höheren, subtileren, hat er sich entgehen lassen. Es ist eine Scheißgeneration. Man muß die Menschen klein machen und sie demütigen, immer noch kleiner; dann vielleicht hat man manchmal das Gefühl, man selber sei groß.

Regin war schon eine ganze Weile verstummt. Domitian fuhr auf, riß sich zusammen. »Ich danke Ihnen sehr, mein Regin«, sagte er, »für Ihren Vortrag. Ich werde Ihrem Rat folgen, wenn es erst soweit ist.«

Regin entfernte sich gut gelaunt. Domitian war ein Lump, seine Seele war zerfressen und verkommen. Aber von seinem Vater geerbt hatte er das Talent fürs Organisieren und eine gute Rechenhaftigkeit. Claudius Regin fühlte sich neu belebt, nun er Gelegenheit witterte, sein sportliches Interesse an der Ordnung der Reichsfinanzen wieder sinnvoll zu betätigen.

Im Spätsommer, als die Hitze nachließ, lebte Titus plötzlich auf. Am zweiten September wurde bekanntgegeben, daß der Kaiser, der sich ziemlich lange nicht mehr gezeigt hatte, am vierten der Eröffnung der Großen Spiele im Amphitheater beiwohnen werde.

Rom freute sich. Die Gerüchte von der Krankheit des Titus hatten die Stadt beunruhigt. Domitian war unbeliebt, die Furcht vor dem übeln Nachfolger steigerte die Liebe zu dem regierenden Kaiser. Zudem war die Stadt erregt durch Kundgebungen des falschen Nero, der noch immer nicht erledigt war. Jede Woche tauchten neue Proklamationen auf, in denen der Prätendent – Enkel des Augustus, Abkömmling des Julius Cäsar und der Göttin Venus nannte er sich – verkündigte, er sei den Nachstellungen eines verräterischen Senats entgangen und werde in allernächster Zeit aus dem Osten hervorbrechen, den Blitz in der Hand, um die flavischen Emporkömmlinge zu vernichten. Seit einem Jahr fast hielt dieser Nero die asiati-

schen Provinzen in Atem, offensichtlich unterstützt von den mächtigen Grenznachbarn der Römer, den Parthern. Schon sprach man von einem neuen parthischen Krieg, und es war gut, daß sich der Walfisch endlich einmal wieder seinem Volke zeigte.

Zehntausende also wohnten dem feierlichen Opfer bei, mit dem der Kaiser die Spiele einleitete. Der weiße Stier wurde herbeigeführt, der Großpriester hob das Messer, schon machte Titus sich bereit, mit der Schale das Blut aufzufangen, um es vor dem Altar auszugießen. In diesem Augenblick, unmittelbar vor dem tödlichen Stich, riß sich der Stier los und brach, den Strick noch um Bein und Hals, unter die schreiende Menge. Panik entstand, viele wollten später aus dem heitern Himmel Donner gehört haben. Titus tat, als schrecke ihn das böse Zeichen nicht. Sein schlaffer, breiter Knabenkopf, der in den letzten Tagen ein bißchen Farbe angenommen hatte, erblaßte freilich wieder, und die engen Augen, schläfrig und entzündet, verschwanden fast völlig unter den Lidern. Aber er stand ruhig da und wartete, bis der Stier wieder eingefangen und das Opfer vollendet war. Dann, wie er es angekündigt, fuhr er pomphaft ins Amphitheater.

Dort freilich saß er verfallen auf seinem mächtigen Sessel, und es kostete ihn Mühe, dem Zuruf der Massen gebührend zu danken. Der Anblick des gewaltigen Baus, der festlichen Zuschauer, der Menschen und Tiere, die in der Arena zu seinen Ehren und seinem Ergötzen starben, machte ihn nicht froh. In ihm war ein vages Gefühl, daß er das letztemal hier sitze und seine so teuer erkaufte Beliebtheit genieße. Daß das Opfer mißglückt war, ängstigte ihn. Es machte ihn trüb, daß es nicht gelang, das Andenken des Nero im Volke totzutreten, trotzdem er selber und seine Vorgänger in den vierzehn Jahren seit dem Sturz des Kaisers sich bemüht hatten, alle seine Bauten zu vernichten und seine sichtbaren Spuren zu tilgen. Nur mit Anstrengung hielt Titus die vier Stunden durch, die er der Sitte zufolge im Amphitheater bleiben mußte. Er wollte Rom los sein, er wollte unmittelbar nach der Eröffnung der Spiele auf seine Besitzung bei Cosa fahren, er freute sich auf die ländliche Ruhe dieses primitiven Gutes, das er belassen hatte,

wie sein Vater und sein Großvater es übernommen. Er atmete auf, als endlich die vier Stunden vorbei waren und er den Wagen besteigen durfte.

Doch kaum hatte er das Weichbild Roms hinter sich, als ihn eine pressende Übelkeit anfiel. Er hatte sich danach gesehnt, die würdige Haltung aufzugeben, die er sich diese vier Stunden über hatte abzwingen müssen. Aber er durfte auch jetzt seine Erschlaffung nicht genießen. Krämpfe würgten, ein wildes Fieber schüttelte ihn. Der Arzt Valens schickte Kuriere nach Rom, die Kaisertochter Julia, Domitian, Lucia herbeizurufen.

In dem altmodischen Gutshaus dann, in der Nische, auf dem breiten Bett, das sich nur ein paar Handhoch über dem Boden erhob und in dem sein Vater gestorben war, lag der Kaiser Titus. Eine Woche lang lag er da und noch zwei Tage, und er wußte nicht, daß er dalag.

Manchmal unterhielt er sich mit Nero. Es war nicht ganz klar, mit welchem Nero, mit dem Jüngling, der schüchtern und ungelenk, mit dem Manne, der schön und bezaubernd, oder mit dem früh Gealterten, der fett und launisch wie ein verblühtes Weib war. Titus wollte gern herausbringen, mit was für einem Nero eigentlich und wieso überhaupt und worüber er mit ihm sprach. Aber das war schwer; denn Nero hatte einen goldenen Kopf auf wie die Kolossalstatue, und das Geglitzer des Kopfes machte alles undeutlich. War es denn überhaupt der richtige Nero? Er hatte doch selber Auftrag gegeben, den Kopf des Kolosses mit dem seines Vaters zu vertauschen, und jetzt hatte Nero trotzdem seinen eigenen Kopf. Das war eine ungeheure Frechheit und ängstigte den Titus. Wie soll man denn einen so gewaltigen Kopf abhauen, wenn er aus Gold und der Mann, dem er gehört, überdies schon tot ist? Er wandte sich an Britannicus, seinen Jugendgespielen, mit dem er erzogen worden war. Der hatte sich glücklicherweise in den langen Jahren seines Totseins nicht verändert. Aber auch er wußte keinen Rat, und trotzdem sie jetzt zu zweit waren, wollte es ihnen nicht glücken, Nero den goldenen Kopf abzuhauen. Der tat vielmehr immer wieder den Mund auf und sagte: »Ich, Claudius Nero, Enkel des Augustus, werde hervorbrechen aus dem Osten, den Blitz in der Hand.«

Plötzlich wußte Titus, warum der Kopf nicht herunterging: es lag an dem Glasaug. Wenn aber der Mann das Glasaug hatte, war er doch gar nicht Nero. Titus suchte und suchte, er konnte nicht daraufkommen, wer er war, der mit dem Glasaug. Es handelte sich um die Befehlsausgabe, so weit sah er klar, und die Befehlsausgabe war gefährlich. Wohl hatte Titus am Wortlaut schlau und lange gebastelt, man konnte ihm auch nichts nachweisen, aber zweideutig blieb die Befehlsausgabe trotzdem, und der mit dem Glasaug merkte es auch, er schnupperte mit der frechen, weitnüstrigen Nase und blinzelte den Kaiser an. »Belästigt der Gegner die Lösch- und Aufräumekommandos«, las er, und nun war es doch wieder Nero. Das Glasaug stand ausgezeichnet zu dem goldenen Kopf, der ganze Mann wirkte lasterhaft, aber eminent aristokratisch. Unsinn. Er hatte gar keinen goldenen Kopf, er hatte ein nacktes, rotes Gesicht und sah vulgär aus. Natürlich war das nicht Nero; denn diejenigen, die vulgär aussahen, das waren ja sie selber, die Flavier, während Nero auch in der letzten, schmutzigsten Ausschweifung der Aristokrat blieb, der Nachfahr des großen Julius und der Venus.

Wenn der Bursch die Befehlsausgabe falsch versteht, dann geht alles schief, dann wird geschossen, und der mühsame, kostspielige Neubau des Capitols fällt wieder ein. Er hat schon zu Ende gelesen, gleich wird er kehrtmachen. Titus muß den gefährlichen Befehl widerrufen, sofort, im nächsten Augenblick wird es zu spät sein. Er möchte auch, aber er kann nicht; das drückt ihm beinahe den Magen ab. Dabei steigt die Frau bereits die Tempelstufen hinauf. Es ist die Heilige Straße, und es ist die Äbtissin der Vestalinnen, und er, Titus, geleitet sie, denn als Kaiser hat er das Erzpriesteramt angenommen. Er bleibt ein wenig zurück, er muß sehen, wie sie geht, denn sie geht nicht, sie schreitet, sie »wandelt her«, es gibt, um ihren Gang zu kennzeichnen, kein anderes als das homerische Wort. Er darf nicht länger hinter ihr zurückbleiben, er muß neben ihr gehen, das Zeremoniell verlangt es, und den Befehl muß er auch in Ordnung bringen. Sonst schießen sie. Wahrscheinlich werden sie schießen, wenn sie gerade auf den Stufen des Capitols ist, und dann zerschießen sie das Bein, und soll er es

zerschießen lassen oder nicht? Seine Begierde, das Bein der Vestalin zu sehen, brennt ihn immer mehr, er muß es sehen, von der Sohle bis hinauf zu den Schenkeln, er muß es streicheln, drücken, kneten, pressen. Sie sollen schon schießen, er freut sich darauf, zuzuschauen, wie sie das Bein zerschießen. Worauf warten sie denn? Ja, natürlich, auf den Kerl, den Namenlosen mit dem goldenen Kopf und dem Glasaug. Der steht noch immer mit seinem Befehl. Aber jetzt dreht er sich um, und dann wird es gleich zu spät sein, dann schießt er, der Hauptmann Pedan.

Titus lacht, leuchtet auf. Pedan heißt er. Selbstverständlich. Daß ihm das nicht gleich eingefallen ist. Dreiundvierzig Jahre, und schon läßt sein Gedächtnis nach. Er stenographiert den Namen in die Luft: Pedan, Hauptmann Pedan von der Fünften. Er stenographiert ihn mehrmals, damit er ihn ja im Kopf behalte. Pedan von der Fünften, Inhaber des Graskranzes.

Die Frau mittlerweile schreitet noch immer. Jetzt hat sie ihr langes Priesterkleid gerafft wie eine Tänzerin, und er kann das Bein bis hinauf zu den Schenkeln sehen, nackt. Der Anblick ist erfreulich und äußerst unzüchtig. Wer hätte gedacht, daß die Äbtissin der Vestalinnen ein so junges, schönes Tänzerinnenbein hat?

Da ist man schon im Heiligsten des Tempels. Aber wo ist denn die Jupiterstatue geblieben? Ist der Capitolinische Jupiter auf einmal gestaltlos geworden? Haben diejenigen recht, die behaupten, es stehe nichts im Allerheiligsten? Das wäre ein Unglück. Man könnte dann ja gar nicht opfern. Es wird auch nichts mit dem Opfer. Der weiße Stier reißt sich los. Ein böses Zeichen. Aber er darf sich nicht anmerken lassen, daß ihm das etwas ausmacht. Es ist ihm furchtbar übel, aber er muß hier bleiben, aufrecht, und Disziplin wahren und warten.

Da steht ja doch etwas im Allerheiligsten. Das Bein steht darin, natürlich, das Bein der Frau, das herwandelnde, herrliche, dieses niederträchtige Bein, das ihm das Hirn verrückt gemacht hat. Es ist ein ungeheures Verbrechen, daß dieses Bein in der Zelle des Capitolinischen Jupiter steht. Es muß fort, er muß es zertreten, in Stücke schmettern, dem Erdboden gleichmachen. Es muß heraus, das da, das Bein. Hep, Hep, es

muß herunter. Plötzlich steht sein Vater hinter ihm; vertraulich, mit seiner knarrenden Stimme, gibt er ihm einen Rat. Es ist ganz einfach. Man muß nur das Bein durchhauen, dann fällt der Kopf des Nero von selber herunter. Da hat der Alte recht, wie so oft. Jedermann muß einsehen, daß es leichter ist, die Sehne eines fleischernen Beines zu durchschneiden als einen metallenen Kopf. Er nickt seinem Vater zu, hebt das Schwert.

Er fährt hoch. Etwas Scharfes, Schmerzvolles und gleichzeitig Wohltätiges schneidet in ihn ein. Man reibt ihm den Körper mit Schnee ab, der brennende Frost bringt das Fieber zum Fallen, dämmt seine Phantasien.

Er erkennt, wo er ist: im Gutshaus bei Cosa. Er lächelt. Hierher hat er gewollt. Es ist alles genauso gegangen, wie er es gewollt hat. Er hat durchgehalten, er hat die Spiele eröffnet, seine Römer haben sich gefreut. »O du Liebe und Freude des Menschengeschlechts«, haben sie ihm zugerufen und, noch hat er ihren zärtlichen Tonfall im Ohr: »O du unser sehr gutes, sehr großes Walfischlein.« Und jetzt ist er auf dem Gut und hat es überstanden. Zwei Wochen Ferien wird er sich gönnen, drei Wochen, während deren er nichts tut und nichts denkt. Und dann, wenn er ausgeruht nach Rom zurückkommt, wird er die Steuerprojekte überprüfen, die Claudius Regin ihm vorgelegt hat, und den Krieg gegen die Parther vorbereiten.

Da ist ja auch Bübchen. Bübchen hat sich gefügt, es ist Titus gelungen, ihn klein und geschmeidig zu machen. Geld freilich hat es gekostet. Wenn man hier das Gut bei Cosa mit Bübchens Bauten bei Albanum vergleicht: ein billiger Bruder ist Bübchen nicht. Und ganz zahm ist er auch noch nicht. Diese Sache mit Julia, sicher hat er ihm nur einen Tort antun wollen. Es ist ein kümmerlicher Tort, es ist merkwürdig, daß Bübchen nichts Besseres eingefallen ist, dieser Streich jedenfalls ist ihm gründlich danebengeglückt. Titus ist nicht weiter gekränkt. Wenn Bübchen seine Julia gefällt, dann gönnt er ihm und ihr das Vergnügen. Die weiße, fleischige Julia ist freilich etwas wählerisch, und es ist fraglich, ob ihr Domitian gefällt. Wie immer, es bleibt ein kahler, einfallsloser Spaß, durch den Bübchen es ihm zeigen will. Was ist das schon für eine »Rache«? Lucia, er hat dem andern Lucia ausgespannt, und

wenn Julia auch sein eigen Fleisch und Bein ist, niemand kann sie im Ernst mit Lucia vergleichen. Im übrigen, Julia scheint nicht gewollt zu haben, Lucia aber hat gewollt. Und Titus lacht, er lacht hoch und fein, hi, hi, lacht er über die ärmliche, ohnmächtige Rache des andern.

Daran, daß er vielleicht deshalb hier liegt, weil Domitian es so gewollt hat, denkt er nicht.

Vielmehr richtet er – den Kopf kann er nicht bewegen, wohl aber die Augen – den Blick auf Lucia. Da ist sie ja, Lucia, denkt er. Wenn er ihr früher begegnet wäre, wäre sein Leben anders verlaufen. Aber auch so ist es gut. Die Anerkennung seiner Römer hat er, die Dynastie sitzt fest, kein Nero kann ihn mehr schrecken. Da liegt er und schwitzt. Es ist ein gesundes Schwitzen, diese Krankheit ist die Krise, und mit ihr schwitzt er den Osten völlig aus seinem Blut heraus. In Zukunft wird keine Jüdin ihn mehr in Versuchung bringen.

Aber warum sind sie eigentlich alle da, Bübchen, Julia und Lucia? Aha, wegen seiner Krankheit. Er war offenbar sehr krank. Aber jetzt hat er es hinter sich. Keine kleine Enttäuschung für Bübchen. Und Titus lächelt ihm zu, amüsiert, spöttisch, bittet ihn durch seine Miene geradezu um Entschuldigung, daß er kein Gott geworden ist.

Einen vermißt er. Einem muß er sagen, daß er jetzt genesen ist und den Osten aus seinem Blut herausgeschwitzt hat. Gerade dieser muß es erfahren, das ist wichtig, und so bald wie möglich, noch bevor er zurück nach Rom fährt, will er es ihm sagen. Er schickt einen Kurier nach Rom, in das Haus im sechsten Bezirk, um Flavius Josephus herbeizuholen.

Doch bald darauf, lange noch bevor Josef ankam, überfiel den Kaiser ein neuer Fieberanfall, schlimmer als der erste. Domitian befragte den Doktor Valens. Der schaute ihn mit seinem kalten, prüfenden Blick an und sagte: »Ich werde die Majestät in ein Schneebad bringen lassen. Wenn es gut geht, kommt der Kranke noch einmal zur Besinnung. Aber es besteht wenig Hoffnung, daß er den Tag überleben wird.« – »Sie glauben«, fragte sachlich Domitian, »daß Kaiser Titus Flavius am 14. September ein Gott sein wird?« – »Ich glaube es«, erwiderte der Arzt, und unter dem weiter fragenden Blick

des Prinzen fuhr er fort: »Ich bin dessen sicher«, und fügte die Anrede bei: »Majestät.«

Wenn das Fieber gefährlich hochstieg, pflegten die Ärzte den Patienten in ein Schneebad zu stecken. Die Dauer eines solchen Bades richtig zu dosieren war schwierig und galt für den Prüfstein eines guten Arztes. Oft hatten Schneebäder den Patienten vor dem sichern Tod gerettet; doch manchmal auch starb ein Patient im Schneebad.

In der felsigen Grube des Hauses bei Cosa hielt sich der Schnee hart und gut. Man grub, unter Aufsicht des Arztes Valens, den schweren, glühheißen Körper des Kaisers tief ein. Die Damen Lucia und Julia – Domitian hatte das Gut verlassen – standen fröstelnd in dem Keller, die schmale Luke und der Schnee gaben mattes Licht, sie schauten widerwillig gespannt zu, wie man den Kaiser eingrub.

Titus kam zu sich. Er war ängstlich erregt, daß Josef noch nicht da war. Er wußte jetzt, daß er sterben werde. Er schauerte vor Schwäche und Frost. Seine Haut war bläulich; er preßte die Zähne zusammen, damit sie nicht klapperten. Man flößte ihm einen von Valens bereiteten Trunk ein, um seine schwindende Kraft aufzupeitschen. Er sprach nicht, auch die beiden Frauen schwiegen, es war finster und kalt. Erst ging Julia, dann ging auch Lucia. Als Josef kam, fand er niemand bei dem Kaiser, nur den Valens.

Titus schickte den Arzt weg. Josef stand allein vor dem Sterbenden, der mit starren Gliedern im Schnee lag. Nochmals neigte er sich tief und wiederholte den Gruß: »Hier bin ich.« In ihm aber dachte es: Keine Weisheit ist außer der des Kohelet: »Der Mensch ist nicht mehr wert als das Vieh. Wie dieses stirbt, so stirbt jener, und alles ist eitel.«

Titus schien unendlich schwach, geschüttelt von Frost und Schmerz, aber, vielleicht war es die Wirkung des Trankes, er war völlig klar. Das ererbte und anerzogene Römertum in ihm war stark genug, die Furcht der Kreatur in der Stunde des Absterbens zu besiegen. Zwar verlangte er nicht, im Stehen zu sterben, wie der Alte, aber auch er wollte, daß in seinen

letzten Augenblicken keine Niedrigkeit sei, und ferner wollte er, daß gerade dieser Mann aus dem Osten mit ansehe und bezeuge: der römische Kaiser Titus starb nicht unwürdig. Nur mit Anstrengung tat er die bläulichen Lippen auf, doch seine Stimme war vernehmlich, ja, es war in ihr ein letzter Rest jenes schmetternden Kommandotones, den Josef so oft vor den Mauern Jerusalems gehört, und er sprach: »Ich habe dich herrufen lassen, Flavius Josephus, daß du etwas aufschreibst. Ich habe dir eine Ehrensäule hingestellt: halte du für die Späteren fest, was ich dir sage. Ich habe mich bemüht, die ›Liebe und Freude des Menschengeschlechts‹ zu sein, ich war das sehr gute, sehr große Walfischlein, und ich habe zu dem Tag, an dem ich nichts Gutes tat, gesagt: diesen Tag habe ich verloren. Aber das ist es nicht, was du aufschreiben sollst. Ich habe viele Menschen umgebracht, und das war gut, ich bereue es nicht. Allein ein Einziges ist, das war nicht gut. Schreib das auf, mein Jude, du großer Geschichtsschreiber: der Kaiser Titus hat keine Tat seines Lebens bereut, nur eine einzige. Hörst du mich? Schreib es auf, mein Jude, mein Chronist.« Da Titus verstummte, fragte Josef: »Welche Tat, mein Kaiser?«

Doch Titus, statt aller Antwort, mit verlöschenden, sonderbar nach innen gestellten Augen, fragte: »Warum ist Jerusalem zerstört worden?«

Da packte den Josef ein lähmendes Entsetzen von seinen Eingeweiden her, und er stand steif und wußte nichts zu erwidern. Der Kaiser aber fuhr fort und bat: »Willst du mir nicht eine Antwort geben, mein Jude? So lange habe ich auf eine Antwort gewartet, und niemand kann sie mir geben, nur du, und wenn du sie mir jetzt nicht gibst, wird es zu spät sein.«

Josef aber, mit all seiner Energie, riß sich zusammen und erwiderte, und das war die Wahrheit: »Ich weiß es nicht.«

Doch Titus, aus dem Schnee heraus, fuhr jämmerlich fort: »Ich sehe, du willst es mir nicht sagen. Ihr habt ein gutes Gedächtnis, ihr Juden. Ihr seid wie euer Gott, eifervoll, ihr tragt einem ewig nach, was man einmal getan hat, und vergeßt nichts bis ans Ende.« Und wie ein Kind klagte und maulte er weiter: »Ich war dir nie feind, mein Jude, und habe dich nicht entgelten lassen, was die Frau an mir getan hat. Ich bin

dein Freund geblieben, auch als sie wegging. Aber du willst mir nicht antworten.«

Den Josef aber erschütterte der Wahn des Mannes. Da suchte er noch im Sterben ihn und sich selber zu belügen und machte sich vor, die Frau, die er weggeschickt hatte, habe ihn aus eigenem Willen verlassen, und er tat dies, um eine Antwort zu bekommen auf die Frage, warum diese Stadt Jerusalem zerstört worden sei, die er doch selber zerstört hatte. Das Grauen vor der Brüchigkeit der menschlichen Vernunft packte Josef derart, daß er darüber den Frost und die Dunkelheit des elenden Raumes vergaß und die schauerliche Verlassenheit dieses Sterbenden. Die Juden, die vom andern Tiberufer, hatten also doch recht: Jahve hatte dem Kaiser eine Fliege ins Hirn geschickt, die summte darin herum, kein Lärm des Arsenals hatte sie zur Ruhe bringen können. Titus war nur ein Werkzeug gewesen, nicht mehr als die rote, behaarte Hand des Hauptmanns Pedan. Jetzt berief er sich darauf, daß er ein Werkzeug war: doch damals, als er handelte, hat er es nicht wahrhaben wollen. Er hat sich übernommen, damals. Er hat gewußt, daß es darum ging, Ost und West zu vereinigen, aber er ist auf halbem Wege umgekehrt, hat den Osten, statt ihn zu gewinnen, kaputtgeschlagen und wurde wieder der Römer, der er von Anfang an gewesen, nur der Römer, nichts als das, ein armer Eroberer, ein kläglicher Mann des Tuns, ein Narr, der um die Nichtigkeit des Tuns wußte und doch nicht davon ablassen konnte. Jetzt hat er seinen Lohn dahin. Da liegt er, und das Gesicht ist das seines Vaters, das Gesicht eines alten Bauern: nur daß der Alte damit einverstanden und darauf stolz war, dieser aber sich dessen schämt. Der Herr der Welt, der Kaiser, der Römer, der mißratene Weltbürger, das Häuflein Dreck, der Mensch, der dahingeht wie das Vieh.

Und als der Mann im Schnee nochmals die bläulichen Lippen rührte – Josef konnte nichts mehr hören, aber er wußte, daß er seine Frage wiederholte und auf seiner Antwort bestand –, da überkam ihn das ganze Elend dieser Frage, und das Gefühl überwältigte ihn, wie nichtig er selber sei und alle Kreatur. Er konnte den Anblick des Sterbenden kaum mehr ertragen, er mußte sich bezähmen, um nicht hinauszustürzen,

diesem Frager zu entfliehen, und er atmete auf, als der Arzt Valens eintrat.

»Ich trage keinen Anstand«, sagte Valens, »Sie diesmal schon nach einer Viertelstunde zu stören.« Er wandte sich dem Mann im Schnee zu. »Der Kaiser Titus Flavius ist tot«, konstatierte er sachlich.

Domitian unterdes ritt eilends nach Rom zurück, ohne Begleitung. Nacht fiel ein, es war spärlicher Mond und sehr dunkel. Domitian schonte sein Pferd nicht. Nun es soweit war, wollte er nicht glauben, daß die Herrschaft, nach der er sich so lange und so verzehrend gesehnt, ihm wirklich zufallen werde, und er malte sich aus, was alles noch zwischen ihn und die Erfüllung treten könnte. Wie, wenn dieser Valens ihn verriet und dem Titus von den Gesprächen mit Marull erzählte? Titus war ein Schwächling und besessen von seinem närrischen Wunsch, der Dynastie die Erbfolge unter allen Umständen zu erhalten. Aber wenn er auch Julia und alles Vorhergehende vergaß, so närrisch konnte er nicht sein, daß er nicht nach einem solchen Verrat zupackte und ihm und dem Marull den Henker schickte.

Unsinn. Man brauchte keinen Arzt, um zu erkennen, daß Titus im Sterben lag, mit oder ohne Schneebad. Selbst wenn Valens sich täuschte, wenn Titus noch einen Tag, ja wenn er noch eine ganze Woche leben sollte: gegen ihn, Domitian, hat er ausgespielt. Er wird sich jetzt, sowie er nach Rom kommt, einfach der Garde versichern, alles ist vorbereitet. Mit Hilfe der Garde kann er sich, was immer kommen mag, so lange halten, bis Titus hinüber ist.

Er ist hinüber, er ist bereits ein Gott, er lebt nicht mehr. Domitian spürt es tief in seinem Innern. Er ist tot, der andere, der Bruder. Nie mehr wird er das unangenehme Schmettern seiner Kommandostimme hören müssen, nie mehr sein überlegen humoristisches Zureden. Es ist aus. Das ist gut, auch für Lucia. Sicher wird sie sich darüber freuen. Domitian, während er durch die Nacht dahinjagt, rötet sich. Sie *muß* sich darüber freuen.

Es ist merkwürdig, daß eine Frau wie Lucia den Titus

nicht verachtet, den Narren und Schwächling. Was er zum Schluß wohl noch mit dem Juden zu reden hatte? Er braucht Popularität, auch nach dem Tode, er braucht den Geschichtsschreiber, er stirbt für den Geschichtsschreiber, wie er für ihn lebte. Er braucht künstliche Stützen, das ist es, er genügt sich selber nicht. Immerhin wäre es nicht uninteressant, zu wissen, was er mit dem Juden besprochen hat. War es wegen Julia? Schade, daß nicht er selber, Domitian, heute davon anfing. Jetzt ist es aus, und er wird nie mehr erfahren, ob der andere es auch ganz gespürt hat, daß das Konto bereinigt war. Ob der Jude ihm verraten wird, was Titus ihm anvertraut?

Er selber wird keinen Juden und Geschichtsschreiber brauchen, wenn er stirbt. Er ist seiner sicher. Das einzige, was ihm noch fehlte, war der garantierte, legitime Besitz der Macht. Nun er sie hat, braucht er keinen Chronisten. Ob er den Josef umbringen lassen soll? Der Mann weiß vieles, was besser nicht gewußt wird. Aber es wird Lucia nicht angenehm sein, wenn der Mann nicht mehr da ist. Wer die Macht hat, dem genügt das Gefühl, daß er seinen Lüsten nachgeben könnte: er braucht ihnen nicht nachzugeben. Lassen wir den Mann leben.

Domitian ritt in Rom ein. Ritt, es war jetzt tiefe Nacht, in die Kaserne der Leibgarde auf dem Palatin. Befahl den Kommandanten zu sich. Teilte dem Erschreckten mit, daß der Kaiser gestorben ist. Ließ Alarm schlagen. Aus dem ersten Schlaf auftaumelnd, versammelten sich die Mannschaften in den Höfen. Man gab ihnen bekannt, Titus sei gestorben; die erste Amtshandlung des neuen Kaisers bestehe darin, daß er ihnen eine Gratifikation von achthundert Sesterzien pro Mann anweise. Die gleiche Kundgebung wurde in den andern Kasernen der Stadt verlesen. Offiziere und Soldaten wurden auf den Kaiser Flavius Domitian vereidigt. Klirrend, befriedigt grüßten sie den neuen Herrn und blieben gern die Nacht über unter Waffen.

Durch alle Straßen der Stadt jagten Kuriere. Bewegung war, Fackeln, Patrouillen, die Häuser erleuchteten sich. Viele Senatoren, ohne daß die Konsuln sie entboten hätten, begaben sich hastig und erregt in die Julische Halle. Sie fanden das Gebäude besetzt; alle strategischen Punkte der Stadt waren besetzt. Es wurde jedem einzelnen Senator mitgeteilt, Kaiser Domitian

erwarte ihn in der Bibliothek des Palatin. Unbehaglich sahen die Herren, daß sich jedem von ihnen ein Detachement Soldaten anschloß, keineswegs in verletzender Form, eher wie ein Ehrengeleite. Unbehaglich sahen sie die Truppen vor allen wichtigen Gebäuden der Nacht, unbehaglich den wie eine Festung bewachten Palatin.

Durch verstörte Dienerschaft, über schlecht erleuchtete Korridore, auf denen Offiziere beschäftigt hin und her eilten, wurden die Herren in die Bibliothek geführt. In betretenen Gruppen standen die Berufenen Väter zusammen, aus dem Schlaf aufgestört, viele nur notdürftig angezogen. Man bezweifelte die Authentizität der Todesnachricht, aber keiner traute dem andern, man wagte nur flüsternde Worte über das, was alle bewegte; laut machte man wortkarge Konversation über Nebensächliches, daß man eigentlich bereits heizen müsse und dergleichen. Endlich, von den wachhabenden Offizieren mit der Ehrenbezeigung und dem Gruß, der dem Kaiser vorbehalten war, empfangen, erschien Domitian. Die Arme eckig nach hinten, sorgfältig angezogen, doch ohne andere Insignien als die der senatorischen Würde, auch ohne Abzeichen der Trauer, ging er zwischen den einzelnen Gruppen herum, ausgesucht höflich, ja mit gespielter Schüchternheit und Demut. Man war sich im unklaren, was er eigentlich wollte. Es war keine Frage, daß man ihm den Huldigungseid leisten werde, es hätte dazu des Truppenaufgebots nicht bedurft. Aber was die Herren ängstigte, war der Zweifel, ob er die Privilegien der einzelnen bestätigen werde; vor allem die Freunde des Titus fürchteten eine Minderung ihrer Stellung und ihres Einkommens. Wie überhaupt wird es der neue Herr mit dem Andenken seines Bruders halten? Wollte er, daß man sich freue, einen neuen, so begnadeten Kaiser bekommen oder einen so begnadeten Kaiser verloren zu haben? Man wußte natürlich, wie sehr Bübchen seinen Bruder gehaßt und verachtet hatte. Aber wird er nicht, um das Ansehen der Dynastie zu erhöhen, wünschen, daß man ihn, nun er tot war, wie den Vater unter die Götter erhebe? Dieser Zweifel beschäftigte die Herren so, daß sie nicht einmal in Gedanken mehr wagten, Domitian Bübchen zu nennen oder sich einzugestehen, daß er einen beginnenden

Bauch habe und daß seine eckig starre Haltung diesen Bauch betone.

Domitian, sicher im Schutz seiner Garde, spürte bald, wieviel er sich mit diesem Senat erlauben dürfe. Er begann, sich an der Unsicherheit der Herren zu weiden. Er dachte an jene Nacht des zwanzigsten Dezember, da, während Vespasian und Titus in Judäa standen, in Rom die Anhänger des Vitell und des Vespasian um die Macht gekämpft hatten. Damals waren er, sein Onkel Sabin und die dem Vespasian anhangenden Senatoren auf dem Capitol belagert gewesen, dann war das Capitol im Sturm genommen, Sabin und die meisten andern ermordet worden, und er selber hatte sich, als Isispriester verkleidet, nur mit genauer Not retten können. An die Angst jener Nacht also dachte er, und es machte ihm Spaß, jetzt die Angst der Freunde des Titus auszukosten, sie durch finstere Späße zu steigern.

»Scheint es Ihnen nicht angebracht, mein Älian«, fragte er etwa, »die Majestät meines toten Bruders wie die meines Vaters unter die Götter zu erheben?« Aber als Senator Älian rasch und stürmisch ja sagte, schaute er ihn sorgenvoll an und gab ihm, fast unterwürfig, zu bedenken: »Muß man nicht, mein Älian, die Verdienste eines Fürsten sehr sorgfältig prüfen, ehe man ihm eine solche Ehrung zubilligt?« Und »Was meinen Sie, mein Rutil?« wandte er sich an einen andern. Und als der verwirrte Senator Rutil zögerte, wunderte er sich, höflich, doch mit sichtlicher Mißbilligung: »Merkwürdig, daß nicht einmal ein Mann, der dem Verstorbenen so eng befreundet war wie Sie, mein Rutil, von allein daran denkt, ihm eine solche Ehrung zu erweisen.« Der unglückliche Rutil begann schnell etwas zu stammeln, doch Domitian hatte sich schon einem Dritten zugekehrt.

Alle atmeten auf, als der neue Herr sie verließ. Sie mußten bis zum Aufgang der Sonne warten, ehe die Sitzung beginnen konnte. Und was sollte man dann beschließen? Bübchen machte sich das Vergnügen, sie im unklaren zu halten. Es war noch lange vor dem Morgen, sie fühlten sich frostig und übermüdet, und es waren zu wenig Sitzgelegenheiten da. Manche hockten auf dem Boden nieder oder streckten sich aus, um ein wenig zu dösen.

Endlich erschien Annius Bassus und unterrichtete sie, der Kaiser erwarte, der Senat werde seinen Bruder in der gleichen Weise ehren wie seinen Vater. Jetzt wußte man wenigstens Bescheid, und man durfte die Augen zumachen, bis die Sitzung beginnen wird. Aber an diese Nacht wird man noch lange denken.

Domitian indes hatte sich allein mit seinem Zwerg Silen in seinem Arbeitszimmer eingeschlossen. Der Zwerg, in steife, schwere, rote Seide gekleidet, hockte in seinem Winkel. Mögen sie jetzt glauben, ich spieße Fliegen auf, dachte Domitian, grimmig vergnügt, schnalzte mit der Zunge, ging auf und ab. Der Zwerg tat ihm nach, schnalzte, ging auf und ab.

Domitian hatte Weisung gegeben, die Nacht hindurch außer Lucia und Flavius Josephus niemanden vorzulassen. Er wollte die Nachricht vom Tod des Titus und die Bestätigung seiner Herrschaft aus keines andern Munde haben als aus dem eines dieser beiden. Am Hause des Josef hatte er einen Kurier postiert, der ihn sogleich nach seiner Rückkehr zum Palatin führen sollte, und er wettete mit sich selber, wer als erster ihm die Nachricht bringen werde, Lucia oder Josef. Bringt sie Lucia, ist es ein gutes, bringt sie Josef, ein schlechtes Zeichen.

Eine Stunde vor Tag kam Lucia. »Er ist tot«, sagte sie. »Er hat kein leichtes Ende gehabt.« – »Ich bin Kaiser«, sagte Domitian, »ich bin Kaiser, Lucia.« Er lachte, die Stimme kippte ihm über, vor ihr ließ er sich gehen. »Wir sind Kaiser«, krähte der Zwerg ihm nach. Domitian schwamm in seinem Triumph: »Das war es, was ich mir zum Ziel genommen von jener Zeit an, da ich das Capitol gegen Vitell hielt. Es war ein steiler Weg, ich bin ihn ohne Krümmung gegangen, pfeilgerad aufwärts. Ich bin ihn deinetwegen gegangen, Lucia. Ich habe dich zur Kaiserin gemacht, wie ich es dir versprochen habe.« Lucia hatte sich gesetzt; die letzten Stunden des Titus, die nächtliche Reise nach Rom hatten sie mitgenommen, sie war sehr müde. Sie betrachtete den auf und ab rennenden Mann, gähnte. »Du solltest mehr Sport treiben, Bübchen«, sagte sie. »Beim Herkules, du kriegst einen Bauch.«

»Du weißt nicht, wie das ist, Kaiser sein, Lucia«, sagte

Domitian. »Du hättest sehen sollen, wie sie vor mir gekrochen sind.« – »Das ist nichts Neues, daß es in Rom nicht mehr viele Männer gibt«, sagte Lucia; es klang unangenehm sachverständig. »Im Senat gibt es nicht viele«, stimmte Domitian zu, halb mit Genugtuung, halb mit Ärger. »Ich werde jetzt schlafen gehen«, sagte Lucia, »ich bin sehr müde.« – »Bleib noch ein wenig«, bat Domitian. »Vor Sonnenaufgang können sie Titus nicht zum Gott und mich nicht zum Kaiser machen. Ich will noch ein paar von ihnen herkommen und tanzen lassen.« – »Das interessiert mich nicht«, sagte Lucia. »Aber es ist amüsant«, meinte Domitian, und »Bleib, meine Lucia«, bat er, beharrte er.

Er ließ einige der Herren aus der Bibliothek herüberbitten. Steifbeinig, die Arme eckig nach hinten, den Bauch heraus, hielt er Cercle, ging leutselig von einem der sorgenvollen, um ihre Privilegien Bangenden zum andern. Machte literarische Konversation. »Haben Sie meinen Essay über die Glatzköpfe gelesen, mein Älian?« fragte er. Der Senator schaute den dünnbehaarten Kopf des neuen Herrschers an; er erinnerte sich dunkel des Essays, es war ein »Lob der Glatzköpfe«, im Stil modischen Humors, man wußte nicht recht, was war ernst gemeint, was spaßhaft. »Ja, Majestät«, erwiderte er zögernd; schon war er gewiß, daß Domitian ihn wieder werde hereinfallen lassen. »Was halten Sie davon?« fragte denn auch mit tückischer Höflichkeit der Kaiser. »Ich finde den Essay großartig«, entschloß sich Älian stürmisch zu erwidern, »ernst und spaßhaft zugleich. Ich habe über ihn Tränen gelacht und Tränen geweint.« – »Ich finde ihn erbärmlich«, konstatierte trocken Domitian. »Ich schäme mich im Zeitalter eines Silius Italicus, eines Statius, solches Zeugs geschrieben zu haben. Was halten Sie von Silius Italicus, mein Varus?« wandte er sich an den nächsten. »Er ist der größte Dichter der Nation«, sagte mit Schwung Senator Varus. »Aber langweilig«, meinte Domitian und schaute den Senator nachdenklich an, bedauernd, treuherzig, »sehr langweilig, stinklangweilig. Mein ›Lob der Glatzköpfe‹ ist wenigstens amüsant. Was ziehen Sie vor, mein Rutil?« pickte er sich von neuem diesen Günstling des Titus heraus. Rutil suchte mit hilflosen Vogelaugen seinem

starren Blick auszuweichen. »Los, los, mein Rutil«, drängte der Kaiser. »Los, los, mein Rutil«, drängte der Zwerg. »Ich ziehe den Silius Italicus vor«, entschied sich schließlich mit verzerrt schalkhaftem Lächeln Rutil. »So sind unsere Senatoren«, sagte Domitian und schnalzte mit der Zunge. »Selbst etwas so Langweiliges wie den Silius Italicus ziehen sie meinen Späßen vor.« Er wandte sich um, er glaubte zu Lucia gesprochen zu haben. Aber nur der Zwerg stand hinter ihm, Lucia war gegangen.

»Es wird Tag«, sagte der Kaiser zu den bedrückten Senatoren, »und Sie müssen sich daranmachen, dem Senat und Volk von Rom einen neuen Führer zu finden. Ein schwerer Tag für Sie. Ein schwerer Tag auch für mich, der ich mich wohl werde entscheiden müssen, wessen Privilegien ich bestätigen soll, wessen nicht. Mögen die Götter Ihr und mein Urteil erleuchten, Berufene Väter«, entließ er die Herren.

Unmittelbar vor dem Morgen traf Josef ein. Domitian hatte von Lucia erfahren, daß dieser Mann der letzte gewesen war, mit dem sein Bruder gesprochen hatte. Wahrscheinlich war der Jude der einzige, der wußte, ob und wie tief sein guter Spaß mit Julia, dieser Ausgleich seiner alten Rechnung, den Toten getroffen hatte.

»Sie wohnen doch noch im sechsten Bezirk«, begann der Kaiser das Gespräch, »in der Straße zum Granatapfel?« – »Ich schätze mich glücklich«, erwiderte Josef, »daß die Gnade des Kaisers Titus mir das Haus belassen hat, das der Gott Vespasian mir angewiesen.« – »Es ist Ihnen bekannt, daß ich in diesem Hause geboren bin?« fragte Domitian. »Gewiß, Majestät«, erwiderte Josef. »Arbeiten Sie gern in diesem Haus?« erkundigte sich Domitian weiter. »Und wird Ihre Arbeit dort gut?« – »Das Haus ist mir sehr lieb«, erwiderte Josef, »und ich arbeite gern dort. Ob die Arbeit gut wird, darüber zu urteilen steht nicht bei mir.« – »Es tut mir leid«, erwiderte Domitian und kam mit seinem steifen, merkwürdig leisen Schritt sehr nah an Josef heran, »daß ich Sie werde ausquartieren müssen. Ich will das Haus, in dem mein Vater, der Gott Vespasian, so lange gewohnt hat und von dem soviel Glück für das Reich ausging, den

Göttern weihen und es zu einer nationalen Gedächtnisstätte machen.«

Josef erwiderte nichts. Er wußte, welchen Einfluß Marull auf Domitian hatte, aber auch, welchen Einfluß Annius Bassus, er wußte, wie launisch Domitian und daß er selber gefährdet war. Aber er war ohne Angst, er fühlte sich seltsam sicher. Eitelkeit, Triumph, Niederlagen, Schmerz, Genuß, Wut, Trauer, Dorion, Paulus, Justus, das alles lag hinter ihm, und vor ihm lag nichts als sein Werk. Alles, was bisher in seinem Leben gewesen war, hatte sich als gut für das Werk erwiesen und bekam Sinn, sowie er es auf das Werk bezog. Jahve wird, des war er gewiß, seine Hand über ihn halten, daß ihm nichts zustoße, was das Werk gefährden könnte.

Mit ruhiger Neugier also wartete er darauf, was Domitian von ihm wolle. »Sie hatten das Glück«, sagte der jetzt, »dem Tod und der Verklärung meines Bruders, des Kaisers Titus, beizuwohnen. Was wollte mein Bruder zuletzt noch von Ihnen?« Die Frage sollte ruhig klingen, aber Domitian konnte sich nicht bezähmen, sein Gesicht rötete sich, die Stimme kippte ihm über. »Kaiser Titus«, berichtete Josef, »wünschte, mir einen Auftrag zu erteilen.« Domitian schaute ihm fast mit Angst auf den Mund. »Er forderte mich auf«, erzählte Josef, »für die Späteren aufzuschreiben, daß er eine einzige Tat seines Lebens bereue.« – »Welche?« fragte Domitian. Aha, dachte er, die Sache mit Julia hat ihn also doch getroffen. Er hat ihm gesagt, er bereue es, mich nicht aus der Welt geschafft zu haben. Und den Mund geöffnet, wartete er auf Josefs Antwort. Aber »Er kam nicht mehr dazu, es mir zu sagen«, war alles, was Josef noch zu berichten hatte.

Domitian atmete hoch. Doch schon den Augenblick darauf war er enttäuscht. Niemals also wird er erfahren, welche Wirkung die Sache mit Julia getan hat. Natürlich, dachte er, hat Titus es ihm gesagt, und der Schlauberger will es mir nicht verraten. Laut äußerte er: »Es gibt unter uns nicht viele, die von ihren Taten nur eine einzige zu bereuen hätten. Mein Bruder war ein tugendhafter Mann. Mein Bruder«, fuhr er fort, ein kleines finsteres Lächeln auf dem Gesicht, »war außerdem ein glücklicher Mann.« Und mit zweideutiger, gefährlicher Ver-

traulichkeit erläuterte er: »Er ist auf dem Gipfel seines Ruhmes gestorben. Wenn er später gestorben wäre, wer weiß, ob er seinen Ruhm hätte halten können, und ihm lag viel an seinem Ruhm. Die ihn zu früh haben sterben lassen«, schloß er, und sein freches, finsteres Lächeln vertiefte sich, »haben zu seinem Besten gehandelt.«

Als er mit diesen Worten den Josef entließ, war die Sonne aufgegangen, und der Senat von Rom schickte sich an, Titus unter die Götter und Domitian zum Kaiser zu erheben.

Drei Tage später, am ersten Tischri und somit am Neujahrstag des Jahres 3842 jüdischer Rechnung, stand Josef in der Synagoge, die seinen Namen trug. Das Widderhorn, das scharf, gell, häßlich zur Buße rief, erschütterte ihn bis in die Eingeweide, riß ihm das Innere auf. Es war ein wohltätiges Aufreißen, seine Seele wurde gepflügt zur Aufnahme der Saat. Als er des Nachmittags an das Ufer des Flusses Tiber trat, um, wie es Vorschrift war, seine Sünden von sich in den Fluß zu schütten, auf daß das fließende Wasser sie zum Meer trage und sie dort ersäufe, fühlte er sich in Wahrheit gereinigt.

Am ersten Tischri wirft Jahve die Lose, doch erst am zehnten, am großen Sühnetag, am Sabbat der Sabbate, siegelt er sie; diese Frist gab er den Männern seines Volkes, damit sie durch Buße das Gericht abwenden könnten. Mehr als die andern hatten in jener Zeit die Juden die Fähigkeit der Buße; sie waren durch mehr Schuld und mehr Elend gegangen, sie wußten, daß Schuld und Elend kein Ende sein muß, sondern ein Durchgang sein kann vor neuem Beginn. Josef insbesondere, der ewig Wandelbare, konnte seine Vergangenheit abschütteln wie glatte Haut das Wasser, und wie ein Neugeborener von seinen Vätern und Vorvätern wohl ihr Wesen überkommt, aber nicht ihr Schicksal, so konnte er jetzt, zu Anfang seines neuen, großen Werkes, sein Dasein beginnen, ohne daß seine Vergangenheit ihm zur Last gewesen wäre. Unverloren blieb ihm, was an ihr nützlich war, und was an ihr schlecht war, strich er aus.

Am zehnten Tischri dann stand er wie die andern in seiner Synagoge, im einfachen, weißen Kleid, in jenem Linnen, in

dem er nach seinem Absterben in den Sarg gelegt werden sollte; denn als ein zum Tod Bereiter hat man an diesem Tage vor Jahves Antlitz zu treten.

Das Kollegium von Jabne hatte angeordnet, daß das große Opfer, das früher, in den Zeiten des Tempels, am Sühnetag dargebracht worden war, jetzt durch eine Schilderung des Opferdienstes ersetzt werden sollte. Der Levit Jubal Ben Jubal, einer der wenigen Sänger und Musiker des Tempels, die sich aus der Zerstörung gerettet hatten, war zum Vorbeter der Josef-Synagoge bestellt worden. Er also, im Wechselgesang mit der Gemeinde, trug die Schilderung des Tempeldienstes vor. Er kannte gut die altererbten Melodien, und an der rechten Stelle, wenn er vom Sündenbekenntnis sagte und sang oder vom Zählen der Güsse des Opferblutes, das der Erzpriester gesprengt hatte, dann wob er den wilden, eintönigen Singsang hinein, den die Leviten bis heute bewahrt hatten aus jener Urzeit, da die Juden noch in der Wüste gewandert waren.

Heil dem Auge, sang er, das die vierundzwanzigtausend jungen Priester gesehen, die Geräte des Tempels, die Pracht des Dienstes; wenn unser Ohr jetzt davon vernimmt, wird uns die Seele trüb. Heil dem Auge, das den Erzpriester gesehen, wenn er aus dem Allerheiligsten trat, versöhnt, in Frieden, unversehrt, verkündend, daß der rote Faden der Schuld weißgewaschen sei durch Jahves Gnade. Heil dem Auge, das ihn so gesehen; wenn unser Ohr jetzt davon vernimmt, wird uns die Seele trüb.

Denn wir, sang er weiter, wir, ach, durch das Übermaß unserer Sünden, haben keine Entsühnung mehr. Preisgegeben den Frevlern ist das Land, die Fremden sind der Kopf geworden, wir die Fußsohle. Ohne Propheten tasten wir umher, gleich Blinden, ohne Weissagung. Und keine neue Reinigung winkt uns mehr. Keinen Erzpriester haben wir mehr, die Opfer für uns darzubringen, keinen Sündenbock, unsere Schuld in die Wüste zu tragen.

Und er sprach und sang von den Einzelheiten dieses großen Sühneopfers. Wie der Erzpriester sieben Tage zuvor sich abgeschlossen hielt von jeder Berührung mit der Welt, sein Herz nur auf sein heiliges Amt gerichtet. Wie er in der Nacht vor dem

großen Sühnetag ohne Schlaf und Speise blieb, beschäftigt damit, die Schrift zu lesen und zu hören. Wie er dann am Morgen, in weißen Gewändern, prangend im Tempelschmuck, zur Ostseite des Vorhofs schritt, wo, gehütet von Priestern, die beiden Ziegenböcke angepflockt standen, einander völlig gleich in Größe und Gestalt, für deren Bereitstellung jedermann in Israel den Bruchteil eines Hellers gespendet hatte. Wie er weiter aus der Urne die goldenen Lose zog und bestimmte, welcher von den beiden Böcken Jahves sein solle und welcher der Wüste. Wie er jetzt, die Hände auf dem Haupt des Bockes, vor allem Volk die Sünden bekannte, die er, sein Haus, sein Stamm, ganz Israel begangen, sie dem Bock aufs Haupt legend, und wie er ihm diese Sünden, in Form eines roten Fadens, ans Horn band und ihn fortschickte, daß er sie in die Wüste trage. Wie er schließlich ins Allerheiligste eintrat und Jahve anrief bei seinem wirklichen, erhabenen, furchtbaren Namen, der sonst nie und von keinem genannt werden durfte, und wie alles Volk, wenn der Name aus seinem Munde drang, sich hinwarf aufs Angesicht.

So sagte und sang der Levit Jubal Ben Jubal. Josef hatte alles miterlebt, wovon er sang, den ganzen Dienst, er war während dieses Dienstes auf den Stufen des Tempels gestanden, in der ersten Reihe, und wenn Augen selig waren, die das mit angesehen, dann die seinen, und wenn einem die Seele trüb werden mußte, der jetzt davon vernahm, dann ihm. Er hatte ferner, aus größerer Nähe als irgendeiner unter den Lebenden, mit angesehen, wie dieser Tempel und sein Allerheiligstes zerstört wurde und seine Priester erschlagen. Er hatte schließlich, als einziger unter den Juden, die Stätte in ihrer Ödnis gesehen, dem Erdboden gleich. Er hatte das Verlorene gesehen, den Verlust miterlebt und dieser Wirklichkeit standgehalten. Als er aber jetzt die Schilderung des Verlorenen hörte, hielt er nicht stand. Sein Herz versagte, stockte, die Augen, die den Brand und Sturz des Tempels hatten sehen können, trübten sich, die Ohren, die das Krachen und Bersten des Tempels hatten hören können, konnten nicht die Schilderung des Tempeldienstes hören, und der Weltbürger Flavius Josephus, während der Levit weitersang von der verlorenen

Größe seiner Nation, brach nieder und lag ohnmächtig in dem einfachen, weißen Kleid, in dem er einstmals begraben werden sollte.

Seitdem der Kaiser ihn aus seinem früheren Haus ausquartiert hatte, wohnte Josef in dem Bezirk »Freibad«, einer wenig vornehmen Stadtgegend im Süden, in einem kleinen Haus, das zwischen hohen Mietkasernen eingepreßt lag. Er lebte da inmitten tätigen, lärmenden Volkes, sehr zurückgezogen. Justus hatte, als Josef sein früheres Haus verlassen mußte, eine eigene kleine Wohnung genommen. Paulus, wohl auf Weisung der Mutter, kam nicht mehr. Josef war die meiste Zeit allein, er arbeitete, wartete auf Mara. Er arbeitete nicht schlecht in seiner neuen Wohnstätte; im Grunde war es für einen Mann wie ihn gleichgültig, wo sein Schreibtisch stand.

Und dann kam Mara mit dem Kind.

Tüchtig, ohne viele Worte übernahm sie die Führung des Hauses, und nach vierzehn Tagen war es, als wäre sie immer dagewesen.

Wochen vergingen, Monate vergingen. Die Menschen kümmerten sich wenig um Josef, er sich wenig um die Menschen, er arbeitete und war einverstanden mit seinem Schicksal.

Eines Tages überkam ihn Lust, sein früheres Haus wiederzusehen, das Domitian, weil es so lange die Wohnung seines Vaters, des Gottes Vespasian, gewesen und weil er selber darin geboren war, in einen Tempel des Flavischen Geschlechts hatte umbauen lassen. Josef machte sich auf und ging in den sechsten Bezirk.

Mit Neugier und einem kleinen, leicht spöttischen Unbehagen betrachtete er das Haus, in dem er soviel erlebt hatte. Die Fassade war kaum verändert, ihr schlichter Charakter sollte offenbar gewahrt werden. Er betrat das Innere. Ein leiser, süß und fader Geruch von Räucherwerk schlug ihm entgegen. Es war Nachmittag, bald wird man den Tempel schließen, nur sehr wenig Menschen waren da. Zwischenwände, Decken und Böden hatte man entfernt und so dem Raum mehr Höhe und Weite gegeben. Jenes Halbdunkel aber, das so lange Dorions

großer Kummer gewesen war, hatte man, wohl weil es sich gut für einen Tempel schickte, belassen, und Josef brauchte eine kleine Zeit, ehe er, aus der Helle der Straße in das Dämmer tretend, sich zurechtfand. Dann sah er.

In drei großen Nischen standen die Bilder der Götter, denen das Haus geweiht war. In der Mittelnische die Göttin Rom, dargestellt diesmal in der traditionellen Art, mächtig, heroisch. Rechts von ihr ragte wuchtig, in Rüstung, der Gott Vespasian; seltsam kontrastierte das Haupt der Meduse auf seinem Brustpanzer mit seiner untersetzten Figur und seinem schlauen Bauernschädel. Die linke Nische aber, der Platz, wo früher der Schreibtisch des Josef gestanden, war in eine Kapelle des Titus verwandelt worden. Die Statue des neuen Gottes füllte, ein kühnes und merkwürdiges Bildwerk, die ganze Nische. Titus ritt auf einem Adler. Den Schnabel schräg nach links oben gerichtet, hob der Vogel die umbuschten Fänge, breitete die Schwingen; gewaltiges Gefieder hüllte ihn ein. Der Gott Titus aber hockte auf ihm, die Beine halb verdeckt von dem Gefieder, und sein gedrungener Leib schien eins mit dem Leib des Vogels.

Betreten starrte Josef. Der Kopf da vor ihm war der Kopf des Titus, den er gut kannte: das runde Gesicht, das kurze, kräftig vorgestoßene, scharf dreieckig einzackende Kinn, die in die Stirn frisierten Locken. Das waren die engen, nach innen gerichteten Augen, die so oft die seinen gesucht hatten. Und dennoch war dieser Kopf, der, kaum erhöht über den des Vogels, auf Josef schaute, ein anderer. Wohlbegründet war der Haß der Schrift gegen alles Bildwerk, und der Künstler Basil hatte recht gehabt, als er, bevor er den Josef modellierte, seine Schüler warnte: »Schaut euch den Kopf gut an, so wie er jetzt vor euch ist. Wenn ich ihn erst einmal modelliert habe, dann werdet ihr ihn nur mehr sehen, wie ich ihn sah.«

Verfluchtes Bild. Abstoßend und gleichzeitig lockend hob es sich vor ihm. So unheimlich gelockt mochten seine Vorväter gestanden haben vor dem Bild der ehernen Schlange oder des goldenen Stiers, den ihre Propheten höhnisch ein Kalb nannten. Er versuchte, sich das Gesicht des lebendigen Titus zurückzurufen, mit dem er so oft zusammen gewesen. Aber

schon gelang es ihm nicht mehr. Schon verdrängte der höhnisch triumphierende Kopf des Gottes Titus, der auf dem Adler zum Olymp reitet, den des wirklichen: des Titus der Leichenschlucht, des Palatin, des Schneebads.

Josef wollte sich nicht unterkriegen lassen. Er riß sich zusammen. Versuchte Zwiesprach mit dem Manne zu halten, wie er es so oft getan. »Ist es nicht merkwürdig, mein Kaiser Titus«, fragte er den ehernen Kopf, »daß an der Stelle, wo ich mein Buch über Ihre Taten schrieb, jetzt Sie selber stehen? Sind Sie nun der Lösung des Problems näher, warum Jerusalem zerstört worden ist?«

Allein damit war seine Zwiesprach schon zu Ende; ihm bangte vor seiner eigenen Kühnheit. Zaghaft, als ob die andern seine Gedanken hätten hören können, schaute er sich um. Aber die andern waren gegangen, er war allein mit dem Gotte Titus. Dünn, unscheinbar stand er vor dem massigen Bildwerk, starrte auf den Kopf, und der Kopf schaute zurück, höhnisch, ehern, stumm. Nein, für den war der Untergang Jerusalems bestimmt kein Problem mehr. Jerusalem hat sich aufgelehnt, und Rom hat es vernichtet; das ist ja Roms Sendung, die Welt zu regieren, die Unterwürfigen zu schützen, aufs Haupt zu schlagen die Frechen. So, sicherlich, lautete die Antwort des Gottes auf dem Vogel. Denn der war ein anderer als der Mann, der an Josef scheue, flüsternde Fragen gestellt und der sich von Josef hatte einreden lassen, Rom sei nicht die Welt, es gelte erst, Rom, Griechenland, Judäa zu vereinen. Nein, dieser Titus hatte ihn widerlegt: Rom *war* die Welt. Die eherne Stummheit des Toten schrie diese Wahrheit lauter hinaus, als die schmetterndste Kommandostimme des Lebenden es hätte tun können. Rom hatte die Welt eingeschluckt und verdaut, Roms Macht und Leibhaftigkeit verhöhnte die leeren, lächerlichen Ansprüche des Geistes. Er, Josef, der die Welt suchte, war ein Narr und ein Betrogener: er fand nur Rom.

Er wollte fort. Aber er konnte sich nicht losreißen von dem ehernen Anblick des Mannes auf dem Vogel. Der war in Wahrheit ein Gott; nie vermochte ein Sterblicher soviel Stolz und Kraft aufzubringen. Vergeblich empörte sich Josefs ganzes Wesen gegen den Ungeheuern Übermut des Bildes. Justus

hatte recht: das kunstvolle Gemisch aus Wahrheit und Lüge war stärker als die Wirklichkeit. Schon verblaßte vor diesem verfluchten, verlogenen, grotesken, zauberhaften Bild der klägliche Mensch, den er so gut gekannt, und verwandelte sich selbst für ihn in den fernen römischen Kaiser.

Zerschlagen kehrte er in sein Haus zurück, froh, als an Stelle des schweigenden, weihraucherfüllten Tempels der Lärm, die Menschen und Gerüche seines Stadtteils wieder um ihn waren.

In dem Bezirk »Freibad« erregte es großes Aufsehen, als eines Tages zwei kaiserliche Kuriere erschienen, den glückkündenden Lorbeer auf ihren Botenstäben. Sie begaben sich feierlich vor das Haus Josefs, traten ein, und während vor dem Haus eine riesige Menge wartete, überbrachten sie ihm in altertümlicher Form die Einladung des Kaisers, gegenwärtig zu sein, am vierten Tag von heut an, in der fünften Stunde nach Sonnenaufgang, wenn der Kaiser der Stadt den Triumphbogen übergeben wird, den er zu Ehren des Gottes Titus errichtet hat.

Josef erschrak. Aber er neigte sich sogleich und erwiderte, wie es der Brauch verlangte: »Ich höre, danke und gehorche.«

Er sprach mit niemandem über dieses Ereignis, und niemand sprach darüber mit ihm. Aber er war sicher, daß alle darum wußten. Die Art, wie man ihm die Einladung überbracht hatte, bewies, daß dem Palatin daran lag, die ganze Stadt darum wissen zu lassen. Offenbar erhoffte man sich Spaß von seiner Teilnahme an der Zeremonie.

Mit Ingrimm nämlich hatten die Juden das neue Monument wachsen sehen, durch das Domitian das alte, schäbige Ehrenmal in der Großen Rennbahn zu ersetzen gedachte. Der Triumphbogen wurde auf der Höhe des Heiligen Wegs errichtet, dem Capitol gegenüber, im Mittelpunkt der Stadt, und war dazu bestimmt, das Gedächtnis der jüdischen Niederlage durch Titus für alle Zeiten festzuhalten. Schon während der Monate, da man an dem Bogen baute, hatten die Juden die Heilige Straße, die Hauptverkehrsader über das Forum, vermieden und lieber weite Umwege gemacht, nur um nicht dieses

Monument ihrer Schande passieren zu müssen. In drei Tagen also soll er, Josef, im Gefolge der Herren Roms den Bogen durchschreiten und sich neigen vor dem Gott und Sieger Titus. Domitian hat sich lange nicht um ihn gekümmert: bei diesem Anlaß hat er geruht, sich seiner zu erinnern, und nun freut er sich, und mit ihm die Stadt, auf das Schauspiel, wie Josef seinen Nacken unter das Joch beugen wird.

Wenn es sich um eine seiner bösartig spaßhaften Launen handelte, pflegte der Kaiser alles gut vorzubereiten. Bald nach den Kurieren, am gleichen Tag, erschien bei Josef der Leibarzt Doktor Valens. Man sprach von dem und jenem, und gelegentlich streute Valens die Bemerkung ein, wie sehr er sich freue, Josef bei so guter Gesundheit anzutreffen; auch der Majestät werde es angenehm sein, sich bei der Feier anläßlich der Enthüllung des Triumphbogens persönlich von Josefs Wohlbefinden zu überzeugen. Es war nicht schwer, die Warnung herauszuhören.

Josef hätte auch ohne den Besuch des Arztes kaum den Ausweg benützt, aus Gesundheitsrücksichten fernzubleiben. Ja, er hätte, selbst wenn er todkrank daniedergelegen wäre, seine letzte Kraft aufgeboten, um sich an dem Zug zu beteiligen. Noch bevor die Kuriere zu Ende gesprochen hatten, war ihm klar gewesen, daß er unter allen Umständen der Aufforderung folgen und den Bogen im Zug der andern geneigten Hauptes durchschreiten müsse. Weigerte er sich, trotzte er, so hätte das nur jenen falschen Patriotismus gefördert, der noch immer nicht begriff, daß die politische Sendung Judäas zu Ende war, und niemand hätte von einer solchen Weigerung Gewinn gehabt als die Nachfahren der »Rächer Israels«, jene Unsinnigen, die sich seit dem Regierungsantritt Domitians von neuem rührten. Davon abgesehen, zerstörte Josef, wenn er trotzte oder auch nur auswich, seine eigene Position. Noch hat er, der große Schriftsteller, Geltung bei Hof und in der Welt. Aber Domitian liebt ihn nicht, viele lauern darauf, den unbequemen, talentierten Konkurrenten loszuwerden, und Josef wäre ein Narr, wenn er ihnen selber Vorschub leistete. Sein Tun ist klar vorgeschrieben. Er wird am vierten Tag von heut an, wie der Kaiser es wünscht, am Festzug teilnehmen.

Er arbeitete wenig an diesem Tag, und er schlief nicht gut in dieser Nacht.

War ihm am ersten Tag die Aufgabe, die sein Entschluß ihm aufbürdete, schwer erschienen, so fand er sie am zweiten unerträglich. Er beschloß zu fasten, wie er es gewohnt war, wenn ihm harte Dinge bevorstanden. Er las im Livius die Schilderung der Gefangenen, die unters Joch geschickt wurden: zwei Lanzen in die Erde gesteckt, eine dritte darüber, so niedrig, daß der Gefangene, der sie durchschreitet, sich tief beugen muß. Unters Joch geschickt zu werden schien den Römern das Schimpflichste, was einem Menschen angetan werden konnte, und die seltenen Male, da Römer unters Joch geschickt worden waren, brannten noch in den Herzen der Heutigen als Merktage tiefster Schmach. Aber er ist kein Römer, und vor der Vernunft, vor Gott wird die »Ehre« eines Menschen mit anderm Maß gemessen als auf dem römischen Forum.

Das sind schöne Erwägungen hier an seinem Schreibtisch. Aber wenn er, übermorgen, vor dem Triumphbogen, vor dem Joch der Schmach stehen wird, dann wird er die Zähne verdammt fest aufeinander beißen müssen. Er hatte die Erfahrung gemacht, daß ihm schwere Dinge leichter fielen, wenn er ihre Bitterkeit vorher in seiner Phantasie ganz ausgeschmeckt hatte, und er malte sich in starken Farben das Bild seiner Demütigung: das Pfeifen und Lachen der Römer, den Haß und die wilde Verachtung der Juden. Denn unter den Juden werden nur wenige sein, die ihn verstehen, und selbst die werden, aus guter Politik, ihn nicht schützen.

Er saß vor seinem Schreibtisch, reglos. Er spürte nicht das Nagen des Hungers; viel schlimmer, körperhaft geradezu, wühlte in ihm die Vorstellung, wie verhaßt und wie verachtet er sein wird. Er kannte sie, die eisige Verachtung seiner Juden, und Verachtung dringt selbst durch den Panzer einer Schildkröte.

Er hat damals den Triumph des Titus nach dem Krieg mit angesehen, als einziger Jude er. Er hat die Führer des Aufstands, Simon Bar Giora und Johann von Gischala, an sich vorbeigehen sehen, gefesselt, zum Tod bestimmt, mit einer Krone aus Brennesseln und dürren Reisern den einen, den andern in

einer komischen, blechernen Rüstung. Er entsann sich genau der pressenden, würgenden Furcht, die ihn damals angefallen, sie möchten herschauen. Er hat viel Übles erlebt, Hunger und letzten Durst, Geißelung, jede Art Schmach, und wie oft ist er vor dem Tod gestanden. Aber das war das Schlimmste, was er durchgemacht hat; das war nicht mehr menschlich. Soll er das jetzt ein zweites Mal über sich ergehen lassen?

Damals hat er einen guten innern Halt gehabt: er war der Geschichtsschreiber, er mußte sehen, er mußte dabeisein, es war seine Pflicht, zu sehen. Sind seine Gründe von heut weniger stark? Nein, im Gegenteil: seine Überzeugung steht fester. Die Rücksicht auf das Wohl der Gesamtheit und auf sein eigenes verlangt, daß er sich beugt. Die Vernunft verlangt es, und der Vernunft zu dienen, ist er da. Er gäbe, beugte er sich nicht, den Sinn seines ganzen Lebens preis, alles dessen, was er bisher getan, geschrieben, durchgemacht hat.

Mit der flachen Hand streicht er durch die Luft, streicht er alle Zweifel fort. Sein Entschluß steht fest, es ist ein guter Entschluß, der einzig mögliche. Und nun wird er nicht länger an diese widerwärtige Sache denken. Er holt sein Manuskript hervor. Arbeitet.

Eine halbe Stunde lang, dreißig volle Minuten, gelingt ihm das. Dann, sosehr er sich dagegen sträubt, steigen lockende Bilder in ihm hoch, wie es wäre, wenn er sich weigerte, dem Befehl des Kaisers trotzte, sich nicht beugte, finster und groß abseits stünde. Süß und herrlich wäre das, denkt er. Die Brust würde mir weit wie damals, als ich an der Spitze der Aufständischen einherritt auf dem Pferde Pfeil, das Banner voran mit der Inschrift Makkabi. Welch eine Seligkeit, das noch einmal zu spüren. Was immer dann geschieht, dieses Glück wäre des Schlimmsten wert gewesen. Und für immer dann wird die Geschichte der Juden von Josef Ben Matthias sprechen, dem Märtyrer, und der Geschichtsschreiber Flavius Josephus hätte keinen Nachteil davon.

Domitian selber, auch wenn er mich exekutieren läßt, wird nicht umhinkönnen, mich zu bewundern. Und unter den Juden werden selbst diejenigen, die meine Tat mißbilligen, Alexas, Cajus Barzaarone, der Großdoktor, meiner voll Achtung geden-

ken. Für den Bruchteil eines Augenblicks freilich taucht ein braungelbes, hageres, bitteres Gesicht vor ihm auf, keineswegs voll Achtung, aber das heißt er schnell zurück in den Schatten gleiten. Um so länger verweilt er bei Phineas. Wie wird der, wenn er von meiner Tat hört, verwirrt sein, er wird ein paar ablehnende Worte suchen, aber Achtung wird er meinem Stoizismus nicht versagen können. Und Paulus gar: der tote Vater wird die Hingabe ernten, die der Lebende niemals gewinnen konnte.

Ist es denn überhaupt gewiß, daß es böse Folgen haben muß, wenn ich meinem Gefühl gehorche und Würde bezeige? Muß es nicht den Römern Eindruck machen, wenn ich dem Kaiser trotze? Sie verhöhnen die Juden, ihre Feigheit, ihr Sichducken, ihre Würdelosigkeit. Wenn ich mich weigere, in so großer, allen sichtbarer Form, zeige ich damit nicht den Römern: schlagen kann man die Juden, töten kann man sie, aber beugen kann man sie nicht? Zwei Dinge sind, die die Geschichtsschreiber aller Zeiten und aller Völker auf die gleiche Art rühmen: Erfolg und Würde. Die Lesebücher sind voll von erfolgreichen Handlungen und von würdevollen: von vernünftigen wissen sie wenig zu berichten, und Vernunft hat noch kein Geschichtsschreiber gepriesen.

Allein noch während er so denkt, schämt er sich. Er will nicht eitel denken, nicht schief und auf kurze Sicht. Er will kein Lesebuchheld sein.

Auch in der Nacht dieses zweiten Tages findet er keinen Schlaf. Gegen Morgen liest er im Philo. »Was gegen die Vernunft ist«, liest er, »ist häßlich. Die Vernunft«, liest er, »der Logos, ist Gottes erstgeborener Sohn.« – »Sehr richtig«, sagt er ganz laut. »Aber steht nicht geschrieben: Du sollst Gott lieben mit dem guten und mit dem bösen Trieb?« Er zwingt vor sich seine Freunde, Justus, den Großdoktor, Ben Ismael, den Acher. Im Geist rechtet er mit ihnen, gibt Rede und Gegenrede.

»Diese Zeit des Elends«, hebt mit seiner klaren, verbindlichen Stimme der Großdoktor an, »verlockt mehr als viele andere Epochen, dem bösen Trieb zu folgen, dem dummen, patriotischen Instinkt. Ich verdenke es auch keinem, der seinem Patriotismus die Zügel schießenläßt, dem römischen

Kaiser trotzt und Zeugnis ablegt für sein Judentum. Aber ist nicht ein gewisser Josef Ben Matthias mehr als andere verpflichtet, diesem Trieb zu widerstehen?« Der Großdoktor schweigt, aber kaum ist er verstummt, nimmt sein Feind, der Acher, seine Rede auf und sagt, stark atmend, schnaufend: »Ist nicht der besagte Doktor Josef in einem langen, nicht immer leichten Leben zu dem Resultat gelangt, daß Jahve nicht der Protektor des Staates Judäa ist, sondern eben der Logos, die große Vernunft?« Und kaum hat der Acher geendet, als, hart und scharf wie immer, Justus ergänzt: »Ein General, ein Dreiheller-Staatsmann mag sich verlocken lassen, die schöne, patriotische Geste zu machen: Sie, Josephus, sind Schriftsteller.« Und ihrer aller Worte beschließt die tiefe, raumfüllende Stimme Ben Ismaels: »Sie, mein Doktor Josef, wenn Sie groß und billig trotzen, sind ein ›Leugner des Prinzips‹. Sie verraten die Idee, derenthalb Sie soviel Unerträgliches auf sich genommen und von andern verlangt haben.«

»Ich bin noch nicht alt genug«, wehrt sich Josef, »nur der Vernunft zu folgen. Das Leben ist nicht lebenswert, wenn man immer nur der Vernunft folgt.«

»Sie sind immerhin fünfundvierzig Jahre alt«, meint höflich und ironisch der Acher. »Sie haben Gott lange genug mit Ihrem bösen Trieb gedient.« Und wieder fällt ihm Justus ins Wort: »Was Sie, Kollege Josephus, sich an Würde und solchem Unfug geleistet haben, reicht für das Leben eines Methusalem.« Und er kichert unangenehm.

»Ich bin heute der einzige«, gibt Josef zu bedenken, »der den Römern zeigen kann, daß ein Jude Würde hat.«

»Und was werden Sie gewonnen haben«, fragt höflich der Großdoktor, »wenn Sie das den Römern zeigen? Die ›Rächer Israels‹ werden Ihre Demonstration für eine Aufforderung nehmen, sich von neuem zu erheben. Glauben Sie, daß eine solche Erhebung heute sinnvoller wäre als vor fünfzehn Jahren, erfolgreicher?« Und der ungeduldige Justus konstatiert schneidend: »Mit Ihrer schönen Geste werden Sie sich wahrscheinlich eine halbe Stunde tiefer Befriedigung verschaffen und sich als großer Mann vorkommen. Aber Zehntausende werden für dieses halbstündige Glück des Schriftstellers Josephus mit

dem Tod oder einem Leben voll Elend zahlen.«

Auf solche Art debattierte Josef mit seinen Freunden. Aber lange konnte er ihre Stimmen nicht festhalten. Wieder dehnte sich ihm endlos der Tag. Wenn es nur erst soweit wäre. Die Demütigung selber wird er ertragen, wie er so vieles andere ertragen hat. Und wenn sie die Zeremonie noch so lang hinzögern, wenn sie vom Palatin zur Höhe des Bogens einen noch so weiten Umweg machen, länger als eine Stunde können sie ihn nicht mitschleppen, und unter dem Bogen durchzugehen, das ist der Bruchteil einer Minute: aber jetzt auf den nächsten Morgen zu warten, das ist die Ewigkeit.

Und wie er am Abend gesagt hatte: »O wäre es Morgen«, so sagte er jetzt zum Morgen: »O wäre es Abend.«

Als dann der Abend dieses zähen, bleiernen Tages heranschlich, konnte er seine Qual nicht länger stumm herumtragen, er ging zu Mara. Sprach vor ihr.

Sie saß still da, das Kind auf dem Schoß, und er ging auf und ab, und seine ganze, aufgestaute Pein quoll aus ihm heraus. Er suchte die einfachsten Worte, simple, aramäische, aber es wurden viele, und er kam nicht zum Ende. Er sagte ihr, was man von ihm verlangte, und warum er es tun müsse, und warum sich alles in ihm dagegen sträube. »Die, zu denen ich ja sagen und vor denen ich mich beugen soll«, empörte er sich, »das sind Leute, die den Tempel verbrannt haben und die vierundzwanzigtausend Priester gemetzelt. Und der ganze Tempelberg glühte im Feuer, und alle Höhen waren voll von Kreuzen, und unter der Erde, in den heimlichen Gängen, schlugen sie sich tot um ein Stück schimmeliges Brot. Der, vor dem ich mich beugen soll, ist der Sohn des Mannes, der, alt und geil, dich entjungfert hat und der, um uns beide zu verhöhnen, unsere erste, lächerliche Hochzeit ausrichtete. Soll ich jetzt, nach dreizehn Jahren, nochmals voll Verehrung ja zu alledem sagen? Gott will, daß ich es tue, die Vernunft verlangt es. Aber alles Blut steigt mir in den Kopf, wenn ich daran denke, daß ich unter dem Bogen durchgehen soll, und ich muß schlucken, daß ich fast ersticke, und ich kann es nicht. Und ich werde den Römern zum Hohn sein und den Juden zum Haß. Und Vernunft ist schön und gut, und einmal auch bekommt man

seinen Lohn dafür, in fünfhundert Jahren. Und die Vernunft ist Gottes erstgeborenes Kind, aber Gott selber zahlt dafür erst, wenn man tot ist, und solange man lebt, hat man nichts dafür als Fußtritte und Dreck.« Er ging auf und ab vor Mara, er war dürr und schlaff, sein Kleid schleifte nach, seine Augen standen groß, trüb und fieberig in seinem hohlen Gesicht, Bart und Haar kräuselten sich schmutzig, verfärbt, und seine Stimme war so verfallen wie sein Antlitz.

Mara saß still da, sie folgte ihm mit den Augen, während er hin und her ging. Sie war jetzt siebenundzwanzig Jahre alt, ein wenig dicklich, doch prall, voll Kraft und keineswegs verblüht. Das scheue, mondlich Strahlende ihrer ersten Jugend freilich war fort. Sie war durch vieles hindurchgegangen, hatte Leben und Tod gesehen, Jubel und Verzweiflung, Greise und Kinder, Judäa und die Welt. Auch diesen Doktor und Herrn Josef Ben Matthias hatte sie gesehen, wie ein großes Strahlen und Blühen von ihm ausging. Ein ganzes Volk hatte dieses Strahlen in sich aufgenommen, war durch ihn über sich hinausgehoben und glücklich geworden. Heute noch gilt er Hunderttausenden als ein großer Jude und ein großer Mann, in Judäa neigt man sich vor ihm, er ist Priester der Ersten Reihe, ein Auserwählter Gottes, und gleichzeitig römischer Ritter, Tischgenosse dreier Kaiser, und sein Bild steht im Ehrensaal. Aber da läuft er vor ihr auf und ab, jämmerlich, und schreit seine Pein hinaus wie ein gehetztes Tier. Gott hat ihm schwerere Prüfungen auferlegt als den andern. Sie versteht nicht alles, was er sagt, aber das versteht sie, daß er sehr elend ist. Sie hat ihn immer geliebt, sie weiß jetzt, daß sie ihn liebte, auch wenn sie ihn zu hassen schien, und ein süßes, schmerzvolles Mitleid füllt sie von der Sohle bis zum Haar. Brennend wünscht sie ihren Doktor und Herrn Josef strahlen zu sehen wie früher, erhöht über die andern, wie Saul erhöht war über die andern in Israel. Sie spürt mit ihm, wie groß und herrlich es wäre, dem römischen Kaiser zu trotzen, dem Judenfeind, dem Verbrecher, dem Hund. Aber wenn ihr auch die rechten Worte fehlen, sie weiß genau, worum es geht, daß es in Gottes Augen wohlgefällig ist, wenn er sich die strahlende Tat versagt und das Joch der Schmach auf sich nimmt.

Der Mann, ihr Mann, spricht weiter, und seine Stimme, von der einmal soviel Zauber und Überredung ausging, ist hohl und rostig. »Was soll ich tun, Mara?« fragt er. »Wenn ich mich füge und das Vernünftige tue, dann scheine ich ein Verräter an meinem Volk, und Hunderttausende hassen und verachten mich. Wenn ich mich nicht füge, dann bin ich ein Verräter am wahren Israel, an Gott und an mir selber. Gib mir einen Rat, Mara.« Er schwieg, hockte nieder, schloß die Augen, erschöpft.

Mara sagte: »Schwer muß es sein, den Übermütigen die Hand zu lecken und den Staub ihrer Füße zu küssen, und ich, Mara, könnte es nicht. Es wäre schön und meinem Herzen eine Freude, wenn du nein sagtest und dem Kaiser der Römer den Hohn in sein Gesicht zurückspieest; denn er ist der Sohn des Mannes, der mir Schmach antat und auf mir lag in seinem Hurenbett. Aber du bist weise, und ich, Mara, bin unweise, und wenn du sagst: ›Mein Wille will es, aber meine Vernunft verbietet es‹, dann muß es für dich ebenso schwer sein, zu trotzen wie nicht zu trotzen, da dein Wille stark ist, o Herr, und deine Vernunft sehr groß. Ich, Mara, dein Weib, habe dich gehört und bin stolz, daß du zu mir gesprochen hast. Aber ich kann dir nichts sagen, nur, daß mir deine Bedrückung auf dem Herzen liegt, als wäre es meine eigene. Geh nach rechts, mein lieber Herr, oder geh nach links: du bleibst mein Herr und Geliebter.«

Josef hörte sie, und er schämte sich. Er hatte vor ihr alles ausgesagt, was ihn drückte. Eines aber hatte er verschwiegen: daß er, wenn er sich beugte, Furcht hatte vor dem Gesicht eines einzigen Menschen, dem seines Sohnes Paulus, und daß er, wenn er sich nicht beugte, Furcht hatte vor dem Gesicht eines einzigen Menschen, dem seines Freundes Justus.

Am andern Morgen stand Josef sehr früh auf. Er badete, salbte und parfümierte sich, der Friseur richtete ihm Bart und Haar. Er zog sich sorgfältig an, das Galakleid des Zweiten Adels mit dem Purpurstreif, den Goldenen Ring, den roten Überwurf. So ging er zum Palatin, wo der Festzug sich ordnen sollte.

Der Zeremonienmeister wies ihm seinen Platz im Zug an. Langsam schritt die Prozession den Palatin hinunter und

erstieg die kleine Höhe zum Triumphbogen. Überall waren Menschen, dicht gedrängt standen sie in den Vorhallen, auf den Dächern der Gebäude, hingen, klammerten mit Lebensgefahr an Säulen, an Vorsprüngen. Josef schaute bleich aus, doch gelassen und würdig; der kurze, jüdische Bart wirkte fremdartig zur römischen Galatracht. Das goldene Schreibzeug, das Titus ihm geschenkt hatte, trug er im Gürtel.

Er hält den Kopf hoch, er sieht gerade vor sich hin. Sieht ein Meer von Köpfen, neue Wellen bei jedem Schritt. Er kann kein einzelnes Gesicht unterscheiden, aber immer wieder glaubt er das Antlitz seines Sohnes Paulus wahrzunehmen, den dünnen, bräunlichblassen Kopf auf dem langen Hals, die leidenschaftlichen, heftigen Augen, seine eigenen Augen, jetzt finster vor Zorn über die Schmach, die sein Vater ihm antut, finster vor Verachtung. Alle werden ihn verachten, die republikanischen Senatoren, Phineas, Dorion, und vielleicht sogar, trotz aller Vernunft, Marull. Am meisten aber wird sein Sohn Paulus ihn verachten.

Schon ist man nah am Triumphbogen. Die Umschalung ist entfernt; stolz und weiß, aus parischem Marmor, hebt er sich, nicht sehr hoch, doch edel von Form, geschmückt mit Reliefs aus der Werkstatt des Bildhauers Basil. Basil hat wie stets gestöhnt und geschimpft über die unwürdige, unkünstlerische Eile, zu welcher der Monarch ihn nötigte; aber er scheint trotzdem gute Arbeit geleistet zu haben. Seit Wochen jedenfalls spricht Rom von seinen Reliefs, und Josef weiß seit langem, was sie darstellen: den Triumphzug des Titus, die Beute der besiegten Juden, die Tempelgeräte; vielleicht sogar hat der ironische Basil seinen, des Josef Kopf auf den Reliefs angebracht.

Langsam erschreitet der Zug die kleine Höhe. Vor Josef schimmert der Bogen. Er ist hoch genug, daß man erhobenen Hauptes durchgehen könnte, aber Josef wird er niedrig wie das Joch der Schmach und Niederlage, zwei Lanzen in die Erde gesteckt, eine dritte darüber, so niedrig, daß man sich tief zur Erde beugen muß. Er muß sich beugen. Wieder einmal muß er die Niederlage seiner Juden feiern, sich neigen vor dem Sieger, verleugnen sein eigenes Volk. Und wenn seine Demütigung

auch diesem Volke hilft, wer sieht das? Aber daß er es verleugnet, sehen alle, die Zehntausende ringsum auf den Dächern, und sein Sohn sieht es.

Josef schreitet im Zug, Schritt setzt er vor Schritt. Er schreitet auf harten Quadern, wohlgeformten, geglätteten, auf denen es sich gut geht, und er hat keinen langen Weg mehr vor sich; fünfzig Schritte mögen es noch sein bis zum Bogen. Es werden fünfzig harte Schritte sein. Aber gehen wird er sie, beugen wird er sich. Es ist sein Vorsatz, er hat ihn hin und her gewälzt in diesen drei furchtbaren Tagen, es ist ihm auferlegt, und er hat es auf sich genommen. Und jetzt führt er es durch, jetzt zieht er hin, sich zu demütigen und sein Volk zu verleugnen.

Es ist ein angenehmer Tag, nicht heiß; aber Josef schwitzt, er ist sehr blaß, das Innere seines Leibes ist ausgehöhlt. Er hat geglaubt, die Erwartung sei das Schwerste. Das war ein Irrtum. Wieviel Schritte mögen es jetzt noch sein? Fünfundvierzig. Nein, nur mehr vierzig. Den Fuß hoch: hat er denn Blei unter den Sohlen?, und er hebt den Fuß. Er malmt mit den Zähnen, er knirscht. Das darf er nicht, die um ihn könnten es hören.

Plötzlich ist in seiner Vorstellung der Mann Bileam, ein großer Zauberer und Prophet unter den Heiden, der da auszog, das Volk Israel zu verfluchen, dem aber Jahve die Worte im Mund verkehrte, so daß er segnen mußte. Ich bin ein umgekehrter Bileam, denkt er. Ich ziehe aus, um meinem Volk Gutes zu tun, und allen scheint, ich verleugnete es. Um sich das Gehen zu erleichtern, klammert er sich an die Verse, die uralten, die die Schrift dem Bileam in den Mund legt, und an ihren Rhythmus: »Wie mag ich verwünschen / Schritt / wen Gott nicht verwünscht / Schritt / und wie mag ich schelten / Schritt / wen Jahve nicht schilt / Schritt / Sieh da ein Volk / Schritt / das abseits wohnt / Schritt / und unter die andern / Schritt / zählt es sich nicht / Schritt / Wer mißt den Staub Jakobs / Schritt / wer Israels Heerschar / Schritt / Wie schön sind deine Zelte, Jakob / Schritt / deine Wohnungen, Israel / Schritt / Wer dich segnet, ist gesegnet, / Schritt / Wer dir flucht, ist verflucht / Schritt / Ich sehe ihn / Schritt / doch nicht schon jetzt / Schritt / ich schaue ihn / Schritt / doch nicht nahe / Schritt / Es strahlt auf ein Stern aus Jakob.«

Und nun sind es höchstens noch zwanzig Schritte.

Es ist plötzlich, sicherlich ist das Weisung, leerer Raum um ihn, in dem gedrängten Zug geht er ganz allein. Die Beine bis herauf zu den Hüften hängen an ihm leblos, schwer; gleich wird er, so stark er es will, den Fuß nicht mehr heben können. Aber er hebt ihn. Ja, sein Gesicht bleibt dabei ganz ruhig; die Zähne freilich preßt er so heftig zusammen, daß die Kaumuskeln sich aus den Wangen herauswulsten. Und er hebt den Fuß nochmals, und nochmals, und leerer Raum ist vor ihm, und leerer Raum ist hinter ihm.

Nein doch. Hinter ihm, in kleinem Abstand, jede seiner Bewegungen nachäffend, geht des Kaisers Zwerg, der dicke, behaarte, bösartige, närrische Silen.

Josef weiß, alle die Tausende schauen jetzt nur auf ihn, warten mit höhnischer Spannung darauf, wie er sich unters Joch ducken wird. Ein gelles, ungeheures Pfeifen wird im nächsten Augenblick anheben und durch ganz Rom gehen, ein Orkan von Hohn und Gelächter. »Wie hat er sich geduckt. Wie tief und sklavisch hat er sich geduckt. Was für Schisser und feige Hunde sind diese Juden. Was für ein feiger Hund ist dieser Jud Josephus.« Und hunderttausend Juden in Rom und in zwei Wochen fünf Millionen Juden überall in der Welt werden das Gesicht verzerren und fluchen: »Wie hat dieser Lump Josef Ben Matthias wiederum sein Judentum besudelt und die ganze Judenheit. Was für ein Lump und feiger Hund ist dieser Josef Ben Matthias.« Und alle, Juden wie Römer, werden grinsen, höhnen, fluchen: »Ho, Josef der Hund. Ho, Josef der Lump.«

Vor ihm heben sich die lateinischen Buchstaben des Bogens, eine schlichte Inschrift an Stelle der prunkvollen früheren: »Senat und Volk von Rom dem Gotte Titus, Sohn des Gottes Vespasian.« Er liest die lateinischen Worte, aber gleichzeitig in ihm denkt es, aramäisch: Jetzt stehenbleiben dürfen, umkehren. Wie glücklich waren jene, die damals die Waffen gegen Rom hoben und den Cestius Gall totschlugen und seine Legion. Verrückt waren sie und glücklich. Selig sind die Armen im Geiste, selig die Unvernünftigen. Wie glücklich war ich selber, als ich in Galiläa einherzog, vor den Aufständischen, auf

meinem Pferde Pfeil. O meine Kraft, o meine Freude, o meine Jugend, und ich bin noch nicht alt.

Nur die letzten Schritte noch trennen ihn von dem Bogen. Schon sieht er an den Innenwänden die verhaßten Steinbilder, die beiden vielbesprochenen Reliefs, auf der einen Seite die erbeuteten Geräte, hoch erhoben, auf der andern Titus auf dem Triumphwagen. Schon gibt ihm die Wölbung des Bogens den Blick frei auf das Capitol, das sich am andern Ende des Heiligen Weges erhebt, dem Jupiter errichtet von dem Geld der unterworfenen Juden: Rom triumphiert über Judäa.

In diesem Augenblick gewahrt er, und zwar auf der Tribüne vor dem schmalen Gebäude der Neuen Münze, das Gesicht seines Sohnes Paulus. Sogleich wieder war es untergetaucht in der Flut der andern Gesichter. Aber Josef hatte es deutlich gesehen, bräunlichweiß, dünn, fast durchsichtig schimmernd, dabei verzerrt von Haß und Verachtung. Auch daß Paulus gegen seine Gewohnheit den Mund weit aufriß, hatte er gesehen. Ja, so ist es, sein Sohn Paulus schreit wie die andern. Nein, nicht wie die andern. Die jauchzen: »O du sehr guter, sehr großer Kaiser und Gott Titus.« Sein Sohn Paulus aber, Josef weiß es genau, schreit: »Mein Vater der Lump, mein Vater der Hund«, und sein Gesicht ist entstellt und scheußlich.

Josef steht vor dem Bogen. Für einen Augenblick setzt das Geschrei ringsum aus; der Zug selber und die Tausende von Zuschauern sind erstarrt in Erwartung. Ein unzähmbarer Drang packt Josef, nicht weiterzugehen, umzukehren, sein Schreibzeug dem Zwerg in die häßliche Fratze zu schlagen. Gott hat verlangt, denkt es in ihm während dieses endlos langen Augenblicks, daß Abraham seinen Sohn opfere. Seinen Sohn opfern, das kann man. Aber so handeln, daß das Gesicht des eigenen Sohnes sich verzerrt wie dieses da, das geht über die Kraft, das darf man keinem Vater zumuten. Nein, denkt es in ihm, ich kann das nicht. Ich brenne ja am ganzen Leib, und vor mir ist Feuer, und hinter mir ist Wasser, und ich gehe nicht weiter, und jetzt kehre ich um.

Unsinn. Woher will ich denn wissen, was Paulus geschrien hat? Er hat geschrien, weil die andern geschrien haben, und jedes Gesicht verzerrt sich beim Schreien. Ich rede mir was

ein, weil ich eine Ausflucht haben, weil ich umkehren will. Großartig wäre das ja, umkehren. Labsal und Kühlung wäre es, süß und ehrenvoll wäre es.

Verbrecherisch unvernünftig wäre es, ruft er sich scharf zurück. Es ist nicht leicht, vernünftig zu sein, und es bringt keinen Dank. Aber die Vernunft ist Gottes erstgeborenes Kind, und ihr hange ich an.

Und der Weltbürger Josef Ben Matthias, genannt Flavius Josephus, wissend, daß er die Achtung der Römer und der Juden für immer zertritt und für immer die Liebe seines Sohnes Paulus, nahm sein Herz in beide Hände, riß seinen Willen zusammen und tat den letzten Schritt. Neigte, wie es Vorschrift war, tief das verhüllte Haupt, führte die Hand zu dem bärtigen, jüdischen Mund, warf dem Bild des vergotteten Titus den Kuß zu und ging durch die Wölbung des Bogens, über sich und zu beiden Seiten die triumphierende Göttin Rom, den Siegeswagen des Kaisers, die schimpflich gefangenen Juden.

Und hinter ihm der Zwerg Silen ahmte jede seiner Bewegungen nach.

Hier endet der zweite der drei Romane über den Geschichtsschreiber Flavius Josephus.

Der Roman »Josephus« sollte ursprünglich nur zwei Teile umfassen. Der zweite, abschließende Band war im Jahr 1932, als ich den ersten veröffentlichte, bis zu seinem Ende entworfen und zu einem großen Teil ausgeführt.

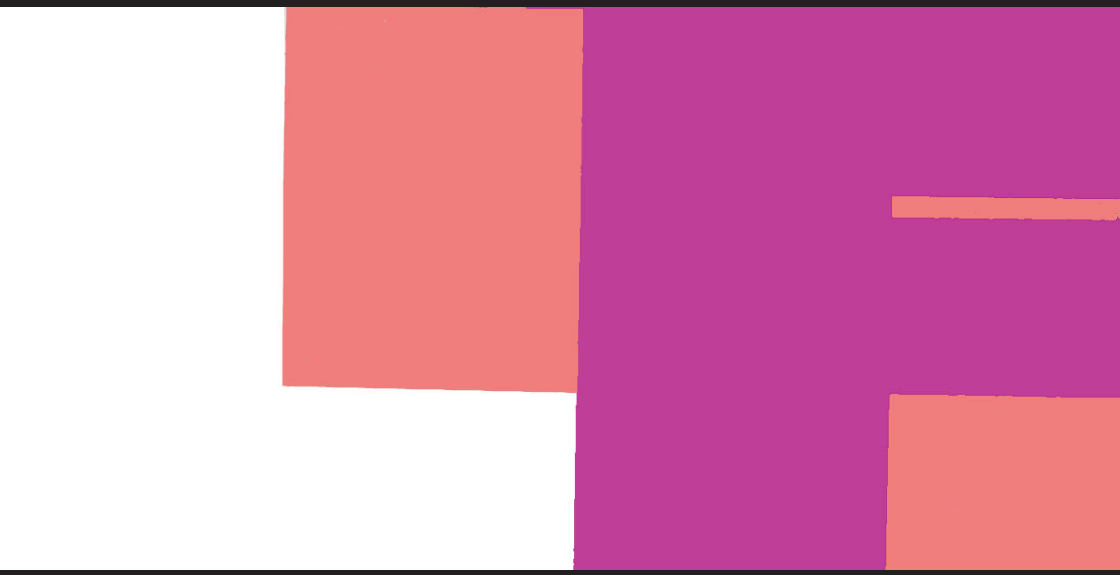
Als aber im März 1933 die Nationalsozialisten mein Haus in Berlin plünderten, vernichteten sie das ausgeführte Manuskript dieses Schlußbandes sowie das vorhandene wissenschaftliche Material.

Den verlorenen Teil in der ursprünglichen Form wiederherzustellen erwies sich als unmöglich. Ich hatte zu dem Thema des »Josephus«: Nationalismus und Weltbürgertum manches zugelernt, der Stoff sprengte den früheren Rahmen, und ich war gezwungen, ihn in drei Bände aufzuteilen.

L.F.

LION FEUCHTWANGER

Gesammelte Werke



Der Tag wird kommen

Das despotische Regime des letzten flavischen Kaisers, des herrschsüchtigen Domitian, stürzt den Geschichtsschreiber Flavius Josephus in immer neue Konflikte. Josef, der Jude, der sich einst berufen fühlte, den Aufstieg der Flavier zu verkünden und Mittler zu sein zwischen Rom und Judäa, kehrt, nachdem er seinen hoffnungsvollen Sohn Matthias durch das grausame Intrigenspiel des Kaisers verloren hat, ins Land seiner Väter zurück. Für immer scheint der welterfahrene Mann, der den Gipfel seines Erfolgs überschritten hat, die Bühne politischer Betätigung verlassen zu haben. Als aber die ständig gärende jüdische Freiheitsbewegung erneut aufflammt, um die verhaßte römische Herrschaft abzuschütteln, da wird Josef – der Zweideutige, der Schillernde, der Verräter – mitgerissen wie am Anfang seiner Laufbahn. Ehe er sich jedoch bewähren kann, verlischt sein merkwürdiges, ungewöhnliches Leben am Rande einer Heerstraße.

Lion Feuchtwanger

Der Tag wird kommen

Roman

AUFBAU-VERLAG

Die „Josephus“-Trilogie umfaßt die Romane

DER JÜDISCHE KRIEG
DIE SÖHNE
DER TAG WIRD KOMMEN

„Der jüdische Krieg“ erschien erstmalig im Jahre 1932,
„Die Söhne“ im Jahre 1935,
„Der Tag wird kommen“ in englischer Übersetzung 1942,
in deutscher Sprache 1945

5. Auflage 1989
Alle Rechte Aufbau-Verlag Berlin und Weimar
© Marta Feuchtwanger 1968
Einbandgestaltung Heinz Unzner
Karl-Marx-Werk, Graphischer Großbetrieb, Pößneck V 15/3o
Printed in the German Democratic Republic
Lizenznummer 301.120/113/89
Bestellnummer 611362 5
I-III 03150

Feuchtwanger, Ges. Werke
ISBN 3-351-00623-3
Bd. 2-4
ISBN 3-351-00681-0

ERSTES BUCH

Domitian

Erstes Kapitel

Nein, was Josef da hingeschrieben hat, wird er kaum stehenlassen können. Von neuem überliest er seine Sätze über Saul, den Hebräerkönig, wie dieser, wiewohl ihm kundgeworden ist, er werde den Tod finden und die Seinen in den Untergang führen, entschlossen in den Kampf zieht. »Das hat Saul getan«, hat er geschrieben, »und dadurch gezeigt, daß solche, die nach ewigem Ruhme streben, ähnlich handeln sollten.« Nein, sie sollten nicht ähnlich handeln. Gerade jetzt dürfte er so was nicht schreiben. Seine Landsleute sind in diesen Jahrzehnten nach dem Untergang ihres Staates und ihres Tempels ohnedies geneigt, ein neues, unsinniges kriegerisches Unternehmen zu versuchen. Jene Geheimverbindung, die den Anbruch des Tages beschleunigen will, die »Eiferer des Tages«, gewinnen immer neue Anhänger und neuen Einfluß. Josef darf ihre hoffnungslose Tapferkeit nicht durch sein Buch noch weiter spornen. Sosehr der finstere Mut dieses Königs Saul ihn anzieht, er muß der Vernunft folgen, nicht seinem Gefühl, er darf seinen Juden diesen König nicht als nachahmenswerten Helden hinstellen.

Flavius Josephus, Ritter des Zweiten römischen Adels, der große Schriftsteller, dessen Ehrenbüste in der Bibliothek des Friedenstempels aufgestellt ist, oder besser der Doktor Josef Ben Matthias, Priester der Ersten Reihe aus Jerusalem, wirft den Schreibgriffel beiseit, geht auf und nieder, setzt sich schließlich in einen Winkel seines Arbeitszimmers. Da sitzt er, im Halbdunkel, die Öllampe hebt nur den Schreibtisch heraus mit den paar Büchern und Rollen, die darauf liegen, und dem goldenen Schreibzeug, das ihm einstmals der verstorbene Kaiser Titus geschenkt hat. Fröstelnd – denn kein Feuer kommt auf gegen die feuchte Kälte dieses frühen Dezember –, mit abwesenden Augen schaut Josef auf das mattgleißende Gold. Merkwürdig, daß er die enthusiastischen Sätze hingeschrieben hat über Sauls sinnlose Tapferkeit. Ist ihm also doch wieder einmal das Herz durchgegangen? Will es sich, dieses fünfzigjährige Herz, noch immer nicht bescheiden mit der

ruhevollen Betrachtsamkeit, die allein in seinem großen Buch zu Worte kommen soll?

Wenigstens unterläuft es ihm jetzt immer seltener, daß ihm Griffel oder Feder durchgeht. Er hat sich den Gleichmut erkämpft, den sein großes Werk bedingt, seine »Universalgeschichte des jüdischen Volkes«. Er hat dem Getriebe entsagt, er jammert dem wilden Leben nicht nach, das hinter ihm liegt. Er hat sich seinerzeit mit heißem Eifer hineingestürzt in den großen Krieg seines Volkes, hat daran teilgenommen auf Seite der Juden und auf Seite der Römer, als Politiker und als Soldat. Hat tiefer hineingesehen in die Begebenheiten dieses Krieges als die weitaus meisten Zeitgenossen. Hat die großen Geschehnisse miterlebt in der nächsten Umgebung des ersten flavischen Kaisers und des zweiten, als Tätiger und als Leidender, als Römer, Jude und Weltbürger. Hat schließlich die klassische Geschichte dieses jüdischen Krieges geschrieben. Ist gefeiert worden wie wenige andere und erniedrigt und beschimpft wie wenige andere. Jetzt ist er müde der Erfolge und der Niederlagen, das heftige Tun ist ihm schal geworden, er hat erkannt, daß seine Aufgabe und seine Kraft in der Betrachtung liegen. Nicht Geschichte zu machen, ist er eingesetzt von Gott und von den Menschen, sondern die Geschichte seines Volkes zu ordnen und aufzubewahren, ihren Sinn zu erforschen, ihre Träger beispielhaft hinzustellen zum Ansporn und zur Warnung. Dazu ist er da, und er ist es zufrieden.

Ist er zufrieden? Die schöne und unweise Stelle über den König Saul zeugt nicht dafür. Er ist fast fünfzig, aber den ersehnten Gleichmut hat er noch nicht gefunden.

Er hat alles getan, ihn sich zu erwerben. Durch keinerlei Bemühungen um äußern Erfolg hat er sich von seinem Werk ablenken lassen. Nichts von ihm ist während dieser ganzen vier Jahre an die Öffentlichkeit gelangt. Während Vespasian und Titus ihm freundlich gesinnt waren, hat er keinen Finger gerührt, um an den Kaiser von heut, an den mißtrauischen Domitian heranzukommen. Nein, es ist in dem stillen, abseits lebenden Josef dieser letzten Zeit nichts mehr von jenem früheren, heftigen, betriebsamen.

Die Sätze über den dunkeln Mut des Königs Saul, die er

da geschrieben hat, sind schön und hinreißend, und die »Eiferer des Tages« würden sie mit Begeisterung lesen. Aber ach, gerade das sollen sie ja nicht. Nicht in der Begeisterung sollen sie sich üben, sondern in der Vernunft, in der schlauen Geduld. Sie sollen sich fügen und kein zweites Mal sinnlos gegen Rom die Waffen erheben.

Warum wohl sind ihm gerade heute die schönen und verruchten Sätze über den König Saul in die Feder gekommen? Er hat es gewußt, schon während er die Worte hinschrieb; er hat es nicht wissen wollen, doch jetzt kann er sein Wissen nicht länger vor sich selber verbergen. Es geschah, weil ihm gestern Paulus begegnet ist, sein Junge, der Sechzehnjährige, der Sohn seiner geschiedenen Frau. Josef hat diese Begegnung nicht wahrhaben wollen, hat sich's nicht eingestehen wollen, daß der junge Mensch, der da an ihm vorbeiritt, sein Paulus sei. Er hat sich befohlen, dem Jungen nicht nachzuschauen, aber sein Herz hat einen Sprung getan, und er hat gewußt: es war Paulus.

Ein kleines Stöhnen kommt aus dem Munde des im Halbdunkel sitzenden Mannes. Wie hat er seinerzeit geworben um diesen seinen Sohn Paulus, den Halbfremden, den Sohn der Griechin, wieviel schwere Schuld hat er auf sich geladen seinethalb. Der Junge hat trotzdem alles ausgetilgt, was er mit soviel scheuer Beharrlichkeit in ihn einzusenken versucht hat, und jetzt er hat für ihn, den Vater, den Juden, nur Verachtung. Josef denkt an die schauerliche Stunde, da er unter dem Joch des Siegers hat durchschreiten müssen, unter dem Bogen des Titus, er denkt daran, wie ihm da für den Bruchteil einer Sekunde das Gesicht seines Sohnes Paulus erschienen ist. Unter den vielen tausend höhnischen Gesichtern jener dunkeln Stunde wird es ihm unvergeßbar bleiben, eingefressen ins Herz, dieses blaßbräunliche, hagere, feindselige Gesicht. Nichts anderes als die Erinnerung an dieses Gesicht war es, Selbstverteidigung gegen dieses Gesicht, die ihm die Feder geführt hat, als er jene Sätze schrieb über den Judenkönig Saul.

Denn ach, in die Schlacht zu gehen, auch wenn sie sichern Untergang bringt, wie leicht ist das, gemessen an dem, was

er damals auf sich genommen hat. Herzzerdrückend ist es, schmachvoll, Bewunderung zeigen zu müssen für den frechen Sieger, weil man weiß, daß solche Selbsterniedrigung der einzige Dienst ist, den man dem eigenen Volke leisten kann.

Später, in hundert Jahren oder in tausend, wird man das erkennen. Heute aber, an diesem neunten Kislev des Jahres 3847 nach Erschaffung der Welt, ist es ihm ein geringer Trost, daß ihn die sehr viel Späteren einmal bewundern werden. In seinen Ohren ist nichts von diesem Ruhm, in seinem Herzen ist nichts als die Erinnerung an jenes Geschrei aus hunderttausend Mündern: »Lump, Verräter, Hund«, und darüber, lautlos und doch lauter als alle anderen Stimmen, die seines Sohnes Paulus: »Mein Vater, der Lump, mein Vater, der Hund.«

Weil er sich gegen diese Stimme hat verteidigen wollen, deshalb hat er die Sätze über den düstern Mut des Saul geschrieben. Süß und erhebend war es, sie zu schreiben. Süß und erhebend ist es, sich von seinem Mut fortreißen zu lassen, bedenkenlos. Aber höllisch schwer ist es, niederdrückend, taub zu bleiben vor der Lockung und nichts zu hören als die ruhige, keineswegs hinreißende Stimme der Vernunft.

Da hockt er, ein noch nicht alter Mann, und das Zimmer, dämmerig mit Ausnahme des von der Öllampe beleuchteten Schreibtisches, ist voll von den ungetanen Taten, nach denen er sich sehnt. Denn die Gelassenheit, von der er soviel hermacht, diese seine Stille hier inmitten des lauten, glänzenden, von Taten berstenden Rom ist künstlich, ist erkrampft, ist Schwindel. Alles in ihm ist wund und weh vor hungrigem Ehrgeiz und Tatendrang. Rausch erzeugen, Tatenlust, das ist etwas. Die Geschichte des Königs Saul so erzählen, daß die Jugend seines Volkes ihm zujubelt und begeistert in den Tod geht wie damals, als er sie, jung und dumm, mit seinem Makkabäerbuch hinriß, das ist etwas. Die Geschichte Sauls und Davids und der Könige und der Makkabäerfürsten, deren Blut er selber in den Adern trägt, so schreiben, daß sein Sohn Paulus spürt: Mein Vater ist ein Mann und ein Held, das ist etwas. Aber die Billigung der eigenen Vernunft, die Bewunderung der Späteren, der Nachwelt, das ist Schall und Dunst.

Er darf das nicht denken. Er muß die Gesichte fortjagen,

die ihm hier im Dunkeln auflauern. Er klatscht dem Diener, befiehlt: »Licht, Licht!« Alle Lampen und Kerzen müssen angezündet werden. Erleichtert spürt er, wie er wirklich, da sich der Raum erhellt, wieder er selber wird. Jetzt kann er der Vernunft folgen, seiner wahren Führerin.

Er setzt sich von neuem an den Arbeitstisch, zwingt sich zur Sammlung. »Damit es nicht den Anschein habe«, schreibt er, »als beabsichtige ich, König Saul über Gebühr zu loben, fahre ich jetzt in meiner eigentlichen Erzählung fort.« Und er fuhr fort, erzählte, sachlich, gemessen.

So mochte er eine Stunde gearbeitet haben, als ihm der Diener meldete, ein Fremder sei da, der sich nicht abweisen lasse, ein Doktor Justus aus Tiberias.

Josef hatte seinen großen literarischen Gegner in den letzten Jahren selten gesehen und kaum je allein. Es konnte schwerlich Gutes bedeuten, daß ihn Justus zu so ungewohnter Stunde aufsuchte.

Das graugelbe Antlitz des Mannes, wie er jetzt ins Zimmer trat, Feuchtigkeit und Kälte mit sich bringend, schien dem Josef noch härter geworden, trockener, zerfurchter, als er es in der Erinnerung hatte. Alt, verbraucht, mühsam hochgehalten saß der Kopf des Justus auf dem erschreckend dürren Hals. Josef, so gespannt er auf das wartete, was ihm der andere sagen werde, richtete mechanisch das Aug auf den Stumpf jenes linken Armes, den man dem Justus damals hatte amputieren müssen, als ihn Josef vom Kreuz herunterholte. Er hat sich damit einen scharfen Mahner vom Kreuz geholt, der mit grausam sicherem Blick jede faule Stelle an ihm durchschaute, einen Mann, vor dem Josef immer Angst hatte und den er doch nicht entbehren konnte.

»Und was wollen Sie, mein Justus?« fragte er ihn nach einigen Sätzen geradezu. »Ich möchte Ihnen einen dringlichen Rat geben«, erwiderte Justus. »Sehen Sie sich in den nächsten Wochen gut vor, was Sie reden und zu wem. Denken Sie auch darüber nach, ob Sie vielleicht in letzter Zeit Dinge gesagt haben, die Übelwollende zu Ihren Ungunsten ausdeuten könnten, und überlegen Sie, wie solche Kommentare

zu entkräften wären. Es gibt in der Umgebung des Kaisers Leute, die Ihnen nicht wohlwollen, und Sie selber sollen ab und zu Leute bei sich sehen, deren Staatstreue fraglich ist.« – »Darf man nicht mit Leuten verkehren«, fragte Josef, »die römisches Bürgerrecht haben und die niemals von einer Behörde verdächtigt worden sind?« Justus verzog die dünnen Lippen. »Man durfte es«, antwortete er, »in Friedenszeiten. Aber jetzt sieht man sich besser einen jeden genau an, mit dem man Worte wechselt, nicht nur darauf, ob einmal etwas gegen ihn vorgelegen hat, sondern auch, ob einmal in Zukunft etwas gegen ihn vorliegen könnte.«

»Sie denken, der Friede im Osten ...?« Josef vollendete den Satz nicht.

»Ich denke, der Friede im Osten ist wieder einmal zu Ende«, erwiderte Justus. »Die Daker haben die Donau überschritten und sind in das Gebiet des Reichs eingefallen. Die Meldung kommt aus dem Palatin.«

Josef war aufgestanden. Er hatte Mühe, den andern nicht merken zu lassen, wie sehr ihn die Nachricht aufrührte. Der neue Krieg, der da anrollte, dieser Krieg im Osten, konnte unabsehbare Folgen haben für ihn und für Judäa. Wenn die östlichen Legionen in einen Kampf verwickelt waren, wenn man mit einer Intervention der Parther rechnen durfte, werden dann die »Eiferer des Tages« nicht losschlagen? Werden sie nicht die aussichtslose Erhebung wagen?

Und da, vor einer Stunde noch, hat er König Saul gerühmt, den Mann, der, den sichern Untergang vor Augen, dennoch in den Krieg geht. Er ist, mit seinen Fünfzig, ein noch größerer Narr und Verbrecher als damals mit Dreißig.

»Mein Justus, was können wir tun?« sagte er seine tiefe Sorge geradeheraus, die Stimme heiser vor Erregung.

»Mann, Josef, das wissen doch Sie besser als ich«, antwortete Justus, und er höhnte: »Siebenundsiebzig sind es, die haben das Ohr der Welt, und Sie sind einer von ihnen. Sie müssen sich hören lassen. Sie müssen ein klares Manifest abfassen, das von allen Unüberlegtheiten abrät. Je simpler, um so besser. Das können Sie doch. Sie verstehen sich doch auf die Sprache des gemeinen Mannes, Sie verstehen sich doch auf

die großen und billigen Worte.« Seine scharfe Stimme klang besonders unangenehm, die dünnen Lippen verzogen sich, und da war auch wieder jenes peinliche Kichern, das an Josefs Nerven riß.

Trotzdem ging Josef auf den Hohn des andern nicht ein. »Wie wollen Sie mit Worten aufkommen gegen ein so starkes Gefühl?« fragte er. Und: »Ich möchte ja selber nach Judäa«, brach es aus ihm heraus, »teilnehmen an diesem Aufstand, als was immer, fallen in diesem Aufstand.«

»Das glaub ich Ihnen«, höhnte Justus, »das könnte Ihnen so passen. Wenn ein Stärkerer einen schlägt, dann schlägt man einfach zurück und reizt ihn so lange, bis er einen totschlägt. Aber wenn die ›Eiferer des Tages‹ eine Entschuldigung haben, Sie haben keine. Sie sind nicht dumm genug.« Und da Josef vor sich hin starrte, hilflos, grimmig, sagte er noch: »Schreiben Sie das Manifest! Sie haben viel gutzumachen.«

Als Justus gegangen war, setzte sich Josef hin, um seine Mahnung zu befolgen. Es gehöre, schrieb er, viel mehr Mut dazu, sich zu überwinden und den Aufstand zu unterlassen als ihn zu beginnen. Vorläufig, auch wenn der Krieg im Osten ausbräche, gehe es für uns Juden darum, den Staat des Gesetzes und der Bräuche weiter auszubauen und unsere ganze Kraft dieser Aufgabe allein zu widmen. Wir müßten es Gott und der leitenden Vernunft überlassen, die Voraussetzungen zu schaffen dafür, daß dieser Staat des Gesetzes und der Bräuche, das Jerusalem im Geiste, auch seinen sichtbaren Rahmen und Unterbau erhalte, das steinerne Jerusalem. Der Tag sei noch nicht gekommen. Ein zur Unzeit begonnenes, bewaffnetes Unternehmen aber schiebe den Tag nur hinaus, dem wir alle entgegeneiferten.

Er schrieb. Er versuchte sich vollzusaugen mit Begeisterung für die Vernunft so lange, bis ihm ihr Wasser wie Wein schmeckte, so lange, bis ihm die Sätze, die er verkündete, nicht mehr nur Sache seines Verstandes schienen, sondern Sache seines Herzens. Zweimal mußte der Diener die Kerzen erneuern und das Öl der Lampen, ehe sich Josef mit seinem Konzept zufriedengab.

Den Abend darauf fanden sich in der Behausung des Josef vier Gäste ein. Da war der Möbelhändler Cajus Barzaarone, Präsident der Agrippenser-Gemeinde, Repräsentant der römischen Judenheit, ein maßvoller, vernünftiger Mann, dessen Name auch in Judäa guten Klang hatte. Da war weiter Johann von Gischala, einmal ein Führer im jüdischen Krieg, ein schlauer und kühner Mann. Jetzt saß er als Terrainhändler in Rom, seine Geschäfte erstreckten sich übers ganze Reich; in Judäa aber war heute noch in den Köpfen der »Eiferer des Tages« die Erinnerung an seine Tätigkeit während des Krieges lebendig. Da war zum dritten Justus von Tiberias. Da war schließlich Claudius Regin, Finanzminister des Kaisers, geboren von einer jüdischen Mutter und gleichwohl nie ein Hehl daraus machend, daß er die Sache der Juden begünstige, ein Mann, der Josefs Bücher verlegt und ihm in allen seinen Nöten geholfen hatte.

Es mußten unter diesem mißtrauischen Kaiser Domitian Zusammenkünfte ein harmloses Aussehen tragen, um nicht wie Verschwörung zu wirken; denn es gab in beinahe jedem Hause Spitzel des Polizeiministers Norban. Die Herren führten also zunächst, während sie zu Abend aßen, beiläufige Reden über die Dinge des Tages. Natürlich sprach man vom Krieg. »Im Grunde«, meinte Johann von Gischala, und sein braunes, wohlwollendes, pfiffiges Gesicht lächelte vergnügt, ein wenig hinterhältig, »im Grunde ist der Kaiser nicht kriegerisch für einen Flavier.« Claudius Regin wandte sich ihm zu, salopp lag er da, die schweren Augen schauten schläfrig und mokant unter der vorgebauten Stirn. Er wußte, daß er dem Kaiser unentbehrlich war, und durfte sich deshalb ab und zu eine übellaunig spaßhafte Offenheit leisten. Auch heute nahm er keine Rücksicht auf die servierenden Diener. »Nein, kriegerisch ist DDD nicht«, erwiderte er dem Johann; DDD aber nannte man den Kaiser nach den Anfangsbuchstaben seines Titels und Namens: Dominus ac Deus Domitianus, der Herr und Gott Domitian. »Allein er findet leider, daß ihm der Triumphmantel des Jupiter nicht schlecht steht, und dieses Kostüm ist ein wenig kostspielig. Unter zwölf Millionen kann ich einen Triumph nicht machen, von den Kosten des Krieges ganz abge-

sehen.« Endlich konnte Josef, die Tafel aufhebend, die Dienerschaft wegschicken, und man redete zur Sache. Als erster äußerte sich Cajus Barzaarone. Er glaube kaum, setzte der joviale Herr mit den listigen Augen auseinander, daß sie, die römischen Juden, durch den bevorstehenden Krieg unmittelbar bedroht seien. Natürlich müßten sie sich in dieser schwierigen Zeit still halten und jedes Aufsehen vermeiden. Bittgottesdienste für den Kaiser und für den Sieg seiner Adler habe er für seine Agrippenser-Gemeinde bereits angeordnet, und selbstverständlich würden die andern Synagogen nachfolgen.

Das war eine vage, unbefriedigende Rede. So hätte Barzaarone im Verein der Möbelhändler sprechen können, dem er vorstand, oder bestenfalls vor den Ratsmitgliedern seiner Gemeinde; aber wenn er hier sprach, zu ihnen, dann hatte es doch keinen Sinn, die Augen vor der Gefahr zu schließen.

Johann von Gischala schüttelte denn auch den braunen, breiten Kopf. Leider, meinte er mit gutmütigem Spott, sei nicht die ganze Judenheit so brav und vernünftig wie die wohldisziplinierte Agrippenser-Gemeinde. Da gebe es zum Beispiel, wie dem verehrten Cajus Barzaarone bestimmt nicht unbekannt sei, die »Eiferer des Tages«.

Diese »Eiferer des Tages«, stellte auf seine trockene Art Justus fest, würden sich ärgerlicherweise auch auf manches Wort des Großdoktors Gamaliel berufen können. Es war aber Großdoktor Gamaliel, der Präsident der Universität und des Kollegiums von Jabne, der anerkannte Führer der gesamten Judenheit. Bei aller Mäßigung, fuhr Justus fort, habe der Großdoktor, wenn er sich nicht von den »Eiferern des Tages« allen Wind aus den Segeln habe nehmen lassen wollen, die Hoffnung auf die baldige Wiedererrichtung des Staates und des Tempels immer neu schüren und sich manchmal auch starker Worte bedienen müssen. Dessen würden sich jetzt die Fanatiker erinnern. »Der Großdoktor wird es nicht leicht haben«, schloß er.

»Machen wir uns nichts vor, meine Herren«, faßte auf seine rücksichtslose Art Johann von Gischala zusammen. »Es ist so gut wie sicher, daß die ›Eiferer des Tages‹ losschlagen werden.«

Im Grunde hatten sie das alle gewußt; dennoch gab es ihnen einen kleinen Ruck, wie Johann es so nüchtern feststellte. Josef beschaute sich diesen Johann, den nicht großen, doch breiten und kräftigen Körper, das braune, gutmütige Gesicht mit dem kurzen Knebelbart, der eingedrückten Nase, den grauen, verschmitzten Augen. Ja, Johann war der richtige galiläische Bauer, er kannte sein Judäa von innen heraus, er war unter den Anstiftern und Führern des jüdischen Krieges der populärste gewesen, und sosehr Josef sich gegen seine ganze Art auflehnte, er konnte dem Mann nicht abstreiten, daß seine Vaterlandsliebe aus den Tiefen seines Wesens kam. »Wir hier in Rom«, begründete Johann von Gischala die Entschiedenheit, mit der er gesprochen, »können uns schwer vorstellen, wie der Krieg im Osten die in Judäa aufrühren muß. Wir hier erleben sozusagen an unserm eigenen Körper die Macht des römischen Reichs, sie ist immerfort um uns herum, das Gefühl dieser Macht ist uns ins Blut übergegangen und verbietet uns jeden Gedanken an Widerstand. Aber wenn ich«, überlegte er laut, und sein Gesicht nahm einen nachdenklichen, gesammelten, schmerzhaft begehrlichen Ausdruck an, »wenn ich nicht hier in Rom säße, sondern in Judäa und dort von einer Schlappe der Römer hörte, dann könnte ich nicht für mich einstehen. Ich weiß natürlich mathematisch sicher, daß eine solche Schlappe am Ausgang des Krieges nichts ändern würde; ich habe es am eigenen Leib zu spüren bekommen, wohin ein solcher Aufstand führt. Jung bin ich auch nicht mehr. Und trotzdem, mich selber reißt es, loszugehen, loszuschlagen. Ich sage euch: die ›Eiferer des Tages‹ werden nicht stillhalten.«

Johanns Worte rührten die andern an. »Was können wir tun, sie zu ernüchtern?« unterbrach Justus das Schweigen. Er sprach mit kalter, beinahe anstößiger Schärfe; doch die Ernsthaftigkeit seiner Gesinnung, die Unbestechlichkeit seines Urteils hatte ihm Achtung erworben, und daß er teilgenommen hatte am jüdischen Krieg, daß er für Jerusalem am Kreuz gehangen war, bewies, daß es nicht Feigheit war, wenn er ein neues kriegerisches Unternehmen so verächtlich abtat.

»Man könnte vielleicht«, schlug behutsam Cajus Barzaarone vor, »dem Kaiser die Aufhebung der Kopfsteuer nahelegen.

Man müßte ihm plausibel machen, daß es angezeigt wäre, in einer so kritischen Zeit die Gefühle der jüdischen Bevölkerung zu schonen. Vielleicht legt da unser Claudius Regin für uns Fürsprache ein.« Unter allen judenfeindlichen Maßnahmen nämlich erregte die Erhebung dieser Kopfsteuer am meisten Unwillen. Nicht nur war die Tatsache, daß die Römer jene Doppeldrachme, welche einstmals jeder Jude als Steuer für den Tempel in Jerusalem zu zinsen hatte, jetzt zur Erhaltung des Tempels des Capitolinischen Jupiter einzogen, eine bittere, höhnische Mahnung an die Niederlage, sondern es wurde auch die Eintragung in die Judenlisten, ihr öffentlicher Anschlag und die Einziehung der Steuer auf brutale und diffamierende Art vorgenommen.

»Es verlangt heute einigen Mut, meine Herren«, sagte nach einem kleinen Schweigen Claudius Regin, »zu zeigen, daß man mit Ihnen sympathisiert. Trotzdem würde ich vielleicht diese Kühnheit aufbringen und dem Kaiser die Anregung unseres Cajus Barzaarone unterbreiten. Aber glauben Sie nicht, daß DDD, wenn er sich wirklich zum Verzicht auf die Doppeldrachme entschließen sollte, dafür eine ungeheure Gegenleistung fordern würde? Er würde im besten Fall als Gegenleistung eine Sondersteuer ausschreiben, die für Ihre Gefühle weniger empfindlich wäre, für Ihre Kasse aber um so mehr. Ich weiß nicht, mein Cajus Barzaarone, ob Sie den weiteren Besitz Ihrer Möbelfabrik oder die Befreiung von der Judensteuer vorziehen. Ich für mein Teil würde lieber ein bißchen Kränkung einstecken und dafür mein Geld behalten. Ein reicher Jude, auch gekränkt, hat immer noch etwas Macht und Einfluß, ein armer Jude, auch ungekränkt, ist gar nichts.«

Justus tat die platten Weisheiten des Claudius Regin und die undurchführbaren Anregungen des Cajus Barzaarone mit einer kleinen Handbewegung ab. »Was wir tun können«, sagte er, »ist verdammt wenig. Wir können Worte machen, nichts sonst. Das ist armselig, ich weiß es. Aber wenn die Worte sehr klug berechnet sind, wirken sie vielleicht dennoch. Ich habe Doktor Josef nahegelegt, ein Manifest abzufassen.« Alle schauten auf Josef. Der schwieg und regte sich nicht; er spürte hinter den Worten des Justus einen leisen, kratzenden Hohn. »Und

haben Sie ein Sendschreiben abgefaßt?« fragte schließlich Johann.

Josef nahm aus dem Ärmel seines Gewandes das Manuskript und las es vor. »Es ist ein wirkungsvolles Manifest«, sagte, als er zu Ende war, Justus, und außer Josef hörte kaum einer den Hohn dieser Anmerkung. »Auf die ›Eiferer des Tages‹ wird es wenig Wirkung tun«, meinte Johann. »Die ›Eiferer des Tages‹ kann nichts zurückhalten«, gab Justus zu, »und die um den Großdoktor brauchen keine Mahnung. Aber es gibt Leute zwischen beiden Lagern, es gibt Schwankende, und die werden sich vielleicht bestimmen lassen von uns, die wir hier in Rom leben und die Lage besser beurteilen. Einige Wirkung wird das Schriftstück tun«, beharrte er. Er hatte beinahe heftig gesprochen, als wollte er nicht nur die andern, sondern auch sich selber überzeugen. Nun aber erschlaffte er und, trüb, setzte er hinzu: »Und dann, etwas müssen wir tun, schon unserthalb. Frißt es euch nicht das Herz ab, dazuhocken und zuzuschauen, wie die andern ins Unglück rennen?« Er dachte daran, wie er damals, vor und zu Beginn des Krieges, vergeblich gewarnt hatte. Auch diesmal wird man vergeblich warnen, er wußte es. Und in abermals zwanzig Jahren, wenn sich das gleiche wiederholt, wird er auch wieder warnen müssen, noch so tief überzeugt, daß er nur die Luft erschüttert. »Ich denke«, trieb er die andern weiter an, »wir sollten unsere Namen unter das Schriftstück setzen und uns überlegen, wen sonst noch wir zur Unterschrift auffordern.«

Der bittere Eifer des sonst so zurückhaltenden Mannes ging den andern ans Herz. Gleichwohl drückte der Möbelhändler Cajus Barzaarone unbehaglich herum. »Mir scheint«, meinte er, »es kommt weniger auf die Zahl der Unterschriften an als darauf, daß die Unterzeichner bei den jüngeren Leuten in Judäa Geltung haben. Was zum Beispiel soll es nützen, wenn die Unterschrift eines alten Möbelhändlers unter diesem Manifest steht?« – »Vielleicht nützt es nicht viel«, antwortete Justus, und der Unwille klang nur leise durch seine Worte. »Aber schon damit die andern Unterzeichner gedeckt seien, sollten auch Unterschriften unverdächtiger Herren auf dem Dokument sein.« – »Das ist richtig«, trieb Claudius Regin den ängstlichen

Barzaarone noch mehr in die Enge. »Die Leute unseres Polizeiministers Norban wittern Unrat hinter allem, und wenn ihnen das Manifest in die Hände fällt, dann werden sie erklären, die Unterzeichner hätten um verdächtige Umtriebe in Judäa gewußt. Je unbedenklichere Unterschriften unter dem Manifest stehen, um so geringer wird die Gefahr für jeden einzelnen.« – »Sperren Sie sich nicht lange, mein Barzaarone«, sagte Johann von Gischala und strich sich den Knebelbart, »Sie müssen schon heran.«

Man beriet, auf welche Weise man das Schriftstück nach Judäa bringen sollte. Nicht nur gab es jetzt im Winter keine rechten Schiffsverbindungen, es gab auch sonst Fährnisse. Man konnte das Dokument nur einem sichern Manne anvertrauen. »Ich weiß wirklich nicht«, meinte wiederum Cajus Barzaarone, »ob der Gewinn, den wir im besten Fall aus dem Sendschreiben ziehen, im rechten Verhältnis steht zu dem Risiko, dem wir uns und unsere Gemeinschaft aussetzen. Denn wer immer jetzt im Winter unter so schwierigen Verhältnissen nach Judäa fährt, muß stichhaltige Gründe angeben können, wenn er den Behörden nicht auffallen will.« – »Aber Sie kommen nicht los, mein Cajus Barzaarone«, ließ der verschmitzte Johann von Gischala nicht locker. »Ich weiß einen Mann, der stichhaltige Gründe hat, jetzt nach Judäa zu reisen, Gründe, die auch den Behörden einleuchten. Zweifellos werden infolge des Krieges die Bodenpreise in Judäa fallen. Da trifft es sich nicht schlecht, daß wir einen Terrainhändler unter uns haben, nämlich mich. Meine Firma hat großen Grundbesitz in Judäa. Sie wünscht, überzeugt von dem raschen Sieg der Legionen, die Konjunktur auszunutzen und ihre Terrains abzurunden. Ist das ein stichhaltiger Grund? Ich werde meinen Prokuristen, den redlichen Gorion, nach Judäa schicken. Vertrauen Sie mir das Schriftstück an. Es wird sicher befördert.«

Man unterzeichnete. Auch Cajus Barzaarone setzte schließlich, zögernd, seinen Namen unter Josefs Manifest.

Drei Tage später erfuhren die Herren zu ihrer Überraschung, daß nicht Gorion, sondern Johann von Gischala selber nach Judäa aufgebrochen war.

Josef stieg die Treppe hinauf zu den Zimmern, in denen Mara mit den Kindern wohnte. Es war eine enge, unbequeme Treppe, alles in seinem Haus war eng, unbequem, verwinkelt. Schon damals, als ihn Domitian aus dem schönen Gebäude ausquartiert hatte, das ihm der alte Kaiser zur Wohnung angewiesen, hatte man sich gewundert, daß ein so angesehener Mann sich dieses armselige, altmodische, kleine Haus in dem höchst unvornehmen Bezirk »Freibad« aussuchte. Seitdem gar Mara mit der kleinen Jalta zu ihm gekommen war und ihm die zwei Söhne zugeboren hatte, war ihm das Haus wirklich nicht mehr angemessen; aber Josef, verbissen in eine erkrampfte Bescheidenheit, hatte sich darauf beschränkt, es um ein Stockwerk zu erhöhen. Da stand es, eng, schmal, baufällig, davor die Buden von ein paar Kleinhändlern mit allerlei übelriechendem Kram, keine würdige Wohnstätte für einen Mann seines Ranges und seines Namens.

Mara hatte sich trotz ihrer Schlichtheit von Anfang an in diesem Hause nicht wohlgefühlt. Sie wollte freien Himmel über sich haben; in einer großen Stadt zu leben zwischen steinernen Wänden, das allein ging ihr gegen die Natur. Hier gar, in dem dumpfigen, verschachtelten Gemäuer, in der niedrigen Stube unter der verschwärzten Decke, fühlte sie sich zwiefach unbehaglich. Wenn es nach ihr gegangen wäre, dann wäre man längst wieder nach Judäa übersiedelt auf eines von Josefs Gütern.

Es war jetzt der fünfte Tag, seitdem die Nachricht von dem Einbruch der Daker bekannt geworden war. Josef war inzwischen oft mit Mara zusammen gewesen, er hatte die meisten Mahlzeiten mit ihr geteilt und viel mit ihr gesprochen. Von dem bevorstehenden Grenzkrieg indes war kaum je die Rede gewesen. Wahrscheinlich ahnte Mara nicht, welche Rückwirkungen auf Judäa die Vorgänge an der Donau haben könnten. Sicher aber spürte sie, die mit seinem Wesen bis ins kleinste vertraut war, hinter der Maske seines Gleichmuts seine innere Sorge.

Wie er jetzt zu ihr hinaufstieg, wunderte er sich, daß er so lange bemüht gewesen war, diese Sorge vor ihr zu verbergen. Sie ist der einzige Mensch, vor dem er sich ganz ohne Scham so zeigen kann, wie er ist. Als die andere es von ihm verlangte,

hat sie sich von ihm fortschicken lassen, und sie ist zu ihm zurückgekehrt, als er sie wieder rief. Sie ist da, wenn er sie braucht, und wenn sie ihn stört, löscht sie sich aus. Vor ihr kann er alles heraussagen, seinen Stolz, seine Zweifel, seine Schwäche.

Er schlug den Vorhang zurück und trat in ihre Stube. Der niedrige Raum war vollgestopft mit Sachen aller Art, selbst von der Decke hingen, nach der Sitte der kleinen Städte Judäas, Körbe herunter mit Lebensmitteln und mit Wäsche. Die Kinder waren um Mara, das Mädchen Jalta und die beiden kleinen Söhne, Matthias und Daniel.

Josef überließ Tochter und Söhne gerne der Mara, er wußte mit Kindern nicht viel anzufangen. Doch heute wie stets betrachtete er mit einer Art gerührter Verwunderung den Matthias, den dritten seiner Söhne und doch eigentlich seinen ältesten, denn Simeon war tot und Paulus für ihn mehr als tot. An diesen seinen Sohn Matthias aber knüpfte Josef neue Hoffnungen und Wünsche. Deutlich waren in dem Kleinen Züge des Vaters, deutlich Züge der Mutter, aber die Mischung ergab ein völlig Neues, Vielversprechendes, und Josef hoffte, in diesem Matthias werde er sich vollenden können, der werde erreichen, was er selber nicht hatte erreichen können: Jude zu sein und gleichzeitig Grieche, ein Weltbürger.

Da also saß die Frau, arbeitete mit Hilfe einer Leibeigenen an einem Gewandstück und erzählte den Kindern eine Geschichte. Josef bat sie durch Zeichen, sich nicht stören zu lassen. So schwatzte sie denn weiter, und Josef sah, daß es ein frommes, etwas albernes Märchen war. Es handelte von dem Fluß, dessen Sprache jene Menschen verstehen, welche die wahre Gottesfurcht haben; der Fluß berät sie, was sie tun sollen und was lassen. Es ist ein schöner Fluß, und er fließt in einem schönen Land, in ihrem Heimatland Israel, und einmal wird sie mit den Kindern hingehen, und wenn die Kinder ordentlich sind, dann wird der Fluß auch mit ihnen reden und sie beraten.

Josef beschaute Mara, während sie erzählte. Sie war mit ihren Zweiunddreißig voll geworden und schon ein wenig verblüht. Von dem mondlich Strahlenden ihrer ersten Jugend war nichts mehr da, keine Gefahr mehr war, daß heute ein

Römer sie frech für sein Bett fordern werde wie damals der alte Vespasian. Allein für Josef war sie immer noch, was sie ihm früher gewesen, ihm blieb ihr eirundes Gesicht zart und klar, ihm schimmerte ihre niedrige Stirn wie damals.

Mara hatte aufgeleuchtet, als sie ihn kommen sah. Sie hatte die ganzen letzten Tage über gemerkt, daß ihn etwas drückte, und darauf gewartet, daß er mit ihr spreche. Gewöhnlich sprach er griechisch mit ihr, aber wenn er sich ihr nahe fühlte und es um Wichtiges ging, dann sprach er aramäisch, die Sprache der Heimat. Gespannt jetzt, nachdem sie die Kinder fortgeschickt, wartete sie darauf, in welcher Sprache er sie anreden werde.

Und siehe, er spricht aramäisch. Er ist nicht mehr der Mann von ehemals, sein Gesicht ist faltig, der Bart nicht mehr sorgfältig gelockt und gekräuselt, er ist ein Mann von fünfzig Jahren, man sieht ihm an, daß er viel erlebt hat. Auch hat er ihr viel Leides zugefügt, und ganz verwunden hat sie es nie. Trotz alledem aber geht für sie auch heute noch das Leuchten von ihm aus, das früher um ihn war, und sie ist voll großen Stolzes, daß er zu ihr spricht.

Er spricht ihr von der Zusammenkunft mit den andern und von seiner Sorge vor dem Aufstand. Er schüttet sich ganz vor ihr aus, ja eigentlich wird ihm erst, während er mit ihr spricht, ganz klar, was alles die neue Gefahr Judäas in ihm heraufwühlt. Er hat ein heftiges Leben hinter sich, Gipfel und Abgründe, er hat geglaubt, jetzt habe er Frieden und dürfe sich versenken in seine Bücher und es beginne ihm ein ruhiger Abend. Statt dessen rollen neue Prüfungen und Bitternisse an. Der Aufstand in Judäa, so sinnlos er ist, wird losbrechen, Josef wird dagegen kämpfen, und er wird von neuem Schimpf und Schmach auf sich nehmen müssen, weil er sein Gefühl niederdrückt um der Vernunft willen.

Mara hat ihn dieses böse Lied schon früher singen hören. Aber wenn sie ihm früher bedingungslos recht gab, denn er war weise und sie unweise, so lehnte sich jetzt ihr Herz gegen ihn auf. Warum, wenn er spürte wie die andern, handelte er anders? Wäre es nicht besser für sie alle, er wäre weniger weise? Er war ein sehr großer Mann, dieser Doktor und Herr

Josef, ihr Mann, und sie war stolz auf ihn, doch manchmal und so auch jetzt dachte sie, wieviel schöner es wäre, wenn er weniger groß wäre. »Deine Bedrückung liegt auf mir wie eine eigene«, sagte sie, und dann, und ihr Rücken wurde rund und schlaff, fügte sie noch hinzu, leise: »Land Israel, mein armes Land Israel.«

»Land Israel«, sagte sie, aramäisch. Josef verstand sie, und Josef beneidete sie. Er hatte sein Weltbürgertum, aber er war zerspalten. Sie indes war ganz eins. Sie war verwachsen mit dem Boden Judäas, sie gehörte zu Judäa, unter den Himmel Judäas und zu seinem Volk, und Josef wußte, wenn sie ihn mehrmals in ihrer stillen Art aufgefordert hatte, dorthin zurückzukehren, so hatte sie recht gehabt, und er hatte unrecht, es ihr zu verweigern.

Er dachte an die vielen kunstvollen Argumente, die er konstruiert hatte, um seine Weigerung zu begründen. In Judäa, hatte er erklärt, werde ihm die Nähe der Dinge den Blick trüben, er werde sich fortreißen lassen von der Leidenschaft der andern, er werde dort an seinem Werk nicht mit der Sachlichkeit arbeiten können, welche die Grundbedingung des Gelingens sei. Allein sie beide wußten, daß das eine Ausflucht war. Alle die Gründe, die ihn angeblich in Rom hielten, waren Ausflüchte. Er hätte sein Buch in Judäa eher besser schreiben können als hier, es wäre in einem guten Sinn jüdischer geworden. Und vielleicht hatte sie auch damit recht, daß es für die Kinder besser wäre, auf einem Landgut in Judäa unter freiem Himmel heranzuwachsen als hier in den engen Straßen der Stadt Rom. Dies letzte freilich war sehr zweifelhaft; denn wenn sein kleiner Matthias das werden sollte, was Josef plante, dann mußte er in Rom bleiben.

Auf alle Fälle trotzte er und machte sich taub gegen die stillen Bitten Maras. Er hatte sich für ein zurückgezogenes Leben entschieden, aber er wollte nicht darauf verzichten, das Brausen der Stadt Rom rings um sich zu wissen. In der Provinz zu leben hätte ihn beengt; in Rom, auch wenn er sich in sein Zimmer einschloß, tröstete ihn der Gedanke, er brauche nur wenige hundert Schritte zu tun, dann stehe er auf dem Capitol, dort, wo das Herz der Welt schlägt.

In seinem Innersten aber verspürte er Unbehagen, ja ein ganz leises Gefühl der Schuld, daß er Mara hier in Rom hielt. »Armes Land Israel«, nahm er Maras Seufzer auf, und: »Es wird ein Winter voller Sorgen werden«, schloß er.

Beim Abendessen, vor seiner Frau Dorion und vor seinem Stiefsohn Paulus, ließ Annius Bassus, Domitians Kriegsminister, sich gehen. Vor diesen beiden konnte er reden, und daß des Paulus Lehrer anwesend war, der Grieche Phineas, störte ihn nicht. Phineas war Freigelassener, er zählte nicht. Ganz ungetrübt freilich waren bei aller Vertrautheit seine Beziehungen auch zu Frau und Stiefsohn nicht. Manchmal hatte er das Gefühl, Dorion halte ihn trotz seiner ungewöhnlichen Karriere für unbedeutend und sehne sich trotz ihres Hasses zurück nach ihrem Flavius Josephus, diesem widerwärtigen jüdischen Intellektuellen. Sicher war, daß sie sich aus dem Jungen, den sie ihm, dem Annius, geboren hatte, aus dem kleinen Junius, nicht viel machte, während sie Paulus, den Sohn ihres Josephus, bewunderte und verwöhnte. Übrigens konnte er selber sich nicht wehren gegen die Anmut, die von Paulus ausging.

Ja, er liebte Dorion, und er liebte Paulus. Und wiewohl ihre Neigung für ihn geringer sein mochte als die seine für sie, so waren doch sie die einzigen, vor denen er seinen Sorgen freien Lauf lassen konnte, dem fressenden Ärger, den sein Amt unter dem schwer durchschaubaren, menschenfeindlichen Kaiser mit sich brachte. Dabei hing Annius dem Domitian von Herzen an, er verehrte ihn, und DDD hatte, wiewohl kein geborener Soldat, Verständnis für Heeresangelegenheiten. Allein des Kaisers Mißtrauen kannte keine Grenzen und zwang seine Räte häufig, taugliche Männer von den rechten Stellen abzuberufen und sie zu ersetzen durch weniger taugliche, die sich nur dadurch auszeichneten, daß sie dem Kaiser kein Mißtrauen einflößten.

Auch jetzt wieder wurde der dakische Feldzug von Anfang an erschwert durch die finstern Hintergedanken Domitians. Das Gegebene wäre gewesen, das Oberkommando dem Frontin anzuvertrauen, der die meisterhaften Befestigungslinien an der untern Donau angelegt und durchgeführt hatte. Aber da

der Kaiser wünschte, Frontin solle sich nicht für unersetzlich halten und nicht übermütig werden, war er auf die unglückliche Idee gekommen, das Kommando dem Gegner des Frontin anzuvertrauen, dem General Fuscus dem Draufgänger.

Dorion schien nicht sehr interessiert an diesen Ausführungen, ihre hellen grünen Augen schauten bald ein wenig abwesend auf Annius, bald einfach vor sich hin. Auch Phineas, wiewohl ihm, dem fanatischen Griechen, Schwierigkeiten der römischen Reichsverwaltung innere Genugtuung bereiten mochten, schien wenig Anteil zu nehmen. Um so mehr interessiert war Paulus. Er war jetzt sechzehn Jahre alt, es war noch kein Jahr her, daß man ihn feierlich zum erstenmal die Toga des Erwachsenen hatte anlegen lassen. Die Mutter hätte es gern gesehen, wenn er in Begleitung seines Lehrers eine griechische Universität bezogen hätte. Er selber aber mühte sich, die griechischen Neigungen zu bekämpfen, welche die beiden ihm eingepflanzt hatten; er wollte Römer sein, nichts als Römer. Deshalb hatte er sich einem Freunde des Annius angeschlossen, dem Obersten Julian, einem ausgezeichneten Soldaten, der seinen Sommerurlaub in Rom verbracht hatte. Julian hatte sich des Knaben angenommen und ihn in militärischen Fragen unterwiesen; im Herbst aber hatte er nach Judäa zurückkehren müssen, zu seiner Legion, der Zehnten. Paulus hätte ihn ums Leben gern begleitet, auch dem Annius, der selber ein passionierter Soldat war, wäre es lieb gewesen, aus seinem Stiefsohn einen rechten Offizier zu machen. Doch Dorion hatte sich dagegen gesträubt. Auch Phineas hatte dem Knaben auf seine stille, vornehme und darum um so wirksamere Art vorgestellt, wie verrohend das Soldatenleben in der fernen Provinz auf ihn wirken müsse, wenn er sich nicht vorher durchsättigt habe mit griechischer Gesittung, und Paulus hatte sich zuletzt fügen müssen. Jetzt indes, nach dem Ausbruch der dakischen Wirren, hatte er neue Hoffnung. Das Offiziershandwerk während eines Krieges zu erlernen, das war eine einmalige Gelegenheit, die zu benützen man ihm nicht verwehren durfte.

Mit leidenschaftlichem Interesse also hörte er zu, wie Annius über die Schwierigkeiten des Feldzuges sprach, in den man

hineinging. Man hätte an der Donau wirklich einen Feldherrn von Format gebraucht, eben den Frontin, nicht den sturen Draufgänger Fuscus. Die Daker waren keine Barbaren mehr, ihr König Diurpan war ein Strateg, der sich sehen lassen konnte, unsere Kräfte dort, knapp drei Legionen, genügten nicht, die Grenze von fast tausend Kilometern zu sichern, und der harte Winter dieses Jahres erschwerte die Verteidigung; denn er gab dem Angreifer die Möglichkeit, über die vereiste Donau ständig neue Verstärkungen nachzuschieben. Dazu war der Dakerkönig Diurpan ein geschickter Politiker, er zettelte überall im Osten und hatte gute Aussichten, eine Intervention selbst der Parther durchzusetzen. Unter allen Umständen müsse man damit rechnen, daß gewisse östliche Provinzen, welche die Herrschaft Roms nur mit Unwillen ertrugen, unbequem würden, Syrien zum Beispiel und insbesondere das nie ganz befriedete Judäa.

Dorions Gleichgültigkeit war auf einmal vorbei, als Annius das auseinandersetzte. Sie hatte lange nichts gehört von Josef, dem Manne, der mehr als alle andern Menschen in ihr Schicksal eingegriffen hatte. Ein Aufstand in Judäa, das war ein Ereignis, das auch diesen Mann Josef wieder aus seiner jetzigen Dunkelheit wird auftauchen machen. Wirr durcheinander gingen ihr Erinnerungen dessen, was sie mit ihm erlebt hatte. Wie er die Geißelung auf sich genommen hatte, um sich von seiner lächerlichen jüdischen Frau scheiden und sie heiraten zu können, wie sie untergetaucht und versunken waren in ihrer Liebe dort in dem kleinen Haus, das Titus ihnen überlassen, wie die Feindschaft zwischen ihnen aufgesprungen war, wie sie mit ihm um ihren Sohn gekämpft hatte, um diesen Paulus, wie sie ihn in seinem Triumph gesehen hatte, da man seine Büste aufgestellt im Friedenstempel und Rom ihm zugejauchzt, alles das, ihr wilder Haß und ihre wilde Liebe waren jetzt in ihr, unzertrennbar.

Auch Phineas gab es auf, den Gleichgültigen zu spielen, als Annius von Judäa zu sprechen anfing, und sein großer, blasser Kopf rötete sich. Wenn wirklich Wirren in Judäa ausbrächen, so daß es gezüchtigt würde, das barbarische Land, wie herrlich wäre das! Phineas gönnte es den abergläubischen Juden,

daß sie wieder einmal die Faust Roms zu spüren bekämen. Er gönnte es vor allem *einem,* diesem Josephus, seinem früheren Herrn. Er verachtete ihn, diesen Josephus, alles an ihm, seinen albernen Kampf um Paulus, seine Großmut und seine Demut, seinen Aberglauben, seine billigen Erfolge, sein elendes Griechisch, alles, alles. Herrlich wäre es, wenn diesem Josephus einmal wieder gezeigt würde, wie armselig sein Judäa war, wenn er wieder einmal zu spüren bekäme, was es heißt, Knechtschaft zu erleiden.

In seine und der Dorion aufgewühlte Gedanken und Gefühle kamen Worte des Paulus. »Das wird einem gewissen Manne gewisse Schwierigkeiten bereiten«, sagte Paulus. Es waren einfache Worte, doch die Stimme, die sie sprach, war so erfüllt von Haß und Triumph, daß Dorion erschrak und daß selbst Annius Bassus hochsah. Auch ihm war Flavius Josephus zuwider; der offene, lärmende Soldat fand den Juden geduckt, schleicherisch. Doch wenn er, der römische Offizier, der gegen die Juden zu Felde gezogen war, zuweilen über den Josephus schimpfte und sich lustig machte, ihm war das erlaubt. Auch dem Phineas war es erlaubt, dem Freigelassenen des Josephus. Nicht aber war es erlaubt den beiden andern an diesem Tisch, nicht der Frau, die einmal mit diesem Juden vermählt gewesen war, nicht seinem Sohne. Nicht nur aus soldatischem Anstand lehnte sich Annius dagegen auf, er spürte auch, daß Dorions überhitzter Haß gegen Josephus aus einer Unsicherheit des Gefühls stammte. Wohl führte sie zuweilen ungerechte, ja unflätige Reden gegen ihn, doch dann wieder, wenn von ihm die Rede war, schleierten sich ihre Augen bedenklich. Dem Annius wäre es lieb gewesen, wenn sich seine Frau und sein Stiefsohn von dem zwielichtigen Mann innerlich ganz losgesagt hätten, so daß sie ihn weder haßten noch liebten.

Vorläufig indes setzte Paulus seine Haßrede fort. Herrlich wäre es, wenn sich Judäa empörte und Anlaß gäbe, es endlich zu züchtigen. Was für ein Leben wäre es, wenn er hinüberfahren dürfte, teilnehmen an einer solchen Strafexpedition unter Führung Julians, dieses guten Lehrers. Wie müßte das seinen Vater, den Juden, treffen. »Ihr müßt mich hinüber nach Judäa lassen!« brach es aus ihm heraus.

Dorion wandte den langen, dünnen Kopf gegen ihn, und ihre meerfarbenen Augen über der stumpfen Nase beschauten ihn nachdrücklich. »Nach Judäa? Du nach Judäa?« fragte sie. Es klang ablehnend, doch Paulus spürte, daß sie seinen Haß gegen den Juden, seinen Vater, teilte. »Ja«, beharrte er, und seine hellen Augen schauten heftig in die prüfenden der Mutter, »ich muß hinüber nach Judäa, nun es dort losgeht. Ich muß mich reinwaschen.« Sie klangen dunkel, diese leidenschaftlich hervorgestoßenen Worte: »Ich muß mich reinwaschen«; trotzdem verstand selbst der schlichte Soldat Annius, was sie besagen wollten. Paulus schämte sich seines Vaters, es verlangte ihn, gutzumachen, daß er dieses Vaters Sohn war.

Jetzt aber war es genug, Annius wollte dieses heillose Gerede nicht länger anhören, er griff ein. »Ich höre solche Worte nicht gern aus deinem Mund«, tadelte er.

Paulus merkte, daß er zu weit gegangen war, aber er beharrte, wenn auch in maßvolleren Wendungen. »Oberst Julian wird es einfach nicht verstehen«, sagte er, »wenn ich jetzt nicht nach Judäa gehe. Ich möchte nicht verzichten auf Oberst Julian.«

Schmal und zart saß Dorion da, locker und doch streng, ihr ein wenig breiter, aus dem hochfahrenden Gesicht frech vorspringender Mund lächelte ein kleines, schwer deutbares Lächeln. Annius, sosehr dieses Lächeln ihn aufbrachte, spürte, wie sehr er die Frau liebte, und für immer. Sie aber, Dorion, schaute auf den Lehrer ihres Sohnes. »Wie denken Sie darüber, mein Phineas?« fragte sie.

Der sonst so gelassene, elegante Mann konnte seine Erregung schwer verbergen. Nervös beugte und streckte er die langen Finger der großen, dünnen, krankhaft blassen Hände, nicht einmal die Füße in den griechischen Schuhen konnte er ruhig halten. Hin und her gerissen war er von zwiespältigen Gefühlen. Es schmerzte ihn, daß er Paulus endgültig verlieren sollte. Er liebte den schönen, begabten Jungen, er hatte sich so heiß bemüht, ihm sein Griechentum einzupflanzen. Er hatte wohl gesehen, daß ihm Paulus langsam entglitt, aber er wird es schwer verwinden, wenn Paulus ganz und für immer ein Römer werden sollte, und das war nicht zu verhindern, wenn

er zur Legion nach Judäa ging. Andernteils war es ein starker Trost, sich auszumalen, wie es diesen Josephus treffen mußte, wenn sein eigener Sohn, sein Paulus, teilnahm an dem Kampf gegen sein Volk, im Lager der Römer. Mit seiner tiefen, wohlklingenden Stimme sagte Phineas: »Es wäre mir ein Schmerz, wenn unser Paulus nach Judäa gehen sollte, doch ich muß sagen, in diesem Fall verstünde ich ihn.«

»Auch ich verstehe ihn«, sagte die Dame Dorion, und: »Ich fürchte, mein Sohn Paulus«, sagte sie, »ich werde dir nicht mehr sehr lange nein sagen können.«

Die Reise nach Judäa in dieser Jahreszeit war umständlich, ja gefährlich. Paulus betrieb die Vorbereitungen mit Eifer und mit Umsicht. Er war jungenhaft glücklich; nichts mehr war in ihm von dem unberechenbar Heftigen, Leidenschaftlichen, das die um ihn so häufig erschreckt hatte. Entwichen aus ihm waren jene jüdischen Meinungen und Eigenschaften, die sein Vater in ihn hatte einsenken wollen. Entwichen aus ihm war das Griechentum, mit dem ihn zu durchtränken seine Mutter und sein Lehrer so heiß bemüht gewesen waren. Gesiegt hatte der Raum um ihn, gesiegt hatte die Zeit um ihn: er, der Sohn des Juden und der Griechin, war ganz zum Römer geworden.

Steifen, unbeholfenen Schrittes ging der Kaiser die Käfige seines Tierparks in Alba entlang. Das Schloß war als Sommerresidenz gedacht, aber Domitian fuhr häufig auch in der schlechten Jahreszeit heraus. Er liebte dies sein Schloß in Alba mehr als alle seine anderen Besitzungen, und wenn er das weitläufige, prunkvolle Palais als Prinz mit ungenügenden Mitteln begonnen hatte, so war er jetzt bestrebt, es um so großartiger zu vollenden. Unabsehbar dehnte sich der kunstvolle Park, überall wuchsen Nebengebäude aus dem Boden.

Unförmig, in Filzmantel, Kapuze und Pelzschuhen, storchte der große Mann die Käfige entlang, hinter ihm der Zwerg Silen, dick, wüst behaart, verwachsen. Es war ein feuchter, kalter Tag, vom See stieg Dunst auf, die sonst so farbige Landschaft lag blaß, selbst die Blätter der Olivenbäume waren ohne Glanz. Ab und zu blieb der Kaiser vor einem Käfig stehen und beschaute abwesenden Blickes die Tiere.

Er war froh, daß er sich entschlossen hatte, den Palatin zu verlassen und hier herauszufahren. Er gefiel sich in der winterlich dunstigen Landschaft. Gestern waren ausführliche Depeschen von der Donaugrenze eingetroffen, der Einfall der Daker ins Reich hatte schlimmere Folgen gehabt, als er angenommen, man konnte nicht mehr von Grenzzwischenfällen reden, was sich jetzt da unten vorbereitete, war ein Krieg.

Er preßte die aufgeworfene Oberlippe auf die Unterlippe. Er wird jetzt wohl selber zu Felde ziehen müssen. Angenehm ist das nicht. Er liebt keine schnellen, unbequemen Reisen, er liebt es nicht, lange zu Pferde zu sitzen, und jetzt im Winter ist alles doppelt strapaziös. Nein, er ist kein Soldat, er ist nicht wie sein Vater Vespasian und sein Bruder Titus. Die waren nichts als Soldaten, ins Gigantische gereckte Feldwebel. Noch hat er die schmetternde Stimme des Titus im Ohr, und ein angewidertes Zucken geht über sein Gesicht. Nein, ihm liegt nichts an glänzenden Siegen, die man dann doch nicht weiterverfolgen kann. Er strebt Gewinne an, die bleiben, Sicherungen. Er hat einiges gesichert, in Germanien, in Britannien. Er ist die Erfüllung des flavischen Geschlechts. Wenn er sich vom Senat den Titel »Herr und Gott Domitian« hat zuerkennen lassen, dann mit Recht.

Er stand jetzt vor dem Käfig der Wölfin. Es war ein ausgesucht schönes, kräftiges Tier, der Kaiser liebte diese Wölfin, das Ruhelose an ihr, das unberechenbar Wilde, das Schlaue und Kräftige, er liebte in dieser Wölfin das Sinnbild der Stadt und des Reichs. Hochgereckt, die Arme eckig nach hinten gepreßt, den Bauch herausgedrückt, stand er vor dem Käfig. »Der Herr und Gott, der Imperator Flavius Domitianus Germanicus«, sprach er seinen Namen und Titel vor sich hin, und hinter ihm der Zwerg in der gleichen Haltung wie er selber sprach ihm die Worte nach vor dem Käfig der Wölfin.

Sein Vater und sein Bruder mögen glänzendere Siege errungen haben als er. Aber es kommt nicht auf glänzende Siege an, sondern nur auf die Endresultate eines Krieges. Es gibt Feldherren, die nur Schlachten gewinnen können, aber keinen Krieg. Was er zusammen mit seinem bedächtigen Festungsbaumeister Frontin in Germanien geleistet hat, die Errichtung

des Walles gegen die germanischen Barbaren, das glänzt nicht, aber es ist mehr wert als zehn glänzende und folgenlose Siege. Die Ideen dieses Frontin hätten die Feldwebel Vespasian und Titus niemals erfaßt oder gar durchgeführt.

Schade, daß er den Frontin nicht als Oberkommandanten an die Donau nehmen kann. Aber es wäre gegen seine Prinzipien. Man darf keinen zu groß, man darf keinen übermütig werden lassen. Die Götter lieben nicht den Übermut. Der Gott Domitian liebt nicht den Übermut.

Es ist natürlich tief bedauerlich, daß das Fünfzehnte Armeekorps aufgerieben ist, aber es hat auch sein Gutes. Wenn er es genau betrachtet, dann ist es ein Glück, daß die dakischen Dinge diese Wendung genommen und einen richtigen Krieg angefacht haben. Denn dieser Krieg kommt zur rechten Zeit, er wird Münder stopfen, die man sonst nicht so bald zum Schweigen hätte bringen können. Dieser Krieg wird ihm, dem Kaiser, den willkommenen Vorwand liefern, endlich gewisse unpopuläre innerpolitische Maßnahmen zu treffen, die er ohne den Krieg noch jahrelang hätte hinausschieben müssen. Jetzt, mit dem Vorwand des Krieges, kann er seine widerspenstigen Senatoren zwingen, ihm Konzessionen zu machen, die sie ihm im Frieden niemals eingeräumt hätten.

Unvermittelt wendet er sich ab von dem Käfig, vor dem er noch immer steht. Er will sich nicht weiter verlocken lassen, zu träumen, seine Phantasie schweift zu leicht aus. Er liebt Methode, beinahe Pedanterie in den Regierungsgeschäften. Es verlangt ihn nach seinem Schreibtisch. Er will sich Notizen machen, ordnen. »Die Sänfte!« befiehlt er, über die Schulter, »die Sänfte!« gibt der Zwerg kreischend den Befehl weiter, und der Kaiser läßt sich zurück ins Schloß tragen. Es ist ein gutes Stück Weges. Erst geht es durch Oliventerrassen hinauf, dann durch eine Platanenallee, dann an Treibhäusern vorbei, dann durch Ziergärten und Wandelgänge, vorbei an Pavillons, Lauben, Grotten, Wasserkünsten aller Art. Es ist ein schöner, großer Park, der Kaiser liebt ihn, aber heute hat er kein Aug dafür. »Schneller!« herrscht er die Sänftenträger an, er möchte jetzt an seinen Schreibtisch.

Endlich in seinem Arbeitszimmer, gibt er Weisung, ihn unter

keinen Umständen zu stören, riegelt die Tür ab, ist allein. Er lächelt böse, er denkt an die albernen Gerüchte, die im Umlauf sind über das, was er anstelle, wenn er sich tagelang allein einschließt. Er spieße Fliegen auf, sagen sie, schneide Fröschen die Schenkel ab und dergleichen.

Er macht sich an die Arbeit. Säuberlich, Punkt für Punkt, notiert er, was alles er unter Bezugnahme auf diesen Krieg aus seinem Senat herausholen will. Zunächst einmal wird er, endlich, seinen alten Lieblingsplan verwirklichen und sich die Zensur auf Lebenszeit übertragen lassen: die Zensur, die Oberaufsicht über Staatshaushalt, Sitte und Recht und damit auch die Musterung des Senats, die Befugnis, Mitglieder dieser Körperschaft aus ihr auszuschließen. Bisher hat er dieses Amt nur jedes zweite Jahr bekleidet. Jetzt, zu Beginn eines Krieges, dessen Dauer sich nicht absehen läßt, können ihm die Senatoren eine solche Stabilisierung seiner Rechte schwerlich verweigern. Er hat Respekt vor der Tradition, er denkt natürlich nicht daran, die Verfassung zu ändern, die die Teilung der Staatsgewalt zwischen Kaiser und Senat vorsieht. Er will diese weise Teilung nicht etwa aufheben: nur eben will er selber die Befugnis haben, die notwendige Kontrolle der mitregierenden Körperschaft vorzunehmen.

Auch die Sittengesetze weiter zu verschärfen, bietet der Krieg willkommene Gelegenheit. Die lächerlichen, eingebildeten, aufsässigen Aristokraten seines Senats werden sich natürlich wieder darüber lustig machen, daß er andern jede kleinste Ausschweifung verwehrt, sich selber aber jede Laune, jedes »Laster« erlaubt. Die Narren. Wie soll er, der Gott, dem es nun einmal vom Schicksal aufgetragen ist, römische Zucht und Sitte mit eiserner Hand zu schützen, wie soll er die Menschen und ihre Laster kennen und strafen, wenn er nicht selber zuweilen jupitergleich zu ihnen herabsteigt?

Sorglich formuliert er die zu erlassenden Vorschriften und Gesetze, numeriert, detailliert, sucht gewissenhaft nach Begründung jeder Einzelheit.

Dann macht er sich an den Teil seiner Arbeit, der ihm der liebste ist, an die Zusammenstellung einer Liste, einer nicht großen, doch folgenschweren Liste.

Es sitzen im Senat etwa neunzig Herren, die nicht verhehlen, daß sie ihm feind sind. Sie schauen herunter auf ihn, diese Herren, die ihre Ahnenreihen zurückführen bis zur Gründung der Stadt und noch darüber hinaus, bis zur Zerstörung von Troja. Sie nennen ihn einen Parvenü. Weil sein Urgroßvater Inhaber eines Inkassobüros und auch sein Großvater noch nichts Berühmtes war, darum glauben sie, er, Domitian, wisse nicht, was wahres Römertum sei. Er wird ihnen zeigen, wer der bessere Römer ist, der Urenkel des kleinen Bankiers oder die Urenkel der trojanischen Helden.

Die Namen *von* neunzig solchen Herren sind ihm bekannt. Neunzig, das ist eine große Zahl, so viel Namen kann er nicht auf seine Liste setzen, es werden leider nur einige wenige der unangenehmen Herren während seiner Abwesenheit beseitigt werden können. Nein, er wird vorsichtig sein, er liebt keine Übereilung. Aber einige, sieben, sechs, oder sagen wir fünf, werden immerhin auf der Liste stehen können, und der Gedanke, daß er bei seiner Rückkehr wenigstens diese nicht mehr wird sehen müssen, wird ihm, wenn er fern von Rom ist, das Herz wärmen.

Zuerst einmal, provisorisch, schrieb er eine ganze Reihe von Namen hin. Dann machte er sich daran zu streichen. Leicht fiel ihm das nicht, und bei manches Verhaßten Namenstilgung seufzte er. Aber er ist ein gewissenhafter Herrscher, er will sich bei seinen letzten Entscheidungen nicht von Sympathie oder Antipathie leiten lassen, sondern lediglich von staatspolitischen Erwägungen. Sorgfältig bedenkt er, ob dieser Mann gefährlicher ist oder jener, ob die Beseitigung dieses Mannes mehr Aufsehen erregen wird oder die Beseitigung jenes, ob die Konfiskation dieses Vermögens dem Staatsschatz mehr einbringen dürfte oder die Konfiskation jenes. Nur wenn die Waage durchaus gleich steht, mag seine persönliche Antipathie entscheiden.

Namen für Namen bedenkt er so. Bedauernd streicht er den Helvid wieder von seiner Liste. Schade, aber es geht nicht, vorläufig muß er ihn noch schonen, diesen Helvid junior. Den Helvid senior hat seinerzeit bereits der alte Vespasian beseitigt. Einmal indes, und hoffentlich ist es nicht mehr lange hin,

wird es so weit sein, daß er den Sohn dem Vater wird nachschicken können. Schade auch, daß er den Aelius nicht auf seiner Liste belassen kann, den Mann, dem er einst die Gattin entführt hat, Lucia, jetzt seine Kaiserin. Dieser Aelius pflegte ihn, den Domitian, immer nur »Wäuchlein« zu nennen, nie anders, das weiß er bestimmt, weil er einen beginnenden Bauch hat und weil ihm die Aussprache des B nicht immer glückt. Schön, mag ihn Aelius noch eine Weile Wäuchlein nennen; einmal wird auch für ihn die Stunde kommen, da ihm die Witze vergehen.

Es blieben schließlich fünf Namen auf der Liste. Doch selbst diese fünf schienen dem Kaiser jetzt noch zuviel. Er wird sich mit vier begnügen. Er wird sich noch mit Norban beraten, seinem Polizeiminister, ehe er sich entschließt, wen er nun endgültig in den Hades hinabschicken wird.

So, und nun hatte er sein Pensum erledigt, und nun war er frei. Er stand auf, streckte sich, ging zur Tür, sperrte auf. Er hatte die Essenszeit über gearbeitet, man hatte ihn nicht zu stören gewagt. Jetzt wollte er essen. Er hatte fast seinen ganzen Hof hierher nach Alba bestellt und seinen halben Senat, so ziemlich alle, denen er freund und denen er feind war; er wollte die Geschäfte des Reichs, bevor er seine Hauptstadt verließ, hier in Alba ordnen. Soll er sich Unterhaltung schaffen? Soll er den einen oder andern zur Tafel befehlen? Er dachte an die vielen, die jetzt hier eintrafen in ununterbrochenem Fluß, er stellte sich vor, wie sie sich verzehrten in sorgenvoller Spannung, was wohl der Gott Domitian über sie beschließen werde. Er lächelte tief und böse. Nein, sie sollen unter sich bleiben, er wird sie sich selber überlassen. Sie sollen warten, den Tag über, die Nacht, und vielleicht noch einen Tag, ja vielleicht noch eine Nacht, denn der Gott Domitian wird seine Entschlüsse langsam bedenken und nichts übereilen.

In dieser seiner Residenz Alba wird jetzt vielleicht auch schon Lucia eingetroffen sein, Lucia Domitia, seine Kaiserin. Des Domitian Lächeln schwand von seinem Gesicht, da er an Lucia dachte. Er ist ihr gegenüber lange nichts anderes gewesen als der Mann Domitian, dann aber hat er auch ihr den Herrn und Gott Domitian zeigen müssen, er hat ihren Lieb-

ling Paris beseitigen und sie durch den Senat wegen Ehebruchs nach der Insel Pandataria verbannen lassen. Es trifft sich gut, daß er vor drei Wochen seinem Senat und Volk Weisung gegeben hat, ihn zu bestürmen, er möge die geliebte Kaiserin Lucia zurückrufen. Er hat sich denn auch erweichen lassen, hat Lucia zurückgerufen. Sonst hätte er zu Felde ziehen müssen, ohne sie zu sehen. Ob sie schon da ist? Wenn die Reise glatt vonstatten ging, dann muß sie schon eingetroffen sein. Er hat nicht zeigen wollen, daß ihm daran liegt, zu wissen, ob sie eingetroffen sei; er hat Weisung gegeben, ihn nicht zu stören, ihm niemandes Ankunft zu melden. Sein Herz sagt ihm, sie sei da. Soll er nach ihr fragen? Soll er sie bitten, mit ihm zu essen? Nein, er bleibt der Herrscher, er bleibt der Gott Domitian, er bezwingt sich, er fragt nicht nach ihr.

Er ißt allein, hastig, achtlos, er schlingt, er spült die Bissen mit Wein hinunter. Schnell ist die einsame Mahlzeit beendet.

Und was soll er jetzt tun? Was kann er unternehmen, um den Gedanken an Lucia zu vertreiben?

Er suchte den Bildhauer Basil auf, den der Senat beauftragt hatte, eine Kolossalstatue des Kaisers anzufertigen. Seit langem hatte der Künstler ihn gebeten, seine Arbeit zu besichtigen.

Schweigsam beschaute er das Modell. Er war zu Pferde dargestellt mit den Insignien der Macht. Es war ein guter, heldischer, kaiserlicher Reiter, den der Bildhauer Basil geschaffen hatte. Der Kaiser hatte nichts an dem Werk auszusetzen, allein Gefallen daran fand er auch nicht.

Der Reiter trug zwar seine, des Domitian, Züge, aber er war gleichwohl irgendein Kaiser, nicht der Kaiser Domitian.

»Interessant«, sagte er schließlich, doch in einem Ton, der seine Enttäuschung nicht verbarg. Der kleine, hurtige Bildhauer Basil, der die ganze Zeit aufmerksam des Kaisers Züge durchspäht hatte, erwiderte: »Sie sind also nicht zufrieden, Majestät? Ich bin es auch nicht. Das Pferd und der Rumpf des Reiters fressen zuviel Raum weg, es bleibt zuwenig für den Kopf, für das Gesicht, fürs Geistige.« Und da der Kaiser schwieg, fuhr er fort: »Es ist schade, daß mich der Senat beauftragte, Eure Majestät zu Pferde darzustellen. Wenn Eure

Majestät erlauben, dann mache ich den Herren einen Gegenvorschlag. Ich spiele da mit einer Idee, die mir reizvoll scheint. Mir schwebt vor eine Kolossalstatue des Gottes Mars, die Eurer Majestät Züge trägt. Ich denke natürlich nicht an den üblichen Mars mit dem Helm auf dem Kopf, der Helm würde mir zuviel von Ihrer Löwenstirn wegnehmen. Was mir vorschwebt, ist ein ruhender Mars. Darf ich Eurer Majestät einen Versuch zeigen?« Und da der Kaiser nickte, ließ er das andere Modell herbeischaffen.

Er hatte dargestellt einen Mann von gewaltigem Körperbau, doch sitzend, in bequemer Haltung ausruhend. Die Waffen hatte der Gott abgelegt, das rechte Bein hatte er lässig vorgestellt, das Knie des linken, hinaufgezogen, hielt er lässig mit beiden Händen umfaßt. Der Wolf lag ihm zu Füßen, der Specht saß frech auf dem abgelegten Schild. Das Modell war offenbar in der ersten Phase, aber der Kopf war schon ausgeführt, und dieser Kopf, ja, das war ein Haupt, wie es dem Domitian gefiel. Die Stirn hatte wirklich das Löwenhafte, von dem der Künstler gesprochen, sie erinnerte an die Stirn des großen Alexander. Und die Haartracht gar, die kurzen Locken, gaben dem Kopf eine Ähnlichkeit mit gewissen bekannten Köpfen des Herkules, des angeblichen Ahnherrn der Flavier, eine Ähnlichkeit, die einige der Herren Senatoren nicht schlecht ärgern wird. Leicht gekrümmt sprang die Nase vor. Die geblähten Nüstern, der halboffene Mund atmeten Kühnheit, herrische Leidenschaft.

»Stellen Sie sich vor, Majestät«, erläuterte angeregt der Bildhauer, da sein Werk dem Kaiser sichtlich gefiel, »wie die Statue wirken muß, wenn sie erst in ganzer Größe vollendet ist. Wenn Sie mir die Ausführung meines Projektes erlauben, Majestät, dann wird diese Statue mehr noch der Gott Domitian sein als der Gott Mars. Denn hier zieht nicht der übliche Helm die Hauptaufmerksamkeit des Beschauers auf sich, auch nicht der gewaltige Leib, sondern jede Einzelheit ist darauf berechnet, die Aufmerksamkeit des Beschauers auf das Gesicht hinzulenken, und es ist der Ausdruck des Gesichts, der den Gott übers menschliche Maß hinaushebt. Dieses Gesicht soll dem Erdkreis zeigen, was der Titel Herr und Gott besagen will.«

Der Kaiser schwieg, doch aus seinen vortretenden, kurzsichtigen Augen beschaute er mit sichtlich steigendem Wohlgefallen sein Bild. Ja, das wird eine gute Sache. Mars und Domitian, sie gehen gut ineinander, diese beiden. Selbst die Haare, wie er sie leicht in die Wange hat hineinwachsen lassen, selbst diese Andeutung eines Backenbarts paßt gut zur Vorstellung des Gottes Mars. Und die drohend zusammengezogenen Brauen, die Augen, voll von Stolz und Herausforderung, der gewaltige Nacken, das sind Eigenschaften des Gottes Mars und dabei Merkmale, an denen jeder ihn erkennen muß, den Domitian. Dazu das entschiedene Kinn, das einzig Gute an des Vaters Kopf und, glücklicherweise, das einzige auch, was er, Domitian, von ihm geerbt hat. Er hat recht, dieser Bildhauer Basil: der Titel, den er sich hat zusprechen lassen, der Titel Herr und Gott, an diesem Mars sieht jeder, was er besagen will. So wie dieser ruhende Mars, so will er sein, Domitian, und so ist er: gerade in der Ruhe düster, göttlich, gefährlich. So hassen ihn seine Aristokraten, so liebt ihn sein Volk, so lieben ihn seine Soldaten, und was Vespasian mit all seiner Leutseligkeit, was Titus mit all seinem Geschmetter nicht erreicht hat, Volkstümlichkeit, er, Domitian, hat es erreicht, eben durch seine finstere Majestät.

»Interessant, sehr interessant«, anerkannte er, diesmal aber mit dem rechten Ton, und: »Das haben Sie nicht schlecht gemacht, mein Basil.«

Und nun liegt ein langer Abend vor dem Kaiser, und was soll er beginnen, bevor er schlafen geht? Wenn er sich die Gesichter der Menschen vorstellt, die er hierher nach Alba geladen hat, dann, so viele es ihrer sind, findet er keinen, auf dessen Gesellschaft er Lust hätte. Nach einer einzigen steht sein Verlangen; aber die zu rufen, verbietet ihm sein Stolz. Er wird also den Abend lieber allein verbringen, bessere Gesellschaft als die eigene findet er nicht.

Er gibt Weisung, alle Lichter des großen Festsaals anzuzünden. Auch die Mechaniker läßt er kommen, die sinnreiche Maschinerie des Festsaals zu bedienen, dessen Wände sich nach Belieben zurückdrehen lassen und dessen Decke man heben

kann, bis man unter freiem Himmel ist. Die sinnreiche Maschinerie war seinerzeit als Überraschung für Lucia gedacht. Sie hat sie nicht nach Gebühr gewürdigt. Sie hat viele seiner Geschenke nicht nach Gebühr gewürdigt.

Begleitet nur von seinem Zwerg Silen, betritt der Kaiser den weiten, lichtglänzenden Saal. Seine Phantasie füllt ihn mit den Massen seiner Gäste. Lässig sitzt er da, er hat unwillkürlich die Haltung jener Mars-Statue angenommen, und er stellt sich vor, wie seine Gäste verteilt in den vielen Gemächern seines Palastes hocken und liegen und warten, voll von Angst und Spannung. Er läßt den Saal erweitern und verengen, spielerisch, läßt die Decke heben und wieder senken. Dann geht er eine Weile auf und nieder, läßt den größten Teil der Lichter wieder löschen, so daß nur noch einzelne Teile der Halle in schwachem Licht liegen. Und weiter geht er auf und ab in dem mächtigen Raum, und riesig begleitet ihn sein Schatten, und winzig begleitet ihn sein Zwerg.

Ob wohl Lucia in Alba ist?

Unvermittelt – er fühlt sich noch frisch und bereit zu neuer Arbeit – befiehlt er seinen Polizeiminister Norban vor sich.

Norban war schon zu Bett gegangen. Die meisten der Minister waren, wenn sie Domitian zu einer unerwarteten Stunde vor sich befahl, in Verlegenheit, wie sie erscheinen sollten. Auf der einen Seite wünschte der Kaiser nicht zu warten, auf der andern fühlte er seine Majestät beleidigt, wenn man sich anders als sehr sorgfältig angezogen vor ihm sehen ließ. Norban indes wußte sich seinem Herrn so unentbehrlich und so fest in seiner Gunst, daß er sich begnügte, das Staatskleid übers Nachthemd zu werfen.

Sein nicht großer, doch stattlicher Körper dunstete also noch die Wärme des Bettes aus, wie er vor dem Kaiser erschien. Der mächtige, viereckige Kopf auf den noch mächtigeren, eckigen Schultern war nicht zurechtgemacht, das feste Kinn, unrasiert, wie er war, wirkte noch brutaler, und die modischen Stirnlocken des sehr dicken, tiefschwarzen Haares zackten, starr gefettet und trotzdem unordentlich, grotesk in das vierschrötige Gesicht. Seinem Polizeiminister nahm der Kaiser diese Nachlässigkeit nicht übel, vielleicht bemerkte er sie gar

nicht. Er wurde vielmehr sogleich vertraulich. Legte, der große Mann, den Arm um die Schulter des viel kleineren, führte ihn auf und ab in dem weiten, dämmerigen Saal, sprach mit ihm halblaut in Andeutungen.

Sprach davon, daß man den Krieg und seine Abwesenheit dazu benutzen könnte, den Senat ein wenig auszukämmen. Nochmals, mit Norban jetzt, ging er die Namen seiner Feinde durch. Er wußte gut Bescheid und hatte ein gutes Gedächtnis, doch Norban hatte in seinem breiten Kopf noch viel mehr Fakten vorrätig, Vermutungen und Gewißheiten, Pros und Kontras. Auf und ab ging der Kaiser mit ihm, steifen Schrittes, beschwerlich, den Arm immer um seine Schultern. Hörte zu, warf Fragen ein, äußerte Zweifel. Er trug kein Bedenken, Norban in sein Inneres hineinschauen zu lassen, er hatte tiefes Vertrauen zu ihm, ein Vertrauen, das aus einem geheimen Schacht seiner Seele kam.

Norban erwähnte natürlich auch den Aelius, den ersten Mann der Kaiserin Lucia, jenen Senator, der dem Domitian den Namen Wäuchlein gegeben hatte und den Domitian so gern auf seiner Liste gelassen hätte. Es war dieser Aelius ein lebenslustiger Herr. Er hatte Lucia geliebt, er liebte sie wohl heute noch, er liebte auch die vielen andern angenehmen Dinge, mit denen ihn das Schicksal begnadet hatte, seine Titel und Ehrungen, sein Geld, sein gutes Aussehen und fröhliches Wesen, das ihm überall Freunde schuf. Aber mehr als dieses alles liebte er seinen Witz, und er stellte ihn gern ins Licht. Schon unter den früheren Flaviern hatten ihm seine Witzworte Unannehmlichkeiten gebracht. Unter Domitian, der ihm Lucia entführt hatte, war er doppelt gefährdet und hätte seine Zunge mit doppelter Vorsicht hüten müssen. Statt dessen erklärte er frivol, er kenne genau die Krankheit, an der er einmal werde sterben müssen, diese Krankheit werde ein guter Witz sein. Auch heute berichtete Norban dem Kaiser von ein paar neuen respektlosen Witzen des Aelius. Bei der Wiedergabe des letzten indes unterbrach er sich, bevor er zu Ende war. »Sprich weiter!« forderte ihn der Kaiser auf; Norban zögerte. »Sprich weiter!« befahl der Kaiser; Norban zögerte. Der Kaiser lief rot an, beschimpfte seinen Minister, schrie, drohte. Schließlich

erzählte Norban. Es war ein ebenso geschliffener wie obszöner Witz über jenen Körperteil der Lucia, durch den Aelius mit dem Kaiser sozusagen verwandt war. Domitian wurde tödlich blaß. »Sie haben einen guten Kopf, Polizeiminister Norban«, sagte er schließlich mühsam. »Schade, daß Sie jetzt sich und mich um diesen Kopf geredet haben.« – »Sie haben mir befohlen zu reden, Majestät«, sagte Norban. »Gleichviel«, erwiderte der Kaiser und begann plötzlich schrill zu schreien, »du hättest solche Worte nicht wiederholen dürfen, du Hund!«

Norban indes war nicht sehr erschüttert. Bald denn auch beruhigte sich der Kaiser wieder, und man sprach sachlich weiter über die Kandidaten der Liste. Wie Domitian selber schon befürchtet hatte, konnte man in seiner Abwesenheit schwerlich mehr als vier der Staatsfeinde erledigen; mehr wäre zu gewagt gewesen. Auch sonst war Norban mit der Liste des Kaisers nicht ganz einverstanden, und er beharrte stur darauf, daß man die Erledigung auch eines zweiten Senators, der auf der Liste stand, noch hinausschiebe. Schließlich mußte der Kaiser zwei Namen von seiner Fünfmännerliste streichen, dafür aber konzedierte ihm Norban einen neuen Namen, so daß schließlich vier Namen blieben. Diesen vier Namen dann konnte Domitian endlich den Buchstaben M beifügen.

Es war aber dieses verhängnisvolle M der Anfangsbuchstabe des Namens Messalin, und dieser Messalin war der dunkelste Mann der Stadt Rom. Da er, ein Verwandter des Dichters Catull, einem der ältesten Geschlechter entstammte, hatte jedermann erwartet, er werde sich im Senat der Opposition anschließen. Statt dessen hatte er sich dem Kaiser verschworen. Er war reich, es geschah nicht um des ausgesetzten Gewinnes willen, wenn er den oder jenen, auch Freunde und Verwandte, eines Majestätsverbrechens bezichtigte: er tat es aus Lust am Verderb. Er war blind, dieser Messalin, doch niemand konnte besser als er verborgene Schwächen aufspüren, niemand besser aus unverfänglichen Äußerungen verfängliche, aus harmlosen Handlungen verbrecherische machen. An wessen Spuren sich der blinde Messalin heftete, der war verloren, wen er anklagte, gerichtet. Sechshundert Mitglieder zählte der Senat, ihre Haut war dick und hart geworden in

diesem Rom des Kaisers Domitian, sie wußten, daß, wer sich da behaupten wollte, ohne ein robustes Gewissen nicht durchkam. Wenn aber der Name Messalin fiel, dann verzogen selbst diese abgebrühten Herren den Mund. Der blinde Mann legte Wert darauf, nicht an seine Blindheit erinnert zu werden, er hatte gelernt, seinen Weg im Senat ohne Führer zu finden, er ging durch die Bänke an seinen Platz allein und als sähe er. Alle hatten sie dem bösen, gefährlichen Mann etwas heimzuzahlen, den Untergang eines Verwandten, eines Freundes, alle hatten sie Lust, ihn an ein Hindernis anrennen zu lassen, daß er an seine Blindheit gemahnt werde. Doch keiner wagte es, dieser Lust zu folgen, sie wichen ihm aus, sie räumten ihm die Hindernisse aus dem Weg.

Hinter vier Namen also setzte schließlich der Kaiser den Buchstaben M.

Damit war dieser Gegenstand erledigt, und eigentlich, fand Norban, hätte ihn DDD jetzt ruhig wieder in sein Bett zurücklassen können. Doch der Kaiser behielt ihn weiter da, und Norban wußte auch, warum. DDD möchte zu gern etwas über Lucia hören, möchte zu gerne von ihm erfahren, was Lucia getrieben hat auf ihrer Verbannungsinsel Pandataria. Aber das hat er sich verscherzt. Da hätte er ihn vorhin nicht so anschreien dürfen. Jetzt wird sich Norban hüten, er wird sich keiner weiteren Majestätsverletzung schuldig machen. Er wird seinem Kaiser auf vornehme Art beibringen, sich zu beherrschen.

Domitian brannte denn auch wirklich vor Begier, den Norban auszufragen. Aber so wenig Geheimnisse er vor dem Mann hatte, er schämte sich, nun es um Lucia ging, und die Frage wollte ihm nicht über die Lippen. Norban seinesteils aber schwieg tückisch und beharrlich weiter.

Statt ihm von Lucia zu sprechen, erzählte er dem Kaiser, da ihn dieser nun einmal nicht entließ, allerlei Gesellschaftsklatsch und kleine politische Begebenheiten. Auch von der verdächtigen Geschäftigkeit erzählte er ihm, die man seit dem Ausbruch der östlichen Wirren im Hause des Schriftstellers Flavius Josephus wahrnahm, ja er konnte eine Abschrift des von Josef verfaßten Manifestes vorlegen. »Interessant«, sagte

Domitian, »sehr interessant. Unser Josef. Der große Historiker. Der Mann, der unsern jüdischen Krieg für die Nachwelt beschrieben und aufbewahrt hat, der Mann, in dessen Hände es gelegt ist, Ruhm und Schande zu verteilen. Für die Taten meines vergotteten Vaters und meines vergotteten Bruders hat er allerhand rühmende Worte gefunden, mich hat er spärlich behandelt. Also zweideutige Manifeste verfaßt er jetzt. Sieh an, sieh an!«

Und er gab dem Norban Auftrag, den Mann weiter zu beobachten, aber vorläufig nicht einzugreifen. Er wird sich, und wahrscheinlich noch vor seiner Abreise, diesen Juden Josef selber vornehmen; seit langem hat er Lust darauf, einmal wieder mit ihm zu sprechen.

Lucia, die Kaiserin, war wirklich am späteren Nachmittag in Alba eingetroffen. Sie hatte erwartet, Domitian werde sie begrüßen. Daß er es nicht tat, amüsierte sie eher, als daß es sie verdrossen hätte.

Jetzt, während sie, ohne daß man ihren Namen nannte, die Unterredung Domitians mit Norban beherrschte, hielt sie Tafel in vertrautem Kreis. Von den Geladenen hatten nicht alle zu kommen gewagt; wenn der Kaiser Lucia auch zurückgerufen hatte, man wußte noch nicht, wie er es aufnehmen werde, wenn man bei ihr speiste. Man war vor finstern Überraschungen niemals sicher; es war vorgekommen, daß der Kaiser, wenn er jemand endgültig verderben wollte, ihm gerade vor dem Ende besondere Freundlichkeit zeigte.

Diejenigen, die an der Abendtafel der Kaiserin teilnahmen, gaben sich fröhlich, und Lucia selber war bester Laune. Nichts war ihr anzumerken von den Strapazen der Verbannung. Groß, jung, strotzend saß sie da, die weit auseinanderstehenden Augen unter der reinen, kindlichen Stirn lachten, ihr ganzes, kühnes, helles Gesicht strahlte Freude. Ohne Scheu erzählte sie von Pandataria, der Insel der Verbannung. Domitian hatte ihr diese Insel vermutlich bestimmt, damit die Schatten der fürstlichen Frauen sie schreckten, die früher dorthin verbannt waren, die Schatten der Agrippina, der Octavia des Nero, der augusteischen Julia. Aber da hatte er sich verrechnet. Wenn sie

an diese Julia des Augustus dachte, dann dachte sie nicht an ihr Ende, sondern nur an ihre Freundschaft mit Silan und Ovid und an die Vergnügungen, welche die letzte Ursache dieses Endes gewesen waren.

Sie berichtete Einzelheiten über ihr Leben auf der Insel. Siebzehn Verbannte hatte es dort gegeben, Eingeborene hatte die Insel an die fünfhundert. Natürlich hatte man sich einschränken müssen, auch störte es einen, immer nur die gleichen Menschen um sich zu sehen. Bald kannte man einander bis in die letzte Falte. Das Zusammenleben auf dem öden Felsen, immer nur das grenzenlose Meer ringsum, machte manchen melancholisch, schrullig, führte zu unangenehmen Reibungen; es gab Zeiten, da man sich so anhaßte, daß man einander, eingesperrten Spinnen gleich, am liebsten aufgefressen hätte. Aber es hatte auch sein Gutes, die zahllosen Gesichter Roms los zu sein und seine ewige Geselligkeit und angewiesen zu sein auf sich selber. Sie habe bei dieser Unterhaltung mit sich selber gar keine schlechten Erfahrungen gemacht. Dazu habe es gewisse Sensationen gegeben, von denen man sich in Rom nichts träumen lasse, zum Beispiel die Erregung, wenn so alle sechs Wochen das Schiff angekommen sei mit den Briefen und Zeitungen aus Rom und den allerhand Dingen, die man sich dort bestellt hatte. Im ganzen, faßte sie zusammen, sei es keine schlechte Zeit gewesen, und wenn man sie so sah, heiter und ungeheuer lebendig, dann glaubte man ihr das.

Die Frage blieb, wie nun Lucia hier in Rom weiterleben, wie sich der Kaiser zu ihr stellen werde. Ohne Scheu sprach man darüber; mit besonderer Offenheit äußerten sich Claudius Regin, der Senator Junius Marull und Lucias früherer Gatte, Aelius, den zu dieser Tafel zuzuziehen sie keinerlei Bedenken getragen hatte. Schon am nächsten Tage, meinte Aelius, werde Lucia mit Sicherheit erkennen können, was sie für die Zukunft von Wäuchlein zu gewärtigen habe. Wenn er sie zunächst allein werde sehen wollen, dann sei das kein gutes Zeichen, denn dann wolle er sich mit ihr auseinandersetzen. Wahrscheinlich aber werde Wäuchlein vor Auseinandersetzungen mit ihr genau solche Furcht haben wie seinerzeit er selber, Aelius, und werde also diese Aussprache hinausschieben wollen. Ja,

er, Aelius, sei bereit, eine Wette einzugehen, daß der Kaiser morgen eine Familientafel abhalten werde, weil er nämlich Lucia zunächst nicht allein, sondern zusammen mit andern werde sehen wollen.

Lucia ihresteils hatte offenbar keine Furcht vor der bevorstehenden Auseinandersetzung mit dem Kaiser. Ohne Scheu gab auch sie ihm seinen Spitznamen und, in Gegenwart aller, sagte sie zu Claudius Regin: »Später muß ich Sie fünf Minuten allein haben, mein Regin, damit Sie mir raten, was ich füglich von Wäuchlein verlangen kann, ehe ich mich versöhnen lasse. Wenn er wirklich dicker geworden ist, wie man mir sagt, dann muß er mehr zahlen.«

Wie die meisten seiner Gäste schlief Domitian selber nicht gut in dieser Nacht. Noch immer nicht hatte er sich erkundigt, ob Lucia da sei, aber eine innere Stimme sagte ihm mit Sicherheit, sie war da, er schlief jetzt wieder unter *einem* Dach mit ihr.

Er bereute es, daß er den Norban gekränkt hatte. Hätte er das nicht getan, dann wüßte er jetzt, was Lucia getrieben hat auf ihrer Verbannungsinsel Pandataria. Es waren nur wenige Männer gewesen, die ihr dort vor Gesicht gekommen waren, und er konnte sich nicht vorstellen, daß einer unter ihnen Lucia sollte angezogen haben. Allein sie war unberechenbar und erlaubte sich alles. Vielleicht hatte sie dennoch mit einem dieser Männer geschlafen, vielleicht auch mit einem der Fischer oder mit sonst einem aus dem Pack, das die Insel bewohnte. Allein das konnte ihm niemand sagen außer dem Norban, und dem hatte er selber törichterweise den Mund verschlossen.

Allein auch wenn er genau wüßte, was in Pandataria gewesen ist, wenn er es, Minute für Minute, wüßte, was sie dort getrieben hat, es hülfe ihm nicht viel. Mit einer Spannung, gemischt aus Unbehagen und Begier, erwartete er die Unterredung, die er morgen mit Lucia haben wird. Er schliff sich Sätze zurecht, mit denen er sie treffen wird, er, der großmütige Domitian, der Gott, die Sünderin, die er in Gnaden wieder aufnimmt. Aber er wußte zuvor, sie wird, und wenn er noch so treffende Sätze für sie findet, nur lächeln, und schließlich wird sie lachen, ihr volles, dunkles Lachen, und ihm etwas antwor-

ten wie: Komm, komm, Wäuchlein, und hör jetzt schon auf, und was immer er sagen oder tun wird, sie ist von solcher Beschaffenheit, daß er ihr keine Angst wird einflößen können. Denn während die andern, seine frechen Aristokraten, vielleicht gerade weil sie so alten Geschlechtern entstammen, dünnblütig geworden sind, kraftlos, lebt in ihr, in Lucia, in Wahrheit das Strotzende, die Kraft der alten Patrizier. Er haßte Lucia um dieser ihrer stolzen Kraft willen, aber er brauchte sie, er vermißte sie, wenn sie nicht da war. Er sagte sich, sie sei die leibgewordene Göttin Rom, nur deshalb brauche und liebe er sie. Aber was er brauchte und liebte, das war einfach Lucia, die Frau, nichts sonst. Er wußte, er kann nicht ins Feld gehen, ehe er nicht die kleine Narbe unter ihrer linken Brust geküßt haben wird, und wenn sie ihn sie küssen läßt, dann wird das ein Geschenk sein. Ach, ihr kann man nichts befehlen, sie lacht; unter allen Lebenden, die er kennt, ist sie die einzige, die den Tod nicht fürchtet. Sie liebt das Leben, sie nimmt vom Augenblick alles, was er geben kann, aber gerade deshalb hat sie keine Angst vor dem Tod.

Für den andern Morgen in aller Frühe hatte der Kaiser die vertrautesten seiner Minister zu einem geheimen Kabinettsrat geladen. Die fünf Herren, die sich im Saal des Hermes versammelten, waren unausgeschlafen, sie hätten es alle vorgezogen, länger liegenzubleiben, aber wenn es auch vorkam, daß einen der Kaiser endlos warten ließ, wehe dem, der es gewagt hätte, selber unpünktlich zu sein.

Annius Bassus, in seiner offenen, lärmenden Art, packte vor Claudius Regin seine Sorgen aus um den bevorstehenden Feldzug; offenbar wollte er, daß ihn Regin beim Kaiser unterstütze. Einesteils, meinte er, halte es DDD für seiner, des Gottes, nicht würdig zu sparen, so daß die Hofhaltung, vor allem die Bauten, auch in seiner Abwesenheit viel Geld verschlinge, andernteils lege er – eine Erbschaft, die er vom Vater überkommen – Gewicht darauf, ungedeckte Ausgaben unter allen Umständen zu vermeiden. Was dabei zu kurz komme, das sei die Kriegführung. Man werde, fürchte er, den Generälen an der Donaufront nicht genügend Truppen und Material zur

Verfügung stellen, und was dann an Kräften und Mitteln fehle, das werde, und das sei die Hauptgefahr, der Oberkommandierende Fuscus durch Mut auszugleichen suchen.

»Nein, einfach ist der Staatshaushalt nicht«, erwiderte seufzend Regin, »mir, mein Annius, brauchen Sie das nicht zu sagen. Ich habe da gestern ein Gedicht erhalten, das mir der Hofdichter Statius gewidmet hat.« Und grinsend über das ganze, unordentlich rasierte, fleischige Gesicht, ironisch blinzelnd mit den schweren, schläfrigen Augen, zog er aus dem Ärmel seines Staatskleides das Manuskript; mit den dicken Fingern hielt er das kostbare Gedicht, und mit seiner hellen, fettigen Stimme las er: »Anvertraut dir allein ist die Verwaltung der geheiligten Schätze des Kaisers, die Reichtümer, erzeugt von allen Völkern, das Einkommen der gesamten Welt. Was immer Iberien aus seinen Goldbergwerken herausbricht, was immer glänzt innerhalb der Höhen Dalmatiens, was immer eingebracht wird von Libyens Ernten, was immer düngt der Schlamm des erhitzten Nilflusses, was immer an Perlen die Taucher der östlichen See ans Licht fördern und erjagen an Elfenbein die Jäger am Indus: dir als einzigem Verwalter ist es anvertraut. Wachsam bist du, scharfäugig, und mit sicherer Schnelle errechnest du, was täglich erfordern unter jeglichem Himmel die Armeen des Reichs, was die Ernährung der Stadt, was die Tempel, die Wasserleitungen, was des ungeheuren Straßennetzes Unterhalt. Unze für Unze kennst du Preis, Gewicht und Legierung jeglichen Metalls, das sich, aufstrahlend im Feuer, wandelt in Bilder der Götter, in Bilder der Kaiser, in römische Münze.« – »Der Mann, von dem da die Rede ist, bin ich«, erläuterte grinsend Claudius Regin, und es war wirklich ein wenig komisch, den schlampigen, skeptischen, unprätentiösen Herrn mit den erhabenen Versen zu vergleichen, die ihm galten.

Der Hofmarschall Crispin ging mit nervösen Schritten in dem kleinen Raum auf und ab. Der junge, elegante Ägypter war trotz der frühen Stunde mit höchster Sorgfalt gekleidet, er mußte viel Zeit auf seine Toilette verwendet haben, er roch, wie stets, nach Wohlgerüchen wie der Leichenzug eines vornehmen Herrn. Die ruhigen, wachsamen Augen des Polizeimini-

sters Norban folgten ihm mit sichtbarer Mißbilligung. Norban mochte ihn nicht leiden, den jungen Gecken, er spürte, daß er sich über seine Vierschrötigkeit lustig machte. Doch Crispin war einer der wenigen, denen Norban nicht ankonnte. Wohl wußte der Polizeiminister um viele bedenkliche Einzelheiten der Geldbeschaffung des verschwenderischen Crispin. Allein der Kaiser hatte für den jungen Ägypter eine unerklärliche Vorliebe. Er sah in ihm, der erfahren war in allen feinen Lastern seines Alexandrien, den Spiegel der Eleganz und des guten Tons. Domitian, der Hüter strengrömischer Tradition, verachtete zwar diese Künste, doch Domitian, der Mann, war daran interessiert.

Crispin, immer auf und ab gehend, meinte: »Es wird sich wieder einmal um neue, verschärfte Sittengesetze handeln. DDD kann sich nicht genug daran tun, unser Rom in ein gigantisches Sparta zu verwandeln.« Niemand antwortete. Wozu die Dinge das tausendstemal wiederkäuen? »Vielleicht auch«, meinte morgendlich gähnend Marull, »hat er uns wieder einmal nur wegen eines Steinbutts oder wegen eines Hummers herbeordert.« Er spielte an auf jenen bösartigen Witz, den sich vor nicht langer Zeit der Kaiser geleistet, als er seine Minister mitten in der Nacht nach Alba gesprengt hatte, um sie zu befragen, auf welche Art ein über alle Maßen großer Steinbutt bereitet werden sollte, den man ihm zum Geschenk gemacht hatte.

Die Augen des allwissenden Norban, in dessen Dossiers die Handlungen und Äußerungen jedes einzelnen genau verzeichnet waren, folgten nach wie vor dem auf und nieder hastenden Crispin; es waren braune Augen, auch ihr Weiß war bräunlich, und sie erinnerten in ihrer ruhigen, sprungbereiten Aufmerksamkeit an die Augen eines wachsamen Hundes. »Haben Sie wieder etwas über mich herausgebracht?« fragte schließlich, nervös unter diesem ständigen Blick, der Ägypter. »Ja«, erwiderte schlicht Norban. »Ihr Freund Mettius ist gestorben.« Crispin hielt mitten im Schritt inne und wandte dem Norban das lange, feine, dünne, lasterhafte Gesicht zu; Erwartung, Freude und Besorgtheit mischten sich auf ihm. Der alte Mettius war ein sehr reicher Mann, Crispin hatte ihn auf verschlun-

gene Art, mit Freundschaftsbezeigungen und mit Drohungen, verfolgt, und der Greis hatte ihn zuletzt auch in seinem Testament mit großen Summen bedacht. »Ihre Freundschaft ist ihm nicht gut bekommen, mein Crispin«, berichtete, während jetzt auch die andern zuhörten, der Polizeiminister. »Mettius hat sich die Adern geöffnet. Unmittelbar vorher übrigens hat er sein gesamtes Vermögen« – Norban legte einen kleinen Ton auf das Wort: gesamtes – »unserm geliebten Herrn und Gott Domitian verschrieben.« Es gelang dem Crispin, sein Gesicht ruhig zu halten. »Sie sind immer der Überbringer erfreulicher Botschaften, mein Norban«, sagte er höflich.

Wenn die fette Erbschaft nicht ihm selber zufiel, dann gönnte sie Crispin dem Kaiser noch als erstem. Alle fünf Männer in dem kleinen Saal, so übel ihnen Domitian zuweilen mitgespielt hatte, waren ihm ehrlich freund. DDD, trotz seiner finsteren Schrullen, faszinierte die Massen sowohl wie diejenigen, die er näher an sich heranließ.

Claudius Regin hatte mit einem kleinen Feixen zugehört. Jetzt ließ er sich wieder erschlaffen, schlampig, schläfrig hockte er in einem Sessel. »Die haben es leicht«, sagte er halblaut zu Junius Marull, mit dem Kopf auf die drei andern weisend, »sie sind jung. Sie aber, mein Marull, und ich, wir haben etwas erreicht, was unter den Freunden des Kaisers eigentlich nur uns zuteil ward: wir sind beide über Fünfzig alt geworden.«

Norban hatte unterdessen den Crispin in einer Ecke festgehalten. Auf seine ruhige, etwas bedrohliche Art, die klobige Stimme dämpfend, daß die andern seine Worte nicht hörten, sagte er zu ihm: »Ich habe eine weitere gute Nachricht für Sie. Die Vestalinnen werden den Palatinischen Spielen beiwohnen. Sie werden Ihre Cornelia zu sehen bekommen, mein Crispin.« Das bräunliche Gesicht des Crispin wurde fast töricht vor Bestürzung. Er hatte ein paarmal freche, begehrliche Äußerungen über die Vestalin Cornelia getan, doch nur zu intimen Freunden, denn der Kaiser nahm es genau mit seinem Erzpriestertum und liebte keine unehrerbietigen Äußerungen über seine Vestalinnen. Crispin erinnerte sich jetzt genau, was er gesagt hatte. Und wäre diese Cornelia von oben bis unten in ihr weißes Kleid eingenäht, er werde mit ihr schlafen, hatte

er sich vermessen. Auf welchem höllischen Weg aber war das schon wieder zu diesem verfluchten Norban gedrungen?

Endlich wurden die Herren ins innere Arbeitskabinett gebeten.

Der Kaiser saß auf seinem erhöhten Sitz, am Arbeitstisch, prunkvoll steif, angetan mit dem ihm vorbehaltenen Kleid der Majestät, und wiewohl der Tisch seine Füße deckte, trug er den unbequemen hochgesohlten Schuh. Es beliebte ihm, ganz der Gott zu sein; nur mit einem hieratisch stolzen Nicken erwiderte er die dem Gott zukommende demütig zeremoniöse Begrüßung seiner Räte.

Um so mehr dann stach von dieser Haltung die Sachlichkeit ab, mit der er die Sitzung führte. Obwohl durchdrungen von dem Gefühl seiner Göttlichkeit, prüfte er mit gutem Menschenverstand die Gründe und Gegengründe, welche seine Herren vorbrachten.

Man behandelte zunächst jene Gesetzesvorlage, welche die Oberaufsicht über Sitte und Senat für immer auf den Kaiser übertragen, die Rechte der mitregierenden Körperschaft aufs Formale einschränken, die absolute Monarchie zur Realität machen sollte. Bis in jede stilistische Kleinigkeit arbeitete man die Argumente aus, mit denen man diese Vorlage begründen wollte. Sodann überlegte man, wie man die Grundlinien des Kriegs- und des Friedensetats in Einklang bringen könnte. Da galt es einerseits dem Festungsbaumeister Frontin große Summen zur Verfügung zu stellen für die Fortführung des Walles gegen die germanischen Barbaren, andernteils den an die Front gehenden Truppenteilen hohe Prämien und Sonderlöhnungen zu konzedieren. Aber man konnte auch nicht ohne weiteres die großangelegten Bauunternehmungen in der Stadt und in den Provinzen stillegen, wenn man nicht das Prestige des Kaisers gefährden wollte. Wo also konnte man sparen? Und wo und auf welchem Gebiet konnte man noch Steuererhöhungen durchführen, ohne die Untertanen zu heftig zu bedrücken? Weiter setzte man fest, welche Maßnahmen man gegen die unsichern Provinzen ergreifen, welche Privilegien man ihnen geben oder nehmen sollte. Umständlich ferner beriet man, wieweit man die Vorschriften mildern könnte, die

den Weinbau zugunsten des Getreidebaus einschränken sollten; man wollte diese notwendige Reform nicht allzu unpopulär werden lassen. Besonders lange schließlich verweilte man bei den geplanten Sittengesetzen: Verordnungen, die der zunehmenden Emanzipation der Frauen steuern, Bestimmungen, die den Kleiderluxus einschränken, Vorschriften, die eine schärfere Kontrolle der Schauspiele ermöglichen sollten. Wieder einmal mußten die Räte erkennen, daß es nicht etwa Heuchelei war, wenn Domitian von seiner erzpriesterlichen Sendung sprach, altrömische Zucht und Tradition mit den strengsten Mitteln wiederherzustellen. So unbedenklich er den eigenen maßlosen Begierden frönte, so tief war er durchdrungen von seiner Sendung, sein Volk zur Sitte und zum religiösen Herkommen der Altvordern zurückzuführen. Römische Zucht und römische Macht sind das gleiche, das eine kann ohne das andere nicht bestehen, die strenge Sitte ist die Basis des Imperiums. Steif und kaiserlich saß er da und führte das aus, eine redende Statue. Ausstrahlte von ihm die tiefe Überzeugtheit von seiner Mission, und den andern, obwohl sie das Schauspiel des sich offenbarenden Gottes Domitian nicht das erstemal erlebten, wurde es beinahe unheimlich vor seiner Besessenheit.

Mit Ausnahme dieser einen aber erwog man alle Fragen sachverständig unter der sachverständigen Leitung des Kaisers und ohne Ressentiment des einen gegen den andern. Domitian hatte es verstanden, sich und seine Räte zu einem Organismus zu verschmelzen, der mit einem einzigen Gehirn dachte. Es wurde eine lange Sitzung, alle sehnten sich nach Entspannung, doch eine Unterbrechung gönnte der Kaiser weder sich noch seinen Räten.

Und selbst als er die erschöpften Herren entließ, behielt er den Norban noch zurück. Er hätte freilich klug daran getan, sich ein wenig auszuruhen. Vor ihm lag zunächst eine anstrengende Familientafel – der Menschenkenner Aelius hatte recht gehabt, der Kaiser wollte Lucia zuerst im Kreise der Familie sehen – und dann die erhoffte und gefürchtete Auseinandersetzung mit Lucia. Allein es war gerade um dieser Auseinandersetzung willen, daß Domitian noch mit seinem Polizeiminister reden wollte. Der war nun einmal der einzige, der ihm Mate-

rial geben konnte, Material gegen Lucia, das ihm vielleicht bei der großen Aussprache dienlich wäre. Doch Norban blieb auch heute einsilbig, und der Kaiser brachte auch heute seine Frage nicht über die Lippen. Er wartete darauf, daß Norban von allein sprechen sollte; es war niederträchtig von ihm, daß er seinen Kaiser nicht informierte, auch ungefragt. Allein Norban hatte seinen harten Kopf, er sprach nicht.

Seufzend gab es der Kaiser auf, von ihm etwas über Lucia zu hören. Da er ihn aber nun einmal dahatte, fragte er ihn wenigstens über Julia aus. Sein Verhältnis zu dieser seiner Nichte Julia war zwiespältig und wechselnd. Titus, sein Bruder, hatte ihm seinerzeit seine Tochter Julia als Frau angetragen, doch Domitian, damals danach trachtend, seines Bruders Mitregent zu werden, hatte sich nicht auf solche Art abspeisen lassen wollen. Dann aber hatte er sich, teils aus Haß gegen den Bruder, teils weil ihm Julias lässig anmutige, füllige Fleischlichkeit anzog, das Mädchen durch Gewalt und Überredung gefügig gemacht. Auch nachdem Titus Julia mit dem Vetter Sabin verheiratet hatte, ja gerade deshalb, hatte er diese seine skandalösen Beziehungen zu ihr fortgesetzt. Nun war Titus tot, Domitian hatte keine Ursache mehr, ihn zu ärgern, doch er hatte sich mittlerweile an die blonde, träge, weißhäutige Julia gewöhnt. Sie liebte ihn sichtlich, und in diese Liebe rettete er sich, wenn der Ärger über den unangreifbaren Stolz der Lucia zu tief an ihm fraß. Und je nach der Art, wie ihn Lucia behandelte, änderte sich seine Neigung für Julia.

Nun war Julia schwanger. Er hatte ihr vor einiger Zeit verboten, mit ihrem Manne Sabin, seinem Vetter, zu schlafen, sie schwor, das Kind sei von ihm, nicht von Sabin, und der Mann Domitian möchte das auch gerne glauben, aber der Kaiser Domitian ist mißtrauisch. Oder vielleicht auch glaubt es der Kaiser Domitian, denn ihn, den Gott, kann man nicht hintergehen, aber der Mensch Domitian ist mißtrauisch. Über diese seine Zweifel mit seinem Norban zu reden, trug er keine Scheu. Lucia hatte ihm ein Kind geboren, aber es war im Alter von zwei Jahren gestorben, und der Leibarzt Valens gab dem Kaiser keine Hoffnung, von Lucia Nachkommenschaft zu erwarten. Es wäre großartig, wenn Julia ihm ein Kind gebäre.

Aber wer konnte ihm sagen, ob die Frucht, die sie trug, wirklich sein Kind war? Niemals wird er dessen ganz sicher sein können; denn wenn das Kind flavische Merkmale welcher Art immer tragen wird, diese Merkmale können von ihr selber stammen, von ihm und von Sabin. Wer behebt seine Zweifel?

Norban war seinem Herrn nicht nur tief ergeben, sondern ehrlich freund. Es wäre ihm eine ungeheure Freude gewesen, wenn Domitian einen Sohn gehabt hätte, dem er den Thron hätte vererben können. »Ich habe verlässige Leute im Hause des Prinzen Sabin«, erklärte er, »Leute mit gutem Blick. Nicht um der Prinzessin Julia, sondern um des Prinzen Sabin willen. Meine Leute erklären mit Bestimmtheit, die beiden lebten wie Vetter und Base, nicht wie Mann und Frau.« Der Kaiser richtete die etwas vorquellenden Augen trüb und starr auf den Norban. »Du willst den Herrn und Gott Domitian trösten«, antwortete er, »weil du dem Manne Domitian freund bist.« Norban hob die breiten Schultern eindrucksvoll und senkte sie wieder. »Ich berichte nur«, sagte er, »was verlässige Leute mir berichten.«

»Auf alle Fälle ist es ärgerlich«, meinte Domitian, »daß Sabin in der Welt ist, dieser hochmütige Dummkopf. Von Natur ist er nur dumm. Daß er so hochmütig geworden ist, daran ist Titus schuld gewesen. Ich sage dir, Norban, mein Bruder Titus war im Grunde sentimental, bei all seinem Geschmetter. Er hat den Sabin verhätschelt, aus Familienrührseligkeit. Es war einfach idiotisch, daß er ihm die Julia zur Frau gegeben hat.« – »Es ziemt mir nicht«, antwortete Norban, »an dem Gotte Titus Kritik zu üben.« – »Ich sage dir«, erwiderte ungeduldig der Kaiser, »er war häufig ein Idiot, der Gott Titus. Der Hochmut dieses Sabin ist wirklich höchst ärgerlich. Dieser Hochmut grenzt schon beinahe an Hochverrat.« – »Er hält sich peinlich fern von jeder politischen Tätigkeit«, warf, beinahe bedauernd, der Polizeiminister ein. »Das ist es eben«, sagte Domitian. »Dafür spielt er den Mäzen lauter versnobter Intellektueller, lauter Oppositioneller natürlich.« – »Ist das Hochverrat?« überlegte Norban. »Ich glaube, es genügt nicht.« – »Er hat seine Leute die weiße Livree tragen lassen, die dem Haushalt des Kaisers vorbehalten ist«, führte Domitian weiter

aus. »Das genügt nicht«, beharrte Norban. »Er hat die weiße Livree wieder abgeschafft, sowie Sie es ihm befohlen haben. Nein, was vorliegt, genügt nicht«, schloß er. »Aber vertrauen Sie Ihrem Norban, mein Gott und Herr«, redete er ihm zu. »Der Prinz Sabin ist von solcher Art, daß bestimmt einmal etwas gegen ihn vorliegen wird. Und sobald es soweit ist, vielleicht schon bei Ihrer Rückkehr aus dem Feldzug, mein Gott und Herr, werde ich Ihnen sogleich berichten.«

Des Abends aß der Kaiser zunächst allein, hastig und viel, denn er wollte satt sein, um bei der Familientafel nicht durch Essen von der Beobachtung der andern abgelenkt zu werden. Diese andern versammelten sich mittlerweile in dem kleinen intim festlichen Saal der Minerva. Es waren Lucia, die beiden Vettern des Kaisers, Sabin und Clemens, mit ihren Frauen Julia und Domitilla, sowie die beiden kleinen Zwillingssöhne des Clemens.

Die Garden klirrten die Spieße zur Erde, Domitian betrat den Raum. Sah Lucia. Ihr kühnes, helles Gesicht lachte ihn an, fröhlich, ein wenig spöttisch; ach nein, der Aufenthalt auf der öden Insel hatte sie nicht gebändigt, nicht verändert. Er war froh, nicht mit ihr allein zu sein.

Mit seinem steifen, mühsamen Schritt ging er auf sie zu und küßte sie, wie er dem Zeremoniell zufolge alle Anwesenden zu küssen hatte. Es blieb ein kurzer, formeller Kuß, seine Lippen rührten kaum ihre Wangen. Doch unter seinem Staatskleid spürte sie das starke Pochen seines Herzens. Er hätte eine Provinz darum gegeben, zu wissen, ob sie dort auf ihrer Insel mit einem andern geschlafen hatte. Warum hatte er seinen Norban nicht befragt? Fürchtet er die Antwort?

Ein wildes, kaum zähmbares Verlangen kam ihn an, die Narbe unter ihrer linken Brust zu sehen, mit sanftem Finger darüber zu streichen. Er ist wahrlich ein großer Herrscher, er ist ein Römer, daß er sich bezwingen und sich ruhigen Gesichtes an die andern wenden kann, während er dieses ungeheure Verlangen spürt.

Er umarmt also zunächst seinen Vetter Sabin und küßt ihn, wie es der Brauch vorschreibt. Ein widerwärtiges Mannsbild,

dieser Sabin, so dümmlich wie eingebildet. Aber Domitian kann sich auf seinen Polizeiminister verlassen. Der Tag wird kommen, da er die Haut dieses Sabin nicht mehr an der seinen wird spüren müssen.

Er wandte sich an Julia. Man sah ihr von ihrer Schwangerschaft noch nichts an, aber hier waren alle im Bilde. Sicher hat selbst Lucia schon davon gehört, und auch sie wird sich jetzt fragen: Von wem ist das Kind, von Wäuchlein oder von dem blöden Sabin? Des Kaisers ganzes Gesicht, wie er jetzt, die Arme eckig nach hinten, den Bauch leicht eingezogen, auf sie zuging, war überrötet; doch das wollte nichts besagen, er errötete leicht und immerzu. Julias blaugraue Augen schauten ihm groß und forschend entgegen. Sie hatte in diesen letzten Monaten weniger unter seinen Launen zu leiden gehabt, aber mit ihrem guten, nüchternen Verstand sah sie voraus, daß sich das ändern werde, sowie er erst wieder mit Lucia zusammen sei. Da stand sie denn, eine rechte Flavierin, raumfüllend, höchst existent. Aber wirkte sie nicht etwas vulgär, wenn man sie an Lucia maß? Domitian küßte sie, und ihre weiße, dünne Haut, ihm vor wenigen Tagen noch sehr lieb, war ohne Reiz für ihn.

Nun begrüßte er mit Umarmung und Kuß seinen jüngeren Vetter, Clemens, den sanften und faulen Clemens, wie er ihn zu höhnen pflegte. Denn Clemens hatte sich nie etwas aus Politik gemacht, er bezeigte keinerlei Ehrgeiz, die freundliche Lässigkeit, die ihn ganz durchdrang, war dem Kaiser, dem Wahrer römischen Wesens, ein Ärgernis. Die meiste Zeit verbrachte Clemens auf dem Land, mit seiner Frau Domitilla und seinen Zwillingssöhnen. Dort beschäftigte er sich mit der pietistischen Doktrin einer jüdischen Sekte, mit der albernen Lehre der sogenannten Minäer oder Christen, die sich allerhand von einem jenseitigen Leben versprachen, da ihnen das diesseitige nicht der Mühe wert schien. Domitian fand diese Doktrin abstoßend, weichlich, weibisch, dumm, eines Römers ganz und gar unwürdig. Nein, beim Herkules, er mochte auch den Vetter Clemens nicht. Aber etwas hatte dieser ihm voraus, um *eines* beneidete ihn Domitian. Das waren die Zwillinge, die vierjährigen Prinzen Constans und Petron, die kleinen

Löwen, wie Domitian die weichen, geschmeidigen und kräftigen Knäblein gerne nannte. Die Dynastie mußte fortleben, das war sein brennender Wunsch, weder Sabin noch Clemens eigneten sich für den Thron, was aus Julia entspringen werde, wußte man noch nicht, vorläufig also waren die Zwillinge alles, woran sich Domitian halten konnte, und in seinem Innersten spielte er mit dem Gedanken, sie zu adoptieren. Nur um ihretwillen nahm er den Vetter Clemens hin. Der erwiderte übrigens des Kaisers Abneigung und ließ sich Umarmung und Kuß sichtlich nur mit Widerstreben gefallen.

Mehr reizte und belustigte den Kaiser des Vetters Frau, Domitilla, die er als letzte mit dem Kuß begrüßte. Eine Tochter seiner früh verstorbenen Schwester, hatte auch sie gewisse flavische Eigenschaften, blonde Haare und starkes Kinn. Doch war sie dünn, in jeder Hinsicht dünn, und karg auch von Worten. Freilich waren ihre hellfarbigen Augen beredt, ja fanatisch. Von Domitian sprach sie verächtlich nur als von »Jenem«, selbst »Wäuchlein« war ihr noch zu gut für ihn, und der Kaiser brauchte nicht seinen Norban, um zu wissen, daß Domitilla in ihm das Prinzip des Bösen sah. Bestimmt war sie es, die in ihrem schwachen Mann seine passive Feindseligkeit nährte, die zähe, stille Sanftheit seines Widerstands. Bestimmt war sie es, die ihn in die Gemeinschaft mit jener anrüchigen jüdischen Sekte hineintrieb. Der Kaiser, wie er Domitilla jetzt küßte, schloß sie fester in seine Arme als die andern. Es lag ihm nichts an ihr, doch um sie zu ärgern, beließ er es gerade bei ihr nicht bei dem zeremoniellen Kuß, sondern umfaßte die Widerstrebende lang und herzhaft.

Bei Tafel war er gesprächig und angenehmer Laune. Zwar versagte er sich's nicht, seine Vettern Sabin und Clemens und Domitilla auf die gewohnte Art zu hänseln. Aber er nahm es nicht übel, daß ihn Lucia anzüglich um seiner Mäßigkeit willen lobte und anerkennend feststellte, sein Bauch habe nur wenig zugenommen. Auch sprach er mit ernster Besorgtheit auf Julia ein, sie möge ihres Zustandes wegen auf sich achten, von dieser Speise essen und von jener nicht. Vor allem aber scherzte er mit den Zwillingen. Sanft strich er ihnen über das helle, weiche Haar – »meine kleinen Löwen«, sagte er. Die Prinzen ließen

sich das gern gefallen, offensichtlich erwiderten sie die Neigung ihres Onkels. »Das Volk, die Soldaten und die Kinder lieben mich«, stellte der Kaiser zufrieden fest. »Alle, die unverdorbene Instinkte haben, lieben mich.« – »Habe ich verdorbene Instinkte?« fragte Lucia zurück. Und Julia, freundlich und gelassen, erkundigte sich: »Heißt das, daß Sie unsern Gott Domitian nicht lieben, meine Lucia, oder heißt es, daß Sie ihn trotz Ihrer verdorbenen Instinkte lieben?«

Als die Tafel aufgehoben und die andern gegangen waren, fühlte sich Domitian besser gerüstet für das Gespräch mit Lucia. Trotzdem fand er, wie sie allein waren, keinen rechten Anfang. Lucia sah es, und ein Lächeln breitete sich über ihr Gesicht. So begann denn sie das Gespräch und nahm damit seine Führung in die Hand. »Ich habe«, sagte sie, »Ihnen eigentlich zu danken für meine Verbannung. Als ich erfuhr, daß Sie mir nicht einmal Sizilien, sondern das öde Pandataria zum Exil bestimmt hatten, war ich, ich gestehe es, verärgert und fürchtete, es werde recht langweilig werden. Statt dessen ist mir die Insel zu einem Erlebnis geworden, das ich nicht missen möchte. Angewiesen auf das Dutzend Mitverbannter und auf die eingeborene proletarische Bevölkerung, habe ich entdeckt, daß der Aufenthalt auf einer solchen öden Insel dem Innenleben ihrer Bewohner viel förderlicher ist als etwa der Aufenthalt in Alba oder auf dem Palatin.« Ich werde trotz allem den Norban fragen, sagte sich verbissen Domitian, ob und mit wem sie es dort getrieben hat. »Als Sie geruhten«, fuhr Lucia fort, »mich zurückzurufen, habe ich das beinahe bedauert. Dabei will ich gar nicht leugnen, daß jetzt, nach dem öden Pandataria, unser Alba mir Freude macht.«

»Ich hätte die Gesetze über den Ehebruch strenger anwenden sollen«, meinte, stark überrötet, Domitian. »Ich hätte mich Ihrer entledigen sollen, Lucia.« – »Sie sind launisch, mein Herr und Gott«, gab ihm Lucia zurück, und das Lächeln wich nicht von ihrem Antlitz. »Erst rufen Sie mich zurück, und dann sagen Sie mir solche Grobheiten. Und finden Sie es nicht etwas primitiv, einem immer gleich mit so blutigen Lösungen zu kommen?« Sie trat nahe an ihn heran, sie war größer als er, sie strich ihm leicht über das spärlicher werdende Haar. »Das

ist schlechter Geschmack, Wäuchlein«, sagte sie, »das zeugt nicht von guter Rasse. Übrigens habe ich keine Angst vor dem Tod. Ich denke, Sie wissen das. Wenn ich jetzt sterben müßte, wäre es kein zu hoher Preis für das, was ich vom Leben gehabt habe.« Sie hatte allerhand aus ihrem Leben herauszuholen gewußt, das mußte Domitian zugeben. Und Angst vor dem Tod hatte sie wirklich nicht, er hatte es erprobt. Und auch, daß sie noch aus ihrer Verbannung Gewinn zu ziehen vermocht hatte, glaubte er ihr. Nein, man konnte sie nicht zähmen, man konnte ihrer nicht Herr werden. Immer von neuem empörte ihn die Kühnheit, mit der sie zu ihren Taten stand, doch immer von neuem auch unterwarf ihn diese Kühnheit.

Er versuchte, sich stark zu machen gegen sie. Sie war ersetzbar, das hatte ihre Abwesenheit gezeigt. War ihm nicht Julia mittlerweile mehr geworden als eine Bettgenossin? Und erwartete er nicht ein Kind von Julia? Und hatte nicht auch er allerhand aus seinem Leben gemacht in ihrer Abwesenheit? »Auch ich habe einiges geschafft, während du fort warst, Lucia«, sagte er grimmig. »Rom ist römischer geworden, Rom ist mächtiger geworden, stärker, und es ist jetzt mehr Zucht in Rom.« Lucia lachte einfach. »Lache nicht, Lucia!« sagte er, und es war Bitte und Befehl. »Es ist *so.«* Und wieder weicher, fast flehend: »Ich hab es auch deinethalb getan, ich hab es für dich getan, Lucia.«

Lucia saß still da und schaute ihn an. Sie durchschaute, was an ihm klein und lächerlich war, aber sie sah auch seine Kraft und seine Eignung zum Herrschen. Soviel hatte sie erkannt: es mußte einer, wenn sich in ihm so ungeheure Fülle an Macht vereinigte wie in diesem ihrem Domitian, ein sehr großer Mann sein, um nicht das Maß zu verlieren. Gemeine Vernunft konnte sie von ihm nicht verlangen. Sie verlangte sie nicht. Zuzeiten sogar liebte sie ihn um seines Wahnes willen, es rede und handle aus ihm der Gott. Es schien ihr ein wenig verächtlich, daß er es nicht über sich brachte, sie zu töten; gleichwohl hatte sie sich während ihrer Verbannung häufig nach ihm gesehnt. Sie sah ihn an, nachdenklich, mit trüberen Augen: sie freute sich darauf, mit ihm zu schlafen. Aber sie war sich klar: sie mußte, was von ihm zu fordern sie sich vorgenommen hatte,

jetzt von ihm erreichen, vorher. Später, hernach, wird es zu spät sein, und sie wird dann jahrelang mit ihm herumzukämpfen haben. Sie hatte sich genau zurechtgelegt, was sie von ihm verlangen wollte, und der gescheite Claudius Regin hatte ihr recht gegeben.

»Sie sollten mir endlich das Ziegeleimonopol übertragen«, sagte sie also statt einer Antwort. Domitian war ernüchtert. »Ich spreche Ihnen von Rom und Liebe, und Sie antworten mir: Geld«, beklagte er sich. »Ich habe«, erwiderte sie, »während der Verbannung gelernt, wie wichtig Geld ist. Selbst auf meiner öden Insel hätte ich mir und den andern mit Geld vieles erleichtern können. Es war unfreundlich von Ihnen, meine Bezüge zu sperren. Bekomme ich das Ziegeleimonopol, Wäuchlein?« sagte sie.

Er dachte an die Narbe unter ihrer Brust, er war erfüllt von Wut und Begier. »Schweig!« herrschte er sie an. »Ich denke gar nicht daran«, beharrte sie, »ich rede jetzt von dem Ziegeleimonopol. Und du kommst nicht weiter, ehe du mir ein klares Ja gesagt hast. Bilde dir nur ja nicht ein, du habest mich mürbe gemacht mit deinem Pandataria. Sicher hast du geglaubt, ich werde die ganze Zeit an das scheußliche Schicksal der Octavia denken oder der Julia des Augustus« – er überrötete sich, gerade das hatte er gewollt –, »aber da hast du dich geirrt. Und wenn du mich nochmals hinschickst, dann werde ich auch nicht anders werden, und genau wie für mich jene Julia eine lustvolle Erinnerung war, so soll eine spätere Verbannte dieser Insel auch an mich eher mit Neid denken als mit Schrecken.« Das waren Andeutungen, die dem Domitian nun vollends zeigten, wie machtlos er vor dieser Frau war. Er suchte nach einer Erwiderung. Allein ehe er eine fand, kam sie zurück auf ihre Forderung, und ungestüm drang sie auf ihn ein: »Glaubst du, du allein brauchst Glanz? Wenn du schon größer bauen willst als die vor dir, dann will ich auch was davon haben. Bekomme ich das Ziegeleimonopol?«

Er mußte ihr das Monopol überlassen, und während dieser Nacht bereute er es nicht einmal.

Die Bestimmungen, welche der Kabinettsrat des Kaisers gutgeheißen hatte, bedurften, um Gesetz zu werden, der Zustimmung des Senats. Die Bestimmungen wurden also zusammengefaßt in vier Vorlagen, und schon wenige Tage nach dem Kabinettsrat wurde der Senat einberufen, um darüber zu beraten.

Da standen und saßen sie denn herum, die Berufenen Väter, unausgeschlafen, in der weißen, großartigen, riesigen Halle des Friedenstempels, in der die Sitzung stattfand. Es war früh am Morgen, die Tagung sollte pünktlich mit Sonnenaufgang beginnen, denn nur zwischen Sonnenaufgang und -niedergang durfte der Senat beraten, und man mußte, um die vier Gesetze zu debattieren und zu beschließen, die Zeit nutzen.

Es war ein sehr kalter Tag, die Kohlenbecken vermochten die weiten Hallen nicht zu erwärmen. Die Herren warteten herum in ihren Purpurmänteln und purpurgesäumten Kleidern, flackerig belichtet von den vielen Leuchtern und von den Kohlenbecken, schwatzend, hüstelnd, frierend, sie vertraten sich die Füße, die in den hochgesohlten, unbequemen, prunkenden Schuhen staken, und sie suchten die Hände an den mit heißem Wasser gefüllten Behältern zu wärmen, die sie in den Ärmeln ihrer Galakleider trugen.

Den meisten unter ihnen war es eine höllische Erniedrigung, daß sie nun auch noch diese kleinen Widrigkeiten auf sich nehmen mußten, nur um in feierlicher Tagung Gesetze zu beschließen, die sie für immer entmachten und der Willkür dieses Domitian preisgeben sollten, des maßlos frechen Urenkels des kleinen Bürobeamten. Doch auch die Tapfersten hatten nicht gewagt fernzubleiben.

Hier und dort führte man mißmutige, gedämpfte Gespräche. »Das Ganze ist Schande und Scheiße«, brach plötzlich der Senator Helvid aus, und er wollte, der hagere, große, verwitterte Herr, den Saal verlassen. Mit Mühe hielt ihn Publius Cornel zurück. »Ich verstehe es, mein Helvid«, sagte er und ließ den Ärmel des andern nicht fahren, »daß Sie mit diesem Senat nichts zu tun haben wollen. Wir alle möchten uns am liebsten den Purpurstreif abreißen, unter diesem Kaiser. Aber was ist erreicht, wenn Sie jetzt mit großer Gebärde von hier weggehen? Der Kaiser würde es Ihnen als frechen Trotz aus-

legen, und Sie würden es zu zahlen haben, früher oder später. Das ängstliche, geduckte Leben, das wir führen müssen, ist kein Leben, wie viele unter uns zögen einen blendenden, großartigen Untergang vor. Aber ein ostentativer Märtyrertod ist sinnlos. Bleiben Sie vernünftig, mein Helvid. Es ist wichtig, daß diejenigen, welche die Freiheit lieben, diese Zeit überleben. Es ist wichtig, daß sie am Leben bleiben, auch wenn es ein erbärmliches Leben ist.« Cornel war viel jünger als Helvid, er war einer der jüngsten unter den Senatoren, doch trotz seiner Jugend zeigte sein Gesicht finstere, starke Falten. Statt daß er mir zuredet, dachte er, als er den Helvid sanft auf seinen Platz zurückgedrängt hatte, muß ich ihn besänftigen. Freilich habe ich es leichter als er. Ich bin da, aufzuschreiben, was unter dem Tyrannen geschieht. Sagte ich mir das nicht immerzu vor, dann wüßte ich auch nicht, wie ich dieses Leben ertragen sollte.

Endlich, wenige Minuten vor Sonnenaufgang, traf Domitian ein. Die Türen des Gebäudes wurden weit aufgetan, damit die Öffentlichkeit der Sitzung hergestellt sei, und alles Volk sah den Kaiser prunken auf seinem erhöhten Sitz. Purpurn und golden thronte er, gewillt, so auszuharren bis zum Ende der Tagung. Er wünschte, daß die vier Gesetze, die heute zur Debatte standen, seine Gesetze, mit allem Pomp beraten und beschlossen würden.

Das wichtigste unter diesen Gesetzen, jenes, das dem Kaiser auf Lebenszeit die Zensur zusprach, das Amt, Mitglieder des Senats aus dieser Körperschaft auszuschließen, stand als drittes auf der Tagesordnung. Begründet wurde die Vorlage von dem Senator Junius Marull, dessen Namen das Gesetz tragen sollte. Der alte, elegante Herr hatte heute einen guten Tag und fühlte sich jung. Er, der sich mit solcher Leidenschaft so viele entlegene Sensationen bereitet hatte, kostete es aus, den puritanischen Kollegen den feindseligen Hohn heimzuzahlen, mit dem sie oft über ihn, den »frivolen, raffinierten Lüstling«, hergefallen waren. Feierlich sitzend und zerfressen von Grimm, mußten sich's die republikanisch konservativen Senatoren mitanhören, wie ihr Kollege Marull, der große Anwalt, mit scheinbarer Sachlichkeit dartat, daß die Stabilität der

Staatsführung es dem Senat einfach zur Pflicht mache, dem Kaiser die Zensur auf Lebenszeit zu übertragen, und daß das Reich in seinem Bestand bedroht sei, wenn man dem Herrn und Gott Domitian diese Oberaufsicht nicht zubillige.

Der Senator Priscus hörte zu, die Hände in den Ärmeln seines Staatskleides verschränkt. Aus kleinen, tiefliegenden Augen blinzelte er auf den beredten Marull, den runden, völlig kahlen Kopf hielt er steif. Oh, er sprach gut, dieser Marull, er sprach sehr gut für eine höchst niederträchtige Sache. Wie gerne hätte er, Priscus, selber ein Mann des Wortes, diesem Marull geantwortet, es gab viel zu antworten, sehr Treffendes, und er hätte es herrlich formulieren können. Allein er mußte schweigen, der Senator Priscus, unter diesem Kaiser Domitian war er verurteilt, zu schweigen. Ein einziger, armseliger Trost blieb ihm: er wird nach der Sitzung nach Hause gehen und das, was er zu sagen hat, niederschreiben. Dann, später einmal, bei guter Gelegenheit, wird er es behutsam und flüsternd in einem Kreis zuverlässiger Freunde vorlesen, und wenn es ganz gut geht, dann wird er dem frechen Marull sein Manuskript in die Hände spielen. Traurige Vergeltung.

Der Senator Helvid, Sohn jenes Helvid, den des Kaisers Vater hatte töten lassen, knirschte mit den Zähnen und zerbiß sich die Lippen, wie er die niederträchtigen, eleganten Sätze des Marull mitanhören mußte. Schließlich konnte er sich nicht mehr bezähmen. Er vergaß die Warnungen des Cornel, er erhob sich, der große, hagere, verwitterte Herr, und mit gewaltiger Stimme rief er dem Marull zu: »Frechheit, freche Lüge!« Marull unterbrach sich, die hellen, blaugrauen Augen richtete er auf den Zwischenrufer, ja, er führte den blickschärfenden Smaragd ans Auge. Der Kaiser selber drehte langsam, sich rötend, dem Helvid den Kopf zu. Den Helvid aber hatte Cornel auf seinen Sitz zurückgezogen, und da saß er und sagte nichts mehr.

Als Marull zu Ende war, schritt man zur Beratung. Der amtierende Konsul rief jeden der Senatoren bei seinem Namen auf, in der Reihenfolge ihrer Anciennität, und fragte: »Was ist Ihre Meinung?« Gerne hätte da mancher geantwortet: Dieses Gesetz ist der Verderb des Reiches und der Welt. Allein keiner

antwortete so. Vielmehr erklärte gehorsam ein jeder: »Ich stimme dem Junius Marull bei«, und höchstens der Ton der Stimme verriet Scham, Bitterkeit, Empörung.

Helvid, in der Pause nach der Abstimmung über dieses dritte Gesetz, sagte zu Cornel: »Wenn unsere Altvordern zeitweise das Höchstmaß an Freiheit erleben durften, so haben wir jetzt das Höchstmaß an Knechtschaft erlebt.«

Bei der Beratung der vierten Vorlage, der letzten, des neuen, verschärften Sittengesetzes, nahm der Kaiser selber das Wort. Wenn es um Zucht und Tradition ging, dann verlangte es ihn danach zu reden. Er fand denn auch würdige, kräftige, sehr römische Sätze, um wieder einmal seine Überzeugung zu bekennen von der innigen Verbindung von Zucht und Macht. Die Sitte, führte er aus, sei die Grundlage des Staates, das Verhalten eines Menschen bestimme seine Gesinnung, und wenn man sein Verhalten bessere, wenn man ihn zwinge, sich sittlich, anständig zu verhalten, dann bessere man auch seine Seele und seine Art. Zucht und Sitte seien die Voraussetzung jeder staatlichen Ordnung, die Disziplin der Bürger sei die Grundlage des Imperiums. Selbst die oppositionellen Senatoren mußten zugeben, daß der Nachfahr des kleinen Bürobeamten mit Würde sprach und sehr kaiserlich.

Die Wände der länglich runden Halle entlang reihten sich ernsthaft die Standbilder der großen Dichter und Denker, unter ihnen die Büste des Schriftstellers Flavius Josephus, des Juden, die Kaiser Titus hier hatte aufstellen lassen. Leicht über die Schulter gedreht, hoch und hochfahrend, hager, fremdartig schimmernd, augenlos, voll wissender Neugier, wohnte der Kopf des Josephus der Sitzung bei.

Endlich war auch das letzte Gesetz beraten und beschlossen, und der amtierende Konsul konnte die Versammlung entlassen mit der Formel: »Ich halte Sie nicht länger auf, Berufene Väter.«

Zehn Tage später, wie es Vorschrift war, wurden vier Erztafeln, in welche der Wortlaut der vier neuen Gesetze eingegraben war, im Staatsarchiv hinterlegt, und damit hatten die vier Gesetze Geltung erlangt. Von diesem Tage an hatte der Imperator Cäsar Domitianus Augustus Germanicus auf Lebenszeit

die Befugnis, Mitglieder des Senats aus dieser Körperschaft auszuschließen.

In dem unansehnlichen Hause des Josef erschien zum großen Staunen der Nachbarn ein kaiserlicher Kurier. Er überbrachte dem Josef die Einladung, sich andern Tages auf dem Palatin einzufinden.

Josef selber war mehr verwundert als ängstlich. In den letzten Jahren hatte der Kaiser höchstens gelegentlich ein flüchtiges Wort für ihn gehabt, niemals mehr. Es war merkwürdig, daß er ihn jetzt, unmittelbar vor seiner Abreise, mitten im Drange der Geschäfte, noch zu sich beschied. Hing diese Einladung, oder besser wohl, diese Vorladung, zusammen mit den Dingen in Judäa? Allein Josef bemühte sich, auf dem Weg zum Palatin jede Angst zu unterdrücken. Gott ließ es nicht zu, daß ihm etwas geschah, bevor er sein großes Werk, die Universalgeschichte, vollendet hatte.

Domitian trug, als Josef zu ihm geführt wurde, den purpurnen Mantel über der Rüstung; gleich nach der Unterredung mit dem Juden wollte er eine Deputation seiner Senatoren und Generäle empfangen. So stand er, an eine Säule gelehnt; der Stab, das Zeichen der Gewalt, lag neben ihm auf einem kleinen Tisch. Der Raum war nicht groß; um so mächtiger wirkte die Gestalt des Kaisers. Josef kannte Domitian genau noch aus der Zeit her, da er ein Niemand war, ein Taugenichts, und da ihn sein Bruder Titus nur als das »Früchtchen« bezeichnet hatte. Gegen seinen Willen aber verschmolz jetzt dem Josef der Mann vor ihm in eines mit den vielen Porträtstatuen, die rings aufgestellt waren; er war nicht mehr das Früchtchen, er war Rom.

Der Kaiser war sehr freundlich. »Kommen Sie näher, mein Josephus!« forderte er ihn auf. »Noch näher! Kommen Sie dicht heran!« Er betrachtete ihn aus seinen großen, kurzsichtigen Augen. »Man hat lange nichts mehr von Ihnen gehört, mein Josephus«, sagte er. »Sie sind ein sehr stiller Mann geworden. Waren Sie die ganze Zeit in Rom? Leben Sie ausschließlich Ihrer Literatur? Und woran arbeiten Sie? Schreiben Sie weiter an der Geschichte dieser Zeit?« Und, immer ehe Josef antworten konnte, jetzt aber mit einem kleinen, bösartigen

Lächeln: »Werden Sie beschreiben, welche Wirkungen meine Maßnahmen auf Ihr Judäa haben?«

Der Kaiser, nun er zu Ende gesprochen, hielt den Mund noch ein wenig geöffnet, wie auf den meisten seiner Statuen. Ruhig und nachdenklich schaute ihm Josef ins Gesicht. Er wußte, wie verächtlich der Vater und der Bruder dieses Mannes über ihn gedacht hatten, und Domitian wußte, daß er es wußte. Er hatte, dieser Domitian, das starke, vorspringende Kinn des Vaters. Er war als Jüngling eine stolzere Erscheinung gewesen als Vater und Bruder, aber jetzt hatte er, sah man genauer hin, mit seinen Statuen nur mehr wenig gemein. Wenn man die Attribute der Macht abzog, wenn man sich ihn als entkleidet seiner Macht vorstellte, einfach als nackten Mann, was blieb dann? Wenn nicht Rom, das riesige, gewaltige, hinter ihm stand, was war er dann als ein Mensch in mittleren Jahren mit wulstigem Mund, dünnen Beinen, vorzeitigem Bauch und vorzeitiger Glatze? Er war Wäuchlein. Und dennoch war er auch der Imperator Domitianus Germanicus, und Rüstung und Purpur und Stab gewannen Leben erst durch ihn.

»Ich schreibe an einer ausführlichen Darstellung der Geschichte meines Volkes«, erwiderte mit gleichmütiger Höflichkeit Josef. Wann immer er den Kaiser traf, richtete der an ihn die gleiche Frage und gab er die gleiche Antwort.

»Des jüdischen Volkes?« fragte sanft und ein wenig tückisch Domitian und traf damit den Josef tiefer, als er dachte. Und wieder, ehe Josef antworten konnte, fuhr er fort: »Es könnte sein, daß die letzten Ereignisse Einwirkung haben auch auf Ihr Judäa. Glauben Sie nicht?« – »Der Imperator Domitian hat tieferen Einblick in die Ereignisse als ich«, erwiderte Josef. »In die Ereignisse vielleicht, doch schwerlich in die Menschen«, antwortete der Kaiser, mit dem Stabe spielend. »Ihr seid ein schwieriges Volk, und es gibt kaum einen Römer, der sich rühmen dürfte, euch wirklich zu kennen. Mein Gouverneur Pompejus Longin ist ein guter Mann, kein schlechter Psycholog, und berichtet mir regelmäßig, gewissenhaft und gründlich. Trotzdem – gib es zu, mein Jude – verstehst du mehr als er und weißt besser Bescheid über das, was in Judäa vorgeht.«

Eine kleine Angst flog den Josef an, trotz seiner starken

Willensanspannung. »Ja, Judäa ist schwer zu durchschauen«, begnügte er sich vorsichtig zu erwidern.

Jetzt lächelte Domitian tief, lang und böse, so daß der andere dieses Lächeln wahrnehmen sollte. »Warum sind Sie so zurückhaltend zu Ihrem Kaiser, mein Josephus?« fragte er. »Sie wissen doch offenbar um einige Vorgänge in meiner Provinz Judäa, von denen mein Gouverneur nichts weiß. Sonst hätten Sie schwerlich einen gewissen Brief geschrieben. Muß ich Ihnen sagen, was für einen Brief? Soll ich Ihnen Stellen daraus zitieren?«

»Da Sie den Brief kennen, Majestät«, antwortete Josef, »wissen Sie, daß er nichts enthält als den Rat zur Vorsicht. Leuten, die vielleicht unvorsichtig sein könnten, Vorsicht anzuraten, das, scheint mir, liegt im Interesse des Reichs und des Kaisers.«

»Das mag sein«, sagte träumerisch, immer mit dem Feldherrnstab spielend, der Kaiser, »das mag aber vielleicht auch nicht sein. Du jedenfalls«, und seine vollen Lippen verzogen sich hämisch, »scheinst es für nötig zu halten, daß jetzt wieder einmal einer aufsteht und denen in Judäa einen flavischen Feldherrn als Messias anpreist. Scheint euch Juden das flavische Haus noch immer nicht fest genug zu sitzen?« Des Kaisers großes, dunkelrotes Gesicht war jetzt unverstellt feindselig.

Josef selber hatte sich gerötet. Domitian hielt also jene Begebenheit von damals, da Josef den Vespasian in entscheidender Stunde als Messias begrüßt hatte, für einen abgemachten, ausgemachten Schwindel. Hielt ihn für käuflich, für einen Verräter. Aber er darf jetzt nicht darüber nachdenken, im Augenblick geht es um Dringlicheres. »Wir glaubten im Interesse des Kaisers und des Reichs zu handeln«, erklärte er nochmals, ausweichend, hartnäckig. »Ein wenig doch auch im Interesse eurer Juden, mein Jude, und in euerm eigenen?« fragte Domitian. »Oder nicht? Sonst hättet ihr euch doch wohl geradewegs an meine Beamten und Generäle gewandt, sie gewarnt, sie informiert. Ihr wißt doch in ähnlichen Fällen die Herren recht schnell zu finden. Aber ich kann mir schon denken, was dahinter steckt. Ihr habt glätten wollen, sänftigen, die Schuldigen

vor der Strafe retten.« Er schlug mit dem Stab kleine Schläge auf das Tischchen. »Ihr seid große Zettler und Intriganten, das weiß man.« Die Stimme kippte ihm über. Sein Gesicht war jetzt hochrot. Er bezwang sich und spann weiter, was er vorhin begonnen hatte. »Die Schnelligkeit«, sagte er sanft und bösartig, »mit der du dich damals in das Spiel meines Vaters eingefügt hast, beweist Meisterschaft.«

Es traf den Josef, daß Domitian nochmals auf jene Stunde zurückkam, da er den Vespasian als Messias begrüßt hatte. Er hatte jenes Begebnis eingekapselt, er dachte nicht gerne daran. Wieweit hatte er damals geglaubt? Wieweit hatte er sich befohlen zu glauben? Deutlich sah er sich, wie er damals vor Vespasian gestanden war, ein Gefangener, gefesselt, wahrscheinlich fürs Kreuz bestimmt. Heraufbeschwor er die Wirrungen von damals, wie es in ihm gearbeitet hatte, wie die prophetischen Worte der messianischen Begrüßung aus ihm herausgebrochen waren. Jede Einzelheit sah er wieder, den Vespasian, ihn mit seinen hellen, blauen, forschender Bauernaugen musternd, den Kronprinzen Titus, mitstenographierend, Cänis, des Vespasian Freundin, mißtrauisch, feindselig. Er hatte geglaubt damals. Aber hatte er nicht doch vielleicht Komödie gespielt, um sein Leben zu retten?

Wenn er noch so tief in sich hineingrub, er hätte nicht sagen können, wo in dem, was er damals verkündet, die Wahrheit aufgehört und wo der Traum begonnen hatte. Und ist nicht der Traum die höhere Wahrheit? Da ist diese Geschichte der Minäer von dem Messias, der am Kreuze starb. Er, der Historiker Flavius Josephus, sieht die Fäden, er kann die Legende aufdröseln, er kann aufzeigen, aus welchen Einzelzügen sich die Gestalt dieses Messias der Minäer zusammensetzt. Aber was hat er damit gewonnen? Was bleibt ihm in der Hand als ein bißchen totes Wissen? Und ist nicht schließlich der Messias der Minäer, dieser geträumte, gedichtete Messias, vielleicht die bessere Wahrheit als seine nur tatsächliche, nur historische? So auch wird niemand je mit Sicherheit sagen können, wieweit der Messias, der damals in seinem Innern entstand, dieser Messias Vespasian, der ja später Wirklichkeit wurde, wieweit ihm dieser sein Traum-Messias von Anfang an Wirklichkeit

war. Er selber wird es nicht sagen können, und dieser Kaiser Domitian, der da vor ihm sitzt und ihn höhnisch anschaut, schon gar nicht.

»Was hast du eigentlich gegen mich, mein Jude?« fragte jetzt dieser Kaiser Domitian weiter, immer mit hoher, sanfter Stimme. »Meinen Vater und meinen Bruder hast du gut bedient: glaubst du, ich bin ein schlechterer Zahler? Hältst du mich für knauserig? Du wärest der erste. Ich zahle nämlich wirklich gut, Flavius Josephus, notieren Sie sich das für Ihr Geschichtswerk, ich zahle hoch, im Guten und im Schlechten.« Josef war ein wenig erblaßt, aber er schaute dem Kaiser ruhig ins Gesicht. Der ging nah an Josef heran, er ging steif im goldenen Purpur, es war, wie wenn eine prächtige, wandelnde Statue auf Josef zukäme. Dann, freundschaftlich, vertraulich, schlang der golden und purpurne Mann den Arm um Josefs Schulter, und, schmeichlerisch, redete er ihm zu: »Wenn du mir ernstlich dienen wolltest, mein Josephus, dann hättest du jetzt gute Gelegenheit. Geh nach Judäa! Nimm du den Aufstand in die Hand, wie du ihn damals vor zwanzig Jahren in die Hand genommen hast. Rom ist zum Herrschen bestimmt, du weißt es nicht weniger gut als ich. Es hat keinen Sinn, sich gegen die Vorsehung zu stemmen. Hilf dem Schicksal. Hilf uns, daß wir zur rechten Zeit zuschlagen können, wie du uns damals geholfen hast. Hilf dem rechten Augenblick, wie du damals im rechten Augenblick deinen Messias erkannt hast.« Es war ein höllischer Hohn in der Sanftheit dieser Worte.

Josef, aufs tiefste erniedrigt, antwortete, beinahe mechanisch: »Wünschen Sie denn, daß Judäa losschlägt?« – »Ich wünsche es«, erwiderte der Kaiser leise, sehr sachlich, noch immer hatte er den Arm um die Schulter des Josef. »Ich wünsche es auch im Interesse deiner Juden. Du weißt, sie sind Narren, und einmal schlagen sie los, auch wenn die Vernünftigen ihnen noch so dringlich abraten. Es ist besser für alle, wenn sie bald losschlagen. Es ist besser, wenn wir jetzt fünfhundert Führer erledigen statt später fünfhundert Führer und hunderttausend Gefolgsleute dazu. Ich will, daß in Judäa Ruhe sei«, schloß er hart und heftig.

»Kann die Ruhe nicht anders erkauft werden als mit soviel

Blut?« fragte leise, peinvoll Josef.

Da aber ließ Domitian von ihm ab. »Ich sehe, du liebst mich nicht«, stellte er fest. »Ich sehe, du willst mir keinen Dienst erweisen. Du willst deine alten Geschichten aufschreiben zur größeren Ehre deines Volkes, aber für meine größere Ehre willst du keinen Finger rühren.« Er saß wieder da, mit dem Feldherrnstab führte er leichte Schläge durch die Luft. »Du bist eigentlich sehr frech, mein Jude, weißt du das? Du glaubst, weil du Ruhm und Schande zu verteilen hast, könntest du dir allerlei herausnehmen. Aber wer sagt dir, daß mir soviel an deiner Nachwelt liegt? Nimm dich in acht, mein Jude! Werde nicht übermütig, weil ich dir so oft Großmut gezeigt habe. Rom ist mächtig und kann sich viel Großmut leisten. Aber bleib dir bewußt, daß wir ein Aug auf dir halten.«

Josef war kein furchtsamer Mann, dennoch zitterten ihm die Glieder, als man ihn jetzt in seiner Sänfte nach Hause trug, und der Gaumen war ihm trocken. Es war nicht nur Erwartung des Bösen, das vielleicht Domitian über ihn beschließen könnte. Es war auch, weil der Kaiser in ihm die Erinnerung aufgestört hatte an jene zweideutige Begrüßung des Vespasian. War, was er damals in schwerer Not um sein Leben verkündet hatte, echt gewesen oder ein abenteuerlich frecher Betrug? Er wußte es nicht, niemals wird er es wissen, und daß sich seine Prophezeiung bewährt hatte, das wollte gar nichts heißen. Es wollte andernteils auch nichts heißen, daß ihn dieser Domitian dreist und schlankweg einen Schwindler nannte. Allein seine Sicherheit war fort, und wenn die Angst, es könnten die Leute des Polizeiministers Norban kommen und ihn holen, bald von ihm wich, so kostete es ihn jetzt, nach dem Gespräch mit dem Kaiser, Wochen und Monate, die Erinnerung an jene erste Begegnung mit Vespasian wieder hinunterzudrücken. Sehr langsam nur beruhigte er sich und kehrte zurück zu seiner Arbeit.

Am Tage nach dem Gespräch mit Josef ließ der Kaiser den Janus-Tempel öffnen zum Zeichen, daß wieder Krieg sei im Reich. Auseinander knarrten die schweren Türflügel, und es erschien das Bild des zweigesichtigen Gottes, des Kriegsgottes,

des Zweifelgottes, man kennt den Anfang, aber niemand kennt das Ende.

Die Römer übrigens nahmen vorläufig den dakischen Krieg nicht sehr ernst. Ehrlich begeistert säumten sie die Straße, auf welcher der Kaiser die Stadt verließ, um zu Felde zu ziehen. Er wußte, seine Römer wünschten, daß er repräsentiere, dunkel war in ihm das Bild der Reiterstatue, deren Modell ihm der Bildhauer Basil gezeigt hatte, und er hielt sich gut zu Pferde.

In seinem Innern freute er sich darauf, außer Sichtweite zu sein und die Sänfte zu besteigen.

Zweites Kapitel

Während des Krieges war es schwer, genaue Nachrichten vom dakischen Kriegsschauplatz zu erhalten. Mit Beginn des Frühjahrs wurden die Meldungen häufiger, sie lauteten widerspruchsvoll. Zu Anfang April dann traf in Rom eine Depesche ein, in welcher der Kaiser seinem Senat über den bisherigen Verlauf des Feldzugs genauen Bericht erstattete. Er habe, war das Ergebnis dieses Berichtes, zusammen mit seinem Feldherrn Fuscus die dakischen Barbaren endgültig vom römischen Territorium verjagt. Ihr König Diurpan habe um Waffenstillstand gebeten. Bewilligt habe der Kaiser diesen Waffenstillstand nicht, er habe vielmehr, um den frechen Einbruch in römisches Gebiet zu rächen, den Fuscus beauftragt, ins Gebiet der Daker vorzustoßen. An der Spitze von vier Legionen habe demzufolge Fuscus die Donau überschritten und sei ins Land der Daker eingefallen. Der Kaiser selber befinde sich, nachdem der Feldzug so weit gefördert sei, auf dem Rückweg nach Rom.

Noch weniger klar waren während des Winters die Meldungen aus Judäa. Die Behörden erklärten, es habe dort »Wirren« gegeben, aber der Gouverneur Pompejus Longin habe dem Unfug mit seiner so oft erprobten starken Hand ein schnelles Ende bereitet. Die jüdischen Herren, auch Claudius Regin, hatten den Eindruck, man bemühe sich in Cäsarea, der Hauptstadt der Provinz Judäa, die Dinge zu bagatellisieren.

Um so gespannter waren die jüdischen Herren, als der Terrainhändler Johann von Gischala aus Judäa zurückkam. Da saßen sie zusammen wie damals an jenem sorgenvollen Abend im Hause des Josef, und Johann berichtete. Es war in Judäa so gegangen, wie sie befürchtet hatten. Keine Warnung hatte genützt, die »Eiferer des Tages« waren nicht zu halten gewesen. Sie hatten einen großen Teil der Bevölkerung mitgerissen, vor allem auch in Galiläa hatten zahllose die Armbinde angelegt mit dem Kampfruf »Der Tag wird kommen!«. Aber es hatte sich rasch gezeigt, daß der Tag noch keineswegs gekommen war, und nach ein paar Anfangssiegen war ein grauenvoller

Rückschlag erfolgt, der Gouverneur hatte den längst gesuchten Vorwand gehabt durchzugreifen, und er hatte seine Legionäre auch auf die ruhig gebliebenen Teile der Bevölkerung losgelassen. »Ja, meine Herren, wir sind aufs Johannisbrot gekommen«, schloß er grimmig, die Worte gebrauchend, die man in Judäa für die Stufe äußersten Verfalls anzuwenden pflegte.

Dann erzählte er Einzelheiten. Erzählte von Metzelei und Plünderung, von niedergebrannten Synagogen, von Tausenden von Gekreuzigten, von Zehntausenden von Leibeigenen. »Die Aufgabe, meine Herren«, faßte er zusammen, »die wir uns gestellt hatten, war so bitter wie aussichtslos. Sie machen sich keine Vorstellung, wie es einen zerfrißt, wenn man dem andern immerzu Argumente des Verstands unter die Nase halten soll, während man doch diesem andern mit dem Herzen beipflichtet und ihn am liebsten umarmen möchte. Es sind großartige Burschen, die ›Eiferer des Tages‹, oder vielmehr, sie waren großartige Burschen.«

Die wohlhäbigen, wohlgenährten, sorgfältig angezogenen jüdischen Herren im Arbeitszimmer des Josef hörten den Bericht des erregten Mannes und seine bittere Klage. Sie schauten vor sich hin, ihre Augen schauten nach innen und sahen, daß sie das, was sie da hörten, alles schon einmal erlebt hatten. Das Grausigste an dem neuen Zusammenbruch war, daß man in Judäa aus der Zerstampfung des ersten Aufstandes so gar nichts gelernt hatte, daß sich die jüngere Generation mit der gleichen kühnen, liebenswerten, verbrecherischen Torheit in den Untergang gestürzt hatte wie die vor fünfzehn Jahren.

Schließlich gab in seiner behutsamen Art der Möbelhändler Cajus Barzaarone der Furcht Ausdruck, die in ihnen allen war. »In Judäa«, sagte er, »ist es zu Ende. Ich frage mich, was mit uns hier geschehen wird.« Johann zog mit der klobigen Bauernhand an seinem kurzen Knebelbart. »Ich habe mich während der ganzen Reise gewundert«, sagte er, »daß man mich hat heil nach Hause kehren lassen. Man hat mich übrigens«, erklärte er grimmig, »geradezu gezwungen, Geld zu verdienen. Wenn ich kein Aufsehen erregen wollte, mußte ich mich ab und zu mit meinen Geschäften befassen, und die Terrains wurden einem nachgeworfen. Sie hätten dabeisein

müssen bei einer der Auktionen, auf denen das enteignete oder sonstwie herrenlos gewordene Land versteigert wurde. Es war grotesk und schauerlich. Wenn ich daran zurückdenke, wenn ich zurückdenke an das, was sich in Judäa ereignet hat, dann scheint es mir einfach unbegreiflich, daß ich unangefochten in meinem Büro sitze und Geschäfte mache.«

»Auch ich«, sagte Cajus Barzaarone, »erwache jeden Tag mit dem Gefühl: das geht so nicht weiter. Heute fallen sie über uns her. Aber es ist Tatsache: wir leben, wir wandeln und handeln wie früher.« – »Dabei weiß man auf dem Palatin«, brütete Josef, »daß ich der Verfasser jenes Manifestes bin, und der Kaiser hat mir auf dunkle und tückische Art gedroht. Warum verhört man mich nicht? Warum verhört man keinen von uns?«

Alle schauten auf Claudius Regin, als ob sie von ihm Auskunft erwarteten. Der Minister zuckte die Achseln. »Der Kaiser«, sagte er, »hat befohlen, seine Rückkehr abzuwarten. Ob das Gutes bedeutet oder Schlechtes, weiß niemand, wahrscheinlich nicht einmal DDD selber.«

Sie starrten vor sich hin. Es hieß warten, einen grauen Morgen und einen grauen Tag und eine graue Woche und einen grauen Monat.

Eine kleine Weile nach dieser Zusammenkunft suchte Johann den Josef auf. Josef wunderte sich über diesen Besuch. Es hatte eine Zeit gegeben, da die beiden Männer einander wüst bekämpft hatten; allmählich dann hatten sich ihre Beziehungen besänftigt, aber freundschaftlich waren sie nie geworden.

»Ich möchte Ihnen einen Rat geben, Doktor Josef«, sagte Johann. »Ich bin interessiert an Terraingeschäften, wie Sie wissen, und ich habe meinen Aufenthalt in Judäa dazu benutzt, die Nase auch ein wenig in Ihre dortige Wirtschaft zu stecken. Der Ertrag Ihrer Besitzungen bei Gazara bleibt weit hinter dem Durchschnitt ähnlicher Güter zurück. Das liegt daran, daß diese Güter in einem rein jüdischen Bezirk liegen und die Juden Ihre Produkte boykottieren, weil sie Ihnen Ihr Verhalten während des großen Krieges nicht verzeihen. Ich sage es, wie es ist, und spreche nur aus, was jeder Interessierte weiß. Ihr

armer Verwalter, der übrigens ein fähiger Ökonom ist, findet kein Ende, wenn er einmal angefangen hat, über diese vertrackte Situation zu raunzen und zu lamentieren. Er hat mir vorgerechnet, was alles er aus Ihren Gütern herauswirtschaften könnte, wenn sie in einer vernünftigen Gegend lägen.« – »Das tun sie aber nun einmal nicht«, sagte ablehnend Josef.

»Könnte man dem nicht abhelfen?« erwiderte Johann, und auf seinem braunen, verwegenen Gesicht erschien ein breites, pfiffiges Lächeln, das dieses ganze Gesicht, selbst die gesattelte Nase, fältelte. »Es ist leider, wie ich Ihnen bereits sagte, in Judäa infolge des Aufstands viel Grund und Boden freigeworden. Da ist zum Beispiel das Gut Be'er Simlai. Es liegt in der Nähe von Cäsarea, nicht weit von der samaritanischen Grenze, also in einem Bezirk mit gemischter Bevölkerung. Der Viehbestand ist nicht ganz so gut wie auf Ihren Gütern bei Gazara, aber der Boden ist ausgezeichnet. Das Gut trägt Öl und Wein, Datteln, Weizen, Granaten, Nüsse, Mandeln und Feigen. Sie finden ein solches Objekt nicht leicht ein zweites Mal, selbst in diesen Zeiten nicht, und Ihr Verwalter würde das große Hallel singen, wenn er das Gut Be'er Simlai in die Hand bekäme. Ich habe mir Vorkaufsrecht darauf gesichert. Ich biete Ihnen das Gut Be'er Simlai an, mein Josef. Greifen Sie zu. Vor dem nächsten jüdischen Aufstand finden Sie eine solche Gelegenheit nicht wieder.«

Das war richtig. Josef hatte, als ihm Vespasian und Titus Grundbesitz in Judäa anwiesen, unglücklich gewählt. Er hatte sich wirklich in ein Wespennest gesetzt, und was ihm Johann riet, die Besitzungen bei Gazara abzustoßen und in eine Gegend mit gemischter Bevölkerung zu übersiedeln, war das Gegebene. Warum aber bot Johann dieses Gut Be'er Simlai gerade ihm an? Die Grundstückspekulation in Rom hatte sich jetzt, nach Beendigung der Wirren, mit besonderem Eifer auf Judäa gestürzt, und für Güter in den Bezirken mit gemischter Bevölkerung gab es sicherlich Tausende von Bewerbern. Warum erwies ihm Johann, den er so oft angefeindet, einen solchen Freundschaftsdienst? »Warum bieten Sie gerade mir dieses kostbare Gut an?« fragte er schlankweg, und in seiner Frage war nach wie vor Ablehnung.

Johann schaute ihm mit gespielter Treuherzigkeit in die Augen. »Die Regierung von Cäsarea«, erläuterte er, »macht es Juden, wenn sie sich nicht besonderer Protektion erfreuen, so gut wie unmöglich, Liegenschaften in nicht rein jüdischen Bezirken zu erwerben. Wenn jetzt die dort gelegenen Güter allesamt in die Hände von Heiden fallen, dann werden binnen einem Jahr die Juden aus gewissen Gegenden völlig verschwunden sein. Wer noch ein bißchen Judentum in sich hat, muß sich dagegen auflehnen. Sie, mein Josef, sind römischer Ritter, Sie haben Beziehungen zum Palatin, Ihnen wird die Regierung von Cäsarea schwerlich Hindernisse in den Weg legen. Ich aber schanze das Gut Be'er Simlai lieber Ihnen zu als zum Beispiel dem Hauptmann Sever.«

»Ist das der ganze Grund?« fragte immer mit dem gleichen Mißtrauen Josef. Johann lachte gutmütig. »Nein«, gab er offen zu. »Ich will nicht länger Verstecken mit Ihnen spielen. Ich will ehrlichen Frieden mit Ihnen schließen, und ich will es Ihnen durch einen Freundschaftsdienst beweisen. Sie haben mir manchmal unrecht getan und ich manchmal Ihnen. Aber unsere Haare werden grauer, wir kommen einander näher, und die Zeiten sind so, daß Männer, die soviel Gemeinsames haben, gut daran tun, einander die Hand zu reichen.« Und da Josef schwieg, versuchte er sich ihm weiter zu erklären: »Wir sitzen im gleichen Boot, wir haben die gleichen Erkenntnisse. Meine ganze Sehnsucht ist, nach Judäa zurückzukehren und dort Ölbauer zu sein. Ich könnte es. Aber ich bezwinge mich und bleibe hier in Rom sitzen und verdiene schrecklich viel Geld und weiß nichts damit anzufangen und verzehre mich in der Sehnsucht nach Judäa. Und ich geh nur deshalb nicht hin, weil ich mich dort nicht beherrschen könnte, sondern weiter gegen die Römer wühlen würde, und weil das aussichtslos wäre und ein Verbrechen. Und Ihnen geht es genauso, mein Josef. Sie sehnen sich genauso nach Judäa und nach einem neuen Krieg. Wir wissen beide, daß es dafür zu spät ist oder zu früh. Wir haben beide die gleiche, unglückliche Liebe zu Judäa und zur Vernunft, wir leiden beide an unserer Vernunft. Vieles an Ihnen gefällt mir nicht, und vieles an mir wird Ihnen nicht gefallen, aber ich finde, wir sind uns sehr nahe.«

Der Schriftsteller Josef beschaute nachdenklich das Gesicht des Bauern Johann. Sie hatten einander wütend befehdet. Johann hatte ihn für einen Verräter, er den Johann für einen Narren gehalten. Später dann, nachdem der Krieg längst zu Ende war, hatte der eine den andern als einen Idioten verachtet, weil der die Gründe des Kriegs im Preis des Öls und des Weines sah, der andere den einen für einen Idioten, weil der geglaubt hatte, einzig der Zwiespalt zwischen Jahve und Jupiter sei schuld am Kriege gewesen. Jetzt wußten der törichte Schriftsteller und der kluge Bauer, daß sie beide recht und beide unrecht gehabt hatten und daß schuld am Krieg zwischen den Juden und den Römern sowohl die Preise des Öls und des Weines gewesen waren wie der Zwiespalt zwischen Jahve und Jupiter. »Sie haben recht«, gab Josef zu.

»Natürlich hab ich recht«, sagte hitzig Johann, und rechthaberisch fügte er noch hinzu: »Übrigens wäre es auch diesmal nicht zum Aufstand gekommen, wenn nicht die privilegierten syrischen und römischen Agrarier die Preise der eingesessenen jüdischen Bevölkerung so schmutzig unterboten hätten. Ohne das hätten die ›Eiferer des Tages‹ das Land nicht in den Aufstand treiben können. Wir wollen aber diesen alten Streit nicht aufwärmen«, unterbrach er sich. »Geben Sie mir lieber die Hand und bedanken Sie sich bei mir. Denn es ist wirklich ein Freundschaftsdienst, wenn ich Ihnen das Gut Be'er Simlai anbiete.«

Josef lächelte über die etwas rauhe Art, wie ihm der andere seine Freundschaft anbot. »Sie werden sehen«, fuhr Johann fort, »wie viele Probleme sich von selber lösen, wenn Sie erst einmal Besitzer von Be'er Simlai sind. Natürlich ist es kein Vergnügen, nach Gazara zu gehen und sich dort von den Juden scheel anschauen zu lassen. Aber wenn Sie erst einmal in Be'er Simlai zu Hause sind, dann haben Sie vor sich selber den inneren Vorwand, ab und zu nach Judäa zu reisen. Nur lassen Sie sich ja nicht dazu verführen, in Judäa zu leben! Tun Sie's nicht, um Gottes willen! Die Verlockung, sich dann in gefährliche Unternehmungen einzulassen, ist zu groß für unsereinen. Aber alle zwei Jahre einmal hinfahren, vor allem, wenn man einen innern Vorwand hat, und sich dort erholen von der Anstren-

gung, zwei Jahre vernünftig gewesen zu sein, ich sage Ihnen, mein Josef, das ist eine gute Sache.«

Josef faßte die klobige Hand des andern. »Ich danke Ihnen, mein Johann«, sagte er, und es war in seiner Stimme jenes Strahlen, das einstmals dem jungen Josef die Herzen gewonnen hatte. »Sie geben mir zwei Tage Zeit zur Überlegung«, bat er. »Gut«, antwortete Johann. »Ich schicke Ihnen dann meinen redlichen Gorion, daß er die Einzelheiten mit Ihnen bespricht. Und schreiben Sie gleich Ihrem Verwalter Theodor. Gorion wird natürlich versuchen, auch für uns etwas herauszuschlagen; das ist recht und billig. Aber ich werde darauf achten, daß er Ihnen keinen ungebührlichen Preis abverlangt. Und wenn, dann bleibt das Geld schließlich unter uns Juden.«

Josef ging zu Mara. »Hör zu, Mara, mein Weib«, sagte er, »ich muß dir etwas mitteilen.« Und: »Ich werde meinen Besitz in Judäa verkaufen«, sagte er.

Mara wurde tödlich blaß. »Erschrick nicht, Liebe«, bat er.

»Ich werde andern Besitz dafür eintauschen, in der Nähe von Cäsarea.« – »Du gibst unsern Besitz unter den Juden auf«, fragte sie, »und kaufst dich unter den Heiden an?« – »Merk gut auf!« sagte Josef. »Ich habe mich immer gesträubt, nach Judäa zurückzukehren, und die Gründe, die ich dir sagte, waren wahr. Es gab aber noch einen tieferen Grund: ich wollte nicht leben zwischen Lud und Gazara. In Rom leben, in der Fremde leben, ist schlimm. Aber schlimmer ist es, in der Heimat als Fremder leben. Ich hätte es nicht ertragen, bei Gazara zu leben und von den Juden angesehen zu werden als ein Römer.«

»Wir kehren also nach Judäa zurück?« fragte aufleuchtend Mara. »Nicht jetzt und nicht in einem Jahr«, antwortete Josef. »Aber wenn ich mit meinem Werk fertig bin, dann kehren wir zurück.«

Johann hatte dem Josef ein Buch mitgebracht, das in diesem Winter des Aufstands ein anonymer Autor in Judäa hatte erscheinen lassen. »Sie werden dieses Buch vielleicht ein bißchen primitiv finden, mein Josef«, meinte er, »aber mir gefällt es, vielleicht weil ich selber primitiv bin. Die Leute

drüben waren alle ungeheuer begeistert von diesem Heldenroman. Seit Ihrem Makkabäerbuch, Doktor Josef, gab es keinen solchen Erfolg in Judäa.«

Josef las das Buch. Die Fabel war unwahrscheinlich, manchmal geradezu kindisch, und mit Kunst hatte das kleine Werk wenig zu tun. Trotzdem rührte es ihn auf, auch ihn entzündete der Fanatismus dieses Buches Judith. Ach, wie beneidete er den anonymen Dichter. Der hat geschrieben nicht um der Ehre willen, auch kaum um des Werkes willen, er hat einfach seinen heißen Haß gegen die Unterdrücker ausströmen lassen. »Schlagt sie, die Feinde, wo ihr sie trefft«, hat er verkündet. »Macht es wie diese Judith. List, Mut, Tücke, Grausamkeit, jedes Mittel ist recht. Haut ihm den Kopf ab, diesem großmäuligen Heiden: es ist Gottesdienst. Haltet die Gesetze der Doktoren und schlagt auf die Feinde ein. Wer Gott dient, mit dem ist das Recht. Ihr werdet siegen.«

Es muß ein sehr junger Mann gewesen sein, der dieses Buch Judith geschrieben hat, gläubig und naiv muß er gewesen sein, und beneidenswert einfach sein Leben und Sterben. Denn bestimmt ist er umgekommen. Bestimmt ist er nicht zu Hause geblieben, sondern hat mit eingehauen auf die Feinde und ist gestorben, den Glauben auf den Lippen und im Herzen. Wer die Dinge so simpel und zuversichtlich sehen könnte wie dieser. Nichts Höheres gibt es als das Volk Israel. Seine Männer sind tapfer, seine Frauen sind schön, Judith ist das schönste Weib dieser Erde, keinen Augenblick zweifelt sie und ihr Autor, daß der Marschall des Großkönigs den Krieg vergessen muß über ihrem Anblick. Überhaupt hat kein Zweifel je den Autor dieses Buches angefressen. Alles steht ihm felsenfest, er weiß genau, was recht ist, was unrecht. Was ist Frömmigkeit? Man hält die Gesetze der Doktoren. Was ist Heldentum? Man geht hin und schlägt dem Feinde den Kopf ab. Jeder Schritt in jeder Lage ist vorgeschrieben.

Aber welch ein hinreißendes Buch trotzdem. Dieses Weib Judith, wie es zurückkehrt, triumphierend, mit dem abgeschlagenen Kopf und dem Mückennetz, keiner wird es je vergessen. Oh, die begnadete Zuversicht des Dichters. »Wehe den Völkern, die sich erheben wider mein Geschlecht. Der Allmächtige

züchtigt sie am Tage des Gerichts, er jagt Feuer und Würmer in ihr Fleisch, daß sie in Schmerzen heulen durch alle Ewigkeit.«

Wer dichten dürfte wie dieser! Ihm, Josef, ist es nicht so einfach gemacht. Da ist jene Heldenfrau aus der grauen Urzeit seines Volkes, Jael, die dem schlafenden Feinde den Nagel durch die Schläfe treibt. Diese Jael und der uralte, wilde und großartige Gesang ihrer Dichterin Deborah waren zweifellos die Vorbilder dieser Judith. Auch er, Josef, hat in seinem Geschichtswerk von dieser Jael erzählt. Wie hat er sich abgemüht, nüchtern und vernünftig zu bleiben, wie hat er sich bezähmt und die Begeisterung niedergedrückt. Einmal sich gehenlassen dürfen wie dieser junge Dichter! Wieder und wieder liest er das kleine Buch, es gießt ihm Feuer ins Blut. Der Aufstand ist zusammengebrochen, dieses Buch wird bleiben.

Ein paar Tage später traf er den Justus. Auch der hatte das Buch Judith gelesen. Was für ein primitives Machwerk! Ein Volk, das sich an einem so unsinnigen Märchen begeistert, das verdient seine »Eiferer des Tages«, das verdient seine Römer, das verdient diesen Gouverneur Longin, diesen Domitian. Was für ein wackerer Autor! Wie züchtig ist seine Judith, nicht einmal schlafen muß sie mit dem bösen Holofernes. Der Autor bewahrt sie davor, sie kommt schon vorher ans Ziel. Wie gerecht und Zug um Zug belohnt der Jahve dieses Autors das Gute, straft er das Böse. Stellen Sie sich einmal vor, mein Josef, wie sich ein realer römischer Gouverneur oder auch nur ein realer römischer Feldwebel im Falle des Holofernes verhielte! Da kommt so eine Judith zu ihm, begleitet von der Zofe, die ihr die Speisen nachträgt, natürlich sorgsam bereitet nach den rituellen Vorschriften der Doktoren, damit sie ja nicht im Lager der Feinde etwas Verbotenes essen muß. Sie wird sofort vorgelassen, was denn sonst?, weil sie so schön ist. Es gibt ja für einen Feldmarschall kein Angebot an hübschen Frauen, er muß warten, bis die Jüdin kommt. Und wenn sie da ist, dann vergißt er nicht nur sofort den ganzen Krieg, sondern er betrinkt sich, genau wie es vorgesehen ist, und rührt die ebenso fromme wie schöne Jüdin nicht an. Er legt sich einfach hin und läßt sich von ihr den Kopf abhauen. Woraufhin die gesamten Legionen ohne weiteres davonlaufen. Ach ja, so stel-

len sich unsere »Eiferer des Tages« die Römer, so stellen sie sich die Welt vor.

So, voll hochmütiger Bitterkeit, voll höhnischer Überlegenheit, sprach Justus über das Buch Judith. Josef konnte nicht leugnen, daß seine Kritik Schwächen des Buches traf. Aber gerade diese Schwächen waren die Stärke des Dichters, das Buch wurde dadurch nicht schlechter, und groß und erhaben blieb dem Josef das Bild der Judith, die den Ihren den Kopf des Holofernes bringt: »Siehe, da ist der Kopf des Holofernes, des Feldherrn der Assyrer, und siehe, da ist das Mückennetz, unter dem er lag in seiner Trunkenheit!«

Es war dem Josef, als müßte er das Buch und den toten Dichter reinwaschen vom Hohne des Justus, und er ging hin und brachte es Mara, seiner Frau.

Mara las. Ihre Augen glühten, ihr Leib straffte sich, sie wurde ganz jung. Vor sich hin sprach sie das Lied der Judith: »Nicht fiel der Feind, der gewaltige, durch Jünglinge, nicht die Söhne der Riesen schlugen ihn, sondern Judith verdarb ihn, ein einfaches Weib, durch ihres Angesichtes Schönheit.« Ach, wie leid war es Mara, daß man in Rom war und nicht in Judäa.

Sie vereinfachte das Buch und erzählte den Kindern die Geschichte von Judith. Die Kinder spielten. Jalta war Judith, und Matthias war Holofernes, und Jalta holte einen Kohlkopf aus dem Korb und krähte triumphierend: »Siehe da, das Haupt des Holofernes, Feldherrn der Assyrer!«

Josef sah es, und er wußte nicht, ob er nicht falsch daran getan hatte, selber das frevelhafte Feuer zu schüren, wenn auch auf unschuldige Art. Dann aber lächelte er, und Maras Begeisterung wärmte ihm das Herz.

Die Juden der Stadt Rom aber lebten graue Tage und graue Wochen. Denn der Kaiser reiste langsam, der Kaiser gab auch weiter keine Weisungen, der Kaiser ließ sie warten.

Neue Sondermaßnahmen gegen die Juden der Stadt Rom wurden vorläufig nicht getroffen. Nur wurden die bisher erlassenen Judengesetze mit größter Strenge gehandhabt. Die Kopfsteuer zum Beispiel, welche die Juden als Sonderabgabe zu

entrichten hatten, wurde mit schikanöser Pedanterie eingezogen. Persönlich mußte sich jeder Jude zum Quästor begeben und jene zwei Drachmen erlegen, die er ehemals für den Tempel von Jerusalem gezinst und die jetzt die Regierung höhnischerweise für die Erhaltung des Tempels des Capitolinischen Jupiter bestimmt hatte.

Im übrigen aber blieb der Handel und Wandel der Juden, die Ausübung ihrer Bräuche und ihres Gottesdienstes unbehelligt. Aus der Provinz hörte man, daß da und dort die Bevölkerung versucht hatte., die judenfeindliche Stimmung zu Pogromen auszunutzen. Aber die Behörden hatten sogleich eingegriffen.

Dann endlich traf der Kaiser in Rom ein. Es war ein heller, nicht zu heißer Junitag, und mit den Soldaten der Garde, die ihren freigebigen Feldherrn liebten, begrüßten jetzt Senat und Volk den heimkehrenden Herrscher, der in diesem Feldzug von seinen Truppen zum vierzehntenmal als Imperator gefeiert worden war. Es wurde ein schöner, festlicher Frühsommer für Rom. Jubel, strahlendes Licht war überall, die große Stadt, die oft ein so böses, verbissenes, düsteres Aussehen zeigte, war jetzt hell, gutmütig, lustig.

Doch über den Juden lag es wie eine Wolke. Seit Jahrzehnten jetzt könnten sie, wenngleich die Zerstörung des Tempels auf ihnen lastete, in einer gewissen Sicherheit leben, wären nicht diese unseligen »Eiferer des Tages«, die mit ihrem törichten Fanatismus die gesamte Judenheit immer von neuem ins Unglück stürzten. Die »Eiferer« selber haben furchtbar büßen müssen. Aber was wird aus ihnen, aus den schuldlosen Juden der Stadt Rom?

Nichts geschah den Juden in Rom, alles blieb ruhig. »Der Kaiser spricht niemals ein Wort von euch, weder für euch noch gegen euch«, berichtete Claudius Regin seinen jüdischen Freunden. »Der Kaiser spricht niemals ein Wort gegen euch«, versicherte ihnen auch Junius Marull. Aber: »Ich rieche, ich spüre es«, erklärte Johann von Gischala, »es bereitet sich was vor. Es bereitet sich etwas vor in der Seele des Domitian. Gewiß, mein Regin, und gewiß, mein Marull, Domitian spricht nicht von den Juden; vielleicht weiß er es selber noch nicht einmal, daß sich in seiner Seele etwas vorbereitet. Ich aber,

Johann Ben Levi, Bauer aus Gischala, der es wittert, wenn in einem Jahr der Winter früher kommt als sonst, ich weiß es.«

Das gleiche Schiff aus Judäa hatte Dorion und hatte Phineas Briefe des Paulus gebracht. Wortreich, mit naiver Freude erzählte der junge Offizier, wie sich Gouverneur Longin nicht genug darin tun könne, das Land zu säubern. Angeregt berichtete er von den vielen kleinen Strafexpeditionen gegen die letzten zersprengten Haufen der »Eiferer des Tages«.

Phineas und Dorion tauschten ihre Briefe aus. Beide billigten es von Herzen, daß man die Frechheit der Juden züchtigte, doch beide bekümmerte es, daß der feine, schlanke, elegante Paulus, ihr Paulus, mit so sichtlichem Vergnügen über die unvermeidlichen Greuel berichtete, daß er sich dem Soldatenleben so schnell anpaßte. »Er sieht auf die Juden nicht wie auf Menschen«, klagte Dorion, »sondern wie auf schädliche Tiere, die gerade gut genug sind zu Zielen jagdsportlicher Unternehmungen. ›Amüsant‹ findet er das Leben in Judäa, haben Sie es bemerkt, mein Phineas? Er gebraucht sogar das griechische Wort.«

»So war mein Unterricht wenigstens zu etwas nütze«, sagte grimmig Phineas. »Nein, erfreulich sind die Briefe nicht.« Er ließ den großen, krankhaft blassen Kopf vornübersinken, als wäre er zu schwer für den mageren Körper; unglücklich saß er da, die dünnen, übermäßig langen Hände schlaff niederhängend.

»Auf die Dauer hätten wir ihn doch nicht halten können«, sagte Dorion, bemüht, gleichmütig zu sprechen. »Er wäre uns immer entglitten. Bei alledem ist es noch besser, er wird endgültig ein Römer als ein Jude. Und es ist ein Trost, daß er, Josephus, noch mehr darunter zu leiden hat als wir.« Ihre schleppende Stimme klang hart, nun sie von ihrem gehaßten, geliebten Manne sprach. »Sein Judäa ist endgültig untergegangen, und sein Sohn hat mitgeholfen, es zu zertreten.« Sie belebte sich, sie triumphierte.

Phineas sah hoch. »Ist Judäa untergegangen?« fragte er. »Glauben Sie, meine Dorion, es war dem Josephus eine Überraschung, daß die ›Eiferer des Tages‹ so schnell besiegt

wurden? Glauben Sie, Judäa und die ›Eiferer des Tages‹ sind ihm ein und dasselbe?«

»Dieser Brief des Paulus«, sagte Dorion, »kränkt mir das Herz, ich gestehe es. Lassen Sie mir diesen einen Trost, daß Josephus noch härter getroffen ist. Was in Judäa geschah, das muß ihn härter treffen als uns diese Briefe des Paulus.« Ihre meerfarbenen Augen sahen beinahe ängstlich zu Phineas auf. Aber: »Sie sind zu klug, Herrin Dorion«, erwiderte mit seiner tiefen, wohlklingenden Stimme Phineas, »sich mit einer Illusion zu trösten. Sie wissen ganz genau, daß das Judäa des Josephus nichts zu tun hat mit der realen Provinz Judäa. Wie jetzt unser Paulus und seine Kameraden in diesem realen Judäa hausen, das ritzt dem Josephus kaum die Haut. Glauben Sie mir's, sein Judäa ist etwas Abstraktes, mit Feuer und Schwert nicht Erreichbares. Er ist ein Wahnsinniger, wie alle Juden Wahnsinnige sind. Erst gestern wieder habe ich den Hauptmann Baebius gesprochen, der seinerzeit die Schlacht bei Sebaste mitgemacht hatte. Er hat es mir bestätigt, wie viele andere vor ihm, er hat es mit eigenen Augen mitangesehen, wie die Juden während dieser Schlacht ihre Waffen weggeworfen haben. Es klingt unglaubhaft, und die Augenzeugen selber haben es lange nicht glauben wollen. Denn die Schlacht stand für die Juden nicht schlecht, im Gegenteil, sie waren im Vorteil, sie waren unmittelbar vor dem Sieg. Sie haben ihre Waffen weggeworfen einfach deshalb, weil ihre Doktoren ihnen verboten hatten, an ihrem Sabbat zu kämpfen, und weil dieser Sabbat begann. Einfach umbringen haben sie sich lassen. Sie sind verrückt, diese Menschen. Wie wollen Sie, daß das, was jetzt in Judäa geschieht, sie trifft? Und ihr Wortführer und Schriftsteller ist Flavius Josephus.«

»Wovon Sie sprechen, Phineas«, sagte Dorion, »diese Schlacht von Sebaste, das war einmal. Josephus selber hat's mir erzählt, er war blaß vor Zorn bei der bloßen Erinnerung. Und es ist kein zweites Mal geschehen, es ist Historie, es ist abgelebt.« – »Vielleicht«, gab Phineas zu, »kämpfen sie jetzt wirklich an ihrem Sabbat. Aber ihr Wahnsinn ist geblieben, er äußert sich nur auf andere Art. Schauen Sie sich die Juden hier in Rom an. Viele sind heraufgeklettert, sie sind reich,

sie sind geadelt, es gibt zehntausend Ehrgeizige unter ihnen, solche, die nach gesellschaftlicher Anerkennung dürsten. Sie kommen nicht weiter, sie kommen nicht herauf, weil sie Juden sind und, bei aller Toleranz des Gesetzes, gesellschaftlich diffamiert. Warum, beim Zeus, gehen diese reichen Juden nicht hin und schwören ihr Judentum ab? Sie brauchten doch nur dem Standbild eines flavischen Kaisers zu opfern oder sonst einem Gott, und sie wären frei von diesem bösesten Hindernis. Wissen Sie, wie viele von den achtzigtausend Juden hier in Rom es so gemacht haben? Ich bin neugierig, ich habe mich nach der genauen Zahl erkundigt. Wissen Sie, meine Dorion, wie viele ihr Judentum abgeschworen haben? Siebzehn. Von achtzigtausend siebzehn.« Er stand auf; lang und dünn in seinem hellblauen Kleid stand er da, den großen, tiefblassen Kopf gereckt, und bedeutend hob er die lange, dünne Hand. »Glauben Sie, Herrin Dorion, daß man Leute solcher Art wanken macht, wenn man ein paar tausend von ihnen totschlägt? Glauben Sie, daß man das Herz und die Lebenskraft unseres Josephus trifft, wenn man Paulus und seine Legion auf die ›Eiferer des Tages‹ losläßt?«

»Unseres Josephus, haben Sie gesagt«, griff Dorion das Wort auf, »und damit haben Sie recht. Er ist unser Josephus. Uns verbunden durch den Haß, mit dem wir ihn hassen. Das Leben wäre ärmer, wenn wir diesen unsern Haß nicht hätten.« Sie rief sich zurück. »Aber warum sagen Sie mir das alles?« fuhr sie fort. »Warum sprechen Sie es so klar und hoffnungslos aus, daß wir mit all unsern Mitteln nicht an ihn herankönnen?«

Phineas reckte den dünnen Körper noch höher, er hob sich in seinen silbernen Schuhen und ließ sich wieder sinken, und in seiner Stimme war ein kaum unterdrückter, haßvoller Jubel. »Ich habe jetzt das rechte Mittel gefunden«, sagte er, »das einzige.« – »Ein Mittel, den Josephus und seine Juden unterzukriegen?« fragte Dorion; ihr schmaler, zarter Leib reckte sich dem Phineas entgegen, ihre hohe, dünne Stimme war schrill vor Erregung. »Und welches ist es, dieses Mittel?« fragte sie. Phineas kostete ihre Spannung aus. Dann, mit kunstvoller Trockenheit, verkündete er: »Man müßte ihren Gott ausrotten. Man müßte Jahve ausrotten.«

Dorion dachte scharf nach. Dann, enttäuscht, sagte sie: »Das sind Worte.« Phineas, als hätte er diesen Einwand nicht gehört, erklärte weiter: »Und es gibt einen sichern Weg, das zu erreichen. Bitte, hören Sie zu, Herrin Dorion. Die Römer haben den Staat der Juden zerschlagen, ihr Heer, ihre Polizei, ihren Tempel, ihre Gerichtsbarkeit, ihre Souveränität: aber die Religion der Unterworfenen, ihr ›kulturelles Leben‹, haben sie in ihrer hochmütigen Toleranz nicht angetastet. Insbesondere haben sie den Juden eine kleine Universität belassen, Jabne heißt das Nest, und diese Universität auf Bitten der Juden mit ein paar harmlosen Privilegien ausgestattet. Das Kollegium von Jabne ist oberste Autorität in religiösen Fragen und darf so eine Art Schattenjustiz ausüben. Nun hören Sie zu, meine Dorion. Wenn unsere römischen Herren wirklich die Staatsmänner wären, die zu sein sie sich einbilden, dann hätten sie von Anfang an durchschaut, was es mit diesem Kollegium von Jabne auf sich hat, dann hätten sie diese kleine, harmlose Universität mit ihren Stiefeln zertreten. Denn gäbe es dieses Jabne nicht, dann gäbe es auch keinen Jahve mehr, dann gäbe es keine rebellischen Juden mehr, dann wäre es aus mit unserm Josephus, mit seinem Judentum, mit seinen Büchern und mit seinem unerträglichen Stolz.«

Nachdenklich, spöttisch, doch mit einem Spott, der sich gerne eines Bessern belehren lassen wollte, entgegnete Dorion: »Sie tun, mein Phineas, als wären Sie in den Seelen der Juden so zu Hause wie in den Straßen Roms. Wollen Sie mir nicht ein bißchen deutlicher erklären, wieso gerade Ihr Jabne solche Bedeutung haben soll?« – »Das will ich gerne«, begann Phineas sie mit sieghafter Gelassenheit zu belehren. »Ich hätte nie gewagt, Ihnen mit solcher Sicherheit von meiner Methode zu sprechen, den Josephus und seine Juden unterzukriegen, wenn ich mich nicht vorher vergewissert hätte, was für eine Bewandtnis es mit diesem Jabne hat. Ich habe kompetente Leute darüber befragt, Beamte und Offiziere, die in der Administration und in der Besatzungstruppe von Judäa beschäftigt waren, vor allem auch den Gouverneur Salviden, und ich habe die Aussagen aller dieser Leute genau verglichen. Es ist so: diese lächerliche Universität besitzt keinerlei Machtbefugnis

und strebt sie auch nicht an. Sie ist wirklich nichts als eine kleine, lächerliche Schule für Theologen. Aber es gibt keinen Juden in der ganzen Provinz, der nicht für diese Universität einen gewissen Beitrag zahlte, einen genau festgesetzten, nach seinem Vermögen, es gibt keinen, der sich ihren Entscheidungen nicht fügte. Wohlgemerkt, das tun sie freiwillig. Sie räumen dem Staat Autorität ein, gezwungen, aber sie räumen ihrem Jabne mehr Autorität ein, freiwillig. Sie bringen ihre Streitigkeiten, nicht nur die religiösen, auch die zivilen, nicht vor die Gerichte des Kaisers, sondern vor die Doktoren von Jabne, und sie fügen sich ihrem Urteilsspruch. Es ist vorgekommen, daß die Doktoren Angeklagte zum Tod verurteilt haben; viele solche Fälle sind mir glaubwürdig bezeugt. Natürlich hatten diese Urteile keine Rechtskraft, sie waren akademisch, es waren Gutachten theoretischer Natur, ohne jede Verbindlichkeit. Aber wissen Sie, was die zum Tod verurteilten Juden getan haben? Sie starben. Sie starben wirklich. Gouverneur Salviden hat's mir erzählt, Naevius, der Großrichter, hat es mir bestätigt, auch Hauptmann Opiter. Wie diese Juden starben, ob sie sich umgebracht haben oder ob sie umgebracht wurden, das konnte ich nicht ermitteln. Aber soviel ist gewiß, sie hätten sich nur unter römischen Schutz zu stellen brauchen, und sie hätten fröhlich, ja höchst demonstrativ weiterleben können. Sie haben es aber vorgezogen zu sterben.«

Dorion schwieg. Starr saß sie da, reglos, braun und dünn, wie eines jener frühen, harten, eckigen, ägyptischen Porträts. »Ich sage Ihnen, meine Dorion«, nahm Phineas seine Rede wieder auf, »diese Universität Jabne ist die Festung der Juden, eine sehr starke Festung, stärker, als es Jerusalem und der Tempel war, wahrscheinlich die stärkste Festung der Welt, und ihre unsichtbaren Mauern sind schwerer zu nehmen als das kunstvollste Tor unseres Festungsbaumeisters Frontin. Die römischen Herren wissen es nicht, Gouverneur Longin weiß es nicht, der Kaiser weiß es nicht. Aber ich, Phineas, ich weiß es, weil ich nämlich den Josephus und seine Juden hasse. Diese winzige, läppische Universität Jabne mit ihren einundsiebzig Doktoren ist das Zentrum der Provinz Judäa. Von hier aus werden die Juden regiert, nicht vom Gouvernementspalais in

Cäsarea aus. Und wenn man unsern Paulus noch dreimal auf die Juden losläßt und wenn man hunderttausend von den ›Eiferern des Tages‹ erschlägt, das nützt gar nichts. Judäa lebt weiter, es lebt in der Universität Jabne.«

Dorion hatte gespannt zugehört. Ihr Mund, der frech, ein wenig breit aus dem zarten, hochfahrenden Gesicht vorsprang, stand beinahe töricht halb offen und ließ die kleinen Zähne sehen, ihre Augen hingen an den Lippen des Phineas: »Sie sind also überzeugt«, faßte sie zusammen, langsam, jedes Wort bedenkend, »das Zentrum des jüdischen Widerstands, die Seele des Judentums sozusagen, ist die Universität Jabne.« Die Dame Dorion war gebrechlich von Aussehen; nun sie aber dies erwog, sah ihr langer, gelbbrauner Kopf mit der schrägen, hohen Stirn, den betonten Jochbogen, der stumpfen, ein wenig breiten Nase und dem leicht geöffneten Mund hart aus, streitbar, ja gefährlich. »Und treffen und unschädlich machen«, resümierte sie weiter, »kann man das Judentum und den Josephus erst, wenn die Universität Jabne zerstört ist.« Phineas aber mit seiner tiefen, wohlklingenden Stimme bestätigte, und er bemühte sich, seine frohe und haßvolle Erregung hinter einem trockenen, gleichmütigen Ton zu verbergen: »Zerstört, vertilgt, vernichtet, zertreten, zerstampft, dem Erdboden gleichgemacht.«

»Ich danke Ihnen«, sagte Dorion.

Mit einemmal wurde die Universität Jabne, von der bisher in Rom wenige auch nur den Namen gekannt hatten, ein beliebter Gesprächsstoff, und heftig stritt man hin und her, ob wirklich die Unbotmäßigkeit der Provinz Judäa ihr Zentrum in Jabne habe.

Dunkel lief das Geraun von dem unausdenkbaren Übel, das da heranzog, durch die ganze Judenheit. Was da Rom zu planen schien, das war schlimmer als das, was die Ängstlichsten unter ihnen sich ausgedacht hatten, es war unter allen vorstellbaren Schrecknissen das schrecklichste. Bisher hatten die Feinde die Leiber der Juden angegriffen, ihre Erde, ihr Hab und Gut, ihren Staat. Sie hatten das Reich Israel zerstört, sie hatten das Reich Juda zerstört und den Tempel Salomos, Vespasian hatte

das zweite Reich zerstört und Titus den Tempel der Makkabäer und des Herodes. Was dieser dritte Flavier plante, das ging tiefer, das ging gegen die Seele der Judenheit, gegen das Buch, gegen die Lehre. Denn die Doktoren waren die Träger und Hüter der Lehre. Nur das Kollegium von Jabne verhütete, daß sie sich verflüchtigte, daß sie zurückverschwand in den Himmel, aus dem sie gekommen war. Die Lehre, das war der innere Zusammenhalt, und mit dem Kollegium von Jabne war diese Lehre, war das Herz und der Sinn der Judenheit bedroht.

Immer aber bis jetzt hatten sich große und kluge Männer gefunden, welche die Lehre gerettet hatten. Und so richteten sich auch jetzt aller Augen auf den Mann, der dem Kollegium und der Universität von Jabne vorstand, auf Gamaliel, auf den Großdoktor.

Der Großdoktor war der Gesandte Jahves auf Erden, das Haupt der Juden nicht nur der Provinz Judäa, sondern der ganzen Welt. Seine Aufgabe war schwer und vielfältig. Er hatte sein Volk und die Lehre vor den Römern zu vertreten, er hatte die auseinanderstrebenden Meinungen seiner Doktoren in eines zu zwingen, er hatte, ohne äußere Machtmittel, die Autorität des jüdischen Gesetzes den Massen gegenüber zu wahren. Seine Stellung erforderte Energie, Takt, rasche Entschlüsse.

Gamaliel, zum Herrschen geboren und erzogen, hatte seine ererbte Würde, die des ungekrönten Königs von Israel, in sehr jungen Jahren übernommen; er zählte jetzt knapp vierzig. Er hatte sich bewährt im Kampf gegen die Gouverneure Silva, Salviden, Longin. Er hatte die Lehre durchgesteuert zwischen jenen, die sie aufgehen lassen wollten in der Weisheit der Griechen, und jenen, die sie einmünden lassen wollten in einen weltbürgerlichen Messianismus. Mit klugen, scharfen Schnitten hatte er das Gesetz abgetrennt von der Ideologie der Hellenisten einerseits, der Minäer anderseits. Er hatte das Ziel erreicht, das dem alten Jochanan Ben Sakkai, dem Begründer des Kollegiums von Jabne, vorgeschwebt: er hatte die Einheit der Juden gesichert durch ein Zeremonialgesetz, an dem er nicht deuteln und rütteln ließ. Er hatte die Autorität des ver-

lorengegangenen Staates durch die Autorität von Brauch und Lehre ersetzt. Großdoktor Gamaliel wurde von vielen gehaßt, von einigen geliebt, von allen geachtet.

Er erkannte sogleich, daß die Entscheidung über das Schicksal Jabnes und damit des Judentums nicht von dem Gouverneur in Cäsarea gefällt werden würde, sondern in Rom, vom Kaiser selber. Seit Jahren hatte sich Gamaliel mit dem Plan getragen, nach Rom zu reisen und die Sache seines Volkes vor dem Angesicht des Kaisers zu vertreten. Allein das Zeremonialgesetz verbot, am Sabbat zu reisen, und er, der Hüter des Zeremonialgesetzes, konnte somit nicht wohl eine Reise antreten, die ihn gezwungen hätte, auch am Sabbat auf See zu sein. Er dachte daran, seinem Kollegium die Frage vorzulegen, ob es nicht auch in diesem Fall, da Gefahr für die Lehre und für die gesamte Judenheit bestand, erlaubt sei, die Sabbatgesetze zu übertreten, wie in der Schlacht. Allein die Doktoren hätten darüber nach der üblichen Weise Jahre hindurch debattiert. Der Großdoktor, da es not tat, scheute nicht das Gemurre, ging despotisch vor, bestimmte einige seiner Herren, ihn zu begleiten, und zu siebent, das war eine heilige Ziffer, schifften sie sich nach Rom ein.

Großartig kam er in Rom an. Johann von Gischala hatte ein Palais für ihn ausfindig gemacht. Hier hatten einstmals der jüdische Titularkönig Agrippa und die Prinzessin Berenike die Huldigungen des römischen Adels entgegengenommen. Hier jetzt hielt der Großdoktor hof.

Von diesem Haus in Rom aus wurde jetzt die Judenheit des Erdkreises regiert. Gamaliel machte von sich und seinen Geschäften kein Wesen. Er gab keine prunkvollen Feste, er trat freundlich auf, ohne Anmaßung. Trotzdem wirkte er überlegen, ja königlich, und nun er in Rom war, wurde plötzlich offenbar, daß die Judenheit, obwohl politisch entmachtet, noch ein Faktor in der Welt war. Minister, Senatoren, Künstler und Schriftsteller drängten sich an Gamaliel heran.

Domitian selber aber ließ nichts von sich hören. Der Großdoktor hatte sich, wie es der Brauch war, auf dem Palatin gemeldet, und er hatte Hofmarschall Crispin ersucht, dem Kaiser die Ergebenheit der Juden aussprechen zu dürfen und

ihre tiefe Zerknirschung über die Tollheit jener, die sich gegen sein Regiment aufzulehnen gewagt hätten. »So, will er das?« fragte der Kaiser und lächelte. Bescheid aber gab er nicht, er sprach auch nicht weiter über den Großdoktor, und weder vor seinen vertrauten Räten noch vor Lucia oder Julia oder sonst einem ließ er ein Wort über Gamaliel oder über das Kollegium von Jabne verlauten.

Um so mehr beschäftigte die Anwesenheit des Großdoktors den Prinzen Flavius Clemens und dessen Frau Domitilla.

Unter den Minäern der Stadt Rom nämlich, die sich jetzt übrigens immer häufiger nicht mehr Minäer, sondern Christen nannten, hatte Gamaliels Ankunft große Erregung hervorgerufen. Wo immer dieser Mann erscheine, setzte Jakob aus Sekanja, ihr Führer, seinem Gönner, dem Prinzen, auseinander, wo immer dieser Gamaliel erscheine, bringe er den Christen und ihrer Lehre Gefahr. Auf tückische Art, indem er sie habe zwingen wollen, sich selber im Gebet zu verfluchen, habe er sie, die gerne Juden geblieben wären, aus der Gemeinschaft der andern ausgetrieben und das Judentum gespalten in eine neue Lehre und in eine alte.

Prinz Clemens hörte aufmerksam zu. Er war zwei Jahre älter als der Kaiser, doch er wirkte jünger; es fehlte ihm das starke Kinn der Flavier, und das freundliche Gesicht mit den blaßblauen Augen und dem aschblonden Haar zeigte knabenhaft helle Farben. Domitian machte sich gern über ihn lustig und bezeichnete ihn als träg von Geist. Clemens indes war nur langsam von Auffassung. Auch heute wieder wollte er erklärt haben, was denn nun eigentlich den Unterschied ausmache zwischen der alten jüdischen Lehre und derjenigen der Christen, und wiewohl er das nun zum dritten- oder viertenmal fragte, erläuterte es ihm Jakob aus Sekanja mit Geduld. »Gamaliel wird behaupten«, sagte er, »wir seien keine Juden, weil wir glaubten, der Messias sei bereits erschienen, und solcher Glaube sei ›Leugnung des Prinzips‹. Aber dies ist nicht sein Hauptgrund. Sein tiefster Grund ist, daß er die Lehre eng haben will, kahl und arm, auf daß sie übersichtlich sei. Seine Gläubigen sollen eine einzige große Herde sein, die er bequem übersehen kann. Darum hat er die Lehre in einen Pferch einge-

sperrt, in sein Zeremonialgesetz.« Es war dem schlichten, glattrasierten Mann, den man gemeinhin für einen Bankier oder für einen Rechtsberater hätte nehmen mögen, nicht anzusehen, daß ihn fast ausschließlich derartige Fragen beschäftigten. »Nicht als ob wir dieses Zeremonialgesetz ablehnten«, fuhr er fort. »Wogegen wir eifern, das ist nur der Anspruch des Großdoktors, sein Zeremonialgesetz enthalte die ganze Wahrheit. Denn es ist nur eine halbe Wahrheit, und die halbe Wahrheit, die vorgibt, die ganze zu sein, ist schlimmer als die schlimmste Lüge. Jedem echten Diener Jahves ist es vornehmste Pflicht, den Geist Jahves unter allen Völkern zu verkünden, nicht nur unter den Juden. Das aber verschweigt Gamaliel; er verschweigt es nicht nur, er ficht diesen Satz an. Als vor ein paar Jahren Ihr Vetter Titus durch das Gesetz des Antist die Beschneidung von Nichtjuden verbot, standen wir vor der Frage: sollen wir auf dieses äußere Zeichen des Judentums, auf die Beschneidung, verzichten oder auf seine weltbürgerliche Sendung, auf die Verbreitung der Lehre? Der Großdoktor hat sich für die Beschneidung entschieden, für sein Zeremonialgesetz, für den Nationalismus. Wir aber, wir Christen, verzichten lieber auf die Beschneidung und wollen, daß die ganze Welt Jahves teilhaftig werde. Der Großdoktor weiß, daß im Grunde wir die bessern Juden sind; denn Gott hat ihm scharfen Verstand eingehaucht und Erkenntnis. Da er sich für das Böse entschieden hat, haßt er uns und hetzt euch Römer gegen uns auf. Unsere Proselytenmacherei, erklärt er, sei allein schuld an den ewigen Zwistigkeiten zwischen Rom und den Juden.«

»Aber«, wandte bedachtsam Prinz Clemens ein, »ihr ereifert euch doch wirklich an allen Straßenecken, um den Glauben zu verkünden.« – »Wir tun es«, gab Jakob zu. »Da der Großdoktor aus geistiger Habsucht Jahve für sich und seine Juden allein haben will, so obliegt es uns, diejenigen, die nach der Wahrheit verlangen, nicht verschmachten zu lassen. Sollte ich etwa Ihnen, Prinz Clemens, sagen: Nein, Sie können Jahves nicht teilhaftig werden, für Sie ist der Messias nicht gestorben? Sollte ich Ihnen die Wahrheit verbergen, bloß weil ein Gesetz des Kaisers Ihnen die Beschneidung verbietet?«

Jakob von Sekanja sprach gut, die Überzeugung gab seinen

Worten, so ruhig sie vorgebracht wurden, Feuer, und die blaugrauen, etwas trockenen und dennoch fanatischen Augen der Prinzessin Domitilla hingen an seinem Mund. Aber sie war eine Flavierin und mißtrauisch. »Warum«, fragte sie, »wenn ihr den wahren Jahve habt, hängen die Juden dem Großdoktor an und nicht euch?« – »Es kommen auch«, erklärte Jakob, »unter den Juden immer mehr zur Einsicht. Sie merken, daß die Doktoren Jahve und den Staat auf unerlaubte Art unlöslich miteinander verquicken wollen. Daß Jahve aber den Staat zerschlagen hat, daß er auch diesen letzten Aufstand hat niederbrechen lassen, das ist ein Beweis, daß er diesen Staat nicht will, und es gibt auch unter den Juden immer mehr, die sich diesem Beweis nicht verschließen. Immer mehr unter den Juden stoßen zu uns. Sie wollen nicht mehr den Staat, sie wollen nur mehr Gott. Und sie lehnen ab jene verzwickte Heuchelei der Doktoren, die sich bestreben, den Staat im Zeremonialgesetz neu auferstehen zu lassen. Denn dieses Zeremonialgesetz ist nichts als eine kunstvolle Tarnung, und dahinter steckt der alte Priesterstaat.«

Wohl ließ sich Dominik ergreifen von der Überzeugtheit, mit welcher Jakob sprach, aber sie beeilte sich, aus der Welt der Abstrakta ins Naheliegende, ins Rom von heute zurückzukehren. Sie tat also die schmalen Lippen auf und stellte sachlich fest: »Ihr seht also in diesem Großdoktor euern gefährlichsten Gegner?« – »Ja«, erwiderte Jakob. »Was zwischen uns ist, das ist die Feindschaft der Wahrheit und der Lüge. Wir haben den Jahve der Propheten, den Jahve, welcher der Gott der ganzen Welt ist. Er hat den Jahve der Richter und der Könige, der Schlachten und der Eroberungen, die Reste des Baal, der immer in Judäa war. Gamaliel ist ein gescheiter Mann und hat seinen Baal gut versteckt. Aber er dient seinem Baal, und er haßt uns, wie immer die Baalsdiener die wahren Diener Jahves verfolgt haben.«

»Und Sie glauben«, blieb Domitilla pedantisch beim Konkreten, »dieser Großdoktor wird auch seinen Aufenthalt hier in Rom dazu benutzen, euch zu schädigen?« – »Gewiß wird er das«, antwortete Jakob. »Er wird seine Universität Jabne und sein Zeremonialgesetz retten wollen, indem er uns verdächtigt.

Er wird bestrebt sein, die Abneigung des Kaisers auf uns abzulenken. Mit solchen Mitteln hat er von jeher gearbeitet. Er und seine Juden sind harmlose Lämmer: die Aufrührer, das sind wir. Wir sind die Proselytenmacher, wir wollen die Römer abziehen von Jupiter zu Jahve. In Cäsarea, beim Gouverneur, ist er mit solchen Argumenten häufig durchgedrungen: warum sollte er es nicht beim Kaiser selber versuchen?«

»Ich kenne ihn«, sagte Domitilla, »ich kenne Jenen.« Auch jetzt nannte sie ihren Onkel, den Kaiser, »Jenen«. »Ich kenne Jenen«, sagte also die dünne, blonde, trocken fanatische junge Frau. »Bestimmt will er Jupiter schirmen, seinen Jupiter, den Jupiter, wie er ihn versteht. Bestimmt also sinnt er Jahve Böses. Er zögert immer lange, ehe er zuschlägt, und wahrscheinlich macht er keinen Unterschied zwischen euch und den Juden, wahrscheinlich ist es ihm gleichgültig, ob er den Großdoktor trifft und sein Jabne oder euch. Er hat die Hand gehoben, er wird sie fallen lassen. Es kommt darauf an, auf wen seine Aufmerksamkeit gelenkt wird.«

Clemens hatte seiner Frau beflissen zugehört, ein gewissenhafter, doch langsamer Schüler. »Wenn ich dich recht verstehe«, überlegte er, »dann sollten wir also, wenn wir unsern Jakob und seine Lehre retten wollen, DDDs Aufmerksamkeit hinlenken auf die Universität Jabne. Er müßte den Großdoktor schlagen und sein Jabne.« Des Prinzen blaßblaue Augen hatten sich verdunkelt vor Eifer. Auch Domitillas Blick suchte den Mund Jakobs.

Der wollte sich nicht den Vorwurf machen müssen, es sei Rachsucht in seinem Herzen. Wenn er gegen Gamaliel vorging, dann nicht aus Eifersucht, sondern nur deshalb, weil er keinen andern Weg sah, den eigenen Glauben zu retten. »Ich hasse den Großdoktor nicht«, sagte er still und bedachtsam. »Wir hassen niemand. Wenn wir Feindschaft leiden, dann nicht deshalb, weil wir Feindschaft üben. Wir bewirken Feindschaft einfach durch unsere Existenz.«

»Sind Sie also oder sind Sie nicht der Meinung«, beharrte Domitilla, »das beste Mittel, euch zu retten, bleibt das Verbot von Jabne?« – »Leider scheint das das beste Mittel«, antwortete bedachtsam Jakob.

Der einzige Weg, den Domitilla einschlagen konnte, um von Jenem das Verbot zu erwirken, führte über Julia.

Julias Beziehungen zu Domitian hatten Wandlungen durchgemacht. Zunächst war es so gekommen, wie Julia befürchtet hatte: DDDs Stimmung gegen sie war nach Lucias Rückkehr umgeschlagen. Lucia hatte ihn ganz ausgefüllt, und auf sie, Julia, sah er mit kritischen, gehässigen Augen. Als sie, bevor er zu Felde zog, zu ihm gekommen war, um ihm Lebewohl zu sagen, hatte er sie, so ruhig sie war, durch höhnische Bemerkungen bis aufs Blut gereizt. Mit einem Kopf wie dem ihren, hatte er gespottet, könne man keinen Sinn für Größe haben, sicher habe sie trotz seines Verbots mit diesem Lahmarsch von einem Sabin geschlafen, des Sabin Kind trage sie im Leib, sie solle sich ja nicht einbilden, daß er jemals ihren Balg adoptieren werde. Nun hatte aber Julia wirklich nicht mit Sabin geschlafen, es war keine Frage, daß die Frucht, die sie trug, von Domitian stammte, und sein bösartiges Mißtrauen kränkte sie um so mehr, als es ihr nicht leichtgefallen war, mitanzusehen, wie sich ihr Mann Sabin neben ihr in Ohnmacht und Demütigung verzehrte. Es war peinvoll für die sonst so ruhige Dame, während der ganzen Abwesenheit des Kaisers neben dem stummen und vorwurfsvollen Sabin herzuleben, Nacht und Tag litt sie bitter daran, daß sie DDD seinen läppischen Verdacht nicht hatte ausreden können, und als sie schließlich kurz vor der Rückkehr Domitians ein totes Kind zur Welt brachte, führte sie das zurück auf die Aufregungen, die ihr die kleinliche Zweifelsucht des menschenfeindlichen Kaisers bereitet hatte.

Domitian hatte also, aus dem dakischen Krieg zurückkehrend, eine veränderte Julia vorgefunden. Sie hatte von ihrer fleischigen Fülle einiges verloren, ihr weißhäutiges, gelassen hochmütiges Gesicht schien weniger träge, schien geistiger. Andernteils hatte Lucia ihn anders empfangen, als er erwartet hatte. Keineswegs hatte sie den ruhmvoll zurückkehrenden Sieger in ihm gesehen, er hatte ihr nicht einreden können, daß der dakische Krieg, der sich noch immer hinzog, ein Erfolg geworden sei. Es verdroß ihn, daß sie ihn heiter und überlegen auslachte; es verdroß ihn, daß sie bei-

nahe alle seine kleinen Schwächen durchschaute; es verdroß ihn, daß sie so vieles an ihm nicht gelten ließ, worauf er stolz war; es verdroß ihn, daß die Privilegien, die sie ihm für ihre Ziegeleien abgelistet hatte, viel Geld brachten, während seine Kasse unter den Folgen des Krieges litt. Dies alles machte, daß Domitian Julia wieder mit neuem, freundlicherem Blick sah. Jetzt glaubte er ihr, daß das Kind, das sie geboren, sein Kind gewesen sei, er glaubte ihr, daß seine ungerechten Vorwürfe den Tod dieses Kindes bewirkt hätten, er begehrte sie von neuem, und daß ihm die bekümmerte, erbitterte Frau nicht mit der lässigen Freundlichkeit von früher entgegenkam, steigerte nur seine Begier.

Domitilla also wußte, daß ihre Schwägerin und Kusine Julia von neuem des Kaisers Ohr hatte. Von Jakob hatte Domitilla gelernt, daß man, gerade um eine gute Sache durchzusetzen, sanft wie eine Taube und klug wie eine Schlange sein müsse. Sie beschloß, Julia den Fall der Universität von Jabne so darzustellen, daß Julia das Verbot zu ihrer eigenen Sache machen mußte.

Behutsam wußte sie die Angelegenheit der Universität Jabne in Verbindung zu bringen mit der Eifersucht des Domitian auf Titus. Julias Vater, Titus, hatte Jerusalem erobert und zerstört, er war der Besieger Judäas. Diesen Ruhm aber gönnte Jener ihm nicht. Es lag Jenem daran, sich selber, Rom und der Welt zu erweisen, daß Titus mit seiner Aufgabe, der Besiegung Judäas, eben doch nicht fertig geworden war, so daß ihm, Domitian, noch viel zu tun übrigblieb: die wahre Niederwerfung der Provinz. Wenn Jener es zum Beispiel zuließ, daß dieser lächerliche Großdoktor der Juden hier in Rom dermaßen auftrat und sich spreizte, dann nur deshalb, weil er der Stadt einen neuen Beweis geben wollte, daß die Juden nach wie vor eine politische Macht seien, daß Titus nicht mit ihnen zu Rande gekommen sei, daß mit ihnen aufzuräumen eine Aufgabe sei, welche die Götter ihm, dem Domitian, vorbehalten hätten.

Ansichten solcher Art also äußerte die kluge Domitilla vor Julia, und nachdem sie sie verlassen hatte, spann denn auch Julia, genau wie es Domitilla gewollt, diesen Faden selbständig weiter. Es war klar, aus purem bösem Willen, nur um das

Andenken ihres Vaters Titus zu verkleinern, ließ es DDD geschehen, daß dieser jüdische Großpfaffe so dreist in Rom herumging. Was Domitilla da anregte, das Verbot der Universität Jabne, das war gar nicht so schlecht. Sie, Julia, hatte nach allem, was DDD ihr angetan, ein Anrecht auf einen sichtbaren Gnadenbeweis. Sie wird verlangen, daß er das Andenken ihres Vaters Titus nicht weiter durch kunstvolle Intrigen verunglimpfe. Sie wird verlangen, daß er Jabne verbiete.

Domitilla hatte erreicht, was sie angestrebt: Julia war, ohne zu wissen, zur Parteigängerin der Minäer geworden.

Als Domitian sie das nächste Mal zu sich bat, machte sie sich mit besonderer Sorgfalt zurecht. Turmartig, in sieben Lokkenreihen übereinander, mit Juwelen durchflochten, krönte ihr schönes, weizenblondes Haar das weiße Gesicht. Mit einer Spur Schminke machte sie die kräftigen, sinnlichen, flavischen Lippen noch röter. Zehnmal berechnete sie jede Falte des blauen Kleides. Lange mit ihren Beraterinnen wählte sie unter ihren zahllosen Parfüms.

So geschmückt kam sie zu Domitian. Sie fand ihn gutgelaunt und empfänglich. Wie immer in der letzten Zeit vermied sie Vertraulichkeiten; hingegen erzählte sie ihm allerlei Gesellschaftsklatsch, und beiläufig brachte sie das Gespräch auch auf den Erzpriester der Juden. Sie finde sein Auftreten hier in Rom skandalös, er benehme sich wie ein unabhängiger Fürst. Er halte seine lächerliche Universität – vermutlich eine Art Dorfschule, auf der allerhand Aberglaube gelehrt werde – für den Mittelpunkt der Welt, und da in dem versnobten Rom eine Meinung um so schneller Anhänger finde, je aberwitziger sie sei, und da niemand dem jüdischen Pfaffen entgegentrete, so werde es noch dahin kommen, daß junge Römer nach Jabne gingen, um dort zu studieren.

Julia brachte das alles mit dem rechten Unterton kleiner Ironie vor. Trotzdem vermutete der mißtrauische Domitian hinter ihr seine verhaßten Vettern. Mit schiefem Lächeln erwiderte er: »Sie wünschten also, Nichte Julia, daß ich diesem jüdischen Priester den Herrn zeige?« – »Ja«, antwortete so gleichgültig wie möglich Julia, »ich glaube, es wäre ratsam, und mir machte es Spaß.« – »Ich höre mit Vergnügen, Nichte

Julia«, erwiderte mit besonderer Höflichkeit der Kaiser, »daß Sie so besorgt sind um das Prestige des flavischen Hauses. Sie und wohl auch die Ihren.« Und trocken schloß er: »Ich danke Ihnen.«

Julia gab ihr Vorhaben noch nicht auf. Als er sich daranmachte, ihr das Kleid zu lösen und die mit soviel Kunst hergestellte Turmfrisur zu zerstören, brachte sie die Rede von neuem auf die Universität Jabne und verlangte Zusicherungen, Versprechungen. Er machte sich darüber lustig. Sie ihrerseits nannte ihn Wäuchlein, doch sie bestand, sie machte sich steif in seinen Armen, und halb ernst, halb im Spaß, weigerte sie sich, ihm zu Willen zu sein, ehe er ihr Versprechungen gegeben habe. Da aber wurde er gewalttätig, und sie, gewonnen gerade durch diese Brutalität, gab nach und zerschmolz unter seinen kräftigen Händen.

Als sie sich von ihm trennte, hatte sie einige Stunden der Lust hinter sich. Nichts aber hatte sie erreicht für die Sache Domitillas und der Minäer. Mit keinem Wort hatte der Kaiser verraten, was er in der Angelegenheit der Universität Jabne zu tun gedenke.

Auch die Vertrauten des Kaisers fanden, es werde endlich Zeit, daß man diese Angelegenheit bereinige. Die Frage, ob und wann der Kaiser den Großdoktor der Juden empfangen solle, gehörte in den Amtsbereich des Hofmarschalls Crispin. Der war, der Ägypter, von Jugend an durchtränkt von einer tiefen Abneigung gegen alles Jüdische. Er hatte dem Kaiser das Gesuch des Großdoktors um eine Audienz vorgelegt, damit hatte er seine Pflicht getan. Ihm konnte es nur recht sein, wenn DDDs starres Schweigen die Stellung des Großdoktors in Rom allmählich lächerlich und unhaltbar machte.

Schließlich versuchten die Freunde der Juden, die Sache Gamaliels im Kabinettsrat zur Sprache zu bringen. Bei der Beratung einer Kultfrage einer östlichen Provinz meinte Marull, bei diesem Anlaß scheine es ihm angezeigt, auch die Frage der Universität Jabne zu erklären. Claudius Regin nahm mit der gewohnten schläfrigen Tapferkeit Marulls Anregung auf. Gebe es denn überhaupt, wunderte er sich, eine Frage der

Universität Jabne? Und wenn es wirklich eine solche Frage gegeben haben sollte, sei sie nicht dadurch beantwortet, daß die Krone den Erzpriester der Juden so lange in Rom belassen habe, ohne ihn vorzulassen? Die Tatsache, daß man trotz der Anwesenheit dieses jüdischen Erzpriesters nichts gegen die Universität unternommen habe, könne schwerlich anders gedeutet werden denn als Duldung, ja als neue Bestätigung dieser Universität. Eine andere Lösung sei auch gar nicht denkbar, wenn man nicht brechen wolle mit der althergebrachten römischen Kulturpolitik. Religionsfreiheit sei einer der Grundpfeiler, auf denen das Reich ruhe. Die Antastung einer religiösen Institution, als welche das Lehrhaus von Jabne anzusehen sei, würde zweifellos von allen unterworfenen Nationen als eine Bedrohung auch ihrer Kultstätten angesehen werden. Man schüfe mit einer Schließung der Universität Jabne einen gefährlichen Präzedenzfall und viel unnötige Unruhe.

Claudius Regin hatte mit großem Geschick Phrasen aus der Ideologie des Kaisers gewählt und an Domitian als an den Hüter römischer Tradition appelliert. Verstohlen nun durchspähte er des Kaisers Gesicht. Der schwieg, schaute ihn einen Augenblick lang aus seinen vorgewölbten, kurzsichtigen Augen an, nachdenklich zerstreut, dann wandte er den Kopf langsam den andern Herren zu. Regin indes, der langjährige Beobachter, wußte, daß seine Worte Eindruck auf DDD gemacht hatten. So war es denn auch. Domitian sagte sich, die Argumente seines Regin ließen sich hören. Das aber kam ihm gar nicht zupaß. Denn er wollte sich in der Freiheit seiner Entschlüsse nicht stören lassen, er wollte die Hände freibehalten, die Sache sollte in der Schwebe bleiben. So saß er denn, äußerte nichts und wartete darauf, daß einer unter seinen Räten Gegenargumente bringen werde.

Er könne nicht zugeben, führte denn auch Hofmarschall Crispin aus, in dem lispelnden, flüsternden, versnobten Griechisch, das an den Universitäten von Korinth und Alexandrien im Schwang stand und deshalb für vornehm galt, er könne durchaus nicht zugeben, daß sich die Krone durch ihr Schweigen festgelegt habe. Auch früher schon habe man zuweilen Gesandte, ja selbst Könige barbarischer Völker Monate hin-

durch auf eine Audienz warten lassen. Alle schauten ein klein wenig hoch und auf den Kaiser, als der Ägypter, seinem Haß die Zügel schießenlassend, von den Juden als von Barbaren sprach. Aber der Kaiser blieb reglos.

Der Polizeiminister Norban sprang dem Crispin bei. »An sich schon«, sagte er, »ist die von niemand gewünschte Reise des jüdischen Erzpriesters nach Rom eine Zudringlichkeit und Anmaßung. Wenn der Erzpriester eine Bitte oder Beschwerde hat, dann möge er sich gefälligst an die zuständige Stelle wenden, an den kaiserlichen Gouverneur in Cäsarea. Meine Beamten berichten mir übereinstimmend, daß die Frechheit der Juden seit der Ankunft ihres Erzpriesters in Rom zugenommen hat. Das Verbot der Universität Jabne wäre ein geeignetes Mittel, diese Insolenz zu dämpfen.«

Norban versuchte, das breite, vierschrötige Gesicht, in das die modischen Stirnlocken des dicken, tiefschwarzen Haares grotesk hereinfielen, unbeteiligt zu halten und die Stimme sachlich. Dennoch schienen dem Kaiser die grobfädigen Sätze seines Polizeiministers nicht geeignet, die Beweise des Regin zu entkräften. Er saß da, unmutig, schwieg, wartete. Wartete auf bessere Gegenargumente, die ihm seine Entschlußfreiheit zurückgeben sollten. Da kam ihm derjenige seiner Räte zu Hilfe, von dem er das am wenigsten erhofft hatte, Annius Bassus. Dem schlichten Soldaten hatte die Dame Dorion mit Geduld und Geschicklichkeit Argumente vorgekaut, die für die Wirkung auf Domitian zugestutzt waren, immer wieder, so lange, bis Annius sie für seine eigenen hielt. Gewiß, legte er umständlich dar, entspreche es altrömischer Staatsweisheit und Tradition, das kulturelle Leben der unterworfenen Länder zu schonen und den besiegten Völkern ihre Götter und ihre Religion zu belassen. Allein die Juden hätten sich selber dieses Privilegs beraubt. Sie hätten es in tückischer Absicht dem großmütigen Sieger unmöglich gemacht, ihre Religion von ihrer Politik zu scheiden, indem sie diese ihre Religion bis ins Innerste mit Politik durchtränkten. Wenn man sie anders behandle als die übrigen unterworfenen Nationen, so würden diese das begreifen und keine falschen Schlüsse daraus ziehen. Denn die Juden hätten es von jeher darauf angelegt, ein Aus-

nahmevolk zu sein, und sie schieden sich selber feindselig aus dem friedlichen Kreis der kulturell autonomen Nationen, aus denen sich das Reich zusammensetze. Auch sei ihr Gott Jahve kein Gott wie der anderer Völker, er sei kein richtiger Gott, es gebe kein Bild von ihm, nicht könne man wie die Statuen anderer Götter eine Statue von ihm in einem römischen Tempel aufstellen. Er sei gestaltlos, er sei nichts anderes als der aufsässige Geist jüdisch-nationaler Politik.

Schwerlich könne man, wenn anders man die Juden wirklich unterwerfen wolle, diesen Gott Jahve schonen, schwerlich seine Universität Jabne. Denn Jahve, das sei einfach ein Synonym für Hochverrat.

Man war sonst von dem einfachen Soldaten Annius Bassus so geistreiche Reden nicht gewohnt. Marull und Regin lächelten; sie ahnten die Zusammenhänge, sie ahnten, daß hinter diesen Ausführungen die Dame Dorion stand. Der Kaiser aber hörte die Sätze seines Kriegsministers mit Vergnügen. Von wem immer sie stammen mochten, sie schienen ihm eine ernsthafte Antwort auf die Bedenken des Regin und gaben ihm, dem Kaiser, seine Entschlußfreiheit zurück.

Er hatte genug gehört von diesem Großdoktor und seiner Universität. Mit einer Handbewegung wischte er den ganzen Gegenstand fort und sprach von anderem.

Am nächsten Abend aber speiste er allein mit Jupiter, Juno und Minerva. Eine Gliederpuppe, angetan mit den Kleidern des Jupiter, versehen mit einer kunstvollen Wachsmaske, die das Gesicht des Gottes wiedergab, lag auf dem Speisesofa, und auf hohen, goldenen Stühlen saßen Gliederpuppen mit den Wachsmasken der beiden Göttinnen. Mit ihnen also speiste der Gott Domitian. Die Diener trugen die Gerichte ab und zu, in weißen Sandalen; sie waren von lautloser, ängstlicher Beflissenheit, um das Gespräch nicht zu stören, das Domitian mit seinen Gästen, den Göttern, führte.

Der Kaiser wollte sich mit seinen Göttern beraten über seinen schwierigen Handel mit diesem fremden Gotte Jahve. Denn geteilt wie die Stimmen seiner Räte waren die Stimmen in seinem eigenen Innern. Es trieb ihn, das Lehrhaus von

Jabne zu zerstören, und es trieb ihn, es mit starker Hand zu beschirmen. Er wurde nicht fertig mit diesem Problem.

Mit Isis oder mit Mithras kann man fertig werden; man kann ihnen Statuen errichten, und es gibt viele Arten, sie zu versöhnen, wenn man ihre Verehrer gekränkt hat. Was aber soll man mit diesem Gotte Jahve anfangen, von dem es kein Bild gibt und kein Gesicht, der wesenlos ist wie flimmernde, fiebrige Luft, die man nicht greifen kann, die man erst an ihren bösen Folgen erkennt?

Annius Bassus hat ihm erzählt, wie sehr seinerzeit das Haus dieses Jahve, der Tempel, dieses Weiß und Goldene, das da, wie es die Soldaten nannten, die Seelen der Belagerer getrübt und krank gemacht hat. Schier um den Verstand hat es sie gebracht. Titus hat sein Leben lang Angst gehabt vor der Rache dieses Gottes Jahve, weil er ihn durch die Zerstörung seines Hauses beleidigt hat. Und das Letzte, was er tat, war, daß er sich bei dem Juden Josephus entschuldigte um dieser Beleidigung willen.

Er, Domitian, kennt keine Furcht, aber er ist der Erzpriester, der irdische Repräsentant des Capitolinischen Jupiter, er ehrt alle Götter, und er hütet sich, mit dem fremden Gott und mit dessen Erzpriester anzubinden. Vorsichtig umgehen wird er mit diesem Großdoktor. Denn die Juden sind schlau. Wie sich stürmende Belagerungstruppen hinter den Dächern ihrer Schildkröte decken, so verstecken sich die Juden hinter ihrem unsichtbaren Gott.

Aber vielleicht ist auch alles Schwindel. Vielleicht existiert er gar nicht, der unsichtbare Gott.

Seine eigenen Götter müssen ihm helfen, ihm raten. Darum hat er sich feierlich geschmückt und sie zu Gast gebeten, darum speist er mit ihnen, darum dampfen ihnen auf goldenen Tellern Schwein, Lamm und Rind.

Er bemüht sich, seiner Gäste würdig zu sein, halbhoch jetzt richtet er sich, bestrebt, seinem Gesicht den Ausdruck zu geben, den seine Büsten tragen. Den Kopf mit der Löwenstirn stolz nach oben, die Brauen drohend zusammengezogen, die Augen flammend, herausfordernd, die Nüstern etwas gebläht, den Mund halb offen, so taucht er den Blick in den seiner

göttlichen Gäste und heischt von ihnen Eingebung, Rat.

Da Jupiter ihm schweigt und Juno keine Stimme für ihn hat, wendet er sich der Minerva zu, seiner Lieblingsgöttin. Da sitzt sie. Er hat sie befreit von der Verniedlichung, von der billigen Idealisierung durch ihre Bildner, er hat ihr die Eulenaugen zurückgegeben, die sie ursprünglich gehabt hatte; Kritias, der große Spezialist, hat sie ihr einsetzen müssen.

Ja, ihm, Domitian, ist sie die eulenäugige Minerva. Er spürt das Tier in ihr, wie er das Tier in sich selber spürt, die gewaltige Urkraft. Mit seinen eigenen großen, vorgewölbten, kurzsichtigen Augen starrt er in die großen, runden Eulenaugen der Göttin. Ihr tief verbunden fühlt er sich. Und er spricht zu ihr; laut, ohne Scheu vor den verstörten Dienern, die sich bestreben, nicht hinzuhören, und die doch hinhören müssen, spricht er zu ihr. Er versucht, seine scharfe Stimme sanft zu machen, er gibt der Göttin Schmeichelnamen, griechische, lateinische, alle, die ihm beifallen. Stadtschirmerin nennt er sie, Schlüsselbewahrerin, Abwehrerin, kleine, liebe Vorkämpferin, meine Unbezwungene, Siegerin, Beutemacherin, Trompetenerfinderin, Helferin, Sinnreiche, Scharfblickende, Erfinderische. Und siehe, endlich fügt sie sich und spricht ihm. Dieser Jahve, sagt sie ihm, ist ein listiger Gott, ein östlicher Gott, ein rechter Schlaukopf. Hereinlegen will er dich, den Römer, mit seiner Universität Jabne. Zu einem Sakrileg will er dich verlocken, damit er Grund habe, dich zu züchtigen und zu verderben; denn er ist rachsüchtig, und nachdem dein Bruder schon bei den Untern ist, möchte er sich an dich halten und dich zausen. Bleib ruhig, laß dich nicht hinreißen, hab Geduld!

Domitian lächelt, sein tiefes, dunkles Lächeln. Nein, der Gott Jahve soll den Gott Domitian nicht hereinlegen. Er denkt gar nicht daran, dieses alberne Lehrhaus in Jabne zu verbieten. Aber auf die Nase binden wird er das diesem Großdoktor nicht. Wenn der Gott Jahve von ihm, Domitian, Geduld verlangt, dann verlangt er, der Kaiser Domitian, Geduld von diesem Erzpriester. Ihn schmoren lassen in seiner Angst wird er. Zerfließen und zerschmelzen vor lauter Warten soll der Mann.

Heiter, dankbaren Gemütes, trennte sich Domitian von seinen Göttern.

Und der Großdoktor wartete.

Bald schon wird die gute Jahreszeit zu Ende sein, bald schon wird der Winter die Schiffahrt unmöglich machen. Wenn der Großdoktor zurück will nach seinem Judäa, muß er die Reise rüsten.

Er rüstete sie nicht. Es kümmerte ihn nicht, daß sein langes Bleiben allgemach befremdlich wirkte, ja anstößig. Mit keinem Wort verriet er, wie sehr ihn das Verhalten des Kaisers wurmte, die freche Mißachtung, welche der Mann in seiner Person der Judenheit bezeigte. Fürstlich und liebenswürdig wie bisher hielt er hof.

Die Sitte hätte verlangt, daß Josef dem Großdoktor einen Besuch abstattete. Johann von Gischala suchte ihn dazu zu bewegen; doch Josef blieb fern. Er hatte in Judäa erleben müssen, zu welcher Grausamkeit zuweilen diesen Erzpriester der Judenheit sein Amt zwang, und wiewohl sein Verstand diese Härte billigte, lehnte sein Herz sie ab.

Gamaliel, die Kränkung nicht achtend, bat ihn zu sich.

Der Großdoktor war in den sechs Jahren, die ihn Josef nicht gesehen hatte, sehr gealtert. In seinem kurzen, rotbraunen Bart, der viereckig, kantig geschnitten, Mund und Kinn mehr zur Schau stellte als versteckte, zeigten sich graue Haare, und wenn der stattliche, kräftige Herr sich nicht beobachtet glaubte, dann erschlaffte ihm wohl zuweilen der Körper, die gewölbten braunen Augen verloren ihr Strahlen, das starke Kinn seine Straffheit.

Gamaliel nahm, als hätte sich inzwischen nichts ereignet, das Gespräch da auf, wo man es vor sechs Jahren beendet hatte. »Welch ein Jammer«, fing er an, »daß Sie damals meine Bitte zurückgewiesen haben, in Cäsarea und in Rom unsere Außenpolitik zu vertreten. Wir haben viele Köpfe von ungewöhnlicher Intelligenz unter uns, aber wenige, die einem Manne helfen können, der verurteilt ist, die Politik der Juden zu machen. Ich bin sehr allein, mein Josef.« – »Ich glaube«, antwortete Josef, »ich habe damals recht getan. Der Auftrag, mit dem Sie mich betrauen wollten, verlangte gleichzeitig Härte und Geschmeidigkeit. Ich habe nicht das eine noch das andere.«

Gamaliel behandelte ihn auch diesmal wie einen Vertrauten. Mit keiner Silbe ließ er den Josef merken, daß dessen Ansehen in der Zwischenzeit abgenommen hatte. Vielmehr sprach er zu ihm wie zu einem gleichberechtigten Führer der Juden. Er warb um ihn, er tat geradezu, als habe er ihm Rechenschaft abzulegen über seine Politik.

Er versuchte zu erweisen, daß der grausame Schnitt, mit dem er damals die Minäer von den Juden abgetrennt hatte, gerechtfertigt worden sei durch die Entwicklung. »Was wir brauchten«, erklärte er, »war Klarheit. Heute haben wir sie. Es gibt heute, außer dem Glauben an Jahve natürlich, ein einziges Kriterium, das darüber entscheidet, ob einer zu uns gehört oder nicht, ob einer Jude ist oder nicht. Dieses Kriterium ist der Glaube, daß der Messias erst in Zukunft kommen wird. Wer glaubt, daß der Messias bereits erschienen sei, wer also die Hoffnung aufgibt auf die Wiedergeburt Israels, wer auf die Wiedererrichtung Jerusalems und des Tempels verzichtet, mit einem solchen haben wir nichts gemein. Ich gestehe es Ihnen offen, mein Josef, ich halte dafür, die Leiden, mit denen Gott uns schlug, haben uns Gewinn gebracht. Die Prüfung hilft uns scheiden zwischen denen, die stark genug sind, weiter zu hoffen, und jenen Weichlingen, die sich versinken lassen in dem Opfer, das ihr gekreuzigter Messias für sie gebracht haben soll. Mögen die Minäer mit ihrem süßen und verlockenden Evangelium neue Anhänger gewinnen. Ich trauere keinem nach, der zu ihnen stößt, er war niemals ein Jude. Der Jahve der Minäer, dieser sogenannte Jahve der ganzen Welt, ist heute nicht zu retten, wir müssen auf ihn verzichten. Wir können keinen Gott brauchen, der sich verflüchtigt, sowie man ihn greifen, sowie man sich an ihn halten will. Durch die Bräuche und das Gesetz retten wir wenigstens den Jahve Israels.«

Ach, Josef kannte dieses Leid. Er hatte es hundertmal erfahren, daß ein Mann, der Politik treiben will, seine Wahrheit mit vielen Lügen legieren muß. »Wer die Idee nicht nur verkündet«, hörte er denn auch den Großdoktor sagen, »wer für sie handelt, der muß ihr etwas abhandeln. Wer schreibt, braucht nur Kopf und Finger; wer in die Welt des Tuns gestellt ist, bedarf der Faust.« Nein, er, Josef, hat recht daran getan, wenn er sich

zurückgezogen hat in die Betrachtung.

»Wir müssen unser Jabne retten!« kam unvermittelt, heftig der Großdoktor zur Sache. »Mag man über meine Politik denken, wie man will: aber Jabne müssen wir retten! Es wäre zu Ende mit den Juden, Jahve verschwände aus dieser Welt, wenn es die Einundsiebzig von Jabne nicht mehr gäbe. Ist das Gotteslästerung?« fragte er sich selber, erschreckt, daß er sein Inneres so freimütig vor Josef hingestellt hatte. »Aber in seinem Herzen, glaube ich, denkt jeder Jude so«, beruhigte er sich.

Josef sah das offene, dunkelhäutige, energische Gesicht des Mannes. Der war bestätigt durch den Erfolg. Sein wilder Tatwille hatte es erreicht, Jahve mittels einer lächerlichen, kleinen Universität in Judäa festzuhalten. Der Großdoktor hatte Jerusalem durch sein Jabne ersetzt, den Tempel durch sein Lehrhaus, das Synhedrion durch sein Kollegium. Nun war eine neue Zuflucht da, und erst wer Jabne zerschlug, zerschlug das Judentum.

Gamaliel sprach jetzt ganz beiläufig, im Ton leichten Gespräches. »Vor Ihnen, mein Josef«, meinte er, »darf ich das Kind ruhig beim Namen nennen. Natürlich ist das Lehrhaus und das Kollegium von Jabne im gleichen Grad eine politische Institution wie eine religiöse. Wir legen es geradezu darauf an, die Lehre mit Politik zu durchtränken. In unserer Eigenschaft als Kommentatoren der Lehre haben wir es nicht zur Kenntnis genommen, daß der Tempel zerstört ist und daß der Staat nicht mehr existiert. Wir führen die Debatten über die einzelnen Verrichtungen des Tempeldienstes mit der gleichen Beflissenheit wie die über die realen Verrichtungen unseres täglichen Lebens, und wir räumen ihnen den gleichen Platz ein. Wir diskutieren mit der gleichen Hitze Fragen aus jenen Gebieten der Rechtsprechung, die uns entzogen sind, wie Fragen aus dem Ritual, dessen Festsetzung uns erlaubt ist. Ja, es nehmen jene Fragen in unserem Lehrprogramm einen breiteren Raum ein als diese. Sollen die Römer versuchen, uns nachzuweisen, wo die Theorie endet und die praktische Rechtsprechung beginnt, wo die Theologie aufhört und die Politik beginnt! Was wir treiben, ist nichts als Theologie. Wenn es jemand vorzieht, statt der

kaiserlichen Gerichte das Lehrhaus in Jabne anzurufen, ist das nicht seine private Angelegenheit? Ist es nicht unsere Pflicht, ihm Auskunft zu geben, wenn er uns fragt, wie sich seine Sache vom Standpunkt der Lehre aus ansieht? Und wenn er sich unserer Entscheidung fügt, sollen wir ihn abhalten? Wir können ihn weder dazu zwingen noch es ihm verbieten. Vielleicht, wahrscheinlich tut er es, um sein Gewissen zu beruhigen. Wir wissen es nicht, uns sind seine Motive nicht bekannt. Sie gehen uns nichts an. Auf keinen Fall haben unsere Entscheidungen etwas zu tun mit der Rechtsprechung des Senats und Volks von Rom. Wir beschränken uns auf unser Ressort, auf die Theologie, auf die Lehre, auf das Ritual.« Seine vollen Lippen, seine großen, auseinanderstehenden Zähne lächelten listig aus dem viereckigen Bart heraus.

Dann aber verschwand dieses Lächeln, er sprang auf, seine Augen begannen zu glühen und: »Sagen Sie selber, Doktor Josef«, rief er, und seine Stimme belebte sich, »sagen Sie selber, ist es nicht großartig, ist es nicht ein Wunder, daß ein Volk, ein ganzes Volk, eine so ungeheure Disziplin übt? Daß es sich neben dem von einer fremden Macht eingesetzten Gerichtshof, dem es sich beugen muß, einen freiwilligen schafft, dem es sich beugt aus dem Drang seines Herzens? Daß es neben den hohen Steuern, die der Kaiser ihm auspreßt, freiwillige Steuern zahlt, um sich seinen Gott als Kaiser zu erhalten? Ist solche Selbstzucht nicht etwas Großes, Herrliches, Einmaliges? Ich finde unser jüdisches Volk, ich finde diesen wilden Drang, weiter zu existieren, sich nicht unterkriegen zu lassen, das Erhabenste, Wunderbarste, was es auf dieser arm und dunkel gewordenen Erde gibt.«

Josef sah die Begeisterung des Mannes, sie riß ihn mit. Aber seine Vorbehalte riß sie nicht nieder. Es war eine gewaltige Leistung, die da vollbracht war, man hatte mit bewundernswertem Scharfsinn und höchster Energie ein Gefäß geschaffen, den zerrinnenden Geist zu halten. Aber nun war eben der Geist eingesperrt in ein Gefäß, das bedeutete Verengung, Verzicht, Preisgabe, und das Preisgegebene war Josef sehr teuer.

»Die Römer also«, fuhr Gamaliel fort, wieder leicht und heiter, »wittern natürlich das Gefährliche, Aufrührerische, das

hinter unserer Universität Jabne steckt. Allein«, und jetzt war sein ganzes Gesicht wieder eine einzige fröhliche List, »sie können es nicht herausfinden, worin eigentlich dieses Gefährliche besteht. Die Römer können die Welt nur begreifen, soweit sie sie in aktenmäßige Formeln pressen können; eine andere Art Geistigkeit kennen sie nicht, im Grunde sind sie Barbaren. Was wir gemacht haben, das aber entzieht sich jeder Möglichkeit, in eine juristische Formel gepreßt zu werden. Wir fügen uns in allem, wir sind dienstwillig, wir geben uns keine Blöße, wir haben selbst den Aufstand bekämpft. Kurz, wenn man das Recht, wenn man römisches Recht und römische Tradition nicht beugen will, kann man unserer Universität nicht an. Und fühlt sich nicht gerade dieser Kaiser Domitian als der von seinen Göttern eingesetzte Hüter römischen Rechtes und römischer Tradition?

Nun aber sind da unsere Feinde, viele und mächtige Feinde. Da sind die Prinzen Sabin und Clemens und ihr ganzer Anhang, da ist der Kriegsminister Annius Bassus und Ihre frühere Gattin Dorion, da ist das ganze Minäergesindel. Alle diese unsere Feinde liegen dem Kaiser an, uns zu verbieten, und er möchte am liebsten diesen Bitten nachgeben. Das einzige also, was zwischen uns und der Vernichtung steht, ist des Kaisers Andacht zur Tradition, zu den römischen Prinzipien. So schwankt er zwischen seinem, nennen wir es, Rechtssinn und seinen von unsern Feinden geschürten Antipathien gegen uns, schwankt, wartet, hört uns einfach nicht an, läßt uns nicht vor. Von seinem Standpunkt aus gesehen, ist das das Beste, was er tun kann. Er vermeidet so das Odium, die Universität Jabne zu zerschlagen, gleichzeitig aber schwächt er, indem er mich hier warten läßt, unser Prestige, er macht Jahve und das Judentum lächerlich, er zermürbt unser Jabne.«

Josef mußte zugeben, man konnte die Situation nicht klarer darstellen als dieser Großdoktor. Der sprach weiter. »Dabei wüßte ich«, sagte er nachdenklich, »wie ich diesen Kaiser zu nehmen hätte. Ich würde ihn bei seinem Traditionalismus zu packen suchen, bei seiner Religion. Denn, so seltsam es klingt, dieser Mann hat bestimmt Religion in sich; vieles, was er tut und nicht tut, läßt sich anders nicht erklären. Es mag eine ver-

zwickte, sehr heidnische Religion sein, sicher glaubt er an viele Baalim, aber es ist Religion, und bei dieser seiner Religion müßte man ansetzen. Man müßte sich der List bedienen, man müßte für ihn Jahve zu einem Baal machen, zu einem plumpen, gefährlichen Götzen, zu einer Gottheit, wie er sie versteht und vor der er Angst hat. Ist das auch wieder Gotteslästerung? Klingen Ihnen solche Worte verrucht, wenn Jahves Erzpriester sie spricht? Aber heute mehr als je muß der Erzpriester Politiker sein. Jedes Mittel ist recht, wenn es nur dazu hilft, daß das Volk Jahves diese seine dritte Wüste übersteht, daß es nicht darin umkommt. Am Leben muß es bleiben! Denn die Idee, denn Jahve kann nicht leben ohne sein Volk.«

Jetzt erschrak Josef in seinem Herzen. Dieser letzte Satz war in Wahrheit Gotteslästerung und verrucht, gerade im Munde des Großdoktors. Auf so gefährliche Gipfel führte die Politik einen Mann, der nichts wollte als Gott und Gottes Dienst.

»Ja, ich wüßte, wie ich diesen Kaiser zu nehmen hätte«, nahm Gamaliel seine Rede wieder auf. »Nur: er läßt mich ja nicht an sich heran. Ich gestehe es Ihnen«, brach er aus, ergrimmt, »manchmal brennt mir die Haut vor Warten und Ungeduld! Es ist nicht meinethalb, ich bin nicht eitel; ich kann Kränkungen einstecken. Aber es geht nicht um mich, es geht um Israel. Ich muß diese Zusammenkunft haben. Aber unsere Freunde, so guten Willens und so geschickt sie sind, diesmal versagen sie. Regin schafft es nicht, Marull schafft es nicht, Johann von Gischala schafft es nicht. Es gibt nur *einen* Mann, der es vielleicht noch schaffen könnte: Sie, mein Josef. Helfen Sie uns!«

Josef, so angerufen, stand zwiespältigen Gefühles. Es war schwer, sich dem Werben des Großdoktors zu entziehen. Die bedenkenlose Politik des Mannes, der den Gott der ganzen Welt aufgegeben hatte, um dem Gotte Israels zu dienen, stieß Josef ebenso ab, wie sie ihn anzog. Was Gamaliel von ihm verlangte, das war Aktion, Betrieb, Geschäftigkeit, genau das, was Josef mit vollem Bedacht alle diese Jahre hindurch vermieden hatte. Wer handeln will, muß Kompromisse machen; wer handeln will, muß sein Gewissen schweigen heißen. Der Großdoktor war eingesetzt, Taten zu tun, das war ihm aufge-

geben, er hatte den Kopf dafür und die Hand. Er aber, der Josef, war stark nur in der Betrachtung, sein Amt war es, die Geschichte seines Volkes vor sich hinzustellen und ihr Sinn zu geben; sowie er indes selber handelnd eingriff, war er ein Stümper und Pfuscher.

Was er, Josef, denkt, spricht, schreibt, das wird vielleicht in späten Zeiten den oder jenen die Ereignisse von heute so sehen lassen, wie er, Josef, sie gesehen haben will, es wird vielleicht die Handlungen sehr später Nachfahren bestimmen. Was hingegen dieser Gamaliel spricht und denkt, das verwandelt sich sogleich in Geschichte, das setzt sich heute und morgen um in die Geschicke der Menschen. Es riß den Josef, es zog ihn. Die Mauern, in die er sich so kunstvoll eingesperrt hatte, um seinen Frieden zu wahren, stürzten zusammen. Er versprach dem Großdoktor, was der von ihm verlangte.

Als sich Josef bei Lucia ansagte, beschied sie ihn schon zum nächsten Tag.

Sie musterte ihn mit unverhohlenem Interesse. »Es sind wohl zwei Jahre«, sagte sie, »daß wir uns nicht gesehen haben; aber wenn ich Sie jetzt anschaue, ist mir, als wären es fünf. Bin ich so anders geworden während meiner Verbannung oder Sie? Ich bin enttäuscht, mein Josephus«, sagte sie freimütig. »Sie sind gealtert. Und verrucht schauen Sie auch nicht mehr aus.« Ein Lächeln ging über Josefs gekerbtes Gesicht; sie erinnerte sich also noch des Ausrufs, der ihr damals beim Anblick seiner entstehenden Büste entfahren war: »Sie sind ja ein Verruchter!« – »Was treiben Sie?« fuhr Lucia fort. »Man hat lange nichts mehr von Ihnen gehört. Sie kommen mir beschattet vor«, und sie betrachtete ihn mit Anteilnahme. »Was man Ihren Juden tut, ist ja wohl auch niederträchtig. Diese ekelhaften, kleinlichen Quälereien. Wenn meine Kusine Faustina schlecht geschlafen hat, dann pikt sie die Zofe, die sie frisiert, mit einer Nadel in den Arm oder in den Rücken. Das mag Faustina tun, aber so kann nicht das römische Reich eine ganze Nation behandeln. Wie immer, es tut mir leid, daß Sie niedergedrückt sind. Auch ich habe manches Böse erlebt in diesen letzten Jahren. Ich bereue es nicht, und ich möchte es nicht missen.

Das Leben wäre zu grau ohne den Wechsel von Gut und Böse.«

Ein wenig kränkte es den Josef, daß ihn Lucia so verändert fand. Jene erste Unterredung kam ihm in den Sinn, die er mit einer großen römischen Dame gehabt hatte, die Unterredung mit Poppäa, der Frau des Nero. Wie war damals sein ganzes Wesen Sammlung gewesen, Eifer für den Sieg, Zuversicht auf den Sieg. Es wurde etwas in ihm wach von jenem Josephus, er spannte sich schärfer an. »Das glaub ich Ihnen, Herrin Lucia«, sagte er belebt, »daß Sie ja sagen zum Bösen wie zum Guten«, und er schaute ihr mit unverlegener Aufmerksamkeit ins Gesicht, mit der gleichen huldigenden Frechheit wie damals der Poppäa.

Lucia lachte ihr volles, starkes Lachen. »Sagen Sie mir, bitte«, forderte sie ihn auf, »warum eigentlich Sie mich sehen wollten. Denn Sie sind doch nicht einfach gekommen, um mir Ihre Aufwartung zu machen. Wie Sie mich zwar gerade angeschaut haben, das war reichlich unverschämt, es war da in Ihrem Blick ein wenig von der Verruchtheit des Josephus jener Büste, und man hätte beinahe denken können, Sie seien wirklich nur aus Neugierde hier, um zu sehen, wie mir meine Verbannung bekommen ist. Ich habe mir übrigens jüngst im Friedenstempel Ihre Büste wieder angeschaut, sie ist großartig; ein Bild gibt sie dennoch nicht, weil die Augen fehlen. Sie hätten sich damals nicht sträuben sollen, als Kritias sie Ihnen einsetzen wollte. Aber jetzt sagen Sie geschwind, wie finden Sie meine neue Haartracht? Es wird Geschrei geben.« Sie hatte ihr Haar in mehreren Lockenreihen hintereinander geordnet, verzichtend auf den turmartigen Aufbau, den die Mode vorschrieb.

Das Regsame, Lebendige, das von dieser Frau ausging, frischte den Josef auf. Ja, sie stand über dem Schicksal, weder Gutes noch Böses konnte an sie heran, sie strotzte von Leben, ihre Verbannung hatte sie nur lebendiger gemacht.

»Sie haben recht, Herrin Lucia«, sagte er. »Es ist wirklich das Unglück meiner Juden, das mich bedrückt, und ich bin gekommen, Ihre Gunst für sie zu erbitten. Wir haben viel hinnehmen müssen in diesem letzten Jahrzehnt. Wir sind

gewohnt, viel hinzunehmen; wir betrachten es als eine Auszeichnung, daß uns unser Gott so hart prüft. Wir haben eine tiefe, große Dichtung, handelnd von einem Manne namens Hiob, den Gott schlägt, weil er ihn auszeichnen will, er ihn darauf bringen will, daß eine geheime Sünde in ihm ist, eine Sünde, die der Mann sonst nicht erkennen könnte und die übrigens nur wenigen als Sünde gilt.« – »Was ist das für eine Sünde?« fragte Lucia. »Der Hochmut im Geiste«, antwortete Josef.

»Sünde, hm«, meinte Lucia, nachdenklich. »Auch ich bin einigermaßen geprüft, aber nach meinen Sünden habe ich mich deshalb nie gefragt. Ich weiß nicht, ob ich voll geistigen Hochmuts bin. Eigentlich glaube ich nicht. Tauschen freilich möchte ich mit niemand, ich bin zufrieden, so wie ich bin. Alles in allem, scheint mir, sind Sie beträchtlich hochmütiger als ich, mein Josephus.«

»Der Schriftsteller Flavius Josephus«, antwortete Josef, »hoffe ich, ist nicht allzu hochmütig. Der Jude Josef Ben Matthias ist es. Aber ein anderes ist der geistige Hochmut eines einzelnen, ein anderes der geistige Stolz eines Volkes. Es ist keine Sünde, wenn wir Juden stolz sind auf unsern Jahve und auf unsere geistige Art. Ich glaube, die Welt kann unser nicht entraten. Wir sind notwendig für die Welt. Wir sind das Salz der Erde.«

Die ruhige Überzeugtheit, mit der er sprach, erheiterte Lucia. »Welches Volk«, meinte sie lachend, »glaubte nicht, auserwählt zu sein? Die Griechen glauben es, die Ägypter, ihr Juden. Nur wir Römer machen uns da nichts vor. Das Salz der Erde lassen wir ruhig die andern sein: wir begnügen uns, dieses Salz für uns zu verwerten und die andern zu beherrschen.«

Josef aber lächelte nicht, wie sie erwartet hatte, er wurde ernst. »Wenn es so wäre!« ereiferte er sich. »Wenn ihr euch damit begnügtet! Aber es ist nicht so. Ihr wollt mehr als uns beherrschen. Gegen eure Herrschaft sträuben sich nur die Toren unter uns. Bestraft sie, so hart ihr wollt, wir klagen nicht. Aber ihr wollt uns an unsere Seele. Darum bin ich hier, Herrin Lucia. Bitten Sie den Kaiser, daß er davon absteht! Laßt uns

unsere Seele! Laßt uns unsern Gott! Laßt uns unser Buch, unsere Lehre! Jedem Volk bis jetzt hat Rom seinen Gott gelassen. Warum will es uns den unsern wegnehmen?«

Lucia zog die Brauen hoch über den weit auseinanderstehenden Augen. »Wer will euch euern Gott und eure Lehre nehmen?« fragte sie zurück, ablehnend. »Eine ganze Menge Leute wollen das«, antwortete Josef, »Ihre Kusine an der Spitze, die Prinzessin Julia. Man will unsere Universität Jabne schließen, die Vespasian privilegiert hat. Es ist eine kleine theologische Hochschule, eine Kultstätte, nichts sonst. Helfen Sie uns, meine Lucia!« sagte er dringlich, vertraulich, ohne ihr ihren Titel zu geben. »Wir wollen wirklich nichts andres für uns als Freiheit im Geiste, eine Freiheit, die Rom nichts kostet, die sich nicht gegen die Herrschaft Roms richtet. Aber gerade die wollen uns gewisse Leute nicht lassen. Aus Haß. Sie verhindern uns, zum Kaiser vorzudringen, weil sie fürchten, wir könnten den Kaiser überzeugen. Seit Monaten hält man den Kaiser davon ab, unsern Erzpriester zu sehen.« – »Ach, dieser Erzpriester«, sagte Lucia ein wenig verächtlich, »von dem man soviel spricht.« Josef sagte: »Es wäre uns allen lieber, man spräche weniger von ihm.« – »Und es liegt euch also viel daran«, fragte Lucia, »daß der Kaiser ihn empfängt?« – »Wenn Sie das durchsetzen«, erwiderte Josef, »dann würden Sie sich ein hohes Verdienst erwerben um mein Volk, das erwiesene Wohltaten mit heftigerer Dankbarkeit in der Erinnerung festhält als irgendein anderes.« – »Das haben Sie elegant und höflich ausgedrückt, mein Josephus«, lachte Lucia. »Aber an mir ist ein solches Argument verloren. Ich schere mich wenig um das, was man nach meinem Tod über mich denkt. Ich glaube nicht recht an ein Leben unten im Hades oder sonstwo. Wenn ich einmal verbrannt sein werde, dann, fürchte ich, werde ich von eurer Dankbarkeit wenig zu spüren bekommen.«

Sie überlegte. »Übrigens weiß ich nicht«, sagte sie, »ob ich euch werde helfen können, selbst wenn ich wollte. Der Kaiser ist schwierig zur Zeit«, vertraute sie ihm an, »und mir nicht sehr geneigt. Ich habe oft Streitigkeiten mit ihm. Ich koste ihn viel Geld.« Und mit freundschaftlich gesprächiger Offenheit

erzählte sie: »Wissen Sie, daß ich immer geldgieriger werde? Ich finde das Leben großartig, aber gerade deshalb werde ich mit zunehmendem Alter immer anspruchsvoller. Ich muß Bilder haben, Statuen, immer mehr, ich muß bauen, ich muß Schmuck haben, Schauspiele, viele Leibeigene, Feste, an denen man nicht spart. Ich vertue höllisch viel Geld in letzter Zeit. Übrigens, auf Geld versteht ihr euch, ihr Juden, das muß man euch lassen. Da ist Regin, der gehört freilich nur halb zu euch, und da ist dieser Mann mit den Möbeln, Cajus Barzaarone, dann ein anderer, mit dem ich zuweilen zu tun habe, ein gewisser Johann von Gischala, ein amüsanter, verschlagener, verwegener Mensch: sie alle machen Geld, viel und mühelos. Diesem letzten ist es sogar gelungen, meine Preise zu drücken. Sie sehen, ich weiß eure Verdienste zu schätzen, ich habe mancherlei für euch übrig.«

Sie wurde ernst. »Also Julia, sagen Sie, will eure Universität schließen?« – »Ja, Julia«, bestätigte Josef; er hatte den Namen mit guter Absicht erwähnt. »Sie ist in diesen letzten Wochen sehr angesehen bei Wäuchlein«, überlegte Lucia, »und ich bin so gut wie völlig aus seinem Gesichtsfeld verschwunden. Was für eine Art Mann ist euer Erzpriester?« erkundigte sie sich. »Ist er ein Heiliger oder ein Herr?« – »Beides«, antwortete Josef. »Hm, dann wäre er ein großer Mann«, meinte Lucia. »Aber wie bringe ich Wäuchlein herum?«

»Vielleicht indem Sie den Wunsch äußern, den Erzpriester zu sehen«, legte ihr Josef nahe. »Dann müßte ihn der Kaiser vorher empfangen. Es geht nicht an, daß der Großdoktor Ihnen seine Aufwartung macht, Herrin Lucia, bevor er dem Gott Domitian seine Ehrfurcht bezeigt hat.« – »Sie gehörten wirklich an den Hof«, lächelte Lucia. »Und Sie glauben ernsthaft, es ist wichtig für euch, daß ich den Besuch eures Großdoktors im Palatin durchsetze?« – »Ich wußte es, daß Sie uns helfen würden, meine Lucia«, antwortete Josef.

Domitian hatte sich in diesen Tagen, da er Lucia nicht gesehen, immer von neuem alles gesagt, was gegen sie vorzubringen war. Sie entwürdigte ihn, sie machte sich über ihn lustig. Es

war auch keineswegs ausgeschlossen, daß sie wieder mit einem andern schlief. Er hatte mit dem Gedanken gespielt, sie ein zweites Mal nach den Bestimmungen des von ihm verschärften Ehebruchgesetzes aburteilen zu lassen oder auch sie ohne Urteil in Verbannung und Tod zu schicken. Dann aber sah er vor sich ihr kühnes, hochfahrendes Gesicht mit der reinen, kindlichen Stirn und der langen, kräftigen Nase, er hörte ihr Lachen. Ach, er kann sie mit seinem Senat nicht schrecken. Töten lassen kann er sie, schrecken kann er sie nicht. Und wenn er sie töten läßt, dann straft er sich mehr als sie; denn sie wird hernach nicht mehr zu leiden haben, wohl aber er.

Er freute sich, daß nach anfänglichem Sträuben wenigstens Julia ihn nun doch wieder näher an sich heranließ. Er hatte ihr offenbar unrecht getan, sie liebte ihn, und die Frucht, die sie getragen, war sein Kind gewesen. Er ist ärgerlich, daß das, was Norban und Messalin gegen Julias Mann, Sabin, zusammengetragen haben, nach der Meinung dieser beiden noch immer nicht genügt, den Sabin zu erledigen, wenn man nicht Gerede heraufbeschwören will, das ihm schädlich sein könnte. Aber vielleicht wird er dieses schädliche Gerede in Kauf nehmen. Julia ist es wert. Zweifellos hat er sie unterschätzt. Sie ist gar nicht dumm; sie hat zum Beispiel unlängst über ein edles und langweiliges Poem des Hofdichters Statius eine hübsche, ironische Anmerkung gemacht, wie er selber sie nicht besser hätte machen können. Auch äußerlich gefiel sie ihm immer mehr, seitdem sie weniger füllig war. Basil muß sie modellieren, ein drittes Mal. Sie ist eine schöne Frau, eine Flavierin, eine Römerin, eine liebenswerte Frau. Sie kann ihm Lucia ersetzen.

Nie kann sie ihm Lucia ersetzen. Er wußte es in dem Augenblick, da Lucia bei ihm eintrat. Sein ganzer Groll gegen Lucia war weggewischt. Er wunderte sich, wie groß und stattlich sie aussah trotz ihrer einfachen, niedrigen Frisur. Julia schien ihm auf einmal lächerlich. Wie hatte er daran denken können, ihrethalb den Sabin zu beseitigen und die Rücksicht auf seine Herrscherpflicht und auf seine Popularität hintanzusetzen! Wie überhaupt hatte er Julia so lange ertragen können, ihr ewiges, kindisches Geschmolle, ihre Empfindlichkeit bei jeder klein-

sten vermeintlichen Kränkung, das ganze laue, lamentierende Gewese! Hier seine Lucia mit ihrer Kühnheit, ihrem Stolz, ihrer Selbstverständlichkeit, das war eine Römerin, das war die Frau, die zu ihm gehörte.

Lucia, in ihrer unbekümmerten Art, stellte zunächst fest, daß seine Glatze wenig und sein Bauch gar nicht zugenommen habe. Dann ging sie geradewegs auf ihr Ziel los. »Ich bin gekommen«, sagte sie, »um Ihnen einen Rat zu geben. Es hält sich hier seit einiger Zeit der Erzpriester der Juden auf, der Großdoktor Gamaliel, von Ihnen in seiner Würde bestätigt. Diesem Manne gegenüber verhalten Sie sich nicht so, wie Sie müßten. Wenn Sie sein Lehrhaus verbieten wollen, dann, finde ich, müßten Sie, der Imperator Domitianus Germanicus, den Mut aufbringen, es dem Manne ins Gesicht zu sagen. Aber den Mann weder sehen noch ihn wegschicken, dem Manne weder ja antworten noch nein, das sind Methoden, die an die Zeit erinnern, da man Sie noch Bübchen oder Früchtchen nannte. Ich hatte geglaubt, diese Zeiten seien vorbei. Ich hatte geglaubt, Sie seien männlicher geworden, seitdem Titus tot ist und Sie Kaiser sind. Ich bedaure Ihren Rückfall.«

Domitian feixte. »Haben Sie schlecht geschlafen, Lucia?« fragte er. »Oder haben Sie schlechte Geschäfte gemacht? Haben Sie sich verkalkuliert bei einer Lieferung Ihrer Ziegeleien?« – »Werden Sie den Großdoktor sehen?« beharrte Lucia. »Sie haben starkes Interesse an dem Mann«, meinte Domitian, und sein Feixen wurde finster bösartig.

»Ich werde ihn sehen«, entschloß sich Lucia und legte einen kleinen Ton auf das »ich«. »Es wird Aufsehen machen, wenn ich ihn empfange. Der Großdoktor selber wird es wahrscheinlich unschicklich finden, bei mir zu erscheinen, bevor er von Ihnen empfangen worden ist.« – »Das geht den Hofmarschall Crispin an«, erwiderte Domitian.

»Ich warne Sie, Wäuchlein«, sagte Lucia. »Machen Sie keine Ausflüchte! Versuchen Sie es nicht, dieses unwillkommene Geschäft so zu erledigen, wie Sie gewisse andere erledigt haben! Schicken Sie den Mann nicht fort, ehe Sie ihn gehört haben! Bringen Sie ihn nicht aus dem Weg! Daß Sie mich verbannt haben, ist mir nicht übel bekommen. Wenn Sie weiter in

dieser Sache mit dem Großdoktor unanständig handeln, dann könnte es sein, daß ich mich selber verbanne.«

Der Kaiser, nachdem sie gegangen war, sagte sich, sie habe mit ihren groben Reden nur offene Türen eingerannt. Denn wenn er auch dieses aufsässige Judenpack durch Angst und Spannung ein wenig hatte mürbe machen wollen, so hatte er, der berufene Beschirmer der Götter aller ihm unterworfenen Völker, noch niemals im Ernste daran gedacht, dem Großdoktor und den Seinen ihre Kultstätte zu nehmen. Er brachte es aber auch jetzt, nach Lucias Besuch, nicht über sich, die Juden von ihrer Angst zu befreien, sondern schwieg weiter, ließ sie warten, unternahm nichts.

Der einzige, der vorläufig die Folgen von Lucias Intervention zu spüren bekam, war Hofmarschall Crispin. Als er sich am Morgen nach Lucias Besuch, geschniegelt und parfümiert wie stets, auf dem Palatin einstellte, fragte ihn der Kaiser: »Sag einmal, mein Lieber, was eigentlich verstehst du unter ›Barbaren‹?« – »Barbaren?« fragte der verblüffte Crispin zurück, und zögernd definierte er: »Das sind Menschen, denen römische und griechische Zivilisation fremd ist.« – »Hm«, meinte Domitian, »und sprechen die Juden in meiner Stadt Rom griechisch oder nicht? Und sprechen die Juden in Alexandrien griechisch oder nicht? Wieso also«, brach er plötzlich aus, dunkel überrötet, »sind die Juden mehr Barbaren als etwa ihr Ägypter? Warum soll dieser Großdoktor länger auf Audienz warten als dein Isispriester Manetho? Glaubst du, du Lumpenkerl, weil du im Jahr fünf Talente ausgibst für dein Parfüm, bist du zivilisierter als mein Geschichtsschreiber Josephus?« Crispin war zurückgewichen; sein schlanker Körper unter dem weißen Galakleid fröstelte, sein hübsches, freches, lasterhaftes Gesicht war unter der braunen Schminke grünlich erblaßt. »Soll ich also«, stammelte er, »dem Großdoktor eine Zeit für eine Audienz bestimmen?« – »Nichts sollst du!« schrie ihn mit überkippender Stimme Domitian an. »Fortscheren sollst du dich! Nachdenken sollst du!« Der betretene Hofmarschall entfernte sich eilig, nicht wissend, was er von dem Zorn des Kaisers halten, nicht wissend, was er tun sollte.

Und weiter wartete der Großdoktor, und weiter zögerte der Kaiser, nichts geschah.

Da, am achten Tag, nachdem Lucia den Kaiser zur Rede gestellt hatte, traf auf dem Palatin ein Kurier ein mit der unheilkündenden Feder; er überbrachte Depeschen vom dakischen Kriegsschauplatz.

Eingeschlossen in sein Arbeitskabinett, studierte Domitian die Berichte. Sein Marschall Fuscus hatte eine vernichtende Niederlage erlitten. Er hatte sich vom König Diurpan weit ins Innere des Dakerlandes locken lassen und hatte dort mit einem großen Teil seiner Armee den Untergang gefunden. Die Einundzwanzigste Legion, die Rapax, war so gut wie aufgerieben.

Mechanisch nahm Domitian die Kapsel in die Hand, welche die Unglücksdepeschen verwahrt hatte, hob sie hoch, legte sie wieder zurück. Die Papiere, die sie enthalten hatte, waren zum Teil auf dem Tisch zerstreut, zum Teil waren sie zu Boden geflattert. Abwesenden Gesichtes raffte Domitian einige der Papiere auf, zerknitterte sie, glättete sie wieder, legte sie säuberlich wieder hin. Für diesen Fuscus, der sich jetzt hatte besiegen lassen, war nur er selber, Domitian, verantwortlich. Er hatte ihm das Oberkommando anvertraut trotz des Abratens des Frontin und des Annius Bassus, die vor seiner Tollkühnheit, vor seinem forschen Drauflosgehen gewarnt hatten. Er aber, Domitian, hatte bestanden. Des Fuscus Mut sollte die Bedachtsamkeit des Bassus und des Frontin ausgleichen. Die Niederlage in Dakien ist seine, des Domitian, Schuld.

Und trotzdem: seine Berechnung war richtig. Mit ständigem Warten kommt man auch nicht ans Ziel. Die Legionen waren bewährt, wohlausgerüstet, das Wagnis hätte ebensowohl auch gut ausgehen können. Es war eine Niedertracht des Schicksals, diesen Krieg so übel enden zu lassen.

War es Zufall? Oder war es ein Tort, der ihm persönlich galt? Domitians Gesicht wurde auf einmal starr, beinahe töricht. Was sich dort unten im Osten ereignet hatte, das war kein Zufall, das war ein Racheakt, es war die Rache eines Gottes, die Rache dieses Gottes Jahve. Er hätte den Erzpriester dieses Jahve nicht so lange warten lassen dürfen. Er ist mächtig im Osten, dieser Gott Jahve, und er hat, dem römischen Kaiser zum Tort,

dem Diurpan seine niederträchtig schlaue Strategie eingegeben.

Da gibt es nur eines: Rückzug, schleunigen Rückzug. Er, Domitian, ist nicht dumm genug, den Kampf mit dem Gotte Jahve fortzuführen. Er wird den Streit mit diesem Gott, in den er unwillentlich geraten ist, raschestens, unmißverständlich und ein für allemal beenden. Er wird diesen Großdoktor empfangen. Er wird ihm sagen, er möge glücklich werden mit seiner lächerlichen Universität Jabne.

Als am andern Morgen Crispin erschien, fragte ihn der Kaiser mit gefährlicher Freundlichkeit: »Hast du mir jetzt den Großdoktor und seine Leute bestellt?« – »Ich wußte nicht«, erwiderte fassungslos Crispin, »ich wollte Ihrer Entscheidung nicht...« – »Was heißt das, du wußtest nicht, du wolltest nicht?« unterbrach ihn heftig der Kaiser. »Ich will, genügt das nicht? Beim Herkules, was für einen Dummkopf hab ich mir da zum Minister gemacht!« – »Ich lade also den Großdoktor auf morgen«, schlug behutsam Crispin vor. »Auf morgen?« wütete der Kaiser. »Wie soll ich bis morgen eine Lösung finden, um die Beleidigung gutzumachen, die du durch deine Dummheit diesem Erzpriester und seinem Gott angetan hast? Bestell den Großdoktor auf den fünften Tag!« beschied er unwirsch den Hofmarschall. »Und nach Alba!«

»Nach Alba?« fragte verwundert Crispin zurück. Offizielle Empfänge ausländischer Gesandten fanden gemeinhin auf dem Palatin statt; daß der Kaiser die jüdischen Herren nach Alba beschied, widersprach jedem Brauch. »Nach Alba?« fragte also Crispin nochmals, er glaubte, er habe sich verhört. Aber: »Ja, nach Alba«, bestätigte der Kaiser. »Wohin denn sonst?«

Er selber fuhr schon am nächsten Tag nach Alba hinaus. Es war demütigend, daß er nun doch noch diesen Großdoktor und seine Juden empfangen mußte, und bestimmt werden es diese Burschen als Eingeständnis einer Niederlage ansehen. Er muß etwas finden, um ihren Übermut zu dämpfen und ihnen die Freude an der Rettung ihrer Universität zu versalzen. Aber er muß dabei behutsam zu Werke gehen; wie sich gezeigt

hat, ist dieser unheimliche, unsichtbare Gott Jahve höllisch rachsüchtig.

Mit seinen Ministern kann er sich darüber leider nicht beraten. Für den schlichten Soldaten Annius Bassus, für den eleganten Hohlkopf Crispin, für den gewalttätigen Norban ist die Angelegenheit zu fein und zu hoch. Marull und Regin verstünden eher, worum es geht, sind aber Partei. Nein, er kann darüber nur mit sich selber Rates pflegen.

Er stelzt herum in den Gärten von Alba. Lange Zeit steht er vor dem Käfig eines Panthers, aus gelben, schläfrigen, gefährlichen Augen blinzelt das schöne Tier ihn an. Aber des Kaisers Phantasie bleibt unfruchtbar. Seine Menschenverachtung, die ihm in ähnlichen Fällen manchmal treffliche Ideen eingegeben hat, läßt ihn im Stich. Er findet nichts, womit er die Juden verwunden könnte, ohne sich selber der berechtigten Rache ihres Gottes auszusetzen.

Er ließ den Messalin nach Alba kommen. Zusammen mit ihm spazierte er durch die weite, kunstvolle Vielfältigkeit seines Parks. Er tat, als sei er sehr besorgt, dem Blinden jedes Straucheln zu ersparen, aber er beobachtete nicht ohne Vergnügen, wie der Mann zuweilen stolperte und wie ängstlich er's verbarg. Dahinter der Zwerg Silen machte die würdigen, auf Natürlichkeit bedachten Bewegungen des Messalin nach.

Domitian führte seinen Gast in einen unter der Erde gelegenen, kellerartigen Raum. Das weitläufige Palais, an dem man nun seit zehn Jahren arbeitete, war noch immer nicht fertig, und der Kaiser wußte nicht, wofür seine Architekten dieses nicht ausgebaute, verwahrloste Gelaß bestimmt haben mochten. Ein paar rohe Stufen führten hinunter, die rohe Erde des Bodens war uneben, in der Ecke war ein Haufen Sandes geschichtet, der Raum war voll von einer feuchten Dämmerung, die widrig abstach von der frischen spätherbstlichen Klarheit draußen.

Domitian scheuchte seinen Zwerg fort, leitete den Messalin zu einer Art Stufe und hieß ihn dort sich setzen. Er selber kauerte sich auf dem Boden. Da hockten die beiden in dem dunkeln, modrigen Loch, der Kaiser und sein blinder Rat, und der Kaiser bat ihn um Hilfe in seinem schwierigen Streit gegen

Jahve. Ja, vor diesem Blinden, der noch finsterer ist und menschenfeindlicher als er selber, kann er reden. Und von der Brust redet er sich seinen fressenden Ärger. Er muß den Juden ihr Lehrhaus lassen, er muß den Großdoktor empfangen, davor kann er sich leider nicht drücken. Was aber kann er tun, dem Großdoktor die Lust an seinem Lehrhaus zu verderben, ohne doch die Rache seines Gottes auf sich herabzubeschwören?

Messalin sitzt auf den Stufen, das Ohr dem Redenden zugeneigt, wie das seine Art ist. In dem Dämmer ringsum, das nur die Umrisse erkennen läßt, wirkt seine stattliche Gestalt doppelt groß. Der Kaiser ist zu Ende, doch Messalin verharrt weiter unbeweglich und tut den Mund nicht auf. Domitian erhebt sich. Mit leisen Schritten, um das Nachdenken seines Rates durch kein Geräusch zu stören, geht er auf dem unebenen, erdigen Boden des Gelasses auf und ab. Allerlei Getier ist da, Asseln, ein Molch.

Messalin, nach einer Weile, beginnt, seine Gedanken Worte werden zu lassen. »Es ist für uns nicht ganz leicht«, erwägt er mit einer Stimme, die auffallend hell, freundlich und schmeichlerisch aus dem mächtigen, dunklen Manne herauskommt, »die abergläubischen Vorstellungen dieser Juden zu verstehen und ihre Zwistigkeiten. Soweit ich unterrichtet bin, finden sich die heftigsten Gegner dieses Lehrhauses in Jabne nicht unter uns Römern, sondern unter den Juden selber. Und zwar sind es die Angehörigen einer jüdischen Sekte, jene Leute, die in einem gekreuzigten Sklaven, einem gewissen Jesus, ihren Gott sehen und die Minäer genannt werden oder auch Christen, Leute, von denen Sie bestimmt gehört haben, mein Gott und Herr. Der Unterschied zwischen dem Aberglauben dieser Christen und dem Aberglauben der andern Juden besteht, soweit ich aus ihren verworrenen Reden klug geworden bin, in folgendem. Die einen, die Christen, nehmen an, ihr Erlöser, Messias heißt er in ihrer Sprache, sei bereits erschienen, und zwar in Gestalt eben jenes von ihnen göttlich verehrten gekreuzigten Leibeigenen. Die andern nehmen an, der von ihrem Gott versprochene Erlöser werde erst kommen. An sich können uns diese Zwistigkeiten gleichgültig lassen, aber fraglos sind sie der Grund, aus dem die Christen das Lehrhaus von Jabne anfein-

den. Daraus dürfen wir wohl schließen, daß die Hoffnung auf den Messias, der da kommen soll, die wichtigste Lehre dieser Universität Jabne ist. Es wird behauptet, daß dieses Jabne politischen Einfluß habe. Wenn das stimmt, dann wird wohl auch diese Politik in Verbindung stehen mit der Lehre von dem Erlöser, der da kommen soll.«

Domitian war stehengeblieben, bald nachdem der Blinde zu sprechen begonnen, er hatte gespannt zugehört, jetzt hockte auch er wieder nieder. »Wenn ich dich recht verstehe, mein Messalin«, sagte er nachdenklich, »dann wäre also dieser Erlöser, der Messias, ein Mensch, der mir meine Provinz Judäa streitig machen will?«

»Genau das meine ich, mein Herr und Gott Domitian«, kam die höfliche, helle Stimme des Blinden. »Und kein Gott könnte es dir verargen, wenn du dich wehrtest und deine Provinz gegen diesen Messias verteidigtest.«

»Interessant, das ist interessant«, anerkannte der Kaiser. »Wenn man diesen Messias treffen könnte«, überlegte er, »dann träfe man also auch den Großdoktor, und zwar ungestraft. Mir scheint, du bist da auf einer guten Fährte, mein findiger Messalin.« Und da Messalin nichts weiter zu sagen hatte, fuhr Domitian fort: »Der Erlöser, der Messias. Vielleicht könnte einem da der Jude Josephus Auskunft geben, der seinerzeit meinen Vater als den Messias begrüßt hat, obgleich ich nicht weiß, wieweit das abgekartet war. Leicht wird es auf keinen Fall sein, aus diesem Juden etwas über ihre Geheimlehren herauszubekommen, sie sind störrisch. Trotzdem wittert mir, als sei dein Rat sehr wertvoll, mein Messalin. Willst du mir weiterhelfen auf diesem Wege?«

»Wenn dieser Messias etwas Unsichtbares an sich haben sollte«, erwiderte Messalin, »wie der Gott Jahve selber, dann, fürchte ich, werde ich dir nicht helfen können, Kaiser Domitian. Es wäre dann der ganze Weg falsch; denn es wäre dann kein irdischer Prätendent, und Jahve hätte das Recht, ihn zu schützen und dich zu bekämpfen. Wenn aber der Messias aus Fleisch und Blut sein sollte, greifbar, dann haben wir Rechte gegen ihn, dann werden wir ihn auffinden, dann werden wir dieses Lehrhaus in Jabne unschädlich machen und den,

der dahintersteht.« »Still, still«, antwortete mit unterdrückter Stimme Domitian, »sag das nicht so laut, mein Messalin! Denk es, aber sag es nicht laut, gerade weil du recht haben könntest! Jedenfalls danke ich dir«, fuhr er fort, aufgehellt. »Und wolle, bitte, darüber nachdenken, ob und wie wir diesen Messias aufspüren können. Laß dir rasch etwas einfallen, mein Messalin! Vergiß nicht, daß diese Angelegenheit mich wurmt und daß ich schlecht schlafe, solange sie nicht erledigt ist!«

Messalin kehrte nach Rom zurück, doch schon am dritten Tag stellte er sich wieder ein. »Hast du etwas herausbekommen?« fragte Domitian. »Ich würde es nicht wagen«, antwortete Messalin, »vor dem Angesicht des Herrn und Gottes Domitian zu erscheinen, leeren Hirnes und leerer Zunge. Ich habe dieses ermittelt. Der Messias, der den Juden ihren Tempel und ihren Staat wieder errichten und dem römischen Kaiser die Provinz Judäa entreißen soll, ist nichts Geisterhaftes. Er ist vielmehr von Fleisch und Blut und der Polizei greifbar. Zudem ist er versehen mit einem deutlichen Merkmal. Es muß nämlich nach Ansicht der Juden der Messias, der Anspruch erheben darf auf ihren Thron, dem Geschlecht eines alten Judenkönigs entstammen, eines gewissen David. Nur ein solcher kann, nach Meinung des Lehrhauses von Jabne und aller Juden, ihr König und Messias werden. Auch der gekreuzigte jüdische Leibeigene, den die Minäer als ihren Gott anbeten, soll ein Stämmling dieses alten Judenkönigs gewesen sein. Abkömmlinge dieses Geschlechts, hab ich mir sagen lassen, gibt es nach wie vor. Genaue Ziffern hat man mir nicht nennen können. Es sollen ihrer mehrere sein, doch sehr wenige, Leute verschiedenen Standes indes, ein Fischer soll darunter sein, ein Zimmermann, doch auch ein Priester und ein großer Herr. Auf alle Fälle sind sie aufzuspüren, sind sie zu fassen, und mit ihnen die treibende politische Kraft des Lehrhauses von Jabne.«

»Das ist wertvoll, mein Messalin«, anerkannte Domitian, »das ist ein wichtiger Fingerzeig. Du meinst also, man brauchte nur die Abkömmlinge jenes Judenkönigs in die Hand zu bekommen, zuzudrücken, und die Universität Jabne wäre erledigt, und vielleicht auch«, setzte er scheu und begierig hinzu, »der Unsichtbare hinter ihr?« – »Ich hielte es für angebracht«,

erwiderte die geschmeidige, helle Stimme des Blinden, »jene Leute unschädlich zu machen. Sicher dann würde die politische Spannung in der Provinz Judäa nachlassen.

»Und Sie glauben, mein Messalin«, forschte Domitian weiter, »es sei nicht schwer, die Leute aufzuspüren, die nach dem erwähnten ungeschriebenen Gesetz Anspruch auf den Thron der Juden haben?« – »Ganz leicht wird es nicht sein«, überlegte Messalin. »Es ist eine Geheimlehre, sie haben nichts davon aufgeschrieben. Es gibt keine Listen«, lächelte er. »Auch machen sie nicht viel her von diesen Nachkömmlingen Davids, und diese selber verbergen ihre Berufung nicht geradezu, doch sie stellen sie auch nicht ins Licht. Sie haben ja wohl auch etwas Lächerliches an sich, diese Leute. Denn sie sind zwar, heißt es, berufen, aber auserwählt ist schließlich nur *einer,* und auch der wohl nur als Vater oder Urahn eines vielleicht sehr späten Nachfahrs.«

»Ich danke Ihnen, mein Messalin«, antwortete der Kaiser. »Ich werde dem Norban und dem Gouverneur Pompejus Longin Auftrag geben, zu recherchieren. Da aber, wie Sie sagen, die Aufgabe nicht leicht ist, wäre es gut, mein Messalin, wenn Sie selber sich ihrer annähmen und zu erforschen suchten, wer unter die Kategorie dieser Messiasse fällt.« – »Ich stehe zur Verfügung meines Kaisers«, sagte der Blinde.

In zwei Wagen fuhren die Herren der jüdischen Deputation nach Alba; mit ihnen war Josef, den der Kaiser aufgefordert hatte, sich mit dem Großdoktor und seinem Gefolge in Alba einzufinden.

Gamaliel und Josef saßen im ersten Wagen zusammen mit den Doktoren Ben Ismael und Chilkias, Vertretern der milden, gemäßigten Richtung von Jabne. Gamaliel trug römische Galatracht. Während er aber sonst trotz seines Bartes sehr römisch aussah, wirkte heute sein römisches Äußeres wie eine Verkleidung. Er war nicht der weltläufige Politiker, als den Rom und Judäa ihn kannten, eher einer jener fanatischen, in sich gekehrten Juden, die ohne Blick durch ihre Umwelt hindurchgehen, beschäftigt nur mit Jahve, dem Gott in ihrer Brust. Den Gott in sich suchte denn auch der Großdoktor während dieser

Wagenfahrt; er beschwor ihn, in ihm war nichts als brünstiges Gebet: Herr, gib mir vor diesem Römer die rechten Worte! Herr, laß mich die Sache deines Volkes wirksam führen! Herr, nicht um meinetwillen, nicht um unsertwillen, sondern um der künftigen Geschlechter willen gib mir und meinen Worten Kraft!

War man im ersten Wagen schweigsam, so war man um so beredter im zweiten. Hier führten das Wort die Vertreter der strengen Richtung von Jabne, die Doktoren Helbo und Simon, genannt der Weber. In grimmigen Worten gaben sie ihren Gewissensbissen Ausdruck, daß man gegen ihren Einspruch gerade heute, am Tag vor dem Sabbat, zum Kaiser fuhr. Sehr leicht konnte es geschehen, daß man auf der Rückfahrt in den Spätabend hineingeriet, in den Sabbatanfang also, und am Sabbat über Land zu fahren verbot das Ritualgesetz. Von vornherein also gefährdete man das ganze Unternehmen, da man sich der Gefahr aussetzte, das Gesetz Mosis übertreten zu müssen. Wäre es nach ihnen gegangen, dann hätte man dem Kaiser mitgeteilt, die Deputation könne ihn erst zwei Tage später aufsuchen. Doch Gamaliel hatte sie vergewaltigt, er hatte seine Autorität mißbraucht und sie gezwungen, den Wagen zu besteigen, ja, durch einen zweiten Machtspruch hatte er sie gezwungen, die gewohnte jüdische Tracht mit der vorgeschriebenen Galakleidung zu vertauschen. Sie führten einen eifrigen theologischen Disput, gegen wie viele von den dreihundertfünfundsechzig Verboten man durch diese Fahrt verstoße und wie viele von den zweihundertachtundvierzig Geboten dadurch zu vernachlässigen man gezwungen sei. Zudem habe der Großdoktor noch den Ketzer Josef Ben Matthias mit zum Kaiser genommen, jenen Mann, der Israel an Edom verraten habe. Doppelt notwendig sei es unter diesen Umständen, daß sie, die Doktoren der strengen Richtung, sich hart machten und nicht zuließen, daß Gamaliel in der Audienz seiner gefährlichen Neigung zu Kompromissen nachgebe und die Prinzipien Jabnes verwässere.

Der Großdoktor, schon erstaunt darüber, daß man ihn nicht auf den Palatin beschieden hatte, sondern nach Alba, war doppelt verwundert über den Empfang, den er und seine Herren

hier fanden. Man hatte ihm viel erzählt von dem umständlichen, prunkvollen Zeremoniell der kaiserlichen Audienzen. Hier in Alba aber wurden er und seine Herren nicht etwa in einen Vorsaal oder in einen Empfangsraum geleitet, sondern auf umständlichen Wegen führte man sie durch den ausgedehnten Park, durch Ziergärten, über geschwungene Brücken und Brückchen, an Teichen vorbei, an Gruppen zierlich verschnittener Bäume, an Blumenbeeten.

Es war ein launischer Spätherbsttag, der Himmel zeigte ein starkes Blau, gefleckt von fetten, weißen Wolken. Den Doktoren waren die Beine steif geworden vom langen Sitzen im Wagen. Jetzt stapften sie ungelenk die vielen Pfade, es ging auf und ab über Terrassen, über lange, sich windende Treppenwege.

Endlich wurde der Kaiser sichtbar. Um ihn waren einige Herren. Josef erkannte den Polizeiminister Norban, den Kriegsminister Annius Bassus und des Kaisers Freund, den Senator Messalin. Domitian trug einen leichten, grauen Mantel, sein Gesicht war infolge der frischen Luft noch mehr gerötet als sonst, er schien guter Laune. »Ah, da sind die Doktoren von Jabne«, sagte er lebhaft mit seiner hohen Stimme. »Ich habe es nicht länger hinausschieben wollen, mein heiliger Herr«, wandte er sich an Gamaliel, »Ihre Bekanntschaft zu machen. Nicht weitere zwei Stunden, nicht bis zum Ende der Besichtigung meiner neuen Bauten habe ich warten wollen. Jetzt freilich müssen Sie mir erlauben, daß ich, während ich mit Ihnen spreche, meine Geschäfte hier weiter betreibe. Das hier«, stellte er vor, »sind meine Baumeister Grovius und Larinas, deren Namen Ihnen bekannt sein werden. Und jetzt, während wir plaudern, fahre ich in der Besichtigung fort. Wir wollen uns zunächst das kleine Sommertheater anschauen, das ich für die Kaiserin zu errichten im Begriffe bin.«

Man setzte sich von neuem in Bewegung. Die jüdischen Herren, befremdet von dem sonderbaren Empfang, stolperten ungelenk weiter. Sie und diese Umgebung stimmten durchaus nicht zusammen, und sie spürten es. Der Kaiser, während man so dahinging, stelzte, stapfte, sprach über die Schulter zu dem Großdoktor. »Es ist jetzt«, sagte er, »viel die Rede von eurer

Universität Jabne. Man beklagt sich, sie sei ein Herd des Aufruhrs. Ich wäre Ihnen verbunden, heiliger Herr, wenn Sie mich darüber belehrten.« Der Großdoktor war ein geschmeidiger Mann, der sich in jede Situation zu finden wußte. Sich sorgfältig einen halben Schritt hinter dem Kaiser haltend, erwiderte er: »Ich begreife nicht, wie unsere stille Gelehrtentätigkeit in Jabne Anlaß zu solchem Gerede geben kann. Unser einziges Geschäft ist, die alten Lehren unseres Gottes auszudeuten, sie den Bedingungen unserer neuen, unpolitischen, rein religiösen Gemeinschaft anzupassen, die Vorschriften eines Lebens festzusetzen, das dem Kaiser gibt, was des Kaisers ist, und unserm Gotte Jahve, was sein ist. Unsere oberste Richtschnur heißt: die Gesetze der Regierung sind auch Religionsgesetze. Durch diese Grundregel haben wir jeden Kompetenzstreit und jeden Gewissenskonflikt ein für allemal aus dem Wege geschafft.«

Man war inzwischen auf der Baustelle angelangt. Die Fundamente des kleinen Theaters waren gelegt. Der Kaiser stand und beschaute sie; es war fraglich, ob er die Worte des Großdoktors gehört und aufgenommen hatte. Vorläufig jedenfalls antwortete er nicht, sondern wandte sich an seine Baumeister. »Die Aussicht«, sagte er, »über die Bühne dieses kleinen Theaters auf den See hin ist noch schöner, als ich erwartet hatte. Aber vielleicht hätten wir doch, wie ich zuerst vorschlug, die Szene etwas breiter machen sollen, etwa um zwei Meter.« Und ohne Übergang, brüsk, wandte er sich an den Großdoktor: »Aber sind nicht vielleicht eure schönen Reden bloße Theorien? Ist eure Lehre nicht ihrem Wesen nach staatsfeindlich? Ist euer Gott nicht auch euer König, so daß seine Gesetze die Gesetze des Senats und Volkes von Rom von vornherein aufheben? Haben sich nicht die Führer des niederträchtigen Aufruhrs auch auf euch berufen und auf eure Lehre?«

Der Architekt Larinas legte dar: »Wenn wir die Szene breiter gemacht hätten, dann hätte das Haus den Charakter des Schmuckkästchens verloren, den der Herr und Gott Domitian für dieses Theater der Kaiserin befohlen hatte.« Der Großdoktor sagte: »Wir haben den Bann ausgesprochen über diejenigen, die sich der Aufruhrbewegung anschlossen.« Der Kaiser erklärte: »Ich will mir den Bau von der Seite anschauen.

Ich glaube noch immer nicht, daß Sie recht haben, mein Larinas.«

Während man sich nach der andern Seite des kleinen Theaters begab, hänselte Annius Bassus auf seine joviale, lärmende Art die jüdischen Herren: »Ja, meine verehrten Doktoren, Sie haben die Aufrührer in Bann getan, stimmt: aber doch erst, nachdem der Aufstand mißglückt war und die Aufrührer tot.« Der Kaiser beschaute sich den Bau. »Sie haben recht, mein Larinas«, entschied er, »und ich habe mich geirrt. Das Theater verlöre seinen Sinn, wenn man die Szene größer machte.« Doktor Chilkias widerlegte höflich den Annius Bassus: »Es war gar nicht anders möglich, als daß der Bann erst ausgesprochen wurde, nachdem die Aufrührer tot waren. Die Formalitäten und die Verkündigung, wenn man sie noch so sehr beschleunigt, nehmen mindestens sechs Wochen in Anspruch.«

»So«, sagte der Kaiser, »und jetzt zeigen Sie mir den Pavillon.« Von neuem machte man sich umständlich auf den Weg, bis man vor einem kleinen, nach allen Seiten offenen Bau stand. »Können Sie sich vorstellen, heiliger Herr«, wandte sich leutselig der Kaiser an den Großdoktor, auf die zierlich emporstrebenden Säulen weisend, »wie das ausschauen wird, wenn es erst ganz fertig ist? Ist das nicht wie aus Spitzen gewebt, so leicht und fein? Stellen Sie sich das vor, wie es in einen heißen, blauen Sommerhimmel hineinsticht. Beim Herkules, mein Grovius, das haben Sie ausgezeichnet gemacht. Ja, und wie ist das mit eurem Messias?« packte er wiederum jäh den Gamaliel an. »Ich habe mir sagen lassen, ihr verkündet da zweideutige Lehren über einen Messias, der da kommen soll, euer König zu sein und euern Staat wiederherzustellen. Wenn Worte Sinn haben, dann kann das doch nur bedeuten, daß dieser Messias mir meine Provinz Judäa zu entreißen bestimmt ist.«

Die Doktoren, wie der Kaiser plötzlich von dem Messias anhub, zuckten zusammen. Domitian sprach griechisch, das war eine Höflichkeit für die östlichen Herren, aber einige von ihnen vermochten doch nur mit Mühe zu folgen. Diese letzten Sätze indes und ihre bösartige Meinung hatten sie alle begriffen. Da standen sie, bärtig, hilflos, ratlos, ziemlich unglücklich

in der ungewohnten Umgebung; zierlich vor den schweren Gestalten hob sich der Sommerpavillon.

Der Großdoktor indes bewahrte seine Fassung. Das Kommen des Messias, erklärte er, sei eine Weissagung allgemeiner Art, die nichts mit Politik zu tun habe. Der Messias sei eine Manifestation Gottes jenseits aller realen Vorstellungen, er gehöre in die Welt des rein Geistigen. Der Kaiser stelle sich ihn am besten als so etwas vor wie eine Idee Platos. Gewiß, es gebe Leute, die mit der Lehre vom Messias reale Vorstellungen verbänden. Diese Leute nennten sich Minäer oder auch Christen, dies letztere eben nach der griechischen Bezeichnung des Wortes Messias. Sie zögen aus jener Weissagung praktische Konsequenzen. Sie verehrten einen persönlichen, verleiblichten Messias. »Wir aber«, erklärte er würdevoll und bestimmt, »wir, das Lehrhaus und das Kollegium von Jabne, haben diese Leute als Ketzer aus unserer Mitte ausgestoßen. Wir haben mit Messiasgläubigen solcher Art nichts zu schaffen.«

»Schade«, meinte Domitian, »daß ich den Pavillon nicht sehr oft werde benutzen können. Gerade im Sommer zwingt mich die Rücksicht auf dumme Repräsentation, beinahe täglich große Tafel zu halten. Aber der Pavillon ist ein Wunder in seiner Art.« Dann, sehr sanft, sagte er zu dem Großdoktor: »Jetzt haben Sie aber ein wenig geschwindelt, heiliger Herr. Ich bin besser informiert, als Sie annehmen. Die Messiasgläubigen, von denen Sie sprechen, Ihre Christen, die behaupten doch, der Messias sei bereits gestorben; ihr gekreuzigter Gott wird mir somit schwerlich mehr die Provinz Judäa wegnehmen, und die Leute sind in dieser Hinsicht ganz ungefährlich. Euer Messias hingegen, da ihr ihn erst erwartet, der bleibt bedenklich.«

Unter den Doktoren war sichtbare Verwirrung. Die Weissagung des Messias, versuchte Gamaliel zu erklären, beziehe sich auf eine ferne Zukunft. Von dem Reich, das er gründen solle, heiße es, es werde dort alles Kriegsgerät in Friedenswerkzeug umgeschmiedet werden, und es würden dort Löwe, Wolf und Bär zusammen mit dem Lamme weiden. »Sie sehen, Majestät«, schloß er, »es handelt sich um eine religiöse Utopie, die mit realer Politik nichts zu schaffen hat.« Doktor Chilkias sprang dem Gamaliel bei. »Fest steht nur *eines«,* sagte er, »daß

nämlich ein Messias kommen wird. Wann er indes kommen wird und was seine Funktion sein wird, sich darüber ein Bild zu machen bleibt dem einzelnen überlassen.«

Schon während Gamaliel gesprochen, hatten einige der Doktoren zu tuscheln angefangen. Sie fanden es offenbar lästerlich, unerträglich, daß aus berufenem Munde ein so wichtiger Bestandteil ihres Glaubens so zweideutig erklärt, ja geradezu abgeleugnet wurde. Kaum hatte Doktor Chilkias geendet, da korrigierte denn auch schon Doktor Helbo ihn und vor allem den Großdoktor. Mit seiner tiefen, brüchigen Stimme, unbeholfen, in schlechtem Griechisch, sagte er: »Es mag sein fern, es mag sein nah, es mag sein so, es mag sein anders: aber der Tag wird kommen. Der Tag wird kommen«, wiederholte er grob, bedrohlich und richtete die alten, zürnenden Augen auf den Großdoktor und zurück auf den Kaiser.

Ein unbehagliches Schweigen war. »Interessant«, sagte Domitian, »das ist interessant.« Er setzte sich auf die Stufen des Pavillons, schlug salopp ein Bein über das andere und wippte mit dem Fuß; es war angenehm, nicht die feierlichen, hochgesohlten Schuhe zu tragen, sondern bequeme, sandalenartige. »Darüber möchte ich mehr hören«, fuhr er fort. Und, immer sehr sanft, wandte er sich an den Großdoktor, mit dem Finger drohend: »Und da sagen Sie, euer Messias sei eine utopische Vorstellung, eine platonische Idee!« Und, wieder zu dem alten, groben Helbo: »Der Tag wird kommen. Welcher Tag, bitte? ›Kommen wird er, der Tag, da die heilige Ilion hinsinkt‹«, zitierte er den Homer. »An welche Ilion denken Sie, mein Doktor und Herr? An Rom?« fragte er geradezu.

Die Doktoren standen jetzt ein wenig gesondert. Die Römer schauten auf sie, warteten auf die Antwort. Der Kaiser indes, ihre Verlegenheit nicht ausnützend, unterbrach das peinliche Schweigen und fuhr fort, ungewohnt jovial: »Es müssen manche unter euch sich diesen Messias nicht als etwas rein Geistiges, sondern als ein Wesen aus Fleisch und Blut vorgestellt haben. Dieser mein Flavius Josephus zum Beispiel hat seinerzeit meinen Vater, den Gott Vespasian, als den Messias bezeichnet. Und Sie, mein Flavius Josephus«, er schaute ihm voll, sanft, mokant und gefährlich ins Gesicht, »haben doch

sicher nicht meinem Vater die Absicht zugetraut, Wölfe oder Löwen so zu zähmen, daß sie neben Lämmern weiden. Aber schön«, wandte er sich wieder an die Doktoren, »dieser Ritter Flavius Josephus ist im Hauptamt Soldat, Schriftsteller, Staatsmann und nur im Nebenamt Theolog und Prophet; lassen wir also seine Deutung auf sich beruhen. Sie indes, meine Herren Doktoren, Sie sind die berufenen Ausleger der jüdischen Lehre, die Sachwalter Jahves. Ich bitte Sie um eine klare, unmißverständliche Auskunft: wer oder was ist Ihr Messias? Ich bitte Sie um eine Erklärung, so eindeutig, wie ich sie in Rapporten meiner Beamten zu finden erwarte.«

»Es steht geschrieben«, begann Doktor Helbo, »bei unserm Propheten Jesajas: ›Von Zion wird das Gesetz ausgehen und des Herrn Wort von Jerusalem. Und er wird richten unter den Heiden und strafen viele Völker.‹« Zornig und gefährlich kam das aus seinem großen Mund. Aber: »Nicht doch, nicht doch, mein Bruder und Herr«, fiel ihm eifrig Doktor Chilkias ins Wort, »dies ist eine halbe Wahrheit, die ihren rechten Sinn erst aus späteren Sätzen gewinnt. Denn es ist gesagt bei dem gleichen Propheten Jesajas: ›Es ist ein Geringes, daß du mein Knecht bist, die Stämme Jakobs aufzurichten. Sondern ich habe dich auch zum Licht der Heiden gemacht, auf daß du mein Heil seist bis zum Ende der Welt.‹« Allein: »Entstellen Sie nicht, mein Bruder und Herr«, ereiferte sich hartnäckig Doktor Helbo, »legen Sie nicht den Ton auf Nebensachen. Steht nicht etwa auch geschrieben bei dem Propheten Micha: ›Er wird richten unter großen Völkern und viele Heiden strafen in fernen Landen‹?« Doch auch Doktor Chilkias beharrte: »Sie sind es, der entstellt, und schon ein zweites Mal. Denn Sie lassen fort, wie es weitergeht bei dem Propheten Micha: ›Und ein jeglicher wird unter seinem Weinstock und Feigenbaum wohnen ohne Furcht.‹« Nun aber sprang dem Doktor Helbo sein Gesinnungsgenosse bei, der Doktor Simon, genannt der Weber. »Und was ist es«, fragte er streitbar, »mit Gog und Magog, die der Messias vorher hinstrecken wird?« Alle begannen sie jetzt zu debattieren. Sie waren nicht mehr in den Gärten von Alba und in Gegenwart des Kaisers, sie waren in Jabne, in ihrem Lehrsaal, sie gerieten aus dem Griechi-

schen ins Aramäische, ihre Stimmen gingen ineinander, erhitzt, zornig. Der Kaiser und seine Herren hörten still zu und zeigten kaum, wie belustigt sie waren.

»Ich muß gestehen, viel klüger bin ich nicht geworden«, sagte schließlich der Kaiser. Messalin, mit seiner sanften Stimme, griff ein. »Darf ich mir den Versuch erlauben«, fragte er, »den Herren klarzumachen, was eigentlich unser Herr und Gott von Ihnen will? Es geht der Majestät darum, meine Herren Doktoren, von Ihnen als von der autorisierten Stelle folgendes zu erfahren. Gibt es Männer in Fleisch und Blut, Männer mit genauen Namen, Wohnort und Geburtsjahr, die eine Anwartschaft darauf haben, der von Ihnen erwartete Messias zu sein? Mir hat man gelegentlich gesagt, ein Kriterium werde von Ihnen allen als Grundlage solcher Eignung und Anwartschaft anerkannt; es werde nämlich der von Ihnen erwartete Messias ein Reis sein aus dem Stamme eures Königs David. Bin ich da recht unterrichtet oder nicht?«

»Ja«, sagte lebhaft der Kaiser, »das ist interessant. Ist der Kreis derer, aus deren Mitte der von euch erwartete Messias kommen soll, streng umgrenzt? Ist er zu suchen ausschließlich unter den Abkömmlingen eures Königs David? Ich bitte um klare Antwort«, forderte er den Großdoktor auf.

Gamaliel erwiderte: »Es ist so, und es ist nicht so. Unsere Heilige Schrift bedient sich oft einer dichterischen Ausdrucksweise. Wenn unter unsern Propheten der eine oder andere erklärt, es werde uns ein Messias kommen aus dem Stamme Davids, so ist das mit Absicht vag ausgedrückt und bildlich zu verstehen. Die ganze Vorstellungswelt um den Messias herum ist poetisch. Sie hat«, schloß er lächelnd, weltmännisch, »wenig mit einer Realität zu tun, die man in Akten und Listen einfangen könnte.«

Doktor Ben Ismael wandte das edle, elfenbeinfarbene, zerknitterte Gesicht dem Kaiser zu, die alten, müden, eingesunkenen Augen richtete er voll auf ihn, und er erklärte: »Ja, es handelt sich um eine höhere Realität. Wer über den Messias ein Einzelnes aussagt, sagt im besten Falle eine Teilwahrheit aus und somit etwas Falsches. Denn die Lehre vom Messias ist eine vielfältige Wahrheit, sie kann nicht mit dem Verstand

allein begriffen, sie kann nur geahnt werden, geschaut. Nur der Prophet schaut sie. Eines allein ist gewiß: der Messias, der da kommen soll, wird sein die Verbindung Gottes mit der Welt. Seine Sendung geht nicht Israel allein an, sondern den Erdkreis und alle seine Völker.«

Aber: »Es ist nicht so«, erklärte grob der wilde Eiferer Doktor Helbo, »und Sie, Doktor Ben Ismael, wissen, daß es nicht so ist. Es sind Einzelheiten offenbart über den Messias«, wandte er sich an Messalin, »so eindeutige Merkmale, daß sie nicht zu verwischen sind und daß sogar ihr Römer sie verstehen könnt. Der Messias wird sein ein Sprößling Davids. Dies ist die Wahrheit, und da hat man Sie recht unterrichtet, mein Herr.«

»Danke«, sagte Messalin.

»Was Sie meinem Vater verkündet haben, mein Flavius Josephus«, meinte liebenswürdig der Kaiser, »stimmt aber damit nicht überein. Denn soweit ich über unsere Abstammung unterrichtet bin, geht sie auf Herkules zurück, nicht auf diesen David.« Ein kleines Gelächter lief ringsum, es klang harmlos, der Großdoktor atmete auf. Josef selber, trotz der Demütigung, atmete auf, froh, daß die Gefahr vorüberzuziehen schien an der Hochschule von Jabne, an der Lehre. »Aus den Meinungsverschiedenheiten der verehrten Herren und Doktoren«, verteidigte er sich, »mag der Herr und Gott Domitian ersehen, daß die Verkündigungen des Messias dunkel sind und das meiste dem Gefühl überlassen. Was ich damals spürte, als ich dem Herrn und Gott Vespasian huldigte, war ehrlich, die Ereignisse haben es bewährt, und ich rühme mich meiner Verkündigung.«

Ein tiefes, zorniges Brummen kam aus der Kehle des Doktors Helbo. War es schon Lästerung, daß dieser Josef Ben Matthias, immerhin noch Jude, den Kaiser der Heiden als Herrn und Gott ansprach, so war es doppelte Blasphemie, daß er den toten Kaiser Vespasian, den Feind Jahves, in Gegenwart der Doktoren von Jabne nochmals den Messias nannte. Doktor Helbo rüstete sich also, etwas Eiferndes, Bekennerisches, Vernichtendes zu sagen. Doch weder dem Annius Bassus noch dem Norban, noch gar dem Messalin gefiel es, daß sich das

Gespräch jenen alten, abgelebten Vorgängen zugekehrt hatte. Ihnen lag daran, die Doktoren auf Definitionen festzulegen, die man für gewisse praktische Maßnahmen verwerten konnte. »Soviel jedenfalls dürfen wir als gesichert unterstellen«, faßte Annius Bassus zusammen, »daß der gemeine Mann überall in der Judenheit einen, der vom König David abstammt, dem Kreis derjenigen zurechnet, aus denen der echte Messias kommen wird.« – »Ja, so ist es«, gab der grimmige Doktor Helbo zu. »Nun«, erklärte zufrieden der Polizeiminister Norban, »da haben wir immerhin etwas Rundes, Faßbares, Greifbares.« Und: »Gibt es solche Abkömmlinge Davids?« stieß sogleich mit seiner sanften Stimme der blinde Messalin weiter vor. »Kennt man sie? Gibt es viele? Und wo findet man sie?«

Außer Josef und Gamaliel wußte unter den Juden wohl keiner Bescheid um die dunkle Funktion dieses Senators Messalin. Trotzdem überfröstelte es die Doktoren. Sie merkten den bösen Hintersinn der sanften Frage, sie erkannten, daß dies die gefährlichste Minute dieses schicksalsträchtigen Gespräches war, die gefährlichste Minute dieser bedenklichen Reise nach Rom. Was sollte man antworten? Sollte man die Namen der Sprößlinge Davids und ihrer Häupter diesen bösartigen Heiden und ihrem Kaiser preisgeben? Nicht als ob sie sehr geachtet gewesen wären, diejenigen, die heute der Finger des Volkes, und nicht einmal mit Sicherheit, als Sprößlinge Davids bezeichnete; seit vielen Geschlechtern waren viele berufen. Trotzdem waren sie heilig, denn unter ihnen war der Auserwählte oder der Stammvater des Auserwählten. Und die Hoffnung auf den Auserwählten war das Lichteste an der Lehre. Ja, ein großes Licht würde für immer verlöschen, wenn man leichtfertig das Geschlecht Davids preisgäbe und damit die Möglichkeit, daß der Messias je erscheine. Es wob um die Hoffnung auf den Messias Geheimnis, ein anziehend Urheiliges; wenn mit dem Geschlechte Davids dieses Heilige, Geheimnisvolle aus der Welt verschwand, dann war der Lehre ihr tiefster Zauber genommen.

Was also sollte man tun? Wich man der sanften, tückischen Frage des blinden Mannes aus, verweigerte man die Namen, dann, sicherlich, wird sich der Zorn des Kaisers über das

Lehrhaus von Jabne ergießen. Sollte man also die Sprößlinge Davids ausliefern?

Der Wind war stärker geworden, er ging in Stößen und bauschte die Galakleider. Dunkelgrün glänzten Buchs und Taxus, silbern glitzerten die Ölbäume, von unten erschimmerte besonnt, leicht bewegt der See. Doch niemand achtete darauf. Der Kaiser saß auf den Stufen des Pavillons, die andern standen herum. Sie schauten auf den Großdoktor, an ihm jetzt lag es, zu antworten, und was wird er antworten? Selbst die Architekten Grovius und Larinas vergaßen den Ärger darüber, daß die Schaustellung ihrer Leistung beeinträchtigt war durch die Anwesenheit der barbarischen Gesandtschaft. Was wird der Erzpriester der Juden jetzt sagen?

Bevor er indes antworten konnte, erklang die brüchige, grobe Stimme Doktor Helbos. Hatte nicht dieser Josef Ben Matthias soeben erst nochmals den Frevel der Lästerung begangen und so sich selber zur Ausrottung bestimmt? »Die vom Stamme Davids sind berufen«, sagte also Doktor Helbo, »aber nur wenige sind auserwählt. Da ist zum Beispiel dieser Josef Ben Matthias, früher Priester der Ersten Reihe, jetzt aber in Bann und ein Ketzer. Wie könnte ein solcher auserwählt sein? Und dennoch ist er vom Stamme Davids, wenn auch nur von Großmutterseite her. Sein Vater jedenfalls hat sich des vor meinen Ohren gerühmt.«

»Interessant«, sagte der Kaiser, »interessant.«

Alle Blicke richteten sich auf Josef. Es hatte sich um ihn ein kleiner, freier Raum gebildet; es war so wie damals, als der Bann gegen ihn ausgesprochen war und alle die sieben Schritte Abstand hielten. Sonderbar teilnahmslos stand er da, als wäre von einem Dritten die Rede, das Galakleid mit dem schmalen Purpurstreif legte sich im Wind an seine magern Glieder, mit abwesenden Augen beschaute er den Ring an seinem Finger, den Goldenen Reif des Zweiten Adels. In seinem Innern war Panik. Aus dem Geschlechte Davids, dachte er. Es ist wohl so. Aus Königsgeschlecht vom Vater und von der Mutter her, aus dem Geschlechte Davids und aus dem Geschlechte der Hasmonäer. Daß dieses jetzt über mich kommt, ist die Strafe dafür, daß ich damals den Römer als den Messias

begrüßt habe. Mittlerweile aber hatte der Großdoktor seine Antwort gefunden. In seiner überlegenen, weltmännischen Art erklärte er: »Wenn das Volk den oder jenen als einen Abkömmling Davids bezeichnet, so ist das ein vulgärer Aberglaube, gegründet nicht auf die leiseste Spur eines Beweises. Manchmal sind es sehr geringe Männer, an welche dieser Aberglaube sich heftet, ein Fischer, ein Zimmermann. Wie sollte ein Sprößling Davids so herunterkommen?« Diesmal wurde er berichtigt von einem, von dem es keiner erwartet hätte. »Es ist aber manchmal ein großer Glanz auch um diese niedrigen Männer«, sagte die milde Stimme des alten Doktors Ben Ismael.

»Laß dich anschauen, mein Josephus«, lächelte Domitian, »ob ein Glanz um dich ist!« Er stand auf, kam nah an den Juden heran. »Auf alle Fälle bleibt diese Angelegenheit mit eurem Messias dunkel und bedenklich«, entschied er, es klang abschließend.

Nun aber dachte der Großdoktor an das, was er sich zurechtgelegt hatte über die Religiosität und Gottesscheu dieses Kaisers und fand es an der Zeit, seinesteils anzugreifen. »Ich bitte Eure Majestät«, bat er, »die Angelegenheit nicht als bedenklich anzuschauen. Dunkel ist die Lehre vom Messias, aber hüllen sich nicht die Götter vieler Völker in Dunkelheit?« Er stand jetzt Aug in Aug mit dem Kaiser, seine Stimme klang hell, stark, mutvoll, bedrohlich. »Es ist nicht gut«, warnte er, »wenn der Mensch versucht, zu tief in die Geheimnisse der Gottheit einzudringen. Vielleicht geschah es aus Gründen solcher Art, daß uns unser Gott so schwer gezüchtigt hat.« Ein kleines Zucken ging über das Gesicht des Kaisers, fast unmerklich, Gamaliel aber bemerkte es. Mehr zu erreichen, hatte er nicht gehofft; den Kaiser weiter zu bedrohen hätte die Wirkung nur verdorben. Gamaliel ließ es also bei seinem undeutlichen Ausspruch bewenden, ja er tat, als hätte er keine Warnung vorgebracht, sondern nur eine Entschuldigung, und er fuhr, leiser, fort: »Es ist kein leichter, heiterer Gott, unser Gott Jahve, es ist schwer, ihm zu dienen, er ist schnell gekränkt.«

Die Drohung des Großdoktors bereitete dem Kaiser gerade durch ihre Vieldeutigkeit Unbehagen, Gamaliels schmetternde

Stimme erinnerte ihn peinlich an die seines Bruders Titus, und dieser letzte Hinweis, Jahve sei schnell gekränkt, beunruhigte ihn tief. Was will er denn, dachte er, der jüdische Pfaffe? Ich denke doch gar nicht daran, ihm seine Universität zu schließen. Das könnte diesem Jahve passen, daß ich etwas gegen ihn unternehme und ihm den Vorwand liefere, mich zu schädigen. Ich werde mich hüten.

»Ich habe gehört«, sagte er mit Anlauf, entschlossen, »ihr hättet Angst davor, man könnte euer Lehrhaus sperren. Wie kommt ihr auf solchen Aberwitz? Wie könnt ihr so unsinnigem Gerede Glauben schenken?« Er richtete sich hoch auf, blitzend, kaiserlich stand er im starken Wind. »Rom schützt die Götter der Völker, die sich seinem Schirm anvertraut haben«, verkündete er, und: »Habt keine Angst!« fuhr er fort, leutselig. »Ich werde euch ein Handschreiben mitgeben an meinen Gouverneur Pompejus Longin, das euch jeder weiteren Sorge überheben soll.« Mit einer leichten, anmutigen Bewegung legte er dem Großdoktor die Hand auf die Schulter. »Man sollte nicht gleich kleinmütig werden«, sagte er mit liebenswürdigem Spott, »und verzagen, mein heiliger Herr, unter der Regierung des Domitian, den Senat und Volk von Rom ihren Herrn und Gott nennen. Und vielleicht auch sollte man etwas mehr Vertrauen zu seinen eigenen Göttern haben.« Und, zu Josef gewandt, abschließend, mit einer lockern und gleichwohl fürstlichen Geste, sagte er: »Sind Sie zufrieden mit mir, mein Flavius Josephus, Geschichtsschreiber meines Hauses?«

Die Woche darauf, trotz der schlechten Jahreszeit, schifften sich der Großdoktor und seine Herren nach Judäa ein. Josef und Claudius Regin begleiteten Gamaliel ans Schiff.

Gamaliel fand auch jetzt herzliche und sehr achtungsvolle Worte, um sich bei Josef zu bedanken, daß er ihm die Audienz beim Kaiser verschafft hatte. »Wieder«, sagte er, »haben Sie sich hohes Verdienst um die Sache Israels erworben. Ich hoffe nur, daß nicht am Ende Sie den Preis für unsere Privilegien zu zahlen haben werden. Da Domitian bis jetzt aus den unbesonnenen Äußerungen unseres Doktors Helbo keine Konsequen-

zen gezogen hat, wird er das, hoffe ich, auch weiter unterlassen.«

Josef schwieg. Claudius Regin wiegte aber, besorgt, den Kopf und sagte: »Domitian ist ein langsamer Gott.«

Dann bestiegen die Doktoren das Schiff, glücklich, im Besitz des sehr gnädig gehaltenen kaiserlichen Handschreibens. Aller Herzen waren erfüllt von Dank für Josef. Nur die Doktoren Helbo und Simon der Weber grollten ihm auch weiter.

Kurze Zeit darauf forderte der Senator Messalin den Josef auf, ihn zu besuchen. Der Kaiser erweise dem Senator die Gunst, bei ihm zu speisen, und wünsche, daß ihm Josef aus dem Manuskript seines Geschichtswerkes die Kapitel über den jüdischen König David vorlese.

Da wußte Josef, daß Claudius Regin recht gehabt und daß der langsame Gott Domitian die Maßnahmen gegen ihn aufgeschoben, doch nicht aufgegeben hatte. Er erschrak in seinem Herzen. Gleichzeitig aber beschloß er, daß, wenn Gott ihn wirklich als Opfer an Stelle Jabnes bestimmt haben sollte, er nicht dagegen murren, sondern dieses Opfer voll demütigen Stolzes auf sich nehmen werde.

Messalin, während Domitian faul auf dem Sofa lag, eröffnete dem Josef, der Kaiser sei interessiert an gewissen jüdischen Fragen, und da die Doktoren von Jabne nicht mehr in Rom seien, möchte er von Josephus Auskunft haben als von dem besten Kenner der Materie. »Ja«, nickte träg und wohlwollend der Kaiser, »es wäre freundlich von Ihnen, mein Josephus, wenn Sie uns belehren wollten.«

Josef, sich an Messalin allein wendend, fragte: »Habe ich diese Unterredung als ein Verhör zu betrachten?« – »Was für harte Worte, mein Josephus«, tadelte lächelnd von seinem Sofa her der Kaiser, und: »Es handelt sich lediglich um eine Unterredung über historische Gegenstände«, betonte nochmals liebenswürdig der Blinde. »Es interessiert den Herrn und Gott Domitian zum Beispiel, wie Sie, ein Mann des Ostens, über das Schicksal des Cäsarion denken, jenes Sohnes des Julius Cäsar und der Kleopatra.« – »Ja«, pflichtete der Kaiser bei, »das interessiert mich. Cäsar hat ihn offenbar geliebt,

diesen seinen Sohn«, setzte er auseinander, »und ihm die Rolle zugedacht, der vermittelnde Herrscher zwischen Ost und West zu sein. Es scheint auch, daß sich Cäsarion zu einem jungen Mann von vielen Gaben entwickelt hat.« – »Und worüber«, fragte betreten Josef, »wünschen Sie mein Urteil?« Messalin beugte sich vor, richtete die blinden Augen auf Josefs Gesicht, als sähe er, und fragte langsam und sehr deutlich: »Finden Sie, daß Augustus recht daran getan hat, diesen Cäsarion zu beseitigen?«

Jetzt war es dem Josef klar, worum es ging. Domitian wollte sich, ehe er die Sprößlinge Davids erledigte, auch noch von einem seiner Opfer bestätigen lassen, daß er recht daran tue, es zu beseitigen. Vorsichtig sagte er: »Julius Cäsar hätte vor dem Tribunal der Geschichte sicher gute und schlagende Gründe vorbringen können, um die Tat des Augustus zu verurteilen. Augustus seinesteils hätte wohl nicht weniger gute Gründe gewußt, seine Tat zu rechtfertigen.« Domitian lachte ein kleines Lachen. Auch über das Antlitz des Blinden ging ein Lächeln, und er anerkannte: »Gut geantwortet. Allein was uns hier interessiert, ist nicht das Urteil des Cäsar, auch nicht das Urteil des Augustus, sondern nur Ihr Urteil, mein Flavius Josephus.« Und: »Finden Sie«, wiederholte er langsam, jedes Wort unterstreichend, »daß Augustus recht daran tat, als er den Prätendenten Cäsarion beseitigte?« Er neigte das Ohr dem Josef hin, begierig.

Josef biß sich auf die Lippen. Schamlos und geradewegs sprach der Mann aus, worum es ging, um die Beseitigung unliebsamer Prätendenten, um seine, des Josef, Beseitigung. Er war wortgewandt, er hätte weiter ausweichen und sich der billigen Schlinge entziehen können; doch sein Stolz sträubte sich dagegen. »Augustus hat recht getan«, urteilte er kühl und ohne Umschweif, »den Cäsarion zu beseitigen. Der Erfolg hat ihn bestätigt.« – »Danke«, sagte Messalin, wie er es vor Gericht zu tun pflegte, wenn ihm der Gegner hatte einräumen müssen, daß er im Recht war.

»Und jetzt erzählen Sie uns von Ihrem König David«, fuhr er munter fort, »dessen Sprößlinge zu euern künftigen Herrschern bestimmt sind!« – »Ja«, pflichtete ihm Domitian bei,

»lesen Sie uns vor, was Sie über diesen Ihren Ahnherrn geschrieben haben! Zu diesem Zweck hat unser Messalin Sie hergebeten.«

In seinem Herzen liebte Josef mehr den dunklen, zerrissenen Saul als jenen David, dem sich so vieles so leicht und glücklich erfüllte, und er wußte, daß die Kapitel über David nicht die besten seines Werkes waren. Heute aber, als er las, riß ihn sein Gegenstand mit, und er las gut. Es bereitete ihm Genugtuung, diesem römischen Kaiser zu berichten von dem großen, jüdischen König, der ein so gewaltiger Herrscher war und ein Sieger über die Völker. Josef las gut, und Domitian hörte gut zu. Er verstand etwas von Geschichte, er verstand etwas von Literatur, Josephus interessierte ihn, König David interessierte ihn, sein Gesicht spiegelte seine Anteilnahme.

Einmal unterbrach er den Josef. »Es ist wohl schon ziemlich lange her, daß er regiert hat, dieser David?« fragte er. »Es war etwa um die Zeit des Trojanischen Krieges«, gab Josef Auskunft, und stolz fügte er hinzu: »Unsere Geschichte reicht sehr weit zurück.« – »Unsere römische«, räumte friedfertig der Kaiser ein, »beginnt erst mit der Flucht des Äneas aus dem brennenden Troja. Da hattet ihr also schon diesen großen König auf dem Thron eures Volkes sitzen. Aber lesen Sie weiter, mein Josephus!«

Josef las, und wie er so dem römischen Kaiser vorlas, kam er sich selber ein wenig vor wie jener David, vor dem zerklüfteten König Saul auf der Harfe spielend. Er las lange, und als er aufhören wollte, verlangte der Kaiser, daß er weiterlese.

Dann, als Josef zu Ende war, machte Domitian einige recht verständige Anmerkungen. »Er scheint die Technik des Regierens besessen zu haben, euer David«, meinte er etwa, »wiewohl ich seine verschiedenen Anfälle von Großmut nicht billige. Er hat zum Beispiel offenbar töricht gehandelt, wenn er den Saul, der in seine Hand gegeben war, verschonte, und das sogar ein zweites Mal. Später hat er denn auch zugelernt und sich klüger verhalten. Eines vor allem erscheint mir gut und königlich: daß er nämlich den Fürstenmord bestraft, selbst wenn dieser Mord an seinem Gegner und also zu seinen Gunsten vollzogen wird.«

Ja, jene Maßnahmen des David, daß der den Mann, der den Saul erschlagen, hatte hinrichten lassen, schien den Kaiser zu befruchten, und mit einem kleinen Schauder mußte Josef erleben, mit welch ausgeklügelter Kunst dieser Domitian aus dem scheinbar Fernstliegenden eine Nutzanwendung für sich selber zu ziehen wußte. »Kaiser Nero«, wandte er sich nämlich an Messalin, »war gewiß ein Feind meines Hauses, und es war gut, daß er umkam. Trotzdem begreife ich nicht, daß der Senat seinen Mörder Epaphrodit ungestraft hat weiterleben lassen. Wer an einen Kaiser die Hand legt, darf nicht weiter in der Welt sein. Und lebt er nicht jetzt noch, dieser Epaphrodit? Lebt er nicht hier in Rom? Geht er nicht herum, eine zweibeinige Aufforderung zum Fürstenmord? Ich begreife nicht, wie der Senat das so lange hat dulden können.« Messalin, mit seiner liebenswürdigsten Stimme, entschuldigte seine Kollegen. »Vieles«, sagte er, »was die Berufenen Väter tun und lassen, ist mir nicht verständlich, mein Herr und Gott. Im Falle des Epaphrodit aber hoffe ich meine Kollegen mit Erfolg auf das Beispiel des alten Judenkönigs hinweisen zu können.« Finster und gramvoll fiel es den Josef an. Er schätzte den Epaphrodit; der war ein guter Mann, er liebte und förderte Künste und Wissenschaften, Josef hatte manche gute Stunde mit ihm verbracht. Jetzt also, ohne es zu wollen, hat er den Untergang dieses Mannes herbeigeführt.

Bald darauf, unter einem Vorwand, ließ Messalin den Kaiser mit Josef allein. Domitian richtete sich auf seinem Sofa halb auf, und lächelnd, mit einladender Vertraulichkeit, sagte er: »Und jetzt, mein Josephus, reden Sie offen. Hat jener plumpe Mann unter denen von Jabne recht gehabt, der behauptete, Sie seien ein Sproß aus dem Hause des David? Es ist das, wie ja auch eure Doktoren erklären, mehr eine Sache des Gefühls, der Intuition, als aktenmäßiger Beweise. In diesem Gedankengang kann ich euch folgen. Wenn ich zum Beispiel selber glaube, ich sei ein Abkömmling des Herkules, dann bin ich es. Sicher haben Sie bereits begriffen, mein Flavius Josephus, wo ich hinauswill. Es ist dies: ich lege es in Ihre Hand, ob Sie für einen Sproß des David betrachtet werden wollen oder nicht. Wir stellen da nämlich Listen auf. Wir notieren, wer als Nach-

fahr des großen Königs zu betrachten ist, dessen Wirksamkeit Sie so vortrefflich geschildert haben. Verwaltungstechnische Gründe lassen meiner Regierung die Aufstellung einer solchen Liste wünschenswert erscheinen. Wie ist das nun mit Ihnen, mein Josephus? Sie sind ein begeisterter Jude. Sie rühmen sich Ihres Volkes, Sie rühmen sein Alter, seine großen zivilisatorischen Leistungen. Sie sind ein Bekenner. Ich glaube dem Bekenner Josephus. Was immer Sie mir sagen werden, ich glaub es Ihnen, es gilt. Sagen Sie mir: ›Ich bin ein Sproß aus dem Hause des David‹, und Sie sind es. Sagen Sie: ›Ich bin es nicht‹, und Ihr Name erscheint nicht auf jener Liste.« Er erhob sich, er ging ganz nah an Josef heran. Mit einer lächelnden, fast grinsenden, schaurigen Vertraulichkeit fragte er ihn: »Wie ist das, mein Jude? Alle Fürsten sind verwandt. Bist du mein Verwandter? Bist du ein Sproß des David?«

Wirr stürmten in Josef Gedanken und Gefühle. Wenn das Volk von dem oder jenem behauptete, er sei aus Davids Geschlecht, so war das schieres Gerede und nicht weiter nachprüfbar. Auch hat er selber niemals von dieser seiner angeblichen Abstammung Aufhebens gemacht. Es wäre also sinnlos, jetzt Bekennermut zu zeigen und stolz zu erklären: Ja, ich bin aus Davids Geschlecht. Niemand hätte Nutzen davon, das einzige, was er dadurch erreichen könnte, wäre das eigene Verderben. Weshalb wohl treibt es ihn trotzdem so mächtig, ja zu sagen? Deshalb, weil dieser Kaiser der Heiden seltsamerweise recht hat. Er, Josef, weiß aus dem Gefühl, also aus einem tiefen Wissen heraus, daß er wirklich zu den Berufenen gehört, zu denen aus Davids Geschlecht. Der Kaiser der Heiden will ihn demütigen und ihn verlocken, sein Bestes zu verleugnen. Und wenn er sich dahin bringen läßt, wenn er seinen großen Ahn David abschwört, dann wird dieser Kaiser nicht nur ihn, er wird sein ganzes Volk verachten, und mit Recht. Was sich da zwischen Domitian und ihm abspielt, das ist eine der vielen Schlachten in dem Krieg, den sein Volk gegen Rom um seinen Jahve führt. Aber wo ist der rechte Weg? Was erwartet die Gottheit von ihm? Es ist Feigheit, wenn er seine »Berufung« verleugnet. Aber ist es nicht geistiger Hochmut, wenn er sich, gegen die Vernunft, zu seinem Gefühl bekennt? Still stand er

da, hager. Nichts von seiner Ratlosigkeit zeigte sich auf seinem fleischlosen Gesicht; die brennenden Augen unter der breiten, hohen, gebuckelten Stirn hielt er auf den Kaiser gerichtet, nachdenklich, sehend und nicht sehend, und nur mit Mühe hielt Domitian den Blick aus. »Ich merke schon«, sagte er, »du willst mir nicht ja sagen und auch nicht nein. Das begreife ich. Aber wenn dem so ist, dann, mein Lieber, weiß ich dir ein Drittes. Du hast meinen Vater, den Gott Vespasian, als den Messias begrüßt. Wenn du das zu Recht getan hast, dann muß von diesem Messias-Wesen doch auch etwas in mir selber sein. Ich frage dich also: bin ich der Sohn und Erbe des Messias? Bedenke dich gut, ehe du antwortest. Wenn ich der Erbe des Messias bin, dann ist, was das Volk über die Sprößlinge Davids schwatzt, leeres Gefasel, nichts weiter, dann droht keine Gefahr von den Sprößlingen Davids, und es lohnt nicht, daß meine Beamten ihre Listen anlegen. Weich mir also nicht aus, mein Jude. Rette deine Sprößlinge Davids und dich selber. Sag es, das Wort. Sag zu mir: ›Du bist der Messias‹, und fall nieder und bete mich an, wie du meinen Vater angebetet hast.«

Josef erbleichte tief. Das hat er doch schon erlebt. Wann nur? Wann und wie? Er hat es im Geiste erlebt. So wird es erzählt in den Geschichten von dem reinen und von dem gefallenen Engel, und so auch fordert in den Schriften der Minäer der Versucher, der Verleumder, der Diabolus den Messias auf, sein eigenes Wesen zu verleugnen und ihn anzubeten, und verspricht ihm dafür alle Herrlichkeit der Welt. Seltsam, wie sich in seinem eigenen Leben die Sagen und Geschichten seines Volkes spiegeln. Er ist so durchtränkt mit der Vergangenheit seines Volkes, daß er sich selber verwandelt in die Gestalten dieser Vergangenheit. Und wenn er jetzt diesem römischen Kaiser, dem Versucher, gehorcht und ihn verehrt, wie er's verlangt, dann verleugnet er sich selber, sein Werk, sein Volk, seinen Gott.

Noch immer schaute er unverwandt auf den Kaiser; sein Blick hatte sich nicht geändert, seine brennenden Augen behielten jenes tief Nachdenkliche, sehend nicht Sehende. Verändert aber hatte sich das Gesicht des Kaisers. Domitian lächelte, er grinste, mit scheußlicher, Grauen einflößender

Freundlichkeit. Sein Gesicht war überrötet, seine kurzsichtigen Augen zwinkerten den Josef mit gespielter, falscher, einladender Vertraulichkeit an, seine Hand fächelte grotesk die Luft, es war wie ein Winken. Kein Zweifel, der Kaiser, der Herr und Teufel Domitian, Dominus ac Diabolus Domitianus, wollte ein Einverständnis mit ihm herstellen, ein Einverständnis, wie er es vermutete zwischen ihm und seinem weiland Vater Vespasian.

Josefs Gedanken, so ruhig sein Gesicht blieb, trübten sich. Er hätte nicht einmal mehr mit Sicherheit sagen können, ob Domitian diese letzten Worte, er solle vor ihm niederfallen und ihn anbeten, wirklich gesprochen hatte oder ob es nur die Erinnerung war an den gefallenen Engel der alten Geschichten und an den Diabolus der Minäer. Gedauert jedenfalls hatte diese seine Versuchung durch Domitian nur sehr kurz. Schon war der Kaiser wieder nur mehr der Kaiser; die Arme eckig nach hinten, stand er da, herrscherhaft, und er sagte förmlich: »Ich danke Ihnen für Ihre interessante Vorlesung, mein Ritter Flavius Josephus. Was die Frage anlangt, die ich an Sie gerichtet habe, ob Sie ein Sproß des von Ihnen geschilderten Königs David sind, so mögen Sie sich die Antwort in Ruhe überlegen. Ich erwarte Sie in den nächsten Tagen beim Morgenempfang. Dann werde ich Sie von neuem fragen. Wo aber bleibt unser liebenswürdiger Wirt?«

Er klatschte in die Hände, und: »Wo bleibt unser Messalin?« sagte er zu den herbeistürzenden Dienern. »Ruft mir den Messalin! Wir verlangen nach ihm, ich und mein Jude Flavius Josephus.«

In diesen Tagen schrieb Josef den »Psalm vom Mut«:

Wohl rühm ich den, der in der Schlacht seinen Mann
steht.
Pferde stürmen an,
Pfeile schwirren, Eisen klirrt,
Arme mit Äxten und Schwertern sausen
Ihm vorm Aug auf ihn zu.

Er aber duckt sich nicht.
Er sieht den Tod, reckt sich und steht ihm.

Mut verlangt das. Doch nicht mehr Mut
Als den eines jeden, der mit Recht sich Mann nennt.
Tapfer zu sein in der Schlacht ist nicht schwer.
Überspringt da der Mut von einem zum andern.
Keiner glaubt,
Er könnte es sein, den der Tod meint.
Niemals fester glaubst du
An viele Tage des Lebens noch vor dir
Als in der Schlacht.

Höher schon steht jenem der Mut,
Der hinauszieht in ödes Land der Barbaren,
Es zu erforschen,
Oder der ein Schiff steuert hinaus in die leere See,
Immer weiter hinaus,
Zu sichten, ob dort nicht neues Land sei
Und neue Feste.

Aber wie der Mond verbleicht, wenn die Sonne kommt,
So verblaßt der Ruhm auch dieses Mannes
Vor dem Ruhme jenes,
Der da kämpft für ein Unsichtbares.
Sie wollen ihn zwingen,
Ein Wort zu sprechen, ein körperloses, wesenloses,
Es verfliegt, sowie er's gesprochen,
Keiner mehr hört es, es ist nicht mehr da:
Er aber sagt das Wort nicht.

Oder aber es drängt ihn das Herz,
Ein Wort zu sagen, ein bestimmtes,
Und er weiß, das Wort bringt ihm Tod.
Kein Preis ist gesetzt auf das Wort,
Nur der Untergang,
Und er weiß es
Und sagt sein Wort dennoch.

Wenn einer das Leben einsetzt,
Gold zu erlangen, Macht zu gewinnen,
Dann kennt er den Preis seiner Fährnis,
Vor ihm schwebt er, greifbar,
Er kann ihn wägen.
Was aber ist *ein* Wort?

Darum sag ich:
Heil dem Manne, der den Tod auf sich nimmt,
Sein Wort zu sagen, weil das Herz ihn drängt.
Darum sag ich:
Heil dem Manne, der sagt, was ist.
Darum sag ich:
Heil dem Manne, den du nicht zwingen kannst,
Zu sagen, was nicht ist.

Denn er nimmt es auf sich, das Schwerste.
Sehend, mitten im nüchternen Tag,
Winkt den Tod er herbei und spricht zu ihm:
komm!
Für ein körperloses Wort Steht er dem Tode,
Es zu verweigern, wenn es seine Lüge ist,
Es zu bekennen, wenn es seine Wahrheit ist.

Heil dem Manne,
Der dafür dem Untergang steht.
Denn das ist der Mut,
Zu dem Gott ja sagt.

An einem der nächsten Morgen ließ sich Josef dem Gebot des Kaisers zufolge die Heilige Straße hinauftragen zum Empfang im Palatin.

Am Eingang des Palais wurde er wie alle Besucher nach Waffen untersucht, dann ließ man ihn in die erste Vorhalle. Es waren mehrere hundert Menschen da, die Türhüter riefen die Namen auf, die Beamten des Hofmarschalls Crispin notierten sie, wiesen fort, ließen zu. Im zweiten Vorraum drängten sich

die Gäste. Von einem zum andern eilten die Zeremonialbeamten und ordneten nach Anweisung des Crispin die Listen.

Josefs Anwesenheit fiel auf. Er sah, daß sein Besuch auch den Crispin beunruhigte, und nahm nicht ohne ein kleines Lächeln wahr, daß ihn Crispin nach einigem Zögern nicht unter die Bevorzugten auf die Liste der »Freunde der Ersten Vorlassung« setzte, sondern nur auf die Liste aller andern vom Zweiten Adel. Auf dem Wege war Josef mutig gewesen und hatte sich gesagt, je eher die qualvolle Stunde vorbei sei, so besser; jetzt war er froh, daß er, da er nur auf der Zweiten Liste stand, vielleicht unbeachtet und unverrichteterdinge wieder gehen könne.

Endlich erscholl der Ruf: »Der Herr und Gott Domitian ist erwacht!«, und die Türen, die zum Schlafgemach des Kaisers führten, öffneten sich. Man sah Domitian halbaufgerichtet auf dem breiten Lager, Gardeoffiziere in voller Rüstung ihm zur Rechten und zur Linken.

Die Ausrufer riefen die Namen der Ersten Liste aus, und einer nach dem andern traten die Träger dieser Namen ins innere Gemach. Gierig spähten die Außenstehenden, wie der Kaiser jeden einzelnen begrüßte. Den meisten streckte er nur die Hand zum Kuß hin, nur wenige würdigte er der Umarmung, die der Brauch vorschrieb. Es war verständlich, daß er nicht Tag für Tag eine Reihe von Menschen küssen wollte, die ihm zuwider waren, ganz abgesehen von der Gefahr der Ansteckung. Allein kein Kaiser vor ihm hatte es so offen gezeigt, als eine wie peinliche Aufgabe er diese Begrüßung empfand, es erregte böses Blut, daß gerade Domitian, der Hüter der Bräuche, sich diesem guten Brauch mehr und mehr entzog, und viele waren gekränkt.

Schon nach kurzer Weile ließ der Kaiser eine Pause eintreten. Ohne Rücksicht auf die Menge seiner Gäste gähnte er, rekelte sich, schickte langsam verdrossene Blicke über die Versammelten, winkte den Crispin herbei, überflog die Listen. Dann, plötzlich, belebte er sich. Klatschte seinen Zwerg Silen heran, flüsterte mit ihm. Der Zwerg watschelte in den Vorraum, alle Blicke folgten ihm; sein Weg ging zu Josef. In das lautlose Schweigen hinein, tief sich neigend, sagte der Zwerg:

»Der Herr und Gott Domitian befiehlt Sie an sein Bett, mein Ritter Flavius Josephus.«

Josef, vor den Augen der ganzen Versammlung, begab sich in den Innenraum. Der Kaiser hieß ihn sich auf sein Bett setzen, das war eine hohe Auszeichnung, deren heute kein anderer gewürdigt worden war. Er umarmte und küßte ihn, nicht widerwillig, sondern langsam und ernst, wie es die Sitte gebot.

Während aber seine Wange an die Wange des Josef geschmiegt war, flüsterte er: »Bist du der Sproß des David, mein Josephus?« Und Josef erwiderte: »Du sagst es, Kaiser Domitian.«

Der Kaiser löste sich aus der Umarmung. »Sie sind ein mutiger Mann, Flavius Josephus«, sagte er. Dann geleitete der Zwerg Silen, der alles mit angehört hatte, den Josef zurück in den Vorraum. Diesmal neigte er sich noch tiefer und sagte: »Leben Sie wohl, Flavius Josephus, Sproß des David!« Der Kaiser aber ließ die Türen des Schlafgemachs schließen, der Empfang war zu Ende.

Wieder wenige Tage später wurde im Amtlichen Tagesbericht folgendes verkündet. Der Kaiser habe das Geschichtswerk geprüft, an welchem der Schriftsteller Flavius Josephus jetzt arbeite. Es habe sich ergeben, daß dieses Buch dem Wohl des Römischen Reiches nicht förderlich sei. Es habe somit der genannte Flavius Josephus nicht die Hoffnungen erfüllt, die sich an sein erstes Werk, das über den jüdischen Krieg, geknüpft hätten. Der Herr und Gott Domitian habe deshalb angeordnet, die Büste dieses Schriftstellers Flavius Josephus aus dem Ehrensaal des Friedenstempels zu entfernen.

Jene Büste, welche den Kopf des Josef darstellte, schräg über die Schulter gewandt, hager, kühn, wurde also aus dem Friedenstempel entfernt. Sie wurde dem Bildhauer Basil übergeben, damit er ihr kostbares Metall – korinthisches Erz, eine einmalige Mischung, entstanden bei der Einäscherung der Stadt Korinth aus dem ineinanderfließenden Metall verschiedener Statuen – verwende für eine Büste des Senators Messalin, mit deren Modellierung ihn der Kaiser beauftragt hatte.

Drittes Kapitel

»Haben Sie sich versprochen, oder habe ich mich verhört?« fragte Regin den Marull und wandte den fleischigen Kopf so jäh herum, daß ihn der leibeigene Friseur bei aller Geschicklichkeit beinahe geschnitten hätte. »Nicht das eine noch das andere«, erwiderte Marull. »Die Anklage gegen die Vestalin Cornelia wird erhoben werden, das steht fest. Der Kurier gestern aus Pola hat die Anweisung mitgebracht. Es muß DDD viel an der Sache liegen. Sonst hätte er den Befehl nicht von der Reise aus gegeben, sondern gewartet, bis er zurück ist.« Regin brummelte etwas, die schweren, schläfrigen Augen unter der vorgebauten Stirn schauten noch nachdenklicher als sonst, und noch ehe der Friseur mit seiner Arbeit recht zu Ende war, winkte er ihm ungeduldig, sich zu entfernen.

Dann aber, allein mit dem Freund, sagte er nichts. Er begnügte sich, langsam den Kopf zu schütteln und die Achseln zu zucken. Er brauchte auch nichts zu sagen, Marull verstand ihn ohne Worte, für ihn war das Ereignis genauso unglaubhaft. Hatte DDD nicht genug an dem Sturm von damals, als er von den sechs Vestalinnen jene beiden andern prozessierte, die Schwestern Oculatae? Und war die Stimmung nicht ohnedies flau genug jetzt, nach diesem nicht geradezu glänzenden sarmatischen Feldzug? Was, beim Herkules, versprach sich DDD davon, wenn er die altmodisch brutalen Gesetze hervorholte und die Vestalin Cornelia auf Unkeuschheit verklagen ließ?

Junius Marull, an den schmerzenden Zähnen saugend, beschaute mit den scharfen, blaugrauen Augen gelassen den verdrießlich schnaufenden Freund. Bis aufs Wort erriet er dessen Gedanken. »Ja«, erwiderte er, »die Stimmung ist flau, da haben Sie recht. Für den Mann von der Straße sieht der Ausgang des sarmatischen Feldzugs nicht glänzend aus, obwohl es ein ganz solider Erfolg ist. Aber vielleicht ist es gerade deshalb. Unsere lieben Senatoren werden das Ergebnis des Krieges bestimmt in eine Niederlage umfälschen. Die Vestalin Cornelia ist verwandt und verschwägert mit dem halben Adel. Vielleicht glaubt Wäuchlein, die Herren werden sich mehr

hüten, wenn er vor einer Anklage selbst gegen Cornelia nicht zurückschreckt.«

»Arme Cornelia!« sagte statt aller Antwort Regin. Beide jetzt sahen sie Cornelia vor sich, das zarte und doch frisch und heitere Gesicht der Achtundzwanzigjährigen unter dem braunschwarzen Haar, sie sahen sie, wie sie ihnen zulächelte in ihrer Ehrenloge im Zirkus, oder wie sie, mit den fünf andern Vestalinnen, an der Spitze der Prozession zum Tempel des Jupiter hinanstieg, groß, schlank, unberührt, freundlich und sicher in sich ruhend, Priesterin, Mädchen, große Dame.

»Man muß zugeben«, meinte schließlich Marull, »seit dem Aufstand des Saturnin hat er die innere Berechtigung, gegen seine Feinde jedes Mittel anzuwenden, wenn es nur zum Ziel führt.« – »Erstens führt dieses Mittel nicht zum Ziel«, entgegnete Regin, »und zweitens glaube ich nicht, daß dieser Prozeß gegen den Senat gerichtet ist. DDD weiß so gut wie wir, daß es da weniger gefährliche Maßnahmen gäbe. Nein, mein Lieber, seine Gründe sind simpler und tiefer. Er ist einfach unzufrieden mit dem Ausgang des Feldzugs und will sich seine Sendung auf andere Art beweisen. Ich höre ihn schon große Worte wälzen. ›Das Jahrhundert des Domitian wird durch solche Beispiele strenger Sitte und Religiosität in fernste Zeiten hinüberstrahlen.‹ Ich fürchte«, schloß er seufzend, »manchmal glaubt er selber an seine Reden.«

Eine Weile saßen die beiden schweigend. Dann fragte Regin : »Und weiß man, wer eigentlich den Partner der unseligen Cornelia abgeben soll?« – »Man nicht«, antwortete Marull, »aber Norban weiß es. Ich vermute, es ist Crispin, der in die Geschichte hineinverwickelt ist.« – »Unser Crispin?« fragte ungläubig Regin. »Es ist eine bloße Vermutung«, erwiderte rasch Marull, »Norban hat natürlich zu niemand ein Wort gesagt, es sind Blicke und halbe Gesten, aus denen ich es schließe.« – »Ihre Vermutungen«, gab Regin zu, die Zunge nachdenklich von einem Mundwinkel zum andern führend, »haben die Eigenschaft, einzutreffen, und Norban ist sehr findig, wenn er einen haßt. Es wäre ein Jammer, wenn wirklich, bloß weil Norban eifersüchtig auf den Ägypter ist, dieses erfreuliche Geschöpf Cornelia vor die Hunde gehen sollte.«

Marull, teils weil er keine Sentimentalität in sich hochkommen lassen wollte, teils aus alter Gewohnheit, spielte den Frivolen. »Schade«, sagte er, »daß man nicht selber daraufgekommen ist, daß Cornelia nicht nur Vestalin ist, sondern eine Frau. Aber, beim Herkules, wenn sie zum Capitol hinaufstieg in dem schweren, altmodischen, weißen Kleid und mit der altmodischen Frisur, dann hat nicht einmal ein so abgebrühter Materialist wie ich daran gedacht, was wohl unter diesem Kleid stecken mag. Dabei ist doch gerade so was Heiliges, Verbotenes mein Fall. Ich habe einmal, in meiner wildesten Zeit, mit der Pythia von Delphi geschlafen. Sie war nicht besonders hübsch, auch schon etwas angejahrt, das Vergnügen stand in gar keinem Verhältnis zu der Gefahr; was mich gereizt hat, war nur das Heilige. Man hätte ein Mädchen wie diese Cornelia nicht auslassen dürfen, man hätte sie nicht einem Crispin überlassen dürfen.«

Claudius Regin, sonst nicht prüde, ging heute auf diesen Ton nicht ein. Während er sich ächzend niederbeugte, um den Schuhriemen fester zu binden, der sich wieder einmal gelokkert hatte, sagte er: »Schwer macht es einem DDD, ihm freund zu bleiben.« – »Haben Sie Geduld mit ihm«, redete ihm Marull zu. »Er hat viele Feinde. Er ist jetzt zweiundvierzig«, überlegte er und suchte mit seinen scharfen Augen die schläfrigen des andern. »Aber ich fürchte, wir haben Aussicht, ihn zu überleben.«

Regin erschrak. Was da Marull gesagt hatte, war so richtig und so tollkühn, daß man es auch unter nahen Freunden nicht hätte über die Lippen bringen dürfen. Aber nun Marull einmal so weit gegangen war, wollte sich auch Regin nicht bezähmen. »Eine solche Fülle von Macht«, sagte er, bemüht, die helle, fettige Stimme zu dämpfen, »das ist schon eine Krankheit; eine Krankheit, die das Leben auch eines kräftigen Mannes rasch aufzehrt.« – »Ja«, meinte, auch er jetzt fast flüsternd, Marull, »der Geist eines Mannes muß höllisch feste Wände haben, wenn er nicht bersten soll unter einer solchen Fülle von Macht. DDD hat erstaunlich lange standgehalten. Erst seit dem Staatsstreich des Saturnin ist er so« – er suchte das Wort – »merkwürdig geworden.« – »Dabei«, erwiderte Regin, »hat er

gerade in dieser Sache so unmenschliches Glück gehabt.« – »Cäsar und sein Glück«, entgegnete sententiös Marull. »Aber soviel Glück hält eben keiner aus.« – »Cäsar«, überlegte Regin, »ist sechsundfünfzig geworden, ehe ihn sein Glück verließ.« – »Schade um ihn«, sagte etwas dunkel Marull. Und: »Schade um Cornelia«, sagte Regin.

»Er wird es nicht wagen«, brach plötzlich der Senator Helvid aus. Man hatte von den Garnisonsverstärkungen im Nordosten gesprochen, die der Friedensschluß zur Folge haben mußte, und was der jähzornige Helvid da auf einmal hereinwarf, hatte mit dieser Frage nicht das leiseste zu tun. Trotzdem wußten alle, was er meinte. Denn, auch wenn man von anderm sprach, drehten sich ihrer aller Gedanken unaufhörlich um die Schmach, die der Kaiser der Vestalin Cornelia und in ihr dem ganzen alten Adel anzutun sich anschickte.

Viele Gewalttaten hatte ihnen Domitian bereits angetan, den vier Männern und den beiden Frauen, die sich hier im Hause des Helvid versammelt hatten. Da waren Gratilla, die Schwester, und Fannia, die Frau des Caepio, den er hatte hinrichten lassen. Und alle hier waren sie Freunde und Vertraute gewesen des Prinzen Sabin und des Aelius und der neun andern Senatoren, die gleichzeitig mit Caepio hatten sterben müssen, weil sie in den mißglückten Staatsstreich des Saturnin verwickelt gewesen waren. Allein, wenn der Kaiser diese Männer getötet hatte, ja wenn er gegen sie selber, die hier Zusammengekommenen, vorging, so hatten solche Gewalttaten, von seinem Standpunkt aus gesehen, Sinn und Zweck. Die Verfolgung der Cornelia aber war nichts als eine wüste, jeden Sinnes bare Laune. Es war über alle Vorstellung hinaus schamlos, wenn dieser Kaiser, wenn just dieser geile Bock Domitian Cornelia antastete, unsere reine, süße Cornelia. Wo immer sie erschien, da hatte man das Gefühl: die Welt ist doch noch nicht verloren, da sie in ihr ist, Cornelia. Und sie, gerade sie, mußte sich der Unmensch herausgreifen!

Es war, ohne daß sie viele Worte darum hätten machen müssen, das Gleichnishafte des Vorgangs, was die vier Männer und die beiden Frauen im Hause des Helvid so tief aufwühlte.

Wenn Domitian, die zweibeinige Lasterhaftigkeit, das wahrhaft adelige Mädchen Cornelia durch falsche Zeugen der Unkeuschheit überführen und schimpflich hinrichten ließ, so zeigte sich darin bildhaft die ganze grinsende Verderbtheit dieses Roms. Nichts auf der Welt gab es, wovor dieser Kaiser zurückgeschreckt wäre. Unter seinem Regiment verzerrte sich das Adelige ins Gemeine.

»Er wird es nicht wagen«, damit haben sie sich getröstet vom ersten Tag an, da sie von dem Gerücht gehört hatten. Doch in wie vielen ähnlichen Fällen hatten sie sich mit ähnlichen Worten getröstet. Sooft von einem neuen, schamlosen Vorhaben des Kaisers die Rede ging, hatten sie geknirscht: das wird er sich nicht erdreisten, das werden sich Senat und Volk nicht bieten lassen. Aber insbesondere seit dem verunglückten Aufstand des Saturnin hatte er sich alles erdreistet, und Senat und Volk hatten sich alles bieten lassen. Trüb war die Erinnerung an diese vielen Niederlagen in ihnen, aber sie ließen sie nicht in sich hochkommen. »Er wird es nicht wagen.« Sie hängten ihre Hoffnung an die Worte, die der Senator Helvid so wütend und zuversichtlich hervorgestoßen hatte.

Da aber tat der Jüngste unter ihnen den Mund auf, der Senator Publius Cornel. »Er wird es wagen«, sagte er, »und wir werden schweigen. Es hinnehmen und schweigen. Und wir werden recht daran tun; denn es ist das einzige, was uns in dieser Zeit übrigbleibt.«

Aber: »Ich will nicht schweigen, und man soll nicht schweigen«, sagte Fannia. Uralten, erdbraunen, kühnen und finsteren Gesichtes saß sie da und richtete erzürnte Blicke auf Publius Cornel. Der war ein naher Verwandter der bedrohten Vestalin, ihn ging ihr Schicksal mehr an als die andern, und er bereute auch schon beinahe, was er gesprochen hatte. Vor Gleichgesinnten hätte er so reden dürfen, nicht aber in Gegenwart dieser alten Fannia. Sie war die Tochter des Paetus, dem, unter Nero, sein republikanischer Bekennermut den Tod gebracht hatte, sie war die Witwe des Caepio, den, nach der Niederschlagung des Saturnin, Domitian hatte hinrichten lassen. Immer wenn Fannia sprach, überkamen den Cornel Zweifel, ob er nicht doch vielleicht jenes Schweigen, das er mit soviel

Gründen der Vernunft empfahl, zu Unrecht als heldenhaft hinstellte und ob nicht doch am Ende das demonstrative Märtyrertum einer Fannia die bessere Tugend sei.

Langsam wandte er das trotz seiner Jugend stark zerkerbte, düstere Gesicht von einem zum andern. Nur der maßvolle Decian sandte ihm einen halben Blick des Einverständnisses. Ohne viel Hoffnung also suchte Cornel darzulegen, warum er jede Art Demonstration gerade in Sachen der Vestalin Cornelia für schädlich halte. Das Volk liebe und verehre Cornelia. Ein Prozeß gegen sie oder gar ihre Exekution werde dem Volk nicht, wie es Domitian wahrscheinlich wünsche, als strenger Dienst an den Göttern erscheinen, sondern einfach als etwas Unmenschliches, als Frevel. Wenn aber wir von der Senatspartei demonstrieren, dann drücken wir dadurch nur die Angelegenheit aus der Sphäre des allgemein Menschlichen ins Politische hinunter.

Decian pflichtete bei. »Ich fürchte«, sagte er, »unser Cornel hat recht. Wir sind machtlos, wir können nichts als schweigen.« Aber er brachte diese Worte nicht sachlich und gehalten vor, wie es sonst seine Art war, sondern so gequält und bar aller Hoffnung, daß die andern betroffen aufschauten.

Es war dies, daß dem Decian eine Botschaft von Cornelia zugekommen war. Eine Freigelassene der Cornelia hatte sie überbracht, eine gewisse Melitta. In verstörten Worten hatte ihm dieses Mädchen berichtet, es habe sich beim Fest der Guten Göttin im Hause der Volusia, der Frau des Konsuls, etwas höchst Peinliches ereignet. Worin dieses Peinliche bestanden hatte, hatte Decian den wirren Worten der Melitta nicht entnehmen können; gewiß war, daß Melitta hineinverwickelt war und Cornelia ernstlich bedroht. Nun liebte der ruhige, nicht mehr junge Senator Decian die Vestalin Cornelia, und er glaubte wahrgenommen zu haben, daß auch ihr Lächeln sich vertiefte und freundschaftlicher wurde, wenn sie ihn sah. Es war eine stille, nicht zudringliche, so gut wie aussichtslose Liebe. Der Cornelia sich zu nähern war schwer, beinahe unmöglich, und wenn sie das Haus der Vesta wird verlassen dürfen, wird er ein alter Mann sein. Daß sie seine Hilfe anrief, hatte ihn tief aufgerührt. Melitta, im Namen ihrer Herrin und

Freundin, hatte ihn beschworen, sie aus Rom fortzubringen, sie unauffindbar zu machen. Er hatte alles getan, Melitta zu helfen, er hatte sie durch Vertrauensleute in großer Heimlichkeit auf seine Besitzung in Sizilien schaffen lassen, dort lebte sie jetzt, verborgen, und wahrscheinlich war mit ihr die Hauptzeugin verschwunden, auf welche die Feinde der Cornelia sich hätten berufen können. Allein wenn Domitian ernstlich gewillt war, Cornelia zu vernichten, dann kam es wohl auf einen Zeugen mehr oder weniger nicht an, dann entschied wohl kaum die Gerechtigkeit, sondern lediglich Haß und Willkür. Dieses Gefühl der Fesselung und Machtlosigkeit hatte jetzt, während Cornel sprach, den Decian zwiefach angefallen, und sein Kummer war durch seine Worte durchgeklungen.

Fannia indes achtete weder auf den Kummer des Decian noch auf die Vernunft des Publius Cornel. Das erdbraune Gesicht verhärtet in Leid und Strenge, saß sie da. »Wir dürfen nicht schweigen«, beharrte sie, und ihre Stimme klang voll aus dem uralten Gesicht, »es wäre ein Verbrechen und eine Schande.« Das lebt immer nur fürs Lesebuch, dachte unzufrieden Publius Cornel, und will durchaus die Heldentradition der Familie fortsetzen. Dabei wird sie in meinem Geschichtswerk höchstens eine gute Episodenfigur abgeben, Geschichte wird sie nicht machen. Doch konnte er trotz dieser sachlichen Kritik nicht umhin, die Frau zu bewundern, die sich so heldisch und so töricht heraushob aus ihren Zeitgenossen, und die eigene Vernunft zu bedauern.

Gratilla, die Schwester des getöteten Caepio, eine gelassene, vornehme, etwas füllige ältere Dame, pflichtete ihrer Schwägerin Fannia bei. »Vernunft«, höhnte sie, »Vorsicht, Politik. Alles gut und schön. Aber wie soll jemand, der ein Herz im Leibe hat, auf die Dauer die Scheußlichkeiten dieses Domitian ohne Widerspruch hinunterschlucken? Ich bin eine einfache Frau, ich verstehe nichts von Politik, ich kenne keinen Ehrgeiz. Doch mir steigt die Galle hoch, wenn ich daran denke, was einmal die Späteren von uns halten sollen, unsere Söhne und Enkel, falls wir uns dieses Regiment der Lüge und Gewalt widerspruchslos sollten gefallen lassen.«

»Wann wird Ihre Biographie des Paetus fertig, mein Pris-

cus?« nahm wieder Fannia das Wort. »Wann wird sie erscheinen? Es ist mir eine tiefe Befriedigung, daß wenigstens *einer* nicht schweigt, daß wenigstens *einer* spricht und seinen Grimm nicht einsperrt.«

Priscus, so angerufen, sah hoch, wandte den völlig kahlen Kopf von einem zum andern, sah, daß alle auf ihn schauten, gespannt auf seine Antwort wartend. Priscus galt als der größte Jurist des Reichs, er war berühmt darum, daß er jedes Für und Wider sorglich wäge. So übersah er denn nicht die Verdienste des Domitian um die Verwaltung des Reichs, aber er sah auch sehr genau die Willkür und Verantwortungslosigkeit dieses persönlichen Regimes, die vielen klaren Verletzungen des Rechts. Von dieser seiner Erkenntnis aber konnte er nur im Kreise seiner Vertrauten reden, vor allen andern mußte er sie, wenn er nicht einen Prozeß wegen Majestätsverletzung gegen sich heraufbeschwören wollte, in seinem Busen wahren. Für sich persönlich nun hatte er einen Ausweg gefunden. Er schwieg, und schwieg dennoch nicht. Er legte seinen Groll nieder in einem historischen Werk, in einer Darstellung des Lebens des großen Paetus Thrasea, des Vaters der Fannia. Es reizte ihn, das Leben dieses Republikaners, den Nero um seiner freiheitlichen Gesinnung willen hatte hinrichten lassen und den die Legende verklärte, in höchster Sachlichkeit darzustellen, entkleidet der legendarischen Züge, und so darzutun, daß dieser Paetus Thrasea, auch bar allen mythischen Beiwerks, ein großer Mann gewesen sei und höchster Verehrung wert. Fannia konnte ihm für dieses sein Werk viel Material liefern, eine große Menge unbekannter und exakter Details.

Dieses jetzt beinahe vollendete Werk aber war nur für den Autor selber bestimmt und für seine nächsten Vertrauten, vor allem für Fannia. Ein solches Werk unter dem Regime des Domitian zu veröffentlichen, das hieß Stellung und Vermögen, ja das Leben aufs Spiel setzen, und daran hatte er nie gedacht. Wenn also Fannia jetzt erklärte, er, Priscus, schweige nicht, er sperre seinen Grimm nicht ein, dann war das, gelinde gesagt, eine Übertreibung und ein Mißverständnis. Denn eigentlich hatte er ja in einem gewissen Sinne gerade das beabsichtigt. Seinen Grimm einsperren, das Buch in die Truhe sperren,

genau das hatte er wollen, und sein einziger Zweck war gewesen, sich das Herz zu erleichtern. Von einer Publikation versprach er sich wenig. Eine solche Veröffentlichung wäre nichts gewesen als eine demonstrative Geste, und recht, dreimal recht hatte dieser Publius Cornel, mit solchen ostentativen Gesten war nichts getan, sie konnten an den Dingen selber nichts ändern, wie sollte Literatur gegen Macht aufkommen?

Dies also waren die Meinungen des Priscus. Da aber sah er auf sich gerichtet die wartenden Blicke aller, er sah das strenge, fordernde Gesicht der Fannia, er wußte, daß alle ihn für einen Feigling halten würden, wenn er jetzt auswich, und er brachte den Mut nicht auf, feig zu erscheinen. Während sein Hirn ihm sagte: Was tust du da, du Narr?, sagte sein Mund scharf und schneidend: »Nein, ich werde meinen Grimm nicht einsperren«, und noch ehe er diesen Satz ausgesprochen hatte, bereute er ihn schon.

Wozu will er den Paetus nachmachen? dachte bekümmert Decian, und: Ein Narr und Held auch er, dachte Publius Cornel, und laut und grimmig sagte er: »Sache eines Mannes ist es, sich zu überwinden, Sache eines Mannes ist es, diese Zeiten zu durchschweigen, um sie zu überleben.«

Das alte, erdbraune, zerklüftete Antlitz der Fannia war eine einzige Maske des Hohnes und der Ablehnung. »Arme Cornelia«, sagte sie, und herausfordernd fragte sie den Publius Cornel: »Werden Sie wenigstens den Mut aufbringen, sich uns anzuschließen, wenn wir Ihren Onkel Lentulus besuchen?« Der alte Vater der Cornelia hatte sich schon lange aus der Öffentlichkeit zurückgezogen und lebte still auf seinem Landsitz im Sabinischen; ein solcher gemeinsamer Besuch bedeutete eine Demonstration gegen den Kaiser. »Ich fürchte«, meinte, unbewegt von der Beschimpfung der Fannia, Publius Cornel, »wir werden meinem Onkel nicht sehr willkommen sein. Er hat Kummer, und er hat wenig Freude an Menschen.« – »Sie werden also nicht kommen?« fragte Fannia. »Ich werde kommen«, antwortete mit sachlicher Höflichkeit Publius Cornel.

Der arme Priscus muß seine Biographie veröffentlichen, dachte er im stillen, und ich muß diesen dummen Besuch mit-

machen, weil es das Heldenweib verlangt. Es ist alles so hoffnungslos. Wir haben die Würde, Domitian hat die Armee und die Massen. Was für finstere Ohnmacht!

Es war noch Winter, als Domitian zurückkehrte. Er begnügte sich, dem Capitolinischen Jupiter den Lorbeer darzubringen, und verzichtete auf große öffentliche Ehrungen. Im Senat machte man darüber bösartige Witze. Marull und Regin fanden, Domitian habe es nicht leicht. Feiere er einen Triumph, dann mache man sich darüber lustig, wie er Niederlagen umfälsche; verzichte er auf den Triumph, dann spotte man, seine Niederlage sei so groß, daß selbst er sie zugeben müsse.

Guter Kenner der Volksseele, schrieb Domitian, statt sich persönliche Ehrungen erweisen zu lassen, eine große Geschenkverteilung aus, deren Kosten aus seinem Anteil an der sarmatischen Beute bestritten werden sollten. Jeder in Rom ansässige Bürger hatte Anspruch, sein Teil an der Schenkung zu erhalten. Der Kaiser war, wenn es um solche Dinge ging, überaus großzügig, es verschlug ihm nichts, wenn ein solcher Schenkungsakt Millionen und aber Millionen fraß. Im besondern Fall konnte er dadurch überdies noch beweisen, wie gewaltig die sarmatische Beute gewesen sein mußte.

Da thronte er also in der Säulenhalle des Minucius, zu seinen Häupten seine Lieblingsgöttin Minerva, rings um ihn seine Hofbeamten, Schreiber, Offiziere. In Ungeheuern Scharen drängte sich die Bevölkerung; jeder, nach der Reihenfolge, in der er kam, erhielt seine Marke aus Ton, Blei, Bronze, und wenn der Zufall seiner Listennummer es fügte, aus Silber oder Gold. Es waren Anweisungen auf sehr ansehnliche Geschenke darunter. Der Jubel, wenn einer eine solche Marke erhielt! Aus wie ehrlichem Herzen pries er den Herrn und Gott Domitian, wie der Rom und sein Volk beglücke! Und nicht nur der Beschenkte rühmte den Kaiser, sondern seine Freunde und Verwandten taten desgleichen, ja, alle waren glücklich, denn ein jeder hatte Anspruch, und wenn er heute nicht eine goldene Marke erhielt, vielleicht glänzte sie ihm das nächste Mal. So wurde Domitians Geschenkverteilung zu einem strahlen-

deren Triumph, als es ein noch so üppiger Schauzug hätte werden können.

Er selber aber, der Kaiser, thronte vor seiner klugen, ratwissenden Minerva. Er war in diesen sieben Jahren sehr viel dicker geworden, sein Gesicht war rot und gedunsen. Unbewegt saß er, göttergleich, und genoß den Jubel seines Volkes. Diejenigen, denen eine goldene Geschenkmarke zugefallen war, hatten das Recht, ihm die Hand zu küssen. Ohne sie anzuschauen, streckte er sie ihnen hin; doch keiner empfand das als unziemlichen Stolz, sie waren beseligt auch so. Knirschend mußten die Senatoren einräumen: das Volk – oder, wie sie es nannten, der Pöbel – liebte seinen Herrn und Gott Domitian. Den Tag darauf fand das Schenkungsfest sein Ende in einer Schaustellung in der flavischen Arena, im Colosseum, in jenem größten Zirkus der Welt, den Domitians Bruder hatte errichten lassen. Münzen wurden ausgeworfen, mittels einer kunstvollen Maschinerie flogen luftige, lustige Genien über die Arena und streuten Geschenkmarken über die Menge, am Ende gar erschien die Göttin der Freigebigkeit selber, die Liberalitas, und schüttete aus ihrem Füllhorn Gaben aus, vom Kaiser unterzeichnete Anweisungen auf Landbesitz, Privilegien, einbringliche Stellungen. Grenzenlos war der Jubel, und es tat ihm keinen Eintrag, daß im Gedränge Frauen und Kinder erdrückt oder zertrampelt wurden.

Domitian gab am Abend dieses Tages ein Festessen für den Senat und seine Freunde. Er zeichnete viele durch eine liebenswürdige Ansprache aus, doch sein menschenfeindlicher Witz machte manchen seiner freundlichen Sätze recht finster. Dem Großrichter Aper etwa, einem Vetter des niedergeworfenen aufrührerischen Generals Saturnin, sprach er mit seiner scharfen, hohen Stimme von der Freude, welche die Massen bei der großen Schenkung bezeigt hätten. Dieser Zulauf der Massen sei ein sehenswertes Schauspiel gewesen, noch sehenswerter vielleicht als jenes Schauspiel von damals, da er den Kopf des besiegten Meuterers Saturnin auf dem Forum habe ausstellen lassen. Dann wieder sprach er von seinem Glück, das seit der Niederlage des Saturnin anfange, sprichwörtlich zu

werden. Damals war nämlich der sorgfältig vorbereitete Staatsstreich lediglich an einem Zufall der Witterung gescheitert; das plötzlich einsetzende Tauwetter hatte die von Saturnin gewonnenen Barbarentruppen verhindert, den vereisten Strom zu überschreiten und dem aufständischen General die vereinbarte Hilfe zu leisten. Ja, stellte Domitian fest, man dürfe sein Glück schon dem des großen Julius Cäsar vergleichen. Freilich sei auch dieser glückliche Cäsar zuletzt unter den Dolchen seiner Feinde gefallen. »Wir Fürsten«, meinte er leichthin inmitten einer versteinert dasitzenden Gruppe, »haben es nicht einfach. Packen wir unsere Gegner noch rechtzeitig, bevor sie den geplanten Streich ausführen, dann wirft man uns vor, wir hätten die verbrecherischen Projekte unserer Feinde nur erfunden als Vorwand, um sie zu beseitigen. Man glaubt uns die gegen uns gerichteten Verschwörungen erst dann, wenn wir glücklich ermordet sind. Was meinen Sie, mein Priscus, und Sie, mein Helvid?«

Kein Wort verlauten ließ er vorläufig von seinen Absichten im Falle der Vestalin Cornelia. Denn schwerlich ließen sich Schlüsse ziehen aus der Tatsache, daß eine der ersten Handlungen, die er nach seiner Rückkehr vornahm, in der Bestrafung eines andern Religionsvergehens bestand, das ein kleiner Mann verübt hatte.

Hatte da nämlich ein Freigelassener, ein gewisser Lydus, in der Trunkenheit seine Notdurft verrichtet in einen jener kleinen, brunnenartigen Schächte, wie man sie auszuheben pflegte, um Blitze darin zu begraben. Denn es mußte jeder Blitz, der in einen öffentlichen Platz eingeschlagen hatte und darin erstorben war, gleich einem Verstorbenen ordentlich begraben werden, wenn er nicht noch schlimme Folgen haben sollte. Es wurde daher dort, wo er eingeschlagen hatte, die Erde ausgehoben, die Priester opferten Zwiebel, Menschenhaare, lebendige Fische – Lebendiges aus den drei Reichen der Lebewesen –, dann wurde in der Tiefe eine Art Sarg gemauert, darüber aber im Umfang dieses Sarges ein viereckiger Schacht bis zur Erdoberfläche aufgeführt und mit der Inschrift versehen: »Hier ist ein Blitz begraben.« Ein solches altes Blitzgrab also, noch aus den Zeiten des Kaisers Tiberius, befand sich in

der Nähe des Lateinischen Tores, und in diese heilige Stätte hatte der unselige Lydus seine Notdurft verrichtet. Der Kaiser, in seiner Eigenschaft als Erzpriester, ließ ihn vor Gericht rufen. Er wurde verurteilt zur Auspeitschung, zum Verlust seines Vermögens, und es wurde ihm Feuer und Wasser Italiens verboten.

Wenige Tage später dann berief Domitian den Rat der höchsten Priester, das Kollegium der Fünfzehn, nach Alba in seine Residenz. Die Ladung war wie stets in größter Heimlichkeit erfolgt. Dennoch wußte jedermann davon, wahrscheinlich hatte das der Kaiser so gewünscht, und als sich die Fünfzehn nach Alba begaben, säumte ganz Rom die Albanische Straße.

Denn sie waren selten sichtbar, diese höchsten Priester, und Neugier und Scheu umgab sie. Der Opferpriester des Jupiter insbesondere war wohl unter den Bewohnern der Stadt Rom der am merkwürdigsten anzuschauende, altertümlichste. Die seltenen Male, da er seine Behausung verließ, schritt ihm ein Liktor voran, ausrufend, es habe ein jeder seine Arbeit fortzulegen, denn es nahe der Priester des Jupiter; Festtag mußte sein, wo er war, heilige Scheu, er durfte keinen Arbeitenden erblicken. Auch keinen Bewaffneten und keinen Gefesselten. Schwer und heilig war sein ganzes Leben. Sowie er erwachte, hatte er die volle Amtstracht anzulegen, und er durfte sie abtun erst, wenn er schlafen ging. Es bestand aber diese Amtstracht in einer dicken, wollenen Toga, die gewebt sein mußte von des Priesters eigener Frau, und es gehörte dazu ein weißer, spitzer Fellhut, auslaufend in eine Quaste und umschlungen von einem Ölzweig und einem wollenen Faden. Niemals, auch in seinem Hause nicht, durfte er dieses Hoheitszeichen ablegen. Nichts Gebundenes oder Geknotetes durfte sich an seinem Leib befinden, sein Kleid mußte durch Spangen gehalten, selbst sein Siegelring mußte durchbrochen sein. Einen kleinen Stab hatte er ständig mit sich zu führen, um die Leute fernzuhalten; denn er war erhaben über jede menschliche Berührung.

Ihn also zu beschauen und die andern vom Kollegium der Fünfzehn, drängte sich das Volk. Erregung war und Geraun.

Alle wußten, worum es ging, um das Schicksal der Cornelia, der Vestalin, des Lieblings von Rom.

Das Unheimliche an den Versammlungen des Kollegiums der Fünfzehn war, daß sie in allen Fällen von Verbrechen gegen die Religion ihr Schuldig oder Unschuldig nach Willkür aussprechen konnten. Weder brauchten sie den Beklagten zu vernehmen noch Zeugen, sie waren nur den Göttern verantwortlich. Hilflos in ihre Hand gegeben war der Beklagte. Freilich hatten sie nur zu finden, ob jemand schuldig sei oder nicht; die Strafe auszusprechen oblag dem Senat. Doch da dieser ein Schuldig des Priestergerichts nicht umstoßen konnte und da die Gesetze die Strafen unzweideutig vorschrieben, hatte er nur die undankbare Aufgabe, das vom Priestergericht gefällte Urteil vollstrecken zu lassen.

Voll Schreck und dennoch ein wenig gekitzelt, flüsterte man sich am Abend die Entscheidung des Kollegiums der Fünfzehn zu. Die Vestalin Cornelia war für schuldig der Unkeuschheit erkannt worden.

Für dieses Verbrechen, für Unkeuschheit einer Vestalin, hatte die barbarische Sitte der Altvordern eine barbarische Strafe festgesetzt. Die Schuldige sollte auf einem Weidengeflecht vor das Hügeltor geschleift werden und dort gegeißelt, dann sollte sie lebendig in einem Kerker eingemauert werden und mit etwas Nahrung und einer Lampe einem langsamen Tode überlassen bleiben.

Vor Domitian war hundertdreißig Jahre lang keine Vestalin auf Unkeuschheit verklagt worden. Domitian als erster hatte wieder ein derartiges Verfahren angestrengt, gegen die Schwestern Oculatae; allein auch er hatte das Urteil nicht vollziehen lassen, er hatte es dahin gemildert, daß er den Schwestern die Art des Sterbens freistellte.

Was wird er jetzt tun? Was wird der liebenswerten und verehrten Cornelia geschehen? Wird er es wagen?

An diesem Abend waren, nachdem sich die Herren des Priestergerichts entfernt hatten, in dem weitläufigen Schlosse von Alba nur mehr der Kaiser und der Hofmarschall Crispin.

Crispin hockte in seinem Arbeitszimmer, müßig, verzehrt

von einer rasenden Spannung. DDD hatte ihn diesen ganzen Tag nicht vor sein Antlitz gelassen, nun wartete er ängstlich darauf, wann er ihn wohl berufen werde. Der sonst so elegante Herr sah ramponiert aus. Wo war sein vornehmer, überlegener Gleichmut, wo jene Blasiertheit, die das feine, dünne, lange Gesicht so hochfahrend hatte erscheinen lassen? Jetzt war dieses Gesicht nervös und zerrüttet, und darauf geschrieben stand nichts als Angst.

Immer von neuem überdachte er das Geschehene, verstand es nicht, verstand sich selber nicht. Welcher böse Geist hatte ihm die unsinnige Idee eingegeben, verkleidet den Mysterien der Guten Göttin beizuwohnen. Jedes kleine Kind hätte ihm sagen können, daß ihm DDD bei aller Freundschaft das nicht durchgehen lassen werde. Jedes andere Laster würde er ihm nachsehen, einen Religionsfrevel nicht. Dabei hatte er gar nicht daran gedacht, die Götter zu beleidigen, er hatte sich zum Fest der Guten Göttin nur deshalb eingeschlichen, weil es einfach kein andres Mittel gab, Cornelia näherzukommen. So hatte es auch seinerzeit Clodius gemacht, der berühmte Elegant aus der 2eit des Julius Cäsar, um sich Cäsars schwer zugänglicher Frau zu nähern. Dem Clodius war es damals gut hinausgegangen. Aber das waren liberale Zeiten. Unser DDD hingegen versteht leider keinen Spaß, wenn es um Dinge der Religion geht.

Aber hat man denn einen Beweis gegen ihn? Niemand hat ihn damals gesehen, als er sich in Frauenkleidung zum Fest der Guten Göttin schlich, dem kein Mann beiwohnen darf. Nur diese Melitta könnte gegen ihn zeugen, die Freigelassene, mit der er im Einverständnis war. Doch sie ist verschwunden, und Cornelia selber hat alle Ursache zu schweigen. Nein, es gibt kein Zeugnis gegen ihn. Oder doch? Norban hat hundert Augen, und wenn es sich um ihn handelt, um Crispin, dann sind diese Augen geschärft von Haß.

Von der Rückkehr des Kaisers hatte er erhofft, daß sie Klärung über seine Situation bringen werde. Aber nichts hatte sich geklärt, DDD hatte ihn gelassen und freundlich behandelt wie stets. Allein er kannte seinen DDD, er wußte, das besagte gar nichts, der schreckliche Druck war nicht von ihm gewichen. Alle die Zeit her war ihm, als werde sich im nächsten Augen-

blick die Erde auftun und ihn verschlingen. Sein hübsches Gesicht war hohl geworden, er hatte sich zusammenreißen müssen, um nicht plötzlich im Gespräch zu verstummen und in sich zu versinken, das köstlichste Gericht, die modischste Frau, der hübscheste Knabe, alles hatte seinen Reiz für ihn verloren. Er achtete nicht auf die Kleider, die ihm sein Kammerdiener zurechtlegte; sein Friseur konnte die Parfüms verwechseln, ohne daß er's merkte. Seine Freuden waren keine Freuden mehr, und wenn er des Nachts schlaflos lag, dann, mehrere Male, kam eine furchtbare Vision zu ihm, immer die gleiche. Er sah sich selber, wie er auf den Rindermarkt geschleift wurde, vor zehntausend Zuschauern in einen Block gespannt und zu Tode gepeitscht, nach dem Wortlaut des Gesetzes. Seltsamerweise trugen die zehntausend Zuschauer allesamt sein eigenes Gesicht, selbst der Beamte, der die Exekution leitete, und der Henker trugen sein Gesicht, auch sprachen sie alle mit seiner Stimme. Und er hörte sich selber, und das erschreckte ihn am meisten, in seinem flüsternden, eleganten Griechisch kleine, bissige Scherze machen über die unerträglichen, tödlichen Qualen seiner Folterung und seines grauenvollen Absterbens.

Heute, in Alba, diesen ganzen Tag über, da das Kollegium der Fünfzehn beriet, war das Gefühl der bevorstehenden Vernichtung noch drückender, dieses Gefühl, als ob ein Berg auf ihn zukäme und sich langsam über ihn senkte, um ihn zu begraben; so körperlich war es, daß es ihm zuweilen den Atem raubte. Er irrte herum in den endlosen Gängen des Schlosses, durch den weiten Park, durch die Ziergärten, die Treibhäuser, zwischen den Käfigen der Tiere, augenlos; wenn ihn einer gefragt hätte, wo er gewesen sei, dann hätte er's nicht sagen können.

Dann war es Nacht geworden, und er schaute, versteckt, zu, wie sich die Herren des Priestergerichts entfernten. Etwas in ihm, ein Rest des früheren Crispin, nahm mit lausbübischem Hohn wahr, welche Mühe sich die Herren geben mußten, damit ihnen nicht beim Einsteigen in den Wagen die spitzen, weißen, lächerlichen Fellhüte von den Köpfen fielen. Gleichzeitig aber dachte der neue, der am Leben bedrohte Crispin in ihm: Was

mögen sie beschlossen haben? Und nun also hockte er in seinem Arbeitszimmer, voll von hilflosem Zorn, daß es ganz im Belieben dieser läppisch angezogenen Burschen gestanden war, ihn zu einem schimpflichen, martervollen Ende zu verurteilen, ihn, den großen Crispin, den allmächtigen Minister des Kaisers. Hatten sie es getan? Hatten sie es gewagt? Seine Hände waren die eines Toten, sein Kopf drehte immer nur die eine Frage: Hat er mich verurteilt, hat er es gewagt? Hat er mich verurteilt, hat er es gewagt?

Endlich rief man ihn zu Domitian. Er gab dem Kammerdiener, der ihm behilflich war, das Galakleid und die hohen Schuhe anzulegen, schroffe, ungeduldige Weisungen, doch die Stimme gehorchte ihm nicht recht, und als er selber knüpfte und band, zitterten ihm die Hände, und als er, Diener mit Leuchtern voran, durch die langen Korridore schritt, zitterten ihm die Knie. Er bemühte sich, auf seinen Schatten zu achten, der ihn grotesk begleitete, um sich so von seiner Furcht abzulenken und gelassen vor dem Kaiser zu erscheinen. Auch in Gedanken nicht mehr nannte er den Domitian DDD, sondern nur mehr den Kaiser.

Der Kaiser lag auf einem breiten Sofa, im Schlafrock, er sah müd aus, lasch, fleischig. Er streckte ihm die Hand hin, und Crispin, vorsichtig, damit die Lippenschminke keine Spur hinterlasse, küßte die Hand. »Das war ein anstrengender Tag heute«, meinte Domitian, gähnend. »Ja«, erzählte er, »wir haben sie verurteilen müssen. Das ist ein Schlag für mich. Ich habe Stadt und Reich in schlechtem Zustand übernommen. Es ist ein verwilderter Garten, man jätet und jätet und muß sehen, daß doch immer nur neues Unkraut nachwächst. Warum bist du so schweigsam, mein Crispin? Sag mir etwas Tröstliches! Der Herr und Gott Domitian dürstet heute nach tröstlichen Worten seiner Freunde.«

Crispin wußte nicht, was er von diesen Reden halten sollte. Wenn Cornelia verurteilt war, dann doch nur um dessentwillen, was sich beim Fest der Guten Göttin ereignet hatte, und dann war doch er, Crispin, der Mitschuldige. Was also wollte der Kaiser? Machte er einen seiner schauerlichen Späße? »Ich sehe«, redete Domitian weiter, »es hat dir die Sprache

verschlagen. Ich begreife das. Seit den Zeiten des Cicero ist keine Vestalin mehr gerichtet worden. Und unter mir: erst die Schwestern Oculatae, und nun diese. Die Götter machen es mir nicht leicht.«

Crispin, die eigene Stimme klang ihm sonderbar fremd, fragte mühsam: »Waren da Beweise?« Der Kaiser lächelte. Es war ein langes, tiefes Lächeln, und an diesem Lächeln erkannte Crispin, daß er verloren war. »Beweise?« fragte Domitian, zuckte die Achseln und breitete ein wenig die Arme, die Handflächen gegen Crispin hin. »Was willst du, mein Crispin? Unser Norban hat eine Reihe von Tatsachen zusammengestellt, Indizien sagt man ja wohl in der Juristensprache, schlüssige Indizien. Aber was sind Beweise? Wenn man Cornelia gehört hätte und den Mann und die Frau, die Norban als ihre Mitschuldigen bezichtigt hat, dann hätten diese drei Beklagten sicher ebenso viele und ebenso schlüssige Gegenbeweise vorgebracht. Was sind Beweise?« Er richtete sich hoch, beugte sich gegen den steif und kalt dasitzenden Crispin vor und sagte ihm, vertraulich, ins Gesicht: »Es gibt einen einzigen Beweis. Der wiegt mehr als alles, was Norban gegen Cornelia, und alles, was Cornelia und ihre Mitschuldigen für sich anführen können. Auch den Herren Priestern meines Kollegiums schien dieser Beweis vollwichtig. Ich bin nämlich – dir kann ich es ja sagen, mein Crispin – nicht zufrieden mit dem Ausgang des sarmatischen Feldzugs. Die Götter haben meine Waffen nicht gesegnet. Und warum nicht? Deshalb«, er sprang hoch, »deshalb, weil diese Stadt Rom voll von Sünde und Unzucht ist. Als mir Norban mitteilte, was am Feste der Guten Göttin geschehen ist, da sind mir die Augen aufgegangen. Da erkannte ich, warum dieser sarmatische Feldzug nicht die Ernte einbrachte, die ich mir erhofft hatte. Was meinst du, mein Crispin? Sag es ehrlich, sprich dich aus: ist das nicht ein schlüssiger Beweis?«

»Ja«, stammelte Crispin, auch er war aufgesprungen, als sich der Kaiser erhoben hatte, mit schlotternden Knien stand er da, leise schwankend, das hübsche Braun seines schmalen Gesichtes stach grünlich unter der Schminke hervor. »Ja, ja«, stotterte er, und, er konnte sich nicht länger zähmen, »aber wer, wenn ich das wissen darf, wer sind die Mitschuldigen?«

fragte er. »Das ist ein anderer Punkt«, sagte der Kaiser schlau, doch immer mit dem gleichen Ton freundschaftlicher Offenheit. »Es geht natürlich um die Vorgänge bei dem Fest der Guten Göttin. Aber das weißt du ja wohl selber«, meinte er beiläufig, selbstverständlich, und ein neuer Schauer überlief den Crispin, als der Kaiser dieses: »Aber das weißt du ja wohl selber«, hinwarf. »Was der Kerl, der das Fest schändete«, fuhr Domitian fort, »angestellt hat, das ist im Grunde nichts als eine unsäglich dumme Nachahmung des Streiches des Clodius aus den Zeiten Julius Cäsars. Und gerade darum kann ich es noch immer nicht glauben, was unser Norban berichtet, so solid seine Unterlagen sind. Ich kann es einfach nicht glauben, daß in unserm Rom, in meinem Rom einer auf einen so unsäglich albernen Einfall hat kommen können. Ich versteh es nicht. Die Männer von damals mochten einem Clodius verzeihen: aber mein Priestergericht, mein Senat – das mußte sich doch jeder sagen, der auch nur den Verstand eines Huhnes hat –, ich und meine Richter, wir verzeihen solche Verbrechen nicht.«

Da aber versagte dem Crispin die Kraft, die Glieder erschlafften ihm, er sackte vor dem Kaiser zusammen. »Ich bin unschuldig, mein Herr und Gott Domitian«, winselte er auf den Knien, und, immer von neuem, heulend, flennend: »Ich bin unschuldig.«

»So, so, so«, meinte der Kaiser. »Dann ist also Norban im Irrtum. Oder ein Verleumder. So, so, so. Interessant. Das ist interessant.« Und plötzlich, blaurot im Gesicht, da er sah, wie Crispin seinen Schlafrock, ihn küssend, mit der Schminke seiner Wangen und seiner Lippen befleckte, brach er aus: »Und meinen Rock besudelst du auch noch mit deinen gemeinen Lippen, du Aussatz, du Sohn einer Hündin und eines besoffenen Fuhrknechts!« Er holte Atem, er entfernte sich von Crispin, der liegenblieb, er ging auf und ab und sprach grimmig vor sich hin: »So danken es einem diejenigen, die man aus dem Schmutz erhöht hat. Meine Cornelia. Sie versauen einem das Beste, was man hat. Sie beschlafen einem die Töchter. Wahrscheinlich hast du's nicht gewußt, du, dem die Götter ein hohles Ei gegeben haben statt eines Kopfes, daß die Vestalinnen meine, des Erzpriesters, Töchter sind. Wahrscheinlich

begreifst du nicht einmal, du Auswurf von einem Ägypter, was du angerichtet hast. Du hast meine Verbindung zerrissen zu den Göttern, du Aas, du dreimal Verruchter. Dabei ist es nicht das erstemal, daß du mich bei den Göttern mißliebig gemacht hast.« Und nun ließ er es aus sich heraus, was er, ein langsamer Rächer, sieben Jahre über im Busen bewahrt hatte. »Du warst es ja auch, du Pest, du Wegwurf, du trauriger Narr, der mich in den Streit hineingezogen hat mit dem Gott Jahve, damals vor sieben Jahren! Wer anders als du ist schuld daran gewesen, daß ich den Großdoktor so lange warten ließ damals? Deine Sache wäre es gewesen, mich darauf aufmerksam zu machen, daß ich ihn empfangen muß. Und jetzt beschläfst du mir auch noch meine Vestalin, du Pflichtvergessener, du Schakal, du Ägypter!«

Crispin war in einen Winkel gekrochen. Der Kaiser, ein wenig ächzend, ging auf ihn zu, fleischig, koloßhaft. Crispin drückte sich in die Mauer hinein, der Kaiser trat nach ihm. Sein bloßer Fuß in der Sandale hatte keine Kraft, der Tritt tat nicht weh. Trotzdem schrie Crispin, und sein Schreck war ehrlich. Des Kaisers aufgeworfene Oberlippe wölbte sich noch verächtlicher. »Nicht ein Fünkchen Mut hat der Schakal«, sagte er und ließ ab von ihm.

Unvermutet indes kam er wieder auf ihn zu, beugte sich zu dem Wimmernden nieder, und leise, flüsternd, ganz nah an seinem Ohr, fragte er: »Und wie war es? Hast du wenigstens was davon gehabt? Wie war sie, diese Jungfrau Cornelia? War es eine große Lust? Schmeckte sie? Schmeckte sie anders als andere, diese Heilige? Sag es, sag es!« Da indes Crispin stammelte: »Aber ich weiß ja nichts, ich bin ja ...«, richtete sich der Kaiser wieder hoch, und: »Schon gut, natürlich«, sagte er, distanziert, hochmütig. »Norban hat dich verleumdet, du bist ein armer Unschuldiger, du weißt von nichts. Du hast es mir ja bereits gesagt. Schon gut.« Und plötzlich, abgekehrt, über die Schulter, warf er ihm hin: »Du kannst gehen. Du bleibst in deinem Zimmer. Und zu baden rate ich dir. Du hast dich ganz bedreckt, du Feigling.«

»Schenk mir das Leben, mein Herr und Gott Domitian!« heulte auf einmal der Ägypter von neuem los. »Schenk mir

das Leben, und ich will dir danken, wie dir noch keiner von den andern gedankt hat!« – »So ein Haufen Schmutz!« sagte Domitian vor sich hin, angewidert, unsäglich hochmütig. Und: »Daß du dich nicht umbringst, hörst du!« befahl er ihm noch. »Aber das tust du sowieso nicht.«

Crispin war schon in der Tür. Domitian, wieder ganz kaiserlich, erklärte: »Was dein Leben anlangt, so steht die Entscheidung nicht bei mir. Sie steht, nachdem das Kollegium der Fünfzehn gesprochen, beim Senat.«

Während aber der Kaiser aus richterlicher Höhe herunter diese abgründig höhnischen Worte sprach, war auf einmal der Zwerg Silen aufgetaucht, der sich bisher in einem Winkel versteckt gehalten haben mochte, und stand nun hinter dem Kaiser, seine Haltung nachahmend. Und wenn sich Crispin während der wenigen Tage, die ihm noch blieben, den Domitian vorstellte, dann trennte sich in seinen Gedanken der Zwerg Silen nicht mehr von dem Kaiser. Denn dieses war das letztemal, daß der Minister Crispin den Domitian zu Gesicht bekommen, und die höhnisch feierlichen Worte waren die letzten, die er aus seinem Munde gehört hatte.

Die Zelle der Cornelia war die zweite links vom Eingang. Wie alle sechs Zellen war sie einfach eingerichtet, nur ein Vorhang trennte sie von der großen Halle, an die weiter hinten der Speisesaal anschloß.

Schon vor Wochen hatte in Vertretung des Kaisers der Priester des Jupiter ihr mitgeteilt, daß sie ihrer Funktionen enthoben sei und ihre Zelle nicht mehr verlassen dürfe. Hinter ihrem geschlossenen Vorhang hörte sie, wie die andern ihr Leben weiterlebten. Der Dienst der Vesta war bis ins kleinste geregelt; die Einholung des Opferwassers in den Krügen, die, auf daß sie nie den Boden berührten, unten spitz zuliefen, die Ausschüttung dieses geweihten Wassers, die Bewachung des heiligen, jungfräulichen Feuers, jeder Schritt und Tritt in dem einfachen, altertümlichen Heiligtum war vorgeschrieben. Cornelia also kannte genau jede Einzelheit des Tageslaufes, sie wußte, welche ihrer Mitschwestern jetzt die Wache hatte, jetzt dieses Opfer vollziehen mußte, jetzt jenes heilige Brot backen.

Sie wußte, daß durch ihr Ausscheiden die drei Schwestern, die nach ihr in das Heiligtum eingetreten waren, nun jede einen Grad aufrückten. Bald, sowie der Kaiser zurückkommt, werden zwanzig Mädchen, alle unter zehn Jahren und von beiden Eltern her aus den ältesten Geschlechtern stammend, als Kandidatinnen präsentiert, und eine wird erlost werden, um sie, die ausgeschiedene Cornelia, als sechste zu ersetzen. Ins Heiligtum der Vesta einzutreten war eine der höchsten Ehren, welche die Götter und das Reich zu vergeben hatten. Töchter aller alten Geschlechter bewarben sich darum, viele Eifersüchte kämpften, wer berufen und erlost werden sollte. Ob Cornelia noch erfahren wird, wer sie ersetzen soll?

Wer immer diese Neue sein wird, Cornelia beneidete sie von vornherein darum, daß nun sie das Leben wird führen dürfen, das bisher ihr, Cornelias, Leben gewesen war. Schön war Cornelias Leben gewesen. Genau zwanzig Jahre waren es jetzt, die sie im Heiligtum verbracht hat, eintönige, streng geregelte Jahre mit Vorschriften für Tag, Stunde, Minute. Und wie schön bewegt trotzdem waren die Tage dieses Lebens, wie still, gleichmäßig und dennoch in stetem Wechsel glitten sie vorbei. Man fühlte sich wie ein Fluß, so gelenkt, gebettet, geregelt, alles gehorchte einem hohen Gesetz.

Die stille, fromme Heiterkeit, welche das Volk auf dem Gesichte der Cornelia wahrgenommen hatte, wenn an den großen Festen die Vestalinnen in der Prozession mitschritten, diese stille, fromme Heiterkeit, die sie mehr als die fünf andern zum Liebling der ganzen Stadt machte, war keine Maske. Vom ersten Tag an, da sie als Achtjährige in das Haus der Vesta gebracht worden war, hatte sie sich hier wohlgefühlt. Die Bedrückung, welche die andern als kleine Mädchen manchmal im Dämmer des heiligen Hauses empfunden haben wollten, sie, Cornelia, hatte sie nie gespürt. Keinerlei Angst hatte sie gespürt, als ihr Vater Lentulus sie in großer, festlicher Zeremonie dem Kaiser – es war damals Vespasian – als dem Erzpriester übergab und als sie mit kindlichem Eifer dem schlau und freundlich lächelnden alten Mann die Formel nachsprach, sie gelobe der Göttin und dem Reich, die Seele rein und den Körper fleckenlos zu bewahren. Dann, zehn Jahre lang, war sie

von der freundlich ernsten Oberin Junia unterwiesen worden. Die einzelnen Verrichtungen, die es vorzunehmen galt, waren nicht schwer, aber es waren ihrer sehr viele, und wenn der Staat nicht unter dem Zorn der Göttin leiden sollte, dann durfte nicht das geringste Versäumnis unterlaufen. Doch zehn Jahre waren eine lange Zeit, da konnte man alles so lernen, daß es einem selbstverständlich wurde wie Ein- und Ausatmen. Cornelia lernte überdies mit Eifer; ihr gefiel der schlichte Sinn, der hinter den schlichten Bräuchen stand. Man lernte das Wasser in den spitzen Krügen schöpfen, auf das Feuer achten und es nach strengen Regeln unterhalten, man lernte Kränze flechten, um am Feste der Vesta die hellgrauen Esel zu schmücken, welche einem die Müller brachten, man lernte den geweihten Teig bereiten, welcher die Frauen vor Krankheit und Unheil schützen sollte. Die vielerlei Obliegenheiten waren alle leicht, doch sie mußten mit Würde und Anmut verrichtet werden, denn zahlreiche dieser Dienste geschahen unter den Augen des ganzen Volkes. Wenn die Jungfrauen der Vesta zum Capitol hinanstiegen, wenn sie ihre Ehrensitze einnahmen im Theater oder im Zirkus, immer waren nächst dem Kaiser sie diejenigen, auf welche die Zehntausende am meisten achteten.

Cornelia liebte die Bräuche, und sie gefiel sich gut, wenn sie in der Öffentlichkeit erschien. Sie wie keine verstand es, ihren Dienst frommen, heiteren Gesichtes zu vollziehen und so, als ob sie nicht wüßte, daß hunderttausend Augen auf sie gerichtet waren. Im Innern spürte sie mit großer Freude, daß diese Augen auf ihr waren und daß sie, Cornelia, diese Augen nicht enttäuschte. Die Mittelfigur eines schönen, heiligen und heiteren Schauspiels zu sein füllte sie aus, und zu wissen, daß es das Wohl des Staates förderte, wenn sie ihre Obliegenheiten geordnet und gesammelt besorgte, wärmte ihr das Herz.

In ihnen, in den sechs Jungfrauen der Vesta, verkörperte sich die einfache Gravität und keusche Würde des alten römischen Hauses, sie waren die Wahrerinnen des Herdfeuers, ihrem Schutze anvertraut waren das Palladium und die wichtigsten Akten des Reichs. Keuschheit und Wachsamkeit waren Cornelia selbstverständlich geworden.

Viele ehrenvolle Titel führten die Vestalinnen. Ihr, Cornelia, war der Titel »Amata«, »Liebling«, der teuerste, und sie war sich bewußt, daß sie diesen Titel zu Recht trug. Sie fühlte sich geliebt, nicht von einem einzelnen, sondern von den Göttern und vom Senat und Volk von Rom. Natürlich gab es Eifersüchteleien unter den sechs Jungfrauen, die ständig zusammen lebten; doch selbst im Kreise der Schwestern war sie die am meisten geliebte.

Höchstens Tertullia wird eine ganz kleine Befriedigung spüren über ihr, der Cornelia, Unglück. Tertullia hat sie nie leiden mögen. Was für böse Augen zum Beispiel hat sie gemacht, als bei den Capitolinischen Spielen sie, Cornelia, ausgelost worden war, an der Hand des Kaisers zum Jupiter hinaufzusteigen. Dabei hat sie gerade an dieser Zeremonie nicht viel Freude gehabt. Gewiß, Domitian war sehr großartig anzuschauen, und sie hat gespürt, daß ihre ernst und heitere Anmut neben dem Kaiser doppelt zur Geltung kam. Trotzdem war sie nicht froh, und jener Tag war einer der nicht vielen, da sie geradezu Unbehagen gespürt hat; Wirrnis, »Trübung«, so hat sie es in ihrem Innern genannt. Die Hand des Mannes, mit dem gemeinsam sie die Stufen erschritten hat, diese Hand des Kaisers, des Erzpriesters, ihres »Vaters«, ist eine kalte, feuchte Hand gewesen, und sie hat, als sie die ihre hineinlegte, Angst und Widerwillen gespürt, ähnlich wie beim Feste der Guten Göttin.

Ja, eine Vorahnung war es, eine Warnung, und kein Zufall war es, daß sie die gleiche »Trübung« verspürt hat und von jeher und bei allem, was mit dem Feste der Guten Göttin zusammenhing. Für die andern Vestalinnen war dieses Fest der Guten Göttin der Höhepunkt des Jahres, sie aber hat sich, immer wenn dieses Fest näherrückte, mehr davor geängstigt als darauf gefreut.

Das Fest fand alljährlich statt, im Winter. Gastgeberin war die Gattin des höchsten Reichsbeamten, des Konsuls; der mußte zu diesem Zweck sein Haus für zwei Tage seiner Frau überlassen, er selber durfte es nicht betreten, denn ihm, wie jedem Manne, war der Zutritt zu diesem Fest bei Todesstrafe verboten. Es wurden bei diesem Fest altertümliche Sprüche

gesprochen, seltsame Opfer vollzogen, dunkle, aufregende Bräuche geübt, alles unter ihrer, der Vestalinnen, Anleitung.

Gegen Ende ihrer Lehrzeit, kurz bevor sie achtzehn wurde, war Cornelia von ihrer Lehrerin Junia über Sinn und Meinung dieser Sitten und Bräuche aufgeklärt worden. Es war aber die Gute Göttin eine nahe Anverwandte des Bacchus, sie war die Göttin der häuslichen Fruchtbarkeit, und wie Bacchus den Wein, so hatte sie die Weinranke zum Attribut; doch wurde ihr Trank, wiewohl er Wein war, nicht so genannt, sondern er hieß »Milch der Guten Göttin«. Diese Milch der Guten Göttin war das Symbol häuslicher Fruchtbarkeit, keuschen, doch dadurch nicht minder lustvollen Liebesgenusses. Dies alles wurde der Novizin erklärt, und so erklärten sich ihr auch die dunklen, erregenden Bräuche, welche bei den Mysterien der Guten Göttin geübt wurden. Festlich geschmückt mit Weinranken war das Haus der Ersten Dame des Reichs, welche die Gäste der Göttin empfing; Weintrauben in Fülle waren da, jetzt, mitten im Winter, in den Treibhäusern gezüchtet; mit ihren spitzen, altertümlichen Krügen schöpften die Vestalinnen Milch der Guten Göttin, Wein also, und geschmückt mit Weinlaub waren die Frauen alle. Sie umfaßten und küßten sich, in strenger, steifer Zeremonie zuerst, sie führten sakrale Tänze auf, jede Geste war vorgeschrieben. Allmählich dann, in der zweiten Stunde, wurden die Tänze heftiger, die Verschlingungen der Frauen wilder, erregter ihre Küsse und Umarmungen, in größerer Fülle floß die Milch der Göttin. Wüster wurde mit dem Fortschreiten der Nacht das Fest. Es war aber eine lange Winternacht, und wenn endlich, kurz vor Tage, die Vestalinnen das Haus verließen, dann war es voll von Frauen, die in den Winkeln herumlagen, zu zweien oder zu dreien, und nicht mehr erkannten, wer zu ihnen sprach.

Oft jetzt in der Verlassenheit ihrer Zelle mühte sich Cornelia, sich in genauer Reihenfolge die Vorgänge zurückzurufen, die sich beim letzten Fest der Göttin ereignet und die ihr ganzes Leben umgestülpt hatten.

Melitta, die Freigelassene, hatte ihr gemeldet, eine Frau erwarte sie im Toilettezimmer der Gastgeberin, der Volusia. Was für eine Frau? hatte sie, Cornelia, gefragt. Eine besondere

Frau, hatte Melitta erwidert, die Besonderes mit ihr zu besprechen habe und besondere Hilfe von ihr begehre, und Melitta hatte bei diesen Worten auf eine seltsam auffordernde Art gelächelt. Eigentlich war es dieses Lächeln gewesen, das dazu geführt hatte, daß sie jetzt allein, geächtet und vom Dienst ihrer Göttin ausgeschlossen, in ihrer Zelle saß. Sie war also in das Toilettezimmer der Volusia gegangen, nicht mit der ganzen Schwerelosigkeit wie sonst und dennoch leichter, da sie von der Milch der Göttin genossen hatte. Ihr weißes Kleid war ihr beim Tanz zerrissen worden, der Schlitz gab den Blick auf ihre Beine frei, und sie erinnerte sich, daß sie, während sie ging, bemüht gewesen war, den widerspenstigen Schlitz zuzuhalten.

Merkwürdigerweise hatte sie, während sie ins Toilettezimmer der Volusia ging, an den Senator Decian gedacht, jenen ruhigen, freundlichen Herrn, der sie immer mit so besonderem Respekt und mit mehr als Respekt begrüßte. Dabei war es sinnlos, gerade diesen mit dem Fest und den Mysterien der Guten Göttin in Zusammenhang zu bringen.

Die Frau, die sie im Toilettezimmer der Volusia erwartete, hatte ihr gut gefallen. Sie war groß, schlank, das Gesicht bräunlich, mit einem Stich ins Olivfarbene, mit wissenden Augen und wissenden Lippen; das hatte sie erkannt, als die Frau sie mit dem Kuß der Guten Göttin begrüßte, und sogleich war die »Trübung« stärker geworden, jenes besondere und ängstigende Gefühl, das für sie dem Feste der Guten Göttin anhaftete. »Ich bin sehr kühn«, hatte die Frau zu ihr gesagt, »aber ich kann nicht anders, ich muß Sie, gerade Sie, meine Herrin und Geliebte Cornelia, bitten, mich tiefer in die Mysterien der Guten Göttin einzuweihen; denn ich kann nicht mehr schlafen, wenn ich nicht mehr erfahre von diesen Mysterien.« – »Kenne ich Sie, meine Herrin?« hatte sie, Cornelia, zurückgefragt. Und: »Ja und nein«, hatte die Unbekannte erwidert, hatte ihre Hand gefaßt und sie umarmt und gestreichelt, wie das üblich war beim Fest der Guten Göttin. Während dieser Umarmung aber war ihr plötzlich aufgegangen, daß die Unbekannte keine Brust hatte.

Naiv, wie sie war, und erfüllt von Vorstellungen aus der Urzeit,

da Götter und sagenhafte Wesen den Erdkreis bevölkerten, hatte sie zuerst geglaubt, die andere sei eine verspätete Amazone. Spät, zu spät war ihr die Vorstellung der ganzen, grauenhaften Wirklichkeit aufgegangen. Gehört hatten sie natürlich alle von jenem Clodius, der sich damals, zur Zeit des großen Julius Cäsar, als Harfenistin verkleidet zum Fest der Guten Göttin eingeschlichen hatte. Doch dies war geschehen in abgelebten Zeiten, die so unwirklich waren wie die Zeiten der Götter und Halbgötter. Daß sich dergleichen noch heute sollte ereignen können, in der greifbaren Wirklichkeit des heutigen Rom, das war einfach unvorstellbar.

Daß es sich nun doch ereignete, hatte sie gelähmt. Es lähmte sie noch weiter. Noch jetzt nicht wußte sie genau, was eigentlich geschehen war, es war wirklich und gleichwohl unwirklich, sie wußte es nicht, aber sie spürte es weiter, immer noch, täglich, stündlich. Es waren keine Vorgänge und Bilder, die sich infolge jenes Ereignisses in ihr aufgestaut hatten, es waren eher Gefühle, Erregungen, ein undeutliches, schmerzhaftes, schauerliches Durcheinander, Abwehr und Abscheu, und eine winzige Neugier, wüst gemischt.

Es war eine Vergewaltigung, das war gewiß. Vielleicht hätte sie schreien sollen. Aber wenn sie geschrien hätte, dann hätten alle gewußt, daß das Fest der Guten Göttin geschändet war, und aus einem solchen bösen Vorzeichen wäre größtes Übel gewachsen für den Feldzug und für das Reich. Es war besser, daß sie sich stumm gewehrt hat, verbissen, keuchend. Sie hat sich gewehrt, sie hat sich nach Kräften gesträubt, und sie war kräftig. Aber sie war wie betäubt gewesen von dem ungeheuern und unausdenkbaren Frevel. Auch war sie behindert gewesen durch das schwere, altertümliche Gewand. Was sie unmittelbar hernach am meisten erschreckt hatte, das war gewesen, daß dieses heilige Gewand durch die Spuren des Verbrechens besudelt war, im Wortsinn besudelt, wie auch ihre Haut.

Das Ganze hatte eine Ewigkeit gedauert und doch wohl nur sehr kurz. An äußere Folgen hatte sie in jener Nacht überhaupt nicht gedacht. Ob den andern ihre Abwesenheit und ihre Verstörtheit aufgefallen war, damit hatte sie sich nicht beschäftigt. Erst am andern Tag, als Melitta zu ihr kam und

sie beschwor, sie im eigensten Interesse zu retten, war ihr die Gefahr aufgegangen. Sie hatte Melitta jenen Brief an Decian gegeben. Was daraus entstanden war, wußte sie nicht. Sie hatte nur ihre dumpfe Erinnerung an die kurze und ewige Umarmung jener »Frau« und an ein paar wirre Sätze der Melitta. Niemand sonst hatte mit ihr über die Ereignisse jener Nacht und über ihre Folgen gesprochen. Auch der Opferpriester des Jupiter hatte den Grund nicht angegeben, aus dem er sie hinter ihren Vorhang verbannte.

Was wohl mit ihr geschehen wird? Niemals hätte irgendwer, niemals sie selber es anders gedacht, als daß, wenn sie einmal gestorben sein wird, ein Steinbild von ihr werde errichtet werden mit der Inschrift: »Der höchst keuschen, höchst schamhaften, höchst reinen, höchst wachsamen Jungfrau Pulchra Cornelia Cossa.« Statt dessen wird sie jetzt hinunter müssen in das Gewölbe vor dem Hügeltor; denn als sie bei der Prozession ihre Hand in die des Herrn und Gottes Domitian legte, hat sie gespürt, daß er sie nicht liebt, und er wird nicht zugeben, daß sie sich, wie damals die süßen und geliebten Schwestern Oculatae, die Art des Sterbens selber bestimme. Vielmehr wird sie eingemauert werden mit einem Krug Wasser und etwas Speise, ein Weidengeflecht wird gebreitet werden über das Gewölbe, in dem sie elend verreckt, und scheu werden diejenigen, welche die Stelle passieren, einen Kreis des Grauens und des Ekels um ihr Grab machen.

Aber sie hat doch ihr Gelübde nicht verletzt. Sie hat das, was geschah, doch nicht gewollt, sie ist hineingerissen worden, sie hat es nicht getan. Vielleicht auch ist es gar nicht geschehen, sie weiß es nicht, vielleicht hat sie sich alles nur eingebildet in ihrer »Trübung«. Vielleicht, wenn sie dem Priestergericht die Probe anbietet, wird sie ihr glücken, wie sie seinerzeit der Vestalin Tuccia glückte, vielleicht wird sie es vermögen, mit dem Sieb aus dem Flusse Tiber Wasser zu schöpfen und es vor die Priester zu tragen.

Sie phantasiert. Es ist geschehen, und man würde sie nicht zur Probe zulassen, das Schicksal hat sich gegen sie entschieden, das Schicksal hat es gewollt, niemand fragt nach der Absicht, eingemauert in das Gewölbe wird sie werden.

Der Vorhang wurde vom Boden hochgerafft, eine Hand schob eine Schüssel mit Speisen herein und einen Krug mit Milch. Cornelia erkannte die Hand, die das besorgte, es war die Hand der Postumia. Die Speisen waren mit Liebe zubereitet, es waren ihre Lieblingsspeisen, und sorglich waren Deckel darübergestülpt, damit sie sich warm erhielten. Die andern liebten sie, die andern bedauerten sie. »Amata«, »die Geliebte«, sie trug ihren Titel zu Recht.

Sie wird nicht mit priesterlichen Ehren an der Attischen Straße bestattet werden, sie wird keine Ehrensäule haben, ihr Name wird gelöscht werden aus jedem Stein und von jedem Papier. Dennoch werden die andern an sie denken, oft, liebevoll, nicht einmal der Haß der Tertullia wird dagegen aufkommen. Wenn sie den heiligen Teig bereiten, werden sie an sie denken, und wenn sie am ersten März das Feuer der Göttin erneuern; wie gerne hätte sie diesen ersten März noch erlebt! Und flüstern werden sie von ihr, voll Scheu, Geheimnis und Zärtlichkeit, wenn sie das heilige Wasser schöpfen und weihen und wenn eine Wache die andere ablöst am Feuer der Vesta.

Dieser Gedanke beruhigte Cornelia ein wenig, und sie aß mit Lust von den guten Speisen. Dann schlief sie, und es war über ihrem jungen Gesicht jene ernste und freudige Ruhe, welche ihr die liebende Verehrung des Volkes erworben hatte.

Der Kaiser war in dieser ersten Zeit nach seiner Rückkehr aus dem sarmatischen Feldzug wenig in Rom, er hielt sich fast immer in Alba auf. Hatte er früher dort am liebsten vor den Tierkäfigen verweilt, so zog er es jetzt vor, in den ausgedehnten Teilen des Parks herumzustreifen, aus denen sein Obergärtner, der Topiarius Felix, die ursprüngliche Natur völlig vertrieben hatte, das Gelände in eine Art von ungeheuerm Teppich verwandelnd. Geometrisch abgezirkelt waren da Beete, Hecken, Alleen. Zierlich und steif standen Gruppen von Buchsbäumen und Taxus, die einzelnen Bäume verschnitten zu Kegeln und Pyramiden, dünn und starr reckten sich Zypressen, allerlei Blumen und Pflanzen bildeten Namenszüge, Figuren, selbst kleine Gemälde. Die Wege waren sorgfältig gekiest, die Teile

des großen Ziergartens, die nicht bepflanzt waren, waren gepflastert. Brunnen und Wasserwerke sprudelten, Ruheplätze jeder Art gab es, Rundbänke, künstliche Grotten, Lauben, aus Stein gebildete Baumstümpfe, künstliche Ruinen, auch ein Labyrinth. Teiche waren da mit Schwänen und Reihern, auf weißschimmernden Freitreppen spreizten sich Pfauen. Wandelhallen, mit Fresken geschmückt, schnitten einzelne Teile des Gartens heraus. Terrassen und Freitreppen verbanden da und dort Partien des riesigen, auf hügligem Terrain angelegten Parkes, Holz- und Steinbrücken schwangen sich über Bäche, das Ganze senkte sich zum Ufer des Sees. Alles war zierlich, niedlich, steif, gravitätisch, künstlich, prunkvoll.

Wenn sich Domitian in diesem Ziergarten erging, dann hob ihn der Gedanke, daß man Lebendiges auf solche Art ändern konnte, es in Zucht bringen, in bestimmte Normen. Da es seinem Topiarius Felix gelang, solche Wunder und Metamorphosen zu erwirken an lebendig blühendem Gewächs, wie sollte es ihm, dem römischen Kaiser, nicht glücken, Menschen nach seinem Willen zu bilden, sie, ein zweiter Prometheus, nach seinen Wünschen und Erkenntnissen zu formen?

In solchen Betrachtungen wandelte der Kaiser durch seine Gärten in Alba. Mit ihm war der Zwerg, in einiger Entfernung folgte der Obergärtner, wieder etwas weiter zurück waren die Träger mit der Sänfte, falls der Kaiser ermüden sollte. Viele Stunden erging er sich so. Mit Genugtuung betrachtete er die Lauben, die Grotten, diese ganze kleingehackte, zerkünstelte Natur. Gelegentlich auch betastete er die Kletterpflanzen, den Efeu, die Winden, die Kletterrosen, die den Weg wachsen mußten, den der Wille des Menschen ihnen vorschrieb. Dann wieder rief er den Obergärtner, ließ sich das oder jenes erklären und wärmte sich das Herz an der Beschreibung, wie man auch hohe, starke Bäume zwingen konnte, die Gestalt anzunehmen, die ordnender Sinn ihnen diktierte.

Am liebsten aber hielt er sich in den Treibhäusern auf. Alles dort gefiel ihm, die künstliche Reife, die künstliche Wärme, das listige Glas, mittels dessen man die Sonne einfing. Mit nachdenklicher Befriedigung erlebte er, daß man also Bäume und Sträucher zwingen konnte, Früchte im Winter zu tragen, die

im Sommer zu reifen bestimmt waren. Das war ein Gleichnis, das ihm behagte.

In einem Treibhaus auch, auf einem Ruhebett, das er sich hatte hinstellen lassen, lag er dösend, brütend, als Lucia zu ihm kam.

Des Kaisers Beziehungen zu ihr waren wieder gefährlicher geworden, ja sie waren neuerdings so voll von Untiefen, daß Lucia nicht erstaunt gewesen wäre, wenn Wäuchlein plötzlich zu einem zweiten, tödlichen Schlag gegen sie ausgeholt hätte.

Begonnen hatte diese Veränderung, als er den Prinzen Sabin hatte hinrichten lassen. Domitian hatte, da er sich vor Julia in Schuld fühlte, den Sabin lange geschont, obgleich Norban im Lauf der Jahre gegen den Prinzen Material genug zusammengetragen hatte, um eine Verurteilung durch den Senat zu rechtfertigen. Erst nachdem die Beteiligung des Sabin an dem Putsche des Saturnin einwandfrei erwiesen war – ein Schreiben des unbesonnenen, hochmütigen Prinzen, in dem er das Angebot des Generals annahm, ihn an Stelle Domitians zum Kaiser zu machen, war den Leuten des Norban in die Hände gefallen –, hatte Domitian zugeschlagen. Und damals hatte Lucia einen schweren Fehler gemacht. Da sie dem Sabin soviel Dummheit nicht zugetraut und angenommen hatte, es handle sich um einen Willkürakt Domitians, hatte sie ihm vorgeworfen, er habe den Vetter lediglich aus Eifersucht auf Julia beseitigen lassen. Damit aber hatte sie ihm offenbar unrecht getan, und er war ihr gegenüber lange im Vorteil gewesen.

Ernsthaft gefährlich indes waren ihre Beziehungen zu Domitian erst seit Julias unseligem Ende. Gekommen war dies so: Julia war nach dem Tode des Sabin von neuem schwanger geworden, zu einem Zeitpunkt, der einen Zweifel an der Vaterschaft des Domitian ausschloß. Domitian beabsichtigte, das Kind zu adoptieren, und wünschte deshalb, daß es nicht als Bastard zur Welt komme. Er schlug Julia eine neue Heirat vor. Julia, die in ihrer ersten Ehe unter der Eifersucht Domitians genügend zu leiden gehabt hatte, lehnte ab. Domitian wollte ihr den Mann aufzwingen, den er ihr ausgesucht. Sie sträubte sich. Der Kaiser bekam einen Wutanfall. Widerspruch hatte

er bisher von einem einzigen Menschen geduldet, von Lucia. Er war nicht gewillt, es hinzunehmen, daß nun auch Julia infolge ihrer Schwangerschaft übermütig und zu einer zweiten Lucia werde. Eher verzichtete er auf den Sohn. In zwei wüsten Auseinandersetzungen zwang er Julia, das Kind abtreiben zu lassen. Über dieser Operation war Julia gestorben.

Domitian litt unter dem Tod der Julia, den er verschuldet. Er wollte sich das aber nicht anmerken lassen, vor allem nicht vor Lucia, und er fragte sie auf seine höhnische Art: »Nun, meine Lucia, sind Sie es zufrieden, daß Sie Julia losgeworden sind?« Die Kaiserin hatte Julia nie leiden mögen, sie hatte sie mit gelassenem, leicht spöttischem Stolz behandelt. Ihr Tod aber empörte sie, die Frau in ihr empörte sich gegen die Manneswillkür des Domitian, und vollends erbitterte sie seine alberne Frage. Sie mühte sich nicht, diese Gefühle zu verbergen, ihr helles, großes Gesicht verzog sich in Ablehnung und Widerwillen, und sie sagte: »Deine Liebe, Wäuchlein, scheint den davon Betroffenen nicht gut zu bekommen.«

Hatte Domitian ihre Beschuldigung im Falle des Sabin verziehen, weil sie ungerecht und ungereimt war, so traf ihn diese Anmerkung über Julia um so tiefer, weil sie stimmte. Das Feindselige, das von Anfang an in seinen Beziehungen zu Lucia gewesen war, verschärfte sich, und es war seither in seinen Umarmungen ebensoviel Groll wie Begier. Ein solches Verhältnis war Lucia nur recht. Ihn indes wurmte es, daß er von ihr nicht loskam, er war klein vor sich selber, wenn er mit ihr zusammen war, er bezähmte sich, seine Umarmungen wurden immer seltener, und schließlich beschränkten sich seine Zusammenkünfte mit ihr auf jene Gelegenheiten, da sie sich der Öffentlichkeit zusammen zeigen mußten. Ihre Begegnungen wurden förmlich, wachsam, sie waren einer auf der Hut vor dem andern. Seit mehreren Wochen, seit mehr als einem Monat, hatte Lucia den Kaiser überhaupt nicht mehr zu Gesicht bekommen.

Es war also ein Wagnis gewesen, jetzt zu ihm vorzudringen, unangemeldet, es war nicht ganz leicht gewesen, die vielen Wachen und Kämmerer zu passieren, und mit einer etwas unbehaglichen Spannung wartete Lucia, wie er sich verhalten

werde. »Sie hier, meine Lucia?« begrüßte er sie, und schon an seiner Stimme merkte sie, daß er eher angenehm als unangenehm überrascht war. So war es auch. Wenn Domitian in den letzten Monaten Auseinandersetzungen mit ihr vermieden hatte, dann deshalb, weil er fürchtete, sie werde ihm Wahrheiten sagen, die zu hören er nicht geneigt war. Diesmal indes vermutete er, sie komme wegen Cornelia – sie war mit ihr verwandt und hatte sie gern, wie jedermann in Rom sie gern hatte –, und in der Sache mit Cornelia fühlte er sich sicher; sich darüber mit ihr auseinanderzusetzen, darauf freute er sich geradezu.

Richtig begann sie denn auch, und schon nach wenigen Sätzen, von Cornelia. Ohne Rücksicht auf den im Winkel kauernden Silen sprach sie mit ihm, doch nicht ohne Schmeichelei; denn ihr lag daran, Cornelia zu retten. »Ich nehme an«, sagte sie, »Sie wollen den Senat schrecken. Sie wollen zeigen, daß es niemand im Reich gibt, er sei so geachtet und beliebt, wie er wolle, vor dem Sie zurückwichen. Außerdem bezwecken Sie wahrscheinlich, dem Senat zu zeigen, daß Sie ein strengerer Hüter römischer Tradition sind als wer immer vor Ihnen. Aber Sie sind zu klug, um nicht selber zu wissen, daß hier Preis und Einsatz nicht im rechten Verhältnis stehen. Was sie im besten Fall gewinnen können, wiegt nicht auf, was Sie in jedem Fall verlieren müssen. Schonen Sie Cornelia!« Domitian grinste. »Interessant diese Ihre Auffassung«, sagte er, »interessant. Aber Sie haben sich erhitzt, meine Lucia, ich fürchte, der Aufenthalt in diesem Glashaus bekommt Ihnen nicht. Darf ich Ihnen einen Spaziergang durch den Garten vorschlagen?«

Sie gingen durch eine Platanenallee; sie waren jetzt allein, der Kaiser hatte mit einer heftigen Bewegung alles ringsum verscheucht. »Ich weiß, daß dergleichen Gerede über meine Absichten in Rom umgeht«, sagte er beiläufig, »aber Sie, meine Lucia, sollten derlei billiges Zeug nicht nachschwatzen. Der Fall liegt höchst einfach. Es geht um Religion, um Moral, um nichts sonst. Ich nehme mein Amt als Erzpriester ernst. Das Heiligtum der Vesta, ihr Herd, ist meinem Schutze anvertraut. Ich kann verzeihen, wenn es um meinen eigenen Herd geht« – er lächelte Lucia bösartig-höflich an –, »aber unmöglich kann

ich verzeihen, wenn es um die Reinheit des Herdes geht, der die Makellosigkeit des Ganzen versinnbildlicht.«

Er wollte in einen Seitengang einbiegen, sie aber zog es vor, die Platanenallee zurückzugehen, und er folgte gehorsam. »Merken Sie nicht«, fragte sie, »daß Sie, sagen wir, widerspruchsvoll handeln? Ein Mann, der ein Leben führt wie Sie – man erzählt sich, daß Sie es jüngst mit mehreren Frauen getrieben haben in Gegenwart des blinden Messalin, den Blinden hetzend und höhnend, daß er errate, wen, wer und wie –, ein Mann, der ein solches Leben führt, wirkt sonderbar, wenn er den Richter spielt über die Vestalin Cornelia.«

»Und abermals«, sagte sanft Domitian, »muß ich Ihnen raten, teure Lucia, sich so wohlfeiles Gefasel meiner Senatoren nicht zu eigen zu machen. Niemand weiß besser als Sie, daß ein Unterschied ist zwischen Domitian, dem Privatmann, der sich eine seiner seltenen leeren Stunden mit Vergnügen anfüllt, und dem Herrn und Gott Domitian, dem Zensor, von den Göttern eingesetzt zum Richter über Sitte, Wandel und Tradition des Reichs. Nicht ich verfolge Cornelia, ich liebe sie weder, noch hasse ich sie, sie ist mir vollkommen gleichgültig. Die Staatsreligion verfolgt sie, das Imperium, Rom, dessen reine Flamme sie zu hüten hat. Sie müssen das begreifen, meine Lucia, und ich weiß, Sie begreifen es. Es sind nun einmal Unterschiede festgesetzt vom Schicksal und von den Göttern. Nicht alles, was ein glattes Gesicht und einen Schoß hat, ist gleich. Eine Frau, die römisches Bürgerrecht hat, eine mater familias, und gar eine Vestalin, ist etwas anderes als die übrigen Weiber der Welt. Diese übrigen Weiber mögen tun und lassen, was sie wollen, mögen herumhuren wie Fliegen in der Sonne, mögen sich bespringen lassen, wann und von wem sie belieben. Sie existieren nur vom Gürtel an abwärts. Eine römische Bürgerin aber und gar eine Vestalin existiert nur vom Gürtel an aufwärts. Man verwische nicht die Unterschiede, man vertausche nicht die Maße, man fälsche nicht die Gewichte. Der Privatmann Domitian mag meinethalb gemessen werden mit dem Maß, mit dem man einen kappadokischen Lastträger mißt, aber ich verwahre mich dagegen, ich verbiete es, daß man den Zeitvertreib meiner leeren Stunden zusam-

menwirft mit den Geschäften des Gottes Domitian.«

Nun waren sie gleichwohl in den Seitengang eingetaucht. »Ich danke Ihnen«, erwiderte Lucia, »für Ihre lichtvollen Belehrungen. Mich wundert nur *eines:* daß Sie nämlich nicht auch den römischen Bürgerinnen zugestehen, was Sie sich selber zugestehen. Warum darf nicht auch eine römische Bürgerin unterscheiden zwischen dem Zeitvertreib ihrer leeren Stunden und den Geschäften, die sie als römische Bürgerin verrichtet? Warum darf nicht auch sie sich spalten, wie Sie es tun, und bald die römische Bürgerin sein, existierend nur vom Gürtel an aufwärts, und bald das Weibchen wie die übrigen?«

Darauf ging Domitian nicht ein. »Begreif mich doch, meine Lucia!« bat er. »Es ist wirklich das Pflichtbewußtsein des Fürsten, des Erzpriesters, und nichts sonst, was diese Cornelia verurteilt. Ich will dieser Gesellschaft, diesem Adel, der verkommen ist durch eine Reihe schlechter Herrscher, den Sinn wieder öffnen für die Strenge, die Einfachheit und das Pflichtgefühl der Altvordern. Ich will dieses Volk zurückführen zur Religion, zur Familie, zu den Tugenden, welche die Gegenwart sichern und die Zukunft gewährleisten. Mit größerm Recht als von der Epoche jenes Augustus soll man vom Zeitalter des Domitian sagen können: ›Nicht schändet Unzucht das reine Haus. Austrieb Sitte und Recht das Laster, die Geilheit. Ehre gebührt den Frauen; denn gleich sehn sich Gatte und Kind. Und nicht hinter der Schuld, neben ihr her geht die Strafe.‹« Etwas pathetisch mit seiner scharfen, hohen Stimme deklamierte er die edlen Verse des Horaz.

Da aber hielt sich Lucia nicht länger, ihr dunkles, klingendes Lachen schlug sie auf. »Verzeih«, antwortete sie, »ich glaube dir, daß du es ehrlich meinst. Aber die Verse klingen zu komisch im Munde des Mannes, welcher Julias Liebster war und der Mann der Lucia ist.« Und da sich Domitian tief rötete, fuhr sie fort: »Ich will dich nicht kränken, ich bin, beim Herkules, nicht hergekommen, um dich zu kränken. Aber glaubst du wirklich, du kannst es durch Verwaltungsmaßnahmen erreichen, daß mehr Tugend in Rom sei? Dieses Rom, wie es nun einmal ist, diese unsere Zeit, wie sie nun einmal geworden ist, die wirkliche Epoche des Domitian, glaubst du, du kannst sie

zurückdrehen und zu der Epoche machen, die du haben willst? Da müßtest du ganz Rom einreißen und drei Viertel seiner Institutionen verbieten. Willst du die Huren abschaffen? Willst du die Theater verbieten, die Komödien von den gehörnten Ehegatten? Willst du aus den Fresken der Häuser die Liebesabenteuer der Götter herauskratzen lassen? Glaubst du, du erreichst wirklich etwas, wenn du Cornelia begräbst? Ich weiß nicht, was du ihr nachweisen kannst; aber das weiß ich, meine Kusine Cornelia, was immer sie getan haben mag, hat im kleinen Finger mehr Keuschheit als du und ich zusammen. Wenn Cornelia vorübergeht, dann spürt das Volk, was Keuschheit ist. Wenn es dich sieht und wenn du noch so scharfe Gesetze erläßt, dann, fürchte ich, spürt es das nicht.«

»Ich glaube nicht, daß du recht hast«, erwiderte er und bemühte sich, seinen Zorn zu unterdrücken und seine Stimme gehalten zu machen. »Aber sei dem, wie ihm wolle, ich will deine Senatoren lehren, daß ihnen ihr Adel nicht nur Privilegien gibt, sondern auch Pflichten auflegt. Gut, ich leiste mir dies oder jenes Vergnügen; aber jemand, der mir so nahesteht wie du, muß doch auch sehen, daß sich der Kaiser Domitian tausend Lüste versagt, die ihm das Blut hitzen, und dafür tausend Lasten auf sich nimmt. Glaubst du vielleicht, es war ein Spaß, in den sarmatischen Feldzug zu gehn? Dich fröstelt schon hier unter der Sonne Roms; du hättest dort bei den Sarmaten sein müssen, um zu erleben, was Frost ist. Und du hättest diese Barbaren sehen müssen, mit denen wir zu tun hatten. Wenn man die Leichen dieser Burschen auf den Schlachtfeldern sah, wenn man sich die Gefangenen anschaute, die eingebracht wurden, dann überlief es einem bei dem Gedanken, welche Gefahr man überstanden hatte. Man mußte ein festes Herz haben, um sie lebendig anrennen zu sehen, diese ungeschlachten Halbmenschen, zu Zehntausenden, mit ihren verfluchten Pfeilen. Meine Liebe, glaubst du, ich wäre nicht lieber mit dir im Bett gelegen, als auf unsicherm, rutschendem Pferd über die vereisten Schlachtfelder der Sarmaten zu traben? Und wenn ich das von mir verlange, dann verlange ich einiges auch von meinen Senatoren.« Er blieb stehen; unter den zierlich verschnittenen Bäumen stand er, groß anzusehen, und

hielt eine Rede. »Die Herren machen sich's bequem. Ihr Dienst am Staat besteht darin, daß sie die Provinzen untereinander auslosen und sie reihum ausräubern. Aber so einfach werden sie's bei mir nicht mehr lange haben. Wer dem Ersten Adel angehört, der hat seine Kraft nicht zu vergeuden in Liebesabenteuern oder in weibischen Träumen und Betrachtungen über den Aberglauben der Minäer oder dergleichen, der hat seine Kraft aufzusparen für den Staat. Ein Mensch kann nur *eines:* dem Staat dienen oder den eigenen Lüsten frönen. Nur ein Gott wie ich kann beides vereinen. Eine Gesellschaft, die sich gehen und treiben läßt wie der Adel Roms, hat schließlich keine Beamten und keine Soldaten mehr, sondern nur Lüstlinge. Das Reich verdirbt, wenn sein Adel weiter so verkommt.«

Lucias kühnes, helles Antlitz zeigte jenen spöttischen Ausdruck, gegen den er nicht ankam. »Und darum also läßt du Cornelia umbringen?« fragte sie. »Auch darum«, antwortete er, aber es klang nicht streitbar. Mit sanfter Gewalt führte er sie fort aus dem hellen Teil des Gartens zu einer Grotte, zog sie hinein in den Schatten, fort aus dem lichten Vorfrühlingstag. »Ich will dir etwas sagen, Lucia«, vertraute er ihr an, fast flüsternd. »Diese östlichen Götter, dieser Jahve und der Gott der Minäer, hassen mich. Sie sind gefährlich, und wenn ich mich nicht beizeiten vorsehe, dann kriegen sie mich unter. Wenn ich gegen sie aufkommen will, dann brauche ich den ganzen Beistand unserer Götter. Ich darf mir Vesta nicht zur Feindin machen. Ich darf kein Verbrechen an ihr ungesühnt lassen. Wenn ich heuer die Säkularspiele feiern will, dann soll es in einem reinen Rom geschehen. Und ich werde den Weg weitergehen, den ich beschritten habe. Die Herren vom Senat, deren Meinungen du so gern wiedergibst, haben in meinen ersten Jahren gesagt, ich sei ein strenger Kaiser. Seitdem ich die Verschwörung des Saturnin ahndete, haben sie gesagt, ich sei grausam. Sie werden lange nach einem Wort suchen müssen, um auszudrücken, wofür sie mich halten, wenn sie erst meine späteren Jahre erleben. Aber das wird mich nicht von meinem Wege abbringen. Er ist Schritt für Schritt bedacht. Ich reiße das Unkraut aus. Ich halte Musterung unter den

Senatoren. Ich zertrete den östlichen Unfug. Ich werde es gewissen Leute verleiden, mit dem östlichen Aberglauben zu liebäugeln. Jupiter hat einen guten Diener an mir.«

Er sagte das alles leise, doch es strahlte von ihm eine solche Entschlossenheit aus, ein so dunkel-heftiger Glaube an seine Bestimmung, daß ihn Lucia keineswegs lächerlich fand. Sie strebte aus der Grotte hinaus ins Licht, er mußte ihr wohl oder übel folgen. »Schon gut, Wäuchlein, schon gut!« sagte sie, strich ihm mit ihrer großen Hand leicht über das immer spärlicher werdende Haar, und, mit einer Stimme zwischen Anerkennung und Ironie, gab sie zu: »In manchem hast du vielleicht sogar recht. Aber bestimmt nicht recht hast du mit deinem Vorhaben gegen Cornelia. Cornelia ist die beliebteste Frau im Reich. Das Volk, das dich liebt, wird dich sehr viel weniger lieben, wenn du wirklich das Urteil gegen sie vollstrecken willst. Tu es nicht! Du wirst es zu büßen haben.« Mit dem Schuh, unwillkürlich, versuchte sie die winterlich harte Erde zu lockern, es gelang nicht. Ein kleiner Schauer überkam sie. Lebenden Leibes unter diese Erde müssen, und Strohgeflecht darüber!

Er lächelte sein hochfahrendes, finsteres Lächeln. »Haben Sie keine Angst, meine Lucia«, sagte er. »Mein Volk wird mich weiter lieben. Wollen wir wetten? Darf ich Sie daran erinnern, wenn sich zeigt, daß ich recht habe?«

Die Senatoren begaben sich höchst unlustig zu der Sitzung, in welcher sie das Urteil fällen sollten über die Vestalin Cornelia und über ihren Mittäter Crispin, welche beide das Kollegium der Fünfzehn für schuldig befunden hatte. Es widerstrebte ihnen, den zweifelhaften Spruch zu bestätigen und den barbarischen Akt, den der Kaiser offenbar vornehmen lassen wollte, mit ihrer Autorität zu decken. Allein Domitian hatte verbreiten lassen, er werde der Sitzung beiwohnen, und diese deutliche Warnung bewog die Senatoren, sich fast ohne Ausnahme einzufinden.

Auch das Volk schien sehr mißvergnügt. Eine große Menge umlagerte die Kurie, wo die Sitzung stattfinden sollte, und selbst den Kaiser begrüßte nicht Zuruf und Verehrung wie

sonst, sondern um ihn war nichts als erregtes Geflüster oder feindseliges Schweigen.

Von Eröffnung der Sitzung an war der Senat ungebärdig. Als erster verlangte Helvid das Wort. Er habe, erklärte er, den Berufenen Vätern eine Mitteilung zu machen, die den gesamten Aspekt der Angelegenheit verändere, über die zu beraten sie zusammengekommen seien. Es erübrige sich, ein Urteil zu fällen über den Hofmarschall Crispin, Minister des Kaisers. Es liege sichere Meldung vor, der Mann habe sich dem Urteil des Senats entzogen, er habe sich die Adern geöffnet, er sei tot.

Es gelang dem amtierenden Konsul nicht, die Sitzung ordnungsgemäß weiterzuführen. Die Senatoren waren aufgesprungen, sie sprachen und schrien durcheinander. Einen besseren Vorwand, die unwillkommene Aufgabe abzulehnen, hätte man nicht geben können. Der einzige Zeuge, der gegen die Vestalin Cornelia hatte angeführt werden können, war verschwunden, der Schuldspruch des Priestergerichts war erschüttert, wie sollte man da ein Urteil fällen? Nur mit größter Mühe stellte der Konsul die Ruhe wieder her.

Messalin versuchte zu sänftigen. Mit geübter Rhetorik führte er aus, ein stärkeres Eingeständnis als dieser Selbstmord lasse sich schwer vorstellen, und gerade nachdem sich einer der Schuldigen der Ahndung entzogen habe, müsse man, um den Zorn der Göttin zu beschwichtigen, die andere um so strenger bestrafen vor den Augen der Stadt und der Welt. Aber seine Rede verfing nicht. Die Unruhe war nur gewachsen. Von außen her – die Türen mußten nach der Vorschrift des Gesetzes offenbleiben, damit das Volk den Beratungen folgen könne – hörte man die Debatten und die aufgebrachten Rufe der Menge, und innerhalb und außerhalb des Senats eiferte man, wenn jemand sich an der Göttin versündigt habe, dann bestimmt nur dieser Crispin, der jetzt auf eine so verhältnismäßig glimpfliche und dem Kaiser willkommene Art gestorben war.

In der Kurie mittlerweile erwiderte dem Messalin der Senator Helvid. Es sei unverständlich, erklärte er, daß das Kollegium der Fünfzehn nicht durch schärfere Haft und Bewachung den Selbstmord des Crispin verhindert habe. Erschreckt ob einer so kühnen Sprache sahen die Senatoren auf den Kaiser.

Der saß da, hochroten Gesichtes, wild an der Oberlippe saugend; er war ergrimmt über diese frechen Senatoren und über sich selber, er hatte den Crispin schonen und ihm den Selbstmord ermöglichen wollen, hatte aber wie manchmal in derlei Fällen, um sich vor sich selber zu decken, halbe Weisungen gegeben. Helvid kam zu seinem Schluß. Es sei, fand er, nach diesem seltsamen Tod des Crispin Pflicht des Senats, die Sache der Vestalin Cornelia zurückzuverweisen an das Kollegium der Fünfzehn, auf daß es sie nochmals überprüfe.

Nach ihm nahm Priscus das Wort, und nach der bitteren und empörten Rede des Helvid wirkte die Sachlichkeit des großen Juristen doppelt überzeugend. Es lägen, führte er mit seiner hellen, schneidend klaren Stimme aus, Präzedenzfälle nicht vor. Dem Senat sei der Fall unterbreitet worden als Prozeßsache gegen den Hofmarschall Crispin und Genossen. Es gehe nicht an, nun auf einmal die Sache der Vestalin Cornelia von der Hauptsache abzutrennen. Dazu bedürfe es einer neuen Untersuchung und einer neuen Weisung des Priestergerichts. Im übrigen müsse er gestehen, daß er, bei aller Ehrfurcht vor dem Spruch des Priestergerichts, nur mit schweren Bedenken in diese Sitzung gegangen sei. Ihm, als einem Manne, der mit tiefster Ehrfurcht das Walten der Gottheit beobachte und Sinn und Zusammenhang sehe in allen Geschehnissen, habe von Anfang an ein schwerer Zweifel keine Ruhe gelassen. Wenn wirklich eine der Vestalinnen solche Schuld auf sich geladen und dadurch den Zorn der Götter auf Senat und Volk und auf das Haupt des Kaisers herabgerufen hätte, wie dann, führte er mit tückischer Logik aus, hätte der Herr und Gott Domitian die glorreichen Siege des sarmatischen Feldzugs erringen können?

Dies war, in unangreifbare Sachlichkeit gekleidet, die kaltbösartigste Verhöhnung des Kaisers, die sich denken ließ, jedermann in Rom verstand sie und hatte seine Freude daran, und den Priscus selber erfüllte tiefe Befriedigung, als er mit seiner schneidenden, trompetenden Stimme diesen Satz in die Versammlung und die Welt hineinrief. Domitian nahm ihn auf, Domitian verstand ihn ganz, Domitians Herz setzte einen Augenblick aus, aber Priscus selber sollte seine süße Rache

bitter zu bezahlen haben; denn von jetzt an stand es dem Kaiser fest, daß er, und sehr bald, diesen Priscus dem Sabin und dem Aelius und den andern nachschicken werde, die es gewagt hatten, ihn zu verhöhnen.

Messalin meldete sich und machte sich daran, den Priscus zu widerlegen und den empörten Senat in seine Schranken zurückzuweisen. Müsse er die erlauchte Versammlung, die mit solcher Eifersucht ihre Rechte wahre, daran erinnern, daß sie im Begriff sei, einen gefährlichen Präzedenzfall zu schaffen, indem sie eingreifen wolle in die Befugnisse einer ebenso erlauchten autonomen Körperschaft? Die Verfassung gebe dem Senat nicht das Recht, die Gründe zu untersuchen, welche die Herren Priester zu ihrem Spruche hätten veranlassen können. Den Senat gingen diese Gründe nichts an. Spitzfindige, formal-juristische Bedenken, wie sie der ehrenwerte Senator Priscus vorgebracht habe, hätten vielleicht Gewicht vor profanen Richtern, sie seien aber wesenlos und windig vor dem Kollegium der Fünfzehn, das seinen Spruch fälle im Auftrag der Götter und von ihnen geleitet. Habe das Fünfzehnerkollegium einmal befunden, so stehe sein Spruch für die Ewigkeit, es gebe keine Appellation, und an ihnen, den Senatoren, sei es lediglich, auf Grund dieses Befundes das Urteil zu fällen.

Höchst widerstrebend machte sich der Senat an die verhaßte Aufgabe. Eine ganze Reihe von Anträgen wurde gestellt, alle dahin zielend, den Senat von der Verantwortung zu befreien. Die Fassung des Urteils, die schließlich angenommen wurde, schob denn auch geschickt die Verantwortung auf den Kaiser zurück. Das Urteil bestimmte, es sei die Vestalin Cornelia so zu bestrafen wie seinerzeit die Schwestern Oculatae. Diese aber waren zwar verurteilt worden, den vom Gesetz vorgeschriebenen Tod zu erleiden, den Tod also in der ummauerten Grube, gleichzeitig indes waren sie der Milde des Kaisers empfohlen worden, und tatsächlich hatte ihnen ja auch Domitian die Art des Sterbens freigestellt. Der Senat also hatte es durch seinen zweideutigen Spruch geschickt vermieden, selber Cornelia zu der grausamen Strafe zu verurteilen, er hatte die Verantwortung über die Art ihres Todes auf den Kaiser zurückgewälzt.

Ängstlich über die eigene Kühnheit schauten die Senatoren auf Domitian. Wie es das Gesetz vorschrieb, fragte der amtierende Konsul den Kaiser, ob er in seiner Eigenschaft als höchster Richter und Erzpriester das Urteil billige und seine Vollziehung anordne. Alle schauten gespannt auf den großen, dunkelgeröteten Kopf des Kaisers. Norban, hinter ihm sitzend, ein wenig tiefer, wandte das Gesicht zu ihm hinauf, um seine Antwort entgegenzunehmen; doch er brauchte sie dem Senat nicht erst zu verkünden. Alle sahen, daß der schwere, dunkelrote Kopf ja nickte, noch bevor Norban ihn befragt hatte.

So verkündete denn der Konsul das Urteil, die Krone billigte es, die Schreiber schrieben es, der Henker rüstete sich.

Bisher war der Kaiser bei den Massen beliebt gewesen. Auch die blutige Strenge, mit der er den Staatsstreich des Saturnin bestraft, hatte Verständnis gefunden. Die Exekution an Cornelia fand kein Verständnis. Die Römer murrten. Norban versuchte einzugreifen. Die Römer ließen sich den Mund nicht verbieten, sie schimpften und murrten immer lauter.

Man erzählte sich rührende Züge von der Hinrichtung der Cornelia. Als sie die Stufen in ihr Grab hinuntersteigen sollte, sei ihr Kleid hängengeblieben. Einer aus dem Exekutivkommando habe ihr helfen wollen, es zu lösen; sie aber habe seine Hand mit solchem Abscheu zurückgewiesen, daß jedermann habe erkennen müssen, wie ihre reine Natur zurückscheute vor jeder Berührung eines Mannes. So tief prägte sich dieser Bericht in das Herz aller, daß zwei Wochen später, als bei einer Aufführung der »Hekuba« des Euripides die Verse gesprochen wurden: »Sie blieb bemüht, höchst würdevoll zu sterben«, das Publikum in langen, demonstrativen Beifall ausbrach. Übrigens hieß es, Freunde – man sprach von Lucia selber – hätten der Cornelia ein Fläschchen Giftes zugesteckt, und ihre stille, reine Würde habe auch auf die Wächter gewirkt, daß sie nicht gewagt hätten, es ihr zu nehmen. Zu alledem kam, daß Crispin vor seinem Tod an verschiedene Freunde Briefe gerichtet hatte des Inhalts, er sterbe schuldlos. Abschriften dieser Briefe zirkulierten im ganzen Reich. Kein Mensch

mehr glaubte an eine Schuld der Cornelia, der Kaiser galt als sinnlos wütender Tyrann.

Von Tag zu Tag mehr schien es, daß Lucia recht und daß der Kaiser das Urteil gegen Cornelia mit seiner Popularität zu bezahlen hatte. Bisher waren die Massen den oppositionellen Senatoren kalt, beinahe feindselig gegenübergestanden. Jetzt begrüßte das Volk die Damen Fannia und Gratilla, wo immer sie erschienen, mit Sympathie. Ein Stück wurde aufgeführt, »Paris und Önone«, das voll war von Anspielungen auf die Beziehungen des Kaisers zu Lucia und zu Julia, und fand ungeheuern Erfolg. Auf der Straße sprachen Wildfremde den Senator Priscus an, er möge doch die Rede, die er im Senat für Cornelia gehalten, veröffentlichen.

So weit zwar wagte sich Priscus nicht vor. Wohl aber machte er sich jetzt daran, das Versprechen einzulösen, das er damals der alten Fannia gegeben hatte, seinen Grimm nicht länger einzusperren und sein »Leben des Paetus« zu verbreiten. Er überreichte das vollendete Werk der Fannia, für die er es geschrieben, und ließ es zu, daß sie das kleine Buch weitergab. Bald zirkulierten Abschriften im ganzen Reich.

Dargestellt aber war in diesem Buch in schöner Klarheit das Leben des Republikaners Paetus. Wie dieser in altrömischer Strenge aufgewachsene Mann, als die Tyrannei des Nero immer unerträglicher wurde, sich, um seine Gesinnung zu bekunden, der Teilnahme an den Sitzungen des Senats enthielt. Wie er zwar schwieg, schwieg, schwieg, wie indes sein ganzes Wesen seinen tiefen Unmut über den Lauf der öffentlichen Angelegenheiten bekundete. Wie ihn schließlich Nero anklagen und verurteilen ließ. Wie er sich gleichmütig, ja fröhlich darüber, daß er in diesem heruntergekommenen Rom nicht länger leben müsse, die Adern öffnete und stoischen Mutes starb. Siebenundzwanzig Jahre war das nun her. Kein leisestes Wort sagte Priscus in seiner Biographie gegen den Kaiser Domitian, er beschränkte sich vielmehr mit vorbildlicher Sachlichkeit auf eine exakte Darstellung des Lebens seines Helden, die Daten verwertend, die er sich von Fannia, der Tochter des Paetus, hatte geben lassen. Dennoch und gerade durch seine Sachlichkeit wurde das Buch zu einer einzigen, Ungeheuern Anklage

gegen Domitian, und als solche auch wurde es gelesen und verstanden.

Waren derartige Angriffe die Wagnisse einzelner, so ging bald darauf der Senat in seiner Gesamtheit zum offenen Kampf gegen den Kaiser über. Dies geschah anläßlich des Falles des Gouverneurs Ligarius.

Diesem Ligarius, einem seiner Günstlinge, hatte Domitian die Verwaltung der Provinz Spanien übertragen, und der Mann hatte sein Amt dazu benutzt, das Land rücksichtslos auszuplündern. Nun waren Vertreter der Provinz nach Rom gekommen, um beim Senat gegen ihren unehrlichen Gouverneur Klage zu führen. Früher, bevor das Ansehen Domitians durch die Hinrichtung der Cornelia erschüttert war, hätte der Senat einen solchen Prozeß gegen einen Günstling des Kaisers kaum zugelassen. Jetzt, da er seine Macht täglich wachsen fühlte, zwang er nicht nur dem Kaiser die Zustimmung zu diesem Prozeß ab, sondern rückte auch die Angelegenheit ins hellste Licht.

Zum Sachwalter der Provinz Spanien bestellte der Senat den Helvid. Der entfaltete seine ganze wilde Beredsamkeit, der Senat folgte ihm und nahm fast jeden seiner Beweisanträge an. Bis in die kleinsten Einzelheiten wurden die Erpressungen erörtert, die Ligarius, Freund und Günstling des Kaisers, an der unglücklichen Provinz Spanien verübt hatte. Voll heimlichen Triumphes hörte der Senat, wie Ligarius sich mußte überführen und mit den wüstesten Schmähungen überhäufen lassen. Als die Beweisaufnahme geschlossen wurde, war es so gut wie gewiß, daß der Senat in seiner nächsten Sitzung, die zwei Wochen später stattfinden sollte, den Günstling des Kaisers nicht nur zum Ersatz der geraubten Gelder und Güter verurteilen würde, sondern darüber hinaus zur Konfiskation seines Vermögens und zur Verbannung.

Dies war ein Schlag gegen Domitian, wie ihn noch vor wenigen Monaten niemand für denkbar gehalten hatte. Jetzt waren zwar im Staatsarchiv die Gesetzestafeln hinterlegt, die« ihm mehr Befugnisse zusprachen, als sie jemals ein Mann in seiner Hand vereinigt hatte seit Bestehen der Stadt, aber Domitian wußte, er durfte es nicht wagen, von diesen Befug-

nissen Gebrauch zu machen. Im Gegenteil, seit mehr als zwei Menschenaltern hatte der Senat nicht mehr gewagt, dem Herrscher so viel Trotz entgegenzustellen, wie es jetzt dieser sein Senat tat.

Im Treibhaus in Alba lag er, ausgestreckt auf dem Ruhebett, das er sich dort hatte aufstellen lassen. Er überdachte, was geschehen war und wie das hatte geschehen können. Hat er sich überhoben? Hat Lucia recht gehabt? Sie hat nicht. Er muß nur die Kraft finden, sich zu zähmen, nicht zu früh zuzuschlagen, nicht zur Unzeit zuzuschlagen, er muß die Kraft aufbringen, zu warten. Und das kann er. Er hat sich im Warten geübt. Es ist ein weiter Weg gewesen von seiner bittern, armseligen Jugend bis heute.

Viel kann man erreichen mit Geduld. Viele Gewächse kann man zwingen, den Weg zu wachsen, den man ihnen vorschreibt. Was sich nicht fügen will, schneidet man weg, tilgt man aus. Im Augenblick muß er sich bescheiden, aber der Tag wird kommen, da er austilgen kann. Er weiß sich in Übereinstimmung mit der Gottheit. Lucia wird nicht auf die Dauer recht behalten.

Woran lag es, daß man in Rom nicht einsehen wollte, daß er gar nicht anders konnte als die Cornelia verurteilen? Er war sich bewußt, daß die Schuld manches Mannes, den er hatte verurteilen lassen, nicht über jedem Zweifel feststand. Aber diese Cornelia war doch schuldig: warum wollte man gerade an ihre Schuld nicht glauben? Es mußte möglich sein, die erwiesene Schuld der Cornelia auch den blöden Augen seiner ungläubigen Untertanen deutlich zu machen.

Er berief den Norban. Hatte der nicht eine gewisse Melitta erwähnt, eine Freigelassene der Vestalin, die Bescheid wußte um die Vorgänge beim Feste der Guten Göttin? Wo war sie, diese Melitta? Was für ein unfähiger Mensch war sein Polizeiminister, daß er diese Melitta hatte entwischen lassen, daß er sie nicht zu seiner Verfügung gehalten hatte. Der Kaiser beschimpfte den Norban mit wüsten, gemeinen Worten, dann wieder schmeichelte er ihm und beschwor ihn, die verschwundene Melitta beizubringen, daß man sie foltern und Geständnisse aus ihr herausholen könne.

Norban blieb vor den Beschwörungen des Kaisers so gleichmütig wie vor seinen Beschimpfungen. Vierschrötig stand er da, der mächtige Kopf ruhte auf den eckigen Schultern, grotesk fiel die schwarze Locke in die niedrige Stirn, die Augen, bräunliche Augen eines treuen, doch vielleicht nicht bis ins Letzte gezähmten Hundes, schauten auf den Kaiser, spähend, dienstwillig und ein klein wenig überlegen. »Der Herr und Gott Domitian weiß«, sagte er, »daß er sich auf seinen Norban verlassen kann. Die Frevlerin Cornelia liegt, um einer wohlbewiesenen Schuld willen zur Vergessenheit bestimmt, unter dem Weidengeflecht. Ich werde Ihnen die Mittel geben, mein Herr und Gott, auch den dummen Pöbel von dieser Schuld zu überzeugen.«

Bald darauf wurde dem Decian, der sehr zurückgezogen auf seinem Landgut bei Bajae lebte, ein unerwarteter Besuch gemeldet, der Senator Messalin. Unbehaglich fragte sich Decian, was wohl der unheimliche Mensch von ihm wolle, doch in seinem Innern wußte er's, sowie der Diener den Namen Messalin nannte. Der Mann wollte Melitta.

Bald denn auch brachte der Blinde die Rede auf die Vestalin Cornelia. »Welch ein Jammer«, klagte Decian, »daß diese Frau hat hinuntermüssen!« Es war unvorsichtig, daß er so sprach, aber er mußte es, es drängte ihn, sein Leid um Cornelia zu bekennen.

»Wäre es nicht ein noch größerer Jammer«, fragte Messalin, »wenn sie umsonst gestorben sein sollte?« Da war man also bei dem Gegenstand, um dessentwillen der Mann offenbar gekommen war. Decian beschloß, unter keinen Umständen die tote Cornelia zu verraten; doch schon während er dieses Gelöbnis tat, war in ihm die innere Gewißheit, daß er's nicht halten werde.

Es habe, führte unterdessen Messalin aus, DDD viel Überwindung gekostet, den harten Spruch vollziehen zu lassen. Nun aber bemühten sich gewisse sture Republikaner, den Kaiser um den Erfolg seiner schwer errungenen Härte und Cornelia um den Sinn ihres Todes zu bestehlen. Sie verbreiteten, Cornelia sei schuldlos gestorben, und gefährdeten so Ziel

und Zweck des beispielhaft strengen Urteils, die Förderung der Sitte und der Religion. Mit Trauer müsse jeder wahre Freund des Reichs dieses ebenso törichte wie gottlose Treiben mitansehen.

Decian wußte, es ging um sein eigenes Leben. Trotzdem vergaß er für einen Augenblick seine Angst und betrachtete den Blinden mit Neugier und Grauen. Mit so sanfter, schmeichlerischer, teuflischer Logik also verstanden diese Leute ihr Verbrechen ins Gegenteil zu drehen. Vielleicht taten sie es sogar vor sich selber; zumindest jener Mann, in dessen Namen dieser Messalin kam, glaubte das, was da vorgebracht wurde, sei die reine Wahrheit. »Es ging nun einmal«, antwortete er tapfer, »von Cornelia jenes Strahlen aus, mit dem die Götter nur ganz wenige begnaden, und darum«, schloß er mit höflicher Zweideutigkeit, »wird es schwer sein, ihren Tod sinnvoll erscheinen zu lassen.«

»Es gibt einen Mann«, erwiderte Messalin, »der dem Herrn und Gott Domitian bei diesem Unternehmen helfen könnte. Dieser Mann sind Sie, mein Decian.« Mit einer leichten Handbewegung, als sähe er die gespielte Entrüstung und Verwunderung auf dem Gesicht des andern, schnitt er ihm die überflüssige Entgegnung ab und fuhr fort: »Wir wissen, wo sich die Freigelassene Melitta befindet. Nur weil wir den Skandal um den Fall der Cornelia nicht noch vermehren wollen, vermeiden wir es, uns ihrer durch Gewalt zu bemächtigen. Es wäre vernünftig, mein Decian, wenn Sie uns diese Melitta herausgäben. Sie würden sich viel Leid, der Melitta mancherlei sehr Qualvolles und uns den Skandal ersparen. Mir scheint, das wäre auch im Sinne unserer toten Cornelia.«

Decian war sehr blaß geworden, und es war ihm eine Genugtuung, daß der Blinde wenigstens diese Blässe nicht wahrnehmen konnte. »Ich verstehe nicht, was Sie wollen«, erwiderte er gehalten.

Messalin winkte mit einer kleinen, höflichen Handbewegung ab. »Sie sind kein eisenstirniger Narr wie gewisse Ihrer Freunde«, stellte er ihm vor. »DDD schätzt Sie als einen Mann von Klugheit und von Welt. Wir verstehen es, daß Sie Cornelia haben schützen wollen. Aber was versprechen Sie sich davon,

wenn Sie weiter Widerstand leisten? Glauben Sie, Sie können DDD eine Ehrenerklärung für die tote Cornelia abzwingen? Bewähren Sie Ihre oft bewährte Klugheit! Geben Sie Melitta heraus, reden Sie ihr Vernunft zu, und Sie werden ziemlich viel gewonnen haben. Ich will Ihnen nichts vormachen. Eine Anklage gegen Sie wegen Beihilfe zur Verschleierung des Verbrechens der Cornelia wird auch dann erfolgen müssen, wenn Sie uns Melitta herausgeben. Aber wie immer der Senat urteilen wird, ich kann Ihnen versichern, Sie werden mit einer leichten Verbannung davonkommen. Geben Sie mir jetzt keine Antwort, mein Decian! Überlegen Sie sich gut, was ich Ihnen gesagt habe! Ich bin überzeugt, Sie werden zu dem Schluß kommen, daß es einen andern sinnvollen Ausweg nicht gibt. Lassen Sie es sich angelegen sein, Melitta vor der Tortur und sich selber vor dem Tode zu retten, und fangen Sie heute schon an, alles, was Sie an beweglicher Habe besitzen, aus Italien hinauszuschaffen für die zwei oder drei Jahre, die Sie außerhalb Italiens werden verbringen müssen! Ich kann Ihnen versprechen, daß Norban wenig davon wahrnehmen wird. Glauben Sie mir, der Rat, den ich Ihnen gebe, ist der Rat eines Freundes!«

Decian, nachdem Messalin gegangen war, sagte sich, daß dem Kaiser und seinen Räten die tote Cornelia vermutlich gleichgültig sei und daß es ihnen nur darum gehe, die verlorengegangene Popularität Domitians neu zu gewinnen. Sowie der Senat nicht mehr darauf rechnen konnte, bei den breiten Massen Unterstützung zu finden, mußte er die Positionen wieder aufgeben, die er in seinem Kampf gegen den Kaiser in der letzten Zeit errungen hatte. Das also wußte Decian genau. Durfte er, um sein Leben zu retten, dem Kaiser helfen, den Senat von neuem zu schwächen?

Er durfte es nicht. Aber was war erreicht, wenn er sich opferte? Er konnte Melitta endgültig verschwinden lassen. Was dann würden Messalin und Norban unternehmen? Sie würden ihn festsetzen, sie würden ihm durch die Folter Geständnisse abzwingen, wie und warum er Melitta habe verschwinden lassen. Nichts wäre gewonnen. Der Sieg des Kaisers über den Senat, der ja doch als letztes Ergebnis kommen mußte, würde

durch seine Opferung um einige Wochen verschoben, verhindert würde er nicht.

Decian teilte dem Messalin mit, wo sich Melitta befand.

Dem Decian wurde Schweigen auferlegt, er durfte sein Landgut bei Bajae nicht verlassen, er wurde überwacht. Die Freigelassene Melitta wurde in aller Eile und Heimlichkeit aufgehoben.

Domitian lächelte tief und befriedigt. »Ich habe gute Freunde«, sagte er zu Messalin, »ich habe gute Freunde«, sagte er zu Norban, und in seinem engsten Kabinettsrat, der jetzt nur mehr aus Regin, Marull, Annius Bassus und Norban bestand, erklärte er: »Diese Angelegenheit bleibt vorläufig unter uns. Wir erheben noch keine Anklage gegen Decian. Wir lassen die Herren vom Senat ruhig weitermachen. Wir wollen sehen, was sie alles noch vorzubringen haben gegen Ligarius und gegen Uns.« Er lächelte stärker. »Lassen wir die Feinde des Reichs immer tiefer in ihr Verderben rennen! Wir können warten.«

Die Herren von der senatorischen Opposition also hatten keine Ahnung von dem, was sich ereignet hatte, und daß der Kaiser jetzt in der Lage war, das viele Gerede um die Schuld der gerichteten Vestalin, wann immer er wollte, zum Schweigen zu bringen. Sie glaubten vielmehr, die Helvid und Priscus und die übrigen Herren von der senatorischen Opposition, sie hätten die Republik bereits wiederhergestellt, der Kaiser sei nun wirklich zurückgedrängt auf den Platz, den die Verfassung ihm zuwies, er sei nicht mehr als der Erste unter Gleichen, sie seien in Wahrheit seine Peers. Strahlend herum ging der alte Helvid, sein verwittertes Gesicht hatte sich verjüngt vor Stolz über den errungenen Sieg. Er war der große Republikaner, der Anwalt der guten Sache, er hatte die unterdrückten Spanier an Ligarius und dem Kaiser gerächt, er sonnte sich in seinem Erfolg, er brüstete sich, und mit ihm die andern Führer der senatorischen Sache, Priscus und die Seinen und die Angehörigen des gerichteten Paetus, Fannia, Gratilla. Übermorgen sollte der Senat das Urteil fällen über Ligarius, den Aussauger der Provinz Spanien. Einige von den Senatoren wünschten, daß man sich damit begnüge, den Ligarius zur Vermögenskonfiskation und zur Verbannung zu verurteilen,

aber sie, die Führer der Opposition, werden nicht so bescheiden und gemäßigt sein. Sie werden verlangen, daß man den Freund des Tyrannen, den Verbrecher, zum Tod verurteile, und sie werden es durchsetzen.

Die Minister Regin und Marull wußten natürlich um dieses Gerede. Sie waren ältere Herren, die unendlich viel erlebt hatten, sie hatten viele Freunde und Bekannte eines unerwarteten Todes sterben sehen, und es hatte sich nicht immer vermeiden lassen, daß sie mithalfen, diesen raschen Tod herbeizuführen. Sie waren müde geworden, sie waren von Natur eher gutmütig als bösartig, sie waren konziliant, und sie verspürten ein leises Bedauern, als sich jetzt der alte Helvid anschickte, so blind und wild in seinen Tod zu rennen. Auf die Dauer zu retten war der Mann nicht, aber warum sollte er nicht noch ein paar Jahre oder wenigstens Monate haben? Sie waren menschlich, sie wollten ihn davon abhalten, seinen Untergang zu überstürzen.

Es war nichts Ungewöhnliches, daß die beiden Herren, deren Liberalität auch die Gegner kannten – sie nannten sie Laschheit –, mit diesen Gegnern mehr oder minder offenherzige Gespräche führten, die freilich akademisch blieben. Auch jetzt suchten Marull und Regin die Gelegenheit einer solchen vertraulichen Aussprache. An dem Tag, bevor der Senat das Urteil in der Sache des Ligarius fällen sollte, traf es sich, daß sie sich mit Helvid, Priscus und Cornel auf die gewünschte Art auseinandersetzen konnten.

»Sie haben Ihrem Spanien zum Sieg verholfen, mein Helvid«, meinte Marull, »und den Ligarius gefällt. Das ist sehr viel, dazu kann man Ihnen gratulieren. Aber was wollen Sie eigentlich mehr? Wenn ein Mann wie unser Cornel so stürmisch und jugendlich vorginge, das wäre verständlich. Aber ein Herr in unserm Alter, das ist gegen die Natur.« Und Regin, auf seine gemütliche Art, fügte hinzu: »Warum geben Sie sich eigentlich so blutdürstig? Sie wissen doch genausogut wie wir, daß DDD im besten Fall ein Urteil auf Vermögenskonfiskation und Verbannung bestätigen könnte, aber nie ein Todesurteil. Ein solcher Antrag wäre also ein reines Schaustück. Haben Sie das nötig? Sie kompromittieren nur Ihren Sieg.«

»Ich will dem Senat und dem Volk von Rom zeigen«, sagte finster Helvid, »daß dieses Regime sich nicht scheut, die wichtigsten Ämter im Reich Verbrechern anzuvertrauen.« – »Mein lieber Helvid«, fragte Regin, »ist das nicht eine bedenkliche Verallgemeinerung? Es soll auch zu den Zeiten, da der Senat unbeschränkt herrschte, ab und zu ein Gouverneur wegen Unterschlagung verurteilt worden sein. Wir haben in der Schule einiges darüber gelernt. Mir sind ein paar Reden in Erinnerung über solche Gegenstände, Reden, ohne deren Vorbild selbst Ihr ausgezeichnetes Plädoyer gegen Ligarius nicht hätte gehalten werden können.« Und: »Wenn Sie ehrlich sein wollen«, sekundierte Marull, »dann müssen Sie zugeben, daß gerade unter diesem unserm Herrn und Gott Domitian die Verwaltung der Provinzen sich verbessert hat. Schön, Spanien hat einen schlechten Mann erwischt: aber schließlich hat das Reich neununddreißig Provinzen, und es sind seit Menschengedenken unter keinem Herrscher so wenig Klagen aus den Provinzen eingelaufen wie unter DDD. Nein, mein Helvid, was Sie da machen wollen, Ihr Antrag auf die Todesstrafe, das hat nichts mehr mit sachlicher Politik zu tun, das zielt nicht mehr nur auf die Abstellung von Mißständen, das ist einfach eine Demonstration gegen das Regime als solches.« Und wieder Regin: »Reden Sie Ihrem Freunde zu, mein Priscus, und Sie, mein Cornel. Er dient niemand, wenn er einen solchen Antrag stellt, uns nicht und Ihnen nicht und sich selber nicht. Es kann nur Unheil daraus entstehen.« Er sprach besonders ruhig, geradezu gemütlich. Trotzdem hörten Priscus und Cornel die Warnung heraus.

Nicht aber vernahm sie Helvid, der, noch berauscht von seinem Erfolg, nur mehr in großen Worten dachte. »Natürlich«, sagte er unwirsch, »kämpfe ich nicht gegen den Mann Ligarius als solchen; es ist mir gleichgültig, ob der verbannt wird oder getötet. Wogegen ich kämpfe – und das wissen Sie ganz genau –, das ist, daß Rom verkörpert werde durch einen einzelnen Mann. Ich kämpfe für die Souveränität der senatorischen Gerichtsbarkeit. Ich kämpfe für Roms Freiheit.« Das waren gefährliche Worte, selbst jetzt, und der besonnene Cornel versuchte abzulenken. »Sie halten eine Rede, mein Helvid«, sagte

er, »Sie sprechen nicht zum Thema.« Doch Regin beschwichtigte den Besorgten durch eine kleine Handbewegung. »Keine Gefahr!« sagte er lächelnd. Er wollte sich die Gelegenheit nicht nehmen lassen, seinesteils einmal ein paar Worte zu diesem Thema Freiheit zu sagen, über welches sich die Senatoren so gern in absurden Phrasen ergingen. »Freiheit«, also wiederholte er das letzte Wort des Helvid, und mit seiner hellen, fettigen Stimme definierte er: »Freiheit ist ein senatorisches Vorurteil. Sie wünschen, daß Rom nicht durch einen einzelnen Mann verkörpert werde, sondern durch die zweihundert Familien des Senats, und das nennen Sie Freiheit. Setzen Sie einmal den Fall, Sie erreichten Ihr Ziel hundertprozentig. Sie erreichten mehr Macht für den Senat als für den Kaiser. Was, beim Herkules, wäre dann gewonnen? Welche Art Freiheit? Worin bestünde sie, Ihre Freiheit? In einem wüsten Durcheinander, in einem planlosen Hin und Her der zweihundert sich bekämpfenden Familien, die sich untereinander um die Provinzen, Privilegien und Monopole noch mehr herumbalgen, vertragen und begaunern würden als jetzt. Wenn Sie Ihrem Verstand folgen und nicht Ihrem Gefühl, dann müssen Sie zugeben, daß eine solche Freiheit der Gesamtheit schlechter bekäme als das planvolle Regiment eines einzelnen, das Sie abtun wollen mit dem bequemen Schlagwort Despotie.«

Helvid wollte antworten, doch Priscus hielt ihn zurück, er hatte selber zuviel darauf zu erwidern. »Sie sagen wegwerfend ›Gefühl‹«, erwiderte er, und seine schneidend klare Stimme stach seltsam ab von der hellen, fettigen des Regin. »Sie vergessen, Sie wollen es nicht spüren, wie das Gefühl, der Willkür eines einzelnen ausgesetzt zu sein, einen bedrückt. Das Bewußtsein, meine Handlungen unterliegen dem Urteil und dem Gewissen eines sorgfältig nach Verdienst erlesenen Gremiums, ist wie frische Luft, das Gefühl, einem einzelnen preisgegeben zu sein, ist wie Stickluft.« Und auch Cornel konnte nicht mehr an sich halten, sondern, mit seiner dunkeln, gewichtigen, drohenden Stimme, fügte er hinzu: »Freiheit ist kein Vorurteil, mein Regin, Freiheit ist etwas sehr Bestimmtes, Greifbares. Wenn ich mir überlegen muß, ob ich das, was ich zu sagen habe, sagen darf, dann wird mein Leben enger, ich werde

ärmer, ich kann schließlich nicht mehr unbehindert denken, ich zwinge mich gegen meinen Willen, nur mehr das ›Erlaubte‹ zu denken, ich verkomme, ich sperre mich ein in tausend armselige Rücksichten und Bedenklichkeiten, statt unbehindert ins Weite und Große zu schauen, mein Gehirn verfettet. In der Knechtschaft atmet man: leben kann man nur in der Freiheit.«

Jetzt aber wollte Helvid nicht länger warten. »Der Kaiser«, wetterte er, »bemüht sich heiß darum, Zucht und Tugend in Rom wieder einzubürgern. Er wütet mit Strafen, die man seit anderthalb Jahrhunderten nicht mehr gekannt hat. Was hat er erreicht? Als der Senat herrschte, das werden selbst Sie nicht leugnen, gab es in Rom mehr Sitte, mehr Tugend, mehr Zucht.« Und Priscus setzte hinzu: »Mehr Recht.« Cornel aber ergänzte, abschließend: »Mehr Glück.« – »Worte, meine Herren«, sagte gemütlich Regin, »nichts als große Worte. Glück! Sie verlangen von einer Regierung, daß sie die Menschen glücklich mache? Damit beweisen Sie nur, daß Sie zum Regieren nicht geeignet sind. Moral verlangen Sie von einer Regierung, Tugend, Recht? Ich gebe Ihnen zu, daß wir da viel bescheidener sind. Wir, Marull und ich, wir halten eine Regierung für gut, wenn sie möglichst viele Ursachen aus der Welt schafft, aus denen Unglück entstehen könnte, Hungersnöte, Seuchen, Kriege, eine allzu ungleiche Verteilung der Güter. Wenn ich wählen soll zwischen einem Regime und dem andern, wenn ich werten soll, welches das bessere ist, dann schere ich mich nicht um den Namen, dann ist es mir höchst gleichgültig, ob man es als freiheitlich bezeichnet oder als despotisch, dann frage ich einzig und allein: welches Regime gewährleistet bessere Planung, bessere Ordnung, bessere Verwaltung, bessere Wirtschaft. Mehr von einer Regierung zu verlangen, Recht oder Glück von ihr verlangen, das heißt Milch von einem Huhn fordern. Geben Sie einer Bevölkerung reichlich Brot und Zirkus, geben Sie ihr etwas Fleisch und Wein, geben Sie ihr Richter und Steuerbeamte, die nicht allzu bestechlich sind, und verhindern Sie, daß sich die Privilegierten allzu fett machen: das andere, Recht und Zucht und Glück, das kommt dann von selber. In Ihrem Innern wissen Sie genausogut wie ich, daß

unter Domitian auf den Kopf der Bevölkerung mehr Brot, mehr Schlaf und mehr Vergnügen trifft, als das unter einer Senatsherrschaft möglich wäre. Glauben Sie, daß die hundert Millionen Einwohner des Reichs dieses Mehr an Brot und Schlaf und Vergnügen würden hergeben wollen für Ihre ›Freiheit‹? Noch keine halbe Million unter diesen hundert wünscht sich eine andere Regierungsform.«

Alle wollten erwidern. Marull aber wurde der fruchtlosen Erörterung überdrüssig und sagte abschließend: »Auf alle Fälle, mein Helvid, rate ich Ihnen, freuen Sie sich Ihres Triumphes über Ligarius, fordern Sie die Götter nicht heraus und geben Sie sich zufrieden!« Und: »Ich glaube, das ist ein guter Rat«, sagte trocken, gemütlich und dennoch sehr eindringlich Claudius Regin.

Die drei Senatoren waren ehrlich entrüstet über den Zynismus der beiden Minister, aber sie kannten sie gut genug, um zu wissen, daß die Warnung ehrlich gemeint war: Priscus und Cornel redeten denn auch dem draufgängerischen Alten zu, er möge sich mäßigen und sich mit der Verbannung des Ligarius begnügen. Dies war sehr viel mehr, als man noch vor einem halben Jahr zu hoffen gewagt hatte. Volksstimmungen verflogen, man durfte den Kaiser nicht allzusehr reizen, schließlich stand hinter ihm die Armee, man war rasch und kühn und sehr erfolgreich vorgestoßen, es war angebracht, Atem zu holen. Doch Helvid hatte sich verrannt in seinen Plan. Er hatte so vielen davon erzählt, daß er sich nicht mit der Verbannung des Ligarius begnügen, daß er seinen Tod beantragen werde: er konnte es seinem Stolz nicht abringen, jetzt zurückzuweichen. Er beschloß, sein Vorhaben durchzuführen.

Das tat er denn auch. Die Warnung der Leute des Domitian machte ihn nur um so verbissener, und er sprach wilder, heftiger, hinreißender als je. Selbst Cornel und Priscus vergaßen ihre Bedenken, als er sprach. Es war eine große Stunde. Den Atem an hielten die alten Republikaner, es leuchteten ihre Augen, es schwindelte ihnen vor Glück, als Helvid, seine Sätze großartig steigernd, die härteste Strafe, die das Gesetz vorsah, für den Verbrecher Ligarius verlangte, den Tod, den Tod und nochmals den Tod.

Seit langen Jahren, seitdem Domitian die Herrschaft angetreten, war die Opposition im Senat so gut wie verstummt. Jetzt, in diesen letzten Monaten, war sie auf einmal wieder dagewesen, einen Sieg nach dem andern hatte sie erfochten, jetzt gar wagte es einer von den Ihren, die Todesstrafe zu fordern für einen Freund und Günstling des Kaisers. Waren die Tage der Freiheit wiedergekommen? Die Rede des Helvid, dieser sein Antrag war der stärkste Triumph der Opposition.

Er war auch ihr letzter.

Dies zeigte sich sogleich, als der Angeklagte dem Ankläger erwiderte. Bis jetzt hatte sich Ligarius still und klein verhalten, wie es einem Manne ziemte, der mit gutem Grund eines so schweren Vergehens bezichtigt worden war. Man hatte erwartet, daß er also nach dieser Rede und nach diesem Antrag zerschmettert sein werde, daß er demütig die Milde des Senats erflehen werde. Statt dessen schien der Antrag des Helvid ihn keineswegs niederzuschlagen, im Gegenteil, er lächelte, als Helvid diesen Antrag vorbrachte, er leuchtete geradezu auf, ja es war, als hätte er einen so übermäßig strengen Antrag herbeigesehnt. Und schon aus seinen ersten Worten erhellte, daß er ganz sicher war, er werde niemals die von Helvid geforderte Strafe erleiden müssen, ob der Senat sie nun beschließe oder nicht. Seine Rede war, und zwar schon von den ersten Worten an, keine Verteidigung, sondern eine Anklage.

Was er sich habe zuschulden kommen lassen, erklärte er, wisse die Stadt und der Erdkreis, er habe es zugegeben, er habe sich bereit gezeigt, zu bereuen und die Strafe auf sich zu nehmen, die der Senat ihm zuerkennen werde. Mit aller Kraft aber wehre und verwahre er sich gegen Anträge wie den des Senators Helvid. Noch sei er, Ligarius, Senator und ein Mann konsularischen Ranges. Als solcher verteidige er die Würde des Senats, die gefährdet werde durch derartig maßlose und aller Vernunft bare Anträge wie den des Helvid. Aus einem solchen Antrag spreche nicht mehr die berechtigte Empörung gegen einen Schuldigen, sondern einzig und allein persönliche Gehässigkeit, eine wüste, sinnlose, verbrecherische Feindschaft. Nun aber bestehe keinerlei Feindschaft zwischen ihm und dem Helvid. Gegen wen also, gegen wen allein könne sich

diese Unverschämtheit richten? Zweifellos doch nur gegen jene Persönlichkeit, die einer solchen erbärmlichen Feindseligkeit am fernsten entrückt sein sollte, gegen den Herrn und Gott Domitian. Ihn und nur ihn wolle Helvid in seiner, des Ligarius, Person treffen. Der Antrag sei eine dreiste Provokation, der Antrag sei ein Majestätsverbrechen, und wenn ihm, dem Ligarius, nach der heutigen Sitzung und dem Urteilsspruch nicht mehr die Möglichkeit gegeben sei, Anklage zu erheben gegen dieses Majestätsverbrechen, so fordere er die Berufenen Väter, annoch seine Kollegen, auf, die Schamlosigkeit des Helvid nicht auf sich beruhen zu lassen, sondern die Würde des Senats und das Ansehen des Reichs zu verteidigen und gegen Helvid Anklage zu erheben wegen Majestätsverletzung.

Es war klar, daß Ligarius eine solche Sprache nicht gewagt hätte, wenn er nicht sicher gewesen wäre, er werde von den Räten des Kaisers gedeckt werden. Es war klar, daß Domitian ein Mittel gefunden haben mußte, sich gegen den Senat mit neuer Kraft zu wehren. Auf alle Fälle war der Kaiser entschlossen, keine weitere Herausforderung von seiten des Senats zu dulden; wahrscheinlich auch hatte er ein Mittel gefunden, die Volksstimmung zu wenden. Wie immer, es war nicht geraten, sich noch weiter vorzuwagen, man tat besser, sich vorzusehen, der Antrag des Helvid wurde so gut wie einstimmig abgelehnt. Nicht einmal die Anträge auf Vermögenskonfiskation und auf Verbannung wurden angenommen. Ligarius, der Freund und Günstling des Kaisers, wurde lediglich dazu verurteilt, die Beträge zu ersetzen, die er der Provinz Spanien widerrechtlich entzogen hatte.

Bald denn auch zeigte sich, daß die Senatoren die Rede des Ligarius richtig gedeutet hatten und daß der Kaiser im Besitz von Zeugnissen war, geeignet, seine Beliebtheit bei den Massen wiederherzustellen und den Senat in seine alte Machtlosigkeit zurückzuverweisen.

Schon wenige Tage nach der Urteilssprechung über den Ligarius wurde der Senat befaßt mit einer Anklage gegen den Decian. Decian wurde bezichtigt, versucht zu haben, das Verbrechen der abgeurteilten Vestalin Cornelia zu verschleiern.

Der Kaiser selber wohnte der Verhandlung des Senats bei.

Decian war nicht erschienen. An seiner Stelle erklärte nach der Anklageerhebung sein Verteidiger: »Der Senator Decian verzichtet auf Verteidigung. Ich bin hier eher Postbote als Anwalt. Der Senator Decian teilt durch mich den Berufenen Vätern mit, daß er sich des Verbrechens schuldig bekennt, dessen man ihn verklagt.«

Ein einziger Antrag wurde gestellt: Tod für den Schuldigen und Ächtung seines Andenkens. Keine Gegenstimme wurde laut. Da griff Domitian selber ein. Er bat die Berufenen Väter, Milde gegen den Reuigen und Geständigen walten zu lassen. Es wurde denn auch nur auf Verbannung erkannt und auf Konfiskation der in Italien befindlichen Güter des Decian.

Während er sich entfernte, drohte der Kaiser einer Gruppe von Senatoren, die sich um Helvid und Priscus versammelt hatten, lächelnd und leutselig mit dem Finger: »Sehen Sie, meine Herren, jetzt hat mich gar Ihr Freund Decian von gewissen Beschuldigungen freigesprochen.«

Die Massen waren betroffen, als bekannt wurde, daß ein um seiner Rechtlichkeit willen so angesehener Mann wie Decian Zeugnis abgelegt hatte für den Kaiser und gegen die Vestalin. Auch Melitta, die Freundin und Freigelassene der Cornelia, hatte also gegen sie gezeugt. Folglich hatte man wohl dem Domitian Unrecht getan. Schnell schlug die Empörung gegen ihn in den alten Enthusiasmus um. Man bezichtigte sich selber der Leichtgläubigkeit, und Verwünschungen wurden laut gegen die Vestalin Cornelia, die das Reich und den guten, großen Kaiser durch ihre Geilheit beinahe um die Hilfe der Götter gebracht hatte. Gepriesen wurde Domitian, weil er mit so starker Hand durchgegriffen, ohne Ansehen der Person, um die Göttin zu rächen. Welche Überwindung mußte es den guten Kaiser gekostet haben, selbst eine Cornelia vor Gericht zu stellen und das Odium einer solchen Verurteilung auf sich zu nehmen! Was für einen großen Kaiser hatte man! Schließlich war es an dem, daß die Verurteilung der Cornelia dem Domitian eine Geschenkverteilung ersparte.

Nachdem Domitian so lange an sich gehalten, genoß er jetzt in vollen Zügen seine Rache. In rascher Folge fanden eine Reihe

von Prozessen statt, die endlich jene Häupter der alten Adelspartei wegrafften, an die sein Vater und Bruder und an die er selber sich bisher noch nicht herangewagt hatten.

Die ersten, gegen die er Anklage erheben ließ, waren die Senatoren Helvid und Priscus und die Damen Fannia und Gratilla. Die Anklage lautete auf Majestätsverletzung. Sie war schamlos zusammengeklittert. Man hatte das ganze Leben der Angeklagten durchsucht, und alles, was sie getan, und alles, was sie gelassen hatten, wurde ausgelegt als Beleidigung des Kaisers. Jedes harmlose kleine Witzwort, das sich einer geleistet hatte, wurde so lange gedreht und gewendet, bis es eine hochverräterische Rede war. Dem vorsichtigen Priscus, der sich, um sich nicht zu gefährden, lange Jahre in ländliche Abgeschiedenheit zurückgezogen hatte, wurde gerade diese Vorsicht als Verbrechen ausgelegt; es sei kränkend für den Kaiser, daß sich ein Mann von der Begabung und Tatkraft des Priscus just unter seiner Herrschaft dem Staatsdienst entziehe. Selbstverständlich wurde seine Biographie des Paetus als aufrührerischer Hymnus auf einen Aufrührer, als verschleierte Beleidigung des Kaisers angesehen. Ungestraft überhäuften die Ankläger die Beklagten mit kalten und niedrigen Schmähungen. Der Senat wagte nicht, dagegen aufzubegehren. Die Kurie, in der er tagte, war umstellt von der Leibgarde des Kaisers. Es war seit Gründung der Stadt das erstemal, daß die regierende Körperschaft Beschlüsse fassen mußte unter der Drohung der Waffen.

Zwei Episoden dieses Prozesses blieben besonders lange im Gedächtnis der Römer haften. Da war einmal die Vernehmung der Fannia. Der Ankläger erklärte, es gehe die Rede, Priscus habe seine aufrührerische Biographie des Paetus auf ihren, der Fannia, Wunsch geschrieben, sie vor allem habe das Werk verbreitet, und er fragte sie, ob das wahr sei. Alle wußten, daß ein Ja sie ihr Vermögen kosten werde. »Ja«, erwiderte sie. Ob sie, fragte der Ankläger weiter, dem Priscus auch Material für sein Buch gegeben habe. Alle wußten, daß sie, wenn sie ein zweites Mal ja sagte, im günstigsten Fall aus Rom verbannt, daß sie vielleicht getötet werden würde. »Ja«, erwiderte sie. Ob ihre Schwägerin Gratilla, die Schwester des Paetus, darum

gewußt habe, wurde sie weiter gefragt. »Nein«, antwortete sie. Auf diese drei schlichten, unerschrockenen und verächtlichen Worte, auf diese beiden Ja und auf dieses Nein beschränkte sich die Zeugnisablegung der Fannia, die sich dem Senat und dem Volk von Rom tiefer einprägte als die ausgezeichnete Rede des Anklägers.

Das zweite Geschehnis war das folgende: Helvid, der sich verloren wußte, nutzte die letzte Gelegenheit, die ihm gegeben war, noch einmal zu den Römern zu sprechen, zu einer finstern und gewaltigen Drohrede gegen den Kaiser, der der Rache Roms und der Götter nicht entgehen wird. Lautlos hörte man zu. Der blinde Messalin aber erhob sich, sichern Schrittes, als ob er sähe, ging er durch die Bänke auf Helvid zu, um selber Hand an den Schmähsüchtigen zu legen. Da indes, es war das erstemal, daß dem Blinden dies geschah, rissen ihn die andern zurück, sie schrien ihm zu: »Dieser Mann ist hundertmal wertvoller als du!«, sie beschimpften ihn, sie brachten ihn zu Fall.

Diese Zornesausbrüche verhinderten aber nicht, daß die Berufenen Väter den Helvid und den Priscus zum Tod, die Damen Fannia und Gratilla zur Verbannung, das Buch des Priscus zur Verbrennung verurteilten.

Zwei Tage später wurde der Holzstoß gerichtet für das Buch, in dem der zu richtende Priscus das Leben des gerichteten Paetus beschrieben hatte. Die Verbrennung fand statt am späten Abend. Die Flammen waren blaß, als sie sich entzündeten, denn da war es noch Tageslicht, aber sie leuchteten immer stärker mit der einfallenden Nacht, und immer lauter wurden die Rufe des zuschauenden Pöbels. Dem Priscus war es anheimgegeben worden, der Verbrennung zuzuschauen. Er tat es. Reglos hielt er den runden, völlig kahlen Kopf, mit den tiefliegenden, kleinen Augen starrte er in die Flamme, die sein Buch verzehrte. Die Exemplare, die man für die Verbrennung ausgewählt hatte, waren auf Pergament geschrieben, der alten Fannia war das kostbarste Material für dieses Buch nicht kostbar genug gewesen, und das Pergament brannte langsam und zäh, es sträubte sich gegen die Vernichtung. Priscus war ein kühler, sachlicher Herr, er hatte oft gelächelt über die Metaphern und Gleichnisse seines Freundes

Helvid, dennoch verbanden sich jetzt in seiner eigenen Vorstellung mancherlei pathetische Gedanken und Bilder mit diesem Scheiterhaufen. Feuer erhellte, Feuer reinigte, Feuer war ewig, Feuer verband Menschen und Götter und machte in einem gewissen Sinne den Menschen mächtiger als die Gottheit. Vielleicht, wahrscheinlich wird gerade durch dieses Feuer sein Leben des Paetus länger dauern als das Regiment des Domitian und der Despoten, die ihm folgen mochten; aber wahrscheinlich wird ihm keiner mehr folgen.

Dieses war das letzte Feuer, das Priscus sah, sein letzter Abend und seine letzte Nacht. Auch der verwitterte, heftige Helvid büßte in dieser Nacht die Befriedigung, die er gespürt hatte, als er durch seinen Antrag gegen den Ligarius dem Kaiser seinen ganzen Haß und seine ganze Verachtung ins Gesicht geschleudert hatte, und folgte seinem Vater in den Hades, gewaltsam dorthin gestoßen wie dieser. Domitian aber durfte sich sagen, jetzt werde der alte Vespasian mit ihm zufrieden sein.

Eine Woche später dann gingen die verurteilten Frauen in die Verbannung. Es war eine wilde, barbarische Gegend, in die man sie schickte. Die füllige, damenhaft lässige Gratilla, gewohnt, drei Zofen um sich zu haben nur für ihre Körperpflege, wird es nicht leicht haben, wenn sie nun allein mit der alten, finsteren Fannia das kleine, rohe Haus bewohnen wird an der kalten, unwirtlichen Küste der nordöstlichen See. Wohl nahm Fannia die Lobschrift des Priscus auf ihren toten Gatten, diese Ursache ihres Exils, mit ins Exil. Wohl standen, als die Frauen dem Latinischen Tor zugingen, um die Stadt zu verlassen, sehr viele an ihrem Weg, aber ihre getöteten Männer wurden davon nicht lebendig, und der Pontus wurde dadurch nicht der Tiber.

An ihrem Wege stand auch der Senator Cornel, der Schriftsteller. Er hatte nicht teilhaben wollen am Tod seiner Freunde und war der Sitzung ferngeblieben, in der ihr Prozeß verhandelt wurde. Das war kühn gewesen. Freilich nicht allzu kühn, denn natürlich hatte er sich vorgesehen und drei Ärzte an sein Lager gerufen, um Zeugen einer Lungenentzündung zu haben. Auch jetzt hatte er sich, der bedachtsame Mann,

lange gefragt, ob er sich unter diejenigen mischen solle, die die Frauen begrüßten, da sie ein letztes Mal vorübergingen. Er hatte sich überwunden, er wagte es, da stand er, sich tadelnd ob der überflüssigen Kühnheit, wartete, und als die Frauen kamen, streckte er den rechten Arm aus, sie auf lange Zeit, vielleicht für immer, ein letztes Mal grüßend. In seinem Herzen aber dachte er: Wie sinnlos und unnütz ist das alles! Arme, törichte Freunde! Warum habt ihr nicht gewartet, ob nicht der günstige Augenblick komme, diesen Kaiser zu fällen? Dann hättet ihr, nach seinem Tode, viel klarer und heftiger sagen können, was gegen ihn vorzubringen ist, als ihr es jetzt habt sagen können. Arme, törichte, tote Freunde, die ihr nicht begriffen habt, daß diese Zeit an uns eine einzige Forderung stellt: sie zu überleben! Arme, törichte, verbannte Heldenweiber! Eure einzige Chance ist, daß ich, der ich weniger töricht bin, euch vielleicht doch noch einmal ein Denkmal setzen kann.

Nachdem Domitian die Stadt gereinigt hatte von den Leuten, die seine und der Gottheit Feinde waren, beging er seine Säkularfeier. Es waren seit der Gründung der Stadt achthundertneunundvierzig Jahre vergangen, und es bedurfte einer kühnen Chronologie, um zu errechnen, daß nun ein neues Jahrhundert abgelaufen sei. Allein Domitian war ein kühner Mann, er errechnete es. Zusammengerufen durch Herolde wurde das Volk. Das Kollegium der Fünfzehn ließ die Mittel verteilen, wodurch ein jeder sich reinigen sollte, Fackeln, Pech und Schwefel. Das Volk seinerseits überbrachte dem Priesterkollegium die Erstlinge der Saat und des Viehes für die Götter. Der Kaiser selber opferte auf dem Marsfeld dem Jupiter und der Minerva, in seiner Gegenwart richteten adelige Frauen Gebete an die Juno, eine lebendige Forelle wurde der Erde geopfert, Chöre von Jünglingen und Jungfrauen sangen Hymnen, und der Kaiser weihte dem Gotte Vulkan ein Gelände, auf daß er die Stadt fürderhin gegen Feuer schütze.

In dieser Nacht schlief der Kaiser mit Lucia. »Erinnerst du dich«, fragte er, »was du mir vorausgesagt hast bei der Verurteilung der Vestalin? Nun, meine Lucia, wer hat recht gehabt?«

Der Sieg über den Senat füllte Domitian ganz aus; er bestätigte ihm, daß er sein Priestertum und sein Amt richtig auffaßte und im Sinne der Götter. Das trug ihn, hob ihn, er war glücklich.

Er hatte von jeher gerne gearbeitet, jetzt nahm er es mit seiner Arbeit und mit seinen Pflichten noch ernster. Früher hatte es der heftige, rastlose Mann trotz der vielen Strapazen geliebt, sein ungeheures Reich von einem Ende zum andern zu durchqueren, und ein Jahr hatte ihn in Britannien gesehen, das nächste an der untern Donau. Jetzt verbrachte er den größten Teil seiner Zeit im Rat mit seinen Ministern oder an seinem Schreibtisch.

Er hatte sich ein kleines Zimmer als Arbeitskabinett gewählt, er mußte, um sich zu sammeln, enge, geschlossene Wände um sich haben. In der Einsamkeit dieses versperrten Raumes gelang es ihm, ganz in sein Inneres hineinzutauchen. Manchmal, in Augenblicken solcher Sammlung, vermochte er es geradezu körperlich zu spüren, daß er das Herz und das Hirn dieses gewaltigen und höchst lebendigen Organismus war, den man vag und abstrakt als Römisches Reich bezeichnete. Ihm allein, in ihm, war dieses Römische Reich ganz lebendig. Die Flüsse dieses Reichs, Ebro, Po, Rhein, Donau, Nil, Euphrat, Tigris, waren seine, des Kaisers, Adern, die Gebirge, die Alpen, Pyrenäen, Atlas, Haemus, seine Knochen, es war sein Blut, das diese Ungeheuern Gebiete wärmte und belebte, die Millionen Einzelmenschen waren die Poren, durch die sein eigenes Leben atmete. Dieses millionenmal vervielfältigte Leben machte ihn in Wahrheit zum Gott, hob ihn über alles menschliche Maß hinweg.

Damit aber dieses gewaltige Lebensgefühl nicht verfließe, mußte er den Rahmen noch strenger und pedantischer spannen. Starr verfolgte er sein Programm. Daß er seinen widerspenstigen Senat besiegt hatte, war die erste Strecke eines Weges gewesen, den er sich genau vorgezeichnet. Jetzt, da er sich der Hilfe seiner Götter vergewissert hatte, durfte er den schwierigeren Teil dieses Weges beginnen. Jetzt durfte er sich an die Aufgabe machen, den unterirdischen Wühlereien ein Ende zu setzen, mit denen dieser fremde, bösartige und unheimliche Gott Jahve ihn bedrohte.

Es war nicht etwa so, daß er von sich aus Jahve hätte angreifen wollen. Ganz und gar nicht, das stünde ihm, dem Verteidiger der Religion, nicht an. Jahves Doktrinen sollten weiter Geltung haben: doch nur in Jahves Volk. Wenn diese Doktrinen aber ihre Grenzen überschritten, wenn sie begannen, seine, des Domitian, Römer zu vergiften, dann hatte er die Pflicht, sich dagegen zu verteidigen, diese Doktrinen aus den Herzen seiner Römer auszubrennen.

Er beriet mit seinen Ministern. Mit Regin, Marull, Annius Bassus und Norban arbeitete er an dem Plan, den Osten aus Rom zu verdrängen, ihn in seine Grenzen zurückzuweisen.

Zunächst ging es um die Beseitigung Jakobs von Sekanja, des Wundertäters. Jakob galt als das Haupt der Christen in Rom. Die ganze Stadt nahm Anteil an ihm. Er ging ein und aus im Hause des Prinzen Clemens. Viele unter den Senatoren bezeigten ihm und seinen Ideen Interesse, um auf diese vorläufig noch ungefährliche Art gegen den Kaiser zu manifestieren. Das Volk blickte in scheuer Ehrfurcht zu dem Wundertäter auf. Siebzehn Leute hatten mit ihren eigenen Augen gesehen, wie die lahme Paulina, eine Freigelassene, aufgestanden und gewandelt war, nachdem er ihr die Hand aufs Haupt gelegt und dazu einige aramäische Sprüche gemurmelt hatte. Allerdings war diese Paulina am gleichen Tage gestorben; doch der Vorgang blieb deshalb nicht weniger ein Wunder, und der Mann, der das Wunder vollbracht hatte, nicht minder ehrfürchtiger Beachtung wert. Jedenfalls waren der Kaiser und sein Polizeiminister der Meinung, es wäre besser, wenn Jakob von Sekanja in dieser ihrer Stadt Rom keine weiteren Wunder vollbrächte.

Wie aber verhinderte man einen Mann, Wunder zu vollbringen? Es gebe da, meinte Norban eindeutig, ein sehr gründliches Mittel.

Schweigend überdachten alle dieses gründliche Mittel. Dann erklärte Regin, es sei im Falle des Wundertäters doch vielleicht nicht angebracht, das gründliche Mittel anzuwenden. Wendete man es an, so sähe es aus, als hätten die Anhänger der Staatsreligion Furcht vor dem Gotte des Wundertäters. Was seine Anhänger vermutlich nicht ernüchtern, sondern nur in ihrem

Aberglauben bestärken werde.

Man könnte vielleicht, schlug Marull vor, den Wundertäter auffordern, am Hofe des Kaisers Wunder zu tun. Dann könnte man ihn kontrollieren und entlarven. »Wer sagt Ihnen«, wandte Bassus ein, »daß ihm dann das Wunder nicht gelingt?« Der Kaiser aber erklärte bündig: »Ich möchte nicht die Fähigkeiten des Gottes Jahve in Zweifel ziehen. Ich möchte nur verhüten, daß der Wundertäter Proselyten macht.«

Marull, durch diese Zurechtweisung keineswegs gekränkt, meinte, man solle sich zunächst klar darüber werden, wieweit die Verkündigung der jüdischen Lehre erlaubt sei und wo sie anfange, Proselytenmacherei und somit Verbrechen zu werden. »Wenn der Herr und Gott uns seine Meinung darüber kundtäte«, sagte er, »wäre das eine Gnade für uns alle.« Der Kaiser liebte derlei formaljuristische Abgrenzungen, und Marull rechnete darauf, daß es DDD willkommen sein werde, seine Ansichten über diese Frage zu definieren.

Domitian ergriff denn auch die Gelegenheit. »Das Judentum«, setzte er auseinander, »ist und bleibt eine erlaubte Religion. Ich verkenne nicht, daß diese Religion ein Grundprinzip leugnet, welches alle andern Nationen des Reichs verbindet, das Prinzip nämlich, daß sich die Gottheit in dem Kaiser manifestiert. Während alle andern, die Anhänger der Isis und des Mithras nicht minder wie die der barbarischen Gottheiten der Germanen und der Briten, sich darin einig sind, daß dem Bild des römischen Kaisers und seinen Insignien göttliche Verehrung zieme, wollen die Juden allein diese klare Erkenntnis nicht gelten lassen. Nun denkt das tolerante Rom nicht etwa daran, ein armes, halsstarriges Volk, dessen Jämmerlichkeit durch seine ungeheuren Niederlagen bestätigt ist, mit Gewalt zur Erkenntnis der Wahrheit zu zwingen.« Er konnte es nach diesem Vordersatz nicht unterlassen, über seine Lieblingstheorien zu deklamieren, als wäre er im Senat. »Rom verbietet nicht die Gesinnung. Rom läßt einem jeden seinen Glauben, auch wenn dieser Glaube ein Irrglaube ist. Es kann ein jeder seinen Gott haben, und mag dieser Gott noch so merkwürdig ausschauen. Habe ein jedes Volk seinen Brauch, wenn nur er's nicht hindert, uns zu gehorchen«, deklamierte er, und

Regin sowohl wie Marull konstatierten, im Innern lächelnd, daß er sich bis in den Vers verstiegen hatte. »Da aber«, fuhr Domitian fort, »genau hier ist die Grenze. Dies *eine* gestattet Rom nicht, daß eines andern Volkes Gott in den Bereich seiner, der römischen Staatsreligion eingreife. Nicht hingehen lassen kann es Roms Erzpriester, wenn diese östlichen Menschen sich erdreisten, ihren Aberglauben durch Überredung und Propaganda weiterzuverbreiten. Sie hatten gefragt, mein Marull, wieweit die Verkündigung der jüdischen Lehre erlaubt ist. Ich antworte: sich zu dieser Lehre zu bekennen und ihre Bräuche zu üben ist unbeschränkt erlaubt allen denen, die zu ihrem Unglück in diesem Volk und dieser Lehre geboren sind. Nicht erlaubt ist es, diesen Aberglauben durch Lehre oder gar durch Tat zu verbreiten. Wer einen andern durch Worte oder gar durch das Beschneidungsmesser zu einem Anhänger der jüdischen Religion machen will, verstößt gegen die Majestät Roms und des Kaisers.«

»Das ist klar formuliert«, sagte Marull. Doch Claudius Regin wandte behutsam ein: »Wenn wir uns zu diesem Grundsatz öffentlich bekennen, wird man uns dann nicht wieder vorwerfen, wir hätten Furcht vor diesem Jahve und vor der Überzeugungskraft seiner Lehre?« – »Vorsicht ist nicht Furcht«, erwiderte unwirsch Norban. »Wenn ich die Türe meines Hauses zusperre, so ist das berechtigte Vorsicht, nicht Furcht.« Der schlichte Soldat Bassus aber erklärte tapfer: »Ich habe Furcht vor dieser Lehre. Sie wirkt ansteckend. Ich war in Judäa. Ich habe es erlebt, welche Scheu dieser Gott Jahve und seine Lehre um sich breitet. Der Tempel, das da, hat meinen Soldaten Furcht gemacht, sie gelähmt. Es ist nicht gut für die Armee, die Prediger dieser Lehre auf sie loszulassen.«

Betretenheit war nach diesem unumwundenen Eingeständnis. »Ich höre solche Worte ungern, mein Annius«, erklärte Domitian. »Aber sei dem wie immer, ich wünsche die Verbreitung dieser Lehre nicht, ich will meine Römer vor dieser Lehre schützen, ihre Verkündigung ist verboten. Ich habe gesprochen.«

»Was also fangen wir mit unserm Wundertäter an?« kehrte kurz und sachlich Norban zum Ausgangspunkt zurück. Marull,

mit einem kleinen Lächeln, meinte: »Wenn ich den Herrn und Gott Domitian recht verstanden habe, dann mag dieser Wundertäter seine Wunder ruhig weiter verrichten, aber unter seinen Juden, in Judäa, nicht hier in Rom.« – »Ich danke Ihnen, mein Marull«, antwortete der Kaiser. »Ich glaube, das ist der rechte Weg.« Der offenherzige Annius aber murrte: »Die Provinz Judäa ist nahe, viele Leute aus Rom haben dort zu tun, viele Schiffe fahren hin. Ich hätte den Mann lieber weiter fort gewußt. Warum ihn nicht aus den Grenzen des Reichs verbannen? Soll er seine Wunder den Skythen vormachen oder den Parthern, aber keinem römischen Untertan.« Alle freuten sich über den schlichten Soldaten.

Domitian indes gab sich nicht zufrieden damit, daß man die Debatte eingrenzte auf den Fall des Jakob von Sekanja. Seine Herren sollten wissen, daß die Aktion gegen den Wundertäter nur ein erster Schritt auf einem Wege zu viel Bedeutsamerem sei. Er erklärte: »Damit kein Mißverständnis aufkomme, präzisiere ich nochmals. Es gibt dreierlei Arten von Juden. Erstens solche, die, als Juden geboren, sich darauf beschränken, ihren Glauben auszuüben. Das mögen sie ruhig, sie werden nicht verfolgt. Zweitens solche, die Propaganda und Proselyten machen. Deren Gegenwart ist weder in Italien noch in irgendeiner Provinz des Reichs erlaubt, ihr Aufenthalt ist auf die Provinz Judäa beschränkt, auch dort unterstehen sie der Überwachung durch die Polizei. Dann aber«, er sprach langsamer, genießerisch, »gibt es noch eine dritte Art von Juden, und diese sind, scheint mir, die schlimmsten.« Er unterbrach sich, kostete die Erwartung seiner Herren aus und erläuterte schließlich: »Ich meine diejenigen, welche, in der Staatsreligion geboren, sie verleugnen, um dem Gotte der Juden anzuhängen und die Göttlichkeit des Kaisers anzuzweifeln.«

»Womit Klarheit geschaffen wäre«, sagte trocken Marull. Der praktische Norban aber zog sogleich die nächsten Folgen. »Wir werden also wohl«, sagte er, »fürs erste Jakob den Wundertäter verbannen, fürs zweite den Senator Glabrio unter Anklage stellen.« Die andern sahen hoch. Der Senator Glabrio war ein friedfertiger Herr, dem man Feindseligkeit gegen das Regime

nicht vorwerfen konnte; daß er sich viel mit exotischer Philosophie, vor allem eben mit der Doktrin der Christen abgab, galt den meisten als liebenswürdige Schrulle. Bassus versuchte zu mildern. »Vielleicht«, schlug er vor, »prozessieren wir zunächst ein paar kleine Leute aus dem Volk, die dem jüdischen Irrglauben anhängen; das wäre eine Art Warnung.« – »Ich würde kleine Leute nicht verfolgen«, gab Regin zu bedenken, »es schädigt nur das Prestige des Kaisers bei den Massen.« Domitian, mit seinem bösartigen Lächeln, verfügte: »Glabrio ist klein genug.« – »Ich werde also das Material gegen den Senator Glabrio wegen Verstoßes gegen die Staatsreligion zusammenstellen«, erwiderte Norban. »Ja«, stimmte Domitian bei und tat beinahe gelangweilt, »stellen Sie zunächst das Material gegen Glabrio zusammen!«

Allen war klar, was dieses »zunächst« andeutete. Es zielte sehr hoch, es zielte auf des Kaisers Vetter, den Prinzen Clemens.

Wenn Sabin der Versuchung nicht hatte widerstehen können, sich in die Verschwörung des Saturnin einzulassen, so war Prinz Clemens bar jedes politischen Ehrgeizes. Er verbrachte den größten Teil seiner Zeit fern von Rom auf seinem etrurischen Landsitz, in der Nähe des Städtchens Cosa, in jenem altmodischen Landhaus, dem ältesten Besitz der Flavier. Selbst Norban, gewiß kein Freund des Clemens, konnte dem Kaiser nur berichten, daß die Tage des Prinzen ausgefüllt seien mit dem Studium östlicher Philosophie. Die Doktrin der Juden und der Minäer aber sei berechnet auf die Denkart kleiner Leute, sie predige Widerstandslosigkeit, fasele von einem Reich, das nicht von dieser Welt sei, so also, daß man von Clemens keinerlei gefährliche politische Aktivität zu befürchten habe.

Domitian fand, daß eine solche Betrachtungsweise seinem Polizeiminister sehr wohl anstehe; er selber aber, der Zensor Domitian, hatte Wesen und Gehabe dieses Clemens ganz anders zu werten. Schon wenn ein Irgendwer, ein Mann des Zweiten Adels oder ein unbedeutender Senator, sich der Denkweise der Christen näherte, war das verwerflich; denn die Christen predigten Abkehr von den Dingen dieser Welt, und Untätigkeit

steht einem Mann aus alter römischer Familie schlecht an. Wenn aber gar Prinz Clemens, Vetter des Kaisers und nach ihm der erste Mann im Reich, statt sinnvoller politischer oder militärischer Tätigkeit nachzugehen, diesem Aberglauben anhing und sich so seinen staatsbürgerlichen Pflichten entzog, dann gab diese verbrecherische Indolenz ein höchst verderbliches Beispiel. Wie sollte er, der Herrscher, seine Senatoren zu guten Dienern am Vaterland erziehen, wenn sein eigener Vetter sich von diesem Dienst drückte!

Es waren nicht nur nationale und religiöse Erwägungen so allgemeiner Art, die den Kaiser gegen Clemens aufbrachten. Vielmehr kränkte es ihn persönlich, daß dieser faule, untüchtige Bursche Clemens seine, des Domitian, Göttlichkeit, seine Genialität nicht anerkannte. Nicht etwa, daß Clemens des Kaisers Göttlichkeit schlechthin geleugnet hätte, er fand sich sogar bereit, dem Bild des Kaisers zu opfern, wie das Gesetz es befahl; allein Domitian spürte durch die unnahbare, lässige Höflichkeit des Prinzen hindurch, wie wenig dieser ihn achtete. Es war dem Domitian gleichgültig, wenn zum Beispiel diese armselige Domitilla, des Clemens Frau, ihn mit ihren wilden und trockenen Augen anfunkelte, es amüsierte ihn mehr, als daß es ihn verdroß. Des Clemens Mißachtung aber kränkte ihn. Vor allem wohl deshalb, weil just dieser Clemens der Vater der Prinzen Constans und Petron war, »der kleinen Löwen«. Die Zwillinge waren jetzt elf Jahre, sie gefielen dem Domitian immer besser, je größer sie wurden, seit Julias Tod war er mehr und mehr entschlossen, sie zu adoptieren. Was ihn an ihnen störte, war lediglich dieser Clemens. Alles an dem phlegmatischen Manne reizte ihn, er konnte sich nicht genugtun, ihm ein faules, lahmes Wesen vorzuwerfen, er fand immer neue tadelnde Worte für ihn, nannte ihn bequem, bleiern, bummelig, dumm, energielos, fahrlässig, faul, kaltblütig, lahm, matt, müßig, saumselig, schlaff, träge, indolent. Doch eben an dieser Indolenz prallten alle Beschimpfungen des Kaisers ab. Clemens kam, wenn ihn Domitian zu sich entbot, er hörte sich des Kaisers Tadel höflich an, versprach Besserung, ging zurück auf sein Landgut und blieb der alte. Domitian hätte dem Vater seiner kleinen Löwen eine

Verschwörung gegen sein Leben verziehen; diesen passiven Widerstand ertrug er nicht.

Clemens selber beschäftigte sich viel weniger mit dem Kaiser als dieser sich mit ihm. Der Prinz war kein scharfer Denker. Mit seinen vierzig Jahren wirkte er noch sehr jugendlich, die zarte Haut, die blaßblauen Augen unter dem hellen, aschblonden Haar verstärkten den Eindruck des Knabenhaften, Unentwickelten. Doch wenn der Prinz auch langsam von Urteil war, seicht war er nicht. Was er einmal begriffen hatte, das wälzte er in seinem Innern um und um und betrachtete es so lange, bis es sich tief in ihn eingesenkt und sich tief mit seinem Wesen verbunden hatte.

Was ihm von den Lehren der Christen den stärksten Eindruck machte, das waren die dunkeln Weissagungen der Sibyllen. Die Götter, die jetzt als Götter verehrt würden, hieß es in diesen vieldeutigen Versen, seien nichts als die abgeschiedenen Geister alter Könige und Helden. Doch die Herrschaft dieser längst Toten gehe zu Ende. Auch Rom verehre solche Toten, und auch Rom werde deshalb fallen. Seine Herrschaft werde abgelöst werden von der Herrschaft des Messias. Noch sei Roms Arm stark, stark jede Sehne und jeder Knochen, aber das Herz dieses starken Körpers sterbe ab, versteinere und könne den Gliedern kein Leben mehr einhauchen. So machtvoll dieses Wesen scheine, es gehe von ihm eine tiefe Trauer aus. Seine Ausdünstung lähme die ganze Welt, keine Ruhe und keine Freude sei mehr in dieser Welt, befriedigte Lust befriedige nicht mehr, eine tiefe Sehnsucht nach anderem fülle alles Lebendige.

Gedanken und Gefühle solcher Art beschäftigten das einfache Gemüt des Prinzen. Er war von Natur freundlich, ja heiter. Doch er sah das, was auf dem Palatin und im Senat geschah, unter dem Aspekt der sibyllinischen Orakel, es schien ihm sinnlos und tot, und dieses Tote lastete auf der ganzen Welt und erdrückte Leben und Glück. Daß er ein Teil dieses Toten sein mußte, machte ihn melancholisch. Immer tiefer verstrickte er sich in die Welt Jakobs des Wundertäters und der Sibyllen, immer schwerer fiel es ihm, seinen Repräsentationspflichten am Hofe und in der Stadt zu genügen, immer mehr sehnte

er sich danach, sich für immer vom Palatin zurückziehen zu dürfen und still auf seinem Landgut zu leben mit Domitilla und den Kindern und mit den Büchern und Lehren des östlichen Glaubens.

So also sah es in dem Prinzen Clemens aus um die Zeit, da Domitian, gestärkt durch seinen Sieg über den Senat, sich entschlossen hatte, den Gott Jahve nicht weiter in sein Bereich vordringen zu lassen.

Fürs erste wurde des Clemens Freund und Lehrer von ihm fortgerissen, Jakob von Sekanja. Prinz Clemens hatte viele Freunde und Bekannte in die Verbannung gehen sehen, aber nie hatte er es erlebt, daß ein Mann das Verbannungsurteil mit so stiller Zuversicht auf sich nahm wie Jakob. Das Leben in dem kleinen Ort Judäas, den er fortan nicht wird verlassen dürfen, wird nicht leicht sein. Er wird dort leben müssen als einziger Christ unter Heiden und Juden, gehaßt von beiden, in höchster Dürftigkeit, seines Vermögens beraubt und unter dem Verbot, daß Freunde ihn besuchen oder beschenken dürfen. Aber er ertrug das ohne Auflehnung, er ging in Elend und Verbannung, als ginge er einer freudigen Zukunft entgegen.

Dann kam der Prozeß und die Hinrichtung des Senators Glabrio, und wenn sich auch Clemens und Domitilla wenig um die römischen Dinge kümmerten, so mußten sie doch erkennen, daß die Gefahr jetzt nach ihnen selber griff. Domitilla sprach dem Clemens davon mit der dürren Klarheit, die ihr eigen war. Sie selber hatte sich für stark im Glauben gehalten, aber jetzt, da ihr die Gegenwart und die Unterweisung Jakobs fehlte, war sie nicht gewillt, ohne weiteres zu dulden, sondern entschlossen, sich mit aller Kraft gegen das drohende Schicksal zu wehren. Um so mehr erstaunt war sie, als sie hierbei auf den entschiedenen Widerstand des Clemens stieß. In ihm hatten die Verbannung Jakobs und die Hinrichtung Glabrios eine verbissene Märtyrerstimmung erzeugt. Nicht etwa als ob er hochmütig geworden wäre. Er fühlte sich nicht berufen, mit eigener Hand nach der Krone des Märtyrers zu greifen und durch eine Demonstration die Rache des Kaisers auf sein Haupt herabzuziehen. Er war vielmehr gewillt, weiter zu leben wie bisher, dem Kaiser nicht zu widerstreben, sich ihm willig

zu fügen, aber er war auch ebenso fest entschlossen, keinen von den Rettungsversuchen zu unternehmen, die ihm Domitilla vorschlug. Was immer geschehen wird, er wird sich dem Los nicht entziehen, das ihm die Gottheit bestimmt hat.

So also wartete er. Er wußte, daß DDD seine Entschlüsse sehr langsam reifen ließ und daß er also vielleicht sehr lange werde zu warten haben. Da aber ereignete es sich, daß er, in einem Gespräch mit dem Schriftsteller Quintilian, selber das Martyrium herbeirief, das über ihn zu verhängen er der Gottheit hatte überlassen wollen.

Es kam dies so: Domitian hatte gewünscht, daß seine künftigen Adoptivsöhne römisch erzogen würden, und hatte ihnen zu diesem Zweck den Quintilian zum Lehrer gegeben, den großen Redner, den ersten Stilisten der Epoche. Quintilian hatte Weisung, den Knaben alles fernzuhalten, was künftigen Herrschern des Römischen Reichs nicht angemessen sei, andernteils aber Zusammenstöße mit den Eltern zu vermeiden. So widerspruchsvoll diese Weisungen klangen, es war dem Quintilian, einem stattlichen, höflichen, sehr würdigen, geschmeidigen und doch sehr bestimmten Herrn, geglückt, sie zu befolgen. Es wurde auf eine höfliche und sehr faire Art ein stiller Kampf geführt zwischen den Eltern der Knaben und ihrem Lehrer, und ohne daß sich Quintilian geradezu zwischen die Eltern und Kinder stellte, brachte er es gleichwohl zuwege, ihnen die Knaben auf behutsame, schwer faßbare Art zu entfremden.

Mehrmals machte Clemens den Versuch, sich mit dem Lehrer seiner Kinder offen auseinanderzusetzen. Aber er war dem gewandten Redner und Stilisten keineswegs gewachsen, und bei einem dieser Gespräche geschah es auch, daß er sich gegen seinen Willen dazu hinreißen ließ, so unvorsichtige Worte zu gebrauchen, daß sie dem Kaiser endlich eine Handhabe gegen ihn boten.

Quintilian hatte erklärt, es sei mehr sein Ziel, den Kindern das Nützliche als ihnen das Wahre beizubringen. Ein guter Lehrer, fand er, dürfe selbstverständlich seine Schüler mit Lügen füttern, wenn das zu einem edeln, das heißt zu einem lateinischen oder römischen Zwecke geschehe. »Ich habe«,

sagte er, »als Redner vor Gericht niemals Bedenken getragen, zweifelhafte Behauptungen vorzubringen, wenn ich keinen andern Weg sah, um die Richter für die gute Sache zu erwärmen.« – »Wissen Sie immer so genau«, konnte sich da Prinz Clemens zu fragen nicht enthalten, »was die gute Sache ist?« – »In unserm Fall«, erwiderte Quintilian, »weiß ich es genau. Vor den Prinzen Constans und Petron ist mir jede Behauptung gut und recht, welche dazu beitragen kann, sie zu flavischen Herrschern zu erziehen. Die gute Sache, der ich zu dienen habe, ist der Bestand und die Herrschaft der flavischen Dynastie.« – »Ich beneide Sie um Ihre Sicherheit«, erwiderte darauf Clemens, und: »Die gute Sache«, fuhr er nachdenklich fort. »So viele verstehen darunter soviel Verschiedenes. Ich zum Beispiel weiß gewiß: die Herrschaft der Flavier wird versinken, und ebenso gewiß kenne ich ein andres Reich, das bleiben wird.«

Auf diese höchst unrömische Äußerung, die zudem in schlampigem Latein vorgebracht war, erwiderte Quintilian nichts mehr. Clemens aber fragte sich sogleich, wozu eigentlich er diese Äußerung getan habe, sie war ein überflüssiges Bekenntnis, eine jener nutzlosen Demonstrationen, die Jakob der Wundertäter und Domitilla streng verurteilten. Denn über die Gottheit und über die Wahrheit zu sprechen hatte Sinn nur vor Menschen, die für diese Wahrheit empfänglich waren.

Reuig erzählte er Domitilla von dem Vorgefallenen. Sie erschrak. So dringlich hatte Jakob, bevor er in die Verbannung ging, ihnen eingeschärft, sie sollten sich nicht vordrängen zum Martyrium, sie sollten klug wie die Schlangen sein und bestrebt, die Herrschaft Jenes, des Antichrist, zu überleben. Aber davon ließ sie nichts verlauten, auch klagte sie nicht; um so tiefer ergriffen den Clemens die wenigen ergebenen Worte, die aus den schmalen Lippen der geliebten Frau kamen.

Er bereute ehrlich seine unbedachte Äußerung. Aber wenn dadurch, wie es wahrscheinlich war, sein Schicksal beschleunigt werden sollte, so war ihm das im Grunde willkommen. Immer mehr war er des wüsten, ruchlosen Getriebes ringsum müde geworden, und es kostete ihn nichts, aus dieser leeren, lästigen Welt fortzugehen. Er war bescheiden von Natur, er

glaubte sich nicht berufen, doch wenn die Gottheit auch ihn ausersehen haben sollte, für sie Zeugnis abzulegen, dann hätte also sein »faules, indolentes Leben« mehr Sinn gehabt und würde stärker in die Zukunft hineinstrahlen als das rastlose, tatenvolle DDDs. Dieser Gedanke machte ihn lächeln. Seine Erwartung dessen, was DDD beschließen werde, nahm immer mehr die Form einer zuversichtlichen Freude an, und wenn Domitilla bangte, so wartete Clemens mit hohem Gleichmut.

Etwa zwei Wochen nach jenem Gespräch mit Quintilian gab ein Kurier auf dem Gute bei Cosa ein Handschreiben ab, in welchem Domitian den Clemens in besonders freundschaftlichen Wendungen ersuchte, er möge sich bald auf dem Palatin einstellen, der Kaiser sehne sich nach einem vertraulichen Gespräch. Domitilla erblaßte tief, ihre hellfarbigen Augen starrten verloren vor sich hin, ihr schmaler Mund war nicht fest geschlossen wie gewöhnlich, die Lippen waren ihr trocken geworden, und sie hielt sie leicht geöffnet. Clemens wußte genau, was sie dachte. Derartige vertrauliche Unterredungen mit dem Kaiser nahmen selten einen guten Ausgang, auch mit Sabin hatte DDD eine lange und besonders liebenswürdige Unterredung gehabt, bevor er ihn sterben ließ.

Es war dem Clemens sehr leid, daß Domitilla so gar nichts empfand von der freudigen Ruhe, die ihn erfüllte. Das helle, zarte Gesicht des Vierzigjährigen schien noch jünger als sonst, als er von ihr Abschied nahm, es war von einer fast heiteren Sammlung. Er küßte die Zwillinge auf die reinen Stirnen, er strich ihnen über die sanften Haare. Meine kleinen Löwen, dachte er, so hatte er also auch von Domitian etwas gelernt.

Domitian empfing den Vetter im Schlafrock. Er hatte ihn mit Ungeduld erwartet, er versprach sich einiges von dieser Unterredung. Er liebte dergleichen Gespräche. Denn es war, wie Clemens und Domitilla vermutet hatten: nach der verbrecherischen Äußerung des Vetters fühlte sich Domitian vor sich selber, vor den Göttern und vor Rom berechtigt, die Atmosphäre um die Knaben, seine künftigen Nachfolger, zu reinigen, und er hatte sich deshalb entschlossen, Clemens sterben zu lassen und Domitilla in die Verbannung zu schicken.

Vorher aber wollte er sich mit dem Vetter auseinandersetzen. Und weil die Stunden, da er sich mit denen auseinandersetzte, denen er den Tod bestimmt hatte, seine besten Stunden waren, hatte er sich gelockert, um die Unterredung ganz zu genießen, und empfing den Clemens mit großer Wärme.

Zunächst fragte er ihn aus, wie es auf seinem Gut stehe, wie man sich dort abgefunden habe mit den Veränderungen, welche sein Gesetz über die Einschränkung des Weinbaus zur Folge gehabt habe. Dann kam er zurück auf seine alten Klagen darüber, daß Clemens einen so großen Teil seiner Zeit auf dem Lande verbringe und sich auf diese Art den Pflichten eines römischen Prinzen entziehe. Wieder einmal hielt er ihm seine »Indolenz« vor und wies darauf hin, was alles er selber, Domitian, unternehme. Vor fünf Tagen erst habe er der Eröffnung einer neuen Straße beiwohnen können, der großen Straße zwischen Sinuessa und Puteoli. Sie habe Mühe und Schweiß gekostet, diese Via Domitiana, aber nun sei sie eben auch da und werde heute und für alle Zukunft vielen Millionen Menschen das Leben leichter machen.

»Ich gratuliere Ihnen«, antwortete Clemens. »Aber«, fuhr er nachdenklich fort, ohne Spott, »glauben Sie nicht, daß es wichtiger wäre, den Millionen einen leichteren und schnelleren Weg zu Gott zu schaffen als nach Puteoli?«

Sich rötend, mit zornigen Augen, beschaute Domitian den Vetter. Schon war er im Begriff, ihn niederzuschreien und niederzublitzen, aber dann erinnerte er sich, daß er im Schlafrock war, gerade weil er sich vorgenommen hatte, nicht Jupiter gleich zu sein, sondern sehr menschlich. Auch hatte Clemens zweifellos gar nicht die Absicht gehabt, sich über ihn lustig zu machen, sondern es war nichts als die gewohnte Stumpfheit und Blödheit, die ihn den dummen Satz hatte sprechen lassen. Domitian also bezwang sich. Es ging ihm ja nicht etwa darum, den Vetter zu ducken; was er von ihm wollte, das war, daß Clemens ihm zugebe, er sei im Recht. Denn während der Kaiser früher stolz darauf gewesen war, daß ihm allein Erkenntnis zuteil geworden, und während er diese Vereinzelung als eine Auszeichnung empfunden hatte, mit der die Gottheit ihn begnadet, bedrückte ihn jetzt die Verständnislosigkeit, die

er rings um sich fand. War es wirklich unmöglich, auch die andern des Lichtes teilhaftig werden zu lassen? War es wirklich unmöglich, zum Beispiel diesen Clemens zu überzeugen? Domitian bezwang sich also, erwiderte auf die dreiste Frage des Vetters nur: »Lassen Sie doch die albernen Witze, mein Clemens!« und ging zu einem andern Thema über.

Bequem auf dem Sofa, halb liegend, halb sitzend, begann er: »Ich habe mir sagen lassen, jene östlichen Philosophen, mit denen Sie sich in letzter Zeit soviel abgeben, diese jüdischen, oder genauer wohl diese christlichen Weisheitslehrer, wendeten sich vor allem an den Pöbel; sie bemühten sich, dem Niedrigen und Geschlagenen zu helfen, ihre Lehren gelten der Masse, den geistig Armen, den Millionen. Ist das so?« – »In einem gewissen Sinne ja«, antwortete Clemens. »Vielleicht spricht mich gerade deshalb diese Lehre an.« Der Kaiser unterdrückte seinen Ärger über diese unziemliche Anmerkung, blieb liegen und fuhr fort: »Nun, ich habe unter meinen Senatoren einige beseitigt, man liebt es, ihre Namen aufzuzählen. Aber es sind ihrer nicht viele, es sind an die dreißig, mehr als dreißig kommen nicht heraus, wenn man mir den Untergang noch so vieler zur Last legt, es ist nicht die Zahl der Namen, es ist mehr ihr alter Adel, der die Liste meiner ›Opfer‹ gewichtig erscheinen läßt. Andernteils kann niemand bestreiten, daß ich von dem konfiszierten Vermögen dieser ›Opfer‹ das weitaus meiste so verwendet habe, daß Hunderttausende, ja Millionen sehr viel besser davon leben konnten. Ich habe mit diesem Geld Hungersnöte und Seuchen verhindert oder doch gemindert, desgleichen Elend und Entbehrung.« Er betrachtete angelegentlich seine Hände und schloß langsam: »Es wären ohne mein Regime Hunderttausende, vielleicht Millionen nicht mehr am Leben, und andere Hunderttausende wären überhaupt nicht geboren worden ohne meine Maßnahmen, die nur möglich waren durch die Beseitigung der dreißig.«

»Und?« fragte Clemens. »Nun denn, merken Sie gut auf, mein Clemens!« antwortete der Kaiser. »Ihr, die ihr euch das Glück der Niedrigen, das Glück der Massen zum Ziele setzt, ihr müßtet dann doch Verständnis für mich haben, ihr müßtet mich ehren und lieben. Tut ihr das?« – »Vielleicht«, erwiderte

freundlich, fast demütig Clemens, »vielleicht verstehen wir unter Glück und Leben etwas anderes als Sie, mein Domitian. Wir verstehen darunter ein Leben zur Gottheit hin, eine zuversichtliche Vorbereitung auf das Jenseits.«

Jetzt aber war es mit Domitians Gelassenheit zu Ende. »Das Jenseits«, höhnte er, »der Hades. ›Lieber bin ich ein Tagelöhner oben auf Erden / Als im Hades der Herr der abgeschiedenen Schatten‹«, zitierte er den Achilles des Homer. »Der Hades, das Jenseits«, ereiferte er sich weiter. »Das ist es ja, was ich an euch tadle. Ihr wagt es nicht, das Leben recht anzuschauen, es mit ihm aufzunehmen, ihr faselt von einem Jenseits, ihr drückt euch, ihr lauft davon. Ihr glaubt nicht an euch selber und an keinen andern und nicht an den Bestand dessen, was man schafft. Welche Feigheit, welche Erbärmlichkeit, wenn ein Flavier zweifelt am Bestand der flavischen Dynastie! Sie wird nicht zugrunde gehen, sage ich dir!« Und nun stellte er sich kaiserlich hin trotz des Schlafrocks, und die Arme eckig nach hinten, mit seiner hohen, scharfen Stimme krähte er dem andern ins Gesicht die Verse: »›Niemals schwinde ich hin, Vieles von mir für stets / Trotzt der Verwesung.‹ Wenn schon ein Dichter das von sich sagen darf, und nicht zu Unrecht, wieviel mehr ein flavischer Kaiser! Aber was der Verwesung nicht trotzt, was zugrunde gehen wird, weil es von Anfang an niemals recht da war, das ist das Reich deines unsichtbaren Messias. In Traumhäusern siedelt ihr euch an, Schatten schon bei Lebzeiten seid ihr. Rom, das ist das Leben, euer Christentum aber, das ist der Tod.«

Überraschend, mit der sanften, scherzhaften Freundlichkeit, die er während dieser ganzen Unterredung bezeigt hatte, stellte da auf einmal Clemens fest: »Also willst du mich ins Christentum schicken?«

Diese ruhige, heitere und, wie er fand, höhnische Feststellung brachte den Domitian vollends aus der Fassung. Hochrot stand er da, heftig an der Oberlippe saugend. Aber noch ein letztes Mal bezwang er sich, und, dem andern fast gütig zuredend, sagte er: »Ich möchte gern, daß du erkennst: ich schicke dich zu Recht in den Tod.« – »Wenn es deine Götter gibt«, antwortete immer mit der gleichen unerschütterlichen, unnah-

baren, spaßhaften Ruhe Clemens, »dann schickst du mich zu Recht in den Tod.« Und nach einem ganz kleinen Schweigen, und jetzt mit einer stillen, eindringlichen Gefaßtheit, fügte er hinzu: »Im übrigen erweisest du mir einen Dienst.«

Domitian, noch als Clemens längst tot war, grübelte oft über diese Worte, ob der Mann sie wirklich geglaubt hatte oder ob sie Pose waren.

ZWEITES BUCH

Josef

Erstes Kapitel

Man fuhr in drei Wagen. Im ersten saß Mara, die fünfzehnjährige Jalta, der dreizehnjährige Daniel und einer der Leibeigenen, im zweiten war der vierzehnjährige Matthias mit zwei männlichen Leibeigenen und einem großen Teil des Gepäcks, im dritten der Rest des Gepäcks und Maras Freigelassene Jarmatja. Josef ritt neben dem Wagen der Mara, den Zug beschloß sein Reitknecht. Manchmal nahm Matthias das Pferd des Reitknechts und ließ diesem seinen Platz im Wagen.

Es war ein schöner Spätherbsttag, sehr frisch, vom Meer her kam leichter Wind, das starke, helle Blau des Himmels war gefleckt von ein paar sehr weißen Wolken. Josefs Laune war froh und bewegt. Damals, vor neun Jahren, als er das Gut Be'er Simlai gekauft, hat er Mara versprochen, nach Judäa zurückzukehren, wenn er mit seinem Werk fertig sei. Nun ist es soweit, die »Universalgeschichte« ist fertig. Aber es ist gut, daß er eine »Zwischenlösung« gefunden hat, so daß er noch den Winter in Rom bleiben kann. Mara, Jalta und Daniel mögen jetzt ruhig nach Judäa vorausfahren, er und Matthias werden im Frühjahr nachkommen. Er freut sich auf diesen Winter mit seinem Sohne Matthias.

Er liebt Mara, er liebt sie herzlich, aber sie leben nun seit fünfundzwanzig Jahren mit kurzen Unterbrechungen zusammen, sie ist schwieriger geworden während dieser Zeit, er gibt gerne zu, daß er es ihr auch manchmal sehr schwer gemacht hat. Es hat sehr lange gedauert, ehe die blinde Verehrung schmolz, mit der sie an ihm hing, und früher hätte er oft gewünscht, daß sie selbständiger denken lernte, auch über ihn. Nun freilich, da es so gekommen ist und da sie seine Schwächen zwar mit einer fast mütterlichen Nachsicht hinnimmt, ihn aber merken läßt, daß sie sie durchschaut, wäre es ihm manchmal lieber, es wäre wie zuvor. Denn manchmal kratzt ihn ihre Kritik sehr, so mild sie vorgebracht wird. Es ist die Beharrlichkeit dieser Kritik, die ihn verdrießt; im Grunde weiß er genau, daß sie recht hat, wiewohl seine geübte Dialektik sie mühelos ins Unrecht setzt.

Vor allem recht hat sie gehabt, wenn sie die ganzen letzten Jahre hindurch still, doch beharrlich darauf gedrängt hat, man sollte endlich die Stadt Rom verlassen. Seitdem der Kaiser seine Ehrenbüste aus dem Friedenstempel hat entfernen lassen, haben ihn alle seine Freunde wieder und wieder beschworen, er solle doch fort aus diesem gefährlichen Rom, fort aus den Augen des Kaisers, des Messalin, des Norban. Johann von Gischala hat ihm hundert Gründe der Vernunft angeführt, vor denen seine, des Josef, Argumente nicht standhielten wie vor Mara, und als dann die neuen Verfolgungen hereinbrachen, hat selbst Justus ihm erklärt, jetzt noch zu bleiben sei mehr theatralisch als tapfer. Einmal ist er denn auch wirklich zurückgegangen nach Judäa, er hat sich sein neues Gut Be'er Simlai genau betrachtet, aber er hat nur gefunden, daß es unter der ausgezeichneten Obhut seines alten Theodor Bar Theodor zumindest ebensogut gedeiht wie unter seinem eigenen Aug, und er ist zurückgegangen nach Rom.

Jetzt ist er froh, daß sich alles so gefügt hat, daß er diese schlimmen Jahre in Rom verlebt hat, abseits der Dinge und doch mitten in ihnen. Jetzt also ist sein Werk fertig, und der Vorwand, mit dem er vor sich selber und vor Mara sein Bleiben begründet hat, der Vorwand, sein Werk gerate besser fern von Judäa, ist hinfällig, sein Versprechen ist fällig geworden. Allein er hätte es einfach nicht über sich gebracht, jetzt das Schiff zu besteigen, um sich in Judäa zu vergraben. So hat er denn schließlich die »Zwischenlösung« gefunden, das neue Argument, mit dem er sein Bleiben in Rom wenigstens noch für eine Weile begründen kann. Wenn die Universalgeschichte Wirkung tun soll, hat er sich und Mara vorgemacht, dann sei beim Erscheinen des Buches seine Gegenwart wichtig, beinahe unentbehrlich; schon dem Claudius Regin sei er das schuldig, der soviel Liebe, Geduld und Geld darauf verwandt habe, ihm die Arbeit zu ermöglichen. Das war ein brüchiges Argument, Mara hatte resigniert und ein wenig bitter gelächelt, und es waren unbehagliche Minuten gewesen, als er ihr vorgeschlagen hatte, sie möge vorausfahren, er werde mit Matthias im Frühjahr nachkommen. Jetzt aber lagen diese unangenehmen Minuten hinter ihm, man ist nun schon den sechsten Tag

unterwegs, morgen, spätestens übermorgen wird man in Brundisium angelangt sein, das Schiff wird in See stechen, es wird Mara und die Kinder nach Judäa tragen, und dann wird es Winter sein, und vor dem nächsten Frühjahr braucht er nicht daran zu denken, nach Be'er Simlai zu reisen.

Der Wind rötet und strafft Josefs Gesicht. Heute sieht man es ihm nicht an, daß er hoch in den Fünfzigern ist. Er hält das langsame Tempo der Wagen nicht aus, er reitet ein Stück voran.

Hell klingen die Hufe seines Pferdes auf der gequaderten Straße. Das muß man diesem Kaiser Domitian lassen, die Appische Straße ist unter ihm besser gehalten als je unter seinen Vorgängern. Ein endloser Zug nach der einen Seite und nach der andern. Josef überholt Wagen und Reiter, und Wagen, Reiter und Sänften kommen ihm entgegen. Ein Fuhrknecht, wie er sein Pferd zwischen einem Wagen und einer Sänfte durchzwängt, ruft ihm zu: »Na, na, nicht gar so eilig! Oder bist du auf der Flucht vor der Polizei?«, und Josef, gut gelaunt, ruft zurück: »Nein, aber ich reite zu meinem Mädchen«, und alle lachen.

Er hält auf einer kleinen Höhe, er hat den Wagen weit hinter sich gelassen, er wartet. Sein Junge Matthias kommt heran, er hat es im Wagen wieder einmal nicht ausgehalten, munter sprengt er auf ihn los, er zwingt dem wenig stattlichen Pferd einen Galopp ab. Josef freut sich, wie er seinen Jungen sieht. Groß prescht er heran, er ist mit seinen vierzehn Jahren schon fast so groß wie Josef selber. Er hat, sein Matthias, das gleiche hagere, knochige Gesicht, die lange, leichtgekrümmte Nase, das dichte, schwarzglänzende Haar. Seine Haut ist gerötet vom Wind, das Haar, wiewohl nicht lang, flattert ein wenig, die heftigen Augen leuchten in der Freude der raschen Bewegung. Wie ist er ihm ähnlich, und gleichwohl unähnlich! Matthias hat nichts von dem Übersteigerten, das ihm so viele Freuden und Qualen verschafft hat, er hat statt dessen viel geerbt von dem harmlos freundlichen Wesen der Mutter, von dem Kindhaften, das sie sich bis heute bewahrt hat. Auch die Offenheit der Mutter hat er, er schließt sich leicht und freundschaftlich an, doch ohne Zudringlichkeit. Nein, er ist kein hübscher

Junge, denkt Josef, wie Matthias so heranreitet, im Wind, ohne Hut, eigentlich ist kein Einzelzug seines Gesichtes hübsch, aber dennoch, wie liebenswert ist er, wie spiegelt sich sein offenes, knabenhaftes Herz in seinem Antlitz und in seinen Bewegungen, seine lebendige, naive Anmut! Er ist ein junger Mann und doch noch ganz ein Kind, es ist kein Wunder, daß die Freundschaft aller ihm zufliegt. Josef beneidet ihn um dieses seines kindhaften Wesens willen, und er liebt ihn darum. Er selber ist niemals ein Kind gewesen, er war mit zehn Jahren altklug und ein Erwachsener.

Matthias hielt jetzt neben ihm auf der Höhe. »Weißt du«, sagte er mit einer Stimme, die schon auffallend tief und männlich aus seinen sehr roten Lippen kam, »das hält man nicht aus, diesen Schneckengang des Wagens. Ich freue mich schon darauf, wenn wir zurückreiten, du und ich.« – »Ich bin neugierig«, antwortete Josef, »ob du, wenn du erst das Schiff siehst, nicht doch bedauerst, daß du nicht mitfährst.« – »Aber nein!« erwiderte stürmisch der Knabe. »Ich möchte meine Lehrzeit nicht in Judäa durchmachen, nicht die bei der Armee und nicht die bei den Ämtern.« Josef sah das lebendige Gesicht seines Sohnes, und er war froh, daß er sich entschlossen hatte, ihn in Rom zu behalten. Jugend, Erwartung, tausend Hoffnungen leuchteten aus den heftigen Augen des Knaben. »Von der Lehrzeit bei Hofe ganz abgesehen?« ergänzte Josef den Satz des Matthias. Das war ein wenig unbedacht, er sah es an der heftigen Wirkung, welche diese Worte auf den Knaben ausübten. Es war nämlich die Lehrzeit im Heere, die bei den Ämtern und die bei Hofe der übliche Bildungsgang für die Söhne der aristokratischen Geschlechter. Die Lehrzeit bei Hofe aber war nicht leicht zu erlangen, sie galt als hohe Auszeichnung, und man mußte sehr gute Beziehungen zum Palatin haben, wollte man dort aufgenommen werden. »Glaubst du wirklich«, fragte Matthias zurück, und sein ganzes Gesicht war ein einziges begehrliches Leuchten, »daß das möglich wäre? Würdest du's mir erlauben? Würdest du's mir erwirken?« – »Versprich dir nichts!« versuchte rasch Josef seine übereilten Worte wiedergutzumachen. »Ich hab es noch nicht zur Genüge bedacht, ich kann noch gar nichts sagen. Gib dich zufrieden,

mein Matthias, daß du den Winter noch in Rom bleibst! Oder bist du's nicht? Genügt's dir nicht?« – »Doch, doch«, erwiderte eilig Matthias aus ehrlichem Herzen. »Nur«, bedachte er, und seine Augen wurden ganz groß, wie er davon träumte, »was wäre es für ein Triumph, was würde Caecilia dazu sagen, wenn ich zur Lehrzeit bei Hofe zugelassen würde!«

Josef brauchte seinen Matthias nicht lange zu fragen, was es mit dieser Caecilia auf sich hatte. Sie war die Schwester eines Schulkameraden seines Jungen, und sie hatte ihm einmal im Streit vorausgesagt, er werde am rechten Tiberufer enden, wo die armen Juden wohnten, als Hausierer. Sonst hatte Matthias niemals unter seinem Judentum gelitten. Josef hatte ihn in eine Schule geschickt, wo er der einzige Jude war, es war vorgekommen, daß seine Schulkameraden ihn um seines Judentums willen ausgelacht haben. Er, Josef, hätte dergleichen als Junge kaum verwunden. Er hätte Monate, Jahre darüber gegrübelt, er hätte diejenigen gehaßt, die ihn ausgespottet. Sein Matthias war über den Hohn der andern offenbar mehr verwundert als gekränkt, er hat ihn nicht schwergenommen, er hat sich mit ihnen geprügelt, und er hat mit ihnen gelacht, und er hat sich alles in allem gut mit den andern vertragen. Nur die Äußerung dieser kleinen Caecilia ist ihm haftengeblieben. Aber im Grunde ist das Josef ganz recht. Im Grunde ist es ihm recht, daß sein Junge Ehrgeiz hat.

Der Wagen kam heran. Josef ritt eine Weile neben Mara. Er war voll von Zärtlichkeit für sie, er liebte auch seine andern Kinder, Jalta und Daniel. Wie aber kam es, daß er sich jetzt seinem Sohne Matthias so tief verbunden fühlte, mehr verbunden als den andern? Vor einem Jahr noch hat er es im wesentlichen Mara überlassen, den Heranwachsenden zu erziehen. Jetzt begreift er das nicht mehr. Jetzt ist in ihm eine kleine Eifersucht, daß er ihn ihr so lange gelassen hat, und das Herz schwillt ihm bei dem Gedanken, daß er nun den Winter allein mit ihm verbringen wird. Wie kommt es, daß man plötzlich eines seiner Kinder soviel mehr liebt als die andern? Der Herr hatte ihn gesegnet seinerzeit mit Simeon, dem ersten Sohne der Mara, er aber hatte sich diesen Segen entgleiten lassen und ihn töricht selber vertan. Dann hat der Herr ihn bestraft

und verflucht mit Paulus. Nun hat er ihn ein zweites Mal gesegnet, mit Matthias, und diesmal wird er den Segen nicht vertun. Dieser Matthias wird seine Erfüllung sein, sein Cäsarion, die vollendete Mischung aus Griechentum und Judentum. Mit Paulus ist es ihm nicht geglückt, diesmal wird es ihm glücken.

Am übernächsten Tag dann war man in Brundisium. Das Schiff »Felix« lag bereit; am nächsten Tag, am frühen Morgen, wird man in See stechen. Noch einmal, zum zwanzigsten Male, sprach Josef mit Mara alles durch, was es zu bereden gab. Empfehlungsbriefe an den Gouverneur in Cäsarea hatte er ihr bereits ausgehändigt, desgleichen ein Schriftstück mit wichtigen Anweisungen des Johann von Gischala, die sie mit seinem Verwalter Theodor nochmals überdenken sollte. Das Wesentliche war, daß sie sich mit Theodor verstand, damit dieser in dem Knaben Daniel einen guten Verwalter heranziehe. Daniel war ein ruhiger Junge, nicht dumm und nicht gescheit, er freute sich auf Judäa und auf das Gut Be'er Simlai; wenn Josef im Frühjahr selber nach Be'er Simlai kommt, wird er dort einen guten Helfer vorfinden. Kein Wort wurde an diesem letzten Tag gesprochen über die persönlichen Beziehungen Josefs zu Mara. Sie hatten so vieles miteinander erlebt, Gutes und Böses; Mara, wiewohl sie nicht die tiefe Menschenkenntnis Josefs besaß und seiner Philosophie nicht folgen konnte, wußte besser Bescheid um ihn als irgendwer sonst auf der Welt, und er wußte das, er wußte, daß sie ihn liebte mit einer fraulichen und mütterlichen Liebe, die jede seiner Schwächen kannte, sie auf stille Art bekämpfte und sie hinnahm.

Der Knabe Matthias hatte das Schiff sogleich gründlich durchmustert bis in den letzten Winkel. Es war ein wackeres Schiff, seetüchtig und geräumig, aber ihm wäre es viel zu langsam gewesen. Eifrig setzte er das seinem Vater und seinem Bruder Daniel auseinander; er hoffte sehr, wenn er im Frühjahr mit dem Vater fahren wird, dann werden sie ein schnelleres Schiff haben als diese »Felix«. Schnell zu fahren, vor dem Wind, mit allen Segeln, auf einem schlanken, schmalen, ungeheuer schnellen Schiff, darauf freute er sich, seine Augen glänzten.

Am Tag darauf dann war es soweit. Josef und Matthias standen am Kai, Mara stand an der Reling mit den Kindern. Noch immer ging der angenehme, belebende Wind, noch immer waren die geschäftigen, kleinen, weißen Wolken am Himmel. Ringsum, auf dem Schiff und am Kai, war Geschrei und Betrieb. Langsam dann drehte sich das Geländer vom Land weg, mit ihm die Gesichter Maras und der Kinder. Josef stand am Kai und schaute, er schaute gesammelt, sein Blick trank die drei ganz in sich ein, er dachte an all das Gute, das er in den vielen Jahren seiner Gemeinschaft mit Mara erlebt hatte. Ihre Stimme kam vom Schiff. »Komm mit dem ersten Schiff im Frühjahr!« rief sie, sie sprach aramäisch, und im Wind und im Geschrei ringsum waren ihre Worte nicht weit zu verstehen. Und dann war das Schiff schon eine ganze Strecke fort vom Kai, und der abfälligen Meinung des Matthias zum Trotz fuhr es schnell in dem günstigen Wind.

Josef schaute nach, bis keine Gesichter mehr zu erkennen waren, nur mehr der gleitende Umriß des Schiffes, und während dieser Zeit waren alle seine Gedanken gesammelt und voll Herzlichkeit bei Mara. Dann aber, kaum hatte er sich weggewandt, war es, als sei mit dem Anblick des Schiffes auch sie selber verschwunden, und er dachte nur mehr an den schönen Winter in Rom, der ihm bevorstand, an den Winter mit seinem Sohne Matthias.

Es wurde eine fröhliche Rückreise. Josef und sein Sohn ritten schnell, sie ließen den Reitknecht auf seinem schlechten Mietklepper weit zurück. Josef fühlte sich leicht und vergnügt, er spürte nicht seine Jahre. Er schwatzte mit dem Knaben, und schnell und heiter kamen und gingen ihm die Gedanken.

Wie liebte er ihn, diesen Matthias, jetzt in Wahrheit seinen Ältesten! Denn Simeon ist tot und Paulus unerreichbar noch, als wenn er tot wäre. Mit einem kleinen Frösteln denkt er daran, daß Mara in das Land fährt, in dem Paulus lebt, ein Feind jetzt, der schlimmste Feind, der sich denken läßt.

Aber er hat ja nun seinen Matthias, den ganzen Winter wird er seinen Matthias haben. Wie anders ist die Offenheit dieses seines Matthias als seine eigene, wenn er sich noch so ehrlich geben will! Des Matthias Wesen schließt die andern

auf, es gewinnt ihm die Herzen; er hingegen, Josef, hat nie maßzuhalten gewußt, und wenn er sich vor einem Dritten ausschüttet, dann muß er manchmal die Erfahrung machen, daß dieser Dritte, unbehaglich vor solcher Maßlosigkeit, von ihm zurückweicht.

Wieso nur ist es gekommen, daß sich seine ganze Liebe auf einmal auf diesen seinen Sohn Matthias geworfen hat? Diese ganzen Jahre hat der Knabe neben ihm hergelebt, und er, Josef, hat ihn eigentlich gar nicht gesehen. Jetzt, da er ihn sieht, weiß er, daß dieser Matthias keineswegs so begabt ist wie Paulus oder auch nur wie Simeon. Warum, nachdem sein Plan, den Paulus zu seinem Fortsetzer und Erfüller heranzuziehen, so schlimm mißglückt ist, warum glaubt er, daß es ihm mit diesem seinem Matthias glücken muß? Warum wirft er seine ganze Hoffnung und seine ganze Liebe auf ihn?

Warum? So fragt auch dieser Matthias immerzu und sehr häufig dann, wenn kein Sterblicher auf diese Frage antworten kann. Er, Josef, muß in solchen Fällen den Knaben mit einer vagen Antwort abspeisen, oder er muß ihm geradezu bekennen: »Ich weiß es nicht.« Dem Matthias geht es mit ihm, wie es ihm seinerzeit selber so oft auf der Hochschule in Jerusalem gegangen ist. Wenn da ein Problem aufgetaucht ist, über das sich die Doktoren schon seit Jahrzehnten, vielleicht seit Jahrhunderten gestritten hatten, wie oft dann und gerade, wenn es am spannendsten und verwickeltsten wurde, hatte er sich mit der Antwort begnügen müssen: »Kaschja«; das aber wollte besagen: Problem, unentschieden, nicht schlüssig, vorläufig nicht zu beantworten.

Rascher als man geglaubt hatte, war man in Rom. Als Josef gebadet hatte, war es Nachmittag, zwei Stunden vor Sonnenuntergang, noch viel zu früh zur Mahlzeit. So kurz seine Abwesenheit gedauert hatte, Josef fühlte sich wie ein Heimkehrer nach langer Reise, er beschloß, die Zeit bis zum Essen auf einen Gang durch die Stadt zu verwenden.

Vergnügt schlenderte er durch die belebten Straßen der hellen, in dem starken Herbstlicht schimmernden Stadt. Nach dem langen Ritt tat es dem Josef wohl, seine Beine wieder zu spüren. Er fühlte sich leicht und frei wie seit Jahren nicht

mehr. Das Werk war vollendet, keine Pflicht wartete auf ihn, keine Frau mit stiller, unausgesprochener Mahnung. Er war ein anderer Mann, die Jahre drückten ihn nicht, ihm war, als hätte er eine neue Haut und ein neues Herz. Andere Wege als seit Jahren gingen seine Gedanken. Mit andern Augen sah er auf dieses ihm doch so vertraute Rom.

Da war er die ganzen Jahre hindurch in diesem Rom gewesen, täglich, stündlich hatte er diese Straßen, Tempel, Häuser um sich gehabt, und er hatte gar nicht wahrgenommen, wie ungeheuer sich das alles gewandelt hat, seitdem er es zum erstenmal gesehen. Wie er die Stadt damals betreten hat, das ist unter Nero gewesen, kurz nach dem Brand. Damals war die Stadt nicht so planvoll geordnet, nicht so sauber, sie war schlampiger gewesen, dafür aber auch liberaler, vielfältiger, vergnügter. Jetzt war sie römischer als damals, die Flavier, vor allem dieser Domitian, hatten sie römischer gemacht. Sie hatte mehr Disziplin jetzt, die Stadt. Die Buden der Verkäufer füllten nicht mehr die Hälfte der Straßen, die Sänftenvermieter und die Hausierer behelligten einen weniger, auch lief man nicht mehr Gefahr, über Unratkübel zu stolpern oder von einem hohen Stockwerk aus mit Kot übergossen zu werden. Der Geist des Norban, der Geist des Polizeiministers, beherrschte die Stadt. Groß und mächtig hob sie sich, frech und riesig prunkten ihre Häuser, Vergangenes und Modernes waren mit starker Hand ineinandergefügt, Macht und Reichtum waren zur Schau gestellt, die Stadt zeigte, daß sie die Welt beherrschte. Aber sie zeigte es nicht mit der liebenswürdigen Prahlerei des schlampigen, liberalen, neronischen Rom, sie zeigte es kalt und drohend. Rom, das war Ordnung und Macht, aber Ordnung nur um der Ordnung selber willen, Macht nur um der Macht selber willen, Macht ohne Geist, sinnlose Macht.

Genau erinnerte sich Josef der Gedanken und Gefühle, mit denen er seinerzeit zum erstenmal diese Stadt Rom beschaut hatte. Erobern hatte er sie wollen, sie mit List besiegen. Und in einem gewissen Sinne war es ihm geglückt, freilich hatte sich dann herausgestellt, daß der Sieg von Anfang an eine verschleierte Niederlage war. Jetzt waren die Fronten klarer. Dieses domitianische Rom war härter, nackter als das Rom

des Vespasian und des Titus, nichts war in ihm von dem jovialen Gewese jenes Roms, das der junge Josef erobert hatte. Es war härter zu erobern, wer es besiegen wollte, brauchte mehr Kraft; aber da es seine ganze Macht so unverhüllt zur Schau stellte, täuschte man sich auch weniger leicht über die Größe der Aufgabe.

Auf einmal erkannte Josef, daß er plötzlich wie damals als junger Mensch erfüllt war von einem Ungeheuern Ehrgeiz, von einer brennenden Lust, diese Stadt zu besiegen. Vielleicht war es deshalb, daß er sich so heftig dagegen gesträubt hatte, Rom zu verlassen. Vielleicht, wahrscheinlich, war es die kitzelnde Lust auf diesen Kampf, die ihn hier in Rom hielt. Denn ausgetragen werden konnte dieser Kampf nur hier. Es war ein Kampf mit dem Herrn dieser Stadt Rom, mit Domitian.

Nein, ausgetragen war er noch lange nicht, dieser Streit. Wenn der Kaiser sich so lange still gehalten hatte, dann nicht etwa, weil er ihn vergessen, er hatte die große Auseinandersetzung nur aufgeschoben. Aber jetzt nahte sie heran, und wenn nicht der Kaiser, dann wird er, Josef, sie herbeiführen. Er spürte es, das war jetzt eine günstige Zeit für ihn. Er hat sein Werk vollendet, er hat die Universalgeschichte fertig, sie ist der Kieselstein, mit dem der kleine Josef den Ungeheuern Domitian fällen wird. Und er spürt in sich neue Kraft, sie fließt ihm zu aus seinem Sohn, er holt sich neue Jugend an der Jugend seines Matthias.

So eingesperrt in seine Gedanken ist er, daß er nichts mehr hört und sieht von dem um ihn. Da aber weckt ihn Lachen und fröhliches Geschwätz, das aus einem kleinen Marmorbau dringt, und sogleich ist er nicht mehr der erhitzte, ehrgeizige Kämpfer, sondern nur mehr der Mann, der, das Werk vieler Jahre vollendet, vergnügt und der Bürde ledig, durch die große Stadt schlendert, die er liebt und die trotz allem seine Heimat geworden ist. Lächelnd selber hört er auf das Lachen und auf das fröhliche Geschwätz aus dem kleinen Marmorbau. Vierhundert solcher öffentlichen Latrinen hatte Rom. Jeder Sitz hatte prunkvolle Lehnen aus Holz oder Marmor, und da saßen sie zusammen, die Römer, behaglich miteinander schwatzend während der Entleerung. Auf Komfort verstanden sie sich, das

mußte man ihnen lassen. Bequem machten sie's sich. Josefs amüsiertes und bitteres Lächeln vertiefte sich, wie er so das vergnügte Geschwätz der sich entleerenden Männer aus dem hübschen, weißen Bau herauskommen hörte. Komfort hatten sie, die Fülle hatten sie, Macht hatten sie. Alles Äußere hatten sie, alles das, worauf es nicht ankam.

Ja, Rom, das ist die Ordnung, die sinnlose Macht, Judäa, das ist Gott, das ist die Verwirklichung Gottes, das ist die Sinngebung der Macht. Eines kann ohne das andere nicht leben, eines ergänzt das andere. In ihm aber, in Josef, strömen sie ineinander, Rom und Judäa, Macht und Geist. Er ist dazu ausersehen, sie zu versöhnen.

Jetzt aber genug von diesen Gedanken. Vorläufig will er von alledem nichts wissen. Er hat lange, schwere Arbeit hinter sich, er will jetzt ausruhen.

Der Gang durch die Stadt hat ihn müde gemacht. Wie groß sie ist, die Stadt! Wenn er jetzt zu Fuß ginge, hätte er noch eine kleine Stunde nach Haus. Er nahm sich eine Sänfte. Ließ die Vorhänge hinunter, sperrte sich ab von der Buntheit der Straße, die so heftig auf ihn eingedrungen war. Rekelte sich im Dämmer der Sänfte, angenehm müde, nichts als ein müder, hungriger Mann, der ein großes und geglücktes Werk hinter sich hat und der jetzt vergnügt und mit ungeheuerm Appetit mit seinem lieben Sohne zu Abend essen wird.

»Ich gratuliere Ihnen, Doktor Josef«, sagte Claudius Regin und drückte ihm die Hand; es kam selten vor, daß er einem die Hand drückte, gewöhnlich begnügte er sich, mit seinen fetten Fingern lässig die Hand des andern zu berühren. »Das ist wirklich eine Universalgeschichte«, fuhr er fort. »Ich habe viel daraus gelernt, wiewohl mir doch eure Geschichte nicht ganz unbekannt war. Sie haben ein vortreffliches Buch geschrieben, und wir werden alles daransetzen, daß die Welt das erfährt.« Das war eine ungewöhnlich warme und entschiedene Rede für den sonst so zurückhaltenden, skeptischen Regin.

Lebhaft erörterte er, was man unternehmen könnte, um das Werk wirkungsvoll zu publizieren. Das Technische, Herstellung und Vertrieb, war lediglich eine Geldfrage, und Claudius

Regin war kein Knauser. Aber wo das Technische aufhörte, begann alles sogleich problematisch zu werden. Wie zum Beispiel sollte das Porträt des Autors gehalten sein, das man dem Brauch zufolge dem Buch voranstellen wird? »Ich will Ihnen keine Komplimente machen, mein Josef«, meinte Claudius Regin, »aber zur Zeit schauen Sie genauso aus wie ich selber, nämlich wie ein alter Jud. Mir gefallen Sie ja, so wie Sie jetzt sind, aber das Publikum, fürchte ich, wird andrer Meinung sein. Wie wäre es, wenn wir das Porträt ein bißchen stilisierten? Wenn wir einfach den eleganten, bartlosen Josef von früher hinmalten, natürlich ein bißchen gealtert? Mein Porträtist Dakon macht so etwas ausgezeichnet. Übrigens wäre es ganz gut, wenn Sie jetzt auch in Person ein bißchen mehr den Weltmann Josephus herauskehrten als den weitabgewandten Stubengelehrten. Es könnte nichts schaden, wenn Sie sich zum Beispiel den Bart wieder abkratzen ließen.«

Josef nahm die grobfädigen Reden des Mannes gerne hin, da er die ehrliche Anerkennung durchspürte, und Regin war ein Kenner. In letzter Zeit ging dem Josef wieder alles gut hinaus. Das Interesse des Regin verbürgte beinahe den äußeren Erfolg der Universalgeschichte, und Josef sehnte sich nach einem solchen Erfolg. Die Zeit, da es ihn gleichgültig gelassen hatte, daß man seine Ehrenbüste aus dem Friedenstempel entfernte, war vorbei.

Josef nahm denn auch die gute Stimmung des Regin wahr, um die andere Angelegenheit zur Sprache zu bringen, die ihn jetzt beschäftigte, die Lehrzeit des Matthias. Es war sehr unüberlegt gewesen, daß er dem Jungen Hoffnung gemacht hatte auf eine Lehrzeit bei Hofe. Helfen in dieser Angelegenheit konnte ihm eigentlich nur Claudius Regin.

Josef legte ihm also den Fall dar. Es war nun mehr als ein Jahr her, daß Matthias seine Bar Mizwah gefeiert hatte, seine Aufnahme in die jüdische Gemeinschaft, es war an der Zeit, daß er endlich auch die Toga anlegte und damit zum römischen Mann und Bürger erklärt würde. Bei dieser Gelegenheit pflegte man zu verkünden, welche Laufbahn der junge Mann einzuschlagen gedenke. Josef wünschte sich und seinem Sohne, daß der nicht nur die Lehrzeit im Heer und in den

Ämtern, sondern auch die bei Hofe absolvieren könnte. Es drängte ihn, dem Regin, den er sich freund wußte, mehr zu sagen. »Ich fühle mich«, erklärte er, »diesem meinem Matthias mehr verbunden als meinen andern Kindern. Matthias soll meine Erfüllung sein, mein Cäsarion, die vollendete Mischung aus Griechentum und Judentum. Mit Paulus ist es mir nicht geglückt.« Es war das erstemal, daß er das einem andern so offen zugab. »Er hat zuviel heidnisches Erbteil in sich, der Grieche Paulus, er hat sich gegen meinen Plan gesträubt. Matthias ist ganz mein Sohn, er ist Jude und willig.«

Regin hatte den unordentlich rasierten, fleischigen Kopf gesenkt, so daß die schweren, schläfrigen Augen unter der vorgebauten Stirn nicht zu sehen waren. Aber er hatte gut zugehört. »Ihre Erfüllung?« nahm er das Wort auf, und mit freundschaftlicher Ironie fragte er weiter: »Welcher Josef soll sich und welcher Josef wird sich in diesem Matthias erfüllen, der Stubengelehrte oder der Politiker und Soldat? Hat er Ehrgeiz, Ihr Matthias?« Und ohne seine Antwort abzuwarten, schloß er: »Bringen Sie mir den Jungen her in den nächsten Tagen! Ich will ihn mir anschauen. Und dann will ich sehen, ob ich Ihnen einen Rat geben kann.«

Als dann Josef einige Tage später mit Matthias in der Villa des Regin vor dem Tore ankam, wohin der Minister ihn geladen hatte, empfing ihn der Sekretär. Regin war unvermutet zum Kaiser befohlen worden, hoffte aber, den Josephus nicht zu lange warten lassen zu müssen. »Hier ist übrigens etwas, was Sie vielleicht interessieren wird«, meinte mit höflicher Beflissenheit der Sekretär und zeigte dem Josef das Porträt, das der Maler Dakon soeben für die Universalgeschichte übersandt hatte.

Ein wenig geängstigt und gleichwohl fasziniert, mit glänzenden Augen starrte Josef auf das Porträt. Aber neugieriger noch beschaute es der Knabe. Der braune, lange Kopf, die heftigen Augen, die starken Brauen, die hohe, vielfach gebuckelte Stirn, die lange, leicht gekrümmte Nase, das dichte, schwarzglänzende Haar, die dünnen, geschwungenen Lippen, war dieses nackte, stolze, edle Gesicht das seines Vaters? »Wenn ich es nicht gewußt hätte«, sagte er, und seine Stimme

kam tief, männlich dunkel und so bewegt aus seinen sehr roten Lippen heraus, daß der Sekretär hochsah, »wenn ich es nicht gewußt hätte, dann hätte ich gezweifelt, ob du das bist, mein Vater. So also kannst du sein, wenn du willst.« – »Wir müssen uns der Welt wohl alle ein wenig anders zeigen, als wir sind«, erwiderte Josef mit einem Versuch zu scherzen und ein wenig unbehaglich. Fast war ihm bange geworden vor dem Ehrgeiz, mit dem der Junge den Vater zu idealisieren trachtete. Im übrigen aber beschloß er, nun wirklich dem Rate des Regin zu folgen und sich den Bart abnehmen zu lassen.

Der Sekretär schlug ihnen vor, im Park spazierenzugehen, bis Regin komme. Es war ein weit angelegter Garten, noch immer hielt das schöne, klare Herbstwetter vor, es war ein angenehmer Spaziergang. Die Luft belebte einen, die Gegenwart seines Sohnes machte den Josef jung und munter, er konnte mit Matthias sprechen wie mit einem Erwachsenen und doch wie mit einem Kinde. Was für Augen der Junge hat! Wie lebensfroh schauen sie unter der breiten, gutgebauten Stirn heraus! Glückliche, junge Augen, sie hatten nichts gesehen von den Schrecknissen, von denen die seinen voll waren, sie hatten den Tempel nicht brennen sehen. Was Matthias vom Leid des Juden zu spüren bekommen hat, das war, daß ein kleines Mädchen ihn ein wenig hänselte.

Sie gerieten in das Pfauengehege. Mit knabenhafter Freude beschaute Matthias die prunkvollen Vögel. Der Wärter kam herbei, und wie er die Anteilnahme sah, mit welcher der Junge seine Pfauen beschaute, erklärte er den Gästen seines Herrn umständlich seine Tiere. Im ersten Jahr waren es sieben Vögel gewesen, fünf stammten aus der berühmten Zucht des Didymus, zwei waren unmittelbar aus Indien bezogen worden. Es sei jetzt keine gute Zeit, jetzt hätten die Vögel ihre Schleppe verloren. Erst Ende Februar, wenn sie balzten, offenbare sich ihre ganze Pracht.

Der Wärter erzählte, und Matthias konnte nicht genug hören. Angeregt unterhielt er sich mit dem Wärter, fragte ihn nach seinem Namen. Es erwies sich, daß er aus Kreta war und Amphion hieß, und der Knabe brachte ihn dazu, immer weiterzuerzählen. Matthias streichelte einem der Pfauen die

blauglänzende Brust; der ließ es sich gefallen, das machte auch den Wärter zutraulicher, und er erzählte, wie schwer man es mit den Tieren habe. Sie seien anmaßlich, herrschsüchtig und gefräßig. Trotzdem liebe er seine Vögel mit Leidenschaft. Es gelang ihm, es dahin zu bringen, daß mehrere der Vögel gleichzeitig ihr Rad schlugen, und Matthias begeisterte sich an dem Farbenspiel. Es sei wie eine Blumenwiese, sagte er, die Tausende von Augen erinnerten ihn an den Sternenhimmel, und er klatschte in die Hände. Da aber erschraken die Pfauen, und alle auf einmal klappten sie ihre Pracht und Herrlichkeit zu und stoben mit häßlichem Geschrei auseinander.

Josef saß müßig auf einer Bank, hörte mit halbem Ohr zu und stellte im stillen bösartige Betrachtungen an. Der Pfau, dachte er, sei so recht der Vogel für dieses Rom: prächtig, schreiend, herrschsüchtig, unverträglich, eitel, dumm und gefräßig. Gestalt, Schein sei ihnen alles, diesen Römern.

Daß sein Matthias an dem Pfauengehege solchen Anteil nahm, störte den Josef nicht. Er war eben ganz noch ein Knabe, voll von Interesse für alles, was er Neues sah, und sowenig er von allgemeinen Problemen wissen wollte, so sehr interessierte er sich für alles gegenständlich Lebendige. Wohlgefällig sah der stolze Vater Josef, wie gut sein Matthias und der Pfauenwärter sich verstanden. Er lächelte über den Eifer des Knaben. Wenn man ihn ansah, dann wirkte er sehr reif, aber das war eben Täuschung; in Wahrheit war er ganz und gar noch ein Knabe.

Mit einem kleinen Lächeln auch nahm Josef wahr, mit welch unschuldigem Begehren Matthias sich darum mühte, einem so Gleichgültigen wie diesem Wärter zu gefallen. Matthias war nicht geradezu eitel, aber er wußte um seine Wirkung, und unbewußt suchte er sich diese Wirkung immer wieder zu bestätigen.

Dann endlich kam Claudius Regin auf sie zugewatschelt, seine Geschäfte auf dem Palatin hatten nicht allzu lange gedauert, er wollte aber jetzt, bevor man sich zu Tische begab, nach der Fahrt noch ein paar Schritte gehen. Er war guter Laune, und es zeigte sich bald, daß ihm der Junge gefiel. Er sprach wieder von dem Werk des Josef, von der Universalgeschichte, und er fragte den Matthias, was denn nun er zu dem

großen Buch seines Vaters sagte. Matthias, mit seiner tiefen, männlichen Stimme, erklärte mit bescheidenem Freimut, er sei kein guter Leser, er habe sehr lange an der Universalgeschichte gelesen, aber wirklich nahegegangen seien ihm nur die Ereignisse der letzten Zeit, die Josef geschildert habe. Er habe wohl nicht Verstand genug, um die frühen Dinge ganz zu begreifen. Er sagte das auf nette Art, es klang wie eine Entschuldigung, doch verhehlte er auch nicht, daß ihm sein Mangel an Verständnis nicht sehr zu Herzen ging. Es war immer so, daß das, was der Junge zu sagen hatte, durchschnittlich war, nicht besonders gescheit und nicht besonders dumm, aber immer wirkte es durch die frische und anmutige Art, wie er es vorbrachte, als etwas Besonderes.

Josef war hergekommen, um dem Jungen einen Platz im Hofdienst zu erringen, er billigte die Pläne seines Sohnes, dessen Ehrgeiz. Was des Josef Väter gewesen waren, Gelehrte, Priester, Schriftsteller, Intellektuelle, und was er selber war, dazu taugte der Junge nicht, und das war dem Josef recht. Da er selber sich dafür entschieden hatte, nur das Kontemplative seines Wesens ausreifen zu lassen, da er den so oft gespürten Willen zur Tat in sich selber gewaltsam unterdrückt hatte, warum sollte er nicht jetzt dem Jungen für diesen Tätigkeitsdrang freies Feld und jede Möglichkeit schaffen? So hatte er sich's gesagt, so war es recht und vernünftig. Trotzdem bedauerte er jetzt, wie er den Jungen so platt und nett über die Universalgeschichte daherreden hörte, daß ihm der Sinn für das Werk des Vaters versagt war. Sogleich aber tröstete er sich wieder über diesen Mangel, als er wahrnahm, wie der Junge dem Claudius Regin gefiel. Und gleichzeitig in einer Art naiver Berechnung sagte er sich, daß gerade die natürliche Frische und Unverdorbenheit seines Sohnes auf dem Palatin Wirkung tun werde.

Man ging zu Tisch. Regin hatte einen berühmten Koch aus Alexandrien. Matthias aß mit gutem Appetit, Regin selber raunzte, daß er gehalten war, mit magerer Diät vorliebzunehmen. Man schwatzte viel, es war eine lustige, harmlose Unterhaltung, und Josef freute sich, wie schnell sein Junge auch diesen alten, schwierigen, kauzigen Regin gewann.

Nach dem Essen, ohne viele Umschweife, sagte Regin: »Es ist klar, mein Josef, daß Ihr Matthias die Lehrzeit auf dem Palatin durchmachen muß. Wir müssen darüber nachdenken, wem wir ihn als Pagen anvertrauen sollen.« Das bräunlichwarme Gesicht des Knaben rötete sich vor Freude. Josefs Freude aber, wenngleich er's sich so gewünscht hatte, war nicht ungetrübt, denn wenn jetzt Matthias als junger Freund ins Haus und in den Kreis eines großen Herrn tritt, dann wird er, Josef, sogleich wieder von ihm getrennt werden, nachdem er ihn so kurze Weile für sich allein gehabt hat.

Regin, auf seine energische Art, stellte bereits praktische Erwägungen an. »Der Junge könnte in mein Haus eintreten«, meinte er, »er würde da nicht schlecht fahren, und lernen könnte er bei mir auch allerhand. Es gibt viele und merkwürdige Geschäfte, die der Kaiser mir anvertraut, und Ihr Matthias würde rasch erkennen, daß auf dem Palatin häufig der krümmste Weg der schnellste ist. Aber ich bin doch wohl schon ein zu alter Knacker. Oder was meinst du selber, mein Junge?« – »Ich weiß es nicht«, antwortete offen lächelnd Matthias. »Es kommt etwas überraschend, wenn ich frei sprechen darf. Ich glaube schon, daß wir uns vertragen würden, und Ihr Haus und Park sind einfach großartig, besonders die Pfauen.« – »Na ja«, antwortete Claudius Regin, »das hat allerhand für sich, aber ausschlaggebend ist es nicht. Käme als zweiter Marull in Frage«, überlegte er weiter. »Von dem könnte er einiges Wertvolle lernen, was ich ihm nicht beibringen kann, zum Beispiel Manieren. Im übrigen ist Marull der gleiche alte Knacker wie ich und ebenso unrömisch. Es muß ein Freund der Ersten Vorlassung sein«, erwog er, »nicht so alt und kein Judenfeind. Das sind drei Eigenschaften, die sich schwer zusammenbringen lassen.«

Matthias hörte still zu, wie da über sein künftiges Schicksal beraten wurde, seine lebendigen Augen gingen vertrauensvoll von einem der beiden Männer zum andern. »Wann wollen Sie ihn die Männertoga anlegen lassen?« fragte unvermittelt Regin. »Wir können noch zwei, drei Monate warten«, gab Josef Auskunft, »er ist noch keine fünfzehn.« – »Er sieht männlich aus für sein Alter«, anerkannte Regin. »Ich hätte

da nämlich eine Idee«, erklärte er weiter, »aber man müßte etwas Zeit dafür haben, man müßte sondieren, Vorbereitungen treffen, man dürfte die Geschichte nicht überstürzen.« – »Woran denken Sie?« fragte gespannt Josef, und auch des Matthias Augen, so wohlerzogen stumm er sich verhielt, hingen gespannt an des Regin Lippen.

»Man könnte vielleicht die Kaiserin dazu bewegen, daß sie ihn in ihren Hofstaat aufnimmt«, sagte gleichmütig mit seiner hellen, fettigen Stimme Regin. »Unmöglich«, schrak Josef zurück. »Nichts ist unmöglich«, wies ihn Regin zurecht, und er verfiel in ein mürrisches Schweigen. Doch nicht lange, dann belebte er sich wieder. »Bei Lucia könnte er allerhand lernen«, setzte er auseinander. »Nicht nur Manieren und höfisches Wesen, sondern auch Menschenkunde, Politik und etwas, was es nur mehr bei ihr gibt: Römertum. Von Geschäften ganz zu schweigen. Ich sage Ihnen, mein Josef, diese Frau mit ihren Ziegeleien steckt mich neunmal Gewaschenen in die Tasche.« – »Die Kaiserin«, sagte hingerissen Matthias. »Sie glauben wirklich, daß das möglich wäre, mein Herr Claudius Regin?« – »Ich will dir keine Hoffnungen machen«, antwortete Regin, »aber unmöglich ist es nicht.«

Josef sah das Leuchten auf dem Antlitz des Matthias. So mochte er selber gestrahlt haben, damals vor beinahe einem Menschenalter, als man ihm verkündete, die Kaiserin Poppäa erwarte ihn. Etwas wie Furcht kam ihn an. Aber gleich schüttelte er sie wieder ab. Dieses Mädchen Caecilia, dachte er, wird sich auf alle Fälle geirrt haben. Mein Matthias wird nicht am rechten Tiberufer enden.

Vornächst hatte die Universalgeschichte trotz der Bemühungen des Regin keinen rechten Erfolg. Die Mehrzahl der jüdischen Leser fand das Werk zu kalt. Sie hatten eine begeisternde Darstellung ihrer großen Vergangenheit erwartet; statt dessen war da ein Buch, das bei Griechen und Römern darum warb, sie möchten die Juden in den Kreis der zivilisierten Völker aufnehmen, die eine große Vergangenheit hatten. War das nötig? Hatten nicht sie, die Juden, eine viel ältere, stolzere Geschichte als diese Heiden? Mußten sie, Gottes auserwähltes Volk, demütig darum bitten, nicht als Barbaren angesehen zu

werden? Aber auch Griechen und Römer wurden nicht warm vor dem Werk des Josef. Viele zwar fanden das Buch interessant, doch sie wagten sich mit ihrer Meinung nicht heraus. Der Kaiser hatte die Büste dieses Schriftstellers Josephus aus dem Friedenstempel entfernen lassen; es war nicht ratsam, sich für ihn zu begeistern.

Eine einzige Gruppe von Lesern gab es, die das Buch öffentlich und laut zu loben wagten, und das waren Leute, auf deren Beifall Josef am wenigsten gerechnet hatte: die Minäer oder Christen. Diese waren gewöhnt, daß, wenn ein Autor sich mit ihnen befaßte, er sich über sie lustig machte oder sie angriff. Um so mehr erstaunt waren sie, daß dieser Josephus sie nicht nur nicht beschimpfte, sondern daß er sogar das Leben und die Meinungen gewisser Vorläufer ihres Messias mit Achtung darstellte. Sie fanden, das Buch sei eine profane Ergänzung der Geschichte ihres Heilands.

Der Mann, dessen Urteil Josef mit der größten Angst und Spannung erwartete, schwieg. Justus schwieg. Schließlich bat ihn Josef zu Gaste. Justus kam nicht. Daraufhin besuchte ihn Josef.

»In den dreißig Jahren, die wir uns kennen«, sagte Justus, »haben Sie sich nicht geändert und habe ich mich nicht geändert. Wozu also bedrängen Sie mich? Sie wissen doch von vornherein, was ich zu Ihrem Buch zu sagen habe.« Josef aber ließ nicht ab. Er sehnte sich beinahe nach dem Schmerz, den der andere ihm zufügen werde, und er drängte so lange, bis Justus sprach.

»Ihr Buch ist lau und unentschieden, wie alles, was Sie gemacht haben«, erklärte denn schließlich Justus und ließ das unangenehme, nervöse Kichern hören, das den Josef so reizte. »Sagen Sie mir: was eigentlich streben Sie an mit Ihrem Buch?« – »Ich wollte«, antwortete Josef, »daß die Juden endlich lernen, ihre Geschichte objektiv zu sehen.« – »Dann«, fertigte ihn Justus scharf ab, »hätten Sie sehr viel kälter schreiben müssen. Dazu aber haben Sie nicht den Mut gehabt. Sie haben sich gefürchtet vor dem Urteil der breiten Masse der Juden.« – »Ich habe weiter«, verteidigte sich mit Verbissenheit Josef, »die Griechen und die Römer enthusiasmieren wollen

für die große Geschichte unseres Volkes.« – »Dann«, erklärte sogleich und unerbittlich Justus, »hätten Sie wärmer schreiben müssen, mit sehr viel mehr Begeisterung. Aber das haben Sie nicht gewagt, Sie haben Furcht gehabt vor dem Urteil der Kenner. Es ist, wie ich sagte«, schloß er, »Ihr Buch ist nicht warm und nicht kalt, es ist ein laues Buch, es ist ein schlechtes Buch.« Die finstere Abwehr auf Josefs Gesicht riß ihn weiter, erbarmungslos sagte er ihm alles, was er gegen das Buch einzuwenden hatte: »Niemand weiß besser als Sie, daß der Zweck, der hinter einer Politik steckt, moralisch sein kann oder unmoralisch, aber niemals die Mittel. Diese Mittel können nur nützlich oder schädlich sein im Sinne des angestrebten Zweckes. Sie aber tauschen willkürlich Maß und Gewicht. Sie legen moralische Maße an politische Vorgänge, wiewohl Sie ganz genau wissen, daß das nichts ist als faule, dumme, wohlfeile Konvention. Sie wissen ganz genau, daß der einzelne moralisch gewertet werden kann, niemals aber eine Gruppe, eine Masse, ein Volk. Ein Heer kann nicht tapfer sein, es besteht aus Tapferen und aus Feigen, Sie haben das erlebt, Sie wissen es, aber Sie wollen es nicht wahrhaben. Ein Volk kann nicht dumm sein oder fromm, es besteht aus Dummen und Gescheiten, aus Heiligen und Lumpen, Sie wissen es, Sie haben es erlebt, aber Sie wollen es nicht wahrhaben. Immer vertauschen Sie, um des Effektes willen, aus billiger Vorsicht die Gewichte. Sie haben kein historisches Buch geschrieben, sondern ein Erbauungsbuch für Dummköpfe. Nicht einmal das ist Ihnen geglückt; denn Sie haben für beide Teile schreiben wollen und deshalb nicht einmal den Mut zu jener Demagogie aufgebracht, in der Sie Meister sind.«

Josef hörte zu und verteidigte sich nicht mehr. So maßlos Justus, der Freundfeind, übertrieb, es war an seinen Einwänden etwas Richtiges. Dies jedenfalls stand fest: das Buch, an das er so viele Jahre, so viel Leben gesetzt hatte, war nicht geglückt. Er hat sich gezwungen, kalt zu bleiben vor der Geschichte seines Volkes und sie vernünftig zu betrachten. Damit hat er alles Leben aus diesen Begebenheiten ausgetrieben. Alles ist halbwahr und also ganz falsch. Wenn er jetzt sein Buch überliest, dann sieht er, daß alles schief gesehen ist. Die

abgeschnürten Gefühle rächen sich, sie stehen doppelt lebendig wieder auf, der Leser Josef glaubt dem Schreiber Josef kein Wort. Er hat einen Grundfehler gemacht. Er hat geschrieben aus der puren Erkenntnis heraus und häufig gegen sein Gefühl, darum sind weite Teile seines Buches leblos, wertlos; denn lebendiges Wort entsteht nur, wo Gefühl und Erkenntnis sich decken.

Dies alles sah Josef grausam klar, dies alles sagte er sich hart und unverschönt. Dann aber tat er sein Buch »Universalgeschichte des jüdischen Volkes« ein für allemal von sich ab. Ob geglückt oder nicht, er hat gegeben, was er geben konnte, er hat seine Pflicht getan, hat gekämpft, gearbeitet, sich vieles versagt, jetzt hat er das Werk hingestellt und will, befreit davon, für sich selber weiterleben. Das Porträt, das Regin dem Buch vorangestellt hat, hat ihm gezeigt, wie alt er geworden ist. Er hat nicht mehr viel Zeit. Er will den Rest seiner Kraft nicht vergeuden in Grübeleien. Soll Justus philosophieren; er will jetzt leben.

Und es stiegen in ihm auf tausend Wünsche und Regungen, von denen er geglaubt hatte, sie seien längst tot. Er freute sich, daß sie nicht tot waren. Er freute sich, daß er noch Durst spürte, wieder Durst auf Taten, auf Frauen, auf Erfolg.

Er freute sich, daß er in Rom war und nicht in Judäa. Er ließ sich den Bart abnehmen und zeigte der Welt das nackte Gesicht des früheren Josef. Es war härter, schärfer, aber es war ein jüngeres Gesicht, als er es alle diese Jahre hindurch gehabt hatte.

Das verwinkelte Haus im Bezirk »Freibad« wurde ihm jetzt, obwohl Mara und die Kinder fort waren, auf einmal zu eng und zu dürftig. Er suchte Johann von Gischala auf und bat ihn, ihm ein elegantes, modernes Haus zu suchen, das er mieten könnte. Bei dieser Gelegenheit hatte er ein längeres Gespräch mit Johann. Der hatte die Universalgeschichte aufmerksam gelesen, er sprach angeregt darüber und mit Verständnis. Josef wußte natürlich, daß Johann kein objektiver Richter war. Der hatte ein bewegtes Leben hinter sich, ähnlich wie er selber, er war im Grunde gescheitert, er war also geneigt, die Geschichte des jüdischen Volkes ähnlich zu sehen wie er selber und aller

Begeisterung zu mißtrauen. Gleichwohl freute ihn die Anerkennung des Johann und tröstete ihn ein wenig über die Ablehnung des Justus.

Er wurde gesprächig, er schloß sich jetzt, da er allein mit Matthias in Rom lebte, viel leichter auf als früher. Er erzählte dem Johann von dem, was er mit Matthias vorhatte. Johann war skeptisch. »Wohl sind die Zeiten noch so«, meinte er, »daß ein Jude seinen Ehrgeiz befriedigen kann. Sie haben sehr viel erreicht, mein Josef, gestehen Sie sich's ruhig ein, Cajus Barzaarone hat viel erreicht, ich habe einiges erreicht. Aber ich halte es für klüger, wenn wir das Erreichte nicht zur Schau stellen, wenn wir den andern unser Geld, unsere Macht, unsern Einfluß nicht zu deutlich zeigen. Es reizt nur den Neid, und dazu sind wir nicht stark genug, dazu sind wir zu vereinzelt.« Josefs Gesicht war froh gewesen, als er dem Johann von seinen Zweifeln und Hoffnungen berichtete, jetzt erlosch es. Johann sah es, beharrte nicht, sondern fügte hinzu: »Aber wenn Sie für Ihren Matthias etwas erreichen wollen, dann müssen Sie unter allen Umständen absehen von Ihrem Plan, im Frühjahr nach Judäa zu gehen. Mich soll es freuen«, fügte er artig hinzu, »Sie länger in Rom zu wissen.« Josef sagte sich, daß Johann ein guter Freund war und mit seinen beiden Einwänden recht hatte. Wenn er für den Matthias einen der Herren des Palatin als Freund und Gönner fand, dann mußte er natürlich länger in Rom bleiben; auch wenn er ein neues Haus bezog, hatte das nur Sinn, wenn er sich auf einen längeren Aufenthalt einrichtete. Aber im Grunde war er froh, seine Reise nach Judäa, seine Rückkehr nach Judäa hinauszuschieben, und es war ihm dafür jeder Vorwand recht; denn seltsamerweise schien ihm, als bedeute diese Rückkehr nach Judäa den endgültigen Verzicht auf alles, wozu noch ein wenig Jugend gehörte, als erkläre er sich durch diese Rückkehr selber und für immer zum alten Mann. Und was die andere Warnung des Johann anlangte, daß es unklug sei, äußern Glanz und äußere Ehren anzustreben, so hatte der Freund damit wohl recht. Aber Josef hatte das Leuchten gesehen auf dem Gesicht seines Jungen, er konnte es dem Matthias nicht antun, jetzt von dem Plan abzustehen, dem Matthias nicht und sich selber nicht.

Das neue Haus war rasch gefunden, und Josef machte sich daran, es einzurichten. Eifrig half ihm Matthias, er hatte tausend Vorschläge. Josef war jetzt viel in der Stadt zu sehen, er suchte Gesellschaft. Während er früher Monate allein und abgeschlossen verbracht hatte, zeigte er sich jetzt beinahe täglich im Kreise des Marull, des Regin. Wohlwollend, ein wenig spöttisch und ein klein wenig besorgt, beobachteten seine Freunde seine Veränderung. Matthias liebte und bewunderte ihn noch mehr.

Josef sprach mit Claudius Regin über die Bedenken des Johann. Regin fand, Johann sei ein kluger Mann, aber er könne sich in die neuen Zeiten nicht mehr recht einfühlen und nicht in eine jüdische Jugend, die den Tempel nicht habe brennen sehen, für die der Tempel und der Staat nichts seien als eine historische Erinnerung, ein Mythos. Er, Regin, sei in einem gewissen Sinn ein Beispiel dafür, daß einem Juden auch höchst sichtbare Macht nicht immer zum Unheil ausschlagen müsse. Josef hörte dieses Beispiel nicht sehr gern; unter keinen Umständen hätte er gewollt, daß sein Matthias sein Judentum so weit abtue wie Claudius Regin. Immerhin ließ er sich von ihm gern in seinem Vorhaben bestärken und hörte gierig zu, als ihm Regin mitteilte, er habe bei einigen Wohlwollenden auf dem Palatin herumgehorcht, und obzwar eigentlich alle zunächst verblüfft seien über die Kühnheit der Idee, einen Judenjungen zum Pagen der Kaiserin zu machen, so hätten am Ende gleichwohl die meisten gefunden, daß die Neuheit der Idee ihre Ausführbarkeit nicht beeinträchtige. Er, Regin, sei also der Meinung, man könne jetzt ans Werk gehen. Er schlug dem Josef vor, das Fest der Toga-Anlegung des Matthias öffentlich zu feiern, auf römische Art, wiewohl das nicht üblich sei, und, um allen hämischen Anmerkungen von vornherein die Spitze abzubiegen, solle Josef doch die Kaiserin, die ihm nach wie vor wohlwolle, zu diesem Fest einladen. Es sei sträflicher Leichtsinn gewesen, daß Josef die Gunst, die ihm Lucia gelegentlich bezeigt, so wenig ausgenützt habe. Jetzt aber habe er gute Gelegenheit, das Versäumte nachzuholen. Er möge der Kaiserin sein neues Buch bringen und sie bei diesem Anlaß zum Feste des Matthias einladen. Das Schlimm-

ste, was ihm begegnen könne, sei eine Ablehnung, und er habe schließlich schon schlimmere Niederlagen eingesteckt.

Das leuchtete dem Josef ein, ja ihn lockte der Vorschlag. Er war ein Mann in den späten Fünfzig, es war nicht mehr wie damals, da er, gespannt in jeder Fiber, zu der Kaiserin Poppäa gegangen war, aber er war mehr erregt als seit langer Zeit, als er jetzt vor Lucia trat, sein Buch in der Hand.

Claudius Regin hatte geschickt vorgearbeitet, er hatte Lucia unterrichtet von Josefs Veränderung. Trotzdem war sie überrascht, wie er jetzt mit seinem nackten, verjüngten Gesicht vor ihr erschien. »Sieh an, sieh an«, sagte sie, »jetzt ist die Büste verschwunden, dafür hat sich der Mann wieder in die Büste verwandelt. Ich freue mich darüber, mein Josephus.« Ihr helles Antlitz, frisch, wiewohl ihre erste Jugend vorbei war, strahlte offen ihre Freude wider. »Ich freue mich, daß nun das Buch da ist und daß der frühere Josephus wieder da ist. Ich habe mir den ganzen Vormittag für Sie freigelassen. Wir müssen endlich einmal ausführlich schwatzen.«

Den Josef hob dieser warme Empfang. In seinem Innern zwar spottete er ein bißchen über sich selber und dachte, er sei als Alternder der gleiche Tor wie in der Jugend, trotzdem schwoll ihm das Herz beinahe wie damals vor der Kaiserin Poppäa. »Was mir an Ihnen gefällt«, lobte ihn Lucia, »das ist, daß Sie bei aller Philosophie und Kunst im Grunde ein Abenteurer sind.« Das war nun ein Lob, das dem Josef wenig gefiel. Sie aber, sogleich, deutete ihre Worte aus auf eine Art, die ihm schmeicheln mußte. Es wolle wenig besagen, meinte sie, wenn einer zum Abenteurer werde, der aus dem Nichts komme, der also wenig aufgebe. Wenn indes einer, der von vornherein im Besitz großer Güter und Sicherheiten sei, sich das Abenteuer auswähle, so beweise das eine lebendige, unruhige Seele. Solche Abenteurer, nicht von den äußern Umständen, sondern von der Seele her, seien Alexander gewesen und Cäsar. Sie selber spüre etwas in sich von einer Abenteurerin solcher Art, und es bestehe zwischen diesen aristokratischen Abenteurern aller Zeiten eine heimliche Genossenschaft.

Später dann bat sie Josef, ihr aus seinem Buch vorzulesen, und er tat es ohne Umstände. Er las ihr die Geschichten von

Jael, Jezabel und Athalia. Auch las er ihr die Geschichten der wilden, stolzen und ehrgeizigen Frauen, die um den Herodes waren und von deren einer er abstammte.

Lucias Anmerkungen überraschten den Josef. Für ihn waren die Menschen, die er darstellte, nicht aus der realen Welt, sie agierten auf einer Bühne, die er selber gebaut hatte, sie waren stilisiert, waren Luftgebilde. Daß Lucia diese seine Menschen so nahm, als wären sie Menschen aus Fleisch und Blut, die mitten unter uns herumgingen, das war ihm etwas Neues, und es störte ihn. Gleichzeitig aber entzückte es ihn, daß er also, ein kleiner Gott, eine lebendige Welt geschaffen hatte. Er und Lucia verstanden sich ausgezeichnet.

Es kostete ihn nicht viel Mut, von seinem Geschäft zu beginnen. Er erzählte von seinem Sohne Matthias, und daß er ihn in nächster Zeit die Toga werde anlegen lassen. »Ich habe gehört«, sagte Lucia, »er soll ein netter Junge sein.« – »Er ist ein großartiger Junge«, erklärte eifrig Josef. »Was für ein stolzer Vater Sie sind!« sagte lächelnd Lucia.

Er lud sie ein, der Feier beizuwohnen, die er aus Anlaß der Bekleidung mit der Toga geben wollte. Über Lucias Gesicht, das jede Regung spiegelte, ging ein kleiner Schatten. »Ich bin gewiß keine Feindin der Juden«, sagte sie, »aber muß es nicht ein wenig befremdlich erscheinen, wenn gerade Sie dieses Fest auf so demonstrative Art begehen? Ich bin in der Herkunft unserer Sitten nicht so beschlagen wie Wäuchlein. Aber ist dieses Fest der Toga-Anlegung nicht vor allem ein religiöser Akt? Ich finde nicht, daß Römertum und der Dienst unserer Götter sich immer decken, aber ich bin ziemlich sicher, daß mit diesem Fest der Toga-Anlegung auch unsere Götter irgendwas zu tun haben. Ich bin die letzte, mich in Ihre Beziehungen zu Ihren Volksgenossen einzumischen, doch ich fürchte, auch Ihre Juden werden nicht sehr glücklich sein, wenn Sie aus diesem Akt soviel hermachen. Ich lehne Ihre Einladung nicht ab«, fügte sie eilig hinzu, als sie wahrnahm, daß sich Josef bei ihren Bedenken verdüsterte, »aber als Ihre Freundin bitte ich Sie, alles gut zu überlegen, bevor Sie sich endgültig entschließen.«

Daß Lucia Einwände ganz ähnlicher Art hatte wie Johann,

traf den Josef. Aber sein Entschluß hatte sich mittlerweile nur gefestigt. Er hatte seinen Sohn durch die Bar Mizwah in die jüdische Gemeinschaft aufgenommen, warum sollte er ihn nicht durch einen ähnlichen Akt in die römische aufnehmen, der er nun einmal angehörte? Es schien ihm gleichnishaft, beide Zeremonien glänzend zu machen, und wenn es zu Mißdeutungen Anlaß gab, er hatte erfahren müssen, daß alles, was er tat und ließ, mißdeutet wurde. Auch hatte er dem Matthias dieses Fest nun einmal versprochen, der freute sich kindlich darauf, und Josef brachte es nicht über sich, seinem lieben Sohn die ungeheure Enttäuschung zu bereiten.

Er gab Lucia eine halbe Antwort, dankte ihr für ihren Rat, versprach, alles noch einmal zu überdenken, in seinem Innern aber war er fest entschlossen. Zu Hause, halb im Scherz, halb im Ernst, fragte er den Matthias: »Wenn einer wissen will, bist du ein Römer oder ein Jude, wie antwortest du dann?« Matthias, mit seiner tiefen Stimme, lachte: »Frag nicht so dumm! würde ich antworten. Ich bin Flavius Matthias, Sohn des Flavius Josephus.« Dem Josef gefiel diese Antwort. Die Bedenken der andern zerschmolzen ihm mehr und mehr. Sollte er, Josef, weniger Mut zeigen als der alte Claudius Regin, der keine Gefahr darin sah, den Jungen auf den Palatin zu schikken?

Die Feier wurde angesetzt. Matthias ging umher wie auf Wolken. Er lud das Mädchen Caecilia ein. Sie gab eine ihrer schnippischen Antworten. Er teilte ihr mit, die Kaiserin werde seinem Fest beiwohnen. Caecilia wurde ganz blaß.

Da Josef alles vermeiden mußte, was als Dienst einer römischen Gottheit, als Götzendienst, hätte ausgedeutet werden können, sah er sich gezwungen, bei der Feier mancherlei Umbiegungen der Zeremonie vorzunehmen. Weder gab es im Hause des Josef einen Altar der Hausgottheiten, noch trug Matthias die goldene Amulettkapsel des römischen Knaben, die er an diesem Altar hätte aufhängen können. So beschränkte sich die eigentliche Feier im Hause darauf, daß Matthias die verbrämte Toga des Knaben mit der weißen, reinen des Mannes vertauschte. Diese neue schlichte Tracht stand ihm

großartig, sein junges und doch schon männliches Gesicht kam heiter und ernst zugleich aus dem einfachen, reinen Kleide heraus.

Sodann brachten Josef und ein riesiges Geleite von Freunden, an ihrer Spitze die Kaiserin, den jungen Mann aufs Forum, an den Südabhang des Capitols, ins Archiv, damit er dort seinen Namen feierlich in die Liste der mit dem Bürgerrecht Ausgestatteten eintragen lasse. Es hieß aber der Junge fortan: Flavius Matthias Josephus. Die Kaiserin steckte ihm den Goldenen Ring an den Finger, der seine Zugehörigkeit zum Zweiten Adel auswies.

Während sodann die nichtjüdischen Gäste des Josef sich in sein Haus begaben, wo das Festmahl stattfinden sollte, nahmen Josef selber, Matthias und die jüdischen Gäste eine Handlung vor, von der die Stadt, ja das Reich noch wochenlang sprechen sollten. Der Brauch verlangte, daß der neue junge Bürger sich in den Tempel der Göttin der Jugend begab, um dort ein Geldstück und ein Opfer zu spenden. Da der Jude Matthias das nicht konnte, ging er, geleitet von seinem Vater und seinen Freunden, statt dessen in das zuständige Büro des Schatzamtes, ließ sich in die diffamierende Liste der Juden eintragen und zahlte die Doppeldrachme, welche die Juden seit der Zerstörung des Tempels statt für Jahve für den Capitolinischen Jupiter zu entrichten hatten. Daß Josef die als Schande gedachte Entrichtung der Abgabe herausfordernd zu einem Festakt machte, ließ viele unter den Juden es ihm verzeihen, daß er seinen Jungen so demonstrativ zum Römer erklärt hatte.

Der Kaiserin gefiel Josefs Mut. Auch Josefs Sohn gefiel ihr. Sie hatte gesehen, mit welch prinzlicher Anmut er durch die stolze Stunde gegangen war, da sie ihm den Ring des Zweiten Adels an den Finger steckte; jetzt, während des Festmahls, ließ sie sich erzählen, daß er sich mit der gleichen einfachen Anmut der Schmach unterzogen, in die Judenliste eingetragen zu werden. Der Knabe saß neben ihr. Seine Augen hingen an ihr in knabenhafter Huldigung, doch er verlor nicht seine Unbefangenheit. Sie sprach mit ihm. Er wußte offenbar, wie gut ihm die weiße Toga stand, und er wußte, daß aller Augen

auf ihn gerichtet waren, doch seine Frische und Natürlichkeit litten nicht darunter.

Claudius Regin hatte Lucia bereits darauf vorbereitet, daß Josef sie bitten werde, seinen Sohn in ihren Dienst aufzunehmen. Jedermann mußte sehen, daß ihr der Junge gefiel, und Josef konnte also gewiß sein, keine Fehlbitte zu tun. Gleichwohl brachte er sein Anliegen nicht mit der Sicherheit vor, die ihm sonst eignete, und auch Lucia sagte ihm ihre Gewährung mit einer seltsam verschleierten Stimme zu, und es war in ihr und auf ihrem Gesicht eine ungewohnte Verwirrung.

Josefs Herz war heiß von Glück. Er hatte seinen lieben Sohn auf den Platz gehoben, den er für ihn erträumt hatte. Aber er war feinhörig, und in all seinem Jubel vergaß er nicht die Stimmen der Freunde, die ihn gewarnt hatten.

Matthias war also fortan im Gefolge der Kaiserin und wohnte die meiste Zeit auf dem Palatin. Es kam, wie Josef es vorausgesehen; Matthias, der junge jüdische Adjutant der Lucia, heiterernst, anmutig, jungmännlich, wie er war, wirkte gerade auf dem Palatin als etwas Besonderes. Man sprach viel von ihm, viele warben um seine Freundschaft, die Frauen ermunterten ihn. Er blieb unbefangen, es schien ihm natürlich, daß es so war, und er machte sich wohl kaum viel daraus; aber er hätte es vermißt, wenn er weniger in Sicht und weniger umworben hätte leben müssen.

Daß Matthias jetzt im Gefolge der Kaiserin war, brachte auch den Josef in viel engere Berührung mit ihr. Lucia hatte seinen Weg schon mehrere Male gekreuzt, nie aber hatte er sie mit so empfänglichen Augen gesehen wie jetzt. Das Strotzende an ihr, ihre heiter-kühne Offenheit, das römisch Helle, Lebendige, das von ihr ausging, ihre reife, frauliche Schönheit, das alles drang jetzt viel tiefer in ihn ein als je zuvor. Er war nun ein alternder Mann, aber mit Erstaunen sagte er sich, daß ihn seit jenen Tagen, da er sich um Dorion verzehrte, niemals das Zusammensein mit einer Frau so bewegt hatte wie jetzt seine Zusammenkünfte mit Lucia. Er verhehlte diese seine Bewegung nicht, und sie ließ sich das gefallen. Vieles, was er, und vieles, was sie sagte, war jetzt vieldeutig, es gingen halbe Worte

von einem zum andern, und vieldeutig wurden ihre Blicke und ihre Berührungen. Er geheimnißte allerlei Gleichnishaftes in diese Beziehung hinein. Wenn sie ihn dermaßen anzieht, wenn auch sie nicht unempfänglich ist für ihn, ist das nicht ein Symbol? Zeigt sich da nicht im Bilde die geheimnisvolle Beziehung zwischen Sieger und Besiegtem? Einmal konnte er sich nicht enthalten, zu Lucia eine Andeutung dieser Art zu machen. Doch sie lachte einfach heraus und sagte: »Sie wollen einfach mit mir schlafen, mein Freund, und daß Sie dahinter so tiefe Bedeutung suchen, ist nur ein Beweis dafür, daß Sie selber merken, wie frech Sie im Grunde sind.«

Josef lebte ein heiles, frohes Leben in dieser Zeit. Er genoß, was ihm zuteil geworden, es schien ihm viel. Er sah nun Lucia täglich, sie verstanden einander immer besser, verziehen einer die Schwächen des andern, freuten sich einer an den Vorzügen des andern. Und an Josefs liebem, strahlendem Sohn erfüllte sich alles so, wie er's sich gewünscht hatte. Hell und rein ging er durch den von so vielen Wirrnissen und Lastern besessenen Palatin, alle Welt liebte ihn, kein Neid und keine Feindschaft kamen an ihn heran. Ja, die Gottheit liebte Josef. Sie zeigte es ihm, da sie ihm jetzt soviel Freuden gab, ehe er endgültig die Schwelle des Alters überschritten hatte und da er noch im Besitz der Kraft war, sie zu genießen.

Man sprach viel von Josef und von seinem Sohne in der Stadt Rom, zu viel, fanden die Juden. Und es kamen zu Josef im Auftrag der Juden die Herren Cajus Barzaarone und Johann von Gischala. Besorgt gaben sie ihm zu bedenken, sein Glück, sein Glanz, wenn er sie gar so sichtbar zeige, würden noch mehr Neid wecken und noch mehr Feindschaft gegen die gesamte Judenheit. An sich schon nehme der Haß und die Bedrückung im ganzen Reiche zu. »Wenn ein Jud glücklich ist«, warnte Johann von Gischala wie schon einmal, »soll er sein Glück in seinen vier Wänden halten und es nicht auf die Straße stellen.«

Allein Josef blieb zugesperrt, trotzig. Sein Sohn Matthias war nun einmal strahlend, und es war die Eigenschaft des Lichts, daß es sichtbar war. Soll er seinen lieben Sohn verstek-

ken? Er dachte nicht daran. Er war vernarrt in seinen schönen, liebenswerten Sohn und in dessen Glück.

Und er schlug die Worte der Männer in den Wind, und er genoß weiter, was ihm zugefallen war. Er pflückte Erfolge, wo und soviel er wollte. Ein Einziges gab es, was ihn kränkte. Sein Buch, die Universalgeschichte, blieb nach wie vor ohne sichtbare Wirkung.

Und nun erschien gar noch, und überdies wie seine eigenen Werke von Claudius Regin publiziert, der »Jüdische Krieg« des Justus von Tiberias, ein Buch, an dem dieser Justus Jahrzehnte hindurch gearbeitet hatte.

Josefs eigenes Buch über den jüdischen Krieg hatte unter allen Prosawerken der Epoche den stärksten Erfolg gehabt. Das ganze Leserpublikum des Reichs hatte diesen »Jüdischen Krieg« gelesen, nicht nur um des Stoffes, sondern vor allem auch um der reizvollen Darstellung willen, Vespasian und Titus hatten sich für das Werk eingesetzt und seinen Autor hoch geehrt, das Buch hatte jetzt, ein kleines Menschenalter nach seinem Erscheinen, bereits den Stempel des Klassischen. Es war also eine ungeheure Kühnheit, wenn jetzt Justus ein Buch über den gleichen Gegenstand veröffentlichte.

Josef hatte vor vielen Jahren einen Teil des Buches gelesen, und er selber und die eigene Leistung waren klein und erbärmlich vor Justus und dessen Buch. Mit Angst geradezu las er nun des Freundfeindes vollendetes Werk. Justus vermied peinlich alle großen Worte und jeden äußeren Effekt. Seine Darstellung war von einer harten, kristallenen Sachlichkeit. Auch dachte er gar nicht daran, etwa gegen das Buch des Josef zu polemisieren. Wohl aber erwähnte er die Tätigkeit des Josef während des Krieges, seine Handlungen zu der Zeit, da er Kriegskommissar in Galiläa gewesen war, die Tätigkeit also des Staatsmannes und des Soldaten Josef. Er stellte nur dar, er enthielt sich jeder Wertung. Aber gerade in dieser nackten Darstellung, durch sie, erschien Josef als schierer Opportunist, als armseliger, eitler Bursche, als Schädling an der Sache, die zu vertreten er übernommen hatte.

Josef las. Er hatte seinerzeit eine schillernde Legende über seine Tätigkeit in Galiliäa konstruiert, er hatte diese Legende

kunstvoll in seinem Buche vorgetragen, er hatte schließlich selber daran geglaubt, und mit seinem Buch war allmählich auch die Legende seiner Person als historische Wahrheit anerkannt worden. Jetzt, in dem Buche des Justus, sah der alternde Mann den Krieg, wie er wirklich gewesen war, er sah sich selber, wie er wirklich gewesen war, er sah auch das Buch, das er so gerne hatte schreiben wollen; nur hatte es eben Justus geschrieben, nicht er.

Das alles sah er. Aber er wollte es nicht sehen, er durfte es nicht sehen, wenn er weiterleben wollte.

Voll Spannung wartete er darauf, was nun mit dem Werk des Justus geschehen werde, was die Leute dazu sagen würden. Man machte nicht viel Wesens her vom Buche des Justus. Es gab freilich einige, die die Bedeutung des Buches erkannten, es waren Leute, auf deren Urteil Josef viel gab, aber sie waren sehr wenige. Immerhin mußte Josef erleben, daß in den Augen dieser wenigen das Werk des Justus seine eigene Schriftstellerei ausstach. Er mußte es erleben, daß dieser Justus, der seine, des Josef, Tätigkeit verworfen hatte, bei diesen wenigen als der rechte, letzte, unbestechliche Richter galt.

Josef mühte sich, den bitteren Geschmack zu vergessen, den ihm diese Erkenntnis verursachte. Er sagte sich vor, daß er als Schriftsteller verwöhnt worden war wie kaum ein zweiter unter den Zeitgenossen und daß die Meinung der wenigen gegen seinen trotz allem wohlgegründeten Ruhm nicht aufkam. Aber das nützte nichts, der bittere Geschmack blieb. Ja der bittere Geschmack wurde bitterer. Josef war der Freund und Günstling der Kaiserin, er hatte seinem lieben Sohne den Platz gewonnen, den dieser sich und den er für ihn wünschte, er war, sowie er es nur gewollt, wieder zu einem der Männer geworden, die ganz vornean und in Sicht waren. Aber der bittere Geschmack verdarb ihm die Freude an all diesen Freuden.

Er sagte sich, er sei griesgrämig geworden und alt und vermöge nur mehr das Verdrießliche wahrzunehmen und nicht das Angenehme. Dann wieder sagte er sich, er habe sich den Glauben an sich selber und an sein Werk zerstören lassen durch die maßlose, neidische Kritik des Justus. Er nahm seine Universalgeschichte wieder vor. Er las einige Kapitel daraus,

die besten, und er sagte sich trotzig, was Justus gegen ihn vorzubringen habe, sei Unsinn.

Aber es blieb schließlich die Tatsache, daß die Universalgeschichte, an die er soviel Mühe gelegt hatte, trotz aller Bemühungen des Regin kein rechter Erfolg geworden war. Er war gewohnt an die Zufälligkeiten äußeren Erfolgs und Mißerfolgs, aber gerade jetzt brauchte er Bestätigung von außen her, gerade jetzt brauchte er auch literarischen Erfolg. Alle seine andern Erreichnisse nützten ihm nichts. Das einzige, was ihm helfen könnte, wäre ein Widerhall der Universalgeschichte, ein lauter Widerhall, der die Stimme des Justus übertönt hätte. Er mußte Bestätigung haben, jetzt, schon um seines lieben Sohnes willen, um diesem weiterzuhelfen.

Verbissen, anklägerisch fragte er den Regin, woran es liege, daß es mit dem Erfolg der Universalgeschichte so gar nicht vorangehen wollte. Regin, etwas maulfaul, erklärte ihm, das große Hindernis liege im Verhalten des Kaisers. Diejenigen, auf die es ankomme, wagten nicht recht, sich zu dem Werk zu äußern, solange man nicht wisse, was der Kaiser dazu sage. Selbst wenn DDD sich gegen das Werk erklärte, so wäre das ein Vorteil; denn dann hätte man wenigstens die Opposition für sich. Aber DDD, tückisch, wie er nun einmal sei, schweige, er äußere sich nicht einmal ablehnend, er äußere gar nichts. Er, Regin, habe versucht, dieses feindliche Schweigen zu brechen. Er habe Wäuchlein gefragt, ob ihm Josef das Werk überreichen dürfe. Aber Wäuchlein habe über die Frage weggehört, wie nur er das könne, und weder ja noch nein gesagt.

Verdrossen und finster hörte Josef zu. Wieder stiegen in ihm die Gedanken hoch, mit denen er damals nach Rom zurückgekehrt war, als er Mara nach Judäa geschickt hatte. Damals hatte er sich gefreut auf den Kampf mit Domitian, auf den Kampf mit Rom. Er hatte eine neue Jugend in sich gespürt, und er hatte geglaubt, in seinem vollendeten Buch eine neue Waffe zu haben. Nun aber wich der Kaiser dem Kampfe aus. Er stellte sich einfach nicht.

Was Regin weiter sagte, war nur geeignet, diese Meinung Josefs zu bestätigen. DDD, erzählte nämlich Regin, habe des Josef Namen seit ewiger Zeit nicht in den Mund genommen.

Das sei merkwürdig. Er habe doch bestimmt gehört von Josefs neuer Freundschaft mit Lucia, von der herausfordernden Art, wie Josef seinen Sohn in die Judenliste habe eintragen lassen, und von dem neuen jüdischen Pagen der Lucia. Wenn übrigens der Kaiser nicht daran denke, seine Macht zu brauchen und den Josef glattweg zu vernichten, dann sei von DDDs Standpunkt aus diese Taktik die klügste. Denn sein Schweigen, DDDs Schweigen, verbreite Schweigen rings um das Buch, Schweigen, in dem das Werk zuletzt ersticken müsse.

Josef überlegte, was er tun könnte, um dieses hinterhältige Schweigen zu brechen, um den Kaiser, den Feind, aus seinem Hinterhalt herauszulocken, ihn zu zwingen, sich zu stellen. Es war Sitte, daß beim Erscheinen eines Werkes der Autor in großer Öffentlichkeit daraus vorlas. Josef hatte das bei der Publikation des Werkes nicht gewollt, es war da in ihm noch zuviel gewesen von der Luft, innerhalb deren die Universalgeschichte entstanden war. Der Josef, der die Universalgeschichte geschrieben, hatte das Publikum verachtet. Jenem Josef wäre es auch durchaus gleichgültig gewesen, was Domitian von dem Buch gedacht oder gesagt hätte. Doch der Josef, der jetzt vor Claudius Regin saß, war ein anderer. »Wie wäre es«, schlug er vor, »wenn wir eine Rezitation veranstalteten, wenn ich aus der Universalgeschichte vorläse?«

Regin sah überrascht hoch. Wenn Josef, nachdem er so lange geschwiegen, wieder vor das Publikum treten wird, so muß das eine Sensation sein. Wenn überhaupt, dann war eine solche Rezitation vielleicht das einzige Mittel, den Kaiser aus seiner Zurückhaltung herauszulocken. Der Plan reizte den Regin, doch er verhehlte dem Josef nicht, daß das Unternehmen recht gefährlich war. Es war gewagt, eine Äußerung des Kaisers herauszufordern. Josef aber, da Regin nicht ohne weiteres widersprach, war schon ganz Flamme für seinen Plan. Wie ein Schauspieler, der eine neue Rolle begehrt, redete er dem Regin und sich selber vor, was alles für das Unternehmen spreche. Er lese nicht schlecht, der leise östliche Akzent in seinem Griechisch gefalle den Leuten mehr, als daß er sie abstoße; nachdem er so lange nichts mehr von sich habe hören lassen, werde ganz Rom auf sein Erscheinen vor der Öffentlichkeit neugierig

sein. Und dann, eine kleine Scham überwindend, gestand er dem Regin, diesem Freunde, einen heimlichen Wunsch ein, der gleichzeitig mit dem ersten Gedanken an eine solche Rezitation in ihm hochgestiegen war. »Und welch eine Freude«, sagte er, »wäre es, vor dem Jungen zu glänzen, vor Matthias!«

Diese naive, väterlich verliebte Eitelkeit gewann ihm den Regin vollends, und er sagte: »Es bleibt ein höllisch riskantes Unternehmen; aber wenn Sie es wagen wollen, Sie alter Jüngling, ich halte mit.«

Josef wandte an die Vorbereitungen seiner Rezitation die größte Mühe. Lange überlegte er mit seinen Freunden, wo der Vortrag stattfinden sollte. Regin, Marull, vor allem Lucia erörterten die Frage, als ginge es um eine Staatsaktion. Sollte der Vortrag stattfinden im Hause des Josef vor einem kleinen, auserwählten Kreis? Oder vor einem größern Publikum im Hause des Marull oder des Regin? Oder vielleicht gar auf dem Palatin selber im großen Saale des Hauses der Lucia?

Lucia hatte eine Idee. Wie wäre es, wenn Josef im Friedenstempel läse?

Im Friedenstempel? In dem Hause, aus dem der Kaiser seine Büste hat entfernen lassen? Ist das nicht eine ungeheuerliche Herausforderung? Wird da nicht die große Halle vereinsamt liegen, weil niemand wagen wird, an einer so gefährlichen Veranstaltung teilzunehmen? Besteht nicht selbst die Möglichkeit, daß der Kaiser den Josef verhaften läßt vor seiner Vorlesung?

Lucia sagte: »Wir kommen so nicht weiter. Wir stoßen immer wieder auf den gleichen Punkt des Widerstands: auf DDD. Ich seh mir das nicht länger mit an. Er will uns zermürben durch diese Taktik. Er will unsern Josephus totmachen durch sein Schweigen. Aber das soll ihm nicht glücken. Ich möchte wissen, woran wir sind. Ich gehe zu ihm.«

Als sich Lucia bei ihm ansagte, ahnte Domitian sogleich, daß es um den Juden oder um seinen Sohn gehen werde.

Er war in den letzten Monaten mit Lucia nur selten zusammengekommen. Er war die meiste Zeit mißgestimmt, er wurde fetter und schlaffer von Körper, er hatte einen großen Verbrauch an Frauen, ohne daß sie ihm rechten Spaß gemacht

hätten. Er ließ sich genau Bericht erstatten über alles, was um Lucia geschah. Mißtrauisch, übelwollend bedachte er, daß sie nun also den jungen Juden an ihren Hof gezogen hatte, den Sohn dieses gefährlichen Josephus. Da Josephus alt wurde, ließ er sich wohl durch seinen Sohn vertreten.

Der Kaiser empfing Lucia höflich, mit distanzierter, ironischer Liebenswürdigkeit. Man sprach ziemlich lange über Gleichgültiges. Lucia betrachtete den dicken, kahlen, alternden Herrn; er zählte nicht viel mehr Jahre als sie selber, doch er war alt und sie war jung. Sie hatte das Gefühl, er sei ihr fremder als seit Jahren, sie vermöge wenig mehr über ihn, und sie fragte sich, ob sie nicht vielleicht besser von ihrem Plan abstehen und von Josef gar nicht erst reden solle. Dann aber siegte ihre angeborene Kühnheit über ihre Vorsicht.

Sie habe, begann sie in der Richtung ihres Vorhabens vorzustoßen, in letzter Zeit viel hören müssen über Judenverfolgungen in der Provinz und über Schikanen, denen die Juden in der Stadt selber ausgesetzt seien. Sie habe, wie er wisse, jüdische Freunde, darum interessiere sie sich für diese Angelegenheit. Auch er selber, der Kaiser, finde sie, sollte sich mit diesen Dingen beschäftigen. »Sie haben mir einmal auseinandergesetzt, mein Domitian«, erinnerte sie ihn, »daß ein Kampf ist zwischen Ihnen und dem östlichen Gott. Ich würde an Ihrer Stelle mir jeden Schritt in diesem Kampf zehnmal überlegen, ehe ich ihn unternehme. Ich selber bin, wie Sie wissen«, lächelte sie, »ein wenig lau in der Verrichtung der religiösen Pflichten, aber ich bin eine gute Römerin und glaube an die Götter. Wenn ich auch nicht viel tue, um ihnen meine Verehrung zu bezeigen, so vermeide ich doch alles, was sie gegen mich aufbringen könnte. Nun hat aber auch mit der Größe des Reichs die Zahl seiner Götter zugenommen. Ich denke, mein Domitian, wir sind *einer* Meinung darin, daß Sie als der Zensor berufen sind, alle Götter des Reichs zu schützen. Ich weiß nicht, ob Sie über diesen schwierigen Gott Jahve, den Sie für Ihren Feind halten, hinlänglich informiert sind. Er ist ein schwieriger Gott, und es wäre vielleicht gut, wenn Sie sich über sein Wesen und seine Art möglichst genau unterrichteten.«

»Denken Sie an unsern Juden Josephus, meine Lucia?« fragte lächelnd, sehr höflich Domitian und schaute ihr mit seinen kurzsichtigen, etwas vorgewölbten Augen in das helle, große Gesicht. »Ja«, antwortete sie ohne weiteres. »Dieser Josephus hat das neue Buch erscheinen lassen, an dem er seit vielen Jahren geschrieben hat, und ich finde, es ist ein Buch, das wir Römer mit größter Aufmerksamkeit lesen sollten. Wenn Sie dieses Buch gelesen haben werden, mein Domitian, werden Sie über das Wesen Ihres Feindes, des Gottes Jahve, viel besser informiert sein.«

»Erinnern Sie sich, meine Lucia«, antwortete, immer sehr höflich, der Kaiser, »daß ich, nachdem ich Teile dieses Buches gelesen hatte, die Büste dieses unseres Josephus aus dem Friedenstempel habe entfernen lassen?« – »Sehr wohl erinnere ich mich«, erwiderte Lucia. »Ich habe mich schon damals gefragt, ob diese schwere Kränkung eines großen Schriftstellers, der sich um Rom verdient gemacht hat, vielleicht nicht etwas voreilig war. Nachdem ich sein Buch gelesen habe, bin ich überzeugt, sie war es. Ich rate Ihnen sehr, mein Herr und Gott Domitian, dieses Buch zu lesen. Alle weiteren Schritte überlasse ich dann Ihrer guten Einsicht.«

»Sprich dich ruhig weiter aus, meine Lucia!« sagte der Kaiser, und jetzt war sein Lächeln ein Feixen geworden, aber er sprach leise und besonders höflich. »Was willst du denn, daß ich tun soll?« Lucia spürte, daß sie heute wenig Macht über ihn hatte. Wieder, einen ganz kleinen Augenblick, dachte sie daran, ihr Vorhaben aufzugeben. Dann aber versuchte sie es trotzdem nochmals, auf andere Weise, auf ihre frühere Weise. Sie trat ganz nah an ihn heran und strich ihm durch das immer spärlicher werdende Haar. »Siebenundzwanzig Haare wirst du immerhin verloren haben«, meinte sie, »seitdem ich sie das letztemal zählte. Es gäbe ein sehr einfaches Mittel«, fuhr sie ohne Übergang fort, »sowohl das Unrecht wiedergutzumachen, das du an diesem Schriftsteller und vielleicht sogar an seinem Gott begangen hast, und gleichzeitig aus berufenem Munde Belehrung über diesen Gott Jahve zu empfangen. Du brauchtest zum Beispiel nur einer Rezitation beizuwohnen, die dieser unser Josephus mit deiner Erlaubnis zu veranstalten

beabsichtigt.« »Interessant«, antwortete Domitian, »sehr interessant. Mein Josephus, unser Josephus, dein Josephus will also aus seinem neuen Buch lesen. Und es gefällt dir sehr, dieses neue Buch? Du findest es wirklich sehr gut?« – »Wäre nicht dein Schweigen«, antwortete sie überzeugt, »dann erklärte alle Welt, es sei von einem zweiten Livius. Schon als sein erstes Buch erschienen war, unter Vespasian und Titus, haben sie ihn so genannt. Erst jetzt, nachdem du seine Büste hast einschmelzen lassen, ist man vorsichtiger geworden.«

Der Kaiser schnitt eine kleine Grimasse. »Richtig«, sagte er, »mein Vater hat sich gern mit ihm unterhalten, und Titus hat ihn geschätzt und geliebt. Vielleicht hast du dein Teil dazu beigetragen, daß Titus ihn schätzte und liebte. Und jetzt willst du also mich dazu bekehren, daß ich dem neuen Buch deines Günstlings Ehre erweise. Laß mich dir sagen, wenn du es nicht schon wissen solltest, daß ich Teile dieses Buches bereits kenne. Sie sind weder langweilig noch interessant. Auch von den übrigen Teilen sagen mir Leute, die deinem Josephus bestimmt nicht feindselig sind, sie seien ein bißchen langatmig und weder kalt noch warm.« – »Es wäre gut«, beharrte Lucia, »wenn Sie selber hörten und sich ein Urteil bildeten. Ich bin ehrlich überzeugt, es könnte Ihnen nicht schaden, wenn Sie sich über Jahve besser informierten.«

Ein ganz kleines Unbehagen überkam den Domitian bei dieser Warnung. Er betrachtete Lucias offenes, kühnes Gesicht, das sich nicht mühte, Ärger und Teilnahme zu verstecken. »Sie haben wirklich großes Interesse an Ihrem Günstling, meine Lucia«, sagte er. »Er könnte eine eifrigere Werberin nicht finden.« Es sprach aus seinen hämischen Worten Mißtrauen, Eifersucht. Lucia hörte das heraus. Wäuchlein glaubte also, sie schlafe mit Josephus. Sie stellte sich das vor. Sie lächelte. Dann schaute sie den Domitian an, und sie lachte einfach heraus.

Ihn aber befreite dieses Lachen. Bei all seinem Mißtrauen hatte er an ein Liebesverhältnis zwischen Lucia und diesem Juden nie gedacht. Sie war sehr römisch, wenngleich auf etwas abwegige Art, und dieser Gott Jahve und seine Leute mußten ihr bei alledem fremd und etwas lächerlich erscheinen. »Wollen Sie hierbleiben und mit mir essen, meine Lucia?« fragte er.

»Und wir überlegen dann weiter, was wir mit Ihrem Josef anfangen.«

Rezitationen waren beliebt in der Stadt Rom. Man war überzeugt, daß das gesprochene Wort tiefer eindringe und länger hafte als das geschriebene und daß es mehr vom Wesen des Autors gebe. In den letzten Jahren indes hatten die Rezitationen überhandgenommen, man war ihrer ein wenig überdrüssig, und gemeinhin hatten es die Autoren, die Rezitationen veranstalteten, nicht mehr leicht, ihre Säle vollzubekommen; man suchte alle möglichen Vorwände, um sich vor dem Besuch solcher Veranstaltungen zu drücken. Josefs Rezitation aber war ein Ereignis, zu dem die ganze Stadt drängte. Der Amtliche Anzeiger hatte gemeldet, daß der Kaiser der Veranstaltung beiwohnen werde. Von weither kam man, um Josef zu hören. Es war nicht nur die Sensation, welche die Hörer anlockte, sondern jetzt, nachdem der Kaiser durch das Versprechen seiner Anwesenheit kundgetan, daß man gegen diesen Autor nichts mehr einzuwenden habe, waren viele, Römer, Griechen und Juden, froh, öffentlich zu bekunden, daß sie zu diesem Schriftsteller und seinem Werke standen.

Josef bereitete sich auf die Rezitation so sorgfältig vor, wie er sich noch nie auf ein Ereignis vorbereitet hatte. Zehnmal suchte er die Kapitel aus, die er lesen wollte, wählte, verwarf, wählte und verwarf von neuem; politische Gesichtspunkte und literarische wollten bedacht sein. Kühnheit und Zagheit lösten einander ab. Er beriet sich mit seinen Freunden, las ihnen das Ausgewählte vor, zur Probe, wie ein Anfänger.

Auch auf die Vorbereitung seines Äußeren achtete er. Wie ein Schauspieler oder junger Fant überlegte er Tracht und Frisur, erwog, ob die Hand, die das Manuskript zu halten bestimmt war, besser geschmückt sein sollte oder nackt. Auch nahm er Tränke und Mittel, um seine Stimme zu stärken und geschmeidig zu machen. Er wußte nicht, vor wem er mehr glänzen wollte, vor dem Kaiser, vor Lucia, vor den Römern und Griechen, vor den Literaten, seinen Freunden und Nebenbuhlern, vor den Juden, vor Justus oder vor Matthias.

Als dann die Stunde da war, fühlte er sich gut in Form und seiner Sache sicher. Sein Friseur und der Gesichtspfleger der Lucia hatten lange an seinem Kopf herumgearbeitet, er sah männlich aus und eindrucksvoll, seine Augen schauten heftig und doch gesammelt über seine Hörer. Alles war da, was in Rom Ansehen hatte, die Freunde des Kaisers, weil sie natürlich nicht fehlen durften, wenn ihr Herr erschien, seine Feinde, weil sie es für das Eingeständnis einer Niederlage hielten, daß der Kaiser der Vorlesung eines Schriftstellers beiwohnte in einem Raum, aus dem er die Büste dieses Schriftstellers verbannt hatte. Josef also sah sie alle, sah und erkannte sie, Lucia, der er sich tief verbunden fühlte, den Kaiser, seinen mächtigen Feind, den jungen, strahlenden Matthias, den er liebte, die Literaten, wartend auf jede Blöße, die er sich geben könnte. Er sah dieses ganze Meer von hellen und dunklen Gesichtern, er fühlte sich zuversichtlich, er freute sich darauf, diese alle sich, seinem Werk und seinem Glauben zu unterwerfen.

Er las zunächst Kapitel aus der frühen Geschichte seines Volkes, die wärmsten und stolzesten, die er hatte finden können. Er las gut, und was er las, war geeignet, ein unvoreingenommenes Publikum zu interessieren. Seine Hörer waren kaum voreingenommen, aber sie wagten nicht, sich zu äußern. Sie spürten alle, daß jede Äußerung, Zustimmen wie Mißfallen, gefährlich werden konnte, sie wußten, daß die Leute des Norban und des Messalin Augen und Ohren offenhielten und auf die Hände und Münder der Hörer genau achteten. Selbst die Claqueure des Regin hatten Anweisung, sich nicht hervorzuwagen, solange der Kaiser selber kein Zeichen gegeben habe.

Domitian aber gab kein Zeichen. Aufrecht saß er da, kaiserlich angetan, wenn auch nicht in großer Gala, die Arme eckig nach hinten, Ernst und Unbehagen ausströmend. Mit seinen vorgewölbten, etwas kurzsichtigen Augen starrte er bald auf Josef, bald gerade vor sich hin, bald auch schloß er die Augen, dann wieder hüstelte er, er hörte höflich zu, doch konnte es auch sehr wohl sein, daß er sich langweilte.

Der Kaiserin war die Haltung des Domitian ein Ärgernis. Sie betrachtete die Veranstaltung als ihre eigene Sache, und

DDD wußte das. Sie wartete gespannt, ob er auch während des Fortgangs der Vorlesung in dieser Haltung verharren werde. In diesem späteren Teil nämlich wollte Josephus aus dem sechzehnten Buch seines Werkes lesen, einige Kapitel, die auf große und höchst spannende Art die Geschichte der Familie des Herodes darstellten. Schade, daß er leider nur den Beginn und die Verwicklung dieser Geschicke wird lesen können, die wirren und seltsamen Beziehungen des Judenkönigs zu seinen Söhnen, wie man diese seine Söhne bei ihm verleumdet und wie er sie festsetzen und vor Gericht stellen läßt. Den Ausgang der Geschichte aber wird er leider nicht lesen können, wie nämlich Herodes diese seine Söhne grausam hinrichtet. Denn wenn Josephus das läse, dann müßte das die Hörer peinlich erinnern daran, wie DDD die Prinzen Sabin und Clemens hat hinrichten lassen. Es war Lucia leid, daß also ihr Josephus das Beste fortlassen mußte, den Schluß seiner Erzählung und seine besonders wohlgeglückte Wertung des Königs Herodes.

Immerhin waren auch die Begebenheiten, die der Hinrichtung vorangingen, hinreißend erzählt, Josef las ausgezeichnet, man sah, wie ihn selber die Dinge, von denen er las, von neuem erregten, und Lucia merkte zu ihrer Genugtuung, mit welcher Anteilnahme man ihm folgte. Nicht aber änderte sich Gesicht und Haltung des Kaisers. Da hielt es Lucia nicht mehr, sie wollte nun nicht länger höfisch und wohlerzogen stumm bleiben. Als Josef einen mit besonderer Verve und dennoch sehr ruhig geschriebenen Absatz beendet hatte, klatschte sie und rief ihm mit ihrer lauten, klingenden Stimme Beifall zu. Einige stimmten ein, auch die Claqueure mühten sich. Doch die meisten schauten auf den Kaiser, und da dieser stumm blieb, blieben auch sie stumm und rührten sich nicht.

Josef hörte die Beifallsrufe, er sah das Gesicht Lucias und das liebevolle, bewundernde, glückliche seines Sohnes Matthias. Allein er sah auch das starre, kühle, ablehnende Gesicht des Kaisers, des Feindes. Er wußte, darauf kam es an und nur darauf, diese Miene in Bewegung zu setzen. Er erkannte, daß der Mann, der Feind, entschlossen war, seine Taktik des Schweigens fortzusetzen, sein Gesicht nicht in Bewegung bringen zu lassen und sein, des Josef, Werk dadurch für alle

Zeiten zu begraben. Da faßte ihn ein maßloser Zorn, und er schwor sich: Ich werde es dennoch in Bewegung bringen, dieses Gesicht!

Und er hörte nicht da zu lesen auf, wo er sich's vorgenommen hatte, sondern er sprach weiter. Mit Betretenheit zunächst, dann mit einer wachsenden Erregung, zusammengesetzt aus Schrecken über soviel Tollheit, Bewunderung für soviel Mut und wilder Spannung, was nun geschehen werde, hörten Lucia, Marull und Regin, hörten diejenigen, die des Josef Buch kannten, ihn seine Erzählung weiterlesen. Mit schönem Ausdruck, in wohlgemeißelten Sätzen, mit verbissener und empörter Ruhe berichtete er, wie der Judenkönig Herodes seine Söhne vor Gericht stellen und grausam hinrichten ließ.

Während er las, wußte er genau, daß es tollkühn war, dem Kaiser eine solche Geschichte in sein Antlitz hinein vor Tausenden von Zuhörern vorzulesen. Um sehr viel weniger gewagter Anspielungen willen war der Philosoph Dio vor Gericht gestellt, der Senator Priscus getötet worden. Allein während sich Josef dies alles sagte, war er gleichwohl höchst gesammelt bei seiner Sache und las wirksam und gelassen. Mit tiefer Befriedigung nahm er wahr, daß jetzt das starre Antlitz sich regte. Ja, es war an dem, des Kaisers Gesicht rötete sich, heftig sog er an der Oberlippe, seine Augen begannen dunkel zu blitzen. Es hob den Josef, ein schwindelnd beseligendes Gefühl trug ihn hoch, um so beglückender, da er wußte, er werde vielleicht im nächsten Augenblick jäh und grausig herunterstürzen. Und er las immer weiter, er las die großartige psychologische Wertung des Herodes, die Moral, die er seiner Darstellung angehängt hat. Vielleicht wird er es mit dem Leben bezahlen müssen, daß er das liest. Aber es ist ein Leben wert, diese Sätze, diesen seinen Glauben, dem römischen Kaiser, dem Feind, ins Gesicht zu sagen.

Immer deutlicher, während er las, wurde er sich bewußt, daß die Parallele zwischen seinem Herodes und diesem Domitian, der da vor ihm saß, nicht zu verkennen war. Bestimmt jetzt gab es unter diesen mehreren tausend atemlos Hörenden keinen, der nicht an die Prinzen Sabin und Clemens dachte.

Aber gerade darum las Josef weiter: »Wenn er sich von ihnen gefährdet fühlte, so wäre es wohl Vorsicht genug gewesen, sie gefangenzuhalten oder aus dem Reich zu verbannen, so daß er einen plötzlichen Überfall oder offene Gewalttätigkeit nicht hätte gewärtigen müssen. Sie aber aus Haß und Leidenschaft zu morden, ist das etwas anderes als tyrannische Grausamkeit? Daß der König die Ausführung seines Planes, die Hinrichtung, lange hinausgezögert hat, belastet ihn mehr, als daß es ihn entschuldigt. Denn daß sich jemand in der ersten Aufwallung zu grausamen Handlungen hinreißen läßt, ist zwar schrecklich, doch erklärlich. Wenn er aber eine solche Freveltat erst nach reiflicher Überlegung und nach öfterem Schwanken begeht, so kann das nicht anders gedeutet werden denn als Zeichen eines rohen, blutdürstigen Gemütes.«

Josef war zu Ende, er schwieg, seine eigene Kühnheit verschlug ihm den Atem. Es war in dem großen Saal so still, daß man das Knittern des Manuskriptes hörte, das er mechanisch rollte. Da, in das lautlose Schweigen hinein, tönte eine hohe Lache. Es war nicht einmal eine bösartige Lache, dennoch erschreckte sie alle, als wäre der Tod unter sie getreten. Ja, Domitian lachte, er lachte scharf, nicht sehr laut und auch nicht sehr lange, und mit seiner hohen Stimme, auch das nicht sehr laut, sagte er in das weite, tiefe Schweigen hinein: »Interessant, sehr interessant.«

Dieses Lachen aber reizte den Josef zum Äußersten. Da nun doch alles verloren war und da er sicherlich in seinem Leben keine weitere Rezitation wird veranstalten können, warum soll er dem hier versammelten Rom nicht auf großartige und jüdische Art zeigen, wie einer abgeht?

»Und zum Abschluß«, rief er in den totenstillen Saal, »lese ich Ihnen, mein Herr und Gott Domitian, und Ihnen, meine sehr ehrenwerten Gäste, eine Ode, die den Sinn meiner Universalgeschichte wiedergibt, die Gemütsverfassung, aus der heraus das Werk geschrieben ist, und die Weltanschauung, welche die Geschichte des jüdischen Volkes beherrscht. Es sind keine reinen Verse, sie sind gestammelt in einer Sprache, welche nicht die Muttersprache des Autors ist, aber ich denke, die Klarheit ihres Inhalts hat darunter nicht gelitten.« Und er

sprach die Verse des Psalmes vom Mut, er verkündete:

»Darum sag ich:
Heil dem Manne, der den Tod auf sich nimmt,
Sein Wort zu sagen, weil das Herz ihn drängt ...
Darum sag ich:
Heil dem Manne, den du nicht zwingen kannst,
Zu sagen, was nicht ist.«

Erstarrt hörten die Tausende, wie es der Jude wagte, Rom und seinem Kaiser ins Antlitz zu erklären, daß er es verneinte. Erstarrt schauten sie auf ihren Kaiser, der reglos zuhörte. Reglos saßen sie alle, als Josef geschlossen hatte, eine halbe Minute blieb die ganze Versammlung reglos, reglos der sehr blasse Josef auf seiner Bühne, reglos der Kaiser auf seinem erhöhten Sitz.

Dann, wieder in das ungeheure Schweigen hinein, klang die Stimme Domitians: »Was meinst du, Silen, mein Narr? Das ist eine Ode, für die du mir zuständig scheinst.« Und Silen, auf seine gewohnte Art den Kaiser nachahmend, die Arme eckig nach hinten, antwortete: »Interessant, was der Mann da oben gesagt hat, eine sehr interessante Auffassung.«

Dann, immer unter lautlosem Schweigen, wandte sich Domitian an die Kaiserin. »Sie stellten mir in Aussicht«, sagte er, »wenn ich der Rezitation unseres Juden Josephus beiwohnte, würde ich mancherlei Belehrung finden. Ich habe sie gefunden.« Und: »Kommen Sie mit, meine Lucia?« fragte er. Doch Lucia, die Stimme etwas gepreßt, erwiderte: »Nein, mein Herr und Gott Domitian, ich bleibe noch.« Der Kaiser aber grüßte sie zeremoniös, und, gefolgt von seinem Narren, durch die lautlos bis zur Erde sich neigenden Hörer ging er dem Ausgang zu.

Schnell leerte sich der Saal. Um Josef blieben nur seine Nächsten. Bald gingen auch diese. Zuerst Cajus Barzaarone, dann Marull, dann Johann von Gischala. Schließlich war Josef allein mit Lucia, Claudius Regin und Matthias.

Die Fülle und Straffheit des Willens, die Josef in sich hatte aufbringen müssen, um diese Stunde zu überstehen, war noch nicht verbraucht. Er hatte die Kraft, zu seinen Freunden gelassen, ja mit einem kleinen Lächeln zu sagen: »Und doch war es gut, daß wir die Rezitation veranstaltet haben.« Regin schaute nach dem leeren Platz, auf dem ehemals die Büste des Josef gestanden war. »Eine neue Büste werden Sie hier wohl kaum bekommen«, meinte er, »aber gelesen wird das Buch jetzt wohl werden.« – »Es war eine großartige Stunde«, sagte naiv Matthias. »Und daß die Leute dich nicht recht verstanden haben, macht nichts. Bei solchen Rezitationen«, sagte er altklug und sentenziös, »hat wohl immer nur das Sensationelle, Wohlfeile Erfolg.« – »Sensation hat es ja genug gegeben«, sagte Claudius Regin. Lucia aber sagte: »Ich weiß Mut zu schätzen. Aber was in aller Welt ist eigentlich über Sie gekommen, mein Josephus, daß Sie es plötzlich unternommen haben, allein gegen das ganze Römische Reich Attacke zu reiten?«

»Ich weiß selber nicht, was in mich gefahren ist«, sagte Josef. Seine künstliche Gespanntheit verschwand, müde sank er auf eine der Bänke, er war den Künsten des Gesichtspflegers zum Trotz auf einmal alt. »Ich war verrückt«, versuchte er den andern das Vorgefallene zu erklären. »Wie ich sah, daß der Mann sich vorgenommen hatte, weiter zu schweigen, wie ich sah, daß sie alle feig waren und daß keiner Ihnen zu folgen wagte, meine Lucia, sondern daß sie alle nur auf den Mann starrten, und wie ich den Hohn und die Feindschaft auf dem Gesicht des Mannes sah, da ist die Narrheit über mich gekommen. Ich war von Anfang an toll und vermessen, schon als ich die Idee dieser Rezitation faßte, schon als ich Sie bat, ihn zu laden, meine Lucia. Sie konnten es nicht wissen, meine Freunde, wie toll es war, aber ich hätte es wissen müssen. Ich hatte gewisse Begegnungen mit ihm, und ich hätte wissen müssen, daß es nur so kommen konnte. Ich hätte diese Vorlesung nicht unternehmen dürfen. Der ohnmächtige Zorn darüber, daß ich es doch getan hatte, hat mich verrückt gemacht.«

»Ich weiß nicht, was ihr alle wollt«, sagte unzufrieden mit seiner jungen, tiefen, unschuldigen Stimme Matthias. »Ich

finde, es ist ein ungeheurer, für immer denkwürdiger Sieg, daß der Kaiser der Römer zu Flavius Josephus gekommen ist. Du sagst, mein Vater, er sei dein Gegner. Um so größer ist der Sieg. Der Kaiser, mit seinen hundert Millionen Römern hinter sich, betrachtet also den einzelnen Mann Josef Ben Matthias als einen Feind, den zu bestehen er sich selber aufmachen muß. Josef Ben Matthias aber fürchtet sich nicht und sagt ihm die Wahrheit. Ich finde, das ist ein gewaltiger Sieg.«

Innerlich lächelten, beinahe gerührt, die drei Erwachsenen über die ungeschickten Versuche des Jungen, seinen Vater zu trösten. Claudius Regin und Lucia erörterten, diesmal nicht unbesorgt, was nun Domitian wohl beschließen werde. Aber man konnte nichts voraussehen, man konnte nur warten. Es gab auch keinerlei Vorsichtsmaßnahmen, die man hätte treffen können. Es wäre sinnlos gewesen und hätte die Gefahr nur vermehrt, wenn etwa Josef versucht hätte, die Stadt zu verlassen.

Josef, allein, erkannte sehr genau, daß das, was er getan hatte, dem gleichen Wahnsinn entsprungen war, der vor zehn Jahren die »Eiferer des Tages« in ihren sinnlosen Aufstand getrieben hatte. Doch was ihnen, diesen Jungen, Zwanzigjährigen, erlaubt war, ihm, dem Achtundfünfzigjährigen, war es nicht erlaubt. Und trotzdem, es war eine ehrenvolle Niederlage, eine Niederlage, die das Herz des Besiegten mit einem stolzen, hohen Schmerz erfüllte, eine Niederlage, hundertmal besser als jene schalen Siege der Vernunft, die ihm während der letzten Jahre das Herz so kahl und kalt gemacht hatten. Er war keineswegs zerknirscht, er war stolz auf seine Niederlage, und selbst die Erwartung dessen, was da kommen mochte, beglückte ihn.

Übrigens brachte ihm seine Wahnsinnstat zunächst nur Freuden. Matthias schaute mit einer so bewundernden Liebe zu ihm auf, wie er's nach einem noch so großen Erfolg nicht anders hätte tun können. Lucia schalt ihn zwar, doch in ihre Scheltworte mischte sich ein beinahe zärtliches Verständnis seines achtundfünfzigjährigen und noch so jung brennenden Herzens. Von den Juden gar, und diesmal von den Juden des ganzen Reichs, wurde Josef stürmisch gefeiert. Das Bedenken einiger Vorsichtiger ging unter in einer Ungeheuern Woge von Popularität. Josef, der dem judenfeindlichen Kaiser inmitten

einer tausendköpfigen Menge die Wahrheit Jahves an den Kopf geworfen hatte, wurde zum größten Aufrührer der Epoche. Claudius Regin hatte recht gehabt, bald wurde die Universalgeschichte von noch mehr Menschen gelesen als seinerzeit der »Jüdische Krieg«.

Es war vornächst nicht Josef selber, dem aus jener denkwürdigen Vorlesung Übel erwuchs, sondern Matthias. Denn mit Ausnahme der ganz wenigen intimen Freunde Josefs schloß jetzt der Adel der Stadt Rom seine Türen vor Josef zu, und das bekam Matthias noch mehr zu spüren als der Vater.

Wie rasch des Matthias Glanz gerade in den Häusern der großen Welt verblaßt war, mußte er merken, als er das nächste Mal mit dem Mädchen Caecilia zusammenkam. Caecilia war ihm in den letzten Monaten mit sichtbar steigender Achtung begegnet, kein Wort mehr war gefallen vom rechten Tiberufer und von einer späteren Hausierertätigkeit des Matthias. Um so stärker jetzt kam der Rückschlag. Ihr Literaturlehrer hatte ihr in der Homerstunde erzählt von dem großen ägyptisch-jüdischen Homerinterpreten Apion. Bei dieser Gelegenheit war auch die Rede gewesen von den berühmten Büchern des Apion gegen die Juden, und einige der verächtlichsten und tückischsten Argumente dieses Apion hatte sich nun Caecilia zu eigen gemacht. Sich rötend, eifrig, brachte sie diese Argumente gegen Matthias an, sie verhöhnte ihn als Angehörigen eines rohen, schmutzigen, tierisch abergläubischen Stammes.

Als Matthias dem Josef von diesem Disput erzählte, traf diesen die läppische Angelegenheit über Erwarten tief. Nicht nur verdroß ihn, daß er wieder einmal an einem Symptom zu sehen bekam, wie er durch seinen tollkühnen Streich auch die Laufbahn seines Sohnes behindert hatte, sondern noch mehr erregte ihn, daß er wieder einmal auf Apion stieß. Mit Grimm erinnerte er sich jener Stunde mit Phineas, da er diesen, den Lehrer seines Paulus, sinnlos angebellt hatte um der Argumente des Apion willen. Als ihm jetzt Matthias von den Worten des Mädchens Caecilia berichtete, machte ihm sein Haß diesen toten Apion plötzlich von neuem lebendig. Es war viele, viele Jahre her, daß er ihn gesehen hatte, er war sehr jung gewesen

damals und Apion Rektor der Universität Alexandrien. Deutlich jetzt, als wäre es erst heute morgen gewesen, erinnerte sich Josef, wie der Mann dagestanden war, eitel, gebläht, bedeutungsvoll, in seinen weißen Schuhen, dem Kennzeichen der Judenfeinde von Alexandrien. Immer wieder während seines wechselvollen Lebens war Josef auf diesen Apion gestoßen, alle Feinde der Juden schöpften aus dem vergifteten Brunnen dieses Apion. Das Bild des geckenhaften, niederträchtigen, eingebildeten und höchst erfolgreichen Gegners, der mit seinem ebenso närrischen wie tückischen Gescheite die ganze Welt erfüllte, wurde Josef zum Gleichnis aller Judenfeindschaft überhaupt, ja zum Gleichnis aller triumphierenden Dummheit in der Welt, und wie dem Sokrates war ihm das Dumme mit dem Bösen identisch.

Im Arbeitszimmer seines neuen, hübschen, hellen Hauses ging er auf und nieder und setzte sich auseinander mit Apion, seinem Gegner, der das Maul so voll und den Schädel so leer hatte. Wie anders war dieser Josef, der jetzt, erfüllt von seinem Gotte, seine neue Arbeit vorbereitete, wie anders jener, der die Universalgeschichte geschrieben hatte. Vielleicht war das Ziel, das er sich mit der Universalgeschichte gesteckt, ein höheres gewesen, aber dieses Ziel war eben nur der Vernunftgläubigkeit eines Justus erreichbar. Er, Josef, hatte sich vermessen, als er es anstrebte. Ihm lag das nicht, und er hatte alles falsch gemacht. Jetzt hat er sich selbst erkannt, jetzt ist er weise geworden, jetzt gibt er keinen Strohhalm mehr für dieses erhabene Ziel. Er kehrt zurück zu dem Weg, von dem er ausgegangen. Er hat viele Jahre vertan, aber noch ist es nicht zu spät. Er ist von neuem jung geworden mit seinem Matthias.

Mit Erleichterung fühlte er die schwere Bürde der kritischen Verantwortung von sich abfallen, die beengende Pflicht, alle Gefühle zu sieben durch Vernunft. Er dachte an Justus, und siehe, nichts mehr war in ihm von dem beißenden Gefühl der Unterlegenheit, von dem liebenden Haß auf den Größeren. Nach keinem Richter wird er jetzt schielen, nach keiner Nachwelt. Er wird sich gehenlassen. Er wird schreiben, wie es ihm ums Herz ist, nicht objektiv, sondern mit Eifer und Zorn, mit dem ganzen Grimm, den seine Gegner verdienen, ihre Hoffart,

ihre Leichtfertigkeit, ihre Dummheit. Er wird es ihnen geben, diesem toten Apion und denen vor und nach ihm, die ihren billigen Spott ausgegossen haben über das Hohe und Heilige, das ihnen Unerreichbare, über Jahve und sein Volk.

Und er setzte sich hin und schrieb sein Buch »Gegen Apion oder Über die alte Kultur der Juden«. Welch ein Wohlgefühl war es, aus der befreiten Brust das Lob des eigenen Volkes zu singen, ohne den schnürenden Panzer der Wissenschaftlichkeit. Nie in seinem Leben hatte Josef eine höhere Lust verspürt als in den zwei Wochen, da er, in *einem* Zug, die fünftausend Zeilen dieses Werkes niederschrieb. Er sah sie vor sich, die Weißbeschuhten, die Judenfeinde, diese vergriechten Ägypter, die Manetho und Apion. Groß und aufgeblasen standen sie da, und er hieb sie zusammen, sie und ihre Argumente, in Stücke und in Staub hieb er sie, bis nichts mehr von ihnen da war. Die Worte flogen ihm zu, daß er sich ihrer Fülle kaum erwehren konnte, und während er seine glänzenden Kapitel niederschrieb, dachte er an die ägyptische Griechin Dorion und an seinen Sohn Paulus, und es waren die Apion und Manetho, die ihm die beiden entfremdet hatten. Mit bitterem Witz machte er sich lustig über diese Griechlein, die Zwerge, die über nichts verfügten als über hübsche, leichte, lockere, elegante, zierliche Worte. Und er stellte ihnen entgegen die wahren Griechen, die großen Griechen, einen Plato und einen Pythagoras, welche die Juden kannten und schätzten; sonst hätten sie nicht Teile ihrer Lehre in ihre eigene aufgenommen.

Und nachdem Josef seine Gegner auf solche Art zerschmettert hatte, setzte er auf alle diese Nein ein großes, heftiges, glühendes Ja. Nichts mehr war da von seinem Weltbürgertum. Alles, was er während der Arbeit an der Universalgeschichte mühsam niedergedrückt hatte, seine ganze, maßlos stolze Liebe zu seinem Volk, ließ er nun einströmen in dieses Buch. Mit heißen Worten pries er den Adel seines Volkes. Es hatte Weisheit, Schrifttum, Gesetze, Geschichte gehabt, lange ehe die Griechen existierten. Es hatte einen großen Gesetzgeber gehabt, tausend Jahre vor Homer und dem Trojanischen Krieg. Keines Volkes Gottesverehrung war reiner als die der Juden, keines Volkes Liebe zur Gesittung tiefer, keines Volkes Schrif-

ten reicher. Einen Kanon haben wir zusammengestellt aus den Zehntausenden unserer Bücher, nur zweiundzwanzig haben wir auserlesen aus diesen Myriaden, und diese zweiundzwanzig Bücher haben wir zusammengefaßt zu *einem* Buch. Aber was für ein Buch ist das! Das Buch der Bücher! Und wir sind das Volk dieses Buches. Wie lieben wir es, wie lesen wir es, wie deuten wir es! Das Buch ist der Inhalt unseres Lebens, es ist unsere Seele und unser Staat. Unser Gott manifestiert sich nicht in einer Gestalt, er offenbart sich in Geist, in diesem Buch.

In kaum zwei Wochen hatte er das Werk vollendet. Nun aber, nach dem Hochgefühl des Schreibens, nach dem ungeheuern Rausch der Arbeit, ernüchterte er sich. Furcht überkam ihn, ob er seine Begeisterung so weit in Form habe gießen können, daß sie sich übertrug und andere mit fortriß. Schon war auch der Gedanke an Justus wieder da und das erkältende Gefühl, wie sich denn nun sein »Apion« ausnehme, wenn man ihn dem »Jüdischen Krieg« des Justus gegenüberstelle.

Zaghaft und gespannt brachte er das Buch dem Claudius Regin. Der war offenbar skeptisch infolge der raschen Fertigstellung des Werkes. Faul lag er auf dem Sofa und bat den Josef, ihm vorzulesen. Mit halbgeschlossenen Augen lag er da, nicht sehr geneigt, an das Werk zu glauben, und bald auch unterbrach er den Lesenden und sagte hänselnd: »Unserm Justus wird dieses Buch kaum gefallen.« Ähnliches hatte Josef selber gedacht, während er las, und es kostete ihn Überwindung, weiterzulesen. Allmählich aber packte ihn von neuem der Rausch, der ihn während des Schreibens hochgetragen hatte, und bald auch hatte Regin die Augen geöffnet, und bald auch richtete er sich hoch, und schließlich, nachdem Josef etwa eine halbe Stunde gelesen hatte, riß er ihm das Manuskript aus der Hand, und: »Sie lesen mir zu langsam, lassen Sie mich selber lesen«, sagte er, und während Josef still dasaß, las Regin still weiter, gierig, und: »Schon morgen müssen sich meine Schreiber daranmachen«, sagte er, und mit ungewohnt lebendigen Augen: »Wenn die Juden Olympische Spiele hätten, dann müßten Sie ihnen dieses Buch vorlesen, wie seinerzeit Herodot den Griechen sein Geschichtswerk vorlas in Olympia.« Und das war ein

so enthusiastisches Wort, wie es Claudius Regin seit Jahren nicht gesprochen hatte.

Und wie es dem Regin erging, so erging es allen ringsum. Lucia, ergriffen von der Wärme und Heftigkeit des Buches, erklärte: »Ich weiß nicht, ob alles stimmt, was Sie da vorbringen, mein Josephus, aber es hat den Klang der Wahrheit.« Matthias war hingerissen. Jetzt hatte er das Material, das er so bitter brauchte, um aufzukommen gegen Caecilia und ihren Apion. Jetzt wußte er, warum er so stolz war auf sein Volk, auf seinen Stamm, auf seinen Vater. Alle Welt, Freunde und Feinde, wurden gepackt von dem Buch, es wurde zu einem größern Erfolg, als ihn Josef je gehabt hatte. Unbestritten jetzt war Flavius Josephus der erste Schriftsteller der Epoche.

Es gab Stunden, da Josef dieser Erfolg schal vorkam. Er vermied es, den Justus zu sehen, aber manchmal, wenn er allein war, des Nachts vor allem, setzte er sich mit Justus auseinander. Er hörte den Hohn des Justus und er suchte sich zu rechtfertigen und er wies hin auf die Begeisterung der andern. Aber was nutzte ihm das? Er hatte seine Sendung verraten. Er wußte: Recht hatte Justus, und unrecht hatten diejenigen, die ihm zujubelten. Und er fühlte sich müde, müde der Erfolge und müde der Niederlagen.

Solcher Stunden aber hatte er nicht viele. Er hatte so lange nach Erfolg gedürstet, und nun freute er sich seines Erfolges. Er kostete es aus, daß die Juden, die ihn so lange verkannt und beschimpft hatten, nun sehen mußten, wer er war, ihr wirksamster Verteidiger. Er kostete es aus, daß seine römischen und griechischen Feinde den Elan seines Buches zu spüren bekamen. Auch war ihm der langentbehrte Ruhm eine neue, sehr willkommene Bestätigung vor Lucia und vor allem vor Matthias.

Auch Mara hatte den »Apion« gelesen. In ihren einfachen, naiven Worten schrieb sie ihm darüber, begeistert. Das war ein Buch, das sie ganz verstehen konnte, das war ein Buch nach ihrem Herzen. Ohne Übergang dann berichtete sie von dem Gute Be'er Simlai. Der Verwalter Theodor Bar Theodor war ein Mann von gutem Verstand und treuem Herzen, und

er unterwies Daniel mit schönem Erfolg. Daniel war geeignet für die Landwirtschaft, alle fühlten sie sich wohl, obgleich man hier in Samaria und in der Nähe von Cäsarea inmitten von Heiden lebte, und die paar Juden machten es einem auch nicht leicht, sie schauten alles, was zu Josef gehörte, mit scheelen Augen an, vor allem um der Vergünstigungen willen, die ihm die Heiden einräumten. Aber vielleicht wird das jetzt nach dem »Apion« besser werden. Für die Tochter Jalta habe sich ein Bewerber gemeldet, der ihr, der Mara, wohlgefalle. Er habe den Doktortitel von Jabne, sei aber trotzdem nicht stolz, sondern betreibe einfach und tüchtig das Gewerbe eines Silberschmiedes. Freilich arbeite er zumeist für Heiden, und sie wisse nicht recht, ob das ein Hinderungsgrund sei. Der Frühling sei ja nun da, und Josef werde sich jetzt wohl bald auf den Weg machen, um zu ihnen zu kommen, und dann werde er alles selber richten. Und für Daniel wäre es gut, wenn er wieder unter die Augen des Vaters käme, und sicher auch für Matthias, wenn er nicht zu lang in Rom bleibe. Auf der »Felix« hätten sie übrigens viel zu essen bekommen, aber Unbekömmliches. Josef möge sich vorsehen, daß er sich nicht verderbe.

Josef las, und er sah Mara vor sich, und er war erfüllt von einem warmen, zärtlichen Gefühl. Aber er dachte gar nicht daran, nach Judäa zu gehen. Jetzt mehr als je gehörte er hierher nach Rom. Jetzt, gerade nachdem er den »Apion« geschrieben. Er fühlte sich glücklich, und eben noch zur rechten Zeit war das Glück gekommen, zu einer Zeit, da er es noch genießen konnte, da er noch die Kraft des Genusses hatte. Und Rom war der rechte Rahmen, der einzige, dieses Glückes. Er fühlt sich jetzt berufen, nur mehr so zu schreiben, wie es ihm ums Herz ist, er ist auserkoren zum großen Lobredner und Verteidiger seines Volkes. Das aber kann er nur sein inmitten der feindlichen Hauptstadt.

Und soll er etwa Matthias allein lassen? Ihn fortnehmen aus Rom, ihn herausreißen aus dem Dienst der Lucia kann er nicht, das würde alle glänzenden Träume des Knaben, das würde den Knaben selber zerbrechen. Nein, er denkt gar nicht daran. Und sich von dem Knaben zu trennen, daran denkt er auch nicht. Das ist das Beste, was er hat, der Glanz, der

von seinem Matthias ausgeht, die Liebe und die Bewunderung seines Sohnes. Wie liebt er ihn, diesen Sohn! Wie Jakob der Patriarch seinen Sohn Josef geliebt hat, abgöttisch, verbrecherisch, so liebt er ihn. Und wenn Jakob seinem Sohne den prunkenden Leibrock geschenkt hat, der den Neid und das Unglück herbeirief, er, Josef, versteht das. Er würde es genauso machen, seinen Matthias zu schmücken mit allem Lieblichen der Welt. Und wenn es Bedenkliche gibt, er hat doch recht daran getan, seinen Matthias hineinzustellen in den Glanz des Palatin. Wem geht nicht das Herz auf, wenn er den Jungen sieht? Der Palatin ist zu gering für ihn. Der Leibrock ist immer noch nicht prunkvoll genug. Übrigens ist seit dem »Apion« selbst Johann von Gischala verstummt und hat keine Bedenken mehr.

Dabei ist die Gefahr noch keineswegs vorbei, die er selber heraufbeschworen hat durch seine Kühnheit vor Domitian. Aber er nimmt sie leicht, diese Gefahr. Selbst wenn Domitian sich rächen sollte an dem Autor des »Jüdischen Kriegs«, der Universalgeschichte, des »Apion«, selbst wenn er ihm ans Leben gehen sollte, was dann? Durch ein solches Sterben würde Josef nur neues Zeugnis ablegen für Jahve und sein Volk, er würde so sein Buch besiegeln und sich und seinem Werk die Unsterblichkeit sichern.

Josef ging in Rom herum, glücklich, strahlend, wie ein älterer Bruder seines Matthias. Täglich war er auf dem Palatin, bei Lucia. Immer unentbehrlicher wurde ihm die Frau. Er spürte für sie eine Freundschaft, die untermischt war mit einem Begehren, das ihm, dem Wortgewandten, manchmal die Worte verwirrte und ihn verstummen machte. Sie sprachen nicht über ihre Beziehungen, die klare, offene Lucia ließ das, was zwischen ihnen war, so wenig Wort werden wie der wortgewandte Josef. Gerade diese mit vielen und wirren Dingen geladene Stummheit war das Beste und Reizvollste an ihrer Freundschaft.

Längst vergessene Gefühle und Gedanken wurden in ihm wach, wenn er so mit ihr zusammen war, Gedanken und Gefühle, wie er sie verspürt hatte, als er, ein sehr junger Mensch, sich in die Wüste zurückgezogen, um nur Gott und der Weisheit zu leben. Ihm war, als rechnete es ihm Gott als

Verdienst an, wenn er sich der Lucia enthalte, ihm war, als wüchse ihm Kraft zu, wenn er sich der Lucia enthalte.

Einmal, während sie so beisammen saßen, sagte Lucia, ein seltsames Lächeln um die geschwungenen Lippen: »Mein Josephus, wenn er es wüßte.« – »Er würde toben«, antwortete Josef, »er würde toben und schweigen und mich einen martervollen Tod sterben lassen. Aber es wäre keine Marter, da es um Sie geschähe.« – »Ach«, lachte Lucia, »Sie denken an Wäuchlein. Ich habe nicht an ihn gedacht. Ich habe an Matthias gedacht.« Und plötzlich sehr ernst und ihn mit ihren weitauseinanderstehenden Augen nachdenklich anschauend, sagte sie: »Wissen Sie, mein Josephus, daß wir ihn betrügen, Ihren Sohn Matthias?«

Es war so, daß sich der Knabe Matthias, wie zahllose andere, in Lucia verliebt hatte. Ihre Offenheit, ihre Heiterkeit, die Fülle, aus der ihr Leben floß, die Unersättlichkeit, mit der sie Leben gab und nahm, faszinierte ihn. So wie sie zu sein, das war das Höchste, was ein Sterblicher erreichen konnte. Sie scherzte oft mit ihm, auf eine harmlose, vertrauliche Art, das band ihn noch enger an sie. Doch nahm sie ihn auch ernst, sie hörte auf seinen Rat. Er rechnete es ihr hoch an, daß sie auf seine Empfehlung in ihrer Villa an der Appischen Straße und auf ihrem Landsitz in Baaje Pfauengehege anlegte und die Leute zu Wärtern bestellte, die er sich von seinem Freunde Amphion, dem Pfauenwärter des Regin, hatte bezeichnen lassen. Er wußte nicht, wie er das Zarte, Tastende nennen sollte, was ihn an Lucia band. Es wäre ihm blasphemisch erschienen, es auch nur in Gedanken Liebe zu nennen, und er erschrak, als er etwas in sich aufsteigen spürte, das er schwerlich anders nennen konnte denn Begier. Sie zu begehren war so sinnlos vermessen, wie wenn ein römischer Junge die Göttin Venus begehrt hätte.

Das hinderte nicht, daß er manchmal seinen Vater beinahe beneidete um die Art, wie Lucia ihn anschaute und wie er sie anschauen durfte. Denn es war so, daß die beiden ihre Freundschaft zwar nicht offen zur Schau trugen, sich aber auch nicht ernstlich bemühten, sie zu verheimlichen. Matthias verbot sich jeden unehrerbietigen Gedanken gegen den Vater oder gegen

die Kaiserin, seine Herrin, aber tot waren solche dreisten Zweifel darum noch lange nicht. Er suchte ihrer Herr zu werden, indem er seine Bewunderung des Vaters noch steigerte. Wo auf dem Erdkreis gab es einen zweiten Mann, der einfach durch sein Wort die Herzen bewegte von Menschen aller Zonen, jeden Standes und jeder Art, der die einfachen bäurischen Juden Galiläas ebenso bewegte wie die feinen, lasterhaften Griechen und die große, ragende Frau, die Kaiserin?

Ihr aber, Lucia, war er doppelt dienstwillig gerade um der seltenen und sogleich verbannten Gedanken willen, mit denen er sie und seinen Vater verdächtigte.

Zweites Kapitel

Nun war er also fort, und sie bedauerte es nicht einmal sehr. Sie spürte in sich eine Leere, gewiß, aber wenn sie sich genau nachprüfte, sie bedauerte es nicht, daß er jetzt fort war.

Die Hoffnungen, die sie an ihren Paulus geknüpft hat, haben sich nicht erfüllt. Er ist platt geworden und gewöhnlich. Die Erziehung des Phineas und ihre eigene hat nichts gefruchtet. Er ist hochmütig, ihr Paulus, aber es ist nicht jener ästhetisierende Hochmut ihres Vaters, des großen Malers Fabull, und es ist auch nicht der wilde, nervöse Hochmut des Josephus und nicht der spitze, herrische Hochmut, wie sie selber ihn gehabt hat. Nein, der Stolz ihres Sohnes Paulus ist nichts als der dumme, leere, brutale Nationalstolz der Römer, der Stolz, zu jenen zu gehören, die mit Blut und Eisen die Welt unterworfen haben.

Sanft und gleichmäßig schaukelte die Sänfte auf den Schultern der trainierten kappadokischen Träger. Dorion kam zurück vom zweiten Meilenstein der Appischen Straße, bis dahin hatte sie ihrem Sohne das Geleite gegeben. Ja, fast ohne Schwanken bewegte sich die Sänfte; sie hatte Vorrechte, der Vorläufer hielt den rostbraunen Schild mit dem goldenen Kranz hoch, und auch die rostbraunen Vorhänge der Sänfte zeigten den goldenen Kranz, das Zeichen, daß man der Sänfte ausweichen mußte, da sie zum Haushalt eines kaiserlichen Ministers gehörte. Doch der leichte Gang der Sänfte machte die Gedanken der Dame Dorion nicht angenehmer.

Jetzt also ist Paulus auf dem Weg zurück nach Judäa. Er hat es zu etwas gebracht, er hat sich als Soldat bewährt, er ist der Adjutant des Gouverneurs Falco, er hat mitzureden; seinem Stiefvater Annius, ihrem Mann, hat Paulus diesmal ganz besonders gefallen. Er wird Karriere machen. Er wird sich auszeichnen im nächsten Feldzug, er wird auch einmal, da er es so heftig wünscht und da er Energie hat, Gouverneur in Judäa werden und den Juden zeigen, was ein Römer ist. Und es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß sich auch sein höchster Traum erfüllt und daß er einmal die Armeen des

Reichs verwaltet wie jetzt Annius. Er ist sehr römisch, und die Zeit ist sehr römisch, und der Kaiser ist sehr römisch, und Annius liebt den ausgezeichneten Offizier Paulus; warum soll er schließlich nicht des Annius Nachfolger werden?

Und was wird sein, wenn er das alles erreicht hat? Er wird sich auf der Höhe des Lebens vorkommen. Und er wird glauben, auch sie, Dorion, sei bis ins Innerste befriedigt von dem, was er erreicht hat. Ach, wie wenig weiß er von ihr, ihr Sohn Paulus!

Mit Grimm denkt sie an die vulgären Ausbrüche des Judenhasses, zu denen er sich bei Tische hat hinreißen lassen, der ehemals so prinzliche Paulus. Seine wüsten und törichten Reden sind ihr doppelt zuwider gewesen, weil sie kurz vorher den »Apion« gelesen hatte. Sie hat geschwankt, ob sie's tun solle, aber da alle Welt von dem Buche sprach, hat sie es getan. Und es erging ihr wie aller Welt, denn sie hat die Stimme des Josef gehört, während sie las, sie hat die Stimme nicht aus dem Ohr bekommen, und oft war ihr, als spräche er allein zu ihr durch dieses Buch. Sie war voll glühenden Zornes, während sie las, und sie war voll glühender Scham, und, warum soll sie sich's nicht selber eingestehen, ein wenig auch hat sich in ihr gerührt von jenen alten, heftigen Gefühlen für den Mann, der aus diesem Buche mit solcher Hitze und mit solcher Wildheit zu ihr redete.

Mehrmals hat sie daran gedacht, dem Paulus das Buch zu geben. Sie wird sich immer wieder vorhalten, daß sie's nicht getan hat. Aber sie ist froh, daß sie's nicht getan hat. Denn durchaus möglich war es, daß er auch zum »Apion« nichts hätte vorbringen können als plattes, bösartiges Geschwätz, und das hätte sie schwer verwunden.

Das Leben ist voll von merkwürdigen Zufällen. Vielleicht wird sie, nachdem sie an Paulus eine solche Enttäuschung hat erleben müssen, um so mehr Freude an Junius haben, ihrem zweiten Sohn. Vorläufig freilich sieht es nicht so aus. Vorläufig sieht es aus, als werde er dem Vater nachgeraten, dem Annius, als werde er ein wackerer, lauter, selbstbewußter, sehr römischer junger Herr werden und sich gut in die Zeit fügen. Es geschieht oft, daß sie das nicht wahrhaben will, oft sieht sie

allerlei hinein in ihren Junius. Aber jetzt, in der Sänfte heimkehrend vom zweiten Meilenstein an der Appischen Straße, scheint ihr auch da alles trüb und aussichtslos.

Von außen her durch die heruntergelassenen Vorhänge der Sänfte dringt der Lärm der Stadt Rom. Sie weichen ihrer Sänfte aus, die Bürger der großen Stadt, sie geben ihr Raum und Ehre. Sicher beneidet man sie. Ist sie nicht auch hoch hinaufgelangt, die Tochter des Malers, der sich verzehrte in niemals gesättigtem Ehrgeiz? Er hätte es genossen, das, was sie erreicht hat. Sie hat ihren erprobten Gatten, der sie liebt, den Kriegsminister Annius Bassus, fest in der Gunst des Kaisers seit so vielen Jahren. Sie hat ihre beiden, wie sagt man doch?, blühenden Söhne, wohlgeraten beide. Sie gehört zum Ersten Adel des Reichs, und ihre Söhne werden menschlicher Voraussicht nach erste Stellen des Reichs einnehmen. Was also will sie?

Vieles will sie, und wenn es ihr untertags gelingt, die bösen Gedanken zu vertreiben, ihre Nächte sind voll von Bitterkeit. Wo ist sie geblieben, die schmale Dorion von einst mit dem leichten, reinen Profil und dem zarten, hochfahrenden Gesicht? Wenn sie sich jetzt in den Spiegel schaut, dann sieht ihr eine dürre, säuerliche, unfrohe, alternde Frau entgegen, und es nützt ihr wenig, daß ihr wackerer Annius das nicht sehen will und an ihr hängt wie von je. In den Vierzig ist sie, das Alter ist da, und was hat sie vom Leben gehabt? Wie viel aber hätte sie haben können! Verpfuscht hat sie ihr Leben, auf frivole Art vertan hat sie es. Selber böswillig getrennt hat sie sich von dem einzigen Manne, zu dem sie gehört. Und wenn das Leben ihres Sohnes leer und gemein und niedrig geworden ist, dann trägt sie die Schuld, eben durch diese Trennung. Denn wenn sie bei dem Manne geblieben wäre, dann hätte sich auch Paulus bewährt, so wie er begonnen hat.

In letzter Zeit hat sie, ob sie es wollte oder nicht, viel gehört über ihren weiland Mann. Wohin immer sie kam, klang ihr sein Name entgegen. Sie hat gehört von der Abreise der Mara und der Kinder des Josef, und sie hat die Achseln gezuckt. Sie hat gehört von der Universalgeschichte, und sie hat sie gelesen, und sie hat die Achseln gezuckt und das Buch beiseite gelegt,

und sie hat gehört, daß es die andern ebenso gemacht haben. Das ist ihr eine Genugtuung gewesen. Der Mann war ein guter Schriftsteller, solange er voll Leidenschaft war, solange er mit ihr zusammen war und sie begehrte, und seitdem sie sich von ihm getrennt hat, ist er ausgeschrieben. Sie hat dann gehört, daß er seinen Sohn auf den Palatin gebracht hat und in den Dienst der Lucia, und sie hat die Achseln gezuckt. Er ist immer ein Streber gewesen, dieser Josef, und da er mit seiner Literatur nicht mehr vorankommt, versucht er es mit Streberei. Mag er! Ihr war es recht, daß sie sein Bild mit einer Schicht leiser Verachtung und Gleichgültigkeit zudecken konnte. Und sie hat Weiteres über ihn gehört. Sie hat gehört, daß er eine Vorlesung veranstalten wollte, und merkwürdigerweise im Friedenstempel, und daß der Kaiser dieser Vorlesung beiwohnen wird. Um ein Haar wäre sie hingegangen. Aber sie überlegte, daß das Getuschel geben wird und daß es dem Annius nicht angenehm sein wird, und soviel lag ihr wirklich nicht mehr an Josef, daß sie das hätte auf sich nehmen wollen, um dabeizusein, wenn er sich eitel blähte. Und sie hat die Achseln gezuckt und ist nicht in den Friedenstempel gegangen.

Dann aber hat sie anderes gehört, und sie hat es brennend bereut, daß sie seiner Vorlesung nicht beiwohnte. Denn streberisch hat er sich nicht gezeigt bei dieser Vorlesung, das kann man wirklich nicht behaupten, ja eigentlich muß es großartig gewesen sein, wie er dem Kaiser seine Wahrheit und seine Anklagen ins Gesicht geschleudert hat, vor den dreitausend Zuhörern. Nein, feig ist er nicht, feig ist er ganz und gar nicht. Freilich, auch ihr Annius ist nicht feig, und ihr Paulus nicht. Sie stehen beide ihren Mann in der Schlacht. Aber die Tapferkeit des Josef ist doch wohl eine ganz andere Art von Mut, eine viel reizvollere. Ein wenig marktschreierisch, vielleicht, aber gleichwohl großartig. Wenn er diesen merkwürdigen, marktschreierischen, schamlosen und großartigen Mut nicht hätte, dann hätte er wohl auch damals die Geißelung nicht auf sich genommen, ihrethalb. Eine ganz feine Röte überwölkt ihr bräunliches Gesicht, wie sie daran denkt.

Sie will nicht länger daran denken, sie will nicht länger allein sein, sie will sich ablenken, sie will Menschen sehen. Sie

ließ die Sänfte halten und die Vorhänge hochschlagen. Jetzt drang die Buntheit der Stadt auf sie ein, die Fülle der Gesichter, viele begrüßten sie, ab und zu ließ sie die Sänfte halten und sprach mit dem, mit jenem. Es glückte ihr, die bösen Gedanken zu übertäuben.

Zu Hause angekommen indes, fand sie einen Besucher vor, der sie zwang, sich noch mehr und dringlicher mit ihrer Vergangenheit und mit Josef abzugeben als bisher. Phineas wartete auf sie, der Grieche Phineas, der Lehrer ihres Paulus, Josefs Feind.

Er stand, als Dorion eintrat, vollendet ruhig da, sein großer, ungewöhnlich blasser Kopf schaute unbewegt über dem dürren Körper, er hielt die dünnen, langen Hände vollkommen ruhig. Doch Dorion wußte, mit wieviel Überwindung diese Ruhe erkauft war. Phineas hing an Paulus. Wiewohl er vergeblich viele Jahre besten Lebens daran gehängt hatte, seinen geliebten, prinzlichen Paulus zu einem rechten Griechen zu machen, wiewohl der Junge ihm entglitten und das geworden war, was der Grieche Phineas so tief verabscheute, ein rechter Römer: trotzdem hing Phineas weiter an dem Jungen. Als Paulus vor zwei Jahren in Rom gewesen, hatte sich Phineas heiß darum bemüht, ihn neu zu gewinnen, Menschliches schwingen zu machen zwischen seinem geliebten Schüler und sich selber. Doch Paulus hatte sich gesträubt, er hatte sich steif und verstockt gegeben und voll von unbeteiligter Freundlichkeit, und es hatte Dorion das Herz bewegt, wie würdig und ohne billige Ironie, wie in einem großen Sinne griechisch Phineas das hingenommen hatte. Diesmal nun, als Paulus nach Rom gekommen war, mit wie ängstlicher Spannung mußte Phineas ihm entgegensehen, wie mußte er darauf gewartet haben, daß Paulus zu ihm komme oder ihn rufe. Aber Paulus hatte den Unbequemen satt gehabt, er war gekommen und war gegangen, ohne daß sein Lehrer ihn hätte sehen dürfen.

Und da also stand nun Phineas und wartete brennend darauf, was sie ihm über Paulus zu berichten hätte. Aber er zeigte nichts von seiner Ungeduld, er machte Konversation, höflich sprach er von Gleichgültigem.

Dorion hatte Mitleid mit ihm. Sie waren bei aller Gehal-

tenheit ihres äußeren Verkehrs sehr vertraut, er wußte um ihre wirren Beziehungen zu Josef, die Enttäuschung über den abgeglittenen, fremdgewordenen, verplumpten Paulus band sie aneinander, und Phineas war wohl der einzige Mensch, der ganz begriffen hatte, wie wenig Dorion befriedigt war von ihrem eigenen glänzenden Leben und dem ihres glänzenden Sohnes.

Bald also begann sie, ohne eine Frage von ihm abzuwarten, selber von Paulus zu erzählen. Sie berichtete von ihren Gesprächen mit ihm, sachlich und ohne Wertung, sie klagte nicht, sie machte niemand Vorwürfe. Als sie aber zu Ende war, sagte sie: »Und schuld an alledem ist Josef«, und während ihre Haltung und ihre Stimme ruhig geblieben waren, flackerte in ihren meerfarbenen Augen unbeherrschte Wut auf.

»Mag sein«, antwortete Phineas, »mag sein auch nicht. Ich verstehe Flavius Josephus nicht; nicht, was er ist, nicht, was er tut, er ist mir fremd, unverstanden und unverständlich wie ein Tier. Und wenn ich einmal glaubte, seine Motive zu erkennen, so hat sich später immer wieder herausgestellt, daß alles ganz anders zusammenhing. Da haben wir uns zum Beispiel vor nicht langer Zeit gewundert über den Mut, mit dem der Mann dem Kaiser ins Gesicht seine frechen und aufrührerischen Überzeugungen bekannte. Was er tat und sagte, und wie er's tat, das schien uns zwar lächerlich und gegen die Vernunft, aber wir haben den Mut anerkannt, der aus seinem absurden Verhalten sprach. Nun aber stellt sich heraus, daß unser Josephus für sein Heldenstück gar nicht die Tapferkeit benötigte, die wir ihm zugute hielten.«

Dorion schaute ihm mit ihren meerfarbenen Augen aufmerksam ins Gesicht. »Bitte, sprechen Sie weiter, mein Phineas!« forderte sie ihn auf. »Der Mann«, erklärte mit seiner tiefen, wohlklingenden Stimme Phineas, »benötigte nicht vielen Mutes deshalb, weil er einer sehr starken Rückendeckung sicher war, der mächtigsten Fürsprecherin auf dem Palatin.« – »Sie enttäuschen mich, mein Phineas«, antwortete Dorion. »Erst tun Sie, als hätten Sie mir wunder was Neues zu berichten, und dann erzählen Sie mir bedeutend, daß Lucia für die Juden und insbesondere für Josephus etwas übrig hat. Wem

war das neu? Und wieso wird dadurch der Mut unseres Josephus geringer? Ein freundliches Wort unserer Kaiserin ist kein starker Schild gegen gewisse Gefahren.«

»Ein freundliches Wort vielleicht nicht«, sagte Phineas, »wohl aber das Bewußtsein, daß die erste Dame des Reichs, eine Frau, ohne die der Kaiser nicht leben kann, ihr ganzes Sein dafür einsetzen würde, ihn, den Helden, in jeder Gefahr zu schützen.«

Nun war Dorion doch erblaßt. »Sie sind kein Schwätzer, mein Phineas«, sagte sie, »der den Klatsch des Palatin ungeprüft weitergibt. Sie werden sicher über Gründe und Beweise verfügen, wenn Sie so gefährliche Dinge herumtragen.« – »Ich trage nicht herum«, wies sie sanft Phineas zurecht, »ich erzähle Ihnen, Herrin Dorion. Und Gründe und Beweise?« Er lächelte, er setzte zu einer längeren Rede an. »Sie wissen, Herrin Dorion, daß ich nicht einverstanden bin mit sehr vielem, was unser Herr und Gott Domitian zu sagen und zu tun geruht. Ich bin vielmehr – ich habe vor Ihnen immer ohne Umschweife gesprochen – ein Staatsfeind im Sinne des Norban, ich verlange eine viel weitergehende Autonomie für Griechenland, ich gefährde den Bestand des Reichs, Sie und Annius Bassus dürften mich eigentlich nicht in Ihrem Hause dulden, und es wird sicher einmal ein schlechtes Ende mit mir nehmen. Es ist ein Wunder, daß mich der Kaiser noch nicht hat exekutieren oder zumindest an seine Grenzen hat verbannen lassen wie meinen großen Freund Dio von Prusa.« – »Sie sind geschwätzig«, sagte ungeduldig Dorion, »und Sie kommen vom Thema ab.« – »Ich bin geschwätzig«, antwortete ungekränkt Phineas, »wir Griechen sind es alle, wir haben Freude am schöngesetzten Wort. Aber vom Thema komme ich nicht ab. Da einige der mißvergnügten Senatoren meine Gesinnung genau kennen und wissen, daß ich ein Feind des Regimes bin, geben sie sich offen vor mir und schließen mich nicht aus, wenn sie über den Palatin abfällige Reden führen. Ich weiß also, daß Senator Proculus im vertrauten Kreis folgendes zum besten gegeben hat. Er habe jetzt dreimal Gelegenheit gehabt, den Juden Josephus im Gespräch mit der Kaiserin zu beobachten, wenn sich die Herrin Lucia und der Jude unbeobachtet glaubten. Er habe

da gewisse Blicke wahrgenommen, halbe Wendungen, kleine Gesten, nichts weiter, und wisse nun doch, und zwar mit einer Gewißheit, die unumstößlicher sei, als wenn er einen Beischlaf mitangesehen hätte, daß es mehr sei als die Neigung zu einem talentierten Schriftsteller, was die Herrin Lucia mit diesem Manne verbindet. Nun kann man gegen Senator Proculus vieles vorbringen, er ist ein verbohrter Republikaner und stur römisch, aber *eines* muß man ihm lassen: er hat die praktische Psychologie, die vielen Römern eignet. Das ist alles, Herrin Dorion, und nun behaupten Sie noch einmal, ich hätte nicht zum Thema gesprochen.«

Dorion war immer tiefer erblaßt. Nie war sie auf Mara eifersüchtig gewesen, nie eifersüchtig auf eine der vielen Frauen, mit denen Josef geschlafen hatte. Aber daß Beziehungen sein sollten zwischen Lucia und Josef, wie sie dieser Senator Proculus wahrgenommen haben wollte, das verstörte ihr das Innere. Ihre Lebendigkeit war immer etwas erkünstelt gewesen, sie hatte sie aus allen Winkeln ihres Seins zusammenkratzen müssen. Jetzt hatte sie das ihr zugemessene Teil Vitalität verbraucht und war eine alte Frau, aber da Annius in ihr immer noch die frühere Dorion sah, hatte sie sich bis jetzt weismachen dürfen, auch Josef werde, wenn er an sie denke, immer noch an die frühere Dorion denken. Lucia aber war das, was Dorion gern hätte sein wollen, das wilde, strotzende Leben. Lucia ist, obwohl so anders geartet, eine vollendete Dorion, eine jüngere, bessere. Und Lucia ist schöner, Lucia ist lebendiger, Lucia ist die Kaiserin. Wenn es so ist, wie dieser Senator Proculus wahrgenommen haben will, dann wird Lucia den letzten Schatten der Dorion aus Josefs Herzen verdrängen. Dann bleibt nichts von Dorion in Josef.

Aber es ist eben nicht so. Das Ganze ist nichts als das Gerede eines mißvergnügten Senators, eines sturen Republikaners, den der Haß in jeder Maus einen Elefanten sehen macht, und der Haß des Phineas tut ein übriges dazu.

Und selbst wenn es wahr sein sollte, was dann? Liebt sie denn den Josef?

Natürlich liebt sie ihn. Und sie hat ihn immer geliebt. Und sie ist eine Närrin gewesen, daß sie sich von ihm getrennt hat.

Und jetzt hat sie den Annius an Stelle des Josef. Und Josef, der kluge, der Sohn des Glücks, hat Lucia eingetauscht gegen sie. Er war nicht einmal klug, er hat es nicht einmal gewollt, er hat nur sie gewollt, Dorion, aber sie hat ihn dazu gezwungen, sich Ersatz zu suchen, sie hat ihn der Lucia in die Arme getrieben.

Aber nein. Das duldet sie nicht. Das darf nicht so bleiben. Sie denkt nicht daran, beiseite zu stehen und zuzuschauen. Sie wird ihm diese Suppe versalzen.

»Und Domitian?« fragte sie unvermittelt.

Phineas richtete den Blick voll auf Dorion, ein böses, listiges, haßvolles, vertrauliches Flackern war darin. Daß sie so frage, hatte er gewollt. Sehr wohl hatte er zum Thema gesprochen, mit guter Kunst, dahin hatte er sie lenken wollen, in ihr sollte der Plan entstehen. Wie damals die Universität Jabne, so hatte er jetzt von neuem eine Stelle gefunden, an der er den Gegner verwunden konnte, viele Umwege freilich waren nötig, aber schwach war die Stelle, verwundbar war sie, und die Aussichten sind gut, daß er diesmal den Josephus, den Verhaßten, endlich treffen wird. »Ja, und Domitian«, erwiderte er also, »das eben ist die Frage: wie trägt es Domitian?« Dorion, ebenso langsam wie er, sagte, mit ihrer dünnen, schleppenden Stimme: »Er ist sehr mißtrauisch. Er errät oft mehr, als da ist. Wie sollte er das, was ist, nicht entdeckt haben?« Phineas aber sagte: »Wer kann in den Kaiser hineinschauen? Er ist noch schwerer durchschaubar als der Jude Josephus.« – »Es ist merkwürdig«, grübelte Dorion weiter, »daß er den Josef nach jener Rezitation unbehelligt gelassen hat. Vielleicht sind hier Zusammenhänge. Vielleicht weiß DDD etwas und will es nicht zur Kenntnis nehmen.«

Und Phineas gab zu erwägen: »Vielleicht könnte man den Kaiser zwingen, davon Kenntnis zu nehmen, daß seine Frau auf ärgerniserregende Art befreundet ist mit dem Juden Josephus.«

Dorion aber, und jetzt war in ihren meerfarbenen Augen das gleiche, leise böse Flackern wie in den seinen, erwiderte: »Auf alle Fälle danke ich Ihnen, mein Phineas. Ihr geschwätziger Bericht war doch nicht so weit vom Thema ab, wie ich ursprünglich glaubte.«

Von da an wurde das Getuschel, das in Rom über die Beziehungen der Kaiserin zu dem Juden umging, immer lauter, bald konnte man es auf allen Straßen hören.

Norban, in der Erinnerung an den Zorn des Kaisers, als er ihm den Witz des Aelius über sie berichtet hatte, beriet mit Messalin, ob man DDD von dem Gerede informieren solle. »Lucia ist in Bajae«, überlegte Messalin, »der Jude Josephus hat mehrere Wochen in Bajae verbracht. Ich sehe keinen Grund, DDD das zu verschweigen.« – »DDD wird sich darüber wundern, daß man es ihm berichtet. Es ist auch nicht verwunderlich und will gar nichts besagen, wenn der Jude Josephus in der Nähe seines Sohnes sein will, in Bajae. DDD wird es grotesk finden, daß jemand dabei auf anstößige Gedanken kommen kann.« – »Es ist auch grotesk«, gab der Blinde mit seiner sanften Stimme zu. »Dennoch wäre es vielleicht angebracht, DDD darüber zu informieren, daß die Kaiserin an dem Juden und seinem Sohn einen Anteil nimmt, der Ärgernis erregt.« – »Das wäre angebracht«, erwiderte Norban, »aber es ist ein heikles Geschäft. Würden Sie es übernehmen, mein Messalin? Sie würden sich ein Verdienst um das Römische Reich erwerben.« – »DDD muß von selber daraufkommen«, regte Messalin an. »Es scheint mir zu Ihrem Amtsbereich zu gehören, mein Norban, zu bewirken, daß DDD von selber daraufkommt.« – »Und selbst wenn er auf solche Gedanken käme«, erwog Norban, »Lucia brauchte nur zu lachen, und diese Gedanken verschwänden, und übrig blieben höchstens gefährliche Gefühle gegen jenen Mann, der ihn auf solche Gedanken gebracht hat.« – »Es ist nicht gut«, sagte sentenziös Messalin, »daß der Herr und Gott Domitian so eng und tief an einer Frau hängt. Sie sollten es vielleicht doch wagen, mein Norban, ihn auf die erwähnten Gedanken zu stoßen. Es gehört nun einmal zu Ihrem Amtsbereich, und Sie würden sich ein Verdienst um den Staat erwerben.«

Norban dachte lange über diese Unterredung nach. Er war dem Kaiser sehr freund, er war ihm treu, er hielt ihn für den größten Römer, und er haßte Lucia aus vielen Gründen. Er spürte genau, daß ihre Art höher war als die seine, und die freundlich unbeteiligte Manier, wie sie ihn gelegentlich aufzog,

erbitterte ihn tief. Viel lieber wäre ihm gewesen, sie hätte ihn gehaßt und bei DDD gegen ihn gearbeitet. Auch kränkte es ihn, daß sie, die der Herr und Gott Domitian seiner Liebe würdigte, diese Liebe offenbar nicht recht schätzte. Er war des ehrlichen Glaubens, daß ihr Einfluß Kaiser und Reich schade. Daß sie sich gar mit dem Juden abgab, verkleinerte DDD, es war seinem Ansehen abträglich, und überdies war es Lucia wohl zuzutrauen, daß sie mit dem Juden schlief.

Was aber konnte er, Norban, dagegen unternehmen? Messalin hatte leicht sagen: »Stoßen Sie den Kaiser darauf!« Wie war das zu machen? Was konnte Norban unternehmen, was den Kaiser dahin hätte bringen können, endlich gegen den Juden und gegen die Frau einzuschreiten?

Während er sich mit solchen Gedanken abquälte, fand er eines Tages in seinem Einlauf ein vertrauliches Schreiben des Falco, Gouverneurs von Judäa, über die Zustände der Provinz. In diesem Schreiben teilte der Gouverneur unter anderem mit, er habe in seinem Archiv eine Liste vorgefunden, auf der sogenannte Abkömmlinge des Königs David verzeichnet seien. Man habe seinerzeit in Rom seinen Vorgängern ans Herz gelegt, auf diese Leute besonders zu achten, in den letzten Jahren aber scheine die Angelegenheit in Vergessenheit geraten zu sein. Er habe nun neue Nachforschungen angestellt und ermittelt, daß von diesen Abkömmlingen des alten Königs, soweit sie sich in Judäa befänden, jetzt nur mehr zwei am Leben seien, ein gewisser Jakob und ein gewisser Michael. In letzter Zeit sei um diese beiden, die sich übrigens nicht Juden, sondern Christen oder Minäer nennten, wieder mehr Gewese und Betrieb. Er selber habe deshalb die beiden festnehmen lassen, und da er es für gut erachte, wenn sie zumindest für eine Weile außer Landes seien, habe er sie aufs Schiff nach Italien bringen lassen, damit man sie sich auf dem Palatin genauer anschaue und über sie verfüge. Die sogenannten Davidssprößlinge Jakob und Michael befänden sich also auf dem Weg nach Rom.

Als Norban dieses Schreiben des Gouverneurs Falco las, sah er deutlich vor sich den zierlichen Sommerpavillon des Parks von Alba und davor die schweren Gestalten der Doktoren von

Jabne, und jäh dachte er daran, daß ja auch der Jude Josephus nach wie vor ein sogenannter Davidssproß sei und daß somit nach dem Glauben der Juden sowohl er wie sein Sohn Matthias Anwartschaft hätten auf die Herrschaft über den Erdkreis. Mit einemmal erschien ihm der Psalm vom Mut, den Josephus in höchster Frechheit dem Kaiser ins Gesicht aufgesagt hatte, in ganz anderem, viel gefährlicherem Licht; auch des Josephus und seines Sohnes Freundschaft mit Lucia gewann auf einmal eine sehr andere, viel bedrohlichere Bedeutung. Es war eine Kampfansage an den Kaiser und an das Reich. Des Norban breites, viereckiges Gesicht verzog sich in einem Lächeln, das seine großen, gesunden, gelben Zähne freilegte. Er sah den Weg, wie er, ohne sich selber zu gefährden, seinen Herrn auf die Gefahr hinweisen könnte, die aus den Beziehungen des Josephus zu Lucia erwuchs. Erinnert an den jüdischen Aberglauben von den Davidssprossen und vom Messias, wird der Kaiser seine Gedanken bestimmt die gleiche Richtung nehmen lassen, wie er selber es getan. Notwendig wird sich bei der Erwähnung oder gar beim Anblick der beiden Davidssprossen Jakob und Michael auch DDD daran erinnern, daß Josephus und sein Sohn die gleiche Eigenschaft haben, und notwendig dann wird auch der umsichtige, mißtrauische DDD gründlich nachdenken über den Juden Josephus, seinen Sohn und die Beziehungen dieser beiden zu Lucia.

Er sandte einen Kurier nach Alba, ob der Herr und Gott Domitian die Gnade haben werde, ihn in den nächsten Tagen vor sein Angesicht zu lassen.

Der Herr und Gott Domitian verbrachte jetzt wieder den größten Teil seiner Zeit in Alba und allein. Es war ein schöner Frühsommer, aber er hatte keine Freude daran. Er lag in seinen Treibhäusern herum, er stand vor den Käfigen seiner wilden Tiere, aber er wurde sich der künstlich gereiften Früchte ebensowenig bewußt wie des Panthers, der ihn aus dem Winkel seines Käfigs schläfrig anblinzelte. Er zwang sich zur Arbeit, doch seine Gedanken glitten ab. Er befahl seine Räte zu sich, er hörte ihre Ausführungen nur mit halbem Ohr und später überhaupt nicht. Er befahl Frauen zu sich und ließ sie gehen, wie sie gekommen waren.

Er hat die Frechheit des Juden Josephus nicht vergessen, und er denkt natürlich nicht daran, ihm sein Verbrechen hingehen zu lassen. Aber die Strafe will bedacht sein. Denn das Ungeheuerliche, daß der Jude ihm und seiner Welt und seinen Göttern offen vor aller Ohren den Krieg angesagt hat, das hat er nicht etwa nur dem Trieb der eigenen Brust folgend getan, sondern als Sendung seines Gottes. Und auch daß Lucia ihn beschwatzt hat, jener Rezitation der Ode vom Mut beizuwohnen, geschah nicht aus einfacher böser Lust, sondern auch hinter ihr stand, wahrscheinlich ihr unbewußt, sein schlimmer Feind, der Gott Jahve. Es ist merkwürdig und beschäftigt den Kaiser auch jenseits seines persönlichen Interesses an Lucia, daß es Jahve geglückt ist, diese Frau auf seine Seite zu bringen und dem Jupiter abzuwenden, dem sie doch durch ihre Geburt zugehört. Er ist ein überaus verschlagener Gott, dieser Jahve, und Domitian muß jeden seiner Schritte mit größter Vorsicht bedenken.

Ab lehnt er von vornherein jeden Verdacht, daß es sich bei den Beziehungen zwischen Lucia und dem Juden um eine Bettfreundschaft handeln könnte. Ginge es um fleischliche Lust, dann würden die beiden ihre Beziehungen verstecken. Statt dessen hat der Jude, offenbar verblendet durch seinen Gott, ihm vor ganz Rom und unter dem Beifall der Kaiserin den Streit verkündet.

Das einfachste wäre natürlich, sie allesamt zu zertreten, den Juden Josephus und seine Frucht, den Knaben Matthias, und Lucia dazu. Aber Domitian weiß leider sehr gut, daß diese einfachen Mittel keineswegs so radikal wirken, wie man glauben sollte. Es haben sich zu viele von dem Gift des jüdischen Wahnwitzes anstecken lassen, und der Tod einiger Angesteckter schreckt die andern nicht, sondern macht sie nur noch gieriger nach dem Gift. Irrwahn wird, wenn Menschen dafür sterben, nicht bitter, sondern süß.

Wie rottet er die östliche Tollheit aus? Jedes Mittel ist ihm recht, List, Liebe, Drohung. Doch wo findet er ein Mittel? Er findet keines.

Er sammelt sich, er betritt seine Hauskapelle, er wendet sich um Rat an seine Göttin, an die Göttin der Klarheit, an Minerva.

Er schmeichelt ihr, droht ihr, schmeichelt ihr von neuem. Versenkt sich in sie. Mit seinen großen, vorgewölbten, kurzsichtigen Augen starrt er in die großen, runden Eulenaugen der Göttin. Doch sie läßt sich nicht zwingen, sie steht ihm nicht Rede, stumm und dunkel mit ihren Tieraugen schaut sie ihn an. Er aber fleht von neuem, nimmt alle Kraft zusammen, beschwört sie. Und zuletzt gelingt es ihm doch, er reißt das Wort aus ihr heraus, sie tut den Mund auf, sie spricht. »Oh, mein Domitian«, sagte sie, »mein Bruder, mein Liebster, mein Schützling, warum zwingst du mich, daß ich dir spreche? Denn mein liebes Herz schmerzt mich, daß ich dir sagen muß, was ich dir nicht sagen möchte. Aber Jupiter und die Schicksale haben es mir befohlen. Höre also und bleibe mutig. Ich muß fort von dir, ich darf dir nicht länger raten, mein Bild hier in deiner Hauskapelle wird eine leere Hülle sein und ohne Leben. Oh, wie bin ich traurig, Domitian, mein sehr geliebter! Aber ich muß dir fernbleiben fortan, ich darf dich nicht länger beschützen.«

Die Knie wurden Domitian weich, der Atem setzte ihm aus, sein ganzer Körper schwamm in kaltem Schweiß, er mußte sich an die Wand lehnen. Er sagte sich, es sei nicht die Stimme seiner Minerva gewesen, sein Feind, der Gott Jahve, habe aus ihrem Bild gesprochen, trügerisch, um ihn zu ängstigen. Ein Tagtraum sei es gewesen, eines jener falschen Gesichte, wie sie so häufig sind im Lande Jahves und von denen ihm sein Soldat Annius Bassus erzählt hat. Doch diese Tröstungen nützten nichts, die blasse, kalte Furcht blieb.

Seine Feindschaft gegen die Menschen und sein Mißtrauen wuchsen. Er gab seinem Hofmarschall und seinem Gardepräfekten Order, den Zugang zu ihm mit allen Mitteln zu erschweren und einen jeden, der das Palais betrat, noch schärfer nach Waffen untersuchen zu lassen. Und er beauftragte seine Architekten, auf dem Palatin sowohl wie in Alba die Wohn- und Empfangsräume mit einem spiegelnden Metall zu verkleiden, so daß er, wo immer er stand, ging oder lag, jeden wahrnehmen könne, der ihm nahe.

So also hatte der Kaiser seine Tage in Alba verbracht, als ihn der Polizeiminister aufsuchte. Er freute sich, Norban zu sehen.

Er freute sich darauf, aus der Welt seiner Träume hinaufzutauchen in die Welt der Tatsachen. Neugierig und wohlwollend, ja mit einer gewissen Zärtlichkeit, schaute er seinem Norban in das treue, brutale und verschlagene Gesicht und hatte wie immer seine Freude daran, die modischen Locken des tiefschwarzen, dicken Haares unordentlich und etwas grotesk in die Stirn des vierschrötigen Antlitzes fallen zu sehen.

»Also«, forderte er ihn auf und setzte sich bequem zurecht, »und jetzt lassen Sie mich ausführlich hören, was es in Rom Neues gibt!« Das tat denn auch Norban, er erstattete eingehenden Bericht über die letzten Ereignisse in Stadt und Reich, und seine kräftige, feste Stimme war wirklich dazu angetan, die wüsten Träume des Kaisers zu verscheuchen und ihn zurückzuführen in die nüchterne Wirklichkeit.

»Und was hören wir aus Bajae?« fragte nach einer Weile der Kaiser. Norban hatte sich vorgenommen, über Lucia, Josephus und Matthias so wenig wie möglich zu sprechen, der Kaiser sollte von alleine auf die Zusammenhänge kommen. »Aus Bajae?« wiederholte er behutsam. »Die Kaiserin fühlt sich dort wohl, soweit ich unterrichtet bin. Sie treibt viel Sport, sie schwimmt, wiewohl es noch so früh im Jahr ist, sie veranstaltet Ruderrennen in der Bucht, sie hat viele Menschen um sich, Menschen jeder Art, sie beschäftigt sich mit Büchern.« Er machte eine ganz kleine Pause, dann aber konnte er sich doch nicht enthalten, hinzuzufügen: »Sie hat sich zum Beispiel von dem Juden Josephus aus seinem neuen Buch vorlesen lassen, das, wie meine Herren mir berichten, eine glühende Verteidigung des jüdischen Aberglaubens ist, ohne indes die erlaubte Grenze zu überschreiten.« – »Ja«, erwiderte der Kaiser, »es ist ein heftiges und sehr vaterländisches Buch. Wenn sich mein Jude Josephus so unverstellt zeigt, ist er mir lieber, als wenn er seine römisch-griechisch-jüdische Mischmaschweisheit verkündigt. Im übrigen«, erwog er weiter, genau wie seinerzeit Norban selber, »ist es nicht weiter verwunderlich, wenn sich mein Jude Josephus in Bajae aufhält, da die Kaiserin seinen Sohn in ihr Gefolge aufgenommen hat.« Und da Norban schwieg, setzte er hinzu: »Sie ist sehr zufrieden mit diesem jungen Sohne des Josephus, höre ich.« Norban hätte gern über

Josephus und seinen jungen Sohn allerlei geäußert, aber er hatte sich nun einmal vorgesetzt, es nicht zu tun, und blieb seinem Vorsatz treu. Er schwieg.

»Und was sonst?« fragte Domitian. »Eigentlich nichts mehr«, antwortete Norban. »Höchstens noch dies, daß ich dem Herrn und Gott Domitian einen kleinen, amüsanten Zeitvertreib vorschlagen könnte. Vielleicht erinnert sich Eure Majestät daran, daß wir einmal in einer erheiternden Zusammenkunft mit einigen jüdischen Doktoren festgestellt haben, die Juden sähen in den Nachkommen eines gewissen Königs David Anwärter auf den Thron des Erdkreises. Wir haben seinerzeit die Liste dieser Prätendenten aufgestellt.« – »Ich erinnere mich«, nickte der Kaiser. »Nun berichtet mir Gouverneur Falco«, fuhr Norban fort, »daß in seiner Provinz Judäa noch zwei dieser Davidssprößlinge existieren. Es war in letzter Zeit Gerede und Gewese um diese beiden. Daraufhin hat sie Falco nach Rom geschickt, damit wir über sie befänden. Ich wollte nun den Herrn und Gott Domitian fragen, ob er sich nicht vielleicht den Spaß machen will, sich diese beiden Anwärter auf die Weltherrschaft zu beschauen. Es handelt sich um einen gewissen Jakob und um einen gewissen Michael.«

Genau wie es Norban beabsichtigt und vorausgesehen hatte, weckte dieser Vorschlag in der Seele des Domitian zahllose Gedanken, Schlüsse, Wünsche, Ängste, die darauf gewartet hatten, erweckt zu werden. Domitian hatte es wirklich vergessen, daß der gefürchtete und verachtete Jude Josephus und sein Sohn für eine Reihe von Leuten als Nachkommen eines Königs ihm selber gleichgestellt waren. Jetzt aber, da Norban die Erinnerung an jenes merkwürdige Gespräch mit den Doktoren und seine Folgen wieder aufgefrischt hatte, stand ihm diese Vorstellung, daß ja dieser Josephus und sein Sohn Prätendenten waren, Nebenbuhler, ungeheuer lebendig wieder auf. So lächerlich die Ansprüche dieser Leute waren, sie waren deshalb nicht weniger in der Welt und nicht weniger gefährlich. Und es war klar, daß diese Davidssprossen gerade jetzt die Zeit für gekommen hielten, ihre Ansprüche neu anzumelden. Durch diesen Anspruch auch, das ging ihm bei dem Bericht des Norban auf, durch diese seine vorgebliche Abstammung von

den alten östlichen Königen, hatte er offenbar die Phantasie Lucias angezogen, durch diese Behauptung hatte er's erwirkt, daß sie seinen jungen, lächerlichen Sohn in ihren Dienst nahm. Und so auch, pochend auf sein Recht als Königssproß, hatte er es gewagt, ihm seine Verse vom Mut ins Gesicht zu schleudern. Er, Domitian, hatte also recht gehabt, wenn er hinter dem allem seinen großen Feind vermutete, den Gott Jahve.

Keine fünf Sekunden indes dauerten diese Erwägungen. Des Kaisers Gesicht freilich hatte sich gerötet wie immer, wenn er in Erregung und Wirrnis war, aber seine Haltung zeigte nichts von dieser Erregung. »Das ist ein guter Vorschlag«, erklärte er munter, und: »Schön«, sagte er, »führ mir die Leute vor, mein Norban! Und recht bald!«

Schon in der nächsten Woche also wurden die Davidssprossen Jakob und Michael nach Alba gebracht.

Ein Feldwebel der Leibgarde führte sie in einen kleinen, prunkvollen Saal. Da standen sie, breit, derb und unbeholfen, inmitten des kostbaren Rahmens. Es waren bäurisch aussehende Männer, um die Leiber geschlagen hatten sie die langen, grobstoffigen Kleider Galiläas, sie trugen große Bärte um ihre stillen Gesichter, Michael mochte achtundvierzig, Jakob fünfundvierzig Jahre alt sein. Sie sprachen wenig, die fremde Umgebung schien ihnen Unbehagen, doch keine Angst einzuflößen.

Der Kaiser kam herein, steifen Schrittes, gefolgt von Norban und einigen Herren, auch einem Dolmetsch, denn die beiden Männer sprachen nur aramäisch. Als der Kaiser eintrat, sagten sie etwas in ihrem Kauderwelsch. Domitian fragte, was sie gesagt hätten; der Dolmetsch erklärte, es sei eine Begrüßung. Ob es eine ehrfürchtige Begrüßung gewesen sei, fragte Domitian; der Dolmetsch, etwas zögernd, erwiderte, es sei eine Begrüßung gewesen, wie sie zwischen Gleichgestellten üblich sei. »Hm, hm!« sagte der Kaiser. Er ging um die Männer herum. Es waren gewöhnliche Männer, Bauern, grob von Gliedern und von Gesichtern wie Bauern; sie rochen auch wie Bauern, wiewohl man sie, bevor man sie vor ihn ließ, bestimmt gewaschen hatte.

Domitian, mit seiner hohen, schrillen Stimme, fragte: »Ihr seid also vom Stamme eures Königs David?« – »Ja«, erwiderte schlicht Michael, und Jakob erklärte: »Wir sind verwandt mit dem Messias, wir sind Urgroßneffen.« Domitian, nachdem ihm der Dolmetsch das übersetzt hatte, schaute sie aus seinen vorgewölbten, kurzsichtigen Augen verständnislos an. »Was meinen sie jetzt, diese Männer?« wandte er sich an Norban. »Wenn diese späte Verwandte des Messias sind, dann nehmen sie doch offenbar an, daß der Messias schon lange dagewesen sei«, und: »Fragen Sie die!« befahl er dem Dolmetsch.

»Was heißt das, ihr seid Urgroßneffen des Messias?« fragte der Dolmetsch. Michael erklärte geduldig: »Der Messias hieß mit Namen Josua Ben Josef und starb am Kreuz um der Erlösung des Menschengeschlechtes willen. Er war der Menschensohn. Er hatte einen Bruder namens Juda. Von diesem Bruder stammen wir ab.« – »Können Sie folgen, meine Herren?« wandte sich Domitian an seine Umgebung. »Mir scheint das etwas wirr. Fragen Sie sie«, befahl er, »ob also das Reich des Messias schon da ist!« – »Es ist da, und es ist nicht da«, erklärte Jakob. »Josua Ben Josef aus Nazareth ist am Kreuz gestorben und wieder auferstanden, da hat es begonnen. Er wird aber noch einmal auferstehen, und dann erst wird er sich in seiner ganzen Glorie zeigen, richten über die Lebendigen und die Toten und einen jeden behandeln nach seinem Verdienst.« – »Interessant«, meinte der Kaiser, »sehr interessant. Und wann wird das sein?« – »Das wird am Ende der Zeiten sein, beim Jüngsten Gericht«, erklärte Michael. »Eine sehr präzise Zeitangabe ist das nicht«, kommentierte der Kaiser, »aber ich denke, der Mann will sagen, es werde noch eine Weile dauern. Und wer wird herrschen in diesem Reiche des Messias?« fragte er weiter. »Der Messias natürlich«, antwortete Jakob. »Welcher Messias«, fragte der Kaiser, »der tote?« – »Der auferstandene, gewiß«, erwiderte Michael. »Und wird er Gouverneure einsetzen«, fragte Domitian, »Stellvertreter? Und wen wird er da berufen? Seine Verwandten doch wohl in erster Linie. Sagt mir, welcher Art wird seine Herrschaft sein?« – »Von Gouverneuren wissen wir nichts«, erklärte ablehnend Jakob, und Michael beharrte: »Es wird keine irdi-

sche, sondern eine himmlische Herrschaft sein.« – »Das sind plumpe Träumer«, meinte der Kaiser, »mit denen man nicht reden kann. Und ihr seid also aus dem Stamme David?« vergewisserte er sich noch einmal. »Wir sind es«, erwiderte Jakob. »Wieviel Steuern habt ihr zu zahlen?« erkundigte sich der Kaiser. »Wir haben einen kleinen Hof, er hat neununddreißig Plethren«, gab Michael Auskunft. »Von den Einkünften dieses Besitzes leben wir. Wir bebauen ihn mit zwei Knechten und einer Magd. Dein Steuereinnehmer hat den Wert des Besitzes auf neuntausend Denare geschätzt.« Domitian überlegte: »Hohe Revenuen sind das nicht für die Abkömmlinge eines großen Königs und die Anwärter auf Königreiche und Provinzen. Zeigt mir eure Hände!« befahl er unvermittelt. Sie zeigten sie ihm, Domitian beschaute sie aufmerksam, es waren harte, schwielige Bauernhände. »Gebt ihnen anständig zu essen«, entschied der Kaiser, »und schickt sie zurück, aber auf einem einfachen Schiff, und verwöhnt sie mir nicht!«

Zu Norban aber, nachdem sie gegangen waren, sagte er: »Was für ein lächerliches Volk sind die Juden, in solchen Leuten Thronprätendenten zu sehen! Waren die beiden nicht komisch in ihrem einfältigen Stolz?«

»Diese waren komisch«, antwortete Norban, und er legte den Ton auf das »diese«. Da wurde Domitian sehr rot, und dann wieder blaß, und dann wieder rot. Denn Norban hatte recht; diese waren komisch, andere Davidssprossen aber, Josephus und sein Sohn, waren durchaus nicht komisch, und neu aufstand in Domitian die Furcht vor Josephus und vor seinem Gotte Jahve.

Soweit hatte die Unterredung mit den Davidssprossen genau die Wirkung, die sich Norban davon versprochen hatte. Dann aber nahm sie einen Weg, der dem Polizeiminister keineswegs erwünscht sein konnte. Der Kaiser nämlich, argwöhnisch, wie er war, sagte sich plötzlich, sehr wohl möglich sei es, ja wahrscheinlich, daß Norban mit Absicht diese Gedanken in ihm habe entstehen lassen. Darum vermutlich hatte Norban von Anfang an soviel Gewicht gelegt auf diese beiden Davidssprossen, denen er ja sicher so gut wie er selber angesehen hatte, wie harmlos sie waren.

Auch Norban also hat offenbar von Anfang an erkannt, wie gefährlich Josephus war, und wenn er ihn, den Kaiser, auf diese Gefahr aufmerksam gemacht hat, so hat der Treue nur seine Pflicht getan, hat sie übrigens mit einem Takt erfüllt, den er, Domitian, dem plumpen Manne nie zugetraut hätte. Trotzdem, es ist schwer erträglich, daß dieser Norban seine Gedanken so genau erraten kann; es grenzt an Aufruhr, daß dieser Untertan sich erkühnt, den Gedanken des Gottes Domitian ihre Bahn vorschreiben zu wollen. Er hat diesen Norban zu nah an sich herangelassen. Jetzt ist einer in der Welt, der ihn zu genau kennt. Gefühle solcher Art bewegen den Kaiser, es sind keine Gedanken, so weit läßt er das Verworrene nicht erst Gestalt annehmen, aber er kann nicht verhindern, daß sein Blick, der den Kopf seines Polizeiministers mustert, Mißtrauen zeigt, etwas wie Furcht. Das dauert freilich nur einen Teil eines Augenblicks; denn das Gesicht, das er sieht, ist kräftig, verlässig, brutal, das Gesicht eines treuen Hundes, genau das Gesicht des Polizeiministers, wie er ihn sich wünscht.

Norban hat ihm mit der Zuführung der Davidssprossen eine willkommene Unterhaltung geboten, er hat ihn willkommene Einblicke tun lassen. Er ist seinem treuen Polizeiminister dankbar dafür, er sagt das auch, aber er entläßt ihn schnell, beinahe abrupt.

Allein, überlegt er. Was diesen Kampf gegen Jahve so besonders schwer macht, das ist, daß er sich eigentlich in dieser Sache keinem Menschen ganz anvertrauen kann. Norban ist treu, aber seine Seele ist nicht subtil genug, um etwas so Kompliziertes, Abgründiges, wie die Feindschaft dieses unsichtbaren, ungreifbaren Jahve, ganz zu erfassen, und überdies will ihn der Kaiser nun nicht noch tiefer in sein Inneres hineinblicken lassen. Marull und Regin würden vielleicht verstehen, worum es in diesem Kampfe geht. Aber selbst wenn er sich ihnen mit großen Mühen verständlich machen könnte, was dann hätte er erreicht? Die beiden sind alte Männer, lässig, duldsam, liberal, keine Kämpfer, wie dieser Kampf sie erfordert, in dem es hart auf hart geht. Annius Bassus wäre ein guter Kämpfer, aber er ist nun bestimmt zu simpel für einen so schlauen und schwer faßbaren Feind. Bleibt Messalin. Der hat

Kopf genug, zu erfassen, wer der Feind ist und wo er steht, er hat Mut und Kraft genug, und er ist treu. Aber die Erinnerung ist in Domitian an das Unbehagen, als er wahrnehmen mußte, wie ihn sein Norban durchschaute. Er wird sich an Messalin wenden, doch erst dann, wenn er sich allein durchaus nicht mehr zurechtfindet.

Er wird sich aber zurechtfinden. Vor seinem Schreibtisch sitzt er, die Schreibtafel hat er herausgezogen. Er grübelt. Er sucht sich zu sammeln. Es gelingt nicht. Die Gedanken zerrinnen ihm. Wohl gräbt sein Griffel in das Wachs der Schreibtafel, aber es sind keine Worte, die er formt, sondern mechanisch zeichnet er Kreise und Ringe. Und mit Schreck nimmt er wahr, daß es die Augen der Minerva sind, die er geformt hat, die großen, runden Eulenaugen, die ihm jetzt leer und ohne Licht und ohne Rat bleiben.

Und mit einemmal ist ihm die Gefahr, die ihn so oft bedroht hat, der Meuchelmord, den ihm seine Gegner so oft angekündigt haben, nichts Wesenloses mehr, kein Abstraktum, wie es einem blühenden Manne in seinem Alter der Tod zu sein pflegt, der ihn in fernen Jahren einmal erreichen wird, sondern etwas sehr Wesenhaftes, Nahes. Er ist nicht feige. Doch das Gefühl grenzenloser Sicherheit, das ihn bis jetzt erfüllt hat, da er sich im Schutz seiner Göttin wußte, dieses Gefühl hat ihn verlassen. Der Tod, ihm bisher ein sehr Fernes, ist ihm ein Nahes geworden, das bedacht sein will.

Wenn er unter die Götter gehen sollte, wenn er von dieser Erde verschwinden sollte, er, dieses Fleisch und Bein des Mannes Domitian, was dann wird aus seiner Idee, was dann wird aus dieser Idee Rom, die er tiefer und neuer erfaßt hat als die vor ihm? Wer, wenn er nicht mehr da ist, soll diese Idee schützen und weitertragen?

Diese Idee Rom, wie er sie versteht, ist geknüpft an die Herrschaft der Flavier. In seinem Innersten, ganz heimlich, hat er trotz allem immer noch gehofft auf Nachkommenschaft von Lucia. Aber sich noch länger an diese nebelige Hoffnung zu klammern, jetzt, da Gefahr für ihn ist, wäre Wahnsinn. Hinunter mit der Hoffnung, fort mit ihr! Schade, daß er sich gefürchtet hat vor den frechen Zungen seiner Feinde, daß er

nicht das Kind, das ihm Julia trug, hat zur Welt kommen lassen. Wie schön wäre es, wenn er einen selbstgezeugten Sohn als seinen Nachfolger designieren könnte.

Aber das kann er nun einmal nicht. Die flavische Dynastie steht auf den beiden Knaben, auf den Zwillingen Constans und Petron. Wenigstens sind die Knaben reinstes flavisches Blut vom Vater und von der Mutter her. Und es ist gut, daß er die Einflüsse, welche die beiden hätten verderben können, getilgt hat, daß er Clemens in den Tod und Domitilla auf die balearische Insel geschickt hat. Jetzt wachsen seine jungen Löwen heran in der guten Zucht des sehr römischen Quintilian und entzogen dem Gotte Jahve.

Ganz entzogen freilich hat er sie dem Jahve nicht. Für diese heißen Monate hat Lucia die Knaben zu sich genommen, nach Bajae, sie wollte nicht, daß die Zwillinge, getroffen von dem Schicksal ihrer Eltern, noch länger in dem öden Haus des toten Vaters und der verbannten Mutter wohnen sollten, und er hat es zugelassen. Wie hat er es zulassen können? Es war selbstverständlich einfach eine List des Gottes Jahve, daß er der Lucia eingegeben hat, sie möge sich der Söhne des toten Clemens annehmen. Vielleicht steckt auch wieder einmal unser Josephus dahinter, der Sendling des Jahve. Es ist unfaßbar, daß er, Domitian, das alles nicht gleich durchschaut hat. Er hat sich schließlich als der Vetter der Knaben gefühlt, als ihr Verwandter, er hat sich ihnen nicht allzu streng zeigen wollen, denn ihm lag, ihm liegt noch an der Liebe der Zwillinge. Vor allem aber, er will offen vor sich sein, hat er sich vor Lucia nicht zu schroff zeigen wollen.

Aber jetzt wird das ein Ende finden. Er weiß auch, wie. Er wird seinen alten Vorsatz, die Zwillinge zu adoptieren, endlich wahr machen. Er wird sie an seinen Hof berufen, so werden sie von selber dem Dunst des Josephus und seines Matthias entzogen sein. Er wird dann das Seine getan haben, der Idee Rom, wenn er, unbeschützt von Minerva, von dieser Erde sollte wegmüssen, neue Verteidiger zu hinterlassen.

Sein gesammeltes Gesicht entspannt sich, er lächelt. Es ist ihm etwas Erfreuliches eingefallen. Wenn er die Knaben adoptiert, dann ist das ein selbstverständlicher Anlaß, auch Lucia

vor sein Angesicht zu rufen. Und wenn sie erst da ist, dann wird sich vieles klären. Sie hat trotz allem, trotz der Blendung durch Jahve, immer Verständnis gezeigt für seine Ideen, denn sie ist Römerin. Er wird, der Römer, zur Römerin sprechen, er fühlt in sich die Kraft, Lucia zurückzugewinnen.

Er lächelt. Er fühlt sich auch ohne den Schutz der Minerva noch nicht verloren. Auch das Böse hat seine guten Seiten. Hätte sich nicht die Gefahr, die von Jahve droht, von neuem so sichtbar vor ihm aufgerichtet, dann hätte er die Adoption noch weiter hinausgeschoben. So aber, durch diese schnelle Adoption, erreicht er zwei Ziele mit einem Schlag. Nicht nur errichtet er auch für die Zukunft der Idee Rom neuen Schutz und Schirm, er wird dadurch vermutlich auch diesem Jahve die neugewonnene Bundesgenossin Lucia wieder abspenstig machen. Lucia ist römisch durch und durch, Lucia liebt ihn, das ist keine Frage, wenn auch auf ihre stolze, widerspenstige Art, Der Gott Jahve hat ihr den Sinn vernebelt. Aber ihm, dem Gotte Domitian, wird es gelingen, die unheilvollen Dämpfe zu zerstreuen, mit welchen der östliche Gott sie getrübt hat, so daß sie wieder klar sieht wie er selber.

Unverweilt machte er sich ans Werk und traf die nötigen Vorbereitungen für die Adoption. Auch schrieb er noch am gleichen Tag einen ausführlichen Brief an Lucia. Er diktierte nicht, er schrieb selber und bemühte sich, die Sätze persönlich und sehr herzlich zu halten. Um der Fortführung der Dynastie willen, schrieb er, und da er doch von ihr weitere Nachkommenschaft kaum zu erwarten habe, erachte er es für seine Pflicht, die Nachkommen jenes Flavius Clemens, den er leider habe hinrichten lassen müssen, zu adoptieren. Die Zwillinge lägen ihm am Herzen, und er habe mit Freuden wahrgenommen, daß sie auch ihr zu gefallen schienen. So hoffe er, daß ihr sein Entschluß willkommen sein werde. Schon zu lange habe er die Angelegenheit hinausgezögert. Um so mehr jetzt werde er sie beschleunigen. Er gebe also am gleichen Tag dem Quintilian Auftrag, sich mit den Knaben zu ihm nach Alba zu begeben. Er halte es für richtig, die Knaben unmittelbar nach der Adoption trotz zarten Alters die Männertoga anlegen zu lassen. Beide Zeremonien, Adoption und Anlegung der

Männertoga, wünsche er mit Feierlichkeit vorzunehmen. Es solle den Römern in den Kopf gehämmert werden, daß er der Dynastie neue Reiser aufpfropfe. Es wäre ihm eine große Freude, wenn sie sich entschlösse, die Bedeutung des vorzunehmenden Aktes durch ihre Anwesenheit zu erhöhen.

Die Zwillinge waren, als sie mit ihrem Lehrmeister Quintilian bei Lucia in Bajae ankamen, sehr verstört gewesen. Der Tod des Vaters, die Verbannung der Mutter hatte ihre von Natur offenen Gesichter verschlossen gemacht, und es hatte von seiten des Quintilian vieler Behutsamkeit bedurft, sie ohne schwere Seelenstörungen über diese schlimme Zeit hinwegzubringen. Jetzt, bei Lucia, wurden sie langsam gelöster, weniger scheu. Domitilla hatte sich, bevor sie auf ihre balearische Insel ging, von Lucia versprechen lassen, daß diese sich ihrer Söhne annehmen und dem lateinischen Einfluß des Quintilian entgegenwirken werde. Lucia behandelte die beiden Jungen durchaus als Erwachsene, sie ging mit ihnen vorsichtig um, doch ohne ihr Mitleid allzu deutlich zu zeigen. Allmählich brach denn auch die Verkrustung der Knaben, und sie wurden wieder zutraulich und jung, so wie sie geboren waren.

Es war dies vor allem das Verdienst des Matthias. Zwischen ihm und den beiden Prinzen hatte sich rasch eine gute Knabenfreundschaft angesponnen. Die Zwillinge waren angenehm von Wesen, das Strahlende, Jungmännliche, das von Matthias ausging, wirkte auf sie noch stärker als auf die andern, sie anerkannten neidlos, daß er ihnen überlegen war. Wenn sie mit ihm zusammen waren, dann konnten sie trotz der finstern Ereignisse, die sie hatten durchleben müssen, harmlos sein, ja vergnügt wie früher und die Intrigen und Kämpfe ringsum vergessen. Sie trieben dann mit knabenhaftem Ehrgeiz allerhand Sport, balgten sich, dalberten.

Daß man ihren Freund Matthias verspottete um seiner jüdischen Abstammung willen, focht sie nicht an. Durch ihre Eltern waren sie vertraut mit minäischen Gedankengängen, sie waren gefeit gegen judenfeindliche Einflüsterungen. Daß ihr Vater wegen seiner judaisierenden Neigungen hatte sterben müssen, machte es ihnen zur Ehrenpflicht, für Matthias

einzutreten; sie hingen an ihm mit eifriger Freundschaft.

Dem Matthias gefielen nicht nur seine Kameraden, es steigerte auch sein Selbstgefühl, daß ihm die beiden Prinzen, die nächsten Anverwandten des Kaisers, so ergeben waren. Einmal hörte er, wie ein neu eingetretener ägyptischer Leibeigener der nach ihm fragenden Caecilia die Auskunft gab: »Die drei Prinzen sind beim Fischfang.« Da war ihm vor Stolz, als ob er Flügel hätte.

Den Quintilian verdroß diese Freundschaft. Er hatte von Anfang an Bedenken gehabt, die Prinzen hierher nach Bajae zu lassen in den Dunstkreis der Kaiserin. Es war nicht zu leugnen, daß Lucia in einem hohen Grade römisch war, dennoch störte ihn das meiste, was sie tat, ließ und sagte, und es war ihm unbehaglich, seine Zöglinge so lange in ihrer Nähe zu wissen. Nun also hatten sie sich noch in die Freundschaft mit dem jungen Juden verstrickt. Quintilian, immer bemüht, gerecht zu urteilen, gestand dem Matthias zu, daß an seinem Gehaben nichts war, was gegen römisches Wesen verstoßen hätte. So unterließ er es denn auch, beim Kaiser vorstellig zu werden wegen der Beziehungen seiner Zöglinge zu dem Sohne des Josephus, und beschränkte sich auf leise Mahnungen, die, ohne den Matthias zu beleidigen, von seinen Zöglingen gleichwohl nicht mißverstanden werden konnten.

Es ging also zwischen ihm auf der einen, Lucia und Matthias auf der andern Seite ein beharrlicher Kampf um die Seelen der Zwillinge. Dieser Kampf wurde still geführt, unterirdisch. Einmal indes zeigte sich der Gegensatz offen und vor aller Augen.

Matthias hatte die knabenhafte Freude an der Pfauenfarm, die er auf Lucias Besitz hatte anlegen dürfen, auch auf seine Freunde übertragen. Täglich besuchten die drei das Gehege, sie kannten gut die einzelnen Vögel, sie vergnügten sich damit, dieses oder jenes der Tiere auf die Freitreppe des Hauptgebäudes zu bringen, und sie ergötzten sich an dem Anblick der Vögel, wie sie auf der schönen, weitausladenden Treppe des weißglänzenden Hauses standen und Rad schlugen, als fächelten sie dem besonnten Schlosse Kühlung.

Eines Tages nun, als Senator Ostorius, ein berühmter Fein-

schmecker, bei Lucia zu Gast war, setzte man ihm eine Pastete aus Pfauenfleisch vor. In Abwesenheit Lucias und der Knaben hatten der Haushofmeister und der Koch den unglücklichen Pfauenwärter gezwungen, ihnen sechs der kostbaren und geliebten Tiere herauszugeben. Die Knaben wüteten. Quintilian suchte ihre Erregung auf ein vernünftiges Maß zu dämpfen. Ein Genuß des Gaumens, fand er, stehe einem Genuß des Auges keineswegs nach, und die laute Trauer um die Schlachtung der Vögel, wie sie Matthias und die Knaben bezeigten, sei unrömisch, sei östliche Sentimentalität. Die Knaben schwiegen, aber sie brachten in Anwesenheit Lucias und Josefs die Angelegenheit nochmals zur Sprache. Josef fand, es sei seltsam, daß ein Römer nicht Scheu davor empfinde, das Fleisch eines Pfaus zu essen, eines Vogels, der doch der Göttin Juno heilig sei. Quintilian erklärte, es beweise wenig Sinn für die Realität, wenn man die Bedeutung einer Sache, die Idee einer Sache, mit der Sache selber verwechsle. Das sei so, wie wenn man das Papier eines Buches für etwas Heiliges hielte, weil große Dinge darauf geschrieben seien. Solche Gleichsetzung sei etwas dem sachlichen Römer völlig Fremdes. Quintilian, der große Redner und ausgezeichnete Stilist, blieb in der Debatte dem Josef überlegen, vor allem da es diesem verwehrt war, sich in seiner Muttersprache auszudrücken; er mußte seine Argumente in einer erst später erlernten Sprache verfechten.

Nach diesem Zwischenfall hatte sich Quintilian ernstlich überlegt, ob es nicht doch seine Pflicht sei, den Kaiser zu bitten, seine Zöglinge dem Einfluß des jungen jüdischen Herrn zu entziehen, der ihnen nicht förderlich sei; als er, aufatmend, den Brief des Kaisers erhielt mit der Weisung, sich mit den Prinzen auf dem Palatin einzufinden zum Zwecke der Adoption.

Auch der Lucia bereitete des Kaisers Vorsatz, die Zwillinge zu adoptieren, mehr Freude als Ärger. Zwar war es ihr leid, wenn sie daran dachte, daß die Knaben fortan in der wilden, kalten Luft des Palatin leben sollten, ständig in Gesellschaft des verquerten und römisch rigorosen Domitian. Andernteils freute sie sich ehrlich für die Knaben, daß DDD endlich seinen Entschluß wahr machen und sie so hoch hinaufheben wollte.

Übrigens wird man die Zwillinge auch auf dem Palatin schwerlich ganz von ihr und von Matthias fernhalten können, und sie wird auch weiter ihr möglichstes tun, die Knaben vor dem starren Lateinertum des Quintilian zu schützen. Davon abgesehen aber wird sie vermutlich eine gute Helferin haben. Denn wenn DDD die Kinder der Domitilla zu seinen Nachfolgern bestimmt, dann wird er sich wahrscheinlich auch bereit finden lassen, die Mutter aus der Verbannung zurückzuholen. Lucia liebte Domitilla ganz und gar nicht, im Gegenteile, die kalte Glut, die Verbissenheit der Domitilla war Lucia unangenehm. Doch Lucia war frei vom formalistischen Rechtsgefühl des flavischen Rom, es wollte ihr nicht gefallen, daß man die Meinungsfreiheit des einzelnen derart einschränkte, und sie war empört über die Vergewaltigung der Domitilla. Was eigentlich hatte Domitilla verbrochen? Sie hatte sich mit der Philosophie der Christen befaßt, das war alles. Sie war also verbannt lediglich aus einer willkürlich-heftigen Laune des Kaisers heraus. DDD muß sie zurückrufen, er muß einfach, sie, Lucia, wird ihn dazu bewegen.

Sie fühlte die Kraft in sich, ihn dahin zu bringen. Sie war sehr ehrlich von Wesen und konnte sich schwer verstellen. Sie konnte von DDD nichts erreichen, wenn er ihr zuwider war. Wenn sie sich indes von Wäuchlein angezogen fühlte, dann konnte sie ihm das unbefangen zeigen, und dann vermochte sie alles über ihn. In der letzten Zeit hatte sie sich gegen ihn zugesperrt, sein langes Schweigen hatte in ihr die Furcht reifen lassen, er bereite auf seine langsame und heimtückische Art einen Schlag gegen Josef und gegen Matthias vor. Sein Brief beruhigte sie. Im Grunde hatte sie sein Wesen immer angezogen, seine wilde Starrheit, sein Überstolz, seine verstiegene, verzerrte, verrenkte, überdimensionierte Tatkraft, das alles hatte sie von jeher gelockt. Auch war sie sich bewußt, daß er sie, im Grunde nur sie liebte. Der Brief also wärmte ihr das Herz, sie freute sich darauf, ihn zu sehen.

Mit Eifer bereitete sie ihre Reise nach Alba vor. Voll streitbaren Vergnügens dachte sie an die Auseinandersetzung mit Wäuchlein. Bestimmt wird sie durchsetzen, was sie sich vorgenommen hat. Erreichen will sie, daß den Zwillingen auch

weiterhin der Weg zu ihr und zu Matthias offenbleibt, und erreichen will sie, daß Domitilla von ihrer balearischen Insel zurückgerufen wird.

Die ersten drei Tage ihres neuen Beisammenseins mit DDD in Alba waren ausgefüllt mit den feierlichen Zeremonien der Adoption. Es waren dies vor allem religiöse Feierlichkeiten, und man sah dem Kaiser an, wie tief er sich von ihnen ergreifen ließ. Seine Familie, das war ihm ein heiliger Begriff, der Altar seiner Familiengottheiten, der Herd mit der Ewigen Flamme, der in seinem Atrium stand, das waren ihm keine leeren Symbole, sondern etwas Lebendiges, und daß er jetzt den Göttern seiner Familie junge Wesen zuführen konnte, die sie auch in Zukunft verehren würden, wühlte ihm das Innere auf; denn die Götter werden am Leben erhalten nur durch die Verehrung ihrer Gläubigen. Und er selber, der einmal einer dieser Götter seines Hauses sein wird, sicherte sich seine eigene Fortdauer nur dadurch, daß er die Verehrung seines Hausaltars sicherte. Diese Feier also war ihm etwas Lebenswichtiges, durch sie kam er in neue, lebendige Berührung mit seinen göttlichen Vätern. Die Worte der uralten, heiligen Formeln hatten ihm einen tiefen Sinn, und es war ihm kein leerer Rechtsakt, sondern greifbarer Ernst, als er die Knaben in seinen väterlichen Schutz nahm und ihnen ihre neuen Namen gab: Vespasian und Domitian. Er hatte damit die beiden Jünglinge verändert, sie zu neuen Wesen umgeschaffen. Er und sie hatten jetzt Verantwortungen und Verpflichtungen voreinander, eine unzerreißbare Kette band sie.

Er spürte vom ersten Augenblick an, daß Lucia freundwillig zu ihm gekommen war. Aber pedantisch, wie er war, schob er es auf später auf, sich mit ihr zu beschäftigen und seine Beziehungen zu ihr zu klären. Jetzt, in diesen Tagen der Adoption, waren seine Gedanken und Gefühle ausgefüllt mit ernsten, bedeutungsvollen, gleichnishaften Handlungen, die ihm keine Zeit frei ließen für anderes. Es waren glückliche, erhebende Tage, seine neuen Söhne, die jungen Löwen, gefielen ihm, das einzige, was ihn an ihnen störte, war die Wahrnehmung, wie sehr sie verbunden waren mit dem jüngsten Adjutanten der Kaiserin, mit Flavius Matthias.

Dann, nachdem die offiziellen Feierlichkeiten zu Ende gegangen und die zahlreichen Gäste abgereist waren, gab Domitian eine Familientafel. Anwesend waren außer den Zwillingen und ihrem Hofmeister nur Lucia und Matthias.

Der Kaiser fand natürlich, das richtigste wäre es, das Band zwischen seinen neuen Söhnen und dem jungen Juden sogleich und für immer zu zerschneiden. Warum er es nicht so hielt, warum er vielmehr Matthias sogar diesem vertrauten Kreise beigesellte, hätte er nicht genau angeben können. Sich selber sagte er, er tue es, um dem Sohn des Josephus einmal gründlich auf den Zahn zu fühlen; denn er hat nicht umhinkönnen, auf den ersten Blick zu erkennen, daß von dem Knaben viel Glanz ausging und große Magie und daß es also nicht ganz leicht sein werde, sein Bild in der Brust der Zwillinge auszulöschen. Wenn ihm das gelingen sollte, dann mußte er zuerst einmal diesen jungen Menschen gut studieren. Dann aber – doch diese weiteren Gründe gestand er sich nicht recht ein – zog er den Matthias auch deshalb bei, weil er nicht von vornherein Lucia und die Knaben verstimmen wollte. Vor allem aber geschah es aus List. Er wollte Matthias und den hinter ihm stehenden Gott Jahve in Sicherheit wiegen; denn soviel war klar: es war ein Trick des Gottes Jahve, daß er gerade diesen, mit soviel Reizen ausgestatteten jungen Menschen jenen beiden über den Weg geschickt hatte, die er, der Erzpriester Roms, zu den künftigen Herrschern des Reichs bestimmt hatte.

Matthias war während dieses Mahles an der Tafel des Domitian erfüllt von einem hohen Glück. In ihm standen Erinnerungen auf an Worte, die ihm seine Mutter oft gesagt hatte, wenn sie den Josef rühmte: er sei der Tischgenosse dreier Kaiser. Jetzt war er, Matthias, Tischgenosse dreier Kaiser, er, dem das Mädchen Caecilia gesagt hatte, er gehöre aufs rechte Tiberufer und werde als Hausierer enden.

Des Matthias Glück machte ihn noch strahlender als sonst. Er wirkte durch sein bloßes Wesen, durch sein lebendiges Gesicht, durch seine Bewegungen; seine junge und doch so männliche Stimme gewann alle, sowie er nur den Mund auftat. Der Kaiser wandte sich an ihn mehr als an die andern. Es waren aber in Domitian, während er mit dem jungen Günstling

seiner Lucia sprach, Gefühle und Gedanken von mancherlei Art. Er fand Wohlgefallen an der natürlichen Anmut des Matthias, er hatte an ihm das gleiche Vergnügen wie etwa an der täppischen Possierlichkeit junger wilder Tiere in seinen Käfigen. Da er ein guter Beobachter war, entging es ihm auch nicht, wie sehr der Junge an Lucia hing, und er spürte ein bewußt lächerliches, doch darum nicht minder starkes Triumphgefühl bei dem Gedanken, daß er, Domitian, mit dieser Lucia schlief und nicht der junge, liebenswerte Schützling des Gottes Jahve.

Quintilian legte es darauf an, dem Kaiser die lateinische Bildung seiner Zöglinge vorzuführen. Die jungen Prinzen hielten sich wacker, ohne besondere Fähigkeiten an den Tag zu legen. Auch Matthias zeigte keinerlei Eigenheit, aber er brachte, was er zu sagen hatte, auf bescheidene und angenehme Art vor und bewies, daß er durchtränkt war von römischer Bildung. »Eines klugen Vaters kluger Sohn«, anerkannte Domitian. Die Zwillinge übrigens verhehlten auch bei Tafel nicht, daß sie zu Matthias als zu einem überlegenen, begnadeten Wesen aufschauten, und das war für den Kaiser eine Art grimmiger Bestätigung. So war also seine Furcht begründet: der fremde Gott Jahve bediente sich mit tiefer List dieses Matthias, um sich wurmgleich in die Seelen der Jünglinge einzugraben.

Dann endlich nach aufgehobener Tafel war Lucia mit dem Kaiser allein. Sie waren in seinem Arbeitskabinett, das er mit dem spiegelnden Metall hatte verkleiden lassen. Sie sah es zum erstenmal. »Was hast du da für scheußliche Spiegel?« fragte sie. »Es ist«, erwiderte er, »damit ich auch über dem Rücken Augen habe. Ich habe viele Feinde.« Er schwieg ein wenig, dann fuhr er fort: »Aber jetzt habe ich vorgesorgt. Wenn mir etwas zustößt, dann sind jetzt wenigstens die jungen Löwen da. Ich freue mich, daß ich die Knaben adoptiert habe. Es gehörte Entschluß dazu, die Hoffnung auf Kinder von dir aufzugeben. Aber ich fühle mich leichter, seitdem ich weiß, daß mein Herd nicht erlöschen wird.« – »Du hast recht«, sagte verständig Lucia. »Aber«, stieß sie geradewegs vor, »was mich stört, ist der Gedanke an Domitilla. Ich mag sie nicht, die dürre, pretiöse Frau, aber schließlich ist sie es, die die beiden gebo-

ren hat. Es gefällt mir nicht, sie auf der wüsten Insel im balearischen Meer zu wissen, während du ihre Söhne zu den Herrschern Roms erziehen willst.«

Domitians Mißtrauen war sogleich rege geworden. Aha, sie wollte eine Bundesgenossin haben, um die Zwillinge für sich zu gewinnen. Er hatte Lust, scharf zu erwidern, doch sie gefiel ihm sehr, und er hielt an sich. »Ich will versuchen, meine Lucia«, begann er, »Ihnen die Gründe darzulegen, aus denen ich Domitilla fernhalten muß. Ich habe nichts gegen sie. Clemens und Sabin waren mir verhaßt, ich fand ihre Trägheit, ihre Lässigkeit, ihr ganzes Gehabe unrömisch, widerwärtig. Mit Domitilla ist es ein anderes. Sie ist eine Frau, niemand verlangt von ihr, daß sie sich im Staatsdienst betätige, auch hat sie etwas Zähes, Kräftiges, was mir eher zusagt. Aber es hat sich nun leider einmal in ihrem verquerten Kopf dieser Aberglaube der Minäer festgesetzt. An sich ist es vollkommen gleichgültig, was Flavia Domitilla glaubt oder nicht glaubt, und ich könnte es hingehen lassen. Aber es geht um die Knaben. Diese Knaben sollen unterrichtet werden von dem Hofmeister, den ich ihnen bestimmt habe, und von niemand sonst. Ich will nicht, daß Domitilla in ihrer Nähe sei. Ich will nicht, daß die harten, klaren Lehren, die mein Quintilian den Knaben beibringt, aufgeweicht und getrübt werden durch das alberne, weibische, abergläubische Gerede über den gekreuzigten Gott. Alles an dieser Lehre, der nun einmal Domitilla leider anhängt, ihre Weltabgewandtheit, ihre Wirklichkeitsfremdheit, ihre Indolenz gegen den Staat, das alles ist gefährlich für so junge Menschen.«

Lucia beschloß, den Kampf aufzunehmen, zum Angriff vorzugehen. Das kühne, helle Gesicht geradezu drohend auf ihn gerichtet, fragte sie: »Und halten Sie es auch für eine Gefahr, wenn die Knaben mit mir verkehren?« Der Kaiser zögerte. Er hätte ja sagen müssen, es wäre seine Pflicht vor Jupiter und Rom gewesen, ja zu sagen. Aber das nahe Antlitz der Frau, die er liebte, verwirrte ihn, er schwankte. Er suchte ihr Gesicht zu vermeiden, er kehrte den Blick ab, doch in dem spiegelnden Metall ringsum begegnete ihm ihr Gesicht immer wieder. Lucia, sein Zögern wahrnehmend, fuhr fort: »Daß ich's Ihnen

offen gestehe, ich finde Ihren Quintilian reichlich ledern. Ich halte es für sehr notwendig, daß ab und zu ein frischerer Wind um die Knaben weht.« Domitian hatte sich eine Antwort zurechtgelegt. »Selbstverständlich«, sagte er galant, »habe ich nichts dagegen, daß auch meine jungen Löwen sich Ihrer Nähe erfreuen, meine Lucia. Aber nicht wünsche ich, daß etwa Ihr Matthias sie mit seinen Überzeugungen anstecke oder gar der Jude Josephus mit seinem sentimentalen Gewäsch über die Lasterhaftigkeit des Genusses von Pfauenpastete.«

Lucia ärgerte sich, daß also der stolze Römer Quintilian nicht Würde genug hatte, den Mund zu halten, sondern Matthias und seinen Vater sogleich verpetzen mußte, als wäre er ein Spitzel des Norban. Aber sie nahm die Worte DDDs als Zugeständnis, zumindest wird er den Zwillingen den Umgang mit ihr selber nicht verwehren. »Es ist freundlich von dir«, anerkannte sie, »daß du wenigstens mir nicht vorschreiben willst, wen ich sehen darf und wen nicht.« Weiter aber beharrte sie nicht auf diesem heiklen Gegenstand, sondern sie trat nah an ihn heran, strich ihm über das spärliche Haar und sagte: »Ich muß dir ein Kompliment machen, Wäuchlein. Du hast nicht verloren dadurch, daß ich dich längere Zeit nicht sah, im Gegenteil, du bist erfreulicher, als ich dich in Erinnerung hatte.« Domitian hatte sich gesehnt nach ihrer Berührung; er mußte an sich halten, um nicht heftiger zu atmen. Sie schmeichelt mir, dachte er, sie tut mir schön, ich muß fest bleiben, ich darf mich nicht herumkriegen lassen. »Ich danke Ihnen«, sagte er etwas steif.

Lucia, von ihm ablassend, wurde sachlich. Sie dachte laut nach: »Gibt es denn kein andres Mittel, den Knaben diese Lehre fernzuhalten als die Verbannung ihrer Mutter? Lenkt man nicht gerade durch so drastische Maßnahmen das Augenmerk der Zwillinge ständig auf die Schuld der Mutter, also gerade auf das, was man ihnen fernhalten möchte, und von alledem abgesehen, wird es nicht der Stadt und dem Reich befremdlich erscheinen, daß man die Zwillinge so erhöht, die Mutter aber weiter auf ihrer balearischen Insel beläßt? Tut das nicht dem Ansehen Ihrer jungen Löwen Eintrag? Und verbiegt es nicht die Seelen der Knaben, die Sie doch gerade

haben wollen?« »Ich hätte nie vermutet«, sagte bösartig der Kaiser, »daß Domitilla in Ihnen eine so warme Freundin hat.« – »Domitilla ist mir vollkommen gleichgültig!« wiederholte heftig Lucia. Doch sogleich hatte sie sich wieder in der Gewalt und änderte Wesen und Stimme. »Es ist allein um Ihretwillen, Wäuchlein«, sagte sie, »daß ich Ihnen rate, Domitilla zu begnadigen. Sie haben sich auch«, scherzte sie, »lange bitten lassen, ehe Sie mich aus der Verbannung zurückriefen. Und haben Sie es bereut? Treten Sie sich nicht selber zu nahe!« bat sie. »Sie haben die Knaben adoptiert, das ist großartig. Aber wenn Sie Ihre Tat nicht ergänzen durch die Rückberufung der Domitilla, bringen Sie sie um ihre Wirkung. Niemand weiß besser als ich, wie oft und sehr Sie verkannt werden. Verhüten Sie es, daß Ihre Verdienste um die Zwillinge mißdeutet werden durch den Gedanken an die Mutter! Rufen Sie Domitilla zurück!«

Domitian vermied es, ihr zu antworten. Mit seinen kurzsichtigen Augen schaute er sie auf und ab, und: »Sie sind sehr schön«, sagte er, »wenn Sie sich für eine Sache ereifern.« Lucia indes ließ ihn nicht. »Begreifen Sie«, sagte sie leise, mit dringlicher, zutunlicher Stimme, »daß ich mich Ihrethalb ereifere?« Wieder war sie ganz nahe an ihm, und, den Arm um seine Schulter, bat sie: »Wollen Sie nicht Domitilla zurückrufen?«

»Ich will es überlegen«, wich Domitian unbehaglich aus. »Ich verspreche Ihnen, die Sache ernsthaft mit Quintilian zu überlegen.« – »Mit dem Ledernen«, tat Lucia den großen Stilisten unmutig ab. »Überlegen Sie es mit mir!« bedrängte sie ihn. »Aber nicht hier! Hier, zwischen Ihren scheußlichen Spiegeln kann man ja nicht denken. Kommen Sie zu mir! Schlafen Sie bei mir und überlegen Sie sich's!« Und sie entfernte sich, ohne ihm Zeit zu einer Antwort zu lassen.

Er beschloß, sie vergebens warten zu lassen. Nein, er wird nicht kommen. Sie will Bezahlung von ihm dafür, daß sie sich von ihm beschlafen läßt. Nein, meine Liebe, das denn doch nicht! Er pfeift vor sich hin, ein Couplet, das zur Zeit im Schwang ist. »Auch ein Kahlkopf kann ein schönes Mädchen haben, / Wenn er Geld genug dafür bezahlt.« Norban hat daran gedacht, das Couplet zu verbieten, aber das hat er nicht zugelassen. Nein, er wird nicht zu Lucia gehen.

Eine halbe Stunde später war er bei ihr.

Doch selbst im Bett konnte sie von ihm nur ein verklausuliertes Versprechen erhalten. Wenn Domitilla keinen Versuch macht, sich in die Erziehung der Knaben einzumischen, dann, das sicherte er ihr zu, werde er sie zurückrufen.

Im übrigen hatte Lucia, als sie mit ihm schlief, das Gefühl, den Josef mit ihm zu betrügen, wiewohl oder vielleicht gerade weil sie sich des Josef enthielt. Zum erstenmal in ihrem Leben spürte sie dergleichen. War es der Einfluß des Josef? Das also war die »Sünde«, von der sie soviel gehört hatte. Beinahe freute sie sich, nun also auch diese Dinge, Gewissen, Sünde, kennengelernt zu haben.

Als Lucia nach Bajae zurückgekehrt war, schloß sich der Kaiser in sein Arbeitskabinett ein, um zu überdenken, was er nun gesichert und was er preisgegeben habe.

Er hat sie jetzt in seiner Hut, seine neuen Söhne, welche seine Familie fortsetzen und seinen römischen Gedanken für die Zukunft wahren sollen. Aber ganz gesichert hat er sie noch nicht vor dem Gift Jahves. Er hätte Lucia dieses Versprechen nicht geben dürfen, Domitilla zurückzurufen. Wenigstens hat er Besinnung genug gewahrt, sich Frist zu lassen. Er wird sein Versprechen halten, er steht, der Erzpriester, Eidschützer, zu seinem Wort. Aber erst muß Domitilla sich bewähren. Erst muß sie beweisen, daß sie Ruhe hält, daß sie sich nicht einmischt in die Erziehung seiner jungen Löwen. Das dauert seine Zeit.

Lucia hat Bezahlung gefordert, er hat sie bezahlt für ihre Umarmung, das war schwach und schamlos. »Auch ein Kahlkopf kann ein schönes Mädchen haben, / Wenn er Geld genug dafür bezahlt.« Ingrimmig pfeift er es vor sich hin. Aber trotzdem: Lucia liebte ihn, das war keine Frage. Wenn er an das Feuer dachte, mit dem ihre Umarmungen ihn erfüllt hatten, dann schienen ihm alle andern Frauen talentlose Huren. Lucia aber war lebendig, sie war ein glühender Mensch, sie war die Frau, die zu ihm, dem Gott, gehörte, und sie liebte ihn.

Doch wenn sie auch römisch war durch und durch, ganz heil und unberührt hatte sie sich nicht halten können. Etwas von dem Gift dieses Jahve stak auch in ihr. Wiewohl sie ver-

mutlich lachte über das meiste, was dieser Jude Josef und sein Sohn ihr einzuflüstern suchten, ihnen ihr Ohr ganz zu verschließen, hatte sie nicht vermocht. Jahve, dieser schlaue, tückische, rachsüchtige Gott, hatte sich aber auch Gesandte ausgesucht, wie sie sich besser nicht denken ließen. Dieser Knabe Matthias! Domitian sah ihn im Geiste vor sich, die brennenden, fliegenden und dennoch heitern und unschuldigen Augen, er hörte seine junge, tiefe Stimme. Wenn er, Domitian, ein Knabe wäre, er selber hätte sich diesem Matthias nicht entziehen können. Geschweige denn die Zwillinge.

Kein einziges Mal zwar, seitdem sie jetzt mit ihm zusammenleben, haben sie ihm von Matthias gesprochen. Aber Domitian ist argwöhnisch; wahrscheinlich hat Lucia ihnen eingeschärft, sie sollten den Namen des Matthias vorläufig nicht erwähnen. Sie rechnet wohl damit, daß sie, erst wieder in der Nähe, die Bande schon werde neu knüpfen können zwischen seinen jungen Löwen und ihrem jungen Juden.

Lucia hängt sehr an ihm, an diesem ihrem Adjutanten Flavius Matthias. Nicht als ob in dieser Neigung irgend etwas wäre von verbrecherischer Leidenschaft. Der Kaiser hat scharf beobachtet. Es ist einfach der Glanz des Jünglings, der Lucia anzieht, sie spürt für ihn die Zärtlichkeit einer Mutter, einer ältern Schwester.

Wie aber steht es zwischen ihr und Josef? Unsinn! Josef ist ein ausgemergelter, abgetakelter Mann an der Schwelle des Alters. Es ist lächerlich, unsinnig, unvorstellbar, daß Lucia, die römische Kaiserin, sich aus den Armen eines Domitian in die Arme dieses Juden stürzen sollte. Nichts ist zwischen Lucia und diesem Josef als die etwas sentimentale und versnobte Freundschaft einer gebildeten Dame zu einem berühmten Schriftsteller.

Hier ist Enthaltsamkeit, Enthaltsamkeit von ihr zu ihm und von ihm zu ihr. Er selber aber, Domitian, hat nicht widerstehen können, er ist vor Lucia schwach geworden durch Gier, durch Sinnenlust. Er hat sich von seiner Frau, der Kaiserin, der Römerin, der Hure, das Versprechen ablisten lassen, Domitilla zurückzurufen. Er hat sich versündigt gegen seine neuen Söhne, er hat seine Pflicht gegen Jupiter und die Götter seines

Hauses verabsäumt. Er muß es gutmachen. Er muß den Feind und seine Brut aus dem Weg räumen, den Josef, der es gewagt hat, ihn zu verhöhnen, ihm die Verse vom Mut ins Gesicht zu schleudern, und diesen Matthias, den Davidssprossen, den Anwärter auf die Weltherrschaft, den Schützling des östlichen Gottes.

Freilich, seitdem er den Jungen an seinem Tisch gehabt hat, scheint ihm diese Aufgabe noch schwerer. Er muß den Jungen beseitigen, doch wie soll er das anstellen, ohne den berechtigten Groll des östlichen Gottes auf sich herabzuziehen?

Um diese Zeit suchte Messalin den Kaiser auf, der einzige, der ihm geblieben war, der einzige, bei dem er sich noch Ohr und Herz leihen konnte für seine Sorgen.

Es war der erste ganz heiße Tag. Südwind war und schwüle Luft; ganz aussperren ließ sich die Schwüle nicht einmal aus dem verdunkelten, mit Kunst gekühlten Gemach, in welchem Domitian den Messalin empfing. Schwer drangen die Gerüche des Gartens herein, ein Springbrunnen plätscherte, gleichmäßig und sänftigend begleitete sein Geräusch das Gespräch der Männer.

Der Kaiser kam zurück auf seine Begegnung mit den Davidssprossen; er sprach von Einzelheiten dieser Begegnung mit ironischem Wohlwollen. »Die Juden«, schloß er, »können nicht viel Ehre einlegen mit ihren Prätendenten. Kannst du dir zum Beispiel vorstellen, daß so ein alter, ausgedörrter Schriftsteller wie unser Josephus als Messias gute Figur machen würde? Ein Mensch, der nicht einmal ordentlich Griechisch kann?«

In das stille Plätschern des Springbrunnens hinein klang die sanfte Stimme des Blinden: »Allein dieser Josephus soll einen Sohn haben, gut anzuschauen und auch innerlich wohlgebildet.«

Es erschreckte den Kaiser, daß also auch in dem andern, wenn nur die Rede auf diesen Gegenstand kam, sogleich die nämlichen sorgenvollen Gedanken auftauchten wie in ihm selber. »Er ist ein hübscher Junge, der Knabe Matthias«, gab er zu, zögernd. Mit einer kleinen Angst wartete er auf die Antwort des Messalin. Eine kurze Weile, ihn aber dünkte sie lang, war nichts im Raum als der gleichmäßige Fall der Wasserstrah-

len. Dann endlich, in seiner wohlabgewogenen, höflichen Art, sagte Messalin: »Der Himmel hat mir das Augenlicht genommen. Der Herr und Gott Domitian aber hat gute Augen, und er kann beurteilen, ob dieser Knabe Matthias Anmut genug hat, um, da er ein Sproß jenes David ist, die Ruhe und Sicherheit der Provinz Judäa zu gefährden.«

»Du sprichst von Dingen«, erwiderte der Kaiser und dämpfte seine schrille Stimme so, daß sie beinahe übertönt wurde von dem Springbrunnen, »die anzurühren nicht unbedenklich ist.« Er setzte an, er schluckte, dann entschloß er sich und teilte dem andern sein Geheimnis mit. »Ich habe mit dem Gott Jahve eine Art Waffenstillstand geschlossen«, flüsterte er. »Ich will nicht eingreifen in seine Entscheidungen. Ich will ihn nicht reizen«, und, lauter, fast großartig: »Es soll niemand deshalb gefährdet sein, weil er dem Gotte Jahve angenehm und von ihm ausersehen sein könnte.« Da war es also heraus; sein Herz schlug so, daß er sorgte, der andere würde es trotz des Springbrunnens hören. Ob Messalin ihn verstanden hat? Er fürchtete sich davor, er sehnte sich danach. Gespannt wartete er auf die Antwort des Blinden.

Da kam sie. »Die Gedanken des Herrn und Gottes Domitian«, sagte er ehrerbietig und dennoch sehr gleichmütig, »sind so erhaben, daß ein Sterblicher sie nie ganz begreifen, daß er sie höchstens ahnen kann. Wir sehen nur Flavius Josephus und Flavius Matthias, Menschen aus Fleisch und Blut. Der Gott Domitian erkennt, was hinter ihnen steht.«

Es hatte den Domitian verdrossen, daß ihn Norban durchschaute; daß ihn Messalin begriff, war ihm eine Genugtuung. Der Blinde war ein fast ebenbürtiger Geist. Auf wie feine Art hatte er in Worte gefaßt, was er, Domitian, spürte. Ja, die Ahnung des Blinden kam nah heran an seine eigene, hohe, den übrigen verborgene Wirklichkeit. »Du bist sehr weise, mein Messalin«, sagte er, und jetzt klang seine Stimme laut und befreit, »und du bist mein Freund. Im Grunde bist du mein einziger Freund. Vielleicht ist es deshalb, daß du so weise bist. Genauso, wie du es gesagt hast, liegen die Dinge. Es sind leider keine Menschen, gegen die ich zu kämpfen habe, es ist der Gott. Stünde nicht der Gott hinter ihnen, mit dem Hauch

meines Mundes bliese ich sie weg. Da du mich so gut begriffen hast, mein Messalin, so begreifst du bestimmt auch dies. Denke nach darüber, denke gut nach und gib mir einen Rat!«

Wieder war eine lange Weile nichts im Raum als der Springbrunnen. Erregt wartete Domitian, voller Zuversicht. Er war gewiß, der Gute, Getreue wird ihm einen Rat wissen. Da begann denn auch Messalin zu sprechen. Sehr behutsam führte er aus: »Er ist ein Davidssproß und also dein Gegner. Du aber schonst ihn und hassest ihn nicht an, weil er als Davidssproß ein Schützling des Gottes Jahve ist und du nichts zu tun haben willst mit diesem Gotte Jahve. Hab ich die Weisheit meines Herrn und Gottes recht begriffen?« – »Du hast es«, erwiderte Domitian. »Wie aber«, fuhr Messalin fort, »wenn der Davidssproß Handlungen unternähme gegen die Sicherheit des Kaisers oder des Reichs? Würdest du ihn auch dann schonen, Kaiser Domitian, bloß weil er ein Davidssproß ist?« Der Kaiser hatte scharf aufgemerkt. »Du meinst, dann könnte ich ihn bestrafen?« fragte er. »Das Verbrechen«, antwortete Messalin, »daß er ein Davidssproß ist, kannst du nicht bestrafen, denn es ist ein Verbrechen des Gottes Jahve, mit dem du keinen Streit haben willst. Aber jedes andere Verbrechen des Josephus oder des Matthias könntest du bestrafen, denn es wäre das Verbrechen eines Menschen und ginge deinen Streit mit dem Gotte Jahve nichts an. Das ist die Meinung eines gemeinen Sterblichen«, fügte er ehrerbietig hinzu. »Es steht bei dem Gotte Domitian, darüber zu befinden, ob sie schlüssig ist oder nicht.«

»Dem Jahve bin ich es schuldig«, rekapitulierte heiser Domitian, »seinen Davidssprößlingen ihre Existenz hingehen zu lassen. Dem Jupiter aber bin ich es schuldig, diejenigen zu bestrafen, die sich gegen ihn und gegen mich vergehen. Du bist sehr klug, mein Messalin. Du hast ausgesprochen, was ich selber schon gedacht habe.«

Der Blinde hielt den Kopf sehr weit vorgeneigt, um die Worte des Kaisers einzutrinken. Eine fast wollüstige Erregung war in ihm. Das ist ein Meisterstück, das er da vollbringt. Man kann blind sein und dennoch ganz genau sehen, welche Schleuse man öffnen muß, damit eine große Flut entfesselt

werde. Domitian hat seine Worte in sich aufgenommen. Jetzt wird über eine Reihe von Menschen eine große Flut Unheils hereinbrechen, und er selber in seiner Dunkelheit wird sich daran freuen, daß er es war, der das alles gemacht hat. »Ich danke dem Herrn und Gott Domitian«, sagte er ehrfürchtig, »daß er mich hat hineinschauen lassen in das tiefe und vielfältige Getriebe seiner weisen und maßvollen Gedanken.«

»Du bist ein ebenso weiser wie treuer Mann, mein Messalm«, erwiderte Domitian. »Du bist es wert, die Faust zu meinen Gedanken zu sein.« Und er entließ ihn in großer Huld.

Als der Abend herabsank und es kühler wurde, stand der Kaiser vor seinen Tierkäfigen. Herrlich wäre es, wenn der Knabe Matthias schuldig würde! Herrlich wäre es, wenn er, Domitian, Anlaß hätte, den Knaben zu bestrafen! Herrlich wäre es, wenn der Knabe nicht mehr in der Welt wäre! Die Erinnerung an die tiefe Stimme des Knaben peinigte den Kaiser mehr als je die Erinnerung an die schmetternde Stimme seines Bruders Titus.

Es wäre ein schwerer Schlag für den Juden Josephus, wenn er diesen seinen begnadeten Sohn verlöre. Er wird zu Lucia laufen, er wird heulen und jammern. Der Kaiser Domitian stellte sich vor, wie der Jude Josef heulen und jammern wird, es war keine unangenehme Vorstellung. Herrlich war es, daß geschickte Hände am Werk waren, ein Netz zu spinnen für diesen hübschen und wohlgebildeten Knaben Matthias, den Davidssprossen!

Der Kaiser sah, daß die Tiere unter der Hitze litten, und ordnete an, man solle ihnen Wasser bringen.

Bald darauf geschah es, daß Lucia ihren Adjutanten Matthias mit einer Sendung beauftragte, die ihm viel Freude machte.

Die Stadt Massilia, deren Schutzherrin Lucia war, hatte ihr ausgesucht schönen, edel gearbeiteten Korallenschmuck übersandt, und die Kaiserin wünschte, der Stadt ein würdiges Gegengeschenk zu machen. Matthias sollte dieses Geschenk überbringen und bei dieser Gelegenheit noch einige kleinere Aufträge ausführen, die man nur von Vertrauten erledigen ließ. Er sollte versuchen, den alten Charmis, den Augenarzt

der Kaiserin, der infolge seines hohen Alters die Reise nach Bajae scheute, zu bewegen, nun doch nach Bajae zu kommen. Dann sollte Matthias Lucia gewisse Kosmetiken beschaffen, die man nur in Massilia in der Qualität herstellte, die die Kaiserin wünschte. Schließlich noch gab sie ihm ein Schreiben mit, das er in Massilia einem Vertrauten übergeben sollte, damit dieser es übers balearische Meer weiterbefördere.

Matthias war glücklich und kam sich sehr wichtig vor. Vor allem freute es ihn, daß die Reise zur See stattfinden sollte, und auf Lucias Privatjacht »Blaue Möwe«. Da Lucia daran lag, daß ihr Auftrag in Eile erledigt werde, beschränkte sich Matthias darauf, von seinem Vater brieflich Abschied zu nehmen; Josef war, um nicht durch einen überlangen Aufenthalt in Bajae Aufsehen zu erregen, nach Rom zurückgekehrt. Des Vaters Antwortschreiben erreichte den Matthias gerade noch, bevor die Jacht in See ging. Josef bat ihn, sich in Massilia umzuschauen nach einem möglichst guten und getreuen Exemplar der »Seekunde« des Pytheas von Massilia, die gewöhnlich nur in verderbten Abschriften aufzutreiben war.

Konnte er seinen Vater nicht mehr sehen, so erlaubte ihm doch ein freundlicher Zufall, sich von dem Mädchen Caecilia zu verabschieden. Matthias hatte Caecilia eine lange Weile nicht gesehen. Sie geradezu zu suchen, hätte er sich ein wenig vor sich selber geschämt; immerhin hatte er sich oft an jenen Orten herumgetrieben, wo er sie hätte treffen können, sie hatte übrigens das gleiche getan. Auf alle Fälle strahlten beider Gesichter auf, als sie am Tage, bevor er abreisen sollte, nun wirklich aufeinander stießen.

Caecilia gab sich spitz und ein wenig höhnisch wie immer. »Da haben Sie also einen ehrenvollen Auftrag, mein Matthias«, sagte sie. »Sie sollen der Herrin Lucia Parfüms beschaffen. Aber ich nehme an, das würde ihr leibeigener Friseur auch zustande bringen, und vielleicht besser als Sie.« Matthias schaute dem hübschen Mädchen freundlich in das glatte Gesicht und sagte gelassen: »Warum reden Sie eigentlich solchen Unsinn, Caecilia? Sie wissen doch sehr gut, daß ich natürlich nicht nur wegen der Parfüms nach Massilia gehe.« – »Es sollte mich wundern«, beharrte streitbar Caecilia, »wenn

es wirklich um Wichtigeres ginge. Denn Sie haben einiges gelernt von Ihren Pfauen und pflegen ziemlich laut zu sein, wenn Sie Ihren Glanz zeigen können.« Matthias, immer mit der gleichen Gelassenheit, antwortete: »Muß ich wirklich vor Ihnen prahlen, Caecilia? Muß ich mich wirklich vor Ihnen dessen rühmen, daß mich die Kaiserin gern sieht?« Er ging näher an sie heran; mit seinen jungen, tiefen, unschuldigen Augen schaute er ihr dringlich ins Gesicht, und: »Wenn ich der Niemand wäre«, sagte er, »als den Sie mich so gern hinstellen, würden dann Sie selber so häufig mit mir zusammen sein? Lassen Sie uns ernsthaft reden, Caecilia. Mein Geschäft in Massilia, so unbedeutend es sein mag, wird mich eine gute Weile von Ihnen fernhalten. Lassen Sie mich das Bild einer Caecilia mitnehmen, wie sie in ihren besten Stunden ist.« Und, ganz nah an ihr, die tiefe Stimme dämpfend und doch voll heißen Überschwangs, ließ er es aus sich herausbrechen: »Caecilia, du bist herrlich! Was für ein liebenswertes Gesicht du hast, wenn du es nicht ins Höhnische und Boshafte verzerrst!« Caecilia spielte die Ungläubige. »Das sind ja alles nur Worte«, sagte sie kokett. »Du liebst ja doch nur sie, die Kaiserin.« – »Wer müßte sie nicht lieben«, gab Matthias zu. »Aber was hat das zu tun mit uns beiden? Die Kaiserin verehre ich, ich liebe sie, wie ich meinen Vater liebe. Das heißt«, verbesserte er sich ehrlich, »ganz so ist es nicht. Aber ähnlich ist es. Dich, Caecilia ...« – »Ich weiß schon«, unterbrach ihn eifersüchtig, etwas töricht Caecilia, »mich verehrst du nicht. Über mich machst du dich lustig. Ich bin ein kleines, dummes Mädchen. Ihr Juden seid ja alle so stolz und eingebildet. Bettelstolz seid ihr.«

»Reden wir jetzt nicht von Juden und Römern!« bat Matthias. »Bitte, bitte, Caecilia.« Er nahm ihre Hand, eine weiße, kindliche Hand, er küßte die Hand, küßte ihren bloßen Arm. Sie wehrte sich, aber er ließ nicht ab, er war viel größer als sie, er umfaßte sie, beinahe hob er sie hoch, sie sträubte sich, aber dann, ganz plötzlich, wurde sie schlaff und erwiderte seine Küsse. »Geh jetzt nicht fort, Matthias!« bat sie mit einer kleinen, zerdrückten Stimme. »Laß einen andern die Parfüms holen! Schick einen andern Juden!« – »Ach Caecilia!« war alles, was Matthias erwiderte, und er umfaßte sie heftiger,

begehrlicher. Erst ließ sie es zu, dann, mit einem, entzog sie sich ihm. »Wenn du zurück bist«, versprach sie, und: »Komm bald zurück!« drängte sie.

Kurze Zeit darauf ließ sich Messalin von neuem in Alba melden. Er überbrachte dem Kaiser die Abschrift eines Briefes.

Es lautete aber der Brief folgendermaßen: »Lucia an ihre Domitilla. Sie werden, meine Teure, gehört haben von dem Glück, das Ihren liebenswerten Söhnen widerfahren ist. Vielleicht aber werden Sie, daran denkend, daß die Knaben nun ausschließlich auf dem Palatin und in Alba zu Hause sein werden, über dieses Ereignis keine ganz reine Freude empfunden haben. Ich schreibe Ihnen, um Sie von dieser Sorge zu befreien. Ich versprach Ihnen seinerzeit, daß Ihre Knaben nicht allzu lateinisch werden sollen, und ich werde alles tun, was ich kann, um zu verhüten, daß ihre Herzen in der strengen Luft des Palatin eintrocknen. Im übrigen, meine Domitilla, hoffe ich mit Grund, daß nach der Adoption der Knaben Sie selber bald zurückberufen werden. Nur bitte ich Sie um *eines:* unterlassen Sie jeden Versuch, von Ihrer Insel aus auf das Schicksal der Knaben einzuwirken! Halten Sie sich vielmehr, Liebe, vollkommen still, sorgen Sie sich nicht um Ihre Söhne, auch wenn sie jetzt Vespasian und Domitian heißen! Vertrauen Sie Ihrer Lucia und leben Sie wohl!«

Der Kaiser las den Brief langsam und genau. Ein ungeheurer Grimm faßte ihn. Er war erzürnt nicht etwa deshalb, weil Lucia hinter seinem Rücken mit Domitilla zettelte, das hatte er nicht anders erwartet, ja vielleicht hatte er's gewünscht. Was ihn empörte, das war vielmehr jener Satz von den »Herzen, die in der strengen Luft des Palatin eintrocknen«. Das wagte Lucia zu schreiben, sie, die ihn kannte. Das wagte Lucia zu schreiben nach den Nächten, die sie mit ihm verbracht hatte.

Er las den Brief mehrere Male. »Hat der Herr und Gott Domitian das Schriftstück gelesen?« fragte schließlich mit seiner sanften, gelassenen Stimme der Blinde. Der Kaiser, in kalter Wut, fragte zurück: »Warum hast du mir den Wisch gebracht? Willst du Lucia bei mir anschwärzen? Wagst du es zu behaupten, das, was auf diesem dreckigen Papier steht,

seien Worte meiner Lucia?« – »Ich habe«, erwiderte mit seiner gleichmäßigen Stimme Messalin, »Eurer Majestät diese Briefabschrift nicht gebracht, weil ich die Person verdächtigen wollte, die den Originalbrief geschrieben hat oder geschrieben haben könnte. Aus einer Unterredung aber, deren mich Eure Majestät unlängst würdigten, wagte ich zu schließen, der Herr und Gott Domitian habe ein gewisses Interesse an dem Boten, der es übernommen hatte, die Urschrift dieses Briefes seiner Adressatin zuzuschmuggeln.«

Domitian trat ungestüm an Messalin heran und sah ihm mit so gespannter Frage ins Gesicht, als könnte der Blinde seinen Blick wahrnehmen. Freudige Ahnung hob ihn. »Wer ist dieser Bursche?« fragte er, und: »Der jüngste Adjutant der Kaiserin, Flavius Matthias«, erwiderte Messalin.

Domitian atmete stark, befreit. Doch er bemühte sich, seine tiefe, frohe, schmähliche Genugtuung nicht zu verraten. »Was haben Sie mit der Urschrift gemacht?« fragte er sachlich den Messalin. »Die Urschrift«, gab dieser Auskunft, »ist nur eine kleine halbe Stunde in unsern Händen geblieben, gerade Zeit genug, daß wir sie ordentlich kopieren konnten. Dann, ohne daß der junge Matthias etwas hätte merken können, haben wir sie ihm wieder zugesteckt. Der Brief ist weitergegangen auf der Jacht ›Blaue Möwe‹, wie es vorgesehen war, wahrscheinlich ist der Brief jetzt auf dem Weg nach der balearischen Insel, vielleicht ist er schon da.«

Domitian, und jetzt kippte ihm die Stimme über, fragte: »Und dieser Matthias? Die Kaiserin hat ihn nach Massilia geschickt, wenn mir recht ist. Wo ist er jetzt, dieser Matthias?« – »Der junge Flavius Matthias«, berichtete Messalin, »ist von Ihrer Majestät mit vielen kleinen Aufträgen beehrt worden. Er hat sich nach gewissen kosmetischen Mitteln umzutun, er hat den großen Augenarzt Charmis aufzusuchen und ihn womöglich mitzubringen, er hat in Massilia vielerlei zu besorgen. Ich war der Meinung, die Geschäfte der Kaiserin verlangten größte Gewissenhaftigkeit und Umsicht, und habe dafür Sorge getragen, daß Flavius Matthias in Massilia lange zu tun haben wird.«

»Interessant, mein Messalin, sehr interessant«, sagte der

Kaiser, die Stimme etwas abwesend, wie es dem Messalin schien. »Massilia«, sprach Domitian weiter vor sich hin, und immer mit der gleichen abwesenden Stimme hielt er einen kleinen, nicht recht zur Sache gehörigen Vortrag über die Stadt Massilia. »Eine interessante Siedlung«, erklärte er, »und wohlgeeignet, einen jungen, wißbegierigen Herrn längere Zeit festzuhalten. Sie hat Gallien gräzisiert, meine gute Stadt Massilia, es gibt dort schöne Tempel der ephesischen Artemis und des delphischen Apollo. Es ist eine reine, unverfälschte Insel des Griechentums inmitten einer barbarischen Umwelt. Auch gibt es dort, wenn ich mich recht erinnere, interessante altertümliche Bräuche«, und so plapperte er eine Weile ziemlich sinnlos weiter.

Messalin aber antwortete nicht. Er wußte genau, der Kaiser wollte keine Antwort haben, der Kaiser wollte nur seine Gedanken verbergen, und diese Gedanken waren bestimmt nicht bei den merkwürdigen Bräuchen der Stadt Massilia.

So war es denn auch, des Kaisers Gedanken waren, während er seinen Vortrag hielt, weitab von der Stadt Massilia. Lucia, dachte er vielmehr, Lucia. Ich habe ihr soviel geopfert, ich habe mich versündigt an Jupiter und an meinen neuen Söhnen ihrethalb, ich habe ihr die Rückrufung dieser Domitilla versprochen, und so lohnt sie es mir. Auf dem Palatin und in meiner Nähe trocknen die Herzen aus, schreibt sie. Und plötzlich, ziemlich abrupt, unterbrach er sich und begann vor sich hin zu pfeifen, höchst unmelodisch und mangelhaft, und der erstaunte und amüsierte Messalin erkannte die Melodie, es war jenes Couplet aus der letzten Posse: »Auch ein Kahlkopf kann ein schönes Mädchen haben, / Wenn er Geld genug dafür bezahlt.«

Nach wie vor dachte Messalin nicht daran, des Kaisers Gedanken zu stören. Der aber wachte plötzlich aus seinen Betrachtungen auf, er hatte sich gehenlassen, er hatte sich versinken lassen. Nur gut, daß ihm der Blinde wenigstens nichts vom Gesicht ablesen konnte. Er riß sich zusammen, und als wäre nichts geschehen, als wäre keine Pause und kein langes Schweigen gewesen, sagte er sachlich: »Bist du deiner Sache ganz sicher?« – »Ich habe keine Augen, zu sehen«, antwortete

Messalin, »aber soweit ein Blinder sicher sein kann, bin ich sicher.«

Bestimmt weiß dieser Messalin, wie sehr ihn, den Domitian, seine Nachricht mitnimmt, er sieht, wenngleich er blind ist, tief in ihn hinein, noch viel tiefer und gefährlicher als Norban, doch merkwürdigerweise hat der Kaiser vor Messalin auch nicht das leiseste Gefühl von Haß und Unterlegenheit. Nein, er ist ihm dankbar, er ist ihm ehrlich dankbar, und: »Das hast du sehr gut gemacht«, anerkennt er auch, »und ich danke dir.«

Messalin entfernte sich, im Tiefsten befriedigt. Domitian, allein, dachte über das Vernommene nach. Merkwürdigerweise verspürte er keinen rechten Groll gegen Lucia, im Gegenteil, er war ihr beinahe dankbar um das, was sie da angerichtet hatte. Denn jetzt läßt sich nicht mehr feststellen, ob sich Domitilla in die Angelegenheit seiner jungen Löwen eingemischt hätte, und ein solcher Beweis ihrer Loyalität war die Voraussetzung seines Versprechens, ihre Verbannung rückgängig zu machen. Aus dem Schreiben der Lucia erhellt geradezu, daß auch Lucia der von ihr begünstigten Domitilla die Absicht zutraute, die Knaben gegen seinen, des Kaisers und Zensors, Willen zu beeinflussen. Damit aber ist er seines Versprechens enthoben, vor Lucia, vor sich selber, vor den Göttern. Und was Lucia selber anlangt, so wird er, was sie da gegen ihn unternommen hat, nicht vergessen, aber er wird die Regelung dieser Sache zurückstellen. Lucia ist nun einmal, wie sie ist, sie trägt in einem gewissen Sinne keine Verantwortung. Eher bereitete das Bewußtsein, sie zu schonen und in seinem Innern jederzeit Argumente gegen sie vorrätig zu haben, ihm eine gewisse Freude. Er wird ihr nicht einmal sagen, was er von ihr weiß. Er wird diese ganze Angelegenheit in seinem Busen bewahren. Niemand soll wissen, wie er, der Gott, betrogen worden ist von diesen dreien, von Lucia, von Domitilla, von dem Knaben Matthias, betrogen und verraten, er, der sehr Gütige, sehr Großmütige. Es genügt, daß es der Blinde weiß. Er hat sehr viel übrig für den Blinden. Eigentlich sind Lucia und der Blinde die einzigen Menschen, an denen ihm liegt. Mag sich also Lucia weiter ihrer falschen, unbegründeten, naiven Freude hingeben darüber, daß sie ihn hineingelegt hat; in Wahrheit wird er

sie hineinlegen. Und mag sich der Blinde, der, ein sehr treuer Diener, ihn zu großem Dank verpflichtet hat, in seiner Nacht wärmen an dem Gedanken, daß er mit dem Herrn der Welt ein Geheimnis teilt.

Was aber soll er mit den beiden andern anfangen, mit Domitilla und mit dem jungen Menschen, der es unternommen hat, jenes Schriftstück auf die balearische Insel zu schmuggeln? Sie sollen nicht länger in der Welt sein, das ist gewiß, aber ihre Strafe soll heimlich kommen, aus dem Dunkel, und niemand soll die Zusammenhänge übersehen.

Domitilla. Die Verbannte. Sein Vater Vespasian hat sich einmal gegen seinen Willen breitschlagen lassen, einen Verbannten aus seiner Verbannung zurückzurufen; es war Helvid, der Altere, der Vater. Aber Vespasian, ein glücklicher und umsichtiger Mann, wie er war, hat auch da Glück gehabt: bevor noch den Begnadigten die Kunde des Rückrufs erreichte, war er gestorben. Auch er, Domitian, wird wieder einmal erweisen, daß er ein Mann von Glück und Umsicht ist. Er wird Domitilla begnadigen, er wird es groß der Lucia und aller Welt verkünden. Wenn dann die arme Domitilla das Glück nicht mehr erfährt, so ist das ihre Sache, nicht die seine.

Und was den jungen Matthias anlangt, so wird auch den ein dunkles Schicksal erreichen, nicht etwa eine Strafe. Vielleicht wird er, Domitian, dem Josephus darlegen, warum er den Jungen hat erledigen müssen; denn der Gott Jahve und sein Diener sollen nicht denken, daß er sich etwa an dem Jungen ohne Grund und nur aus Feindschaft gegen Jahve vergriffen habe. Aber niemand sonst außer dem Juden Josephus, dem Messalin und ihm selber soll um die Zusammenhänge wissen. Für alle andern soll es ein Unglücksfall sein, der den schönen Pagen der Kaiserin wegrafft.

Die Neptunalien waren kein sehr wichtiges Fest. Nur ein Fürst, der so auf Tradition hielt wie Domitian, konnte sich der Mühsal unterziehen, um dieses Festes willen seine Sommerfrische mit der heißen Stadt zu vertauschen.

Drei Tage leitete der Kaiser die Zeremonien. Dann, für den vierten, berief er den Josef auf den Palatin.

Den traf die Einladung wie ein Schlag. Da der Kaiser so lange gebraucht hatte, die Rache vorzubereiten für jene Rezitation, wie furchtbar wird diese Rache sein. Es wird eine schlimme Stunde werden, Josef wird allen Mut aus den Winkeln seiner Seele zusammenkratzen müssen. Es hat Zeiten gegeben, da er sich seinem Untergang entgegengesehnt, da er heiß gewünscht hatte, durch seinen Tod Zeugnis abzulegen für seine Sache. Jetzt aber aus der Blüte seines Glückes herausgerissen zu werden, davor graute ihm.

Zunächst indes empfing ihn der Kaiser mit heiterer Gelassenheit, er zeigte weder Zorn noch jene gefährliche Liebenswürdigkeit, die alle, die ihn kannten, noch mehr fürchteten als seine Wut. Eher schien er von einer etwas zerstreuten Freundlichkeit.

»Wie geht es Ihrem Matthias?« fragte er dann nach einer Weile. Josef erzählte, die Herrin und Göttin Lucia habe ihn nach Massilia geschickt. »Richtig«, erinnerte sich der Kaiser, »auf der Jacht ›Blaue Möwe‹, Massilia, eine schöne Stadt.« Und er begann wieder von den Merkwürdigkeiten der Stadt zu erzählen, ja er hatte Mühe, nicht in sinnlose Geschwätzigkeit hineinzugeraten wie neulich vor Messalin. »Auf alle Fälle, mein Josephus«, fing er sich ein, »gönn ich es Ihrem Matthias, daß er ein Stückchen Welt zu sehen bekommt. Und die Geschäfte, die er dort für die Kaiserin zu erledigen hat, werden ihn ja nicht allzusehr drücken. Er soll ihr Parfüms besorgen und kosmetische Mittel, und er soll den Arzt Charmis mit auf seine Jacht locken. Wichtige Geschäfte.« Josef wunderte sich, daß der Herr der Welt so genau Bescheid wußte um die unbedeutenden Verrichtungen, die seinem Matthias in Massilia oblagen. »Es ist eine große Gnade und sehr verwunderlich«, scherzte er, »daß die Augen Eurer Majestät meinen Matthias mit solcher Aufmerksamkeit verfolgen.« – »Haben Sie ihn vor der Abreise noch gesehen?« fragte der Kaiser. »Nein«, antwortete Josef. »Er hätte eigentlich über Rom reisen und sich von Ostia aus einschiffen können«, meinte Domitian. »Aber die Kaiserin hat eben doch offenbar ihre Geschäfte für wichtig gehalten und Eile gehabt. Sie hängt übrigens sehr an Ihrem Matthias, das hab ich selber gesehen. Er ist auch ein netter Junge, von ange-

nehmen Sitten, er hat mir gut gefallen. Es muß in der Familie liegen, daß wir Flavier und ihr, daß wir uns immer wieder so eng miteinander verknüpfen.«

Es war in Wahrheit seltsam, wie eng die Flavier verknüpft waren mit Josef und seinem Geschlecht. Aber er wußte nicht, was er aus den Reden des Kaisers machen sollte, er fand nichts Rechtes zu erwidern, es war ihm unbehaglich zumute. »Du liebst ihn wohl sehr, deinen Sohn Matthias?« fuhr der Kaiser fort. Josef, einsilbig, erwiderte: »Ja, ich liebe ihn. Ich denke« fügte er hinzu, »er ist jetzt wohl schon wieder auf See, zurück auf dem Weg nach Italien. Ich freue mich darauf, ihn wiederzusehen.« – »Wie gut«, sagte langsam der Kaiser und schaute mit seinen vorgewölbten Augen dem Josef träumerisch ins Gesicht, »daß wir jetzt die Neptunalien gefeiert und daß ich selber daran teilgenommen habe. So haben wir das Unsere getan, auf daß ihm Neptun eine gute Rückfahrt beschere.« Josef glaubte, der Kaiser spaße, und er wollte schon lächeln; aber der Kaiser schaute so ernst darein, beinahe trüb, daß ihm das Lächeln verging.

Bei Tafel indes gab sich der Kaiser wieder besonders leutselig. Er sprach von Josefs Schrift gegen Apion. Dieses Buch beweise, daß Josef endlich losgekommen sei von der verlogenen, vornehm weltbürgerlichen Objektivität gegenüber seinem eigenen Volke. »Natürlich«, erklärte er, »ist alles, was Sie für Ihre Juden vorbringen, genauso unbewiesen und subjektiv wie das, was Ihre verhaßten Griechen und Ägypter gegen die gleichen Juden anführen. Trotzdem beglückwünsche ich Sie zu diesem Buch. Ihre früheren Ideen von Verschmelzung und Weltbürgertum, das ist lauter Nebel und Unsinn. Ich, der Kaiser Domitian, liebe mir einen gesunden Nationalismus.« Obwohl ihm die herablassenden Äußerungen des Kaisers eher Beschimpfung als Lob schienen, hörte sie Josef mit Freude. Es erleichterte ihn, daß ihm der Kaiser von seinen Büchern sprach und nicht mehr von seinem Sohn.

Auch nach Tische sprach Domitian von Literatur. Auf dem Sofa lag er, faul, und gab seine Ansichten zum besten. Josef wartete nervös, was wohl der Kaiser von ihm wolle; er sagte sich, jetzt habe er so lange gewartet, so werde er wohl noch

eine Stunde länger warten können, doch er wurde immer flakkeriger. Dann, endlich, unvermittelt, verlangte Domitian, daß ihm Josef nochmals jene Ode an den Mut aufsage.

Josef erschrak tief. Nun also war es klar, daß ihn der Kaiser gerufen hatte, um sich an ihm zu rächen für jene Tollkühnheit. »Sie verstehen, mein Josephus«, erklärte der Kaiser, »ich war damals nicht darauf vorbereitet, daß Sie Verse lesen würden. Die Verse sind auch etwas fremdartig, und ich habe sie das erstemal nicht ganz aufnehmen können. Ich wäre Ihnen also dankbar, wenn ich sie nochmals hören dürfte.« Aber alles in Josef sträubte sich gegen dieses Ansinnen. Was immer dieser Römer mit ihm vorhatte, ihm selber, Josef, war nicht danach zumute, jetzt jene Verse herzusagen. Heute spürte er sie nicht, heute schienen sie ihm fremd, und er fand es unwürdig, eine Rolle zu spielen in der Posse, die sich dieser böse Mann mit ihm machen wollte. »Eure Majestät«, erwiderte er also, »haben mir damals sichtbar gezeigt, daß Ihnen meine Ode vom Mut nicht gefiel. Warum also sollte ich das Ohr der Majestät nochmals belästigen?« Doch Domitian ließ nicht ab. Er hatte sich vorgenommen, die frechen Worte aus dem Munde dieses Jahveknechtes noch einmal zu hören; es war die Kriegsansage Jahves gegen ihn, und er wollte genau wissen, wie ihr Wortlaut war. Ungeduldig, eigensinnig befahl er: »Sag mir die Verse auf!«

Josef mußte nun wohl gehorchen. Er sagte die Verse her, grimmig und doch ohne Schwung und ungläubigen Herzens, es waren ihm Worte ohne Inhalt.

»Darum sag ich:
Heil dem Manne, der den Tod auf sich nimmt,
Sein Wort zu sagen, weil das Herz ihn drängt ...
Darum sag ich:
Heil dem Manne, den du nicht zwingen kannst,
Zu sagen, was nicht ist.«

Er sah den Blick des Kaisers auf sich gerichtet, es war ein forschender, nachdenklicher, böser Blick; er wollte ihm auswei-

chen, aber da sah er sein eigenes Gesicht in der spiegelnden Verkleidung der Wände, überall sah er sein eigenes Gesicht und das des Kaisers, des Kaisers Augen und den eigenen Mund, sich öffnend und schließend. Er kam sich komödiantisch vor, und der Inhalt seines Psalms vom Mut kam ihm komödiantisch vor. Wozu sagen wollen, was ist, vor einer Welt, die das doch nicht hören will? Seit Jahrtausenden haben Männer der Welt gesagt, was ist, und sie haben nichts geändert, sie haben nur Unglück über sich selber heraufbeschworen.

Domitian hörte bis zu Ende sehr aufmerksam zu. Träumerisch wiederholte er: »›Heil dem Manne, der sagt, was ist.‹ Wieso: Heil ihm? Die Götter offenbaren das, was ist, allerhöchstens in Mysterien, sie wünschen also keineswegs, daß man es immer und allen sage. Was du in deinen Versen verkündest, mein Lieber, das klingt ganz schön und interessant, aber wenn man es genauer betrachtet, dann ist es aberwitziges Zeug.« Er beschaute den Josef, als wäre der eines seiner gefangenen Tiere. »Seltsam«, sagte er und schüttelte den Kopf, »daß jemand auf so verrenkte Ideen kommt. ›Heil dem Manne, der sagt, was ist.‹« Und noch mehrere Male, langsam, schüttelte er den Kopf.

»Du liebst also deinen Matthias?« nahm er plötzlich das Gespräch von früher wieder auf. Der Psalm vom Mut, Matthias : eine ungeheure Angst schnürte dem Josef das Herz. »Ja, ich liebe ihn«, erwiderte er gepreßt. »Und du willst natürlich hoch hinaus mit ihm?« fragte Domitian weiter. »Du bist ehrgeizig für ihn? Du willst sehr viel aus ihm machen?« Josef erwiderte behutsam: »Ich weiß, daß ich die Gnadenbeweise nicht verdient habe, mit denen mich der Herr und Gott Domitian und seine Vorgänger überhäuften. Aber mein Leben verlief in scharfem Auf und Ab. Das möchte ich meinem Sohne ersparen. Was ich meinem Sohne hinterlassen möchte, ist Sicherheit.« Und so war es; denn die Träume von Glanz und Ruhm, die er für seinen Sohn Matthias geträumt hatte, waren in dieser grausamen Minute von ihm abgefallen, er wollte ihn zurückhaben, hier bei sich, um ihn so schnell wie möglich aus Rom fortzubringen, nach Judäa, in Sicherheit und Frieden. Im Innern schrie er zu seinem Gott, er möge ihm in diesem schweren

Augenblick Kraft geben, die rechten Worte zu finden und seinen Sohn zu retten.

»Interessant, sehr interessant«, antwortete mittlerweile der Kaiser. »Also das ist es, was du für deinen Matthias ersehnst, Ruhe und Sicherheit. Aber findest du, daß die Lehrzeit bei Hofe der beste Weg zu einem solchen Ziel ist?«

Es traf den Josef ins innerste Herz, daß der Feind sogleich seine schwache Stelle, sein Verbrechen, herausgefunden hatte. Denn eben dadurch hatte er gesündigt, daß er seinen Sohn auf diesen gefährlichen Pfad hinausgestoßen hatte. Mühsam suchte er, was er entgegnen könnte. »Der Kaiserin hat mein Junge gefallen«, fand er schließlich. »Hätte ich nein sagen sollen, als die Herrin Lucia mich aufforderte, ihn in ihren Dienst zu geben? Niemals hätte ich eine solche Unehrerbietigkeit gewagt.« Doch Domitian hatte jetzt die schwache Stelle seines Feindes, des Jahveknechtes, erspäht und ließ nicht davon ab. »Wenn du es nicht selber gewollt hättest«, er klärte er und hob tadelnd den Finger, in der spiegelnden Wandverkleidung aber waren es viele Finger, »dann hättest du Mittel und Wege gefunden. Du hast Ehrgeiz für ihn«, beharrte er, »sei ehrlich, gib es zu! Wie hättest du ihn sonst in den Dienst der Kaiserin geschickt?« – »Gewiß hat ein Vater Ehrgeiz für seinen Sohn«, räumte Josef ein, und er fühlte sich schwach und leer.

»Siehst du«, sagte befriedigt Domitian und wühlte weiter in der Wunde. »Du hast mir doch einmal gesagt, du seiest aus dem Geschlecht des David. Da du selber zugibst, Ehrgeiz für deinen Sohn zu haben, ist dir nie die Idee gekommen, daß vielleicht er, dein Sohn, der Auserwählte sein könnte, euer Messias?« Josef, die Lippen sehr blaß, die Kehle trocken, antwortete: »Nein, daran hab ich nicht gedacht.«

Zuerst war es dem Domitian als eine schwere Aufgabe erschienen, sich mit dem Juden auseinanderzusetzen, als eine Aufgabe, die er nur auf sich genommen, um sich vor Jahve zu rechtfertigen. Nun er aber das Gesicht des Josef sah, dieses hagere, gepeinigte Gesicht, da war es keine qualvolle Mühe mehr, sondern es packte ihn eine große, wilde, grausame Lust, zu sehen, was der Mann nun tun wird, wie er sich verhalten, wie sich sein Gesicht ändern, welche Worte er sprechen wird,

wenn er erfährt, was mit seinem Sohne geschehen ist. Des Kaisers Augen sehnten sich danach, dies zu sehen, seine Ohren sehnten sich danach, den Aufschrei des getroffenen, verhaßten Feindes zu hören, der ihm ins Gesicht seine Frechheiten gesagt und der seiner Lucia gefallen hatte.

Bedachtsam also, nachdenklich, mit besonders sanfter Tücke die Worte wägend, sprach er weiter: »Wenn du in deinem Sohne niemals den Gedanken geweckt hast, er könnte der Auserwählte eures Jahve sein, dann hast du vielleicht auf irgendeine andere Art seinen Ehrgeiz gestachelt, oder vielleicht hat er dich mißverstanden, oder vielleicht auch hat euer Gott ihm von Anfang an ein sehr ehrgeiziges Herz mit auf seinen Weg gegeben.« Josef folgte des Kaiser Worten mit peinvoller Gespanntheit. »Ich bin sehr töricht«, sagte er, »oder zumindest habe ich heute einen schlechten Tag und ein fettes Hirn, und ich verstehe die Worte Eurer Majestät nicht zu deuten.« Immer mit der gleichen, unerbittlichen Sanftheit fuhr Domitian fort: »Auf alle Fälle ist es gut, daß es gerade Ruhe und Sicherheit ist, was du vom Himmel für deinen Matthias erbittest.« Josef, Herz und Stimme geschnürt von Pein, flehte: »Ich wäre Eurer Majestät unendlich dankbar, wenn Sie zu einem geängstigten Vater in so einfachen Worten sprechen wollten, daß er es versteht.« – »Du bist sehr ungeduldig«, tadelte Domitian, »du bist so ungeduldig, daß es gegen den Anstand verstößt, den du deinem kaiserlichen Freunde schuldest. Aber ich bin es gewöhnt, verzeihen zu müssen, gerade dir hab ich oft Nachsicht geschenkt, mag es denn auch diesmal sein. Also höre, du Ungestümer! Es ist dies: dein Matthias hat sich in ein höchst ehrgeiziges Unternehmen eingelassen. Ich glaube, ich hoffe, ich seh es deinem Gesicht an, ich bin überzeugt, du weißt nicht darum. Das freut mich für dich. Es war nämlich ein sehr gefährliches Unternehmen, und es ist ihm nicht geglückt. Es war leider auch ein verbrecherisches Unternehmen.« – »Haben Sie Mitleid mit mir!« flehte Josef ihn an, leise, doch voll letzter Qual. »Haben Sie Mitleid mit mir, mein Herr und Gott Domitian! Was ist es mit meinem Matthias? Sagen Sie es mir! Ich flehe Sie an!«

Domitian beschaute ihn mit der ernsten, sachlichen Neu-

gier, mit der er die Tiere seiner Käfige und die Pflanzen seiner Treibhäuser betrachtete. »Er hat die Geschäfte der Kaiserin in Massilia verrichtet,« sagte er, »wie es ihm aufgetragen war, er hat sie gut verrichtet, zu gut.« – »Und ist er weg von Massilia«, fragte atemlos Josef, »oder wo ist er?« – »Er hat sich eingeschifft«, antwortete der Kaiser. »Und wann wird er zurückkehren?« drängte Josef. »Und wann werde ich ihn wiedersehen?« Und da der Kaiser nur ein langsames, leises, bedauerndes Lächeln hatte, vergaß Josef alle Ehrfurcht, es sprach aus ihm nur eine ungeheure, sinnlose Angst, und: »Er wird also nicht zurückkehren?« fragte er, die Augen starr auf dem Kaiser, und er ging ganz nahe an ihn heran, ja er berührte das kaiserliche Gewand. Domitian, der sonst die Berührung jedes Fremden verabscheute und darin die schändlichste Verletzung aller Ehrfurcht sah, entzog sich ihm sanft. »Du hast noch mehr Kinder, nicht?« sagte er. »Zeig jetzt, mein Jude, daß deine Verse vom Mut mehr sind als bloße Worte!« – »Ich habe nur *einen* Sohn gehabt, und er ist nicht mehr.« Josef wiederholte sinnlos, beharrlich: »Er wird also nicht zurückkehren?« Er stammelte so, daß man die Worte kaum verstehen konnte, aber der Kaiser verstand sie doch, und er genoß die Vernichtung des Gegners. »Es ist ihm ein Unglück zugestoßen«, berichtete er mit freundlicher, bedauernder Stimme. »Er ist gefallen. Er hat sich in ein knabenhaftes Wettspiel eingelassen mit einem Schiffsjungen. Sie sind einen Mast hinaufgeklettert, scheint es, und er ist gefallen. Sie haben ihn nicht retten können. Er hat sich den Hals gebrochen.«

Josef stand da, seine Augen hingen mit immer dem gleichen gespannten Ausdruck am Munde des Kaisers. Der wartete auf einen Aufschrei, aber es kam keiner, vielmehr erschlaffte plötzlich das Gesicht des Josef, und er begann sonderbar zu malmen, den Mund zu öffnen und wieder zu schließen, als mühte er sich zu sprechen und könne die Worte nicht formen.

Domitian aber kostete seinen Triumph ganz aus. Der ihm da gegenüberstand, das war ein Mann, den die Götter geschlagen hatten, alle Götter, auch sein eigener, auch sein Jahve. Er, Domitian, hatte also recht getan, er hatte eine große Schlacht gegen den Gott Jahve gewonnen, mit dessen eigenen Waffen,

durch List, und dennoch auf faire, untadelige Art, so daß ihm der Gott nichts vorwerfen und anhaben konnte. Vertraulich und trotzdem sehr deutlich, jedes seiner Worte genießend, sprach er weiter: »Du magst es wissen, mein Josephus. Es war kein Zufall, daß dein Sohn Matthias verunglückt ist. Es war eine Strafe. Aber ich bin nicht rachsüchtig, ich bin milde, und nun er aus der Welt ist, trag ich ihm nichts mehr nach. Darum auch soll es niemand erfahren, daß es ein Verbrechen war, um dessentwillen er hat sterben müssen. Alle Welt soll glauben, er sei verunglückt, dein schöner, junger und liebenswerter Sohn Flavius Matthias. Und damit du siehst, daß ich dir wohlwill, höre weiter: er soll eine Bestattung haben, als wäre er wirklich der Auserwählte gewesen, eine prinzliche Bestattung, als wäre euer König David ein Römer gewesen.«

Allein es war dem Kaiser nicht vergönnt, zu beobachten, welchen Eindruck sein Stolz und seine Großmut auf seinen Gegner machten. Denn offensichtlich nahm Josef seine milden und erhabenen Worte gar nicht mehr auf. Vielmehr starrte er den Kaiser mit leerem, blödem Blicke an, sein Mund malmte noch immer, und dann, jäh, sackte er zusammen.

Domitian aber hatte noch mehr zu sagen, er konnte es nicht im Busen bewahren, und da er es dem hörenden Josef nicht mehr sagen konnte, sagte er es dem bewußtlosen. »Deine Doktoren«, sagte er ihm, »haben mir erklärt, der Tag werde kommen. Aber zu meinen und deinen Lebzeiten jedenfalls, mein Josephus, wird er nicht kommen, der Tag.«

Eines Abends bald nach dieser Unterredung mit dem Kaiser traf im Hause des Josef ein kleiner, schwarzer, feierlicher Zug ein. Er überbrachte die Leiche des Flavius Matthias, verunglückt in Diensten der Kaiserin durch einen Sturz an Bord der Jacht »Blaue Möwe«. Die Kunst der Leichenbehandlung war hoch entwickelt in der Stadt Rom, und Domitian hatte die besten Künstler dieses Faches berufen. Mit Salben, Spezereien und wohl auch mit Schminke hatten es diese zuwege gebracht, daß der Körper, den man im Hause des Josef ablieferte, schön aussah und so gut wie unversehrt. Jünglingshaft, das glänzende, schwarze Haar sorglich frisiert, lag der knochige

Kopf, gleich und dennoch verändert, denn er hatte alles Leben aus den Augen erhalten, und diese Augen waren geschlossen. Und wenn der schöne Kopf seines Jungen, als Josef ihn zum letztenmal lebendig gesehen, auf einem sehr kindlichen Hals gesessen war, so trat jetzt der Kehlkopf stärker und männlicher heraus.

Josef stürzte mit eigener Hand die Möbel um im Zimmer seines Sohnes und bahrte den Heimgekehrten auf. Da saß er bei dem spärlichen Licht einer einsamen Öllampe, und auf dem umgestürzten Bett lag der Knabe.

Josef war ein bequemer Mann geworden in seinem Glück, ein Mann, der Angst hatte vor seinen eigenen Tiefen und Scheu, sich mit sich selber auseinanderzusetzen. Jetzt waren alle seine Tiefen aufgerissen, sein Inneres schrie ihn an, es gab kein Ausweichen. Beim Tod seines Sohnes Simeon-Janiki hatte er hin und her geschwankt zwischen den verschiedensten Gefühlen, in ihm war Jammer gewesen, Reue, Selbstanklage, doch auch Selbstrechtfertigung und Empörung gegen Gott und die Welt. Jetzt, an der Leiche seines Sohnes Matthias, spürte er nur *eines:* Ekel, Haß gegen sich selber.

Er haßte nicht den Kaiser. Der hatte einen Jüngling beseitigt, den er für einen Prätendenten gehalten, das war sein kaiserliches Recht. Er war sogar rücksichtsvoll vorgegangen. Er hätte die Leiche verschwinden lassen, er hätte sie der See und den Fischen überlassen können, und sein toter Sohn, treibend in den ruhelosen Gewässern, das war eine grauenvolle Vorstellung für Josef. Aber der Kaiser war mild gewesen, er überließ ihm den Toten, er hatte ihn sogar für ihn geschmückt und mit Wohlgerüchen angefüllt, der milde, der höchst gütige Kaiser. Nein, hier ist nur einer, gegen den aller Haß, aller Abscheu sich kehren muß, das ist er selber, Josef Ben Matthias, Flavius Josephus, der Narr, der Prahler, der alt, aber niemals gescheit geworden ist und der seinen Sohn auf den Weg ins Verderben gestoßen hat. Viel tiefer als damals beim Tod des Simeon-Janiki ging jetzt an der Leiche des Matthias Josefs innerer Zusammenbruch. Diesmal gab es nichts zu drehen und zu deuteln, diesmal ruhten alle Ursachen in ihm selber. Wenn er sich nicht aus schierem, geistigem Hochmut dazu bekannt

hätte, aus Davids Geschlecht zu stammen, dann lebte Matthias noch. Wenn er ihn nicht aus purem, dummem Vaterstolz zurückgehalten hätte, mit Mara nach Judäa zu gehen, dann lebte Matthias noch. Wenn er ihn nicht aus reiner, äußerer Eitelkeit in den Dienst der Lucia geschickt hätte, dann lebte Matthias noch. Es waren sein Ehrgeiz, seine Eitelkeit, die den Matthias umgebracht haben.

Ungeheuerlich, närrisch vermessen hat er sich. Jenen Cäsarion, den der große Cäsar aus seinem Sohne nicht hatte machen können, den hat er aus seinem Matthias machen wollen, kleiner Affe eines großen Mannes, der er war. Alles, was er je in seinem Leben unternommen, hat er aus Eitelkeit getan. Aus Eitelkeit ist er nach Rom gegangen als junger Mann, aus Eitelkeit hat er den Propheten gespielt und dem Vespasian sein Kaisertum prophezeit, aus Eitelkeit hat er sich zum Geschichtsschreiber der Flavier gemacht, aus geistigem Hochmut sich als Davidssproß bekannt. Aus Eitelkeit hat er die verlogene, vornehm objektive Universalgeschichte geschrieben, aus Eitelkeit die effektvoll glühende Verteidigungsschrift gegen Apion. Und jetzt hat er aus Eitelkeit seinen Sohn Matthias umgebracht.

Wie Jakob den Knaben Josef, so hat er diesen Knaben Matthias geliebt, mit närrischer Vaterliebe. Und wie Jakob dem Knaben Josef den glänzenden Leibrock geschenkt und so den Neid der Brüder gegen ihn wachgerufen hat, so hat er seinen Matthias eingehüllt in sträflichen Glanz. Und wie dem Jakob gemeldet wurde: »Zerrissen, zerrissen ist dein Sohn Josef«, so hat ihm der Feind mitgeteilt: »Umgekommen ist dein lieber Sohn.« An dem Erzvater Jakob indes war kein Fehler außer seiner närrischen Liebe, er aber, Josef Ben Matthias, ist über und über bedreckt mit Sünde. Und wenn jener Knabe Josef noch am Leben war, wenn auch verlassen und in einem tiefen Brunnen, sein Matthias liegt da, tot, wächsern und geschminkt, der Kehlkopf sticht heraus, kein Lebenshauch hebt und senkt ihn, und keine Hoffnung ist, daß er gerettet werde.

Die Nacht verging, eine kurze Sommernacht, und mit dem Morgen kamen zahllose den toten Flavius Matthias noch einmal begrüßen. Man wußte, daß der Kaiser persönlichen

Anteil nahm an dem Unglücksfall, der den Günstling seiner Lucia weggerafft hatte, romantische Geschichten waren im Umlauf über sein Leben und sein Ende, man sprach viel von der Schönheit und dem Glanz des Jünglings. So schritt ein endloser Zug von Menschen durch den Raum mit den umgestürzten Möbeln, in dem der tote Matthias lag. Teilnehmende, Neugierige, Ehrgeizige. Sie kamen, um keine Gelegenheit zu versäumen, sich dem Kaiser gefällig zu erweisen, sie kamen, um die Leiche zu sehen, um Trauer zu bekunden, um Beileid auszusprechen. Ganz Rom defilierte an der Leiche vorbei. Josef aber hielt sich fern, eingesperrt im innersten Raum seines Hauses, auf der Erde hockend, bloßfüßig, mit wildwachsendem Haar und zerrissenem Kleid.

Es kamen Marull und Claudius Regin, es kam der uralte Cajus Barzaarone, und er dachte, wie bald er so liegen werde, es kam der Senator Messalin, und er stand lange Zeit mit höflich teilnahmsvollem Gesicht bei der Leiche, und niemand konnte lesen, was in ihm war, es kam auch der Pfauenwärter Amphion, und er heulte laut heraus, und es kam das Mädchen Caecilia. Auch sie ließ sich gehen, sie weinte über ihr ganzes, helles, glattes Gesicht, sie bereute, daß sie den Matthias so albern getriezt und daß sie sich gewehrt und alles erst auf seine Rückkehr verschoben hatte.

Es kamen auch die beiden Prinzen, Constans und Petron oder vielmehr Vespasian und Domitian, wie sie jetzt hießen. Sie standen an der Leiche, ernst, mit ihrem Hofmeister Quintilian. Man hatte ihnen Platz gemacht; doch hinter ihnen warteten unzählige, die Straße war verstopft mit Leuten, die den Toten noch sehen wollten. Aber die Zwillinge beeilten sich nicht, und selbst als Quintilian mit sehr höflichen Worten drängte, rührten sie sich nicht fort. Sie schauten auf das tote Antlitz ihres sehr geliebten Freundes. Sie waren an Tod gewöhnt, so jung sie waren, sie hatten viele sterben sehen, und nur wenige eines ruhigen Todes im Bett. Ihr Vater war auf blutige Art umgekommen, ebenso ihr Großvater und ihr Onkel, und so still und friedlich dieser ihr Freund Matthias dalag, sie ahnten, und in ihrem Innern wußten sie, auch ihn hatte eine Hand hinuntergestoßen, die sie gut kannten. Dies alles bedachten

sie, wie sie so an dem umgestürzten Bett standen, sie jammerten nicht, sie sahen sehr reif und erwachsen aus, und abgesehen davon, daß sie nicht wegzubringen waren, hatte sich Quintilian über nichts in ihrer Haltung zu beklagen. Erst ganz zuletzt, bevor sie gingen, konnte sich der jüngere nicht enthalten, eine kindische und tadelnswerte Handlung zu begehen. Aus dem Ärmel seiner Toga zog er eine Pfauenfeder, und er gab sie dem Toten in die Hand, damit er, wenn er bei den Untern sein wird, etwas habe, sich daran zu erfreuen.

Die Juden der Stadt Rom erschreckte das Unglück, das Josef getroffen hatte; doch mischte sich ihrem Schreck eine kleine Genugtuung bei. Was jetzt den Josef niederwarf, das war eine verdiente Züchtigung Jahves. Sie hatten gewarnt; es war nicht gut, daß einer so frech hinauflangte und so hoch prahlte wie dieser Josef. Er hatte sich große Verdienste um sie erworben, aber er hatte ihnen auch großes Leid zugefügt, er war ein zweideutiger, gefährlicher Mann, er war ihnen fremd und unheimlich, und demütig priesen sie den gerechten Gott, der ihn auf solche Art warnte und in seine Grenzen zurückscheuchte.

Sie bezeigten Trauer und Teilnahme, wie es das Gesetz vorschrieb, sie schickten ihm in weidengeflochtenen Körben das Linsengericht der Trauer. Sie kamen, ihn zu trösten, aber es war ihnen recht, daß er sich nicht sehen ließ. Auch dies war eine Strafe Jahves, daß es ihm sein Hochmut verbot, Trost entgegenzunehmen.

Diesen ganzen Tag, da Rom vorbeizog an der Leiche seines Sohnes, blieb Josef eingeschlossen und sah niemand, weder Juden noch Römer. Es war ein sehr langer Tag, und er sehnte sich nach der Nacht, da er den Knaben wieder für sich allein haben wird. Doch gegen Abend stellte sich jemand ein, den er sehen mußte, des Kaisers Erster Kurier, ein Beamter der höchsten Rangklasse, und er begehrte den Josef zu sprechen, im Namen des Kaisers.

Der Herr und Gott Domitian wünschte, dem Flavius Matthias, der umgekommen war auf einer Reise in Diensten der Kaiserin, eine höchst ehrenvolle Bestattung zu bereiten. Er

wollte ihm einen Scheiterhaufen errichten, als wäre er aus des Kaisers eigener Familie.

So geübt der Kurier war, Botschaften des Kaisers in geziemender Form zu bestellen, diesmal fiel es ihm nicht leicht, so verblüfft war er über den Anblick dieses Flavius Josephus. Er hatte ihn gesehen vor wenigen Tagen, damals, als ihn der Kaiser auf den Palatin beschieden hatte. Da war er ein Mann in guten Jahren gewesen, glänzend, einer, der in der Residenz gute Figur machte. Und jetzt stand vor ihm ein verdreckter, unrasierter, zerlumpter, alter Jude.

Ja, Josef stand da, verwahrlost und vergreist, und er fand auch keine Worte. Denn hin und her gerissen war er. Was ihm der Feind da antat, das war der frechste, greulichste Hohn, der sich denken ließ. Gleichzeitig aber auch stieg in Josef die Vorstellung hoch, eine solche großartige Bestattung sei Matthias, dem glanzliebenden, nur angemessen, und sein lieber Sohn würde es ihm nicht verzeihen, wenn er eine solche Ehrung ausschlüge. Er schwieg also lange, und als ihn schließlich der Beamte ehrerbietig fragte, was er nun dem Kaiser berichten solle, da antwortete er in vagen Sätzen, die kein Ja und kein Nein waren. Betreten stand der Kurier. Was war das für ein Mensch? Er erdreistete sich, sich zu bedenken, wenn ihm der Herr und Gott Domitian eine Ehre zudachte, wie er sie noch keinem erwiesen hatte. Allein gerade weil der Kaiser ihm diese ungeheure Ehre bereiten wollte, wagte der Höfling nicht, ihn zu bedrängen, und er zog sich unbehaglich zurück und voll von Zweifeln, ob nicht der Kaiser seinen Ärger über das sonderbare Verhalten des Mannes an ihm auslassen werde.

Josef, allein, fand nicht den rechten Weg. Die Stimmen seines Innern widersprachen sich. Bald war er entschlossen, das Angebot des Kaisers anzunehmen. Dann wieder sagte er sich, er selber gebe dadurch dem Römer recht und verleugne seine Idee. Dann wieder sah er das tote Antlitz seines Knaben, und ihm war, als sehnte sich Matthias nach dem großen, ehrenvollen Feuer, das sein letztes Bild vor den Augen aller Welt bestrahlen sollte. Er fand keine Lösung.

Am andern Tag ließ er die vertrautesten unter seinen Freunden vor, Claudius Regin und Johann von Gischala. Er hockte

auf der Erde, das Haar verwildert, die Füße bloß, das Kleid zerrissen, den Verstand getrübt, die Seele vernichtet, und bei ihm saßen die Freunde. War er die Nacht vorher Jakob gewesen, der um seinen Lieblingssohn trauerte, so war er jetzt Hiob, den zu trösten die Freunde kamen. Aber es war gut, daß sich ihr Trost auf sachlichen Rat erstreckte; Beileid, unverschämtes Mitleid hätte er kaum ertragen.

So sprach man denn nur über jenes äußere Problem, das noch heute gelöst werden mußte, über die Frage der Bestattung. Was sollte Josef tun? Wenn er das Angebot des Kaisers annahm, verstieß er gegen ein Grundgesetz der Doktoren. Von ihren Urvätern her, seitdem Abraham, Isaak und Jakob begraben worden waren in der Höhle Machpela, war es den Juden verboten, sich anders zu ihren Vätern zu versammeln als auf dem Weg durch die Erde, und es schien dem Josef eine Herausforderung an sein eigenes Volk, wenn er seinen Sohn durch Feuer bestatten ließ. Wenn er ihn aber auf jüdische Art begrub und den Scheiterhaufen des Kaisers ablehnte, zog er dann nicht den Zorn des Kaisers auf sich herab, und nicht nur auf sich allein?

Es sprach Claudius Regin, der Mann der Wirklichkeit. »Ein Toter ist ein Toter«, sagte er, »und ob man ihn verbrennt oder begräbt, er spürt es nicht. Feuer oder Erde, ihm tut das eine so wenig Harm wie das andere, und ihm gibt das eine wie das andere so wenig Freude wie die Pfauenfeder, die der junge, nette Prinz ihm zugesteckt hat. Ich kann mir auch nicht vorstellen, daß seine Seele Augen hat oder eine Haut, es zu sehen oder zu spüren, auf welche Art man ihn bestattet. Was aber Ihre weiteren Bedenken anlangt, so sind das Sentimentalitäten. Ich bin kein Jude; vielleicht kann ich gerade darum genau abschätzen, wo die Vorteile und die Nachteile für Ihr Volk liegen. Lassen Sie mich Ihnen also sagen, daß dieses Ihr Volk es teuer zu bezahlen hätte, zumindest mit einem großen Gewinnentgang, wenn Sie auf seinen Aberglauben und seine Dummheit Rücksicht nähmen. Gerade die Rücksicht auf den wahren Vorteil der Judenfreiheit erfordert es, daß Sie DDDs Angebot annehmen. Denn der Glanz dieses Scheiterhaufens wird die ganze Judenheit bestrahlen, und die Judenheit, die in diesen letzten Zeiten

ins Dunkel geraten ist, hat solchen Glanz sehr nötig.«

»Das hat sie«, sagte Johann von Gischala und richtete die grauen, verschmitzten Augen auf Josef. »Und was Ihre sonstigen Bedenken anlangt, Doktor Josef, so bin ich kein Gelehrter wie Sie und weiß nicht, ob einer nach dem Tode etwas spürt oder nicht. Ich sage da in meinem Innern weder ja noch nein. Aber wenn Ihr Matthias da, wo er jetzt ist, etwas spüren sollte, dann wäre es ihm bestimmt recht, wenn das Feuer, in dem sein Leib verbrennt, die ganze Judenheit wärmte. Und überdies glaube ich«, und jetzt wurden seine Augen noch pfiffig-freundlicher, »würde er sich auch sonst freuen an dem Glanz eines solchen großen Feuers. Denn er liebte den Glanz.«

Den Josef bewegte, was die beiden da sagten. Der Glanz, den ihm der Kaiser anbot, war zum Vorteil der Judenheit, und er konnte das Gedächtnis seines Sohnes nicht besser ehren als durch diesen Glanz. Trotzdem sträubte sich alles in ihm gegen Domitians Scheiterhaufen. Sein Matthias war nun einmal kein Römer; nur dadurch, daß man ihn zum Römer hatte machen wollen, war er umgekommen.

Da stieg ein kühner Gedanke in ihm auf. Der Kaiser wollte den Toten ehren, also fühlte er sich schuldig. Wenn er aber den Toten ehren wollte, dann sollte er es nicht tun in seinem eigenen, sondern in des Toten Sinne. Matthias sollte in judäischer Erde begraben liegen, wie das jedem Juden ziemte, und dennoch sollte von seiner Bestattung der Glanz ausgehen, den der Kaiser ihr zugedacht hatte. Josef wollte selber seinen Toten nach Judäa bringen, und der Kaiser sollte ihm dazu die Mittel liefern. Er sollte ihm eines seiner schnellen Schiffe für diesen Zweck zur Verfügung stellen, eine Liburna, eines jener schmalen Kriegsschiffe, die mit ausgesuchten Ruderern bemannt waren. So wollte Josef seinen Sohn nach Judäa bringen, und dort wollte er ihn begraben.

Das sagte er den Freunden. Die schauten ihn an, und sie schauten einander an, und sie sagten nichts.

Da sagte Josef, und seine Stimme war voll von Grimm und Herausforderung: »Sie, mein Claudius Regin, wären der gegebene Mann, dem Kaiser meine Forderung zu überbringen. Wollen Sie es?« – »Ich will es nicht«, antwortete Claudius

Regin, »es ist kein angenehmes Geschäft.« Doch da Josef auffahren und etwas entgegnen wollte, fügte er hinzu: »Aber ich werde es dennoch tun. Ich habe schon viele unangenehme Geschäfte in meinem Leben auf mich genommen, aus Freundschaft. Sie waren nie ein bequemer Freund, Doktor Josef«, grollte er.

Das Kriegsschiff »Der Rächer«, eine Liburna, gehörte zur ersten Klasse der Schnellsegler. »Der Rächer« hatte drei Reihen Ruderer, er war scharf und niedrig gebaut, leicht und schnell, und schoß mit einem einzigen Ruderschlag zwei seiner Längen vorwärts. Vierundneunzig solcher Schiffe besaß die kaiserliche Marine. »Der Rächer« war nicht das größte, seine Wasserverdrängung betrug nur hundertzehn Tonnen, seine Länge vierundvierzig Meter, sein Tiefgang 1,7 Meter. Hundertzweiundneunzig Rudersklaven bedienten ihn.

Man hatte in aller Eile und doch sorgfältig alles zurechtgerichtet, was die Überführung der Leiche erforderte, selbst einen Einbalsamierer hatte man mitgeschickt. Aber es bedurfte seiner Dienste nicht, das Wetter war günstig, das Schiff segelte mit gutem Wind, die Nächte waren kühl. Man konnte die Leiche auf dem obern Deck aufbewahren, bei Tag schützte sie ein Sonnendach.

Josef saß an der Seite der Leiche, allein. Am liebsten waren ihm die Nächte. Wind ging, und er fröstelte wohl bei der schnellen Fahrt. Der Himmel war tief, es war nur ein schmaler Mond, das Wasser war schwarz mit Streifen schwachen Glanzes. Und Josef saß bei der Leiche, und wie Wind und Wellen kamen und gingen ihm die Gedanken.

Es war eine Flucht, und sein Gegner, klug, wie er war, hatte ihm sein schnellstes Schiff gegeben, auf daß er um so schneller fliehe. Schmählich, dreimal schmählich flieht er aus der Stadt Rom, die er so frech und seines Sieges gewiß betreten hat vor nunmehr dreißig Jahren. Ein Menschenalter ist er in Rom gewesen, ein Menschenalter hat er gekämpft, und immer wieder hat er geglaubt, jetzt habe er den Sieg fest in der Hand. Und das also ist das Ende. Schimpflichste Niederlage und Flucht. Geflohen, entronnen, entwichen, davongelaufen, hastig,

schmählich, auf dem Schiff, das ihm der Feind gestellt mit höhnischer, höflicher Bereitwilligkeit. Da, neben ihm, liegt, was er gerettet hat aus diesem Menschenalter voll von Kämpfen: ein toter Knabe. Einen toten Sohn hat er gerettet, das ist der Preis eines Menschenalters voll von Überhebungen, von Selbstüberwindung, von Pein, Demütigung und falschem Glanz.

Wie es fliegt, das Schiff, das Schiff mit dem spöttischen Namen »Der Rächer«, das gute Schiff, das schnelle: wie es übers Wasser tanzt! »Der Rächer«. Da hat also Matthias das schnelle Schiff, das er sich gewünscht hat für die Fahrt nach Judäa, ein schnelleres, großartigeres, als er sich's je geträumt. Ehre hatte sein Junge, große Ehre, im Tode wie im Leben. Große Ehre tat ihm sein Freund an, der Kaiser. Für ihn, für seinen Matthias, rührten sich, an ihre Bänke geschmiedet, diese Ruderer, Tack, Schlag, Tack, Schlag, immerzu, für ihn hämmerte der Offizier seinen Takt, für ihn blähten sich die kunstvoll geordneten Segel, für ihn schoß das Schiff übers schwarze Wasser, des römischen Kaisers bestes Schiff, eine Glanzleistung der Schiffsbaukunst.

Warum das alles? Wer kann es deuten? Auch dieser Matthias hat immer gefragt: warum? Mit seiner tiefen, geliebten Stimme hat er es gefragt, kindlich, und unwillkürlich ahmt Josef die tiefe, geliebte Stimme nach, und in den Wind und in die Nacht hinein fragt er mit der Stimme des Matthias: »Warum?«

Gibt es eine Antwort? Nur eine, die Antwort der Doktoren, wenn man seinerzeit an ein wirklich schwieriges Problem geriet. Hin und her diskutierte man und schwatzte und prüfte und verwarf, und dann, wenn man in höchster Gier auf die Lösung wartete, erwiderten sie: das bleibt Problem, schwierig, nicht zu lösen, unentschieden, Kaschja.

Kaschja.

Und doch ist es nicht so. Und doch gibt es eine Antwort. Einer hat die Antwort gefunden, vor ein paar hundert Jahren, und sie können ihn nicht leiden um dieser Antwort willen, und um dieser Antwort willen haben sie sein Buch nicht aufnehmen wollen in den Kanon der Heiligen Schrift. Seine Antwort heißt nicht: Kaschja. Seine Antwort ist klar und bestimmt, es

ist die richtige Antwort. Immer wenn Josef wirklich aufgerührt wird, dann stößt er in seinen Tiefen auf die Antwort dieses alten Weisen, des Predigers, des Kohelet, sie hat sich in seine Tiefen gesenkt, und da ist sie nun, und es ist die rechte Antwort.

»Ich habe erkannt, daß alles, was Gott macht, so bleibt in Ewigkeit. Nichts kann man hinzutun, und nichts kann man davon wegnehmen. Was ist, ist längst gewesen, und was noch sein wird, ist längst gewesen. Und weiter sah ich, wie es unter der Sonne zugeht: wo Milde sein sollte, war Bosheit, und wo Gerechtigkeit sein sollte, Unrecht. Da dachte ich in meinem Herzen, das ist von Gott der Menschen wegen so eingerichtet, damit sie einsehen, daß sie nicht mehr wert sind als das Vieh. Denn es geht dem Menschen wie dem Vieh, und sie haben *ein* Geschick. Wie dieses stirbt, so stirbt jener. Einen Odem haben sie, und der Vorzug des Menschen vor dem Vieh ist ein Nichts, und alles ist eitel. An *einen* Ort geht alles: aus Staub ist es geworden, und es kehrt zurück in den Staub. Wer will wissen, ob der Geist des Menschen in den Himmel steigt und der des Viehs in die Tiefen der Erde?«

So hatte auch er selber gespürt, so war's aus seinen eigenen Tiefen heraufgestiegen, mit der gleichen Gewißheit, wie es seinerzeit dem Kohelet heraufgestiegen sein mochte, so hatte er's gewußt, damals, als er an der Leiche seines Sohnes Simeon-Janiki gesessen war. Und dann, später, hatte er's nicht mehr wissen wollen und hatte sich dagegen empört und hatte es vergessen. Jetzt aber hat ihn Jahve ein zweites Mal daran erinnert, hart, höhnisch, grimmig, und ihn gezüchtigt, ihn, den schlechten Schüler. Jetzt kann er sich's einschreiben in sein Herz, muß er sich's einschreiben, zehnmal, zwanzigmal, wie es der große Lehrer ihm befiehlt. »Alles ist eitel, alles ist Haschen nach Wind.« Schreib dir's ein, Josef Ben Matthias, schreib's mit deinem Blut, zehnmal, zwanzigmal, du, der du es nicht hast wahrhaben wollen, du, der du den Kohelet hast verbessern wollen. Da bist du hergegangen und hast danach getrachtet, den alten Weisen zu widerlegen durch deine Taten und durch deine Werke, durch deinen »Jüdischen Krieg« und deine Universalgeschichte und deinen »Apion«. Und hier hockst du nun,

hier auf dem Schiff, das über das nächtige Meer fährt im schnellen Wind, und alles, was du noch besitzest, trägst du mit dir: deinen toten Sohn. Wind, Wind, Haschen nach Wind!

Der schmale Mond war höher gestiegen, ein kleiner, blasser Glanz ging aus von dem magern, geschminkten Gesicht des Matthias.

Und was soll er Mara sagen, wenn er jetzt ein zweites Mal vor sie hintreten muß und ihr verkünden: Der Sohn, den du mir anvertraut hast, ist tot?

Leise, den Mund kaum öffnend, in den Nachtwind hinein, klagte er: »Wehe über meinen Sohn Matthias, meinen gesegneten, meinen geschlagenen, meinen Lieblingssohn! Ein großer Glanz war um meinen Sohn, und er war wohlgefällig vor allen Menschen, und alle Menschen liebten ihn, die Heiden und die Auserwählten. Ich aber habe ihn erfüllt mit Eitelkeit, und am Ende habe ich ihn umgebracht aus Eitelkeit. Wehe, wehe über mich und über dich, mein schöner, lieber, guter, glänzender, gesegneter, geschlagener Sohn Matthias! Ich habe dir einen prunkenden Mantel gegeben wie Jakob dem Josef, und ich habe dich ins Unheil geschickt wie Jakob seinen Sohn Josef, an dem er hing mit zu großer, äffischer, eitler Liebe. Wehe, wehe über mich und über dich, mein lieber Sohn!«

Und er dachte an die Verse, die er geschrieben hatte, an den Psalm des Weltbürgers und den Psalm vom Ich und an den Psalm vom Glasbläser und an den Psalm vom Mut. Und seine Verse schienen ihm leer, und sinnvoll schien ihm nur *eines,* die Weisheit des Kohelet.

Aber was nützte ihm diese Erkenntnis? Nichts nützte sie ihm, sein Schmerz wurde nicht geringer davon. Und er heulte hinaus in den Wind, und sein Heulen übertönte den Wind.

Den Offizieren, den Matrosen und den Ruderern war der Mann unheimlich, der da seine Leiche übers Meer fuhr. Es war ein widerwärtiges Geschäft, das ihnen der Kaiser aufgetragen hatte. Sie fürchteten, der Jude sei den Göttern verhaßt, sie fürchteten, die Götter würden Unheil heruntersenden über ihr gutes Schiff. Sie waren froh, als die Küste von Judäa in Sicht kam.

Als Lucia von dem Tod ihres Lieblings Matthias erfuhr, bemühte sie sich, kalt und klar zu bleiben, sich zu wehren gegen den Verdacht, der sogleich in ihr hochstieg. Zuerst dachte sie daran, unverzüglich nach Rom zu fahren. Aber sie kannte Josefs Maßlosigkeit; er wird sicherlich, ohne zu prüfen und zu wägen, an Tücke und Verbrechen glauben, und sie wollte sich nicht anstecken lassen von der Wildheit seiner Gefühle. Sie wollte ihre Vernunft wahren, wollte sich, ehe sie etwas unternahm, ein gerechtes Urteil bilden. Sie schrieb dem Josef einen Brief, voll von Trauer, Mitleid, Freundschaft, Trost.

Doch der Kurier, der das Schreiben überbringen sollte, kam zurück mit der Nachricht, Josef sei auf See, um die Leiche des Knaben nach Judäa zu überführen.

Es kränkte Lucia nicht, daß sich der Mann in seinem Unglück, das doch auch das ihre war, nicht an sie gewandt, daß er ihr nicht erlaubt hatte, daran teilzunehmen, daß er nicht einmal ein Wort für sie hatte. Aber er schien ihr mit einem Male fremd, dieser Mann, der sich ganz verströmen ließ, der so gar kein Maß und keinen Rahmen kannte, dessen Unglück so selbstsüchtig war wie sein Glück. Sie begriff nicht mehr, wie sie sich diesen Maßlosen hatte so nahe kommen lassen. Das, was zwischen ihnen gewesen war, hätte noch lange treiben und blühen können; jetzt hatte er es zerschnitten durch die Art, wie er nach Judäa aufgebrochen war. Er war ein Unseliger, unselig in seiner Jäheit, er zog das Unglück an durch seine Wildheit und durch seine Vorstellungen von Sünde. Beinahe war es ihr recht, daß er ihre Beziehungen zerschnitten hatte.

Ob Domitian das Verbrechen begangen, wagte sie nicht zu entscheiden. Sie war in Bajae, er in Rom, sie wollte ihn nicht sehen, solange sie hin und her gerissen war von Zweifeln, sie wollte ihm kein unüberlegtes Wort sagen, um sich nicht die Möglichkeit zu verschütten, klarzusehen über seine Schuld. Wenn er die Tat begangen haben sollte, dann wird sie Matthias rächen.

Sie erhielt von Domitian ein freundlich kühles Schreiben. Domitilla, teilte er ihr mit, habe nun wirklich die jungen Prinzen eine lange Weile in Ruhe gelassen. So sehe er sich zu seiner

Freude in der Lage, Lucias Wunsch zu erfüllen. Er habe den Gouverneur von Ostspanien beauftragt, Domitilla ihre Begnadigung anzukündigen. Lucia werde also ihre Freundin bald wieder in Rom begrüßen können.

Lucia atmete auf. Sie war froh, Wäuchlein nicht vorschnell des Mordes an Matthias bezichtigt zu haben.

Zwei Wochen später berichtete ihr ihr Sekretär, als er ihr des Morgens die neu eingetroffenen Nachrichten erzählte, daß die Prinzessin Domitilla auf elende Weise umgekommen sei. Sie hatte auf ihrer Insel das Evangelium eines gewissen gekreuzigten Christus verkündet, gemäß den Anschauungen der Minäer, einer jüdischen Sekte. Sie hatte sich vor allem an die Ureinwohner der Insel gewandt, es waren das aber halbzivilisierte Iberer, in Wohnstätten lebend, die eher Höhlen wilder Tiere gleichen als menschlichen Behausungen. Einmal, als sie mit ihrer Zofe aus einer solchen Siedlung zurückkehrte, hatten welche aus dem raubgierigen Gesindel den beiden Frauen aufgelauert, sie überfallen, beraubt und erschlagen. Das war geschehen, als bereits der Gouverneur von Ostspanien den Boten abgesandt hatte, der ihr ihre Begnadigung mitteilen sollte. Der Kaiser hatte angeordnet, daß aus dem Stamm, dem der Mörder angehörte, jeder zehnte gekreuzigt werde.

Lucias helles, kühnes Gesicht verfinsterte sich, als sie diese Nachricht hörte; zwei tiefe, senkrechte Falten schnitten in ihre kindliche Stirn, ihre Wangen fleckten sich vor Zorn. Sie unterbrach den Sekretär mitten im Wort. Unverzüglich gab sie Befehl, ihre Abreise zu rüsten.

Sie wußte noch nicht, was sie tun wird. Sie wußte nur, sie wird Domitian ihre ganze Wut ins Gesicht schleudern. Sooft sie sich über ihn empört hatte, es war in ihr immer etwas gewesen wie Achtung vor seiner wilden, strengen Sonderart, niemals war die Liebe ganz erloschen, die sein Stolz, seine Heftigkeit, sein Wahn, das Einmalige an ihm in ihr entzündet hatten. Jetzt sah sie in ihm nur mehr das schlechthin Böse, das reißende Tier. So gewiß er Domitilla umgebracht hatte, weil er ihr ihre Begnadigung versprochen, so gewiß auch war es seine harte Pranke gewesen, die den Knaben getroffen, den jungen, strahlenden, unschuldigen. Oh, er wird wieder viele große, stolze

Worte wissen zu seiner Rechtfertigung! Aber diesmal wird er sie nicht dumm reden. Er hat den Knaben umgebracht wegen des Guten, das in ihm war, einfach, weil der Knabe so war, wie er war, vielleicht auch nur deshalb, weil der Knabe ihr, Lucia, gefallen hatte. Und auch Domitilla hatte er getötet, nur um sie, Lucia, zu treffen, so wie ein böses Kind das Spielzeug zerstört, an dem ein anderer seine Freude hat. Sie wird ihm das sagen, ins Gesicht; wenn sie es nicht täte, erstickte sie an dem unausgesprochenen Wort. Ihre ganze Wut, ihren ganzen Ekel wird sie ihm ins Gesicht schleudern.

Unverzüglich brach sie auf, nach Rom.

Solange er mit Josephus gesprochen, hatte Domitian ein Gefühl tiefer Befriedigung gespürt. Auch als Josephus seinen Vorschlag zurückgewiesen hatte, dem Knaben eine glänzende Bestattung zu rüsten, hatte er nur gelächelt. Er nahm dem Josephus die Frechheit nicht übel; sie bewies nur, daß er wirklich den Gegner an seiner verwundbarsten Stelle getroffen hatte. Wie ihm dann Claudius Regin die freche Bitte des Juden überbracht, war das vielleicht der Gipfel seines Triumphs gewesen. Denn nun konnte er sich obendrein noch großzügig zeigen und beweisen, daß, was er getan, nicht gegen den Gott Jahve gerichtet war. Das Verbrechen des Knaben Matthias hatte der Kaiser Domitian ahnden müssen; den Liebling des Gottes Jahve ehrte er mit den höchsten Ehren. Und er lächelte tief, froh und finster, als er erfuhr, daß von seinen schnellen Schiffen gerade »Der Rächer« bereitlag, daß es »Der Rächer« war, der den Josephus und seinen toten Sohn nach Judäa brachte. Fahr hin, Josephus, mein Jude, fahre zu, auf meinem guten, schnellen Schiff! Habt guten Wind, du und dein Sohn, fahrt hin, fahrt zu! Geflohen, entwichen, davongelaufen, enteilt ist Catilina.

Doch je weiter der Feind enteilte, je weiter fort von Rom die Liburna »Der Rächer« war und auf ihr der Tote und der Lebendige, so mehr fiel des Kaisers Freude in sich zusammen. Er wurde gegen seine Gewohnheit träge, unlustig allen Tuns. Nicht einmal zu der kleinen Reise nach Alba raffte er sich auf, er blieb in dem heißen Rom.

Langsam stellten sich die alten Zweifel wieder ein. Gewiß, er hatte recht daran getan, den Flavius Matthias zu beseitigen; der hatte Hochverrat begangen, er, der Kaiser, hatte nicht nur das Recht, er hatte die Pflicht gehabt, ihn zu strafen. Aber sein Gegner, der Gott Jahve, ist ein gewitztes, tückisches Wesen. Menschenwitz kann gegen ihn nicht an. Er wird Gründe finden, gekränkt zu sein, daß der Römer seinen Davidssproß, seinen Auserlesenen, hat wegraffen lassen. Er hat, Domitian, viele gute Argumente für sich anzuführen. Aber wird der feindselige Gott sie gelten lassen? Und jedermann weiß, wie rachsüchtig dieser Gott Jahve ist und wie unheimlich, und wie seine Hand aus dem Dunkeln trifft.

Was kann er ihm vorwerfen, dieser Gott Jahve? Jahves Günstling, Jahves Gesandter, Josef, hatte ihm frecherweise im Beisein von ganz Rom die niederträchtige Ode vom Mut ins Gesicht geschleudert. Der gleiche Sendling Jahves hatte Lucia veranlaßt, freundschaftliche Beziehungen mit ihm zu unterhalten und ihn und seine Mission vor aller Augen auf provokatorische Art auszuzeichnen. Aber es war nicht der Wille, sich an diesen beiden zu rächen, der ihn, Domitian, zur Beseitigung des Matthias veranlaßt hatte. Er hatte die beiden nicht treffen wollen. Daß er sie hatte treffen müssen, war die übliche Nebenerscheinung einer ihm leider von den Göttern auferlegten heiligen Funktion. Nein, er grollte Josef nicht und auch nicht Lucia; er hegte vielmehr geradezu freundschaftliche Gefühle. Es war nicht etwa er, der ihnen Unheil zugefügt hatte, die Götter hatten es getan, das Schicksal, und er, ihr Freund, hatte den ehrlichen Willen, sie zu trösten.

Trotzdem blieb in ihm ein heimliches Gefühl, es sei da eine Schuld, und wie es seine Gewohnheit war, mühte er sich, diese etwa vorhandene Schuld von sich abzuwälzen auf einen andern. Wo war die erste Ursache der Tat? Es hatte damit begonnen, daß ihm Norban zwei Davidssprossen vorgestellt hatte. Norban hatte das zu einem bestimmten Zweck getan. Der Kaiser wußte nicht mehr, welche Absicht Norban damit verfolgt hatte, aber soviel war sicher: Norban hatte ihm absichtlich das erste Glied einer Kette in die Hand gedrückt, einer Kette, deren letztes Glied eben der Tod des Knaben Matthias

war. Wenn also Schuld bestand, dann traf die Schuld den Norban.

Sich diese Gedanken ganz klarzumachen oder gar Folgen daraus zu ziehen, davor freilich hütete sich Domitian. Wenn er vor seiner Schreibtafel saß und an seinen Polizeiminister dachte, dann entstanden auf der Tafel immer nur Kringel und Kreise und niemals Buchstaben oder gar Worte, und diesen Kringeln und Kreisen entsprachen des Kaisers Gedanken. Wenn er aber deutlich über den Norban sprach, vor andern oder vor sich selber, dann sagte er immer nur, sein Norban, das sei der Treueste der Treuen.

Als Lucia auf dem Palatin eintraf, hatte sich Domitian in seinem Arbeitszimmer eingeschlossen und Auftrag gegeben, ihn nicht zu stören. Doch Lucia bestand so heftig darauf, ihn sogleich zu sehen, daß Hofmarschall Xanthias sie schließlich trotzdem meldete. Er hatte Angst, der Kaiser werde zornig ausbrechen, aber der blieb ruhig, ja er schien sich auf die Begegnung zu freuen.

Domitian fürchtete natürlich, Lucia werde ahnen, wie der Untergang des Matthias zustande gekommen sei und der Tod der Domitilla. Aber sein Norban hatte sich wieder einmal bewährt, er hatte gute Arbeit getan; es lagen einwandfreie Zeugenaussagen vor sowohl über den Unglücksfall, der den Matthias das Leben gekostet hatte, wie über die Ermordung der Domitilla durch das iberische Höhlengesindel. Und wenn Domitian sich äußerlich rechtfertigen konnte, so konnte er's innerlich noch viel besser. Matthias hatte zweifellos Hochverrat begangen, und die Beseitigung der Domitilla war, gerade nach dem hochverräterischen Brief, notwendig gewesen, wenn anders er die Seelen der Knaben hatte schützen wollen.

Als er indes Lucia hereinstürmen sah, groß, wild, empört bis in die Falten ihres Kleides, verließ ihn gleichwohl seine Sicherheit. Immer wieder wurde er schwach vor dieser Frau, auch heute fühlte er alle seine Argumente schmelzen. Doch dauerte diese Schwäche nur den Bruchteil eines Augenblicks. Dann war er wieder der Domitian, der er vorher gewesen, und mit sanften, höflichen Worten sprach er ihr seine Betrübnis aus

über das Verhängnis, das ihm und ihr die beiden Freunde entrissen habe.

Allein Lucia ließ ihn nicht zu Ende reden. »Dieses Verhängnis«, sagte sie finster, »hat einen Namen. Es heißt Domitian. Lügen Sie nicht, schweigen Sie, sagen Sie nichts! Sie haben nicht Ihren Senat vor sich. Versuchen Sie nicht, sich zu rechtfertigen! Es gibt keine Rechtfertigung. Ich glaube Ihnen nichts, keinen Satz, kein Wort, keinen Hauch. Sich selber mögen Sie etwas vorlügen, mir nicht. Und diesmal können Sie nicht einmal sich selber dumm machen. Gemein, feig, niederträchtig haben Sie gehandelt! Nur weil der Knabe Ihnen gefallen hat, darum haben Sie ihn umgebracht; weil selbst Sie gesehen haben, wie unschuldig er war und wieviel Reinheit von ihm ausging, und weil Sie so etwas nicht in Ihrer Nähe ertragen können. Nichts war es als pure, kleinliche Eifersucht. Und Domitilla! Sie selber haben gesagt, daß sie Ihnen nichts getan hat. Pfui! Was für eine schmutzige Seele Sie haben! Kommen Sie mir nicht näher, rühren Sie mich nicht an! Mich ekelt vor mir selber, wenn ich daran denke, daß ich mich von Ihnen habe beschlafen lassen.«

Domitian war gehorsam zurückgewichen, er lehnte an seinem Schreibtisch, er schwitzte ein wenig. »Es hat Ihnen aber doch gefallen, meine Lucia«, feixte er. »Oder nicht? Ich wenigstens hatte ziemlich oft den Eindruck, es habe Ihnen unverkennbar gefallen.« Jetzt indes zeigte Lucias beredtes Gesicht unverkennbaren Ekel, und langsam wich das Feixen aus Domitians überrötetem Antlitz, ja für einen Augenblick wurde er erschreckend blaß. Dann aber, nicht ohne Mühe, stellte er das Lächeln wieder her, und: »Der Junge muß Ihnen wirklich sehr nahe gestanden haben«, überlegte er laut, mit höflicher, betrachtsamer Ironie. »Und interessant, sehr interessant bleibt es auf alle Fälle, was Sie mir da über die Geschichte unserer Beziehungen eröffnet haben.«

»Ja«, antwortete Lucia, jetzt viel ruhiger, und durch diese Ruhe klang ihre Bitterkeit noch viel verächtlicher, »sie ist interessant, die Geschichte unserer Beziehungen. Aber jetzt ist sie zu Ende. Ich habe mich von Ihnen entführen lassen, ich habe Sie geliebt. Zehnmal, hundertmal haben Sie Dinge getan,

gegen die sich mein ganzes Wesen gesträubt hat, und immer wieder hab ich mich von Ihnen überzeugen lassen. Jetzt aber ist es aus, Wäuchlein«, und diesmal klang ihr »Wäuchlein« gar nicht spaßhaft, sondern bitter und höhnisch. »Es ist aus«, wiederholte sie, mit einem kleinen Ton auf dem »ist«. »Sie haben mich oft beschwatzt, Sie sind zäh, das ist mir bekannt, und geben einen Plan nicht leicht auf. Aber ich rate Ihnen, gewöhnen Sie sich an den Gedanken, daß es zwischen uns aus ist. Meine Entschlüsse kommen jäh, aber ich halte daran fest, Sie wissen es. An meinen Worten kann man nicht deuteln wie an den Ihren. Ich gebe Ihnen den Abschied, Domitian. Mich ekelt vor Ihnen. Ich bin fertig mit Ihnen.«

Auf Domitians gerötetem Gesicht blieb, als Lucia gegangen war, noch eine Weile das etwas verlegene, künstlich ironische Feixen, hinter dem er seine Wut zu verbergen gesucht hatte. Seine kurzsichtigen Augen starrten der Entschwundenen nach, in seinen Ohren war noch der Hall ihrer Worte. Langsam dann entspannte sich sein Gesicht, mechanisch pfiff er vor sich hin, die Melodie jenes Couplets: »Auch ein Kahlkopf kann ein schönes Mädchen haben, / Wenn er Geld genug dafür bezahlt.«

Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch, nahm den goldenen Griffel, kritzelte in die Wachstafel, Kreise und Kringel, Kringel und Kreise. »Hm, hm«, sagte er vor sich hin, »interessant, sehr interessant.« Sie verachtete ihn also. Viele hatten erklärt, sie verachteten ihn, aber das waren Worte gewesen, ohnmächtige Gesten; es war undenkbar, daß ein Sterblicher ihn, den Herrn und Gott Domitian, verachtete. Lucia war unter den Lebenden die einzige, der er's glaubte.

Für einen Augenblick ließ er's sich ganz ins Bewußtsein dringen, daß sie also von ihm gegangen war, daß sie einen Schnitt gemacht hatte zwischen sich und ihm. Dieser Schnitt tat weh, die Kälte dieses Schnittes drang tief in ihn ein. Dann aber wehrte er sich dagegen, reckte sich auf, bedachte, daß ihre Worte endgültig waren und es also keinen Sinn hatte, dieses endgültig Vergangene zu betrauern. Nur die Folgen waren daraus zu ziehen.

Lucia hatte sich von ihm losgesagt, sie hat sich aus seinem Schutz begeben. Sie war nicht mehr die Frau, die zu ihm gehörte, nur mehr die Feindin, die Hochverräterin. Sie hat ihn veranlassen wollen, Domitilla zurückzurufen, wiewohl offenbar niemand besser wußte als sie, daß diese Domitilla versuchen wird, verderblichen Einfluß auf seine Söhne zu gewinnen. Schon das war Hochverrat. Dann hat sie überdies mit Domitilla gezettelt, hat versucht, ihn zu betrügen, ihm ein Wohlverhalten Domitillas vorzuspiegeln, damit diese dann um so ungestörter aus der Nähe seine Söhne der Staatsreligion abspenstig machen könne. Klarer Hochverrat. Lucia ist eine Verbrecherin, er muß den Blitz schleudern.

Er blieb weiter in Rom.

Auch Lucia blieb in Rom, wiewohl der August dieses Jahres ungewöhnlich heiß war. Vielleicht kehrte sie deshalb nicht nach Bajae zurück, weil ihr das Haus und der Garten verleidet waren, die voll waren von Erinnerungen an Matthias.

Die Prinzen Vespasian und Domitian machten ihr ihre Aufwartung in Begleitung ihres Hofmeisters Quintilian. Die letzten Ereignisse hatten ihm guten Anlaß gegeben, seinen Zöglingen stoische Gedankengänge näherzubringen. »Gelassen wahr den Sinn dir in harter Zeit!« Aber er hatte den Knaben nicht erst lange Vorhaltungen machen müssen, sie waren still geworden, sie klagten nicht, ihre Gesichter waren zugesperrt, streng. Sie waren Söhne der Domitilla mehr als des Clemens, sie waren echte Flavier. Sie hatten erst eine kurze Strecke ihres Weges zurückgelegt, doch dieser Weg war gesäumt mit Toten. Jetzt vertrat Vaterstatt an ihnen ein Mann, der ihnen den wahren Vater und wohl auch den Freund zu den Untern geschickt hatte und die Mutter in die Verbannung. Sie mußten leben an der Seite dieses Mannes und durften nur verstohlen und in halben Worten miteinander reden über das, was ihnen am nächsten lag. Der Mann, der sie Söhne nannte, war der mächtigste Mann der Welt, auf sie selber wartete eine unausdenkbare Fülle von Macht. Sie aber waren machtloser als die Leibeigenen in den Schächten der Bergwerke; denn die durften reden, worüber sie wollten, die durften klagen, sie aber, die Kaisersöhne, gingen umher in einer tiefern Finsternis als die in den Bergwerken,

und der höhnische Glanz um sie herum verdeckte nur schlecht diese Finsternis, und kaum im Schlaf durften sie die Maske ablegen, die zu tragen ihnen befohlen war.

Als sie erfahren hatten, daß Lucia wieder in Rom sei, war ihnen das ein großer Trost. Aber nun sie sie das erstemal sahen, lähmte sie die Gegenwart Quintilians. Lucia erschrak, wie sehr sich die Knaben verändert hatten. So schnell hatten sie sich verändert, hier auf dem Palatin. Alles hat sich hier verändert, oder vielleicht auch hat bisher nur sie alles falsch gesehen. Sie wußte nicht recht, was sie den Knaben sagen könnte, peinvoll suchten alle drei nach Worten, der gewandte Quintilian mußte oft über quälende Pausen hinweghelfen. Schließlich ertrug es Lucia nicht länger. »Kommt her«, sagte sie, »seid keine Männer! Sei du Constans, und du Petron, und weint um Matthias und um eure Mutter!« Und sie umfaßte sie, und sie achteten nicht länger auf die Gegenwart Quintilians und ergingen sich in süßen und traurigen Erinnerungen an Matthias und in dunklen Worten des Zornes.

Nach dieser Zusammenkunft hätte Quintilian seine Zöglinge der Kaiserin am liebsten für immer ferngehalten. Aber dagegen trotzten die Knaben auf. Domitian, der, langsam wie immer, noch nicht schlüssig geworden war, wann er nun den Blitz gegen Lucia schleudern sollte, wollte es noch nicht zu einem offenen Bruch kommen lassen, und so wurde entschieden, daß die Prinzen einmal alle sechs Tage Lucia sehen sollten.

Dumpf und gefährlich lebte man dahin auf dem Palatin, und die schwere Schwüle dieses Sommers machte alles noch schwerer erträglich.

Auch die Stadt spürte, daß sich die Dinge zusammenballten um Domitian, und machte viel Gewese aus den übeln Vorzeichen, die sich häuften. Einmal, in diesem gewitterreichen Monat, schlug der Blitz in des Domitian Schlafzimmer, einmal riß der Sturm die Inschrifttafel seiner Triumphsäule fort. Die mißvergnügten Senatoren ließen es sich angelegen sein, aus diesen Vorzeichen viel Wesens zu machen, und mehrere angesehene Astrologen erklärten, der Kaiser werde den nächsten Winter nicht erleben.

Domitian ließ den Blitz, der in sein Schlafzimmer eingeschla-

gen, ordentlich begraben, wie es der Brauch erforderte. Die Inschrift der Triumphsäule ließ er in den Sockel einmeißeln, so daß sie kein Sturm mehr verwehen konnte. Einen der Wahrsager ließ Norban festnehmen; er gestand auf der Folter, er habe sich von einem der oppositionellen Senatoren anstiften lassen, unter Mißbrauch seiner Kunst Unwahres zu verkünden. Der Senator wurde verbannt, der Wahrsager exekutiert.

Die Anhänglichkeit der Massen an den Kaiser wurde durch diese übeln Vorzeichen nicht geringer. Sie fühlten sich sicher unter seinem Regiment. Seine maßvolle Außenpolitik zeigte ihre günstigen Folgen. Keine kostspielige Kriegs- und Prestigepolitik zehrte am Wohlstand des Landes, die Gouverneure wagten die Provinzen nur in relativ bescheidenem Maß auszuplündern. Auch vergaß man nicht die großen Schenkungsfeste, die Domitian veranstaltet hatte. Waren also die Massen zufrieden mit seiner Regierung, so haßte man ihn unter den Hocharistokraten und in der Schicht der sehr Reichen um so mehr. Man jammerte über die verlorene Freiheit und das willkürliche, despotische Regiment, und es gab Leute, denen es schwarz vor den Augen wurde, wenn sie das verhaßte, hochfahrende Gesicht des Kaisers sahen.

Da war der alte Senator Corell. Er litt seit seinem dreiunddreißigsten Jahr an Gicht. Enthaltsamkeit hatte eine Weile sein Leiden gedämpft, in späteren Jahren indes hatte die Krankheit den ganzen Körper ergriffen, verkrümmt und entstellt, er litt unerträgliche Schmerzen. Er war Stoiker, als mutiger Mann bekannt, seine Freunde wunderten sich, daß er seinem Leiden kein Ende machte. »Wissen Sie«, erklärte er einmal flüsternd seinem nächsten Freunde Secundus, »wissen Sie, warum ich mich selbst überwinde und dieses grauenvolle Dasein aushalte? Ich habe mir geschworen, diesen Hund Domitian zu überleben.«

Domitian machte sich lustig über die übeln Vorzeichen. Sie waren falsch gedeutet, sie besagten nichts, man brauchte nur die Augen aufzumachen, um zu sehen, wie glücklich sein Regiment war und wie der Wohlstand und die Zufriedenheit des Volkes wuchsen. Aber er war zu sehr Wirklichkeitsmensch, um nicht zu merken, daß trotzdem auch der Haß rings um

ihn wuchs. Und mit dem Haß wuchsen des Kaisers Menschenfeindschaft und seine Angst.

Man war furchtbar allein, man war ringsum verraten und verkauft. Nun war auch noch seine Minerva von ihm gegangen, und zuletzt hatte selbst Lucia ihn verraten. Wer eigentlich blieb ihm noch?

Er ließ die Gesichter seiner Freunde, seiner Nächsten, an sich vorübergehen. Da waren Marull und Regin. Aber sie sind wackelige Greise, und er weiß nicht einmal, ob er, nach dem Tode des Matthias, ihrer ganz sicher sein kann. Folgt Annius Bassus. Der ist jünger. Der ist durchaus verläßlich. Aber er ist, der schlichte Soldat, der Dummkopf, nicht zu brauchen für verflochtene Dinge, die feineres Verständnis erfordern. Und wenn er, Domitian, sich der Lucia trotz ungeheurer Mühen nicht hat verständlich machen können, wie sollte er sich diesem verständlich machen? Käme Norban. Aber Norban hat sehr tief in ihn hineingeschaut, tiefer, als man in den Herrn und Gott Domitian hineinschauen darf, zu tief. Und überdies ist es Norban gewesen, der ihm das erste Glied der gefährlichen Kette in die Hand gedrückt hat. Norban ist der Treueste der Treuen, aber auch zwischen ihm und Norban ist es aus.

Es bleibt in Wahrheit ein einziger: Messalin. Welch eine Gnade, daß die Götter den Messalin blind gemacht haben! Den toten Augen des Messalin kann der Herr und Gott Domitian sein Gesicht zeigen, ohne Scheu, ohne Scham. Der blinde Messalin darf wissen, was kein anderer wissen darf. Einer wenigstens ist in der Welt, dem Domitian alles sagen kann, und er muß nicht fürchten, daß er's hinterher bereue.

Domitian saß in seinem versperrten Arbeitskabinett, aber er war nicht allein, mit ihm, um ihn waren seine Menschenfeindschaft und seine Angst. Warum war dies alles? Warum war er so einsam? Warum war dieser Haß um ihn? Sein Volk war glücklich, Rom war groß und mächtig, mächtiger, glücklicher als je. Warum war dieser Haß um ihn?

Es gab nur *einen* Grund, die Feindschaft dieses Gottes Jahve. Er ließ sich nicht versöhnen, dieser Gott. So klug er, der Kaiser, sich vorgesehen hatte, sicher hatte der Gott Jahve mit seinem östlichen Advokatenverstand trotzdem in den Ereignissen um

den Knaben Matthias etwas gefunden, was ihm einen Rechtstitel gab gegen den römischen Kaiser. Sicher war es die Rache dieses Gottes Jahve, was ihn nicht zur Ruhe kommen ließ.

Gab es denn kein Mittel, den Grimm des Gottes zu versöhnen?

Es gab ein Mittel. Er wird dem Gott den Mann opfern, der die Tötung des Knaben Matthias angestiftet hat, den Mann, der ihm das erste Glied der Kette in die Hand gedrückt hat, seinen Polizeiminister Norban. Das ist ein großes Opfer, denn Norban ist der Treueste der Treuen.

Vor seiner Schreibtafel saß er. Diesmal aber waren es keine Kringel und Kreise, die auf der Schreibtafel entstanden, diesmal waren es Namen. Denn wenn er seinen Norban zu den Untern schickt, dann sendet er ihn nicht allein auf den dunkeln Weg, dann schickt er andere mit.

Langsam gräbt der Griffel ins Wachs, säuberlich untereinander setzt er Namen auf Namen. Da ist der gewisse Salvius, der es gewagt hat, den Gedächtnistag seines toten Onkels zu feiern, des Kaisers Otho, des Flavierfeindes. Genießerisch gräbt Domitians Griffel den Namen Salvius ins Wachs. Da ist der Schriftsteller Didymus, der in seine vielgerühmte Geschichte Kleinasiens Anspielungen eingestreut hat, die dem Kaiser nicht gefallen. Er setzt den Namen auf seine Liste, und in Klammern fügt er bei: »Auch den Verleger und die Schreiber.« Dann, und diesen Namen schreibt er sehr schnell, folgt Norban. Mehrere andere, gleichgültige, setzt er darunter. Dann, nach ganz kurzem Schwanken, läßt er den Namen Nerva folgen. Das ist zwar ein betagter Herr, nahe den Siebzig, auch maßvoll, vorsichtig, man kann ihm nichts nachweisen; aber gerade weil er so ruhig und bedachtsam ist, schart sich die Opposition um ihn. Domitian liest den Namen, er macht gute Figur auf der Liste. Dann erst, langsam, sorgfältig, in schlau ausgeführten Buchstaben schreibt er nieder den Namen Lucia. Dann, da nicht dieser Name das Ende sein soll, läßt er einige belanglose den Beschluß machen.

Er ist sehr vertieft gewesen in seine Liste. Jetzt, da er sie zusammen hat, atmet er auf, schaut er auf, ihm ist wie nach einem Sieg. Er erhebt sich, streckt sich, lächelt, und von

allen Seiten aus dem spiegelnden Wandbelag lächelt Domitian ihm entgegen. Wenn der östliche Gott ein Argument gefunden haben sollte, gegen ihn vorzugehen, jetzt hat der römische Kaiser ihm diesen Vorwand wieder aus der Hand gewunden. Er hat dem Gott seinen Norban geopfert. Jetzt muß sich der Gott zufriedengeben, jetzt muß der Gott ihn in Ruhe lassen.

Am späten Nachmittag speiste Domitian mit den beiden Prinzen. Sie waren allein; nicht einmal Quintilian war da, er war bei einem Freunde, um einer Vorlesung beizuwohnen. Die ganze Zeit über hatte sich der Kaiser auch vor den Knaben grämlich und reizbar gegeben, heute aber, bei dieser Mahlzeit, war ihr Vetter und Vater, der Herr und Gott Domitian, guter Laune. Vergnügt unterhielt er sich mit den beiden. Die wußten gar nicht, was alles sie ihm zu verdanken hatten, was alles er getan hatte, um ihnen die Herrschaft leichter zu machen, die sie erwartete.

Die Knaben saßen da mit ernsten Gesichtern. Er aber wollte heute von ihrem Ernst und ihrer Trübsal nichts merken. Gut, sie hatten in diesen letzten Wochen ihre Mutter verloren. Aber was für eine dünne, dürre, machtlose, halbwahnwitzige Mutter war das gewesen, und was für einen großen, mächtigen, kaiserlichen, göttlichen Vater hatten sie in ihm, der seinen Glanz und seinen Reichtum unter ihre Füße breitete. Sie sollten nicht so dunkle Gesichter machen, und er mühte sich, seine beiden jungen, allzu stillen Tischgenossen aufzumuntern. Nach wie vor hatte er die Fähigkeit, auf eine finstere und gleichwohl fesselnde Art skurril zu sein. Er nahm sich zusammen, er gab sich besonders liebenswürdig, er sprach zu ihnen wie zu Kindern und trotzdem wie zu Männern, er machte es ihnen leicht, höflich zu sein und auf ihn einzugehen, und sie lächelten denn auch höflich zu seinen Scherzen.

Nein, er war ganz und gar nicht der Gott heute abend, er gab sich menschlich, kameradschaftlich. Er erkundigte sich nach ihren kleinen Liebhabereien. Prinz Domitian erzählte denn auch von der Pfauenzucht in Bajae; erst sehr angeregt, dann aber, auf einen Blick seines Bruders, dachte auch er an Matthias, wurde wortkarger, verstummte. Der Kaiser indes schien es nicht zu merken, er machte sich eine Notiz auf seiner

Schreibtafel, und dann erzählte er von seinen eigenen kleinen Launen und Schwächen. »Ich liebe es«, vertraute er ihnen an, »die Menschen zu überraschen, im Guten wie im Bösen. Ich liebe die langsamen Entschlüsse und die blitzhaft darauffolgende Tat. Eine solche Überraschung laß ich mir manchmal viel Zeit und Mühe kosten.« Der Knabe Vespasian sagte: »Und glücken sie immer, Ihre Überraschungen, mein Herr und Vater?« – »Gewöhnlich glücken sie«, antwortete Domitian. Der Knabe Domitian sagte: »Sie sprechen so, mein Herr und Vater, als bereiteten Sie eine neue Überraschung vor.« – »Vielleicht tu ich das«, erwiderte gutgelaunt und schwatzhaft der Kaiser.

Beide Knaben schauten zu ihm auf, in ihrem Blick war Furcht, Haß und Neugier; zugleich schienen sie geschmeichelt, daß der Herr der Welt so kameradschaftlich mit ihnen sprach. »Seht ihr«, fuhr der Kaiser fort, die Spannung ihrer jungen Gesichter auskostend, »da wundert ihr euch, daß euer Vater euch so ohne weiteres von den Überraschungen erzählt, die er vorbereitet. Dabei ist, was ich tun werde, gar nicht so fernliegend. Wenn es einmal getan ist, werden alle finden, es sei das Nächstliegende gewesen. Und dennoch wird es kommen wie ein Delphin, der plötzlich aus stillem Meer emporspringt.« Da faßte den älteren der beiden, den Knaben Vespasian, ein düsterer Übermut, und er fragte: »Werden an Ihrer Überraschung Menschen sterben müssen, mein Herr und Vater?« Domitian schaute hoch, argwöhnisch, erstaunt über soviel Dreistigkeit. Dann aber lachte er, hatte er doch durch seine eigenen vertraulichen Reden die Frage herausgefordert, und, halb spaßhaft, gab er Bescheid: »Wenn wir Götter spaßen, dann bekommt es manchmal denen nicht gut, mit denen wir spaßen.«

Als sie von Domitian entlassen waren, sagten sie einer zum andern: »Er sinnt auf einen neuen Schlag, der Schlächter ... Es soll eine Überraschung sein, und doch soll es naheliegen ... Wer bleibt noch, den er morden könnte? ... Wir selber? ... Das wäre weder eine Überraschung, noch liegt es nahe.«

Domitian hatte sich in sein Schlafzimmer zurückgezogen, das pflegte er jetzt oft nach der Mahlzeit zu tun, und die kaiserlichen Gemächer gehörten den Knaben. Hatte der Kaiser

sie nicht geradezu aufgefordert, seine Überraschung herauszufinden? Sie glühten danach, herauszubekommen, wen er nun morden wollte. Sie waren Flavier, sie waren tatenlustig, sie waren rachsüchtig, sie waren tollkühn.

Sie gingen nach dem Arbeitskabinett des Kaisers. Es war bewacht von einem Hauptmann und zwei Soldaten. »Lassen Sie uns ein!« bat Prinz Vespasian. »Es geht um eine Überraschung, es geht um eine Wette mit dem Kaiser. Wenn der Kaiser sie verliert, dann wird er nur lachen. Und wenn wir die Wette gewinnen, Hauptmann Corvin, dann werden wir es Ihnen nicht vergessen, daß Sie uns eingelassen haben. Sie also können nur gewinnen, Hauptmann Corvin.« Der Hauptmann zögerte. Er hatte den Wachdienst bei Domitian nie geliebt, was man tat und was man ließ, war gefährlich; die Offiziere der Leibgarde pflegten zu scherzen: »Wer beim Kaiser Wache hat, tut gut, vorher den Göttern der Unterwelt zu opfern.« Wenn er den Knaben den Eintritt verwehrte, dann konnte das übel ausgehen; wenn er sie einließ, konnte das übel ausgehen. Er ließ sie nicht ein.

Die Knaben waren Flavier, Söhne der Domitilla. Widerstand machte sie nur hartnäckiger. Sie gingen nach dem Schlafgemach des Kaisers.

Es war bewacht von einem Hauptmann und zwei Soldaten. »Lassen Sie uns ein!« bat Prinz Domitian. »Es geht um eine Überraschung, es geht um eine Wette mit dem Kaiser. Wenn der Kaiser sie verliert, dann wird er nur lachen. Und wenn wir die Wette gewinnen, Hauptmann Servius, dann werden wir es Ihnen nicht vergessen, daß Sie uns eingelassen haben. Sie also können nur gewinnen, Hauptmann Servius.« Der Hauptmann zögerte. Wenn er den Knaben den Eintritt verwehrte, konnte das übel ausgehen. Er ließ sie ein.

Domitian lag auf dem Rücken und schlief halboffenen Mundes. Er atmete langsam, gleichmäßig, der Kopf mit den sehr roten, gefältelten, durchäderten Lidern sah etwas töricht aus, der Bauch wölbte sich stark nach oben. Der eine Arm lag schlaff und tot auf der Seite, den andern hatte er über den Kopf gebeugt. Die Knaben näherten sich auf Zehenspitzen. Wenn er erwachte, dann würden sie sagen, wie es Wahrheit war: »Wir

wollten Ihre Überraschung herausbekommen, mein Herr und Vater Domitian.«

Prinz Vespasian langte unter das Kopfkissen. Er fand eine Schreibtafel, er und sein Bruder lasen die Namen. »Hast du sie im Kopf?« flüsterte Prinz Vespasian. »Einige, die wichtigsten«, antwortete Prinz Domitian. Der Schlafende machte eine Bewegung, ein kleines Schnauben kam aus dem halboffenen Mund. »Fort!« flüsterte Vespasian. Sie steckten die Schreibtafel wieder unter das Kopfkissen, schlichen hinaus. Der Offizier atmete auf, als er sie herauskommen sah. »Ich glaube, Sie haben Ihr Glück gemacht, Hauptmann Servius«, sagte Prinz Domitian, er sprach leutselig, aber doch grimmig, prinzlich.

»Hast du es gesehen?« fragte Vespasian, »unten hat er hingeschrieben: ›Prinzen Pfauen.‹ Uns wollte er nicht umbringen, uns wollte er Pfauen schenken.« Trotzdem beschlossen sie, einer von ihnen sollte sogleich Lucia aufsuchen. Vespasian übernahm es. Er erreichte sie, erzählte. Sie halste ihn, küßte ihn, dankte ihm mit starken Worten. Es war die größte Stunde seines Lebens.

Noch bevor die Sonne unterging, war Norban bei Lucia. Er war etwas indigniert, daß ihn Lucia so dringlich und geheimnisvoll aufgefordert hatte zu kommen. Was wird sie ihm schon groß zu berichten haben? Alberne Liebesgeschichten vermutlich.

Lucia erzählte ihm in dürren Worten, was geschehen war. Der vierschrötige Mann zuckte nicht; er hatte während ihrer ganzen Erzählung seine braunen Augen, die eines bösen, treuen Wachhundes, nicht von ihr gewandt. Auch jetzt nicht wandte er sie von ihr, er schwieg, er überlegte offenbar, er traute ihr nicht.

Dann, statt aller Antwort, fragte er sachlich, fast grob: »Sie hatten eine Auseinandersetzung mit dem Herrn und Gott Domitian?« – »Ja«, erwiderte sie. »Ich hatte keine mit ihm«, sagte er, und sein herausfordernder Ton verhehlte nicht sein Mißtrauen. »Ich rede offen mit Ihnen, meine Herrin Lucia«, fuhr er fort. »Sie haben Anlaß, mir feind zu sein, der Kaiser nicht.« – »Aber vielleicht wissen Sie zuviel um ihn«, vermu-

tete Lucia. »Das ist plausibel«, überlegte Norban. »Aber es gibt auch viele andere Möglichkeiten. Es könnte zum Beispiel sein, daß Prinz Vespasian in jugendlicher Phantasterei glaubt, es sei gar kein Unglücksfall gewesen, der seinen Kameraden Matthias weggerafft hat und seine Mutter, sondern böse Absicht des Kaisers.« – »Es ist nicht ausgeschlossen«, gab ihrerseits Lucia zu, »daß Vespasian aus solchen Gründen zu mir kam und daß er gelogen hat. Aber wahrscheinlich ist es nicht. In Ihrem Innern, mein Norban, wissen Sie so gut wie ich, daß Vespasian die Wahrheit sagt, daß Ihr Name und meiner auf der Tafel waren, und Sie und ich und der Knabe deuten richtig, was das heißen soll.«

»Am liebsten«, knurrte auf einmal Norban heraus, »möchte ich diesem vorwitzigen Vespasian den Hals umdrehen.« Die modischen Locken fielen ihm unordentlich, etwas grotesk in die niedrige Stirn des vierschrötigen Gesichtes, er sah unglücklich aus, ein böser, treuer Hund, dessen Welt in Stücke gegangen ist. Lucia mußte in aller Wut, Trauer und besorgter Geschäftigkeit beinahe lachen über den plumpen Zorn des bösen Mannes. »So fest also hängen Sie an Wäuchlein«, sagte sie, »so aus den Fugen gerissen sind Sie, weil er sich auch gegen Sie sichern will?« – »Ich bin treu«, erklärte verbissen Norban weiter. »Der Herr und Gott Domitian hat recht. Der Herr und Gott Domitian hat immer recht. Selbst wenn er mich beseitigen lassen will, hat der Herr und Gott Domitian sicher seine guten Gründe und hat recht. Und diesen Vespasian werde ich es bezahlen machen!« wütete er. »Reden Sie keinen Unsinn, mein Norban!« führte ihn Lucia in die Wirklichkeit zurück. »Schauen Sie die Dinge an, wie sie sind! Ich bin Ihnen nicht sympathisch, und ich müßte lügen, wenn ich behauptete, daß Sie mir gefielen. Aber die gemeinsame Gefahr macht uns nun einmal zu Bundesgenossen. Wir müssen DDD zuvorkommen, und wir haben Eile. Die Knaben haben nicht alle Namen in Erinnerung, die auf der Liste standen, aber einige haben sie. Hier sind sie. Setzen Sie sich mit den Herren in Verbindung, soweit sie Ihnen nützlich sein können! Ich meinesteils werde dafür sorgen, daß Domitian heute nacht hier bei mir schläft. Sorgen Sie dann für das Weitere!«

Norban schaute sie aus seinen braunen, wachsamen und dennoch stumpfen Augen lang und nachdenklich an. »Ich weiß«, sagte Lucia, »was Sie jetzt überlegen. Sie fragen sich, ob Sie nicht hingehen sollen und dem Kaiser anzeigen, was ich Ihnen vorgeschlagen habe. Das wäre nicht ratsam, mein Norban. Ihre eigene Exekution würden Sie dadurch hinausschieben, aber eben nur hinausschieben. Denn Sie wüßten dann noch mehr um den Kaiser, und sosehr es ihn schmerzte, die Pflicht, Sie zu beseitigen, würde so nur dringlicher. Habe ich recht?« – »Sie haben recht«, gab Norban zu. »Dieser naseweise Prinz!« knurrte er und konnte sich nicht beruhigen. »Sie wären lieber umgekommen, unwissend«, erkundigte sich interessiert Lucia, »als daß Sie jetzt, wissend, dem Kaiser zuvorkommen?« – »Ja«, gab Norban unglücklich zu. »Ich bin sehr enttäuscht«, sagte er, ehrlich betrübt.

»Und Sie sind sicher«, fragte er schließlich noch frech und sachlich, »daß Sie den Kaiser dahin bringen werden, bei Ihnen zu schlafen, trotz der Auseinandersetzung?« Lucia ärgerte sich nicht, eher war sie amüsiert. »Ich bin es«, sagte sie.

»Mein Herr und Gott, Domitian, Wäuchlein, DDD, ich weiß nicht, welcher feindliche Gott es mir eingegeben hat, so freche und törichte Worte an Sie zu richten, wie ich es getan. Der Hundsstern muß mich verblendet haben. Ich kenne aber die Milde und Großmut des Kaisers Domitian. Denken Sie an unsere Nacht damals auf dem Schiff nach Athen. Denken Sie an unsere Nacht damals, als Sie die Gnade gehabt hatten, mich zurückzurufen? Verzeihen Sie mir! Kommen Sie zu mir und sagen Sie es mir mit Ihrem eigenen Munde, daß Sie mir verzeihen! Kommen Sie heute nacht! Ich erwarte Sie. Und wenn Sie kommen, dann liefere ich Ihnen auch das Baumaterial für Ihre Villa in Selinunt zur Hälfte des Preises. Ihre Lucia.

Domitian, als er diesen Brief las, grinste. Dachte an seine Liste. Dachte an Messalin, mit dem er morgen diese Liste durchsprechen wird. Dachte aber auch an die beiden Nächte, an die ihn Lucia erinnerte.

Es war Domitian lieb, wenn diejenigen, die er beseitigen mußte, einsahen, daß diese Beseitigung eine gerechte Strafe, eine notwendige Maßnahme sei. Er freute sich, daß Lucia ihr Unrecht einsah. Er freute sich, daß sie ihn nach wie vor liebte. Freilich, wie sollte sie ihn nicht lieben, da er sie seiner Neigung gewürdigt hat? Und an der Sache wurde dadurch nichts geändert. Lucias Verbrechen wurde nicht kleiner dadurch, daß die Hochverräterin Lucia außerdem auch eine Frau war, die ihn liebte. Er wurde nicht schwankend in seinem Vorhaben, er dachte nicht daran, den Namen von seiner Liste zu streichen.

Ihrer Einladung wird er trotzdem folgen. Sie ist eine großartige Frau. Wenn er an die Narbe unter ihrer linken Brust denkt, werden ihm die Knie schwach. Die Götter sind ihm huldvoll, daß sie ihn diese Narbe noch einmal küssen lassen. Sie ist eine strotzende Frau, sie ist die Frau, die zu ihm gehört. Schade, daß sie eine Hochverräterin ist und nicht mehr viel Gelegenheit haben wird, ähnliche Briefe an ihn zu schreiben.

Der Kaiser kam also zu Lucia und schlief bei ihr. Schwer, nach der Umarmung, lag sein großer Kopf auf ihrer Schulter. Lucia zog gleichwohl den Arm nicht weg. Sie beschaute beim matten Licht der Öllampe den schlafenden Kopf, unter dem gedunsenen, schlaffen, müden Gesicht suchte sie jenes, das sie zuerst gesehen hatte, da man von ihm noch als von dem Früchtchen sprach und er der Nichtsnutz war, auf den niemand Hoffnung setzte außer ihr. Jetzt liebte sie ihn nicht und haßte ihn nicht, sie bereute nicht ihren Entschluß, doch nichts mehr war in ihr von der grimmigen Genugtuung, die sie erfüllt hatte, als sie den Norban für sich und ihre Rache gewann. Sie wartete, und ihr Herz war schwer und müde wie der Arm, auf dem der schlafende Kopf lag.

Endlich kamen Norban und die Seinen. Es gelang ihnen indes nicht, so geräuschlos einzudringen, wie sie gehofft hatten; denn der immer argwöhnische Domitian hatte sich von zwei Offizieren begleiten lassen, die im Gang vor dem Schlafgemach Wache hielten. So war Domitian aus dem Schlaf hochgefahren, als die Verschworenen eindrangen. »Norban!« rief er, und: »Was gibt es?«

Norban hatte gehofft, seinen Herrn im Schlaf zu überraschen.

Daß der ihn anrief, störte ihn, und er blieb in der Nähe der Tür stehen.

Der Kaiser war vollends wach geworden, er sah die Männer hinter Norban, sah die Waffen, sah das Gesicht und die Haltung des Norban. Begriff. Sprang aus dem Bett, nackt, wie er war, suchte den Ausgang zu gewinnen, stürzte sich auf die Männer, schrie mit schriller Stimme um Hilfe. Einer stach nach ihm, aber er traf schlecht. Der Kaiser wehrte sich, rang mit dem Menschen, schrie weiter. »Lucia, du Hündin, hilf mir doch!« rief er mit überkippender Stimme und wandte den Kopf dem Bette zu. Lucia kniete auf dem Bett, den Oberkörper nackt, und schaute mit schwerem, traurigem, gespanntem Blicke auf den um sein Leben ringenden Mann. »Es ist für den Matthias«, sagte sie, und ihre Stimme klang sonderbar ruhig und sachlich.

Da erkannte er, daß es der Gott Jahve war, mit dem er zu tun hatte, und wehrte sich nicht mehr.

Schon vor dem Morgen wußte die ganze Stadt von der Ermordung des Kaisers.

Die erste Regung des Annius Bassus, nachdem er sich von seinem Ungeheuern, empörten Schreck erholt, war, die Adoptivsöhne des Ermordeten, die Prinzen Vespasian und Domitian, zu Herrschern ausrufen zu lassen. Die Offiziere und die Soldaten der Garnison hingen an dem Toten, und er hätte mit ihrer Hilfe die Anerkennung der Prinzen durch den Senat erzwingen können. Allein er war nicht skrupellos und nicht wendig genug, um dem Senat »seine« Kaiser zu präsentieren, ohne sich vorher mit Marull und Regin ins Benehmen gesetzt zu haben.

Als er indes endlich mit den beiden andern Verbindung bekam, war es bereits zu spät. Der alte Nerva, der Führer der Senatsopposition, den Domitian auf seine Liste gesetzt, war von Norban von den Ereignissen verständigt worden, noch ehe sie sich erfüllt hatten, und er hatte sogleich den Senat einberufen. Sollte das Attentat mißglücken, hatte er sich gesagt, dann wird er Dankgebete an die Götter für die Errettung des Kaisers beantragen; sollte es glücken, dann wird er sich von

seinen Freunden zu Domitians Nachfolger wählen lassen. Mit dem frühesten Morgen also hatten sich die Berufenen Väter versammelt, und als endlich, während Annius die Garnison alarmierte, Marull und Regin im Senat erschienen, hatte man bereits den Antrag gestellt, das Andenken des Toten zu ächten.

Marull, kaum ins Bild gesetzt, schickte sich an, entrüstet dagegen zu opponieren. Allein er und die wenigen kaisertreuen Senatoren wurden sogleich niedergeschrien. Man überbot sich in wüsten Schmähungen des gestürzten Herrn.

In wütender Eile beschloß man eine beschimpfende Maßnahme nach der andern, um selbst die Erinnerung an Domitian zu vernichten. Man verfügte, daß im ganzen Reich seine Bildsäulen gestürzt und die Tafeln, die Inschriften zu seinen Ehren trugen, zerstört oder eingeschmolzen werden sollten. Und schließlich mußten Marull und die Seinen ein Schauspiel erleben, wie es der römische Senat seit Gründung der Stadt noch nie geboten hatte. Voll von Enthusiasmus über die wiedergewonnene Macht, grimmigen Gedenkens voll an die erlittene Schmach, an die Sitzungen, da sie selber, die hier Versammelten, ihre Besten, ihre Häupter, zum Tod verurteilt hatten, riefen die Senatoren Handwerker und Leibeigene herbei, um die Ächtung seines Angedenkens sogleich und handgreiflich zu vollziehen. Ja sie halfen selber bei diesem Werke mit. Selber teilhaben wollten sie an der Beseitigung, an der Austilgung des frechen Despoten. Unbeholfen in ihren hohen Schuhen, in ihren prunkenden Gewändern, griffen sie zu Brecheisen, zu Äxten und zu Beilen, stiegen auf Leitern, hieben auf die Büsten und Medaillons des Verhaßten ein. Mit Wollust zur Erde schmetterten sie die Statuen mit dem hochmütigen Gesicht des Toten, sie zerstückten und verstümmelten seine steinernen und metallenen Glieder, unter irren Schreien, in der Vorhalle der Kurie errichteten sie eine Art Scheiterhaufen und warfen die scheußlich verunstalteten Bildwerke hinein.

Dann, nachdem sie auf diese Art aufgeräumt hatten mit der Despotie, der Herrschaft eines einzelnen, machten sie sich daran, sie zu ersetzen durch das Regime der Freiheit, nämlich

durch die Herrschaft der sechzig mächtigsten Senatoren, und wählten den Nerva zum Kaiser.

Der alte Herr, ein sehr gebildeter Mann, ein großer Jurist, ein geübter Redner, wohlwollend, liberal, menschenfreundlich, hatte einen bewegten Tag, eine bewegte Nacht und nochmals einen bewegten halben Tag hinter sich. Er hatte die ganze letzte Zeit über in Sorge geschwebt, er werde trotz all seiner Vorsicht von Domitian beseitigt werden. Statt dessen hatte er jetzt, in seinem siebzigsten Jahr, nicht nur den fünfundvierzigjährigen Kaiser überlebt, sondern auch noch seinen Thron erobert. Nun aber, nach den Anstrengungen, Aufregungen, Umschwüngen dieser letzten anderthalb Tage, war er erschöpft, er durfte es sein, und die Freude, daß er jetzt nach Haus gehen konnte, baden, frühstücken, sich ins Bett legen, war beinahe ebenso groß wie die Freude über die erreichte Weltherrschaft.

Aber so bald sollte ihm die ersehnte Ruhe nicht vergönnt sein. Kaum war er in seinem Haus angelangt, als sich, an der Spitze eines großen Truppendetachements und in Begleitung des Marull und des Regin, Annius bei ihm einstellte. Annius war empört über seine eigene Geisteträgheit; durch diese Langsamkeit des Denkens hatte er die Adoptivsöhne seines verehrten Herrn und Gottes um die ihnen zukommende Weltherrschaft gebracht. Er wollte retten, was noch zu retten war. Er drang auf Nerva ein und erging sich in wüsten Drohreden, die Armee werde nicht dulden, daß man die Flavier, die Besieger Germaniens, Britanniens, Judäas und Daziens, um den Thron betrüge. Der neue Kaiser war ein Herr von ruhigen, vornehmen Manieren; die laute, grobe Sprache des Annius machte ihn recht nervös, auch hätte er auf das unsachliche Gerede von seinem juristischen Standpunkt aus allerhand zu erwidern gehabt. Doch er war sehr müde, er fühlte sich nicht in Form, auch hatte der andere dreißigtausend Soldaten und er nur fünfhundert Senatoren hinter sich. So zog er es vor, die Ungehörigkeit des groben Generals vorläufig auf sich beruhen zu lassen, wandte sich statt dessen höflich an die beiden andern, die er als umgängliche Männer kannte, und fragte sie liebenswürdig: »Und was wünschen Sie, meine Herren?«

Die beiden Herren, Realisten, die sie waren, wußten zwar,

daß die Garnison der Hauptstadt hinter ihnen stand, aber sehr zweifelhaft war ihnen, ob die Armeen der Provinzen den Flaviern treu bleiben würden. Andernteils hatte das anstößige Verhaken der Senatoren sie tief aufgerührt. Der Anblick dieser älteren Männer, wie sie da mit ihren hohen Schuhen und in ihren purpurverbrämten Kleidern mit schlotterigen Knien die Leitern erstiegen, um dem Bildnis des Mannes ins Gesicht zu schlagen, dessen Hand zu küssen sie sich vor drei Tagen noch gedrängt hatten, hatte den beiden das Innere vor Ekel umgekehrt. Sie wollten ihrerseits demonstrieren.

Der neue Kaiser, erklärten sie, sei Jurist. So möge er denn das Recht zur Geltung bringen denjenigen gegenüber, die den Domitian gemeuchelt hätten. Sie sprachen mit Nerva in urbanen Formen, sie betonten keineswegs, wie der grobe General, in jedem dritten Satz: hinter uns steht die Armee. Was sie verlangten, war nicht viel, es war ein einziges, die Bestrafung der Schuldigen. Aber die verlangten sie ultimativ und binnen kürzester Frist, davon ließen sie nicht ab. Und Nerva mußte ihnen – dies war die erste Handlung des neuen, im Prinzip rechtlichen, anständigen, ja wohlwollenden Herrschers – den Hauptschuldigen sogleich preisgeben, den Norban, den Mann, dem er den Thron verdankte.

Nachdem Nerva dies hatte einräumen müssen, sah er ein, daß er sogleich Sicherheitsmaßnahmen treffen müsse. Nein, er durfte seinen müden, alten Kopf noch immer nicht aufs Kissen legen, wenn anders dieser alte Kopf nicht Gefahr laufen sollte, schließlich doch noch auf gewaltsame Art von dem zugehörigen Rumpf getrennt zu werden. Er mußte, bevor er sich in sein Schlafzimmer zurückziehen konnte, noch einen Brief schreiben. Und der alte Kaiser, während jedes Glied ihm weh tat vor Müdigkeit, diktierte seinen Brief. Er bot seinem jungen Freunde, dem General Trajan, Oberkommandierenden der an der deutschen Grenze operierenden Armee, die Mitherrschaft an. Dann, endlich, ging er zu Bett.

Marull und Regin ihrerseits begaben sich zu Lucia. Sie wollten Lucia retten, und sie wollten Lucia strafen.

»Ich will nicht mit Ihnen über Ihre Motive rechten, meine Herrin und Göttin Lucia«, sagte Regin, »aber es wäre

rücksichtsvoller gewesen und wohl auch klüger, wenn Sie sich zum Beispiel mit uns in Verbindung gesetzt hätten statt mit Norban.« – »Ich glaube, daß Sie mir freund sind, Sie, mein Regin, und Sie, mein Marull«, erwiderte Lucia. »Aber, seien Sie ehrlich, vor die Wahl gestellt, wen Sie retten sollen, Domitian oder mich, hätten Sie sich für mich entschieden?« – »Es hätte vielleicht einen Ausweg gegeben«, sagte Marull. »Es gab keinen«, sagte etwas müde Lucia, »Norban war mein gegebener Verbündeter.« – »Auf alle Fälle«, resümierte Regin, »haben die beiden netten Jungen jetzt durch Ihre Schuld den Thron verloren, und Sie, meine Lucia, haben überdies sich und Ihre Ziegeleien in ernsthafte Gefahr gebracht.« – »Ich an Ihrer Stelle, meine Lucia«, sagte Marull, »hätte so gute alte Freunde, wie wir es sind, immerhin so rechtzeitig verständigt, daß sie einesteils Ihnen nicht mehr schaden, aber zum Beispiel den jungen Prinzen hätten nützen können.« Lucia dachte eine halbe Minute nach. »Da haben Sie recht«, sagte sie dann verständig.

»Es ist schade um ihn«, sagte nach einer Weile Regin. »Man hat ihm viel Unrecht getan.« – »Falls diese Worte auf mich zielen sollten«, antwortete Lucia, »falls Sie es verlangen sollten, daß ich Ihnen zustimme, dann verlangen Sie von mir zuviel. Soviel Objektivität kann keine Frau aufbringen, der man nach dem Leben getrachtet hat und die dem Tod um ein Haar entgangen ist. Und denken Sie, bitte, an meinen Matthias!« – »Und dennoch hat man ihm Unrecht getan«, beharrte störrisch Regin.

»Überlassen wir«, schlug der konziliante Marull vor, »das Urteil darüber den Dichtern und Geschichtsschreibern! Beschäftigen wir uns lieber mit Ihrer nächsten Zukunft, meine Lucia! Wir haben Anlaß, anzunehmen, daß Sie nicht ungefährdet sind. Unser Annius Bassus und seine Soldaten wollen Ihnen nicht wohl.« – »Haben Sie mir Forderungen zu überbringen?« fragte hochfahrend Lucia. »Steht die Armee hinter Ihnen?« fuhr sie spöttisch fort. »Die Armee steht zwar wirklich hinter uns«, sagte freundlich und geduldig Regin, »aber was wir Ihnen unterbreiten, sind keine Forderungen, sondern Ratschläge.« – »Was also wollen Sie?« fragte

Lucia. »Wir wünschen«, formulierte Marull, »daß der Leib des Domitian anständig bestattet werde. Der Senat hat sein Andenken geächtet, wie Sie wissen. Eine öffentliche Bestattung würde zu Unruhen führen. Wir schlagen vor, daß Sie dem Domitian einen Scheiterhaufen errichten, möglichst bald, und wenn nicht in Rom selber, dann zumindest sehr nahe, sagen wir einmal in Ihrem Park in Tibur.«

Lucia haßte den Toten nicht mehr, aber sie hatte von jeher Widerwillen verspürt gegen Bestattungen. Dieser Widerwille spiegelte sich auf ihrem lebendigen Gesicht. »Wie sehr Sie hassen können!« sagte Marull. Da aber entspannte sich ihr Gesicht, und: »Ich hasse Wäuchlein nicht«, sagte sie, nun auf einmal sehr müde, und plötzlich sah sie aus wie eine alte Frau.

»Ich glaube, es wäre im Sinne DDDs«, sagte Marull, »wenn gerade Sie ihm diese Bestattung richteten. Denken Sie daran, daß er, gerade er, den Matthias begraben wollte!« – »Auch wäre es klug«, ergänzte Regin, »wenn gerade Sie die Bestattung vollzögen. Das Gerede, daß Sie etwas mit dem Verbrechen des untreuen Norban zu tun gehabt haben, wird dann wohl verstummen.« – »Des untreuen Norban«, sagte nachdenklich Lucia. »DDD hatte keinen Treueren.« – »Sie haben ihn ja auch nicht gehaßt, meine Lucia«, spöttelte Marull und legte einen Ton auf das »Sie«.

»Gut«, gab Lucia nach, »ich werde ihn bestatten.«

Allein es stellte sich heraus, daß des Domitian Leichnam schon aus dem Palatin fortgeschafft war. Es war seine alte Amme Phyllis, die ihn heimlich und unter Gefahr hatte wegbringen lassen.

Man begab sich in das Haus der Phyllis, ein einfaches Landhaus vor der Stadt. Ja, dorthin hatte man den toten Mann geschleppt. Phyllis, eine ungeheuer fette Greisin, hatte nicht gespart; ja, die Leiche war bereits gewaschen, gesalbt, parfümiert, hergerichtet, die teuersten Kosmetiker hatten das besorgen müssen. Da saß nun Phyllis an dem Katafalk, die Tränen liefen ihr über die hängenden Backen.

Der tote Domitian sah still und würdig aus. Nichts war da von dem krampfig Großartigen, das sein Antlitz im Leben manchmal gezeigt hatte. Die Brauen, die der Kurzsichtige dro-

hend zusammenzuziehen gepflegt hatte, waren jetzt entspannt, die geschlossenen Lider verbargen die Augen, die so finster und gewalttätig geblickt hatten, von all der übersteigerten Energie des Antlitzes war nur das entschiedene Kinn geblieben. Ein Lorbeerkranz saß auf dem halbkahlen Schädel, andere Insignien der Macht hatte die Alte zu ihrem Leidwesen nicht auftreiben können. Aber der Tote wies ein schönes, männliches Gesicht, und Marull und Regin fanden, DDD sehe jetzt kaiserlicher aus als so manches Mal, da er es mit Inbrunst darauf angelegt hatte, der Herr und Gott zu sein.

Die Alte hatte den Holzstoß bereits gerichtet. Sie sträubte sich dagegen, daß Lucia, die Mörderin, der Verbrennung beiwohne. Die beiden Herren begaben sich nochmals zu Lucia; sie schlugen vor, die Leiche gewaltsam aus dem Haus der Phyllis nach Tibur zu schaffen, auf die Besitzung der Kaiserin. Doch Lucia wollte nicht. Im Innersten war sie froh, einen Vorwand zu haben, die Geste zu unterlassen, die Marull und Regin von ihr verlangt hatten. Sie war wieder die alte Lucia geworden. Sie hatte Domitian geliebt, er hatte ihr Böses und Gutes getan, sie hatte ihm Gutes und Böses getan, die Rechnung war ausgeglichen, der Tote hatte nichts von ihr zu fordern. Vor den Folgen ihrer Tat, vor Annius und seinen Soldaten fürchtete sie sich nicht.

Es waren also nur Marull, Regin und Phyllis zugegen, als man die Leiche des letzten Flavierkaisers auf den Scheiterhaufen legte. Sie öffneten dem Toten die Augen, sie küßten ihn, dann zündeten sie, abgewandten Gesichtes, den Holzstoß an. Das Parfüm, mit dem er getränkt war, verbreitete starken Geruch. »Leb wohl, Domitian«, riefen sie, »leb wohl, Herr und Gott Domitian!« Phyllis aber schrie und heulte, zerriß sich die Kleider und zerkratzte ihr fettes Fleisch.

Marull und Regin schauten zu, wie der Scheiterhaufen niederbrannte. Wahrscheinlich kannte niemand besser als sie, selbst Lucia nicht, die Schwächen des Toten, doch auch niemand besser seine Vorzüge.

Als dann der Scheiterhaufen niedergebrannt war, löschte Phyllis die glimmenden Kohlen mit Wein, sammelte die Gebeine, begoß sie mit Milch, trocknete sie mit Linnen ab, legte

sie, mit Salben und Wohlgerüchen vermischt, in eine Urne. Sie hatte mit Hilfe Marulls und Regins erwirkt, daß man sie des Nachts heimlich in den Tempel der flavischen Familie einließ. Dort setzte sie die Reste des Domitian bei, sie mischte sie aber mit den Resten der Julia, welche sie gleichfalls gesäugt hatte; denn die empörte Alte war der Meinung, nicht Lucia sei die Frau gewesen, die zu Domitian gehörte, sondern zu ihrem Adler Domitian gehöre ihr Täubchen Julia.

Am Tage darauf, in Gegenwart seines Freundes Secundus, öffnete sich der alte, von der Gicht verkrümmte Senator Corell, der bisher seine unerträglichen Schmerzen mannhaft ertragen hatte, die Adern. Er hatte es erreicht, er hatte den Tod des verfluchten Despoten und die Wiedererrichtung der Freiheit erlebt. Der Tag war da. Er starb glücklich.

Der Tag war da. In seinem Arbeitskabinett saß der Senator Cornel, der Historiker, und überdachte, was geschehen war. Die starken Falten des düsteren, erdfarbenen Gesichtes gruben sich noch tiefer, er war erst Anfang der Vierzig, aber er hatte das Gesicht eines alten Mannes. Er erinnerte sich seiner toten Freunde, des Senecio, des Helvid, des Arulen; voll Trauer dachte er daran, wie oft er sie vergeblich zur Vernunft gemahnt hatte. Ja, darauf war es angekommen, Vernunft zu zeigen, Geduld zu zeigen, den Groll im Busen zu bewahren, bis die Zeit kam, ihn herauszulassen. Nun war die Zeit da. Die Epoche des Schreckens zu überleben, darauf war es angekommen. Er, Cornel, hatte sie überlebt.

Vernunft war gut, aber glücklich machte sie nicht. Glücklich war er nicht, der Senator Cornel. Er dachte an die Gesichter seiner Freunde, die in den Tod, die der Frauen, die in die Verbannung gegangen waren. Es waren grimmige Gesichter gewesen, aber dennoch die Gesichter solcher, die einverstanden waren. Sie waren Helden gewesen, er war nur ein Mann und ein Schriftsteller. Sie waren nur Helden gewesen, er war ein Mann und ein Schriftsteller.

Er war Historiker. Man mußte historisch werten. Für die Zeiten der Gründung des Reichs, für die Zeiten der Republik, waren Helden notwendig gewesen, für diese Jahrhunderte, für

das Kaiserreich, bedurfte man vernünftiger Männer. Gründen können hatte man das Reich nur durch Heldentum. Gehalten werden konnte es nur durch Vernunft.

Aber gut war es dennoch, daß es diese Helvid und Senecio und Arulen gegeben hatte. Eine jede Zeit bedurfte der Helden, um das Heldentum wachzuhalten für jene Zeit, die ohne Heldentum nicht wird bestehen können. Und er war froh, daß er jetzt den aufgestauten Haß gegen den Tyrannen in Worte fassen durfte und das liebevolle, trauervolle Gedenken der Freunde. Er nahm vor die vielen Noten und Aufzeichnungen, die er sich gemacht hatte, und er ging daran, einleitend ein großes Bild der Epoche zu entwerfen, die sein Buch schildern sollte. In gewaltigen, dunkeln Sätzen, die sich türmten wie Felsblöcke, stellte er dar die Schrecken und Verbrechen des Palatin, und Worte, weit und hell wie der Himmel eines Frühsommertags, fand er für das Heldentum seiner Freunde.

Drittes Kapitel

Wie Josef jetzt an diesem frischen Vorfrühlingstag mit Johann von Gischala durch dessen Maulbeerpflanzungen ging, sah man keinem der beiden Männer ihr Alter an. Josefs siebzig Jahre hatten zwar seinen Bart ins Graue verfärbt und sein hageres Gesicht etwas zerknittert, aber jetzt im Wind zeigte es frische Farbe, und seine Augen schauten lebendig. Und wenn Johanns Knebelbart strahlend weiß war, so war doch auch sein braunes, schlaues Antlitz rot und wohlerhalten, und seine verschmitzten Augen schauten geradezu jung.

Josef war nun den dritten Tag Gast des Johann in Gischala. Johann wußte, daß Josef nicht viel Interesse an landwirtschaftlichen Dingen hatte, aber er konnte seinen bäuerlichen Stolz nicht zähmen, und wiewohl er sich über sich selber lustig machte, hetzte er auch diesmal wieder seinen Freund durch sein ausgedehntes Mustergut, und Josef mußte seine großartigen Ölpressen, seine Weinkeller, seine Tennen und vor allem seine Maulbeerplantagen und seine Seidenmanufaktur beschauen und bewundern.

Er tat das mechanisch, seine Gedanken waren anderswo, er genoß die Freude, wieder einmal in Galiläa zu sein.

Er saß nun seit fast zwölf Jahren in Judäa, fern von Rom, von dem neuen, ihm sehr fremden Rom des Soldatenkaisers Trajan. Nein, er vermißte es ganz und gar nicht, dieses militärische, ordentliche, großartig organisierte, sehr kalte Rom, es stieß ihn ab, er wußte mit der nüchternen, sachlichen, weltmännisch unbeteiligten Gesellschaft dieses Rom so wenig anzufangen wie sie mit ihm.

In Judäa allerdings war er auch nicht heimisch. Manchmal zwar versuchte er sich und seinen Freunden einzureden, er sei zufrieden in der Ruhe seines Gutes Be'er Simlai. Er sei nun lange genug, erklärte er, ein Einzelner gewesen, ein Besonderer; jetzt im Alter wünschte er nichts Besseres als unterzutauchen in der Gemeinschaft aller. Er wolle nichts sein als ein Mann in Judäa wie die andern Männer in Judäa. Allein wenn

er's auch ehrlich meinte, im Grunde fühlte er sich unbehaglich in dieser seiner Ruhe.

Die Besitzung Be'er Simlai, die er seinerzeit auf den Rat Johanns erworben hatte, blühte und gedieh. Aber ihn, Josef, brauchte man dort nicht, sein jetzt fünfundzwanzigjähriger Sohn Daniel hatte sich, unterwiesen von dem alten Theodor, zu einem fähigen und interessierten Landwirt entwickelt, Josefs Gegenwart störte mehr, als daß sie half. Und der Wohlstand des Gutes war menschlicher Voraussicht nach gesichert; denn alles, was hier im Umkreis der Provinzhauptstadt Cäsarea liegt, wird von der römischen Regierung begünstigt. Freilich ist die Gegend zumeist von Syrern und ausgedienten römischen Soldaten besiedelt, und die nicht zahlreichen Juden sehen unfreundlich auf Josef und ergehen sich in Stichelreden über die Gunst, deren er sich, selbst unter diesem Kaiser Trajan, bei den Römern erfreut. Mara zöge es vor, im eigentlichen Judäa zu leben statt hier unter den »Heiden«, auch Daniel leidet unter dem Mißtrauen und dem Hohn der jüdischen Siedler. Gleichwohl haben seine Frau und sein Sohn viel Freude an dem Gedeihen des Gutes, gewiß mehr Freude als er selber.

Mara hat den Verlust des Matthias ruhiger hingenommen, als er erwartet hatte; sie hat ihn nicht verflucht und keine wilden Reden geführt. Aber das Band zwischen ihnen ist gerissen. Innerlich hat sie sich von ihm losgesagt als von dem Mörder ihrer beiden Söhne, sie sieht in ihm nicht mehr einen Gesegneten des Herrn, sondern einen Geschlagenen, einen Unheilbringer. Allein sie ist ihm so fern, daß sie mit ihm darüber nicht einmal mehr rechtet. Sie leben gelassen, in freundlicher Fremdheit nebeneinanderher.

Auch zwischen ihm und seinem Sohn Daniel ist es nicht so, wie es sein sollte. Nicht nur bedrückt den Daniel die Meinung der jüdischen Siedler über seinen Vater, sondern er schlägt auch mit seinem ganzen Wesen mehr der Mutter nach, er hat ihre Gelassenheit und höfliche Zurückhaltung. Er ist ein untadeliger Sohn, aber er hat Scheu vor dem heftigen, unverständlichen Vater, und Josefs Versuche, sein Vertrauen zu gewinnen, sind fehlgeschlagen.

So lebt Josef recht allein inmitten der geordneten Tätigkeit

seines Gutes. Er schreibt, er verbringt viel Zeit über seinen Büchern. Zuweilen auch macht er sich auf den Weg, Freunde aufzusuchen; er fährt etwa nach Jabne zu dem Großdoktor oder, wie jetzt, nach Gischala zu Johann. Er hat viele Freunde im Land, er genießt seit dem »Apion« bei der Mehrzahl der Juden Verehrung. Doch es bleibt eine Verehrung ohne Wärme, man hat seine frühere zweideutige Haltung nicht vergessen. Er lebt in Judäa wie ein Fremder unter seinem Volke.

In der letzten Zeit hat ihn Rastlosigkeit gepackt. Er schiebt die Schuld auf die Unsicherheit der politischen Lage. Denn der große Ostfeldzug, den der kriegerische Kaiser Trajan rüstet, bedroht auch Judäa von neuem. Aber die Gründe, die Josef aus dem Frieden seines Gutes Be'er Simlai fortjagen, liegen in ihm selber. Es ist wie in seiner Jugend, es ist wie in der Zeit, da er dichtete:

Reiße dich los von deinem Anker, spricht Jahve.
Ich liebe nicht, die im Hafen verschlammen.
Ein Greuel sind mir, die verfaulen im Gestank ihrer Trägheit.
Ich habe dem Menschen Schenkel gegeben, ihn zu tragen über die Erde,
Und Beine zum Laufen,
Daß er nicht stehen bleibe wie ein Baum in seinen Wurzeln.

Er hält es nicht mehr aus in Be'er Simlai. Er ist aufgebrochen, um mit unbestimmtem Ziel durch Judäa zu reisen, hierhin, dorthin; erst am Vorabend des Passahfestes, also nicht vor drei Wochen, will er wieder auf seinem Gut zurück sein.

Nun also ist er bei Johann. Johann ist viel kürzer im Land als er selber. Johann ist seinem Vorsatz treu geblieben und hat Rom und seine römischen Geschäfte erst verlassen, als er sich der Herrschaft sicher glauben durfte über sein vaterlandsheißes Herz. Er hat auch während der fünf Jahre, die er in Judäa lebt, tapfer der Versuchung widerstanden, die »Eiferer des Tages« zu fördern. Er hat sich in dieser Zeit damit beschäftigt, seine Heimatstadt, die uralte, kleine Bergstadt Gischala, reich und stattlich wieder aufzubauen, denn sie ist

zuerst im großen jüdischen Krieg und dann beim Aufstand der »Eiferer« ein zweites Mal zerstört worden. Vor allem aber hat er sein eigenes großes Gut bei Gischala zu einer Musterwirtschaft gemacht.

Da gehen sie herum, die beiden alten Herren, und Johann zeigt dem Freunde, was er neu eingerichtet hat in seinen Maulbeer-, Öl- und Weinpflanzungen. Eine helle, junge, freundliche Vorfrühlingssonne ist da, die beiden erfreuen sich ihrer; aber wenn man warm bleiben will, dann muß man sich Bewegung machen. Sie gehen also rasch drauflos, Josef etwas gebückt, der kleinere Johann sehr aufrecht. Johann schwatzt. Er merkt, daß Josef nicht hinhört, doch er braucht keinen aufmerksamen Hörer, er will nur seine Freude heraussagen über das, was er da gemacht hat, und er lächelt selber ein bißchen über seine greisenhafte Geschwätzigkeit. Dann aber zuletzt lockt es ihn doch, mit Josef in eine richtige Debatte zu kommen, und mit scherzhafter Streitbarkeit beginnt er: »Sie sehen, mein Josef, mein Besitz ist gut gehalten, er ist das, was man eine Musterwirtschaft nennt. Trotzdem wirft mir diese Musterwirtschaft nichts ab, im Gegenteil, ich zahle drauf, und wenn ich sie nicht aufgebe, dann nur, weil sie mir Spaß macht. Es macht mir Spaß, sehr guten Wein, sehr gutes Öl, sehr gute Seide zu produzieren. Und jetzt, bitte, überlegen Sie weiter: wenn schon ich mit allen meinen Sondervergünstigungen bei der römischen Regierung keinen Gewinn herauswirtschaften kann, wie soll sich dann ein gemeiner Ölbauer von seinem Schweiße ernähren? Die neuen Steuern und Zölle, die Trajans Finanzminister den Ostprovinzen auflegt, bringen den kleinen Bauern einfach um. Dabei wird natürlich der angebliche Zweck nicht erreicht, denn die italienischen Weine werden auch dadurch nicht besser und nicht verkäuflicher. Für unser Judäa ist die einzige Folge, daß sich die Unruhe im Lande verstärkt.«

»Verstärkt sich die Unruhe?« fragte Josef, er war jetzt keineswegs mehr abwesend mit seinen Gedanken. Johann schaute ihn von der Seite an. »Wenn ich von meinem Galiläa auf das übrige Judäa schließe«, sagte er und lächelte, eher zufrieden als bösartig, »dann dürften die Bauern nirgends sehr zufrieden sein mit den neuen Edikten. Es ist keine Frage, daß die ›Eiferer

des Tages‹ überall Boden gewinnen. Vielleicht sogar ist das der Hauptzweck, den die Römer mit ihrer merkwürdigen Finanzpolitik verfolgen. Denn ich könnte mir denken, daß, wenn Trajan seinen geplanten Ostkrieg anfängt, gewisse Militärs vorher hier in Judäa Ordnung schaffen wollen, das, was sie unter Ordnung verstehen. Und wie könnten sie das bequemer haben, als wenn sie hier einen Aufstand provozierten und dabei alle nicht ganz zuverlässigen Elemente ein für allemal abtäten? Es ist aber nicht die römische Finanzpolitik allein«, fuhr er fort. »Denn wenn ich auch nach wie vor der Überzeugung bin«, er lächelte, da er auf den Gegenstand seines ewigen Streites mit Josef zu sprechen kam, »daß bei vernünftigen Wein- und Ölpreisen weder der jüdische Krieg noch der spätere Aufruhr zustande gekommen wären, so gebe ich Ihnen doch gerne zu, daß es bei unsern jüdischen Kriegen nicht allein um die Weinpreise geht, sondern auch um Jahve. Es muß beides zum Problem geworden sein, der Markt *und* Jahve. Sonst kann der rechte Furor nicht entstehen.«

»Sie glauben also«, fragte Josef, »auch Jahve ist wieder zum Problem geworden?«

»Auf diesem Gebiet, Doktor Josef«, antwortete Johann, »sind Sie zuständig, nicht ich. Aber wenn Sie die Meinung eines einfachen Landjunkers wissen wollen, der seinen Jahve nicht als Theolog anschaut, sondern als ein Mann mit gesundem Menschenverstand, dann will ich sie Ihnen gerne sagen. Die Idee Jochanan Ben Sakkais, den verlorenen Staat und den verlorenen Tempel durch Jabne zu ersetzen, war ausgezeichnet, es gab damals nach dem Zusammenbruch kein anderes Mittel, den Zusammenhalt zu retten. Brauch und Lehre haben denn auch wirklich den Staat ersetzt. Allmählich aber, als eine neue Generation heranwuchs, die Staat und Tempel nicht mehr erlebt hat, kam der Sinn der Bräuche abhanden, und heute ist die Lehre zum Formelkram geworden, der Brauch erstickt den Sinn, Judäa erstickt in der Herrschaft der Doktoren, das leere Wort kann auf die Dauer Gott nicht ersetzen. Gott braucht sein Land, um Sinn und Leben zu bekommen. Sehen Sie, das ist es, was Jahve heute zum Problem macht. Richtiges neues Leben bekommen kann Jahve erst, wenn Judäa aus einem

Aufenthaltsort für seine Juden wieder zum Land seiner Juden geworden sein wird. Jahve braucht einen Körper. Sein Körper ist diese Landschaft, sein Leben sind diese Olivenhaine, Weinhügel, Berge, Seen, der Jordan und das Meer, und solange Jahve und dieses Land getrennt sind, lebt weder das eine noch das andere. Verzeihen Sie, wenn ich poetisch geworden bin! Aber ein einfacher alter Junker vom Land kann sich natürlich nicht so klar ausdrücken wie Sie.«

Josef hätte über das Heidnische dieser Auffassung einiges zu sagen gehabt, aber er sagte es nicht. Statt dessen faßte er zusammen: »Da also beide Probleme, Jahve und der Markt, auf Lösung drängen, so finden Sie die äußeren und die inneren Voraussetzungen eines Aufstands gegeben? Sie finden, die ›Eiferer des Tages‹ können mit gutem Grunde sagen: Der Tag ist gekommen? Ich verstehe Sie doch richtig?«

»Wie jung Sie sind mit Ihren Siebzig«, erwiderte Johann, »und wie streitbar! Aber so leicht können Sie mich nicht festlegen. Gewiß, solange diese beiden Fragen, Jahve und die Marktlage, nicht brennend geworden sind, solange ist ein Aufstand unmöglich. Das habe ich gesagt. Aber nicht habe ich gesagt, daß diese Faktoren die einzigen Vorbedingungen sind. Wenn Sie meine Ansicht haben wollen, dann ist die erste, die wichtigste Voraussetzung die, daß die militärischen Chancen eines solchen Aufstands nicht zu schlecht sind.« – »Dann bleibt also alles, was Sie gesagt haben, reine Theorie«, sagte Josef enttäuscht. Doch: »Schon wieder wollen Sie mich festlegen«, tadelte scherzend Johann. »Wie sollen wir von hier aus übersehen können, wie die militärischen Chancen der ›Eiferer‹ sind, wenn dieser Trajan wirklich seinen Ostkrieg beginnt?«

Jetzt aber wurde Josef ungeduldig. »Verurteilen Sie also, ja oder nein«, fragte er, »die Bestrebungen der ›Eiferer des Tages‹?« Allein: »Ich treibe keine praktische Politik«, wich Johann aus. »Ich habe mich, wie Sie wissen, bevor ich Rom verließ, eingehend erforscht, und erst als ich feststellte, daß mir mein Herz keinen Streich mehr wird spielen können, habe ich mir erlaubt, in mein Judäa zurückzukehren.«

Verdrossen schweigend ging Josef eine Weile neben ihm her. Bis Johann von neuem anhub: »Meine Resignation hindert

mich aber nicht an gewissen Träumen. Setzen wir zum Beispiel den Fall, die ›Eiferer‹ sind nicht so vernünftig wie wir und machen selbst bei ganz geringer Chance ihren Aufstand. Könnten Sie sich dann, mein Josef, für uns ein größeres Glück denken, als wenn wir uns mitreißen ließen? Stellen Sie sich vor, wie wir beiden Wackelgreise, die wir vom Leben nichts mehr zu erwarten haben, durch einen solchen Aufstand belebt und verjüngt würden. Ich gebrauche nicht gerne starke Worte; aber in einer solchen Erhebung zugrunde zu gehen, einen großartigeren Abschluß meines Lebens könnte ich mir nicht vorstellen.«

Den Josef traf es, daß der andere derartige Gefühle so schamlos aussprach. »Sind Sie nicht sehr ichsüchtig, mein Johann?« fragte er. »Ist es nicht unerlaubt, ist es nicht einfach unanständig, sich in unserm Alter so unvernünftig jünglinghaft zu geben?« – »Sie sind furchtbar trocken geworden«, sagte kopfschüttelnd Johann. »Sie verstehen überhaupt keinen Spaß mehr. Denn natürlich hab ich nur im Spaß gesprochen. Aber wenn Sie ganz abgeklärt und bis ins Letzte gerecht sein wollen, dann müssen Sie mir zugeben: es ist nicht reine Ichsucht, wenn der Traum von einem solchen Aufstand mir das Herz wärmt. Wahrscheinlich wird eine neue Aktion der ›Eiferer‹ ebenso rasch zusammenbrechen wie ihre früheren. Aber trotzdem wird sie nicht sinnlos gewesen sein. Ich denke da an mein Problem Jahve. Ein solcher Aufstand wäre eine Mahnung, Judäa nicht zu vergessen, das Land nicht zu vergessen über dem Brauch und dem Wort. Und eine solche Mahnung ist notwendig. Der Mensch vergißt so schrecklich schnell. Es wäre gut, wenn unsere Juden einmal wieder an ihr Land erinnert würden, daran, daß es *ihr* Land ist. Denn sonst besteht ernstliche Gefahr, daß die Doktoren Jahve endgültig umbringen und daß Judäa in Jabne erstickt.«

»Sagen Sie mir«, drängte Josef, »sind militärische Vorbereitungen im Gang? Wissen Sie um bestimmte Pläne der ›Eiferer‹?«

Johann schaute ihn mit einem vertraulichen, pfiffigen und frechen Lächeln an, das sein Gesicht verjüngte. »Vielleicht«, antwortete er, »weiß ich etwas, vielleicht auch weiß ich nichts.

Bestimmtes wissen will ich nicht, denn ich kümmere mich nicht um praktische Politik. Was ich von mir gebe, ist müßiges Gefasel, wie es wohl ein alter Mann von sich gibt vor einem Freunde, wenn ein neuer Frühling kommt und er in der guten Sonne ins Schwätzen gerät.«

Nun aber wandte sich Josef ernstlich verstimmt ab und hatte kein Wort mehr für Johann. Da stieß ihn dieser an und sagte verschmitzt: »Aber wenn ich auch nichts weiß, so kenne ich doch meine Leute, und gewisse Dinge rieche ich, so wie ich das Wetter rieche. Und darum, mein Josef, nehmen Sie einen kleinen Rat mit auf Ihren Weg! Wenn Sie jetzt im Land herumreisen wollen, dann gehen Sie zuerst noch nach Cäsarea und lassen Sie sich dort im Gouvernementspalais ein umständliches Papier ausstellen, das Sie vor jedermann ausweist! Ich meine nur, für alle Fälle.«

Als Josef am andern Tag Gischala verließ, begleitete ihn Johann ein gutes Stück Weges, und als sich Josef, fortreitend, nach einiger Zeit umschaute, da stand Johann noch immer und sah ihm nach.

In Cäsarea, wo sich Josef, dem Rate Johanns folgend, einen neuen Passierschein ausschreiben lassen wollte, machte er dem Gouverneur seine Aufwartung. Lusius Quietus, mit jener beflissenen und distanzierenden Höflichkeit, wie sie fast allen Vertrauensleuten Kaiser Trajans eigen war, lud den Ritter Flavius Josephus zum Abendessen.

Da saß denn Josef inmitten der hohen Offiziere und Beamten der Provinz und fühlte sich bitter fremd und unbehaglich. Trotz der betonten Liebenswürdigkeit der Herren spürte er auch diesmal wieder, daß sie ihn nicht voll nahmen. Er gehörte nicht zu ihnen. Gewiß, durch seine Vergangenheit und durch seine Privilegien war er ihnen enger verbunden als irgendwer sonst; doch letzten Endes blieb er ein bezahlter Agent.

Man sprach von den kommenden Ereignissen. Vermutlich werden, wenn nun wirklich der Ostkrieg beginnt, überall in Syrien, Judäa, Mesopotamien Unruhen losbrechen. Johann hatte recht. Die Herren verhehlten kaum, daß ihnen ein solcher Aufstand zupaß käme. Er lieferte ihnen den willkomme-

nen Vorwand, dieses Judäa, das Gelände des Aufmarschs und des Nachschubs, gründlich zu säubern, bevor die Armeen nach dem ferneren Osten aufbrachen.

Immer wieder fragte man Josef als den besten Sachverständigen, ob sich die »Eiferer des Tages« nicht vielleicht doch von dem Aufstand durch seine Aussichtslosigkeit würden abhalten lassen. Josef erklärte, der weitaus größte Teil der jüdischen Bevölkerung sei durchaus loyal, und die »Eiferer« dächten zu realistisch, um einen aussichtslosen Aufstand ins Werk zu setzen. Gouverneur Quietus hörte aufmerksam zu, aber, wie es Josef schien, keineswegs überzeugt.

Übrigens hatte Josef nicht mit der Überzeugungskraft gesprochen, die ihm eigen war. Vielmehr war er seltsam zerstreut. Dies kam, weil er von dem Augenblick an, da er das Haus des Gouverneurs betreten, nach einem bestimmten Gesicht gespäht hatte. Der Träger dieses Gesichtes, Paulus Bassus, wußte am besten Bescheid um die militärischen Verhältnisse der Provinz Judäa, die Gouverneure wechselten, aber Oberst Paulus blieb, er war recht eigentlich der Mann, der Judäa regierte, und wenn der Gouverneur einen Empfang gab, erwartete man, Paulus zu sehen. Andernteils war es natürlich ausgeschlossen, daß sich Paulus hier zeigte, wissend, er werde seinem Vater begegnen. Trotzdem, so töricht das war, hielt dieser Vater immer wieder nach ihm Ausschau.

Am nächsten Morgen dann begab sich Josef in das Regierungsgebäude, um sich den Paß ausschreiben zu lassen. Ein Gefühl der Fremdheit und der Feindseligkeit stieg in ihm hoch, als er das Palais betrat, das kalt, weiß, prunkvoll, mächtig und bedrohlich dastand, ein Symbol des trajanischen Rom.

Der Raum, in dem er zu tun hatte, lag im linken Flügel des Hauses. Als er, die Angelegenheit rasch erledigt, mit seinem neuen Paß die große Halle durchschritt, um sich durch das Haupttor zu entfernen, kam durch dieses Haupttor ein Offizier. Der Offizier, ein schlanker Herr mit blassem, fleischlosem Gesicht, elegant, straff, wandte sich nach rechts. Niemand hätte sagen können, ob er, während er den präsentierenden Wachen dankte, den Mann gesehen hatte, der von links kam. Niemand auch hätte sagen können, ob Josef den Offizier erkannt hatte.

Doch schien Josef, als er das Gebäude verließ, alt und müde, der Platz vor dem Palais, so weit und leer er war, hatte nicht genug Luft für den um Luft kämpfenden Mann, und wer ihn sah, mochte sich wundern, daß ein so leichtes und bedeutungsloses Geschäft wie die Einforderung eines Passes ihn dermaßen erschöpft hatte.

Der Offizier seinesteils, als er in den rechten Trakt des Gebäudes einbog, war noch einen Schatten blasser als sonst, und seine schmalen Lippen waren noch mehr verpreßt. Dann aber, noch bevor er seinen Amtsraum betrat, entspannte er sich. Ja, Paulus Bassus oder, wie er früher genannt wurde, Flavius Paulus schien eher befriedigt. Er war es. Die Idee, eine Idee, die er lange gesucht hatte, jetzt war sie ihm gekommen.

Noch am gleichen Tage sprach er mit dem Gouverneur Lusius Quietus.

Bis zum Vorabend des Passahfestes hatte sich Josef Ferien genommen von seinem Gute Be'er Simlai, von Frau und Sohn, bis dahin durfte er streifen im Land, ein freier Mann, wohin immer der Wind und sein Herz ihn trieben.

Auf den Bergen war noch Winter, aber in den Tälern war schon der Frühling. Rastlos reiste Josef umher, bald auf einem Maulesel, bald zu Pferde, zuweilen auch zu Fuß. Der alte Mann erinnerte sich der Zeit, da er zum erstenmal durch Galiläa gezogen war, seine Bewohner zu erforschen. Auch jetzt fühlte er sich am wohlsten, solange er ein Unbekannter war, und wenn man ihn beim Namen nannte, blieb er nicht lange.

Immerhin suchte er auch Freunde auf und Männer, deren Art und deren Meinungen ihn beschäftigten. So kam er auch nach B'ne Berak zu Doktor Akawja.

Josef hat Akawja ziemlich oft gesehen, und so entgegengesetzt dessen Wesen und Lehre seiner eigenen ist, die beiden Männer sind nicht ungern zusammen. Fraglos ist neben Gamaliel Akawja unter den Doktoren der bedeutendste. Dabei ist er, wie Gamaliel selber, erst Anfang der Fünfzig. Doch während dem Gamaliel alles von Geburt an zugefallen ist, kommt Akawja von ganz unten, er war Viehhirt, er hat sich sein Studium und seinen Platz im Kollegium von Jabne unter schweren Mühen

erkämpfen und seine Lehre gegen hundert Widerstände durchsetzen müssen. Es ist eine Doktrin, die mit verbissener Wildheit und dabei mit verschlagener, vertrackter Methodik alles Jüdische absperrt gegen alles Nichtjüdische, es ist eine enge, fanatische Doktrin, die allem widerspricht, was Josef in seinen großen Zeiten gelebt und in seinen großen Büchern verkündet hat. Trotzdem kann sich Josef selber der Faszination nicht entziehen, die von diesem Doktor Akawja ausgeht.

Er blieb einen Tag in B'ne Berak und noch einen und einen dritten. Dann, wenn er zum Passahfest auf seinem Gut zurück sein wollte, war es Zeit, aufzubrechen. Doch als er sich von Akawja verabschiedete, hielt ihn dieser zurück. »Wie wäre es, Doktor Josef«, fragte er, »wollen Sie nicht einmal mit mir den Passahabend verbringen?«

Überrascht sah Josef hoch, ob Akawja den Vorschlag ernst meine. Akawjas großer Kopf saß auf einem plumpen, gewaltigen Körper. Aus dem trübsilbernen Bart kamen frisch und rosig die Wangen hervor, das Haar war tief hereingewachsen in die breite, mächtige, gefurchte Stirn. Dicke Augenbrauen zottelten über den braunen Augen. Ein leidenschaftliches, strenges Feuer glühte aus diesen Augen und machte die platte Nase vergessen. Heute indes, jetzt, da Akawja dem Josef seinen Vorschlag machte, den Passahabend mit ihm zu verbringen, war ein kleines, verschmitztes Leuchten in diesen sonst so wilden und heftigen Augen.

Es ist in der Tat erstaunlich, daß der leidenschaftlich nationalistische Akawja ihn, den Josef, den Kompromißler, der zeitlebens Juden und Griechen und Christen hat versöhnen wollen, zum Passahabend an seinen Tisch lädt, zu diesem großen nationalen Erinnerungsfest. Es ist eine Herausforderung und eine Ehrung. Für den Bruchteil einer Sekunde ist Josef so verwundert, daß er nicht weiß, wie er sich verhalten soll. Die Sitte erfordert, daß Josef, der Hausherr, diesen Abend auf seinem Gute verbringt, inmitten seiner Familie und seiner Leute, daß er ihnen die Haggada vorliest, die Erzählung von der Befreiung der Juden aus Ägypten. Doch Josef sagt sich, daß Frau und Sohn ihn nicht sehr vermissen werden, eher wird es ihnen eine Genugtuung sein, daß Josef, der »Verräter«,

gerade an diesem heiligen Abend bei Akawja zu Gast ist, dem allverehrten, den die jüdischen Patrioten als den besten ihrer Führer bewundern. Nach dem ersten Erstaunen spürt Josef eine tiefe Befriedigung. »Ich danke Ihnen, Doktor Akawja«, sagt er, »ich nehme die Ehre Ihrer Einladung an, ich bleibe.« Und die beiden Männer sehen sich an, sie lächeln sich in die Augen, mit einem erkennerischen, kämpferischen und freundschaftlichen Lächeln.

Am Abend der Erzählung also, am Abend der Haggada, hat Josef den Ehrenplatz inne, rechts vom Hausherrn, im Hause des Doktor Akawja in B'ne Berak. Das beglückende Erstaunen, das ihn ergriffen, als Akawja ihn eingeladen, ist noch immer nicht von ihm gewichen, es ist stärker geworden. Er fühlt sich gehoben, schwebend, dieser Abend scheint ihm ehrenvoller als die Stunde, da Kaiser Titus seine, des Josef, Büste aufstellen ließ in der Bibliothek des Friedenstempels in Rom und sie bekränzte.

Denn wenn der Abend der Haggada heute schon, so kurze Zeit nach seiner Einführung, von den Juden nicht nur dieses Landes Israel, sondern überall auf dem Erdkreis mit solcher Innigkeit und Inbrunst gefeiert wird, dann ist das vor allem das Verdienst dieses Doktors Akawja; er hat die »Ordnung« dieses Abends, seinen »Seder«, geschaffen, er hat die meisten der kindlich rührenden, betrübten, glaubensstarken, zuversichtlichen, grimmigen Gebete und Riten dieses Abends ersonnen, die gerade jetzt, in der Epoche der Unterdrückung, in jeder jüdischen Brust die Erinnerung an die grimmige Not und die wunderbare Erlösung mit solcher Gewalt heraufsteigen lassen.

Aus der dreistöckigen, kostbaren Silberschüssel, die allerlei Speisen enthielt, die mit naiver und wirksamer Symbolik an Knechtschaft und Befreiung gemahnten, nahm Akawja die Fladen ungesäuerten Brotes, die an die Hast erinnerten, mit der seinerzeit die Juden das feindselige Land der Bedrückung verlassen hatten. Akawja zerteilte die Fladen und wies sie den Gästen. »Dies«, sprach er, »ist das Brot des Elends, das unsere Väter gegessen haben in Ägypten. Wer hungrig ist, komme und esse mit. Wer bedürftig ist, komme und feiere mit uns

das Passahfest. Dieses Jahr hier, kommendes Jahr in Jerusalem. Dieses Jahr Knechte, kommendes Jahr freie Männer.« Überall jetzt in der Welt sprachen die Juden diese schlichten und zuversichtlichen Sätze Akawjas, und überall, Josef spürte es, hoben sich bei ihrem Klang die Herzen. Ja, dieses Jahr war das letzte unserer Bedrückung, im nächsten werden wir das Passah feiern in einem auf wunderbare Art neu erbauten Jerusalem.

Und Akawja fuhr fort und erzählte in den von ihm geprägten simpeln und ergreifenden Formeln die Geschichte der Befreiung. Er erlebte seine Erzählung mit, so genau sie ihm vertraut war, er befolgte sein Gebot: »Ein jeder Jude an diesem Abend fühle so, als wäre er selber aus Ägypten befreit worden.«

Josef hörte die Stimme des Akawja. Es war eine tiefe, derbe Stimme, ohne Musik, allein ihre heftige, gebieterische Überzeugtheit riß ihn mit. Alle an diesem Tische berauschten sich an den Worten des Akawja, als wären sie Wein. Manche von den Gästen des Akawja hatten, wie Josef selber, den Glanz der gewaltigen Passahfeier des Tempels von Jerusalem noch miterlebt, aber das Gedenken an die Wallfahrt, das Gedenken an den Festprunk der Priester, schnürte ihnen in dieser Zeit des Elends und der Bedrückung nicht etwa das Herz zusammen, im Gegenteil, die grimmige Beziehung auf das Heute, die in den ärmlichen, innigen Bräuchen war, machte den Stolz auf ihr Volk und auf seinen gewaltigen Gott nur trunkener.

Josef dachte zurück an den Abend, den er vor kurzem im Hause des Gouverneurs in Cäsarea verbracht hatte, an diese nüchternen Offiziere und Beamten, die, ihrer Macht sicher, voll kalten, realistischen Hochmutes hinunterschauten auf jene barbarischen Idealisten, die sich immer von neuem in den aussichtslosen Kampf für ihr Land und ihren Gott stürzten. Nein, zehnmal lieber war er hier an der Seite und im Kreis dieser Besiegten als jener Sieger.

Und die Besiegten berauschten sich weiter an der Erinnerung ihrer früheren Siege und an der Voraussicht ihrer künftigen. Einen Becher Weines stellten sie bereit für den Propheten Elia, den größten Patrioten der Vorzeit. Sicher wird er, dieser Vorläufer des Messias, dieser Sendbote des rächenden

Jahve, in dieser feierlichen Nacht erscheinen, und er soll den Trank der Begrüßung vorfinden. Keiner zweifelte.

Und die Verse des großen Hallel sangen sie, den ekstatischen Jubelpsalm, der da feiert die Befreiung aus Ägypten und die Macht des jüdischen Gottes, der sie bewirkt hat. »Das Meer sah es und floh«, sangen sie, »der Jordan wandte sich zurück. Die Berge hüpften wie Lämmer, die Hügel wie junge Schafe. Was war dir, Meer, daß du flohest, und dir, Jordan, daß du dich zurückwandtest?« Ihre Phantasie kostete es voraus, wie ihr Gott Jahve auch diese Römer verdarb. Die Wasser werden zusammenschlagen über dem Kaiser Trajan und seinen Legionen und sie verschlingen, so wie seinerzeit die Wellen des Roten Meeres den Ägypterkönig verschlangen mit Mann und Roß und Wagen. Halleluja!

Die Bräuche waren verrichtet, die Gebete gesprochen. Mit vorrückender Nacht verabschiedeten sich die Gäste. Auch Josef wollte sich zurückziehen. Doch Akawja hielt ihn, immer wieder, bis sie schließlich nur mehr zu fünft waren, Akawja, Josef, drei andere.

Die Kunst Akawjas bestand darin, daß er, mittels einer bis ins Letzte verästelten Methodik, in den Worten der Schrift eine Deutung fand für alles, was auf Erden geschah. In der Schrift war alles vorausgesehen, alles, was war und was jeweils sein wird, und wer nur die Schrift richtig auszulegen verstand, besaß einen Schlüssel, den Sinn allen Weltgeschehens zu erschließen. Die Ereignisse damals in Ägypten und die von heute unter dem Kaiser Trajan, das war ein und dasselbe, auch ihr Ausgang wird derselbe sein, und es hatte seinen guten Grund, wenn man gerade heuer die Passahfeier mit so zornigem Jubel beging. Die heilig-wilde Berauschtheit von heute abend, das war nichts als eine vorweggenommene grimmige Siegesfeier über Rom.

Jetzt wandte sich Akawja ohne weiteres an Josef selber, ihn herausfordernd. Moses sowohl wie der Prophet Elia hatten ohne langes Federlesen Gott einfach gezwungen, ihnen zu Willen zu sein und Wunder zu tun. Und so wollte es Gott. Er wollte, daß man ihn herbeizwang. Er erwartete, daß man ihm half. Wer da erklärte, die Zeit sei noch nicht gekommen, für

den kam sie nie. Vielmehr mußte man glauben, fanatisch glauben, daß der Messias, ein Messias in Fleisch und Blut, morgen kommen werde. Diese Nacht wird er kommen, der Prophet Elia, der Vorläufer, und seinen Becher leeren. Wer das glaubte, wer so fest daran glaubte wie an das Einmaleins, der zwang Gott, den Messias morgen zu senden.

Akawja liebte es, sich volkstümlich zu geben. Ein riesengroßer Bauer, saß er vor Josef, fest und seßhaft in seinem Glauben, derbe, vulgäre Wendungen ließ er in seine Rede einfließen, und grob zuletzt fiel er den Josef an: »Wenn alle es so machten wie Sie, wenn alle sich darauf beschränkten, die Hände in den Schoß zu legen und Geduld zu zeigen, dann können wir warten, bis uns Gras aus dem Mund wächst, und der Messias ist immer noch nicht da.« Höhnisch und drohend kollerten ihm die Worte von den Lippen, heftig strich er sich die Krumen des ungesäuerten Brotes aus dem trübsilbernen Bart. Josef saß vor ihm, ein feiner, schmächtiger Aristokrat; aber er war nicht gekränkt, er wollte sich den großen Abend nicht verderben. Er verschob, was er zu sagen hatte, auf später und tauchte ganz unter in der Lust, sich anstecken zu lassen von dem fanatischen Glauben der andern.

Denn immer hemmungsloser gaben sich diese ihren schönen Träumen hin. Aber waren es nur Träume? Nein, es war viel mehr, es waren Pläne, weitgediehene. Da sah etwa, als man von den nächsten sieben Wochen sprach, den Wochen der Zählung, den Wochen zwischen Passah- und Pfingstfest, da sah also der Jüngste der Tischrunde, der junge, schöne Doktor Eleasar, mit seligem Blick um sich und fragte: »Wo, meine Älteren, wo, meine Doktoren und Freunde, werden wir dieses Pfingstfest begehen?« Doktor Tarfon, mit halber Kopfwendung gegen Josef, warf dem unvorsichtigen Sprecher einen verweisenden Blick zu. Akawja aber, als hätte er nicht soeben erst selber den Josef grob angefallen, sagte: »Habt ihr etwa Angst, meine Freunde, vor dem Manne, der den ›Apion‹ geschrieben hat?«

Josef erschrak, als er die Worte des jungen Doktors Eleasar hörte; sein Verstand sagte ihm, daß er sich empören müsse gegen das tollkühne, aussichtslose Unternehmen, das diese Männer offenbar schon für die nächsten Wochen planten. Doch

seinem Schreck war viel Süße beigemischt, und als er gar die Worte des Vertrauens vernahm aus dem Munde des Akawja, da glänzte ein großes Glück in ihm auf. Immer lebendiger stiegen in dem beinahe Siebzigjährigen die alten Lockungen hoch, er schwamm mit in der gottseligen Trunkenheit der andern. Auch er war jetzt ganz sicher, daß der Prophet Elia noch in dieser Nacht seinen Becher Weines leeren werde.

Auskostete er sie wie noch niemals, diese Nacht der Obhut, da der Herr sein Volk Israel in seinen besondern Schutz nimmt. Mit den andern lauschte er gläubig den wilden und weisen Reden des plumpen Zauberers Akawja, mit den andern erging er sich in wüsten und großartigen Phantasien vom Untergang der Feinde und von der Errichtung des neuen Jerusalem.

So, mit den andern, saß er die ganze Nacht. Und mit den andern bedauerte er es, als die Schüler kamen und die Doktoren daran erinnerten, daß die Zeit des Gebetes gekommen sei. Denn der Morgen war da.

Zwei Tage später, als er mit ihm allein war, fragte Josef den Akawja geradezu: »Warum haben Sie mich eingeladen, über das Passahfest zu bleiben?« Der riesige Akawja saß ruhig da, die Fußknöchel gekreuzt, die rechte Hand lag lässig auf dem Schenkel, den linken Ellbogen stützte er auf die Lehne des Stuhls, den Kopf in die linke Hand. Besinnlich, aus seinen braunen, nicht großen Augen, beschaute er das hagere Gesicht des Josef. Dann, gleichmütig, in dieses Gesicht hinein antwortete er: »Ich wollte mir einmal einen Verräter aus der Nähe anschauen.«

Josef, vor dieser unerwarteten Beschimpfung, fuhr zurück. Akawja gewahrte es mit Genugtuung. »Ich habe«, fuhr er fort, »meine Schüler von je Respekt vor dem Alter zu lehren gesucht. Mit allem Respekt also vor einem grauen Haupt wiederhole ich: Sie sind ein Verräter. Ich gebe zu, daß Sie viele Schäden, die Sie angerichtet haben, später wettmachten durch Verdienste. Heute sind Sie ein Verräter vor allem an sich selber und an Ihrer eigenen Seele.« Ungeschlacht saß Akawja da; die Gehaltenheit, mit der er zu sprechen suchte, betonte das Bäurische seiner Aussprache.

»Was Sie sagen, mein Doktor Akawja«, erwiderte Josef, und ohne sich dessen bewußt zu werden, sprach er besonders höflich und mit dem Akzent des Mannes, der sich seinerzeit den großen Doktortitel von Jerusalem erworben hatte, »was Sie sagen, klingt allgemein. Wollen Sie es mir nicht im einzelnen erklären?«

Akawja schnaufte, blies sich in die Hände, rieb sie, als machte er sich daran, eine schwere Last zu heben. Dann sagte er: »Jahve hat Sie bestimmt, für seine Sache, für Israel zu kämpfen. Sie aber haben die Arbeit, sowie sie anfing, Mühe und Mut zu verlangen, hingeschmissen. Sie haben sich in die Literatur verdrückt und kosmopolitisches Geschwätz gemacht. Das hat Sie auf die Dauer gelangweilt, und Sie sind zurück in den Kampf gegangen. Dann wurde es dort wieder mulmig, und Sie sind von neuem verduftet, zurück in Ihr bequemes und unverbindliches Geschreibe. Ein Mann aus dem Volke wie ich heißt das Verrat. Ich sage es, wie es ist, mit allem Respekt vor einem grauen Haupte.«

»Sind Ihre Anwürfe nicht immer noch sehr allgemein?« entgegnete, noch höflicher, Josef. »Vielleicht aber auch liegt es nur an meinem alten Kopf, daß ich mir nichts Rechtes darunter denken kann.« – »Ich will versuchen«, erwiderte Akawja, »meine simple Meinung in Ihr gebildetes Aramäisch zu übersetzen. Sie sehen ganz genau, mein Doktor Josef, was die Stunde und der Tag erfordert. Aber Sie wollen es nicht sehen, Sie machen lieber die Augen zu und ›kämpfen‹ für ein Ideal, von dem Sie ganz genau wissen, daß es unerreichbar ist. Sie flüchten vor der Schwierigkeit des Erreichbaren in den bequemen Traum des nie erreichbaren Ideals. Sie verraten das Heute und Morgen um einer nebelhaften Zukunft willen. Sie verraten den Messias von Fleisch und Blut, der vielleicht schon unter uns herumgeht, um eines verblasenen, geistigen Messias willen. Sie verraten den jüdischen Staat einer kosmopolitischen Utopie zuliebe.« Schwerfällig kamen die gebildeten Worte aus dem klobigen Mann.

»Was versprechen Sie sich eigentlich davon«, fragte sehr ruhig Josef, »daß Sie mir alle diese unfreundlichen Dinge sagen?

Es imponierte dem Akawja, daß Josef so ruhig blieb, aber es ärgerte ihn auch. »Wir wissen nicht, was wir mit Ihnen anfangen sollen«, sagte er schließlich grimmig und strähnte sich den trübsilbernen Bart. »Welches von Ihren Büchern gilt? ›Der Jüdische Krieg‹? Die Universalgeschichte? Oder der ›Apion‹? Einem großen Schriftsteller«, grollte er, »müßte es doch möglich sein, sich so eindeutig auszudrücken, daß ihn das Volk versteht. Ich bin kein großer Schriftsteller«, schloß er plump, »aber mich versteht das Volk.«

»Ich verstehe Sie nicht, Doktor Akawja«, antwortete liebenswürdig Josef, mit einem kleinen Ton auf dem »ich«. »Ich verstehe nicht, warum Sie den ›Eiferern des Tages‹ das Wort reden. Sie wissen, daß unter diesem Kaiser Trajan die Zahl der Legionen verstärkt ist, daß die östlichen Legionen aufgefüllt sind, daß die Militärstraßen, das Kriegsmaterial auf eine Höhe gebracht sind wie niemals zuvor. Wer einen Löwen sattelt, muß ihn zu reiten verstehen. Sie als Mann von Urteil wissen, daß Sie ihn nicht reiten können. Warum also reden Sie einem Aufstand das Wort? Der Tag wird kommen, gut! Aber es ist an Ihnen, zu bestimmen, wann er da ist. Und wenn Sie das Volk zur Unzeit aufrufen, ruinieren Sie dann nicht den Tag und laden schwere Schuld auf sich?«

»Der Gott, der mich den Löwen satteln hieß«, sagte Akawja, »wird mich auch lehren, ihn zu reiten,« Dann, daran denkend, daß das ein Satz für eine Volksversammlung war, aber nicht für den Schriftsteller Josef Ben Matthias, verstand er sich dazu, ihn tiefer in sein Inneres sehen zu lassen. »Nicht die Vernunft«, sagte er grimmig, »kann entscheiden, ob der Tag gekommen ist, nur der Instinkt kann es. Immer wieder wird die Vernunft zuschanden vor Gott. Ich sage das nicht etwa, weil ich der Vernunft und ihren Verlockungen aus dem Weg gegangen wäre. Ich kenne die Freuden der Logik und der Gelehrsamkeit. Ich habe die Schrift und die Lehre studiert mit allen Mitteln, und ich habe mich herumgeschlagen mit der Philosophie der Heiden. Aber alles, was ich gelernt habe, ist, daß einem, wenn es Ernst wird, doch nur das innere Wissen weiterhilft, der Glaube an den über alle Vernunft erhabenen Gott Israels, und nicht die Logik und nicht der Glaube an immer gleiche

Ursachen und Wirkungen. Ich glaube an Moses und die Propheten und nicht an Trajan und seine Legionen. Ich will in Bereitschaft sein, wenn der Umschwung kommt, wenn der Tag kommt. Und der Tag kommt, das sage ich Ihnen! Gesetze und Bräuche sind gut und Gott wohlgefällig, aber sie bleiben Geschwätz, wenn sie nicht die Vorbereitung sind eines selbständigen Staates mit Polizei und Soldaten und souveräner Gerichtsbarkeit. Helfen kann uns nur die Wiedererrichtung des Tempels, des wirklichen aus Quadern und Gold, und die Wiedererrichtung des wirklichen Jerusalem, einer Stadt aus Stein und Holz und mit uneinnehmbaren Mauern. Sehen Sie, mein Doktor und Herr, die Massen begreifen das. Man muß sehr gelehrt sein in griechischer Weisheit, um es nicht zu begreifen.«

Es wäre sinnlos gewesen, gegen den Fanatismus des Mannes mit Argumenten der Vernunft anzugehen. Nicht etwa, als ob Akawja der Vernunft ermangelt hätte. Im Gegenteil, seine Vernunft war wohl nicht geringer als seine eigene, des Josef. Aber des Akawja Glaube war eben stark genug, um über seine Vernunft obzusiegen.

Diese Einsicht machte den Josef verstummen. Und jetzt gar fühlte er sich vollends klein. Denn jetzt erhob sich Akawja, riesig kam er auf ihn zu, den großen Kopf neigte er vertraulich zu ihm herunter, die kleinen Augen unter der breiten, gefurchten Stirn und den dicken, zottigen Augenbrauen schauten verschlagen und besessen zugleich sehr nahe in die seinen. Und, die derbe Stimme gedämpft, geheimnisvoll, verkündete er ihm: »Sie wissen, warum ich Gamaliel so kräftig unterstützte, als er das Hohelied aufnahm in die Reihe der Heiligen Schriften? Weil dieses Hohelied ein Gleichnis ist, ein Wechselgesang zwischen dem Bräutigam Gott und der Braut Israel. Wenn aber Jahve der Bräutigam ist, dann muß er werben um seine Braut Israel, dann muß er zahlen. Wie hart und bitter hat er den Jakob dienen lassen um seine Braut! Gott muß Israel erwerben, er muß sich sein Volk verdienen. Jahve hat Israel eine schwere Sendung auferlegt, Israel wird sie erfüllen. Aber auch Jahve muß den Vertrag erfüllen, er muß Israel seine Macht wiedergeben, seinen Staat. Und zwar nicht irgendwann, son-

dern in allernächster Zeit, jetzt. Sie, Josef Ben Matthias, wollen es Gott zu leicht machen. Sie wollen Israel verschleudern. Ich bin nicht so vornehm. Ich bin Bauer und mißtrauisch. Ich verlange Zahlung, wenn ich einen Teil meiner Leistung erfüllt habe. Ich verlange von Jahve – verstehen Sie mich recht, ich bitte nicht, ich verlange –, daß er Israel seinen Staat wiedergibt und seinen Tempel.«

Josef erschrak vor der Wildheit, mit welcher der Mann seine anmaßende, verschlagene Forderung verkündete; er war von ihrem Recht offenbar bis ins Herz besessen. »Sie machen sich Jahve nach Ihrem Bilde«, sagte Josef, leise, betreten. »Ja«, gab Akawja zu, unumwunden, herausfordernd. »Warum soll ich mir Jahve nicht nach meinem Bilde machen, da er mich nach dem seinen gemacht hat?« Doch dann kehrte er aus dem Bereich der Mystik in die Realität zurück. »Aber haben Sie keine Angst!« tröstete er den Josef, er lächelte und sah trotz des gewaltigen, trübsilbernen Bartes auf einmal sehr jung aus. »Ich habe«, verriet er, »dem Großdoktor in die Hand versprochen, ich würde keine jüdische Aufstandsbewegung fördern, solange nicht Edom, solange nicht die Römer eine neue Untat begehen würden.« Sein Lächeln wurde listig und machte ihn unversehens dem Johann von Gischala ähnlich. »Ich konnte freilich«, sagte er, »dem Großdoktor dieses Versprechen leicht geben. Denn ich bin sicher, eine neue Untat der Römer wird nicht lange auf sich warten lassen. Die römische Klugheit ist eine dumme Klugheit, eine Klugheit auf kurze Sicht, ohne Gott und ohne Gnade. Die Römer werden die Untat begehen, ich und die ›Eiferer‹, wir werden unseres Versprechens ledig sein, und Gott wird uns helfen, nicht den Römern.«

Josef, beunruhigt durch diese Unterredung, ging nach Jabne, um mit dem Großdoktor die politische Lage durchzusprechen.

Gamaliel war nicht nur nicht eifersüchtig auf Akawja, er hatte sogar mit klugem Bedacht sein möglichstes getan, dessen Ansehen zu erhöhen. Denn Gamaliel hätte seine Herrschaft über die Juden nicht halten können, hätte er nicht den heftigen, aufrührerischen Akawja an seiner Seite gehabt. Wenn Gamaliel lehrte: »Seid geduldig, fügt euch den Römern!«, so

ergänzte Akawja: »Aber nur auf kurze Zeit, dann dürft ihr aufstehen und über den frechen Feind herfallen.« So kamen beide auf ihre Rechnung: der Großdoktor; denn das Volk hätte das ewige, nervenzerreibende Warten, das er ihm zumutete, nicht ertragen, wäre nicht Akawja gewesen und sein Zuspruch. Akawja; denn sein Verstand scheute das Abenteuer, das sein Herz ersehnte, und im Grunde war er froh, daß Gamaliels Bedachtsamkeit es immer wieder verhütete und hinausschob. Die beiden Männer, so verschieden sie waren, der tolerante, weltmännische Gamaliel und der fanatische, bäurische Akawja, liebten, ehrten und achteten einander.

Bald mußte Josef erkennen, daß der Großdoktor um die politische Situation viel besser Bescheid wußte als er selber, der doch erst vor kurzem beim Gouverneur und bei Akawja gewesen war.

»Kaiser Trajan«, setzte Gamaliel dem Josef auseinander, »ist nicht etwa judenfeindlich. Allein seine gewaltige Kriegsmaschine erfordert, um sachgemäß in Gang gesetzt zu werden, das Land der Juden als Aufstellungsraum, Die Juden also sind ihm lästig, ihm und seinem Gouverneur Lusius Quietus. Doch ist auch der Gouverneur an sich kein Feind der Juden, er möchte, da er den Wohlstand der Provinz nicht vernichten will, allzu gefährliche Maßnahmen lieber vermeiden. Leider aber ist in seiner nächsten Umgebung ein Mann, der solche Maßnahmen geradezu herbeisehnt. Und jetzt hat, nach zuverlässigen Berichten, dieser Mann die patriotisch gewalttätige Stimmung klug genutzt, die aus den Vorbereitungen zum Ostkrieg entstand, und den Gouverneur zu seinen Anschauungen bekehrt.«

Es kostete den Josef Mühe, Gamaliel mit ganzer Aufmerksamkeit zu folgen. Denn er wußte: wenn der Großdoktor den gefährlichen Mann in der Umgebung des Gouverneurs so vag bezeichnet, so geschieht das mit Rücksicht auf ihn, auf Josef; denn dieser Gefährliche, Unnennbare ist niemand anders als Paulus Bassus, Josefs Sohn.

Gamaliel aber erzählt weiter, und Josef, trotz des Sturmes in seinem Innern, hört zu. Denn des Großdoktors Bericht verdient, weiß Gott, ein gespanntes Ohr. Der Unnennbare nämlich

hat eine wahrhaft höllische Idee ausgeheckt, der Gouverneur hat, wenn auch nur mit halbem Herzen, seine Zustimmung gegeben, und nun wartet man nur mehr die Einwilligung Roms ab, um den unseligen Plan in Wirklichkeit umzusetzen. Es geht aber um folgendes: man will für die Provinz Judäa, um die unzuverlässigen Elemente besser von den zuverlässigen absondern zu können, die Kopfsteuer neu einführen.

Die Kopfsteuer. Die zwei Drachmen. Unter allen Bedrükkungen, welche die Römer ersonnen haben, die diffamierendste. Wenn diese von dem rechtlichen Kaiser Nerva abgeschaffte Sondersteuer wirklich neu eingeführt werden sollte, so wird das ein Signal zu dem Aufstand sein, den Rom will und den leider auch die »Eiferer des Tages« wollen. Wahrscheinlich hat auch Akawja von der bevorstehenden Einführung dieser Steuer gehört, und wahrscheinlich ist das die »Untat«, auf die er angespielt hat.

Josef hört Gamaliels Bericht wie gelähmt. Was ihn, den sonst so beweglichen, lähmte, war der Gedanke, daß es der Unnennbare, daß es sein Paulus war, den die Gottheit dazu ausersehen, dieses neue Unheil über Judäa zu bringen. Welch ein Mann des Unglücks war er, Josef! Wie ging, immer von neuem, Unglück aus von allem, was er gemacht hat, von seinen Söhnen, von seinen Büchern! Unbeweglich saß er, wie betäubt.

Bis ihm endlich bewußt wurde, daß Gamaliel schon längere Weile zu sprechen aufgehört hatte. Er suchte Gamaliels Auge, mit Scheu. Der erwiderte seinen Blick, und Josef erkannte, daß der andere genau wußte, was in ihm vorging. »Ich danke Ihnen«, sagte Josef.

»Wenn Cäsarea die Kopfsteuer verfügt«, fuhr Gamaliel fort, als wäre die stumme Zwiesprache nicht gewesen, »dann ist Akawja des Versprechens entbunden, das er mir gegeben hat. Trotzdem ist es möglich, daß er sich ruhig halten wird. Er weiß so gut wie ich, daß die ›Untat‹ Cäsareas nichts ändert an dem Kräfteverhältnis Roms und Judäas. Er hat einen starken Verstand. Es bleibt die Frage, ob dieser starke Verstand aufkommt gegen sein noch stärkeres Herz.« Er sah trübe vor sich hin. Bisher war er dem Josef immer als ein junger Mann erschienen. Jetzt sah der alte Josef, daß auch Gamaliel nicht jung

geblieben war. Sein rotbrauner Bart war nun beinahe völlig grau, die gewölbten Augen matt, Körper und Antlitz hatten ihre imponierende Straffheit verloren.

Unvermutet indes richtete sich der Großdoktor hoch und war wieder ganz der frühere. »Ich möchte Sie um einen Dienst bitten, mein Josef«, sagte er herzlich und doch im Tone des Befehlsgewohnten. »Gehen Sie nach dem Norden! Sprechen Sie nochmals mit Johann von Gischala! Wenn es mir nicht glücken sollte, den Akawja zurückzuhalten, vielleicht glückt es Ihnen, den Johann zu bändigen, so daß wenigstens der Norden ruhig bleibt. Sie sind befreundet mit ihm, er hört auf Sie. Er hat einen so klaren Verstand. Reden Sie ihm zu, daß er ihn gebraucht!«

»Gut«, erwiderte Josef. »Ich werde nochmals nach Gischala gehen.«

Seit dem Aufbruch von seinem Gut war Josef rastlos gewesen. Jetzt wurde er noch unruhiger. In Eile brach er auf, und er reiste in immer größerer Eile. Dabei wählte er nicht den kürzesten Weg, sondern reiste kreuz und quer. So durchzog er noch einmal einen großen Teil des Landes Judäa und des Landes Samaria, in Hast, als hätte er etwas zu versäumen, als könnte er, was er jetzt nicht noch einmal sah und in sich aufnahm, niemals wieder sehen.

In Samaria dann erfuhr er, der Gouverneur habe durch ein Edikt die Wiedereinführung der Kopfsteuer für die jüdischen Einwohner der Provinz verfügt. Und schon den Tag darauf, in dem kleinen Ort Esdraela, erzählte man, es sei in Obergaliläa zu schweren Unruhen gekommen. Genaues konnte man ihm nicht mitteilen. So viel aber war gewiß, daß in mehreren galiläischen Ortschaften mit gemischter Bevölkerung die Juden über die Römer, Griechen und Syrer hergefallen waren. Schon seien indes, hieß es, römische Streitkräfte aus Cäsarea abgegangen, um die Ordnung wiederherzustellen. Führer des Aufstands, wollte man gehört haben, sei Johann von Gischala.

Nach alledem war Josefs Sendung offenbar durch die Ereignisse erledigt, und er hatte im Norden nichts mehr zu suchen. Das klügste war, schleunigst nach Be'er Simlai zurückzukehren

und dort nach dem Rechten zu sehen, nach Mara, nach Daniel.

Aber als er sich das klarmachte, wußte er bereits, daß er's nicht tun werde. Dem Schreck, mit dem er die Meldung gehört hatte, war vom ersten Augenblick an eine große Süße beigemischt gewesen. Mit Stolz und Beschämung nahm er wahr, daß er sich leicht fühlte, frei, glücklich. Er erkannte, daß er die ganzen letzten Jahre in Judäa nur auf diesen Aufstand gewartet hatte. Jetzt hatten diese Jahre in Judäa Sinn und Bestätigung bekommen. Denn wenn er die Nachricht von dem Aufstand in Rom erhalten hätte, verspätet, fern von den Geschehnissen, dann hätte er das wichtigste Ereignis seines Lebens versäumt.

Wahnsinn! Es ist blanker Wahnsinn, in den Aufstand eingreifen zu wollen. Es wird anfänglich einige Siege geben, voll von Begeisterung und Seligkeit; dann wird eine harte, endgültige Niederlage folgen. Die Römer werden erreichen, was sie wollen, sie werden alles, was unter den Juden noch da ist an Mannhaftigkeit, Jugend, Kampfesmut, blutig zertrampeln. Es ist Verbrechen und Narrheit, dabei mitzuwirken.

So, mit Aufbietung all seiner Vernunft, konnte er den Rausch verjagen, der bei der Meldung von der Erhebung über ihn gekommen war. Doch nur auf Augenblicke.

In der Nacht gar, auf dem dürftigen Lager, das der kleine Ort ihm bot, bekam der Rausch volle Gewalt über ihn, es gab kein Mittel mehr dagegen, und wollüstig überließ er sich dem gefährlichen Glück. Er fühlte sich wie damals, als er, ein junger Mensch, in jenem ersten Kriege gegen die Römer die Wehrverbände Galiläas befehligt hatte, schwebend, getragen. Ach, das noch einmal spüren, diese glühende Heiterkeit, mit der sie damals in die Schlacht gezogen sind! Dieses Verschmelzen einer in den andern! Dieses tausendfache Leben, strömend, weil es vielleicht noch heute zu Ende ist! Diese große Verzückung, gemischt aus Frommheit, Gewalttätigkeit, Angst, Selbstsicherheit und einer Lust ohne Grenzen!

Auf seinem Lager von der einen Seite nach der andern warf er sich. Preßte die Zähne zusammen, beschimpfte sich. Werde nicht abermals verrückt auf deine letzten Tage, Josef! Wenn

ein junger Mensch sich von derartigem Wahnsinn ergreifen läßt, das kann gottgewollt, kann erhaben sein. Aber wenn es einer wie er so macht, ein Greis, an einem solchen trunkenen Greise ist nichts Erhabenes, er ist lächerlich, nichts sonst.

Er ist nicht lächerlich. Wenn nach soviel Jahren, wenn nach so vielen Erfahrungen die Stimme in ihm immer noch mit solcher Gewalt ruft, dann hat diese Stimme recht. Und wenn es die Stimme der Tollheit sein sollte, dann kommt diese Tollheit von Gott. Akawja hat recht. Wer wagt zu behaupten, daß Jahve identisch ist mit Logik und dürrer Vernunft? Hat aus den Propheten Vernunft gesprochen? Oder ein anderes? Wenn ihr, mit dreister Pedanterie, dieses andere Tollheit nennen wollt, dann sei sie gesegnet, diese Tollheit.

Und mit Wollust stürzte er sich, der alte Josef, in die Tollheit. Ja, Johann von Gischala hatte recht, und Akawja hatte recht, und das Buch Judith und das Buch des Josef Ben Matthias gegen Apion, und nicht recht hatte der Großdoktor und die Universalgeschichte des Flavius Josephus.

Nachdem er sich einmal entschlossen hatte, toll zu sein, brach er noch in der Nacht auf, um sich zu Johann von Gischala durchzuschlagen.

Er fand einen Maultiertreiber, der ihn bis in die kleine Ortschaft Atabyr brachte, die auf der halben Höhe des gleichnamigen Berges lag. Weiter wagte sich der Mann nicht mit. Auch die Bewohner des kleinen Ortes rieten ab, weiter vorzudringen. Denn hier begann das Gebiet der militärischen Operationen.

Josef also, nachdem er sich ein wenig Mundvorrat gekauft hatte, setzte seinen Weg allein fort. Er vermied die Heerstraße und wählte abseitige, verlorene Hirtenpfade in den Schluchten und Höhen des Gebirgs. Hier hatte er seinerzeit gekämpft, er hatte den Berg befestigt, er kannte die Gegend gut. Still, gleichmäßig, behutsam, in besonnener Eile schritt er.

Ein strahlender Frühlingstag stieg auf. Der Winter hatte lange gedauert in diesem Jahr, noch lag Schnee auf den Bergen Obergaliläas, er speiste die Bäche, so daß sie voll und fröhlich prasselten. Die Luft war von beseligender Reinheit, das Entfernte war klar und nahe. Josef stieg tiefer hinein ins Bergland, er befahl seine Erinnerung herbei, sie gehorchte, jede Höhe,

jedes Tal war ihm vertraut.

Da war der überhängende Kamm. Von ihm aus mußte er den See erblicken können, seinen See, den See von Tiberias, den See Genezareth. Siehe, da glitzerte er schon herauf! Winzige Punkte bewegten sich auf seinem Spiegel; Josefs Erinnerung verwandelte sie in die braunroten Segel der Fischerboote.

Er kletterte über den Kamm, suchte sich eine Bergfalte, die ihn decken könnte, fand sie. Hockte nieder. Jene Ruhelosigkeit, die ihn die ganze Zeit gequält, endlich wich sie von ihm. Er durfte rasten. Er setzte sich bequemer, aß von seinem Vorrat, Früchte, etwas Fleisch, Brot, trank von seinem Wein.

Ein kleiner, fröhlicher Wind ging. Josef dehnte die Brust. In zauberisch heller Luft, ein wahrer Garten Gottes, lag das Land Galiläa vor ihm, unter ihm, fruchtbar, mannigfach mit seinen Tälern, Hügeln, Bergen, mit seinem See Genezareth, dem Flusse Jordan, der Meeresküste, mit seinen zweihundert Städten. Was Josef nicht sah, das ahnte er, das wußte seine Erinnerung, In sich ein trank er die Sicht. Rötlichgrau war das Gestein, saftig grün die Johannisbrotbäume, silbrig die Oliven, schwarz die Zypressen, braun die Erde. In der Ebene, winzig kleine Figürchen, hockten die Bauern auf dem Boden und rochen an dieser Erde nach dem Wetter, Schönes, reiches, buntes, fruchtbares Land. Jetzt im Frühjahr sind selbst seine Wüsten bedeckt von graugrün und violettem Geblüh.

Aber man gönnt dem Land seine Fruchtbarkeit nicht. Vielleicht ist es zu fruchtbar. Vielleicht hat doch der frühere Johann von Gischala recht, und es ist doch der Preis des Weins und des Öls, der den endlosen Krieg stiftet, der um dieses Land geht. Gedüngt mit Blut ist es auf alle Fälle. Vielleicht will die Gottheit, daß es gedüngt werde mit Blut.

Josef rastete in seiner Bergfalte. Alle Bedrängnis und aller Zwiespalt waren von ihm abgefallen. Seine Gedanken wellten auf und ab, und es war ihm recht so.

Die Gottheit hat es ihnen, den Juden, zugeteilt, dieses Land, in dem Milch und Honig fließt. Sie hat ihnen mehr zugeteilt. »Nicht Zion heißt das Reich, das ich euch gelobte, / Sein Name heißt: Erdkreis.«

Aber die Herrschaft über den Erdkreis, das ist eine vage, ferne Sache. Wenn er es einmal wenigstens von ferne hätte sehen dürfen, das Land seiner Hoffnung, das Land des Messias, des Rechtes, der Vernunft. Aber: »Da kannst du warten, bis dir Gras aus dem Munde wächst.« Josef lachte, an die derben Worte des Akawja denkend. Ein großartiger Mann, dieser Akawja!

Wieder schaut er, genießt er die Sicht. Dieses Galiläa zumindest, das ist da. So viel hat er fallen lassen müssen aus seinen Händen, Hoffnungen und Glauben; dieses Galiläa läßt er nicht fallen, daran klammert er sich jetzt, das hält er.

Vernunft hat er verkünden wollen, das Reich der Vernunft, des Messias. Solch ein Prophetentum, mein Lieber, das ist zu teuer. Wer da den Propheten macht, hat das mit zu vielen Entbehrungen zu bezahlen. Aber süß und ehrenvoll ist es, nichts zu predigen als sein Volk, als seine Nation. Prophetentum dieser Art, das nährt seinen Mann, innen und außen. Es schafft Ruhm und innere Befriedigung.

Aus der Ferne, von unten, kam Geräusch. Josef wußte, daß tief zu seinen Füßen, ihm unsichtbar, eine Straße lief. Das Geräusch schien ihm das Getrabe von Pferden. Unwillkürlich duckte er sich tiefer in die Felsfalte, in deren Schutz er lag.

Wieso eigentlich ist er hier? Was hat er hier zu suchen, hier in Galiläa, mitten im Aufruhr, mitten im Krieg, er, der Alte? Hier kann er nur sich selber verderben, helfen kann er keinem.

Unsinn! Als ob er jemals einem hätte helfen wollen! So alt hat er werden müssen, um zu erkennen, daß er nie einem andern hat helfen wollen, immer nur sich selber. Ich hat er sein wollen, immer nur Ich, und von allem, was er gedacht und geschrieben und sich vorgemacht hat, ist der Psalm vom Ich das einzig Wahre:

Ich will ich sein, Josef will ich sein,
So wie ich kroch aus meiner Mutter Leib,
Und nicht gestellt zwischen Völker
Und gezwungen, zu sagen:
von diesen bin ich oder von jenen.

Justus hat in Wahrheit helfen wollen, den andern, den fernen Geschlechtern. Armer, großer, ritterlicher Justus! Zur Unzeit bist du geboren, zur Unzeit hast du dich abgemüht, ein Vorläufer, ein Verkünder unzeitgemäßer Wahrheit. Verbissen und unglücklich hast du dein Leben verlebt, verbissen und unglücklich bist du gestorben, vergessen ist dein Werk. Der Lohn des Gerechten.

Die messianische Hoffnung muß sein, gewiß, sonst könnte man nicht leben. Und es muß Leute geben, die den wahren Messias verkünden, nicht den des Akawja, sondern den des Justus. Sie sind auserwählt, diese Leute, aber sie sind zum Unglück auserwählt.

Ich, Josef Ben Matthias, habe es erprobt. Ich hab es gespürt, das echt Messianische, die ganze Wahrheit, und ich war unglücklich. Erst als ich darauf verzichtete, wurde es besser. Und einverstanden mit mir selber, glücklich bin ich nur dann gewesen, wenn ich gegen die Vernunft gehandelt habe. Schöne Zeit, herrliche Zeit, da ich ganz meinem Trieb gefolgt bin, da ich das Buch gegen Apion schrieb, das dümmste und beste, was ich geschrieben habe! Und vielleicht, trotz allem, das Gott am meisten gefällige. Denn wer will entscheiden, welches der gute Trieb ist und welches der böse? Und selbst wenn es diesem bösen entsprungen sein sollte, heißt es nicht in der Schrift: »Du sollst Gott dienen auch mit dem bösen Trieb!«

Er dehnte die Brust. Leicht und frisch fühlte er sich, leicht ging ihm der Atem aus dem Mund, ganz jung fühlte er sich. Um seine alten Lippen war ein Lächeln, schier töricht vor Glück. Beinah siebzig hat er werden müssen, ehe er so weise wurde, unweise zu sein. Gelobt seist du, Jahve, unser Gott, der du mich hierher hast gelangen lassen und mich noch einmal atmen lässest die süße, reine Luft Galiläas und die wilde, würzige des Krieges!

In seinem Innern wußte er, daß dieses Glück nicht lange dauern wird, daß er nur mehr ein paar Tage haben wird oder vielleicht auch nur ein paar Stunden oder vielleicht sogar nur ein paar elende Minuten. Nein, nicht elende Minuten, sehr gute vielmehr und glückliche.

Er machte sich daran, seinen Weg fortzusetzen, hinunterzusteigen. Er hatte Geräusch gehört und war behutsam. Er vermied jeden breiteren Pfad, duckte sich, wo er gesehen werden konnte, trat vorsichtig auf. Doch einmal trat er ungeschickt. Ein Stein löste sich und fiel unglücklich, so daß man ihn auf der Straße hörte. Die aber auf der Straße zogen, waren römische Reiter und hielten an und machten sich daran, den Berghang abzusuchen.

Josefs Gesicht war nicht mehr so gut wie sein Gehör; er wußte lange nicht, ob es Leute von den Seinen seien oder Römer, die da den Berghang absuchten. Dann kamen sie näher, und er erkannte, daß es Römer waren.

Einen Augenblick durchströmte ihn wilder Schreck und spülte alle Kraft aus ihm weg, Er war heute eine gute Strecke Weges gegangen, auf und ab, auf rauhem Pfad, und plötzlich war seine ganze Frische wieder fort. Er war ein alter Mann, das Herz, das ihm bisher so leicht gewesen, lag ihm auf einmal schwer und schmerzhaft in der Brust wie eine Geschwulst, die Knie versagten ihm, er mußte niederhocken.

Allmählich indes ging die Schwäche vorbei, und es kam über ihn das frühere große Einverstandensein, ja etwas wie Freude, daß er nun am Ziel war. Er hätte damals fallen sollen in dem ersten Krieg, in guter Jugend, in Galiläa. Er ist dem ausgewichen und hat statt dessen ein höchst bewegtes Leben geführt und Kinder und Bücher in die Welt gesetzt, gute und schlechte, und einige leben noch und einige sind verweht, und er hat bewirkt, daß sehr viel Böses geschah, aber doch auch einiges Gute, und jetzt, sehr verspätet, ist es ihm vergönnt, nachzuholen, was er damals sträflich versäumt hat, im Krieg zu sterben, in Galiläa.

Da saß er also in der leichten, klaren Luft und schaute den Männern entgegen, schwachen Leibes, doch frei von Furcht und voll von Erwartung.

Die Soldaten kamen heran und fanden einen alten Juden. Sie beschauten ihn, unschlüssig, er beschaute sie, neugierig. »Gib die Parole, Jude!« verlangte schließlich der Anführer. »Ich weiß sie nicht«, antwortete Josef. »Was suchst du hier?« fragten die Soldaten. »Ich habe viele Freunde in Galiläa«,

erwiderte Josef, »und ich war besorgt um ihr Schicksal und wollte sie aufsuchen.« – »Und da schleichst du auf heimlichen Pfaden und gehst nicht auf der kaiserlichen Heerstraße?« fragten sie. Und er antwortete: »Ich habe gedacht, die kaiserliche Heerstraße ist voll von kaiserlichen Soldaten. Da hält sich ein alter Mann besser auf den Nebenwegen.« Die Soldaten lachten. »Das hast du schlau gedacht«, sagte der Anführer, »aber nun wirst du wohl einen noch größeren Umweg machen müssen als deine Bergpfade. Und wer bist du überhaupt? Ein Bauer bist du doch nicht, und aus Galiläa bist du auch nicht.« – »Ich bin Flavius Josephus, vom Zweiten Adel«, sagte Josef, und er wies seinen Goldenen Ring vor, und er sprach jetzt lateinisch, während man bisher aramäisch gesprochen hatte. »Soso?« lachten die Soldaten. »Vom Zweiten römischen Adel bist du? So haben wir uns einen römischen Ritter immer vorgestellt!« – »Da seht ihr«, sagte freundlich Josef, »daß die Wirklichkeit manchmal anders aussieht, als man glaubt. Ich habe übrigens ein gutes Papier.« Und er holte den Ausweis hervor, den man ihm auf der Statthalterei von Cäsarea ausgestellt hatte.

Die Soldaten beschauten sich das Papier nicht lange. »Mit diesem Wisch«, sagten sie, »können wir nichts anfangen. Hier gilt nur *eine* Unterschrift, die von Paulus Bassus!« Josef schaute nachdenklich vor sich hin und sagte: »Euern Paulus Bassus kenne ich sehr gut, und er kennt mich sehr gut.« Da lachten die Soldaten schallend über den Spaßvogel von einem alten Juden, der ein Freund ihres Oberbefehlshabers Paulus Bassus sein wollte. »Da hättest du dir eigentlich«, erwiderten sie, »von deinem Freund die Vorschriften sagen lassen sollen, die gerade er erlassen hat. Wenn auf einer galiläischen Straße ein Jude und Beschnittener getroffen wird, der nicht in einem Nachbarort beheimatet ist, und er kennt nicht die Parole, dann ist er als Spion anzusehen. Bist du ein Jude? Bist du beschnitten?« – »Ich bin es«, sagte der alte Mann. Der Anführer schwieg eine ganz kleine Weile, dann hob er langsam die Schultern und ließ sie wieder fallen, es war beinahe wie eine Entschuldigung. »Na also!« sagte er. »Du scheinst verständig und begreifst sicher, daß es, wenn wir es kurz machen, nicht böser Wille ist, sondern Dienstvorschrift.« – »Bedanke dich bei deinem

Freunde Paulus Bassus!« fügte einer hinzu. Josef sah sie aufmerksam an, einen nach dem andern. »Das möchte ich«, sagte er ruhig, »und ihr tätet gut, es mir zu ermöglichen. Denn ich bin wirklich vom Zweiten römischen Adel, und ich kenne wirklich euern Paulus Bassus sehr gut.«

Seine Stimme, seine Augen, seine ruhige Art machten Eindruck auf die Soldaten. Auch schien der Mann kein Spion zu sein, für einen solchen hätte man sich schwerlich einen so alten, auffälligen Juden ausgesucht. Aber Befehl war Befehl. Dazu war man verspätet, die Streife hatte mehr Zeit beansprucht, als man erwartet. Wenn man sich mit dem Burschen belastete und dadurch noch später ans Ziel kam, wurde man angeschnauzt; wenn man ihn erledigte, war man eindeutig im Recht.

Aber die Soldaten waren nicht bösartig von Gemüt. Sie waren von denen, die seit langem hier im Lande in Garnison standen, sie hatten ab und zu mit Juden zu tun gehabt und sahen in ihnen nicht nur Feinde. »Die Vorschriften«, überlegte einer laut, »heißen: seid human, solange es die militärischen Rücksichten erlauben!« – »Krieg ist Krieg«, sagte ein anderer. »Höre, Mensch«, schlug der Anführer dem Josef vor, »wir müssen nach Tabara und haben nicht viel Zeit. Wir wollen versuchen, dich mitzuschleppen. Galopp werden wir nicht reiten, aber auch nicht im Schritt. Wir sind schon verspätet. Es ist wie in der Arena. Einige überstehen's. Wir geben dir eine Chance. Wir binden dich ans Pferd, und wenn du's schaffst, dann hast du's geschafft. Ist das ein guter Vorschlag?« – »Ich denke«, sagte der, der zuerst gesprochen, »es ist ein guter Vorschlag und im Sinne des Reglements. Sag selber, Jud!« forderte er den Josef auf. Der schaute ihn lang und nachdenklich an. »Du hast recht, mein Junge«, sagte er. »Es ist im Sinne des Reglements.«

Sie untersuchten ihn. Er hatte etwas Barschaft bei sich, noch ein wenig Mundvorrat, den Ausweis der Statthalterei und am Finger den Goldring des Zweiten Adels. »Das könnte gestohlen sein«, meinten sie und nahmen es ihm ab. Dann stiegen sie hinunter zur Straße und banden ihn einem ans Pferd. Dieser Reiter war ein gewisser Philippus, ein gutmütiger Mensch.

»Ich werde nicht zu schnell reiten, Mann«, versprach er und gab dem Josef Wein zu trinken, damit er sich stärke. Dann ritten sie los.

Wind ging, die Luft war frisch und würzig, der Trab war nicht zu schnell, und die ersten Minuten schien es wahrhaftig nicht ganz ausgeschlossen, daß der Mann es schaffe. Seine alten Füße liefen, er atmete gleichmäßig, und sie sagten: »Na siehst du, nur nicht aufgeben!« Doch dann begann er zu japsen, und dann stolperte er und fiel. Sein Kleid war zerrissen, er blutete, aber es waren nur Abschürfungen, nichts Ernstliches. Er raffte sich auch bald wieder auf und lief weiter. Dann fiel er nochmals, diesmal schwerer, immerhin waren es nur die Arme und das Gesicht. Philippus hielt sein Pferd an, gab seinem Gefangenen nochmals zu trinken und gönnte ihm eine Minute, ehe er weiterritt. Dann aber fiel Josef ein drittes Mal, und diesmal wurde er eine Weile über die Straße geschleift. Es lag trotz des Frühjahrs dicker Staub auf der Straße, das war gut für Josef, aber Steine gab es natürlich auch, und als Philippus endlich hielt, war der alte Jude über und über mit Blut besudelt, seine Augen waren geschlossen, und aus seiner Brust kam ein Röcheln, das unangenehm zu hören war.

Philippus rief den andern etwas zu, und die versammelten sich um Josef. »Was sollen wir nun mit dir anfangen?« sagten sie. »Offenbar hast du verspielt. Sollen wir ihn abtun«, überlegten sie, »oder sollen wir ihn liegenlassen?« Und: »Sollen wir dich abtun, Alter, oder sollen wir dich liegenlassen?« wandten sie sich geradezu an ihn selber. »Wir haben uns ans Reglement gehalten«, erklärte nochmals der Anführer, entschuldigend.

Josef hörte sie reden, aber er verstand sie nicht. Sie sprachen lateinisch, doch er, der Vielsprachige, verstand jetzt nur mehr die Sprache des Landes, und er hätte auch nicht sprechen können. »Ich meine«, schlug schließlich einer vor, »wir überlassen ihn sich selber. Unheil richtet der keines mehr an.« Und so taten sie. Sie hoben ihn noch hoch und legten ihn an den Rand der Straße, unter einen gelben Strauch, so, daß sein Gesicht im Schatten lag. Dann ritten sie weg.

Es war aber die Gegend, in der dieses geschah, ein Hochpla-

teau, öde, nur mit wenig Sträuchern bestanden, doch jetzt, im Frühjahr, trugen diese Sträucher gelbe Blüten. Da lag Josef in einer hellen, milden Sonne, und mit verschwimmenden Sinnen nahm er die gelbgesprenkelte Wüste und die milde, fröhliche Sonne in sich auf.

Der Josef, der nach Rom gekommen war, um Rom und die Welt mit jüdischem Geiste zu durchdringen,

Der Josef, der den Feldherrn Vespasian als Messias begrüßt hatte,

Der Josef, der die Kriegsgefangene Mara, die Hure des Vespasian, geheiratet hatte und später die ägyptische Griechin Dorion,

Der Josef, der als jüdischer Führer in Galiläa gekämpft und dann vom römischen Lager aus mitangesehen hatte, wie Jerusalem und der Tempel verbrannten,

Der Josef, der Zeuge gewesen war, wie Titus triumphiert hatte, und der sich gebeugt hatte unter dem Joch seines Triumphbogens,

Der Josef, der das streitbare Makkabäerbuch geschrieben hatte und den höfisch konzilianten »Jüdischen Krieg« und die kosmopolitisch laue Universalgeschichte und den patriotisch glühenden »Apion«,

Der Josef, der vergebens um seinen Sohn Paulus gerungen hatte und der die Ursache gewesen war, daß sein Sohn Simeon umkam und sein Sohn Matthias,

Der Josef, der vom Tische dreier Kaiser gegessen hatte und vom Tisch der Prinzessin Berenike und des Großdoktors Gamaliel und des gewalttätigen Akawja,

Der Josef, der die Weisheit der jüdischen Schriften studiert hatte, der Doktoren, der Griechen und der Römer, der immer wieder gestoßen war auf den letzten Schluß des Kohelet, daß alles eitel sei, und der doch niemals danach gehandelt hatte.

Dieser Josef Ben Matthias, Priester der Ersten Reihe, dem Erdkreis bekannt als Flavius Josephus, lag jetzt auf der Böschung, das Gesicht und den weißen Bart besudelt mit Blut, Staub, Kot und Speichel, veratmend. Das ganze kahle, gelbgesprenkelte Bergland ringsum und der helle Himmel gehörten jetzt ihm allein, die Berge, die Täler, der ferne See, der reine

Horizont mit dem einsamen Raubvogel waren nur seinetwillen da und nichts als der Rahmen seines Innern. Das ganze Land war erfüllt von seinem verdämmernden Leben, und er war eins mit dem Land. Das Land holte ihn, und er suchte es. Er hatte die Welt gesucht, aber gefunden hatte er nur sein Land; denn er hatte die Welt zu früh gesucht. Der Tag war da. Es war ein anderer Tag, als er ihn geträumt hatte, aber er war es zufrieden.

Als Wochen vergingen, ohne daß von Josef Nachricht eintraf, wandte sich Mara an den Gouverneur in Cäsarea und an den Großdoktor in Jabne.

Die römischen Behörden bemühten sich ernstlich, es ging um einen Angehörigen des Zweiten Adels, den Rom und sein Hof kannten. Auch der erschrockene Gamaliel tat alles, um Josef aufzufinden. Man schrieb hohe Belohnungen aus für den, der ihn lebendig oder tot beibrächte. Allein man konnte nur ermitteln, daß er zuletzt in Esdraela gesehen worden war; von da an verlor sich jede Spur. Es war schwierig, in dem vom Krieg heimgesuchten Gebiet einen Mann zu entdecken, der verlorengegangen war, es gab Zehntausende von Leichen nach diesem Aufstand.

Ein Monat verging, Pfingsten kam heran, das Pfingsten, von dem die Männer am Tische des Doktors Akawja geträumt hatten, doch es war ein blutiges Pfingsten für Judäa. Und es kam der heiße Monat Tamus, und es jährte sich der Tag, da die Belagerung Jerusalems begonnen hatte, und es kam der Monat Ab, und es jährte sich der Tag, da Jerusalem und der Tempel verbrannt waren. Und noch immer fand sich keine Spur von Josef Ben Matthias, den die Römer Flavius Josephus nannten. Man mußte ihn wohl verloren geben, und Gamaliel mußte darauf verzichten, den größten Schriftsteller, den die Judenheit dieses Jahrhunderts besessen, würdig zu bestatten.

Da sagten die Doktoren: »Wie es heißt von Moses, unserem Lehrer: ›Und niemand hat sein Grab erkundet bis auf diesen heutigen Tag.‹« Und alle erkannten, daß dem Josef als Denkmal sein Werk bestimmt war und kein anderes.

Nachbemerkung

Der Entstehungsprozeß der »Josephus«-Trilogie ist durch die Zeitereignisse mehrfach unterbrochen worden; er ist in auffälliger Weise verbunden mit dem des »Wartesaal«-Zyklus, bedingt durch Feuchtwangers ständiges Bestreben, die »ungeheure, blutige Groteske« des faschistischen Herrschaftssystems anzuprangern. Dem »Jüdischen Krieg«, der 1932 erschien (Propyläen Verlag, Berlin), als Feuchtwanger einen zweiten, abschließenden Band schon konzipiert und teilweise geschrieben hatte, war 1930 die Publikation des Romans »Erfolg« vorausgegangen. Bevor der Autor den zweiten, als Schlußband geplanten Teil des »Josephus«-Stoffes vollenden konnte, fiel das Manuskript den Faschisten in die Hände und wurde vernichtet. Zunächst trieb es ihn, »das Leserpublikum der Welt möglichst schnell über das wahre Gesicht und über die Gefahren der Naziherrschaft aufzuklären«. So entstand in der kurzen Zeit von April bis September 1933 der zweite Band des »Wartesaal«-Zyklus, »Die Geschwister Oppermann«. Dann erst folgte 1935 die Veröffentlichung der »Söhne« (Querido Verlag, Amsterdam), nachdem Feuchtwanger das verschollene Manuskript nicht mehr zu rekonstruieren in der Lage gewesen war. In einer Anmerkung zu den »Söhnen« schreibt er: »Den verlorenen Teil in der ursprünglichen Form wiederherzustellen erwies sich als unmöglich. Ich hatte zu dem Thema des ›Josephus‹: Nationalismus und Weltbürgertum manches zugelernt, der Stoff sprengte den früheren Rahmen, und ich war gezwungen, ihn in drei Bände aufzuteilen.« Seine historischen Studien lenkten ihn auf das Thema des Romans »Der falsche Nero«, der im Jahre 1936 publiziert wurde und worin in historischem Gewande überraschende Parallelen zum verbrecherischen politischen Abenteurertum des faschistischen Regimes in Deutschland gezogen werden. In den folgenden Jahren – unterbrochen durch die Niederschrift seines Erlebnisberichts »Moskau 1937«, der Frucht seiner Reise in die Sowjetunion – widmete sich Feuchtwanger unmittelbar der Auseinandersetzung mit dem Faschismus, indem er vom Mai 1935 bis zum August 1939 vorwiegend am dritten Band des »Wartesaal«-

Zyklus, am Roman »Exil«, arbeitete, der 1940 veröffentlicht wurde. Dann endlich konnte 1942 in London der letzte Teil der »Josephus«-Trilogie, »Der Tag wird kommen«, in englischer Übersetzung erscheinen, jedoch drei weitere Jahre vergingen, bis 1945 die deutsche Erstausgabe vorlag (Bermann-Fischer Verlag, Stockholm).

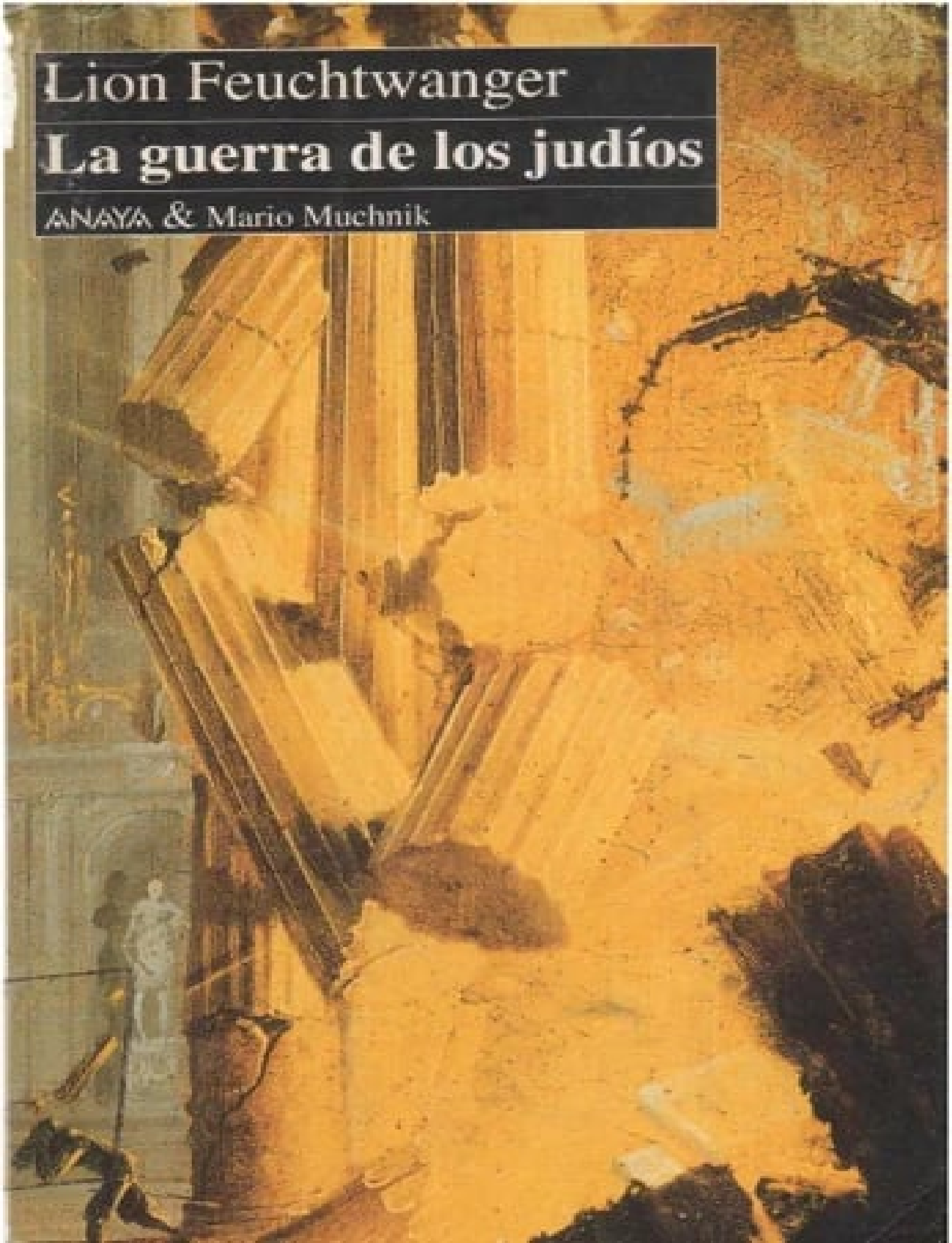
Entsprechend unserem Grundsatz, einen möglichst authentischen Text herzustellen, sind bei der technischen Bearbeitung der »Josephus«-Trilogie in allen drei Fällen die oben genannten deutschen Erstausgaben zu Rate gezogen worden. Durch Textvergleiche mit späteren Ausgaben, vor allem aber durch aufmerksame Korrektur, konnten eine Reihe von Druckfehlern und kleineren inhaltlichen Unregelmäßigkeiten beseitigt werden. Für die unterschiedlich gebrauchte Orthographie und Interpunktion sowie die unregelmäßige Schreibweise bestimmter wiederkehrender Begriffe, hauptsächlich verursacht durch die technischen »Hausregeln« und redaktionellen Eigenheiten der drei Verlage, welche die Erstausgaben veröffentlichten, wurde eine einheitliche Form gewählt.

Aufbau- Verlag

Lion Feuchtwanger

La guerra de los judíos

ANAYA & Mario Muchnik



Annotation

La guerra de los judíos , tal vez la novela más célebre de Feuchtwanger y, dadas las circunstancias, la más directamente alusiva a los tiempos presentes, está basada en la vida del historiador judeo-romano Flavio Josefo, autor también él de una Guerra de los judíos.

Nacido en Jerusalén, sacerdote descendiente de reyes, Joseph hijo de Matías recibió una educación de rabino y frecuentó todas las sectas del judaísmo de entonces. Pero en lugar de hacerse doctor se hace embajador a Roma para interceder ante el emperador por la vida de unos correligionarios apresados. Y aquí empieza esta novela apasionante. Poco a poco su fidelidad a sus orígenes parece irse mellando pero, cuando estalla la guerra, recibe un cargo de comandante judío en Galilea. Derrotado, es hecho prisionero por los romanos, pasa a sus filas, adopta el nombre de Tito Flavio Josefo, asiste a la caída de Jerusalén y presencia y describe la destrucción del Templo de Salomón. A él debemoss el único relato completo de la guerra de 66-73 hasta la caída de Masada, conocida sólo gracias a Flavio Josefo. La obra de este judío considerado traidor por los suyos pero que,en el fondo de su alma, siguió siendo judío hasta el final (una especie de marrano avant la lettre), nos ha llegado gracias a los cristianos, que la consideraron como `el quinto evangelio`. Feuchtwanger intuyó, en la fabulosa historia individual y colectiva de esa época, una gran oportunidad para un escritor comprometido, contemporáneo de Hitler. Ésa y no otra era la preocupación central de su quehacer literario. Y, fascinado por las figuras que podríamos decir pertenecen más a la mitología que a la historia de Occidente -Nerón, el Senado, las legiones, la Judea de Jesús, las sectas `terroristas` judías, Jerusalén y Masada-, Feuchtwanger construye una novela caleidoscópica en la que insufla, junto con los elementos más apasionantes de toda buena trama novelística -la guerra, el amor, la divinidad, la intriga-, la descripción verosímil de una época histórica que, así, cobra vida en la desatada imaginación del lector,

y, con ello, no lo olvida, no: un mensaje dirigido específicamente al público de este siglo, atormentado por fenómenos sociales, políticos y militares singularmente afines a los de veinte siglos atrás.

- LION FEUCHTWANGER
- Sinopsis
- La guerra de los judíos
- LIBRO PRIMERO ROMA
- LIBRO SEGUNDO GALILEA
- LIBRO TERCERO CESAREA
- LIBRO CUARTO ALEJANDRÍA
- LIBRO QUINTO JERUSALÉN
- notes
  -

LION FEUCHTWANGER

La Guerra De Los Judios

Flavio Josefo Nº1

Traducción de Aarón y Casal de Rey, Martha Spivak

Grupo Anaya S. A

Sinopsis

La guerra de los judíos , tal vez la novela más célebre de Feuchtwanger y, dadas las circunstancias, la más directamente alusiva a los tiempos presentes, está basada en la vida del historiador judeo-romano Flavio Josefo, autor también él de una Guerra de los judíos.

Nacido en Jerusalén, sacerdote descendiente de reyes, Joseph hijo de Matías recibió una educación de rabino y frecuentó todas las sectas del judaísmo de entonces. Pero en lugar de hacerse doctor se hace embajador a Roma para interceder ante el emperador por la vida de unos correligionarios apresados. Y aquí empieza esta novela apasionante. Poco a poco su fidelidad a sus orígenes parece irse mellando pero, cuando estalla la guerra, recibe un cargo de comandante judío en Galilea. Derrotado, es hecho prisionero por los romanos, pasa a sus filas, adopta el nombre de Tito Flavio Josefo, asiste a la caída de Jerusalén y presencia y describe la destrucción del Templo de Salomón. A él debemoss el único relato completo de la guerra de 66-73 hasta la caída de Masada, conocida sólo gracias a Flavio Josefo. La obra de este judío considerado traidor por los suyos pero que,en el fondo de su alma, siguió siendo judío hasta el final (una especie de marrano avant la lettre), nos ha llegado gracias a los cristianos, que la consideraron como `el quinto evangelio`. Feuchtwanger intuyó, en la fabulosa historia individual y colectiva de esa época, una gran oportunidad para un escritor comprometido, contemporáneo de Hitler. Ésa y no otra era la preocupación central de su quehacer literario. Y, fascinado por las figuras que podríamos decir pertenecen más a la mitología que a la historia de Occidente -Nerón, el Senado, las legiones, la Judea de

Jesús, las sectas `terroristas` judías, Jerusalén y Masada-, Feuchtwanger construye una novela caleidoscópica en la que insufla, junto con los elementos más apasionantes de toda buena trama novelística -la guerra, el amor, la divinidad, la intriga-, la descripción verosímil de una época histórica que, así, cobra vida en la desatada imaginación del lector, y, con ello, no lo olvida, no: un mensaje dirigido específicamente al público de este siglo, atormentado por fenómenos sociales, políticos y militares singularmente afines a los de veinte siglos atrás.

Título Original: *Der jüdische Krieg*
Traductor: Spivak, Aarón y Casal de Rey, Martha
©1932, Feuchtwanger, Lion
©1960, Grupo Anaya S. A
ISBN: 9788479790530
Generado con: QualityEbook v0.84
Generado por: NE2015, 20/01/2017

La guerra de los judíos

Lion Feuchtwanger

Traducido del alemán por Aarón Spivak y Martha Casal de Rey
Diseño de cubierta: Mario Muchnik
En cubierta:*Explosión en una iglesia* (detalle), de Monsu Desiderio (s. XVII)
La trilogía de Flavio Josefo está compuesta de las siguientes novelas:
La guerra de los judíos
Los hijos
El día llegará

Lion Feuchtwanger, 1932
© 1960 by Marta Feuchtwanger
© 1993 by Grupo Anaya S. A.
Anaya & Mario Muchnik,
Juan Ignacio Luca de Tena, 15, 28027 Madrid.
ISBN: 84-7979-053-9
Depósito legal: M-18109-1993
Título original: *Der jüdische Krieg*

Esta edición de ***La guerra de los judíos*** compuesta en tipos Times de 12,5 puntos en el ordenador de la editorial se terminó de imprimir en los talleres de Vía Gráfica, S.A., Fuenlabrada (Madrid) el 25 de agosto de 1993.

Impreso en España — Printed in Spain

***La guerra de los judíos*,** tal vez la novela más célebre de Feuchtwanger y, dadas las circunstancias, la más directamente alusiva a los tiempos presentes, está basada en la vida del historiador judeo-romano Flavio Josefo, autor también él de una *Guerra de los judíos*. Nacido en Jerusalén, sacerdote descendiente de reyes, Joseph hijo de Matías recibió una educación de rabino y frecuentó todas las sectas del judaísmo de entonces. Pero en lugar de hacerse doctor se hace embajador a Roma para interceder ante el emperador por la vida de unos correligionarios apresados. Y aquí empieza esta novela apasionante.

Poco a poco su fidelidad a sus orígenes parece irse mellando pero, cuando estalla la guerra, recibe un cargo de comandante judío en Galilea. Derrotado, es hecho prisionero por los romanos, pasa a sus filas, adopta el nombre de Tito Flavio Josefo, asiste a la caída de Jerusalén y presencia y describe la destrucción del Templo de Salomón. A él debernos el único relato completo de la guerra de 66-73 hasta la caída de Masada, conocida sólo gracias a Flavio Josefo. La obra de este judío considerado traidor por los suyos pero que, en el fondo de su alma, siguió siendo judío hasta el final (una especie de marrano *avant la lettre*), nos ha llegado gracias a los cristianos, que la consideraron como "el quinto evangelio".

Feuchtwanger intuyó, en la fabulosa historia individual y colectiva de esa época, una gran oportunidad para un escritor comprometido, contemporáneo de Hitler. Ésa y no otra era la preocupación central de su quehacer literario. Y, fascinado por las figuras que podríamos decir pertenecen más a la mitología que a la historia de Occidente —Nerón, el Senado, las legiones, la Judea de Jesús, las sectas "terroristas" judías, Jerusalén y Masada—, Feuchtwanger construye una novela caleidoscópica en la que insufla, junto con los elementos más apasionantes de toda buena trama novelística —la guerra, el amor, la divinidad, la intriga—, la descripción verosímil de una época histórica que, así, cobra vida en la desatada imaginación del lector; y, con ello, no lo olvida, no: un mensaje dirigido específicamente al público de este siglo, atormentado por fenómenos sociales, políticos y militares singularmente afines a los de veinte siglos atrás.

La guerra de los judíos**,** para delicia del lector, no es sino la primera parte de una trilogía, cuyas otras dos partes, de próxima aparición en A&MM, son *Los hijos* y *El día llegará.*

Lion Feuchtwanger (1884—1958) es probablemente el gran maestro de la novela histórica. Alemán, participa de cerca en los hechos de 1918 en Berlín "a la sombra de los jefes de la revolución" y se entera, durante una gira por Estados Unidos en 1933, que los nazis le han quitado su ciudadanía y su doctorado y han prohibido todos sus libros. Refugiado en Francia funda, junto con Brecht y Bredel, *Das Wort*, la revista antinazi más importante de los exiliados alemanes. El gobierno de Vichy lo arresta; logra escapar de la Gestapo; y llega por fin a Estados Unidos, en donde vive desde 1941 hasta su muerte. En 1954 obtiene el Premio Nacional de la República Democrática Alemana.

LIBRO PRIMERO ROMA

SEIS puentes atravesaban el río Tíber. Mientras el viajero permaneciese en la margen derecha se hallaría en terreno seguro; allí las calles estaban llenas de hombres cuyas barbas revelaban a las claras su condición judaica; además se veían a cada paso inscripciones hebreas o arameas, y conociendo un poco el griego era fácil hacerse entender. Pero en cuanto atravesaba el río y se aventuraba a poner el pie en la margen izquierda del Tíber, el viajero se encontraba realmente en la inmensa y temible ciudad de Roma, y se sentía extraño, desesperanzadamente solo.

En el puente Emilio, Josef despidió a su guía, el pequeño Cornel. Ansiaba seguir solo, aunque no fuese más que para poner a prueba su propio ánimo y su sentido de la orientación. Cornel habría acompañado de buena gana al extranjero un trecho más, pero tuvo que obedecer. Josef lo siguió con la mirada mientras rehacía, vacilante, el camino a través del puente; después, con una sonrisa amable, el judío Josef extendió bruscamente el brazo con la mano abierta, a la romana, para despedirse del muchacho judío y éste, sonriendo a su vez, respondió del mismo modo, pese a la prohibición paterna; luego giró a la izquierda, detrás del enorme palacio situado en la esquina de la calle, y desapareció. Josef quedó solo: un poco más y pondría a prueba su latín.

Todo lo que sabía era que el edificio que se erguía frente a él era el Mercado de ganado y que, más lejos, a la derecha, se hallaba el Gran Hipódromo. En algún lugar del Palatino, donde bullía la muchedumbre, el emperador hacía construir su residencia. A la izquierda, por la Puerta Toscana, se iba al Foro. El Palatino y el Foro eran el corazón del orbe.

Mucho había leído sobre Roma pero le servía de poco en aquel momento. El incendio ocurrido hacía tres meses había alterado el aspecto de la ciudad por completo, pues los cuatro barrios del centro estaban destruidos, además de trescientos edificios públicos, seiscientos palacios, varias mansiones particulares y más de mil

casas de alquiler. Era sorprendente comprobar cuánto se había reconstruido en tan poco tiempo. Aunque Josef no apreciaba a los romanos —muy al contrario, les tenía aversión— reconocía que eran excelentes organizadores y poseían la técnica. «Técnica», pensó. Y repitió la palabra extranjera varias veces en la lengua extranjera. El no era tonto, sabría apropiarse de parte de la técnica romana.

Avanzó resueltamente. Aspiró con interés la atmósfera de esas mansiones y de esos hombres extraños, cuyo poder tanto podría elevarlo como hundirlo. En su casa de Jerusalén, durante esas últimas semanas del mes de Tischri, el calor era sofocante, pero en Roma se llamaba septiembre y, al menos ese día, se respiraba un aire fresco y agradable. La brisa jugueteó con sus cabellos demasiado largos para la moda romana. Verdaderamente, debería llevar sombrero pues a un judío de su rango, al contrario que los romanos, le correspondía salir a la calle con la cabeza cubierta. Pero, ¡qué importaba!: En Roma la mayor parte de los judíos iban sin cubrirse como los gentiles, en cuanto se alejaban de los puentes del Tíber. Los sentimientos judíos de Josef no iban a perder fervor por no llevar sombrero.

Se detuvo frente al Circo Máximo. Todo era allí ruinas pues en ese lugar se había originado el incendio. Sin embargo las piedras de los cimientos estaban intactas. Era una obra gigantesca; recorrerla en toda su extensión llevaba diez minutos. El estadio de Jerusalén y el de Cesarea, que por cierto no eran pequeños, comparados con el de Roma parecían de juguete.

En el interior del Circo los albañiles ordenaban las piedras y las maderas. Se trabajaba. Muchos niños y algunos ociosos curioseaban por todos los rincones. Josef no iba vestido a la usanza de la capital pero su juventud, esbeltez, buen porte y la mirada de sus ojos —a los que nada pasaba inadvertido— producían un efecto de señorío, elegancia y riqueza.

Lo apretujaban, le ofrecían amuletos, recuerdos de viaje que reproducían el obelisco, erguido, exótico e imponente, en medio de la arena. Un guía profesional quiso mostrarle todos los detalles del palco imperial, el proyecto del nuevo edificio... pero Josef lo apartó

con fingida indiferencia y subió las gradas de piedra solo, como si fuese un espectador habitual de las carreras.

A su espalda estaban, evidentemente, los bancos de la alta aristocracia del senado. Ahora nada le impedía sentarse en uno de esos codiciados asientos. Se estaba bien allí al sol. Olvidó su actitud reservada y, con la cabeza apoyada en una mano, miró distraídamente hacia el obelisco.

No podría haber elegido momento más favorable para sus propósitos que esos meses que siguieron al gran incendio; todos parecían bien dispuestos, animados, contagiados de la energía con que el emperador se había entregado a la reconstrucción de la urbe. Reinaban por todas partes la actividad y el movimiento. El aire era puro, fresco, muy diferente de la pesada y sofocante atmósfera de Jerusalén, que lo hacía sentirse perezoso y torpe.

Allí, en el Circo Máximo, en un banco del senado, al agradable sol de esa tarde ociosa, en medio del ruido de Roma en reconstrucción, Josef examinó ansiosamente sus posibilidades, las sopesó una a una. Tenía veintiséis años y todas las condiciones necesarias para una espléndida carrera: origen noble, cultura sólida, aptitudes políticas, ambición sin límites. No, no estaba dispuesto a vegetar en Jerusalén. Se sentía agradecido a su padre por haber creído en él y lograr que fuera enviado a Roma.

La misión que lo había traído era bastante discutible. Desde el punto de vista jurídico, el Gran Consejo de Jerusalén no tenía causa ni autoridad para despachar a Roma a un enviado extraordinario que gestionase la liberación de los presos judíos. Josef había tenido que buscar argumentos entre los recovecos más recónditos de la jurisprudencia a fin de persuadir a los miembros del Consejo, después de prolongadas vacilaciones.

Los tres vocales del Gran Consejo, que el gobernador Antonio Félix sometiera dos años antes al tribunal imperial de Roma, acusados de rebeldía, habían sido condenados injustamente a trabajos forzados. Aunque los tres se encontraban en Cesarea cuando los judíos arrancaron y destrozaron el escudo de la residencia del gobernador durante los disturbios producidos con motivo de los comicios, no era cierto que hubieran participado personalmente en el acto sedicioso. El arresto de esos tres ancianos

de tan alta jerarquía había sido una medida arbitraria tomada contra inocentes, un escandaloso abuso de poder, una ofensa inferida a todo el pueblo judío. Josef presintió que ésa era la tan deseada ocasión de destacarse. Traía nuevas pruebas de la inocencia de los tres prisioneros, y esperaba obtener de la Corte imperial la rehabilitación o, por lo menos, el indulto.

Los judíos romanos —lo suponía— no se esforzarían mucho por ayudarlo. El ebanista Cayo Barzaarone, presidente de la comunidad de Agripa, en cuya casa se hospedaba y para quien su padre le diera una cálida carta de presentación, le había explicado la situación real en términos hábiles, indulgentes y cautos. Los cien mil judíos de Roma no tenían de qué quejarse. Vivían en paz con el resto de sus conciudadanos, y veían con desagrado que el partido nacionalista de los «Vengadores de Israel» ganara día a día mayor influencia. Se negaban a comprometer su cómoda posición interviniendo en los perpetuos conflictos entre los habitantes de Jerusalén y la administración imperial; por tanto, Josef tendría que dar solo los pasos necesarios para cumplir su cometido.

Delante de él se alineaban en orden los materiales del Circo: piedras, maderas, ladrillos, columnas de mármol de diversos colores. El edificio volvía a alzarse sobre sus cimientos con asombrosa velocidad. Pasada media hora o una hora, cuando abandonase el lugar, la construcción avanzaría quizá nada más que la milésima parte de la dimensión total, pero ese crecimiento se correspondería exactamente con el cálculo previsto para ese espacio de tiempo. También Josef lograría algo en el mismo lapso. Su ansia de actuar se haría aún más intensa e irresistible. Cada golpe de martillo y cada chirrido de sierra repercutía en su alma mientras, como un ocioso más, tomaba el sol con expresión serena. Mucho debería luchar para liberar de la cárcel a aquellos tres inocentes, pero estaba dispuesto a hacerlo.

Ya no se sentía tan pequeño e insignificante como a su llegada, ni le inspiraban el mismo respeto que al principio los rostros enigmáticos de la gente del lugar. Comprobó mientras paseaba que los romanos eran más bajos que él.

A su paso las mujeres de Roma volvían la cabeza para admirarlo con tanto interés como las de Jerusalén o Cesarea. Días

antes, Irene, la hija de Cayo, presidente de la comunidad agripense, se había presentado sin motivo a importunar a su padre sólo porque él estaba en su aposento. Josef era un hombre apuesto, de inteligencia rápida y ágil. A la edad de veintiún años había obtenido el codiciado título de doctor de la Escuela Superior del Templo y dominaba por completo la compleja disciplina de la exégesis jurídica y teológica de las Escrituras. Además había permanecido dos años en el desierto junto al esenio Banus, con el fin de iniciarse en la contemplación pura, penetrar en su ser más profundo y lograr la ansiada intuición. Para ascender necesitaba encontrar el primer peldaño: la ocasión propicia. Se presentaría, tenía que presentarse.

El joven escritor y político Josef ben Matatías apretó los labios: «Esperad, señores míos del Gran Consejo, arrogantes señores de la Sala Cuadrangular del Templo. Me habéis humillado, me habéis rebajado. Si mi padre no hubiera agregado algo por su propia cuenta a la dieta que me concedisteis de los fondos del Templo, yo no habría podido venir aquí. Pero ahora, heme en Roma como vuestro delegado, y estad seguros de que sabré sacar provecho. Ya os lo demostraré, señores y doctores.»

De pronto los que se encontraban en el circo se levantaron de sus asientos e intrigados comenzaron a mirar hacia el Palatino. De allí bajaba un brillante cortejo: heraldos, pajes, soldados de escolta, literas. Josef también se puso de pie para ver de qué se trataba. El guía volvió a colocarse a su lado, pero esta vez Josef no lo rechazó. No era el emperador, ni tampoco el comandante de la guardia quien se acercaba sino algún senador u otro alto personaje, que se hacía conducir al nuevo edificio por el arquitecto Celer.

Los curiosos se aproximaron, contenidos por la policía y por los criados del arquitecto y de su acompañante. Sin embargo, el guía logró deslizarse con Josef hasta la primera fila e inmediatamente, por la librea de los criados, representantes y lacayos, supo que se trataba del senador Marullo que venía a ver las obras del Circo. Josef había oído mencionar a ese personaje, pues igual que en las demás provincias, en Jerusalén se contaban de él historias extraordinarias.

Se decía que era uno de los más consumados libertinos de la corte, y el asesor del emperador en todos los refinamientos de la

voluptuosidad. Además se le atribuía la creación de algunas farsas populares y espectáculos licenciosos, por ejemplo los que interpretaba en el teatro el gran cómico Demetrio Libán. Josef contempló con avidez al famoso aristócrata que, sentado en su litera, escuchaba negligentemente las explicaciones del arquitecto y a ratos acercaba a los ojos la esmeralda que le servía de monóculo.

Josef observó a otro personaje a quien se trataba también con el máximo respeto. ¿Sería realmente un patricio? Había descendido de una litera. Mal vestido, bastante obeso, su cara regordeta había sido rasurada sin cuidado. Bajo la frente abombada, los ojos parecían soñolientos. Dio vueltas arrastrando los pies entre los materiales de construcción, indiferente a las explicaciones del arquitecto; levantó del suelo un fragmento de mármol, lo hizo girar entre los dedos gordezuelos, lo acercó a los ojos, lo olfateó y lo arrojó lejos. Luego le quitó la herramienta a un albañil y se detuvo, sopesándola. Finalmente se sentó sobre un bloque de piedra para ajustarse suspirando las correas de sus sandalias, después de rechazar la ayuda de uno de los lacayos allí presentes. El guía lo conocía: era Claudio Regino. «¿El editor?», preguntó Josef. Quizá vendiese también libros, pero el guía lo ignoraba. Lo conocía solamente como joyero imperial y hombre muy influyente, gran financiero aunque vistiese pobremente y concediese tan poca importancia al número de acompañantes y la pompa de su cortejo, cosa extraordinaria, teniendo en cuenta que había nacido esclavo, hijo de un siciliano y de una judía, y que esos señores advenedizos por lo general eran muy aficionados a la ostentación. Claudio Regino había hecho una carrera fabulosa, pese a que sólo tenía cuarenta y dos años. Bajo el gobierno emprendedor del emperador se estaban realizando negocios muy sustanciosos y él se había vinculado a casi todos. Gran parte de las flotas egipcia y libia destinadas al transporte de cereales le pertenecía. Sus silos de Pirgi y Ostia eran dignos de admiración.

El senador Marullo y el joyero del emperador, Claudio Regino, conversaban en voz alta despreocupadamente, de modo que en la primera fila de curiosos, entre los que se encontraba Josef, se podía escuchar todo lo que decían. Josef suponía que estas personalidades cuyos nombres se evocaban con respeto en los

círculos literarios del mundo entero, pues Claudio Regino pasaba por ser el primer editor de Roma, intercambiarían interesantes opiniones estéticas sobre la construcción del nuevo circo. Escuchó lo que hablaban con gran atención. No podía comprender su fluido latín, pero captó, sin embargo, que no hablaban de arte ni de filosofía: conversaban sobre precios, valores y negocios. Con toda claridad oyó la voz sonora y gangosa del senador quien, en tono zumbón y amable preguntaba desde su litera, dando voces que se oían desde lejos: «¿También ganáis dinero con el Circo Máximo, Claudio Regino?». El interpelado, sentado al sol sobre el bloque de piedra, con las manos apoyadas en sus piernas robustas, repuso sin inmutarse: «Desgraciadamente no, senador Marullo. Yo tenía entendido que nuestro arquitecto se había asociado a vos en el negocio de provisión de materiales para el Circo.» Josef pudo oír todavía buena parte de la conversación, pero su conocimiento insuficiente de la lengua le impidió comprenderla. El guía, aunque no muy informado, acudió en su ayuda. Claudio Regino al parecer había adquirido por una bagatela, al igual que el senador Marullo, extensos terrenos en los barrios poco poblados de la periferia.

Después del gran incendio, el emperador había decidido instalar los edificios públicos dentro de la ciudad, con lo que obligaba a las casas de alquiler a trasladarse a los suburbios, donde los terrenos habían adquirido un valor que aún no se podía apreciar exactamente.

—¿No está prohibido que los senadores hagan negocios?— preguntó Josef al guía. Éste contempló al extranjero con asombro. Los que se encontraban a su lado se echaron a reír, otros le hicieron coro. La pregunta del provinciano pasó de boca en boca y un estruendo de carcajadas resonó de pronto en el gran Circo.

El senador preguntó el motivo de la risa. Se hizo un pequeño vacío alrededor de Josef, quien se encontró de repente solo ante los dos importantes personajes.

—¿Qué os disgusta, joven?— preguntó el hombre obeso en tono agresivo y burlón. Estaba sentado en la misma postura, con las manos apoyadas en las piernas, como si fuera la estatua de un rey egipcio. Brillaba el sol claro y tibio y soplaba una brisa ligera. La

multitud escuchaba divertida la conversación de los dos grandes personajes con el viajero recién llegado de una provincia.

Josef se mantenía respetuoso, pero sin nerviosismo.

—Sólo hace tres días que estoy en Roma— dijo en griego, con dificultad. —¿Qué tiene de risible que yo no esté al corriente de las costumbres de esta ciudad?

—¿De dónde sois?— preguntó el senador desde su litera. —¿De Egipto?— inquirió Claudio Regino.

—Soy de Jerusalén— repuso Josef, y declaró su nombre completo: Josef ben Matatías, sacerdote de primera categoría.

—Sois demasiado para Jerusalén— observó el senador, sin traslucirse si hablaba en serio o hacía una broma.

El arquitecto Celer demostró impaciencia; quería explicar a los grandes señores sus proyectos, magníficos, originales e ingeniosos, y le desagradaba que le interrumpiese un tonto provinciano. Pero el financiero Claudio Regino era curioso por naturaleza y, repantigado cómodamente en el bloque de piedra, tibio por el sol, siguió interrogando al judío. Josef contestó encantado. Quería decir cosas nuevas e interesantes, demostrar su valía y la de su pueblo. «¿Suele ocurrir también en Roma —preguntó— que una casa sea atacada por la lepra?» «No —le contestaron— eso no ocurre nunca.» «En Judea, en cambio —informó Josef— a veces sucede. Pequeñas hendiduras rojizas o verdosas aparecen en un muro. El mal alcanza en ocasiones una gravedad tal que hay que echar la casa abajo. Los sacerdotes pueden salvar el edificio, interviniendo a tiempo, pero la ceremonia no es nada simple. Hacen arrancar las piedras enfermas y se procuran dos pájaros, madera de cedro, lana roja e hisopo. Asperjan siete veces la casa con la sangre de una de las aves y liberan a la otra en las afueras de la ciudad.» Los presentes escucharon el relato con interés y respeto, pues poseían el sentido de lo maravilloso y les atraía lo sobrenatural.

El joyero Claudio Regino contempló con ojos soñolientos y expresión grave al delgado muchacho lleno de pasión.

—¿Habéis venido a Roma por razones de negocios, doctor Josef— preguntó, —o queréis apreciar directamente cómo se reconstruye nuestra ciudad?

—He sido encargado de una misión especial— repuso Josef. —Debo obtener la libertad de tres inocentes. Para nosotros ése es un asunto de la mayor importancia.

—Mucho me temo— dijo el senador reprimiendo un bostezo —que por estar de momento tan ocupados con la reconstrucción de Roma, no tengamos tiempo para enterarnos de ese detalle.

—Para la balaustrada del podio imperial— continuó explicando el arquitecto con evidente fastidio —emplearé esta piedra serpentina de manchas verdes y negras. Me han mandado de Esparta una muestra de gran belleza.

—De paso por Alejandría he visto las nuevas construcciones- prosiguió Josef, que no quería ser excluido de la conversación. —Las calles allí son anchas, luminosas y rectas.

—Cualquier picapedrero puede construir en Alejandría— repuso el arquitecto con desprecio. —Hay espacio y terrenos llanos.

—Calmaos, maestro— dijo Claudio Regino con voz grave y sonora. —Hasta un ciego puede ver que Roma no es Alejandría.

—Dejadme instruir a este joven— intervino el senador con una sonrisa. Estaba excitado. Tenía deseos de exhibirse como solían hacerlo el emperador Nerón y muchos de los grandes nobles de la corte. Descorrió un poco las cortinillas de su litera a fin de que todos pudiesen admirar su rostro fino y cuidado y la banda purpúrea de su toga senatorial. Contempló al provinciano a través de su esmeralda. «Sí, joven —agregó con un tono de voz nasal e irónico.— Nos encontramos en el comienzo de los trabajos. Con todo, podéis figuraros sin gran esfuerzo de imaginación cómo será nuestra ciudad antes de fin de año.» Se irguió un poco más, avanzó un pie calzado con la alta bota roja reservada a la más alta nobleza y parodió ligeramente el tono de un charlatán de feria: «Lo afirmo sin exageración: quien no conoce la *Domus Aurea*, no puede decir que ha vivido verdaderamente. En cualquier lugar de la ciudad donde os encontréis estaréis siempre en el centro, pues la urbe no tiene límites y va engullendo sin cesar a las localidades vecinas. Podréis escuchar cien lenguas, estudiar las características de todos los pueblos: aquí viven más griegos que en Atenas y más africanos que en Cartago. Asimismo encontraréis en Roma todos los productos *del* mundo, sin necesidad de hacer largos viajes. Poseemos

cargamentos de mercancías de la India y Arabia en cantidad tal que se diría que esos países han sido despojados de sus bienes y que si sus habitantes tienen necesidad de sus propios productos deben comprárnoslos a nosotros. ¿Qué os apetece? ¿Lana de Hispania, perfumes árabes, drogas medicinales del Sudán? Os daremos un premio si descubrís alguna cosa de la que carezcamos. ¿O es que deseáis conocer las últimas novedades? En el Foro y el Campo de Marte se está perfectamente informado de que en el Alto Egipto baja el valor del trigo, de que en el Rin un general ha pronunciado un discurso estúpido y de que nuestro legado en la corte del rey de los partos ha producido desagradable impresión por sus ruidosos estornudos. Ningún sabio puede trabajar en sus investigaciones sin nuestras bibliotecas. Poseemos tantas estatuas como habitantes. Pagamos los precios más altos tanto por la virtud como por el vicio. Todo lo que vuestra fantasía es capaz de inventar lo encontraréis entre nosotros, pero en realidad vos encontraréis aún mucho más.»

El senador había asomado el cuerpo fuera de la litera. Estaba rodeado por un amplio círculo de personas que lo escuchaban atentamente. Mantuvo hasta el final el tono irónico de sus palabras imitando a un abogado o a un charlatán de feria, pero la vehemencia con que las expresó hizo comprender a todos que ese gran panegírico de la urbe era algo más que una parodia.

Escucharon arrebatados el elogio de la ciudad, de su ciudad, con sus virtudes benditas y sus vicios benditos, la ciudad de los más ricos y de los más pobres, la ciudad más dinámica del mundo. Cuando el senador concluyó lo aplaudieron como en el teatro se aclama a un actor favorito. Pero Marullo no quiso escuchar una palabra más y ni siquiera tuvo una mirada para Josef. Desapareció dentro de su litera e indicó al arquitecto que continuara explicándole el proyecto del nuevo edificio. Tampoco volvió a dirigir la palabra a Josef pero, cuando el joven se vio arrastrado por la multitud que se disolvía, le guiñó irónicamente un ojo como si quisiera infundirle ánimo, por lo que su cara regordeta adquirió una sorprendente expresión astuta.

Pensativo, sin detenerse a mirar nada de lo que lo rodeaba, Josef se abrió paso en el tumulto de la ciudad. No había comprendido del todo el latín elocuente del senador, pero lo poco

que entendió lo llenó de entusiasmo y exaltó su fantasía. Subió al Capitolio y sus ojos se colmaron con la vista del Templo, de las calles, de los monumentos y de los palacios. En la *Domus Aurea* que allí se levantaba reinaba el emperador romano de la tierra; en el Capitolio, el senado y el pueblo romanos dictaban los decretos que transformaban la fisonomía del mundo y en sus archivos reposaba la ley del orbe grabada en bronce según los deseos de Roma. Roma significaba «Fuerza». Repitió la palabra: Roma, Roma, y la tradujo después al hebreo, *guevurá*, y advirtió que perdía un poco de fiereza, y luego al arameo: *cojba*, y la palabra se hacía completamente inocua. Josef, hijo de Matatías, sacerdote de primera categoría, de Jerusalén, ya no temía a Roma.

Contempló la ciudad, cada vez más animada. Promediaba la tarde y el tráfico se hacía más intenso; resonaban las voces, había un continuo vaivén. Inmerso en ella pensó que lejos de allí, aún más viva que esta Roma viva, estaban su ciudad natal y la Sala Cuadrangular del Templo, en la que funcionaba el Gran Consejo, y que más reales que la baraúnda del Foro le sonaban las poderosas notas de la enorme trompeta que a la salida y puesta del sol anunciaba desde Jerusalén hasta la distante Jericó el momento de la ofrenda cotidiana en el altar de Yahvé. Josef sonrió. Era imprescindible haber nacido en Roma para ser senador. Ese señor Marullo miraba orgullosamente a sus conciudadanos desde la altura de su litera; calzaba las altas botas rojas con borde negro que sólo podían usar los cuatrocientos senadores. Sin embargo, Josef prefería haber nacido en Jerusalén aunque ni siquiera poseía la sortija de la nobleza de segundo rango. Que se rieran de él los romanos: con mayor fundamento él se reía de ellos. Lo que los hombres de Occidente eran capaces de dar —la técnica, la lógica— se podía aprender; en cambio ellos nunca alcanzarían la visión poderosa de Oriente, su santidad. Nación y Dios, hombre y Dios eran allí una misma cosa. Pero Dios era invisible y era vano pretender aprehenderlo: se lo tenía o no se lo tenía. Josef lo poseía, poseía lo inaprensible. Lo demás: la técnica y la lógica de Occidente las aprendería, no le cabía la menor duda.

Descendió del Capitolio. Sus grandes ojos vivaces brillaban en su rostro delgado, de color oliváceo. En Roma se comentaba que

entre los orientales había muchos devotos de su Dios. A Josef lo seguían con la mirada, unos con aire burlón, otros con envidia, pero la mayoría, sobre todo las mujeres, lo observaban con simpatía mientras caminaba, desbordante de ambiciones y de ensueños.

Cayo Barzaarone, presidente de la comunidad agripense, en cuya casa se alojaba Josef, era dueño de la más floreciente fábrica de muebles artísticos de Roma. Sus locales de venta estaban al otro lado del Tíber, en la ciudad propiamente dicha: una tienda pequeñoburguesa en la Suburra y dos importantes negocios de lujo bajo las arcadas del Campo de Marte. En los días laborables hasta su mansión privada, situada en el barrio judío cerca de la Puerta de las Tres Calles, desbordaba de muebles para la venta, pero ese día, víspera de sábado, no se veía ni rastro de ellos. Toda la casa, y en especial el amplio comedor, parecía transformada. Habitualmente la puerta que daba al patio permanecía abierta, pero en esa ocasión una enorme cortina la cubría y Josef reconoció con cálida emoción en ese detalle los usos de su patria, las costumbres de Jerusalén. Sabía que mientras no se alzara la cortina, todos los concurrentes serían recibidos como huéspedes en el comedor. En cambio, una vez descorrida para permitir el paso del aire, comenzaría la cena y quien se presentase después llegaría tarde. La habitación estaba alumbrada no al modo romano sino a la usanza de Judea: del cielo raso pendían lámparas de plata adornadas con guirnaldas de violetas. En el armario, las fuentes, copas, saleros y frascos de aceite, de vinagre y de especias ostentaban el emblema de Israel: el racimo de uvas. Pero más que el lujo lo que conmovió a Josef fue descubrir, al lado de la numerosa vajilla, unos envoltorios hechos con paja donde se conservaban los alimentos calientes, preparados para el día siguiente que era sábado. Sus aromas impregnaban la sala.

No obstante la cordialidad del ambiente, Josef no estaba satisfecho. Había esperado en silencio que en su calidad de sacerdote de primera categoría y titular del meritorio título de doctor de Jerusalén, se le reservase un sitio en los divanes, pero al no suceder así juzgó que la prosperidad de su negocio había envanecido al autosuficiente romano, quien no pensó siquiera en concederle un puesto de honor en la cena. Según se le dio a

entender, debía sentarse a la gran mesa común con las mujeres y los huéspedes de menor importancia.

Pero ¿cuál era el motivo de que todos permaneciesen de pie y no se descorriese de una vez la cortina? Hacía rato que Cayo había impuesto la mano sobre la frente de sus hijos y los había bendecido, según la costumbre, diciendo a los varones: «Que Dios os haga como Efraím y Manases» y a las niñas: «Que os haga Dios como Raquel y Lea». Todos estaban impacientes y tenían hambre: ¿qué esperaban?

Una voz familiar se escuchó a través de la gruesa tela de la cortina. Apareció un hombre corpulento, a quien Josef ya conocía: se trataba de Claudio Regina, quien saludó bromeando y a la manera romana al dueño de la casa y a Aarón, su anciano padre. Dedicó algunas frases amables a los invitados menos importantes, pero al reconocer a Josef —lo que enorgulleció mucho al joven— lo miró con sus ojos pesados y soñolientos, y le dijo con una voz potente y aguda que todos oyeron: «Buenos días, la paz sea con vos, Josef ben Matatías, sacerdote de primera categoría». La cortina fue entonces descorrida de inmediato. Claudio Regino se tendió sin ceremonias en el puesto de honor, el diván del medio; Cayo ocupó el de la izquierda y el anciano Aarón el de la derecha. Sosteniendo una copa llena de vino judío, el vino de Eschkol, Cayo consagró con una oración la víspera del sábado; bendijo el vino y el pan, lo partió y distribuyó entre los comensales, que dijeron «amén». Efectuada la ceremonia comenzó la cena.

Josef se había instalado entre la gruesa dueña de casa e Irene, su hermosa hija de dieciséis años, que no cesaba de contemplarlo con sus dulces ojos. Había muchos comensales en la mesa común: el adolescente Cornel, hijo de Cayo, y un niño, el menor de los hermanos; dos humildes e insignificantes estudiantes de teología, que pensaban hartarse de comida esa noche, y un joven de rostro expresivo y tez cetrina casi amarillenta. Resultó ser también oriundo de Judea o, por lo menos, de la ciudad casi griega de Tiberíades, y se llamaba Justo, sí, Justo de Tiberíades. Su situación parecía idéntica a la de Josef. Como él había estudiado teología, jurisprudencia y literatura. Se ocupaba en especial de política, y vivía en Roma como representante del rey titular Agripa, y aunque

su grado de nobleza era inferior al de Josef, conocía mejor que éste, gracias al ambiente donde se había criado, el griego y el latín. Además se encontraba en Roma desde hacía tres años. Los dos jóvenes se observaron curiosos, corteses y con mutuo recelo.

En los divanes la conversación se desenvolvía despreocupadamente, en voz alta. Las dos magníficas sinagogas que se habían construido en el centro de Roma estaban destruidas por el incendio, mientras que las tres grandes casas de oración de la margen derecha del Tíber se mantenían intactas. Era, naturalmente, muy lamentable que las dos casas de Dios se hubiesen quemado, pero, con todo, los jefes de la comunidad de la orilla derecha no ocultaban cierta satisfacción. Cada una de las cinco congregaciones judías de Roma tenía un presidente. Existía entre ellas una gran rivalidad, especialmente entre la sinagoga de Velia, más alejada del río, marcadamente aristocrática, y la populosa y no tan selecta de Agripa, que dirigía Cayo. El padre de éste, el viejo Aarón, gritaba enfurecido contra los imbéciles arrogantes de la otra orilla. ¿Acaso no indicaba la Ley, y también las antiguas costumbres, que las sinagogas debían construirse en el punto más alto de la ciudad, como el Templo de Jerusalén, que domina el entorno desde una gran altura? Pero, naturalmente, a Julián Alf, presidente *de* la comunidad de Velia, se le había ocurrido que su sinagoga debía estar en los barrios próximos al Palatino, aunque para ello fuese forzoso emplazarla en un lugar llano. Era un castigo de Dios que se hubiesen quemado sus moradas, castigo por el grave pecado que cometían los judíos de la otra orilla al comprar sal a los romanos cuando todo el mundo sabía que a la sal romana se la untaba con grasa de cerdo para darle mejor apariencia. El viejo maldecía a diestro y siniestro. En un momento, Josef logró comprender que, en su balbuceo un tanto incoherente, el anciano despotricaba contra quienes, por seguir la moda o por interés, cambiaban sus sagrados nombres hebreos por nombres latinos o griegos. Su hijo Cayo, cuyo nombre había sido Jaím, sonreía con indulgencia y buen humor, aunque hubiese preferido que los niños no escucharan al abuelo.

Mientras tanto Claudio Regino se reía, palmoteaba al anciano en la espalda, y afirmaba que siempre se había llamado Regino porque había nacido esclavo y ése era el nombre que le había dado

su amo. En realidad tendría que haberse llamado Melek, cómo lo nombraba su madre a menudo, y no le parecía mal que el anciano hiciese otro tanto.

Justo de Tiberíades no daba respiro a Josef, quien se sentía continuamente observado por su compañero de mesa y tenía la impresión de que éste se burlaba para sus adentros de su conversación, de su acento, de sus modales para comer, propios de Jerusalén, y de su costumbre de llevarse a la boca, sujetándolo entre el pulgar y el dedo medio, el palillo de sándalo perfumado. Súbitamente, Justo le hizo una pregunta en un tono odiosamente superior de hombre de mundo: «¿Sin duda estáis aquí en misión política, doctor Josef ben Matatías?». Josef no pudo contenerse más. Deseó que ese joven romano irónico supiera que había sido enviado para resolver un asunto de verdadera importancia, y expuso el caso de los tres prisioneros. Se enardeció, su tono fue demasiado patético para esa reunión de romanos escépticos, que guardaron silencio a ambos lados de la sala, en los divanes y en la mesa común, y escucharon atentamente la apasionada arenga del joven Josef. Vio entusiasmo en los ojos de Irene y despecho en los de su colega Justo. Así mismo percibió que Claudio Regino aprobaba sus palabras con una sonrisa. Se excitó, su palabra fue aún más enérgica, la confianza en su misión más enardecida; perdió el aliento, cuando, repentinamente, el anciano dijo con tono desagradable: «No se habla de negocios en día sábado». Josef se calló, humillado y confuso. Pero estaba satisfecho, sentía que su exposición había surtido efecto.

La cena concluyó. Cayo recitó una prolongada oración y cuando los hombres quedaron solos (los demás se retiraron), invitó a Josef y a Justo a instalarse en los divanes.

Trajeron la crátera ceremonial, y una vez que el severo anciano se retiró, se quitaron el solideo que prescribe la costumbre y se acomodaron a sus anchas.

Los cuatro hombres se sentaron en cuclillas delante de los recipientes del vino, las confituras y las frutas, satisfechos, alegres y con deseos de conversar. La habitación estaba iluminada por una agradable luz dorada, la cortina había sido descorrida y del patio en sombras les llegaba un vientecillo fresco. Los dos mayores

parloteaban, preguntando a Josef cosas de Judea. Cayo se lamentaba de no haber estado allí sino una vez, en su juventud, hacía mucho tiempo. Con millares de peregrinos había llevado al Templo su cordero para la fiesta pascual. Había visto después muchas cosas magníficas: cortejos triunfales, espectáculos suntuosos en la arena del Circo Máximo, pero el Templo blanco y dorado de Jerusalén, con su nave repleta de centenares de miles de fieles, seguía siendo lo más grandioso que había visto en su vida. Todos en Roma se sentían unidos al país de los antepasados. ¿No tenían acaso en Jerusalén su propia sinagoga para los peregrinos? ¿No enviaban al Templo ofrendas y regalos? ¿No ahorraban dinero para que sus cuerpos fuesen trasladados a Judea y recibiesen sepultura en la Tierra Santa? Pero los señores de Jerusalén hacían todo lo posible para que los hijos dispersos se distanciaran más y más de su tierra. ¿Por qué maldita razón no se entendían con la administración romana? Era posible vivir en paz con los funcionarios romanos; se trataba de personas tolerantes y habían dado muchas pruebas de ello, «pero no, a vosotros, en Judea, se os ha dado vuelta la cabeza, lleváis en la sangre la afición a la polémica y un buen día se os volcará la olla y tendréis que contentaros con las algarrobas». Cayo tradujo la frase mentalmente al arameo, con una sonrisa que no desmentía la gravedad de sus pensamientos.

El joyero Claudio observó haciendo un mohín de disgusto que Josef, conforme a las severas normas de Jerusalén, no vaciaba su copa de un golpe sino que la dejaba descansar dos veces. Claudio Regino conocía muy bien la situación de Judea; había estado allí hacía dos años y opinaba que no eran los administradores romanos ni los gobernantes jerosolimitanos los responsables de que el país no se apaciguara sino un pequeño grupo de agitadores, los «Vengadores de Israel». Éstos no contemplaban otro modo de hacer carrera política que la agitación, e incitaban a una revuelta armada sin perspectivas de éxito. Los judíos no habían sido jamás tan bien tratados como bajo el gobierno del bendito emperador Nerón. Su influencia estaba extendiéndose a todos los ambientes e iría a más siempre que los judíos se mantuvieran discretos y no se empeñaran en destacarse excesivamente. «¿Qué es lo más importante? ¿Tener

poder o exhibirlo?», concluyó, aclarándose la garganta con el vino ligeramente caliente.

Josef consideró oportuno decir algunas palabras en favor de los «Vengadores de Israel». «Los señores de Roma— adujo —no deben olvidar que en Judea no rige sólo la fría razón, es forzoso que los sentimientos influyan en los asuntos públicos cuando a cada paso se tropieza con los signos de la soberanía romana. (Cayo Barzaarone recordó conmovido la Pascua en el Templo.) Cuando se ha sido testigo de la brutalidad y del cinismo con que actúa la policía romana en el Templo, impuesta obligatoriamente para mantener el orden, hasta el hombre más sereno difícilmente puede contener su indignación. No es fácil celebrar la liberación del yugo de Egipto cuando a cada palabra que sale de los labios se siente en la espalda el puño de Roma. Cuesta mucho menos conservar la serenidad aquí, en la propia Roma; a mí tampoco me resultaría penoso, pero es insoportablemente duro en el país elegido por Dios, en el que Dios tiene su morada, en la Tierra de Israel.»

—Dios no está ya en la Tierra de Israel, Dios está ahora en Italia— sentenció una voz cortante.

Todos alzaron los ojos hacia el joven de tez amarillenta que había pronunciado esas palabras. Sostenía la copa en la mano sin mirar a nadie. Había pronunciado la frase hablando consigo mismo, sin ninguna animosidad o afán de polémica.

Enunció su pensamiento y volvió a encerrarse en el silencio. Los demás también callaron. No había nada que replicar. Josef sintió con disgusto que esa afirmación expresaba una verdad muy honda. «Dios está ahora en Italia»: tradujo la frase al ara— meo. Se sintió profundamente herido.

—Vos tenéis probablemente razón, joven— dijo luego de una pausa el financiero

Claudio. —Pero debéis saber— continuó, dirigiéndose a Josef — que yo no soy judío; soy hijo de un esclavo siciliano y de una judía. Mi amo se cuidó de no hacerme circuncidar, por lo cual, hablando con franqueza, le estoy reconocido. Soy hombre de negocios y evito cuando puedo lo que me resulta inconveniente, aunque me aprovecho, por otra parte, de las ventajas que la misma

cosa inconveniente ofrece. Vuestro Dios Yahvé me parece más aceptable que sus rivales y simpatizo con los judíos.

El financiero poderoso se había tumbado confortablemente con la copa en la mano y la mirada soñolienta de sus ojos inteligentes fija en la oscuridad que invadía el patio. Llevaba en el anular una magnífica perla opaca de la que Josef no podía apartar los ojos.

—Sí, doctor Josef— le explicó Cayo Barzaarone— es la perla más hermosa de los cuatro mares.

—La uso solamente en día sábado— dijo Claudio Regino.

Josef pensó que si no aprovechaba esa velada, si no sacaba partido del bienestar y el sentimentalismo que sobrevienen después de una buena cena comprometiendo a ese hombre influyente, no sería sino un tonto incapaz de llevar a buen término su misión.

—Puesto que vos sois uno de nuestros simpatizantes, señor Claudio Regino— dijo, dirigiéndose humilde pero convincente al financiero —¿,no querríais ocuparon de los tres inocentes de Cesarea?

El joyero depositó con ademán enérgico su copa sobre la mesa.

—Cesarea— repitió, y sus ojos normalmente soñolientos se animaron, su voz cobró un tono amenazador —es una excelente ciudad, con un puerto magnífico, exportación considerable, notable mercado de pescados, extraordinarias posibilidades. Es vuestra la culpa si os la quitan de las manos; es sólo vuestra, de vuestras absurdas aspiraciones. Me pongo furioso cuando oigo hablar de los «Vengadores de Israel».

Josef, impresionado por la súbita vehemencia de ese personaje aparentemente sereno, contestó, extremando la humildad de su tono, que la liberación de los tres presos era un deber moral, una cuestión de humanidad y no de política.

—No queremos valernos de argumentos políticos o jurídicos. Sabemos que sólo conseguiremos nuestro propósito por medio de relaciones personales en la corte— agregó, mirando a Claudio con expresión suplicante.

—¿Vuestros tres inocentes, ¿lo son realmente?— preguntó Claudio, relampagueante aún la mirada.

Josef replicó en tono apasionado que los tres, en el momento de estallar los tumultos, se encontraban en el otro extremo del

perímetro urbano.

—No es eso lo que yo pregunto— lo interrumpió Claudio. —Quiero saber a qué partido pertenecen. ¿Se ha escuchado su palabra alguna vez en la Sala Azul?

La Sala Azul era el lugar de encuentro d los «Vengadores de Israel».

—Así es— debió reconocer Josef.

—Ya lo veis— dijo Claudio Regino. El caso había dejado de interesarle.

Justo de Tiberíades observó el bello rostro, encendido y ansioso, de Josef. Acababa de sufrir una evidente derrota y Justo no se la envidiaba; en la opinión que le merecía su colega se debatían la hostilidad y la simpatía. Ambos aspiraban a ser grandes literatos y políticos influyentes; disponían de los mismos medios y recorrían el mismo camino para alcanzar el mismo fin. La arrogante Roma ya estaba madura para recibir la antigua cultura de Oriente, así como ciento cincuenta años antes había recibido la cultura de los griegos. Intervenir activamente en ese proceso, propiciando el interés de Roma por el fascinante Oriente, constituía una tarea apasionante, una misión magnífica. Por haber olfateado esa posibilidad, Justo había llegado tres años antes a Roma, como lo hacía ahora Josef. Pero para Justo la lucha era más fácil y a la vez más difícil: poseía una voluntad más firme, aptitudes más definidas, pero interponía demasiadas exigencias en lo concerniente a los medios, se mostraba más escrupuloso, más intransigente que Josef. Había estudiado profundamente la actividad política y literaria de la capital y estaba convencido de que las componendas y las vulgaridades le repugnaban. Josef era evidentemente menos delicado, no retrocedía ante los procedimientos burdos. Su meta era triunfar a toda costa, aunque tuviera que fingir, adular o pactar. Sus intenciones eran tan manifiestas que a Justo le divertía comprobar su carencia de escrúpulos. En cambio, el judaísmo de éste era más intelectual que el de Josef. Entre los dos habría continuamente conflictos: sería una lucha dura y no siempre leal. De todas formas, Justo estaba decidido a jugar limpio. Concedería a su contrincante todas las ventajas que pudiera ofrecerle.

—Os aconsejo, Josef ben Matatías, que os dirijáis al cómico Demetrio Libán.

Nuevamente todas las miradas se volvieron hacia el joven de tez oscura. ¿Cómo no se les había ocurrido la idea a ellos? Demetrio Libán, el cómico más popular de Roma, el favorito mimado de la corte, un judío que exhibía en toda ocasión su judaísmo. Sí, ése era el hombre que necesitaba Josef. La emperatriz lo estimaba y lo invitaba todas las semanas a sus fiestas. Los dos hombres mayores exclamaron al unísono: «Es a Demetrio Libán a quien Josef debe acudir».

Se despidieron poco después. Josef subió a su habitación y se durmió enseguida, satisfecho. Justo de Tiberíades, en cambio, regresó solo a su casa, avanzando penosamente en la noche oscura. Sonreía para sí: el presidente de la comunidad, Cayo Barzaarone, nunca había creído necesario hacerlo acompañar por un esclavo que lo guiara con una antorcha.

En cuanto amaneció Josef se dirigió, acompañado por un esclavo de Cayo, a la puerta de Tibur donde lo esperaba una carroza de la Sociedad de Comercio Rural. Era un vehículo de dos ruedas, pequeño, estrecho, incómodo. Llovía. El auriga, que estaba de pésimo humor, opinó que el viaje no duraría menos de tres horas. Josef temblaba de frío. El esclavo que Cayo había puesto a su disposición para que le sirviese de intérprete se mostró poco locuaz y se durmió enseguida. Josef se envolvió cuidadosamente en su manto. En Judea debía de hacer todavía calor. Sin embargo, pensó que era mejor estar en Roma. Esta vez todo marchaba bien. Sintió una gran confianza.

Los judíos de Roma asociaban constantemente a los tres ancianos con la política de los «Vengadores de Israel» y el pleito de Cesarea. Josef comprendía que era importante prever hasta dónde las autoridades intentarían tergiversar los hechos con el propósito de despojar a los judíos de su autonomía, pero juzgaba cínico que se mezclara con ese asunto la suerte de los prisioneros. Él estaba interesado por todo lo relacionado con los principios morales, puesto que uno de los primeros deberes que exige la doctrina judía es el de socorrer al cautivo.

Creía sinceramente que ninguno de ellos había estado en Cesarea en la época de los comicios. Desde el punto de vista del entonces gobernador, Antonio Félix, podían existir algunas razones para arrestarlos, pero a Josef no le interesaba indagar los motivos que habían llevado a ese funcionario, felizmente ya apartado de su cargo, a aplicar aquella sanción. Para él, los tres prisioneros eran inocentes y debía ayudar a liberarlos.

El coche daba continuos barquinazos. La ruta era detestable, pero gracias a Dios ya estaban llegando al horno de ladrillos. Sobre el suelo gris amarillento sólo se veían estacas y empalizadas. A la entrada le salieron al encuentro los aburridos soldados de guardia quienes, animados por la imprevista distracción, los contemplaron con desconfianza y curiosidad. El esclavo les explicó de qué se trataba y les enseñó el permiso, mientras Josef esperaba un poco apartado y muy a disgusto.

Se los condujo finalmente a presencia del administrador, por un camino triste y oprimente. Se oían los cantos sordos, monótonos, que en ese establecimiento estaban obligados a entonar los obreros. Los guardianes, provistos de varas y látigos, miraron a los visitantes con asombro y el administrador mostró su desagrado y sorpresa: en general, cuando debían llegar visitas se le advertía con antelación. Temía que se tratara de un control, que lo molestaran. No comprendía o no quería comprender el latín de Josef y su griego era torpe. Para entenderse tuvieron que recurrir continuamente a la ayuda del esclavo. Mientras conversaban llegó un funcionario subalterno que habló en voz baja con el administrador, cuya actitud cambió de inmediato. Con aparente franqueza les explicó que se había mostrado en un principio preocupado porque temía que a pesar de la mala salud de los tres prisioneros hubieran sido obligados a trabajar, pero acababa de enterarse de que, por consideración humanitaria, les habían permitido quedarse en la celda. Dijo alegrarse de que todo estuviese en orden, se animó, empezó a comprender mejor el latín de Josef y a expresarse más correctamente en griego. Se volvió dicharachero.

Tenían a la vista los expedientes de los tres. Al principio habían sido enviados a las minas de Cerdeña, pero aquel trabajo era demasiado duro para ellos. Por lo común, se aprovechaba a los

condenados a trabajos forzados para la construcción de carreteras y la limpieza de cloacas, se los obligaba a hacer mover la rueda de los molinos o a manejar la bomba de los baños públicos. El trabajo en los hornos de ladrillos era el menos fatigoso, pero los jefes de los talleres rechazaban a los prisioneros judíos porque éstos ponían dificultades en las comidas y se negaban a trabajar los sábados. «En cambio, en mi establecimiento los tres condenados han recibido un trato especialmente humano», dijo el administrador, quien se excusó de alegar en favor de sí mismo. Pero el humanitarismo tiene desdichadamente sus límites. La reconstrucción de la ciudad imponía a los hornos de ladrillos del Estado un rendimiento extraordinario. Era necesario que cada uno diese de sí el máximo. La cantidad exigida de ladrillos debía ser entregada a toda costa y «podéis figuraros, señor, que los constructores romanos no son modestos en sus exigencias; quince horas de trabajo es actualmente el mínimo oficial». De sus ochocientos o mil trabajadores morían, como término medio, cuatro por semana; por tanto se alegraba de que los tres estuviesen todavía vivos.

El administrador hizo acompañar a Josef por uno de sus subordinados. Al dirigirse al horno se encontraron de nuevo con guardianes armados de varas y látigos. Nuevamente los persiguió el canto sordo y monótono de los hombres que hundían los pies en la arcilla caliente, encorvados, arrodillados, jadeando bajo el peso de su carga. Josef recordó los versículos que hablan del Faraón que oprimía a Israel en Egipto: «Y los egipcios hicieron servir con dureza a los hijos de Israel. Y amargaron su vida con servidumbre dura, en barro y ladrillo. Entonces pusieron sobre ellos a comisarios de tributos que los molestasen con sus cargas: y edificaron para el Faraón las ciudades de los bastimentos: Fitón y Ramsés.» ¿Qué sentido tenía celebrar la Pascua con júbilo y alegría, si los hijos de Israel continuaban horneando ladrillos con los que sus enemigos construían sus ciudades? La arcilla se adhería pesadamente a las sandalias de Josef, se le introducía entre los dedos de los pies, y la cantilena sorda y monótona seguía sin cesar resonando en sus oídos.

Finalmente llegaron al edificio donde se encontraban los prisioneros. El soldado salió en busca del jefe de la guardia.

Mientras tanto, Josef leyó en el vestíbulo la máxima de Sócrates —ya por entonces famoso—, grabada en la puerta: «¿Son esclavos? Pero también nuestros vecinos. ¿Son esclavos? Pero también amigos inferiores.» Encontró asimismo un manual de preceptos escrito por Columela, recomendado para las grandes empresas. Josef leyó: «Hay que pasar lista cada día a los condenados a trabajos forzados. Y verificar también cada día si las cadenas son sólidas y las celdas están bien cerradas. Las celdas deben tener capacidad para quince prisioneros.»

Lo condujeron a presencia de los tres condenados. El calabozo era subterráneo. Las ventanas estrechas habían sido construidas a mucha altura, para evitar que pudiesen ser alcanzadas con la mano. Los quince camastros estaban muy juntos para ganar espacio, pero aún así, y siendo sólo cinco las personas que se encontraban allí en ese momento — Josef, el guardián y los tres prisioneros—, el lugar resultaba reducido.

Los tres infelices estaban sentados en cuclillas, muy cerca uno del otro. Sobre su piel cenicienta colgaban unos harapos que apenas les cubrían el cuerpo; tenían los tobillos aprisionados por una argolla donde se sujetaba una cadena y en la frente, con hierro al rojo, se les había marcado la letra E. Tenían rapada la cabeza y los mechones enmarañados de sus barbas crecidas, de color blanco amarillento, producían un efecto grotesco. Josef conocía sus nombres: Natán, Gadia y Yehuda. A estos dos últimos apenas los había visto antes, no era extraño que no los reconociese. En cambio Natán ben Baruj, doctor mayor y miembro del Consejo Supremo, había sido el maestro con quien compartiera muchas horas diarias durante cuatro largos años. A pesar de todo tampoco lo reconoció. Era imposible distinguir a Natán, que había sido un hombre obeso, de mediana estatura, entre esos tres seres esqueléticos, de los que sólo uno destacaba por ser un poco más voluminoso que los otros. Probablemente uno de los pequeños era el maestro. Josef saludó a los tres y su voz, cuyo vigor apenas pudo amortiguar, sonó extrañamente potente en el miserable calabozo: «La paz sea con vosotros, grandes doctores». Ellos levantaron los ojos y Josef pudo reconocer a su antiguo maestro sólo por las cejas abundantes. Recordó el miedo que le producían esos ojos severos, escondidos

bajo esas mismas cejas pobladas, pues ese hombre lo había humillado muchas veces cuando él tenía nueve o diez años y le resultaba difícil seguir sus complicadas explicaciones. Lo había vejado. Se había mofado de él y lo había herido en su amor propio. Cuántas veces deseó las peores calamidades a ese hombre sombrío y malhumorado y, sin embargo, cuando vio la mirada apagada de sus ojos resecos, sintió como si una losa le oprimiera el pecho, cortándole la respiración.

Tuvo que repetirles muchas veces y con mucha paciencia lo que era preciso que supieran, para que esos cerebros entorpecidos por el agotamiento llegaran a comprenderlo, entre balbuceos y toses. Se sentían miserables sobre todo porque, aunque no habían podido obligarlos a infringir las leyes de Yahvé, sus carceleros les impedían obedecer sus mandamientos. Consideraban que habían perdido esta vida y la otra. ¡Que los flagelasen hasta caer desplomados, que los clavasen a la cruz, puesto que era así como esos monstruos ejecutaban a los condenados a muerte! El Señor, de todos modos, los sometería a tales pruebas y cuanto más pronto llegara el fin más bienvenido sería. ¡Loado sea el nombre del Señor!

El aire era sofocante en la reducida celda, tenebrosa, húmeda y fría. La lluvia entraba por las ventanas estrechas. Se sentía un hedor persistente y de lejos llegaba hasta allí la monocorde cantilena de los condenados. Josef sintió vergüenza de sus vestidos nuevos, de su cuerpo sano, de su juventud y de su vigor, de su libertad para alejarse cuando quisiera lejos de ese antro de horror y suciedad. Los tres desventurados no podían imaginar nada de lo que estaba ocurriendo más allá del reducido entorno de su horrible vida cotidiana. Habría sido absurdo hablarles de la misión, de los pasos que se querían dar en su favor, de la política, de las coyunturas favorables que se presentaban en la corte. Para ellos, lo más penoso en ese momento era la prohibición que sufrían de celebrar la ceremonia de la purificación, la imposibilidad de observar las leyes y los mandamientos estrictos de las abluciones rituales. Habían tenido cuidadores y guardianes de todas clases: algunos más severos les quitaban las filacterias para evitar que pudiesen ahorcarse con ellas; otros, más benévolos, se las dejaban, pero todos eran incircuncisos, impíos y malditos, y poco les importaba,

por lo demás, cómo se alimentaban los prisioneros. Quienes como ellos no probaban carne de animales que no hubieran sido sacrificados de acuerdo con la Ley, tenían que resignarse a comer únicamente desechos de frutas y legumbres. Habían discutido exhaustivamente la posibilidad de aceptar las porciones de carne y canjearlas por el pan y las frutas de los otros prisioneros pero, aunque el doctor Gadia demostró con sólidos argumentos que eso era lícito, finalmente él también aceptó la opinión de sus compañeros, que consideraron que sólo se debía recurrir a ese extremo para salvar a una persona en peligro de muerte. ¿Cómo podían saber si el Señor —bendito sea su Nombre— había fijado el día de su muerte —el de ellos tres— para ese mes o para el próximo? De modo que después de discutirlo, acordaron no hacer el trueque. Cuando no estaban demasiado cansados y atontados por el trabajo intercambiaban argumentos teológicos sobre lo que está permitido y lo que no lo está, y de esa forma les parecía encontrarse en la Sala Cuadrangular del Templo.

Josef tuvo la impresión de que esas discusiones debían de ser violentas y que degenerarían a veces en absurdas querellas, pero comprendió que eran lo único que los mantenía ligados a la vida. No era posible mantener una conversación razonable con ellos. Cuando aludió a la buena disposición de la emperatriz respecto a los judíos, le replicaron que era dudoso que estuviese permitido rezar en ese lugar de suciedad y de infamia. Tampoco estaban al corriente del calendario y con toda probabilidad violaban el sábado, colocándose las filacterias, y los días de la semana pecarían por no usarlas.

Josef renunció a aclararles su situación. Los escuchaba y cuando alguno de ellos citaba un pasaje de las Escrituras, respondía con un texto opuesto, con lo que se animaban y comenzaban a discutir, lanzando argumentos con voz debilitada. Él también intervenía en la disputa. En suma, ése fue un gran día para ellos, pero no pudieron sostener mucho tiempo la discusión y volvieron a sumirse en su embotamiento.

Josef los contempló, sentados en cuclillas en la penumbra del calabozo. Esos hombres en tan lastimoso estado físico, hundidos en la más baja abyección, habían sido grandes personajes de Israel y sus nombres habían brillado entre los legisladores de la Sala

Cuadrangular. Era necesario ayudarlos. La cuestión no estaba, en esas circunstancias, en si los judíos llegarían o no a dominar en Cesarea —ése era un asunto superfluo y hasta risible— sino en liberar a los inocentes. Su imagen lo inundaba de compasión y de furia. Pensando en que ellos se mantenían fieles a la Ley en medio de tanta desgracia, y que en ella se apoyaban y por ella conservaban la vida, Josef sentía que su fe se acrecentaba. Recordó el tiempo en que vivió en el desierto, sufriendo santas privaciones entre los esenios junto a su maestro Banus: en algunos momentos supremos la luz se había hecho en él, no por medios intelectuales sino a través de la contemplación.

¡Liberar a los prisioneros! Apretó los labios con la firme resolución de sofocar cualquier pensamiento ajeno a la causa de esos infortunados que pudiera distraerlo. Más fuertes que el lamentable sonsonete de los prisioneros se escuchaban las magníficas palabras hebreas que enunciaban los mandamientos. No estaba allí por su voluntad, era Yahvé quien lo había enviado. Regresó, indiferente a la lluvia helada, aunque estaba aterido, y al molesto barro adherido a sus sandalias. ¡Liberar a los prisioneros!

En Judea, a un hombre que profesara las ideas políticas de Josef no se le permitía concurrir a las carreras ni al teatro. Sólo en una ocasión, en Cesarea, Josef había asistido a una representación, a escondidas y lleno de remordimientos. ¡Pero qué insignificante le parecía aquello comparándolo con lo que se le ofrecía ahora a sus ojos en el Teatro Marcelo! Estaba deslumbrado por las danzas, la gran pantomima dramática, los interludios cómicos, los bailes, el lujo y los constantes cambios de decorado del inmenso escenario donde hacía varias horas el espectáculo era continuo. En cambio Justo, que estaba sentado a su lado, demostró con un ademán el poco aprecio que le merecían. Sólo estimaba el género burlesco, al que también el público era muy aficionado y con razón, y si había soportado las exhibiciones anteriores se debía a que quería asegurarse un sitio para cuando comenzara el espectáculo satírico del actor Demetrio Libán. A pesar de algunos aspectos desagradables de su personalidad, Libán era un consagrado artista de la mímica. Nacido esclavo en el palacio imperial y manumitido

por el emperador Claudio, había adquirido una inmensa fortuna y el título de «Primer artista dramático de la época». El emperador Nerón, a quien impartiera lecciones de declamación y de mímica, lo estimaba. Era un personaje complejo. Su condición de judío le daba prestigio y a la vez le ocasionaba molestias. Ni los ruegos ni las órdenes del emperador habían logrado que accediera a aparecer en escena el día sábado o durante las grandes festividades judías. No cesaba de discutir con los doctores de la Universidad Hebrea sobre este punto: ¿Dios le reprocharía realmente haber trabajado en el teatro? Sufría crisis nerviosas cuando debía aparecer en escena disfrazado de mujer, infringiendo la prohibición expresa de las Escrituras: «No vestirás las ropas del otro sexo».

Los once mil espectadores del Teatro Marcelo, ya hastiados de los excesivos espectáculos iniciales, reclamaron a gritos que empezara la farsa. Ocurría que las autoridades del teatro retrasaban el comienzo pues se esperaba al emperador o a la emperatriz, para quienes se había preparado el podio imperial. Pero el público, que aguardaba desde hacía cinco horas, estaba acostumbrado a hacer valer sus derechos en el teatro aún contra la voluntad de la corte, y por tanto amenazaba y aullaba: «¡Empezad!».

Se descorrió la cortina y Demetrio Libán comenzó a representar su comedia titulada *El incendio*, atribuida al senador Marullo. El personaje que interpretaba Libán era Isidoro, un esclavo de la ciudad egipcia de Tolomeo, superior a su amo y a todos cuantos lo rodeaban. No llevaba ropa lujosa ni altos coturnos: era simplemente el esclavo Isidoro, de la provincia de Egipto, un mozo soñoliento, melancólico y astuto, que salía con extraordinaria habilidad de las situaciones más difíciles. Había sacado a su desdichado y aturdido amo de innumerables apuros, le procuraba dinero y prestigio, y se acostaba con la mujer de su señor. Un día en que éste le dio una bofetada, triste pero decididamente le dijo que se veía obligado a abandonarlo y que no volvería mientras no hiciera exponer carteles en todos los lugares públicos pidiéndole excusas. El amo le puso grilletes y advirtió a la policía, pero naturalmente el esclavo se evadió, burlándose en cien ocasiones de la guardia, para gran regocijo de los espectadores. En el momento culminante, cuando parecía inevitable que le dieran caza, hubo que interrumpir la

representación porque llegó la emperatriz. Los espectadores se pusieron de pie y once mil voces saludaron a la elegante mujer de cabellos rubios, que agradeció la demostración con el brazo extendido y la palma de la mano vuelta hacia el público. Su llegada produjo doble efecto, pues la acompañaba la sacerdotisa mayor de las vestales. Era la primera vez que una sacerdotisa de la nobleza asistía a las farsas populares del Teatro Marcelo.

Hubo que recomenzar la pieza, con gran satisfacción de Josef para quien esa muestra de osado realismo era completamente novedosa. Comprendió mejor la trama esta segunda vez; y no apartó los ojos del comediante Libán, del rictus triste y desenfadado de su boca, de sus manos y de todo su cuerpo, flexible y expresivo. A continuación se cantó la conocida tonadilla del *Incendio*, que Josef en el poco tiempo que vivía en Roma había oído cantar cien veces y otras tantas aullar, silbar y gruñir. De pie frente a la rampa, rodeado de once payasos y con el sonido de flautas y trompas como fondo, Libán entonó la canción «¿Quién es el amo aquí? ¿Quién paga la mantequilla? ¿Quién paga a las criadas? ¿Y quién, quién paga los perfumes sirios?» El público se levantó entusiasmado de sus asientos y comenzó a acompañar al coro. En su estrado, la emperatriz de tez ambarina movía los labios, y la solemne sacerdotisa reía de muy buena gana. Finalmente el esclavo cayó en una emboscada, pues era imposible escapar siempre de la policía. Isidoro negó ser el esclavo que buscaban, pero ¿cómo podía probarlo? Bailando. Sí, bailando. Y aunque la cadena le entorpecía los pies, no podía hacer otra cosa que bailar y al mismo tiempo ocultar la cadena. Eran penosas, ridículas y a la vez conmovedoras las piruetas de ese hombre danzando para salvar su vida y su libertad. Josef estaba fascinado por el espectáculo y todo el público lo seguía con atención expectante. Cada movimiento de Libán era acompañado por un mismo movimiento de cabeza de los espectadores, así como la cadena seguía al pie que la arrastraba.

Josef sostenía principios aristocráticos y no sentía ningún escrúpulo en hacerse servir por los criados en los menesteres más humillantes. La mayoría de los espectadores compartía la misma actitud. Miles de ejecuciones de esclavos ordenadas por sus amos demostraban inequívocamente que éstos no estaban dispuestos a

tolerar ningún intento de eliminar las diferencias sociales. Sin embargo, admirando en el teatro la danza del hombre que luchaba por ser libre a pesar de sus cadenas, todos estaban de su parte y en contra del amo. El público y la emperatriz expresaron su entusiasmo al pícaro insolente que una y otra vez burlaba a los policías, canturreando a media voz e irónicamente: «¿Quién es el amo aquí? ¿Quién paga la mantequilla?»

La pieza se hizo aún más atrevida a medida que avanzó la representación. El amo de Isidoro hizo publicar sus excusas y recuperó a su esclavo. Pero volvió a cometer muchas tonterías y a enfadarse con sus inquilinos, quienes dejaron de pagarle el alquiler. Por ciertas razones no podía desalojarlos, por lo que sus hermosas propiedades dejaron de producirle renta. Nadie que no fuera el astuto Isidoro habría podido sacarlo del apuro, y, en efecto, fue él quien intervino usando los métodos que según la opinión popular habían empleado el emperador y otros grandes personajes en parecidas circunstancias: prendió fuego al barrio donde se encontraban las casas improductivas. Tal como lo representaba Demetrio Libán, el texto era atrevido y magnífico: cada frase era una clara alusión a los especuladores inmobiliarios, a los grandes tiburones que tenían en sus manos la reconstrucción de la ciudad. No respetó a nadie: ni a los arquitectos Celer y Severo ni al famoso escritor y hombre público Séneca —quien hacía elogios abstractos de la pobreza, a pesar de vivir en la opulencia—, ni al financiero Claudio Regino, que lucía una enorme perla pero carecía, para su constante fastidio, del dinero necesario para comprarse un par de cordones para sus sandalias, ni al mismo emperador. Cada palabra era un acierto y el teatro estallaba de alegría. Cuando, en el final, Libán invitó al público a saquear la casa incendiada, se oyó una ovación como Josef no había escuchado jamás. Un ingenioso mecanismo había hecho girar hacia los espectadores el lujoso interior de la residencia incendiada. Millares de personas se precipitaron hacia la escena, se arrojaron sobre el mobiliario, la vajilla y los manjares. Gritaban, se apretujaban y se pisoteaban. Y dentro del teatro y en la plaza que se extendía a la entrada, entre las gigantescas y elegantes columnas, en el inmenso Campo de Marte,

sólo se oía cantar: «¿Quién es el amo aquí? ¿Quién paga la mantequilla?»

Cuando Josef fue a cenar a casa de Demetrio Libán, invitado por sugerencia de Justo, se sintió profundamente turbado. En otras ocasiones, ante el Pontífice, el rey Agripina o el gobernador romano no había demostrado ni timidez ni temor, pero para su sorpresa, el actor le inspiraba enorme respeto y su comedia le había producido una impresión extraordinaria. Estaba asombrado de que el judío Demetrio Libán con su sola presencia pudiera imponerse a millares de personas, desde los más encumbrados a los más humildes, tanto a romanos como a extranjeros, y forzarlos a pensar y sentir como él gracias a la magia de su arte.

El comediante se encontraba repantigado en un diván y vestía una amplia bata verde. Extendió perezosamente la mano completamente adornada de sortijas. Josef se sorprendió: ¡cuán pequeña era la estatura de ese hombre que había llenado el escenario del gigantesco Teatro Marcelo!

La cena fue íntima. Estaban presentes el joven Antón Marullo, hijo del senador, otro patricio muy joven, un hombre judío, que era miembro del consejo directivo de la sinagoga Velia, y el muy amanerado doctor Licino, a quien Josef cobró antipatía de inmediato.

Por primera vez se encontraba en una casa romana de gran nivel. Se sintió maravillosamente a gusto entre los innumerables objetos novedosos que veía en ella, pero lo confundía el cúmulo de utensilios, salsas y condimentos. Inmediatamente tomó la precaución de seguir los movimientos del antipático doctor Licino, que estaba tendido en un diván frente a él, y a la inedia hora rechazaba con la misma inclinación de cabeza elegante y altiva lo que no le apetecía, y pedía con un movimiento del dedo meñique lo que le agradaba.

El actor comía poco. Se quejaba del régimen que le imponía su maldita profesión, inclusive en la relación con mujeres, e hizo un par de observaciones obscenas sobre el modo como algunos empresarios de espectáculos impedían, por medio de ingeniosos dispositivos aplicados al cuerpo, que sus actores—esclavos

fornicasen, aunque en ocasiones se dejaban persuadir por el dinero de ciertas encumbradas damas, que compraban el permiso de liberar por una noche del mecanismo a los desdichados comediantes.

Después comenzó a burlarse, sin más trámite, de las ridículas tradiciones de algunos de sus colegas, representantes de otras escuelas, de sus máscaras y zancos. Se puso de pie y caricaturizó al actor Estratocles. Echó a andar a grandes pasos por la habitación haciendo henchir la bata verde y, aunque estaba calzado con sandalias sin tacones, causaba la impresión de haberse colocado unos altos coturnos sobre los cuales se pavoneaba su cuerpo estirado y rígido.

Josef se armó de valor y elogió tímidamente el modo velado y, sin embargo, explícito con que Demetrio Libán había aludido al financiero Regino. El actor lo miró.

—¿De modo que el pasaje le ha gustado?— preguntó. —Me satisface oírselo, aunque no me quedó como quería.

Radiante de alegría, pero siempre discreto, Josef explicó hasta qué punto le había encantado la representación. Había visto en su vida a millones de esclavos, pero por primera vez había intuido y comprendido cuánto se ocultaba en el alma de esos hombres. El actor le tendió la mano: era para él un testimonio precioso —declaró— que alguien recién venido de Judea se hubiese sentido transportado por su actuación. Josef tuvo que describirle minuciosamente el efecto que le había producido cada detalle de la comedia. Libán lo escuchaba pensativo, sin dejar de masticar lentamente una ensalada recomendada para su salud.

—Vos venís de Judea, doctor Josef— dijo, para cambiar de tema. —¡Oh, mis queridos judíos!— exclamó en tono de resignación y reproche. —Me ocasionan las mayores amarguras del mundo. En las sinagogas se maldice mi nombre sólo porque empleo los dones que me ha concedido el Señor, y con mi nombre asustan a los niños como si yo fuese el coco. A veces pierdo el control por culpa del fastidio que me produce su estrechez de espíritu. Pero cuando tienen que presentar una petición al palacio imperial corren en mi busca y me aturden los oídos. Demetrio Libán es entonces un hombre bueno y útil.

—¡Dios mío! — exclamó el joven Antonio Marullo. —Los judíos son muy intrigantes, es bien sabido.

—¡No os permito!— gritó el actor colérico. —No permito que se insulte a los judíos en mi casa: ¡yo soy judío!

Antonio Marullo se sonrojó y trató en vano de sonreír mientras balbuceaba algunas excusas, pero Demetrio Libán no le hizo caso.

—¡Judea!— prorrumpió. —¡La Tierra de Israel! ¡Jerusalén! No he estado nunca allí, no he visto jamás el Templo, pero algún día iré y llevaré mi cordero al altar.

En su rostro descolorido y un poco abotargado, sus tristes ojos color azul grisáceo expresaban ansiedad y desolación.

—Yo puedo hacer más de lo que vos habéis visto— dijo, volviéndose bruscamente a Josef con aire grave y misterioso. —Tengo una idea. Si la realizo, mereceré en verdad mi apodo y seré «el Primer comediante de la época». Sé exactamente cómo he de hacerlo, no es sino cuestión de un poco de coraje. Rogad, mi querido doctor Josef ben Matatías, para que sea capaz de la audacia necesaria.

Antonio Marullo, con un gesto gracioso y espontáneo rodeó con su brazo el cuello del actor.

—Decidnos vuestra idea, mi querido Demetrio— le rogó. —Es la tercera vez qué nos habláis de ella—. Pero Libán siguió imperturbable.

—También la emperatriz— dijo —me hostiga para que realice mi proyecto. —Creo que ella me recompensaría ampliamente si lo hiciera— y esbozó una sonrisa de extraña insolencia —pero no pienso en ello— concluyó.

—Habladme de Judea— rogó, volviéndose de nuevo a Josef. Éste le describió la Pascua, la fiesta de Pentecostés y la ceremonia de la Reconciliación en la que el Gran Pontífice invoca (una sola vez en el año) a Yahvé por su verdadero nombre, y el pueblo entero se prosterna al escuchar la palabra poderosa y terrible ante el Dios invisible y cincuenta mil frentes golpean el suelo del Templo. El actor escuchaba con los ojos cerrados.

—Sí— dijo, —algún día yo también escucharé ese nombre. Postergo mi viaje a Jerusalén de año en año, porque un actor no dispone mucho tiempo de las fuerzas necesarias para su arte y

debe contar con el envejecimiento. Pero algún día me embarcaré y, cuando sea viejo, compraré una casa y una pequeña propiedad rural en las cercanías de Jerusalén.

Mientras Demetrio hablaba, Josef reflexionó rápida e intensamente: el momento era oportuno.

—¿Puedo contaros algo sobre Judea, Demetrio?— preguntó. Y habló de los tres inocentes. Evocó el horno de ladrillos, la celda subterránea, húmeda y fría, y los tres esqueléticos seres entre los cuales no había reconocido a su antiguo maestro Natán. El comediante lo escuchaba con la cabeza apoyada en los puños, y los ojos cerrados. Josef habló con fuego y pasión. Cuando terminó, todos guardaron silencio. El primero en romperlo fue el doctor Licino, de la sinagoga Velia, quien comentó:

—Muy interesante.

Pero Demetrio le replicó vivamente: estaba cautivado por el relato y dispuesto a creer en su veracidad. El otro se defendió: ¿Qué prueba existía de que esos tres prisioneros eran realmente inocentes? Ciertamente, el doctor Josef ben Matatías hablaba con apasionada convicción, pero ¿por qué habría de valer más su testimonio que el que ofreciera el gobernador Antonio Félix? Un tribunal imperial romano había creído en las palabras del gobernador. Josef dirigió al comediante una mirada serena, llena de confianza, y repuso con llaneza:

—Id a ver a esos tres desdichados: están en el horno de ladrillos de Tibur. Yo he conversado con ellos; si vos los encontráis culpables, no diré una palabra más en su favor.

El actor mientras tanto recorría de un extremo al otro la habitación. Desaparecieron las sombras de sus ojos y la languidez de sus gestos.

—He aquí una excelente propuesta—, exclamó a viva voz. —Estoy contento de que hayáis venido a visitarme, doctor Josef. Iremos a Tibur. Quiero ver a esos tres acusados. Os ayudaré, mi querido doctor ben Matatías—. De pie parecía más alto que Josef aunque en realidad no lo era. —¿Sabéis— agregó con acento sombrío —que esta visita concuerda con mi idea?

Estaba animado hasta la excitación; se ocupó él mismo de la crátera y dijo una palabra amable a cada comensal. Bebieron

mucho. Pasadas unas horas uno de ellos propuso jugar. Iniciaron el juego con cuatro dados de marfil. A Demetrio Libán se le ocurrió de pronto que en algún sitio tenía guardados unos dados hebreos de forma muy original que le habían regalado en su infancia. Estaban provistos de un eje cuya parte superior servía de manija, de modo que se los podía hacer girar como trompos. Josef conocía esa clase de dados. Eran bastos, primitivos pero giraban de un modo gracioso, divertido. Aunque el juego le pareció agradable, las apuestas resultaban demasiado altas para Josef. Respiró aliviado cuando consiguió ganar las tres primeras partidas.

Eran cuatro dados. Cada uno llevaba grabadas las letras *guimel, he, nun, schin*. Este último era adverso. *Nun* el benéfico. Los judíos muy religiosos prohibían severamente este juego; decían que la letra *schin* era una antigua representación del dios Saturno y la letra *nun* una imagen de la diosa Noga-Istar, que los romanos llamaban Venus. Después de agitar los dados, se los volvía a colocar en el centro y cada jugador podía elegir para su juego una de las cuatro peonzas. En el curso de la partida, Josef obtuvo muy a menudo el *nun* portador de la suerte. Su ojo avizor advirtió rápidamente que uno de los dados, aplastado en un ángulo de modo apenas perceptible, daba siempre el *mm*. Sintió un estremecimiento. Si sus compañeros de juego se daban cuenta de que el dado aplastado en uno de sus vértices era el que le había hecho ganar sus sucesivos *nun*, el favor del gran hombre obtenido esa velada podría quedar comprometido. Prudentemente moderó sus ganancias. El dinero que le quedaba le bastaba para vivir en Roma sin preocupaciones.

—¿Consideraríais una indiscreción de mi parte, señor Demetrio, si os pidiese esos dados de recuerdo?— preguntó, cuando la partida hubo finalizado.

El actor se echó a reír y grabó en uno de ellos, con la uña, las iniciales de su nombre.

—¿Cuándo iremos a ver a los tres prisioneros?— preguntó a Josef.

—Dentro de cinco días— propuso éste tímidamente.

—Pasado mañana— repuso el actor.

En el horno de ladrillos recibieron a Demetrio Libán magníficamente. El destacamento de soldados que estaba de guardia rindió al primer artista dramático de la época los honores reservados a los personajes de alta jerarquía. Los vigilantes y guardianes se agolparon en las puertas y lo saludaron con el brazo derecho extendido y la mano abierta. De todas partes venían los saludos: «¡Salud, Demetrio Libán!».

El cielo estaba luminoso; hasta los prisioneros inclinados sobre la arcilla parecían menos desesperados y, mezclada con el canto monocorde, sonaba la conocida cancioncilla «¿Quién es el amo aquí? ¿Quién paga la mantequilla?». Josef avanzaba respetuosamente al lado del actor; más que por el entusiasmo de miles de espectadores en el teatro, estaba sorprendido por la popularidad *de* Demetrio Libán en ese antro de miseria.

Pero a la reducida celda subterránea, donde el ambiente era húmedo y helado, no llegaba el aire festivo que ese día parecía respirarse en el horno de ladrillos. Ventanas altas y estrechas, olor nauseabundo, sonidos monótonos. Los tres acusados estaban sentados en cuclillas, inmóviles, con los grilletes oprimiéndoles los tobillos, la marca del hierro al rojo en la frente, y la incuria de las barbas que, grotescamente, parecían alargar sus cráneos rasurados.

El actor, conmovido, sintió cómo se le iba agarrotando la garganta.

Sus ojos no se apartaban de los extenuados ancianos, que pronunciaban débilmente algunas palabras, esforzando lastimosamente el cuello hacia delante. Sus oídos recogieron ávidamente los torpes balbuceos entrecortados. Quería moverse a uno y otro lado del reducto pero éste era tan estrecho y bajo que le resultó imposible. Por eso permaneció de pie sin moverse del sitio, visiblemente impresionado. Los imaginó con la indumentaria blanca, avanzando solemnes en la Sala Cuadrangular del Templo, proclamando la Ley de Israel. Los ojos se le llenaron de lágrimas y él las dejó correr por sus gruesas mejillas. Permaneció así un buen rato, extrañamente contenido, sin hacer un movimiento. Después, muy lentamente, apretando las mandíbulas, con las manos cubiertas de sortijas desgarró sus vestiduras, lo cual entre los judíos es un

signo de intenso dolor. Luego se sentó al lado de los tres infelices, cerca de sus harapos infectos, soportando pacientemente su desagradable aliento en la cara y el roce de sus barbas sobre la piel.

Les habló en un arameo inseguro, que le venía de lejos, de la infancia, y del que había perdido el hábito de hablarlo. Pero las suyas eran palabras que ellos comprendían, más apropiadas a su humor y a su situación que las de Josef: palabras de simpatía para su vida lamentable. Los ancianos lloraron y le bendijeron cuando se retiró.

Durante gran parte del viaje Demetrio guardó silencio. Después expresó resueltamente su pensamiento ¿Qué significaba el horrible sufrimiento, el martirio que transcurre en un día, el de Hércules entre las llamas o el del decapitado Agamenón, en relación con la miseria continua que estaba royendo lentamente el corazón y la carne de esos tres infelices? Qué camino interminable y doloroso llevaba a esos tres grandes doctores de Sión, portadores de la antorcha de la ciencia, a su situación actual de pobres desechos humanos!

Llegados a la ciudad, a la puerta Tibur, dijo a Josef, al despedirse:

—¿Sabéis qué ha sido lo más horrible? No tanto lo que decían como su extraña manera de balancear el cuerpo con movimientos rítmicos. Eso sólo lo pueden hacer las personas que están siempre sentadas en el suelo, en la oscuridad, con las piernas cruzadas; las palabras mienten a menudo, pero los movimientos son tremendamente sinceros. Es necesario que reflexione al respecto: hay allí una fuente de efectos poderosa.

Esa noche, en lugar de dormir, Josef escribió, sentado en su habitación, un informe sobre los tres inocentes. Se agotó el aceite de su lámpara y se consumió la mecha. Los renovó y continuó escribiendo. No se extendió mucho sobre el pleito de Cesarea, pero, en cambio, escribió largo y tendido sobre los padecimientos de los tres ancianos y la necesidad de hacer justicia. «La justicia» argumentó, «ha sido en todos los tiempos para los judíos la primera de las virtudes. Ellos soportan la miseria y la opresión, pero no la iniquidad; hasta llegarían a honrar a un tirano, con tal de que les hiciera justicia.» «El derecho», dice uno de sus profetas, «corría como agua torrencial y la justicia como río inagotable». «La edad de

oro vendrá», dijo otro, «cuando el derecho reine también en el desierto». Josef se sentía encendido por la emoción. La sabiduría de los ancianos ardía en su propio fuego. Y escribía. La mecha de la lámpara empezó a echar humo, pero él continuó escribiendo sin detenerse. Desde las puertas de la ciudad le llegaba el ruido de los pesados carretones que sólo circulaban por la noche, pero no los oyó. Estaba inmerso en su tarea de escribir y corregir su alegato.

Al cabo de tres días, un mensajero de Demetrio Libán le trajo una carta en la que el actor lo invitaba escuetamente a presentar dos días después, a las diez de la mañana, sus respetos a la emperatriz.

¡La emperatriz! Josef sintió que le faltaba la respiración. En todas las calles se veía su efigie, a la que se rendían honores divinos.

¿Qué le diría? ¿Cómo encontraría palabras capaces de conmover a esa extraña mujer, cuya vida y pensamientos dominaban desde tan alto a los demás seres humanos? A la vez que se hacía estas preguntas pensaba que él sería capaz de encontrar las palabras adecuadas. Era una mujer, y él sentía por todas las mujeres un leve desdén, por lo que suponía que le sería fácil conquistarla.

Releyó su manuscrito en voz alta con gestos elocuentes, como lo hubiese leído en Jerusalén. Estaba escrito en arameo: lo tradujo luego con dificultades al griego, aunque temió que resultara tosco y lleno de errores. ¿No sería impropio presentarse a la emperatriz con un manuscrito mal preparado, incorrecto? O, por el contrario, ¿acaso los errores no producirían un favorable efecto de ingenuidad?

Se propuso no comentar con nadie la próxima entrevista. Para calmar su impaciencia, echó a andar febrilmente por las calles de la ciudad, volviéndose en sentido contrario cuando veía de lejos a algún conocido. Corrió a la peluquería y se compró un perfume nuevo. Su ánimo pasaba de la mayor exaltación a la depresión más honda.

Las esculturas que representaban a la emperatriz la mostraban con la frente pequeña, despejada y agradable, los ojos rasgados y la

boca bastante grande. Sus propios enemigos reconocían que era hermosa, y muchos comentaban que causaba honda impresión en quien la veía por primera vez. ¿Cómo se comportaría en su presencia, él, que era un insignificante provinciano?

Sintió la apremiante necesidad de hablar con alguien en quien pudiera confiar plenamente. Regresó a su casa y anunció de inmediato a su hermosa amiga Irene que deseaba comunicarle una noticia. La joven merecía su absoluto respeto por lo que no tuvo ningún reparo en hacerla partícipe de su secreto. Ante ella descargó su alma y la abrumó explicándole cómo se figuraba la entrevista y qué cosas pensaba decir a la emperatriz. Josef actuó para Irene como un actor ensaya, con gestos y movimientos, una pieza en el escenario.

A la mañana siguiente lo condujeron al palacio imperial en la lujosa litera de Demetrio Libán, precedida de heraldos que despejaban el camino y una imponente escolta. Los transeúntes se detenían al ver la litera y aclamaban al cómico. Josef vio en las calles los bustos de la emperatriz, blancos o policromos, con los cabellos color de ámbar, rasgos delicados y labios teñidos de rojo. Popea, pensó. Popea quiere decir «muñeca» o «bebé». Recordó la palabra hebrea *Yanucá*. A él también lo habían llamado así en un tiempo. No le sería difícil entenderse con la emperatriz.

De acuerdo con las descripciones que le habían hecho, Josef esperaba encontrarla como a todas las princesas de Oriente, repantigada sobre una montaña de suntuosos cojines, rodeada de un cortejo de esclavos portando abanicos y perfumes. Su atuendo sería, indudablemente, refinado y lujoso.

Sin embargo, en lugar de lo que había imaginado, Popea los recibió sentada en un cómodo sillón, vestida con una túnica larga hecha al parecer con una tela producida en Judea, una gasa de extremada ligereza y finura.

Estaba apenas maquillada y su peinado era muy simple: los cabellos, separados al medio, le caían recogidos en un grueso moño sobre la nuca, en nada parecido a los altos edificios adornados de joyas que se veían de ordinario en las cabezas de las damas de las clases altas. Encantadora como una jovencita, la emperatriz acogió a los visitantes con una sonrisa de sus labios color de rosa, y les

tendió su blanca mano infantil. Sí, tenían razón al llamarla Popea, *Yanued*. Era verdaderamente turbadora, y Josef no sabía qué decir.

Por favor, señores— dijo ella, —haciendo una indicación, y como el actor se sentó, Josef hizo lo propio. Hubo un breve silencio. Los cabellos de la emperatriz, verdaderamente, eran del color del ámbar tal como el emperador los había descrito en un poema, pero sus cejas y pestañas eran oscuras. Josef pensó rápidamente: «Parece muy distinta de sus retratos. Es una niña, pero una niña que puede ordenar la muerte de una persona sin pestañear siquiera. ¿Qué decir a una criatura así? Además, debe ser endiabladamente inteligente.»

La emperatriz lo miraba atentamente sin ningún embarazo. Él devolvía a duras penas la mirada; su frente estaba algo cubierta de sudor, y su expresión era humilde y sumisa. Popea hizo un ligero mohín, imperceptible casi y súbitamente adoptó una expresión que ya no era infantil, sino sagaz y burlona.

—¿Acabáis de llegar de Judea?— preguntó a Josef en griego, con voz frágil, pero muy nítida. —Decidme, por favor ¿qué se piensa en Jerusalén sobre Armenia?

Ésta era una pregunta verdaderamente extraña, porque si bien la solución del pleito de Armenia constituía la llave de la política romana en Oriente, Josef siempre había considerado que Judea, su Judea, era demasiado importante y que a los extranjeros no les correspondía opinar sobre sus problemas, especialmente sobre sus relaciones con un país tan bárbaro como Armenia. En suma, en Jerusalén nadie, o por lo menos él, pensaba jamás en Armenia. Por tanto no sabía qué contestar.

—Los judíos se sienten bien allí— repuso con torpeza, después de un largo silencio.

—¿De veras?— comentó la emperatriz, y se echó a reír francamente, como si la respuesta la hubiese divertido. Hizo otras preguntas en el mismo tenor, bromeando a costa del joven de grandes ojos vivaces que no sospechaba, al parecer, el enredo en que se hallaba comprometida su patria.

—Gracias— dijo ella al final, cuando Josef con gran esfuerzo terminó una frase complicada a propósito de la situación estratégica sobre la frontera de los partos. —Ahora estoy informada— y dirigió

una sonrisa cómplice a Demetrio Libán: ¿qué cómico producto del Oriente le había traído?

—Creo— dijo al actor, que quedó sorprendido y encantado —que es por pura bondad de alma que intervenís en favor de los tres prisioneros—. Se volvió a Josef con indulgencia cortés y agregó: —Habladme, os ruego, de vuestros patrocinados.

Se instaló cómodamente, apoyando los codos en el sillón. A través de la sutil trama de la tela del austero vestido se adivinaba el contorno de sus miembros.

Josef tomó su memorándum dispuesto a leerlo en griego, pero ella le interrumpió:

—¿Cómo se os ocurre? Habladme en arameo.

—¿Me comprenderéis? — preguntó él, aturdido.

—¿Quién os ha dicho— replicó Popea —que yo deseo comprenderos?

Josef alzó los hombros, con un gesto más arrogante que ofendido, y comenzó a leer en arameo, la lengua en la que había compuesto inicialmente su escrito, pronunciando sin preocupación alguna en hebreo las citas de la Biblia. Aún así no podía concentrar su pensamiento, sentía que hablaba sin entusiasmo. Miraba con atención a la emperatriz, en un primer momento con humildad, después con cierto atrevimiento, luego con interés y por último casi con insolencia. No sabía si ella lo escuchaba ni tampoco si lo comprendía. Cuando acabó de pronunciar la última palabra, Popea preguntó:

—¿Conocéis a Cleo, la esposa de mi gobernador en Judea?

Josef no oyó otra cosa que el «mi». ¡Cómo sonaba!: —¡Mi gobernador en Judea!" Se había figurado que palabras así debían aparecer talladas en piedra, como estatuas, y he aquí que una niña decía con una sonrisa: «Mi gobernador en Judea». Era natural: Gesio Floro gobernaba Judea en su nombre. Sin embargo, Josef no estaba dispuesto a dejarse avasallar.

—No conozco a la esposa del gobernador— repuso insolentemente. —¿Puedo esperar una respuesta a mi memorándum?

—He tomado conocimiento de él— replicó la emperatriz —pero no puedo adivinar el significado de sus palabras.

El cómico creyó oportuno intervenir.

—El doctor Josef no ha podido dedicar mucho tiempo a la vida mundana— dijo, acudiendo en ayuda de su protegido. —Se ocupa de literatura.

—¡Oh!— dijo Popea, muy seria, —¡la literatura hebrea! Conozco poco, y lo que he leído es hermoso, pero muy complicado.

Josef se puso tenso y concentró su fuerza mental. Tenía que conseguirlo. Tenía que conmover a la dama, sentada frente a él, fría y burlona. Le dijo que su única ambición era ayudar a los romanos a descubrir la formidable literatura judía.

—Hacéis que se os traigan perlas, perfumes, oro y animales raros de Oriente— dijo, —pero desdeñáis los tesoros más preciosos, sus libros.

Popea le preguntó en qué forma pensaba iniciar a los romanos en la literatura judía.

—Reveladme algo de ella— dijo, posando en él sus ojos verdes. Josef cerró los ojos, como había visto hacer a los recitadores de su país, e inició un relato, basándose en la primera historia que se le ocurrió. Habló de Salomón, rey de Israel, de su sabiduría, su poder, sus palacios, su Templo, sus mujeres, su idolatría.

Refirió la visita de la reina de Saba, la habilidad con que había resuelto una querella entre dos mujeres por causa de un niño cuya maternidad se disputaban, y mencionó dos libros muy profundos, uno sobre la sabiduría, llamado *Eclesiastés*, y otro sobre el amor, *El Cantar de los Cantares*, escritos por Salomón. Josef intentó recitar algunas estrofas del *Cantar* en una mezcla de griego y de arameo, pero no era fácil. Había abierto los ojos e intentaba traducir y trasmitir la pasión de los poemas, acompañándose de gestos, suspiros y movimientos de su cuerpo. La emperatriz se inclinó ligeramente hacia delante, apoyándose en los brazos del sillón. Escuchaba entreabriendo la boca.

—Son poesías hermosas— dijo, cuando Josef se detuvo jadeante de emoción, y volviéndose hacia el cómico, agregó: —Vuestro amigo es un joven encantador.

Demetrio Libán, que se había sentido un poco relegado, aprovechó la ocasión para estar nuevamente en primer plano.

—El tesoro de la literatura judía es inagotable— observó. —Yo también recurro a ella a menudo, para enriquecer mi arte.

—La última vez, Demetrio— dijo la emperatriz con reconocimiento, —en el papel del esclavo Isidoro habéis estado magníficamente vulgar. ¡Me he reído tanto!

Popea sabía muy bien que a él no le gustaba que ella hiciera comentarios de ese tipo. Este joven de Jerusalén, bastante osado y algo tonto, no le traía suerte. La entrevista era un fracaso; había hecho mal en solicitarla.

—Además— continuó la emperatriz, vos me debéis todavía una respuesta, Demetrio. Habláis siempre de una idea revolucionaria que os da vueltas en la cabeza. ¿Querríais revelármela, al fin? A decir verdad, no creo en ella.

El cómico se mantenía sentado, irritado y serio.

—No tengo ya ninguna razón— dijo, finalmente, en tono agresivo —para conservar oculta mi idea. Se relaciona con nuestro permanente tema de conversación—. Guardó por un instante un silencio muy significativo y después, agregó, como si no le diera importancia:

—Me gustaría llevar a escena al judío Apella.

Josef se estremeció. El judío Apella era el prototipo del judío tal como lo representaba el espíritu malicioso y hostil del pueblo romano, un personaje sumamente antipático, supersticioso, sucio, maloliente y bufonesco. Cincuenta años antes el gran poeta Horacio lo había introducido en la literatura. ¿Y ahora Demetrio Libán quería...? Josef sintió miedo.

Pero mucho más se sobresaltó la emperatriz. Repentinamente su pálido rostro se puso como la grana. Su personalidad tornadiza y versátil producía temor y admiración.

Mientras tanto, el actor gozaba el efecto de sus palabras.

—Se ha puesto en escena— explicó —a griegos, romanos, egipcios y bárbaros, pero nunca a un judío.

—Sí—, dijo la emperatriz con voz queda y forzada, —la idea es excelente y temeraria.

Los tres quedaron silenciosos y pensativos.

—Una idea demasiado peligrosa— declaró, por último, Demetrio, sombrío y ya arrepentido. —Creo que no podré realizarla.

Esas palabras no hubieran debido salir de mi boca. Sería hermoso interpretar al judío Apella, no al necio de quien habla el pueblo, sino al auténtico, con toda su comicidad y su tristeza, con sus ayunos y su Dios invisible. Yo soy, probablemente, el único en el mundo que podría hacerlo. Sería admirable, pero demasiado arriesgado. Vos, Majestad, nos comprendéis a los judíos, pero ¿cuántos en Roma se pueden comparar con vos? Se reirían, no harían más que reírse y todos mis esfuerzos tendrían por único fruto la burla malévola, que traería desgracias a todo mi pueblo—hizo una pausa y agregó: —Además, sería peligroso para mí, debido a mi fe en el Dios invisible.

Josef estaba perplejo. Le había tocado intervenir en asuntos graves e importantes y había sentido en sí mismo la seducción del teatro; podía imaginar al actor Demetrio Libán en escena, insuflando al judío Apella una vida terrible, bailando, saltando, rezando, expresándose a través del múltiple lenguaje de su cuerpo elocuente. Se sabía cuán arbitrarios y despóticos eran los caprichos del público romano en el teatro pero nadie habría podido prever las consecuencias de un espectáculo de ese género, incluso en la frontera con los partos.

La emperatriz se puso de pie. Con movimientos majestuosos entrelazó los dedos bajo el nudo de sus cabellos, de modo que las mangas de su vestido se deslizaron hasta los hombros, y comenzó a caminar de un lado al otro de la sala, arrastrando la cola de su falda. Al ver que se incorporaba, los dos hombres se levantaron de un salto.

—Callaos, callaos— dijo la emperatriz al cómico. Se había convertido en una llama. —No os mostréis cobarde después de haber tenido una vez una idea realmente buena—. Se detuvo junto a Libán y le puso afectuosamente la mano en el hombro. —El teatro romano es absurdo— se lamentó, —pesado y vulgar. Está en decadencia porque sigue fielmente una tradición estéril. Representad al judío Apella para mí, mi querido Demetrio, os lo ruego. —Persuadidlo, joven— agregó, dirigiéndose a Josef. —Creedme, todos vosotros tendréis mucho que aprender si él encarna a ese personaje.

Josef callaba, presa de la incertidumbre más penosa. En su rostro se sucedían el rubor y la palidez. ¿Debía alentar a Demetrio?

Sabía que el cómico deseaba con toda su alma exhibir libremente su judaísmo a los ojos de la inmensa Roma. Sólo bastaría una palabra suya para que la piedra echase a rodar pendiente abajo. Pero ¿dónde se detendría? Imposible preverlo.

—¡Qué tediosos sois vosotros!— exclamó la emperatriz, malhumorada. Había vuelto a sentarse, pero los dos hombres seguían de pie. El actor, siempre tan pendiente de su aspecto, parecía en esta ocasión torpe y poco ingenioso. —Hablad, pues— insistió la emperatriz, dirigiéndose esta vez a Josef.

—Dios está ahora en Italia— repuso éste.

El actor lo miró, sorprendido por el acierto de Josef al pronunciar esa frase ambigua que resolvía todas sus agobiantes dudas. La insólita afirmación fascinó a la emperatriz.

—He aquí una frase notable— exclamó batiendo las palmas. —Sois un hombre inteligente— comentó. Y grabó en su memoria el nombre de Josef.

Josef se sentía a la vez confundido y entusiasmado. No comprendía la trascendencia de las palabras que acababa de pronunciar. ¿Era suya la sentencia? ¿La había dicho ya en otra ocasión? En todo caso, había sido la palabra justa, pronunciada en la ocasión adecuada. Poco importaba la paternidad de la frase si su valor dependía del momento en que se dijera. «Dios está en Italia», era una afirmación que acababa de iniciar la historia de su propia eficacia.

Pero ¿la tenía, en efecto? Demetrio se mantenía dubitativo o, por lo menos, aparentaba estarlo.

—Decid que sí de una vez, Demetrio— insistió la emperatriz. Si lográis que acepte— agregó volviéndose a Josef, —devolveré la libertad a vuestros inocentes.

Una luz se encendió en los ojos expresivos de Josef. Hizo una profunda reverencia, tomó delicadamente la mano de la emperatriz y la besó largamente.

—¿Cuándo interpretaréis al judío?— preguntó ella al actor.

—Yo no he prometido nada— se apresuró a contestar Demetrio, con bastante inquietud.

—Entregadle una promesa escrita en favor de nuestros protegidos— imploró Josef.

La emperatriz se sonrió maliciosamente al oír «entregadle» y «nuestros protegidos» pero llamó a su secretario. «Cuando el cómico Demetrio Libán —dictó— interprete el papel del judío Apella, me esforzaré para que se restituya la libertad a los tres judíos condenados que se encuentran en el horno de ladrillos de Tibur.» Se hizo traer luego las tablillas, les agregó su firma —una P— y las entregó a Josef, mirándolo fijamente con sus ojos verdes y burlones. Él le devolvió la mirada respetuosamente, pero tan prolongada e insistente que la expresión burlona se borró poco a poco de los ojos de Popea y desapareció su luminosidad.

Después de la audiencia, Josef se sintió volar sobre las nubes. Los demás mortales veneraban los bustos de la emperatriz, mujer eminente y divina que había hecho matar, sin dejar de sonreír, a su poderosa rival la emperatriz madre, y sonriendo siempre había obligado a prosternarse ante ella al senado y al pueblo de Roma. Él, en cambio, había hablado con la señora del mundo como si fuera cualquier mujer con la que se habla todos los días. *Yildi, Yanucá*. Sólo le había bastado mirarla largamente a los ojos para que le prometiese de inmediato poner en libertad a los tres prisioneros, favor que el Gran Consejo de Jerusalén no había podido obtener a pesar de su sabiduría y de su diplomacia.

Paseaba por las calles del barrio judío, situado en la margen derecha del Tíber, tan ligero como si le hubiesen crecido alas. La gente lo veía pasar y lo seguía respetuosamente con la mirada. «El doctor Josef ben Matatías, de Jerusalén», susurraban a su paso, «sacerdote de primera categoría y favorito de la emperatriz». La pequeña Irene le tendía su admiración a los pies como si fuera una alfombra. Había pasado el tiempo en que Josef debía sentarse a la mesa en compañía de sus inferiores las vísperas del sábado.

Cayo Barzaarone se enorgullecía de que Josef ocupara el puesto de honor en los divanes. Aún más: el astuto negociante abandonó su actitud prudentemente reservada y llegó a confiarle ciertas dificultades que ocultaba cuidadosamente a los demás miembros de la familia.

Su importante fábrica de muebles aún era próspera, pero se cernía sobre ella un peligro que aunque ya insinuando en otras

épocas, ahora parecía cada vez más grave. Se estaba extendiendo entre los romanos la costumbre de emplear bajorrelieves de diversas formas y figuras de animales para ornamentar las patas de las mesas, ante lo cual no podía eludir lo establecido en las Escrituras: «No harás para ti imagen», o sea que a los judíos les estaba prohibido utilizar figuras de seres vivos. Cayo había evitado hasta entonces los adornos que contuvieran figuras de animales, pero sus competidores se aprovechaban desvergonzadamente de su situación desventajosa, extendían el rumor de que su fábrica estaba pasada de moda y él comprobaba con preocupación que estaba perdiendo a sus clientes. Su obstinada negativa a trabajar con figuras de animales le había costado desde el gran incendio una cantidad cuantiosa de dinero. Buscó toda clase de argumentos. Trató de convencer a sus correligionarios de que él no se servía de los muebles de su tienda para su uso personal, sino que los vendía a otras personas. Pidió consejo a innumerables teólogos. Eminentes doctores de Jerusalén, de Alejandría y de Babilonia afirmaban que la utilización de esa clase de ornamentos consistiría en su caso en un pecado venial y podría concedérsele una autorización. Pero aún así no cesaron las dudas de Cayo Barzaarone, que hasta entonces no había comentado con nadie esas consultas. Era consciente de que si ofendía los escrúpulos ¿le los más ortodoxos su situación quedaría gravemente comprometida en la comunidad de Agripa y temía que su desobediencia a la Ley causara la muerte de su padre, el anciano Aarón. ¿Que el cielo no lo permitiera! Este hombre, aparentemente tan seguro de sí, estaba atormentado por las dudas y las preocupaciones.

Josef no era muy estricto en la observancia de los preceptos, pero el «No harás para ti imagen» constituía más que una ley, era una de las verdades fundamentales del judaísmo. Según la doctrina, la palabra y la imagen se excluyen mutuamente. Josef, que sentía una profunda vocación por las letras, creía en la palabra invisible, a la que consideraba una verdadera maravilla pues siendo inmaterial gravita sobre las formas materiales de la existencia. Creía que sólo le sería dado poseer la sagrada, la invisible palabra de Dios a aquel que no la contaminara con representaciones sensitivas y renunciara con total convencimiento a la vana fruslería de las esculturas.

Escuchó las explicaciones de Cayo Barzaarone con expresión impenetrable, evitando comprometerse con una respuesta concreta. Eso fue justamente lo que agradó a Cayo. Josef tuvo la impresión de que lo habría aceptado de buen grado como yerno.

Poco a poco empezó a extenderse la noticia de que la liberación de los tres presos estaba supeditada a una condición. Cuando los judíos supieron de qué se trataba, su alegría se desvaneció. ¿Sería posible? ¿El actor Demetrio Libán debería interpretar el papel del judío Apella, posiblemente en el Teatro Pompeya, en presencia de cuarenta mil espectadores? El judío Apella: con sólo escuchar su nombre los judíos se echaban a temblar. Con él Roma expresaba sus antipatías contra los inmigrantes de la orilla derecha del Tíber. El apelativo injurioso había desempeñado un papel miserable en los *pogroms* que ocurrieron bajo el mandato de los emperadores Tiberio y Claudio. Significaba matanzas y pillajes. El odio ahora adormecido ¿acaso no podría despertar en un instante? ¿No era tan estúpido como criminal provocar a la fiera dormida? Se conocían muchísimos casos de excesos a los cuales el público de teatro en Roma se había dejado arrastrar. En cuanto a Demetrio Libán se juzgaba como una arrogancia temeraria que representara al judío Apella.

Los más estrictos doctores judíos atacaron nuevamente al cómico y esta vez con mayor violencia. ¿No constituía un pecado subir al escenario y vestirse con la piel y las ropas de otra persona? ¿No ha dado Dios, bendito sea su Nombre, a cada uno su cuerpo y sus rasgos? ¿No era rebeldía contra Él querer alterarlos? Pues bien, esto era aún peor: se trataba de la representación de un judío, de un descendiente de Abraham, de un miembro del pueblo elegido, para diversión de incircuncisos. Era un pecado mortal, un pecado de soberbia que seguramente traería aparejadas las peores desgracias para todos. En consecuencia, reclamaron el anatema y el destierro para Demetrio Libán.

Los doctores liberales, en cambio, defendieron calurosamente al artista. Opinaban que no se habían tenido en cuenta las intenciones; que si Demetrio estaba dispuesto a representar a Apella era por el único motivo de salvar a los tres inocentes condenados. ¿Acaso se ignoraba que ése era el único medio de

librarlos de la cárcel? ¿Socorrer a los cautivos, no era uno de los principales preceptos de las Escrituras? ¿Era lícito decirle al cómico: «No lo hagas, déjalos morir como murieron miles de sus antepasados en los hornos de ladrillos de Egipto»?

El tema se debatió apasionadamente. En los seminarios, los estudiantes de teología más aventajados se dedicaron a cotejar las citas bíblicas contradictorias respecto al tema. El problema fue sometido a estudio en la totalidad de las escuelas superiores hebreas; se lo discutió en Jerusalén, en Alejandría, en los círculos de los famosos doctores de Babilonia, hasta en el Extremo Oriente. Era un caso apropiado para que teólogos y juristas ejercitasen la sutileza de su pensamiento.

El actor asistía personalmente a las discusiones y exponía a quien quisiera escucharlo el conflicto que vivía entre su fe religiosa y su conciencia artística. En realidad, hacía tiempo que había decidido interpretar a toda costa al judío Apella. Sabía perfectamente cómo hacerlo y sus autores, sobre todo el refinado senador Marullo, ya habían esbozado cómo se desenvolvería la acción, dinámica y de gran efecto. Además, el sorprendente balanceo, maquinal y resignado, de los tres condenados en el calabozo, le había inspirado muchas ideas grotescas y terribles. Demetrio quería representar una mezcla atrevida de tragedia y comedia. En algunas ocasiones había interpretado en las tabernas populares del barrio comercial, o en el de los almacenes y cuarteles, algunas pocas escenas, prudentemente, para comprobar qué efecto causaría la obra. Pero pronto lo embargaba la tristeza, al pensar que nunca se sentiría con fuerzas para afrontar ese papel, pues su conciencia siempre se lo reprocharía. Sintió satisfacción cuando supo que casi toda Roma no hablaba de otra cosa que del tema del judío Apella y de si sería o no encarnado por Demetrio Libán. En todas partes donde aparecía su litera provocaba entusiasmo; el pueblo aplaudía y gritaba: «¡Salud, Demetrio, interpretad al judío Apena!».

También expuso a la emperatriz sus dudas sobre el inquietante proyecto, al que ya se había lanzado, y sus escrúpulos de conciencia. Ella lo contemplaba sonriendo irónicamente. El administrador del horno de ladrillos de Tibur, mientras tanto, había

recibido la orden de velar por que los tres judíos condenados no muriesen repentinamente.

Popea, por su parte, aguardaba la decisión del ministerio de Ruegos y Reclamaciones. La liberación de los tres ancianos no constituía en sí un asunto de importancia pero la situación política de Roma en Oriente era difícil y Popea era bastante buena romana como para olvidar sin remordimientos el indulto, si éste pudiera traer aparejado el mínimo inconveniente para el imperio. Si algo así sucediera, ella faltaría con una sonrisa a su promesa.

Mientras tanto, alentaba con gran entusiasmo al cómico para que realizara el proyectado papel. Le constaba, según dijo, que la alta aristocracia adversaria maquinaba en el senado contra la amnistía. Era indispensable, por tanto, que se decidiera cuanto antes. «Sería injusto prolongar innecesariamente los sufrimientos de los tres infelices.» Entonces, utilizando este argumento y dando por concluida la conversación, le preguntaba:

—¿Cuándo interpretaréis para nosotros al judío Apella, Demetrio?

El ministro Filipo Talas, jefe de la División de Oriente de la Cancillería Imperial, hizo llamar por segunda vez al masajista, para que le friccionase los pies y las manos. Era a comienzos del otoño, el sol acababa de ponerse y aunque no hacía frío el ministro no lograba entrar en calor. Este hombre menudo, cuya nariz era como el pico de un buitre, se había extendido sobre el lecho, cubierto de cojines y mantas. Un brasero le calentaba los pies y otro las manos y, frente a él, diligentemente, el esclavo masajista se ocupaba de friccionar su vieja piel arrugada y reseca, surcada de venas azules. El ministro maldecía y amenazaba, y el masajista se esforzaba por no rozar las cicatrices que cubrían la espalda del anciano, trazas —lo sabía muy bien— de los latigazos que Talas había recibido en tiempos de su esclavitud en Esmirna. Los médicos habían probado cuantos procedimientos conocían para quitarlas. Pero ni la cirugía ni todos los ungüentos del famoso especialista Escribón Largo habían logrado que las antiguas marcas desaparecieran.

Era un mal día para él, uno de sus días pésimos, y sus sirvientes ya habían advertido su mal humor. Su secretario conocía la causa de su irritación: se trataba de una carta del ministro de

Ruegos y Reclamaciones que había presentado a su amo, en la que se le hacía una consulta de rutina. Los funcionarios del ministerio, y sobre todo el obeso Junio Thrax, habrían prescindido de buena gana de consultar al ministro Talas, a quien deseaban ver lejos, pero bajo el gobierno del emperador reinante la sección oriental se había convertido en el eje de la política del imperio. Por otra parte, sabían cómo se enfurecía Filipo Talas cuando no se requería su opinión sobre algún asunto relacionado con su jurisdicción. Por todo esto, no se habían atrevido a expedirse definitivamente sobre un pedido de informes del gabinete de la emperatriz, sin la participación de Talas.

No se trataba de algo importante sino de unos viejos judíos condenados hacía algunos años a trabajos forzados, a causa de los desórdenes de Cesarea. Evidentemente, era un nuevo capricho de la emperatriz —¿cuántos había tenido ya?— querer indultarlos. Su Majestad adolecía de una debilidad inquietante por la canalla judía. «Maldita cortesana», pensó el ministro, y dio involuntariamente un codazo a su masajista. Probablemente ella descendía de alguna prostituta judía, a pesar de su nombre de antiguo abolengo. Los altivos aristócratas romanos hacía siglos que estaban contaminados por todos los vicios y degenerados hasta los huesos. Pero, en definitiva, no era posible oponer muchos reparos a un capricho de la emperatriz. Únicamente anotó una objeción trivial: la situación de Oriente exigía una actitud extremadamente enérgica, aun en las cosas en apariencia más insignificantes, etcétera.

El hombrecillo de nariz como pico de buitre estaba furioso. Mandó a paseo al masajista: ese idiota era incapaz de aliviar sus dolores. Se tendió de lado, levantó las rodillas puntiagudas hasta el pecho y meditó profundamente, aunque, ni siquiera así mejoró su pésimo humor.

Siempre esos judíos. En todas partes se atravesaban en su camino.

La política oriental se desenvolvía dinámica y satisfactoriamente después de la campaña triunfal del general Corbulón en la frontera con los partos. El emperador ambicionaba convertirse en un nuevo Alejandro y extender hasta el Indo la zona de influencia de Roma. Las grandiosas y misteriosas expediciones al Lejano Oriente, que

poblaban los sueños de Roma desde hacía un siglo y que durante la generación anterior no habían sido sino fantasías pueriles, comenzaron a formar parte de los proyectos más serios. Las autoridades militares elaboraron algunos planes y el Ministerio de Finanzas, después de someterlos a un examen profundo, había declarado que era posible disponer de los fondos necesarios para llevarlos a cabo.

El proyecto, aunque sorprendió por su audacia no chocó realmente sino con un obstáculo: la provincia de Judea. Judea estaba situada en el punto medio del territorio que era necesario recorrer, por lo que no podría iniciarse la gran empresa hasta que la ocupación de la inestable provincia estuviera consolidada. Sus colegas del gabinete imperial sonreían cuando Talas hablaba del tema. Les parecía que su odio a los judíos se había convertido en obsesión. Sin embargo él conocía a los judíos desde los tiempos lejanos de su juventud, en Asia. Sabía que con ellos no sería posible concertar la paz. Pensaba que era un pueblo fanático, supersticioso, insensato, orgulloso, que no se sometería a menos que se le castigara definitivamente y se arrasara su arrogante capital. Los gobernadores romanos se dejaban engañar por sus promesas de sumisión aunque enseguida los hechos demostraran su falsedad. Esa necia pequeña provincia jamás se había integrado verdadera y sinceramente al imperio, como otros pueblos, más grandes y más poderosos. Su Dios no toleraba la competencia de otros dioses. Judea estaba en pie de guerra desde la muerte del último rey residente en Jerusalén. El desorden continuaría, la guerra se prolongaría y la expedición alejandrina sería imposible mientras Jerusalén no fuese abatida.

El ministro Talas estaba convencido de que sus juicios eran correctos pero admitía que por sí mismos no justificaban su violenta aversión a los judíos ni que a su sola mención comenzara a sentir ardor en el estómago. Recordó el tiempo pasado, cuando estuvo en poder de un griego culto, vendido como complemento del pago de un costoso candelabro. Cómo se distinguió entre todos, gracias a su gran tenacidad, su memoria y su elocuencia, hasta el punto de que su amo le permitió instruirse. Cómo tuvo que competir con otros jóvenes que querían entrar al servicio del emperador. Y cómo el

judío Teodoro Zaqueo, durante el examen al que le sometió Cayo, jefe del personal, se burló de su arameo de tal forma que por poco no lo eliminaron de la prueba. Y todo por un insignificante error, incluso bastante discutible. Pero el judío no discutió, sólo lo corrigió. «Nabión», había dicho Talas, y el judío enmendó sonriente y burlón: «Nabla o tal vez Nebel, pero nunca Nabión». ¿Qué le habría hecho su amo si después de tantos esfuerzos y gastos no hubiera logrado la admisión en las oficinas de la Cancillería de Roma? Probablemente azotarlo hasta la muerte. Cuando el ministro recordaba la sonrisa del judío sentía escalofríos de angustia y de cólera. Pero no era sólo un resentimiento personal sino un fino instinto político lo que lo enemistaba con los judíos. El mundo era romano, el mundo había sido pacificado por el sistema centralista greco—romano; sólo los judíos se rebelaban, sólo ellos rehusaban reconocer los beneficios de la organización poderosa que unía a los pueblos. La gran ruta comercial hacia la India, destinaba a llevar la civilización griega al Lejano Oriente, no podía ser construida mientras ese pueblo orgulloso y testarudo no hubiese sido definitivamente humillado. Por desdicha, en la corte no comprendían el peligro que representaba Judea. Soplaba en el palacio imperial un viento peligrosamente favorable a los judíos. El obeso colega Junio Thrax los patrocinaba; se los encontraba también en la administración de las finanzas y en los tres últimos años veintidós judíos habían sido inscritos en las listas de la nobleza. Se introducían en el teatro y en la literatura. ¿No era evidente que sus libros inútiles y plagados de supersticiones estaban corrompiendo el imperio? Claudio Regino echaba toneladas de esa mercancía en el mercado. El anciano ministro alzó un poco más las piernas en cuanto recordó el nombre de Regino: su astucia le inspiraba respeto a pesar de la antipatía que sentía por él. Además, Regino poseía en su cofre una perla, una pieza magnífica sin un solo defecto, de un color rosa pálido, que él hubiese comprado encantado. Hasta creía que si pudiera llevarla en el dedo su piel se vería menos reseca. Era muy posible que la perla tuviese un efecto favorable sobre las cicatrices de su espalda. Pero el judío era rico, por desgracia el dinero no le atraía, y jamás cedería la joya.

El pensamiento del ministro Talas iba de un tema a otro, según este orden: los desórdenes de Cesarea, Regino y su sortija. ¿Sería necesario movilizar al Senado? Para ello bastaría evocar la guerra con los partos. Además, el nombre correcto era Nabión.

De pronto se tendió de espaldas, se estiró y sus ojos resecos y enrojecidos contemplaron el cielo raso. Habían cesado sus cólicos y ya no sentía escalofríos. Tenía una idea, una idea maravillosa. No, no se ocuparía de bagatelas. ¿De qué le serviría que esos tres perros reventasen en el horno de ladrillos de Tibur? Que los desertores judíos se llevaran a sus protegidos, que los pusieran en salmuera o se los comieran con sus panes sabáticos. El tenía un plan mejor. Haría pagar a los judíos por la liberación de los tres presos una suma tan exorbitante que ningún funcionario del Ministerio de Finanzas podría calcularla: el edicto de Cesarea. Endulzaría el expolio de Cesarea con la liberación de los tres ancianos. Al día siguiente volvería a presentar al emperador el edicto. Hacía seis meses que estaba a la firma: ésa era la ocasión de obtenerla. No se podía conceder todo a los judíos, no era posible que se les entregara a sus tres criminales y la ciudad de Cesarea por añadidura. Una cosa u otra. Ya que la emperatriz lo deseaba, se pondría en libertad a sus preciosos mártires; pero los judíos deberían renunciar definitivamente a sus pretensiones sobre la ciudad.

Llamó a su secretario y le pidió su informe sobre Cesarea. Hasta donde lo recordaba era breve y preciso como le gustaba al emperador, quien no quería fatigarse mucho tiempo con la política pues le interesaban además otras cosas. Por otra parte, el emperador lo comprendía todo muy bien ya que poseía una inteligencia rápida y penetrante. Si lograba hacerle leer el memorial obtendría su firma al pie del edicto. El caso de los tres condenados no podía resolverse sin que se adoptara por fin una decisión definitiva sobre la cuestión de Cesarea. Sí, esta vez el emperador debería tomar una resolución; el cielo había inspirado a Popea para que reclamase el indulto de los tres condenados.

El secretario le trajo el expediente. Con una rápida mirada comprobó que había expuesto el caso de modo claro y convincente.

Además de los esclavos, la población de Cesarea estaba compuesta por cuarenta por ciento de judíos y sesenta por ciento de griegos y romanos, lo cual no impedía que los judíos constituyesen la mayoría en el Concejo Municipal. Eran ricos y la ley concedía el sufragio de acuerdo con la posición económica de los electores, así como sucedía en las provincias de Siria y de Judea. Era justo que los que aportaban la mayor parte de los ingresos tuvieran derecho al voto decisivo en la inversión de los mismos. Pero, en cambio, en Cesarea, el voto calificado acarreaba para la mayor parte de la población consecuencias particularmente desagradables, pues los judíos se aprovechaban de su poder en el Concejo de un modo inusitado y arbitrario. En lugar de aplicar los recursos públicos para las necesidades de la población, enviaban sumas desproporcionadas a Jerusalén, con destino al Templo y a diversas obras piadosas. Por tanto no tenía nada de sorprendente que con ocasión de los comicios se provocaran fatalmente tumultos sangrientos. Los griegos y los romanos de Cesarea recordaban con amargura que ellos habían sido los primeros habitantes de la ciudad cuando fue fundada bajo el reinado de Herodes, y que incluso habían construido el puerto y estimulado la actividad de la población con su dinero. Además, el gobernador romano residía allí y la violencia perpetrada por los judíos contra griegos y romanos producía un efecto doblemente intolerable en la capital de la provincia. Se habían tenido demasiadas consideraciones con la susceptibilidad de los judíos cuando se les concedió la autonomía en Jerusalén. No era admisible que se siguieran otorgando favores a ese pueblo perpetuamente insatisfecho. La historia de Cesarea, el origen y la religión de la mayoría de sus habitantes, su dinamismo, no tenían nada de judíos. En la ciudad de Cesarea, de la que dependía el reposo y la seguridad de toda la provincia, se juzgaría muy mal que se despojase del merecido derecho de sufragio al sector más leal de la población, al más fiel al imperio.

En su hábil y bien fundamentada exposición, el ministro Talas no pasó por alto los argumentos de los judíos. Puntualizó que la población greco-romana tendría derecho a disponer de la totalidad del importe de los impuestos pagados por los judíos, llegado el caso de que se produjera alguna modificación en el estatuto electoral. La

medida equivalía en la práctica a despojar a los capitalistas judíos. Pero subrayó con habilidad la poca entidad de ese contratiempo si se lo comparaba con la enorme injusticia de hacer depender de la voluntad de un pequeño sector de judíos ricos a la capital oficial de una provincia tan valiosa para la política del imperio en el Cercano Oriente.

Releyó y revisó con cuidado el manuscrito. Sus argumentos eran convincentes. Talas había tomado una resolución y sonreía satisfecho. Estaba decidido a ceder en el punto secundario, el de los tres prisioneros, a fin de quitar a los judíos el suculento manjar: la hermosa ciudad y puerto de Cesarea.

Llamó a sus criados, los cubrió de improperios y les ordenó que se llevaran los braseros, almohadas y mantas. ¿En qué pensaban esos imbéciles? ¿Acaso querían hacerlo morir de calor? Corría de un lado a otro sobre sus piernas flacas. Las manos huesudas se movían inquietas. Pidió insistentemente una audiencia al emperador para la mañana siguiente. Veía claramente el camino que debería emprender para lograr sus propósitos.

No tenía prisa, saborearía la venganza con calma. Habían transcurrido algunas decenas de años desde el episodio del burlón intérprete judío Teodoro Zaqueo. «Nabión», sí y de una vez para siempre: «Nabión». Podía esperar. Una vez firmado el edicto que despojaría a los judíos de Cesarea del poder usurpado, no sería necesario darlo a conocer inmediatamente. Lo dejaría dormir durante meses, tal vez un año, hasta que se concretara el comienzo de la gran expedición alejandrina; entonces sí, al día siguiente propondría al emperador la solución al problema de Cesarea. Estaba seguro de obtener lo que deseaba. Sonreía. Antes de la cena dictó la respuesta al pedido de informes de Ruegos y Reclamaciones, relacionado con la propuesta de indulto emitida por el gabinete de la emperatriz, en favor de los tres prisioneros del horno de ladrillos de Tibur. Mucho iba a sorprenderse el obeso Junio Thrax cuando supiese que el ministro Talas no tenía absolutamente nada que oponer a la liberación de los condenados.

Durante la cena, los invitados del ministro notaron con asombro que el humor del anciano, generalmente gruñón e irascible, parecía extraordinariamente agradable.

Demetrio Libán había comenzado a simpatizar con Josef. El actor ya no era joven, su vida y su arte le exigían muchas energías y pensó que podría renovarlas asociándose al impetuoso joven de Jerusalén. Además, Josef le había dado la ocasión de desvelar su magnífico y temerario propósito de representar al judío Apella. Invitaba a Josef a su casa cada vez más frecuentemente. El jerosolimitano había perdido sus aires provincianos y, gracias a su viva inteligencia, había adquirido la discreción y la flexibilidad de un hombre de mundo de la capital. Aprendió la técnica y hasta la jerga literaria de los innumerables escritores que conoció por intermedio del cómico. Intervino en muchas tertulias entre personajes importantes, en las que se hablaba sobre política y negocios y de intrigas amorosas con mujeres atractivas, con jóvenes esclavas o con damas de la aristocracia.

Josef vivía rodeado de atenciones y su vida era agradable. Sin embargo, cuando se encontraba solo, sentía a menudo violentos remordimientos. Aunque había previsto que los tres mártires no recuperarían la libertad de la noche a la mañana, ya habían pasado semanas y hasta meses y esperar en Roma como antes lo había hecho en Judea lo apesadumbraba tanto que debía hacer grandes esfuerzos para conservar la serenidad.

Un día, Claudio Regino le pidió el memorial que tan profunda impresión produjera a la emperatriz. Josef se lo envió y esperó ansiosamente alguna noticia del gran editor, pero éste guardó silencio durante cuatro largas semanas. ¿Lo habría dado a leer a Justo? Josef se sentía incómodo cuando pensaba en su colega, a quien juzgaba frío y mordaz.

Finalmente Regino lo invitó a comer. Hubo un tercer invitado, Justo de Tiberíades, y Josef estuvo tenso, temiendo una discusión. No tuvo que esperar mucho. Inmediatamente después de los postres, el dueño de casa declaró que había leído el memorial de Josef, en el cual se revelaba un notable talento de escritor, aunque en el fondo los argumentos eran débiles. Agregó que Justo, por su parte, también había expresado, en nombre del rey Agripa, la opinión que le merecía el caso de los tres presos. Sería importante que él mismo diese a conocer su punto de vista a Josef. A Josef le temblaron las rodillas. La opinión de Roma entera le pareció

desdeñable comparada con la de su colega, Justo de Tiberíades. Justo no se hizo de rogar. No se podía considerar —dijo— el caso de los tres ancianos sino en relación con el litigio de Cesarea, y éste, a su vez, no podría ser tratado sin relacionarlo con el conjunto de la política romana en Oriente. Desde la designación del general Corbulón como comandante en jefe del ejército oriental, Roma había hecho frecuentes concesiones formales, que nunca se llevaron a la práctica.

A pesar del respeto que le inspiraba el talento literario de Josef, no creía que su escrito produjese un efecto decisivo sobre la cancillería imperial, la que se basaría, más bien, en los informes y exposiciones del ministro de Finanzas y el Gran Estado Mayor. En el informe que Justo había presentado en nombre de su rey Agripa a la Sección Oriental de la Cancillería, se trataba el aspecto jurídico del caso de Cesarea, apoyándose en el ejemplo de Alejandría, donde Roma puso fin a las maniobras de los enemigos de los judíos. Sin embargo, temía que el ministro Talas, antisemita por añadidura y sobornado probablemente por los griegos de Cesarea, favoreciese, a pesar de todos los argumentos jurídicos, las pretensiones de la población no judía, amparándose, por desgracia, en el punto de vista de la política general de Roma en Oriente.

Justo se había erguido en el diván y discurría con una lógica enérgica y persuasiva. Josef lo escuchaba, reclinado en el suyo con las manos bajo la nuca. Súbitamente se incorporó, e inclinándose por encima de la mesa, se acercó a Justo y le dijo en tono hostil:

—No es verdad que tenga carácter político el asunto de los mártires de Tibur. Es una cuestión de justicia, de solidaridad humana. Yo he venido aquí sólo para que se haga justicia a mis patrocinados. Desde que estoy en Roma clamo a todos justicia. Es mi voluntad de justicia lo que ha persuadido a la emperatriz.

Regino movía la cabezota de un lado al otro contemplando ora el rostro delgado y pálido de Josef, ora el rostro igualmente delgado, de tez amarillenta, de Justo.

—¿Sabéis, señores— dijo con una nota sentimental en su voz sonora y grave, —que vosotros os parecéis?

A ambos sorprendió la observación. Se miraron y pensaron que lo que el joyero decía era cierto. Se odiaban.

—Yo puedo deciros en confianza, señores míos— prosiguió Regino, —que vosotros discutís sobre un asunto que está ya resuelto. —Sí— agregó, mirándolos fijamente, —la suerte de Cesarea está echada. Podrá pasar algún tiempo antes de la publicación del edicto, pero ha sido ya firmado y despachado al gobernador general de Siria. Vos tenéis razón, doctor Justo, el caso de Cesarea ha sido resuelto contrariamente a los intereses de los judíos.

Los dos jóvenes miraron perplejos el rostro soñoliento de Claudio. Fue tan grande su sorpresa que olvidaron la discusión anterior.

—Es el golpe más duro que han asestado a Judea desde hace cien años— dijo Josef.

—Temo que ese edicto haga correr mucha sangre— observó Justo.

—Haced lo posible, doctor Josef— agregó Regino, —para que los judíos se mantengan juiciosos.

—Es fácil decirlo en Roma— repuso Josef, amargamente. Se sentía agobiado, vacío, sin fuerzas. Ese hombre grueso y antipático le había causado tanta aflicción al darle la noticia que sólo se le ocurría pensar en cuán grotescos resultaban ahora él y la empresa encomendada. Naturalmente, su rival había acertado, y todos sus planes se habían convertido en humo.

—Por otra parte— dijo Claudio Regino —quiero publicar vuestro memorial ahora, doctor Justo, antes de que el edicto se haga público. —Es necesario que vos lo escuchéis— agregó, volviéndose a Josef, insistente: —Es una pequeña obra maestra.

Pidió a Justo que leyera en voz alta un capítulo. Aunque deprimido, Josef prestó atención y se sintió cautivado. Evidentemente su lamentable estilo patético nunca habría podido competir con el de ese texto hermoso y preciso.

Decidió renunciar y regresar a Jerusalén. Aceptaría un modesto cargo al servicio del Templo. Durmió mal esa noche, y a la mañana siguiente sentía todavía un peso sobre el corazón. Comió poco y sin apetito, y no acudió a la cita que había concertado con la joven Lucila. Deseó no haber viajado nunca a Roma, no haber salido de Jerusalén, ni saber nada de las horribles y amenazadoras

maquinaciones que se tramaban en la capital contra su patria. Conocía muy bien la ciudad de Cesarea, su puerto, el gran barrio de los almacenes, las sinagogas, las tiendas y los prostíbulos. Hasta los edificios construidos por los romanos, aunque estuviese prohibido su acceso, la residencia del gobernador y las estatuas colosales de la diosa Roma y del primer emperador, contribuían a la mayor gloria de Judea, mientras la ciudad estuviese administrada por judíos. Pero si caía en manos de griegos y romanos todo se invertiría y los judíos de toda Judea, y también los de Jerusalén, no serían admitidos en su propio país. Estos pensamientos lo llenaban de tristeza y de cólera. Sentía como si le faltara el suelo bajo los pies. Estuvo a punto de caer enfermo.

Sin embargo, cuando Demetrio Libán le anunció solemnemente que había decidido interpretar el papel del judío Apella con el propósito de que los tres mártires de Tibur pudiesen recuperar la libertad, Josef volvió a resplandecer con la despreocupada alegría de su primer éxito. Los judíos de Roma recibieron la noticia con más indulgencia de la que hiciera prever la oposición que algunos manifestaron al principio. Era invierno y la representación no podía hacerse ante un público numeroso sino en el pequeño teatro privado de los jardines imperiales. Sólo protestó el viejo Aarón, quien maldijo la decisión impía del cómico y las costumbres infames de la nueva generación.

El judío Apella fue la primera comedia popular cantada que se representó en el teatro privado del emperador. La sala tenía sólo capacidad para un millar de personas, y entre los miembros de la alta sociedad romana hubo muchos que envidiaron a los favorecidos con una invitación para el estreno. Todos los ministros estaban presentes, entre ellos el desmedrado Talas, el obeso y amable Junio Thrax, ministro de Ruegos y Reclamaciones, y el comandante de la guardia, Tigellino. Se encontraba también la vivaz y alegre sacerdotisa mayor de las vestales y, por supuesto, no se olvidó a Claudio Regino. Los judíos eran poco numerosos: estaba el elegante Julián Alf, presidente del clan Velia y su hijo, y con mucho esfuerzo Josef había conseguido que Cayo Barzaarone y la joven Irene también recibiesen una invitación.

Se descorrió la cortina. En el escenario apareció el judío Apella, hombre de mediana edad, cuya larga barba puntiaguda comenzaba a encanecer. Vivía en una ciudad de la provincia de Judea. Su casa era muy pequeña: él, su mujer y sus numerosos hijos ocupaban una sola habitación. Los grandes señores de Jerusalén le quitaban la mitad de su modesta ganancia, y los romanos de Cesarea la mitad de lo que le quedaba. Cuando su mujer murió, Apella se expatrió. Se llevó el pequeño rollo con la profesión de fe, que había estado clavado en el marco de su puerta; sus filacterias, su hornillo para la comida sabática y sus candelabros. Partieron con él sus numerosos hijos y su Dios invisible. Se dirigió a Oriente y llegó al país de los partos. Allí construyó una pequeña casa, aseguró al marco de la puerta el pequeño rollo con la profesión de fe, se enrolló las filacterias a la cabeza y al brazo, y se instaló con el rostro mirando hacia el oeste, hacia Jerusalén donde está el Templo, para decir sus oraciones. Se alimentaba escasamente, ganaba el pan con esfuerzo pero le bastaba y hasta enviaba pequeñas ofrendas al Templo de Jerusalén. Pero he aquí que llegan los once payasos, los partos, quienes comienzan a burlarse de él. Arrancan de la puerta el pequeño rollo, cogen sus filacterias, escudriñan en su interior y encuentran allí pergaminos cubiertos de escrituras que les causan risa y se burlan de los cómicos dioses del judío. Quieren obligarlo a venerar a sus propias divinidades, el claro Ormuz y el sombrío Arimán, y como el hombre se niega le tiran un buen rato de la barba y de los cabellos, hasta que el infeliz cae de rodillas, lo que también les resulta muy gracioso. Él no reconoce a sus dioses visibles y los otros no admiten a su Dios invisible. Los payasos le quitan el poco dinero que ha podido economizar, para adornar los altares de sus divinidades, y matan a tres de sus siete hijos. Apella los entierra, da vueltas en círculo alrededor de las tres pequeñas tumbas, se sienta y entona un viejo cántico: «Junto a los ríos de Babilonia, allí nos sentamos; también lloramos acordándonos de Sión», y tanto sus movimientos como su extraño balanceo tienen algo de grotesco y de lúgubre. Después se lava las manos y vuelve a emigrar. Esta vez hacia el sur, a Egipto. Abandona la pequeña casa que se había construido, y no se lleva otra cosa que las filacterias, el hornillo, el candelabro y los hijos que le quedan. Se construye otra pequeña

casa, vuelve a casarse, pasan los años, sigue trabajando para ganarse el sustento, vuelve a casarse y otros cuatro hijos remplazan a sus tres hijos degollados. Para rezar vuelve ahora la cabeza hacia el norte, donde están Jerusalén y el Templo, y no olvida enviar cada año su ofrenda al país de Israel. Pero en el sur sus enemigos tampoco lo dejan en paz. Los once payasos reaparecen —esta vez son egipcios— exigiéndole que venere a sus dioses: Isis, Osiris, el Toro, el Carnero y el Gavilán. Se presenta entonces el gobernador romano, quien les ordena retirarse. Los once payasos quedan muy graciosos cuando se retiran decepcionados. Pero el judío Apella es todavía más cómico cuando manifiesta su alegría triunfal. Vuelve a mecerse con el vaivén prodigioso de su cuerpo enflaquecido, pero esta vez danza ante Dios, ante el cofre que contiene los Libros Sagrados. Alza las piernas grotescamente hasta su barba descolorida; su túnica harapienta se hincha y ondea, y con la mano huesuda y mugrienta golpea un tambor. En el balanceo, todos sus huesos crujen alabando al Dios invisible, y continúa danzando ante el cofre de los Libros como lo hiciera una vez el rey David ante el Arca de la Alianza. En la sala los grandes personajes romanos ríen estruendosamente y entre las carcajadas se distinguen nítidamente los estridentes estallidos de risa del ministro Talas. Pero casi todos los espectadores se sienten un poco desconcertados y entre los judíos algunos miran con recelo y temor al hombre que salta, danza y se balancea en el escenario. Piensan en la actitud litúrgica de los levitas, instalados en las gradas del Templo, con sus trompetas de plata en la mano, y en el Sumo Sacerdote, digno y solemne, engalanado con las sagradas vestiduras y las joyas rituales, avanzando al encuentro de Dios. ¿Acaso es un sacrilegio lo que representa este hombre en el escenario?

Finalmente, al gobernador romano le resulta imposible seguir protegiendo al judío. En efecto, los egipcios son muchos, los once payasos se han multiplicado por once e infiltran calumnias en los oídos del emperador. Ejecutan danzas burlescas, pinchan, pellizcan, lanzan pequeñas flechas mortales, hasta que abaten a otros tres hijos de Apella, y también a su mujer. El judío emigra otra vez con su rollo, sus filacterias, su hornillo, su candelabro, sus hijos y su Dios invisible. Esta vez va a Roma. Las alusiones se hacen cada

vez más directas. Los payasos no se atreven a atacar a Apella en un primer momento y permanecen en el fondo del escenario. Luego trepan, saltan como monos al techo de la casa, penetran en ella, rebuscan en el rollo y en el hornillo. Parodian los rezos que Apella realiza mirando hacia el este, donde se levantan Jerusalén y su Templo. Los once payasos principales llevan ahora máscaras en las que se reconocen fácilmente los rasgos del ministro Talas, del gran jurista del Senado Casio Longino, del filósofo Séneca y de otros influyentes enemigos de los judíos. Pero no pueden hacer nada contra Apella, a quien protegen el emperador y la emperatriz. Pacientemente esperan una oportunidad y pronto la ansiada ocasión se presenta. Apella se casa con una romana liberta. Los payasos descubren que la mujer es vulnerable y hablan en secreto con ella, envenenando su corazón. Cantan algunas cancioncillas extremadamente malintencionadas contra el circunciso, aludiendo al ajo y su hedor, a su aliento cuando ayuna y a su hornillo. Las cosas llegan a tal extremo que su mujer también se burla del judío, en presencia de sus hijos, por lo que él la echa de la casa y se queda solo con sus vástagos y su Dios invisible, bajo la protección del emperador romano. Balanceándose frenéticamente, vuelve a entonar resignadamente el antiguo canto: «Junto a los ríos de Babilonia, allí nos sentarnos: también lloramos acordándonos de Sión», y, desde lejos, los once payasos lo remedan en voz baja.

Finalizada la obra, los espectadores vacilaban entre mostrarse divertidos o aparentar tristeza. Todos miraron hacia el estrado imperial. La emperatriz, con su claro timbre infantil, perfectamente audible en toda la sala, dijo que ninguna otra obra moderna le había interesado tanto. Felicitó al senador Marullo, quien negó con falsa modestia ser el autor del texto. El emperador, por su parte, se mantuvo reservado: su profesor de literatura, Séneca, le había predicado tanto las bellezas de la tradición, que no sabía qué opinar de la nueva técnica expuesta en la pieza. Era un hombre joven, rubio, de expresión inteligente y un poco engreído. Examinaba con cierto aire ausente a los espectadores, que no se atrevían a retirarse antes de que él les hiciera alguna indicación al respecto. Los judíos presentes en la sala se sentían incómodos. Claudio Regino tuvo que inclinarse resoplando para volver a atar los cordones de sus

sandalias, y cuando alguien le preguntó qué opinaba de la obra balbuceó algunas frases incomprensibles. Josef se debatía entre la indignación y la admiración. Se sentía afectado por el realismo agresivo y chirriante con que había sido representado el judío. No podía soportar que se mezclara irreverentemente la ridiculez y la desgracia de la vida de Apella. La mayor parte de los espectadores pensaban como él; estaban cavilosos y descontentos. Los judíos sentían gran preocupación y no podían ocultarla. Sólo el ministro Talas se mostraba verdaderamente feliz.

El emperador mandó llamar a su palco a Josef y al ministro de Justicia y les dijo, con expresión pensativa, que estaba ansioso por saber cómo recibirían los judíos la noticia de cierta decisión oficial. La emperatriz informó a Josef, al retirarse, que los tres presos serían puestos en libertad a la mañana siguiente.

En efecto, al amanecer los tres mártires fueron liberados. En la villa de Tibur, en la casa de campo de Julián Alf, presidente de la comunidad de Velia, recibieron un baño bajo la vigilancia de un médico, alimentos y vestidos. Luego se los introdujo en la carroza de Julián Alf. En el camino, desde Tibur hasta Roma, se habían formado grupos de judíos que al paso de la carroza precedida por heraldos y escoltada por un numeroso séquito, pronunciaron la bendición prescrita para los que han escapado de un peligro y vitorearon a los tres mártires.

—Benditos los que vienen. La paz sea con vosotros, señores y doctores.

Junto a la puerta de Tibur se había reunido una enorme muchedumbre. En el espacio permitido por la policía y los soldados, los presidentes de las cinco congregaciones judías esperaban a los ancianos, en compañía del secretario de Estado Polibio, del ministro de Ruegos y, Reclamaciones, de un maestro de ceremonias de la emperatriz y en un sitio muy destacado, el escritor Josef ben Matatías, delegado del Gran Consejo de Jerusalén, y el actor Demetrio Libán. Este, naturalmente, fue quien más atrajo la atención, aunque sin menguar el interés con que romanos y judíos observaban al elegante joven de esbelta figura, cuyo rostro delgado, su nariz llamativa y sus ardientes y vivaces ojos, se señalaban diciendo: «Ahí está el doctor Josef ben Matatías: gracias a él se ha

logrado la liberación de los presos». Josef vivió un día triunfal. Su aspecto serio y digno aunque juvenil y apasionado, y su porte elegante no desmerecían ni siquiera al lado de Demetrio Libán.

Finalmente llegaron los tres héroes. Se les ayudó a bajar de la carroza que los había transportado. Estaban extremadamente débiles y sus cuerpos se mecían con un extraño movimiento maquinal. Miraban a la multitud apiñada y sus blancos ropajes festivos, sin percibirlos con claridad. No comprendían nada de los discursos del homenaje. Los asistentes los señalaban impresionados por sus cabezas rapadas, la letra marcada a fuego en la frente, las heridas producidas por los grilletes en los tobillos. Muchos lloraron.

En un momento determinado el actor Demetrio Libán se hincó de rodillas, hundió la cabeza en el polvo del suelo y besó llorando los pies de esos hombres que habían sufrido por Yahvé y por la Tierra de Israel. Aunque el público asociaba su presencia a las parodias que él acostumbraba representar, en esa ocasión a nadie le pareció divertida la demostración de respeto que el cómico brindó a los tres mártires.

El sábado siguiente se celebró un solemne servicio religioso en la sinagoga de Agripa. El mayor de los tres ancianos leyó el primer versículo del pasaje de las Escrituras correspondiente a ese día. Las palabras brotaron de manera penosa de su garganta. El vasto santuario estaba repleto de hombres hasta en los más ocultos rincones, y otros grupos formaban masas compactas y silenciosas a lo largo de la ruta. Acabada la lectura, Josef fue invitado a mostrar el rollo de la Torá. Su expresión circunspecta y su figura apuesta destacaban sobre la tarima. Alzó el rollo en el aire con ambas manos, se volvió a fin de que todos pudiesen verlo, y sus ojos chispeantes recorrieron la innumerable concurrencia. Las miradas de los judíos de Roma se dirigieron unánimes hacia el rostro resplandeciente del joven sacerdote, que les presentaba el texto de las Sagradas Escrituras.

En el transcurso de ese invierno los tres mártires fueron honrados en varias ocasiones. Recuperaron poco a poco la salud, sus cuerpos descarnados ganaron vigor, algunos pocos cabellos les cubrieron el cráneo rapado e incluso, gracias a la receta de Escribón

Largo, se les borraron las cicatrices de los grilletes. Los llevaban de una comunidad a la otra, de la casa de un judío influyente a la de otro igualmente importante. Ellos aceptaban esos honores sin envanecerse, como un homenaje debido.

Poco a poco, a medida que sus fuerzas se restablecían, empezaron a hablar. Entonces se pudo comprobar que los tres eran unos ancianos pendencieros, celosos y gruñones. A su modo de ver, nadie demostraba bastante devoción ni satisfacía debidamente los mandamientos. Disputaban entre ellos y con todo el mundo, iban de un lado al otro entre los judíos de Roma, como si se encontrasen en Jerusalén y como si sus correligionarios fueran sus subordinados. Daban órdenes y decretaban prohibiciones. Julián Alf intentó hacerles comprender, con amable firmeza, que su sinagoga de Velia no se hallaba sometida a su autoridad eclesiástica. Ellos lo maldijeron, quisieron excomulgarlo y declarar contra él el repudio general. En suma, todos se sintieron aliviados cuando se reanudó la navegación y los tres hombres pudieron embarcar en Pozzuoli con destino a Judea.

Josef había cumplido su misión. Sin embargo se quedó en Roma un tiempo más. Ahora comprendía el motivo que lo había llevado a la ciudad: deseaba conquistarla. Cada vez se hacía más acuciante su deseo de emprender el camino que había elegido. Quería escribir. La lucha liberadora de los Macabeos contra los griegos era un tema importante que lo atraía desde sus primeras lecturas de los antiguos libros que narraban la historia de su patria. Estaba convencido de que el impulso que lo había llevado a Roma se vinculaba con su idea de que la ciudad ya estaba madura para recibir la sabiduría y el misterio de Oriente y que su cometido era presentar al mundo ese fragmento heroico y patético del pasado de su pueblo, y ello que la Tierra de Israel estaba predestinada a ser la sede de Dios.

No comentó con nadie su propósito. Aparentemente, su vida era la de un hombre joven de clase alta. Pero todo lo que veía, oía y sentía lo relacionaba con su obra. ¿Por qué se juzgaba imposible comprender a la vez a Oriente y a Occidente? ¿Por qué no arriesgarse a presentar la historia de los Macabeos, sus creencias y sus hazañas con el estilo escueto y sencillo que preconizaban las

últimas teorías de los jóvenes literatos? Se entregaba a los libros antiguos, a los mártires del pasado, que fueron al sacrificio en aras de los mandamientos de Yahvé, y a la vez vivía el ambiente del Foro, entre la gente que pululaba en la columnata de Livia o en el Campo de Marte, en los baños públicos y en el teatro, empapándose del intenso fragor y «la técnica» de esa ciudad de Roma, tan amada y odiada por sus habitantes. Josef ya había sucumbido completamente a su seducción cuando se le presentó una ocasión de permanecer en ella para siempre.

Cayo Barzaarone creyó llegado el momento de casar a su hija frene. Influido por su esposa, había aceptado como futuro yerno al joven doctor Licino, de la sinagoga de Velia, pero en el fondo de su corazón prefería para su hija otro marido. Había observado que los ojos de la niña miraban con el entusiasmo amoroso del primer día el rostro apasionado y sensible de Josef, quien no habría tenido que decir más que una sola palabra —pues se postergaba sin cesar el matrimonio de Irene con Licino— para instalarse definitivamente en Roma como yerno del rico fabricante. La idea parecía muy atractiva pues significaba una vida fácil y cómoda, además de respetabilidad y fortuna. Pero también implicaba inactividad y ausencia de perspectivas. ¿No era un objetivo demasiado mezquino para él?

Se encerró con sus libros y se puso a preparar escrupulosamente la historia de los Macabeos, dispuesto a ceñirse a la disciplina del estudio desde los elementos básicos de las gramáticas griega y latina. Concentró su talento en los detalles más difíciles. Trabajó ahincadamente durante toda la primavera, hasta que se sintió finalmente maduro para comenzar su obra. Se produjo entonces un acontecimiento que lo conmovió profundamente.

A comienzos del verano murió de forma inesperada la emperatriz Popea. Ella había hablado a menudo de la muerte y había manifestado el deseo de morir joven, antes de marchitarse. Ahora estaba cumplido. También se satisfizo su voluntad póstuma de que su cuerpo fuese embalsamado, no incinerado, lo que demostró su afición por las costumbres orientales.

El emperador encontró el motivo propicio para celebrar una magnífica ceremonia fúnebre en su amor y su duelo. El impresionante cortejo atravesó la ciudad; iban músicos, coros y

plañideras y el interminable desfile de antepasados que recibían a la emperatriz en su morada. Para encarnarlos se habían extraído sus mascarillas de cera de los cofres sagrados, que llevaban puestas unos actores ataviados, además, con la vestimenta ceremonial de los cónsules, pretores y ministros muertos, cada uno precedido por un lictor portando el segur y los fasces. Detrás venía un segundo cortejo compuesto por bailarines e histriones que parodiaban a los personajes representados por los actores, incluso a la misma emperatriz. Demetrio Libán no había podido negar a su protectora ese último y siniestro testimonio de agradecimiento. Cuando su representación —patética y graciosa— pasó delante del grupo de judíos, éstos aullaron de dolor por su bienhechora a la vez que de admiración por el espectáculo. Seguían los sirvientes de la emperatriz y la larga procesión de esclavos, libertas y oficiales de su escolta. Detrás, cuatro senadores cargaban el cadáver de la emperatriz. Se la había sentado en un sillón, en la actitud que le había sido más habitual; de su cuerpo, embalsamado con el arte supremo de unos médicos judíos, se desprendían vapores perfumados y su vestido, sencillo como ella los prefería, había sido confeccionado con una tela audazmente transparente. La seguía el emperador, a pie, con la cabeza velada, ataviado con una toga negra muy simple, sin ninguna de las insignias de su poder. Cerraba el cortejo el senado y el pueblo romanos.

El cortejo se detuvo en el Foro, delante de la tribuna de las arengas. Los antepasados descendieron de sus carrozas y se sentaron en sillas de marfil, y el emperador pronunció la oración fúnebre. Josef veía a Popea sentada en el sillón y le parecía idéntica a como la había visto en el palacio, con sus cabellos color de ámbar y el aire un poco irónico. Cuando el emperador concluyó su poema, Roma saludó por última vez a su emperatriz. Millares de espectadores, los antepasados entre ellos, permanecieron de pie durante un minuto, con el brazo extendido y la mano abierta, ante la inmóvil Popea, sentada en su sillón.

Josef, que había evitado el encuentro con su colega Justo durante toda la ceremonia, lo buscó al final y cuando dio con él, ambos se dirigieron al Campo de Marte y pasearon bajo sus columnatas. Justo pensaba que, después de la muerte de Popea, el

ministro Talas y sus compinches no tardarían en hacer público el edicto. Josef se encogió de hombros. Siguieron caminando en silencio entre la concurrencia elegante que discurría bajo la columnata. De repente, Justo se detuvo ante la hermosa tienda de Cayo Barzaarone.

—Si despojan a los judíos de Cesarea de sus derechos, no habrá quien se oponga. Se dirá que los judíos no tienen razón en este asunto y que hasta ahora, aun cuando presentaron reclamaciones poco justificadas Roma los ha escuchado y acudido en su ayuda. ¿No han indultado, acaso, a los tres ancianos? Se dirá que Roma es generosa, y que trata a Judea benévolamente, con más consideración que a las otras provincias.

Josef palideció. ¿Tendría razón Justo? Su éxito, la liberación de los tres condenados, ¿serían inconvenientes para la suerte de los judíos en general? Pues Roma podría, gracias a la clemencia demostrada en un caso secundario, encubrir con mala fe su intransigencia en el asunto esencial. Miraba los muebles de la tienda de Cayo Barzaarone sin prestarles ninguna atención.

No hizo ningún comentario, sin embargo, y se despidió de su compañero. Lo que acababa de insinuarle Justo lo había sobresaltado: no podía ser verdad.

Reconocía haber actuado a veces impulsado por la vanidad, como cualquier mortal, pero en el caso de los tres ancianos su participación había sido sinceramente desinteresada y en absoluto motivada por el deseo de agravar la suerte de su pueblo o beneficiarse con un mezquino éxito.

Con renovado empeño, casi obsesivamente, volvió a su trabajo. Ayunó, se mortificó, juró no tocar a ninguna mujer antes de haber terminado su obra. No se permitió ningún descanso. Con los ojos cerrados, pasaba revista a los elementos con los que pensaba estructurar su libro; abría los ojos para clarificar o corregir detalles. Quería narrar para el inundo entero la historia de la portentosa guerra de liberación de su pueblo. Sufrió con el sufrimiento de los mártires y saboreó sus triunfos. Evocando a Yehuda Macabeo le parecía consagrar nuevamente el Templo junto a él. Se dejó dominar por una fe embriagadora y poderosa. Religión, liberación, victoria, todos los sentimientos elevados que le inspiraban los libros

antiguos los infundió en su obra. Se sintió como un guerrero elegido de Yahvé.

Olvidó Cesarea.

Cuando su vida recuperó el ritmo normal, volvió al mundo, cortejó a las mujeres, se sintió importante. En una ocasión leyó su libro sobre los Macabeos a un grupo selecto de jóvenes literatos que le demostraron su admiración. Lo envió al editor Claudio Regino, quien se comprometió a publicarlo inmediatamente.

Al mismo tiempo, y también editada por Regino, apareció una obra de Justo: *Sobre la idea del judaísmo*. Josef se sintió ofendido. Ni Regino ni el autor le habían comentado nada al respecto. Declaró que el libro de su rival era flojo y falto de vigor pero, en realidad, el suyo le parecía exageradamente patético y enfático, comparado con la exposición sólida, original y convincente del pensamiento de Justo. Cotejó con el suyo el retrato de éste, que adornaba su opúsculo, y releyó dos o tres veces el trabajo de su rival. Su propia obra le pareció entonces infantil e insustancial.

Sin embargo, no sólo la joven Irene, convertida ya en mujer del doctor Licino, y los lectores simpatizantes de la margen derecha del Tíber, sino también los escritores y *snobs* habituales de los baños elegantes de la margen izquierda encontraron excelente el libro de los Macabeos. Su nombre cobró fama; su relato de la guerra judía se juzgó una interesante y provechosa reconstrucción de la epopeya heroica. Los escritores jóvenes se agruparon en torno a su personalidad y comenzaron a imitarlo. Se convirtió así en creador de una escuela literaria. Las grandes familias lo invitaban a sus casas, para que les leyese fragmentos de su obra, y en la orilla derecha del Tíber se obligó a los niños a estudiarla. En cambio, el libro de Justo de Tiberíades no pareció haber causado ninguna impresión. El contable de la editorial de Claudio Regino informó a Josef que había vendido ciento noventa ejemplares del libro de Justo y cuatro mil doscientos del suyo; además eran cada día más los ejemplares de su obra que se encargaban desde todas las provincias, y en especial de Oriente. En cuanto a Justo, al parecer se había ausentado de Roma. Ocupado con su éxito, durante esos meses Josef no lo encontró en ninguna parte.

Pasó el invierno, y el comienzo de la primavera trajo una demostración efectiva del poderío romano: el triunfo —largamente preparado— de Roma sobre Oriente, soberbio preludio de la nueva expedición alejandrina. En la frontera oriental, el reino de los partos, gobernado por el rey Vologaese, única gran potencia del mundo conocido fuera de Roma, acababa de renunciar al dominio sobre Armenia, fatigado por una guerra prolongada. El mismo emperador en persona había clausurado solemnemente el templo de Jano para indicar que la paz reinaba en el mundo. Después, con imponente escenografía, celebró esta primera victoria sobre el territorio de Oriente que anhelaba reconquistar. Tiridato, rey de Armenia, se vio obligado a recibir de su mano la corona y la investidura como una graciosa concesión. Su viaje duró largos meses. Se hizo acompañar por una numerosa escolta de caballeros y llevó suntuosos presentes, oro y mirra, para rendir homenaje al emperador romano. Éste fue el motivo de que se difundiera entonces por todo Oriente la leyenda de los tres reyes que se pusieron en camino para adorar la estrella que brillaba en el cielo de poniente. Mientras tanto, el ministro romano de Finanzas estaba abrumado por la responsabilidad de tener que hacer frente a los gastos ocasionados por el despliegue fastuoso que, naturalmente, se hacía a costa del tesoro imperial.

Cuando el cortejo del rey Tiridato entró, por fin, en Italia, se invitó por medio de una proclama al senado y al pueblo romanos a asistir al homenaje que Oriente rendiría al emperador. A lo largo del camino donde las tropas de la guardia imperial habían sido dispuestas en formación de parada, se agruparon los curiosos. El rey cabalgó flanqueado por las filas de soldados, ataviado con el traje típico de su país, la tiara ciñéndole la frente y el corto sable persa en la cintura (el arma, sólidamente clavada a la vaina, se había vuelto inofensiva). Así entró en el Foro. Subió al estrado donde se encontraba el emperador en el trono y se prosternó con la frente en tierra. Nerón le quitó la tiara y le puso en su lugar la diadema. Las tropas inmediatamente hicieron sonar las lanzas, golpeando con ellas los escudos y exclamaron a coro lo que habían ejercitado durante largos días:

—¡Ave, César, soberano, emperador, dios!

En una tribuna de la Vía Sacra asistían al espectáculo los huéspedes de honor venidos de las provincias, entre ellos Josef. Con profunda emoción vio a Tiridato humillarse y manifestar su sometimiento. La lucha entre Oriente y Occidente se remontaba a la más remota antigüedad: los persas lograron contener el empuje de Occidente pero, más tarde, Alejandro impuso el repliegue a Oriente por espacio de varios siglos. No obstante, no hacía más de cien años que Oriente había dado muestras de recuperación, al abatir con sus armas a un poderoso ejército romano. Sucediera lo que sucediese, Josef que, por otra parte, estaba convencido de su superioridad intelectual, alentaba la esperanza que inflamaba por entonces el corazón de los judíos: en Oriente aparecería el Mesías, que haría de Jerusalén el centro del mundo, según lo habían anunciado los profetas. Pero ese día Josef fue testigo de la humillación de un oriental, del sometimiento a Roma de Tiridato, hermano del más poderoso rey de Oriente. El reino de los partos estaba demasiado lejos, las expediciones militares habían chocado con dificultades insuperables: aún era posible encontrar en los caminos a algún descendiente de los vencedores del general Craso y de su ejército. Y, sin embargo, los partos acababan de firmar el lamentable acuerdo, y un príncipe parto había tolerado que clavaran su sable a la vaina, con tal de conservar —al menos— una relativa autonomía y retener una corona que, después de todo era prestada. Si el parto poderoso se contentaba con ello, ¿no sería una locura creer que la pequeña Judea podría medirse algún día con el poderío romano? Judea estaba más próxima y, por otra parte, hacía más de un siglo que Roma había establecido allí su propia administración militar. Pensándolo bien, lo que los «Vengadores de Israel» alegaban en la Sala Azul era un auténtico delirio, Judea acabaría por someterse como otras naciones de Oriente. Dios estaba en Italia, el mundo era romano.

De pronto, Justo apareció a su lado.

—El rey Tiridato— dijo —hace mala figura al lado de vuestros Macabeos, doctor Josef.

Josef contempló al recién llegado: su expresión era escéptica y algo amargada. Parecía mayor que Josef, aunque no lo era en

realidad. ¿Estaría burlándose de él? Y si no se burlaba, ¿qué querían decir sus palabras?

—Soy de la opinión— repuso Josef —que una espada claveteada a la vaina es menos simpática que una hoja de acero desnuda.

—Pero en muchos casos— replicó Justo —es más juiciosa, y tal vez más heroica. Os digo seriamente— prosiguió —que es una lástima que un hombre de vuestras dotes se haya convertido en un ser tan pernicioso.

—¿Pernicioso yo?— exclamó Josef con indignación. Le enfurecía comprobar que alguien podía mencionar sin tapujos los reproches que le atormentaban secretamente en sus vigilias nocturnas. —Mi libro sobre los Macabeos ha demostrado a Roma que siempre seremos judíos, nunca romanos. ¿Es ello pernicioso?

—¿Acaso el emperador retirará por esa razón su firma del edicto sobre Cesarea?— preguntó Justo suavemente.

—El edicto no es aún oficial— repuso Josef irritado. —«Hay personas— dijo citando una frase célebre —que dicen conocer lo que Júpiter murmura a oídos de Juno.»

—Me temo— opinó Justo —que cuando Roma haya terminado con los partos, no tardaréis mucho en ver aparecer el edicto.

Sentados en la tribuna, veían desfilar a la caballería en uniforme de parada, en actitud serena. La multitud aplaudía y los oficiales miraban orgullosamente hacia delante.

—Os convendría dejar de ilusionaros— prosiguió Justo, casi desdeñosamente. —¡Oh, ya! Habéis escrito el relato clásico de la guerra de nuestra independencia. Sois, por tanto el Tito Livio judío. Pero advertid que cuando nuestros griegos de hoy leen la historia de las hazañas de Leónidas, disfrutan de un placer inofensivo y puramente intelectual. En cambio, cuando nuestros «Vengadores de Israel» leen vuestra historia de los Macabeos, sus ojos se encienden y tientan las armas. ¿Creéis que esto es deseable?

En aquel momento pasó delante de ellos el bárbaro de la espada claveteada. Todos los espectadores de la tribuna se pusieron de pie y el pueblo lanzó gritos frenéticos.

—Hemos sido definitivamente despojados de Cesarea— continuó Justo, —y en cierta medida vos habéis hecho más fácil la

tarea a los romanos. ¿Vais a continuar dándoles pretextos, a fin de hacer también de Jerusalén una ciudad romana?

—¿Qué puede hacer hoy un escritor judío?— preguntó Josef. —Yo no deseo que Roma absorba a Judea.

—Un escritor judío debe reconocer ante todo que ya no es ni con el oro ni con el hierro como se podrá transformar el mundo.

—También el oro y el hierro se convierten en espíritu cuando se los emplea para fines espirituales.

—Bella frase para vuestros libros, Tito Livio— observó Justo irónicamente, —cuando os falten temas para vuestras narraciones.

—¿Qué debe hacer Judea, si no quiere desaparecer? Los Macabeos vencieron porque estaban dispuestos a morir por su fe y por sus ideas.

—Yo no creo que tenga ningún sentido morir por una idea y desde luego morir por una convicción es una hazaña para guerreros. La misión del escritor es lograr que sus creencias sean compartidas. No creo que el Dios invisible de Jerusalén sea hoy tan fácil de satisfacer como vuestros Macabeos, ni me parece que se logre demasiado muriendo por Él. Pide mucho más. Es tremendamente difícil construir la morada invisible de ese Dios invisible. En todo caso, no es tan simple como vos parecéis figuraros, doctor Josef. Probablemente vuestro libro haga penetrar un poco del espíritu romano en Judea, pero con toda seguridad no logrará incorporar nada de la mentalidad judía en Roma.

Esa conversación preocupó a Josef más de lo que hubiera querido. En vano intentó tranquilizarse, atribuyendo a la envidia las palabras de su rival, cuyos libros no habían obtenido un éxito comparable al de los suyos. Los reproches de Justo quedaron grabados en su memoria. Releyó el libro de los Macabeos, invocó a los más sagrados sentimientos, recordó las noches solitarias cuando escribía su obra. ¡Inútil! Debía olvidarse de Justo.

Resolvió tomar el caso de Cesarea como elemento de prueba. Desde hacía un año se amenazaba con ese absurdo edicto como si fuera un espantajo, sin una base real; para rebatirle, Justo hacía hincapié en la historia de Cesarea que, según él, confirmaba sus juicios. Por tanto, si el futuro de la ciudad evolucionaba en perjuicio de los judíos él estaba dispuesto a inclinarse y reconocer su error.

Ésa sería la demostración de que estaba equivocado, que su libro de los Macabeos no se había inspirado en el verdadero espíritu judío, que Justo era el gran hombre y que él no era otra cosa que un pobre advenedizo lleno de vanidad. Vivió largos días de espera torturante. Finalmente, no pudiendo soportar más tanta angustia, decidió recurrir a sus dados—peonza: si el punto era bueno, significaría que la decisión favorecería a los judíos. Los hizo rodar: el punto fue malo. Una segunda vez: el mismo resultado. Una tercera: tuvo suerte pero, de repente, se detuvo alarmado al comprobar que, inadvertidamente, había utilizado el dado aplastado en uno de los vértices.

Como en otras ocasiones, ese día deseó regresar a Judea. La había alejado demasiado de su mente durante los dieciocho meses de su estancia en Roma. Casi no la recordaba. Debía regresar para renovar sus fuerzas.

Preparó su partida apresuradamente. La mitad de la población judía de Roma se reunió en la puerta de las Tres Calles, desde donde debía partir el carruaje que lo conduciría a Ostia. Tres personas lo acompañaron al puerto: Irene, la esposa del doctor Licino; el actor Demetrio Libán y el escritor Justo de Tiberíades.

Durante el trayecto, Demetrio evocó el día en que él también tomaría el camino de Sión, para siempre. Dijo que no esperaría mucho tiempo: trabajaría unos siete u ocho años más y luego, por fin, vería Jerusalén. Soñaba con el Templo que dominaba —deslumbrante— la ciudad, con sus tenazas inmensas y sus salas blancas y doradas. Soñaba con el tejido más maravilloso del mundo, el velo tornasolado que cubría el Sancta Sanctórum. Conocía los menores detalles del recinto, mejor probablemente que muchos de los que lo habían visto directamente. ¡Tantas veces había pedido que se lo describieran!

Así llegaron al puerto de Ostia. El cuadrante solar marcaba la hora octava. Josef calculó con minuciosidad infantil los días que había permanecido en Roma: hacía exactamente un año, siete meses, doce días y cuatro horas que había partido de Judea. Durante ese tiempo, en más de una ocasión sintió necesidad física de estar en Jerusalén. Habría querido soplar las velas del navío para acelerar su marcha.

Los tres amigos permanecieron en el muelle: Irene, silenciosa y calma; Justo, irónico y triste; Demetrio, en cambio, inclinándose hacia delante hizo un amplio gesto y extendió el brazo con la mano abierta. Más que un adiós a Josef era un saludo al país lejano y venerado.

Los hombres desaparecieron. Ostia, Roma, Italia se desvanecieron. Josef estaba en alta mar. Iba rumbo a Judea.

En el mismo barco viajaba el correo secreto, que llevaba al gobernador de Judea la orden de anunciar al pueblo judío el decreto imperial, concerniente al estatuto electoral.

LIBRO SEGUNDO GALILEA

EL día 13 de mayo, a las nueve de la mañana, el gobernador Gesio Floro convocó al prefecto de Cesarea y le comunicó el contenido del decreto imperial por el que se despojaba a los judíos de toda autoridad sobre la capital de la provincia. A las diez, el edicto fue proclamado por el heraldo del gobierno, desde la elevada tribuna de las arengas, en el Gran Foro. En los talleres de los hermanos Jacinto se fundía ya en bronce el texto del decreto, a fin de conservarlo para siempre inalterable en los archivos del Estado.

La población grecorromana manifestó su alegría en forma extraordinaria. Se decoraron con guirnaldas las estatuas colosales erigidas a la entrada del puerto, las columnas coronadas con las efigies de la diosa Roma y del fundador de la monarquía, y los bustos del emperador reinante, que aparecían en todos los cruces de las calles. Músicos y coristas recorrieron la ciudad, ejecutando himnos festivos. En el puerto se distribuyó vino gratuitamente, y a los esclavos se les concedió un día de asueto.

Pero en los barrios judíos las casas, siempre tan ruidosas, parecían ahora tristes y vacías y las tiendas permanecían cerradas. El temor al *pogrom* pesaba, aplastante, en las calles colmadas de sol.

El día siguiente fue sábado. Cuando los judíos se dispusieron a entrar en la gran sinagoga vieron delante de la puerta a un centurión griego con su tropa, a punto de ofrecer un sacrificio de aves. A menudo los leprosos celebraban sacrificios de esa especie, y por este motivo la injuria que con más saña se divulgaba contra los judíos de Asia Menor era la de afirmar que descendían de leprosos egipcios. Los servidores de la sinagoga propusieron a los griegos que buscaran otro lugar para su ceremonia, pero ellos replicaron que había pasado el tiempo en que los judíos de Cesarea tenían el derecho de abrir la boca. Los judíos recurrieron entonces a los guardias, pero éstos adujeron que no podían actuar sin autorización superior. Algunos judíos exaltados, incapaces de tolerar más tiempo

en silencio la ceremonia impía, trataron de arrebatar a los griegos el recipiente de los sacrificios. Relucieron cuchillos y puñales y ya había muertos y heridos cuando intervinieron las tropas romanas, que detuvieron a algunos judíos, acusándolos de alterar el orden público y requisaron los vasos sagrados de los griegos. Por aquellos días los judíos ricos huyeron de Cesarea, llevándose su dinero, después de ocultar en sitio seguro los rollos de las Sagradas Escrituras.

Los incidentes de Cesarea, más el edicto y sus consecuencias, trajeron aparejado un recrudecimiento vigoroso de la guerra de guerrillas que hacía cien años Judea mantenía contra el protectorado de Roma. Hasta entonces, al menos en Jerusalén, los dos partidos de orden, los aristocráticos «Leales a pesar de todo» y los burgueses «Verdaderos creyentes», habían logrado evitar los actos de violencia contra los romanos, pero una vez promulgado el edicto de Cesarea, un tercer partido cobró supremacía, el de los «Vengadores de Israel».

Muchos adictos a los «Verdaderos creyentes» se pasaron a sus filas, entre ellos el doctor Eleazar ben Simeón, jefe de la administración del Templo. Por todas partes se veía la palabra «Macabi», es decir las iniciales de la frase hebraica: «¿Quién es como vos, oh, Señor?», utilizada como palabra de orden del levantamiento. En Galilea reapareció el agitador Nahúm, hijo de Yehuda, el jefe patriota ejecutado por los romanos, de quien se decía que había muerto como su padre. Había permanecido oculto durante diez años en un lugar desconocido y ahora irrumpía en las ciudades y aldeas del norte de la provincia, donde las multitudes se precipitaban a su encuentro. «¿Qué esperáis todavía?», preguntaba con exaltada y fanática convicción a sus partidarios, que escuchaban silenciosos: «La sola presencia de los incircuncisos mancha vuestro país; sus legiones humillan desvergonzadamente el suelo del Templo y sus instrumentos perturban con sus sones abominables la música sagrada. Vosotros sois el pueblo elegido para servir a Yahvé: no podéis adorar a César, que se alimenta de cerdos. Pensad en los grandes devotos del Señor, en Pinhas, en Elías, en Yehuda Macabeo. ¿O acaso vuestros explotadores no os han explotado todavía bastante? ¿Debéis dejar, además, que los

extranjeros roben los beneficios que os ha reservado Yahvé y organicen en vuestra tierra combates de gladiadores y cacerías de fieras? No os dejéis intimidar por la cobardía de los «Verdaderos creyentes»; no os prosternéis ante la codicia de los «Leales a pesar de todo», que acarician la mano del opresor porque ella protege sus bolsas de oro. El tiempo ha llegado, está próximo el reino de los cielos donde el pobre valdrá tanto como el tripón. Ha nacido el Mesías y sólo espera para mostrarse que vosotros os levantéis. ¡Exterminad a los cobardes del Gran Consejo de Jerusalén! ¡Exterminad a los romanos!»

Las bandas armadas de los «Vengadores de Israel», supuestamente extinguidas, resurgieron en todo el país. En Jerusalén se produjeron manifestaciones violentas. Si los romanos se aventuraban a circular sin escolta militar por las rutas provinciales, eran atacados y retenidos en condición de rehenes y si la administración imperial de las finanzas se quejaba de tener dificultades para cobrar puntualmente los impuestos, jóvenes partidarios de los «Vengadores de Israel» recorrían las calles con sendas alcancías, pidiendo caridad a los transeúntes: «Dad una limosna por amor de Dios al pobre y desdichado gobernador».

Gesio Floro resolvió proceder con energía y exigió la entrega de los agitadores. Las autoridades locales declararon que era imposible descubrirlos. El gobernador hizo allanar casa por casa, el Mercado Alto y las calles adyacentes, donde se presumía que podía encontrarse el cuartel general de los «Vengadores». Rápidamente las pesquisas se convirtieron en saqueo. Los judíos se defendieron, usaron sus armas atacando desde las azoteas y hubo muertos también entre los romanos. El gobernador resolvió declarar el estado de sitio y, amparándose en esa situación, los soldados enfurecidos arrastraron a inocentes y culpables indiscriminadamente, a la corte marcial. Bastaba la sospecha de pertenecer a los «Vengadores de Israel» para que se efectuara una detención. Abundaron las condenas a muerte. Según la ley no se podía ejecutar a ciudadanos romanos con otro procedimiento que con la espada; sin embargo, Gesio Floro ordenó la muerte ignominiosa en la cruz de todos los judíos condenados, incluidos los

que poseían el título de caballero y la sortija de oro, insignia de la nobleza romana de segundo orden.

En el juicio al que se sometió a dos prestigiosos miembros del Gran Consejo compareció, acompañada por una multitud silenciosa y conmovida, la princesa Berenice, hermana del rey titular Agripa. Poco tiempo antes, al sentirse gravemente enferma, había hecho un solemne voto de modestia, por lo cual, en esa ocasión, se presentó ante los oficiales de la corte marcial con los cabellos recortados y sin joyas. Era una hermosa mujer, muy estimada en Jerusalén, y bien considerada también en la corte de Roma. Su andar cadencioso era célebre en el mundo entero. Desde la frontera germánica hasta Sudán, desde Britania hasta la India, no se podía hacer de una mujer elogio más apreciado que decirle: «Camináis como la princesa Berenice». Esta gran dama se presentó, pues, humildemente descalza como las suplicantes, cubierta por un traje negro ceñido por un simple cordón, con la cabeza baja y la melena recortada. Hizo una reverencia al presidente del Tribunal y pidió se le concediera la gracia de respetar la vida de los dos sacerdotes. Los oficiales se mostraron en un principio corteses y dijeron algunas frases elegantes, pero como ella insistía en su ruego se volvieron fríos y cortantes, y finalmente casi groseros. Berenice debió entonces retirarse, humillada profundamente.

Durante cinco días, del 21 al 25 de mayo, fueron ejecutados en Jerusalén más de tres mil personas, entre ellos un millar de mujeres y niños.

La ciudad entera bramaba de furor contenido. Hasta entonces se habían incorporado a las filas de los «Vengadores» sólo campesinos y obreros, pero pronto se sumaron muchos burgueses. En todas partes se murmuraba o se declaraba abiertamente que en dos días más o quizá al día siguiente, el país entero se rebelaría contra el poder romano. El gobierno, el Colegio de los Sumos Sacerdotes y el Gran Consejo veían con inquietud el giro que tomaban las cosas. La clase alta deseaba unánimemente un entendimiento con Roma y temía una guerra. Los «Leales a pesar de todo», mayoritariamente aristócratas y personas adineradas que detentaban los principales cargos, presentían que una guerra contra Roma acarrearía infaliblemente una revolución, con lo que perderían

su poder, pues hasta entonces ellos siempre habían rechazado con suma arrogancia las discretas peticiones de mejora de los campesinos, pequeños burgueses y obreros. Los «Verdaderos creyentes», en cambio, el partido de los doctores del Templo, de los eruditos y los demócratas, a los cuales adhería la mayoría del pueblo, opinaban que sólo Dios podía restablecer la antigua independencia del Estado, y se oponían a las acciones violentas mientras los romanos siguiesen respetando la doctrina: los 613 mandamientos de Moisés.

Los dirigentes de ambos partidos suplicaron insistentemente al rey Agripa, quien se encontraba entonces en Egipto, que intermediase entre el gobierno nacional y el de Roma. Los romanos no habían concedido al rey una verdadera autoridad —excepto en Transjordania y en algunas ciudades de Galilea, y en Judea, claramente, su poder estaba limitado a la vigilancia superior del Templo— pero, de todas formas, Agripa poseía el título de rey, se consideraba el personaje más importante entre los judíos, y era muy apreciado. Rápidamente regresó Agripa a Jerusalén, a ruego de sus compatriotas, para hablar a su pueblo.

Diez mil personas acudieron a escucharlo en la gran plaza, ante el palacio de los Macabeos, sin moverse del espacio escaso que apenas los contenía. Detrás de ellos estaba el antiguo muro de la ciudad y la estrecha garganta a la que se accedía por un puente, más allá del cual se alzaba la nave occidental del Templo, blanco y dorado. La multitud saludó a su rey, abatida, ansiosa, un poco recelosa. Después, entre dos filas de oficiales que inclinaban la cabeza en señal de reverencia, salió del palacio la princesa Berenice, vestida de negro, aunque esta vez llevaba un traje de rico brocado. Orlado por la corta melena, su noble rostro delgado parecía mucho más altivo. Todos callaron cuando ella apareció, como guardan silencio los devotos que el día de luna nueva esperan la salida del astro que hasta ese momento ha estado velado por las nubes, y se regocijan al verlo resurgir. La princesa descendió lentamente la escalinata y se reunió con su hermano. Envolviendo su figura, el brocado del vestido se henchía a su paso, ampulosamente. Cuando alzó las manos hacia el pueblo, con las palmas vueltas hacia arriba, la multitud respondió a su saludo con

impetuosa veneración: «¡Sed bien venida, princesa Berenice, en nombre del Altísimo!».

El rey inició su discurso. Con frases persuasivas explicó hasta qué punto una sublevación contra los romanos ofrecía pocas probabilidades de éxito. Con elegante abandono se encogió de hombros, expresando con ese gesto cuán absurda juzgaba la empresa. ¿Acaso los otros pueblos de la tierra no habían adoptado una actitud realista? Los griegos, que en un tiempo se enfrentaron a toda Asia, y los macedonios, para quienes Alejandro el Grande echara los cimientos de un imperio mundial, ¿no habían sido obligados a obedecer por una guarnición de apenas dos mil soldados romanos? Galia contaba trescientas cinco tribus diferentes, poseía excelentes defensas naturales y su suelo producía las principales materias primas y, sin embargo, habían bastado mil doscientos hombres, contingente aproximado al número de habitantes de las ciudades del país, para contener un tímido intento de sublevación. Dos legiones imponían el orden romano en el inmenso y rico Egipto de antiquísima civilización. Para someter a los germanos, cuyo carácter era evidentemente más indómito que el de las bestias feroces, bastaban cuatro legiones, y se podía asegurar que en el territorio comprendido entre el Rin y el Danubio un viajero se sentía tan seguro como en la misma Italia.

—¿Es que sois incapaces— preguntó el rey, meneando con tristeza la cabeza —de comparar vuestra propia debilidad con el poder de Roma? Decidme, ¿dónde están vuestra flota, vuestras máquinas de guerra, vuestros recursos financieros? El mundo es romano: ¿dónde encontraréis aliados y ayuda? ¿Tal vez en los desiertos inhabitados?

El rey Agripa sermoneaba a sus súbditos judíos como si fuesen niños incapaces de razonar por sí mismos. Ni siquiera los impuestos exigidos por Roma —si se los analizaba serenamente— resultaban excesivos.

—Pensad en que sólo la ciudad de Alejandría paga en un mes una contribución superior a la de toda Judea en un año. A cambio de los impuestos, ¿Roma no os da toda suerte de privilegios? ¿No ha construido magníficas rutas y acueductos modernos? ¿No ha instalado una administración rápida y muy eficaz?— dijo con un

gesto premioso a la asamblea. —La nave está todavía en puerto. Sed prudentes, no os lancéis a través de terribles tempestades hacia un naufragio seguro.

El discurso del rey fue convincente para muchos que declararon a gritos no ser enemigos de Roma, sino únicamente del gobernador Gesio Floro. Entonces se produjo la enérgica intervención de los «Vengadores de Israel». El joven y elegante doctor Eleazar propuso con palabras altisonantes que el rey fuese el primero en firmar un ultimátum a Roma, exigiendo la deposición del gobernador. Agripa retrocedió, trató de ganar tiempo, de protegerse. Eleazar reclamaba una respuesta categórica y el rey rehusó. Cada vez fueron más las voces que gritaban: «¡La firma! ¡El ultimátum! ¡Abajo Gesio Floro!» Los ánimos se caldearon súbitamente. Se oyeron comentarios sobre un pacto que el gobernador y el rey habrían concertado con el propósito de despojar al pueblo. Algunos jóvenes decididos se abalanzaron sobre el rey, que tuvo la fortuna de retirarse sano y salvo a su palacio, protegido por su guardia. Al día siguiente, con gran amargura, abandonó la ciudad para regresar a sus provincias de la Transjordania, que le ofrecían mayor seguridad.

Ante el fracaso de los señores feudales y del gobierno los extremistas trataron por todos los medios de forzar la situación. Desde los días iniciales del imperio —hacía ya un siglo— el emperador y el senado romanos enviaban todas las semanas una víctima para el sacrificio de Yahvé y su Templo. El doctor Eleazar, como jefe del Consejo de Administración del Templo, ordenó a los sacerdotes rechazar todos los sacrificios que se hicieran en nombre del imperio. En vano el Sumo Sacerdote y su colegio suplicaron que no se provocara a la potencia protectora: Eleazar rechazó con desprecio la ofrenda imperial.

Ésa fue la voz de orden para que los pequeños burgueses, campesinos y obreros judíos se rebelasen abiertamente contra los romanos y contra sus propios señores. La guarnición romana era bastante exigua y los «Vengadores de Israel» pronto se adueñaron de todos los puntos estratégicos importantes de la ciudad. Incendiaron la tesorería, destruyeron entre exclamaciones de júbilo las listas de impuestos y los títulos de hipotecas, saquearon las villas de muchos aristócratas especialmente odiados, y sitiaron a las

tropas romanas que quedaron encerradas en el palacio de los Macabeos. Los romanos defendieron valientemente su reducto, sólidamente fortificado, pero su posición era desesperada y, cuando los judíos les prometieron la libertad si abandonaban la resistencia, aceptaron la propuesta confiadamente. Los representantes de las dos partes sellaron el pacto con un juramento y un apretón de manos, pero, una vez los sitiados hubieron depuesto las armas, los «Vengadores de Israel» se precipitaron sobre los hombres indefensos y los mataron. Los infelices no pudieron oponer resistencia ni pidieron que se les perdonase la vida; sólo se los oyó clamar al unísono: «¡El juramento! ¡El tratado!». Cada vez fueron menos y más débiles las voces, hasta que una sola gritó por última vez: «¡El juramento! ¡El tratado!» Finalmente se apagó. Esto ocurrió el 7 de septiembre, o 20 de Elul, según el calendario judío. Era un día sábado.

Apenas disipada la embriaguez de la matanza, una angustia profunda se apoderó de la ciudad. Como si confirmaran la causa del malestar, pronto llegaron noticias de que en muchas ciudades de población mixta los griegos habían atacado a los judíos. Sólo en Cesarea habían sido asesinados aquel tétrico sábado veinte mil judíos: a los restantes, el gobernador los concentró en los muelles y los sometió a la esclavitud. Los judíos, en contrapartida, devastaron los barrios griegos en las ciudades donde eran mayoría. Griegos y judíos convivían desde hacía siglos en Samaria y la frontera de Galilea. Se odiaban y despreciaban mutuamente.

Los judíos eran celosos defensores de su Dios invisible, y estaban persuadidos de que el Mesías vendría sólo por ellos; esa idea fomentaba a tal punto su orgullo que caminaban con la cabeza muy erguida, convencidos de ser el pueblo elegido. Los griegos, en cambio, se burlaban de las ideas, las supersticiones y las costumbres judías, que juzgaban obsesivas, groseras, ridículas y bárbaras respectivamente, y los dos pueblos se hacían mutuamente todo el mal posible. Desde siempre se habían producido querellas sangrientas entre ellos, pero el pillaje, el asesinato y los incendios se extendieron entonces más allá de las fronteras de Judea, dejando a su paso montañas de cadáveres insepultos.

Cuando la situación se agravó a este extremo, el superior de Gesio Floro, el gobernador general de Siria, Cestio Galo, resolvió intervenir personalmente. Él era un anciano escéptico, persuadido de que suele lamentarse más a menudo lo que se ha dejado de hacer que lo que se ha hecho. En vista de la pésima evolución de los acontecimientos, consideró que no se podía seguir demostrando debilidad; consideró imprescindible castigar severamente a Jerusalén.

En consecuencia, Cestio Galo movilizó la totalidad de la decimosegunda legión además de ocho cohortes de infantería siria, y reclamó de los estados vasallos el envío de importantes contingentes. Agripa, el rey titular de los judíos, al sentirse obligado a demostrar su fidelidad a Roma, ofreció apenas dos mil caballeros y tres cohortes de arqueros y él mismo se hizo cargo del mando de sus fuerzas. Cestio Galo estableció hasta en el menor detalle el plan de la expedición represiva, y no olvidó preparar las hogueras que anunciarían su victoria a fin de que el mismo día en que hiciese su entrada en Jerusalén, como juez y vengador, Roma recibiese la noticia.

Atacó vigorosamente por el norte el país de los amotinados; se apoderó, de acuerdo con sus planes, de la hermosa colonia de Zabulón, la arrasó y la incendió; siguiendo su plan, tomó la ciudad costera de Jope, la saqueó e incendió; hizo sufrir la misma suerte a otras ciudades; jalonó su ruta de hombres degollados y, por último, fiel a su programa, llegó el 27 de septiembre a las puertas de Jerusalén.

Pero allí tuvo que detenerse. Según sus cálculos, debía apoderarse el 5 de octubre del fuerte Antonia, y del Templo el día 20 pero, sorprendentemente, todavía el día 14 el fuerte mantenía la resistencia. «Los Vengadores de Israel» no habían vacilado en dar armas a los numerosos peregrinos llegados para la fiesta de los Tabernáculos, por lo cual la ciudad desbordaba de guerreros voluntarios. El 27 de octubre el asedio que Cestio Galo impusiera a Jerusalén cumplió un mes, y los telegrafistas esperaron en vano junto a las hogueras preparadas, preocupados por que los dispositivos no funcionasen bien, y ellos fueran castigados si ocurría algún percance. Cestio ordenó el envío de nuevos refuerzos. A

costa de sufrir importantes bajas, hizo poner todas las máquinas de guerra en posición de ataque contra los muros. Finalmente, dispuso que el 2 de noviembre se procediera al asalto definitivo, con recursos de tal entidad que no podían fracasar, de acuerdo con todas las previsiones humanas.

Los judíos se comportaron valerosamente, pero ¿qué podía hacer la valentía de un hombre enfrentada a la organización superior de Roma? ¿Qué significaba, por ejemplo, la conmovedora hazaña de tres ancianos, que el primer día de noviembre, víspera del asalto, franquearon solos los muros, con el propósito de incendiar las máquinas romanas? Los tres ancianos judíos aparecieron repentinamente en la plenitud del mediodía, ante las primeras filas romanas, ostentando la insignia de «Los Vengadores de Israel»: el brazalete de los macabeos con las iniciales de las palabras hebraicas: «¿Quiénes como vos, oh, Señor?» Al principio los romanos supusieron que serían unos parlamentarios, portadores de un mensaje de los sitiados, pero quedaron sorprendidos al ver que en vez de parlamentar los ancianos comenzaron a disparar con sus manos temblorosas flechas de fuego sobre las máquinas de guerra. Se trataba de una evidente locura pero, ¿qué podrían hacer los romanos contra esos dementes? Entre asombrados y divertidos, y hasta con una pizca de compasión, los abatieron. Ese mismo día supieron que se trataba de los tres miembros del Gran Consejo, Gadia, Yehuda y Natán, condenados a trabajos forzados por los tribunales del emperador, que habían sido puestos en libertad gracias a su extraordinaria indulgencia. Los romanos habían hecho valer esa amnistía como un ejemplo palpable de su buena voluntad, pretendiendo probar con ello que no era su propio rigor sino la obstinación de los judíos la causa principal de los desórdenes. Entre los «Leales a pesar de todo», y así como entre los «Verdaderos creyentes», se había dado gran importancia la amnistía considerándola prueba de la generosidad romana. Sin embargo, desde su regreso, los tres mártires no volvieron a transitar por la ciudad. Se quiso evitar que se convirtieran en la encarnación de la magnanimidad de Roma: su corazón pertenecía a «Los Vengadores de Israel». Llevados por sus fanáticas convicciones, habían decidido realizar esa hazaña, testimonio de devoción y heroísmo.

Los jefes de las compañías de macabeos sabían muy bien que no se podía exigir demasiado de los sentimientos frente a las máquinas sitiadoras de los romanos. Con la firme resolución de no entregar la ciudad, pero íntimamente sin esperanzas de conservarla, asistieron a los preparativos del supremo asalto, que debía realizarse al día siguiente.

El asalto no se produjo. Por la noche, Cestio dio orden de levantar el sitio y batirse en retirada. Tenía el semblante descompuesto y la expresión amarga. ¿Qué había pasado? Nadie lo sabía. El legado Paulino, el brazo derecho del gobernador Galo, fue asaltado a preguntas pero se limitó a encogerse de hombros, mientras los generales sacudían la cabeza. Cestio no dio ninguna explicación respecto a la sorprendente orden que había impartido y la disciplina no permitía interrogarlo. El ejército, pues, inició la retirada.

Desconcertados en un primer momento, después con alivio, y por último con alegría, los judíos contemplaron la partida de los sitiadores. Aún incrédulos, pues temían que se tratara de una maniobra táctica, recuperaron de inmediato el aliento y emprendieron la persecución del enemigo. El repliegue fue penoso para los romanos. Los rebeldes los presionaron severamente y fueron atacados sin clemencia por una guerrilla de francotiradores de Galilea comandada por un tal Simeón bar Giora, en la zona septentrional del país donde, forzosamente, debían pasar.

Después de organizar una rápida marcha envolvente, Simeón bar Giora ocupó con el grueso de su tropa la garganta del Bet Jorón. Ese nombre sonaba agradablemente a los oídos de los voluntarios judíos: era allí donde el Señor había detenido el sol para asegurar la victoria a Josué; era allí donde Yehuda Macabeo había vencido gloriosamente a los griegos. La maniobra de Simeón bar Giora se coronó también esta vez con el éxito: los romanos sufrieron una derrota como no la habían padecido en Asia desde la guerra contra los partos. Los judíos perdieron apenas mil hombres; los romanos, en cambio, 5.800 soldados de infantería y 380 caballeros, entre ellos el gobernador Gesio Floro. Todas las máquinas y el material de guerra, el águila de oro de la legión y el rico tesoro del ejército pasaron a manos de los judíos.

Esto ocurrió en el decimosegundo año del reinado de Nerón, el 3 de noviembre.

Los levitas se habían instalado solemnemente, con sus instrumentos en la mano, en las escalinatas del Santo Lugar. Tras ellos, en el interior del Templo, se encontraban los sacerdotes de las veinticuatro clases. Después de la extraordinaria victoria sobre Cestio Galo, Anán, Sumo Sacerdote y jefe del partido de «Los leales a pesar de todo», consideró apropiado ofrecer un servicio de acción de gracias. Se celebraría por tanto el Gran Aleluya. Los acontecimientos de los últimos días habían atraído a la ciudad a numerosos forasteros —llegados desde todas las rutas—, que contemplaban admirados la magnífica ceremonia. En las inmensas salas blancas y doradas se oía un rumor comparable al del mar: «Éste es el día del Señor. Lancemos gritos de júbilo, y regocijémonos», e incesantemente, en las ciento veintitrés variaciones prescritas, exclamaron: «¡Alabado sea el Señor!».

Josef estaba en la primera fila, ataviado con la blanca vestimenta oficial en la que destacaba el cinturón azul, bordado con flores. Embargado de entusiasmo como todos, mecía su cuerpo con el ritmo ritual. Nadie sentía más hondamente que él cuán extraordinaria era esa victoria conseguida por soldados voluntarios inexpertos sobre una legión romana, sobre el portentoso despliegue de técnica y de precisión compuesto por millares de hombres que avanzaban como si se tratara de uno solo. Bet Jorón, Josué, milagro. Ésta era la maravillosa confirmación de sus ideas respecto a que no era posible comprender los asuntos de Jerusalén bajo la óptica exclusiva de la razón. Jamás la razón por sí misma habría podido generar un hecho heroico, sólo la inspiración divina lo determinaba. Miles de fieles congregados frente a la escalinata contemplaban emocionados al joven sacerdote que entonaba con fervor los himnos de acción de gracias.

A pesar de su devota exaltación no podía dejar de pensar en las consecuencias prácticas que tendría para él el inesperado triunfo de los macabeos. En Jerusalén no se había podido disponer de tiempo para agasajarlo en reconocimiento por el exitoso asunto de los tres ancianos. El tumulto había estallado a la semana siguiente de su regreso, pero de todos modos su actuación en Roma le había

aportado popularidad y el gobierno moderado no era indiferente al joven aristócrata, a pesar de que frecuentaba la Sala Azul de los «Vengadores»; le ofrecieron el cargo y el título de secretario particular al servicio del Templo. Era demasiado modesto para él. Sin embargo lo aceptó, pensando que, después de la gran victoria, sus probabilidades eran mayores: se imponía una nueva distribución de los cargos de dirección. La opinión pública presionaría al gobierno para que se ofreciera la participación en el poder a algunos de los macabeos. En pocos días más se convocaría una asamblea de los tres organismos legislativos y parecía imposible que no se tuviera en cuenta a Josef.

«¡Alabado sea el Señor!», cantaba, «¡Alabado sea el Señor!» Comprendía las razones de los gobernantes para querer evitar por todos los medios una guerra contra Roma. La víspera, producida ya la gran victoria, algunos personajes oportunistas se habían lanzado, apresuradamente, tras el gobernador general Cestio Galo, a fin de asegurarle, a pesar de su derrota, que ellos no habían tenido nada que ver con el pérfido ataque de los rebeldes contra el ejército imperial. El anciano Hanán, rico propietario del gran almacén instalado en el Monte de los Olivos, desapareció de la ciudad; el secretario de Estado, Zevulón, abandonó su casa, y los sacerdotes Zefanías y Herodes huyeron hacia la otra margen del Jordán, el territorio del rey Agripa. Igualmente, numerosos esenios se habían alejado al producirse la victoria sobre Cestio, y todos los sectarios que se autodenominaban cristianos habían abandonado el país. Josef sentía desprecio por la pobre fe de los unos y la miserable astucia de los otros:

La ceremonia ya había terminado cuando Josef se abrió paso en medio de la enorme multitud que llenaba el Templo. La mayoría de los presentes llevaba la divisa con la palabra «Macabeo», que era el emblema de los «Vengadores de Israel». Grupos compactos de curiosos se apretujaban alrededor de las máquinas de guerra conquistadas, palpaban los arietes para hundir los muros, las ligeras catapultas y las pesadas balistas, que disparaban a gran distancia sus poderosos proyectiles. En los alrededores, bajo un agradable sol de noviembre, se vendían, en medio de un ambiente de excelente humor, diversos objetos del botín arrebatado a los

romanos: vestimentas, armas, tiendas, caballos, mulos, utensilios de cocina, joyas, recuerdos de toda clase, fasces y hachas de lictores. Como objeto curioso que les provocaba risueños comentarios, exhibían las correas que todos los soldados romanos llevaban consigo para atar a los prisioneros. Los banqueros del Templo se afanaban cambiando las monedas extranjeras que habían arrebatado a los despojos de los soldados.

Josef vio en el camino a un grupo de soldados, burgueses y sacerdotes que discutían animadamente. El motivo era el águila de oro ornada con el retrato del emperador — insignia de la nueva legión—, que formaba parte del botín. Los oficiales del cuerpo de francotiradores opinaban que el águila debía ser izada sobre el muro exterior del Templo, junto a los trofeos de Yehuda Macabeo y de Herodes, en el lugar más visible, como propiedad de la ciudad y del país. Pero los «Verdaderos creyentes» se oponían: la Ley prohibía toda representación de seres vivos, cualquiera que fuese el pretexto aducido. Se propuso entonces una solución intermedia: se colocaría el águila en el tesoro del Templo, bajo la custodia del doctor Eleazar, jefe de la administración, quien, además, era miembro del partido de los Vengadores. Pero los oficiales no aceptaron. Los que portaban el águila permanecieron, vacilantes, donde estaban: ellos tampoco veían con agrado que trofeo desapareciese en la cámara del tesoro. La temible enseña del ejército vista de cerca era grosera y tosca y el retrato del emperador, situado en la parte inferior dentro de un medallón, tan desagradable y carente de valor artístico que resultaba inofensiva. La reyerta subió de tono. Pero el Espíritu descendió sobre Josef oportunamente y gracias a él pudo dominar la situación elevando su voz juvenil y cálida, que concitó la atención de todos. Dijo que el águila no debía colocarse en el muro, ni depositarse en el tesoro del Templo sino que había que hacerla pedazos. Todos estuvieron de acuerdo, pero no fue fácil la ejecución. El águila era maciza, y llevó una hora larga lograr que todos pudiesen llevarse un trocito de oro. Josef, el héroe de los tres mártires de Cesarea, había conquistado nuevas simpatías. Aunque estaba fatigado no deseaba regresar a su casa y continuó dando vueltas en el recinto del Templo. De pronto, intrigado por el aspecto de un joven oficial que, aunque de pequeña estatura, destacaba

entre los que lo rodeaban, se preguntó: «¿Quién es ese a cuyo paso la multitud se aparta con tanto respeto?»

La nariz recta y vigorosa sobresalía de la barba cuidadosamente recortada. Brillaban sus ojos de color castaño. Era Simeón bar Giora, el triunfador. Delante de él iba un animal de blancura inmaculada, víctima propiciatoria conducida al sacrificio. Josef miró a Simeón con disgusto y sorpresa pues advirtió que estaba armado. ¿Acaso se atrevería a presentarse así ante el altar —que jamás había sido tocado con el hierro, ni antes ni después de construido? ¡No podía ser! Josef se adelantó a su encuentro.

—Me llamo Josef ben Matatías— dijo.

El joven oficial sabía quién era y lo saludó cordialmente, con deferencia.

—¿Pensáis hacer un sacrificio?

Simeón hizo un signo afirmativo, y su sonrisa grave expresó satisfacción y confianza.

—¿Armado?— prosiguió Josef, y Simeón se sonrojó.

—Tenéis razón— repuso. Ordenó al conductor de la bestia que esperara pues iba a despojarse de sus armas. Volviéndose a Josef, le dijo con expresión amable y sincera y en voz alta que todos pudieron oír:

—Fuiste vos, doctor Josef, quien dio la señal. Cuando liberasteis a los tres inocentes de la prisión, comprendí que lo imposible podía realizarse. Dios está con nosotros, doctor Josef.— Y lo saludó, llevándose la mano a la frente. En sus ojos resplandecían la fe, el valor y la dicha.

Josef echó a andar por las calles en suave pendiente de la Ciudad Nueva; pasó por el bazar de los mercaderes de ropa, el mercado de los herreros, la calle de los Caldereros. Comprobó con placer hasta qué punto la nueva ciudad se estaba transformando en un barrio comercial e industrial, bullente de vida. Poseía allí terrenos que el vidriero Nahúm ben Nahúm le habría comprado de buena gana. Pensó vendérselos, pero en ese día de victoria cambió de idea. Puesto que el fabricante de vidrios esperaba su decisión, se encaminó hacia su taller para comunicarle que deseaba construirse una casa.

Encontró al vidriero Nahúm sentado sobre cojines con las piernas cruzadas, a la puerta de su taller. Sobre el dintel colgaba un gran racimo de uvas de cristal multicolor: el emblema de Israel. Se incorporó al ver a Josef y lo invitó a entrar y a sentarse. Éste se acomodó con cierta dificultad sobre los cojines, pues se había desacostumbrado a esa postura.

Nahúm ben Nahúm era un hombre corpulento, de unos cincuenta años. Tenía los característicos ojos, hermosos y vivaces, de los habitantes de Jerusalén, y su rostro lozano estaba orlado por una espesa y oscura barba cuadrada, matizada ya con algunos pelos blancos. Deseoso de conocer la respuesta de Josef —pero disimulando su ansiedad— inició la conversación sobre el tema político. Le parecía bien que alguna vez los jóvenes tomasen el timón del mando ya que los «Vengadores» habían obtenido la victoria; por tanto consideraba necesario que los dirigentes de la Sala Cuadrangular se les uniesen. Se expresaba con gracia, sin perder por ello la autoridad y dignidad que era su tono habitual. Josef lo escuchaba atentamente. Estaba interesado en conocer el juicio de Nahúm sobre la situación después del gran triunfo de Bet Jorón. Sus palabras le revelarían los sentimientos de la mayor parte de los burgueses de Jerusalén, quienes ocho días antes habían mostrado su hostilidad respecto a los «Vengadores» aunque, en ese momento, olvidándolo todo, afirmaran que tendría que haberse confiado antes el poder a los macabeos.

En ese momento salió de la casa el doctor Nittai, un anciano gruñón, pariente lejano de Josef por parte de madre, emparentado también con el vidriero, quien lo había asociado a sus negocios. El doctor Nittai no entendía nada de comercio, pero estaba bien visto que un sabio participase de los beneficios de un negocio. Que «le pusiesen el bocado en la boca», como se decía en la casa benévolamente, aunque con cierto desdén. Ése era el motivo de que, en casa del vidriero, el doctor y maestro Nittai permaneciese siempre taciturno y callado. Consideraba un exceso de generosidad de su parte permitir al fabricante anteponer su nombre a la firma «Doctor Nittai y Nahúm», y aceptar ser mantenido a su costa. Cuando no participaba en los debates de la Universidad del Templo, se sentaba a la puerta de la casa para tomar el sol, meciendo el

cuerpo mientras repetía, monótonamente, los argumentos relacionados con alguna interpretación del texto sagrado, inscrito en el rollo que sostenía con una mano. En esa actitud nadie se atrevía a molestarlo, pues quien interrumpe el estudio de la Escritura para decir algo tan trivial como «ved este árbol», merece la muerte.

Pero ese día no estaba inmerso en los estudios, de modo que Nahúm se atrevió a preguntarle si no estaría de acuerdo con que se admitiera a los «Vengadores» en el gobierno. El interpelado frunció el entrecejo y repuso con mal humor: «No convirtáis la doctrina en una pala para cavar: la Escritura no ha sido creada para extraer de ella lecciones de política».

Había mucha actividad en la fábrica y en la tienda de Nahúm. Gracias al botín conquistado a los romanos circulaba gran abundancia de dinero en la ciudad, y muchos acudían alegremente a comprar sus afamados cristales. Nahúm saludaba a los clientes con aire solemne, les ofrecía bebidas refrescadas en la nieve y golosinas.

Qué magnífica victoria!, ¿verdad? Los negocios, a Dios gracias, marchan admirablemente; si esta prosperidad se prolonga, podremos instalar un almacén tan grande como el de los hermanos Hanán, bajo los cedros del Monte de los Olivos. «Quien se nutre del trabajo de sus manos», citó bastante inexactamente por cierto, «es superior al devoto».

Había logrado su propósito: enfadar al doctor Nittai. Fácil le habría sido al sabio citar textos con significado opuesto, pero se contuvo, porque cuando se enardecía se notaba su acento babilonio, y Josef solía recordarle con sorna: «Habéis sido vosotros quienes destruisteis el Templo». Pero el doctor Nittai no soportaba la broma. No intervino en la conversación ni intentó estudiar. Se sentó al sol y dejó vagar sus pensamientos. Abiya, la octava clase sacerdotal a la que él pertenecía, había resultado frecuentemente elegida en el sorteo que se efectuaba para designar a los servidores del Templo, desde la época en que él abandonara Nehardea, su villa natal. El mismo había tenido la fortuna de llevar al altar una porción del holocausto, pero nunca se había realizado su máximo sueño: hacer subir al altar el humo del incensario de oro. Cada vez que sonaba la *magrefá*, la trompeta de cien notas que anunciaba el

momento en que se elevaba la ofrenda del humo, sentía envidia por el sacerdote a quien correspondía ese privilegio. Se reconocía poseedor de todas las condiciones requeridas para merecerlo y sabía que no estaba afectado por ninguno de los ciento cuarenta y siete males que habrían impedido a un sacerdote ejercer el servicio divino; únicamente admitía no ser joven. ¿Permitiría Yahvé que fuese designado algún día para ofrendar el humo?

Josef, entretanto, había anunciado al vidriero su decisión de no vender sus terrenos. Nahúm recibió la noticia sin demostrar contrariedad.

—¡Ojalá sea vuestra decisión favorable a los dos, mi doctor y maestro!— dijo cortésmente.

En ese momento llegó a la casa Efraím, el hijo menor de Nahúm. Lucía el distintivo con las iniciales de los macabeos. Era un muchacho apuesto, de catorce años de edad, cuya vivacidad natural estaba especialmente acentuada en esa ocasión. Había visto a Simeón bar Giora, el héroe. Sus grandes ojos brillaban de entusiasmo, destacando en su rostro de tez delicada. Quizá había hecho mal en alejarse del taller para asistir al Gran Aleluya en el Templo, pero allí había obtenido su recompensa: había visto a Simeón bar Giora.

Josef estaba a punto de retirarse cuando llegó el hijo mayor de Nahúm, Alexas. Éste era robusto y vanidoso como su padre; lucía como él la barba cuadrada y abundante y el mismo cutis lozano, pero sus ojos no eran tan claros como los de Nahúm. Meneaba constantemente la cabeza y se acariciaba incesantemente la barba con mano ruda y agrietada por el contacto constante de la pasta caliente del vidrio. Menos sereno que su padre, su semblante denotaba preocupación y cierta tristeza. Se alegró al ver a Josef, quien ya no pudo retirarse, y le pidió ayuda para persuadir a su padre de abandonar Jerusalén, cuando aún estaba a tiempo.

—Vos conocéis Roma— dijo a Josef —y conocéis también esta ciudad. Decidme qué pensáis de la actuación de los macabeos: ¿no creéis que traerá desastres? Poseo excelentes relaciones, comerciantes amigos en Nehardea, en Antioquía y en Batna y me comprometo, por la vida de mis hijos, a instalar al cabo de tres años en cualquiera de esas ciudades extranjeras, una tienda que no

tenga nada que envidiar a la que poseemos en Jerusalén. Convenced a mi padre de que debe huir de este lugar peligroso.

El pequeño Efraím se abalanzó sobre su hermano. Sus hermosos ojos negros relampaguearon de furia.

—No merecéis vivir en este siglo— dijo. —Todos me miran con recelo porque tengo un hermano como vos. ¡Id con los comedores de cerdos! ¡Yahvé os ha escupido de su boca!

Nahúm riñó al muchacho, suavemente. Tampoco él aprobaba las palabras de su hijo Alexas. No negaba que la violencia de los «Vengadores de Israel» muy a menudo le había causado inquietud y provocado su repudio, así como a todos los partidarios de los «Verdaderos creyentes», pero casi toda Jerusalén en ese momento apoyaba a los macabeos y era imprudente pronunciar palabras como las de Alexas.

—No hagáis caso a mi hijo mayor, doctor Josef— dijo. —Es un buen hijo, pero le encanta contradecir a los demás y su cabeza está llena de ideas retorcidas.

Josef sabía que, gracias precisamente a las ideas retorcidas de Alexas, la fábrica gozaba de gran prosperidad. Nahúm administraba su taller como lo hicieron su padre y su abuelo: fabricaba y vendía siempre los mismos modelos y se contentaba con el mercado limitado de Jerusalén. Iba a la Bolsa y a la oficina de pesas, y con la ayuda de notarios competentes firmaba contratos de venta formales y minuciosos, preocupándose exclusivamente de que fuesen depositados en los archivos. Hacer algo más le habría parecido maligno. Cuando se abrió en Jerusalén otra vidriería no habría podido resistir con principios tan rudimentarios la activa competencia de sus rivales de no haber intervenido Alexas. Aunque tradicionalmente se había trabajado en el taller con procedimientos manuales, éste modernizó la técnica, utilizando exclusivamente la larga caña de soplar el vidrio. Gracias a ella obtuvo hermosos vasos redondos, soplándolos como Dios insufla un alma en el ser humano. Además, Alexas importó grandes cantidades de cuarzo pulverizado, instaló en la Ciudad Alta una sucursal muy productiva donde se vendieron sólo vidrios decorativos, y envió sus productos a los grandes mercados de Gaza y de Cesarea, y a la feria anual de Batna en Mesopotamia. Al principio, cuando Alexas apenas contaba

treinta años estas innovaciones le costaron prolongadas y amargas discusiones con su padre. Aunque había transcurrido bastante tiempo desde entonces, Nahúm mantenía con su hijo un trato exageradamente cauteloso. Respecto a los acontecimientos opinaba que, después de una derrota tan espectacular, los romanos no se atreverían a lanzarse nuevamente sobre Jerusalén. Y si lo hacían serían arrojados al mar. En cuanto a lo que se le proponía, declaró que Nahúm ben Nahúm, el gran negociante, jamás abandonaría la vidriería ni dejaría Jerusalén. Allí se había plasmado el vidrio a mano en los comienzos del taller, y oportunamente se había comenzado a trabajar con la caña de soplar, disfrutando en todo momento de la bendición de Yahvé. Hacía siglos que su familia fabricaba vidrio en Jerusalén y así lo haría también en los años futuros.

Parecían haberse calmado; estaban sentados, rodeados de cojines, pero sólo se trataba de una apariencia pues descargaban su agitación mesándose nerviosamente las negras barbas recortadas. El joven Efraím, mientras tanto, lanzaba miradas furibundas a Alexas, y resultaba evidente que sólo el respeto y el cariño que sentía por su padre lo inhibían de arrojarse sobre su hermano. Josef los miraba alternativamente: Alexas fingía estar sereno y sonreía, pero él captó perfectamente que se sentía herido y triste. Probablemente las palabras del hijo eran las más sensatas pero qué duda cabía que su lucidez producía un efecto lamentable, comparada con la firmeza de su padre y la fe del hermano menor.

Alexas volvió a la carga con sus argumentos:

—Si los romanos nos impidieran transportar nuestros cargamentos de arena por el río Belus, tendríamos que cerrar la vidriería. Naturalmente, doctor Josef, vos sois un político y debéis quedaros en Jerusalén. Pero unos simples comerciantes como nosotros...

—Importantes negociantes— corrigió Nahúm suavemente, acariciándose la barba.

—...¿No haríamos mejor en dejar Jerusalén lo más pronto posible?

Nahúm no quería oír hablar más de ello, así que cambió de tema bruscamente.

—Nuestra familia— explicó a Josef— es tenaz en todos los asuntos de la vida. Cuando el abuelo murió, ¡bendita sea la memoria del justo!, conservaba todavía veintiocho dientes, y cuando nos dejó mi padre, ¡bendita sea la memoria del justo!, conservaba treinta. Yo tengo más de cincuenta años y poseo aún mis treinta y dos dientes, y mis cabellos todavía están negros y fuertes.

Como Josef manifestara deseos de retirarse, Nahúm lo invitó a pasar al taller y elegir un obsequio, pues se festejaba la victoria de Bet Jorón y en una victoria eran obligados los agasajos. El horno del taller expandía un calor insoportable y una espesa humareda. Nahúm insistió en que Josef aceptara una pieza magnífica, una copa de gran tamaño, perfecta, cuya superficie exterior se había trabajado de modo que parecía envuelta en una red de cristal, y recitó las estrofas de la antigua canción: «No importa que mañana se quiebre, si hoy puedo tener, aunque sólo sea una vez, mi magnífica copa de cristal». Pero

Josef, por cortesía, rechazó ese obsequio tan costoso y se contentó con otro más modesto.

El joven Efraím, que no podía contenerse, aprovechó el momento para reanudar en medio del calor y el estrépito del taller la violenta discusión política.

—¿Estuvisteis en el Gran Aleluya?— le preguntó a su hermano con ímpetu. Por supuesto que no, Yahvé te ha herido de ceguera. Desde hoy no dejaré que me convenzas y me incorporaré a la guardia civil.

Alexas apretó los labios, y sólo contestó al muchacho con su silencio y una sonrisa forzada. De buena gana se habría ido de Jerusalén con su mujer y sus dos niños pero estaba atado con todo el corazón a su familia, a su amado padre insensato, y al encantador aunque demasiado exaltado pequeño Efraím. El era la única persona razonable de la casa y debía quedarse para protegerlos de las peores calamidades.

Josef pudo, al fin, retirarse. Traspuso la puerta coronada con el gran pámpano y al alejarse de aquella atmósfera asfixiante y del humo respiró con placer el aire fresco. Alexas lo acompañó un trecho.

—Ya veis— le dijo —cómo la locura se impone. Hace apenas ocho días mi padre era un adversario declarado de los macabeos. Al menos vos conservad el juicio, doctor Josef. Tenéis buenas relaciones, poned algunas en juego, pero ante todo conservad la serenidad. Vos sois una de nuestras mayores esperanzas. Deseo vivamente que seáis designado mañana en la Sala Cuadrangular para integrar el gobierno.

Josef pensó para sí: «Al parecer desea que yo resulte tan antipático como él». Al despedirse, Alexas agregó, en tono melancólico: —Prefería que se nos hubiese ahorrado esta victoria.

Media hora antes del comienzo de la sesión Josef llegó a la Sala Cuadrangular, donde ya estaban reunidos casi todos los miembros de los organismos legislativos: los del Colegio de Sacerdotes, con sus vestimentas ceremoniales de color azul; los del Gran Consejo, de azul y blanco; de blanco y rojo los del Tribunal Supremo. Entre éstos destacaban Bar Giora y algunos de sus oficiales, portando sus armas.

Apenas hubo entrado Josef, su amigo Amrám corrió a su encuentro. En un principio entusiasta partidario de los «Leales a pesar de todo», se había alistado desde hacía algún tiempo con los «Vengadores de Israel». Desde que Josef obtuviera el perdón de los tres mártires, el afecto que le profesaba se había hecho más intenso.

Quería comunicar a su amigo una novedad que —no dudaba-le produciría gran impresión: los galileos del cuerpo franco habían interceptado a un correo romano portador de una carta muy significativa, cuyo contenido Simeón bar Giora le había dado a leer, por tenerle en gran estima. En ese mensaje, el jefe del estado mayor de Cestio, Paulino, informaba confidencialmente a uno de sus amigos sobre la derrota de la decimosegunda legión. «No hubo —escribía— ningún motivo razonable para la desdichada orden de retirada.» Su jefe simplemente había perdido la cabeza, y la causa de esa crisis nerviosa — extraño y lamentable capricho del destino —, había sido un detalle insignificante: la muerte heroica de los enajenados ex presidiarios de Tibur. El anciano general había creído toda su vida en la razón, pero el absurdo sacrificio de los tres ancianos lo había desquiciado por completo. Era inútil empeñar un

ejército regular contra ese pueblo de locos y fanáticos: por eso renunciaba a combatir contra ellos.

Al leer la carta, Josef sintió que se abrasaba bajo la toga sacerdotal, pese al frío día de noviembre. Se trataba de un magnífico testimonio. Se había preguntado muchas veces durante los últimos tiempos si aquel supuesto éxito que tuviera en Roma lo era realmente. Puesto que los romanos y los «Leales a pesar de todo» invocaban constantemente el indulto como testimonio de la clemencia de la administración imperial, parecían aprobar el frío juicio de Justo de Tiberíades. Pero esta noticia le confirmaba que su labor había sido fructífera. «En efecto, doctor Justo, mi conducta parecía absurda, pero, ¿acaso no la justificaban, ya en aquel momento, los hechos que iban a sobrevenir?»

El Sumo Sacerdote Anán abrió la sesión. Su tarea no era fácil; él era el jefe visible de los «Leales a pesar de todo»; conducía el sector más conservador de los aristócratas, quienes, protegidos por el ejército romano, se habían negado a entablar cualquier negociación con los pequeños burgueses, campesinos y proletarios. Su padre y tres de sus hermanos sucesivamente habían ostentado el título de Sumo Sacerdote, suprema dignidad del Templo y del Estado. Espíritu claro, valiente y recto, parecía el hombre apto para llegar a acuerdos con los romanos. Su trayectoria pacifista acababa de sufrir un violento revés. La guerra era inevitable. En realidad ya había comenzado. ¿Qué diría o haría ahora el Sumo Sacerdote Anán? Se lo veía muy erguido, con la expresión serena habitual, con sus vestiduras de color jacinto. No fue preciso que alzara la voz porque el silencio se producía inmediatamente en cuanto se ponía en pie para hablar. Era un hombre verdaderamente valioso. Comenzó como si no hubiese pasado nada.

—Estoy sorprendido de ver aquí a Simeón bar Giora. Me parece que el campo de batalla es el lugar más apropiado para un soldado. El futuro de este Templo y de la Tierra de Israel depende todavía, por el momento, del Colegio de los Sacerdotes, del gran Consejo y del Tribunal Supremo. Invito, pues, a Simeón bar Giora y a sus oficiales a retirarse.

De todas partes surgieron protestas. El comandante del cuerpo de francotiradores miraba a su alrededor como si no hubiese

comprendido de qué se trataba, pero Anán continuó, con la misma voz, calma pero firme:

—Mas ya que Simeón bar Giora está aquí, deseo que me conteste a qué autoridades entregó el dinero tomado a los romanos.

Esta pregunta sobre un tema tan concreto animó a la asamblea. El oficial, cuyo rostro se había puesto carmesí, repuso secamente:

—El dinero está en manos del administrador jefe del Templo.

Todas las cabezas se volvieron hacia el joven y elegante doctor Eleazar, quien miraba con aire indiferente hacia delante. Simeón bar Giora se retiró después de un breve saludo.

Apenas hubo traspuesto el umbral, el doctor Eleazar estalló. Dijo que ninguna persona del pueblo podría jamás comprender por qué el Sumo Sacerdote había expulsado tan rudamente al héroe de Bet Jorón. «Los Vengadores de Israel» no estaban dispuestos a seguir soportando por más tiempo la vacua sensatez de esos señores. Pusilánimes, calculadores, mezquinos, siempre habían afirmado que era imposible resistir a las tropas romanas. «Y bien, ¿dónde estaba en aquel momento la decimosegunda legión?» Dios, visiblemente, se había puesto del lado de los que no quieren esperar más; había hecho un milagro...

—Roma tiene veintiséis legiones— interrumpió uno de los aristócratas más jóvenes. —¿Creéis que Dios hará otros veinticinco milagros?

—¡No repitáis vuestras palabras fuera de estos muros!— exclamó Eleazar, con voz amenazadora. —Al pueblo no le agradan bromas tan lamentables. La situación impone una reorganización de los poderes públicos. Todos vosotros, los que no pertenecéis a los «Vengadores de Israel», seréis barridos de vuestros cargos si a Simeón bar Giora no se le ofrece un sitio en el gobierno de la defensa nacional, que deberá establecerse.

—No pienso ofrecer a Simeón un sitio en el gobierno— contestó el sacerdote Anán. — ¿Alguno de nuestros doctores y maestros piensa hacerlo?

Sus ojos grises recorrieron lentamente la asamblea. Bajo su solideo azul y dorado su semblante altivo parecía impasible. Nadie dijo una palabra.

—¿Qué pensáis hacer con los fondos que os ha entregado Bar Giora?— preguntó Anán al jefe de la administración.

—Ese dinero— fue la respuesta— está destinado exclusivamente a la defensa nacional.

—¿Y a ninguna otra necesidad del gobierno?

—No conozco otros deberes.

—Gracias al osado golpe de mano de vuestro amigo, se han creado tales circunstancias que se nos obliga a renunciar a algunas de nuestras obligaciones en favor de la administración del Templo. Pero comprenderéis que si limitáis tanto nuestros deberes no podremos compartir nuestras atribuciones con vosotros.

—El pueblo— repitió obstinadamente el joven Eleazar— quiere un gobierno de defensa nacional.

—Tendrá un gobierno de ese género, pero temo que deba renunciar a la colaboración del doctor Eleazar ben Simeón. Hubo en Israel, en los tiempos difíciles —continuó el Sumo Sacerdote — gobiernos en los que no participaban financieros ni soldados, sino únicamente políticos y sacerdotes. No han sido ésos los peores gobiernos de nuestro pueblo.

Volviéndose a la asamblea, agregó:

—La ley confía al doctor Eleazar ben Simeón el control de los fondos de la administración el Templo. La caja del gobierno está vacía y los recursos del doctor Eleazar se han incrementado gracias al botín de Bet Jorón en diez millones de sestercios, por lo menos. ¿Sois vosotros de la opinión, doctores y maestros, que sea designado para un cargo de gobierno?

Muchos se levantaron de sus asientos, protestaron vivamente y le exigieron que moderase sus expresiones.

—No tengo nada que retirar ni agregar— dijo el Sumo Sacerdote, sin elevar la voz. —El dinero desempeña un papel importante en estos tiempos difíciles, pero considero que sería un error asociar al impetuoso doctor Eleazar con el gobierno. Los pros y los contras están expuestos con claridad. Pasemos a la votación.

—La votación es inútil— declaró Eleazar, pálido de ira. —Rehúso a participar de este gobierno—. Y abandonó la sala sin saludar a la silenciosa asamblea.

—No poseemos ni dinero ni soldados— se lamentó melancólicamente el doctor Janai, tesorero del Gran Consejo.

—Tenemos— observó el Sumo Sacerdote —a Dios, el derecho y la razón de nuestra parte.

Fue fijado el plan de acción del gobierno para las semanas siguientes. El Colegio de Sacerdotes, el Gran Consejo y el Tribunal Supremo, después de examinar minuciosamente la situación, concluyeron que no se estaba en guerra contra Roma. La sublevación había sido obra de algunos exaltados, y no se debía responsabilizar a las autoridades por ella. Dado el estado de cosas, el gobierno central judío de Jerusalén estaba obligado a movilizar sus fuerzas, pero respetaría el territorio sometido directamente a la administración romana —Samaria y el distrito de la costa—, y prohibía formalmente todo acto que pudiese ser interpretado como una provocación. El programa podía resumirse en pocas palabras: la paz armada.

Era difícil rebelarse contra la lógica impecable de esos ancianos. Quedaba demostrado que, no obstante la victoria de Bet Jorón, los «Leales a pesar de todo» y los «Verdaderos creyentes» continuaban en el poder. Josef había acudido a la asamblea colmado de esperanzas pues creía que el gobierno sería reorganizado, y que a él le tocaría estar, a buen seguro, entre los grandes personajes siempre favorecidos aunque constantemente ávidos, por lo cual le caería en la boca un buen bocado. Faltándole mejores argumentos, su pasión le bastaba para justificarse. Pero llegado el momento comprobó que se perdían sus esperanzas como un vino que se filtrara de un odre agujereado. Sentía la cabeza vacía. En el camino hacia el Templo había pensado que tendría ocasión de decir algo importante y que le confiarían por ello un cargo de dirección. Ahora, en cambio, estaba convencido de que también ese día perdería una gran oportunidad, por lo que permanecería igual que estaba, en el escalón más bajo: el del advenedizo laborioso.

Para organizar la paz armada se resolvió el envío de dos comisarios del pueblo a cada distrito del país, con plenos poderes de decisión. Josef escuchaba indolentemente sentado, en la última fila. ¿Qué podría interesarle? Nadie pensaba ofrecerle uno de esos

cargos. Se distribuyeron los destinados a la ciudad y al territorio de Jerusalén así como a los de Idumea, Tamna y Gofna. Restaba el distrito fronterizo del norte, la rica comarca agrícola de Galilea. En ese territorio los «Vengadores de Israel» contaban con el mayor número de adictos; de allí había partido el movimiento liberador, allí se encontraban las organizaciones de defensa más activas.

Se propuso al anciano doctor Janai, hombre prudente y pragmático, el mejor financiero del Gran Consejo. La iniciativa despertó a Josef de su apatía. ¿Cómo era posible que ese país magnífico, colmado de riquezas, con una población de talante sereno y reflexivo, una provincia orgullosa, difícil, compleja, fuera entregada al viejo Janai? Era un notable teórico, no le cabía duda, un economista experto, pero de ningún modo el hombre indicado para Galilea. Josef se incorporó a medias, e inclinándose hacia delante iba a gritar «¡no!», pero sus vecinos lo miraron, y no dijo nada. Era inútil. Se contentó con suspirar profundamente, como alguien a quien se impide decir lo que más ansía. Los que estaban a su lado sonrieron al ver la actitud del joven impulsivo. Hubo, sin embargo, otro asambleísta a quien no pasó inadvertido el gesto espontáneo, la inmediata resignación y la expresión taciturna que Josef adoptó finalmente. Unas pocas filas más adelante estaba sentado rabón Yojanán ben Zakai, director del centro de enseñanza del Templo, quien había visto a Josef casualmente pues acostumbraba permanecer durante el transcurso de las asambleas con los arrugados párpados entrecerrados. Este anciano de pequeño porte y rostro marchito era el supremo juez de Judea.

Mientras los asambleístas esperaban una nueva proposición, después del voto unánime en favor del comisario Janai, el anciano se puso de pie, con los ojos asombrosamente claros y vivos brillando en su pequeño rostro apergaminado, y dijo:

—Propongo para segundo comisario de Galilea al doctor Josef ben Matatías.

Todas las miradas se volvieron hacia Josef, quien reaccionó con una calma sorprendente. Diez veces alternativamente había experimentado ese día la esperanza y la resignación; había disfrutado imaginando el éxito y luego sufrido con el desengaño. Por ese motivo no se conmovió al escuchar su nombre. Permaneció

indiferente, como si se hubiera tratado de otra persona. La propuesta sorprendió a la asamblea ¿Por qué el mesurado y reflexivo doctor Yojanán ben Zakai, famoso legislador, patrocinaba a ese joven? Josef no se había distinguido hasta entonces en ningún cargo importante y, además, desde que, gracias al éxito de su gestión en el caso de los tres mártires, se granjeara la confianza de la multitud, era evidente que rondaba la Sala Azul. ¿Consideraba el doctor Yojanán ben Zakai oportuno hacer acompañar al anciano Janai por un hombre joven que contaba con las simpatías de los «Vengadores de Israel»? La combinación parecía conveniente, la idea buena. El ardor de los macabeos se enfría por lo general en cuanto se les da un cargo o se les confiere un honor. El doctor Josef sería, sin duda, más moderado en Galilea que en Roma y en Jerusalén, y la clara inteligencia del veterano teórico de las finanzas muy bien podría soportar la pequeña dosis de vino joven del vehemente Josef.

Éste, mientras tanto, ya había sacudido su apatía: ¿alguien había pronunciado su nombre? ¿Quién? Yojanán ben Zakai, el famoso doctor! Cuando niño había sentido muchas veces sobre su cabeza la mano ligera de ese hombre bondadoso que le bendecía. En Roma supo que al anciano se lo consideraba uno de los hombres más sabios del mundo. Había obtenido su reputación sin esfuerzo, tan sólo por la gravitación de su personalidad. Su carácter apacible, libre de ambiciones, causaba el asombro de Josef; lo inquietaba, lo irritaba y molestaba y, por eso, evitaba en lo posible el encuentro con el doctor. Mas he aquí que Yojanán ben Zakai lo proponía como comisario del pueblo. Se sintió transportado cuando la asamblea ratificó su nombramiento. Puesto que los asambleístas que lo habían designado para el cargo eran sabios y honestos, él también lo sería. No iría a Galilea como un «Vengador de Israel»; se presentaría despojado de ambiciones, con el espíritu humilde y sereno, esperando confiadamente que acudiese a él la justa inspiración.

Se despidió del Sumo Sacerdote al mismo tiempo que del viejo Janai. Anán, aún de pie, estuvo frío y correcto, como siempre. Sus instrucciones fueron claras: Galilea estaba más expuesta que cualquier otra provincia; se trataba de mantener allí el orden, costara

lo que costase. En caso dudoso, era preferible no hacer nada antes que adoptar extremismos comprometedores.

—Esperad las directivas de Jerusalén, y tened permanentemente los ojos fijos en ella. Galilea posee guardias cívicas capaces y vuestra tarea es hacer que se mantengan a disposición del gobierno central— dijo, dirigiéndose a Josef. Y agregó, mirándolo sin ninguna benevolencia:

—Se os ha confiado un puesto cargado de responsabilidades. Espero que no nos hayamos engañado.

Josef escuchó cortés, casi humildemente, las recomendaciones del sacerdote, que no penetraron sin embargo más allá de sus oídos. Bien entendido que mientras estuviese en Jerusalén debería obedecerle, mas en cuanto hubiese franqueado las fronteras de Galilea, no sería responsable sino ante su propia conciencia.

Esa noche dijo Anán a Yojanán ben Zakai:

—¡Ojalá no nos hayamos apresurado demasiado, enviando a ese Josef ben Matatías a Galilea! Sólo conoce su propia ambición.

—Es posible— replicó Yojanán —que haya personas en quienes se pueda confiar más que en él. Pero creo que durante toda su vida trabajará, en última instancia, por nosotros.

El nuevo comisario Josef ben Matatías recorrió su provincia en todas direcciones. Ese año la estación de las lluvias se había presentado muy favorable, Yahvé había demostrado su bondad, las cisternas estaban colmadas, la nieve había cubierto las montañas de la Alta Galilea y los torrentes bajaban con gozoso murmullo. En la llanura, los campesinos encorvados sobre el suelo sentían el buen olor de la tima. Efectivamente, ésa era una comarca rica, fértil, variada, con sus valles, colinas, montañas, el lago de Genezaret y el Jordán, y las doscientas ciudades al borde del mar. Un verdadero paraíso de atmósfera clara y deliciosa. A Josef se le ensanchaba el pecho: se estaban cumpliendo sus aspiraciones. Había llegado muy alto. Era magnífico saberse el amo de esa provincia. Quien, como él, llegaba al país provisto de plenos poderes, adquiría seguramente y para siempre un gran renombre, salvo que fuera un perfecto incapaz.

Sin embargo, al cabo de poco tiempo, comenzó a atormentarle un profundo malestar, que fue en continuo aumento. Estudiaba los

expedientes, revisaba los archivos, hacía llamar a los jefes de distrito, negociaba con los alcaldes, los sacerdotes, los directores de las sinagogas y de las escuelas. Trataba de organizar, daba instrucciones que eran seguidas al pie de la letra y se le obedecía con cortesía, pero sentía claramente que todo se hacía sin convicción, que sus medidas quedaban sin efecto. Las cosas no se veían en Galilea a la misma luz que en Jerusalén. Incesantemente llegaban a la capital protestas airadas por los impuestos que oprimían al país, pero los funcionarios se encogían de hombros, replicaban mostrándoles los resultados de sus propios cálculos y se burlaban de las quejas de Galilea, que no eran otra cosa para ellos que lamentos repetidos. Y, protegidos por las armas romanas, aumentaban aún más los impuestos. Apretando los labios, Josef comparaba la realidad de Galilea con los datos que se exhibían en la capital. Comprobaba amargamente que las protestas de esos agricultores, pescadores, artesanos, obreros de los puertos y de las fábricas, estaban justificadas por una triste realidad. El país era una bendición, sin duda, pero las uvas no maduraban para ellos. La riqueza de la región iba a parar a manos de los romanos de Cesarea y el aceite se fabricaba para el consumo de los grandes personajes de Jerusalén.

Además, pesaba sobre Galilea el impuesto territorial (sobre la cosecha del trigo, el tercio; sobre el vino y el aceite, la mitad; sobre las frutas, el cuarto); el diezmo para el Templo, la contribución personal anual, asimismo para el Templo, y el impuesto de las peregrinaciones, sin contar las tasas sobre las ventas, las gabelas, los peajes en rutas y puentes. Por todas partes, impuestos. Las protestas iban dirigidas sobre todo contra su colega Janai, cuya jurisdicción abarcaba los asuntos financieros. Josef no podía reprochar sinceramente a los habitantes de Galilea que recelasen de los doctores de la Sala Cuadrangular. Éstos, basándose en una interpretación hábil y enrevesada de las Escrituras, les escamoteaban lo mejor de sus riquezas, por lo que tampoco le sorprendía que esa desconfianza se extendiese también a su persona, por ser su representante en el país. Había aprendido en Roma y en Jerusalén que a los descontentos se les puede manipular con pequeñas concesiones, con buenas palabras, con

promesas solemnes y con honores de poca monta; sin embargo, creía que ningún procedimiento de esa naturaleza tendría éxito en Galilea. En Jerusalén se hablaba de los galileos con altivo desdén: eran considerados labriegos, provincianos incultos, sin refinamiento, pero Josef, desde las primeras semanas, renunció a esa falsa superioridad: ciertamente, la gente del lugar no obedecía al pie de la letra las órdenes que se le impartían y poco significaba para ellos la sabia interpretación de las Escrituras. A cambio, eran extraordinariamente estrictos y fervorosos. Rechazaban vivamente cualquier conformidad con el estado de cosas. El Estado y la vida, según ellos, debían cambiar radicalmente: sólo entonces podrían hacerse realidad las palabras de las Escrituras. Todos conocían de memoria el libro del profeta Isaías; los pastores hablaban de la paz eterna; y los obreros de los puertos, del Reino de Dios en la tierra. Poco tiempo atrás un tejedor había corregido a Josef la cita inexacta de un versículo de Ezequiel. Por su aspecto exterior se los juzgaba lentos, un poco torpes y pasivos, pero en realidad poseían gran energía y estaban dispuestos a todo. Josef supo inmediatamente que ésos eran los hombres que necesitaba. Su fe ruda y poco elaborada constituía una base más firme que la erudición y el refinado escepticismo reinante en Jerusalén, para un hombre de acción que quisiera realizar una gran empresa. Se esforzó empeñosamente en hacerse comprender por los galileos: no estaba allí para favorecer a Jerusalén sino para favorecerlos a ellos. El anciano doctor Janai lo dejaba hacer, no se interponía en su camino. Parecía no interesarle nada que no fuera la administración de las finanzas. Se había instalado con una enorme mesa llena de documentos en Séforis, la indolente y apacible capital de la provincia, y reorganizaba la contabilidad jovialmente, pero con su característica tenacidad e intransigencia. Todo lo demás lo dejaba en manos de su joven gobernador. Sin embargo, aun pudiendo hacer o deshacer a su arbitrio, Josef no aventuraba ningún paso. Renunció a su orgullo intelectual, a su arrogancia de aristócrata y de sacerdote. Conversaba con los pescadores, los canteros, los labriegos y artesanos a los que consideraba sus iguales. Por su parte, ellos se mostraban amables y halagados, pero sus palabras y sus actitudes dejaban traslucir una íntima reserva.

En Galilea había otros jefes pero Josef prefería ignorarlos y evitar su trato, aunque conocía muy bien sus nombres. Eran los comandantes de las guardias civiles, no reconocidos por Jerusalén. Uno de ellos era el jefe de los campesinos, Juan de Giscala, y el otro se llamaba Sapita de Tiberíades. Veía brillo en los ojos cuando se pronunciaban sus nombres; le habría gustado conocerlos, oírles el relato de las primeras etapas de su vida. Sentía que le faltaba experiencia, condiciones, ideas. Poseía un cargo y un título, quizá también el poder, pero la fuerza estaba en otras manos. Hacía cinco semanas que se encontraba en Galilea y no había avanzado aún un solo paso.

Una de esas tardes de invierno, Josef paseaba por las calles de la pequeña ciudad de Cafarnaúm, activo centro de los Vengadores. Sobre el techo de una casa humilde, un poco abandonada, había sido colocada una bandera, en la que el posadero anunciaba el vino nuevo que acababa de recibir. Josef había visto a los galileos participar en asambleas, sesiones de comités, sinagogas y casas de enseñanza. ¿Por qué no verlos también bebiendo vino?

La habitación era baja, miserable, calentada precariamente por un simple brasero donde se quemaba estiércol. Cubiertos por el humo maloliente, Josef atisbó a más de una docena de hombres, que alzaron los ojos, sorprendidos al ver entrar a un personaje bien vestido, y lo examinaron con reserva pero sin hostilidad. El posadero se adelantó a su encuentro, le preguntó qué deseaba servirse y le explicó que venía muy oportunamente pues un mercader que acababa de pasar con su caravana se había hecho servir una comida opípara, y quedaba todavía un trozo de pollo guisado en leche. Estaba rigurosamente prohibido comer carne mezclada con leche, pero los labriegos de Galilea no consideraban carne la de las aves y no querían renunciar a su costumbre de guisarla en leche. Se hicieron algunas bromas amables cuando Josef rechazó ese plato delicado, y le preguntaron quién era y dónde se alojaba, pues su acento lo revelaba como habitante de Jerusalén. Josef respondió amistosamente pero con vaguedad. No sabía si lo habían reconocido.

El posadero se sentó a su lado con el propósito de entablar conversación. Se llamaba Teófilo, pero actualmente se hacía llamar

«Giora, el extranjero», pues era un simpatizante del judaísmo y tenía intención de convertirse. La población de Galilea contaba con muchos incircuncisos, entre los cuales muchos se sentían atraídos por Yahvé, el Dios invisible. Conforme a las prescripciones, los doctores habían disuadido a Teófilo-Giora de convertirse, pues no siendo judío no ponía su alma en peligro al no observar los seiscientos trece mandamientos; pero una vez comprometido a seguirlos, su alma se vería en grave riesgo si no obedecía la Ley, que era difícil y rigurosa. Por eso permanecía aún incircunciso.

Los demás, curiosos por la presencia de un señor de Jerusalén, comenzaron con algunos reparos y cierta torpeza a hablar de lo que significaba su principal preocupación: la dura mano del gobierno. El carpintero Calafta acababa de vender su último viñedo. Contó que solía traer cabras de Transjordania y, como los romanos exigían unos impuestos de aduana excesivamente altos, había tratado de hacerlas pasar de contrabando, pero lo capturaron los guardias. Procédase como se proceda, los aduaneros son siempre una calamidad. ¡Ay del que muestra su mercancía y ay del que no la muestra! Siendo ésta la segunda vez que lo sorprendían lo obligaron a pagar una multa diez veces mayor que la tarifa, por lo que tuvo que vender su viña. El inspector de los mercados de Magdala, por su parte, había confiscado el tercer telar del tejedor Azaría, por retardo en el pago de las contribuciones. Todo el mundo parecía arruinado en ese país rico, todos vivían miserablemente. Había muchas aves de granja en Galilea y la leche de cabra era barata; sin embargo, se relamían de gusto cuando el posadero Giora hablaba de sus pollos guisados en leche, pues probaban ese manjar sólo en los días de fiesta. Se mataban trabajando pero no conseguían llenar el propio estómago sino sólo colmar las tripas de Cesarea y de Jerusalén. Los tiempos eran muy duros.

¿Habría llegado la hora? El agitador Yehuda así lo había anunciado en Galilea y había fundado el partido de los «Vengadores de Israel», pero los romanos lo crucificaron, pero su hijo Nahúm recorría el país y proclamaba la buena nueva. También había aparecido un profeta, Teudas, que después de hacer algunos milagros, había partido hacia Jerusalén, anunciando que separaría

las aguas del Jordán. Mas los romanos lo ejecutaron como a su antecesor, con el consentimiento del Gran Consejo.

El aceitunero Taradjon opinaba que ese profeta había sido, en realidad, un charlatán. El carpintero Calafta meneó lentamente la cabeza.

—¿Charlatán? ¿Charlatán? Quizá no haya dividido realmente el Jordán en dos, pero eso no prueba que haya sido un farsante. En todo caso era un precursor. ¿Cuándo habrán de cumplirse los tiempos, si no es ahora que Gog y Magog reaparecen para lanzarse sobre Israel, como está escrito en Ezequiel y el Targúm Jonatán?

El tejedor Azaría hizo notar sutilmente:

—Ese Teudas no podía de seguro ser el Mesías, pues, por lo que he oído decir era egipcio, y no es posible que un egipcio sea el Salvador.

El vino era bueno y abundante. Los hombres olvidaron al señor de Jerusalén, y envueltos en la humareda fétida hablaron con calma, pasión y respeto del Mesías que vendría bien ese día o bien el siguiente pero, seguramente, ese año. «Es verdad que el Mesías podría ser egipcio» —sostenía obstinadamente Calafta, el carpintero. «¿No está escrito en efecto que vendrá un rastrillo que barrerá la podredumbre de Israel y del mundo entero? ¿Es que acaso ese rastrillo no es el Mesías? Siendo así, ¿enviaría Yahvé a un judío para que castigase a los judíos, o preferiría mandar a un incircunciso? ¿Por qué el Mesías no habría de ser incircunciso?»

Pero el tendero Tarfón farfulló en su confuso, torpe dialecto:

—¡Ah sí, seguro que será un judío...! El doctor Dosa ben Natán asegura que congregará a todos los dispersos y que en poco tiempo ¡ay!, será muerto y quedará sin sepultura en las calles de Jerusalén y su nombre será Mesías ben Josef ¿No es así? ¿Y cómo puede un no judío llamarse Mesías ben Josef?

En aquel momento intervino el posadero Teófilo-Giora en defensa del carpintero Calafta. Le contrariaba la idea de que un extranjero no pudiese ser el Mesías. Con expresión sombría y terca afirmó:

—Sólo un no judío será el Salvador. ¿No dicen las Escrituras que enrollará el cielo como un pergamino y que entonces tendrá

lugar el castigo, y la gran matanza, y el fuego arrasará la ciudad criminal?

Muchos dijeron estar de acuerdo con lo que decía, otros se opusieron, pero todos estaban igualmente excitados. Con lentitud, en tono grave, trataban apasionadamente de convencerse los unos a los otros, discutiendo fervorosos las predicciones, oscuras y contradictorias. Esos galileos creían firmemente en el Salvador, sólo que cada uno se formaba de él una imagen diferente, y cada uno defendía la suya, la veía con los ojos del alma como si fuese real, y estaba persuadido de tener razón y de que el error estaba en el contrario. Todos buscaban con pasión apoyarse en citas de la Biblia.

Josef los escuchaba absorto. Aunque su vista y su olfato eran muy sensibles, no hacía caso del humo infecto y picante. Reflexionaba sobre aquellos hombres que estrujaban sus mentes rudas. Extraían sus argumentos de lo más hondo de su pensamiento y a duras penas podían darles forma verbal. Tiempo atrás, cuando vivía en el desierto con el eremita Banus, se había dejado envolver por los mensajes salvíficos de los profetas; los había respirado constantemente con el aire que henchía sus pulmones. Pero al llegar a Jerusalén esas promesas se diluyeron y de todos los versículos de las Escrituras, los que hablaban de un Salvador se habían convertido para él en los más inconsistentes, los más incomprensibles. Los doctores de la Sala Cuadrangular no toleraban que se aplicasen esas profecías al presente; muchos eran de la opinión de Hilel, el gran maestro de la ley, y sostenían que el Mesías ya había aparecido encarnado en el rey Ezequías; eliminaban por tanto de los dieciocho rezos el que se refería a la venida del Salvador. Cuando Josef interrogaba su espíritu, comprobaba que la esperanza en un Redentor no tenía lugar en sus pensamientos ni en sus acciones desde hacía mucho tiempo. Con todo, esa tarde en la posada tenebrosa y cargada de humo, la esperanza del Mesías volvió a cobrar substancia; se hizo dicha y tormento, la piedra angular de toda su existencia. Era todo oídos y emoción escuchando a esos hombres, y la visión de esos seres sencillos, de esos tejedores, tenderos, carpinteros y aceituneros, le parecieron más importantes que los sutiles comentarios de los doctores de Jerusalén. ¿El Salvador traería la rama de olivo o la

espada? Comprendía que creciese la indignación de esa pobre gente contra los críticos de su inquebrantable fe y que, ingenuamente, profiriesen amenazas cada vez más violentas.

La discusión llegó a tal punto de apasionamiento que el carpintero Calafta intentó abofetear al tendero Tarfón, pero uno de los más jóvenes exclamó de pronto, vivamente, aunque reprimiendo la fuerza de su voz:

—Basta ya, esperad, él ve.

Todas las miradas se volvieron hacia el brasero, junto al que descansaba un hombre contrahecho de tez macilenta, enjuto y, por lo que parecía, miope. Hasta entonces apenas había abierto la boca. Mas ahora parpadeaba con dificultad a causa del humo y entrecerraba los ojos, como si quisiera divisar algo en la lejanía. Y volvía a abrirlos y a parpadear otra vez.

Lo interpelaron:

—¿Veis algo, Akavia? Dinos qué veis.

El zapatero Akavia repuso con inconfundible y marcado acento dialectal, esforzándose continuamente por ver mejor y enronquecido por el humo y el vino:

—Sí, lo veo.

—¿Qué aspecto tiene?

—No es grande— dijo el vidente, pero es robusto.

—¿Es judío?

—No lo creo. No tiene barba, pero ¿quién puede descubrir en un rostro si es el de un judío o no?

—¿Está armado?

—No veo la espada, aunque creo que lleva una coraza.

—¿Qué lengua habla?— preguntó Josef.

—Mueve los labios, pero no oigo. Creo que está riendo— agregó gravemente.

—¿Cómo puede reírse si es el Mesías?— preguntó el carpintero, decepcionado. Y el vidente repuso:

—Ríe, pero es terrible.

Después se restregó los ojos y afirmó que no veía nada más. Se había fatigado y, como estaba hambriento, rezongó sin parar, bebió mucho vino y pidió también un poco de pollo. El posadero informó a Josef acerca del zapatero Akavia. Aunque era muy pobre

iba cada año en peregrinación a Jerusalén para llevar su cordero al Templo. No se le permitía entrar en los patios interiores porque estaba enfermo. Pero se sentía profundamente ligado al Templo, le consagraba cuanto se lo permitían sus medios, y conocía los espacios para él prohibidos mejor que muchos que habían penetrado en ellos. Tal vez fuese precisamente porque no le estaba permitido visitarlos que Yahvé le otorgaba otras visiones.

Los hombres se quedaron todavía bastante tiempo juntos pero no hablaron más del Redentor. Comentaron cuánto había aumentado el número de seguidores de los macabeos, cómo eran su organización y sus armas. El día del combate llegaría pronto. Akavia, que se había animado, se burló del posadero incircunciso, y le dijo que ese día estaría también él obligado a creer en la gran purificación. Después volvieron a dirigirse al hombre de Jerusalén y bromearon con él pesadamente pero sin malicia. Josef lo tomó a bien y participó en su juerga. Finalmente le pidieron que fuese su huésped y comiese con ellos el pollo guisado en leche. El zapatero Akavia, el vidente, insistió más que los otros. Terca, obstinadamente, lloriqueaba:

—Comed, hombre, comed.

Josef se había preocupado bastante poco en Roma de seguir los preceptos. En Jerusalén, por el contrario, se había mostrado estrictamente ortodoxo. Mas estaba en Galilea: vaciló un momento, y se puso a comer.

El cuartel general de Josef había sido establecido en la ciudad de Magdala, villa amplia y acogedora a orillas del lago de Genezaret. Cuando paseaba en barco por el lago veía, hacia el sur, blanca y soberbia, la más hermosa ciudad del país, que no pertenecía a esa provincia sino al gobierno del rey Agripa: Tiberíades. Allí residía Justo, a quien el rey había nombrado gobernador. La ciudad no era fácil de administrar, más de la tercera parte de los habitantes eran griegos y romanos favorecidos por el rey, pero el doctor Justo indiscutiblemente sabía mantener el orden. Cuando Josef llegó a Galilea retribuyó su visita de cortesía pero no pronunció una sola palabra sobre política. Manifiestamente no se tomaba muy en serio la autoridad que le fuera concedida a Josef en Jerusalén, cosa que a éste afectaba mucho y le hacía desear

ardientemente una oportunidad para demostrarle la efectividad de su poder.

Sobre la altura que dominaba Tiberíades se levantaba, enorme y majestuoso, el palacio de Agripa, donde residía Justo. En la ribera se veían hermosas villas y tiendas. Pero también había muchos pobres en Tiberíades, pescadores y barqueros, cargadores y obreros de la industria. Griegos y romanos componían la clase rica y los judíos la de los proletarios. El trabajo era duro, los impuestos elevados. En la ciudad los pobres sentían más cruelmente que en el campo sus carencias. Ése era el motivo de que hubiera tantos descontentos en Tiberíades. En las tabernas se escuchaban comentarios hostiles contra los romanos y contra el rey Agripa, respaldado por el imperio. Lideraba a los descontentos el célebre Sapita, secretario de la corporación de pescadores, quien en sus arengas citaba a menudo a Isaías: «¡Ay de los que juntan casa con casa y allegan heredad a heredad!» Justo se había esforzado por todos los medios en reprimir el movimiento, pero su poder concluía en los límites del territorio de la ciudad y no podía impedir que la guardia cívica de Sapita encontrase puntos de apoyo en el resto de Galilea, desde donde le llegaban refuerzos cada vez más numerosos.

Josef comprobaba sin disgusto el aumento de partidarios de Sapita y la extensión de sus facciones por todo el territorio, incluso hasta la región sometida a la autoridad del gobierno de Jerusalén. La gente de Sapita exigía a las comunas dependientes de Josef contribuciones para la causa nacional. Si éstas rehusaban, organizaba incursiones de castigo que adquirían lamentables proporciones de rapiña y pillaje. La policía de Josef intervenía rara vez y sus tribunales trataban a los responsables con indulgencia.

Se sintió feliz cuando un día recibió la visita de Sapita. Galilea comenzaba a tenerle confianza. Acudían a él. Comprendió que no tendría que esperar demasiado para obligar al arrogante Justo a abandonar su reserva, pero prudentemente ocultó su satisfacción y observó detenidamente al jefe rebelde. Éste era vigoroso aunque enjuto y lo caracterizaba la peculiaridad de tener un hombro más bajo que el otro. La barba rala terminaba en dos puntas y los ojos eran pequeños y ardientes. Josef conversó y negoció con él con

palabras sobreentendidas. Era más fácil hablar con Sapita que con Justo. No se estipuló nada por escrito, pero cuando terminó la reunión ambos sabían que habían sellado un acuerdo más efectivo que un tratado explícito. Desde ese momento los hombres de Sapita que no se sintieran seguros en Tiberíades podían refugiarse confiadamente en la provincia de Josef, donde serían tratados consideradamente. Por la otra parte, Josef ya no tendría que empeñarse en arrancar al doctor Janai el dinero necesario para su fondo de guerra: lo que le negara ese ladrón, Sapita se lo suministraría.

Y así fue. Josef tenía ahora a Justo tan en sus manos que podía obligarlo a discutir el tema político. En un informe dirigido a Jerusalén, Justo rogó insistentemente a los miembros del gobierno que no siguieran saboteando sus esfuerzos por destruir las bandas armadas de Galilea. El anciano doctor Janai hizo algunas preguntas embarazosas a Josef pero éste fingió sorprenderse, y opinó que Justo sufría de alucinaciones. Cuando quedó solo sonrió satisfecho. La lucha lo animaba.

Fue convenida una explicación verbal entre Justo y él. En compañía del viejo Janai y montado en su hermoso caballo árabe «Flecha», cabalgó a través de las calles bien cuidadas de Tiberíades, seguido por las miradas perplejas de sus habitantes. Sabiéndose apuesto, adoptó un aire indiferente y un poco altanero. Ascendieron la colina con dirección al palacio de Agripa. Blanca y soberbia se alzaba a la entrada la estatua del emperador Tiberio, que había dado su nombre a la ciudad. Los nichos de la fachada también albergaban estatuas. Josef se indignó. Si bien no era demasiado fiel a las tradiciones, su pensamiento estaba impregnado del Dios invisible, y se estremecía en lo más hondo de su ser cuando en el país de Yahvé se veían imágenes prohibidas. Sólo Dios creador podía plasmar las formas y, aunque al hombre le había sido permitido darles un nombre, pretender esculpirlas era pretensión criminal. Esas estatuas ultrajaban al Dios invisible. El ligero malestar, el sentimiento de estar cometiendo una falta, que le había incomodado al emprender el viaje, desapareció dando paso a una intensa emoción. Se sintió superior a su rival; Justo ejercía una política pusilánime, en cambio él venía como soldado de Yahvé.

Justo, nada inclinado a las solemnidades, se esmeró en quitar a la conversación cualquier carácter oficial. Almorzaron los tres, reclinados frente a frente. Justo habló al comienzo en griego; después, por cortesía, se expresó en arameo, aunque era evidente que esa lengua le era menos familiar. Poco a poco empezaron a hablar de política. El doctor Janai se mostró conformista y jovial como siempre. Josef defendió su propia táctica con un entusiasmo tal vez excesivo.

—Para impedir, precisamente, que los partidarios de la guerra se embarquen en alguna aventura peligrosa, hay que hacerles concesiones.

—¿Queréis decir que se debe activar la paz?— preguntó Justo con desagradable ironía. —No puedo menos que asegurar al autor del *Libro de los Macabeos* que, en la práctica, la política de los macabeos, cualquiera que sea su objetivo, me parece hoy día equivocada.

—¿Pero es que los más radicales de los macabeos no viven aquí en Tiberíades?— preguntó suavemente el doctor Janai.

—Por desgracia— confesó con franqueza Justo —no tengo poder para poner a Sapita en prisión. Señores, vosotros podríais hacerlo pero, como ya os he escrito, es precisamente la indulgencia de vuestros tribunales la que me concede tantos «Vengadores de Israel».

—El asunto no es para nosotros tan simple— se excusó el doctor Janai. —Después de todo no se trata de vulgares bandidos.

—Esa gente— intervino Josef —se basa en la autoridad del texto de Isaías. Creen— agregó firmemente, en tono agresivo —que los tiempos han llegado y que el Mesías aparecerá en poco tiempo.

—Isaías ha dicho— repuso Justo sin elevar la voz pero evidentemente irritado: — «Permaneced serenos frente al poder, permaneced serenos y tened confianza». He aquí la enseñanza de Isaías.

La cita exasperó a Josef. ¿Quería enseñarle las Escrituras?

—El foco del desorden es Tiberíades— dijo secamente.

—El foco del desorden es Magdala, doctor Josef— replicó Justo, en tono cortés. — Cuando vuestros tribunales absuelven a mis ladrones, yo no puedo hacer nada contra ellos. Pero si vos

continuáis enriqueciendo vuestro tesoro de guerra con el producto de esos robos, doctor Josef— continuó imperturbablemente cortés —no respondo de que mi rey no vaya algún día a recuperar sus contribuciones por la fuerza.

El doctor Janai se sobresaltó.

—Doctor Josef, ¿guardáis dinero de Sapita en vuestra caja?

Josef estaba furioso. Ese maldito Justo debía poseer un notable servicio de espionaje, pues los envíos de fondos habían sido ocultados de mil maneras distintas. Tuvo que contestar que le había llegado dinero de Tiberíades para las guardias cívicas de Galilea, pero que no creía que proviniese del botín de la banda de Sapita.

—Creedme— explicó Justo amistosamente, —es de allí de donde procede. Os ruego encarecidamente que no ayudéis a la chusma. Considero incompatible con los deberes de mi cargo seguir permitiendo que llevéis a Tiberíades a una situación subversiva.

Aunque su tono fue tan cortés como al principio, sólo por el hecho de volver a hablar en griego reveló su exasperación. En cuanto al anciano Janai, su indiferencia se había hecho humo.

Bruscamente se puso de pie y, gesticulando, gritó a Josef:

—¿Tenéis dinero de Sapita? ¿Lo tenéis?— Sin esperar respuesta, declaró a Justo: —Si se comprueba que los fondos nos han llegado de Tiberíades, os serán restituidos, os lo prometo.

Apenas alejados de la ciudad, los dos comisarios se separaron.

—Os recuerdo— dijo Janai en tono glacial— que no estáis en Magdala como Vengador de Israel, sino como comisario de Jerusalén. ¡Os prohíbo extravagancias o aventuras pintorescas!— gritó.

Pálido de ira, Josef no sabía qué responder: ahora veía claramente que había sobreestimado su fuerza. Ese doctor Janai tenía olfato y distinguía lo que era sólido de lo que no lo era. Que se atreviera a sermonearle como a un pequeño escolar le demostraba que su situación no era muy firme. Habría debido seguir contemporizando sin dejarse arrastrar a una lucha contra Justo. Jerusalén lo destruiría en la primera ocasión, y Justo tendría en los labios la infame sonrisa que Josef conocía muy bien.

No, eso no ocurriría, Josef sabría impedírselo. ¿Qué sabía Justo de Galilea? En cambio, él había ganado experiencia. Ya no

temía a los jefes galileos ni se sentía incómodo en su presencia. Sapita había venido a verlo espontáneamente; y en cuanto al otro, a Juan de Giscala, lo mandaría llamar. Y no sería Jerusalén, sino el triunvirato Juan, Sapita y Josef el que ejercería la verdadera autoridad en el país. Que los calificasen entonces de bandidos, de chusma, de lo que quisieran. No iba a renunciar de ningún modo a su acuerdo con Sapita. Por el contrario, agruparía a todas las organizaciones armadas, reconocidas o no, bajo la autoridad del gobierno de Jerusalén, no en calidad de comisario de Jerusalén, sino como jefe supremo de los Vengadores.

Juan de Giscala, comandante de la bien equipada milicia de Galilea, se sintió muy satisfecho cuando Josef lo hizo llamar. En los alrededores de su aldea natal, el pequeño poblado montañés de Giscala —en realidad había sido inscripto al nacer con el nombre de Juan ben Leví—, poseía una pequeña y modesta propiedad, donde cultivaba sobre todo olivares e higueras. Bastante grueso, algo lento, bien parecido y hábil, era el hombre adecuado para conquistar el corazón de los galileos. Durante la expedición de Cestio había organizado la guerra de guerrillas en la Alta Galilea, que actuó eficaz y encarnizadamente contra los romanos. Se movía constantemente de un lado al otro del país y conocía todos sus rincones. Cuando Juan llegó a su encuentro, Josef no pudo comprender por qué no se le había ocurrido antes ponerse en contacto con él. Era pequeño de estatura pero fuerte, moreno, ancho de espaldas. Su barba corta terminaba en punta, la nariz era aplastada y los ojos grises y maliciosos. A pesar de su demostrada astucia su aspecto era cordial y franco.

Hizo inmediatamente una proposición inequívoca. El rey Agripa tenía almacenadas en todo el país grandes cantidades de trigo, destinado sin ninguna duda a los romanos. Juan quería requisar ese cereal para sus guardias cívicas, medida de emergencia para la que solicitaba el consentimiento de Josef. Por influencia de los potentados y de los aristócratas, Jerusalén —se lamentó—, desaprobaba cualquier trato que se estableciera con sus milicias. Tenía la impresión de que Josef era distinto de los cobardes doctores del Templo.

—Vos, doctor Josef— le dijo, —estáis en el fondo de vuestro corazón con los «Vengadores de Israel». Esto se huele a tres leguas de distancia. Yo os entregaría a mis hombres de buena gana-agregó con sinceridad, y le entregó una relación exacta de su organización, que comprendía a 18.000 soldados. Josef autorizó la requisa del trigo.

No temía las repercusiones que provocaría la medida. Pensaba que si aprovechaba sin vacilaciones sus atribuciones, si tomaba en sus manos la verdadera autoridad sobre Galilea, Jerusalén no se atrevería a destituirlo. Y si llegaba el caso, podría impedir que lo destituyeran. Animado y feliz se dispuso a esperar los acontecimientos.

También Juan de Giscala se hallaba satisfecho de su conversación con Josef. Era un hombre osado y no le faltaba ingenio para argüir pretextos. Toda Galilea sabía que era él quien requisaba las provisiones del rey Agripa, pero Juan lo negaba; sólo decía que el comisario de Jerusalén había dado cierta orden. Pasaba tranquilamente al territorio enemigo de Tiberíades, aduciendo que intentaba aliviar su reúma en las fuentes termales de la ciudad. Si Justo se hubiese atrevido a poner la mano sobre él, sus hombres, bien lo sabía, habrían invadido Tiberíades. A Justo todo esto le producía cierta gracia; por más peligrosos que le pareciesen los manejos de ese jefe de campesinos, su modo de hacer las cosas le agradaba.

Sin embargo, envió a Jerusalén y a Séforis una carta cargada de indignación. Fuera de sí, sofocado por la furia, el anciano Janai se presentó ante Josef: era necesario devolver inmediatamente el trigo. Josef recibió con mucha cortesía a su airado colega. Por desgracia le era imposible restituir el cereal: lo había revendido. Janai debió retirarse sin obtener nada, mientras Josef se encogía amablemente de hombros. Sólo obtuvo una mínima satisfacción: Josef había enviado a Jerusalén una buena parte del dinero obtenido con la venta.

En la ciudad de Tiberíades, uno de los ternas de agitación preferido por los «Vengadores de Israel» era la crítica a la escasa devoción de la clase alta y su tendencia a asimilarse a romanos y griegos. Cuando Sapita volvió a encontrarse con Josef éste le

manifestó la íntima indignación que había sentido al contemplar las estatuas que descaradamente se exhibían delante del palacio del rey. El labriego cetrino y enjuto levantó un hombro, dirigió los pequeños ojos al cielo, los volvió a bajar y tiró nerviosamente de una de las puntas de su barba. Para provocarlo un poco más, Josef citó al profeta: «El becerro está en el país, Yahvé lo extravía. Es la mano del hombre quien lo ha hecho, ése no puede ser un dios.» Aguardó a que Sapita acabase la cita famosa: «En consecuencia, el becerro debe ser reducido a polvo». Pero Sapita se limitó a sonreír, pasó por alto la sentencia y, suavemente, como si lo dijera para sí más que para que ser escuchado por Josef, continuó: «Siembran vientos y recogerán tempestades». Después agregó en tono de hombre pragmático:

—Hemos protestado siempre contra ese escándalo criminal. Estaríamos muy agradecidos al comisario de Jerusalén si quisiera intervenir ante las autoridades de Tiberíades para que le pongan fin.

Sapita no era tan franco como Juan de Giscala, pero sus discretas alusiones parecían confiables: «Quien siembra vientos recogerá tempestades». Sin consultar previamente al doctor Janai, Josef pidió a Justo una segunda entrevista.

Esta vez fue a Tiberíades sin gran cortejo, con un solo criado. Justo lo saludó a la romana, el brazo extendido y la mano abierta; después dejó caer el brazo con una sonrisa, como si pidiera disculpas, y pronunció la palabra hebrea de bienvenida: «Paz». Se sentaron uno frente al otro, sin que les incomodase la presencia de una tercera persona; cada uno perfectamente informado acerca de su interlocutor y los dos unidos por una cordial enemistad. Ambos habían ascendido bastante desde aquel lejano primer encuentro en Roma; ejercían poder sobre los hombres y sus destinos; habían madurado y sus rasgos se habían endurecido, pero seguían pareciéndose. Josef con su pálida tez morena, Justo con su piel morena y amarillenta.

—En nuestra última conversación— dijo Josef, —vos habéis citado al profeta Isaías.

—Sí— replicó Justo, —Isaías enseña que la pequeña Judea no debe correr el albur de una guerra contra su todopoderoso adversario.

—Eso enseñaba, pero al final de su vida tuvo que refugiarse en un cedro hueco y fue aserrado junto con el árbol.

—Más vale que perezca un hombre antes que sucumba todo el país. ¿Adónde queréis llegar, doctor Josef? Me esfuerzo por descubrir una relación razonable entre vuestros actos. Pero, o soy demasiado estúpido para comprenderos, o vos tenéis un solo fin: que Judea declare la guerra a Roma bajo la dirección del nuevo macabeo Josef ben Matatías.

Josef se contuvo. Le disgustaba, desde hacía largo tiempo, esta idea fija de Justo, quien lo consideraba un instigador de conflictos armados. No era exacto, no quería la guerra, sólo que no la rehuiría, llegado el caso. Por lo demás, consideraba falsa la táctica de Justo, aún encarada desde su punto de vista. Hablar sin cesar de la paz conducía tan fatalmente a la guerra como tener la guerra siempre a flor de labios. Por el contrario, opinaba que había que eliminar los pretextos que pudieran provocarla, ofreciendo oportunas concesiones.

—¿No es esto lo que hacemos en Tiberíades?— preguntó Justo. —No— repuso Josef.

—Os escucho— dijo Justo cortésmente.

—En Tiberíades vosotros poseéis, por ejemplo, este palacio real con sus estatuas representando a hombres y a animales, lo que constituye para toda la provincia un permanente escándalo, una continua provocación a la guerra.

Justo rió francamente.

—¿Es para decirme estas cosas que habéis venido a verme? Josef concentró en su voz todo su resentimiento contra las esculturas impúdicas, y repuso:

—Sí.

Justo le rogó entonces que lo siguiera, y le hizo recorrer el palacio, que estaba considerado el más hermoso de Galilea. Lo condujo a través de salas, patios, vestíbulos y jardines. Había, en efecto, esculturas en todas partes; habían brotado las estatuas como si fuesen plantas. El rey Agripa y sus dos predecesores, con mucha dedicación, con mucho dinero y buen gusto habían reunido y distribuido un buen número de bellas y famosas obras de arte, llegadas al palacio desde todos los rincones del mundo. Justo se

detuvo frente a una pequeña escultura situada en medio de un patio revestido de mosaicos. Se trataba de una pieza egipcia muy antigua, algo deteriorada por el paso del tiempo, que representaba una rama de árbol, donde estaba posado un pájaro, que a pesar de la inmovilidad de la materia, producía el efecto de gozosa ligereza del vuelo, con las alas abiertas.

Justo permaneció un rato absorto, y después, como si despertase de un sueño, preguntó con voz conmovida: —¿Es necesario que yo suprima esto?— y describiendo un círculo con la mano: —¿Y esto? ¿Y esto? En tal caso el edificio no tendría razón de ser.

—Pues bien, arrasad el palacio— repuso Josef. Había tanto odio en su acento que Justo prefirió callar.

Al día siguiente, Josef hizo llamar a Sapita, quien le preguntó en primer lugar si había obtenido algo de las autoridades de Tiberíades.

—No— repuso Josef, —su corazón es de piedra y mi poder se detiene, por desgracia, en los muros de la ciudad.

Sapita se mesó enérgicamente una de las puntas de la barba y pronunció esta vez la frase que omitiera en la entrevista anterior: «Hay que aniquilar al becerro de Samaria».

—Si los habitantes de Tiberíades se desprenden de esos objetos escandalosos seré indulgente con ellos— dijo Josef.

—¿También les ofreceréis asilo?

—Tal vez un asilo— repuso Josef.

Cuando Sapita se retiró, Josef sintió remordimientos. Ese hombre, a pesar de sus hombros defectuosos, era fuerte y seguramente poco delicado con las esculturas. Si asaltaba con sus hombres el palacio no destruiría sólo las estatuas.

El palacio había sido construido con gran belleza —el cielo raso era de madera de cedro y oro— y contenía innumerables objetos de gran valor. Era propiedad incuestionable del rey Agripa y se hallaba indudablemente bajo la protección de Roma. Desde hacía algún tiempo reinaba la calma en el país, y en Jerusalén se esperaba llegar a un rápido acuerdo con los romanos. (El zapatero Akavia había visto en la taberna humeante de Cafarnaúm al Mesías, sin espada.) Por la otra parte, había en Roma quienes esperaban que se produjera solamente un gesto del gobierno de Jerusalén que

pudiese ser interpretado como una agresión. Lo que Josef acababa de pactar podía poner en movimiento una pesada piedra, que numerosas manos habían logrado contener hasta entonces con enorme esfuerzo.

Durante la noche siguiente, el palacio del rey Agripa fue saqueado. Las dependencias ocupaban una vasta superficie, eran muy sólidas y no se las podía arrasar fácilmente. En efecto, sólo se lo logró a medias. Ocurrió al pálido resplandor de la luna, y —milagrosamente— sin gran estruendo. Muchos hombres encarnizados golpearon las piedras, las arrojaron al suelo, las pisotearon, así como los canastillos de flores de los jardines. Destruyeron con furia especial los surtidores y cascadas de agua. Corrían de acá para allá, empeñados en apoderarse de los ricos tejidos, de las incrustaciones de oro del cielo raso, de las pinturas de altísimo valor.

Justo advirtió rápidamente que sus tropas eran demasiado débiles para poner fin al expolio, y prohibió toda resistencia. Pero los «Vengadores de Israel» ya habían abatido a un centenar de soldados y de griegos civiles que, al comenzar el ataque, trataron de evitar el pillaje. En cuanto a las construcciones, ardieron durante casi todo un día.

La destrucción del palacio de Tiberíades produjo gran estupor en toda Galilea. En Magdala las autoridades pidieron ansiosamente instrucciones a Josef acerca de la actitud a adoptar, pero el comisario guardó un silencio obstinado. Súbitamente se le ocurrió partir hacia Tiberíades a la mañana siguiente del incendio, para presentar a Justo sus condolencias y ofrecerle su ayuda, si le era necesaria.

Lo encontró taciturno, vagando sin cesar alrededor de las ruinas. No había pedido tropas a su rey ni adoptado medida alguna contra la banda de Sapita; siendo él tan enérgico, no había podido reaccionar ante el desastre. Estaba desesperado. Al ver a Josef, no le hizo ningún reproche ni pronunció una sola palabra mordaz. Muy pálido, le dijo con voz ronca de emoción y de dolor:

—Vos no tenéis idea de lo que habéis hecho. Lo peor no ha sido la suspensión en el Templo de los sacrificios encargados por Roma, ni el ataque contra Cestio, ni siquiera el edicto de Cesa—

rea... Esto, esto, aquí, significa definitivamente la guerra— y agregó, con los ojos anegados de lágrimas de cólera y tristeza: —La ambición os ciega, Josef.

Sapita entregó a Josef una gran parte del botín conseguido en el palacio: oro, maderas preciosas, fragmentos de estatuas. Josef buscó inútilmente la rama y el pájaro de piedra oscura. No los encontró: probablemente había sido hecho de un material considerado de poco valor, fácil de convertir en polvo.

Las noticias de Tiberíades alcanzaron a los gobernadores de Jerusalén como un golpe en pleno pecho. Gracias a la mediación del pacífico legado Paulino habían obtenido una semipromesa del gobierno imperial: «Que Judea se mantenga en calma —había declarado Roma— y Roma se contentará con la entrega de algunos cabecillas: Simeón bar Giora y el doctor Eleazar.» La sola posibilidad de librarse de los cabecillas había causado regocijo en Jerusalén pero la hazaña de Tiberíades acababa de echarlo todo a perder.

Los Vengadores, que habían estado entre la espada y la pared, respiraron entonces a sus anchas.

La Sala Azul, lugar de sus reuniones, pasó a ser el centro de Judea y, gracias a los nuevos acontecimientos, el doctor Eleazar fue propuesto para integrar uno de los consejos del gobierno. El presuntuoso doctor disfrutó plenamente de la humillación de sus contrarios y se hizo de rogar antes de aceptar el cargo qué le ofrecían. Respecto al gobernador rebelde de Galilea, que en forma tan manifiesta había actuado contrariamente a las instrucciones de sus superiores, ni siquiera la Sala Azul podía mantenerlo en el cargo, máxime cuando el doctor Janai acababa de presentar personalmente un informe al Gran Consejo, reclamando la destitución y el castigo de Josef ben Matatías a quien calificaba de criminal. Por tanto, a los «Vengadores» no les pareció oportuno asumir su defensa y se abstuvieron de intervenir. Sólo un miembro del consejo dijo algo en favor de Josef: el ecuánime anciano doctor Yojanán ben Zakai.

—No condenéis a nadie— aconsejó —antes de que haya muerto.

Al padre de Josef, un anciano severo e irritable que se había sentido muy feliz por el nombramiento de su hijo, las noticias de lo ocurrido lo llevaron al borde de la desesperación. Le envió una carta suplicándole que regresara a Jerusalén de inmediato, a fin de defenderse antes de que se promulgase el decreto de destitución. Si, en cambio, permanecía en Galilea, todo estaría perdido para ellos. La inquietud le hacía temer la muerte, por lo que le manifestaba que no quería bajar a la tumba antes de volver a verlo.

Cuando la leyó, el joven comisario sonreía; amaba profundamente a su padre pero conocía su tendencia a verlo todo negro, y él, por el contrario, se sentía lleno de confianza. Una vez más se encaraban las cosas bajo distinta luz en Galilea y en Jerusalén. Ocurrida la destrucción de las estatuas de Tiberíades, Galilea se volcó en favor de Josef, pues a nadie se le ocultaba en el país que sin su consentimiento la operación no habría podido realizarse. Había echado abajo el muro que lo separaba del pueblo de Galilea; se lo consideraba un nuevo Yehuda Macabeo, como irónicamente lo había nombrado Justo, en una ocasión. La milicia armada aceptaría lo que él le sugiriera; por tanto no se trataba ya de su dependencia respecto de Jerusalén sino de la dependencia de Jerusalén respecto de él. Si lo deseaba, podría hacer pedazos el decreto de destitución.

Esa noche tuvo un sueño terrible. De todas las rutas llegaban legiones romanas, las veía aproximarse lentamente, implacables, en orden perfecto, en filas de a seis. Eran millares de hombres que parecían un solo ser. Tal representación de la guerra venía hacia él: era la técnica, una máquina enorme, pesada, ciega, implacable. Absurdo habría sido enfrentarse a esa máquina. Veía a los legionarios avanzar acompasadamente; los distinguía nítidamente pero —y esto era aún más espantoso— no oía nada. Gemía alucinado. Un solo pie gigantesco, metido en una monstruosa bota de soldado, subía, bajaba, subía otra vez y otra vez bajaba. Le era imposible huir: al cabo de cinco, de tres minutos lo aplastaría sin remedio. Josef se veía montado en su caballo «Flecha». Sapita y Juan de Giscala lo miraban sombríos, expectantes. Esperaban que él desenvainase la espada. Se aferró a la empuñadura, pero la hoja no salió, estaba clavada con fuerza a la vaina. Gimió. Justo de

Tiberíades lanzaba una carcajada. Sapita tiraba enfurecido de una de las puntas de la barba y el carpintero Calafta blandía los puños enérgicamente. Josef se esforzaba inútilmente por desenvainar su espada. El tiempo era eterno. Volvía a tirar con fuerza pero no podía arrancarla. El zapatero Akavia lloriqueaba: «Comed, joven, debéis comer» y el pie metido en la bota gigantesca avanzaba imperturbable.

Cuando despertó, vio que la mañana de invierno era clara y luminosa. La angustia, el interminable avance de la bota, no era ya más que el recuerdo de una pesadilla que Josef interpretó como un buen signo.

No había sido Jerusalén, sino Dios mismo quien lo había puesto en ese lugar: Dios quería la guerra.

Frenéticamente se dispuso a preparar la guerra santa. ¿Cómo había podido comer en Roma a la mesa de los extranjeros, cómo había podido dormir en su mismo lecho? Igual que a los Vengadores, le repugnaba el olor de su piel. Apestaban el país. Admitía que eran buenos administradores y que sus carreteras y acueductos eran necesarios, pero pensaba que esa tierra santa de Judea se hacía infecta cuando no se vivía en ella como judío.

Lo embargó la misma emoción que se había adueñado de él cuando escribió su libro sobre los Macabeos. Aquellos días habían sido premonitorios. Sentía crecer sus fuerzas y desconocía la fatiga, aunque trabajaba sin descanso del día a la noche. Bajo su mando la administración fue estricta, se acumularon provisiones, las guardias cívicas se organizaron disciplinadamente, se reforzaron las fortificaciones. Recorrió las ciudades de Galilea, sus vastas y apacibles campiñas, montañas y valles, las márgenes de sus ríos, del mar y de los lagos, a través de viñedos, olivares e higueras. Aparecía en todas partes montado en su caballo «Flecha». Se sentía joven, enérgico, transcendente. Irradiaba confianza. Delante de él flameaba el estandarte con la divisa de los Macabeos: «¡Quién es como vos, oh, Señor!», y su presencia, su palabra y la bandera encendían la pasión de la juventud de Galilea.

Muchos galileos, al oírle hablar del aniquilamiento de Edom con palabras que brotaban de su boca como las piedras ardientes salen de un volcán, aseguraban que un nuevo profeta había aparecido en

Israel. «*¡Marín, Marín!*» ¡Salud a nuestro señor, salud!, exclamaban con veneración al verlo llegar, y le besaban las manos y el borde del manto.

Fue a Merón, en la Alta Galilea. Era una pequeña ciudad, conocida sólo por sus olivares, su universidad y sus antiguos intérpretes de la Ley, el severo doctor Schamai y el amable Hilel. Los habitantes de Merón pasaban por ser creyentes particularmente fervorosos: los sepulcros de esos maestros, decían, les inspiraban un conocimiento profundo de Dios. Tal vez fuese por esa razón que Josef decidió ir allí. Habló en la antigua sinagoga y los doctores y estudiantes, más reflexivos que los naturales de otras ciudades, lo escucharon atentamente meciendo el cuerpo y suspirando por la emoción. De pronto, cuando Josef hizo una pausa después de un extenso y enérgico párrafo, un muchacho pálido gritó, en medio del silencio tenso e impresionante:

—¡Es él!

—¿Quién soy yo...?— preguntó Josef, irritado.

El joven, con mirada de perro devoto y aspecto enajenado, repitió:

—Sois vos, sí, sois vos.

Supo que los habitantes de la pequeña ciudad consideraban al muchacho un profeta de Yahvé y que dejaban abiertas las puertas de sus casas durante toda la noche, desde que él vaticinara que se les aparecería el Redentor.

Josef se estremeció e, indignado, increpó al joven duramente. En lo más íntimo alejaba como a una blasfemia la idea de que él pudiese ser el Mesías. Sin embargo, la fe en su misión divina lo penetraba con convicción creciente. Quienes lo tornaban por el Salvador eran unos locos pueriles pero, en verdad, él se sentía obligado a preparar su llegada.

La gente de Merón no quería resignarse a admitir que no habían visto al Mesías. Hicieron fundir en bronce las huellas de los cascos del caballo de Josef, y esos vestigios fueron para ellos más sagrados que las tumbas de los maestros de la Ley. Josef se encolerizó, se rió y se burló de semejante imbecilidad. No obstante, se sentía cada vez más intensamente unido a Aquel que debía venir, y deseaba ardientemente, voluptuosamente, verlo con sus

propios ojos. Cuando se presentaron los delegados de Jerusalén anunciándole el decreto de destitución, Josef les declaró sonriendo que debía haber un error, y que mientras no recibiese una confirmación precisa de la capital estaba obligado a tenerlos bajo vigilancia para evitar desórdenes en el país. Los emisarios le preguntaron quién le había dado plenos poderes para declarar la guerra a Roma, a lo que replicó que había sido encomendado de esa misión por Dios. Al oírlo, le recordaron la Ley: «Quien se permite decir en mi nombre una palabra que no le he ordenado pronunciar, ése morirá». Sin dejar de sonreír, con amabilidad y excelente humor, Josef se encogió de hombros y afirmó que habría que esperar para saber quién hablaba en nombre del Señor y quién no. Estaba radiante, seguro de sí mismo y de su Dios.

Reunió las milicias con las tropas de Juan de Giscala y marchó sobre Tiberíades. Justo le entregó la ciudad sin resistencia. De nuevo estaban frente a frente pero en esta ocasión el tercer personaje no era el anciano Janai, sino el enérgico, benévolo y astuto Juan de Giscala.

—Id tranquilamente a reuniros con vuestro rey Agripa— dijo Juan a Justo. —Sois un hombre inteligente, demasiado razonable para una guerra liberadora. Para emprenderla es imprescindible una fe sin fisuras y haber escuchado una voz interior.

Intervino amablemente Josef:

—Podéis llevaros la plata y los objetos de valor que pertenecen al rey. Os ruego que me dejéis tan sólo los documentos del gobierno. Podéis partir cuando lo deseéis, nadie os causará ninguna molestia.

—No tengo nada contra vos, Juan— repuso Justo. Vos obedecéis, así lo creo, a una llamada interior, pero vuestra causa está perdida, sin hablar de otros motivos razonables, sólo porque este hombre es vuestro jefe.

No miró a Josef, pero su tono estaba lleno de desprecio.

—Nuestro doctor Josef— dijo con una sonrisa Juan de Giscala —no parece ser de vuestro agrado. Pero es un brillante organizador, un magnífico orador, un jefe nato.

—Vuestro doctor Josef es un miserable.

Josef no contestó. El vencido estaba amargado y cometía una injusticia; de nada habría servido discutir con él y rebatirle.

Durante ese invierno galileo, Josef se sintió fuerte y feliz. En Jerusalén las autoridades no se decidían a emplear medidas drásticas contra él, y hasta pasaron por alto, sin darse por enteradas, que al cabo de algunas semanas volviera a titularse comisario del gobierno central. Josef protegió sin dificultad sus fronteras contra los romanos, los hizo retroceder dentro del territorio que ocupaban, se apropió de la margen occidental del lago de Genezaret, que pertenecía a los dominios del rey Agripa, y ocupó y fortificó las ciudades allí instaladas. Organizó la guerra. El aire sagrado del país le inspiraba ideas grandiosas y sorprendentes.

Roma también guardaba silencio: por su parte no se había producido ninguna reacción. El legado Paulino había roto toda relación con sus amigos de Jerusalén. Esta primera victoria había sido lograda muy fácilmente. Los romanos se limitaron a ocupar Samaria y las ciudades de la costa, donde estaban seguros de conservar el poder gracias al apoyo de la mayoría griega de la población. Las tropas del rey Agripa impedían cualquier escaramuza. Reinaba la calma en toda la comarca.

Quienes poseían bienes muebles, salvo los que íntimamente eran partidarios de los «Vengadores de Israel», trataron de ponerse a salvo bajo la protección de los romanos. La mujer de un tal Tolomeo, intendente del rey Agripa, fue sorprendida por los hombres de Josef en la vecindad de una aldea llamada Daharita, mientras trataba de pasar la frontera. Llevaba consigo numeroso equipaje compuesto por objetos de gran valor, algunos pertenecientes probablemente al mismo rey: buena captura, por cierto. Los que la llevaron a cabo se regocijaron imaginando la parte que les tocaría del botín. Pero quedaron cruelmente decepcionados, pues Josef lo hizo transportar al territorio romano, con una carta cortés que debía ser entregada en las manos leales a Roma del legado Paulino.

No era la primera vez que obraba así. Sus hombres empezaron a murmurar contra él y, por último, se quejaron a Juan de Giscala. El resultado fue una agria entrevista entre Juan, Sapita y Josef. Éste les recordó cuántas veces, en el transcurso de las guerras pasadas, romanos y griegos habían demostrado poseer idéntica nobleza de

espíritu. Pero Juan estaba furioso. Sus ojos grises, inyectados de sangre, lanzaban chispas malignas. Parecía una montaña que hubiese sido puesta en movimiento.

—¿Habéis perdido el juicio, jefe?— gritó. —¿Creéis estar en los juegos olímpicos? ¿Creéis en historias sobre el espíritu caballeresco, cuando se trata de luchar contra los romanos? Nosotros hacemos la guerra, y no ejercicios deportivos. Aquí no se trata de conquistar una corona de encina. Hay en este país seis millones de hombres que se asfixian porque no pueden respirar más el aire apestado por los gentiles. ¿Lo comprendéis?

Josef no respondió al ataque de furia. Quedó estupefacto, lastimado por tamaña injusticia. Miró a Sapita, quien permanecía de pie, sombrío, callado, pero dando a entender que las palabras de Juan expresaban su propio parecer.

Por lo demás, los tres eran demasiado sensatos para comprometer por una desavenencia el éxito de la empresa. Durante el invierno se ocuparon de la defensa de Galilea con todas sus energías.

El país conservaba la calma, pero esta tranquilidad comenzaba a hacerse agobiante. Por su lado, el entusiasmo y la confianza de Josef parecían no haberse alterado, aunque en medio de esa paz gozosa recordaba las palabras de Justo. Cada vez con mayor frecuencia, y aunque el trabajo excesivo colmaba sus días, le parecía oírlas en boca de sus subordinados y oficiales, en el tumulto de las asambleas populares, pronunciadas en voz baja pero nítidas y amargas: «Vuestro doctor Josef es un miserable». En lo más hondo de su corazón resonarían para siempre el desprecio y la contundencia de aquellas palabras dichas dificultosamente en arameo.

En el centro del mundo estaba situada la Tierra de Israel; en el centro del país, Jerusalén; en el centro de Jerusalén, el Templo. En el centro del Templo, el Santuario de los Santuarios, ombligo de la tierra. Hasta la época de David, Yahvé había sido guardado al amparo humilde de una tienda, en una cabaña precaria. El rey David resolvió construirle una casa. Destinó para ella la *Tenne Aravna*, la antigua y santa montaña de Sión. Pero no le fue concedido más que colocar los cimientos. Se le prohibió construir el edificio del Templo

porque en sus innumerables batallas había derramado demasiada sangre. Su hijo Salomón tuvo la gloria de proseguir la obra santa. Edificó durante siete años seguidos. Ninguno de los obreros murió durante ese tiempo, ninguno cayó enfermo, ningún instrumento se estropeó. Como estaba prohibido emplear el hierro en la santa obra, Dios envió al rey un diamante maravilloso, llamado *Schamir*, que cortaba la piedra. A menudo los diamantes se colocaban sobre las piedras sin intervención humana. Imponente y sagrado brillaba el altar de los holocaustos, junto a la fuente de las abluciones para los sacerdotes: el inmenso cuenco de bronce sostenido por doce torres. Junto al pórtico, se elevaban hacia el cielo dos árboles sorprendentes, también de bronce, llamados Yajin y Boar. En el interior, los techos artesonados se habían construido con madera de cedro; los suelos estaban revestidos con madera de ciprés y la pared y las piedras de los muros habían sido igualmente recubiertas. A lo largo de las paredes se colocaron candelabros de oro y se instaló la mesa para los panes de proposición. En el Santuario de los Santuarios, ocultas de las miradas por una cortina, estaban las figuras de los querubines, las gigantescas esculturas talladas en madera de olivo silvestre, con cabeza de ave, cuyos ojos lanzaban miradas aterrorizadoras. Con sus enormes alas doradas protegían el arca de Yahvé, que había acompañado a los judíos en el desierto. Ese Templo permaneció en pie más de cuatrocientos treinta años, hasta que el rey Nabucodonosor lo destruyó y se apropió de los utensilios sagrados, llevándoselos a Babilonia.

Vueltos del cautiverio de Babilonia, los judíos construyeron un nuevo Templo, demasiado modesto si se lo comparaba con el anterior. Hasta que un gran rey, llamado Herodes, en el décimo octavo año de su reinado, comenzó a restaurar la Santa Casa. Con el trabajo de miles de obreros hizo ensanchar la colina sobre la cual se elevaba el edificio. La apuntaló con los macizos muros de una triple muralla y dedicó tantos cuidados y arte a esta obra que ese templo se consideró por entonces el edificio más hermoso de Asia y, a los ojos de muchos, el más hermoso del mundo. En Jerusalén se decía que el mundo era un ojo cuyo blanco era el mar, el iris la Tierra y Jerusalén la pupila, donde se reflejaba la imagen del Templo.

Ni el pincel del pintor ni el cincel del escultor habían sido los verdaderos creadores de tanta belleza. Ésta emanaba de la armonía de sus enormes proporciones y de los materiales seleccionados con gusto exquisito. Inmensos pórticos dobles lo rodeaban completamente, ofreciendo su abrigo y su sombra a los paseantes que recorrían el entorno del Templo. La sala más hermosa era la Cuadrangular, en la que tenía su asiento el gran Consejo. Había una sinagoga, varios locales para la venta de ofrendas, tiendas de perfumes sagrados y profanos, un amplio matadero y, un poco retiradas, las mesas de los cambistas.

Un muro de piedra separaba estos espacios del santuario. Inscripciones en griego y en latín se multiplicaban hasta donde alcanzaba la vista, amenazando de muerte a todo no judío que lo franquease. Los que estaban autorizados a penetrar en el interior eran cada vez menos numerosos a medida que se avanzaba en el Templo. El tránsito en los patios sagrados estaba prohibido a los enfermos, a los inválidos y a los que hubieran estado cerca de un cadáver. Para las mujeres se había edificado un único y vasto recinto, en el cual no podían penetrar durante el período de la menstruación. Los patios interiores se reservaban para los sacerdotes, y sólo a aquellos que no padecían de ningún defecto físico.

Blanco y oro, el Templo dominaba la ciudad desde sus altas terrazas. Observado a distancia producía el efecto de una colina cubierta de nieve. Sus cúpulas se erizaban en puntas agudas, a fin de que los pájaros no pudiesen mancillarlas. Tanto los patios como los pórticos se habían cubierto con mosaicos artísticos. Por todas partes se veían terrazas, puertas, columnas, de mármol en su mayor parte, muchas de ellas revestidas de oro, de plata, o del más noble de los metales: el bronce de Corinto, esa antigua aleación formada durante el incendio de aquella ciudad por la mezcla de metales preciosos en fusión. Sobre el dintel de la puerta que conducía al santuario, Herodes había hecho colocar el emblema de Israel: la vid tallada en oro, tan gigantesca que el grosor de los racimos era igual al contorno de un hombre.

Obras de arte célebres en el mundo entero adornaban el interior del Templo: el candelabro de siete brazos, cada uno de los cuales

representa uno de los siete planetas: el Sol, la Luna, Mercurio, Venus, Marte, Júpiter y Saturno; la Mesa con los doce panes de ofrenda que simbolizaban los signos del zodiaco y el año; el Vaso con las trece diferentes clases de perfumes del mar, del desierto y de la Tierra habitada, testimonios de que todo viene de Dios y sólo a Él pertenece.

En el subterráneo más profundo y mejor protegido se encontraba el tesoro del Templo, donde se guardaban las riquezas del Estado, una parte considerable del oro y de las piedras preciosas de todo el mundo. También allí se conservaban los ornamentos del

Sumo Sacerdote, el pectoral sagrado, las joyas del Santuario y la diadema de oro que llevaba inscrito el nombre de Yahvé. La diadema había motivado una larga querella entre Roma y Jerusalén, antes de que el tesoro del Templo hubiese sido definitivamente autorizado a conservarla, y esa disputa había costado mucha sangre.

En el corazón del Templo, aislado de las otras dependencias por una cortina de púrpura, se encontraba el Sancta Sanctórum. Estaba vacío y oscuro. Sobre el suelo desnudo no había nada más que una piedra tosca, el bloque de roca *Schetiyá*. Era allí donde, según los judíos, residía Yahvé. Nadie podía penetrar en ese recinto. Sólo una vez al año, el día de la reconciliación entre Yahvé y su pueblo, el Sumo Sacerdote entraba en el Santuario de los Santuarios. Ese día, en todo el mundo, los judíos ayunaban, y los pórticos y patios del Templo se colmaban de hombres que aguardaban a que el Sumo Sacerdote invocase a Yahvé por su nombre. Pocos podían oírlo cuando salía de la boca del sacerdote, pero todos creían escuchar el nombre divino, y cien mil rodillas se doblaban sobre el suelo del Templo.

En todas partes se hacían comentarios sobre el misterioso culto celebrado detrás del velo del Santuario de los Santuarios. Los judíos afirmaban que Yahvé era invisible y que su imagen no estaba allí, pero la gente no podía creer que esa sala estuviese sencillamente vacía. Si se hacían sacrificios a un Dios parecía lógico que ese Dios estuviese visible, en imagen, en ese lugar. El Dios Yahvé se encontraba allí, pero —decían— «los judíos, egoístas, lo esconden

para impedir que se lo quiten, para evitar que otros puedan conquistarlo». Los enemigos de los judíos, sobre todo los griegos, escépticos e irónicos, decían que no podía ser otra cosa que una cabeza de asno lo que se veneraba en el Santuario de los Santuarios. Pero la burla no surtía efecto. Los romanos, lúcidos e inteligentes y aun los bárbaros, torpes e ignorantes, callaban pensativos cuando se hablaba del Dios de los judíos. A todos sugería misterio e inspiraba temor el Invisible, oculto en el Santuario de los Santuarios.

Para los judíos de todas las naciones ese Templo constituía su verdadera patria, la fuente inagotable de su fuerza. Estuviesen a orillas del Elba o del Indo, en las costas del Mar Británico o en el curso superior del Nilo, rezaban volviendo el rostro hacia Jerusalén, donde se alzaba el Templo. Aportaban con ánimo gozoso su tributo para el Templo; iban en peregrinación, o proyectaban seriamente llevar algún día su cordero a la fiesta pascual. Si habían obtenido éxito en alguna empresa, lo agradecían al Invisible del Templo; si eran infelices o estaban necesitados, de Él esperaban auxilio.

Sólo en el recinto del Templo la tierra era pura. Todos los que residían en el extranjero deseaban que fuesen enviados allí sus despojos, a fin de encontrarse en ese lugar por lo menos en la muerte. Por dispersos que estuviesen en el mundo ésa era su patria.

Cuando llegó a Roma la noticia de la destrucción del palacio de Tiberíades, el emperador se encontraba viajando por Grecia. Había dejado a cargo del gobierno al ministro de la casa imperial, Claudio Helo. Éste convocó de inmediato un consejo de su gabinete, en el que participaron los treinta y siete titulares de los cargos de la corte. La noticia de que nuevas sublevaciones habían estallado en Judea los conmovió hondamente. Diez años más tarde, ese mismo mensaje no habría trascendido más que una novedad insignificante llegada de una provincia sin importancia. Pero en aquel momento hirió al imperio en su punto más sensible pues comprometía un proyecto de la mayor importancia: la nueva expedición alejandrina.

Precisamente, esos treinta y siete dignatarios habían fundamentado el ambicioso proyecto sobre una base sólida, preparando puntos de apoyo en el sur de Arabia, asegurando los

recursos financieros necesarios para la campaña de Etiopía y la aún más osada incursión en el mar Caspio. Las tropas ya habían sido movilizadas de acuerdo con los planes estratégicos de Corbulón y Alejandro Tiberio. La legión vigesimosegunda, así como todas las fuerzas que habían podido ser retiradas sin peligro de Germania, Britania y Dalmacia, se encaminaban hacia Oriente, y la decimoquinta hacia Egipto. Mas he aquí que ese plan magnífico se venía abajo por culpa de las interminables revueltas de los habitantes de Judea. De buena fe se habían dejado llevar por las opiniones de los funcionarios locales y habían confiado en que la provincia se pacificaría por sí misma. Pero en el presente estaba claro que habría que dedicar muchos hombres y un tiempo precioso para reprimir la sublevación.

La mayoría de los ministros no estaba integrada por romanos—romanos sino por griegos exaltados que íntimamente aspiraban a que su patria y Oriente se consagraran como el centro más importante del imperio. Se enfurecían estos consejeros y generales del nuevo Alejandro sólo con pensar que la espléndida expedición alentada por ellos fuese a postergarse o abandonarse por una pequeñez.

Sin embargo, supieron aparentar un talante comedido. Muchos de ellos, si no casi todos, eran hijos o nietos de esclavos y precisamente por eso querían demostrar que también ellos eran capaces de asumir la calma digna de los antiguos senadores.

Claudio Helo expuso la desdichada novedad llegada de Judea y sus consecuencias para el gran proyecto oriental. Sus orígenes también habían sido humildísimos. Era apuesto, (le aspecto impecable, imponente y grave. Su rostro era enérgico y sus rasgos armoniosos. Llevaba la sortija con el sello del soberano. Cualquier otro en su lugar habría acompañado al emperador a Grecia: era peligroso abandonarlo tanto tiempo a influencias extrañas, pero Claudio había preferido quedarse en Roma. Sabía que cualquier decisión que adoptase disgustaría a su amo, y pensaba que probablemente moriría joven, aspirando polvo de oro o abriéndose las venas. Sin embargo, la vida no le parecía un precio demasiado alto si se trataba de disfrutar del placer de gobernar el mundo.

Habló serena, brevemente, sin tapujos. Se había tomado esa sublevación muy a la ligera; era preciso encararla ahora con seriedad.

—Todos nosotros hemos estado engañados— reconoció abiertamente, —con una sola excepción. Ruego a quien no lo estuvo que nos transmita su pensamiento.

Aunque ninguno de los presentes apreciaba a Filipo Talas, personaje frío cuya nariz era como el pico de un buitre, todos miraron con respeto al jefe de la Sección Oriental. Filipo había advertido desde el comienzo que no había que dejarse adormecer por las palabras de reconciliación, melosas y astutas, que Jerusalén prodigaba. Incluso había tenido que soportar que lo pusieran en ridículo a causa de su constante recelo y odio senil por los judíos; sin embargo, ahora quedaba demostrado que el ojo del odio había visto con más claridad qué la confianza indulgente.

El ministro Talas no dejó traslucir su satisfacción. Aunque se lo veía pequeño, encorvado y con el aspecto insignificante de siempre, interiormente una dicha inmensa lo había engrandecido. Era como si las cicatrices que lo marcaban desde el tiempo de su esclavitud se hubieran hecho invisibles. Llegados a ese punto, tras el saqueo del palacio de Tiberíades —que los dioses consintieron—, después de esa reincidente e insolente ruptura de todos los compromisos, se enfrentaban a la necesaria y definitiva solución. Ya no sería suficiente la aplicación de un castigo moderado, como podría ser la ejecución de algún millar de sublevados y la imposición de una multa de varios millones de sestercios: sus colegas tendrían que estar de acuerdo con él.

—Jerusalén debe ser destruida— dijo el ministro.

No elevó ni le tembló la voz, a pesar de que era el gran momento de su vida, por el cual moriría satisfecho cuando debiera descender a la tumba. Ocultó su regocijo. Una voz le repetía en los oídos: «Nablión», «Nablión», sí, pese al intérprete Zaqueo. Imaginaba a las tropas arrojándose sobre la insolente Jerusalén, apresando a sus habitantes por las barbas, degollándolos, incendiando edificios, hundiendo los muros y arrasando el Templo, erigido por la soberbia de los judíos. Sin embargo nada de esto se

advirtió en sus palabras, dichas en tono gruñón. Dándolo por sobreentendido confirmó:

—Jerusalén debe ser destruida.

Se produjo un silencio, interrumpido por un suspiro. Claudio volvió hacia Regino su bello rostro moreno y preguntó si el director de las pesquerías de perlas imperiales quería hacer alguna observación. No, no tenía nada que objetar: esos galileos se habían conducido de modo muy estúpido; verdaderamente no quedaba otra cosa que hacer, habría que movilizar al ejército.

Claudio resumió el debate. Con el consentimiento de sus colegas, pediría al emperador que inaugurase lo más pronto posible la campaña contra Judea. Hasta ese momento había sido posible enviar despachos a Grecia por medio de los mensajeros que portaban una corona de laurel enarbolada en el bastón —signo de buena nueva—, pero en esta ocasión, para demostrar al emperador la gravedad que revestía la situación no quedaba otra solución que sustituir el laurel por una pluma —anuncio de desgracia.

El Senado, a instancias de Claudio Helo, ordenó abrir el Templo de Jano como primera indicación de que el imperio estaba en pie de guerra. El senador Marullo presidió la ceremonia y expresó irónicamente su pesar a Claudio por encontrarse obligado a celebrarla en ocasión tan poco propicia. En toda la extensión del imperio se había disfrutado de un año de paz: quizá eso fue lo que motivó la sorpresa del pueblo cuando acudió a la apertura de las pesadas puertas del Templo de Jano, que giraron con estrépito sobrecogedor sobre sus goznes, para dejar a la vista de todos la estatua del dios de dos caras, el dios de la duda. De lo que con él comenzaba no se conocía el final. Cierta zozobra sacudió el ánimo de los asistentes: el inmenso y generoso Júpiter Capitolino iniciaba una guerra contra el misterioso Dios invisible de Oriente.

En los barrios pequeñoburgueses se apoyó la decisión adoptada por el emperador respecto a aplicar mano dura —al fin— contra los judíos. Los mercaderes gentiles empezaron a desplazar a los judíos de los centros donde su presencia databa de tiempo inmemorial.

En esos casos, el patriotismo fue un excelente pretexto para canalizar el odio acumulado contra los competidores en el comercio.

Volvieron a ser escuchadas en las tabernas viejas historias sobre judíos que se repetían como si hubieran sido confirmadas alguna vez. Se decía que éstos adoraban una cabeza de asno en su santuario y que en su fiesta pascual sacrificaban a niños griegos en honor de la bestia sagrada. En los muros de las sinagogas aparecieron amenazas e inscripciones vejatorias. Se hostigó de muchas formas a los circuncisos. Se los expulsó de los baños de Flora y, en una ocasión, en una taberna de la Suburra, a algunos judíos que se resistieron a comer carne de cerdo se les abrió la boca a la fuerza para llenársela con la carne abominable y prohibida. Cerca de la Puerta de las Tres Calles asaltaron la tienda de un comerciante de bebidas *káscher*, rompieron las botellas y volcaron su contenido sobre los cabellos y las barbas del judío. La policía reprimió rápidamente estos desórdenes.

Los miembros del senado, de la diplomacia, de las altas finanzas estaban atareadísimos. Había que crear y proveer una cantidad enorme de nuevos puestos. Se olfateaba un cierto olor de botín en el ambiente. Los antiguos generales retirados se sintieron reanimados; se los vio recorrer todos los lugares donde podían recoger noticias. En el Foro resonaban las risas excitadas; en las columnatas de Livia, en el Campo de Marte, en los baños bullía la actividad. Cada personaje contaba con sus propios candidatos y sus correspondientes aspiraciones personales; incluso la sacerdotisa mayor de las vestales se hacía transportar diariamente al Palatino para exponer sus pretensiones a los ministros.

El precio del oro, de las telas preciosas y de los esclavos bajó en la bolsa de Delos y en la de Roma; se suponía que el botín de Judea los suministraría en grandes cantidades. En cambio subió el precio del trigo, pues las tropas exigían enormes contingentes de víveres. Las armerías trabajaban al máximo; la ocupación era febril en las canteras de Ravena, de Pozzuoli y de Ostia. En las casas de Claudio Regino, de Junio Thrax y del senador Marullo los correos se sucedían sin cesar: pensaban en la guerra contra Judea con una lógica amargura, pero, existiendo la posibilidad de realizar buenos negocios, ¿por qué ceder las ganancias a terceros?

Entre los judíos reinaba la más desolada confusión. Conocían todos los detalles de lo que había ocurrido en Jerusalén. Sabían

cuál era el papel que estaba desempeñando Josef. ¿Era posible —pensaban— que ese hombre que había vivido entre ellos, que se vestía y hablaba como ellos, que conocía Roma, se hubiese puesto al frente de tan loca aventura? Entre todos, el más indignado contra los miembros del Consejo era Claudio Regino.

¿Cómo habían podido enviar a Galilea a ese insignificante improvisador? A gente de esa clase se la deja desahogarse en la literatura, pero no en la alta política, decía. Muchos judíos eminentes de Roma se apresuraron a manifestar al gobierno su desaprobación por la conducta del fanático criminal de Galilea. Las autoridades romanas tranquilizaban sus ánimos inquietos. Era evidente que los cinco millones de judíos que habitaban fuera de Judea, dispersos por todo el imperio, eran súbditos leales que pagaban pesados impuestos: el gobierno no pensaba importunarlos.

El cómico Demetrio Libán estaba muy afectado por los acontecimientos: por un lado lo entusiasmaban, por otro lo llenaban de pesadumbre. Invitó a su casa a algunos judíos fieles a la causa y, una vez cerradas cuidadosamente las puertas, les recitó fragmentos del

Libro de los Macabeos. Desde el primer momento Demetrio había descubierto en el corazón del doctor Josef una llama ardiente de fervor patriótico y, sin embargo, también se percataba mejor que nadie de la locura y la inutilidad de la lucha de Josef contra Roma. Además, el propio Demetrio había empezado a sufrir directamente las consecuencias de los desórdenes de Judea; en la calle, a menudo lo acompañaban los gritos de «¡El judío Apella!», exhortándolo a interpretarlo para las masas. Si se negaba sería tan injuriado como antes había sido aclamado.

La población judía de Roma se agitaba, desesperada. Leían con el corazón lleno de angustia los libros de los profetas: «Oigo los gritos de una parturienta, las quejas de una mujer atenazada por los dolores. Es la hija de Sión. Gime y se lamenta y se retuerce las manos: "Desdichada de mí, es necesario que yo desaparezca ante los degolladores".» Se encerraban en sus casas, ayunaban y rezaban en las sinagogas. Ningún romano perturbaba sus ceremonias.

Sólo la minoría de los judíos de Roma creyó ver en la sublevación de Judea la salvación, el cumplimiento de las antiguas profecías sobre el Redentor. Entre ellos estaba Irene, la mujer del doctor Licino. Escuchaba callada las expresiones airadas de su marido, repudiando a los criminales insensatos, pero íntimamente se regocijaba. Sabía que Josef no estaba entregado a una pasión indigna y seguía pensando que él era un gran hombre de Israel, de la raza de los profetas: un soldado de Yahvé.

El mensajero portador del bastón coronado con una pluma, signo de infortunio, alcanzó al emperador en la capital de Grecia, en la alegre Corinto, rumorosa aún de fiestas.

El joven soberano no se había sentido nunca tan feliz. Grecia, el país más civilizado del mundo, le había brindado una recepción calurosa, al parecer sinceramente entusiasmada por su talento, su amabilidad, su benevolencia y por la idea de que ese viaje no era sino el preludio de una empresa mucho más importante, la de agregar a su imperio la otra mitad del mundo, la más noble, la más sabia; la de completar la obra del hombre más grande que hubiese jamás existido y enriquecer las dos partes del universo habitado, dándoles la dicha de sentirse auspiciadas por su nombre imperial. Justamente en ese día se daba comienzo a una extraordinaria obra que sería la culminación de su viaje: con una pala de oro se había efectuado la primera excavación para la apertura del istmo de Corinto. Al día siguiente se celebraría con una fiesta el compromiso de la construcción del canal. El mismo emperador había compuesto un poema en el que el dios, majestuosamente, avanzaba y ordenaba al águila extender las alas para el gran vuelo.

Ese día, cuando acababa de regresar al palacio de Corinto, una vez terminada la ceremonia, llegó el mensajero portador de las noticias de Judea. El soberano leyó el informe y lo arrojó sobre la mesa. El pergamino cayó sobre el manuscrito de su poema, tapándolo a medias, de manera que sus ojos se posaron en este verso: «El que hace mover el océano / y conduce el sol a su antojo».

Se incorporó del asiento e hizo un gesto adelantando el labio inferior. Los dioses tenían celos de él y de su proyectada expedición alejandrina. «*El que hace mover el océano /y conduce el sol a su antojo.*» Los versos finales del poema sólo tenían sentido como

prólogo de la futura campaña. En ese momento ya no significaban nada.

Gesio Floro, el gobernador de Judea, había elegido el camino más cómodo, dejándose matar. En cuanto a Cestio Galo indudablemente había caído en desgracia: ese anciano debilucho había sido incapaz de contener a la desvergonzada Judea.

El emperador reflexionó: ¿a quién podría enviar a aquel país? Jerusalén era la fortaleza más sólida de todo Oriente y su población —lo sabía gracias a Popea— fanática y terca.

Esta guerra requería una mano enérgica para impedir que se prolongase excesivamente; no toleraría de ningún modo que por su causa la expedición alejandrina fuera postergada por más de un año. Era necesario enviar a Judea a un hombre firme, con ideas claras y sin propósitos ambiciosos ulteriores. Un hombre que emplease la fuerza que se le confiara contra Jerusalén y nunca contra su emperador.

¿Dónde encontrarlo? Le fueron sugeridos algunos pocos nombres. Cuando los examinó de cerca, quedaron aún menos. Por último no quedó más que uno: Muciano.

El emperador entrecerró los ojos con un gesto de desconfianza. Al senador Muciano también habría que tratarlo con sumas precauciones. Nerón lo recordaba muy bien: un hombrecito gastado por su vida licenciosa, de rostro arrugado y muy cuidadoso de su vestimenta.

Usaba bastón porque padecía una ligera cojera, pero generalmente sólo lo llevaba apoyado sobre un hombro, sosteniéndolo con una mano, lo que ponía bastante nervioso al emperador, además de sus continuas muecas. No obstante, reconocía que Muciano era bastante inteligente y lúcido y sabría acabar rápidamente con la provincia rebelde. Sólo temía que ese ambicioso sin límites, que habiendo estado en la ruina había sabido encumbrarse al primer rango en el umbral de la vejez, podría dejarse arrastrar fácilmente hacia intentonas peligrosas, en el pleno uso de la autoridad.

El emperador suspiró preocupado, se sentó ante el manuscrito y lo hojeó con malhumor: *El que conduce el sol*. Tenía que eliminar precisamente, los mejores versos. No podía confiar el desenlace a

un actor; él mismo debía hacer el papel del dios. No, no le daría demasiado poder a ese Muciano, no pondría al alcance de nadie una oportunidad tan peligrosa. Avanzaba la noche y no lograba concentrar su atención en los pasajes que habían quedado desgajados a causa de los cortes en el fragmento final. Apartó el manuscrito. En ropa de dormir pasó discretamente a las habitaciones de su amiga Clavia. Estaba preocupado. Inclinó su rostro abotargado y sudoroso sobre el lecho, y suspiró. Pesaban en su ánimo los pros y los contras: los primeros hablaban en favor de Muciano.

—Pues bien, invitadlo— le dijo Clavia.

—Pero los segundos están en su contra.

—Entonces no lo enviéis; tal vez sea posible encontrar a otro.

No, no quería pensar más en ello. Ya le había dado muchas vueltas, ahora era cuestión de inspiración, de acierto, de su acierto. Sólo deseaba ocuparse de la fiesta. Al día siguiente, después de la representación, tomaría una decisión.

En Roma la esperaban ansiosamente.

El emperador resolvió el problema en un rapto de inspiración, durante los festejos. Estaba en el estrado, con la cabeza cubierta por una pesada máscara y calzado con altos coturnos para representar al dios. Aguardaba el aviso para aparecer en el escenario cuando se le ocurrió la solución. Nombraría a Muciano pero no lo dejaría solo. Pondría a otro personaje a su lado para vigilarlo, y ya sabía a quién. Sin ocupación fija, formaba parte de la cohorte imperial un anciano general que toda su vida había aspirado a ocupar los puestos más destacados. Si alguna vez los consiguió tuvo la mala condición de perderlos, razón por la que flotaba a su alrededor un cierto tufillo burlesco. Su nombre era Vespasiano. Se parecía más a un comerciante de provincias que a un jefe del ejército pero se había distinguido en la campaña de Britania y ganado la reputación de excelente militar. Sin embargo, por no haber podido disimular el fastidio que le producían los recitales épicos, ya había causado al soberano serios disgustos. Para colmo, tres días antes se había quedado completamente dormido. Sí, mientras el emperador declamaba, leyendo los bellos versos de

Dánae en unos folios que el viento agitaba sin parar, Vespasiano dejó escapar un sonoro ronquido.

Nerón pensó imponerle un severo castigo, pero sentía cierta compasión por los infelices a quienes los dioses han rehusado el sentido de la belleza. La sanción no fue definitiva; por el momento sólo le prohibió la entrada al anfiteatro. Pasados unos días, el emperador lo había visto, desde lejos, abatido y diligente. Sí, éste era el hombre que le hacía falta, el hombre a quien no se le ocurrirían ideas demasiado audaces. Lo enviaría a Judea y, sobre todo, se desembarazaría por mucho tiempo de este personaje grotesco. Estaba convencido de que el robusto y tosco general era el hombre indicado para cortarle las alas enérgicamente al elegante Muciano. Dividiría el poder pleno entre los dos, nombrando a Muciano gobernador general de Siria y a Vespasiano general supremo de Judea. El primero carecería de poder militar y el segundo de toda autoridad política, y de esta forma ambos se recelarían mutuamente.

Nerón sonrió, no obstante estar sofocado por el calor que le producía la pesada máscara. Verdaderamente era una excelente decisión, fruto de una acertada inspiración. Subió al escenario y declamó el vibrante poema del dios. A pesar de los cortes, opinó que jamás había interpretado mejor un papel: merecía los aplausos que le prodigaron.

El general Tito Flavio Vespasiano regresó, terminada la fiesta, a la pequeña casa suburbana que había arrendado al comerciante Laques, por el tiempo que durase su estancia en Corinto. Se quitó el manto y el uniforme de gala; maldijo a su criado por tratar con poco esmero esa indumentaria que él cuidaba como a la niña de sus ojos y se puso una túnica sencilla para estar en casa, bastante gastada, sobre prendas interiores de abrigo, ya que hacía bastante frío en ese día de primavera. Vespasiano contaba más de cincuenta años y el reúma había empezado a molestarlo.

Comenzó a andar a grandes pasos por la habitación, malhumorado; en su amplia frente aparecieron profundas arrugas. Todo su rostro grueso de campesino se ensombreció súbitamente. Aún cerrando la boca —bastante grande—, resonaba su fatigosa respiración.

La solemne representación no había resultado una fiesta para él. Fuera adonde fuese encontraba el mismo recibimiento glacial; sus saludos eran apenas correspondidos y en esta ocasión, al preguntar al chambelán Gortyn —ese canalla pretencioso— si podía presentar sus respetos al emperador, la respuesta había sido: «Quedaos quieto en vuestro rincón», pronunciada en un mal griego de provinciano pedante.

Cuando más lo pensaba más se convencía de que sería inútil esforzarse por que algo cambiara. No podía comprender cómo tres días antes él sido el protagonista de una estúpida anécdota. Ese viaje desastroso a Grecia no le iba a producir sino perjuicios. De todos modos, opinaba que su distracción durante la declamación del emperador no era tan grave. Ciertamente, se había dormido —lo reconocía— pero no había roncado. Según él, se trataba de una infame calumnia de ese hijo de perra del chambelán. El incidente había sido causado, simplemente, por su ruidosa respiración.

El anciano general se dio palmadas en los muslos para entrar en calor. Seguramente nunca más sería recibido por el emperador; ya lo había percibido en el teatro, aunque no llevaba puestos los anteojos. Y hasta se consideraría afortunado si no se le acusaba de crimen de lesa majestad, por los supuestos ronquidos. Lo mejor que podía hacer era volver discretamente a su casa de Italia. En el fondo no le contrariaba terminar sus días en calma. No había sido suya la decisión de zarandear su estropeado esqueleto por ir detrás del emperador hasta Grecia, con el propósito de conseguir algún favor de su parte. Si fue sólo se debió a que su mujer Cenis no lo dejaba en paz ni le permitía gozar de la excelente vida del campo. Lo había incitado sin darle tregua a ascender, más y más, aunque íntimamente se divertía con sus fracasos.

Todo había comenzado en su lejana juventud, por culpa de la maldita superstición de su madre. Cuando Vespasiano nació, de una encina consagrada a Marte brotó en esos días un retoño extraordinariamente fuerte, por lo cual la enérgica matrona afirmó que en ese hecho se manifestaba un presagio seguro de felicidad. Su hijo —así lo había decidido la fortuna— llegaría más alto que los recaudadores de impuestos, los provincianos banqueros y los oficiales de poco rango que habían sido sus ascendientes. Pero a

Vespasiano te gustaban desde la infancia las labores del campo y de buena gana habría aprovechado su instinto natural de campesino, consagrando toda su vida a hacer producir la tierra y enriquecer a sus padres. La tenaz señora no cesó de inculcarle, por el contrario, la fe inquebrantable en un brillante futuro que llegaría algún día a alcanzar, y lo obligó a ejercer la carrera político-militar.

Recordando los sucesivos fracasos de su carrera, el viejo general resoplaba más fuerte y apretaba los labios un poco más. En tres ocasiones seguidas se había elevado sobre su condición pero había vuelto a caer. A duras penas consiguió en una ocasión que lo nombraran prefecto de Roma. Durante los dos primeros meses todo marchó de maravilla: la policía, los servicios de orden de los juegos del circo y las representaciones teatrales funcionaron bien y eficazmente. Había establecido un excelente control de las importaciones alimentarias y de los mercados; las calles de la ciudad lucían perfectamente limpias, aunque, precisamente una anécdota relacionada con este tema fue entonces la causante de su caída.

Un día en que el emperador Claudio recorría la capital en compañía de un embajador extranjero, tuvo la desdichada ocurrencia de atravesar una callejuela adyacente muy abandonada, con la consecuencia de que el lodo salpicó a los miembros del cortejo, cubriéndolos de suciedad. Sin vacilar —y como escarmiento — Claudio mandó cubrir de lodo y excremento de caballo el uniforme de gala del prefecto Vespasiano, que integraba el cortejo por orden superior.

El recuerdo de aquellos momentos hacía aparecer un rictus de disgusto en el rostro sagaz del campesino. Sin embargo, el episodio no había concluido demasiado mal. El asunto debió de causar una impresión lamentable y a la vez cómica, sobre todo porque el general no perdió la compostura y permaneció impasible, con los brazos rígidos cubiertos por el lodo. Seguramente, su actitud había divertido al emperador, porque las consecuencias del hecho no fueron del todo negativas. Quizá todo lo contrario. Vespasiano nunca había poseído privilegios con los que poder traficar y, aunque sus iniciativas en el Senado eran respecto al tema intencionadamente serviles y aparentemente ingenuas, el organismo

—bastante corrupto—, indeciso entre la burla y el temor, muchas veces acababa aceptándolas.

Al recordar después de tantos años su conducta pasada, no encontraba ninguna inconsecuencia que reprocharse. Se casó con Domitila, que había sido amante del caballero Capella, y gracias a sus vínculos e intrigas estrechó relaciones con Narciso, el favorito de Claudio. Narciso era un hombre hecho a su medida, con quien podía entenderse en buen latín. Exigía una comisión pero hacía ganar dinero a los más eficientes. Buenos tiempos habían sido aquéllos cuando Narciso lo envió como general a Britania para sofocar los desórdenes. Allí los enemigos no le había combatido por la espalda como los cortesanos en Roma, sino que eran auténticos bárbaros a los que se podía atacar y golpear duro. Había cosas tangibles: tierras, costas, bosques, islas dispuestas a ser conquistadas. En aquel entonces comprendió mejor que nunca la profecía de la encina sagrada. Le concedieron a su retorno un triunfo oficial y ocupó durante dos meses el cargo más honorable del Estado.

El general se soplaba los dedos y se restregaba las manos para calentarse. Después, como siempre, al cabo de esos dos meses, cuando había logrado alcanzar la cumbre, volvió a desplomarse. Ése era sin duda su destino. Hubo un nuevo emperador, nuevos ministros y él cayó en desgracia. Entretanto su madre había muerto, y como ella ya no estaba allí para estimularlo con su fe inquebrantable, esperó concluir sus días en paz. Se estableció cómodamente en el campo, sin envidiar a su hermano Sabino, que habiendo llegado muy arriba, conservaba todavía su posición.

Fue entonces cuando Cenis entró en su vida. Aunque de origen muy humilde, era una inteligente hija de esclavos a quien la emperatriz madre había hecho educar, además de adoptarla como su secretaria. Ella comprendió el carácter de Vespasiano y qué cosas esperaba de la vida. Al igual que él, no daba un comino por las ceremonias de la corte y las jerarquías. Era aficionada a las bromas pesadas y a las picardías de la soldadesca como él, sabía hacer cuentas rápidas y bien hechas y a la par de él, se burlaba y enfadaba con su hermano, el envanecido Sabino. Pero así mismo —lo confesaba suspirando, aunque con satisfacción— se había

apropiado, mucho más profundamente que él, de la sólida fe en el futuro de Vespasiano, alentada por su madre. Entre sollozos y juramentos lo obligó a cambiar su vida apacible de campesino por el ruidoso trajín de Roma, a consecuencia de lo cual consiguió el gobierno de la provincia de África. Allí vivió los peores años de su vida, aunque los había vivido muy duros. La opulenta provincia —tanto el pueblo como los grandes personajes ambiciosos— aspiraba a ser gobernada por un buen representante, no por un robusto labriego. Se sabotearon sus decisiones. En cuanto aparecía en la calle se producían tumultos. En la ciudad de Hadrumot le arrojaron zanahorias podridas. Vespasiano no habría dado a ese asunto más importancia que al excremento de caballo, pero, por desgracia, la manifestación tuvo consecuencias graves: fue depuesto. Golpe cruel, pues había invertido toda su fortuna en negocios poco limpios que sólo por su condición de gobernador podían rendirle grandes beneficios, pero como simple ciudadano no le darían absolutamente nada. A este extremo lo había llevado su talento financiero. De regreso a sus tierras, que aún no habían sido repartidas entre él y su hermano, no tuvo otra solución que soportar del arrogante Sabino una pesada hipoteca para hacer frente a sus deudas más urgentes. En el transcurso de aquel año, este hombre animoso no tuvo sino una sola satisfacción: fue cuando supo que la provincia de África le había erigido una columna conmemorativa dedicada «al honorable gobernador». Sonreía al reflexionar sobre el único resultado positivo de su actividad en. África.

Después, todo había ido de mal en peor. Abrió una agencia de transportes y, alentado por la enérgica Cenis, se ocupó de procurar cargos y títulos nobiliarios. Pero se dejó atrapar en un asunto fraudulento de mucha envergadura y si se libró del castigo fue gracias a la intervención poco agradable de su hermano. Tenía ya cincuenta y ocho años, y nadie se acordaba de que Vespasiano alguna vez había atravesado el Foro sobre un carro triunfal, vestido con la toga consular. Si se exhibía en público, se comentaba entre risotadas la historia de las zanahorias podridas. No lo llamaban más que con el mote de «transportista». Su hermano, a la sazón prefecto de policía de Roma, hacía una mueca cuando pronunciaban el nombre de Vespasiano, y decía con acritud:

—Callad, cuando se nombra a ese «transportista» huele a excremento de caballo.

Después de su fracaso en Grecia, parecía que toda aspiración hubiera terminado para él, aunque, pensándolo bien, eso no dejaba de tener sus ventajas: podría pasar a gusto los días que le quedaran por vivir. Decidió regresar al día siguiente. Ante todo arreglaría, por supuesto, sus cuentas con el comerciante Laques, que le había alquilado la casa como si le hiciese un favor. Vespasiano se regocijaba con la idea de tratar como buen romano a ese griego bribón, melindroso y lleno de ínfulas, que lo engañaba tanto a la vista como a sus espaldas. Hecho esto retomaría con placer el camino de Italia, pasaría seis meses en su propiedad de Cosa, otros seis en la de Nursia, criaría mulos, cuidaría sus olivares, bebería entre bromas su vino con sus vecinos, y por las tardes disfrutaría de Cenis o de alguna de las sirvientas. Y al final, en cinco o diez años más, cuando incinerasen su cuerpo, Cenis vertería lágrimas virtuosas, Sabino se alegraría de haberse desembarazado de ese hermano comprometedor, los otros asistentes hablarían muy bajo, riéndose, del excremento y de las zanahorias podridas, y quedaría demostrado que el vigoroso retoño de la encina sagrada había brotado en vano.

Tito Flavio Vespasiano, ex comandante de una legión romana en Britania, ex cónsul romano, ex gobernador de África, envejecido, caído en desgracia en la corte, con 1.100.000 sestercios de deudas, a quien un chambelán un día mandó esconderse en un rincón, había concluido su balance y estaba contento. Iría a ver al armador y discutiría con ese griego impertinente el precio del viaje de retorno. Después daría a Cenis un empujoncito y le diría:

—Y bien, mi amiga, esto se acabó. De hoy en adelante no me haréis salir más de abajo de la estufa, aunque levantéis la pierna así de alto.

Sí, en el fondo estaba contento, y con un suspiro de satisfacción se envolvió en su manto.

Desde el vestíbulo de la casa, el comerciante Laques venía a su encuentro. Parecía atribulado, deshaciéndose en saludos, reverencias y cortesías.

Detrás de él, grave el porte, el rostro solemne y oficial, avanzaba un mensajero con el laurel de buen augurio en el bastón. Rindió honores, exhibiendo su emblema, y dijo:

—Mensaje de Su Majestad al cónsul Vespasiano.

Vespasiano, que desde hacía mucho tiempo no se había oído nombrar así, sostuvo asombrado el pergamino sellado y volvió a mirar el bastón del mensajero. Era, en efecto, el laurel y no la pluma; no podía estar relacionado con el desdichado sueñecito del día del recital. Rompió el sello sin ceremonias, en presencia del correo y de Laques, quien ardía de curiosidad. Sus labios se entreabrieron, su gruesa cara campesina se contrajo en una mueca, y palmeando enérgicamente la espalda del mensajero, exclamó:

—Laques, viejo truhán, dadle a este muchacho tres dracmas de propina, es decir, no, dos bastarán.

Después subió al primer piso agitando el pergamino, y dándole una palmada en el trasero a su amiga Cenis, le gritó con voz tonante:

—Cenis, vieja liebre: lo hemos conseguido.

Entre Cenis y él existía un entendimiento sin palabras muy preciso, por el cual cada uno sabía qué pensaba o temía el otro. Sin embargo, esta vez se aturdieron mutuamente con un flujo inagotable de palabras, se sacudieron tomándose por los hombros, se rieron, juntando las caras y separándose enseguida; corrieron de un lado al otro de la habitación, los dos a la vez y luego cada cual por su lado. No les importaba que los oyesen. Sin preocuparse por nada exhibieron su alma desnuda.

¡Por Júpiter! Había valido la pena hacer el viaje. Aniquilar a esa Judea rebelde era cosa fácil, hecha como de medida para Vespasiano. Bien estaba que los estrategos de genio, Corbulón o Alejandro Tiberio, se ocupasen de una empresa utópica como la nueva expedición alejandrina. Vespasiano se tapaba los oídos con el manto cuando oía esas fanfarronadas, esos proyectos imperialistas. Pero algo concreto como la campaña de Judea hacía palpitar el corazón de un viejo general como él. Los supremos generales podían quedarse esperando a que llegara su ocaso. ¡Esos benditos judíos! ¡Bravo por ellos! ¡Otra vez bravo! Aunque

habría sido mejor para él si hubiesen desencadenado la tempestad algún tiempo antes.

Se sintió completamente satisfecho. Cenis encargó el comerciante Laques los platos más apetitosos para Vespasiano, sin reparar en el precio. Debía traerle también, pasado el mediodía, alguna joven bonita, no demasiado delgada, para divertir a Vespasiano. Pero Vespasiano hizo poco caso de esas atenciones y se consagró de inmediato al trabajo. Había dejado de ser el viejo campesino, en ese momento ya era el general, el jefe militar que prepara con todos sus sentidos activos la ejecución de sus planes. Las tropas de Siria eran tan holgazanas como cerdos, él les enseñaría lo que significaba la disciplina romana. El gobierno querría probablemente endilgarle la decimoquinta legión, que acababa de ser destacada a Egipto, o la vigesimosegunda, que ya se había puesto en camino para esa absurda expedición alejandrina. Pero él no se dejaría convencer tan fácilmente. Negociaría con el gabinete militar cada hombre, uno por uno. Si hacía falta daría un puñetazo en la mesa y expondría muy claramente a esos señores sus exigencias.

—Señores— les diría, —no se trata aquí de simples bárbaros como los germanos. Tendré que vérmelas con un pueblo mucho mejor organizado desde el punto de vista militar. De inmediato se presentaría en palacio. Sonriente, volvió a cubrir su cuerpo gastado con el uniforme de gran gala, del cual había creído tres horas antes no volver a tener ninguna necesidad.

En la residencia imperial fue recibido por el chambelán Gortyn, quien lo saludó reglamentariamente, el brazo extendido y la mano abierta. La conversación fue breve y concisa. Sí, el general podría ver a Su Majestad dentro de una hora más o menos. ¿Y el prefecto del pretorio? El prefecto estaba a su disposición. Jocosamente, cordialmente, mientras daba unos pasos por delante de Gortyn para la entrevista con el prefecto, Vespasiano le dijo:

—Y bien, amigo ¿quién se come ahora su propio excremento?

El invierno pasó demasiado rápidamente, un buen invierno para Josef. Trabajó febrilmente. Se burlaba de la técnica de los romanos, pero no se avergonzaba de imitarla. De Roma había obtenido la

experiencia; las ideas eran de él. Alejó de su corazón las pequeñas preocupaciones. Una sola cosa le importaba: preparar la defensa.

Su confianza iba en aumento. ¿No habían sido Babilonia, Egipto, el reino de los Seleúcidas, imperios tan poderosos como Roma? Sin embargo, Judea se les había resistido. ¿Qué significa el más poderoso ejército ante el soplo de Dios? Él lo aventa sobre la faz de la tierra como paja y arroja sus máquinas de guerra al mar, como nueces vacías.

En las ciudades, bajo los pórticos de las sinagogas, en las grandes salas de reunión, en los hipódromos de Tiberíades y de Séforis, al aire libre, Josef congregaba a la multitud que prorrumpía en gritos: «*¡Marín! ¡Marín!* ¡Maestro! ¡Jefe!» Y él, esbelto, gallardo, erguido ante el inmenso panorama, alzaba la cabeza, los ojos brillantes, los brazos en alto, y hacía brotar de su corazón graves y poderosas invocaciones a la fe:

—Yahvé ha bendecido este país, mas hoy lo devoran la lepra y el gusano romanos. Hay que pisotear al gusano, destruirlo, aniquilarlo. ¿Qué es lo que da a los romanos la audacia para avanzar con tanta temeridad? Poseen un ejército, una ridícula «técnica»: se pueden medir, exactamente, sus legiones: ellas cuentan cada una diez mil hombres, diez cohortes, sesenta manípulos, y, además, sesenta y cinco catapultas. Israel cuenta con su Dios, Yahvé. Es inmaterial; no se puede medir pero bajo su soplo se rompen las máquinas de asedio y las legiones se funden en el aire. Roma posee un imperio, mas su poder ya se quebranta, pues ha alzado su mano impía, osando enfrentarse a Yahvé y a su pueblo elegido, de quien Yahvé recibe una enorme devoción. Ataca a su primogénito, a su heredero, a Israel. Los tiempos se cumplen. Roma ha sido, el Reino del Mesías será; ya está cerca. Llegará hoy, mañana, quizá ya esté presente. Es inconcebible que vosotros, que habéis sellado una alianza con Yahvé, seáis en este país que es vuestro, los oprimidos, y que los comedores de cerdo sean los amos. Dejadlos traer sus legiones por mar y a través de los desiertos. Debéis creer y luchar. También poseéis compañías y máquinas; tenéis sobre todo a Yahvé y a sus cohortes de guerra.

Pasó el invierno; una primavera magnífica resplandecía en los viñedos, sobre las terrazas guarnecidas de olivares, sobre los

cultivos de moras e higueras de Galilea. Las márgenes del lago de Genezaret, en las cercanías de Magdala, donde Josef había instalado desde el comienzo su cuartel general, estaban colmadas de flores y perfumes. Se respiraba un aire tibio y estimulante. Fue durante esos deslumbrantes días de primavera cuando llegaron los romanos.

Primero penetró un destacamento de su ejército. Se presentaron en las ciudades del norte y en las de la costa, y no retrocedieron ante las columnas de arqueros enviadas por Josef. Continuaron en avance arrollador tres legiones enteras con caballos y carros y fuertes contingentes de auxiliares. En primer término la infantería ligera, cohortes de cazadores y partidas de espías. Luego llegaron los primeros grupos de soldados pesadamente armados, los peones para nivelar las carreteras irregulares, eliminar los obstáculos difíciles de franquear y desbrozar las malezas. Les siguieron el tren del comandante y de su estado mayor, la guardia del comandante y el jefe en persona. Detrás avanzaban la caballería y la artillería; poderosas máquinas de asedio, arietes, balistas y catapultas bien provistas de proyectiles. Enseguida apareció la insignia: el águila, venerada como un dios. El grueso del ejército continuaba en filas de a seis. Cerró el despliegue el voluminoso equipaje de las tropas, sus columnas de víveres, el cuerpo de los juristas y funcionarios del tesoro. En una fila seguía una multitud de civiles: diplomáticos, banqueros, innumerables mercaderes y, sobre todo, joyeros privados de los diplomáticos, grandes negociantes del imperio, y mujeres.

Se produjo una expectante calma en el país cuando llegaron los invasores. Muchos de los voluntarios judíos se dieron a la fuga. Lenta, irresistiblemente, el ejército romano prosiguió su marcha. Conforme al plan de Vespasiano barrería toda Galilea: el interior, la costa y el mar.

Al rey Agripa habría correspondido la pacificación de Genezaret, pues esa región — incluso las ciudades de Tiberíades y de Magdala— le pertenecía. Pero ese rey refinado poseía una sensibilidad demasiado impresionable: le repugnaba realizar él mismo los actos de violencia necesarios para castigar a los rebeldes. Vespasiano cedió, pues, al ruego del soberano, amigo

devoto de Roma, y confió la expedición represiva a su propio ejército. Tiberíades se sometió sin resistencia. La ciudad bien fortificada de Magdala trató de defenderse, pero no se pudo mantener mucho tiempo contra la artillería de los romanos: la traición dentro de sus propios muros hizo el resto. Cuando los romanos penetraron en la ciudad, muchos rebeldes se refugiaron en el lago, hacinándose en los barcos de pesca, por lo que los soldados debieron perseguirlos en el agua. Fue un combate naval grotesco en el que hubo, de parte de los romanos muchas risas y de parte de los judíos muchos muertos, pues las márgenes más próximas del lago habían sido ocupadas totalmente por el enemigo. Los romanos hacían zozobrar las ligeras barcas y se divertían cazando con sus pesadas balsas a los náufragos. Observaban atentamente los esfuerzos que éstos hacían por salvarse, mientras apostaban a cuántos serían los que preferían ahogarse o dejarse matar. ¿Acabarían con los rebeldes de un flechazo o dejarían que se agarrasen a una balsa, para cortarles las manos? El lago, hermoso y célebre por el juego de sus colores cambiantes, ese día estaba totalmente enrojecido. En sus riberas, que hiciera famosas su buen aroma, se pudrieron durante varias semanas los cadáveres, razón por la que los peces, engordados durante los meses siguientes, tuvieron mucha aceptación entre los romanos. En cambio los judíos, entre ellos el rey Agripa, se abstuvieron durante años de comer pescado del lago de Genezaret. Tiempo después se cantaba una canción que comenzaba así: «Cerca de Magdala el lago está rojo de sangre, cerca de Magdala el lago está lleno de cadáveres». Un cálculo exacto estableció finalmente que en ese combate naval murieron 4.200 judíos, lo que le valió al capitán Sulpicio 4.200 sestercios, pues había apostado a que el número de muertos pasaría de 4.000. Si hubiesen sido menos, habría tenido que pagar la misma cantidad, más tantos sestercios por unidad que faltara para completarla.

Dos días después, Vespasiano convocó un consejo de guerra. Para la mayor parte de los habitantes de la ciudad no era difícil saber quiénes habían demostrado una actitud beligerante, pero, ¿qué hacer con los prisioneros que, huyendo de tantos sitios de Galilea, habían irrumpido en la plaza fortificada?

Eran 38.000. Habría sido demasiado complicado determinar hasta qué punto cada uno de ellos era un rebelde, aunque todos resultaban demasiado sospechosos para liberarlos sin más. Por otra parte, mantenerlos mucho tiempo cautivos habría implicado enormes gastos. Se habían entregado sin resistencia a los romanos, bajo palabra de honor y por tanto dar la orden de ejecutarlos le parecía a Vespasiano excesivamente desleal.

Pero después de algunas breves discusiones, los miembros del consejo de guerra se pusieron de acuerdo en que contra los judíos todo estaba permitido, y si no se podían conciliar ambas cosas, el interés era preferible al honor. Después de dudar un poco, Vespasiano se declaró conforme. En un griego ambiguo y difícilmente comprensible concedió la vida a los prisioneros, pero les permitió alejarse sólo por el camino de Tiberíades.

Los cautivos le creyeron, pues sus palabras parecían coincidir con sus propios deseos, y partieron por el camino prescrito. Pero los romanos ocupaban el paso y no dejaron que nadie tomara otro rumbo. Cuando los 38.000 prisioneros llegaron a la ciudad fueron conducidos al gran hipódromo. Allí esperaron con ansiedad las palabras del jefe romano. Pronto apareció Vespasiano y ordenó poner aparte a los enfermos y a todos los que tenían más de cincuenta y cinco años de edad. Muchos se incorporaron a este grupo, pues pensaron que los otros serían obligados a volver a pie a sus lugares de origen y que ellos viajarían, en cambio, en carruaje. Pero se engañaron. Finalizada la selección de los prisioneros, Vespasiano dio orden de exterminar al primer grupo: no servían para otra cosa. Hizo separar entre los restantes a los seis mil más vigorosos y, acompañados de una carta respetuosa, los envió a Grecia, para que el emperador los empleara en la construcción del canal de Corinto. Respecto a los demás, ordenó venderlos como esclavos en favor del ejército, descontando algunos miles que ofreció a Agripa.

Desde el comienzo de los disturbios hasta entonces habían sido vendidos 100.000 judíos. El precio de los esclavos bajó considerablemente en las provincias de Oriente, donde cayó de 2.000 a 1.300 sestercios por cabeza.

Por una atalaya de la pequeña pero sólida fortaleza de Jotapata, Josef veía avanzar la décima legión. Los ingenieros del ejército tomaban las medidas para efectuar el emplazamiento del campo. Josef conocía muy bien esos campamentos. Sabía que las legiones, gracias a la práctica de muchos siglos, los establecían rápidamente cada vez que hacían un alto en el camino, y que al cabo de dos horas todo estaría a punto. Consistía en mil doscientas tiendas para cada legión, separadas por calles, muros, puertas y torres: en resumen, una ciudad bien fortificada.

Nervioso y dispuesto a todo, Josef observaba a los romanos, cada vez más próximos, formando un gran círculo, ocupando las montañas circundantes, franqueando con precaución gargantas y valles para, finalmente, cerrar el cerco como una tenaza.

Fuera de Jotapata no les quedaba a los judíos más que dos fortalezas en toda Galilea: el monte Tabor y Giscala, donde Juan ejercía el comando. Si los romanos conquistaban esas tres plazas, tendrían despejado el camino a Jerusalén. Los jefes habían resuelto mantenerse allí el mayor tiempo posible, para retirarse en el último momento a la capital, donde se concentraba una numerosa milicia pero pocos dirigentes y organizadores.

Cuando Josef comprobó que también la décima legión había acampado junto a los muros de su fortaleza, experimentó una extraña euforia. Vespasiano no padecía del nerviosismo de Cestio Galo ni disponía de una, sino de tres legiones completas: la quinta, la décima y la decimoquinta. A Josef no le sería fácil apoderarse de una de sus tres águilas de oro. Pero, por su parte, el baluarte de Jotapata poseía buenos muros y torres sólidas. Estaba situada en un lugar alto y escarpado y contaba con abundante reserva de víveres. La guarnición, sobre todo los hombres de Sapita, se hallaba en excelentes condiciones. Vespasiano debería hacer esfuerzos extraordinarios para abatir esos muros y llevarse los rollos de la Ley de la casa de oración.

El general romano no inició el ataque. Su ejército acampaba tan inactivo como un leño, e igual de sólido. Probablemente esperaba que Josef, desesperado, saliese de su escondrijo o sucumbiese por agotamiento.

Josef recibió por vía clandestina una carta de Jerusalén. La capital —le anunciaba su padre— no le enviaría refuerzos. Aunque el doctor Eleazar ben Simeón había pedido con insistencia que se despachasen esas fuerzas, en Jerusalén existían personas a las que no disgustaría la caída de Jotapata, con tal de que Josef se hundiese al mismo tiempo. Era preferible, pues, que entregase la fortaleza que, falta de recursos, no podría mantenerse más de dos semanas, en el mejor de los casos.

Josef reflexionó tozudamente. Estaban en el mes de mayo. Si Jotapata podía resistir hasta julio, estaría —tal vez— demasiado avanzada la estación para que los romanos pudieran atacar Jerusalén. ¿No lo comprendían los señores de la Sala Cuadrangular? Poco importaba: él salvaría la ciudad enceguecida, a pesar de ella misma. Respondió a su padre que defendería Jotapata no durante dos semanas, sino siete veces siete días. Sí, estas palabras «siete veces siete días» se le habían ocurrido espontáneamente. Con una seguridad igualmente visionaria los profetas habían hecho antiguamente sus predicciones. Mas la carta de Josef no llegó a su destino. Los romanos la interceptaron y en el estado mayor se rieron mucho del alarde del jactancioso comandante judío: Jotapata no podría durar tanto tiempo.

Pasó la primera semana y los romanos seguían sin atacar. La ciudad estaba bien provista de víveres pero empezó a escasear el agua de las cisternas, y Josef debió racionarla estrictamente. El verano era caluroso y los sitiados sufrían cada vez más la sed. En busca de agua, muchos se deslizaron fuera de la ciudad por caminos subterráneos, pues la cumbre montañosa estaba atravesada por un sistema intrincado de pasos secretos. Pero esas tentativas no eran más que locuras audaces: quien caía en manos de los romanos moría en la cruz.

El capitán Luciano había sido encargado de las ejecuciones. Hombre valiente pero muy sensible al calor, estaba a menudo malhumorado y ordenaba atar simplemente a los condenados a la cruz, lo que les acarreaba una muerte más lenta y por tanto más dolorosa. En cambio, en sus días de buen humor, autorizaba a los verdugos a clavar las manos de las víctimas, de modo que las heridas al desgarrarse aceleraban la muerte.

Lastimosas procesiones escalaban las montañas todos los atardeceres. Eran los condenados, que llevaban a la espalda los maderos a los que sus brazos extendidos habían sido firmemente atados. La brisa nocturna refrescaba los cuerpos suspendidos pero las noches eran cortas, y en cuanto salía el sol se abatían sobre ellos las moscas y otros insectos. Aves de presa y perros errantes se reunían alrededor, en espera de su bocado. Los crucificados pronunciaban la confesión del moribundo: «Oíd, Israel, Yahvé es nuestro Dios, Yahvé es único». La decían mientras sus fuerzas se lo permitían, la repetían de cruz en cruz. Al poco tiempo, la fórmula hebrea se convirtió en pretexto para toda clase de bromas en el campamento romano. Los médicos militares hacían estadísticas para calcular el tiempo que tardarían en morir un hombre atado a la cruz y otro clavado a ella. Elegían para sus observaciones a prisioneros de determinada fuerza o calculada debilidad y comprobaban hasta qué punto el intenso calor del verano apresuraba su fin. En todas las elevaciones de los alrededores se alzaban cruces, y los supliciados se renovaban tarde tras tarde, pues los romanos no podían conceder a cada víctima una cruz para su uso exclusivo, por rico en bosques que fuese el país. Había que economizar la madera; se necesitaba para construir trincheras y galerías de aproximación a la obcecada ciudad. Abatían todos los árboles de los alrededores y trabajaban al abrigo de ingeniosos cobertizos techados con pieles de animales y cuero húmedo, que hacía ineficaces los proyectiles incendiarios de los sitiados. Los habitantes de Jotapata envidiaban a los romanos porque podían utilizar cuanta agua quisieran para ese fin. En sus salidas furtivas lograron muchas veces incendiar las construcciones enemigas. Pero lo destruido inmediatamente era restaurado y las galerías se aproximaban cada vez más.

Por las noches, desde lo alto de las torres, Josef observaba el progreso del enemigo. Cuando las galerías hubiesen alcanzado cierto punto situado al norte, Jotapata estaría perdida, aún cuando Jerusalén enviase refuerzos. Examinaba detenidamente el panorama en derredor: en todas las cumbres se alzaban cruces, también en las rutas de las montañas. La cabeza de los crucificados caía inclinada sobre el pecho y se les desencajaba la mandíbula.

Trataba, maquinalmente, de contarlos. Tenía los labios secos e hinchados, el paladar endurecido, los ojos inyectados de sangre: pero se conformaba con la misma ración de agua que todos los demás.

El 20 de junio, 18 de Siván del calendario judío, las trincheras llegaron al punto final del norte. A la mañana siguiente Josef ordenó la celebración de un servicio divino, para que los fieles reunidos pronunciasen la confesión de sus faltas. Envueltos en las estolas, con los hilos azul y púrpura de la oración, los hombres —puestos de pie— se golpeaban frenéticamente el pecho y gritaban con fervor: «¡Oh, Adonai! He pecado y cometido faltas y crímenes delante de vuestro rostro.» Josef, también de pie, situado al frente en su calidad de sacerdote de primera categoría, se confesaba con convicción, y mientras repetía la fórmula como todos los demás, se sentía manchado, vil, contrito. En el momento de entonar la tercera frase algo le hizo alzar la cabeza y adivinó, dirigida contra él con rencor e insistencia, la mirada de unos pequeños ojos furiosos que le horadaban desde una de las últimas filas. La boca no pronunciaba a coro con las demás «Yo he pecado», sino que decía neta y violentamente esta frase: «Vos habéis pecado, vos habéis pecado, vos habéis cometido faltas». Era Sapita. Cuando Josef pronunció con los otros sacerdotes la bendición al final del servicio, y con las manos en alto y los dedos separados, se situó ante los concurrentes que bajaban la cabeza —pues sobre los sacerdotes en el momento de la bendición se posa el espíritu divino—, vio otra vez los ojos que le miraban con insolencia y hostilidad. El rostro de Sapita expresaba un rotundo desprecio. Parecía decir: «Cerrad la boca, Josef ben Matatías. Preferimos morir sin vuestra bendición.»

Josef quedó atónito. No se había sustraído a ningún peligro, sufría la sed y las privaciones como el último de los soldados, sus disposiciones se habían demostrado acertadas y eficaces. Dios estaba manifiestamente con él; había defendido la ciudad más tiempo del que podía preverse. ¿Qué quería Sapita? Josef no le hizo ningún reproche. Ese hombre estaba ciego. Lo que decía era una calumnia.

El ataque que Josef emprendió a la mañana siguiente contra las trincheras del norte fue exitoso, gracias exclusivamente al fanatismo

frenético de sus soldados. Más valía morir en el campo de batalla que en la cruz, y esta sombría aspiración a morir luchando permitió a los judíos acercarse a la posición más peligrosa, pese a la continua lluvia de flechas. Allí exterminaron a los hombres que la defendían, e incendiaron las empalizadas y las máquinas. Los romanos cedieron, no sólo en ese punto sino también al sur, donde apenas habían sido presionados. Muy pronto los soldados de Jotapata conocieron el motivo de la retirada. Vespasiano había sido herido. La alegría reinó entre ellos, y Josef hizo distribuir una doble ración de agua. Estaban en la quinta semana. Si llegaban a la séptima, el verano habría alcanzado su plenitud y Jerusalén se salvaría por ese año.

Para los romanos fue necesaria casi otra semana para volver a asegurar su posición en el norte. En el ínterin reacondicionaron las máquinas de guerra y los arietes en tres de los contrafuertes. Los arietes eran enormes postes, parecidos a mástiles de navíos suspendidos con cuerdas a otra horizontal, que reposaba a su vez sobre sólidos pilares. Un numeroso equipo tiraba el ariete hacia atrás y lo soltaba después, bruscamente. Ni el más grueso muro podía resistir, a la larga, los choques de esas poderosas máquinas.

Después de que los arietes actuaran durante algún tiempo, Vespasiano juzgó que la fortaleza estaba en condiciones de sufrir un asalto general. El cielo se ensombreció por una nube de flechas, las trompetas de las legiones hicieron oír sin descanso sonidos espantosos; las balistas lanzaron gruesas balas de piedra y las catapultas produjeron el sordo rugido del eco en las montañas. Sobre las trincheras empezaron a moverse tres torres de diecisiete metros de altura, acorazadas con planchas de hierro y ocupadas por lanzadores de venablos, arqueros, honderos y balistas ligeras. Los sitiados estaban indefensos contra esos monstruos de hierro. Bajo su protección, emergían de las galerías siniestras tortugas gigantes que, cubiertas con las corazas, avanzaban sin que ningún proyectil las pudiese alcanzar. Las torres acorazadas obraban de preciso acuerdo con las tortugas, y dirigían sus golpes sobre la parte de los muros donde éstas habían situado su objetivo, de modo que los defensores, se veían obligados a abandonarlos. Cuando los sitiadores alcanzaron cinco puntos de las murallas al mismo tiempo,

lanzaron las pasarelas de asalto. Pero en el preciso instante en que éstos no podían comenzar el ataque sin riesgo de herir a sus propios camaradas, los sitiados vertieron sobre ellos aceite hirviente, que se deslizó bajo el metal de las armaduras, y echaron sobre las pasarelas una decocción de heno griego, que los hizo resbalar.

Llegó la noche sin que los judíos hubiesen podido detener el empuje romano. Los golpes de los arietes resonaron hasta la mañana, sordamente. Las torres acorazadas y las máquinas continuaron su tarea. Los hombres heridos rodaban muro abajo grotescamente. Se oían por todas partes clamores y gemidos. Fue tan espantoso el tumulto durante la noche que los oficiales judíos ordenaron a sus hombres destacados sobre las murallas que se taparan los oídos con cera. En cuanto a Josef, escuchaba el tumulto infernal con salvaje excitación. Era el cuadragésimo sexto día del sitio; conservaría la ciudad siete veces siete días. Después vendría el quincuagésimo y se haría el silencio, quizá el de la muerte. Feliz en medio de los tremendos rugidos, saboreaba por adelantado la calma del quincuagésimo día, y evocaba las palabras de la liberación: «Es ante todo el ataque y el gran tumulto, pero Dios se presenta enseguida en el silencio».

Esa misma noche, uno de los defensores logró arrojar desde la altura de la muralla un enorme bloque de roca sobre uno de los arietes, con tal fuerza que la cabeza de hierro se partió. El judío saltó muralla abajo, se apoderó de la cabeza del ariete que había caído entre las filas enemigas y, bajo una lluvia de proyectiles, escaló el muro y se desplomó, con cinco heridas, cuando alcanzó la ciudad. El héroe era Sapita.

Josef se inclinó sobre el moribundo. Sapita no podía morir llevándose en el corazón su rencor calumnioso. Alrededor de ellos había diez hombres de pie, que decían al agonizante: «Oíd, Israel, uno y eterno es nuestro Dios Yahvé», a fin de que penetrase en el más allá con las palabras de la profesión de fe. Sapita se mesaba dificultosamente uno de los extremos de la barba y movía los labios; pero Josef percibió que no era la fórmula sagrada lo que pronunciaba. Se inclinó un poco más para acercársele. Los pequeños ojos de poseído de Sapita parpadeaban con expresión

triste y hostil. Hacía visibles esfuerzos por hablar. Josef acercó la oreja a sus labios resecos. No pudo oírlo, pero le pareció que le dirigía una palabra de desprecio. Asombrábale a Josef y le entristecía a la vez que ese desventurado partiese en medio de tal ceguera. Bruscamente, le dijo en voz baja y afectuosa:

—Escuchad, Sapita: no dejaré que los romanos lleguen este verano a Jerusalén. Me mantendré otros tres días en la ciudad. Y no me abriré camino hacia la capital, como habíamos convenido. Permaneceré aquí hasta la cuarta mañana.

Los diez hombres gritaban, mientras tanto, a fin de que sus voces llegasen a oídos del moribundo: «Oíd, Israel». Josef dirigió a Sapita una mirada casi suplicante. Era necesario que comprendiese su error, que muriese reconciliado. Pero los ojos enrojecidos de Sapita estaban fijos y le colgaba la mandíbula: Josef había hecho una promesa a un muerto.

A partir de ese día no volvió a conciliar el sueño. Estaba en todas partes sobre las murallas. Le ardían las mejillas, le dolían los párpados, se le había hinchado el paladar, ensordecido los oídos por el ruido de las máquinas de guerra, y enronquecido la voz. Pero no pensaba en sí mismo. Resistió así tres días, hasta la medianoche del cuadragésimo noveno, en que cayó abatido por un sueño pesado y profundo.

Al alba gris del primer día de julio, el quincuagésimo del sitio, los romanos tomaron la plaza fuerte de Jotapata.

No habían transcurrido dos horas desde que Josef se durmiera cuando lo sobresaltaron los gritos de «Aquí están». Se incorporó tambaleante, asió lo que estaba al alcance de su mano: un trozo de carne, pan, su cinturón de sacerdote bordado de flores, el decreto que lo nombraba comisario, los dados que le ofreciera en Roma el cómico Demetrio Libán. Después se lanzó trastabillando a la calle, a la luz lívida del amanecer. Algunos hombres que lo rodeaban lo arrastraron a un paso subterráneo, en una cisterna abandonada, profunda como una amplia caverna. Eran doce los refugiados en el agujero, entre otros un hombre gravemente herido; tenían víveres, pero sólo un pequeño cubo de agua. Permanecieron allí todo el día, esperanzados, mas cuando cayó la noche comprendieron que no podrían escapar. El camino subterráneo se ramificaba, giraba y

concluía siempre en la caverna. No salía fuera de la ciudad, donde los romanos montaban guardia permanente.

Al segundo día el herido murió; al tercero se agotó el agua, al cuarto esos hombres, debilitados por el largo asedio, enfermaron y enloquecieron por la sed.

Al quinto día, Josef ben Matatías, tendido en un rincón de la caverna y reclinada la cabeza sobre su cinturón azul de sacerdote, se cubrió el rostro con el manto y esperó que los romanos viniesen a degollarlo. Le abrasaba el vientre; trataba continuamente de tragar, aunque bien sabía que era penoso y casi imposible; su pulso era irregular, todos sus miembros estaban doloridos; si cerraba los ojos, los párpados irritados les hacían daño; veía bailar en la oscuridad puntos y círculos que se agigantaban, se encogían, brillaban y se entrelazaban. Habría sido dulce, seductor, apresurar la muerte. Pero quedaba aún una esperanza: tal vez antes pudiese beber. Quizá los romanos, cuando llegasen, le darían de beber antes de crucificarlo. Existía en Jerusalén una asociación de mujeres caritativas que, al paso de los desdichados condenados a la cruz, les daban de beber un brebaje compuesto de vino y mirra. Se descubrió y sus labios resecos esbozaron una sonrisa.

Veía al alcance de la mano la gran cisterna con el agua racionada en cantidades muy, muy reducidas. Ahora que los romanos estaban allí, no había necesidad de seguir economizando el agua. ¿Cómo no se le había ocurrido antes? Se veía camino de la cisterna, rodeado de muchísima gente. Avanzaba en medio de judíos y de romanos, que subían la cuesta tambaleantes. Era el jefe supremo, pero se apartaban de él. Avanzaba sin desviarse hacia la cisterna, ávido. ¡Beber! En la cisterna no había ya centinelas sino un hombre que no le dejaba saciar su sed. «Alejaos, por favor, Sapita. Os golpearé si no me dejáis beber. ¿He sido, acaso, cobarde? ¿Me he cuidado, acaso, de las espadas, de los hierros, de los incendios, de los hombres que caían muro abajo? No alcéis tan tontamente la cabeza del ariete con el brazo sano; sé muy bien que estáis muerto. Sois un mentiroso infame, Sapita, por más muerto que estéis y es necesario sacaros, de allí.»

El penoso y vano esfuerzo por tragar le arañaba la garganta dolorida y le hacía olvidar sus divagaciones. Volvió a cubrirse el

rostro con el manto. Quería ahuyentar la visión. En el desierto, junto al esenio Banus, había provocado a menudo sus visiones, pero en ese momento sólo deseaba conservar las ideas claras, ordenar su cerebro. No quería pensar más en la muerte por el hecho de haber pasado varios días sin probar agua, porque cuando no se bebe durante largo tiempo se pierde la cabeza, es cosa bien conocida. Pero él, no... Los otros, sí, morían finalmente de sed; mas él, no, era imposible. Tenía mucho por hacer todavía, había perdido demasiado tiempo. ¿Dónde estaban las mujeres que no había tenido, el vino que no había bebido, las bellezas de la tierra que no había visto, los libros que no había escrito? ¿Por qué no se había acostado con Popea, en aquel tiempo? Su vestido era de tul de Cos, transparente. Veía brillar el vello de su piel. Debía de ser de color ámbar. ¡Había dejado pasar a tantas mujeres! Muslos, pechos, rostros femeninos desfilaron por su mente.

No, no eran mujeres, eran frutas, montones de frutas apiladas como en el mercado: frutas sabrosas, higos, manzanas, racimos de uvas enormes. Ansiaba morderlas, masticarlas, tragarlas, pero cuando se creía a punto de alcanzarlas, aparecía el infame rostro moreno amarillento que él conocía bien. «No, perro maldito, yo no muero todavía, no quiero daros ese placer, sobre todo a vos, triste pedante, simio de la sabiduría, con vuestras estatuas, vuestra simetría y vuestros sistemas. ¿Queréis hablar de Judea? ¿Qué comprendéis de ella? ¿Habéis estado allí alguna vez? ¿Habéis hecho alguna vez algo digno? No tenéis sangre en las venas, vicioso. Cuando Judea destruyó vuestro maldito palacio, tuvo razón, diez veces razón, y yo estoy de acuerdo con ello.

»No deliro, señor. Tengo mucha sed, pero sé muy bien lo que digo. Es una ignominia burlarse en Roma de los Macabeos. Es mezquino y miserable. Sois un personaje deleznable, Justo de Tiberíades.»

En su cabeza resonaba un tumulto de innúmeras voces: «*¡Marín!, ¡Marín!*», y, en medio de esos gritos, decía sin cesar una voz fina, insistente, devota: «¡Es él!».

No, no había dejado jamás que esa voz lo arrastrase, nunca se había dejado persuadir, había rechazado con energía esa blasfemia. Era el tentador, que aprovechaba ese momento de debilidad y le

hacía escuchar de nuevo esa voz. Sí, a buen seguro, no era sino una descarada astucia del tentador, que quería apartar de él el rostro de Yahvé.

Se incorporó a duras penas sobre las rodillas; atormentado, golpeó el suelo con la frente y pronunció su confesión: «¡Oh, Adonai, no he pecado, no he cometido ninguna falta! Dejadme beber, yo he santificado vuestro nombre. Quiero agua. No permitáis que vuestro servidor muera de sed, pues os he servido fielmente y debéis darme agua.»

De pronto resonó en la caverna una voz chillona, que Josef reconoció como la de un oficial romano. Los otros refugiados lo sacudieron. Era una voz auténtica, no cabía la menor duda. Hablaba griego y decía que el jefe galileo estaba en la caverna, y que si los que se escondían allí se entregaban, les perdonaría la vida.

—Dadme agua —dijo Josef.

—Tenéis una hora para pensarlo —replicó la voz—, antes de que fumiguemos la cueva.

Una sonrisa de felicidad cubrió el rostro de Josef. Había embaucado al difunto Sapita y al viviente y desvergonzado Justo, que no le había permitido acercarse a las frutas. Ahora bebería y viviría.

Algunos de los compañeros de Josef no quisieron entregarse. Recordaron lo sucedido en Magdala, y se convencieron de que si los romanos se apoderaban de ellos, perdonarían a lo sumo a Josef, para exhibirlo en el triunfo, pero crucificarían a los demás o los venderían como esclavos, por lo que decidieron luchar. Medio enloquecidos por la sed, obstruyeron el camino a Josef: lo matarían antes que permitirle entregarse a los romanos.

Josef no deseaba otra cosa que beber. Pudiera ser que los romanos le perdonaran la vida o no, eso vendría después. En todo caso, le darían de beber, y aquellos imbéciles no querían permitírselo. Eran locos, perros furiosos. Sería ridículo dejarse matar, después de sufrir tantas torturas, sin haber bebido. Reunió todas las fuerzas que le quedaban en su cerebro exhausto para dominarlos, para beber, para vivir.

Les habló largamente, sin resultado. Con la voz ronca logró apenas hacerles una última proposición: no hacía falta que cada uno

de ellos se suicidase, bastaba con que matase por lo menos a un camarada: el pecado no sería tan grave. Aceptaron, y ésa fue su salvación. Resolvieron decidir al azar quién de cada dos compañeros mataría al otro. Lo hicieron con los dados que Josef se había hecho regalar por Demetrio Libán. Se pidieron perdón mutuamente y murieron con la profesión de fe en los labios. Cuando Josef quedó solo con el último, salió sin dificultad de la caverna, y fue en busca de los romanos. Su compañero permaneció un instante indeciso, y se deslizó tras él.

Fue el legado Paulino quien recibió a Josef. Lo saludó satisfecho, el brazo extendido y la mano abierta, como saluda un atleta a su adversario vencido. Josef no se lo agradeció. Cayendo en tima, dijo:

—Agua.

Le dieron de beber, y él —no había realizado en su vida un acto de piedad tan fervorosa— antes que satisfacer su sed se esforzó por pronunciar la fórmula de bendición. «Loado sea nuestro Dios Yahvé, cuya palabra lo ha creado todo». Después de lo cual bebió. Hizo correr con voluptuosidad el líquido sobre sus labios, dentro de su boca, a través de su garganta. Pidió más agua, lamentó tener que detenerse para tomar aliento, y siguió bebiendo. Sonreía con una expresión torpe, sin dejar de beber. Los soldados lo rodeaban y lo observaban con aire benévolo.

Lo hicieron asearse rápidamente, le dieron de comer, y lo condujeron encadenado al cuartel general. Había que atravesar todo el campamento. A lo largo del camino se apretujaban los soldados para ver al jefe enemigo. Muchos lo miraban sin odio. Ahí estaba el hombre que les había dado tanto trabajo durante siete semanas. Un hombre de talento, sin duda. Algunos, ofuscados por la pérdida de sus camaradas, lo amenazaron cubriéndolo de injurias. Otros lo hicieron objeto de bromas, al verlo tan joven y no obstante tan seco de carnes.

—Pequeño judío, al parecer cuando estés en la cruz los pájaros y las moscas no tendrán mucho que comer.

Josef, a pesar de su aspecto lamentable, sus cabellos revueltos y la sucia pelusa que cubría sus mejillas, caminaba digno en medio del tumulto; amenazas y bromas lo dejaban impasible, no faltó quien

bajara los ojos ante su mirada melancólica y apasionada. Cuando un soldado le escupió en la cara no dijo una palabra al ofensor; pidió simplemente a un hombre de la escolta que le limpiase el escupitajo, pues tenía las manos atadas y no sería conveniente presentarse así ante el general.

Pero el trayecto era largo: tiendas, más tiendas y soldados curiosos. Después, el altar, y al frente las doradas, ampulosas, agresivas y brutales águilas de las tres legiones. Otra vez tiendas y más tiendas. El desdichado, falto de fuerzas, se mantenía a duras penas en pie. Con todo logró recorrer el camino de la ignominia sin demostrar ni un solo momento su debilidad.

Cuando por fin llegaron a la tienda del comandante, Josef no vio al principio, aparte del legado Paulino, más que a un joven, que lucía las insignias de general. No era alto, pero sí sólido y robusto. Tenía la cara redonda y franca y la barbilla tan corta y prominente que formaba un triángulo puntiagudo. Josef supo inmediatamente que era un hijo de Vespasiano, Tito. Éste se adelantó al encuentro del judío:

—Lamento— le dijo con franqueza amable —que hayáis tenido mala suerte. Os habéis batido como valientes. No habíamos apreciado a los judíos como es debido: sois excelentes soldados.

Al notar su cansancio, lo invitó a sentarse.

—Vuestros veranos son tremendamente calurosos— agregó, —pero en la tienda hace un fresco agradable.

Mientras tanto, se alzó la cortina que dividía el recinto y entró Vespasiano, vestido con ropas confortables y seguido por una hermosa dama, de aspecto resuelto. Josef se levantó y trató de saludar a la romana. Pero el gran jefe lo interrumpió con una mirada cordial.

—No os esforcéis. Tenéis el aspecto endiabladamente juvenil, mi pequeño judío. ¿Qué edad tenéis?

—Treinta años.

—¿Ves, Cenis— dijo Vespasiano con una sonrisa, —adónde se puede llegar a los treinta años?

La dama examinó a Josef sin benevolencia.

—Este judío no me gusta— exclamó brutalmente.

—Ella no os soporta— explicó Vespasiano, —porque le habéis hecho pasar mucho miedo cuando me arrojasteis una piedra sobre el pie.

Se aproximó a Josef cojeando un poco.

—Dejadme que os vea bien— dijo, y lo palpó como si fuese un esclavo. —Flaco, muy flaco— comprobó, respirando a fondo. Vuestros sufrimientos habrán sido de todos los colores, pero podíais haberlo hecho a menor costo. Por lo demás, jovencito, vuestro pasado, a lo que parece, ha sido muy movido. Me he hecho informar sobre la historia de vuestros tres supuestos inocentes que tanto alteraron los nervios de nuestro amigo Cestio Galo. De todos los colores, como he dicho.

Estaba contento. Pensaba que de no haber sucedido el caso de los tres ancianos y del valeroso muchacho, el gobernador Cestio no había sido depuesto y él no estaría ahora allí.

—¿Cuál es vuestra opinión? ¿Debemos avanzar este año sobre Jerusalén? Tengo deseos de asistir al Gran Sábado en el Templo, pero me habéis hecho detener demasiado tiempo en Jotapata: ya la estación está muy avanzada. Y si los hombres de Jerusalén tienen la cabeza tan dura como la vuestra, el asunto irá para largo.

Vespasiano había hablado en tono familiar, casi de broma. Pero Josef vio los ojos claros, atentos, en el gran rostro rudo y surcado de arrugas del campesino; oyó su respiración vigorosa y, de súbito, como un rayo, la intuición atravesó su espíritu. Ese romano no deseaba íntimamente marchar sobre Jerusalén. No deseaba una pronta victoria sobre Judea. No daba la impresión de ser de esos hombres que se desprenden rápidamente de la tarea que les ha sido encomendada. Quería *conservar* su ejército, sus tres magníficas legiones entrenadas para maniobrar conjuntamente. En cuanto concluyese la campaña se las quitarían y eso pondría fin a su mandato. Josef vio claro: Vespasiano no quería apoderarse de Jerusalén, al menos durante ese año.

Su convicción le dio nuevo aliento. Llevaba aún en su interior las visiones que lo iluminaron en la caverna. Lo sentía: era la oportunidad de salvar su vida. Haber comprendido que el romano no quería avanzar sobre la capital le dio una inmensa ventaja.

En voz baja, pero resuelta, declaró:

—Os lo digo yo, general Vespasiano. Vos no tornaréis Jerusalén en este año, ni probablemente el año próximo.

Y con la mirada fija, extrayendo las palabras lentamente, una a una, de lo hondo de sí mismo, continuó:

—Estáis reservado para más altos destinos.

Todos los presentes se sobrecogieron al oír semejante respuesta. Este oficial judío, que se había batido con tanto valor, se complacía en hacer afirmaciones bastante extrañas. Vespasiano miró a su prisionero con los ojos entrecerrados. En tono de chanza, dijo:

—Decidme, ¿acaso no han muerto todavía los profetas en Judea?

Pero en su cascada voz estridente se notaba muy poca intención burlona. Demostraba más bien satisfacción y deseo de estimular a Josef. Había muchas cosas maravillosas en ese país. En el lago de Genezaret existía un pez que profería gritos; todo lo que se cultivaba en los campos de Sodoma ennegrecía y caía hecho cenizas; en el Mar Muerto se mantenía a flote cualquier persona, supiese nadar o no. Todo era allí extraordinario. ¿Por qué no podría existir en ese joven judío, por lo demás buen político y excelente soldado, una pizca de locura y de espíritu profético?

El cerebro de Josef trabajaba, mientras tanto, con premura febril. En presencia de ese romano, que disponía de su vida a su arbitrio, volvieron de pronto a su memoria frases que hacía tiempo se habían borrado de ella: la conversación de aquellos hombres rústicos escuchada en la taberna de Cafarnaúm. Extremó su perspicacia. Se trataba de su vida, y lo que aquella valerosa gente había presentido vagamente él lo percibía ahora de un golpe con toda claridad, como si estuviera bajo la luz de un relámpago.

—No hay muchos profetas en Judea— replicó, —y sus predicciones son oscuras. Nos han anunciado que de Judea saldría el Mesías. No los comprendimos, y fuimos a la guerra. Ahora que estoy ante vos, en esta tienda, comprendo el verdadero sentido de aquellas palabras —se inclinó profundamente y continuó, sereno y mesurado. —El Mesías viene de Judea, mas no es judío. Sois vos, cónsul Vespasiano.

La extravagante y atrevida mentira dejó estupefactos a todos. Habían oído hablar del Mesías, Oriente estaba impregnado de esa tradición. El Mesías era el semidiós con el cual soñaba esa parte del mundo, el semidiós que surgiría para vengar de Roma al Oriente sometido a su yugo; un ser tenebroso, misterioso, sobrenatural, que era el protagonista de algunas bromas, como todas las manifestaciones de la superstición oriental, pero que aparecía con un inquietante contenido de seducción y amenaza.

Cenis se levantó del asiento, con la boca abierta. ¡Su Vespasiano el Mesías! Pensó en el retorno de la encina sagrada. El judío no podía conocer ese detalle. Miró a Josef con desconfianza y perplejidad. Lo que decía era magnífico, reconfortante y del todo de acuerdo con sus esperanzas, pero recelaba del oriental.

El joven general Tito, fanático de la precisión, exigía para todo una explicación exacta y esto en él se había transformado en el hábito maquinal de tomar notas taquigráficas en las entrevistas; en esa ocasión también lo hizo pero, al oír esas palabras, alzó los ojos lleno de asombro. Sería un tremendo desengaño si se descubriera que ese soldado joven y valeroso no era más que un charlatán. Pero no tenía aire de impostor. ¿Sería, tal vez, a pesar de su actitud sencilla y natural, un poseído, como los había tantos en Oriente? Los largos sufrimientos provocados por el hambre y la sed ¿habrían perturbado su cerebro?

Vespasiano fijó sus ojos claros y maliciosos de campesino en los respetuosos de Josef, quien sostuvo largo tiempo la mirada. Estaba sudoroso, aunque no hacía mucho calor en la tienda; las cadenas le pesaban, la ropa le producía escozor. Pero soportó el examen. El momento era decisivo. Tal vez el romano le diese simplemente la espalda, indignado o fastidiado, y lo hiciese conducir al suplicio o a un navío con otros esclavos, rumbo a las minas de Egipto, aunque también era posible que creyera en sus palabras. Ansioso, mientras esperaba la respuesta, rogó: «Dios mío, haz que el romano me crea; si no por mí, hazlo por tu Templo, pues si me cree, si no ataca la ciudad este año, entonces el año próximo quizá puedan ser salvados la ciudad y el Templo. Debéis hacer, Dios mío, que el romano me crea. Debéis hacerlo, debéis hacerlo.»

Vespasiano se limitó a decir:

—¡Ah, ah, ah! Más despacio, jovencito.

Josef respiró profundamente. El jefe enemigo no le había vuelto la espalda, no había dado orden de que se lo llevaran. ¡Había ganado! En voz baja, llena de confianza, y en tono insistente, continuó:

—Creedme, os lo ruego. Sólo por haber sido designado para decíroslo no he huido a Jerusalén como proyectaba, y he permanecido hasta el final en Jotapata.

—¡Qué absurdo!— gruñó Vespasiano. —De ninguna manera habríais podido retiraros a Jerusalén.

—He recibido de allí cartas y enviado otras en respuesta— prosiguió Josef. —Podía, por tanto, haber ido en persona.

Tito, desde su mesa, dijo sonriendo:

—Nosotros interceptamos esas cartas, doctor Josef.

El legado Paulino intervino discretamente:

—En una de las cartas interceptadas decía: «Me mantendré siete veces siete días en la plaza fuerte de Jotapata». A nosotros nos causó gracia pero lo cierto es que los judíos defendieron la fortaleza durante siete semanas.

Todos quedaron pensativos. Vespasiano lanzó una carcajada sarcástica y se dirigió a su amiga:

—¿Y bien, Cenis? En resumen, este joven y sus tres mártires son la demostración de que hasta el momento presente el dios Marte no se ha equivocado demasiado con su encina.

Vespasiano era un hombre desprejuiciado. Después de todo, ¿por qué no creer en los presagios si no contrariaban sus planes? Se habían producido a menudo errores sobre el significado de las predicciones, pero también muchas historias garantizaban la veracidad desconcertante de ciertas profecías. Y en cuanto al Dios inmaterial de los judíos, que residía en las tinieblas de su Sancta Sanctórum, en Jerusalén, si ese Dios judío le hacía comunicar cosas que concordaban perfectamente con sus proyectos personales, ¿por qué no escucharlo?

Hasta ese momento ni él mismo había pensado si deseaba o no ir a Jerusalén. El gobierno lo presionaba para que concluyera la campaña antes del otoño. Pero sería verdaderamente una lástima, no sólo para él sino también para el Estado, que el ejército de

Oriente, tan bien entrenado bajo su mando, se dejara derrotar después de una victoria que había sido demasiado rápida o cayese en manos poco seguras. En resumidas cuentas, ese joven y su obcecada Jotapata le habían rendido un importante servicio, y el Dios que hablaba por su boca no daba malos consejos.

Josef alzó la cabeza como una planta reseca revive bajo la lluvia. Dios había sido misericordioso. Era evidente que el general le creía. ¿Y por qué no? El hombre que tenía ante sí podría muy bien ser aquel de quien se había dicho que, surgiendo de Judea, llegaría a gobernar el mundo. ¿No se leía en las Escrituras: «El Líbano caerá bajo una mano poderosa»? *Adir*, la palabra hebrea que significa poderoso, ¿no quería decir exactamente lo mismo que César o emperador? ¿Existía un hombre mejor o más adecuado que ese hombre fuerte, de espíritu lúcido y perspicaz? Inclinó profundamente la cabeza ante el romano, y se llevó la mano a la frente. La palabra Mesías y la antigua y terrible profecía que anunciaba que Yahvé heriría a Israel para hacerle expiar sus faltas, eran la misma cosa. Este romano había llegado para cumplirla. Como la oliva no da su aceite sino cuando la exprimen, así Israel da lo mejor de sí cuando está oprimida; y quien la oprimía y aplastaba se llamaba Vespasiano. Sí, Josef había encontrado el supremo argumento, el argumento concluyente. Una profunda serenidad se adueñó de él al sentir en sí la fuerza necesaria para exponer convincentemente esta interpretación ante los doctores más exigentes de la Escuela Superior del Templo. La caverna de Jotapata estaba colmada de ignominia, se había agitado en ella hasta la convulsión, pero, así como el fruto del hombre es dado a luz en medio de sangre y suciedad, la verdad había surgido a la luz como un fruto excelso. Rebosaba confianza por todos sus poros.

Cenis daba vueltas, con evidente fastidio, en torno del prisionero.

—Es el miedo a la cruz— dijo con desdén —lo que hace hablar a este hombre. Yo lo enviaría a Roma o a Corinto, para que el emperador se pronuncie sobre su suerte.

—Por favor, no me enviéis a Roma— suplicó Josef vivamente. —Sois sólo vos quien debe decidir mi suerte y la de los míos.

Estaba agotado pero feliz. No sentía inquietud. Sí, incluso en el fondo se sentía superior al romano. De pie frente a él, pronunciaba palabras atrevidas, aduladoras, doblaba el cuerpo en profundas reverencias, pero era perfectamente consciente de cómo había empezado a manejar al romano. Éste era, sin saberlo, un azote en manos de Dios, y él, Josef, constituía el instrumento piadoso y consciente de Yahvé. Lo que había sospechado en su primera visión de Roma desde el Capitolio estaba cumpliéndose sorprendentemente. Su mano estaba en el destino de la urbe. Vespasiano era el hombre elegido por Dios, pero Josef era el encargado de dirigirlo, siguiendo la voluntad divina.

El supremo comandante, con una velada amenaza en el tono de su voz chillona, le dijo:

—Tened mucho cuidado, judío. Escribid sin equivocaros, Tito, hijo mío. Quizá nos complazcamos alguna vez en recordarle sus propias palabras. ¿Podéis decirme— continuó, volviéndose hacia Josef —cuándo ejerceré mi potestad de Mesías?

—No lo sé— repuso Josef. Y de súbito agregó, con impetuosidad imprevista: — Mantenedme encadenado hasta entonces, y haced que me ejecuten si la espera es demasiado larga. Pero ella no durará mucho. He sido un buen servidor de los «Vengadores de Israel» mientras creía que Dios estaba en Jerusalén y que sus hombres tenían una misión que cumplir. Seré un buen servidor para vos, cónsul Vespasiano, porque ahora sé que Dios está en Roma y os ha dado plenos poderes.

—Os tomo a mi servicio personal como mi parte del botín— y al ver que Josef quería hablar, lo detuvo. —No os felicitéis demasiado pronto, judío. Podréis conservar vuestro cinturón de sacerdote, pero llevaréis también los grilletes hasta que se haya comprobado la exactitud de vuestra profecía.

El jefe del ejército envió un mensaje al emperador y al senado comunicándoles que durante el resto del año era forzoso dedicarse sólo a la organización del territorio conquistado.

Los mensajeros esperaban órdenes —cada cual en su sitio, como lo había dispuesto Cestio Galo— para anunciar la caída de Jerusalén. Vespasiano los relevó de sus puestos.

LIBRO TERCERO CESAREA

JOSEF, que formaba parte del séquito de Vespasiano, recibía un trato bastante aceptable. El general escuchaba sus consejos en lo concerniente a las costumbres judías y a los asuntos personales de algunos judíos, y le agradaba tenerlo cerca. Pero le hacía notar que no se fiaba totalmente de sus indicaciones. Lo ponía frecuentemente a prueba, se burlaba de él y lo sometía a humillaciones penosas. Josef aceptaba chanzas y ofensas con docilidad y modestia, y trataba de hacerse útil de muchas y distintas maneras. Redactaba las proclamas del jefe a la población judía, cumplía la función de un experto en las discusiones entre las autoridades de las tropas de ocupación y los funcionarios locales. En suma, en poco tiempo los romanos no pudieron prescindir de él.

A los ojos de los judíos de Galilea, aunque hacía en su favor todo lo que estaba a su alcance, era un traidor y un cobarde. También en Jerusalén lo odiaban a muerte. Las noticias que venían de allí, en verdad, llegaban al territorio ocupado por los romanos muy confusas pero se pudo confirmar que los macabeos eran los amos absolutos de la situación. Habían impuesto el terror a la población y logrado que se pronunciara contra Josef el anatema solemne: «Maldito, aniquilado, desterrado, sea Josef ben Matatías, ex sacerdote de primera categoría de Jerusalén. Que nadie lo frecuente, que nadie lo salve del fuego, del agua, de un derrumbamiento o de cualquier otro accidente que pueda causarle la muerte. Que todo el mundo rehúse su ayuda; que sus libros sean tenidos por los de un falso profeta, sus hijos por bastardos. Que cada cual piense en él cuando pronuncia la decimosegunda de las dieciocho oraciones, la de la maldición, y si viene por el camino, que todos se alejen de él siete pasos, como de un leproso.»

La comunidad de Merón, en la Alta Galilea, aunque formaba parte del territorio ocupado y por su talante resultaba muy sospechosa a los romanos, manifestó de modo particularmente espectacular su repudio a Josef. Hubo un tiempo en que en esa

comunidad alguien había gritado ante Josef: «¡Helo aquí!», y los habitantes fundieron en cobre las pisadas del caballo «Flecha», y se las veneró. Ahora todos evitaban pasar por ese camino porque cuando acogieron a Josef lo habían cubierto de flores y de ramas. Para hacer desaparecer hasta su recuerdo sembraron hierba en aquel camino de su gloria, a fin de que creciera cubriendo el suelo que había pisado el traidor.

Josef apretó los labios y cerró los ojos. La ofensa no hacía más que acrecentar su orgullo. Junto al séquito de Vespasiano fue a Tiberíades. Era allí donde había cumplido el acto más valiente de su vida. A través de sus calles había avanzado, digno y orgulloso, montado en su caballo «Flecha» como un héroe, como el jefe de su patria. Ahora, irguiendo el cuerpo, llevó con soberbia sus cadenas por las calles de la ciudad. No parecía percatarse de los que escupían a su paso, y llenos de odio y desagrado se alejaban dando largos rodeos para evitar su encuentro. No le avergonzaba su destino, por el cual de dictador de Galilea, se había convertido en esclavo de los romanos, a la vez despreciado y protegido por éstos.

Pero hubo alguien ante quien se quebró su forzado orgullo: ése fue Justo y su desdén ultrajante. Justo se interrumpió en medio de una frase cuando vio entrar a Josef en la ciudad y volvió hacia otro lado, con amargura, su rostro macilento. Josef quiso justificarse. Un hombre como él, que conocía tan bien el corazón humano, debería comprenderlo. Pero Justo no permitió que le dijese ni una palabra.

El rey Agripa había comenzado a reconstruir su palacio, y Josef supo que Justo pasaba el día entre las ruinas. Por eso, a menudo subía a la parte más alta de la colina, donde se elevaban las nuevas construcciones, con la esperanza de que se produjera un encuentro con su rival. Un día, por fin, lo encontró solo. Era a comienzos del invierno; la atmósfera estaba clara y diáfana. Justo se había sentado en el saliente de un muro; alzó la cabeza cuando Josef comenzó a hablar, pero se cubrió enseguida el rostro con su manto, como si sintiese frío, por lo que Josef no pudo saber si estaba escuchándolo. Rogó, suplicó, trató de persuadirlo, de explicarse. ¿Un gran error no vale más que una verdad vacilante? ¿No era necesario haber experimentado los sentimientos de los macabeos para tener el derecho de rechazarlos?

Pero Justo no dijo absolutamente nada. Cuando Josef hubo terminado, se puso de pie inmediatamente, lleno de desprecio. Se adelantó, silencioso, al suplicante. Se sentía el intenso olor de la argamasa y la madera recién cortada. Josef, humillado, lo siguió con la mirada mientras Justo, con aire fatigado, escalaba con dificultad las gruesas piedras, para alejarse del lugar por el camino más corto.

Justo no despertaba simpatías en Tiberíades. En tiempos bélicos la sensatez no está bien vista, y así ocurría tanto en la región habitada por la población indígena grecorromana de Galilea, como entre los judíos. Justo era un hombre moderado; siendo comisario de la ciudad había servido con cordura desapasionada como intermediario entre los judíos y los no judíos, deseoso siempre de mantener la paz. A los primeros les parecía demasiado griego, a los griegos demasiado judío. Le reprochaban no haber intervenido más enérgicamente contra Sapita y no haber impedido la destrucción del palacio. Sabían que el rey Agripa tenía a su secretario en alta estima y cuando la ciudad fue reconquistada, callaron sus críticas. Pero ahora, estimulados por la presencia del gran jefe romano, se empeñaron en elevar sus quejas en las que afirmaban que el judío Justo había sido el principal responsable de la extensión que había tomado la revuelta en Galilea, y en la misma ciudad de Tiberíades.

El rey Agripa, doblemente obligado en ese período ambiguo a demostrar su devoción a los romanos, no se atrevió a proteger a Justo abiertamente. Además, el legado Longino, juez supremo del ejército de Vespasiano, sostenía el principio de que más vale condenar a un inocente que dejar escapar a un culpable. La situación de Justo parecía, pues, crítica. Él mismo, espíritu escéptico y desdeñoso de la humanidad, colmado de amargura, exponía su propia defensa sin demasiada convicción. Su rey podía abandonarlo; él sabía muy bien quién era el culpable del mal acaecido. Todo lo que emprendía aquel joven tornadizo y superficial le salía a las mil maravillas. Que los romanos lo mimaran cuanto quisieran, daba igual. Justo estaba penetrado hasta los huesos de un sombrío fatalismo.

El juez Longino, por respeto al rey Agripa, examinó el caso concienzudamente. Citó a Josef como testigo. Cuando éste tuvo en

sus manos el destino de Justo, se sintió desgarrado por dos fuerzas contrapuestas. Justo había sabido ver lo más vil que escondían los entresijos de su alma y ahora dependía de él. Para todos y para cada uno de los que lo interrogaron, Justo tuvo una explicación lógica, una razón. Para él, no. Para Josef sólo mostró silencio y desdén, y aunque había aprendido a reprimir en buena medida la soberbia, se había cargado de paciencia y habituado a arrastrar cadenas, Josef no soportaba el desprecio de Justo, que habría podido horadar el caparazón de una tortuga. ¡Cuán fácilmente podía suprimir al ofensor! Ni siquiera necesitaría mentir: sólo bastaría decir alguna palabra ambigua. Pero su testimonio fue enfáticamente favorable a Justo. Con convicción vehemente y acertados argumentos dejó muy claro que nadie había servido jamás la causa de la paz y de los romanos mejor que el doctor Justo. «Sus acusadores mienten o son incapaces», declaró.

El juez informó de las declaraciones de Josef al jefe supremo. Vespasiano resopló. Observó detenidamente a su prisionero y tuvo la sospecha de que algo muy personal debía haber entre esos dos hombres. Pero todavía no había descubierto ninguna afirmación falsa en las palabras de su inteligente judío y, además, el doctor Justo era el prototipo del intelectual filósofo, o sea un personaje poco peligroso. El jefe del ejército dio por terminada la investigación y Justo volvió a quedar a disposición de su amo, el rey Agripa.

Este se mostró cortés puesto que era consciente de la falta que había cometido con Justo al prestarse a someterlo a pruebas innecesarias. Y Justo se dio cuenta claramente de cuánto perturbaba su presencia al monarca.

Por eso se ofreció a ir a Jerusalén para representarlo y hacer valer allí sus prerrogativas, aprovechando el invierno, durante el cual no se efectuarían operaciones militares sino que, por el contrario, podrían iniciarse gestiones en favor de la paz.

Sabiendo que los «Vengadores de Israel» detentaban el poder absoluto en Jerusalén, parecía lógico suponer que la misión era temeraria e insensata y que el secretario del rey no regresaría vivo. Justo partió provisto de documentación falsa. Cuando se marchó vio a Josef en el camino pero, como antes, no le dirigió la palabra ni lo miró.

En Cesarea, en la gran feria de fin del verano, Josef encontró a Alexas, el vidriero hijo de Nahúm, de Jerusalén. En un principio creyó que éste evitaría su presencia, como la mayor parte de los judíos, pero Alexas, por el contrario, se acercó para saludarlo. Las cadenas que arrastraba Josef y el gran anatema que pesaba sobre él no inhibieron a Alexas de conversar con él. Comenzó a andar a su lado como en otro tiempo, firme el paso y la figura imponente, pero en su mirada se notaba menos claridad y más reserva.

Había podido escapar de la capital a costa de arriesgarse mucho, pues los macabeos vigilaban, con armas en la mano, que nadie abandonase la ciudad buscando el amparo del enemigo. «En Jerusalén —dijo— reinan la locura y la fuerza brutal.» Desde que los «Vengadores de Israel» expulsaran a casi todos los moderados, se estaban desgarrando entre ellos. Simeón bar Giora combatía a Eleazar, quien luchaba a su vez contra Juan de Giscala, y éste contra Simeón. No se unían sino para oponerse a cualquier política razonable. Considerándolo fríamente, Alexas pensaba que su peligroso viaje a Cesarea no le produciría ningún provecho, pero aun así se había hecho el firme propósito de regresar a Jerusalén. Había resuelto continuar su vida en esa ciudad, sofocada por el odio absurdo y ciego de los macabeos. Era una locura —lo sabía— pero amaba a su padre y a sus hermanos, y no podía vivir sin ellos, no quería abandonarlos. Sin embargo, durante los últimos días, no pudiendo soportar más la locura de sus paisanos, había sentido la necesidad de respirar el aire de la libertad, de ver con sus propios ojos que existía aún un mundo sensato.

Estaba expresamente prohibido acercarse a Josef o hablarle y, si se enteraban de ello en Jerusalén, los macabeos se lo harían pagar caro. Opinaba, por su parte, que Josef era en gran medida responsable del giro que habían tomado las cosas, pero juzgaba afortunado y hasta una victoria de la razón, que Josef no hubiese muerto con los otros en Jotapata, y se entregara, inclinando la cabeza ante los romanos. Y citó el versículo: «Vale más perro vivo que león muerto».

«En Jerusalén —continuó amargamente— no se opina del mismo modo», y contó a Josef cómo se había recibido la caída de Jotapata. Al principio se dijo que Josef había muerto al ser tomada

la fortaleza. Toda la ciudad participó en la grandiosa ceremonia fúnebre en honor del héroe, abatido después de permanecer al frente de tan increíblemente prolongada resistencia. Alexas explicó en detalle cómo en la casa del viejo Matatías, en presencia del Sumo Sacerdote y de los miembros del Gran Consejo, se había puesto solemnemente cabeza abajo el lecho donde había dormido Josef. Después, en nombre de todos sus conciudadanos, el padre de Alexas, Nahúm ben Nahúm, desganadas sus vestiduras y cubierta de cenizas la cabeza, había aportado al viejo Matatías —en el cesto de mimbre ritual— el plato de lentejas del duelo. Todo Jerusalén estaba allí cuando el anciano Matatías recitó en primer lugar el *Kadisch*, la oración por los muertos, agregando las tres palabras que no deben ser pronunciadas sino en recuerdo de un grande de Israel.

—¿Y después?— preguntó Josef.

La mirada de Alexas se ensombreció. Como Josef podía suponerlo, cuando se supo que estaba vivo y se había entregado al arbitrio de los romanos, se produjo un vuelco brutal en la opinión general. El amigo de la infancia de Josef, el doctor Amrám, propuso el anatema. Sólo unos pocos miembros del Gran Consejo se atrevieron a oponerse, entre ellos el eminente doctor Yojanán ben Zakai. Cuando la maldición y el anatema fueron proclamados desde las gradas del santuario, a los pórticos del Templo acudió una muchedumbre tan compacta como si fueran a asistir a las fiestas pascuales.

—No os atormentéis por ello— dijo Alexas a Josef, con una sonrisa cordial que dejó a la vista unos dientes blanquísimos que destacaban sobre la negrura de su barba cuadrada. —Quien profesa la razón debe sufrir.

Se separó de Josef. Su silueta corpulenta, su rostro preocupado, y sin embargo lozano, se perdieron entre los tenderetes. Más tarde Josef lo vio comprar cuarzo en polvo y palparlo tiernamente. Seguramente se había privado durante largo tiempo del precioso material imprescindible para su amado oficio.

Tiempo después, Josef recordaría esta conversación con sentimientos contradictorios. En Jerusalén se había percatado de que la mente de Alexas era más serena que la de su padre y, sin

embargo, había estado de todo corazón de parte del irreflexivo Nahúm contra el clarividente Alexas. Ahora que tenía a todo el mundo en su contra sólo éste lo aprobaba. Sintió que, a pesar de haberse habituado a las cadenas, en ese momento le oprimían y le laceraban la piel. Lo que decía el Eclesiastés era cierto: «Vale más perro vivo que león muerto»; sin embargo, algunas veces Josef lamentaba no haber perecido él también en Jotapata.

En los amplios salones de su palacio de Antioquía, Marco Lucinio Craso Muciano, gobernador general de Siria, se paseaba crispado por la ansiedad. Se le había asegurado que esta vez Vespasiano no opondría ningún obstáculo a la continuación de la campaña.

Habiendo eliminado a la oposición moderada por medio del terror, los «Vengadores de Israel» habían comenzado a exterminarse entre ellos. La guerra civil causaba terribles estragos, según las informaciones que llegaban a la ciudad, consideradas muy fiables, y por eso parecía absurdo dejar pasar esta circunstancia sin aprovecharla. Vespasiano debía avanzar hacia Jerusalén sin demora, tomar posesión y concluir la guerra. Con gran expectativa había esperado Muciano la decisión del consejo de guerra, encargado en los meses finales del invierno de establecer el plan de la campaña de primavera. Tenía el informe a la vista. La gran mayoría de los miembros del consejo, entre ellos Tito, el hijo de Vespasiano, opinaba que era necesario partir inmediatamente hacia Jerusalén. Pero el «transportista» —ese rústico gordo descarado, cubierto de excremento de caballo— seguramente había urdido una nueva treta. La discordia entre los mismos judíos —según decía Vespasiano— prepararía en corto tiempo a la ciudad para ser dominada con relativamente pocos sacrificios. Marchar en ese momento sobre Jerusalén podría significar un despilfarro de sangre de buenos legionarios romanos, que debía preservarse. Su plan consistía en esperar y ocupar primeramente la región del sur, aún no conquistada.

Vespasiano era un truhán: aunque era bien conocida su avaricia, se olvidaba de ella cuando le interesaba prodigarse en artimañas. Para Muciano fue evidente que Vespasiano no renunciaría fácilmente a la jefatura.

Con el bastón a la espalda, torciendo el rostro enjuto hacia un lado, el presuntuoso Muciano recorría los salones, preso de la ira. Ya no era joven; había dejado atrás los cincuenta años de una vida disipada en muchos vicios, de los que no se arrepentía en ningún momento, además de consagrada al estudio de las inagotables maravillas de la naturaleza. En suma, la suya era una existencia donde se habían alternado el poder y el derrumbe, la riqueza y la miseria.

Aún en pleno vigor, era el amo de la antigua Asia, territorio que ejercía sobre él una profunda seducción. Se indignaba al pensar en la astucia del joven emperador quien lo había obligado a compartir tan extraordinario regalo, precisamente, con ese odioso campesino. Durante casi un año había tenido que soportarlo como si fuese su igual. Pero ahora se acabaría. Naturalmente, él conocía las intenciones tanto de generales como de emperadores, pero ese buena pieza no iba a ponerle más obstáculos en su camino. Debía irse de Asia, irse, ¡irse! Era necesario poner fin, de una vez, a la absurda guerra de los judíos.

Cargado de cólera, Muciano dictó a toda prisa sendas cartas al emperador, a los ministros y a sus amigos senadores.

Resultaba incomprensible que el general en jefe, a comienzos del verano, después de tantos preparativos y cuando el adversario estaba debilitado por las disensiones internas, considerase que Jerusalén no estaba aún a punto para el asalto. Se negaba a dejarse dominar por la amargura que le producía el retraso de la proyectada expedición alejandrina, que achacaba a la excesiva lentitud del conductor de la guerra. De algo estaba seguro: si tan vacilante estrategia se prolongaba, se cuestionaría en todo Oriente el prestigio del emperador, del senado y del ejército.

Cuando estas cartas llegaron a Roma, las circunstancias no eran del todo favorables a los deseos de Muciano. En efecto, las nuevas de las provincias del oeste fueron en la ocasión más importantes y perturbadoras.

El gobernador de Lyon, llamado Vindex, había iniciado una sublevación y parecía contar con las simpatías de Galia y de Hispania. Los informes habían producido gran inquietud y requerido la atención de todos, por lo que resultó explicable que sólo al

ministro Talas le interesaron las cartas de Muciano. Talas se sentía afectado personalmente por la tardanza del ataque a Jerusalén y envió a Muciano una respuesta en la que aprobaba su posición sin objeciones. En cuanto la recibió, Muciano decidió interpelar personalmente al desagradable «transportista» en su cuartel general, para lo cual de inmediato partió a Cesarea.

El generalísimo lo recibió sonriente, demostrándole su satisfacción.

Sentados a la mesa, Vespasiano, Tito y Muciano charlaron en tono cordial sobre generalidades y, poco a poco, a la hora de los postres, pasaron a hablar de política. Muciano dijo que en absoluto deseaba intervenir en asuntos ajenos, pero era Roma, eran los ministros, quienes insistían con apremio en que se diese término a la campaña. Por una parte, él comprendía muy bien los motivos del general en jefe, mas por la otra el deseo de Roma le parecía tan imperioso que estaba dispuesto a poner a su disposición algunas tropas de las legiones de Siria para que marchasen cuanto antes sobre Jerusalén. El joven Tito, ávido de demostrar sus condiciones militares, lo apoyó con entusiasmo.

—Sí, padre, hacedlo. Mis oficiales y el ejército entero arden de impaciencia por vencer a Jerusalén.

Vespasiano —contentísimo— vio pintarse en el rostro inteligente de Muciano, estragado por el desenfreno, la codicia y la ambición, una gran satisfacción, mezclada con simpatía y envidia hacia su hijo. Sonrió. Aunque confiaba en Tito, no le había dicho una sola palabra acerca de sus verdaderos planes.

Estaba persuadido de que, en el fondo, su hijo los intuía tan bien como el astuto Muciano, o el judío Josef, pero le encantaba que se hubiese dejado llevar por un arrebato. De este modo, le sería tanto más fácil encubrir sus razones particulares con consideraciones generales.

Más tarde, cuando quedaron solos y Muciano le entregó la carta del ministro Talas, Vespasiano experimentó un sentimiento de respeto por la tenacidad de ese hombre. Le disgustaba pero, aún así, apreciaba su perspicacia y sabía que con él se podía hablar sin rodeos. Rechazó el documento con un gesto.

—Dejad, Excelencia. Ya sé que vos tenéis la intención de darme a conocer la opinión de cualquier pusilánime influyente en Roma acerca de que el imperio estará perdido si no me precipito al instante sobre Jerusalén— se aproximó a Muciano y exhaló su aliento desagradable sobre el rostro del otro, que debió recurrir a toda su cortesía para no hacer un ademán de repulsa. Vespasiano agregó: —Podríais mostrarme diez cartas de esta clase, que no influían sobre mí en lo más mínimo.

Después se incorporó, se masajeó gimiendo el brazo gotoso, y murmuró al oído de Muciano:

—Escuchadme, buen amigo, nosotros hemos pasado por todo en la vida, y me parece innecesario que tratemos de engañarnos mutuamente. A mí se me agría el humor al veros con el bastón a la espalda, haciendo muecas, y a vos os produce náuseas mi respiración o el olor de mi piel. ¿No es así?

—Continuad, os lo ruego— contestó Muciano, cortésmente.

—Por desgracia— prosiguió Vespasiano, —los dos estamos uncidos al mismo yugo. Ha sido una ocurrencia condenadamente astuta de Su Majestad. Pero, ¿por qué no hemos de ser tan listos como él? Un dromedario y un búfalo no pueden arrastrar el mismo carro. Se incita con provecho a los griegos contra los judíos, y a los judíos contra los griegos, pero a dos viejos pillos como nosotros... ¿qué me decís?

Muciano parpadeó nervioso:

—Sigo con atención el hilo de vuestros pensamientos, cónsul Vespasiano.

—¿Tenéis novedades de Occidente?— preguntó éste súbitamente, sin apartar la mirada de su interlocutor.

—¿Queréis decir de Galia?— enmendó Muciano.

—Veo que estáis al tanto— replicó Vespasiano, haciendo una mueca. —No hace falta que me enseñéis la carta de vuestro instigador de Roma. Por el momento, allí les preocupan otros asuntos.

—Con vuestras tres legiones no podréis hacer gran cosa— agregó Muciano, un poco incómodo. Había soltado el bastón, y con el dorso de su mano pequeña y cuidada se secaba la transpiración del labio superior.

—Es cierto— reconoció Vespasiano, satisfecho. —Os propongo, por tanto, un arreglo. Vuestras cuatro legiones de Siria no valen nada, pero con las tres excelentes que yo poseo, serían siete. Reunamos nuestras siete legiones hasta que vuelva la calma a Occidente—. Al observar que Muciano no hacía ningún comentario, agregó, en tono juicioso: —Mientras la situación no mejore en Occidente, no os libraréis de mí. Sed razonable.

—Os agradezco vuestras explicaciones francas y coherentes.

Varias semanas más permaneció Muciano en Judea, ocupado, según dio a entender, en sus investigaciones científicas. En efecto, estaba preparando una gran obra sobre la geografía y las razas existentes en el imperio, y Judea era un sitio particularmente interesante para él. Tito acompañó al gobernador en sus excursiones. Se mostró amable y lo ayudó a anotar los relatos que les hacían los naturales del país. Allí encontraron la fuente de Jericó, cuyas aguas, en otro tiempo, marchitaban no sólo los frutos de la tierra y de los árboles sino también el fruto de las entrañas de las mujeres, ocasionando la destrucción y la muerte de todos los seres vivos. Hasta que un día, un profeta llamado Elischa, la purificó —gracias a su fe y su sabiduría— y desde entonces sus aguas se habían vuelto benéficas.

Visitaron el Mar de Asfalto, o Mar Muerto, cuya característica consiste en mantener a flote, aun los objetos más pesados, y devolverlos a la superficie aunque se los sumerja. Para comprobarlo, Muciano hizo arrojar a las aguas a unos hombres que no sabían nadar, con las manos atadas a la espalda, y vio con asombro cómo emergían del fondo. Recorrió los campos de Sodoma, buscó vestigios del fuego enviado por el cielo, percibió en el lago los contornos borrosos de cinco ciudades sumergidas, y arrancó de los árboles unos frutos que por su forma y color parecían en sazón pero se convertían en polvo y ceniza sólo con tocarlos.

Muciano estaba ávido de conocimientos, hacía preguntas continuamente sobre todo lo que veía, tomaba notas o encargaba que lo hicieran. Un día encontró unos apuntes escritos con una letra idéntica a la suya, aunque no le pertenecían. Supo entonces que habían sido hechos por Tito, quien poseía el don de imitar al instante la escritura de cualquier persona, a tal punto que los

mismos interesados no podían distinguir la imitación del original. Muciano, perplejo, le pidió que trazara algunas líneas con la escritura de su padre, Vespasiano, a lo que Tito accedió. Al verlas, Muciano pensó que era imposible que alguien sospechara de su autenticidad.

Pero la maravilla más grande que Muciano descubrió durante las semanas que permaneció en Judea fue el prisionero, el general sabio Josef ben Matatías. Desde su primer día en Cesarea, el gobernador había observado al judío, que transitaba por las calles discretamente aunque desde luego bien visible por las cadenas que arrastraba.

Vespasiano eludía las preguntas inquisitivas del gobernador, pero no podía impedir que éste, curioso por temperamento, conversara en tono familiar con el sacerdote. Lo hacía muy a menudo, y pronto observó que Vespasiano recurría a su esclavo como a una especie de oráculo, cuyas respuestas tenía en cuenta en los casos espinosos, sin dejar que se trasluciera la importancia que en realidad le concedía. Esta relación sorprendió mucho a Muciano, pues siempre había considerado a Vespasiano un racionalista convencido.

Sus charlas con Josef versaban sobre todos los temas imaginables y lo que más admiraba a Muciano era la forma como la sabiduría oriental había matizado la filosofía griega del judío. Había conocido a muchos sacerdotes de distintas religiones, de Mitra y de Aumu; sacerdotes bárbaros del Sulis de los británicos y del Rosmerta de los germanos, pero este sacerdote de Yahvé, aunque en apariencia no se diferenciaba demasiado de un romano, lo atraía más que cualquier otro.

Sin embargo, en ningún momento perdía de vista de vista sus relaciones con el comandante del ejército de Judea. Vespasiano había tenido razón cuando opinó que a ambos convenía estar de acuerdo mientras la situación en Roma y en todo Occidente no estuviese perfectamente definida. Con su ruda franqueza le había hecho ver que, finalmente, en los hechos se apreciarían los buenos resultados de esa comunidad de intereses. En consecuencia, ninguno de ellos podría emprender una acción política o militar de importancia sin el consentimiento del otro y mantendrían este

acuerdo mutuo aunque en los comunicados a Roma aparentaran seguir intrigando, uno contra otro, como lo habían hecho hasta ese momento.

A Vespasiano —poco generoso por naturaleza— le empezaba a preocupar cuál sería el regalo que solicitaría Muciano —tan codicioso como pródigo— en calidad de presente de hospitalidad, cuando partiera. Sin embargo, éste sólo le pidió que le cediera a Josef, el prisionero judío. El general, sorprendido en un primer momento por tanta modestia, estuvo dispuesto a concedérselo, pero lo pensó mejor y decidió negarse.

Con buen humor le respondió:

—Vos sabéis perfectamente que el «transportista» es un poco avaro.

En compensación, Muciano consiguió que Vespasiano permitiera a Tito ir por un tiempo a Antioquía. El general comprendió entonces que Tito se convertiría para el gobernador en un rehén que garantizaría el cumplimiento de lo acordado, pero no se incomodó. Escoltó a Muciano hasta la nave que debía conducirlo de regreso. Al despedirse, éste le dijo con su acostumbrada cortesía.

—Vuestro hijo Tito, cónsul Vespasiano, posee todas vuestras virtudes pero ninguno de vuestros defectos.

A lo que, respirando sonoramente, Vespasiano contestó: —Excelencia, por desgracia vos no tenéis a ningún Tito.

Cierto día Vespasiano se dirigió a los muelles de Cesarea para inspeccionar a los prisioneros de guerra que iban a ser subastados como esclavos. El centurión Frontón, jefe del depósito, había mandado hacer apresuradamente una relación de las aproximadamente tres mil cabezas capturadas.

Cada uno de los prisioneros llevaba colgada del cuello una tablilla de madera en la que se había anotado un número, la edad, el peso, las enfermedades y cualidades especiales. Los mercaderes circulaban entre ellos, los obligaban a levantarse, arrodillarse, mover los brazos y las piernas, abrir la boca.

Los palpaban: todo les parecía defectuoso. Comentaban que no era buena mercancía: «La venta de mañana dará un resultado muy pobre», decían.

Algunos oficiales iban en la comitiva de Vespasiano, además de Cenis y del judío Josef, quien era su intérprete para entenderse con los prisioneros. Vespasiano tenía derecho a diez esclavos del botín, y deseaba elegirlos antes, de que el grupo fuese conducido al mercado. Cenis, por su parte, necesitaba una peluquera y un mozo apuesto para servir la mesa. Práctico como siempre, al general sólo le interesaba quedarse con algunos muchachos aptos para la labranza de las tierras que poseía en Italia.

Como estaba de buen humor, bromeaba a costa de los esclavos judíos. «Son endiabladamente exigentes respecto al sábado, a sus complicadas prescripciones dietéticas y a todo lo demás. Si se les permite respetar sus mandamientos, su jornada de trabajo se reduce a la mitad y si no se les permite se ponen insoportables. En definitiva: sólo sirven para revenderlos a otros judíos.»

—A menudo me he preguntado— dijo dirigiéndose a Josef —si sería más conveniente para mí revenderos a vuestros correligionarios, pero me han ofrecido precios irrisorios. Evidentemente los profetas abundan.

Josef esbozó una sonrisa humilde y no respondió, aunque interiormente estaba muy lejos de sentirse feliz. Por ciertas palabras escuchadas casualmente, deducía que la señora Cenis, a quien no le era nada simpático, había intentado cederlo al gobernador general, a espaldas de Vespasiano. Y, aunque acertadamente pensaba que Muciano, cortés y aficionado a la literatura, no se permitiría hacerle bromas groseras como las de Vespasiano, Josef se sentía más ligado a éste. Dios había forjado la cadena que los unía. Junto a él estaba su gran oportunidad. La sonrisa con que respondió a la broma sobre la posible venta fue completamente forzada.

Se acercaron a un grupo de mujeres que devoraban silenciosamente la sopa de lentejas y el pan moreno que les acababan de distribuir. Era el primer día verdaderamente caluroso del año; en todas partes se sentía un bochorno y un hedor insoportables. Las mujeres más viejas, que sólo interesaban para trabajar, estaban vestidas; a las jóvenes, en cambio, les habían quitado la ropa. Entre éstas se encontraba una jovencita de pocos

años y pocas carnes, aunque no era escuálida. No comía: permanecía acurrucada en el suelo con las piernas cruzadas, las manos en los tobillos y los hombros encogidos. Intentaba esconder su desnudez, inclinando el tronco hacia delante y, tímidamente, miraba a los hombres con sus grandes ojos expectantes, ansiosos y cargados de reproches.

Vespasiano la descubrió desde cierta distancia. Se le acercó, respirando con mucha dificultad por el calor, y tomándola por los hombros intentó hacerla incorporar. Ella lo miró angustiada y despavorida.

—Levántate— ordenó el centurión.

—Dejadla— intervino el general y se agachó para leer en la tablilla de madera: «Mara, hija de Lakisch, funcionario en el teatro de Cesarea, virgen».

—Está bien—, agregó, quejándose por el esfuerzo de enderezarse.

—¿Te vas a levantar, perra?— chilló un guardia.

El miedo impedía comprender a la muchacha qué querían de ella.

—Creo que deberías levantarte, Mara— le dijo Josef, suavemente.

—Dejadla—, ordenó nuevamente Vespasiano en voz baja.

—¿Seguimos?— preguntó Cenis —¿o queréis llevárosla? No creo que vaya a servir para cuidar rebaños.

Cenis no se oponía en absoluto a que Vespasiano se divirtiera con quien quisiera, pero quería ser sólo ella quien le eligiera sus entretenimientos.

Cuando la muchacha se puso de pie, se pudo apreciar el óvalo de su rostro, dulce y luminoso, en parte cubierto por una abundante cabellera oscura; entreabrió ligeramente su boca firme, de labios gruesos, y se vio el brillo de sus bellos dientes. Se sentía desamparada, desnuda y tan joven, y movía la cabeza con un balanceo constante de un lado al otro.

—Preguntadle qué sabe hacer— dijo Vespasiano a Josef. —El señor desea saber si conoces algún oficio— le preguntó Josef, con dulzura.

La respiración de la muchacha se tomó un jadeo espasmódico; miró largamente a

Josef con sus grandes ojos oscuros y —repentinamente— se llevó la mano a la frente. Inclinó la cabeza pero permaneció callada.

—¿Seguimos o no?— preguntó Cenis.

—Deberías contestar— insistió Josef suavemente, con paciencia. —El amo desea saber si conoces algún oficio.

—He aprendido muchas oraciones de memoria— contestó finalmente. Su voz sonaba tímida y grave pero asombrosamente agradable.

—¿Qué dice?— exigió Vespasiano.

—Que sabe rezar.

Todos rieron menos Vespasiano.

—¿Debo enviaros a esta doncella?— inquirió a su vez Frontón. El general dudó. Al fin respondió:

—No, necesito gente que trabaje mis tierras.

Esa noche Vespasiano preguntó a Josef:

—¿Rezan mucho las judías?

—Nuestras mujeres no están obligadas a rezar ni tampoco a observar los mandamientos, que son 365, es decir, tantos como días tiene el año. Deben respetar las prohibiciones que son 248, igual al número de huesos que hay en el cuerpo humano.

—¡Qué abundancia!— exclamó Vespasiano. —¿Creéis que ella es realmente virgen?— preguntó después de una pausa. —Nuestra Ley castiga con la muerte la impudicia femenina.

—¡La ley!— se burló Vespasiano, encogiéndose de hombres. —A la pequeña tal vez le preocupe vuestra ley, doctor Josef, pero no a mis soldados. Quiero que sepáis que he procurado que también en ese aspecto la disciplina sea estrictamente respetada. Lo que me preocupa son sus grandes ojos de ternera. Diríase que esconden todos los sentimientos posibles, aunque, probablemente, no digan nada, como siempre ocurre en este país. Al principio son conmovedores, y cuando se mira de cerca, nada detrás. ¿Qué se ha hecho de vuestro oráculo, señor profeta? —agregó, bruscamente malhumorado—. Si os hubiese mandado a Roma, hace tiempo que expurgaríais vuestras faltas en alguna mina de Cerdeña, en lugar de entreteneros aquí con bonitas muchachas judías.

A Josef no le inquietaban las bromas de su amo. Había comprendido hacía tiempo que no era el único en llevar cadenas.

—El gobernador general Muciano— repuso con cortesía —me habría pagado al precio de dos docenas de mineros, por lo menos, si vos hubierais accedido a su pedido. Supongo que no me sentiría muy desdichado en Antioquía.

—Os estoy permitiendo muchos atrevimientos, mi judío— observó Vespasiano.

Josef cambió el tono.

—Mi vida estaría perdida— dijo apasionadamente, a la vez convincente y humilde —si vos me apartarais de vuestro lado. Creedme, cónsul Vespasiano, sois vos el Redentor y Yahvé me ha enviado para decíroslo y repetíroslo: vos sois el Salvador— insistió eufórico.

Su amo lo miraba con expresión burlona, sin creer del todo sus palabras. Sin embargo, no podía evitar que las afirmaciones entusiastas del joven sacerdote encendieran su espíritu fatigado. Se sentía molesto consigo mismo por desear constantemente que el judío le repitiera las mismas profecías; se había acostumbrado demasiado a su voz misteriosa y llena de fe. Estaba demasiado unido al judío.

—Si vuestro dios no se da prisa, querido judío— bromeó —el Mesías estará un poco senil cuando se presente.

Entonces Josef, que ignoraba de dónde sacaba tanta seguridad, repuso imperturbable:

—Si antes del pleno verano no se ha producido un cambio total en vuestra vida, vendedme en Antioquía, os lo ruego, cónsul Vespasiano.

El general saboreó estas palabras con placer pero, como no quería revelar sus sentimientos, desvió la conversación hacia otro tema:

—Vuestro rey David se hacía llevar a la cama a mujeres jóvenes de cuerpo ardiente. No le disgustaban tampoco los buenos manjares. Yo creo que vosotros sois todos iguales. ¿Qué me decís de ello, jovencito? ¿Por qué no me contáis algo sobre esto?

—Entre nosotros se dice que cuando un hombre ha frecuentado a una mujer durante siete lunas Dios no se expresa más por su

boca. Mientras escribía el *Libro de los Macabeos* no estuve con ninguna mujer, y desde el día en que me hice cargo del supremo mando de Galilea, observé la misma conducta.

—No os ha servido de mucho— concluyó Vespasiano.

A la mañana siguiente, el generalísimo mandó comprar en la subasta a la joven Mara, hija de Lakisch, y esa misma noche fue conducida a su presencia. Sobre la cabeza llevaba todavía la corona de los que, según las leyes de la guerra, son enviados a la subasta «bajo la lanza», pero por orden de Frontón la habían bañado, perfumado y vestido con una túnica transparente de muselina de Cos. Vespasiano la examinó de pies a cabeza, con mirada penetrante y fría.

—¡Imbéciles! — masculló. —La han aparejado como a una ramera de Hispania. Yo no he pagado cien sestercios por esto.

La niña no comprendía nada. Había sufrido muchísimo y estaba muy asustada. Josef le habló con exquisita suavidad, en su arameo natal. Ella le contestó temblorosa, con su voz grave. Vespasiano escuchó pacientemente esa conversación que a él le sonaba gutural, extraña. Por último, Josef le explicó:

—Está avergonzada por verse desnuda y porque la desnudez entre nosotros es un pecado capital. Una mujer no debe exhibirse sin ropas, ni siquiera cuando un médico diagnostica que su vida depende de ello.

—¡Qué tontería! — exclamó Vespasiano.

—Mara pide al príncipe— continuó Josef —que le permita ponerse un vestido rectangular, de una sola pieza. Mara pide al príncipe que le conceda, además, una redecilla para recoger sus cabellos y sandalias perfumadas para calzar sus pies.

—A mí me huele bastante bien— opinó el general. —Pero no importa, las tendrá.

La despidió. Ese día no tenía necesidad de ella.

—Puedo esperar— confió a Josef. —He aprendido a tener paciencia. Antes de disfrutar de algunas cosas en la mesa, en el lecho o cualquier otro lugar, me gusta apartarlas un tiempo de mí. He tenido que aguardar mucho antes de obtener mi puesto actual— se explicó restregándose el brazo gotoso, lo que acentuó aún más el tono de confidencia. —¿Encontráis, de verdad, algo especial en esa

pequeña judía? Es tímida, tonta y no puedo conversar con ella. La fruta verde parece bonita, pero ¡maldición!, se pueden encontrar aquí mujeres mucho más hermosas. ¡Sabe Dios qué es lo que a uno le atrae de un animalito como ése!

También Josef era sensible a la seducción de la pequeña Mara. Conocía a las indolentes galileas, tímidas, hasta melancólicas, pero exuberantes y sensuales en la entrega.

De pronto, con cierto desparpajo, Josef dijo al romano que Mara quería algarrobas. Estaba en su derecho. Mara, hija de Lakisch, no podría sin ellas pronunciar la fórmula de bendición cuando recibiera el vestido cuadrangular.

Vespasiano se enfadó.

—¿Os habéis puesto sentimental, judío? Comenzáis a fastidiarme. Os dais demasiada importancia. Cuando uno desea llevarse a una chica a la cama me exigís unos preparativos como para una campaña militar. Quiero deciros una cosa, profeta. Enseñadle un poco de latín. Decídselo mañana por la mañana, pero no os adelantéis a disfrutarla si queréis que vuestra condición de profeta no sufra perjuicio.

Josef pudo ver a Mara al día siguiente. Llevaba puesto el sencillo vestido típico de las mujeres del país, hecho con una sola pieza rectangular de color marrón a rayas rojas. El instinto no había engañado a Vespasiano. La pureza de su rostro ovalado, la frente pequeña y luminosa, los ojos almendrados y los labios voluptuosos y un poco prominentes de la muchacha se apreciaban más con su vestido sencillo que cuando apareció casi desnuda y cargada de ornamentos.

Josef la interrogó con cautela. Su padre y toda su familia habían muerto, según creía la niña en castigo por sus pecados. Ella también expiaba las culpas paternas: Lakisch ben Simeón había aceptado un cargo en el teatro de Cesarea, después de consultar a muchos sacerdotes y doctores, quienes, aunque con vacilaciones, lo habían autorizado a trabajar en ese lugar. Otros, en cambio se habían opuesto en nombre de la fe y en ellos Mara había depositado su confianza, y en las palabras de los macabeos. Su padre realizaba un trabajo prohibido, ella misma se había convertido en una réproba: se había exhibido desnuda ante los incircuncisos y les había servido

de diversión. ¿Por qué Yahvé no la había hecho morir antes de aquello? Se quejaba con dulzura; su voz sonaba suavemente, su expresión era humilde. Se había sentado frente a Josef; era una joven deliciosa, ya era una mujer. «Su viñedo está en flor», pensó él. Súbitamente, sintió un violento deseo de ella. Sus rodillas se doblaron como en la caverna de Jotapata. Miraba a la niña y ella a su vez no apartaba sus rasgados ojos profundos de él. Su boca estaba apenas entreabierta pero Josef sentía su aliento puro. La deseó ardientemente.

—¿Qué debo hacer, mi doctor y maestro?— prosiguió Mara. — Es un gran consuelo, un precioso favor que Dios me concede poder hablar con vos.

Su sonrisa encendió en Josef un odio salvaje y descontrolado hacia el romano. Forcejeó por quitarse las cadenas, inútilmente. No tenía escapatoria; él mismo debía ayudar al bruto voraz a poseer a la niña.

Mara se incorporó rápidamente, y sin dejar de sonreír caminó de un lado al otro, con pasos ligeros, calzada con unas perfumadas sandalias de cáñamo.

—En sábado siempre he calzado sandalias perfumadas; es un mérito, que Dios toma en cuenta, que nos vistamos el día santo con cuidado especial. ¿He hecho bien en pedir al romano las sandalias?

—Escucha, Mara, hija de Lakisch, joven doncella— dijo Josef, tratando de explicarle, con el máximo cuidado, que ellos dos habían sido enviados por el Señor junto a Vespasiano, para cumplir el mismo fin. Le habló de la joven Ester que Dios mandó a presencia del rey Ahasvero para salvar a su pueblo, y de frene, enviada ante el rey Tolomeo. — Es tu deber agradar al romano, Mara.

Pero ella sentía miedo. El incircunciso, ese impío que un día sería juzgado en el valle de Hinom, ese vejestorio, la disgustaba, la espantaba. Josef, enfurecido contra sí mismo y contra el romano, la aconsejó con tiernas palabras, con frases comedidas. Preparó para el romano un manjar delicado.

A la mañana siguiente, Vespasiano describió a Josef con cruda franqueza cómo habían sucedido las cosas respecto a Mara. Un poco de pudor y de temor no le disgustaban, pero ella había temblado de la cabeza a los pies, estuvo a punto de desvanecerse

y, al fin, se había quedado inmóvil, completamente rígida. Él estaba viejo y un poco reumático, y la niña lo había fatigado.

—Me parece que está llena de supersticiones. En cuanto la toco cree que son demonios los que la devoran. Domesticádmela un poco, ¿eh? Decidle en arameo: «Sé tierna, pequeña; no seas tonta, paloma», o algo por el estilo.

Cuando Josef volvió a verla, Mara, en efecto, estaba como petrificada e impenetrable. Las palabras brotaban maquinalmente de sus labios. Se la habría creído una muerta bien acicalada. Retrocedió al notar que Josef se le aproximaba, gritando como una leprosa desesperada, aterrorizada:

—¡Impura! ¡Impura!

Antes de que el verano hubiese alcanzado su plenitud, llegaron noticias graves de Roma. La sublevación de Occidente había triunfado, el senado había depuesto al emperador Nerón, el quinto César, y éste se había suicidado, ofreciendo a los que lo rodeaban un ejemplo de dignidad. Los jefes del ejército eran ahora los amos del mundo. Vespasiano sonrió. Si normalmente estaba sereno, ahora su serenidad era extraordinaria. Había hecho bien en escuchar su voz interior y no precipitarse a dar por terminada la campaña. Bajo su mando en aquel momento había tres fuertes legiones, y con las de Muciano, siete. Tomando a Cenis por los hombros, le dijo:

—Nerón está muerto. Mi judío no es un imbécil, Cenis.

Se miraron, meciendo silenciosamente sus cuerpos rollizos. Los dos reían. Cuando Josef se enteró de la muerte de Nerón, se incorporó lentamente. Era todavía joven —tenía treinta y un años— y había sufrido más altibajos en su vida que cualquier otro hombre de su edad. Ya de pie, respiró profundamente con la boca abierta, y se puso una mano en el pecho. Confiado en que Yahvé habitaba en él, había jugado una partida muy fuerte y había ganado. Trabajosamente se colocó con las manos encadenadas el tocado de sacerdote, y pronunció la bendición: «Alabado seáis, oh, Yahvé, nuestro Dios, que nos has permitido vivir y alcanzar este día». Enseguida, lenta, calmosamente, levantó primero el pie derecho, luego el izquierdo. Bailaba como los grandes señores en el Templo, ante el pueblo, el día de la fiesta del agua.

Al golpear el suelo con el pie, las cadenas tintineaban. Saltaba, brincaba, zapateaba, trataba de batir las manos y de palmearse los muslos. La pequeña Mara se detuvo en la puerta de la tienda de Josef, asustada. El continuó bailando, frenético.

—Búrlate de mí, Mara, hija de Lakisch— le gritó, —ríe, como el enemigo se burlaba de las danzas de David. ¡No temas! ¡No es Satán, el bailarín infernal! ¡Es el rey David, que baila delante del Arca de la Alianza!

Así se exaltaba el doctor y maestro Josef ben Matatías, sacerdote de primera categoría, porque Dios no había permitido que su profecía fuese vana.

Esa noche, Vespasiano le dijo:

—Doctor Josef, podéis quitaros las cadenas.

—Si me lo permitís, cónsul Vespasiano— replicó él —continuaré usándolas, Las conservaré hasta que el emperador Vespasiano me las quite.

—Sois muy hábil, querido judío— comentó Vespasiano, riendo.

Josef volvió a su casa silbando entre dientes, muy quedo, como hacía únicamente cuando estaba particularmente contento. Silbaba la cancioncilla del esclavo Isidoro: «¿Quién es aquí el amo? ¿Quién paga la mantequilla?»

Los mensajeros circulaban de Antioquía a Cesarea, y viceversa. Despachos urgentes llegaban de Italia, a través de Egipto. El senado y la guardia pretoriana habían nombrado emperador al vetusto general Galba, caprichoso y gruñón, a quien no le sería posible conservar el trono por mucho tiempo. Al nuevo emperador lo designarían los ejércitos: los del Rin, del Danubio y de Oriente. El gobernador general de Egipto, Tiberio Alejandro, había concertado una alianza estrecha con los dos comandantes supremos de Asia. Hasta el antipático hermano de Vespasiano, el prefecto de policía Sabino, se puso en movimiento e hizo algunas ofertas ambiguas al hermano primogénito.

Había mucho que hacer y a Vespasiano no le quedaba tiempo de estudiar el arameo para relacionarse con la joven Mara. ¡Por Júpiter!, esa tontita bien podría aprender a ser tierna en latín. Pero Mara no hacía ningún progreso en esa lengua; además costó mucho evitar que se atravesara el pecho con un largo alfiler. Tan poca

colaboración estaba exasperando al general. Pero, como de algún modo misterioso se sentía deudor del dios de los judíos, no quería que por culpa de la jovencita ese dios se pusiera en su contra. Esta vez no confió en Josef. Buscó a otro intermediario y así pudo saber qué era lo que tanto apenaba a la muchacha. Cuando se lo dijeron quedó estupefacto: esa cosa insignificante poseía un ingenuo orgullo, similar al del judío. Entonces Vespasiano rió ampliamente y con un poco de malicia pensó que él sabría cómo arreglárselas con Josef y con la pequeña.

—Vosotros, los judíos— le dijo ese mismo día en presencia de Cenis —respetáis unas creencias supersticiosas, vergonzosas y bárbaras. Imaginaos, doctor Josef, que la pequeña Mara está completamente convencida de que se ha vuelto impura porque yo duermo con ella. ¿Comprendéis esto?

—Sí.

—En ese caso sois más listo que yo. ¿Existe alguna forma de purificarla?

—No.

Vespasiano bebió una copa del excelente vino de Eschkol, y prosiguió tranquilamente.

—Ella, en cambio, conoce una, que consiste en que un judío la tome por esposa. Afirma que sólo así quedará limpia de pecado. — Son tonterías infantiles.

—No es ésta una superstición más absurda que la otra— observó Vespasiano, en tono conciliatorio.

—Muy difícilmente encontraréis a un judío que quiera casarse con ella. La Ley lo prohíbe.

—Lo encontraré— repuso el general, con buen humor. Josef lo miró, interrogante. — Vos, mi querido judío— agregó el romano, sonriendo.

Josef palideció y, al notarlo, Vespasiano le reprochó afectuosamente:

—No sois cortés, profeta mío. Habrías debido decir «muchas gracias».

—Soy sacerdote de primera categoría— le contestó Josef con la voz enronquecida, completamente anonadado.

—Estos judíos son endiabladamente delicados— dijo entonces Vespasiano dirigiéndose a Cenis. —Lo que ha tocado uno de nosotros, ya no les gusta. Sin embargo, el emperador Nerón y yo nos hemos casado sin poner inconveniente con mujeres repudiadas, ¿no es así, amiga mía?

—Desciendo de los Asmoneos— explicó Josef en voz baja. —Mi familia se remonta al rey David. Si desposo a esa mujer, pierdo para siempre mi título de sacerdote, y los hijos de tal unión serán ilegítimos, privados de todo derecho. Soy sacerdote de primera categoría— repitió muy quedo, obstinadamente.

—Sois un montón de excremento— concluyó Vespasiano, escuetamente. —Si tiene un hijo, lo veré dentro de diez años. Entonces decidiremos si es mío o vuestro.

—¿Os casaréis con ella?— preguntó Cenis, curiosa.

Josef no contestó:

—¿Sí o no?— insistió Vespasiano, con repentina violencia.

—No digo que sí ni que no— replicó Josef. —Dios, que ha decidido hacer del general un emperador, le ha inspirado ese deseo. Me inclino ante Dios— e hizo una profunda reverencia.

Josef durmió mal las noches siguientes. Las cadenas le ulceraban la piel. Más de cuanto lo había elevado el éxito de su profecía, lo rebajaba la fantasía audaz del romano. Recordó las lecciones del esenio Banus, en el desierto: la pasión carnal ahuyenta el espíritu divino. Estaba claro que debía abstenerse del contacto con mujeres mientras su predicción no se cumpliese. Mara había agradado a su corazón y a sus sentidos y debía expiar su extravío sensual. Sabía que si desposaba a la niña, hecha prisionera por la guerra, y prostituida por la concupiscencia del romano, merecería el rechazo de Dios y la flagelación pública; a tal punto conocía los preceptos. No existía ninguna excepción, ninguna escapatoria o interpretación que le valiera. «La viña no debe trepar sobre el zarzal», así rezaba la norma. Y acerca de la sentencia: «Maldito sea quien se acueste con una bestia», el comentario auténtico de los doctores añadía que el sacerdote que se acuesta con una prostituta no vale más que el que se une a una bestia.

Pero Josef estaba dispuesto a beber la copa hasta la hez. La partida era importante; en consecuencia, se le exigía una apuesta

altísima. Estaba ligado a ese romano. Aceptaría su vergüenza.

Vespasiano dispuso del tiempo y la obstinación necesarios para disfrutar al máximo de su broma. Se hizo informar acerca de los complicados y minuciosos hábitos matrimoniales judíos, de los detalles de las ceremonias del compromiso y de la boda, que no eran iguales en Galilea y en Judea, y se esmeró en que todo se realizara de acuerdo con los ritos.

Estaba establecido que, si faltaba el padre, era el tutor quien debía discutir con el novio el precio de compra de la novia. Vespasiano se nombró tutor. Se acostumbraba que el novio pagase doscientas piezas de oro si la novia era virgen, y cien si era viuda. Vespasiano hizo inscribir en el acta: «Por Mara, hija de Lakisch, ciento cincuenta piezas», y exigió a Josef la firma de un documento por el cual éste se comprometía a pagarle la mencionada suma. Convocó como testigos del matrimonio a doctores y a estudiantes de las escuelas de Tiberíades, de Magdala, de Séforis, y a otros notables del territorio ocupado. El general les impuso multas, e hizo pagar contribuciones especiales a sus comunidades.

Toda la población judía fue invitada a la boda, que fue anunciada en todas partes por heraldos. Para el cortejo nupcial se buscó en Tiberíades la más bella silla de manos, como lo exigía la costumbre cuando se trataba del matrimonio de grandes personajes. Cuando Mara abandonó su morada, transportada en la silla y coronada de mirtos, Vespasiano pronunció, como representante del padre, la frase: «Dios quiera que no volváis más aquí». Después fue conducida a través de la ciudad. Los notables de Galilea, coronados igualmente de mirtos, conducían la silla. Delante iban muchachas con antorchas y algunos estudiantes, balanceando unos vasos de alabastro colmados de perfumes. Regaron el camino de vino y de aceite; arrojaron nueces y espigas doradas, cantando a coro alrededor de la novia: «No os hacen falta ni afeites ni ungüentos, ni

hierbas medicinales, adorable gacela». Se bailó en todas partes. Tanto la dama de sesenta años como la niña de seis danzaron al son de la cornamusa; también los doctores tuvieron que bailar, con guirnaldas de mirtos en la mano, pues Vespasiano quería que la joven pareja fuese honrada de acuerdo con las costumbres tradicionales.

De ese modo fue conducido Josef a través de Cesarea durante un largo recorrido, no menos doloroso que el que hiciera a través del campamento romano, cuando fue llevado por primera vez a presencia del comandante. Por último, se produjo el encuentro con Mara en la tienda nupcial, la *jupá*, confeccionada con blancos lienzos bordados de oro, de cuyo techo colgaban racimos de uvas, higos y aceitunas. Vespasiano y un grupo de oficiales fueron testigos, junto con los notables de Galilea, de que Josef desposaba a Mara. Le oyeron pronunciar claramente, con firmeza, la fórmula que se hacía sacrílega en su boca: «Declaro aquí que me eres confiada según la ley de Moisés y de Israel». Sin embargo, la tierra no se abrió para tragar al sacerdote que articulaba las palabras prohibidas. Los frutos se mecieron suavemente en el techo de la tienda nupcial. Se oyó cantar en torno a la tienda: «Hermana mía, querida novia, sois un jardín cerrado, una fuente clausurada, un manantial sellado».

La deliciosa Mara, sin turbarse, posó la mirada profunda de sus grandes ojos en el pálido rostro de Josef, y repuso con el versículo: «Que mi amigo venga a su jardín a comer de sus frutos exquisitos». Vespasiano se hizo traducir las palabras del ceremonial, y sonrió, encantado.

—Una cosa quiero pediros, querido— dijo a Josef. —No tengáis demasiada prisa por retiraros del jardín.

La princesa Berenice, hija del primer rey Agripa y hermana del segundo rey del mismo nombre, volvió a Judea después de un tiempo de meditación en el desierto. Sensible y emotiva, todo su ser fue presa del sufrimiento cuando los romanos invadieron las ciudades de Galilea, por lo que se retiró a los desiertos del sur. Padeció fiebres, rechazó los alimentos, mortificó su carne, descuidó su cabellera, vistió ropas ásperas para que le arañasen la piel; se expuso al calor del mediodía y al frío de la noche. Vivió así semanas

y meses, solitaria, en desesperada contrición, alejada de todos salvo de los eremitas: los hermanos esenios.

Pero cuando el eco de los graves acontecimientos ocurridos en Roma, —la muerte de Nerón y los tumultos— durante el gobierno de Galba, llegó de modo misterioso al desierto, la princesa se lanzó al torbellino de la política, con la misma pasión con que antes se precipitara en el profundo abismo de la penitencia. Desde hacía algún tiempo luchaban en ella furiosamente las inclinaciones más contrapuestas: bien se hundía en las Sagradas Escrituras, buscando a Dios con ansia y fervor, bien se aplicaba con la energía de su espíritu sutil y valiente a los complicados problemas del gobierno del imperio y de las provincias.

En cuanto emprendió el camino de regreso comenzó la labor sellando, enviando y recibiendo innumerables cartas y despachos. Así, mucho antes de llegar a Judea, supo que se estaba tejiendo una trama de intrigas cuyos hilos se tendían de Oriente a Occidente. Había estudiado la situación y tenía una opinión formada sobre el reparto del poder en el imperio. Eran muchos los elementos que se debían tomar en cuenta: el ejército del Rin, el del Danubio, el de Oriente; el senado, la clase rica de Roma y de las provincias; las inclinaciones y el poder de los gobernadores de Britania, Galia, Hispania y África; los principales personajes de Grecia y el Mar Negro; la personalidad codiciosa y desagradable del anciano emperador; el excesivo número de candidatos a sucederle —unos visibles y otros encubiertos. Cuando más desorden hubiera en el mundo mejor sería, por el momento, para Jerusalén y el Templo. Tal vez se lograse desplazar a Oriente el centro de gravedad del poder, de modo que la organización del mundo tuviera su centro no en Roma sino en Jerusalén.

La princesa sopesó, calculó, buscó el punto donde podría intervenir. En Oriente, tres personajes detentaban el poder: el amo de Egipto, Tiberio Alejandro; el de Siria, Muciano, y el comandante supremo del ejército de Judea, Vespasiano.

Berenice se instaló en la ciudad donde éste había establecido su cuartel general. Estaba llena de prevenciones contra su persona. Sabía que se mofaban de él, llamándole «transportista» y «el del excremento de caballo», así como se decía que era pérfido, un

astuto y grosero campesino. Lo cierto era que había tratado a Judea brutal y sanguinariamente. Los labios sensuales de Berenice se crispaban en una mueca de desagrado cuando pensaba en ese hombre. Por desgracia, era necesario pensar en él a menudo; estaba demasiado cerca y reunía las condiciones que podían elevarlo muy alto.

En todo Oriente resonaban los ecos de las profecías y presagios que hablaban de su destino.

Muy poco amablemente, Vespasiano dejó pasar demasiado tiempo antes de presentar sus saludos a la princesa. El también recelaba de ella. Había oído hablar de esa preciosa dama, de sus caprichos, de sus pasiones exaltadas, de su relación con su hermano, —que no tenía nada de fraternal. Le contrariaba la actitud altanera y exquisita de la princesa oriental. Pero habría sido insensato tenerla de enemiga innecesariamente ya que ella estaba muy bien relacionada en Roma y —según se decía— era extraordinariamente hermosa. Poseía fabulosas riquezas que, no obstante los innumerables palacios que tanto ella como su hermano habían construido en todo Oriente, apenas habían menguado.

Para recibirlo, Berenice se vistió con un austero traje de ceremonia. Su cabeza de nobles proporciones, su rostro todavía dorado por el sol, resaltaban majestuosamente entre los pliegues de la tela. Sobre sus cabellos cortos y rebeldes no había ningún adorno. Las mangas de seda labrada caían sobre sus hermosas manos delgadas, morenas por el sol del desierto. Después de las acostumbradas palabras de cortesía, pasó sin más al único tema que le preocupaba.

—Os agradezco, cónsul Vespasiano, haber perdonado durante tanto tiempo a la ciudad de Jerusalén.

Su voz era grave, plena, oscura; se percibía en ella un ligero temblor nervioso y la leve ronquera que lo encubría hacía aún más seductoras sus palabras.

Con la fría mirada de sus ojos claros, Vespasiano examinó a esta mujer de los pies a la cabeza. Enseguida, resoplando, le dijo en tono de reserva.

—Para hablaros con franqueza, os diré que no me preocupa vuestra ciudad sino la vida de mis soldados. Si vuestros

compatriotas hacen otro tanto, espero poder tomar Jerusalén sin grandes sacrificios.

—Continuad, os lo ruego, cónsul Vespasiano— dijo ella cortésmente. Y agregó: — Vuestro dialecto sabino suena muy agradablemente.

Ella hablaba el latín con facilidad y sin ningún acento.

—Sí— repuso él, campechanamente. —Soy un viejo campesino. Esto tiene sus ventajas pero también sus inconvenientes. Quiero decir, para vos.

La princesa en ese momento se incorporó del sillón donde había estado sentada y, dando unos pasos con el andar que la había hecho famosa, avanzó hasta quedar muy cerca del general.

—¿Por qué me habláis con tanta rudeza? Seguramente, os habrán contado historias ridículas sobre mí. No deberíais creerlas. Soy judía, descendiente de Herodes y de los Asmoneos. Mi situación es bastante delicada ahora que vuestras legiones ocupan mi país.

—Comprendo perfectamente, princesa Berenice, que vos imaginéis toda suerte de complicaciones interesantes, ahora que en Roma gobierna un emperador anciano que todavía no ha nombrado sucesor. En cuanto a mí, lamentaría vivamente teneros por enemiga.

—Mi hermano Agripa ha ido a Roma a presentar su homenaje al emperador Galba.

—Mi hijo Tito ha partido a Roma con el mismo fin.

—Lo sé— dijo Berenice indolentemente. —Vuestro hijo ha partido para saludar a Galba pero unas cartas que han sido interceptadas casualmente le han revelado que el emperador quiere desembarazarse de vos con la colaboración de mercenarios.

—Cuando un soberano tan anciano está sentado en un trono tan tambaleante— respondió Vespasiano, más calmo que nunca — tantea un poco a su alrededor para conservar el equilibrio. Es natural: cuando nosotros seamos tan viejos como él haremos, sin duda, exactamente lo mismo. ¿Adónde queréis llegar, princesa?

—¿Y vos, cónsul Vespasiano?

—Vosotros los orientales queréis siempre conocer de antemano el precio que deberéis pagar.

El rostro expresivo, vivaz, de Berenice se iluminó súbitamente con una total y temeraria confianza.

—Quiero que este antiguo y sagrado Oriente tenga la parte que le corresponde en el dominio del mundo-dijo con voz seductora y profunda.

—He aquí una fórmula demasiado amplia para mi cerebro de campesino sabino. Me temo que nuestras aspiraciones sean opuestas. Mi deseo es que terminen de una vez las canalladas de gran estilo que se han extendido por todo el imperio, precisamente desde Oriente. Los proyectos orientales de Nerón y su afición por este país nos han costado, además, muchos miles de millones en deudas. Me parece que es pagar demasiado por la antigua santidad.

—Cuando muera Galba, ¿intervendrá el ejército en el nombramiento del sucesor?— preguntó Berenice.

—Estoy del lado de la ley y de la justicia.

—Todos lo estamos, aunque a menudo es diferente nuestro modo de apreciarlas.

—Os agradecería muchísimo, señora, que me dijerais qué cosa deseáis.

Berenice se concentró en sus pensamientos; la expresión de su rostro se tomó impasible y, luego de una pausa, contestó con profunda convicción y en tono grave:

—Deseo que el Templo de Jerusalén permanezca intacto.

Vespasiano había sido encargado de pacificar Judea por los medios que considerase necesarios. Por un momento deseó vivamente replicar a la princesa que la conservación del dominio del mundo lamentablemente no siempre permitía tener en cuenta la estética. Pero advirtió la emoción de ésta y —evasivamente— le respondió:

—No somos bárbaros.

Ella no dijo nada. Lentamente, posó sus grandes ojos rasgados en él, con una mirada de triste escepticismo. Y entonces Vespasiano se sintió incómodo. ¿Acaso no le era completamente indiferente que esa judía lo considerara un bárbaro? Curiosamente no le era indiferente. Ante ella se sintió un poco torpe, como le ocurría a veces en presencia de su judío Josef. Intentó librarse de la inquietud, y dijo:

—No deberíais atacarme por el flanco de la ambición. Ya no soy lo suficientemente joven.

Berenice comprendió que el «transportista» era un adversario duro, terco, y muy astuto, aunque franco. Cambió, pues, de tema.

—¿Tenéis algún retrato de vuestro hijo Tito?

Vespasiano se hizo traer uno. Ella lo examinó aparentemente interesada, y dijo unas cuantas cosas para halago del padre. Pero el comandante ya estaba en la edad en que se adivinan los pensamientos de los hombres y supo que el retrato no había sido de su agrado. Se separaron como amigos, pero tanto el romano como la judía supieron desde ese momento que jamás se tendrían simpatía.

Cuando Josef ben Matatías acudió al llamado de Berenice, ella lo detuvo con un ademán imperioso, gritándole:

—No os acerquéis. Quedaos ahí. Es necesario que nos separen siete pasos.

Él palideció, pues la princesa lo trataba como si fuera un leproso.

—He leído vuestro libro dos veces— comenzó Berenice.

—¿Quién no escribiría con entusiasmo— replicó Josef —cuando debe hablar de abuelos como los nuestros?

La princesa alisó bruscamente sus cortos cabellos rebeldes. Era cierto, ese hombre pertenecía a su familia.

—Lamento, primo mío, que vos seáis mi pariente.

Hablaba con mucha calma, aunque su voz sonaba débil.

—No comprendo por qué no habéis muerto en Jotapata. No hay nadie en Judea que no experimente una sensación de disgusto cuando oye pronunciar el nombre de Josef ben Matatías.

Josef recordó que Justo de Tiberíades había dicho: «Su doctor Josef es un miserable». Pero las palabras de una mujer no le afectaban tanto.

—Cuentan de mí muchas atrocidades— repuso —mas no creo que se me considere un cobarde. Reflexionad, os lo ruego. En casi todos los casos no cuesta demasiado morir. En Jotapata era fácil y hasta atrayente terminar de una vez. Para vivir hacía falta, en cambio, voluntad y coraje. Si he optado por la vida, ha sido porque sé que soy un instrumento de Yahvé.

Berenice contrajo los labios. Su rostro expresaba burla y desprecio.

—Corre el rumor en Oriente— dijo —de que un profeta judío ha visto en ese romano al Mesías. ¿Sois vos el profeta?

—Creo— contestó Josef con calma —que Vespasiano es el hombre del cual hablan las Escrituras.

Berenice se inclinó hacia delante sin sobrepasar el límite de siete pasos que se había trazado. Los separaba el ancho de la habitación con un brasero en el centro, pues era un frío día invernal. Examinó al hombre que aun con cadenas lucía un aspecto muy cuidado.

—Quiero ver al profeta que se ha tragado el escupitajo de Vespasiano, tal como le ordenaron. Enfermé de desprecio cuando supe que los doctores de Séforis habían sido obligados a asistir a vuestro «matrimonio».

—Sí— dijo Josef, —también he tenido que soportar eso.

Pareció empequeñecerse, reducirse de pronto. Había algo que lo rebajaba y aplastaba mucho más que haberse casado con la niña. En la tienda nupcial había jurado no tocar a Mara. Pero ella había venido hacia él, y se había tendido en el lecho, joven, lozana, ardiente, llena de esperanza. Y Josef la había tomado, se había visto forzado a tomarla, así como tuvo que beber agua aquella vez, al salir de la caverna que lo cobijó. Desde entonces, Mara no se apartaba de él. Sus grandes ojos lo miraban con pasión tanto cuando se unía a ella como cuando la apartaba de sí, lleno de furor y de desprecio. Berenice tenía sobrada razón. No sólo había tragado el escupitajo del romano, sino que encontraba en ello un placer especial. Respiró aliviado cuando la princesa cambió de tema. Ella se puso a hablar de política y a denigrar a Vespasiano.

—No quiero que ese labriego se entronice en el centro del mundo. No lo soportaré.

En su voz grave ardía la pasión. Josef se contuvo y no respondió. Entonces Berenice le advirtió:

—Id a buscarlo, primo mío— dijo desdeñosa. —Contadle todo. Traicionadme y tal vez recibiréis una recompensa más alta que la esclava Mara.

Separados por el ancho de la habitación, estaban frente a frente, ambos eran jóvenes, hermosos, y estaban animados por la pasión de alcanzar su propia meta. Se miraban a los ojos, con mutuo desprecio, sin saber que un lazo indisoluble los unía para siempre.

—Si yo comentase al general— repuso Josef con sarcasmo —que vos, prima Berenice, sois su enemiga, se reiría.

—Pues bien, hacedle reír a vuestro amo romano. Os tiene para eso, seguramente. Yo, primo mío, iré a lavarme las manos y a tomar un largo baño después de haberos visto.

Al volver a su casa, Josef sonreía. Pensaba que era preferible dejarse injuriar por una mujer como Berenice, que resultarle indiferente.

Al cuartel general de Vespasiano en Cesarea, llegó y fue acogido con respeto por los funcionarios romanos, un judío muy cargado de años, de aspecto insignificante: el venerado Yojanán ben Zakai, rector de la Universidad del Templo, juez supremo de Judea y doctor eminente de Jerusalén. Con su voz cascada relató en el círculo de los judíos de Cesarea los horrores que se sufrían en la capital: cómo habían sido asesinados casi todos los jefes moderados, entre ellos el sacerdote Anán, la mayor parte de los aristócratas y muchos de los «Verdaderos creyentes», y cómo los macabeos se estaban matando entre ellos a hierro y fuego. En el mismo atrio del Templo habían instalado máquinas de guerra, y los fieles que intentaron depositar su ofrenda en el altar habían sido asesinados. El anciano recalcaba, a la manera antigua: «Lo he visto con mis propios ojos». Había logrado escapar de Jerusalén corriendo graves riesgos, gracias a que sus alumnos difundieron la especie de su muerte y, encerrándolo en un ataúd, lo sacaron fuera de la ciudad simulando un entierro.

Pidió una audiencia al general en jefe, quien lo recibió de inmediato. De tez amarillenta y debilitado por la edad, el eminente doctor permaneció de pie delante del romano. Sus ojos azules brillaban con una vivacidad asombrosa en el rostro surcado de arrugas, circundado por una barba descolorida.

—He venido, cónsul Vespasiano— dijo, —a conversar con vos sobre la paz y nuestra sumisión. Declaro que no represento a

ningún poder político establecido. El poder pertenece en Jerusalén a los Vengadores. Pero la Ley no está muerta, y yo traigo aquí el sello del juez supremo. No es gran cosa, pero nadie sabe mejor que Roma que un gran imperio se mantiene a la larga sólo por el sello, la ley y el derecho. He aquí tal vez por qué no debe ser menospreciado.

—Me siento feliz— replicó Vespasiano —de conversar con quien lleva el nombre más venerado de toda Judea. Pero quiero que sepáis que he sido enviado aquí para manejar la espada; únicamente el emperador y el senado pueden tratar las condiciones de paz.

Yojanán ben Zakai meneó la pequeña cabeza, y repuso en voz baja, astutamente, con el canturreo de los maestros orientales:

—Hay muchos que se llaman emperadores, pero hay uno solo con quien yo pueda cambiar sellos y documentos. ¿Ha hecho acaso Galba caer el Líbano? Sólo aquel que hiciera caer el Líbano es el poderoso, el *Adir*. El Líbano no ha caído por obra de Galba.

Vespasiano miró al anciano con desconfianza.

—¿Habéis hablado con mi prisionero Josef ben Matatías? Yojanán ben Zakai, un poco asombrado, hizo un gesto negativo. Vespasiano agregó, disgustado por su torpeza: — Disculpadme, veo que no habéis hablado con él.

Se sentó, tratando de hacerse más pequeño, y evitar mirar al anciano desde su altura.

—Os ruego que digáis qué nos ofrecéis y qué deseáis conservar.

—Os doy una carta sellada— repuso Yojanán, acercando hacia Vespasiano sus manos marchitas, —por la que me comprometo a lograr del Gran Consejo y de los doctores de Jerusalén su sumisión al senado y al pueblo de Roma. Una sola cosa os pido a cambio: concededme una pequeña villa, en la que yo pueda fundar una universidad, y garantizadme la libertad de enseñanza.

—¿Para que preparéis allí otros preceptos ininteligibles contra Roma?— preguntó Vespasiano con una sonrisa de satisfacción.

Yojanán ben Zakai se hizo aún más pequeño e insignificante.

—¿Qué os parece? Plantaré allí algunos brotes de los poderosos árboles de Jerusalén. Concededme por ejemplo, la

ciudad de Yabne. Sí, Yabne. ¡Será una universidad tan pequeña!

Hábilmente trató de persuadir al romano. Con gestos expresivos le describió cuán insignificante sería la universidad. ¡Ah, sería tan pequeña su universidad de Yabne! Apretaba los puños minúsculos.

—Está bien— repuso Vespasiano, —trasmitiré vuestra propuesta a Roma.

—No, no lo hagáis— rogó Yojanán. —Quiero tratar sólo con vos, cónsul Vespasiano— repitió testarudo. —Vos sois el *Adir.*

El supremo general se incorporó, y corpulento como era quedó plantado con toda su rotundidad campesina ante el eminente doctor.

—Os lo digo sinceramente, no comprendo qué habéis encontrado vosotros en mí. Vos sois un anciano sabio y, por lo que parece, bastante honesto. ¿No podríais explicármelo? Es inconcebible que en el país que vuestro Dios Yahvé os ha prometido a vosotros, tenga que ser yo el *Adir*. He oído decir que entre todos los pueblos, es el vuestro el que permanece aislado.

—Cuando los ángeles del Señor— explicó Yojanán con los ojos cerrados, —quisieron entonar una canción de júbilo, viendo que los egipcios se ahogaban en el Mar Rojo, dijo Yahvé: «Mis criaturas se ahogan, ¿y vosotros deseáis cantar?»

El comandante se acercó al sabio, le tocó leve y confiadamente los hombros, y preguntó con astucia:

—Sin embargo, una cosa es cierta: los judíos no admitís que nosotros también seamos hombres completos, verdaderos.

Con los ojos todavía cerrados, Yojanán respondió con una voz que parecía venir de muy lejos:

—En la Fiesta de los Tabernáculos sacrificamos setenta toros para reconciliar a los no judíos con Dios.

—Si no estuvierais demasiado cansado, mi doctor y señor Yojanán— dijo Vespasiano, con una cortesía insólita, —os pediría que me dierais alguna instrucción.

—Contestaré con mucho gusto a vuestras preguntas, cónsul Vespasiano— repuso el eminente doctor.

Vespasiano se apoyó con las manos sobre la mesa colocada en medio de los dos, y preguntó:

—¿Posee un no judío un alma inmortal?

—Hay 613 mandamientos que nosotros, los judíos, estamos obligados a cumplir— contestó Yojanán. —Quien no es judío, en cambio, sólo tiene que satisfacer siete. Si los obedece, desciende también sobre él el Espíritu divino.

—¿Cuáles son esos siete mandamientos?— preguntó el romano. Yojanán arrugó el marchito entrecejo; sus ojos azules, brillantes y vivaces, se clavaron en las pupilas grises de Vespasiano.

—Es un sí con seis noes— explicó. —Se debe practicar la justicia, no negar a Dios, no adorar ídolos, no matar, no robar, no llevar vida licenciosa y no maltratar a las bestias.

Vespasiano quedó un poco pensativo y luego de una pausa comentó, lamentándose:

—Hay pocas probabilidades de que el Espíritu divino descienda sobre mí.

—¿Seguís pensando que puede ser muy peligroso para Roma — sonreía ahora el doctor eminente, —si enseñamos tales cosas en mi pequeña universidad de Yabne?

—Peligroso o no, grande o pequeño— dijo Vespasiano con gesto amplio y cierto alarde —¿qué motivos tengo yo para satisfacer vuestros deseos?

La expresión del anciano se hizo entonces maliciosa; alzó las manos minúsculas, describió con ellas un movimiento en el aire y explicó, canturreando nuevamente, como es propio de los maestros orientales:

—Mientras vos no seáis el *Adir*, no os interesa tomar Jerusalén, pues estaréis necesitado de vuestras tropas para convertiros en *Adir* Pero cuando seáis proclamado, ya no tendréis tiempo de conquistar la ciudad. Por eso puede conveniros llevar a Roma si no los laureles de la Jerusalén conquistada, por lo menos algún título jurídico, que bien vale la pequeña concesión que os pido.

Después de esto, calló. Parecía agotado. Vespasiano lo había escuchado atentamente.

—Si los señores del gobierno de Judea son tan exquisitos como vos— dijo, poniendo fin a la entrevista, —creo que nunca estaré en condiciones de ser designado el *Adir.*

A pesar de su inmensa bondad, el doctor eminente era muy poco indulgente cuando se trataba de juzgar ciertos pecados; por

eso el corazón de Josef palpitaba de temor cuando acudió a la cita del maestro. Pero Yojanán no se situó a siete pasos de distancia de él y cuando Josef se inclinó, la mano en la frente, bendijo a su discípulo predilecto.

—He interpretado la palabra del profeta de modo equívoco- comentó Josef. —Soy culpable de abuso de la palabra, de lo cual han sobrevenido grandes males.

—Jerusalén y el Templo han estado a punto de caer antes de que vos intervinierais en los hechos, pues las puertas del Santuario caen desvencijadas cuando se sopla sobre ellas. A pesar de vuestras faltas, merecéis el perdón. Deseo conversar con vos, mi querido discípulo. En Jerusalén se ha dicho que vuestro corazón es vacilante y os han maldecido. Pero yo tengo fe en vos y deseo instruiros.

Estas palabras reanimaron a Josef, como el rocío reanima el campo reseco, y su pecho se ensanchó de esperanza.

—El reino está perdido— prosiguió Yojanán. —Pero, desde luego, no es el reino lo que nos mantiene unidos. Otros han fundado también reinos que se han convertido en polvo, y vendrán nuevos reinos, que serán igualmente destruidos. El reino no es lo esencial.

—¿Qué es, pues, lo esencial, padre mío?

—Una comunidad no se asienta en un pueblo ni en un Estado. Lo que da sentido a nuestra comunidad no es el reino, sino la Ley. Mientras permanezcan la Doctrina y la Ley, estaremos unidos más sólidamente que por medio de un Estado. Y la Ley subsiste en tanto que haya una voz que la proclame. Si la voz de Jacob sigue sonando, los brazos de Esaú seguirán siendo impotentes.

—¿Poseo yo la voz, padre mío?— preguntó Josef, temblando.

—Los otros creen que habéis dejado de ser judío, Josef ben Matatías. Pero aunque la sal se disuelva en el agua, estará siempre presente en ella, y cuando el agua se evapore la sal reaparecerá.

Las palabras del anciano regocijaron a Josef y lo humillaron al mismo tiempo. Estuvo largo rato en silencio, incapaz de pronunciar una palabra. Después, en voz baja, tímidamente, rogó a su maestro:

—¿Podríais trasmitirme, padre mío, cuáles son vuestros proyectos?

—Sí— repuso Yojanán, —te los haré conocer. Renunciaremos, ante todo, al Templo. En lugar de la casa visible de Dios, edificaremos una casa invisible. Rodearemos el soplo vivificante de Dios con muros de palabras en vez de murallas de granito. ¿Qué es el soplo vivificante de Dios? Es la Doctrina y la Ley. No se nos podrá separar mientras tengamos lengua o papel para anotarlas. Por eso he pedido al romano la ciudad de Yabne. Quiero fundar allí una universidad. Creo que me la concederá.

—Vuestro plan, padre mío, exigirá el trabajo de muchas generaciones.

—Tenemos tiempo— repuso el anciano.

—¿No nos pondrán obstáculos los romanos?

—Lo intentarán, sin duda. El Poder desconfía siempre del Espíritu; pero el Espíritu es flexible; no hay muros, por espesos que sean, que no pueda atravesar. Aunque nuestros enemigos destruyan nuestro Estado y nuestro Templo, nosotros edificaremos en su lugar la Doctrina y la Ley. Nos prohíben la palabra, pero nosotros nos entenderemos con signos. Prohíben las Escrituras, pero nosotros recurriremos al lenguaje secreto. Nos cierran el camino real, mas la majestad de Dios no sufre porque sus fieles deban ir a Él por senderos enmarañados.— El anciano cerró los ojos, volvió a abrirlos, y prosiguió: —No nos será posible concluir la obra, pero no debernos renunciar a ella. Hemos sido elegidos para realizarla.

—¿Y el Mesías?— preguntó Josef con suprema esperanza.

La conversación comenzaba a hacerse fatigosa para el anciano doctor, pero hizo aún un esfuerzo: era importantísimo para él trasmitir su sabiduría a Josef, su discípulo preferido. Le hizo una indicación para que se inclinara, y con la boca marchita pegada al oído del joven, murmuró:

—Me pregunto si vendrá alguna vez; pero es necesario seguir creyendo en él. No se debe contar con su venida, pero es preciso, sin embargo, creer siempre en que ha de llegar.

Josef regresó a su casa con el corazón lleno de angustia. La fe de ese notable maestro no contenía ninguna verdad deslumbradora que pudiera ayudarlo en lo inmediato, sino algo difícil, sutil, rayano con la herejía y en continua pugna contra ella. En resumen: una

carga pesada. Por distintos que pareciesen a primera vista, no era mucha la distancia que separaba a Yojanán ben Zakai de Justo de Tiberíades. Josef se sintió agobiado.

El eminente doctor había escuchado críticas muy severas respecto a la boda de su discípulo. Quiso, pues, hablar con Mara, hija de Lakisch. Sintió el perfume de sus sandalias. Ella se justificó:

—Me las pongo antes de rezar. Quiero estar perfumada delante de Dios.

Conocía muchas oraciones de memoria, pues estaba prohibido anotar lo que debe brotar del corazón.

—Me han enseñado— confesó en tono familiar —que desde la tierra al cielo hay 500 años, y el espesor de cada cielo es también de 500 años. Sin embargo, me detengo a menudo tras una columna de la sinagoga y oro en voz baja, y es como si orara a oídos de Yahvé. ¿Es acaso un pecado terrible creer, mi doctor y señor, que Yahvé está tan cerca de mí como la boca del oído?

Yojanán ben Zakai prestó suma atención al pensamiento que inquietaba a aquella mente infantil, y discutió seriamente con ella, como si lo hiciera con uno de los doctores de la Sala Cuadrangular. Cuando Mara se puso de pie para retirarse, posó suavemente su mano marchita sobre la cabeza de la muchacha y la bendijo con la antigua fórmula: «Yahvé te haga como Raquel y Lea».

Oyó decir días después que Josef, habiendo perdido el temor de que Vespasiano protestase, quería divorciarse de la niña. No le habría sido difícil obtener el divorcio; las Escrituras dicen en términos simples y claros: «Cuando una mujer ha dejado de ser amada por su marido porque él ha descubierto en ella alguna infamia, éste puede enviarle una carta de repudio y echarla de su casa». Yojanán hizo llamar a Josef para decirle lo siguiente:

—Hay dos cosas cuyo eco el oído deja de captar a menos de una legua de distancia, y que sin embargo resuenan de uno a otro confín del mundo: un árbol que cae abatido cuando todavía está cubierto de frutos, y los suspiros de una mujer repudiada, que ama a su esposo.

—¿Acaso no he descubierto infamia en ella?— preguntó Josef tercamente.

—No has descubierto infamia— repuso Yojanán. —La infamia estaba ya en ella antes de que la tomarais. Haced un examen de conciencia. Yo negaré mi testimonio si le enviáis una carta de repudio.

Las relaciones que Vespasiano mantenía con el emperador Galba no eran tan sencillas como había asegurado a la princesa Berenice. Tito no había ido a Roma únicamente a presentarle su homenaje sino, sobre todo, para conseguir altos cargos del Estado. El blanco de su ambición estaba a gran altura. El hermano de Vespasiano, el hosco y rígido Sabino, había considerado la posibilidad de que el anciano emperador, que no tenía hijos, adoptase a Tito para ganarse la voluntad del ejército de Oriente. Su carta había interrumpido las difíciles negociaciones entre el general y Muciano. Cada uno de los rivales aseguraba no tener intenciones de hacerse con el poder y que cualquier demostración en ese sentido sería achacable al contrario. Pero, en realidad, ambos sabían muy bien que no eran lo bastante fuertes como para aspirar a la primacía. La carta de Sabino les indicó, pues, una salida feliz.

Ya en pleno invierno llegó la noticia que pondría fin a esos proyectos. Apoyado en la guardia pretoriana y en el senado, se había adueñado del poder un hombre que nadie había tenido en cuenta en Oriente: Otón, el primer esposo de Popea. El viejo emperador había sido asesinado y su joven sucesor poseía coraje, talento, prestigio y numerosas simpatías. Se ignoraba si Tito continuaría o no su viaje para prestar juramento al nuevo soberano. En Oriente nadie se sentía tan poderoso como para rebelarse con alguna probabilidad de éxito contra el joven emperador. ¿Quién sería, por otra parte, el elegido? El viejo Galba había desaparecido demasiado pronto, y no se había podido aún concertar ningún acuerdo. Tanto el general en jefe como el gobernador de Siria tuvieron que dar órdenes de que se prestara el juramento de fidelidad al nuevo emperador.

Nadie creía en la estabilidad del flamante reinado. Otón podía contar con los ejércitos de la península Itálica pero no con los de las provincias. El trono del joven no era más sólido que el que tuviera el anciano Galba.

Berenice se informaba diariamente de lo que ocurría en Roma. Después de haber pasado las privaciones del desierto había vuelto a la política con redoblado entusiasmo, y mantenía correspondencia con ministros, senadores, gobernadores y generales de Oriente; quería evitar que la región —por segunda vez— se viese enfrentada a los hechos consumados.

Estaba convencida de que, mientras tanto, era necesario aprestarse a conquistar la capital en el curso de la primavera. Oriente no debía quedar dividido. Le hacía falta la jefatura de un Muciano. Por tanto, decidió que debía entenderse con él, y tratar de convertirlo en un pretendiente con posibilidades de rivalizar con el general en jefe.

Berenice partió hacia Antioquía con un espléndido y numeroso séquito. Dio los pasos preliminares con cautela. Hombre experimentando, Muciano supo aquilatar las cualidades de la princesa judía, la belleza, distinción, gusto, riqueza y el maravilloso don que tenía esa mujer para la política. Esos dos seres cultivados se comprendieron muy rápidamente. No obstante, ella no pudo conducir a Muciano hacia la meta que le tenía preparada. Él le confesó sinceramente sus íntimos pensamientos.

—Sí, soy ambicioso y nada cobarde, pero me siento un poco fatigado. Adueñarse de Roma desde aquí, desde Oriente, constituiría una empresa terriblemente compleja. No soy el indicado para tal hazaña. Podría negociar con diplomáticos, senadores, gobernadores, financieros, pero en esta ocasión, desdichadamente, son los militares quienes hacen inclinar la balanza, y a mí me repugna tener que entenderme con los bajos oficiales advenedizos. — Fijó en la princesa su mirada inteligente, triste, insatisfecha. — Quemarles el ojo a esos Polifemos pierde a la larga su atractivo. No existe una justa proporción entre el riesgo y la ganancia. En la situación actual, Vespasiano es realmente el hombre indicado. Es suficientemente rudo y poco delicado como para hacerse popular. Reconozco que en el fondo me resulta tan desagradable como a vos, pero encarna tan bien las necesidades del presente que casi me cae simpático. Haced de él, Berenice, un emperador, y dejad a Muciano concluir su historia natural del imperio.

Pero la princesa no renunció a su idea. No combatía sólo con palabras. Repartía también dinero con mano pródiga, para conquistar la opinión en favor de su candidato. Exhortaba a Muciano cada vez más apasionadamente, lo estimulaba, lo halagaba. Un hombre dotado de tanta vida interior no tenía derecho a rehusarse, a permanecer cruzado de brazos. Él respondía sonriendo:

—Si una dama como vos, princesa, me apoyara realmente, me arriesgaría, a pesar de todo. Pero vos no me amáis. Sólo queréis vencer a Vespasiano.

Berenice se sonrojaba, se negaba a renunciar y argumentaba larga, hábilmente, para explicarle sus razones. El la escuchaba con cortesía, fingía dejarse convencer. Pero mientras hablaba con familiaridad y hasta con entusiasmo, trazaba en la arena, con su bastón, palabras que no estaban dedicadas a Berenice pero que, al descifrarlas, ella sentía debilitar su elocuencia. Escribía, por ejemplo: «Los dioses conceden a unos talento, a otros fortuna».

Cuando Josef ben Matatías llegó a Antioquía, Berenice comprendió que su visita a Muciano había sido estéril. Advirtió enseguida que Josef había sido enviado por el general, para contrarrestar sus propósitos.

Josef cumplió su misión con finura y sin prisa. Dejó dar los primeros pasos a Muciano quien se complacía en escuchar nuevamente la voz peculiar, apasionada y convincente del profeta judío. Pasaba horas interrogándolo sobre las costumbres, indumentaria y tradiciones de su pueblo. Tocaron de ese modo el tema de los reyes judíos. Josef le narró las peripecias de Saúl y David.

—Saúl fue el primer rey de Israel. Sin embargo, muy pocos entre nosotros se llaman Saúl, y muchísimos Samuel. Consideramos al último más grande que el primero.

—¿Por qué?

—Quien dispone del poder supera a quien lo administra; quien hace al rey vale más que el rey.

—Vosotros sois muy orgullosos— repuso Muciano con una sonrisa.

—Tal vez, lo reconozco, ¿pero no os parece que la potencia que maniobra en la sombra es más hermosa, más espiritual, más

seductora que la que se exhibe a la vista de todos?

Muciano se abstuvo de hacer comentarios y Josef continuó hablando. Sus palabras revelaban una experiencia adquirida a costa de grandes desdichas.

—El poder atonta. Nunca he sido tan estúpido como cuando poseía autoridad. Samuel es más grande que Saúl.

—David me parece el héroe más simpático de vuestra historia- dijo Muciano. — Lástima— suspiró sonriendo —que el proyecto en favor del joven Tito haya fracasado.

Berenice se despidió del gobernador en cuanto llegó Josef. Renunciaba a sus esperanzas, y se dirigía al encuentro de su hermano, cuyo regreso se esperaba en los días siguientes, en Galilea. Había permanecido hasta entonces en Roma pero como no concedía a Otón más que algunas semanas en el trono, deseaba alejarse de la ciudad para no verse obligado a prestar juramento de fidelidad a otro soberano. Berenice suspiró al pensar que volvería a ver a su hermano tan deseado. Esta alegría la compensaba de la amargura de la derrota.

—Dulce princesa— dijo Muciano, al despedirse de ella, —ahora que os vais, no comprendo por qué no he aceptado ser el pretendiente, aunque no fuera más que por vos.

—A mí también me resulta difícil comprenderlo— le contestó Berenice.

Encontró a su hermano en Tiberíades. El nuevo palacio estaba terminado y lucía más hermoso que los anteriores. Había sido edificado a gran altura del mar y la ciudad. Varias salas provistas de ventanas estaban construidas con una piedra de Capadocia tan transparente que aún cerrando las puertas permanecían iluminadas. Todo era ligero, etéreo, libre del abigarramiento que estaba de moda en Roma. La obra maestra de los arquitectos era el comedor. La bóveda era tan alta que los ojos distinguían apenas el techo móvil, cubierto de marfil, que al ser descorrido derramaba sobre los comensales una deliciosa lluvia de flores y agua perfumada.

Los hermanos recorrieron el edificio, tomados de la mano, felices. Había comenzado la primavera, los días eran más largos y el entusiasmo henchía el espíritu de esos dos hermosos seres que avanzaban por las salas aireadas, apreciando como buenos

conocedores las acertadas proporciones del palacio y su refinada elegancia. Agripa hizo comentarios desdeñosos sobre las nuevas mansiones que había visto en Roma, sus dimensiones monstruosas, su lujo excesivo y su falta de refinamiento. Otón había destinado cincuenta millones para la *Domus Aurea* de Nerón, pero se suponía que no la vería terminada. Berenice hizo un mohín de desagrado.

—No saben más que arrasar estos bárbaros romanos. Creen que ensamblando dos mármoles particularmente exóticos y recubriéndolos totalmente de oro, se alcanza la cúspide del arte. No tienen talento sino para el poder.

—Un talento muy provechoso— opinó Agripa.

—¿Estoy verdaderamente obligada a soportar a ese Vespasiano?— gimió, deteniendo el paso. —¿Cómo podéis imponérmelo, hermano mío? Es gordo, rudo y jadea como un perro falto de aire.

—Cuando tuve que visitarlo en Cesarea— comentó Agripa, con aire sombrío, —me hizo servir pescado y me explicó que procedía del lago de Genezaret. Naturalmente me negué a comer ese pescado con sabor a cadáver. Entonces se burló de mí, sin piedad. Podía haberle contestado como se lo merecía, pero preferí guardar silencio.

—Me hace hervir la sangre— se indignó Berenice. —Cuando tengo que escuchar sus torpes bromas me parece estar rodeada de un enjambre de mosquitos punzantes. ¡Y nosotros tenemos que ayudar a ese hombre a escalar el trono!

—Un emperador designado por Occidente— Agripa trataba de convencerla — destruiría todo lo nuestro con los ojos cerrados. El general, al menos, es hábil y moderado. Tomará lo que pueda serle útil, y nos dejará el resto.— Se encogió de hombros. —El ejército es el que designa al emperador, y el ejército jura hoy sólo por Vespasiano. Sé inteligente en esto, aunque sólo sea por mí, hermana— le suplicó.

La noticia del asesinato de Galba sorprendió a Tito en Corinto, antes de llegar a Roma. Habría sido absurdo proseguir un viaje, cuya única finalidad era lograr el patrocinio de Galba. La prematura eliminación del emperador constituyó pues, para él, un golpe muy rudo. No quiso rendir homenaje a Otón, cuyo puesto era el que

había soñado ocupar. Permaneció en Corinto, y durante quince días se entregó a la lujuria y al desenfreno en esa ciudad pródiga en fáciles placeres. Después, bruscamente, se alejó de allí y emprendió el viaje a Cesarea, a pesar de la inhóspita estación.

Mientras permaneció a bordo, los sueños ambiciosos (le su abuela excitaron su espíritu. Aunque era muy joven, el general Tito tenía un pasado agitado. Los altibajos de su padre, que desde el alto consulado se había precipitado al bajo oficio de transportista; que de una posición brillante había descendido a una pobreza aplastante, habían influido mucho en su destino. Criado junto al príncipe Británico, había compartido la mesa de este joven y brillante candidato, el día en que Nerón lo envenenó, y él mismo estuvo al borde de la muerte. Conoció los esplendores del Palatino y la mediocridad de la casa paterna en Roma, la vida triste de la campiña y las expediciones arriesgadas en las fronteras germánica y británica. Amaba a su padre; admiraba su sabiduría sin ostentación, su espíritu meticuloso, su profundo conocimiento de los hombres. Pero a veces también lo odiaba a causa de su aspecto campesino, su resignada aceptación de las fatigas y privaciones, aunque fueran prolongadas. Entonces se apoderaba de él una violenta necesidad de lujo y desenfreno. Era sensible a la serena dignidad de las tradicionales familias nobles de Roma, y lo seducía el fasto hierático y suntuoso de las antiguas dinastías reales de Oriente. A instancias de su tío Sabino había desposado muy joven a una mujer fría, severa, de familia ilustre, llamada Marcia Furnilla, que le había dado una hija, sin despertar en él demasiado afecto. Marcia vivía en Roma miserablemente, y él no la había vuelto a ver, ni siquiera le escribía.

El viejo Vespasiano recibió a su vástago con pena mezclada de satisfacción.

—Tito, hijo mío, es evidente que nuestra fortuna es irregular. La próxima vez deberemos madrugar más y timonear mejor. El Salvador vendrá de Judea. Eres joven, hijo. No le guardes rencor a mi judío.

Agripa y su hermana resolvieron celebrar una fiesta para inaugurar el nuevo palacio. El supremo general, que no simpatizaba con la princesa, se hizo representar por su hijo.

Tito aceptó la misión con entusiasmo. Amaba el país de Judea. Su pueblo era antiguo y sabio, y a pesar de su conducta a menudo insensata poseía la vocación de lo eterno, de lo trascendente. El extraño Dios invisible atraía y preocupaba al joven romano, y del rey Agripa, por otra parte, le impresionaba su elegancia y su reserva melancólica. Acudió complacido a la fiesta en Tiberíades.

Tanto como le gustaron Agripa y su palacio le decepcionó Berenice. Fueron presentados poco antes de comenzar el banquete. Él estaba habituado a establecer rápido contacto con las mujeres, pero la princesa se limitó a atender cortés e indiferente a sus primeras palabras, y nada más. La encontró fría y altiva. Su voz oscura, un poco ronca, lo desconcertó. Durante el festín se ocupó muy poco de ella, y bastante del resto de los comensales. Era alegre y buen conversador. Era escuchado con atención y agrado. Pronto olvidó a Berenice. Durante la prolongada cena no cambiaron sino algunas pocas palabras.

El banquete llegó a su fin y la princesa se retiró. Estaba vestida de un modo original, con una túnica de una sola pieza, como se usaba en el país, confeccionada con un pesado y rico brocado. Dedicó a Tito una inclinación de cabeza amablemente trivial y comenzó a subir la escalinata, apoyándose apenas con una mano en el hombro de su hermano. Maquinalmente, Tito la siguió con la mirada. Estaba ocupado en una divertida discusión sobre temas militares pero, de repente, dejó una frase inconclusa. Sus ojos inquietos, curiosos, quedaron inmóviles, fijos en la figura de la princesa. Una expresión atontada se detuvo un momento en su rostro redondo, y por su boca entreabierta asomaron los dientes, quizá demasiado pequeños. Se estremeció. Abandonando con ruda descortesía a sus interlocutores, corrió tras los hermanos.

¡Cómo caminaba esa mujer! No, no caminaba. Debía definirse con una sola palabra, la griega, la homérica: se deslizaba. Era ciertamente ridículo emplear en la conversación cotidiana la gran expresión de Homero, pero el paso de esa mujer no podía ser calificado de otro modo.

—Os precipitáis demasiado— le dijo ella con su voz profunda, un poco velada, que hasta hacía un momento lo había desconcertado, casi desagradado, y que ahora le sonaba

conmovedora, plena de misteriosa seducción. El repuso algo acerca de la obligada premura de un soldado. Una frase poco original. Por lo general se le ocurrían cosas más ingeniosas. No había podido disimular su ansiedad pueril, su torpeza. Para Berenice, además, fue evidente la profunda impresión que había causado en Tito y éste le pareció amable y gracioso, aunque un poco romo.

Conversaron sobre el arte fisiognómico y la grafología, temas entonces muy en boga, tanto en Roma como en Oriente. Berenice quiso conocer la letra de Tito. El joven buscó sus tablillas de cera enmarcadas en oro, sonrió con aire divertido, y escribió algunas líneas. La princesa se maravilló: era exactamente, hasta en el menor detalle, la escritura de Vespasiano. Tito admitió haber hecho una broma. En realidad, había olvidado su propia caligrafía, a fuerza de entretenerse imitando la de los demás. Ahora le tocaba a ella el turno. Berenice leyó lo escrito por el general: «Las águilas de las legiones abren sus alas para el vuelo». Ella se puso seria, dudó un instante, borró lo escrito, y escribió: «El vuelo de las águilas no puede esconder al Invisible en el Santuario de los Santuarios». Tito examinó la escritura, correcta, un poco infantil. Reflexionó, y escribió debajo: «Tito quisiera ver al Invisible en su Santuario». Después le tendió la tablilla y el estilete, y ella trazó: «El Templo de Jerusalén no debe ser destruido». Quedaba muy poco espacio. Tito agregó: «El Templo de Jerusalén no será destruido».

Él se dispuso a guardar las tablillas en su túnica, pero ella le pidió que se las dejara, y posando la mano en su hombro, le preguntó cuándo concluiría esa guerra horrible. Lo peor era esa angustiosa espera, que destrozaba el corazón; un final rápido sería un final mejor. Había llegado el día en que él podría tornar Jerusalén. Él dudó, halagado.

—Eso no depende de mí.

Pero Berenice —¿cómo había sido posible que le pareciese altiva y fría?— trató de persuadirlo, en tono suplicante:

—Sí, sí, depende de vos.

Cuando Tito se alejó, Agripa preguntó a su hermana, confidencialmente, cuál era su impresión sobre Tito.

—¿Su boca no os parece blanda, desagradable?

—Le encuentro muchas cosas desagradables a ese muchacho- repuso Berenice, echándose a reír. —Tiene un clarísimo parecido con su padre. Pero más de una vez las mujeres judías han sabido entendérselas con los bárbaros. Por ejemplo, Ester y Ahasvero, o Irene y Tolomeo el Séptimo.

—Nuestra abuela Miriam— dijo Agripa (hubo una leve advertencia en su tono zumbón) —perdió la cabeza en ese juego. Berenice se incorporó y dio algunos pasos.

—No debéis preocuparos, querido hermano— su voz, aunque baja, sonaba segura y triunfante. —Tito no me hará decapitar.

Ya en Cesarea, Tito trató de convencer a su padre de que diera comienzo al sitio de Jerusalén. Puso en sus palabras un énfasis inusitado; le resultaba imposible seguir soportando una situación tan ambigua. Se avergonzaba ante sus oficiales: tantas vacilaciones no podían ser interpretadas sino como una prueba de debilidad. El prestigio romano en Oriente estaba comprometido. La cautela de Vespasiano lindaba con la cobardía, según su parecer. Cenis lo escuchaba, con expresión autoritaria y gesto de desaprobación.

—¿Qué pretendéis, Tito? ¿Estáis tonto o queréis aparentarlo?

Tito replicó enérgicamente, pero pensó que no se le podía reprochar a Cenis sus mezquinos cálculos o exigirle que comprendiera el honor militar. Vespasiano se le acercó y su voluminoso cuerpo pareció imponente a su lado.

—Te exijo, muchacho, que presentes sinceras excusas a Cenis.

—Tiene razón— dijo Cenis, sin exaltarse, —no poseo el sentido de la dignidad. La dignidad es siempre más aceptable entre los jóvenes que el juicio. Pero, con todo, debería comprender que se necesita estar tonto para renunciar al ejército en circunstancias como las actuales.

—¿,Os han calentado los sesos en Tiberíades, jovencito?— preguntó Vespasiano. —Una cosa viene después de otra. Tengo apenas sesenta años. Tendréis que tener paciencia otros diez.

Cuando Tito se retiró, Cenis descargó su indignación contra la pandilla de Tiberíades. Eran los judíos, naturalmente, quienes empujaban a Tito: el rey hipócrita, la pava vanidosa de Berenice, el innoble y desagradable Josef. Vespasiano haría mejor en dejar de lado a toda esa banda de orientales, y entenderse lealmente, a la

romana, con Muciano. El jefe supremo la escuchó con atención. Después dijo:

—Sois una mujer lista y decidida, amiga mía; pero no comprendéis a Oriente. No llegaré a nada aquí sin el dinero y la astucia de mis judíos. En Oriente, son los caminos más torcidos los que llevan más rápido a la meta.

Días más tarde llegó la noticia de que el ejército del norte había proclamado emperador a su jefe Vitelio. Depuesto Otón, el senado y el pueblo romanos reconocieron a Vitelio. El mundo volvía los ojos hacia Oriente con angustia, y el nuevo soberano, flemático y buen vividor, se sobresaltaba al oír el nombre del supremo general de Judea. En cuanto a Vespasiano, fingía no enterarse de nada. Sereno pero sin vacilar hizo prestar a sus legiones juramento de fidelidad al nuevo emperador. De mala gana siguieron su ejemplo el gobernador Tiberio Alejandro, en Egipto, y el gobernador Muciano, en Siria. A Vespasiano lo presionaban de todos los flancos pero él se hacía el desentendido y se mantenía dentro de la legalidad.

El emperador, con la intención de asegurar su trono, reforzó la guarnición de la metrópoli con importantes contingentes de las provincias: las cuatro legiones del Bajo Rin, las dos de Maguncia, y cuarenta y seis regimientos auxiliares. Vespasiano hacía sus cálculos, entornando los ojos. Era un excelente militar. Sabía que no debía instalar una ciudad como Roma a cien mil soldados profesionales desmoralizados. Después de haber entronizado a Vitelio ellos esperaban —lógicamente— su recompensa. Había poco dinero en el tesoro; pero ni aún con dinero —Vespasiano conocía muy bien los sentimientos del ejército— se contentarían. Acababan de realizar en Germania la más dura de las campañas. Estaban ahora en Roma y aspiraban a ingresar en el servicio menos exigente y mejor pagado: la guardia pretoriana. En el mejor de los casos, Vitelio podría dar albergue permanente en la urbe a veinte mil hombres, pero ¿qué haría con los demás? Entre las tropas de Oriente corría persistente el rumor de que, para recompensar a sus soldados por su apoyo, Vitelio los enviaría a los bellos y cálidos países de Asia. Al prestar juramento de fidelidad, las legiones de Oriente habían aclamado, aunque a disgusto, al nuevo amo, como estaba prescrito, mas ahora manifestaban sin disimulos su

insatisfacción. En sus reuniones se enardecían y amenazaban: «¡Ya verán qué sucederá si pretenden trasladarnos a la salvaje Germania o a la maldita Britania!» Los jefes escuchaban esas protestas complacidos; cuando sus oficiales preguntaban qué había de cierto en los rumores sobre movimientos de tropas, guardaban silencio, limitándose a encogerse de hombros y mostrar una expresión de desagrado muy elocuente.

De Roma llegaban noticias cada vez más preocupantes. El caos de las finanzas era completo; el comercio estaba paralizado; en toda Italia, incluso en la capital, se sucedían los episodios de pillaje y la nueva corte, mal organizada, parecía completamente indiferente y librada a toda clase de excesos y al libertinaje. En una palabra: el imperio se despeñaba hacia el abismo. La indignación crecía en Oriente, atizada con el dinero y los rumores sin fundamento que circulaban por iniciativa de Tiberio Alejandro y el rey Agripa. En la inmensa región que va del Nilo al Éufrates volvían a escucharse las profecías sobre Vespasiano. La maravillosa predicción que el prisionero judío, el general Josef ben Matatías, hiciera en presencia de testigos, estaba en todas las bocas: «El Salvador vendrá de Judea». En las calles de Cesarea la gente rodeaba respetuosamente a Josef, que se mostraba aún cargado con cadenas, y a su paso se escuchaban comentarios llenos de admiración.

En el comienzo de esa primavera, el aire al borde del mar de Judea era ligero y transparente. Los claros ojos grises de Vespasiano contemplaban las aguas resplandecientes; hacía cálculos, esperaba. En ese período de su vida se había hecho más callado; su expresión era más adusta, más imperativa, y su cuerpo más rígido. Todo en él daba la impresión de crecer a ojos vistas. Estudiaba los despachos de Roma: desórdenes en toda la extensión del imperio, finanzas desorganizadas, ejército indisciplinado, ciudadanos desprovistos de seguridad. «El Salvador vendrá de Judea.» Pero Vespasiano apretaba los labios y se contenía. Había que dejar madurar las brevas, esperar a que cayesen solas.

Cenis no hacía otra cosa que dar vueltas alrededor del corpulento general, que nunca había tenido secretos para ella pero

que desde hacía un tiempo se mostraba acechante, hermético. No sabía qué pensar pero sentía que lo amaba cada vez más.

Escribió a Muciano una carta algo torpe, impulsada por su preocupación de esposa. Toda la península ansiaba que el ejército de Oriente se pronunciase como salvador de la patria, pero Vespasiano no hacía nada, no decía una palabra, no se movía de su sitio. En su país, Cenis habría reaccionado con firmeza ante tanta frialdad, pero en esa maldita y lúgubre Judea no encontraba a ninguna persona en su sano juicio. Por eso rogaba a Muciano —la romana se dirigía al romano— que sacudiese al general como él sabía hacerlo, con habilidad y decisión.

Cenis despachó su carta a fines de mayo, y a comienzos de junio Muciano estaba en Cesarea. Él también notó de inmediato el profundo cambio operado en el general. Con respeto y envidia reconoció que la presencia de Vespasiano se hacía más imponente a medida que se iban preparando para él grandes acontecimientos. Bromeó a propósito de su admirable constancia, de su acrecentada corpulencia.

—Vos sois un filósofo, amigo mío— le dijo, —pero, por favor, no filosoféis más— y golpeó con su bastón a un adversario invisible.

Ardía en deseos de alterar la calma imperturbable del generalísimo. Sus antiguos celos lo atenazaban, pero era demasiado tarde para él. El ejército apostaba por su rival. Desde entonces, Muciano reconoció que debería mantenerse en la sombra y, conteniendo sus sentimientos, alentó al general. Se esforzó por difundir los rumores sobre el desplazamiento de las tropas de Siria y Judea. Se empezaron a barajar fechas; según se comentaba, las legiones serían movilizadas a principios de julio.

A mediados de junio Agripa se presentó ante Vespasiano. Volvía de visitar en Alejandría a su pariente y amigo Tiberio Alejandro. «Todo Oriente se levanta en rebeldía contra Vitelio», comunicó al general. Convulsionados por las tristes novedades de Roma, Egipto y las dos regiones asiáticas ansiaban ardientemente que el Salvador bendecido por Dios pusiera, por fin, manos a la obra. Vespasiano se limitó a escuchar a Agripa y guardó un silencio obstinado. Agripa prosiguió con inusitada energía: afirmó que algunas personas de firme voluntad estaban dispuestas a secundar

las intenciones divinas. Según sus informaciones, Tiberio Alejandro estaba resuelto a hacer jurar a sus tropas, el primer día de julio, fidelidad a Vespasiano.

El general se paseó de un lado al otro de la habitación y dijo, por último, en un tono más agradecido que amenazante:

—Escuchad, rey Agripa. Si vuestro pariente Tiberio Alejandro hace tal cosa me veré obligado a considerarlo un traidor.

Se acercó, apoyó las manos en los hombros del rey y, exhalándole el aliento acre en la cara, se disculpó con desacostumbrada cordialidad:

—Lamento haberme burlado de vos cuando no quisisteis probar los pescados de Genezaret.

—Por mi parte os ruego, emperador Vespasiano— repuso Agripa —que contéis con nosotros, con nuestro apoyo y con nuestros recursos.

El mes de julio estaba próximo. Para entonces los rumores difundían la especie de que, poco antes de morir, el emperador Otón había escrito a Vespasiano, instándole a que le sucediera en el trono y salvara el imperio. Un día, el generalísimo encontró la carta entre su correspondencia. Vespasiano leyó el documento con atención, y confesó a su hijo Tito que lo consideraba un gran artista, pero su habilidad le daba miedo. Le asustaba pensar que una mañana se encontraría ante un decreto firmado por él, nombrando a Tito emperador.

A comienzos de la cuarta semana de junio la tensión se volvió insoportable. Cenis, Tito, Muciano, Agripa y Berenice tenían los nervios destrozados *e* insistían sin disimulos en que Vespasiano debía pronunciarse, de una vez por todas. Pero parecía imposible conmover al robusto general. Daba respuestas evasivas, sonreía, bromeaba y esperaba.

En la noche del 27 al 28 de junio, Vespasiano hizo llamar con gran sigilo a Yojanán ben Zakai.

—Vos sois un hombre muy sabio— le dijo. —Os ruego seguir instruyéndome sobre el carácter de vuestro pueblo y su religión. ¿Existe alguna regla de oro a la cual puedan remitirse vuestros innumerables mandamientos?

El doctor eminente meneó la cabeza, cerró los ojos y explicó:

—Hace cien años vivían entre nosotros dos doctores muy renombrados, Samai e Hilel. Un no judío fue a visitar al primero y le anunció que se convertiría al judaísmo si le explicaba sus fundamentos en el tiempo en que permaneciese erguido sobre un solo pie. Samai lo echó, encolerizado. Dirigiose entonces a Hilel, quien accedió a su deseo, y le dijo: «No hagáis a vuestro prójimo lo que no deseéis que os hagan a vos». He aquí todo.

—Esas máximas son buenas— dijo Vespasiano, después de reflexionar seriamente, — pero es muy difícil mantener con ellas el orden en un gran imperio. Con tales máximas, haríais mejor en escribir libros y dejar la política para nosotros.

—Acabáis de expresar una opinión, cónsul Vespasiano, que vuestro servidor Yojanán ben Zakai ha hecho pública hace mucho tiempo.

—Creo, doctor y señor mío— prosiguió el romano, —que sois el hombre más notable de este país, y tengo interés en que lleguéis a comprenderme. Quiero que sepáis que me he comportado como un canalla sólo en pocas ocasiones, cuando ha sido absolutamente indispensable. Contra vuestro país no me anima ningún rencor. Pero así como todo buen labriego acota su propiedad con un cerco, los romanos necesitarnos un cerco alrededor del imperio. Judea nos sirve de barrera contra los árabes y los partos. Por desgracia, cuando os dejamos solos os convertís en una mala estaca; es por eso que debernos ocupar nosotros vuestro lugar. Eso es todo. Todo lo que hagáis en otros terrenos nos tiene sin cuidado. Dejadnos tranquilos y nosotros os dejaremos en paz.

Los ojos de Yojanán brillaron claros y luminosos en su rostro marchito.

—Lamento que vuestra muralla pase necesariamente por nuestro territorio. Es demasiado amplia y nos deja poco espacio. Pero sea, construid la barrera; aunque bueno será que sepáis que también nosotros necesitamos un cerco, de otra naturaleza, alrededor de la Ley. Os he pedido hace poco, cónsul Vespasiano, que me permitáis construirlo. Es modesto y mísero comparado con el vuestro: un par de sabios y una pequeña universidad, que no podrán molestar a vuestros soldados. Danos la universidad de

Yabne, ¡es una unidad tan pequeña!— agregó en tono persuasivo, agitando sus pequeñas manos.

—Creo que la proposición no es mala— dijo Vespasiano lentamente.

Se incorporó, súbitamente transformado. Con seguro instinto, Yojanán comprendió el motivo del cambio: habían conversado un viejo y pacífico campesino sabino con un viejo y pacífico hierosolimitano, pero desde ese momento era Roma la que hablaría con Judea.

—Pasado mañana— dijo el generalísimo —recibiréis un documento en el cual se os concederá lo que pedís. A cambio, querido doctor y maestro, vos me entregaréis la carta de sumisión con el sello del Gran Consejo.

Dos días después Vespasiano convocó una asamblea extraordinaria en el Foro de Cesarea. Fueron invitados especialmente los funcionarios del territorio ocupado por Roma y delegaciones de los regimientos. Todos los asistentes habían ido preparados para escuchar las ansiadas aclamaciones de las tropas, saludando a Vespasiano emperador. El general en jefe y Yojanán ben Zakai subieron a la tribuna de las arengas. Un heraldo proclamó con voz tonante que la provincia rebelde había reconocido su error y, arrepentida, volvía a acogerse a la protección del senado y el pueblo romanos. En prueba de ello, el eminente doctor Yojanán ben Zakai entregaría al generalísimo un documento con el sello de la más alta autoridad de Jerusalén. De ese modo llegaba a su fin la guerra contra los judíos, para cuya dirección el imperio había nombrado a Tito Flavio Vespasiano. Lo que quedaba por hacer de la expedición emprendida contra la ciudad de Jerusalén, concernía al control policial. Los soldados se sintieron decepcionados. Habían deseado saludar a su comandante con la nueva investidura de jefe del Estado y —a la vez— recibir seguridades acerca de su futuro, y hasta una recompensa. ¡Y sólo habían sido llamados para presenciar un acto jurídico! Admitían que los documentos y piezas legales eran asuntos importantes, pero no podían captar el sentido de la proclamación. Muy pocas personas —Muciano, Cenis, Agripa — comprendieron el verdadero motivo de la ceremonia. Vespasiano era un hombre de orden y exigía de su adversario —antes de volver

a Roma como emperador— un documento sellado que se constituiría en garantía de su cumplimiento a la tarea encomendada.

Los soldados, se sintieron contrariados. Se oyeron murmullos de descontento, pero como Vespasiano les había impuesto una rigurosa disciplina y, por otra parte, habían sido convocados para una celebración de la paz, rápidamente cambiaron ese talante por el ánimo alegre que les exigía el reglamento. Las legiones romanas desfilaron, pues, con sus insignias y estandartes ante el minúsculo doctor de Jerusalén, y lo saludaron con el brazo extendido y la mano abierta.

¿Donde había visto Josef una escena parecida? Recordó que así habían honrado en la Roma de Nerón a un rey oriental, cuya espada había sido previamente clavada en la vaina. En esta ocasión, el ejército romano rendía homenaje a la sabiduría divina de los judíos, después de haber roto la espada de Judea.

El anciano permanecía de pie en la tribuna pero pronto fue visible su cansancio, por lo que fue invitado a sentarse. Sin cesar se llevaba la mano a la frente, agradecía, saludaba, movía la apergaminada cabeza de un lado al otro y su rostro se animaba con una suave sonrisa.

Cuando concluyó la ceremonia, los soldados se dejaron dominar por la cólera que, según las sospechas de Muciano y Agripa, el propio generalísimo había provocado. Rodearon a Vespasiano. El fruto había madurado: debía ser proclamado emperador pero, ero como él persistía en su actitud modesta y circunspecta, hubo que enviar a Josef ben Matatías para convencerlo.

La noche estaba fresca y agradable. Una ligera brisa soplaba del mar. Josef, sin embargo, se sentía estremecido por el fuego de la excitación. Su romano sería emperador, y él había contribuido a que así sucediera. Estaba seguro de que por fin persuadiría a ese hombre indeciso de adoptar una resolución definitiva. No le cabían dudas de que sus vacilaciones no eran más que una hábil comedia. Así como los corredores —durante los últimos diez días antes de la prueba— se colocaban plantillas de plomo en el calzado para entrenarse, el pretendiente al trono había hecho su propio ascenso final más difícil, por medio de subterfugios y fingidas negativas, a fin

de alcanzar su objetivo con mayor seguridad. Josef exhibió ante Vespasiano su devoción, su confianza y su intuición del porvenir: el general no podría hacer otra cosa que inclinarse ante la voluntad de Dios.

Pero Vespasiano obraba de otro modo. Era un hombre verdaderamente valeroso y firme como una roca. Se había propuesto no dar por propia iniciativa ningún paso. Dejaría que lo arrastraran y empujaran otros hasta el final.

—¡Qué tonterías decís, mi pequeño judío— le dijo. —Vuestros reyezuelos orientales, si lo desean, pueden recoger sus coronas de la sangre y el lodo. Yo no lo haré: soy un campesino romano, y no recurro a tales procedimientos. En Roma, quienes nombran a un emperador son el ejército, el senado y el pueblo, y no un capricho. El emperador Vitelio posee la investidura legal, y yo no soy un rebelde. Estoy del lado de la ley y el orden.

Josef apretó los labios. Sabía que sus palabras habían sido persuasivas pero reconocía que resultaban impotentes ante el empecinamiento de ese hombre que parecía querer lo imposible: exigía al mismo tiempo la legalidad y la ilegalidad. No le quedaba sino renunciar. Era absurdo tratar de persuadirlo.

Sin embargo, no se decidía a partir, y Vespasiano tampoco lo despedía. Durante cinco largos minutos estuvieron sentados a oscuras, sin hablar; Josef, agotado y resignado, Vespasiano, seguro de sí, respirando pausadamente.

De pronto el general reanudó la conversación en voz baja, sopesando cada palabra.

—Podéis ir a decir a vuestro amigo Muciano que no me someteré, que no cederé sino ante la coacción más violenta.

Josef alzó la cabeza, lo miró y respiró profundamente. Después preguntó, como si no estuviera seguro:

—¿Pero a la coacción cederéis?

—Naturalmente— repuso el otro, —no me dejaré degollar. Sesenta años, para un viejo labrador no es todavía la vejez.

Josef se retiró lo más rápidamente que le fue posible. El judío —de eso el general estaba completamente seguro— iría de inmediato a hablar con Muciano, y a la mañana siguiente sería obligado, para su desgracia —y honda satisfacción—, a ser

emperador. Había que mostrarse muy prudente. Él y Cenis se habían prohibido gozar de ese triunfo mientras no se hubiera alcanzado el final. Pero ahora ya no había por qué fingir, y comenzó a saborearlo a gusto, resoplando enérgicamente. No había tenido tiempo de cambiarse de ropa pero, aún calzado con las pesadas botas de soldado, comenzó a zapatear en la habitación.

—¡Tito Flavio Vespasiano, Emperador, Soberano, Dios!— reía satisfecho. Hizo una gran mueca y retomó su expresión seria. ¡Y bien, sí!— agregó, mezclando las palabras latinas con los títulos orientales. —¡César, *Adir*, Emperador, Mesías!

Le parecía cómico que su judío hubiese sido el primero en proclamarlo. Sólo una cosa lo contrariaba un poco: se sentía más encadenado a sus partidarios de lo que habría deseado.

Pensó despertar a Cenis, la mujer que desde hacía tanto tiempo compartía con él tanto la buena como la mala fortuna, para decirle: «Y bien, sí, ya está.» Pero el impulso sólo duró un instante. Verdaderamente prefería quedarse solo.

Sin embargo, deseaba contemplar algún rostro humano. Un rostro extraño, que no supiese nada de él y del cual él también lo ignorase todo. Su semblante se distendió; su expresión se hizo astuta y maliciosa, satisfecha. A altas horas de la noche mandó a un sirviente a casa de Josef con la orden de que se presentase de inmediato su mujer, Mara, hija de Lakisch, de Cesarea.

Josef acababa de llegar, después de conversar con Muciano, exaltadísimo por haber contribuido a hacer de su romano un emperador. Y ahora se le imponía esta brusca caída. ¡Qué vergüenza cruel! ¡Qué decepción abominable al comprobar que el romano humillaba de modo tan atroz a quien le inspirara la gran idea! Ese incircunciso impúdico no le permitía olvidar la ignominia de su matrimonio. Repitió para sus adentros, rechinando los clientes, los epítetos despectivos que aplicaban al general: sucio, «transportista», campesino del excremento de caballo, amén de otras injurias que se le ocurrían en arameo, en griego y otras tantas lenguas.

La desdichada Mara, no menos aterrada, le preguntó en voz baja:

—Josef, mi señor, ¿debo morir?

—Tonta— repuso él.

La joven se acurrucaba contra él, pálida, desgraciada, cubierta apenas por una camisa transparente.

—La sangre que debería haber venido hace tres semanas no ha aparecido. Josef, mi esposo, vos, que me habéis sido concedido por Yahvé, escuchad: Yahvé ha bendecido mi cuerpo.

Y como él callase, agregó muy bajo, humilde, ansiosa:

—¿Ya no me amáis?

—Ve— dijo él.

Ella se dejó caer. Un instante después se incorporó y se arrastró hacia la puerta. Al ver que partía como estaba, le ordenó bruscamente:

—¡Ponte tus mejores vestidos!

Mara obedeció, temerosa, temblando. Él la examinó y vio que calzaba un par de zapatos ordinarios.

—Las sandalias perfumadas— agregó.

Durante la hora que pasó con ella, Vespasiano se sintió muy feliz. La gozó con todos sus sentidos. Sabía de antemano qué ocurriría al día siguiente. Lo aclamarían, y entonces se iría para siempre de Oriente. Volvería a su patria, a su Roma, para imponer allí el orden y la disciplina. En el fondo, Oriente le producía una sensación molesta mezclada con una especie de sentimiento compasivo. Judea, al menos, le gustaba; ese país extraño traía felicidad; esa tierra violada le había servido de excelente estribo, estaba dispuesta a que la explotaran y manejaran. La misma Mara estaba hecha a su gusto, precisamente porque parecía tan serena, tan llena de dulzura e indiferencia. Intentó suavizar su voz chillona. Apoyó la cabeza de la joven en su pecho velludo, sus dedos de gotoso jugaron con sus cabellos negros, iluminados por la luz lunar, y le habló suavemente, empleando las pocas palabras arameas que había aprendido.

—Sé tierna, pequeña, no seas tonta, paloma mía.

Repitió esas frases muchas veces, con toda la ternura que le era posible, aunque realmente su tono era prescindente y su espíritu estaba ausente. Resoplaba, experimentaba una agradable fatiga. Cuando estuvo satisfecho, le dijo que se aseara y ordenó a su ayuda de cámara que la acompañara, y un minuto después,

olvidado de Mara, dormía tranquilamente, en espera del día siguiente.

La noche fue muy breve. A las primeras luces del alba, Mara regresó a casa de Josef. Caminaba con dificultad, como si se le hubiesen desarticulado los huesos. Tenía el rostro desencajado, descolorido, como si estuviera hecho de alguna materia blanda, inconsistente. Se desvistió. Lenta, penosamente, rasgó sus ropas y las deshizo en trozos menudos. Después, cogió sus bienamadas sandalias y, con uñas y dientes, sin decir una palabra, las redujo a fragmentos. Josef la odió por su sumisión y su silencio. Su único pensamiento era huir de allí, alejarse de allí. «No volveré jamás a la superficie, se decía, mientras respire el mismo aire que ella.»

Cuando Vespasiano se asomó a la puerta de su alcoba, los soldados de la guardia lo saludaron con los honores reservados al emperador.

—¿Habéis perdido la cabeza, muchachos?— dijo jocosamente.

El oficial de servicio y varios oficiales que lo acompañaban repitieron la fórmula del saludo imperial. Vespasiano comenzó a enfadarse. En ese momento llegaron algunos generales y coroneles, con Muciano a la cabeza. La casa, repentinamente, se llenó de soldados, y los que no pudieron entrar se quedaron en la plaza frente a ella, aclamándolo cada vez con más fuerza con el saludo imperial, que fue repetido con entusiasmo por la ciudad entera. Mientras tanto, Muciano dirigía al jefe ilustre un persuasivo discurso, exhortándolo a que impidiera la ruina de la patria. Todos apoyaron sus palabras con gritos exaltados, avanzando, temerariamente, con las espadas desenvainadas y amenazando con matarlo —ya que en esa actitud no eran otra cosa que rebeldes—, si persistía en su negativa.

—Bueno, está bien, no seáis tan violentos, hijos míos— replicó Vespasiano, en el tono campechano que tanto le agradaba. —Si insistís vosotros, no diré que no.

Ordenó que a los once soldados les fuera aplicado el castigo de treinta varazos por haber procedido ilegalmente y les concedió una gratificación de setecientos sestercios. Si así lo deseaban, se les permitiría permutar la pena de treinta golpes por trescientos

sestercios. A los cinco que aceptaron el castigo y el dinero, los nombró suboficiales.

—Gracias, mi querido judío— dijo a Josef. —Podéis quitaros las cadenas.

Sin demostrar mayor agradecimiento, Josef se llevó la mano a la frente. Su rostro, pálido, no disimulaba el mal humor.

—¿Habíais esperado algo más?— se burló de él Vespasiano, y al comprobar que Josef seguía callado, agregó con rudeza: —¡Abrid de una buena vez la boca! No soy profeta.

Había adivinado lo que quería Josef, pero le divertía obligarlo a pedírselo. Tito intervino con su amabilidad habitual.

—El doctor Josef espera, sin duda, que le rompan la cadena.

De ese modo se devolvía la libertad a quienes habían sido retenidos cautivos sin motivo justificable.

—Bien, que así sea— repuso Vespasiano, encogiéndose de hombros, y permitió que la cadena fuese rota ritualmente.

Josef, ya hombre libre, hizo una reverencia y preguntó:

—Deseo saber si se me autoriza a usar en adelante el apellido del emperador.

—Si puede seros útil— contestó Vespasiano, —no me opongo a ello.

A partir de ese día, Josef ben Matatías, sacerdote de primera categoría, de Jerusalén, se llamó Flavio Josefo.

LIBRO CUARTO ALEJANDRÍA

FORMANDO un extenso y estrecho rectángulo, se desplegaba al borde del mar la capital de Oriente, la Alejandría egipcia, la ciudad más grande del mundo conocido después de Roma y, por cierto, la más moderna. Su perímetro era de veinticinco kilómetros. Siete grandes avenidas la atravesaban a lo largo y doce a lo ancho. Las casas eran altas y amplias y todas estaban provistas de agua corriente.

Situada en la intersección de las tres regiones del orbe, en el punto crucial de Oriente y Occidente, formando parte de la ruta hacia la India, Alejandría había llegado a ser el primer centro comercial de la tierra. A lo largo de los novecientos kilómetros de costas asiáticas y africanas, entre Jope y Paretonia, su puerto era el único que ofrecía un abrigo seguro. Allí se acumulaban el polvo de oro, el marfil, los perfumes de Arabia, las perlas del Golfo Pérsico, las pedrerías de la India y las sedas de China. Su industria, en la que se aplicaban los procedimientos más modernos, enviaba afamados tejidos a todos los países, incluso a Britania; fabricaba preciosos tapices y la indumentaria nacional de las tribus árabes e indias; producía magníficas cristalerías y célebres perfumes; suministraba papel al mundo entero, desde los más finos, para las cartas de las damas, hasta los más bastos, para hacer envoltorios.

En esa ciudad laboriosa trabajaban incluso los ciegos; ni siquiera los ancianos, por agotados que estuviesen, permanecían con los brazos cruzados. Del trabajo se obtenían cuantiosas ganancias y la ciudad no era avara. Mientras en las callejuelas estrechas de Roma y en las calles empinadas de Jerusalén estaba prohibida la circulación de vehículos, en las amplias avenidas de Alejandría resonaba el tráfico de miles de carrozas. Filas apretadas de carruajes lujosos recorrían sin cesar, en todas las direcciones, sus dos grandes paseos. En medio de vastos parques se alzaban gigantescos la residencia de los antiguos reyes, el Museo, la soberbia Biblioteca y el Mausoleo, con el sarcófago de cristal donde

se guardaba el cadáver de Alejandro el Grande. El extranjero necesitaba semanas para visitar todas esas curiosidades, a las cuales habría que agregar el Santuario de Serapis, el Teatro, el Hipódromo, la isla de Faros coronada con su célebre faro blanco, los enormes almacenes de la industria y del puerto, la Basílica, la Bolsa donde se fijaba el precio de las mercancías para el mundo entero, y lo que no constituía, por cierto, el menor de sus atractivos: el inmenso barrio del placer, que desembocaba en la lujosa playa de Canope.

En Alejandría se vivía bien y con holgura. Innumerables eran los restaurantes y tabernas, donde se bebía la famosa cerveza de cebada del país. En los días autorizados por la ley, se efectuaban los juegos en el teatro, en el estadio de los deportes o en la arena. Los ricos ofrecían fiestas de un lujo exquisito, tanto en sus palacios urbanos como en sus villas de Eleusis y de Canope, o a bordo de sus embarcaciones de recreo. Los bordes del canal de veinte kilómetros, que unía Alejandría con la playa de Canope, estaban jalonados por tabernas. Se circulaba en barcas, en las que una pequeña cortina ocultaba el interior de las cabinas de las miradas curiosas. A lo largo de la ribera se las podía ver ancladas, o a la sombra de las hiedras trepadoras.

En Canope se habían situado los Campos Elíseos de Homero, y en todas las provincias los pequeños burgueses soñaban con una excursión a la villa y ahorraban dinero para visitar Alejandría.

La riqueza de la ciudad también estaba al servicio de placeres más nobles. El Museo superaba las colecciones de obras de arte de Roma y de Atenas. La nutrida Biblioteca ocupaba continuamente para su servicio a novecientos escribas. Los establecimientos de enseñanza de Alejandría eran superiores a las escuelas romanas. Si bien en la ciencia militar, y quizá también en la jurisprudencia y la economía política, la capital del imperio podía llevarse la palma, en las otras disciplinas la Academia de Alejandría la aventajaba incuestionablemente. Las familias romanas de las clases superiores tenían preferencia por los médicos que hubieran estudiado anatomía en Alejandría. En esta ciudad se aplicaba, a instancias de sus médicos, un procedimiento muy considerado de ejecución para los

condenados a muerte: se los sometía a la mordedura fulminante de una víbora muy venenosa criada con ese fin.

Pese a todos sus adelantos, los alejandrinos se mantenían muy apegados a la tradición. Conservaban sus templos y santuarios en olor de santidad, y procuraban mantener la reputación de su particular eficacia. No permitían la desaparición de la antigua magia egipcia heredada de sus antepasados, y permanecían fieles a sus antiquísimas costumbres. Como en los tiempos antiguos, veneraban a sus animales sagrados: el toro, el gavilán y el gato. Si un soldado romano mataba a un gato desaprensivamente, nada podía salvarlo del suplicio.

Así vivía un millón doscientos mil seres que pasaban sin tregua del trabajo al placer y del placer al trabajo, siempre ávidos de novedades y devotamente unidos al pasado. Muy versátiles, capaces de transitar en un corto tiempo de la ardiente admiración al rechazo violento; codiciosos, inteligentes, sensibles y maliciosos; audaces sin límites; artistas y políticos hasta la médula de los huesos. Habían afluido a la ciudad desde todos los extremos de la tierra y como habían olvidado su patria de origen, les bastaba considerarse únicamente alejandrinos. Alejandría era a la vez ciudad de Oriente y de Occidente, de la meditación filosófica, del arte cortesano, del comercio previsor, del trabajo empeñoso, de los goces desenfrenados, de la más antigua tradición y de la existencia más moderna. Sus habitantes se sentían extraordinariamente orgullosos de la ciudad, y poco les importaba que su patriotismo localista, exagerado y pedante, provocase el rechazo del resto del mundo.

En medio de esa población heterogénea existía un grupo de origen mucho más antiguo, más ricos, más cultivados, más orgullosos que los demás: los judíos. Estaban establecidos en el país hacía setecientos años, desde que sus antepasados mercenarios lograron valientemente una gran victoria para el rey Psamético. Más tarde, Alejandro de

Macedonia y después de él, los Tolomeos, atrajeron a la ciudad a centenares de miles de judíos. Su número se calculaba por aquel tiempo, solamente en Alejandría, en más de medio millón. Su particularísimo ritual, su riqueza, su fasto hierático habían provocado

en distintas ocasiones violentos *pogroms*. Tres años antes, al estallar la sublevación de Judea, cincuenta mil judíos habían sido salvajemente asesinados en Alejandría. En el barrio del Delta, donde vivía la mayoría, eran visibles las huellas de la destrucción. Ellos dejaban intencionadamente que las ruinas permaneciesen, y se negaban a lavar la sangre que había salpicado los muros de sus sinagogas. Estaban orgullosos de esos ataques, que atestiguaban su poderío, pues en realidad dominaban Egipto, como en otros tiempos Josef, hijo de Jacob, ejerció gran ascendiente bajo el gobierno del Faraón. Tiberio Alejandro, el comandante supremo, era judío de origen, al igual que numerosos dirigentes, personajes notables, funcionarios, fabricantes de tejidos y de papel, recaudadores de impuestos, mercaderes de armamentos, banqueros, negociantes de cereales, armadores de navíos, médicos y profesores de la Academia.

La Gran Sinagoga de la ciudad estaba considerada como una de las maravillas del mundo; tenía capacidad para cien mil personas. Después del Templo de Jerusalén, éste era el edificio judío más grande que se conocía. Setenta y un asientos de oro macizo estaban reservados para el Gran Maestre y los miembros del Consejo de la Comunidad. Ninguna voz humana tenía fuerza suficiente para hacerse oír de un extremo a otro de la inmensa nave, por lo que se hacían señales con banderas para indicar a los asistentes cuándo debían responder «amén».

Los judíos de Alejandría despreciaban a los de Roma; pensaban que esos judíos occidentales llevaban, por lo general, una vida mezquina, y eran incapaces de elevarse por encima de su condición de obreros. Los alejandrinos, según ellos, habían sabido armonizar hábilmente su judaísmo con la calidad de vida y la mentalidad del Oriente helénico. Hacía ya doscientos cincuenta años que la Biblia había sido traducida al griego por su iniciativa. Su Libro armonizaba con el espíritu de aquella lengua y su cultura.

Pero a pesar de todo, y por más que tuviesen su propio Templo en Leontópolis, consideraban que su centro estaba en la colina de Sión. Amaban a Judea, y les producía gran dolor pensar que la metrópoli judía podía sucumbir a causa de la incapacidad política de los dirigentes de Jerusalén. Sólo deseaban que el Templo, al menos,

quedase en pie. Contribuían a su sostenimiento con el pago de tributos, como todos los judíos. Iban al Templo en peregrinación, y contaban allí con hospedaje, sinagogas y cementerios. Muchos exvotos del Templo: puertas, columnas y pórticos, habían sido ofrecidos por ellos. La vida sin el Templo de Jerusalén les parecía inconcebible.

Caminaban con la cabeza erguida, no querían que se advirtiera cuánto les conmovían los acontecimientos de Judea. Los negocios florecían, la actitud del nuevo emperador era amistosa con ellos; podían recorrer el paseo en sus carrozas de lujo y, al igual que los príncipes, tenían sus propios asientos en la Basílica y en la Bolsa, pero a solas sentían el corazón oprimido, se cubría de sombras su rostro altivo y un íntimo agobio desvanecía su orgullo.

Los judíos alejandrinos acogieron a Josef con respeto cuando desembarcó de la nave del emperador. Parecían conocer con detalles el papel que había desempeñado en la proclamación de Vespasiano, y hasta exageraban su intervención. Les impresionó su juventud, su energía contenida, la belleza grave de su rostro delgado y su expresión apasionada. Como en otros tiempos en Galilea, se le aclamó a su paso por las calles del barrio judío de Alejandría: «*¡Marín, Marín*, nuestro maestro, nuestro maestro!»

Al fin, después de la etapa de sombrío fanatismo en Judea y de los rigores de la actividad militar, Josef podía aspirar a pleno pulmón, con alegría, la atmósfera libre de la gran ciudad. Había dejado en Galilea a su mujer Mara, y su antigua vida triste y ruda. Su campo de acción ya no era el de las intrigas políticas ni el de las groseras tareas de la organización militar, sino el del intelecto. Llevaba con orgullo, ajustada a la cintura, la escribanía de oro que Tito le obsequió, al partir de Judea.

Paseaba por la avenida principal, sentado en un magnífico coche, acompañado por el Gran Maestre Teodoro bar Daniel; aparecía en la Biblioteca, en los baños, en los restaurantes de lujo de Cano—pe. Pronto se hizo popular en todas partes el judío de la escribanía de oro. En algunas aulas, los maestros y los alumnos se ponían de pie cuando él llegaba. Los fabricantes y mercaderes se sentían honrados de recibirlo en sus fábricas, tiendas o almacenes.

Su vida era la de un gran señor. Los hombres lo escuchaban y las mujeres se le ofrecían.

Su predicción había sido acertada. Vespasiano era el Mesías. La redención a través de ese Mesías se estaba cumpliendo de una forma distinta de como él la había imaginado: lenta, racional, serenamente. El hombre que había quebrado la corteza del judaísmo dejaba expandir su contenido por toda la tierra, fusionándose con la filosofía helénica. La vida de Josef y su visión del universo se penetraban cada vez más del espíritu lúcido y escéptico de los griegos occidentales. No comprendía cómo había podido sentir rechazo en otro tiempo hacia todo lo que no fuese judío. Los héroes de la mitología griega y los profetas de la Biblia ya no le parecían excluyentes. No existía oposición entre el Cielo de Yahvé y el Olimpo de Homero. Josef comenzó a odiar las fronteras que antes habían simbolizado para él el principio básico de la selección y la diferenciación; ahora su ideal consistía en dejar que los propios bienes desbordasen por cauces ajenos, y absorber para sí, a cambio, los bienes ajenos.

Fue el primero en concebir esa idea del mundo, y en dar testimonio de ella por sus hechos. Empezaba a ser un hombre de una especie nueva, ni judío, ni griego, ni romano. Un ciudadano del mundo civilizado.

Desde siempre había estado en Alejandría el centro del antisemitismo mundial. Allí Apión, Apolonio Molón, Lisímaco y el Gran Sacerdote egipcio Manetón habían divulgado la creencia de que los judíos descendían de leprosos, que en el Sancta Sanctórum veneraban una cabeza de asno; que alimentaban en su Templo a jóvenes griegos para inmolarlos el día de la Pascua, y que todos los años sellaban, bebiéndose la sangre de sus víctimas, un pacto secreto contra los otros pueblos. Hacía entonces treinta años que dos directores de la Alta Escuela de Deportes —Denis y Lampón habían organizado oficialmente el movimiento antisemita. La sandalia blanca que se usaba en la escuela poco a poco se había convertido en un símbolo, y desde entonces los enemigos de los judíos

eran llamados en todo Egipto «sandalias blancas».

Según ellos, junto al judío Josef había llegado a Egipto una nueva plaga. Cuando Josef se paseaba arrogantemente por la ciudad, aclamado por la multitud, representaba para ellos la encarnación de la soberbia judía. En sus centros de reunión entonaban cancioncillas, algunas bastante logradas, cuyo protagonista era el héroe judío de la libertad que se había pasado a los romanos, el enérgico macabeo que aparecía en todas partes y giraba impulsado por cualquier viento.

Un día, cuando Josef se disponía a entrar en los baños de Agripa, encontró en el vestíbulo a un grupo de jóvenes «sandalias blancas», que inmediatamente se pusieron a cantar: «*Marín, Marín*», con el evidente propósito de parodiar las aclamaciones entusiastas de los judíos. Josef palideció, pero continuó su camino tan erguido como había entrado. Al ver que no reaccionaba, los antisemitas redoblaron sus clamores. Algunos gritaron:

—¡No os acerquéis mucho! ¡Podéis contaminaron!

—¿Qué os parece nuestra carne de cerdo, señor macabeo?— preguntaron otros.

De todos los rincones llegaron gritos y voces burlonas:

—¡Josef, el macabeo! ¡El Tito Livio circunciso!

Josef se enfrentó con un muro de rostros malignos.

—¿Queréis algo?— preguntó, enfurecido interiormente, pero conservando su serenidad, a un jovencito de tez olivácea que se encontraba próximo a él.

—Yo quería simplemente pediros una información, señor macabeo— repuso el interpelado con desfachatez y exagerada obsequiosidad. —¿Vuestro padre era leproso, verdad?

Josef se limitó a mirarlo fijamente a los ojos. Otro intervino: —¿Eso se lo llevó alguno de vuestros antepasados— y señaló la escribanía de oro —cuando lo expulsaron de Egipto?

Josef seguía callado, pero de súbito, con increíble rapidez, desprendió de su cinturón el pesado estuche, y golpeó la cabeza del atrevido, que cayó al suelo, exánime. Un silencio de muerte se hizo alrededor. Sin volver la cabeza, Josef penetró orgullosamente en la piscina. Los «sandalias blancas» corrieron en su busca pero los bañistas y servidores del establecimiento se interpusieron entre ellos.

El hombre herido se llamaba Quereas y pertenecía a una distinguida familia. Estaba grave y, en consecuencia, se inició una investigación judicial contra Josef que, sin embargo, fue suspendida rápidamente. A propósito del caso, el emperador le comentó:

—Muy bien, mi joven amigo; pero no era para eso que os habíamos regalado la escribanía.

Un día al año los judíos alejandrinos celebraban con una gran fiesta en la isla de Faros la conclusión de la versión griega de la Biblia. Habían pasado tres siglos desde que Tolomeo II y el director de la Biblioteca, Demetrio de Falerón, sugirieron la conveniencia de traducir las Sagradas Escrituras al griego. Setenta y dos doctores judíos, que dominaban igualmente a la perfección ambos idiomas, fueron encargados de cumplir la tarea difícil de trasmitir la palabra de Dios a los judíos de Egipto, imposibilitados de comprender el texto original. Cada uno de ellos había trabajado aisladamente y en la más rigurosa soledad. Sin embargo, todas las versiones resultaron idénticas, palabra por palabra. Con ese milagro, Yahvé había querido indicar que autorizaba la conciliación entre los judíos y su vida en común con los griegos. La fiesta alejandrina conmemoraba ambos

hechos.

Los notables de la ciudad, hombres y mujeres, acudieron ese día a la isla de Faros. Sólo los «sandalias blancas» no asistieron al acto. El emperador participó también del festejo en compañía del príncipe Tito y de las numerosas personalidades llegadas desde Roma y de todas las provincias, atraídas por la presencia de la corte en Alejandría.

Josef había sido encargado de expresar el agradecimiento de los extranjeros invitados a la fiesta. Habló con calma no exenta de enjundia. Cantó loas a las Escrituras, que reúnen a los pueblos, y a Alejandría, la ciudad universal que los congregaba en su seno.

Necesitaba observar el efecto de sus palabras en las caras de los concurrentes. Estaba habituado a escoger uno al azar entre la multitud y, en esa ocasión, sus ojos se clavaron en una figura rolliza y sin embargo grave, muy romana, de la que había observado su imperturbabilidad durante todo el discurso, aunque no podía verlo bien. Adusto, extrañamente inexpresivo, en ese rostro romano los

ojos miraban a la lejanía, a través del orador, con una dignidad curiosamente impasible que desconcertó a Josef.

Concluida su disertación, Josef averiguó el nombre del personaje. Le dijeron que era Cayo Fábulo, el pintor de la corte de Nerón y autor de los frescos de la *Domus Aurea*. Examinó de cerca al hombre que lo había escuchado con una indiferencia tan poco considerada. En efecto, su cabeza era fuerte, llena de energía y parecía coronar un cuerpo grueso, un poco informe. Sin embargo, el artista estaba vestido con extremo cuidado, y se mantenía rígido y digno, lo cual producía un efecto un poco grotesco acentuado por su corpulencia.

Josef había oído hablar en Roma de las extravagancias de este Cayo Fábulo. Helenista convencido, practicaba un arte ligero, sensual, aunque sus actitudes resultaran exageradamente solemnes. Se decía que no pintaba sino vestido de gala y que por su extremado orgullo no dirigía jamás la palabra a sus esclavos, con quienes se comunicaba únicamente por medio de signos y gestos. Aunque bien considerado y solicitado —hasta en las pequeñas ciudades de provincia se exhibían sus frescos y sus cuadros—, su arte no había logrado penetrar en el seno de las grandes familias romanas. Y cuando decidió casarse con una egipcia helenizada, se le cerraron definitivamente las puertas de la clase dirigente.

A Josef le apreció inexplicable la asistencia de Fábulo a la fiesta, pues le habían dicho que era uno de los «sandalias blancas» más furibundos. Además, Josef detestaba la pintura. Era un arte que no le decía nada y, por otra parte, el mandamiento de la doctrina: «No harás imágenes», estaba profundamente grabado en su espíritu. En cuanto a Roma, si bien se estimaba mucho a los escritores, no había mayor interés por los pintores, a los que se situaba en los niveles más bajos. Josef observó, pues, al artista con antipatía y multiplicado desdén.

El emperador se volvió hacia Josef. En un hermoso ejemplar de la Biblia griega que le acababan de obsequiar había descubierto, con mirada experta, ciertos pasajes eróticos sobre los cuales le pidió explicaciones con su voz chillona.

—Habéis engordado mucho, judío mío— le dijo súbitamente, y, volviéndose a Fábulo, que estaba cerca, agregó: —Habría que

haberlo visto en Galilea, maestro. En aquel entonces estaba magnífico, hirsuto, flaco como un perro vagabundo, descuidado, un verdadero profeta, digno de un cuadro.

Pábulo quedó rígido e hizo el antipático gesto habitual. Josef sonrió por cortesía.

—He tomado a mi servicio— prosiguió Vespasiano —al médico Hekateo. Me hace ayunar un día a la semana, lo cual me sienta estupendamente. ¿Qué opináis de ello, Fábulo? Si hacernos ayunar a este mozo durante una semana, ¿podríais hacerme su retrato?

El pintor contrajo el rostro pero permaneció imperturbable.

—Me hace feliz, César Majestad— dijo Josef suavemente —comprobar que hoy estáis dispuesto a hacer bromas amables sobre Jotapata.

—Cuando se produce algún cambio de temperatura— repuso Vespasiano, riendo — siento todavía un dolor en el pie que vuestros soldados me aplastaron con una piedra—. Señaló entonces a la mujer que se encontraba al lado *del* pintor. —¿Su hija, Fábulo?

—Sí— repuso el pintor, secamente, —mi hija Dorión.

Todas las miradas se volvieron hacia ella. Era bastante alta y esbelta. Tenía la tez muy fina, de un tono moreno dorado; la cabeza era delgada y delicada; la frente, inclinada y amplia; los ojos verdes, los pómulos salientes y la nariz un poco ancha. Su perfil, en cambio, era leve y perfecto. En su rostro orgulloso destacaba la boca, grande y atrevida.

—Niña bonita— dijo el emperador, y despidiéndose: —Vamos, reflexionad, Fábulo: a ver si estáis dispuesto a hacer un retrato de mi judío.

Cuando Vespasiano se retiró, los aludidos se quedaron mudos y se sintieron incómodos. Fábulo había venido a la fiesta sólo en honor al nuevo régimen, y a duras penas había convencido a Dorión de que lo acompañara. Mas ahora lamentaba encontrarse allí. No pensaba hacer el retrato de ese vanidoso escritor judío, y Josef, por su parte, no abrigaba ningún deseo de posar ante un pintor tan pretencioso y poco inteligente. Aparte de eso no se podía negar que su hija Dorión tenía personalidad. «Niña bonita», había dicho el emperador. Era una expresión trivial y, también insuficiente. Tal como la había visto allí, delicada hasta la fragilidad, con un aire

frívolo no obstante los modales severos y la leve sonrisa vanidosa en los labios, poseía una gracia un tanto salvaje que había seducido a Josef a pesar suyo.

—«Vamos»— dijo Dorión, repitiendo, burlona, la expresión favorita del emperador, — ¿partimos nosotros también, padre?

Poseía un tono de voz orgulloso, refinado y desdeñoso. Josef abrió la boca para decirle algo —ansiaba empezar una conversación con ella—, pero aunque era bastante audaz no encontró en ese momento la palabra adecuada. Sintió que se restregaba algo contra su pie. Bajó los ojos. Era un gato gordo, rojizo, oscuro. Si bien los egipcios mimaban a los gatos —y los consideraban animales sagrados— ni los romanos ni los judíos los apreciaban en absoluto. Josef se inclinó para echar al importuno, pero lo detuvo la voz de la joven.

—¡Soltad a ese gato!— la voz se hizo aguda, desagradable, pero ¡cosa maravillosa! se tornó suave para hablar al felino. —Ven conmigo, mi pequeño, mi querido dios. Ese hombre no te comprende. ¿Te ha dado miedo?— y acarició a la odiosa bestia, que ronroneaba.

—Disculpadme— dijo Josef, —yo no quería hacerle daño. Los gatos son útiles cuando hay ratones.

Dorión comprendió la burla. Su madre y su nodriza habían sido egipcias, y ella veneraba al los gatos como a seres divinos: había en ellos algo de la diosa—leona Bastet, de la fuerza y del poder de los tiempos primitivos. El judío quería denigrar a su dios, pero ella lo encontró indigno de una respuesta. Pensó que no tendría que haber ido a la fiesta. Ningún gobierno, ningún emperador podía prescindir del arte único de su padre; por tanto no habría tenido necesidad de hacer esa concesión. Callada, inmóvil, con el gato entre los brazos, Dorión formaba un bonito cuadro, que hubiera podido titularse: «Niña engalanada jugando con un gato». Le agradó percibir la admiración en los ojos de la gente, y pensó en lo que había dicho el emperador: «Niña bonita». ¿Que su padre pintaría el retrato de un judío? ¡Qué burla grosera y sin *esprit*! Vespasiano era basto, un auténtico romano. ¡Lástima que su padre no tuviese bastante presencia de ánimo para defenderse de chanzas de esa clase! No sabía oponerles otra cosa que su gravedad un poco agriada. Con su

ironía servil, el judío se había desenvuelto mejor. Había notado que Josef, pese a su insolente observación sobre el gato, gustaba de ella. Bastaría con que pronunciase una frase, para que él —con seguridad— la cubriese de halagos y lisonjas. Pero Dorión no quiso decir nada. Si él tomaba la palabra, tal vez le contestaría, pero éste sería su último encuentro con el judío.

Josef pensaba, por su parte: «Esta joven es burlona y altanera. Si inicio relaciones con ella el asunto tendrá consecuencias inmediatas y me producirá muchos disgustos. Lo mejor sería dejarla plantada con su gato odioso y absurdo. ¡Qué maravilloso contraste el de sus manos morenas sobre el horroroso pelo rojo del gato! Son asombrosamente largas y finas. Se parece a una de esas antiguas estatuas angulosas y rígidas que se ven aquí por todas partes.»

—¿No es un poco exagerado decir que yo debo adelgazar para que vuestro padre pueda retratarme?— Mientras pronunciaba estas palabras, lamentaba no haberse ido ya.

—Me parece que un poco de ayuno no es pagar demasiado cara la gloria de sobrevivir eternamente— repuso Dorión, con voz altiva e infantil.

—Si debo sobrevivir— opinó Josef, —será por mis libros. La respuesta exasperó a Dorión. Ahí estaba el famoso orgullo judío. Buscó una frase que hiriese a ese hombre, pero antes de que pudiera encontrarla, Fábulo le dijo en latín:

—Vámonos, hija mía. No depende de nosotros ni de él que yo haga su retrato. Si el emperador me lo ordenase, pintaría del mismo modo la carroña de un cerdo putrefacto.

Josef los siguió con la mirada, hasta que desaparecieron en la pérgola que unía la isla al malecón. No se había lucido demasiado pero tampoco lamentaba sus palabras.

En esa época, Josef escribió el salmo que más tarde se llamó «Salmo del ciudadano del mundo».

Oh Yahvé, dadme más oídos
y más ojos para ver y oír
la inmensidad de tu mundo.
Oh Yahvé, dadme más corazón,

para comprender la diversidad de tu mundo.
Oh Yahvé, dadme más voz,
para confesar la grandeza del mundo.
Oídme, pueblos; escuchad bien, naciones:
No guardéis, dijo Yahvé, el espíritu
que he derramado sobre vosotros.
Gastadlo, prosiguió la voz del Señor,
pues escupo sobre el que lo escatima,
y de quien tiene cerrado el corazón y la bolsa,
aparto mi rostro.
Alejaos de vuestra ancla, dijo Yahvé.
No amo a los que se embarrancan en el puerto.
Abomino de los que se pudren en el olor infecto de su molicie.
He dado al hombre muslos, para que lo sostengan sobre la
tierra y piernas para correr,
para que no quede plantado como un árbol por sus raíces.
Pues el árbol tiene un solo alimento,
pero el hombre se nutre de todo
lo que he creado bajo el cielo.
Un árbol conoce sólo una cosa
pero el hombre posee ojos, para asimilar lo exterior,
y una piel, para palpar y gustar lo ajeno.
Load a Dios y dispersaos sobre la tierra,
load a Dios y extendeos sobre los mares.
Es esclavo quien se ata a un país.
No se llama Sión el reino que os he prometido;
Su nombre es: el universo.

Así fue como Josef, ciudadano de Judea, se convirtió en ciudadano del mundo, y Josef ben Matatías en el escritor Flavio Josefo.

En Alejandría también había partidarios de los «Vengadores de Israel». A pesar del peligro que ello entrañaba, algunos se exhibían

en la calle con la divisa prohibida, que llevaba el lema de los macabeos: «¡Quién es como vos, oh Señor!». Desde su llegada a la ciudad los macabeos habían hecho público en todas las formas posibles su desprecio por Josef, a quien consideraban traidor a la causa judía. Después del altercado con Quereas, el «sandalias blancas», se calmaron un poco, pero cuando se publicó el «Salmo del ciudadano del inundo», redoblaron sus improperios contra el hombre de dos caras, manchado una y otra vez.

Al principio Josef se rió de ellos, pero la agitación de los «Vengadores» se extendió a los moderados, y hasta los miembros del Gran Consejo de la ciudad comenzaron a apartarse de él. Sabía que los dirigentes de Alejandría compartían interiormente sus mismas opiniones, pero para la mayoría de sus correligionarios, el «Salmo del ciudadano del mundo» era pura herejía, y dos semanas escasas después de su publicación estalló el escándalo en la Gran Sinagoga.

Cuando un judío alejandrino juzgaba injusta una sentencia pronunciada por el Gran Maestre y sus colaboradores, una antigua costumbre lo autorizaba a apelar a toda la comunidad, en día sábado, ante el rollo desplegado de las Escrituras. El oficio divino y la lectura de la Ley se postergaban entonces hasta que los feligreses hubiesen acordado una resolución. Sin embargo, apelar sin fundamento era arriesgado, pues si la comunidad no aceptaba la demanda se pronunciaba un anatema, vigente por tres años, contra el querellante. A causa de tanta severidad muy raras veces se hacía uso de tal derecho. En los veinte años anteriores se habían producido sólo tres casos similares. El cuarto caso ocurrió la primera vez que Josef se presentó en la Gran Sinagoga, después de la publicación de su poema. Era sábado, día en el que se debía leer el pasaje que comienza con las palabras: «Y Yahvé se le apareció bajo los terebintos de Mamré»... Apenas se había extraído el rollo de la Ley de la funda donde se lo guardaba, y ya se comenzaba a abrirlo para dar comienzo a la lectura, cuando el jefe de los macabeos se precipitó hacia el púlpito, seguido de uno de sus partidarios, e interrumpió el oficio. Presentaba una queja contra Josef ben Matatías. En pasadas ocasiones, los juristas de la comunidad habían explicado, apoyándose en toda clase de textos ambiguos,

que el anatema dictado en Jerusalén era nulo en Alejandría; sin embargo, la mayoría de los judíos de la ciudad no aceptaban esa interpretación. La acusación decía: «Josef ben Matatías es culpable de los desastres de Galilea y de Jerusalén, y doblemente traidor. Su matrimonio ignominioso con la concubina de Vespasiano basta por sí solo para excluirlo de la sinagoga.» El orador pidió, entre numerosas demostraciones de apoyo, que Josef fuera expulsado del sagrado recinto.

Josef, apretando los labios, permaneció en su sitio sin moverse. Los miles de hombres reunidos allí eran, sin embargo, los mismos que algunas semanas antes lo habían aclamado: «*¡Marín, Marín!*». ¡Cuán pocos de ellos se hallaban ahora dispuestos a defenderlo! Miró al Gran Maestre Teodoro bar Daniel y a sus setenta colegas sentados en sus asientos de oro. Estaban más pálidos que sus estolas, pero no abrían la boca. No podían apoyarlo y no lo hicieron. Era evidente que su amistad con el emperador ya no constituía suficiente protección para él. Fue expulsado ignominiosamente de la sinagoga.

Al verlo salir, hundido en la desgracia, muchos se dijeron: «El mundo es como una noria, una rueda que sube y baja, llena el cubo vacío y vacía el lleno. Ahora le ha tocado a él el turno. Ayer era todavía un hombre lleno de orgullo; hoy, en cambio, está cubierto de oprobio.»

Sin embargo, Josef no pareció tomar el asunto demasiado en serio. Prosiguió su vida brillante, en compañía de mujeres, hombres de letras y cómicos. Era un huésped muy bien considerado en los círculos progresistas de Canope. El príncipe Tito lo patrocinaba con más ostentación que nunca y casi siempre aparecía acompañado por él.

Pero cuando estaba solo, por la noche, Josef se sentía enfermo de amargura y despecho. Era impuro, como si una lepra penetrara en su espíritu desde la piel. Ningún Tito podría lavar la suciedad que lo cubría. Su vergüenza se había hecho física; todo el mundo podía verla y tenía el nombre de Mara. Para recuperar el honor perdido debía cegar la fuente de su mal, y para siempre.

Algunas semanas después, sin pedir consejo a nadie, solicitó una entrevista al juez supremo de la comunidad, el doctor Basílides.

Desde su exclusión de la sinagoga, Josef no había aparecido en casa de ningún alto personaje judío. Esta visita desconcertó al juez, quien buscó algunas palabras indulgentes y, sin mirarlo, pronunció vagas fórmulas que suponía debían consolarlo. Haciendo caso omiso de las palabras, Josef se quitó el tocado de sacerdote, lo destrozó, como lo exigía el ritual, y lo depositó delante del dignatario. A continuación desgarró sus vestiduras y dijo:

—Soy, mi doctor y maestro, vuestro humilde servidor Josef ben Matatías, ex sacerdote de primera categoría, de Jerusalén. He cometido el pecado del mal instinto, he desposado a una mujer con la cual me estaba prohibido unirme; una prisionera romana que se había prostituido con los romanos. Merezco la pena del exterminio.

El doctor Basílides, juez supremo, palideció al oír esas palabras, pues conocía muy bien su significado. Transcurrió un momento hasta que dio la respuesta prescrita por la fórmula.

—La pena del exterminio, pecador, no depende de los hombres, sino de Dios.

—¿Hay algún medio, mi doctor y maestro— preguntó Josef, de acuerdo con el ritual, —para que el pecador aleje la pena de exterminio, de él y de su raza?

—Si el pecador acepta el castigo de cuarenta azotes— contestó el juez —Yahvé lo perdona. Pero es necesario que el mismo pecador pida para sí el castigo.

—Pido, mi doctor y maestro— concluyó Josef, —se me aplique la pena de cuarenta azotes.

Cuando se supo en Alejandría que Josef quería someterse a la flagelación, la conmoción fue tremenda. En la ciudad no era nada frecuente un acto semejante y, en todo caso, estaba reservado a los esclavos. Los macabeos se quedaron mudos de asombro. Muchos de los que exigieran a gritos que se expulsara a Josef de la sinagoga lo lamentaron en lo íntimo de su corazón. En cambio, los «sandalias blancas» cubrieron los muros con caricaturas de Josef flagelado, y en las tabernas se entonaron canciones satíricas a su costa.

Las autoridades judías no habían publicado la fecha del castigo, pero ese día el patio de la sinagoga de Augusto estuvo lleno de gente, y las calles vecinas desbordaron de curiosos. Pálido y

enflaquecido, con la mirada febril clavada en la lejanía, Josef se encaminó hacia el juez supremo, y, llevándose la mano a la frente, dijo bien alto, para que se le pudiese oír en los más apartados rincones:

—Mi doctor y maestro: he cometido la falta del mal instinto. Pido el castigo de cuarenta azotes.

—Te pongo en manos del ujier del tribunal, pecador— repuso el juez.

El verdugo hizo ademán a sus dos ayudantes para que desvistieran a Josef. El médico lo examinó, a fin de cerciorarse de que estaba en condiciones de soportar una flagelación tan dura y de que no dejaría escapar orina o excrementos, lo cual constituiría una deshonra pues la Ley prescribe: «Tu hermano no debe ser envilecido a tus ojos». Fue Juliano, el jefe de los médicos de la comunidad, quien realizó el examen. Palpó a Josef y le auscultó, especialmente el corazón y los pulmones. Muchos de los espectadores pensaron que el doctor lo declararía incapaz de sufrir la pena completa. En el fondo, Josef abrigaba la misma esperanza, pero el médico no quiso comprometerse y dictaminó:

—El culpable puede soportar cuarenta azotes.

El verdugo ordenó arrodillarse a Josef. Los ayudantes le ataron las manos a un poste, de modo que sus rodillas forzosamente permanecieran separadas, y todos vieron cómo se tensaba la piel lisa y blanca de su espalda. Después le ataron una pesada piedra al pecho, para obligarlo a encorvar el tronco. Minuciosamente, mientras los latidos del corazón de Josef repercutían visiblemente en sus costados, el verdugo se aseguró a la muñeca las largas tiras de cuero de buey, las probó, las apretó, las distendió, las volvió a apretar. Era necesario que las puntas alcanzasen el vientre del supliciado. Así estaba escrito.

El juez comenzó a leer los dos versículos de las Escrituras que hablan de la flagelación:

«He aquí cómo se debe hacer. Cuando el pecador merezca los azotes, el juez le hará extenderse en el suelo, y se le darán en su presencia un número de azotes proporcionado a su falta, pero nunca más de cuarenta, y sin que sea envilecido a vuestros ojos.»

El verdugo aplicó trece azotes en la espalda, que fueron controlados por el segundo juez. Luego los ayudantes lavaron al culpable. El tercer juez dijo entonces: «Pega», y el verdugo aplicó trece azotes en el pecho, después de lo cual los ayudantes volvieron a lavar al pecador. Por último, el verdugo le asestó otros trece golpes en la espalda. Durante todo ese tiempo el silencio fue absoluto, sólo se oía el chasquido violento de los azotes y la respiración entrecortada, sibilante de Josef, cuyo corazón palpitaba aceleradamente.

Yacía atado y jadeante. Los golpes se sucedían breves e intensos y el dolor era como un inmenso mar en movimiento; venían olas altísimas y se llevaban a Josef, refluían y lo hacían flotar, retornaban y se rompían sobre él. Josef jadeaba, resoplaba, sentía el olor de su sangre. Todo ocurría por causa de Mara, hija de Lakisch. La había deseado y ahora la odiaba. Por eso la hacía expulsar de su sangre. Oraba: «De las profundidades os llamo, oh Señor». Contaba los golpes, pero se le enredaban las cifras: había recibido ya varios centenares de azotes, pero continuaban castigándolo. La Ley prescribe que no sean cuarenta golpes, sino treinta y nueve, pues está escrito: «El número de», lo cual equivale a «cerca de», y, en consecuencia, no debían ser sino treinta y nueve. ¡Oh, cuán dulce era la Ley de los doctores! ¡Oh, cuán dura la Escritura! Si no concluían iba a morir. Le parecía oír a Yojanán ben Zakai decir «¡basta!». Aunque el eminente doctor se encontrara en Judea, en Jerusalén o en Yabne, vendría e intervendría en su favor. Para Josef sólo importaba resistir hasta entonces. El suelo y el poste que tenía delante desaparecieron, pero Josef concentró todas sus fuerzas: tenía que ver con claridad, y reconocer el suelo y el poste hasta que llegara Yojanán ben Zakai. Pero el sabio doctor tardaba en presentarse.

Se desvaneció y no vio nada más. Después del vigesimocuarto azote cayó extendido, exánime. Cuando lo lavaron, volvió en sí. El médico dijo: «Puede soportar más», y el juez ordenó: «Continúen azotando».

La princesa Berenice estaba entre los espectadores. No había tribuna ni lugares reservados, pero la noche anterior ella había enviado a su más vigoroso esclavo de Capadocia a ocupar un buen

lugar. Estaba de pie en la segunda fila, apretujada por el gentío. Jadeaba, respiraba con dificultad, fijando obstinadamente sus ojos castaños en el flagelado. En el patio reinaba un profundo silencio. No se oía sino la voz del juez supremo, que leía los versículos de las Escrituras muy lentamente, de modo de poder abarcar el tiempo que aquello durara con la lectura repetida tres veces. A lo lejos se oían las voces alegres del gentío que colmaba las calles. Berenice seguía con atención la flagelación que el arrogante Josef soportaba para desembarazarse de la mujer prostituida, a quien había sido obligado a dar su nombre. Sí, en realidad reconocía que él era su primo. No se contentaba con pecados menudos y pequeñas virtudes, le era necesario humillarse profundamente para erguirse luego con tanta más fiereza. Lo comprendía. Ella misma había saboreado en el desierto la voluptuosidad de esas humillaciones. Estaba muy pálida —no era fácil soportar el espectáculo—, sin embargo seguía allí. Aunque movía los labios no dejaba escapar ningún sonido, mientras contaba maquinalmente los golpes. Sintió un gran alivio cuando sonó el último azote, pero aun habría sido capaz de resistir un tiempo más. Apretaba los labios y sentía la boca reseca.

Transportaron a Josef, desmayado y cubierto de sangre, a la Casa de la Comunidad. Lo lavaron bajo la vigilancia del médico Juliano, lo masajearon con ungüentos y le hicieron beber un brebaje compuesto de vino y mirra. Cuando volvió en sí, dijo:

—Dad doscientos sestercios al verdugo.

Mientras tanto, Mara, hija de Lakisch, se sentía llena de dicha porque iba a traer una criatura al mundo, y tomaba infinitas precauciones para no dañarla. Era muy trabajadora, pero dejó de dar vueltas al molino manual para que el niño no fuese borracho. No comía dátiles verdes, para que no tuviese ojos lacrimosos; no bebía cerveza, a fin de que no oliera mal; se privaba de la mostaza, para que no fuese un libertino. En cambio comía huevos, que le darían ojos grandes; ruibarbo, para que resultara simpático a sus semejantes, y bebía limonada, para que su olor fuese agradable. Se apartaba temerosa de todo lo feo para no sufrir mal de ojo, y buscaba con empeño la vista de hombres hermosos. Se procuró a costa de grandes esfuerzos una piedra milagrosa que, siendo

hueca, contenía otra más pequeña en su interior como si se tratara de una matriz que, aunque abierta por dentro, no deja caer el fruto.

Cuando llegó el momento, Mara fue colocada en una camilla de parturienta, una especie de caballete de mimbre donde podía estar medio acostada, medio sentada, y a la cual ataron una gallina, con la finalidad de que el batir de sus alas apresurase el alumbramiento. Fue un parto doloroso. Muchos días después, Mara sentía todavía un dolor agudo en las caderas. Mientras contaba, la partera la insultaba con toda suerte de expresiones, sin dejar de contar.

Por último, la criatura vio la luz. Era un varón. Su piel era de color azul oscuro, sucio, y estaba cubierta de mucosidades y de sangre, pero gritaba tan fuerte que la pared devolvió su eco. Esa era una buena señal, y también que hubiese nacido en día sábado. Calentaron agua para bañarlo, a pesar de ser sábado, y vertieron en ella el vino precioso de Eschkol. Restregaron cuidadosamente los miembros de la criatura y cubrieron su blando cráneo con un cocimiento de uvas verdes, para evitar el eccema. Lo ungieron con aceite tibio y lo empolvaron con mirra machacada. Después lo envolvieron con un fino pañal de lino. Su madre había economizado a costa de no comprar nada para sí y poder vestirlo con los mejores tejidos. «Yanik, *yaniki», «Yildi*, mi niño, mi pequeño, mi bebé», le decía Mara y, llena de orgullo, hizo plantar un cedro al día siguiente de su nacimiento, por haber nacido varón.

Había pensado durante nueve meses en el nombre que daría a la criatura, sin decidirse por ninguno pero, finalmente, en los días previos a la circuncisión tuvo que tornar una resolución. Hizo venir a un escriba y le dictó una carta:

«Mara, hija de Lakisch, saluda a su señor Josef, hijo de Matatías, sacerdote de primera categoría, y amigo del emperador.

»Oh, Josef, mi señor: Yahvé ha visto que vos ya no me amabais y, bendiciendo mi cuerpo, me ha juzgado digna de daros un hijo. Nació el día sábado, pesa 7 *litraot* y 65 *zuzim*, y la pared devolvió su grito. Le he puesto el nombre de Simeón, o sea, «el hijo de la rogativa», pues Yahvé ha atendido mi ruego cuando yo perdí vuestro afecto. Josef, mi señor, recibid mi saludo. Deseo que seáis grande al sol del emperador y que Dios brille en vuestro rostro.

»Y no comáis coles, porque os pesarán en el estómago.»

Aproximadamente por esas fechas, antes de recibir esa carta, Josef se encontraba un día en la sala de ceremonias de la comunidad alejandrina. Se lo veía todavía débil y demacrado por la flagelación, pero mantenía su porte erguido. Lo acompañaban como testigos el Gran Maestre Teodoro bar Daniel y el presidente de la comunidad de Augusta, Nicodemo. Basílides, el juez supremo, presidía la sesión y tres doctores lo asesoraban. De acuerdo con las prescripciones, el primer secretario de la comunidad escribía bajo el dictado del juez supremo, con pluma de ganso y tinta negra, sobre un pergamino de piel vacuna. Procuraba con sumo cuidado que el documento abarcase exactamente doce líneas, o sea el valor numérico de la palabra *guet*, término hebreo que designa el acta de divorcio.

Mientras la pluma de ganso crujía sobre el pergamino, Josef sentía en su interior un sonido más fuerte que el de la pluma. Era el ruido chirriante de las ropas y sandalias que Mara, hija de Lakisch, desgarró sin pronunciar una palabra, al regresar al amanecer de las habitaciones de Vespasiano. Josef creía haberlo olvidado pero el sonido, más fuerte y más violento que el crujido del pergamino, lo ensordeció y estrujó su corazón.

He aquí lo que escribió el secretario:

«El día 17 del mes de Kislev, del año 3830 después de la creación del mundo, en la ciudad de Alejandría, sobre el mar del Egipto:

»Yo, Josef ben Matatías, llamado Flavio Josefo, el judío, que me encuentro hoy en la ciudad de Alejandría, sobre el mar de Egipto, he resuelto, por mi propia voluntad, y sin que se me obligara a ello, despedirte, dejarte ir y repudiarte, a ti, mi esposa legítima, Mara, hija de Lakisch, que habitas en este momento en la ciudad de Cesarea, sobre el mar de Judea. Has sido hasta ahora mi mujer. Pero desde hoy eres libre, divorciada, separada de mí, a fin de que te sea permitido disponer de ti misma en lo porvenir y puedas en adelante pertenecer a otro.

»Por la presente recibes de mí la declaración de tu divorcio y la carta de separación según la Ley de Moisés y de Israel.»

El documento fue entregado a un emisario especial, quien debía ponerlo en manos de Mara, hija de Lakisch, en presencia del

presidente de la comunidad de Cesarea y de otros nueve judíos adultos.

Al día siguiente de la llegada del emisario a Cesarea, Mara fue citada por las autoridades comunales. No sospechaba de qué podía tratarse. En presencia del presidente de la comunidad, el representante de Josef le entregó la carta. Como no sabía leer, rogó que alguien le informase de su contenido. Se la leyeron, pero ella no comprendió.

Volvieron a leérsela y a explicársela, y entonces se desmayó. El secretario de la comunidad rompió la carta en dos pedazos en prueba de que había sido entregada y leída por el destinatario; la guardó en su carpeta y entregó al correo un certificado de descargo.

Mara volvió a su casa. Comprendió que su esposo ya no la amaba y tenía derecho a divorciarse de ella. Sin embargo, no tuvo ningún pensamiento hostil contra Josef.

Desde entonces se consagró, con ansiosa dedicación, al pequeño Simeón, el primogénito de Josef. Se privaba, aunque eso significara un sacrificio para ella, de todo lo que pudiese malograr su leche, evitando especialmente el pescado salado, la cebolla y ciertas legumbres indigestas. No llamaba a su hijo por su nombre sino Bar Meir, que quiere decir «el hijo del Brillante»; o Bar Mair, «el hijo del Poderoso», y también, Bar Nifli, «el hijo de la Nube». El presidente de la comunidad la hizo llamar en una ocasión para prohibirle que diera esos nombres a su vástago, pues Nube, Poderoso y Brillante son otros tantos nombres del Mesías. Mara, con la mano posada sobre la frente, se inclinó y prometió obedecer. Pero cuando se encontraba sola con el pequeño y nadie podía oírla, continuaba llamándolo por los nombres prohibidos.

Conservaba fielmente los objetos que Josef había tocado: las servilletas con las que se enjugaba los labios, los platos donde había comido. Quería que su hijo fuese digno de su padre. Suponía que iba a encontrarse con grandes dificultades, pues el fruto del matrimonio de un sacerdote con una prisionera de guerra era considerado bastardo y excluido de la comunidad. A pesar de eso ella buscaba el modo de enaltecerlo. Los sábados y días de fiesta le mostraba al pequeño Simeón las reliquias de su padre —las

servilletas, los platos—, le hablaba de la grandeza de Josef y le suplicaba que fuese un doctor y maestro como él.

Cuando Josef remitió el certificado de divorcio a los funcionarios calificados de Alejandría, fue convocado solemnemente a la Gran Sinagoga para leer las Escrituras, conforme a su jerarquía de sacerdote. Por primera vez después de tanto tiempo pudo volver a colocarse el tocado sacerdotal y el cinturón azul bordado de llores, insignias de su alta categoría. Subió al púlpito, y se situó delante del rollo abierto de la Ley, el mismo púlpito desde donde fuera expulsado hacía unas semanas. En medio del profundo silencio de miles de asistentes, pronunció la bendición: «Loado seáis, Yahvé, nuestro Dios, que nos habéis dado la verdadera doctrina y habéis insuflado en nosotros la vida eterna». Después leyó en voz alta el pasaje prescripto para ese sábado.

Mediado el invierno —cuando comenzaba el nuevo año—, Vespasiano llegó a la conclusión de que su imperio estaba firmemente consolidado y que la tarea del soldado había sido cumplida. Ahora comenzaba la mucho más ardua del administrador. Vespasiano sabía que en Roma, e invocando su nombre, se estaban cometiendo toda clase de acciones inconvenientes y absurdas. Muciano extorsionaba con calculada avidez cuanto dinero disponible existía en la península; su propio hijo menor, Domiciano, persona disoluta e inescrupulosa por quien nunca había sentido gran afecto, distribuía arbitrariamente, en nombre de su progenitor, favores y castigos. Vespasiano escribió al primero exhortándole que no aplicara al país tantos purgantes pues la gente moriría de diarrea. Y en cuanto a su hijo, le envió una carta en la que le preguntó si consentiría a su padre continuar en funciones un año más. Inmediatamente ordenó el viaje a Alejandría de tres personajes: el anciano ministro de finanzas, Etrusco; Claudio Regino, el joyero de la Corte y director de las pesquerías de perlas imperiales; y el administrador de sus fincas de la Sabina.

Los tres expertos sometieron sus contabilidades a mutuo control. La política oriental de Nerón y los disturbios que siguieron a su muerte habían insumido cifras cuantiosas y el total de las deudas, según el cálculo de los tres personajes, era considerable.

Regino se encargó de la poco agradable tarea de informar al emperador.

Vespasiano y el financiero no se habían visto antes. Ahora estaban sentados frente a frente en cómodos sillones. Regino, con las gruesas piernas cruzadas, parpadeaba con su habitual aire soñoliento y, como siempre, colgaban flojas las correas de sus sandalias. Desde el comienzo estuvo seguro de que no podría hacer grandes negocios con Vespasiano. Había tratado antes con Cenis, y como el motivo en cuestión era nada menos que los suministros para los ejércitos de Vespasiano en Europa y Judea, ella le había otorgado pingües comisiones. El emperador sabía que las cuentas que presentaba este banquero eran insospechables. Con sus ojos claros y penetrantes examinó los gruesos mofletes del apático Regino. Los dos hombres se acecharon mutuamente y no se engañaron respecto al juicio que merecía el uno del otro.

Regino comunicó sus resultados al emperador: cuarenta mil millones. Vespasiano no se movió. Resopló un poco, y repitió sin vacilar:

—Cuarenta mil millones. Vos sois un hombre de talento, pero ¿no habréis exagerado un poco vuestros cálculos?

Claudio insistió cansinamente, con voz pastosa.

—Cuarenta mil millones. Hay que hacer frente a las cifras, cara a cara.

—Os estoy mirando a la cara— dijo el emperador, respirando como un fuelle.

Discutieron las medidas prácticas necesarias. Se podían atesorar sumas enormes confiscando la fortuna de los que, aún después de la proclamación de Vespasiano, se habían mantenido fieles a su predecesor. En ese día, siguiendo el régimen que le había impuesto el médico Hekateo, el soberano guardaba un ayuno riguroso. En ocasiones semejantes su espíritu se mostraba particularmente abierto para los negocios.

—¿Sois judío?— preguntó intempestivamente.

—A medias, pero de año en año mi aspecto judío se acentúa. —Veo la posibilidad— dijo Vespasiano, entrecerrando los ojos —de desembarazarme de golpe de la mitad de los cuarenta mil millones.

—Me agradaría conocerla.

—¿Qué ocurriría si ordenase erigir mi estatua en la Gran Sinagoga?

—Los judíos protestarían airadamente— contestó Claudio.

—Y yo, en castigo, les confiscaría sus bienes.

—Sin duda; eso significaría unos veinte mil millones.

—Os felicito; calculáis muy rápido.

—Habríais cubierto la mitad de la deuda, pero no podríais embolsar jamás la otra mitad, pues los negocios y el crédito quedarían arruinados, y no sólo en Oriente.

—Me temo que tenéis razón— opinó Vespasiano con un suspiro, —pero debéis reconocer que la idea es seductora.

—Lo reconozco— repuso el otro, sonriendo. —Lástima que ambos seamos demasiado inteligentes para llevarla a la práctica.

Regino no podía soportar a los judíos de Alejandría. Eran para él demasiado orgullosos y elegantes. Lo que más le indignaba era la soberbia con que desde su grandeza contemplaban a los judíos romanos, de arriba abajo, como a parientes pobres y molestos. Sin embargo, el recurso propuesto por el emperador le pareció demasiado peligroso. Ya se ingeniaría él para aplicarles sangrías de otra clase, que no los matasen por la hemorragia pero los obligasen a acordarse de él.

Por el momento, sugirió al emperador un nuevo tributo que afectaría a todo el mundo, y que nadie se había atrevido todavía a aplicar en Oriente: un impuesto sobre los pescados salados o conservados. No ocultaba los riesgos de la aplicación de esta medida. Los alejandrinos tenían una lengua viperina y el emperador pronto empezaría a escuchar toda clase de cosas. Pero Vespasiano no temía los cuplés.

La simpatía que el emperador inspirara a los alejandrinos se hizo humo en cuanto fue establecida la tasa sobre los pescados salados. Maldijeron contra el encarecimiento de un alimento tan necesario y cierto día que el emperador paseaba en carruaje por la ciudad le arrojaron pescados podridos. Vespasiano se rió a carcajadas. Lodo, excremento, zanahorias y ahora pescados putrefactos. Le divertía comprobar que ni siquiera como emperador estaba libre de semejantes porquerías. Ordenó una investigación, y una vez descubiertos los instigadores del tumulto debieron aportar a

su patrimonio tantos pescados de oro como pescados podridos se encontraron en el vehículo real.

En esa época, Vespasiano veía pocas veces a Josef; sus altas funciones lo habían alejado del judío, quien por su parte se había convertido en un occidental, un romano, un extranjero. En una ocasión, Vespasiano le dijo, como de paso:

—Al parecer, siguiendo no sé qué tipo de superstición os habéis hecho administrar cuarenta azotes. Bien querría yo —suspiró— liberarme al mismo precio de mis cuarenta mil millones de deuda.

Josef y Tito estaban reclinados en el comedor de la villa de Canope, donde el príncipe prefería pasar la mayor parte de su tiempo. Se encontraban solos. Era un día de invierno muy templado, que permitía permanecer en la galería descubierta, hasta la puesta del sol. El mar estaba en calma, las copas de los cipreses estaban inmóviles, y el pavo real favorito del príncipe se paseaba ceremoniosamente por el jardín, picoteando los restos de la cena.

Desde el diván Josef veía —a través de la galería lateral— la terraza inferior y el parque.

—¿Hacéis cortar los arbustos con forma de letra, mi príncipe?— preguntó, señalando con un movimiento de cabeza al jardinero, que trabajaba no muy lejos de allí.

Tito, que estaba de excelente humor, comía en ese momento un trozo de pastel. Se iluminó con una sonrisa su gruesa cara infantil, que tenía un no sé qué de ridículo, como si rematara un cuerpo desproporcionadamente corto.

—Sí, mi judío— repuso. Hago cortar también en forma de letra el cerco de mi villa de Alejandría, y hasta los mismos cipreses. —¿En forma de B?— inquirió Josef, sonriendo a su vez.

—Sois perspicaz, mi querido profeta— dijo Tito, aproximándose a Josef, que se había puesto de pie y, mirándolo fijamente, le confesó: —Ella opina que me parezco a mi padre, lo cual la disgusta. Yo la comprendo muy bien, pero me parece que cada vez me le parezco menos. No es fácil convivir con mi padre— prosiguió, quejoso. —Es un gran hombre, conoce muy bien a sus semejantes, ¿y quién, conociéndolos, podría dejar de divertirse a su costa? Pero a veces va demasiado lejos. Hace poco, durante una comida, como el general Prisco dijo no considerarse excesivamente gordo, lo invitó

alegremente a que mostrara el trasero. Era magnífico observar en aquel momento a Berenice, mirando hacia delante, como sin nada ocurriera. Nosotros no podemos hacer como ella— suspiró. —Nos indignarnos o nos ponemos groseros. ¿Cómo se hace para ser indiferente a tanta zafiedad?

—No es tan difícil— repuso Josef, fijando la mirada en el jardinero que tallaba los arbustos. —Basta reinar durante trescientos años sobre un país, y esa sabiduría viene sola.

—Estáis muy orgulloso de vuestra prima, y tenéis razón. He conocido a mujeres de los cuatro extremos del mundo; en el fondo son todas iguales y con un poco de habilidad se las puede llevar adonde se desee. Pero con ella no ocurre así. ¿Creeríais si os dijeran que un hombre de mi edad y de mi posición puede ser tan tímido? Hace algunos días le dije: «En realidad, habría que consideraros como a una prisionera de guerra, pues íntimamente estáis con los Vengadores de Israel». «Sí», me contestó simplemente. Yo habría debido responderle: «Ya que sois prisionera de guerra, os tomo por la parte que me corresponde del botín». Eso es lo que hubiese dicho a cualquier otra mujer, y la habría tomado para mí.— Su rostro de niño mimado pareció entristecerse.

Josef seguía reclinado. Contemplaba al príncipe desde cierta altura. En ese tiempo la expresión del judío se había endurecido, y cada vez más frecuentemente aparecía cierta arrogancia terrible y sombría en su rostro, cuando no se sentía observado. Ahora conocía el poder, la humillación y el sometimiento; la voluptuosidad y el dolor, la muerte, el triunfo, el ascenso y la caída; la libre elección y la violencia, y por ese conocimiento tan duramente obtenido había pagado su precio. Estimaba al príncipe. Le resultaba fácil llegar a un acuerdo con él, compartían muchos sentimientos y le debía muchos favores. Sin embargo, en aquel momento, pese a la simpatía, lo observaba desde la altura de una sabiduría que le había costado muy cara. Él había renunciado a las mujeres, y Berenice no significaba un problema para él. Hasta ese día habría asegurado sin dudarlo que la conquista del príncipe estaba consumada pero, después de su confesión, pensó que era preferible que no fuese así. En tono infantil, confiado y un poco incómodo, el príncipe rogó a Josef que le diese un consejo sobre la forma de lograr a la princesa,

y que intercediese ante ella en su favor, a lo que el judío, después de algunos instantes de reflexión, contestó que la tarea era sumamente difícil.

Pero en realidad no lo era. Desde la flagelación, Berenice había cambiado. En lugar del antiguo sentimiento de atracción y odio ahora existía entre ellos un sentimiento apacible de compenetración, producto del parentesco natural y de sus aspiraciones comunes.

Berenice no se anduvo con remilgos, y reveló a Josef francamente las intimidades de su existencia. ¡Ah!, ella no se había hecho de rogar en ocasiones anteriores, cuando un hombre le parecía simpático. Había tenido más de un amante. Era una mujer experimentada, pero esas relaciones no habían durado demasiado tiempo. Sólo dos hombres habían desempeñado un papel decisivo en su existencia. Uno era su pariente, Alejandro

Tiberio, quien ya no era joven puesto que tenía la edad del emperador. ¡Pero, en cambio, qué magnífica flexibilidad! ¡Cuánta cortesía y versatilidad sin desmedro de su energía y decisión! El otro era su hermano. Los egipcios proceden sabiamente cuando piden a sus reyes que formen parejas entre hermanos. ¿No era Agripa el hombre más inteligente del mundo, el más distinguido, el más dulce y más fuerte, como un vino de cosecha tardía? Le bastaba pensar en él para colmarse de sabiduría, de bondad, y de una ternura que enriquecía su espíritu. Josef había notado más de una vez que el rostro enérgico de la princesa se suavizaba al hablar así y se turbaban sus ojos almendrados. Sonrió sin envidia. Para él también existían mujeres que se transformaban al mencionarlo.

Hábilmente orientó la conversación hacia Tito. Ella le preguntó sin circunloquios:

—¿Tenéis algún presentimiento, doctor Josef? Tito puede ser de una malicia diabólica, pero cuando se trata de mí se vuelve torpe, y su torpeza es contagiosa, aun para un hombre tan fino como vos. Es un poco pesado, este Tito, un niño grande. Verdaderamente, no se le puede llamar de otro modo que *Yanik*. Ha imaginado para esta palabra un signo taquigráfico especial, pues se la digo a menudo y él anota casi todo lo que sale de mi boca. Espera encontrar alguna frase que logre confundirme Es un romano, un excelente jurista. Decidme si creéis de verdad en sus buenos sentimientos. Los tiene,

sí, casi siempre, pero a veces, repentinamente y sólo por curiosidad, se le ocurren cosas que causan la destrucción de millares de vidas, de ciudades enteras. Sus ojos entonces adquieren una frialdad inquietante y no me atrevo a dirigirle la palabra.

—Tito me agrada mucho— dijo Josef seriamente. —Somos muy amigos.

—Me preocupa el Templo— prosiguió ella. —Si Dios le ha inspirado una inclinación por mí, decídmelo vos mismo, Josef: ¿acaso será para salvar a su ciudad? Me he vuelto modesta: ya no aspiro a que Jerusalén llegue a dominar el mundo, pero sí quiero que la ciudad sobreviva: nadie está autorizado a destruir la morada de Yahvé.— Grave, anhelante, haciendo un amplio movimiento con las manos, vueltas las palmas hacia arriba, preguntó: —¿Es esperar demasiado?

Se oscureció el rostro de Josef. Pensó en Demetrio Libán, en Justo, en Tito tumbado a su lado, mirándolo con expresión franca, amistosa, pueril. Parecía imposible que ese hombre joven, benévolo, respetuoso de toda obra antigua y sagrada, algún día levantase la mano contra el Templo.

—Tito— declaró Josef, con decisión, —no hará ninguna tentativa criminal contra Jerusalén.

—Vos confiáis— repuso Berenice, —pero yo no. Ignoro si no se habría apartado de mí, de haberme atrevido a pronunciar una sola palabra en contra de sus proyectos. Me sigue con los ojos cuando camino, encuentra mis rasgos más perfectos que los de otras mujeres, sí, es verdad todo eso, pero, ¿acaso otros no dicen lo mismo?— se aproximó a Josef, le puso la mano en el hombro, una mano fina, cuidada, en la que ya habían desaparecido las señales de los rigores del desierto. —Nosotros conocernos el mundo, primo mío, sabemos que el instinto humano está siempre latente, que es poderoso, y que la persona hábil puede conseguir muchas cosas, si sabe explotarlo. Yo doy gracias a Dios de haber inspirado al romano ese deseo. Pero creo que si lo aceptara en mi lecho, una vez satisfecha su ansiedad no pondría más atención en mis palabras— se sentó, sonriendo, y Josef comprendió que ella veía muy lejos en el futuro. —No lo soltaré— concluyó la princesa fríamente, —pero tampoco lo dejaré aproximarse demasiado.

—Reconozco vuestra habilidad femenina— dijo Josef. —No quiero que el Templo sea destruido.

—¿Qué debo decir a mi amigo Tito?— pensó Josef en voz alta.

—Escuchadme atentamente, primo mío: espero un presagio. ¿Conocéis la aldea de Tecoa, cerca de Belén? Cuando nací, mi padre plantó allí un bosque de pinos, y aunque durante la guerra civil se han librado duros combates en la vecindad de la aldea, el bosque no ha sufrido en lo más mínimo. Pues bien, escuchad, si continúa en pie el bosque cuando los romanos hayan entrado en Jerusalén, Tito podrá ordenar que se construya nuestro lecho nupcial con la madera de mis pinos.

Josef reflexionó profundamente. ¿Debían interpretarse esas palabras como una señal personal para Tito, o para la suerte de todo el país? ¿Haría ella depender su matrimonio con el príncipe de la salvación de su patria, o sólo quería asegurarse a sí misma contra la bárbara curiosidad del joven general? ¿Tenía que transmitir esa declaración a Tito? ¿Qué quería ella, exactamente?

Quiso preguntárselo, pero al observar su rostro delicado y enérgico adivinó que la princesa se había cerrado, orgullosamente, a cualquier otra confidencia. El momento propicio había pasado y Josef comprendió que habría sido inútil preguntar algo más.

Una mañana en que Josef se encontraba en el palacio imperial para asistir a una audiencia, vio en la alcoba de Vespasiano un retrato de Cenis que Fábulo había pintado con esmero, por orden del emperador. Ese retrato estaba destinado al principal despacho de la tesorería. En un primer momento, Vespasiano había querido figurar al lado de Cenis, vestido como Mercurio, dios protector, en compañía de una Fortuna con el cuerno de la abundancia, y tal vez de las tres Parcas, devanando hilos de oro. Pero el pintor le había explicado que no era posible, y había representado a Cenis de modo muy realista, sentada en su escritorio, controlando cuentas. En el rostro ancho y enérgico de la mujer, los ojos castaños lanzaban miradas frías y cortantes. —Seguramente, era ésta su expresión cuando presidía la mesa de su cajero principal, con el propósito de impedir robos y fraudes. Al emperador, aunque lamentaba que faltara su Mercurio, le gustó mucho el retrato. Cenis

también estaba satisfecha. Sólo la contrariaba que el pintor le hubiese desaconsejado un peinado más espectacular.

Entre la inmensa galería de la recepción y las habitaciones del emperador, había una enorme puerta que permanecía siempre abierta para que, según se acostumbraba, éste se hiciera vestir a la vista de todos. Allí, junto a la Cenis pintada, estaba sentada la Cenis real. Su marido, el hombre en quien siempre había creído, incluso en sus primeros y modestos pasos, era ahora el emperador y ella continuaba a su lado. Lo esencial de su personalidad estaba en la tela, y Cenis se identificaba con los rasgos que la pintura había desvelado.

Los cortesanos penetraron lentamente desde la galería a la alcoba, se apretujaron delante del cuadro, y desfilaron en larga procesión, expresando uno tras otro palabras de admiración y respeto. Cenis las registraba con cuidado, y Vespasiano sonreía. Aunque Josef supo captar acertadamente que el cuadro destacaba exactamente los rasgos que motivaban su antipatía por la mujer, y aún otros más, seguía pensando que este tipo de obra era una injuria a la creación. No aceptaba que se reprodujera lo que el Dios invisible había creado. Sólo Yahvé podía animar la torpeza y la frialdad calculadora de esa mujer. Y el pintor Fábulo había sido un presumido al pretender atribuir esos rasgos al retrato. Observó con cierta repugnancia al artista, que no se alejaba mucho del emperador. A través de su rostro carnoso y pesado —muy romano — Fábulo escrutaba impasible y altivamente a los visitantes, saboreando sus alabanzas.

Dorión estaba allí. Esbozaba una sonrisa con los labios entreabiertos, un poco gruesos, y su rostro delicado y altanero irradiaba sólo felicidad. Sabía mejor que nadie que su padre era bastante extravagante, pero este retrato era una obra maestra y demostraba su arte e inteligencia. Desde ese momento la señora Cenis viviría eternamente, pero, eso sí, idéntica a la visión de su padre, como él había querido que perdurase, con toda su sordidez y su avaricia realzadas, para que fueran evidentes a los ojos del mundo. Dorión sentía pasión por la pintura y había aprendido hasta los menores detalles de la técnica. En alguna otra ocasión su padre

había pintado retratos más efectistas, pero en su opinión éste era el mejor: su padre había llegado a una altísima cumbre.

La galería estaba completamente colmada. Dorión estaba de pie, apoyada en una columna. Eran evidentes su buen porte y también su carácter apasionado, su finura. Había echado hacia atrás, altivamente, la delgada cabeza, mostrando su bella tez morena. Disfrutaba del éxito del retrato, exhalando el aire suavemente a través del cerco de sus dientes menudos. Le divertía tanto la incomprensión como la admiración de los espectadores desconcertados. Le agradó ver a Josef. Con una rápida mirada de soslayo se dio cuenta de que también él había descubierto su presencia, por lo cual no dudó de que iría a su encuentro, abriéndose paso entre la concurrencia.

No había vuelto a ver al joven judío desde la fiesta en la isla de Faros. Cuando le comentaron el episodio de los cuarenta azotes, se limitó a hacer algunas bromas malévolas y fáciles, aunque en su cuerpo sintió un estremecimiento idéntico al que experimenta en un instante quien, elevado a mucha altura en un columpio, vuelve bruscamente al suelo. Estaba convencida de que ese joven audaz, colmado de talento y de belleza, había aceptado el suplicio para abrirse un camino hacia su corazón.

Nerviosa, vio que Josef se acercaba. Pero cuando se saludaron tuvo que hacer un esfuerzo para reconocerlo. Ah, sí, éste era el muchacho judío de quien el emperador quería un retrato hecho por su padre. Las condiciones exigidas se habían cumplido, ahora lo comprobaba. Había oído decir que Josef, voluntariamente, se había sometido a toda clase de mortificaciones. Al menos su cara estaba ahora mucho más delgada que antes e imaginaba que pronto reaparecería en él esa aura profética que echaba de menos el emperador. Excitada por la curiosidad, lo examinó de pies a cabeza y con una voz ligera y despreocupada le preguntó si las cicatrices de la flagelación todavía eran visibles en su cuerpo.

Josef permaneció un momento observando sus manos finas y morenas; después miró el retrato de Cenis y enseguida el rostro de Dorión, como si mentalmente las estuviera comparando, y dijo:

—Vos y la señora Cenis sois las únicas mujeres en Alejandría que no me pueden soportar.

Como lo había previsto, Dorión se enfadó de que la comparase con Cenis.

—Creo— prosiguió él —que mi retrato nunca llegará a realizarse. Vuestro padre no me aprecia más que al cadáver de un cerdo putrefacto y vos, Dorión, opináis que estoy necesitado de ayunos y flagelaciones para convertirme en un buen modelo. Me parece que a la posteridad no le quedará otro recurso que conocerme a través de mis libros y no por una obra de Fábulo.— Al decir estas palabras duras, suavizó tanto la voz que ellas produjeron el efecto de una lisonja, por lo cual el tono de la frase fue más importante para la joven que su significado.

—Sí— replicó Dorión —es cierto, a mi padre no le gustáis. Pero deberíais tratar de remediar esa antipatía. Creedme, merece la pena. Un hombre como vos, doctor Josef, que ha aceptado recibir cuarenta azotes, no debería enfadarse tanto tiempo con un pintor de tanta calidad, por una palabra un poco ruda.— Su voz ya no era estridente, sino tan dulce como cuando hablaba con el gato.

Empujado por el público, Josef se había acercado mucho a ella y casi la tocaba. Hablaba en voz baja, familiarmente, como para impedir que alguien pudiera escucharlos. Adoptó una expresión seria cuando le contestó:

—Vuestro padre puede que sea un gran hombre, Dorión; pero los judíos odiamos su arte. No es un prejuicio. Tenemos para ello buenas razones.

Ella le dirigió la mirada burlona de sus ojos verdes, y le dijo en voz igualmente baja y confidencial:

—No deberíais ser tan cobarde, doctor Josef, pues de vuestra parte eso es únicamente cobardía. Sabéis muy bien que no hay mejor medio que el arte para llegar al fondo de las cosas y supongo que no os atreveréis a oponeros al arte. Eso es así.

Josef sonrió compasivamente desde la altura de su fe.

—Hemos alcanzado lo invisible, que está más allá de lo que perciben los sentidos. Es la única razón por la que no creemos en las cosas visibles. Para nosotros carecen de valor.

Pero Dorión, herida en sus sentimientos más hondos, protestó con voz apasionada y repentinamente chillona:

—El arte es a la vez lo visible y lo invisible. La realidad deforma el arte, no es más que una imitación falsa, incompleta. Un gran artista impone sus normas a la realidad. Mi padre lo ha hecho más de una vez, voluntariamente o no. Acercó la cabeza infantil a la de Josef, y le susurró casi al oído, como en secreto:

—¿Recordáis cómo murió Drusila, la mujer del senador? De una puñalada que le llegó al corazón a través del hombro izquierdo. Nadie sabe quién le dio el golpe. Un año antes, cuando mi padre hizo su retrato, trazó en él una marca en el hombro desnudo, una especie de cicatriz. Fue sólo un detalle técnico, tenía necesidad de esa señal. Pues bien, en aquel preciso punto le asestaron la puñalada.

Estaban en la sala alta y luminosa, rodeados de hombres y mujeres elegantes y parlanchines. Era un día martes como tantos otros, pero ellos se sentían envueltos en un velo de misterio. Rápidamente, Dorión se evadió con una sonrisa de esa suave atmósfera equívoca:

—En suma— dijo, en tono mundano y convencional, —hechos como éste deberían acercar al profeta Josef al pintor Fábulo.

Josef, precisamente porque las razones de la muchacha lo habían impresionado, argumentó obstinadamente que la palabra era superior a la imagen, sobre todo la palabra judía impregnada de Dios. Dorión hizo una mueca, sonrió nuevamente y prorrumpió en una carcajada sonora, aguda, maliciosa. Lo que ella conocía de los libros hebreos —explicó— no probaba gran cosa. Abundaban en ellos las supersticiones más absurdas. Se había hecho leer pasajes del libro sobre los Macabeos. Lamentaba decirle que le parecía recargado de frases vacuas y altisonantes.

La conversación concluyó en términos menos corteses que cualquiera de las que se habían escuchado en la amplia galería.

El príncipe Tito encargó a Fábulo el retrato de Berenice, por lo que Dorión tuvo oportunidad de introducirse en el ambiente festivo de la villa de Canope, y de encontrarse casi todos los días con Josef. El judío observaba que los hombres la trataban con galantería, dándole muchas muestras de cortesía que no excluían cierto desdén —que era el modo como los alejandrinos acostumbraban a tratar a las mujeres bellas. Por lo general, él

también adoptaba la misma actitud con las mujeres, aunque no con ella. Esto lo exasperaba, y se dejaba llevar irreflexivamente por la pasión. Se burlaba brutalmente de la joven en público, para adorarla enseguida, también en presencia de todos, carente en absoluto del sentido de las proporciones. Gracias a su certera intuición, la inteligente joven penetraba en la profundidad de su alma, conocía sus ansias de sobresalir, su vanidad, su falta de escrúpulos. Dorión había aprendido el significado de la dignidad. Sabía cuánto mortificaba a su padre la negativa de los aristócratas a admitirlo en su círculo y cómo los romanos se mostraban soberbios con los egipcios. Su madre y su nodriza, egipcias ambas, le habían enseñado que una sangre antigua circulaba por sus venas y que sus antepasados dormían bajo altas pirámides. ¿No eran acaso los judíos los más despreciables de los hombres, ridículos como monos, en nada superiores a las bestias impuras? Sin embargo, ella no podía librarse de ese judío. Era precisamente su indignidad lo que la atraía, su entrega sin medida a cualquier cosa que lo apasionara; su brusca manera de pasar de un estado eufórico a otro, el nulo recato con que expresaba sus devociones más íntimas. Acariciando a su gato Immutfru, decía:

—No te comprende, no tiene corazón y no sabe quién eres, ni qué es la pintura, ni cuál es el país de Kemet. Immutfru, mi pequeño dios, aráñame y que corra mi sangre. Debe ser impura esta sangre ya que no puedo apartarme de ese hombre, y cuanto más me uno a él, más ridícula me siento.

Sentado en su regazo, el gato la mirada con ojos redondos y brillantes.

Un día, durante una violenta discusión con Josef en presencia de extraños, le dijo con un tono de odio y de triunfo:

—¿Por qué si de verdad me juzgáis tan tonta os habéis hecho flagelar para poder libremente casaros conmigo?

Josef quedó estupefacto y, aunque estuvo a punto de soltar una carcajada, se contuvo y guardó silencio. Pero más tarde, a solas, sintió que lo desgarraba una duda: ¿era una sugerencia del destino, acaso un presagio, que la egipcia interpretase su flagelación así? Había hecho bien en no replicarle; respecto a la mujer deseada se permite la mentira discreta. Pero, ¿sería, en realidad, una mentira?

Desde el primer momento deseó a esa mujer, pero ¿cómo pudo imaginarse que ella se le entregaría sin ninguna ceremonia? Le seducía la idea de tomarla por esposa. A él, como sacerdote, le estaba prohibido hacerlo, aun si Dorión se convirtiese al judaísmo. ¿Para qué habría recibido entonces los azotes, si enseguida volvería a infringir la Ley? Los macabeos se indignarían, o se reirían, lo que era peor. Y bien, ¿qué importaba? Sería dulce, hasta placentero hacer un sacrificio por la egipcia. Desposar a la mujer abandonada por el romano había significado para él una falta innoble, repugnante. Esta falta, en cambio, podría ser magnífica, brillante, un grandioso pecado. «No desposarás a la hija de un extranjero», decían las Escrituras. Cuando Pinhas vio que un miembro de la tribu de Israel frecuentaba a una madianita, tomó una lanza, y persiguiendo al hombre hasta el barrio de las rameras, traspasó a la pareja de un lanzazo. Sí, sería una falta grave. También su primo y homónimo Josef se había casado con la hija de un sacerdote egipcio; Moisés había desposado a una madianita, Salomón a una egipcia. La gente mediocre estaba obligada a someterse a las normas estrictas, pues corrían el riesgo de corromperse junto a las hijas de los extranjeros y de aceptar a sus dioses. En cambio, él era lo bastante fuerte como para asimilar lo extranjero sin sucumbir. «Alejaos de vuestra ancla», había dicho Yahvé. Comprendió de súbito la palabra oscura: había que amar a Dios con los dos instintos, el malo y el bueno.

En el siguiente encuentro, habló a Dorión de esponsales y de matrimonio como de un proyecto conocido, como de algo tratado ya muchas veces. Ella no hizo otra cosa que reír, con risa aguda, ligera. Pero él fingió no escucharla. Estaba absorto pensando en las consecuencias de su falta. Discutió los detalles, la fecha, las formalidades de la conversión de Dorión al judaísmo. ¿Acaso en Roma, lo mismo que en Alejandría, no habían hecho otro tanto mujeres de la más alta alcurnia? Era un poco complicado, por supuesto, pero no le llevaría mucho tiempo. Ella dejó de reír. Lo miraba como se mira a un loco. Pero tal vez fue la extravagancia del proyecto lo que atrajo más a Dorión. Pensó con temor en la cara que pondría su padre, a quien amaba y respetaba, en los antepasados maternos que dormían embalsamados bajo las

pirámides, pero el judío rechazaba todas las objeciones con la obcecación de un demente. No existían las dificultades para él, todos los argumentos razonables se convertían en aire. Irradiando felicidad, con la mirada febril, informó a Tito y a los huéspedes de la villa de Canope de su noviazgo con Dorión.

La joven, riendo siempre, comentó: «Está loco», pero Josef no le dio importancia. ¿Acaso las cosas grandes e importantes no han parecido al principio una locura? Poco a poco, en vista de su impetuosidad y su dura obstinación, ella comenzó a someterse, a defenderse contra las voces que le advertían de la insensatez del proyecto, a apoyar los argumentos de Josef. La idea ya no le parecía tan absurda. Escuchaba interesada cuando Josef entraba en los detalles; empezó a discutirlos con él y regañar por ese motivo.

La conversión al judaísmo no era complicada, sobre todo porque las mujeres no estaban obligadas a observar sus numerosos preceptos sino a respetar tan sólo sus prohibiciones. Josef se declaraba dispuesto a hacer más amplias concesiones: se contentaría con la promesa de que Dorión no infringiría los siete mandamientos de los no judíos. Ella reía e insistía en su parecer: ¿debería abjurar también de sus dioses, de Immutfru, su pequeña deidad felina? Josef discutía con ella sus razones, convencido de que para que algo se ablande hay que dejar primero que se endurezca, que a aquello que se desea comprimir, debe permitírsele explayarse a sus anchas, y repetía una y otra vez, pacientemente, las mismas recomendaciones.

Pero cuando estaba a solas con Tito se desahogaba y se quejaba amargamente de la obstinación de la muchacha. Tito estaba de su parte porque no sentía ninguna prevención contra la doctrina y las costumbres judías: una raza que daba mujeres como Berenice merecía su respeto. Pero, de todos modos, consideró exagerada la exigencia impuesta a Dorión de abjurar de los dioses visibles de sus antepasados, a los que había estado unida desde el nacimiento, para someterse a la divinidad invisible de los judíos. El príncipe buscó entre sus notas algunos apuntes, donde creía haber recogido ciertos preceptos particularmente abstrusos y ciertas opiniones doctrinales de los doctores judíos. No, no se le podía

exigir que se sometiese a supersticiones semejantes. Después de una larga discusión, Josef admitió que la conversión de la joven al judaísmo debería limitarse a una declaración formal en presencia de los funcionarios competentes de la comunidad.

Pero entonces aparecieron las propias exigencias de la egipcia. Sonriente, tierna, imperturbablemente cariñosa, no quiso sin embargo ceder ni un ápice. Pensando en su padre, en su lucha constante por elevarse de su condición, pidió, como una niña juiciosa, sutil y egoísta, que Josef adquiriese el derecho de ciudadanía romana.

Apoyado por Tito, Josef le explicó que sería una empresa larga y difícil. Ella se encogió de hombros. «Es imposible», le gritó él, por último, con irritación. Otra vez Dorión se encogió de hombros y palideció; primero, como siempre le ocurría, alrededor de la boca y después, muy lentamente, la palidez se extendió por todo su rostro.

—Quiero ser la mujer de un ciudadano romano— insistió. Miró fijamente los ojos oscuros de Josef, y agregó con su voz aguda: —Os ruego, doctor Josef, que obtengáis la ciudadanía romana en el plazo de diez días. Si lo hacéis, estaré dispuesta a declarar ante vuestras autoridades que me convierto a vuestra religión; pero si os rehusáis, será mejor, creo, que no volvamos a vernos.

Josef contempló las finas manos morenas que acariciaban el pelaje rojizo de Immutfru; la frente infantil, el perfil puro y delicado. Estaba furioso, pero la deseaba ardientemente. No cabía la menor duda. Sería así: si no adquiría en ese plazo la ciudadanía, no gozaría nunca más de la contemplación de la muchacha de piel morena, reclinada ahora indolentemente frente a él.

Tito intervino. Las exigencias de Dorión le parecieron excesivas pero, ¿acaso no lo eran las de Josef? Sopesó las posibilidades en favor de Josef con espíritu deportivo, como si se tratara de una apuesta. No descartó que el emperador, que estimaba a Josef, le concedería la ciudadanía, pero la cuestión no era sencilla. Posiblemente la señora Cenis fijaría la tasa y, como todos sabían, la señora Cenis no daba nada por poco dinero. Por otra parte, diez días eran muy poco tiempo.

—Preparaos. Deberéis ir volando, mi querido judío— le dijo, y enseguida exclamó sonriente: —¡Hala! como se infunde aliento a los

corredores en los Juegos deportivos.

Dorión escuchó las consideraciones de ambos. Sus ojos color de mar iban del uno al otro. Dirigiéndose a Tito respondió:

—No debéis ponerle las cosas más fáciles a él que a mí. Os ruego, príncipe Tito, que seáis imparcial y que no intervengáis ni en favor ni en contra de Josef.

Josef recurrió a Claudio Regino. Obtener el derecho de ciudadanía en diez días... Si alguien podía conseguirlo ése era Claudio.

En Alejandría Claudio parecía más discreto que antes, pasaba más inadvertido. Pocos conocían sus verdaderas funciones. Naturalmente, Josef era uno de ellos. Sabía que si los más importantes dirigentes de la comunidad se mostraban más benévolos que nunca con sus correligionarios occidentales se debía a la influencia de Regino. Ya había tenido ocasión de comprobar que a Regino se le ocurrían siempre soluciones eficaces cuando a los demás parecían agotárseles los recursos. Tampoco ignoraba por qué simples procedimientos había logrado que Vespasiano —impopular a partir del impuesto sobre el pescado— se convirtiera de pronto en el ídolo del pueblo. Para ello recurrió a los milagros, convencido de que en Oriente los milagros han suscitado casi siempre una gran admiración hacia quienes los han provocado. Había sido necesario que llegase allí el financiero occidental para echar mano a tan probado procedimiento. Josef había asistido a la recuperación de las piernas de un lisiado, conocido en toda la ciudad, y de la vista a un ciego por la simple imposición de manos efectuada por el emperador. Desde entonces, y con bastante disgusto, admiraba cada vez más las extraordinarias virtudes de Claudio.

Parpadeando soñoliento, el obeso y desaliñado economista escuchó a Josef, quien le explicó con cierta cortedad y embarazo que necesitaba el derecho de ciudadanía. Cuando hubo concluido, Claudio quedó silencioso un momento, y después observó, en tono quejoso, que los deseos de Josef eran siempre muy costosos. El impuesto a la concesión del derecho de ciudadanía era una de las principales fuentes de ingreso del gobierno de la provincia. Para

hacer apetecible ese derecho, había que concederlo con parsimonia y mantener la tarifa muy elevada. Josef replicó testarudo:

—Es necesario que yo obtenga mi derecho de ciudadanía muy pronto.

—¿En cuánto tiempo?

—En nueve días.

Regino, repantigado perezosamente en su poltrona, dejó caer sus manos regordetas.

—Necesito el derecho de ciudadanía— prosiguió Josef, obstinado, —porque quiero casarme.

—¿Con quién?

—Con Dorión Fábula, la hija del pintor.

—Una egipcia— comentó Regino, sacudiendo la cabeza con desagrado —y un matrimonio inmediato. Y además, el derecho de ciudadanía.

Josef no se inmutó. Su rostro permaneció impenetrable y altivo.

—Vos habéis escrito primero el «Salmo del ciudadano del mundo»— dijo Regino como si pensara en voz alta. —Muy bien. Después habéis readquirido por medios violentos el derecho a llevar el cinturón de sacerdote. Mejor todavía. Y ahora otra vez deseáis desembarazaros de él. Sois un joven muy impulsivo.

—Quiero a esa mujer.

—De todo estáis necesitado— recriminó Regino con voz bronca. Lo deseáis todo a la vez: Judea y el mundo entero, libros y fortalezas, la ley y el placer. Disculpadme si os hago notar que hay que ser muy rico para pagar todo eso.

—Quiero a esa mujer— repitió Josef obstinada, apasionadamente, e insistió: — Ayudadme, Claudio Regino, conseguidme el derecho de ciudadanía. Creo que me debéis algún agradecimiento. ¿No es beneficioso para todos nosotros, y sobre todo para vos, que ese hombre sea el emperador? ¿No he contribuido yo mismo en ello de alguna manera? ¿No he sido buen profeta cuando lo he llamado el *Adir*?

Regina miró las palmas de sus manos; las dio vuelta y volvió a contemplarlas por el dorso. Dijo:

—Una bendición para todos nosotros, es cierto. Otro emperador habría escuchado más bien al ministro Talas, y no al viejo Etrusco y

a mí. ¿Pero creéis realmente— y envolvió bruscamente a Josef con una mirada especialmente inteligente —que dado que él es el emperador, Jerusalén quedará en pie?

—Lo creo.

—Yo no— dijo Claudio con gesto fatigado. —Si lo creyera, no os ayudaría a casaros con esa joven y a renunciar a vuestro cinturón de sacerdote.

—El emperador no es un bárbaro— repuso Josef, con un estremecimiento, a pesar de sus palabras.

—Es probable: él es un político. Sin duda, todos nosotros nos beneficiamos de que sea emperador. Sus deseos de salvar a Jerusalén son sinceros. Pero— hizo signo a Josef de acercarse, y su gruesa voz se tornó grave, astuta, misteriosa —quiero deciros algo, confidencialmente. Poco importa en el fondo quién esté en el poder. Sobre diez resoluciones políticas que debe tomar un hombre, hay, cualquiera que sea su posición, nueve que le son impuestas por las circunstancias. Cuanto más alto está colocado un estadista, más limitada es su libertad de acción. El imperio es una pirámide, en cuyo vértice se encuentra el soberano. Toda la pirámide se mueve, pero no es él quien la hace mover: el impulso viene de abajo. Todos creen que el emperador obra libremente, pero, realmente, son sus cincuenta millones de súbditos quienes determinan su conducta. Cualquier otro emperador obraría, en nueve de cada diez casos, del mismo modo que Vespasiano.

Estas explicaciones disgustaron a Josef, quien de mal humor preguntó:

—¿Querréis ayudarme a obtener el derecho de ciudadanía? Regino se apartó de él con un gesto de imperceptible decepción.

—Es lamentable que no se pueda contar con vos para entablar una conversación seria y viril. Echo mucho de menos a vuestro colega Justo de Tiberíades.

Sin embargo, le prometió predisponer a Vespasiano en favor de sus proyectos.

Cuando su poder parecía más seguro y el momento de su regreso a Italia se aproximaba, Vespasiano parecía cerrar cada vez más su corazón a la voz de Oriente. Como un auténtico campesino romano, pensaba que desde Roma haría reinar el orden en el

mundo. Su tierra se llamaba Italia, su conciencia, Cenis, y él se sentía feliz de volver a su patria. Estaba fuerte, muy firme sobre sus piernas. Desde Roma no había que viajar mucho para llegar a sus propiedades de la Sabina; dentro de poco sentiría el olor de la buena tierra de su país, contemplaría sus campos, sus viñedos, sus olivares.

Más que antes, el emperador procuraba llevar una vida sana y regular. Seguía cuidadosamente el programa que se había trazado para cada día de la semana. Ayunaba los lunes, según se lo había recomendado su médico Hekateo. Los domingos, martes y viernes, siempre inmediatamente después de la comida, hacía venir a una mujer distinta cada vez. Durante las horas siguientes, por lo general, se mostraba de un humor excelente. En esos días Cenis concedía audiencias por las que exigía una retribución muy elevada.

Un viernes, precisamente, a instancias de Claudio, Vespasiano recibió a Josef. Al emperador le complacía verlo. Pensó que así como le gustaba hacer experimentos de domesticación, por ejemplo intentar la aclimatación de flamencos y faisanes de África, o de limones y de cierto tipo de ciruelas asiáticas en la Sabina, ¿por qué no iba a concederle el derecho de ciudadanía a un judío? Claro que antes lo haría desear un poco.

—Sois muy exigente, Flavio Josefo— dijo pensativo, como si le reprochara algo. — Vosotros los judíos sois condenadamente exclusivistas. Si— supongámoslo —yo me propusiera celebrar un sacrificio en vuestro Templo u otra cosa, si simplemente quisiera ser admitido a escuchar la lectura de la Ley aquí en Alejandría, me opondríais los más insalvables obstáculos. Por lo menos tendría que hacerme circuncidar, y ¡rayos! sabe Dios cuántas cosas más. En cambio vos venís y me pedís que en un dos por tres os otorgue el derecho de la ciudadanía romana. ¿Creéis que vuestros servicios al Estado han sido tan importantes?

—Creo— repuso Josef con humildad —haber prestado un importante servicio al declarar que sois vos el hombre capaz de salvar el imperio.

—¿No seréis demasiado tornadizo en materia de mujeres, mi joven judío?— preguntó sonriente el emperador. —A propósito, ¿qué ha sido de la pequeña...? He olvidado el nombre...—, rebuscó

en su memoria las palabras arameas. —«Sé gentil, mi paloma; sé tierna, niña mía.» Ya sabéis a quién me refiero. ¿Tenéis un hijo?

—Sí.

—¿Un varón?

—Sí.

—¡Cuarenta azotes! — Vespasiano hizo una mueca. —Los judíos sois verdaderamente exigentes. No os gusta lo barato.

Sentado cómodamente, contemplaba al judío que permanecía de pie frente a él.

—En suma— dijo, —no tenéis ningún derecho de vanagloriaros por vuestra antigua hazaña. Me han dicho que estáis siempre corriendo tras alguna mujer. En consecuencia, de acuerdo con vuestra propia teoría, debéis haber perdido completamente el don profético— Josef no contestó. —Vamos a ver— prosiguió Vespasiano, resoplando divertido —si os queda algo de la visión del porvenir: decidme si os concederé o no el derecho de ciudadanía. Josef dudó apenas un segundo, y contestó, con una profunda reverencia:

—Me basta mi razón, sin necesidad del don profético, para pensar que un soberano bondadoso y sabio no tiene ningún motivo para rehusarme el derecho de ciudadanía.

—Estáis dando vueltas a la lengua, judío pedazo de anguila- replicó el emperador.

Josef se dio cuenta que no le habían bastado sus palabras: tendría que inventar otra cosa. Buscó febrilmente, y la encontró.

—Ahora— declaró —que todos han reconocido quién es el Salvador, mi antigua misión ha concluido: tengo un nuevo deber. Los ojos del emperador parecían salirse de las órbitas. Josef le dirigió una mirada inteligente, perspicaz y prosiguió atrevidamente como si, repentinamente, hubiera tomado una resolución:

—Mi tarea de hoy no es actualizar el futuro, sino el pasado. Quiero escribir un libro sobre la extraordinaria trayectoria de Vespasiano en Judea— concluyó en tono resuelto.

El emperador, sorprendido, clavó en el solicitante una mirada dura y brillante y, aproximándose a Josef, le exhaló el aliento en la cara.

—¡Ejem!, no es mala idea, mi pequeño. Yo imaginaba distinto a mi Homero, es cierto.

Josef, enjugándose la frente con el dorso de la mano, contestó modestamente:

—El libro no será indigno de Vuestra Majestad.— Vio que su idea encantaba al emperador, y agregó con entusiasmo, hinchando el pecho: —Concededme el derecho de ciudadanía. Será un inmenso, un máximo favor por el cual, hasta mi último día, entonaré a Vuestra Majestad, de rodillas y desde lo más hondo del corazón, un himno de agradecimiento— y franqueándose completamente, con una familiaridad salvaje y humilde, imploró: —Me hace falta esa mujer. Nada me saldrá bien si no la poseo. No podré ni trabajar ni vivir.

El emperador soltó una carcajada y replicó, con bastante benevolencia:

—Sois demasiado impetuoso, mi judío. Lo hacéis todo con arrebato, ya lo había notado. Rebelde, soldado, escritor, agitador, sacerdote, penitente, libertino, profeta, todo lo que hacéis es a fondo. A propósito, ¿cómo os arregláis? ¿Al menos enviáis bastante dinero a la pequeña de Galilea? Sed generoso, mi judío. No quiero que mi hijo pase hambre.

Josef abandonó el tono humilde y repuso, provocador y un poco necio:

—No soy avaro.

Vespasiano frunció el entrecejo. Josef temió un estallido de cólera pero el emperador se dominó de inmediato.

—¿No sois avaro, jovencito? Pues bien, ésta es una falta— repuso en tono paternal, — una falta que se debe expurgar enseguida porque yo en cambio soy codicioso. Pienso pediros por el derecho de ciudadanía cien mil sestercios. Me lo pagaréis al punto, y además enviaréis cincuenta mil a Cesarea, para el niño.

—No podré reunir jamás semejante suma— objetó Josef blandamente.

Vespasiano avanzó hacia él.

—Dijisteis que vais a escribir una obra que promete mucho éxito, pues hipotecadla.

Josef se aterrorizó. Pero Vespasiano, dándole una palmadita en el hombro y sonriéndole, lo alentó:

—Levantad vuestro corazón, judío mío. Dentro de seis o siete años haremos venir al niño de Cesarea a Roma, y lo examinaremos. Si se me parece, te reembolsaré tus cincuenta mil sestercios.

Josef nunca había tenido preocupaciones pecuniarias. Aunque los macabeos habían confiscado sus terrenos en la Ciudad Nueva de Jerusalén, pensaba que cuando los romanos terminaran con la sublevación se los restituirían. Vivía, mientras tanto, de su sueldo como intérprete y funcionario de la secretaría imperial, del cual enviaba una parte a Mara. Como, por otra parte, casi siempre era el huésped de Tito, podía vivir en Alejandría cómodamente y con pocos gastos. Pero de ahí a pagar los ciento cincuenta mil sestercios exigidos por el emperador había una enorme distancia.

Habría podido pedir prestada la suma a los grandes personajes de la comunidad judía, pero temió los comentarios malintencionados, los patéticos insultos de los macabeos, las bromas encarnizadas y vulgares de los «sandalias blancas». Imaginó con todos los detalles los dibujos que podrían aparecer en los muros de la ciudad, relacionándolo obscenamente con Dorión. No, había que encontrar otros medios.

Después de una noche de amargas reflexiones, resolvió dirigirse a Claudio Regino. El editor sacudió la cabeza:

—No puedo creer— insistió tozudamente —que en el fondo de vuestro corazón confiéis todavía en que el Templo será salvado. De otro modo, no renunciaríais a vuestro cinturón de sacerdote.

—Mi corazón— replicó Josef —cree en la conservación del Templo, pero desea a la egipcia.

—He estado siete veces en Judea— dijo Regino —y seis veces en el Templo, se sobreentiende que en el claustro reservado a los no judíos, y tuve que detenerme en la puerta que los incircuncisos no pueden atravesar. No soy judío, pero de buena gana volvería a detenerme por séptima vez delante de la misma puerta.

—Podréis deteneros allí otra vez.

—Yo, tal vez— repuso Claudio con una mueca siniestra, —¿pero la puerta estará todavía?

—¿Querréis prestarme los ciento cincuenta mil sestercios?— preguntó Josef.

—Venid conmigo— le propuso. —Salgamos en coche de la ciudad, y podremos reflexionar.

Cuando llegaron a las afueras, Regino despidió el coche y continuaron el camino andando. Al principio Josef no supo dónde se encontraban. Vio que se alzaba allí un edificio no muy grande, blanco, con un frontispicio triangular. No había estado jamás en ese lugar, pero reconoció, por las reproducciones que conocía, que se hallaba junto a la tumba del profeta Jeremías. Llamativa e imponente a pesar de su sencillez, se elevaba en un desierto, bajo el sol deslumbrador. Muchos peregrinos venían todas las mañanas al sepulcro de ese gran hombre que predijera la destrucción del primer Templo y con lamentos tan conmovedores. Pero ese atardecer Josef y su compañero estaban solos. Regino se encaminó directamente a la tumba, y Josef lo siguió, a regañadientes, caminando sobre la arena y deteniéndose a veinte pasos del monumento, Un sacerdote no debía aproximarse mucho más a un cadáver. Claudio Regino avanzó solo, y se prosternó en la arena aunque le resultaba incómodo, mientras Josef esperaba a veinte pasos de él. El financiero permaneció arrodillado en silencio, sobre la arena y el polvo, meciendo muy suavemente su torso robusto. Josef comprendió: Claudio lloraba la suerte de Jerusalén y del Templo. Así como Jeremías, hacía más de seiscientos años, profetizó la destrucción, cuando el Templo aún resplandecía y Judea era todavía poderosa, y señaló en las Escrituras los pasajes llenos de tristeza que hablan de la ciudad aniquilada, el gran financiero, acongojado por la pena que colmaba su ser, se había prosternado y lloraba silenciosamente la suerte de la Ciudad y su Santuario.

Caía el sol y ya el rocío se hacía sentir, pero Regino no hacía ningún movimiento, mientras Josef, de pie, esperaba, muerto de frío, con los labios apretados y dando saltitos para entrar en calor. ¡Qué impertinencia obligarlo a presenciar esa escena! Poco a poco sus pensamientos se apartaron de Regino y de los millares de sestercios que esperaba recibir de él, y, sin poderlo evitar, su corazón se colmó con el llanto, las quejas y las maldiciones del profeta: recordó las célebres lamentaciones, tantas veces

invocadas: las más violentas, las más dolorosas que hombre alguno haya podido expresar jamás. Cuando Regino se incorporó, siempre en silencio, Josef lo siguió como un perro. Se sintió pequeño, despreciable, como nunca se había sentido, ante sí y ante Regino.

Al día siguiente, Regino lo mandó llamar y, a su manera, le dispensó una cordialidad un poco ruda.

—Hace tiempo— dijo —que vos no escribís. El emperador me ha informado que estáis preparando un libro sobre la guerra de Judea. Os hago una propuesta, Flavio Josefo: dedicádmelo.

Josef quedó estupefacto. Ésa era la forma como generalmente un editor proponía a un literato la publicación de su obra. Por más antipático que le resultase, no pudo negar que apreciaba el juicio de este hombre y estaba orgulloso de la propuesta. La suerte le sonreía. Dios estaba con él. Aunque provocaba el enfado de todo el mundo, de Yojanán ben Zakai, del emperador, de Claudio Regino, llegada la ocasión todos demostraban tener fe en él y terminaban apoyándolo.

—Escribiré el libro— dijo. —Muchas gracias.

—El dinero está a vuestra disposición— concluyó Claudio, bruscamente.

Cuando Dorión estuvo segura de que Josef cumpliría sus condiciones, se propuso ser fiel a la palabra que le había dado, por inverosímil, grotesca o sorprendente que pareciese la boda. Infatigablemente se ocupó de los preparativos. Lo primero y lo más difícil que debía hacer era comunicárselo a su padre. Cuando comenzó a hablarle de la boda, su tono frívolo pareció más adecuado a una broma o algo sin importancia, por lo cual al principio, el pintor no comprendió; al cabo de algunos segundos captó de qué se trataba y sus ojos redondos se llenaron de angustia. Pero continuó sentado, apretando los labios, con la expresión grave de siempre. Dorión, que lo conocía bien, no esperaba violencia ni insultos pero sí alguna palabra irónica, y hasta mordaz, de parte de su padre. Verlo así inmutable, callado y con la boca crispada fue peor para ella de lo que había supuesto. Salió de la casa precipitadamente, como si huyera, sin llevarse otra cosa que su gato Immutfru. Y fue en busca de Josef.

Con gesto sereno y altivo dejó que se realizaran las formalidades de la conversión y de la boda, limitándose a decir «sí» o «no», cuando fue necesario, con voz nítida y aniñada. Al emperador le habría gustado más solemnidad para celebrar la unión del judío con la egipcia, así como había organizado la boda con Mara. También Tito habría deseado ofrecer a Josef una boda fastuosa, pero éste se opuso. Todo transcurrió sin ostentación.

Quedaron finalmente solos en la bella casa de Canope, cedida por Tito durante el tiempo que durase su estancia en Alejandría. Subieron a la planta alta de la villa que había sido aderezada como una tienda y allí yacieron juntos por primera vez. Josef tenía conciencia de su culpa: «No os uniréis a ellas». Pero esa culpa era agradable y fácil de sobrellevar. La piel de la mujer era perfumada como la madera del sándalo y su aliento le recordaba la brisa de Galilea en primavera. Sin embargo, no sabía cómo llamarla. Tendido a su lado con los ojos cerrados no podía recordar su nombre. Abrió los ojos con esfuerzo. Ella estaba allí, descansando, morena, espigada y larga, con sus ojos color de mar que brillaban a través de la pequeña abertura de los párpados. Amó sus ojos, su vientre, el aliento que exhalaba su boca entreabierta, todo su ser. Pero su nombre se había borrado de su mente. La manta que los cubría era muy fina, la noche estaba fresca y la piel de la muchacha era lisa y cálida; la acarició con suavidad —en Alejandría sus manos habían perdido la rudeza— y por no saber cómo nombrarla murmuró en hebreo, en griego y en arameo palabras muy tiernas: mi amor, mi pastora, mi novia, *Yaniki.*

De los pisos inferiores subía, apagado, un poco gutural y monótono, el canturreo de los sirvientes egipcios. Unos pocos sonidos que se repetían constantemente.

Tendido al lado de su mujer, Josef pensaba: «Los egipcios nos han obligado a construir sus ciudades, Pitón y Ramsés, y a esconder a nuestros hijos mayores, encerrándolos en nuestras casas, pero la hija del Faraón salvó a Moisés de las aguas del Nilo, y cuando partimos de Egipto los niños surgieron de los muros y resucitaron.» Y acariciaba el cuerpo de la egipcia.

Dorión besó las cicatrices de la espalda y del pecho de Josef. Ese hombre vigoroso tenía la piel suave como la de una criatura. Tal

vez fuera posible hacer desaparecer las cicatrices —muchos lo hacían— según la receta de Escribón Largo. Pero ella no deseaba borrarlas nunca, nunca. Por ella él se había sometido a la flagelación. Eran cicatrices en su honor. Debía conservarlas.

Durante todo ese día no permitieron que nadie ni siquiera un criado se acercase a la habitación. No se levantaron para no perder sus olores; no comieron, para no perder sus sabores. Se amaban y nada existía en el mundo fuera de ellos.

Al día siguiente se despertaron poco antes del amanecer. Todo había cambiado. Josef reflexionaba. Veía a Dorión representada en las odiosas pinturas de su padre, siempre con su dios lame leche entre los brazos: era para él una extraña. Aunque Mara no había sido otra cosa que un despojo, un escupitajo de los romanos, nunca la había considerado una extraña. Le había dado un hijo —ciertamente un bastardo— pero cuando él la estrechaba entre los brazos sentía palpitar su corazón. ¿Qué sentía cuando abrazaba a la egipcia?

Dorión yacía a su lado; su boca sensual, deseable, se abría levemente al respirar. A través de sus dientes perfectos le llegaba su aliento fresco, ligero. De la planta baja de la casa subía el can—tuneo gutural y monótono de los servidores egipcios. Por momentos Dorión acompañaba ese sonido maquinalmente. Había renunciado a todo por este hombre. Y, gracias a los dioses, todo estaba bien. Se había dejado comprar, de acuerdo con las leyes judías, las más ridículas y despreciables. Y, gracias a los dioses, todo estaba bien. Había renegado de su padre, el más extraordinario pintor de la época, por el amor de este hombre, que era obtuso y ciego para distinguir una pintura de una mesa. Y, gracias a los dioses, todo estaba bien.

Josef, mientras tanto, la observaba. Yacía desnuda, abandonada a la laxitud del amor. Su rostro aniñado estaba pálido, su cuerpo, frío y sus ojos tenían el color del mar. Era una extraña para él.

Llegó el deslumbrante mediodía. Habían dormido algunas horas y estaban descansados; se contemplaron, se agradaron y les apeteció tomar algún alimento. Almorzaron copiosamente unos

manjares sencillos que los sirvientes habían preparado siguiendo las indicaciones de Dorión. Se sintieron felices y satisfechos.

Después recorrieron la casa. Entre los objetos de Josef encontraron los dados prodigiosos, grabados con caracteres hebreos. Josef quedó pensativo cuando Dorión le preguntó qué eran. Le explicó que se trataba de un amuleto portador de la buena suerte pues, ¿acaso no tenía a Dorión? Resolvió interiormente no jugar más con dados falsos. Había mentido conscientemente a la egipcia cuando le permitió creer que se había hecho flagelar por ella. Riéndose, arrojó los dados al agua.

Vespasiano vigilaba los pasos de su hijo y Cenis no le quitaba el ojo de encima, pues ambos sabían que muchos aspiraban a sustituir al anciano por el joven. Éste poseía coraje y sangre fría y sus tropas le eran adictas. Además, estaba estimulado por la exaltada princesa judía, a quien el fanatismo por su causa hacía creer que podía esperar más en beneficio de Judea del príncipe enamorado que del frío Vespasiano. El emperador lo veía todo muy claramente y le parecía preferible decir las cosas con franqueza. A menudo alentaba a su hijo y juntos calculaban cuánto tiempo éste debería esperar para gobernar; otras veces, por el contrario, se producían entre ellos discusiones violentas. Tito le reprochaba los excesivos poderes que gozaba en Roma su libertino hermano Domiciano y reclamaba para sí mayores derechos en Oriente. El tono se hacía entonces más áspero. Con palabras mordaces, o paternales, o maliciosas, Vespasiano predisponía a su hijo contra la judía. Le recordaba que Antonio, por su amor a una egipcia, había caído muy bajo, pero antes había conquistado Roma y algo más; por tanto Tito —que sólo se había apoderado de algunos picos de montaña en Galilea— no podía pretender que se le permitiera entretenerse con hermosas orientales. «La afición por las orientales me viene por herencia» repuso Tito. Y recordó a su padre el nombre de Mara. Vespasiano se alegró ruidosamente. Era verdad, aquella bribona se llamaba Mara; al fin le recordaban su nombre. Lo había olvidado por completo. Hasta el judío, ese bruto de Josef, dejó que se devanara los sesos inútilmente cuando conversaron sobre ella la última vez.

Por lo demás, confiaba en la inteligencia de su hijo: estaba seguro de que no sería tan torpe de aspirar —cuando tenía pocas posibilidades— a un poder que en pocos años le caería en las manos como un fruto maduro. Amaba a su hijo, quería consolidar la dinastía, y resolvió darle la oportunidad de adquirir mayor prestigio. El había cumplido en Judea la tarea más difícil. El brillante final de la guerra lo confiaría a Tito.

Pero también esta vez hizo esperar penosamente a su séquito antes de hacer públicos sus deseos. Avanzaba el invierno en Alejandría, y era necesario reanudar las operaciones antes del fin de la estación si no se quería correr el riesgo de un serio fracaso. ¿Concluiría el emperador por sí mismo la campaña? ¿A quién confiaría esa tarea? ¿Por qué dudaba tanto?

Por aquel tiempo el emperador hizo llamar a Josef e inició la conversación con sus bromas habituales.

—El matrimonio, judío mío, no os sienta bien, así me lo parece. Estáis agotado y vuestra delgadez no proviene —no me cabe la menor duda— de contemplaciones interiores ni de éxtasis.— Así continuó en tono zumbón, pero Josef sentía acercarse el momento en que hablaría de cosas más serias. —Debo volver a invocar vuestra voz profética, siempre que aún alentéis la idea de hacer el relato de los acontecimientos de Judea. La guerra terminará, efectivamente, el mes que viene, aunque confiaré a mi hijo Tito el cometido de acabar con los rebeldes. Sois libre de optar por veniros conmigo a

Roma o acompañar a mi hijo a Jerusalén.

Josef sintió que se le ensanchaba el pecho. El viejo emperador le confiaba a él antes que a nadie la noticia que todos esperaban con tremenda ansiedad. Pero el dilema que le planteaba Vespasiano era, también, penoso. ¿Iría a Judea para asistir a todo aquello de lo cual había tenido un anticipo junto a la tumba de Jeremías? ¿Debería contemplar con sus propios ojos la destrucción de Jerusalén? La expresión del emperador volvía a ser terriblemente dura y severa. Era consciente de que la resolución era muy difícil para Josef. Pero estaba poniéndolo a prueba y esperaba.

Una cadena misteriosa lo unía a este romano desde que lo vio por primera vez. Si iba a Roma, la cadena se reforzaría; sería

nombrado consejero del monarca, ascendería y alcanzaría una posición encumbrada. Otra cadena lo ataba a la egipcia. Su piel, tersa y morena, sus manos, morenas y delicadas y su cuerpo eran tan deseables que sentía celos cuando la veía acariciar a su gato Immutfru. Algún día no podría contenerse y estrangularía al dios Immutfru, no por repugnancia a la idolatría, sino por celos. Debía alejarse de la egipcia. Sucumbiría si seguía compartiendo durante mucho tiempo su lecho. Su ojo interior estaba casi ciego, su corazón insensible no obedecía ya los dictados de su mente. Debía alejarse también de Vespasiano, pues cuanto más tiempo permaneciera cerca de él más crecería su ambición de poder. Y el poder adormece, nos hace sordos a la voz del espíritu.

Dulce es el poder. Quien lo disfruta siente que los pies parecen elevarse del suelo, la tierra se hace ligera y el aire penetra profundamente en los pulmones. Tersa y morena era la piel de Dorión. Sus miembros largos y elásticos parecían los de una niña, y el pecado con ella era fácil y apetecible.

Si partía hacia Roma, sus días transcurrirían agradablemente, pues allí disfrutaría de la protección del emperador; y sus noches se colmarían de voluptuosidad junto a Dorión. Sin embargo, permanecer en Roma significaba también no poder asistir a la caída de Jerusalén. Su patria y la Casa de Dios desaparecerían para siempre sin que ningún testigo pudiera relatar a las naciones cómo se habían hundido en el abismo de la nada. La posteridad se vería privada de un documento único, escrito por un testigo directo de los hechos.

De pronto se sintió invadido por el ansia incontenible de estar en Judea y colmar sus ojos y su corazón con el espectáculo del magnífico Templo arrasado; de los sacerdotes arrastrados de los cabellos después de haberles arrancado las vestiduras sagradas de color azul; de los pámpanos de oro del pórtico fundidos por el fuego, derramándose gota a gota sobre un lago de sangre, fango e inmundicias. Su pueblo entero se desplomaría cuando cayera el Templo, todo estaría envuelto en la humareda y una furiosa carnicería sería ofrecida en prodigioso holocausto al Señor.

Estaba absorto en su visión infernal cuando oyó una voz chillona que decía:

—Espero vuestra respuesta, Flavio Josefa.

Se llevó la mano a la frente, hizo una reverencia a la manera judía y respondió al emperador:

—Si Vuestra Majestad me lo permite, deseo ser testigo de la culminación de la empresa que vos habéis comenzado.

El emperador esbozó una ligera sonrisa, entre resignada y maliciosa. Pareció envejecer repentinamente y pensó: «Ya ves, el judío a quien concedí tantos privilegios prefiere a mi hijo». Sin embargo, Vespasiano no dejaba de comprender por ello que Tito era joven y que a él no le quedaban más que cinco o diez años o, en el mejor de los casos, quince años de vida.

Los días de Dorión transcurrían tranquila y discretamente en la pequeña villa de Canope cedida por Tito. El invierno era magnífico y la muchacha disfrutaba con toda su alma de la dulzura del aire. El dios Immutfru se entendía bien con su gavilán, y el pavo real recorría majestuoso las pequeñas habitaciones. Dorión era feliz. En otra época había necesitado rodearse de gente; se había dejado dominar por la ambición de su padre y sólo le había interesado deslumbrar, parlotear, sentirse admirada. Ahora, por el contrario, se impacientaba con las visitas —bastante esporádicas— de Tito, y sólo ansiaba estar con Josef.

¡Qué hermoso le parecía! ¡Qué ardientes y llenos de vida sus ojos, qué suaves y fuertes las manos, qué fresco y perfumado el aliento! No había hombre más inteligente en el mundo que él. Les hablaba de Josef a sus animales; y con su voz aguda —no más agradable que el grito del pavo— le cantaba a su marido las breves canciones de amor que le había enseñado su nodriza: «¡Oh, acaricia mis muslos, mi bien amado! Mi amor colma hasta los más ínfimos rincones de mi cuerpo, como el óleo sagrado impregna la piel.»

No se cansaba de pedirle a Josef que le recitase pasajes del *Cantar de los Cantares* y, cuando al fin aprendió algunos de memoria, quiso que le enseñara el texto hebreo, que ella repetía torpemente. Los días, aun los más cortos, le parecían largos, y las noches, aunque fuesen largas, eran para ella demasiado breves.

«Será muy difícil hacerle aceptar la idea de que voy a regresar a mi patria mientras ella deberá permanecer aquí. También para mí

será una separación penosa, pero quiero hablarle de ello inmediatamente y sin vacilaciones», se dijo Josef.

Al principio, Dorión pareció no comprender. Después palideció lentamente, como siempre le ocurría: primero alrededor de la boca, luego en las mejillas y la frente. Sin decir palabra, cayó de bruce, como si fuera una pluma sorprendentemente lenta y silenciosa.

Cuando Dorión volvió en sí, Josef, sentado a su lado, intentaba reanimada con mucha cautela. Los ojos verdes de la muchacha lo miraron con una expresión turbia y hosca. Frunció los labios en un gesto que la afeaba y le lanzó las más denigrantes injurias que conocía en egipcio, griego, latín y arameo. «Hijo de esclavo infecto y de prostituta leprosa, nacido de la podredumbre más abyecta de la humanidad, de los detritos del mundo reunidos por los ocho vientos del cielo.» Mientras tanto, Josef la observaba —estaba poco agraciada sentada en cuclillas y profiriendo chillidos desesperados —, la comprendía y la compadecía; la amaba tiernamente y sentía dolor por la separación. Repentinamente la actitud de Dorión se transformó: comenzó a acariciarlo frenéticamente, quizá esperando seducirlo por medio de lisonjas. En voz baja, como en un ruego, murmuró dulcemente las palabras de amor que él le había enseñado, ofreciéndosele, completamente entregada.

Josef callaba. Suavemente acarició el cuerpo laxo de la muchacha, e intentó convencerla de que no era su deseo abandonarla. Le rogó que accediese a esperarlo hasta su regreso, aunque reconocía que ésa era una exigencia muy dura para ella —tan llena de vida—. Pero él no se resignaba a perderla. Dijo no merecer los insultos de cobarde, voluble o insensible, con que Dorión había pretendido herirlo, y le recordó que él había demostrado su capacidad de apreciar su belleza, de disfrutarla, y colmar su corazón de amor por ella. Pretendió tranquilizarla, asegurándole que su ausencia no sería muy prolongada: a lo sumo el lapso de un año.

—Es una eternidad.

—Y, además— prosiguió Josef, grave, tozudamente, rechazando las objeciones de Dorión: —Lo hago más en vuestro interés que en el mío.

La muchacha quedó en suspenso, con una mezcla de curiosidad, esperanza y recelo. Sin dejar de acariciarla, él le expuso su plan muy pacientemente, adornándolo para hacerlo más creíble, seguro del poder de la palabra, de su palabra, de su capacidad de persuasión. Tuvo la certeza de que lograría convencerla porque sus razones coincidían con las íntimas aspiraciones de Dorión. Su obra —le dijo—, la obra a la que se dedicaría por entero durante ese tiempo, obtendría para ella un sitio y un rango en la clase alta, como lo había soñado su padre durante toda su vida, sin alcanzarlos jamás.

Ella le hizo aún algún reproche, pero la propuesta había empezado a seducirla. El siguió hablándole muy quedo al oído, sobre su boca, sobre su pecho. La fuerza del imperio vendría de Oriente y a Oriente le estaría reservado el dominio del mundo. Josef reconocía que su visión había sido torpe hasta entonces, ofuscada y materialista, pero al fin había comprendido que dominio no es igual a poder. Oriente llegaría a dominar el mundo aunque no ostentara los signos exteriores del poder; su influjo sería sutil, profundo, espiritual. Y su libro constituiría un hito importantísimo en ese proceso.

—Dorión, mi pequeña, mi dulzura, mi pastora, ¿no veis que entre nosotros existe una unión mucho más profunda que la exterior? Vuestro padre ha estado a punto de morir de amargura porque los romanos nunca dejaron de considerarlo como a un animal extraño, una especie de faisán dorado o un elefante blanco. Pero vuestro esposo obtendrá la sortija de oro de la segunda nobleza. Y vos, la egipcia a quien los romanos menosprecian, junto a mí, el judío tratado por Roma con las mismas prevenciones y escaso respeto, conquistaremos Roma.

Dorión escuchaba, atentos los oídos y el corazón. Bebía sus palabras. Con ademán infantil enjugó sus lágrimas, suspirando entrecortadamente. Le creyó. ¡Era tan inteligente! Se dejó penetrar con delicia por sus palabras, por los matices de su voz. Ciertamente, su padre no había hecho otra cosa en su vida que pintar, y aunque no dudaba de la belleza de su arte, no podía dejar de compararlo con el hombre que estaba a su lado. Él había sublevado a su pueblo, había combatido en el frente de batalla y, finalmente, había

seducido a su vencedor, haciéndole creer que dependía de él. Su esposo, su hermoso, fuerte e inteligente esposo, extendería las fronteras del imperio de Jerusalén a Roma. El mundo entero era como un vino que colmaba la copa de Josef. Todo lo que hacía era magnífico.

Josef no cesaba de acariciarla, de cubrirla de besos. Dorión amaba su aliento, sus manos, su piel. Y cuando se unieron, ella quedó totalmente convencida. Suspiró con intensa felicidad, estrujándose y ovillándose en torno al cuerpo de Josef. Encogió las piernas como una criatura en el vientre de la madre y se durmió.

Josef, por el contrario, permaneció despierto. Le había resultado más fácil de lo que esperaba convencer a Dorión, pero a él las cosas no le parecían tan simples. Con mucha delicadeza, evitando despertarla, se desprendió de los brazos de la muchacha y apartó su cabeza. Ella se quejó ligeramente y siguió durmiendo.

Josef pensó en su libro, como si se tratara de una carga tremenda, abrumadora, amenazante. Y, sin embargo, se sentía feliz.

Honda impresión le habían causado las palabras de Vespasiano cuando evocó a Homero al referirse a su obra. No creía llegar a ser alguna vez ni el Homero de Vespasiano ni el Homero de Tito: él cantaría para su patria la Gran Guerra de su pueblo. Si sobrevenían el sufrimiento y el desastre desgarraría su voz para narrarlo, pero él alentaba la esperanza. No creía en la catástrofe. Su fe se asentaba en la alegría y en la sobrevivencia. Él mismo pactaría la paz entre Roma y Judea. Sería una paz honrosa, feliz, razonable. El verbo triunfaría: en su nombre debía partir sin demora hacia Judea. Contempló a Dorión dormida; sonriendo, la acarició con ternura. Aunque la amaba se encontraba ya muy lejos de ella.

Vespasiano anunció a Tito su propósito de encomendarle la conclusión de la campaña de Judea, durante una conversación breve, cordial aunque un poco brusca. Le habló confiadamente, como lo hace un padre a su hijo, y, apoyando un brazo en la espalda de Tito, le hizo recorrer la habitación a lo largo y a lo ancho, mientras conversaban. Le otorgaba plenos y amplios poderes sobre Oriente y sumaba una legión a las tres que le habrían correspondido. Tito estaba muy agradecido y, lleno de entusiasmo, respondió a su padre con sinceridad:

—No aspiro a ocupar el trono antes de que sea llegada la hora, creedme. No siento en mí esa sed de poder que manifiesta mi desenfrenado hermano; por el contrario, en mí está vivo el espíritu de los auténticos romanos. Espero estar un día a la cabeza de un imperio muy bien organizado, cuando deba sucederos, después de que viváis plenamente vuestra ancianidad, que será dichosa. No cometeré la tontería de abandonar un terreno firme para arriesgarme en un cenagal.

Vespasiano creyó en la sinceridad de sus palabras y quedó complacido. Le agradaba observar el rostro de Tito —pálido en el invierno alejandrino y bronceado durante el verano de Judea—. Sabía que su talante resultaba simpático al ejército y a las multitudes. Observaba las buenas líneas de su frente, el mentón breve y pronunciado de soldado, que no desmerecían a pesar de las mejillas un poco fláccidas. En ocasiones advertía en sus ojos una luz turbia e insensata que le producía cierta inquietud. Era la misma expresión que a menudo había visto en Domitila, la madre de Tito, cuando cometía los actos más estúpidos y arbitrarios y sufría accesos de histerismo. Opinaba que, probablemente por ese motivo, el caballero Capella, su primer marido, habría decidido separarse de ella. De todos modos, Vespasiano se tranquilizaba al pensar que Tito no era tonto en absoluto y apostaba porque sabría desempeñarse cuerdamente. Y, para asegurarse de ello, designó al competente Tiberio Alejandro como jefe del estado mayor durante la campaña encomendada a su hijo. «¡Por Júpiter, cuánto mejor sería que el muchacho se ocupara más de los hombres que de las mujeres de Oriente!»

Aprovechando el clima de confianza creado entre ambos —pero con mucha

prudencia—, Vespasiano abordó una vez más el espinoso tema de Berenice.

—Admito que la judía tenga más encantos en la cama que una griega o una romana— comenzó Vespasiano, dando a su voz el tono amistoso y adecuado a una conversación entre hombres.

Tito enarcó las cejas. Habría querido responder, pero en su rostro sólo apareció una expresión infantil. Aunque estas palabras lo mortificaron no podía confesar a su padre que aún no se había

unido a Berenice, habría recibido un auténtico aluvión de bromas. Apretó las mandíbulas y calló.

—Reconozco— continuó el padre —que los orientales han recibido de los dioses ciertas cualidades que a nosotros nos faltan, pero no te inquietes por ello, eso no tiene ninguna importancia— y apoyándose con una mano en el hombro de su hijo, agregó, conciliador y bondadoso: —Observa cómo los dioses de Oriente son decrépitos y débiles. El Dios invisible de los judíos, por ejemplo, aunque ha legado a sus sectarios libros muy valiosos, según me han confesado sólo puede combatir en el agua. Por esa causa al Faraón de Egipto tuvo que ahogarlo en el mar y, al comienzo de su reinado, logró dominar a los hombres sólo después de enviarles un diluvio. En tierra, como te dije, no puede actuar. Nuestros dioses, hijo mío, no tienen tantos escrúpulos de conciencia como los que atormentan a los orientales; son menos delicados y se contentan con algunos bueyes y cerdos o con la mera palabra empeñada de los hombres. No te relaciones íntimamente con un judío, te lo aconsejo. Es cierto que puede ser interesante saber que, además del Foro y el Palatino, en el mundo existen otras cosas; por supuesto, no te hará daño el trato mesurado con mujeres y profetas judíos pero, créeme, el reglamento militar romano y el código político del emperador Augusto son dos pilares que te sostendrán mejor en la vida que el conjunto de todas las Santas Escrituras de Oriente.

Tito lo escuchaba procurando no impacientarse. Admitía que el anciano le prevenía contra algunas cosas con cierta razón, pero, cuando recordaba la figura de Berenice cuando subía, deslizándose, los peldaños de una escalinata, la sabiduría política romana se hacía humo. Cuando la princesa le daba largas, evitando de esa manera responder a sus requerimientos, y le decía con su voz velada, turbadora y un poco ronca: «Dadme tiempo, querido Tito, esperemos a estar en Judea y que yo sienta el suelo de mi patria bajo mis pies: sólo entonces sabré claramente qué cosa debo hacer», no existía voluntad de vencedor o conquistador romano que pudiera resistírsele.

Aunque el imperio se extendiese por toda la superficie del mundo; aunque se enviaran legiones de uno a otro extremo de la

tierra, nunca podrían igualar la majestad de esa mujer, antigua de siglos y generaciones, más legítima y verdadera que el dominio romano, pesado y demasiado austero. Evidentemente, su padre era un anciano por cuya boca se expresaba el temor del romano de no poder competir con el refinamiento de Oriente, con su pensamiento sutil, con su ética profunda. Sin embargo, también era justo reconocer que Roma había sabido asimilar la sabiduría y la sensibilidad griegas y ya estaba suficientemente cultivada para nutrirse asimismo con la sabiduría y la sensibilidad judías. En todo caso, él se sentía capacitado para conciliar el misterio y la profundidad de Oriente con la claridad y eficacia de Roma.

La noticia de que Tito iba a poner fin a la campaña de Judea y de que el emperador regresaría pronto a Roma, provocó revuelo en Alejandría. Los «sandalias blancas» respiraron, felices al verse libres del emperador y de su severo gobernador Tiberio Alejandro, y satisfechos porque se emplearan cuatro legiones para aplastar a la insolente Judea. La antigua burla «¡Judío Apella!» volvió a difundirse. En todas partes donde hubiera judíos se los perseguía al grito de «¡Apella! ¡Apella!». Pero pronto esa injuria fue reemplazada por otra, más escueta y mordaz, que se extendió rápidamente en la ciudad, en Oriente, en el mundo entero. Su autor fue Quereas, aquel joven «sandalia blanca» a quien Josef asestara un golpe con su escribanía. Se componía de las iniciales de las tres palabras *Hierosolyma est perdita* (Jerusalén está perdida). «¡Hep! ¡Hep!», gritaban cuando veían a un judío. «¡Hep! ¡Hep!», repetían sobre todo los más jóvenes, juntando esta palabra a la otra, y en toda la ciudad resonaba el grito, estridente de «¡Hep, Apella!» «¡Hep, Apella!»

Pero la algarabía no llegó a oídos de Josef, quien junto a Berenice y al general en jefe Tiberio Alejandro, asimismo de origen judío, eran la esperanza de los judíos. Otra vez aclamaron a Josef: «*¡Marín, Marín!*» Irradiaba confianza. Conocía las intenciones de Tito y estaba convencido de que Tiberio Alejandro —cuyas ofrendas consagradas al Templo eran las más espectaculares— no permitiría su destrucción. La campaña iba a ser dura y rápida; Jerusalén acabaría por rendirse y el país, libre al fin de los «Vengadores de

Israel», renacería. Yosef ya se imaginaba ocupando un cargo de gran responsabilidad, bien en la provincia bien en Jerusalén.

De todos modos, la tarea que le había sido encomendada era ciertamente difícil. Deseaba ser el intermediario leal entre judíos y romanos, pero suponía que ninguno de los contendientes le brindaría su plena confianza. Si los romanos fracasaran, lo responsabilizarían a él; si, por el contrario, los asuntos judíos dejaran que desear, las autoridades de Jerusalén también lo harían responsable. Pero, aún previendo esta dificultad, él estaba dispuesto a superar todos los rencores y no dejarse vencer por la amargura, manteniendo su sensibilidad y su pensamiento abiertos a todas las contingencias. «¡Oh, Yahvé, ensanchad mi corazón para poder comprender la complejidad de vuestro universo! ¡Dadme más voz para alabar la grandiosidad de vuestra Creación!»

Debía ir y verlo todo, registrar en su mente cuanto ocurriera en el enfrentamiento, captar el frenesí, el espanto y su grandeza. Los años venideros revivirían los hechos a través de su palabra.

Había pasado el invierno. Bajaron las aguas del Nilo, cesaron las lluvias que habían impedido el paso en la región pantanosa cercana a Pelusio y fue posible el traslado del ejército de Nikópolis, remontando el río, hasta Judea, por la antigua vía del desierto.

Los dirigentes de la comunidad judía de Alejandría se mostraban por la calle con la misma actitud orgullosa e imperturbable de los tiempos normales, aunque la angustia desasosegaba su espíritu. La movilización los favorecía; la venta de armamentos y de provisiones para el ejército les dejaba pingües ganancias y, por otra parte, desde el principio ellos habían demostrado su oposición a los rebeldes de Judea. Ansiaban que Roma los eliminara definitivamente. Sin embargo, estaban inquietos. Temían que la expedición aniquilase indiscriminadamente a los sublevados, a la ciudad y al Templo. La fortaleza de Jerusalén estaba considerada entonces como la más invulnerable y parecía lógico suponer que el ejército rebelde, enceguecido por su fanatismo, la defendería hasta el final, aunque éste consistiera en su propia inmolación. ¿Quién podría en ese caso poner freno a la violencia desatada en los dos bandos?

Hasta ese momento, Roma había dispensado un trato correcto y ecuánime a los judíos alejandrinos; la guerra sólo se había declarado contra los judíos del imperio y los judíos alejandrinos confiaban en que el gobierno distinguiría entre una y otra tendencia. Pero sabían por experiencias pasadas que para la mayoría del pueblo los judíos eran todos iguales. Además, buena parte de la guarnición de Alejandría había sido obligada a marchar a Judea para integrarse al ejército de Tito. La angustia los abrumaba, temían que volvieran a producirse los *pogroms* que cuatro años antes habían asolado su comunidad. Sin embargo, ocultaban sus emociones y se esforzaban por demostrar lealtad al emperador y a su hijo.

El Gran Maestre Teodoro bar Daniel ofreció por aquellos días un banquete de despedida al príncipe, pese a las críticas de algunos de sus correligionarios. Asistieron los más importantes personajes: Vespasiano, Agripa, Berenice y el jefe del estado mayor Tiberio Alejandro. Josef y Dorión también habían sido invitados. Permanecieron todo el tiempo con la expresión grave y reservada. Su aspecto desmejorado fue el blanco de todas las miradas. Un centenar de personas, entre judíos y romanos, rodeaba la mesa: celebraban la partida de las tropas a la mañana siguiente, muy bien pertrechadas y compuestas por cuatro legiones: la quinta, la décima, la decimosegunda y la decimoquinta, de Siria y de Egipto, dispuestas a vencer definitivamente a la arrogante capital de los judíos. «Vuestra misión, romano, es gobernar a los pueblos, atender con interés a los que acatan la autoridad y vencer a los rebeldes.» Así había cantado el poeta cuando el fundador de la dinastía gobernaba el imperio, y ahora romanos y judíos estaban dispuestos a confirmar su palabra por la espada y por la ley.

El festín no se prolongó excesivamente. Tito habló después del breve discurso del Gran Maestre. Vestía el uniforme de gala de general en jefe y en sus ojos, claros y fríos, no se expresaba la jovialidad de otros tiempos. Para todos fue evidente el gran parecido con su padre.

Ensalzó al soldado romano, su disciplina, su templanza, su valentía y sus tradiciones.

—Otros pueblos han sido capaces de un pensamiento más profundo y más refinada sensibilidad. A nosotros los dioses nos han concedido el don de saber hacer en el momento preciso lo que es necesario. Los griegos poseen sus estatuas, los judíos su Libro, nosotros tenemos nuestros campamentos. Son una pequeña ciudad: fuertes, móviles y siempre renovados. Son la protección de los súbditos fieles, obedientes de la ley, y el terror de los temerarios que osan hacerle frente. Yo os prometo, padre mío, prometo a Roma y al mundo, que Roma estará presente en nuestro campamento: la antigua Roma, inmisericorde cuando debe serlo y compasiva cuando es posible. Ésta no será una guerra fácil, pero será una excelente guerra, conducida al modo romano.

No fueron vanas las palabras del joven jefe, porque estaban respaldadas por el pensamiento y la esencia más profundas de su raza, su energía, y la virtud viril que hizo de los habitantes de una pequeña aldea en las colinas del Tíber los amos del Lacio, de Italia, del mundo entero.

El emperador escuchó a su hijo, satisfecho y complacido, friccionando suave y maquinalmente la pierna gotosa. La judía no podría apartar a su muchacho del cumplimiento del deber. Observó con atención a Berenice, sonriendo interiormente. Ella escuchaba inmóvil, apoyando su altivo rostro moreno en la palma de la mano. Se sentía triste: él parecía haberla olvidado, como si la hubiera expulsado hasta del más recóndito pliegue de su corazón. Tito era exclusivamente un soldado, y por su oficio había aprendido a taladrar, a cortar, a matar, a pisotear. Sería muy difícil detener su mano cuando la alzara para el ataque.

Hubo un completo silencio en la sala iluminada mientras se escucharon las palabras del príncipe. El pintor Fábulo también se encontraba entre los concurrentes: había terminado el retrato de Berenice pero el príncipe no quería llevárselo, lo que Fábulo interpretó como un importante elogio de la pintura. «El retrato es tan fiel —había dicho Tito— que me atormentará sin descanso si lo llevo conmigo, y mi deber es dirigir una campaña sin permitirme ninguna distracción.»

Fábulo había envejecido, parecía más adusto que de costumbre y un poco menos grueso. Su mirada mortecina aparentaba una

indiferencia engañosa, porque el pintor no perdía detalle de lo que estaba ocurriendo. Distinguía perfectamente cada uno de esos cien rostros: los de los romanos —los amos que iban a castigar a los esclavos leprosos— y los judíos —esos condenados que lamían la mano de sus dueños. Fábulo era parco en palabras; no sabía pintar imágenes por medio del lenguaje pero, como buen artista percibía, sin necesidad de recurrir a ellas, lo que se ocultaba tras una cara, por inexpresiva que fuese. Ahí estaba el general Tiberio Alejandro, frío y elegante. Aunque había logrado lo que Fábulo deseara durante toda su vida, ese hombre rígido, hábil y poderoso no era feliz. Ninguno de los judíos que se habían reunido esa noche en el salón eran felices: ni el rey, ni Claudio Regino, ni el Gran Maestre. Los únicos que estaban alegres y satisfechos eran los romanos. Y como no eran profundos, ni el saber ni la belleza les producían inquietud. Seguirían el recto camino previamente trazado, ciertamente arduo y fatigoso, pero ellos no se inmutarían porque tenían buenas piernas y el ánimo intrépido. No cesarían de avanzar hasta llegar a la meta. Los que los homenajeaban —judíos, egipcios y griegos allí reunidos— estaban haciéndoles justicia. Los reconocían como a sus amos.

Ahí estaba también el hombre en cuyos brazos se había arrojado su hija, ese miserable, ese desecho a quien ella se había entregado. Fábulo comprendió, de todos modos, que no debía limitarse a hacer un juicio superficial. El rostro de Josef no era el de un bribón; era un combatiente que se había resistido durante mucho tiempo contra el poder; que se había adaptado sensatamente a su condición de vencido, dando a la fuerza el valor relativo que debe tener, y sirviéndose de las infinitas astucias de un luchador que reconoce la inferioridad de su situación pero no se somete.

Por resentimiento —Roma consideraba a sus escritores muy superiores de sus artistas— el pintor Fábula odiaba de la literatura; sin embargo, ese rechazo no le inhibía de ser un estudioso de las fisonomías. Mientras observaba la actitud de Josef escuchando el discurso de Tito, pensaba que ese hombre —canalla, perro vil, semental de su hija— marcharía junto al príncipe y asistiría a la destrucción de su propia ciudad sólo para escribir el relato de su caída. Lo leía con claridad en su rostro. Terminadas las palabras de

Tito, Fábulo se acercó a Josef, con un movimiento menos seguro de que lo que era habitual en él. Dorión, que lo había visto avanzar, estaba azorada. Pero no ocurrió nada especial.

—Os deseo mucha suerte, Flavio Josefo, con el libro que vais a escribir sobre la guerra— dijo Fábulo, un poco vacilante.

A la mañana siguiente, en Nikópolis, Josef embarcó en la larga nave que remontaría el Nilo. El puerto estaba atestado de soldados, bultos, cajas, equipaje. A pocos civiles se les permitió el acceso a los muelles ya que, por orden del comando, todos debieron despedirse en Alejandría. Sólo Claudio Regino pudo llegar a Nikópolis y acompañar hasta allí a Josef, como deseaba.

—Abrid vuestro corazón y vuestros ojos, joven— le dijo, antes de que Josef subiera a bordo —para que vuestro libro merezca la pena. Ciento cincuenta mil sestercios es un anticipo sin precedentes.

En el momento de la partida, Tito ordenó restablecer los puestos de señales, que Vespasiano había suprimido. A través de ellos llegaría a Roma el anuncio de la caída de Jerusalén.

LIBRO QUINTO JERUSALÉN

PASADO el primer día del mes de Nisán, las rutas de Judea se colmaron de peregrinos que se dirigían a inmolar el cordero pascual en el altar de Yahvé y celebrar la cena en la ciudad santa. La guerra civil había estallado y por los caminos merodeaban bandidos y circulaban soldados, pero los «Inconcebibles» no querían por nada del mundo renunciar a su peregrinación de Pascua. Iban varones mayores de trece años, solos o formando grandes grupos, a pie la mayoría, con el bastón en una mano y a la espalda el odre lleno de agua y el vaso de asta. Muchos montaban asnos, caballos o camellos. Los ricos se trasladaban en carrozas o en literas y a los más potentados los acompañaban su mujer y sus hijos.

Los que venían desde Babilonia llegaron por la extensa y amplia ruta real; los del sur por los precarios caminos rurales y los restantes confluyeron en la caravana a través de las tres excelentes calzadas estratégicas romanas. Rechinaban los dientes cuando debían pasar delante de las estatuas del dios Mercurio, que jalonaban las vías en toda su extensión, y con gran indignación pagaban el exorbitante impuesto que se les exigía en rutas y puentes. Sin embargo, no dejaban traslucir su rencor e inmediatamente proseguían la marcha con expresión alegre, como prescribía la Ley. Al caer la noche se lavaban los pies, se ungían el cuerpo y recitaban la bendición. Se regocijaban con la idea de ver el Templo y la ciudad santa y comer el impoluto cordero macho de un año, el día de la Pascua.

Tras los peregrinos avanzaban los romanos. Cuatro legiones completas en pie de guerra, más los contingentes auxiliares, cien mil hombres en total. El 23 de abril —o sea el día 10 del mes de Nisán, según el calendario judío— partieron de Cesarea, y el día 25 establecieron su campamento en Gabatsaúl, la población importante más próxima a Jerusalén.

Los soldados, alineados en filas de a seis, ocupaban prácticamente el ancho de la ruta y por tanto obligaban a los

peregrinos a apretujarse en los bordes del camino, pero no los importunaban; sólo detenían a los que llevaban el brazalete con la sediciosa palabra «macabeo». Los peregrinos se alarmaron al comprobar que la serpiente gigantesca formada por las legiones se extendía hasta la ciudad. Algunos de ellos vacilaron un instante pero no retrocedieron sino que, por el contrario, apretaron el paso. Apartando la mirada, avanzaban un poco temerosos, dando grandes zancadas, como si huyeran. Cuando el día 14 del mes de Nisán, víspera de la fiesta y cena pascual, los peregrinos más rezagados entraron en la ciudad, las puertas se cerraron de inmediato tras ellos, pues ya aparecían en los montes vecinos las vanguardias romanas siguiéndoles los pasos.

No les cabía duda de que no podía tratarse sino de un milagro de Yahvé —que siempre distinguía a su pueblo de Israel— que la ciudad de Jerusalén pudiera alojar en esta ocasión a los peregrinos pascuales.

Encerrada entre sus muros y cortadas las comunicaciones que la unían con las aldeas vecinas —que en otros años habían albergado a muchos de los viajeros— la ciudad desbordaba de gente. Pero a los peregrinos no parecía preocuparles la falta de espacio y se lanzaban a las inmensas galerías y patios del Templo, admirando el esplendor de Jerusalén. Tenían bastante dinero y se apretujaban, se empujaban y se ayudaban cordialmente unos a otros, en su afán por comprar en las tiendas los regalos con que pensaban obsequiar a sus amigos. Se tranquilizaban recordando que otro mes de Nisán Yahvé había salvado a los judíos de las garras de los egipcios; por eso la amenaza de los romanos, tan próxima, les causaba perplejidad pero no angustia. Les bastaba el suelo sagrado bajo los pies para sentirse seguros y felices.

Tito y su séquito hicieron alto en la cima de la colina Bellavista. A los pies de ésta, dorada por el sol y atravesada por profundas gargantas, se extendía la ciudad.

El príncipe supo apreciar plenamente la belleza de la famosa urbe rebelde que veía por primera vez. Aparecía blanca, altiva, desafiante sobre sus enhiestas colinas. Tras ella se veía un profundo y amplio panorama donde sobresalían innumerables cumbres peladas, cuyas laderas estaban cubiertas por cedros y

pinos. Contempló los valles cultivados, las terrazas con olivares y viñedos, limitando en la lejanía con la superficie reverberante del Mar Muerto. La muchedumbre se apiñaba en las callejuelas estrechas de la ciudad, pues cada palmo de terreno estaba cubierto por edificios. Y así como un paisaje apacible conducía a la ciudad bulliciosa, la ciudad bulliciosa se detenía a su vez ante la blanca y dorada superficie construida a su espalda: el imponente cuadrilátero del Templo, infinitamente delicado y puro, envuelto en el aire luminoso.

Sorprendió a Tito comprobar que los puntos más altos de Jerusalén —el fuerte Antonia y la cúpula del Templo, situados a menor altura que el sitio donde se encontraba, montado en su caballo— parecían flotar en el aire, ligeros e inaccesibles, mientras él tenía la sensación de estar clavado en tierra.

El príncipe apreció la belleza de la ciudad, y, al mismo tiempo, con ojo de buen soldado, comprobó que era inaccesible. De tres de sus flancos descendían escarpados desfiladeros y, rodeando todo el conjunto, se había construido una gigantesca muralla. Cuando ésta cayera, la ciudad aún quedaría protegida por un segundo muro, y la Ciudad Alta por un tercero. El Templo, elevado sobre una colina muy empinada, y la ciudadela, construida sobre otra elevación, constituían por sí mismas otras dos fortalezas independientes. Únicamente desde el norte, desde el punto en el cual se encontraba Tito, el terreno bajaba sin cortes profundos hacia la ciudad y el Templo. Pero por ese lado la ciudad estaba guarnecida por los muros más sólidos e inexpugnables. El panorama le impresionó por su desafiante arrogancia, provocando en él un deseo incontenible de abrirse camino a través de las espesas murallas, a hierro y fuego, y penetrar en el corazón de la ciudad rebelde.

El príncipe movió la cabeza con un leve gesto de contrariedad. Sintió sobre él la mirada de Tiberio Alejandro. Reconocía que el general era el mejor de todos los soldados de su tiempo, el más firme puntal de los Flavios. Lo admiraba. Su expresión valiente y su andar flexible le recordaban a Berenice. Ante él se sentía como un colegial. La benévola superioridad del gran jefe lo abrumaba.

No obstante su edad, Tiberio Alejandro lucía gallardo montado en su alazán árabe. Impasible, con su rostro de líneas alargadas, su

fina nariz, contemplaba la ciudad extendida a sus pies y juzgaba descabellado que ese gentío que había peregrinado hasta allí se apiñara como los pescados en salmuera. Durante un largo período había sido gobernador de Jerusalén y sabía a qué atenerse. ¿Con qué se iban a alimentar esos centenares de miles de hombres? ¿Acaso los jefes, Simeón bar Giora y Juan de Giscala, pensaban librarse de él fácilmente? ¿Podrían rechazar con sus veinticuatro mil soldados a los cien mil que él conducía? Pensó en la artillería, en los arietes de la décima, sobre todo en el gran «Julio», la magnífica máquina moderna. El veterano soldado, cargado de experiencia, abarcó la ciudad con una mirada compasiva.

Tras los muros, esos incorregibles no habían cesado de luchar entre sí. Se odiaban mutuamente más de lo que detestaban a los romanos. Durante su absurda guerra civil habían incendiado sus abundantes reservas de trigo. Juan había llegado a instalar máquinas de guerra hasta en los mismos pórticos del Templo, para atacar a Simeón.

Sereno, seguro de sí mismo y un poco fatigado, el jefe del estado mayor recorría con la mirada la inmensa mole del Templo. Su padre había hecho colocar los ornamentos de las puertas interiores, esculpidos en oro, plata y bronce de Corinto, cuyo valor equivalía a la suma de los impuestos de toda una provincia. Sin embargo, su propio padre, Gran Maestre de los judíos de Alejandría, lo había animado cuando aún era un niño a abjurar del judaísmo. Le estaba agradecido por ello; privarse de la influencia de la lógica y racional civilización griega habría sido un crimen.

Con cierta ironía observó al secretario e intérprete del príncipe, que estaba contemplando la ciudad con visible inquietud. Este hombre pretendía asociar el judaísmo al helenismo. Imposible, querido amigo: no se pueden conciliar Jerusalén y Roma, a Isaías y Epicuro. Por favor: decidíos por una de las dos.

A su lado estaba el rey Agripa; en su rostro quizá demasiado blando se dibujaba su habitual sonrisa amable. Habría preferido ser un peregrino a encontrarse al mando de cinco mil soldados de caballería. Hacía cuatro años que no volvía a la ciudad, desde que ese pueblo insensato lo expulsara, después de pronunciar su gran discurso pacifista. Apasionado de la arquitectura, la ciudad

encaramada en su colina, llena de luz y bullicio, le inspiraba amor y profunda piedad. Cuando a los dieciocho mil obreros que construyeron el Templo les faltó ocupación, él les hizo repavimentar a su costa todas las calles de Jerusalén. Los macabeos habían reclutado a una parte de esos trabajadores y se habían atrevido a nombrar Gran Sacerdote a uno de ellos, llamado Fanias, para escándalo de los aristócratas. ¡En qué estado habían dejado los edificios de Agripa, el palacio de Herodes y el mucho más antiguo de los Macabeos! Le costaba mucho esfuerzo dominar sus emociones y mantenerse indiferente ante este espectáculo.

Alrededor se afanaban los soldados. Contrastando con el silencio de los jefes, inmóviles en la altura, retumbaba el sonido de las palas y las hachas. Estaban instalando el campamento, y era preciso allanar el terreno para hacer más fácil el asentamiento. Rellenaban hoyos por un lado, allanaban montículos por el otro, abatían viñedos, olivares y árboles frutales en el vergel que rodeaba Jerusalén. Arrasaban las villas del Monte de los Olivos, los almacenes de los hermanos Hanán. *Solo adaequare* —nivelar el suelo—, ésa era la expresión que designaba esta etapa del trabajo, la primera y más sencilla de las reglas para comenzar el asedio, la más elemental de todas las que se enseñaban a los aprendices del arte militar. El rey judío, firme sobre el caballo, traslucía cierto cansancio que, sin embargo, no alteraba su calma. Había llegado a la edad de cuarenta y dos años y nunca antes había renegado del mundo, pese a su estupidez y su barbarie. Pero ese día el espectáculo le resultó demasiado penoso.

De todos ellos, sólo Josef no conseguía dominar sus sentimientos. Con el mismo procedimiento las legiones romanas habían formado un círculo asfixiante en Jotapata. Sabía por experiencia que pretender resistirse lindaba con la locura. Si racionalmente estaba con los romanos, sus sentimientos lo impulsaban hacia sus contrarios. No podía soportar el ruido de las hachas, palas y martillos destrozando la magnífica campiña que abrazaba la ciudad de Jerusalén.

Un ruido formidable se expandió desde el Templo. Los caballos se agitaron nerviosos.

—¿Qué es eso?— preguntó el príncipe.

—Es la *magrefá*— repuso Josef —la trompeta de cien notas. Su sonido se escucha hasta Jericó.

—Vuestro Yahvé posee una voz poderosa— comentó Tito. Por un instante se produjo un silencio prolongado y molesto, que el príncipe interrumpió:

—¿Qué pensáis de esto, señores?— Su voz sonó aguda, su tono fue más autoritario que interrogante. —¿Cuánto tiempo será necesario para tomar la ciudad? Yo opino que, si todo va bien, nos llevará tres semanas, si va mal, dos meses. Me gustaría estar en Roma en la fiesta del caballo, en octubre.

Tres jefes militares se habían disputado hasta entonces el poder absoluto en Jerusalén. Simeón bar Giora gobernaba la Ciudad Alta, Juan de Giscala la Baja y el barrio del sur, fuera del distrito del Templo, y el doctor Eleazar ben Simeón el interior de este distrito, el propio edificio del Templo y la fortaleza Antonia.

Cuando la víspera de la Pascua los peregrinos afluyeron masivamente al Templo para inmolar su cordero a Yahvé, Eleazar no se atrevió a prohibirles la entrada a los patios interiores. Pero Juan de Giscala había mezclado entre los peregrinos a un buen número de soldados, y éstos, una vez llegados al recinto del Templo y ante el inmenso altar de los holocaustos, dejaron caer las vestiduras bajo las cuales ocultaban sus armas y asesinaron a los oficiales de Eleazar, a quien, seguidamente, tomaron prisionero. Juan, que de esta forma llegó a dominar el distrito del Templo, propuso a Simeón bar Giora combatir juntos contra el enemigo que ya estaba a las puertas de la ciudad, y lo invitó a compartir el cordero pascual en el palacio de la princesa Grapte, donde él se había instalado.

A la puesta del sol, el pequeño y astuto Juan esperaba satisfecho a su antiguo enemigo y nuevo compañero de armas, en el pórtico del palacio de la princesa. Simeón caminó ante la guardia que le rindió honores y subió la escalinata. Iba armado, así como sus compañeros. Juan lamentó por un instante encontrarse sin armas, pero pronto se tranquilizó. Retrocedió respetuosamente tres pasos, como era de rigor, hizo una profunda reverencia, y dijo:

—Os agradezco, querido Simeón, que hayáis venido.

Pasaron al interior. El palacio, que en tiempos de la princesa transjordana había sido amueblado lujosamente, acababa de ser saqueado y presentaba el aspecto de un cuartel.

Simeón bar Giora recorría los aposentos vacíos en compañía de Juan, examinándolo todo con sus pequeños ojos castaños. Pensaba en el sufrimiento que le había causado Juan cuando secuestró a su esposa y, para lograr de él ciertas concesiones, la retuvo como rehén; ambos se habían atacado como animales feroces. Lo odiaba y, sin embargo, no podía ocultar la admiración que le producía la astucia de Juan. Quizá Yahvé no le perdonaría haber desenvainado las espadas ocultas bajo las ropas de peregrino ante su altar de piedras toscas que nunca debían ser mancilladas por el hierro, pero él admiraba el ingenio y la valentía del autor de semejante ardid. Seguía avanzando, con rencor y respeto por su huésped.

Hicieron asar el cordero directamente sobre el fuego, como está prescrito por la Ley: entero y con las patas hacia arriba. Dijeron las oraciones, las lecturas prescriptas sobre la fuga de Egipto. Comieron con apetito la carne y el pan ácimo, de acuerdo con los mandamientos, y hierbas amargas, según está ordenado, en memoria de la amarga esclavitud en Egipto. En realidad, las plagas con las cuales Yahvé hiriera a los egipcios parecían un poco risibles cuando se las comparaba con lo que ellos mismos habían sufrido y, por otra parte, el ejército romano era seguramente mucho más temible que el del Faraón. Pero eso ahora no tenía importancia. Ambos se encontraban bajo el mismo techo y, aunque a medias, se habían reconciliado. Por lo demás, el vino era excelente: vino de Eschkol que caldeaba sus corazones embrutecidos. Simeón bar Giora parecía taciturno pero los otros estaban alegres.

Después de la cena se instalaron más cerca uno del otro y bebieron juntos las cuatro últimas copas de vino prescritas; ordenaron a las mujeres y a los hombres de su séquito que se retirasen, y se quedaron solos.

—¿Querríais cederme, a mí y a mis tropas, una parte de vuestras máquinas de guerra?

Así, con esta pregunta, Simeón bar Giora inició la conversación. Aún estaba un poco receloso y su tono ciertamente fue más

imperativo que suplicante. Juan lo miró. Ambos estaban agotados, desalentados e irritados por tantas fatigas, sufrimientos y decepciones. Juan se preguntó cómo era posible que un hombre tan joven tuviera tan mal humor. Menos de tres años atrás, Simeón parecía irradiar un aura como la del mismo Templo.

—Vos podéis disponer de todas mis máquinas— contestó Juan con franqueza, incluso afectuosamente. —No es a Simeón bar Giora sino a los romanos a quienes quiero combatir.

—Os lo agradezco— repuso Simeón, y en sus pequeños ojos castaños asomó nuevamente el destello de la vehemente confianza de antaño. —Ésta es una buena víspera de Pascua, porque Yahvé os ha abierto el espíritu hacia mí. Defenderemos Jerusalén y aniquilaremos a los romanos.

Simeón parecía joven y esbelto comparado con Juan, que estaba bastante obeso. Éste jugueteaba con sus gruesos dedos de labriego en la gran copa de vino vacía —los preceptos prohibían beber más de cuatro veces su contenido.

—No salvaremos Jerusalén, hermano Simeón— dijo entonces. —Seremos aniquilados nosotros y no los romanos. Pero está muy bien que haya gente confiada como vos— y su mirada fue amistosa y cordial.

—Yo sé— repuso Simeón apasionadamente —que Yahvé nos dará la victoria y vos también lo sabéis.

Juan echó una mirada reflexiva a su brazalete, donde se leía la palabra «macabeo».

—No quiero discutir con vos, hermano Simeón, sobre cuál es el motivo de que en Jerusalén yo tenga menos esperanza de la que tenía en Galilea.

—No hablemos de la sangre y el fuego que nos separó. No ha sido vuestra la falta ni mía, sino de los doctores y de los aristócratas — dijo Simeón, con tono contenido.

—Es cierto— y tocándole con el codo familiarmente, exclamó: —Pero vos les habéis hecho pagar bien. Los señores doctores no han tenido otro remedio que brincar con sus largas vestiduras como muñecos de cuerda sirios. El viejo sacerdote Anán, que en *el* Gran Consejo se daba aires como si fuera la representación de la cólera de Yahvé, cayó muerto, desnudo y lleno de porquería, que no

causaba ningún placer verlo. Ya nunca más podrá echaros de la Sala Cuadrangular.

—Doy fe de que vos— repuso Simeón con un esbozo de sonrisa que animó su rostro taciturno, querido Juan, no habéis estado mucho más suave que yo. La forma como habéis liquidado a los últimos aristócratas, los hijos de los arciprestes, o como hicisteis designar por suertes al albañil Fanias como Sumo Sacerdote, o como obligasteis a esos imbéciles a realizar la ceremonia de su investidura, no son para citar como modelo de una vida piadosa y ejemplar.

—No digáis nada en contra del Sumo Sacerdote Fanias— agregó Juan, sonriendo satisfecho. —Reconozco, hermano Simeón, que es un poco pesado, pero es un buen hombre y, finalmente, es un obrero no un aristócrata. Es de los nuestros. Por otra parte, fue el azar quien lo designó.

—¿Y vos no ayudasteis un poco a su suerte?— preguntó malicioso Simeón.

—Nosotros estamos en el mismo campo. Tu Gerasa y mi Giscala están bastante próximas. Vamos, hermano Simeón, paisano mío, abrázame.

Simeón vaciló un instante y abrió los brazos.

Después —era ya cerca de la medianoche— salieron a inspeccionar las murallas y puestos de guardia. Tropezaron varias veces con peregrinos dormidos, pues las casas eran insuficientes para albergados. Estaban en todos los pórticos, en todas las calles, a veces en tiendas improvisadas o, simplemente, envueltos en su manto. La noche era fresca. En el aire flotaba un olor pesado, producido por la aglomeración y la carne asada. Por todas partes se veían trazas de la guerra civil; el enemigo rodeaba las murallas, y las calles de Jerusalén no eran un lecho confortable, pero los peregrinos dormían bien. Era la noche de la protección y ellos tenían fe en que Yahvé echaría al mar a los romanos, a sus caballos y sus carros, como lo hiciera antiguamente con los egipcios. Simeón y Juan caminaban procurando no hacer ruido y daban a menudo un largo rodeo para no molestar a los durmientes.

Ambos sintieron curiosidad profesional por conocer las respectivas medidas defensivas. Comprobaron que en todas partes

reinaba el orden y la disciplina; con regularidad reglamentaria se sucedían las voces de los centinelas.

Llegó el alba, y del otro lado de las murallas resonaron las señales romanas. De pronto, desde el Templo se expandió el estrépito formidable que producía la gran puerta del santuario al abrirse y se oyó la voz poderosa de la *magrefá*, anunciando el comienzo del servicio divino y cubriendo el estruendo de los enemigos.

Las legiones habían comenzado el trabajo de zapa. Los romanos fueron blanco de algunos proyectiles y, a su vez, respondieron con otros. Regularmente, en cuanto se oía el silbido de una pesada carga romana, los centinelas judíos advertían a sus compañeros, gritándoles en arameo: «¡Proyectil!», y éstos se retiraban, entre risas, a sus refugios. Desde la torre Psefino, Simeón y Juan observaban el comienzo del combate.

—Será una buena jornada, hermano Juan— dijo Simeón.

—La jornada será buena, hermano Simeón— replicó el otro.

Los proyectiles romanos continuaron llegando, primero muy visibles debido a su color blanco, y al grito de «¡Proyectil!», los soldados judíos se echaban a tierra, divertidos, pero después aparecieron balas romanas invisibles, camufladas con pintura, que produjeron muchas bajas entre los soldados judíos apostados en la muralla, y entonces ya nadie se atrevió a reír.

El día 11 de mayo el vidriero Alexas se dirigió desde la fábrica, que ahora había convertido en su domicilio, a la casa de su padre Nahúm, en la calle de los Perfumadores, en la Ciudad Nueva. Durante la noche anterior, a pesar de la resistencia judía, los romanos habían instalado los arietes al pie de los muros y toda la Ciudad Nueva había empezado a sacudirse al ritmo de los golpes sordos de «Julio», la más poderosa máquina romana de guerra. Alexas abrigaba la esperanza de convencer a su padre de que debía refugiarse con su familia y sus bienes en la Ciudad Alta.

Nahúm ben Nahúm estaba sentado en el suelo con las piernas cruzadas, rodeado de cojines, bajo el voluminoso racimo de cristal que había colocado en la puerta de su tienda. Ese día se habían acercado muchos peregrinos y habían estado regateando el precio de una preciosa pieza de cristal recubierto de oro, un Jerusalén

dorado y un broche para el pelo. Indiferente a los compradores, el doctor Nittai, meciendo el cuerpo, salmodiaba con una especie de gruñido la eterna cantilena de los pasajes doctrinales. Nahúm ben Nahum ni apremiaba ni intervenía en las conversaciones de los clientes. Finalmente, éstos se fueron. Nahúm se volvió hacia su hijo y le dijo:

—Ya volverán. A más tardar dentro de una semana el recibo de compra sellado estará guardado en los archivos.

Parecía completamente normal; la barba cuadrada se veía perfectamente recortada y su rostro estaba tan lozano como siempre. De sus palabras emanaba una gran confianza, pero para Alexas fue evidente que esa fachada optimista escondía la angustia que su padre quería ocultarle. De todos modos, Alexas pensó que, pese a esta obstinada voluntad de demostrar tranquilidad, los golpes tan próximos de «Julio» persuadirían a su padre de que toda la Ciudad Nueva, su casa y su fábrica corrían peligro. Probablemente en pocas semanas o quizá en pocos días más los romanos estarían ocupando ese mismo lugar donde ahora ellos conversaban tranquilamente. Era preciso que su padre fuera consciente de la realidad y se refugiara en su casa. Le habría bastado caminar un corto trecho hacia la muralla para ver desde allí la intensa actividad de las máquinas romanas.

Pero Nahúm no quería perder el optimismo. ¿No sería un crimen ceder a las recomendaciones de su hijo y huir de la ciudad antes de la celebración de la Pascua? Las ventas iban mejor que nunca. ¿Acaso no era una bendición que los peregrinos, obligados a permanecer en la ciudad, dieran vueltas todo el día alrededor de las tiendas y de los bazares? Gracias a Dios no se había dejado convencer por Alexas.

Alexas lo dejó hablar sin interrumpirlo. Después, con calma y pertinacia, reanudó el ataque:

—Padre, hasta en la fortaleza Fasael reconocen en este momento su impotencia para defender la muralla exterior. En la calle de los Herreros y en la de los Roperos, muchas tiendas han sido cenadas y los dueños ya se instalaron en la Ciudad Alta. Sed razonable, dejad que se apague vuestro horno y venid conmigo.

El joven Efraím se acercó. Estaba enfurecido por las palabras de Alexas.

—Nos defenderemos muy bien en la Ciudad Nueva— dijo exaltadamente. —Deberían encerraros a vos en la fortaleza Fasael. Sois peor que el visionario amarillo.

El llamado «visionario amarillo» era un profeta que por entonces reprochaba a los macabeos su política extremista, aconsejándoles negociar la paz y la rendición. En el rostro de Alexas apareció una sonrisa lúgubre y tan sólo respondió:

—Querría poseer la fuerza y la elocuencia de ese profeta.

Nahúm meneó la cabeza y acarició la abundante cabellera oscura de su hijo menor. Los impactos del gran «Julio» retumbaban con una regularidad verdaderamente aterradora, no lo podía negar. Había visto a muchos de sus vecinos abandonar la Ciudad Nueva para buscar refugio en la Ciudad Alta, que se consideraba menos vulnerable, y se asombraba de que los «Vengadores de Israel», amos indiscutibles de Jerusalén, lo toleraran, pues ellos se caracterizaban por su severidad (quizá excesiva, pensó el vidriero, pero se abstuvo de comentarlo en voz alta). Por otra parte, era imposible que lo ignoraran teniendo un oído tan fino. A menudo él mismo había visto cómo se llevaban a algunos vecinos muy respetables a la fortaleza Fasael o a las murallas, para ejecutarlos por haber sido sorprendidos haciendo comentarios inconvenientes.

—Dirigiéndose al doctor Nittai le comentó:

—Mi hijo Alexas me aconseja que nos traslademos a su casa, en la Ciudad Alta, pero el pequeño Efraím asegura que ellos defenderán la Ciudad Nueva. ¿Qué debemos hacer, doctor y señor mío?

El enjuto doctor dirigió a Nahúm una mirada sobresaltada. —El mundo entero es una trampa— contestó, —sólo el Templo es seguro.

Sin embargo, el soplador de vidrio Nahúm no pudo decidirse ese día. Pero a la mañana siguiente se vistió con la gastada ropa de trabajo que no usaba desde hacía mucho tiempo por haberse dedicado exclusivamente a tratar con los clientes. Sentado ante el horno y rodeado de sus hijos y obreros, de acuerdo con una antigua tradición que hacía mucho tiempo no practicaba, sujetó con la pala

una masa translúcida de arena de Belo en fusión, alargó un extremo con una pinza y modeló con la mano una hermosa copa redonda. Inmediatamente dio orden de apagar el gran horno ovalado, que durante largos años había permanecido encendido, y mientras observaba extinguirse el fuego, pronunció la oración que corresponde a los que presencian una defunción: «Loado seáis, oh Yahvé, juez equitativo». Luego se encaminó a la Ciudad Alta, a la casa de Alexas, acompañado de su mujer, sus hijos, sus ayudantes, sus caballos, sus asnos y todos los enseres transportables.

—Quien se expone a un peligro— dijo, —sucumbe. A quien espera demasiado tiempo, Yahvé le retira su protección. Si deseáis acogernos, habitaremos en vuestra casa hasta que los romanos hayan partido.

De los ojos del vidriero Alexas desapareció la preocupación; por primera vez después de muchos años volvía a notársele un extraordinario parecido con su padre. Retrocedió respetuosamente tres pasos, se llevó la mano a la frente y dijo, después de hacer una profunda reverencia:

—Las decisiones de mi progenitor son las mías. Mi humilde casa se alegra cuando mi padre entra en ella.

Tres días después, los romanos se apoderaron de las murallas exteriores. Saquearon la Ciudad Nueva, devastaron las tiendas y talleres de los sastres, herreros, alfareros y la vidriería de Nahúm. Arrasaron todo el barrio, y colocaron al pie de la segunda muralla sus trincheras y máquinas.

El vidriero Nahúm acarició su espesa barba negra, sembrada ya de pelos grises, meneó la cabeza, y dijo:

—Cuando los romanos hayan partido, construiremos un horno más grande.

Pero cuando se quedaba solo, entrecerraba sus hermosos ojos y la inquietud se apoderaba de él. Entonces el parecido con su hijo Alexas se acentuaba.

«¡Ah!» se lamentaba el vidriero. «¡Nahúm, el mejor vidriero de Jerusalén desde hace cien años! Has vivido de acuerdo con la Ley: los doctores te han permitido recortar la hermosa barba que Yahvé te ha dado para que la masa hirviente del vidrio no la chamuscara. El doctor Nittai ha vivido a tus expensas en tu fábrica, y ahora,

¿dónde ha venido a parar Nahúm ben Nahúm? Quizá los macabeos sean muy valientes y temerosos de Dios pero Yahvé no puede bendecir una empresa a causa de la cual el vidriero Nahúm se arruina. Habría que pactar con el enemigo. Mi hijo Alexas lo ha dicho siempre. Se debería pactar la paz. Pero, desgraciadamente, esto no se puede decir en voz alta porque pueden llevarlo a uno a la fortaleza Fasael.»

En esa época el precio de los alimentos aumentó considerablemente en Jerusalén. Alexas compraba cuantos víveres podía conseguir; su padre meneaba la cabeza, y su hermano Efraím le reprochaba violentamente su escasa confianza. Pero Alexas continuaba abasteciéndose y escondiendo algunas provisiones bajo tierra.

El 30 de mayo los romanos tomaron por asalto la segunda muralla. Esta victoria les costó grandes pérdidas en hombres y pertrechos, pues Simeón bar Giora defendió los muros con tenacidad y también con eficacia. Durante una semana los sitiadores debieron permanecer día y noche sobre las armas.

Tito concedió un descanso a sus tropas extenuadas. Finalmente, hizo distribuir la soldada y durante la inspección a las tropas ordenó que se entregaran los galardones a los soldados y oficiales que los habían merecido. El acto se efectuó con gran solemnidad.

Desde su partida de Cesarea había evitado cuidadosamente el encuentro con Berenice. Ni siquiera tenía en su tienda el hermoso retrato de la princesa pintado por

Fábulo porque temía que su presencia, aun en imagen, lo distrajese del cumplimiento de sus deberes. Pero aquel día sintió deseos de concederse una tregua y envió a un mensajero con el único cometido de rogar a Berenice que fuera a visitarlo.

Mientras cabalgaba hacia el lugar de la cita tuvo la impresión de estar cometiendo un error. Había comprobado que cuando ella se encontraba lejos las ideas le surgían claras y ordenadas como corresponde a un buen soldado; en cambio, junto a Berenice su mente parecía confusa; su rostro, su perfume, su andar cadencioso, la leve ronquera de su voz le hacían perder seguridad.

En la mañana del 3 de junio, Tito pasó revista a las tropas en compañía de la princesa. Hicieron el trayecto lejos del alcance de los proyectiles de los asediados, pero manteniéndose perfectamente visibles para éstos. Las legiones desfilaron en grupos de seis con el armamento completo y la espada desenvainada. Los caballeros conducían por la brida las parejas de caballos y las insignias resplandecían al sol. Desde lejos, el conjunto parecía revestido de oro y plata. En las murallas, los judíos contemplaban el espectáculo. La muchedumbre se agolpaba en todo el sector norte sobre los techos de las galerías de columnas, y hasta en la parte superior del Templo, para asistir a la exhibición de poderío, fuerza y fastuosidad de su enemigo, a la luz del sol radiante.

Después del desfile, Tito distribuyó las recompensas. Los romanos eran muy parcos respecto a otorgar banderillas, lanzas o cadenas de oro o de plata: de los cien mil hombres que componían el ejército sólo había un centenar de condecorados. Entre ellos destacaba un oficial subalterno, el centurión Pedán, del primer manípulo de la primera cohorte de la quinta legión. Contaba exactamente cincuenta años y era bastante grueso; se rasuraba la barba cuidadosamente, era rubicundo y en su cabellera rubia ya asomaban algunos cabellos grises. Tenía un ojo de vidrio y su verdadero ojo, de color azul, resultaba un poco inquietante, brillando por encima de su nariz ancha e insolente. A Pedán ya se le había distinguido con la más alta condecoración que podía ostentar un soldado: la corona gramínea, cuya atribución se reservaba no para los generales sino exclusivamente para la tropa, y sólo a aquellos que por su prudencia y valentía hubieran salvado a sus compañeros de un grave peligro.

La corona había sido tejida con hojas de una hierba que crecía en un valle de Armenia, donde, a las órdenes del general Corbulón, Pedán había impedido, gracias a su astucia y sangre fría, que el cuerpo de su ejército cayese en la maniobra envolvente de los partos, cuya fuerza era superior. Este oficial era el favorito de las tropas, por su temeridad y audacia imprevisibles y su lenguaje popular y malicioso.

La cadena de honor que le entregaba Tito ese día no constituía gran cosa para él. El primer centurión de la legión quinta pronunció

negligentemente la fórmula de agradecimiento prescrita y, enseguida, con una voz estridente que fue oída a bastante distancia, dijo:

—Quiero haceros una pregunta, mi general: ¿vos también tenéis pulgas? Si no terminamos pronto lo que tenemos que hacer aquí, con seguridad las cogeréis. Hacedle un favor al centurión Pedán: os devuelvo esta cadena si me permitís ser el primero que arroje una antorcha encendida en ese agujero maldito donde los cerdos judíos esconden a su Dios.

El príncipe fue consciente de la ansiedad con que Berenice esperó su respuesta y, bastante molesto, repuso:

—Lo que haremos del Templo depende de mi padre, el emperador. En todo caso, nadie se sentirá más feliz que yo por otorgaros una segunda condecoración—. Tito se sintió abrumado por no haber podido encontrar una respuesta menos lamentable.

Josef también recibió una pequeña medalla que colocó en su coraza.

—Recibid, Flavio Josefo, el agradecimiento del general y del ejército— fueron las palabras de Tito al entregársela.

Josef observó la placa de plata con sentimientos contradictorios. En ella se había grabado la imagen de la Medusa, y aunque de sobra sabía que Tito deseaba halagarlo, incluyéndolo entre los más destacados, le causaba dolor comprobar cuán poco esfuerzo hacía el príncipe para comprenderlo. Una cabeza de Medusa era doblemente ofensiva para él, por ser una representación prohibida de la imagen humana y un símbolo de idolatría. No era posible el entendimiento entre judíos y romanos. No dudaba de la sincera amistad del príncipe, pero le sorprendía su incapacidad para percibir que esa medalla era para él más una afrenta que un honor. Aunque triste e incómodo, supo dominar sus sentimientos.

—Soy yo— repuso respetuosamente, de acuerdo con la fórmula — quien debe agradecer al general y al ejército. Me esforzaré por ser digno de esta distinción.

Y tomó la medalla. Berenice permanecía altiva y aparentemente impasible. Los judíos apiñados en las murallas y sobre los techos contemplaban la escena. La luz del sol era deslumbrante.

Mientras tanto, la irritación del príncipe contra sí mismo crecía por momentos. ¿Por qué se le había ocurrido organizar esa parada? Berenice conocía tan bien como él el comportamiento del ejército romano. Presentárselo con tanto aparato no había demostrado otra cosa que su falta de tacto, nada más que un signo de barbarie. ¡Si al menos esa muchedumbre de judíos silenciosos hubiesen gritado o insultado! Su mutismo había sido la manifestación de su profundo desprecio. Ni siquiera Berenice había dicho una sola palabra durante el acto. El silencio de los judíos le causaba honda preocupación.

A pesar de su insatisfacción y desconcierto, se le ocurrió reemprender las negociaciones de paz. Así, como preámbulo de un intento de acuerdo, el desfile de las tropas estaría perfectamente justificado. El jefe de un ejército de la categoría del suyo podía permitirse invitar al enemigo a entablar negociaciones, sin que la iniciativa debiera interpretarse como una muestra de debilidad. Sin embargo, no era nada sencillo llevar a la práctica tal decisión: su padre seguía calificando eufemísticamente de «policial» la expedición militar, mientras Tito opinaba exactamente lo contrario. Tanto él como su ejército esperaban que la conclusión de sus penurias fuese recompensada con el triunfo en Roma —un espectáculo magnífico, glorioso—, que no tendría justificación si la operación terminaba en una paz concertada. En ese caso, el triunfo se les escaparía de las manos. Sin embargo, consideró que debía respetar las directivas de Roma, cuyas miras eran de largo alcance, y proponer la reconciliación.

Se sintió más seguro. La revista de las tropas y la presencia de Berenice le parecieron entonces lógicas. En su semblante y en su voz se manifestaron la jovialidad y la confianza de tiempos pasados. Estaba satisfecho de su ejército y la presencia de la princesa lo hacía feliz.

Las conversaciones entre romanos y judíos transcurrieron en las proximidades de la torre Psefino, fácil blanco para los proyectiles de los asediados.

Los romanos, atrincherados en su campamento, y los judíos encaramados en sus murallas, fueron espectadores del encuentro de los representantes. En nombre de los sitiadores habló Josef; en

nombre de los defensores, el doctor y maestro Amrám, su antiguo amigo de infancia. En ningún momento los judíos olvidaron que debían alejarse de Josef el espacio prescrito de siete pasos. Estuvieron impasibles mientras duró la conversación; no dirigieron ni una sola vez la palabra a Josef como si para ellos sólo existiesen los dos romanos que lo acompañaron.

El grupo se situó sobre un terreno llano inundado de sol. Josef no estaba armado; se había preparado fervorosamente para persuadir a sus compatriotas, a los mismos que continuamente le recordaban su odio de mil maneras. En el campamento le habían mostrado unas balas de plomo y otros proyectiles arrojados desde las murallas que tenían grabada en arameo la frase: «Hiere a Josef». Se había enterado de que su padre y su hermano padecían un trato cruel en la fortaleza Fasael, pero nada lo arredró: había desterrado la amargura de su corazón, había orado y ayunado para que Yahvé diera fuerza a sus palabras.

No podía dominar su impaciencia y se movía de un lado al otro. Cuando llegó el momento de hablar, se puso de pie de un salto. Su silueta espigada destacaba a la luz del sol y sus ojos brillaban enfebrecidos por el ayuno y su ansia desesperada de convencer. Pero frente a él sólo vio el rostro hermético y hosco del doctor Amrám. Desde la caída de Jotapata sólo sabía de éste que había exigido el anatema contra él. Nada bueno auguraba, por tanto, que hubiese sido elegido quien tanto afecto le profesó cuando fueron compañeros como odio violento le demostró más tarde.

Las propuestas de Josef fueron, como siempre, moderadas. No tomarlas en cuenta, según él, demostraba insensatez. Dirigiéndose a los representantes judíos les imploró que concertaran la paz. Los romanos —aseguró—, se comprometían a restablecer la situación anterior a la sublevación y garantizarían la vida de todos los que no se habían levantado en armas en la ciudad sitiada, así como a respetar la autonomía del Templo. Sólo exigían que la guarnición de la ciudad depusiera las armas. Al dirigirse al doctor Amrám sus palabras fluyeron con la salmodia y las fórmulas de las antiguas disquisiciones teológico— jurídicas, tan familiares para ambos.

—¿Qué podéis perder si entregáis la ciudad? ¿Qué vais a ganar si no lo hacéis? Entregadla y la población civil, el Templo y el

culto de Yahvé estarán a salvo. Si, por el contrario, la ciudad es tomada por la fuerza, todo se habrá perdido, ejército, población y Templo. «El ejército no es ni más ni menos culpable que nosotros pues ha ejecutado nuestra voluntad», diréis, y es posible que llevéis la razón en eso. Pero, ¿acaso no enviáis el chivo expiatorio al desierto, cargándolo con todos vuestros pecados? Enviad el ejército a los romanos y lograréis que sólo unos pocos expíen lo que, de no ser así, tendréis que expiar todos.— Con súplicas, apasionadamente, daba pasos acercándose al doctor Amrám, pero éste inmediatamente retrocedía para recuperar la distancia de siete pasos.

Cuando Josef concluyó, Amrám expuso fríamente sus propias condiciones. Habría preferido expresarse en arameo, pero como no quería dirigirse particularmente a Josef, habló en latín. Sus exigencias consistieron que se permitiera a la guarnición retirarse libremente, rindiendo honores a sus jefes Simeón bar Giora y Juan de Giscala, y que se dieran garantías de que el ejército romano no sería nuevamente enviado contra Jerusalén. Estas condiciones, extremadamente difíciles de satisfacer por los romanos, habían sido propuestas con la intención de llevar al fracaso cualquier negociación.

A medida que avanzaba su discurso, y a pesar de la apariencia coherente y precisa de sus propuestas, fueron perceptibles en el rostro hosco de Amrám los signos de una arrogante extravagancia. Josef escuchaba, en cuclillas, abatido por la tristeza que le producía su propia impotencia. Desde las altas murallas muchos hombres observaban la escena, paso a paso. Uno de ellos, ofuscado, fanático, con la mirada extraviada, pegado al muro como si formara parte de él, comenzó a insultar a Josef. Hablarle razonablemente habría sido tan inútil como hablar con el muro. La cara de ese joven le pareció conocida, bien podía ser alguno de aquellos que en Judea, mirándolo devotamente, lo habían aclamado al grito de «*¡Marín, Marín!*»

El legado Paulino dijo algunas palabras amistosas y sensatas:

—Señores, no nos separemos de este modo— les pidió. —Presentadnos alguna otra propuesta más factible.

El doctor Amrám se acercó a sus dos compañeros y comentó algo con ellos, en voz muy baja. Enseguida, en su trabajoso latín, en tono muy enérgico aunque cortés, declaró:

—Está bien, haremos otra propuesta. Entregadnos a las personas que nosotros consideramos culpables, y aceptaremos vuestras condiciones.

—¿Quiénes son?— preguntó Paulino con desconfianza.

—Son Agripa, ex rey de los judíos; Berenice, ex princesa de

Judea, y Flavio Josefo, ex sacerdote de primera categoría. — Imposible— respondió el legado.

Los romanos hicieron ademán de retirarse. En ese momento, de las murallas partió el grito de «¡Hiere a Josef!» y, simultáneamente, una flecha se abatió sobre éste, que sólo pudo alcanzar a ver cómo apartaban a su atacante del sitio que había estado ocupando en la muralla. Había sido el gran fanático de expresión obtusa. Después Josef cayó desplomado, la flecha penetró en el antebrazo derecho, pero fue la conmoción, mucho más que el efecto de la herida, lo que derribó a Josef.

El príncipe Tito sintió gran contrariedad por el fracaso de las negociaciones. Sólo por consideración a Berenice había intentado algo tan absurdo; evidentemente ella oscurecía su mente, le impedía seguir rectamente su camino. Tenía que terminar con esa mujer.

¿Cuáles habían sido las condiciones de Berenice?: «Si el bosque de Tecoa está en pie el día en que los romanos entren en Jerusalén, Tito podrá encargar la construcción del lecho nupcial con la madera de sus pinos». Las condiciones estaban cumplidas. No le cabía la menor duda de que tomaría Jerusalén. Había dado al centurión Valens, al mando en Tecoa, la orden de abatir tres árboles: el lecho estaría listo esa misma noche, por tanto ordenó que, una vez terminado, fuera transportado a su tienda. Cenaría a solas con Berenice; no estaba dispuesto a aguardar más. Pero el lecho no se pudo construir porque ya no quedaban pinos en el bosquecillo de Tecoa. Tito, enfurecido, arrojaba espuma por la boca. Si él había dado instrucciones precisas de que el bosquecillo permaneciera intacto y el centurión Valens las conocía, ¿por qué habían sido arrancados los árboles? El centurión Valens respondió que el

general Tiberio Alejandro había dado la contraorden, pues hacía falta madera para construir trincheras y empalizadas. Y aunque Valens, vacilante, había solicitado ratificación, tuvo que acatar la orden firmada por el general, que lo obligaba a abatir el bosquecillo, debido a lo cual se habían incumplido las recomendaciones de Tito. Éste estaba tan espantosamente alterado que sus rasgos firmes de soldado parecían los de una criatura desesperada y rabiosa. Convocó a Tiberio Alejandro, gruñó, rugió, se exaltó, mientras el jefe del estado mayor mantenía una calma imperturbable. Y aún más, afablemente, justificó la medida que se había visto obligado a tomar, recordando al príncipe que estaba vigente una disposición firmada por todas las autoridades competentes, incluido el mismo Tito, que prohibía y castigaba severamente el despilfarro de madera considerada útil para la guerra, cuyas necesidades eran en todo momento prioritarias respecto a las de los particulares. Tiberio afirmó haber sido fiel a esos principios en todas las ocasiones en que le tocó estar al frente de campañas militares, sin permitirse nunca una sola excepción. El príncipe no pudo replicar: el general había actuado juiciosamente. Sólo su conducta era reprobable y esto le causaba un gran disgusto. Un dolor atroz comenzó a atenazarle la cabeza, desde las sienes a la nuca y todo giró a su alrededor. Amaba a Berenice, pero quería alejarse de ella y estaba decidido a hacerlo.

Mientras tanto, la bella Berenice paseaba por las calles del campamento, aparentemente serena pero ocultando una honda preocupación. En Cesarea, lejos de Tito, aunque le pesara reconocerlo, lo había echado mucho de menos. El general ya no era el joven de expresión infantil que había visto la primera vez sino un hombre, un jefe, enajenado por el cumplimiento de su deber. Hasta entonces ella se había esforzado en convencerse de que su resistencia a los requerimientos de Tito se debía a su amor por Jerusalén, pero íntimamente sabía que se engañaba. Cuando recibió la invitación para reunirse con él se sintió feliz, pero su alegría se desvaneció y su espíritu se ensombreció al comprobar que el magnífico paisaje de los alrededores de Jerusalén —de su Jerusalén— había desaparecido. Era como si una plaga hubiera arrasado y aplastado con furia los huertos, olivares, viñedos, villas y

tiendas del Monte de los Olivos. Después, en la tribuna, acompañando al supremo comandante de los romanos en la revista de las tropas, se había estremecido bajo las miradas acusadoras de los judíos encaramados a las murallas y los tejados del Templo de Jerusalén.

Aunque en otras circunstancias había vivido momentos difíciles, y estaba acostumbrada a la atmósfera de los campamentos de soldados y, por otra parte, no se consideraba demasiado sentimental, asistir a ese espectáculo frente a Jerusalén era mucho más amargo de lo que había imaginado. El contraste entre el bien provisto y organizado campamento y la miseria de la ciudad sofocada por la muchedumbre apretujada, la actividad militar del príncipe, la formal cortesía de Tiberio Alejandro y la desolación del paisaje arrasado y sucio, la atormentaron más de lo que podía soportar y ella también deseó apartarse de todo aquello. En muchas ocasiones había estado a punto de preguntar a Tito si el bosquecillo de Tecoa aún estaba en pie. Si no lo hizo fue porque no estaba segura de desear que la respuesta fuera afirmativa o negativa.

Cuando por la noche acudió a la cita, estaba fatigada y nerviosa. Tito se mostró hosco y excitado. Sentía una sorda irritación. Berenice no tuvo fuerzas ni voluntad de defenderse, la embargaba la preocupación y un sentimiento de desdicha. El príncipe la trató con brusquedad; sus ojos, sus modales, toda su persona trasuntaban rudeza y poca benevolencia.

Tito la tomó y Berenice quedó exhausta, abatida. Sus ropas estaban desgarradas, sentía la boca reseca y sus ojos habían perdido la luz. Estaba triste y parecía envejecida. Él la contemplaba, tendida a su lado. Había un extraño rictus en su boca y su aspecto era el de un niño perverso e indefenso. Había ganado pero, ¿acaso esto merecía la pena? No, no había ganado ni en placer ni en voluptuosidad. Lamentaba y se arrepentía de su conducta. Odió a Berenice.

—Si creéis que el bosque de Tecoa existe todavía o que este lecho está hecho con la madera de sus pinos, os equivocáis. Tenemos necesidad absoluta de madera y ha sido vuestro propio primo quien dio la orden de abatir los árboles— le dijo rencorosamente.

Berenice se incorporó con lentitud. No lo miró ni le dijo una palabra de reproche. Comprendía que él era un hombre, un soldado, un buen muchacho en el fondo. La guerra, el ambiente del campamento, que embrutece y deprava y hace bárbaros a los hombres, eran los culpables. Se habían cometido toda clase de crueldades dentro y fuera de las murallas; la humanidad, el país, Yahvé y el Templo habían sido vejados. Aquello era una cacería de bestias feroces y, como sucedía en el circo o en los Grandes Juegos, ya no se distinguía el hombre del animal. Tito la había poseído contra su voluntad, la había engañado y hasta despreciado, y sin embargo sabía que la amaba. Así eran el campamento y la guerra: esa asquerosa y maloliente cloaca humana. Pensó que lo tenía merecido por haber cometido la torpeza de estar ahí.

Ya de pie, triste y sin fuerzas, sacudió su manto como si quisiera quitarle la suciedad del campamento, y se cubrió con él. Sin despedirse salió de la tienda. No obstante su laxitud y humillación, caminaba con la elegancia que la había hecho famosa. Tito la siguió con la mirada, maltrecho, vacío. Se había propuesto alejarse de esa mujer porque quería evitar que interfiriese en el buen desenlace de la expedición; había deseado poseerla para que el deseo no lo importunara más; quería tomar Jerusalén y decidir, después de poner el pie en la ciudad vencida, si deseaba volver a verla. El plan era excelente pero su fracaso lamentable: tuvo que reconocer que no se puede obtener nada de una mujer por medio de la violencia. A pesar de su frustración, deseaba a Berenice con todo su ser. De nada le había servido tomarla. Otra mujer le habría dado lo mismo porque Berenice seguía siendo una extraña para él. Trató de recordar detalles, pero renunció: no la conocía, no conocía su olor, ni sus arrebatos, ni sus abandonos, ni su ardor voluptuoso ni su laxitud. Como si estuviera encerrada bajo siete llaves y envuelta en siete velos. Juzgó diabólica la sutileza de los judíos para designar el acto de amor, pues poseen una expresión profunda e irónica: no dicen «dormir con», «confundirse en una sola carne» o «penetrar uno en el otro», sino «conocer a una mujer». No. Él no había conocido a esa maldita Berenice, ni la conocería jamás a menos que ella se le entregara voluntariamente.

Entretanto, Berenice iba como una exhalación por las calles del campamento; había extraviado el camino y corría de un lado al otro buscando su tienda. Cuando al fin la encontró, presa de la mayor agitación dio unas órdenes y huyó a Cesarea. Pero no era éste su destino porque inmediatamente partió de Cesarea a Transjordania, en busca de su hermano.

El 18 de junio, después del fracaso de los ataques al tercer baluarte, Tito convocó un consejo de guerra. Extraordinarios esfuerzos había costado llevar las trincheras a una posición próxima a la muralla y el fuerte Antonia, para instalar allí las torres de asalto, las catapultas y los arietes, pero los judíos excavaron galerías subterráneas que les permitieron acercarse a las obras de ingeniería romanas. Incendiaron con pez y betún los postes de sujeción y dejaron hundirse las galerías arrastrando consigo las plataformas y máquinas enemigas. Las construcciones que se habían realizado en medio de tantos riesgos y fatigas quedaron completamente aniquiladas.

La atmósfera del consejo de guerra estaba cargada de cólera y crispación; los más jóvenes exigían un ataque general sin reparar en los medios: vía escarpada pero directa por la que se llegaría al triunfo, que ya veían flotar en el aire, al alcance de la mano. Los oficiales más veteranos, en cambio, pensaban que tomar por asalto, sin torres acorazadas ni arietes, una fortaleza provista de toda clase de recursos y defendida por 25.000 hombres desesperados no era un juego, y aun cuando la suerte los favoreciese, sufrirían tremendas pérdidas. Su propuesta consistía en que, por más desagradable que fuese, había que reconstruir las trincheras y plataformas.

Siguió un silencio embarazoso. El príncipe había escuchado, preocupado y atento, sin intervenir en el debate. Por último, pidió que el jefe del estado mayor expusiera su opinión.

—Si el plazo para el asalto general debe ser prolongado para nosotros— comenzó Tiberio Alejandro —¿por qué no hacer que también sea prolongado para nuestros adversarios?

Ansiosamente, sin comprender todavía, todos lo miraron expectantes.

—Poseemos— continuó en voz baja —informaciones seguras, cuya veracidad podemos comprobar nosotros mismos, respecto a que el hambre de los sitiados aumenta. El hambre es nuestra mejor aliada. Propongo, príncipe y señores, que nos apoyemos en ella. Opino que el bloqueo debe hacerse más severo, de modo que ni un ratón pueda entrar o salir de la ciudad. Éste es el primer punto, y ahora pasemos al segundo. Hemos informado hasta hoy, con satisfacción, del número de rebeldes que, a pesar de las amenazas de los sitiados, se pasan a nuestras filas, y los hemos tratado muy bien, lo que a mi modo de ver habla más en favor de nuestros sentimientos que de nuestro juicio. No entiendo por qué hemos de aliviar a las autoridades de Jerusalén de la preocupación de alimentar a una parte tan importante de la población. ¿Puede exigírsenos que sepamos discernir si los que se pasan a nuestro lado son verdaderamente civiles o han empuñado las armas? Propongo pues, príncipe y señores, que en el futuro los tratemos, sin excepción, como a prisioneros de guerra, y empleemos, para crucificarlos, todos los árboles que nos sobren. Esto, así lo espero, obligará a no moverse de su sitio a los que permanecen en el interior de los muros. Buena parte de la población se sienta ya a mesas vacías; confío en que todos ellos y también sus tropas se verán pronto en la misma situación.— Hablaba suavemente, con tono cordial. —Cuanto más duros nos mostremos en las próximas semanas, más humanos podremos ser después. Sugiero, pues, príncipe y señores, que demos la consigna al centurión Luciano, jefe del prebostazgo, para que proceda sin contemplaciones a crucificar a los rebeldes.

El jefe del estado mayor expuso su opinión con absoluta tranquilidad, en tono íntimo de camarada, y fue escuchado en un silencio absoluto. El príncipe, que también era un soldado, no se asombró de que el judío propusiera con tanta ligereza medidas tan rigurosas contra sus propios compatriotas. Ningún miembro del consejo tuvo nada que objetar. Decidieron levantar una muralla de asedio y, en adelante, crucificar a los desertores.

Desde la fortaleza Fasael, los jefes judíos Simeón bar Giora y Juan de Giscala observaban la construcción de la muralla. Juan estimaba su longitud en siete kilómetros, y gracias a su experiencia,

señalaba a Simeón sin vacilar trece lugares en los cuales los romanos colocarían otras tantas torres.

—Es un recurso bastante miserable, ¿no os parece, hermano Si—meón?— preguntó con gesto siniestro. —Yo habría esperado algo así del viejo zorro, pero el joven, que hace gala de valor y virtud militar, debería recurrir a procedimientos más nobles.

La muralla de asedio fue concluida y las rutas y cimas de los alrededores de Jerusalén se erizaron de cruces. El preboste dio muestras de ingeniosa y refinada crueldad en la variedad de posturas que impuso a las víctimas: algunos cabeza abajo, otros atados transversalmente a la cruz, para que se les dislocaran los miembros. En un primer momento, la medida desalentó a los desertores cuyo número disminuyó, y en cambio aumentaron el hambre y el terror en la ciudad. Muchos se convencieron de que todo estaba perdido. Pero pronto los sitiados se preguntaron qué sería peor, si permanecer en Jerusalén asistiendo continuamente a los crímenes de los macabeos contra Dios y contra los hombres, para morir de todas maneras por el hambre, o pasarse del lado de los romanos, donde les esperaba la crucifixión. Fuera o dentro de la muralla todo estaba perdido. Cuando la piedra cae sobre el cántaro, desgracia para el cántaro; cuando el cántaro cae sobre la piedra, desgracia también para el cántaro. Siempre es el cántaro el que sufre. Fueron más los que prefirieron el final en la cruz a la muerte en la ciudad. No pasó un día sin que fuesen ejecutados centenares de tránsfugas. Pronto no hubo ya lugar para las cruces, ni cruces para los cuerpos.

El vidriero Nahúm ben Nahúm pasaba las horas tumbado en el tejado de la casa, en la calle de los Perfumadores. Allí se acomodaban también la mujer de Alexas y sus dos hijos, pues al aire libre el hambre se sentía menos. Si la ropa o el cinturón se ceñían con fuerza al cuerpo se conseguía algún alivio, pero éste era demasiado breve.

Nahúm había perdido bastante de su buen aspecto, y le habían aparecido muchos cabellos grises. A menudo le fastidiaba el silencio de la casa pues a su desdichada familia le faltaban las fuerzas para hablar. Entonces salía fuera de la casa y se encaminaba por el puente estrecho que conducía a la Ciudad Alta, hacia el Templo, a

visitar al doctor Nittai, pariente suyo. El azar había favorecido a la octava clase de sacerdotes, la de Abiya, y por ese motivo el doctor Nittai estaba alojado en el Santuario. Sus ojos hoscos estaban resecos, y el canturreo ritual salía con mucha dificultad de sus labios exangües. Era milagroso que ese anciano demacrado aún pudiese mantenerse en pie, pero lo lograba; parecía menos parco de lo que fuera en otros tiempos y ya no le atemorizaba que se descubriera su acento babilonio. En el fondo se sentía feliz.

—El mundo entero es una trampa— decía; —sólo en el Templo hay seguridad.

El corazón de Nahúm se tranquilizaba al comprobar que, a pesar de la miseria general, el servicio del santuario se mantenía sin alteraciones y que se seguían celebrando las ceremonias minuciosas y magníficas, además de los correspondientes sacrificios matutinos y vespertinos. Aunque toda la ciudad sucumbiera por el hambre, la mesa de Yahvé siempre estaría servida espléndida mente, como desde hacía siglos.

Al salir del Templo, el vidriero Nahúm solía dirigirse a la Bolsa, la Kipá. Varios ciudadanos se reunían allí por hábito, a pesar del hambre que padecían. Ya no se traficaban las mercancías que antes llegaban a Jerusalén en caravanas colmadas de perfumes, ni los cargamentos de madera que venían por mar, sino sólo mínimas cantidades de alimento: una o dos libras de harina fermentada, un puñado de langostas resecas, un barril de salsa de pescado. A comienzos de junio se podía conseguir pan canjeándolo por su peso en vidrio; en pocos días más, hubo de ser en cobre y más tarde, en plata. El 23 de junio el precio de una fanega de trigo —o sea 8,75 litros— era de 40 minas y un poco antes del 1 de julio, de un talento.

Desde el comienzo del sitio los jefes militares judíos habían requisado todos los víveres para el ejército; por esa razón el mercado clandestino de la Bolsa debía preservarse costara lo que costase. Frecuentemente los soldados entraban en las casas y revisaban hasta el último rincón; armados de sables y puñales obligaban a sacar de los escondites hasta el último trozo de alimento, festejando el hallazgo con burlas y bromas groseras. Nahúm bendecía a su hijo Alexas. ¿Qué habría sido de ellos sin él? Alexas alimentaba a toda la familia de la calle de los Perfumadores y

reservaba para su padre la porción más abundante. Nahúm ignoraba el sitio donde su hijo escondía las provisiones, pero no deseaba averiguarlo. Un día Alexas regresó a la casa gravemente herido: había sido sorprendido por una supuesta patrulla de soldados, en el momento en que retiraba alimentos de uno de sus escondites.

Transido de dolor y ansiedad, el vidriero permaneció a la cabecera de su primogénito, que yacía lívido, débil e inconsciente en el lecho. ¡Ay!, ¿por qué no había hecho caso antes de sus palabras? Alexas era el más inteligente de los hombres, pero su padre se le había puesto en contra, únicamente por el temor a los agentes provocadores que las autoridades hacían circular por la ciudad. Pero ya no callaría más. Cuando Alexas mejorara, irían juntos a consultar al visionario amarillo. A pesar del terror, constantemente aparecían nuevos profetas, como si brotasen de la compleja trama de pasadizos y cuevas subterráneas, donde inmediatamente se sumergían antes de que los macabeos pudiesen apresarlos, por predicar la paz y exhortar a la rendición. Nahúm estaba convencido de que Alexas tenía relaciones con el jefe de esos profetas, precisamente con aquel sombrío y misterioso personaje a quien todos en la ciudad llamaban escuetamente «visionario amarillo».

Nahúm sentía gran indignación al pensar en los macabeos y gracias a la excitación conseguía olvidar el hambre. Dirigía su cólera, sobre todo, contra su hijo Efraím.

Reconocía que el joven les había cedido una parte de su abundante ración de soldado, tanto a él como a sus hermanos, pero sospechaba que había denunciado a Alexas a los soldados que le robaron las provisiones. La desconfianza, la debilidad y la angustia llevaban a Nahúm al borde de la locura.

Alexas se recuperó pero el hambre se hizo cada vez más cruel. Los escasísimos alimentos eran tremendamente monótonos y además el calor de ese verano se estaba haciendo insoportable. Murió el hijo menor de Alexas, que tenía dos años y pocos días después sufrió la misma suerte el hijo mayor, de cuatro años. Al pequeño se lo pudo enterrar, pero cuando sucumbió el hermano, ya eran demasiados los cadáveres y a los sepultureros,

tremendamente debilitados, les faltaban las fuerzas para cavar las fosas. Hubo que resignarse a arrojar a los muertos a los precipicios que rodeaban Jerusalén. Nahúm, su hijo y su nuera condujeron al pequeño cadáver a la puerta del sureste, donde el capitán Manaus bar Lazarus, encargado de ese servicio, lo arrojó al abismo.

Después, Alexas permaneció los siete días preceptivos del duelo sin salir de su casa, en cuclillas, balanceando la cabeza y mesándose continuamente la barba sin recortar. Cuando transcurrió ese tiempo, salió a caminar por las calles de Jerusalén. Pero pronto se llenó de asombro, porque lo que juzgara como la máxima penuria había sido sobrepasada con creces. La ciudad, célebre por su limpieza, despedía un hedor espantoso por todos sus rincones. En algunos barrios se amontonaron los cadáveres en edificios públicos que, una vez colmada su capacidad, hubo que clausurar. Pero más impresionante que la fetidez fue para él el silencio que amordazaba la ciudad antes tan animada, pues hasta las personas más activas habían perdido el deseo de conversar. Callada y maloliente, atacada por densas nubes de insectos, la blanca ciudad yacía bajo el sol estival.

En las terrazas y calles se formaban grupos de seres exhaustos, con los ojos resecos y la boca jadeante. Algunos estaban hinchados por la fiebre; otros, en cambio habían quedado reducidos al esqueleto. Ni siquiera el paso de los soldados alteraba su inmovilidad. Se tumbaban en el suelo, azuzados por el hambre, y contemplaban el Templo suspendido en lo más alto de la colina, blanco y dorado a la luz azul del cielo, y así esperaban la muerte. En uno de esos grupos, Alexas se detuvo a mirar un día a una mujer que hurgaba la basura que le disputaban varios perros. Era la anciana Hanna, esposa del Sumo Sacerdote Anán. En otro tiempo hubo que extender alfombras a su paso por la calle, pues sus pies parecían demasiado nobles para ensuciarse con el polvo del camino.

Llegó el día en que Alexas, el más inteligente de los hombres, no supo qué hacer, perplejo y falto de recursos. Había encontrado su escondite subterráneo vacío: le habían robado las últimas provisiones que le quedaban.

A duras penas su padre logró que Alexas le comunicara la desastrosa novedad. El anciano quedó inmóvil y meditabundo, y al cabo de un rato se le ocurrió que si era virtuoso enterrar a los muertos, el mérito postrero a los ojos de Yahvé sería amortajarse a sí mismo, si nadie podía encargarse de ello. Nahúm ben Nahúm decidió hacerse digno de tal mérito. En esos días era posible salir por las puertas de la ciudad, pues los soldados las franqueaban a aquellos cuyo aspecto no les auguraba más de uno o dos días de vida. Nahúm posó una mano sobre la cabeza de su hijo, que contemplaba taciturno a su mujer moribunda, y lo bendijo. Después buscó una pala, su libro de cuentas, la llave de su antigua vidriería, algunas ramas de mirto y de incienso y, arrastrándose, se dirigió a la puerta del sur.

Frente a ella había una enorme caverna cubierta de esqueletos. Pasado un año del entierro, cuando el cadáver quedaba reducido a los huesos, se acostumbraba a recogerlos y guardarlos en pequeños sarcófagos de piedra, que luego se colocaban alineados a lo largo de los muros.

En esa tierra amarillenta y reseca por el sol, en esa tierra de reposo, se arrodilló Nahúm. A su alrededor yacían otros hombres hambrientos, mirando fijamente el Templo, y repitiendo sin cesar: «Oíd, Israel, uno y eterno es nuestro Dios Yahvé». Pensaban en los soldados romanos que en su campamento disponían de manteca y de carne, y en los soldados del Templo, que también contaban con provisiones de pan y pescado conservado. Su cólera era entonces tan intensa que durante un momento ay, demasiado breve mitigaban su sufrimiento.

Aunque Nahúm se encontraba en el límite de sus fuerzas, la debilidad no le resultaba del todo desagradable. Incluso el calor del sol lo confortaba. Pensaba que Alexas era demasiado orgulloso; por ese orgullo habían muerto sus hijos y su mujer, y le habían robado sus provisiones. ¿Qué decía el Libro de Job?: «Los bienes que se ha tragado, es necesario que los vomite. Su trigo le será quitado de su morada.» ¿En cuál de los dos estaba representado Job? ¿En él o en Alexas? Difícil saberlo. Ciertamente, tenía en las manos una pala, ¿pero, acaso se rascaba las costras de sus úlceras? No, por tanto Alexas era como Job.

Sin embargo, se sentía un poco disgustado con la idea de que a Nahúm ben Nahúm el vidriero, el importante comerciante, no pudiesen rendírsele los honores adecuados. Ser el único participante del propio cortejo fúnebre constituía una dura prueba a que lo estaba sometiendo Yahvé. Creyó comprender mejor a Job y decidió finalmente que no era su hijo Alexas sino él mismo quien lo representaba: «Porque llamo a la ruina mi padre, y a los gusanos, mi madre y mi hermana. Y ahora venid, pala mía, cavad, pala mía.»

Enderezó su cuerpo como pudo, gimiendo muy quedo. Cavar era difícil; era necesario ver bien lo que hacía y esas odiosas moscas que se le pegaban a la cara lo oscurecían todo. Miró atenta y lentamente la tierra gris amarillenta, los huesos y restos de sarcófagos de piedra y, de repente, muy cerca de él, advirtió el brillo de un objeto de color de ópalo. Era muy extraño que no lo hubiese visto hasta ese momento: se trataba de un trozo de cristal múrrino. Se preguntó si sería auténtico. De todos modos, si no lo era había sido obtenido por procedimientos muy profesionales. ¿Quién empleaba medios tan artísticos? ¿Dónde lo realizaban? ¿En Tiro? ¿En Carmania? Debía averiguar dónde y cómo se fabricaba un cristal tan artístico. Seguramente su hijo Alexas lo sabía, ¿acaso no era el más inteligente de todos los hombres? Se lo preguntaría a Alexas.

Se internó un poco más en la cueva, cogió el fragmento de cristal y lo guardó cuidadosamente en el bolsillo de su cinturón. Probablemente habría formado parte de un pequeño perfumador colocado en el sarcófago de alguna mujer. Pero ahora el cristal era suyo y, aunque no era ópalo auténtico, se trataba de una imitación tan excelente que sólo un hombre del oficio podía descubrirla. Olvidó que iba a echarse en su propia tumba y no pensó en otra cosa que consultar a Alexas sobre el maravilloso cristal.

Regresó a la calle de los Perfumadores, a casa de Alexas.

Mientras tanto los romanos habían construido cuatro trincheras más. Los soldados que no se ocupaban de ese trabajo se dedicaban al servicio del campamento; hacían ejercicios o contemplaban, ociosos, la blanca ciudad silenciosa y pestilente. Esperaban. Para impedir que la inactividad deprimiese a los soldados, los oficiales organizaban cacerías de los numerosos animales que merodeaban

por los alrededores, atraídos por la carroña. No se habían visto fieras tan extrañas desde hacía generaciones; del Líbano bajaban lobos, de las riberas del Jordán leones, de Galaad y Basán, panteras. Los zorros engordaban sin esforzarse demasiado, también las hienas y las ululantes jaurías de chacales aprovechaban la ocasión. Enjambres de cuervos caían sobre las innumerables cruces que jalonaban todos los caminos y el buitre acechaba en la cima de los montes.

A menudo la diversión de los arqueros consistía en hacer blanco en los famélicos judíos arrodillados en el cementerio. Otros se acercaban a las murallas, solos o formando grupos y, al resguardo de los proyectiles exhibían a la vista de los asediados sus abundantes raciones de comida, devorándolas con deleite y regodeo que sólo interrumpían para gritar «¡Hep!, ¡Hep!» (*Hierosolyma est perlita!).*

El sitio duraba ya siete semanas. Llegó la conmemoración del Pentecostés que los judíos celebraron tristemente. Pasó el mes de julio sin ninguna novedad. Los judíos intentaron varios ataques a las trincheras, sin éxito. Y en las filas romanas cundía un desasosiego como no lo habían sufrido en anteriores campañas consideradas de mayor riesgo. Los soldados eran presa de una furia impotente contra la ciudad callada e infecta; si los judíos lograban destruir las cuatro últimas trincheras, no habría forma de atacar las murallas porque la madera era ya muy escasa y no sería posible seguir construyéndolas. Había que esperar a que el hambre matara al enemigo. La visión del Templo, blanco y dorado, inmutable sobre su colina, les provocaba ira, disgusto y cierto respeto temeroso. Cuando se referían a él no lo mencionaban por su nombre y decían frases como «esa cosa de allí». Se preguntaban angustiados si eternamente permanecerían frente a la silueta blanca y misteriosa de la fortaleza. Fue extendiéndose lentamente un exasperado malhumor en el campamento. La ciudad se resistía como no habían visto que lo hiciera ninguna, a pesar de las disidencias entre sus jefes, del hambre y de la guerra, a pesar del tiempo transcurrido. ¿No recapacitarían nunca esos dementes, esos canallas muertos de hambre? Ni pensar en el regreso a Roma en el mes de octubre, para la celebración del holocausto del caballo. Todo el ejército,

desde los generales que dirigían las legiones hasta el último de los soldados de los cuerpos auxiliares, sentía furia y resentimiento contra ese Dios Yahvé que impedía a la ciencia militar romana triunfar sobre el fanatismo de los bárbaros judíos.

Un día de finales de julio, Tito ordenó a Josef que lo acompañara a hacer una ronda. Los dos caminaron en silencio. Ni el general en jefe llevaba puestas las insignias de su rango ni Josef iba armado. La voz de los centinelas se escuchaba regularmente y, con la misma regularidad, le respondía la palabra de orden: «Roma, adelante».

Los alrededores de Jerusalén se habían convertido en un devastado desierto, en una extensión de veinte kilómetros. Parecían haberse cumplido las palabras de las Escrituras: «La cólera y el encono de Yahvé se han abatido sobre este lugar, sobre los hombres y sobre el ganado, sobre los árboles del campo y sobre los frutos de la tierra».

Los dos hombres llegaron al precipicio donde los sitiados arrojaban a sus muertos; subía de allí un hedor violento y punzante que impedía respirar. Los cuerpos estaban apilados en un estado de espantosa descomposición. Tito se detuvo, y Josef, sumisamente, lo secundó. El príncipe lo miraba discretamente, asombrado de la paciencia con que su acompañante soportaba las exhalaciones pútridas. Ese mismo día había recibido un mensaje confidencial en el que se acusaba a Josef de ser un espía de los sitiados. Tito no le dio crédito —comprendía hasta qué punto era difícil la situación de Josef a quien tanto los judíos como los romanos consideraban un traidor. Confiaba en su amistad leal, pero, a veces, al igual que a sus soldados, Josef le parecía un ser extraño e inquietante. Frente al abismo, Tito creyó que el judío no podría ocultar la repugnancia y el dolor, pero sólo vio en él una expresión impenetrable. El príncipe se estremeció: ¿cómo podía soportarlo?

El ansia de mortificación empujaba a Josef hacia los lugares donde el horror de la guerra resultaba más espantosamente elocuente. Había sido encargado de registrar cuantos hechos se produjeran, por terribles que fueran. Conmoverse habría sido fácil. Menos fácil era permanecer sereno y obligarse a verlo todo. A menudo experimentaba un dolor agudo, desgarrador, una necesidad

imperiosa de alejarse del sitio donde se encontraba, en el exterior de los muros, y un ansia desesperada de mezclarse con sus compatriotas, en el interior de los muros. Ellos eran felices; ¡cuánto podría serlo él si tuviera el derecho de luchar, y sufrir, junto a millares de semejantes!

Había recibido una carta anónima que decía: «Nos molestáis. Debéis desaparecer.» Al leerla, inmediatamente comprendió que esas palabras habían sido escritas por Justo — Justo, una vez más, tenía razón— y que cualquier intento de mediación inspirado por él sería inútil: bastaba su presencia para hacerlo fracasar.

Durante aquel verano, bajo los muros de Jerusalén, Josef tuvo que vivir una etapa especialmente cruel. La herida del brazo derecho cicatrizaba lentamente y, aunque no era grave, le producía fuertes dolores que le impedían escribir. A menudo Tito le preguntaba bromeando si deseaba dictarle, a fin de cuentas él era el mejor taquígrafo del campamento romano. Tal vez para Josef era preferible no escribir lo que entonces estaba viviendo. Él mismo se había propuesto prescindir de los recursos retóricos, de los alardes de la sensibilidad. Todo su cuerpo debía ser como sus ojos, y nada más.

Éste había sido su estado de ánimo aquella noche en que, acompañando a Tito, se detuvo frente al paisaje arrasado de lo que había sido uno de los panoramas más hermosos del mundo, el de su patria. Arrasado y vacío, aparecía ante sus ojos como si precediera a la Creación. Sobre la última muralla de la ciudad, que ya empezaba a tambalearse, aguardaban sus compatriotas: andrajosos, intratables, persuadidos de su impotencia ante la muerte y —bien lo sabía—, llenos del odio más intenso del que podían ser capaces contra él. Su cabeza había sido puesta a precio, un precio altísimo, el más alto que ahora podían imaginar: una fanega completa de trigo. Allí había permanecido callado, silencioso, mirando sólo hacia delante. A su espalda, enfrente, a los lados, se alzaban las cruces donde se había clavado a hombres de su raza; a sus pies se pudrían hombres de su raza, todo su país desierto estaba invadido por alimañas esperando su presa.

Tito se dispuso a hablar y lo hizo en voz baja, aunque sus palabras sonaron demasiado alto en medio de tanta desolación.

—¿Os parece cruel, mi querido Josef, haberos obligado a venir aquí?

Mucho más quedo que el príncipe, lentamente, sopesando sus palabras, Josef replicó:

—Yo lo he querido, príncipe Tito.

El príncipe puso una mano en el hombro de Josef.

—Os comportáis bien, Josef. ¿Podría satisfacer alguno de vuestros deseos?

Josef, con el mismo tono contenido, y sin mirarlo, contestó: —Dejad el Templo en pie, príncipe.

—No lo deseo menos que vos. Quisiera concederos alguna cosa personal.

Josef lo encaró, por fin, y vio en el príncipe una expresión curiosa, interrogante y benévola.

—Concededme— dijo con lentitud y con suma cautela —del botín de la ciudad, cuando caiga... — y se interrumpió.

—¿Qué debo concederos, amigo mío?

—Dadme siete rollos de las Escrituras y siete hombres. —Tendréis setenta de cada cosa, querido Josef— repuso Tito, sonriendo.

Los sacerdotes del servicio se reunían a diario en la Sala Cuadrangular, para determinar por sorteo quién debía presidir el holocausto. En la mañana del 5 de agosto, el 17 de Tamuz del calendario judío, se presentaron en la asamblea los jefes del ejército, Simeón bar Giora y Juan de Giscala, ambos armados, y con ellos el secretario Amrám y numerosos soldados. El presidente del servicio del Templo haciendo grandes esfuerzos por dominarse, les preguntó:

—¿Qué deseáis?

—Es inútil, mi doctor y maestro, que se proceda hoy al sorteo— dijo Juan de Giscala. —No será ya necesario en lo sucesivo. Vosotros podéis volver a vuestras casas: sacerdotes, levitas y laicos. El servicio del Templo queda suspendido.

Los sacerdotes se miraron espantados. El hambre había demacrado tanto sus semblantes que casi no destacaban de sus blancas vestiduras. Aunque la debilidad de estos hombres era extrema, su respeto por el servicio divino mantenía en pie a muchos

de ellos, entre los cuales se encontraba el doctor Nittai. Así que, faltos de fuerzas hasta para dar voces, su respuesta a las palabras de Juan fue un extraño murmullo ininteligible, casi un gemido.

—¿Cuántos carneros de sacrificio quedan aún?— preguntó con rudeza Simeón bar Giora.

—Seis— repuso, esforzándose mucho por parecer enérgico, el jefe del servicio.

—Os equivocáis, doctor y maestro— rectificó con buen tono el secretario Amrám, mostrando los dientes con una sonrisa maliciosa que quiso ser amable —hay nueve.

—Entregadnos los nueve carneros— dijo Juan de Giscala, otra vez indulgente. — Yahvé es desde hace tiempo el único que come carne en esta ciudad. No se debe quemar a esas bestias, Dios ya ha olfateado bastantes buenos aromas en su altar de holocaustos. También los que combaten para conservar el santuario deben comer. Haced salir a los nueve carneros, doctores y maestros.

El jefe del servicio del Templo tragó saliva con dificultad mientras pensaba afanosamente en una respuesta adecuada. Pero no llegó a articular ninguna palabra porque el doctor Nittai se apartó del grupo y, fijando en Juan la mirada relampagueante de sus ojos huraños y resecos, le dijo con su acento gutural de babilonio:

—El mundo entero es una trampa; sólo en el Templo hay seguridad. ¿Vais a desplegar vuestras redes también aquí? Vuestros planes serán desbaratados.

—Eso lo veremos— repuso calmosamente Juan de Giscala. — Tal vez ya estéis enterados de que ha caído el fuerte Antonia. La guerra ha llegado a este recinto, que ya no es la morada sino la ciudadela de Yahvé.

Pero el doctor, sin prestarle atención, siguió gruñendo:

—¿Vosotros queréis despojar el altar? Quien priva a Yahvé de su pan y de su carne, despoja a todo Israel de su sostén.

—¡Callaos! — ordenó sórdido Simeón. —El servicio del Templo ha concluido.

El secretario Amrám se aproximó al doctor Nittai, apoyó una mano en su hombro y le dijo, conciliador:

—Calmaos, querido colega. ¿Qué dice Jeremías?: «Así habla Yahvé: Juntad vuestros holocaustos a vuestras ofrendas de

alimentos y comedlos, pues cuando conduje a vuestros padres fuera de Egipto, no les ordené nada, ni en materia de holocaustos ni en cuestión de obligaciones».

Juan de Giscala paseó la mirada de sus ojos grises sobre el grupo de sacerdotes acongojados, y agregó suavemente:

—Si vosotros deseáis continuar el culto, señores, en lo que respecta a cantar, tañer los instrumentos y recitar la bendición, nadie os lo impedirá. Pero el pan, el vino, el aceite y la carne que aquí se guardan serán requisados.

El Sumo Sacerdote Fanias, advertido de lo que estaba ocurriendo, apareció en ese momento. Cuando ese hombre lento y bastante limitado fue favorecido con la más alta jerarquía de la ciudad y el Templo por el sorteo presidido por Giscala, aceptó la misión agobiado por la angustia que le producía ser responsable de la divina misión. Era consciente de sus carencias, jamás había estudiado ni la doctrina esotérica ni las más sencillas interpretaciones de las Escrituras. La única enseñanza que le había sido impartida en su vida era la del transporte y ensamblaje de piedras y la preparación de la argamasa. Y he aquí que Yahvé lo engalanaba con las vestiduras sagradas, cuyas ocho piezas purifican de los ocho pecados capitales. Por modestos que fuesen su inteligencia y sus conocimientos, la santidad estaba en él, una santidad cuya enorme carga le pesaba como una losa. Estos soldados estaban exigiendo el cese del oficio divino; eso era inadmisible, pero ¿qué hacer? Sentía sobre él la mirada de todos, aguardando sus palabras. ¡Ah, si al menos tuviera puestas las vestiduras! Seguramente Yahvé le habría inspirado las palabras necesarias, pero así sin ellas se sentía desnudo y no hacía otra cosa que mirar azorado a los que lo rodeaban. Finalmente, decidió hablar y, dirigiéndose a Juan de Giscala, le dijo:

—No podéis alimentar a vuestro ejército con nueve carneros. En cambio nosotros podremos continuar con ellos el servicio sagrado durante cuatro días.

Los sacerdotes juzgaron que lo que acababa de decir el Sumo Sacerdote Fanias expresaba nada más que el piadoso y sencillo razonamiento del pueblo; por tanto el jefe del servicio se apresuró a agregar señalando a los sacerdotes:

—Si estos hombres están todavía vivos se debe a su voluntad de celebrar el culto según las Escrituras.

A lo que se limitó a responder escuetamente Simeón bar Giora:

—Los pórticos del Templo han visto cómo os llenabais la tripa gracias a los sacrificios de Yahvé, desde hace bastante tiempo.

Los soldados penetraron seguidamente en el establo y se llevaron los carneros; luego bajaron a la bodega y se apoderaron del vino y del aceite. Después invadieron el santuario. Jamás, desde los tiempos de su construcción, ningún profano había puesto los pies en ese lugar. Recorrían con paso torpe, entre risas entrecortadas, la sala oscura, fresca y sobrecogedora. Allí vieron el candelabro de siete brazos, el pebetero, la mesa con los doce panes de oro y los panes de trigo. Nadie se sintió atraído por el oro pero, señalando los panes comestibles, Simeón ordenó: «Tomadlos», en tono especialmente rudo, que intentaba encubrir su turbación. Los hombres se acercaron a la mesa con timidez, se apoderaron de los panes con un movimiento rápido y torpe y se los llevaron tan cautelosamente como si se tratara de criaturas a las que hubiera que tratar con toda clase de miramientos.

El Sumo Sacerdote Fanias iba detrás, con su paso pesado y vacilante. Se sentía desdichado, enfermo, inútil. Miraba ansiosamente la cortina que cerraba el Santuario de los Santuarios, la morada de Yahvé, donde sólo a él le era permitido entrar el Día de la Expiación. Pero Simeón y Juan se retiraron sin tocarla, por lo cual no sólo el sacerdote se sintió liberado de un tremendo peso sino también los soldados respiraron aliviados al alejarse de los lugares prohibidos. Estaban a salvo: el fuego del cielo no había descendido para aniquilarlos. Se llevaban los panes, exquisitos panes de trigo amasados con la flor, muy blancos, pero, evidentemente, simples panes. Ningún mal podía sobrevenirles a quienes habían osado tocarlos.

Esa misma noche Simeón y Juan invitaron a cenar a los oficiales del estado mayor y al secretario Amrám. Puesto que hacía varias semanas que ninguno de ellos comía carne, esa noche aspiraron ávidamente el aroma que se desprendía de los carneros asados. En la mesa también abundaban el excelente vino de Eschkol y el pan, no sólo para comerlo — bromeaban los

comensales— sino para coger la carne de los platos. Se habían bañado y perfumado con el óleo del Templo y lucían los cabellos y la barba recortados. Se observaban con asombro: los salvajes de la víspera estaban transformados en admirables y elegantes personajes.

—Acomodaos y comed— les invitó Juan de Giscala. —Probablemente ésta sea la última vez que podamos hacerlo y bien nos lo merecemos.

Los soldados procedieron a lavarles las manos. Simeón bar Giora dijo la bendición y partió el pan. Fue una cena opípara cuyos restos fueron distribuidos entre la guardia.

Los dos jefes estaban de buen humor y comenzaron a recordar cosas de su patria, Galilea.

—Recuerdo las algarrobas de la ciudad donde naciste, hermano Simeón— dijo Juan. — Es una hermosa ciudad, Gerasa.

—Y yo de las higueras y los olivares de Giscala, hermano Juan. Vos habéis llegado a

Jerusalén desde el norte y yo desde el sur. Tendríamos que habernos unido desde el principio.

—Sí, hemos sido unos verdaderos estúpidos— confesó Juan. —Parecíamos un par de gallos, cuando el esclavo los lleva con las patas amarradas al patio para degollarlos y ellos, aún colgados y balanceando la cabeza, no cesan de picotearse.

—Dadme ese trozo de pecho que tenéis en vuestro plato, hermano Juan— dijo Simeón — y aceptad que os ofrezca una pierna, tiene más grasa y está más sabrosa. Siento por vos afecto y admiración.

—Os lo agradezco, hermano Simeón. No sabía que erais tan buena persona. Ahora empiezo a darme cuenta, cuando la muerte ya está cerca.

Se ofrecieron sus respectivas raciones de carne y de vino. Juan entonó la tonadilla que exaltaba a Simeón, cuando incendió las máquinas de guerra romanas, y Simeón la que alababa a Juan por haber levantado, tras la muralla del fuerte Antonia, un segundo muro.

—Si hubiéramos tenido tanta suerte como valor— dijo Juan con una sonrisa —hace tiempo que los romanos se habrían ido de aquí.

Continuaron cantando canciones procaces, propias de tabernas, y también otras que ensalzaban la belleza de Galilea. Hablaron de las ciudades de Séforis y Tiberíades, y de Magdala, con sus ochenta telares, destrozados por los romanos. «Bien lejos se ve el mar, rojo de sangre, en las cercanías de Magdala, hasta muy lejos está la ribera cubierta de cadáveres, en las cercanías de Magdala». Escribieron sus nombres en los brazaletes que ostentaban el distintivo de los macabeos, y se los obsequiaron mutuamente.

A intervalos regulares les llegaba desde fuera el ruido que producían los golpes del gran «Julio», el célebre ariete de la segunda legión.

—¡Qué golpes!— exclamaban riendo los oficiales. —Mañana lo quemaremos.

Comían, bebían y bromeaban repantigados indolentemente. La cena era excelente, era la última.

La noche avanzaba y los hombres poco a poco sintieron ensombrecer su espíritu. Recordaron a sus muertos.

—No tenemos lentejas ni huevos— dijo Juan —pero al menos vaciaremos las diez copas de duelo y colocaremos tos cojines del revés.

—Han sido muchos los caídos— observó Simeón. —Merecerían un festín superior a éste. Me refiero a los oficiales que se han ido para siempre. (A ochenta y siete oficiales se les había adiestrado con los métodos de guerra romanos y de ellos habían sucumbido setenta y dos.

—Bendita sea su memoria.

Bebieron.

—Recuerdo al Sumo Sacerdote Anán— comentó el de Giscala, —lo que hizo por los muros estuvo muy bien.

—Era un imbécil— replicó a su vez Simeón, vivamente, —hubo que matarlo.

—Hubo que suprimirlo, pero no por eso dejaba de ser un hombre de bien. Bendita sea su memoria— reconoció Juan, conciliador. Bebieron nuevamente.

—Estoy pensando en otro muerto— dijo amargamente el secretario Amrám. —Fue mi amigo de la infancia, pero es un

miserable. Aprendió a mi lado, en la misma aula, los secretos de la doctrina. Su nombre es Josef ben Matatías. Ninguna paz en su memoria.

Súbitamente tuvo una idea que le pareció divertida: un gesto le bastó para hacerse entender por Simeón y por Juan e, inmediatamente, los tres ordenaron que trajeran a la sala al doctor y maestro Matatís, padre de Josef, desde los calabozos de la fortaleza Fasael.

El escuálido anciano había pasado interminables y atroces días sumido en el hedor de una oscura mazmorra. No tenía casi fuerzas pero el temor a los brutales soldados lo obligaba a sobreponerse a su debilidad. ¡Habían causado la muerte de tantos! Era un milagro que a él le hubiesen respetado la vida: convenía complacerlos. Los saludó, llevándose a la frente la mano temblorosa.

—¿Qué deseáis, señores— balbuceó —de un anciano indefenso?

Parpadeaba, desacostumbrado a la luz y, a su pesar, husmeaba los alimentos.

—La situación no es buena, doctor y maestro Matatías— dijo Juan. —Los romanos estarán pronto aquí, en este lugar donde ahora nos encontramos. No hemos resuelto todavía qué hacer con vos, viejo: si entregaros al enemigo o mataros antes.

El anciano se encogió, estremecido de miedo, sin pronunciar palabra:

—Escuchad: los víveres son escasos en la ciudad, como sabéis, sin duda— dijo el secretario Amrám. —No tenemos más carne y no vamos a poder alimentarnos más que de algarrobas. Esos que estáis viendo ahí son los huesos de los nueve últimos carneros que habían sido destinados al altar de los holocaustos de Yahvé. Nos los hemos comido. No, no pongáis esa cara de asombro. Estaban deliciosos. Y, puesto que así ha sucedido, ¿acaso ha aparecido algún *Mané, tekel* o *farsín* sobre el muro? ¿Lo veis? Yo no lo veo. Cuando comenzó nuestra campaña vuestro hijo estaba con nosotros y, después —si bien es cierto que al menos vos estáis aquí-nos abandonó. Como somos personas bien educadas hemos decidido invitaros a participar de nuestra última cena.

Todavía quedan, como veis, bastantes huesos y, además, algo del pan con que hemos cogido la carne de los platos.

—Vuestro hijo es una inmundicia— dijo Juan de Giscala y sus astutos ojos grises relampaguearon de cólera —un vil canalla; habéis traído al mundo a un pequeño montón de cieno, doctor y maestro Matatías, sacerdote de primera categoría. Estos huesos y este pan los merecen nuestros soldados mucho más que vos, pero confirmamos la invitación del doctor Amrám.

Simeón bar Giora, cuyos modales eran mucho menos corteses, lanzó al anciano una mirada amenazante de sus pequeños ojos castaños, y le ordenó:

—¡Comed!

El anciano sintió que todo su cuerpo se estremecía. El orgullo que le había producido la carrera de su hijo no había tenido límites —Matatías nunca había sido demasiado audaz, y en los últimos tiempos había comprendido plenamente las razones que llevaron a Josef a estar del lado de los romanos. Pero esos hombres no lo entendían así y, en cambio, odiaban a su hijo hasta la muerte. Y ahora lo obligaban a comer de esa comida. Tal vez se tratara de una trampa que le estaban tendiendo para obligarlo a comer y luego despreciarlo y matarlo por haber intentado preservar lo que le quedaba de vida, a costa de cometer un crimen horrible. La hediondez del calabozo, la falta de aire y de luz, el hambre y el cansancio lo habían llevado al borde de la locura. Íntimamente el anciano decidió negarse —tenía delante unos tentadores huesos llenos de meollo, huesos de animales jóvenes y escogidos que se desharían en la boca, y el pan impregnado con los jugos de la carne —, pero sus pies lo traicionaron. Se acercó y con las manos sucias se apoderó de un hueso, lo mordió ávidamente, lo royó, lo desgarró y los jugos rezumaron sobre su enmarañada barba blanca. No pronunció la fórmula de la bendición porque de hacerlo habría cometido un doble sacrilegio; era consciente de que esa carne provenía del altar de Yahvé, que el pan era de su mesa y que el pecado que estaba cometiendo —seis veces mortal— lo excluía a él y a todos sus descendientes de la salvación. No obstante, con un hueso en cada mano, en cuclillas en medio de la amplia sala, no cesaba de desgarrar, morder y masticar con sus dientes

estropeados. Sintió un inmenso placer. Mientras tanto los hombres lo observaban.

—Ved— dijo el doctor Amrám —cómo se burla de la salvación de su alma.

—Éstos son los sujetos que nos han llevado donde estamos, hermano Juan— observó Simeón.

Después callaron y continuaron mirando al doctor y maestro Matatías que, en cuclillas, a la luz de las antorchas, devoraba sin cesar.

A la mañana siguiente, 6 de agosto, el doctor Nittai se encargó de despertar a los sacerdotes de la octava categoría de Abiya, elegidos por sorteo. Debido al aturdimiento que afectaba al jefe del culto divino, el doctor Nittai se había hecho cargo de la dirección. Los sacerdotes le obedecieron y se encaminaron tras él hacia el atrio, donde les dijo:

—Venid y echad a suertes quién debe degollar a la víctima, quién hará verter su sangre, quién llevará a hombros los miembros descuartizados en ofrenda al altar, quién la harina y quién el vino.

El sorteo se realizó.

—Debéis ir vos, que habéis sido designado, y fijaos si ha llegado el momento de degollar a la víctima— ordenó el doctor Nittai. Llegado el momento, el que vigilaba gritó:

—¡Ha llegado el día! ¡Hay claridad en el Este!

—¿Se ve claro hasta Hebrón?— preguntó el doctor Nittai.

—Sí— contestó el interpelado.

El doctor Nittai ordenó entonces a los que habían quedado abajo:

—Traed un carnero del establo.

Los designados fueron en busca de la víctima. No había allí ningún carnero pero ellos hicieron como si lo hubiera, moviéndose como si sujetaran a un animal y le dieran de beber de acuerdo con los ritos, en la copa de oro.

Otros sacerdotes favorecidos pasaron mientras tanto al santuario y con dos enormes llaves de oro abrieron la gran puerta. Cuando ésta giró sobre sus goznes, produjo un sonido que fue la señal para que el sacerdote que se encontraba en la sala degollara — simbólicamente— a la supuesta víctima. Seguidamente la

colocaron sobre la mesa de mármol, la desollaron y despedazaron de acuerdo con los preceptos, y nueve de los sacerdotes depositaron los trozos sobre la balaustrada. Otra vez echaron a suertes quién portaría estos trozos en ofrenda desde la rampa al altar. Penetraron en la sala unos funcionarios del servicio y volvieron a vestir a los sacerdotes elegidos. Una vez encendido el fuego del sacrificio, se quemaron en él perfumes que habían sido vertidos en una copa de oro con cucharas del mismo metal. Inmediatamente, la trompeta de cien notas —cuya poderosa resonancia superaba los innumerables sonidos de Jerusalén—, anunció a los fieles que debían prosternarse en ese instante, en que se realizaba el sacrificio.

Se efectuó la presentación del vino. El doctor Nittai, de pie en uno de los extremos del altar, aguardaba con un trozo de lienzo en la mano. Los sacerdotes elegidos arrojaron al fuego los trozos de la víctima. Cuando el copero se inclinó, el doctor Nittai, agitando el paño, le dio la señal para que vertiera el vino y, mientras se elevaba la columna de humo, los levitas, de pie sobre las gradas del santuario, entonaron el salmo. Desde la balaustrada los sacerdotes pronunciaron la bendición al pueblo arrodillado.

Fue así como ese 6 de agosto los sacerdotes de la octava clase de Abiya, designados por el azar, realizaron el sacrificio con la magnificencia habitual, sin olvidar ningún detalle del ceremonial, compuesto por más de un centenar de ritos. Para esos hombres exánimes, preparados para morir ese mismo día o el siguiente, el establo de los carneros y el altar no estaban vacíos. Compartían la fe del doctor Nittai y, gracias a ella, el holocausto a sus ojos había sido real y había sido posible realizar la ofrenda. Ése era el momento culminante de su existencia. Respiraban sólo por vivirlo, porque era lo único que los separaba de la muerte.

Cuando Tito supo que los judíos habían comido los últimos carneros destinados a su Dios, quedó estupefacto. Ya no tenía la menor duda de que los judíos estaban completamente locos y enceguecidos por los dioses. Si esos insensatos —se preguntaba— no tienen otro apoyo que Yahvé ¿por qué despojan su altar?

De todas formas, los hechos demostraban que los sitiados estaban aniquilados. Parecía fácil asaltar la ciudad carente de todos

los recursos, tal como el ejército reclamaba al cabo del prolongado y fatigoso asedio. Y, además, ése sería el camino más breve y seguro para la obtención del triunfo en Roma. Su padre no tendría ya ningún motivo para calificar la campaña, eufemísticamente, de operación policial. Por otra parte, aunque ésta no había concluido, el prestigio de Vespasiano era muy firme en ese momento, razón por la cual Tito suponía que, si vencía en Jerusalén, Roma no le negaría el triunfo.

El príncipe durmió agitadamente, presa de muchas dudas. Le seducía la idea del triunfo pero había jurado a Berenice, y se había prometido a sí mismo, que no descargaría sobre el Templo la cólera que le provocaban los rebeldes. Violentar a la princesa no le había valido de nada; si era capaz de aguardar la rendición sin emplear la violencia contra el Templo, ¿sería posible resarcir a la mujer del daño que le había infligido?

Confió a Josef la misión de reanudar las conversaciones de paz por última vez y hacer una oferta a los asediados, más generosa que las anteriores.

El corazón de Josef latió violentamente. Hizo una amplia reverencia a Tito, llevando la mano a la frente al modo judío. Nuevamente los romanos ofrecían a los judíos un presente espléndido, otorgado por una potencia generosa que no estaba obligada a hacer concesiones, pues todo indicaba que fácilmente podía imponer su voluntad. Con este planteamiento, Josef se dispuso a intentar persuadir a los judíos, con la esperanza de que si lo lograba, su presencia en el campamento, aun del lado de los gentiles, fuera de los muros de Jerusalén y no en el interior de la ciudad como Justo, estaría al fin justificada.

A la hora convenida, Josef se acercó, solo, a las murallas. Iba vestido con sencillez, no llevaba armas ni las insignias sacerdotales. Permaneció así, entre los sitiados y los sitiadores, pequeño sobre el suelo desnudo, al pie del enorme parapeto en cuya parte superior se apiñaban los judíos, a poca distancia del muro de asedio, repleto de romanos. El calor era intenso, el olor nauseabundo y el silencio tan aplastante que Josef podía escuchar los latidos de su corazón. Adivinaba a sus espaldas la mirada fría e irónica de Tiberio Alejandro y veía frente a él la dura mirada cargada de odio de

Simeón bar Giora, los ojos hostiles de su compañero de infancia Amrám y el desprecio en el rostro de Juan. Bajo el sol abrasador su cuerpo estaba helado. Cuando comenzó a hablar, sus palabras parecían huecas, ajenas, como si las estuviera pronunciando un extraño, pero inmediatamente recuperó el dominio de sus recursos retóricos y el tono de su discurso se hizo caluroso, directo, claro como nunca lo había sido. Según su declaración, si se producía la rendición los romanos tomarían prisioneros a quienes habían empuñado las armas pero sus vidas serían respetadas. Ese mismo día se cederían las víctimas para el holocausto en el Templo, con la condición de que la ceremonia se realizase como antes del asedio: «Por Yahvé, en nombre del emperador, del senado y del pueblo romanos». Hoscos y grávidos de tristeza los judíos habían visto acercarse a Josef. Cuando escucharon sus palabras, hasta los mismos macabeos miraron ansiosamente el semblante de sus jefes, deseando en lo más hondo que esa oferta espléndida y benévola fuese aceptada.

Pero Simeón y Juan no pensaban así. Si se entregaban, ¿qué vida sería la suya después de que los llevaran a rastras en la primera fila del triunfo y los enviaran como esclavos a una mina?

Yaun en el caso de que los romanos los dejasen en libertad, ¿sería posible para ellos vivir entre los judíos, después de todo lo ocurrido? Fracasada la guerra, serían proscritos para siempre por sus compatriotas. Además de éstas, tenían otras razones más profundas para oponerse a la paz: por su causa habían sido arrasados los alrededores de Jerusalén y el Templo se había convertido en una fortaleza ensangrentada. Habían devorado los carneros de Yahvé y ya no les quedaba otra solución que seguir hasta el final

La respuesta de los judíos estaba preparada de antemano. Cuando Josef concluyó su arenga, sorprendentemente no escupieron ni se sacudieron el polvo de las sandalias ni expresaron su cólera ni lo insultaron. Simplemente abrieron una portezuela y dejaron salir, entre gruñidos, a uno de los dos cerdos que habían conseguido arrebatar a los romanos.

Josef palideció. El animal llegó cerca de él, resoplando, mientras los sitiados, asomados al muro, no paraban de reír.

Enseguida, al unísono y en latín —muy difícil para esos hombres extremadamente fatigados, por lo que cabe suponer que habrían ensayado varias veces—, le gritaron:

—¿Os ha crecido un prepucio, Flavio Josefo?

Un coro de carcajadas siguió a la pregunta, que fue acompañado por los romanos. No podía negarse que esos diablos judíos habían ideado una broma excelente. Josef estaba solo con el cerdo en medio de los dos bandos, frente al Templo profanado. Lo acribillaban con proyectiles y lo escarnecían tanto los judíos como los romanos, gritando desaforadamente.

Esos breves minutos fueron años para Josef, quien en ese certísimo lapso expió la arrogancia de toda su vida. «Vuestro doctor Josef es un miserable», había dicho de él en otra ocasión, un hombre de rostro macilento. En Merón se había sembrado hierba para borrar su huella en un camino; en otros sitios se habían alejado de él siete pasos como si fuera un leproso; había sido anatematizado al son de trompetas y lo habían encadenado bajo el látigo del verdugo en Alejandría, pero, ¿qué había sido todo aquello si se lo comparaba con estos instantes? Sus intenciones eran nobles, quería salvar a esos hombres, a esas mujeres, a esos niños y, también, a la ciudad, morada de Yahvé. Y a cambio le soltaban un cerdo. Comprendió que debía alejarse de allí, pero no podía moverse porque el muro lo atraía poderosamente. Retrocedió con la mirada puesta en él. Su cuerpo estaba traspasado por un frío glacial, se sentía maltrecho, dolorido e irritado. No pertenecía ni a los romanos ni a los judíos, la tierra estaba desnuda y vacía como antes de la Creación. Él estaba completamente solo y a su alrededor no existía más que burla y desprecio.

Tito no encontró motivo de risa en el episodio del cerdo que había afectado tanto a Josef. «En resumidas cuentas —se dijo- puedo sentirme satisfecho pues he sabido dominarme; he intentado reparar la afrenta que esos insensatos cometieron contra su Dios y ahora estoy yo en mejores términos con Yahvé que mis enemigos.» Pero ese sentimiento no duró mucho. Cuando alzó los ojos y vio nuevamente el soberbio monumento blanco y dorado, se apoderó de él un súbito y violento deseo de humillar al adversario que tanta zozobra le causaba. ¡Hasta los judíos habían acabado por vejarlo!

Pues bien, finalmente, él lo haría caer rendido desde la colina donde parecía mofarse de todo, con su maldita pureza. Con salvaje y furiosa cadencia retumbaron en su cabeza los gritos que había escuchado de boca de sus soldados: «¡Hep! ¡Hep!», y, a compás de cada exclamación, creyó oír el estallido de un cráneo aplastado y el impacto de un fragmento de muralla caído a tierra. Sintió horror de sí y de sus pensamientos, que le demostraban que su verdadera intención no era lograr la alianza con Yahvé. Ese cometido sólo podrían llevarlo a cabo los que ahora estaban al otro lado del muro.

Una sombría aflicción abrumó su espíritu. Se sintió invadido por la violenta necesidad de hacer suya a la judía. Poseído por la cólera, se reconocía no obstante impotente para luchar contra el fanatismo y la obstinación del pueblo al que pertenecía Berenice. Ella era para Tito tan incomprensible como su pueblo: jamás la poseería totalmente.

Fue en busca de Josef, a quien encontró tendido en su lecho, presa de una laxitud mortal, cubierto por un sudor frío a pesar del calor intenso de aquel día. Cuando Josef advirtió la presencia del príncipe quiso incorporarse.

—No osováis— le dijo Tito —sólo contestadme. Es posible que yo esté enceguecido por la cólera que siento contra todos ellos, pero por eso mismo necesito que me expliquéis, amigo mío, qué es lo que desean. Si no les es posible conseguir sus propósitos, ¿por qué prefieren la muerte a la vida? Si se les ha prometido dejar intacto el Templo —por el que combaten—, ¿por qué parecen desear que sea incendiado? Vos, que sois judío, ¿los comprendéis?

—Sí, los comprendo— repuso Josef, agotado por tantas fatigas, tan apesadumbrado como los judíos que custodiaban las murallas.

—¿Sois nuestro enemigo?— la voz de Tito se hizo cálida. —No, mi príncipe— contestó Josef.

—¿Estáis con los sitiados?

Josef, ensimismado, colmado por su amargura, guardó silencio.

—¿Acompañáis con vuestro corazón a los habitantes de la ciudad?— insistió Tito.

—Sí, mi príncipe.

Tito lo miró sin rencor, aunque nunca habían sido tan extraños el uno para el otro. Luego se retiró, sin dejar de mirar al judío, triste

y pensativo.

En Tiberíades, en la bella y apacible residencia enclavada en una cima que dominaba el lago, Berenice intentó poner al corriente de lo sucedido en el campamento a su hermano Agripa. Al verla llegar alterada, desencajado el rostro, éste rehusó hacerle preguntas. Pero, pasado el primer momento, ella misma le contó con detalles y sin tapujos el episodio. ¿Acaso despreciaba a Tito por aquella brutalidad? No, y esto era lo peor: su conducta bárbara no había despertado su odio. Tras su rostro de niño perverso, tal como se le había mostrado al final de aquella noche, ella vislumbraba los rasgos enérgicos del soldado que se encamina directamente hacia su meta. Había quedado muy atrás el tiempo en que Berenice y su hermano se mofaban de su ridícula manía de anotarlo todo. En el infecto campamento, en la devastada desolación que rodeaba Jerusalén, Tito era un hombre, *el hombre.*

A Agripa no le resultó difícil comprender las dolorosas explicaciones de su hermana. ¿Acaso esa horrible guerra no afectaba sus nervios tanto como a ella? Se había visto obligado a conducir sus tropas para participar en el asedio, después de lo cual partió inmediatamente a su reino de Transjordania. Se había propuesto ignorar cuanto acontecía en el campamento pero, a pesar de ello, ni las pinturas, ni los libros ni las estatuas de su hermoso palacio de Tiberíades lo atraían como antes.

—La situación es más fácil para vos que para mí, querida hermana—. Y con una sonrisa ambigua, por un instante, erró indolente en su bello rostro, un poco fláccido. — Unid vuestro corazón a Judea, al país y a su espíritu, y acudid junto a vuestro romano. Para ti el problema está resuelto: amad a vuestro Tito, Nikión. Lo envidio, pero me es imposible disuadiros. Pensad, en cambio, en qué me queda a mí. Comprendo a los judíos tanto como a los gentiles pero ignoro la forma de conciliarlos. ¡Si me fuera posible ser como alguno de ellos! Veo el fanatismo de los unos, la barbarie de los otros y no puedo optar por ninguno de los dos.

En la calma de Tiberíades, Berenice esperaba ansiosamente las noticias del campamento de Tito. Al principio se obsesionó con la espantosa visión del desierto en que se había convertido la riente campiña de Jerusalén, el hedor del campo militar, el aullido de las

fieras en acecho, que había sentido y oído tan de cerca, pero, poco a poco, la repulsión dio paso a la fascinación. La guerra es fuego y sangre, pero también es un gran espectáculo. La guerra huele intensamente, los rostros de los hombres se tensan por la fe y la pasión de morir heroicamente en el vértigo de un instante. Rodeada por la belleza arrobadora de Tiberíades, Berenice añoraba con ansia creciente el fragor del campamento, brutal y conmovedor. ¿Por qué Tito se mantenía en silencio? ¿Por qué no le escribía? ¿Sentía rechazo físico hacia ella? De su disgusto y de su vergüenza no lo responsabilizaba a él. Ella misma se sentía culpable.

Cuando supo que había comenzado la etapa crucial en la que se decidiría la suerte del Templo y que un consejo de gabinete presidido por el emperador iba a ocuparse del problema, no pudo resistir más y resolvió volver al campamento de Tito. Ese motivo justificaría sobradamente su presencia.

El príncipe experimentó un intenso sentimiento de triunfo al anunciársele la llegada de la princesa. Desde la huida de Berenice había sufrido su ausencia durante dos meses que le resultaron insoportables; durante ese tiempo muchas veces fue incapaz de dominar su nerviosismo, exacerbado por la pestilencia de la muerte y la sofocación del calor, que la hacía aún más mortificante. Sus intentos de lograr la calma por medio de una compulsiva actividad dieron en principio buen resultado, ya que para entonces la guerra golpeaba en las mismas puertas del Templo. Allí donde se había alzado el fuerte Antonia, Tito tenía instalada su tienda. Ésta contaba con tres compartimentos: un gabinete de trabajo, una alcoba y un comedor. En el gabinete había colocado el retrato de Berenice, que, como todas las obras de Fábulo, estaba animado por una expresividad turbadora. Tito había decidido no privarse más del placer de contemplarlo y a menudo se detenía prendado de los grandes ojos castaño dorados de la princesa. ¿Cómo había sido posible que se le ocurriera la loca idea de tratarla como a una ramera hispana? Era una extranjera, pertenecía a una antigua nobleza, a un mundo muy distinto del suyo. Su pasión era tan ardiente como el primer día.

Buscaba en sus tablillas las frases de Berenice que él había taquigrafiado, las analizaba y sopesaba y volvía a admirar el retrato

largamente, lleno de dudas. Sin embargo, no decidía nada. Esperaba.

Llegó el momento. Ella estaría nuevamente allí. Se adelantó a su encuentro, a mucha distancia del campamento. Berenice se mostró amable, jovial; no le manifestó ningún rencor. El triste paisaje del entorno de Jerusalén, los innumerables crucificados, las aves de presa, los rostros adustos y siniestros de los soldados, ese país de muerte, esa *Gehena*, no la intimidaron. Con paso firme atravesó el infierno en compañía del príncipe, *del hombre*. A su lado se sentía penetrada por una inmensa calma.

Cenaron. Él habló de su juventud, de sus soldados, de las fatigas que le causaban los judíos; los juzgó fanáticos, enfurecidos como jabalíes heridos, imprevisibles por sus constantes y desagradables ocurrencias. Con detalles, comenzó a contarle lo sucedido pocos días antes. Los judíos habían rellenado con betún, maderas secas y pez el techo de la galería porticada que unía el fuerte Antonia con el distrito del Templo y, después de atraer a los romanos hacia ese sitio, lo incendiaron. Naturalmente, los soldados se asaron como pescados, pero —advertía— con sus hombres nunca más podrían hacerse esas bromas impunemente.

Por su tono más parecía estar describiendo un atractivo deporte que relatando la guerra. Afirmó que nunca había eludido el peligro y que en varias ocasiones había estado mezclado en la lucha cuerpo a cuerpo. Metido en plena refriega, había sido herido dos veces y perdido su cabalgadura, por lo que sus oficiales le recordaban a menudo que tenía derecho a sustraerse al combate y a dejar que los soldados se ocuparan de él.

Tito proseguía su narración con interés y buen humor, sin hacer ninguna pausa ni siquiera para comprobar si ella lo escuchaba. De pronto advirtió en los ojos de Berenice una expresión que no era la del retrato de Fábulo. El había visto en otras mujeres esa misma mirada, esos ojos velados, fijos en él.

Suavemente, sin dejar de hablar, con un gesto imperativo no exento de ternura, rodeó con sus brazos el talle de Berenice. Ella se abandonó y él no concluyó la frase: en la mitad del relato se tendieron y se unieron.

La princesa permaneció a su lado con los ojos entrecerrados, sonriente. Tito apoyó su pesada cabeza de campesino —ahora parecía juvenil y lozana— sobre el pecho de la mujer. Suavizando su recia voz de jefe, le dijo:

—Sé que no habéis venido por mí, pero dejad que así lo crea, mi dulce y bella reina, mi bienamada. Pienso que habéis venido por vuestro Templo. Bendito sea, puesto que os ha traído hasta aquí. Siempre ha sido mi intención dejarlo en pie, y aun cuando deba sacrificar para ello diez mil hombres, tesoro mío, os aseguro que sobrevivirá. Porque es vuestro Templo, el marco adecuado para vos, y diez mil hombres no son un precio demasiado alto para conseguirlo. Reconstruiré también la casa de vuestra madre, subiréis por su escalinata, Nikión, con ese andar vuestro que me hace tan dichoso, y detrás alzaré vuestro Templo.

Berenice siguió tendida, los ojos entrecerrados, sonriente. Bebía cada palabra de Tito.

—Hombre, criatura, Yanik, Yaniki— le contestó en voz muy baja —es por vos que he venido, Yaniki.

El 21 de agosto, 1 de Ab del calendario judío, el gran «Julio» comenzó a perforar la muralla exterior del santuario. Estuvo funcionando durante seis días sin interrupción y el día 27, junto a otras máquinas que habían sido puestas en movimiento, seguía golpeando aunque sin éxito. Se intentó entonces un ataque directo, para el cual se colocaron dos escalas y avanzaron dos cohortes en formación de tortuga. Los judíos derribaron las escalas, y a los escaladores que habían comenzado a subir por ellas. Algunos legionarios, entre ellos el portador de la insignia, lograron alcanzar el muro, pero fueron abatidos de inmediato y los judíos se apoderaron del emblema.

Tito dio orden de incendiar las puertas, considerando que no faltaba a la palabra dada a Berenice ni contrariaba sus propósitos, porque las columnatas exteriores no eran estrictamente el Templo. Se quemaron las puertas, y la plata fundida de los ornamentos abrió paso al fuego desde todos los rincones conduciéndolo hacia las maderas del edificio. El incendio destruyó durante veinticuatro horas las galerías del norte y del oeste y, finalmente, los soldados se encontraron a pocos pasos de la impresionante mole del Templo.

El 28 de agosto, 8 de Ab de los judíos, mientras las compañías de bomberos romanos se esforzaban por apartar escombros, cenizas, ascuas y desechos de todo tipo, buscando un camino que los condujera directamente al Santuario, Tito convocó un consejo de guerra, que determinaría la táctica que habría de seguirse para dominar el edificio.

En el consejo participaron Tiberio, jefe del estado mayor, los generales al mando de las cuatro legiones: Cerealis, por la quinta; Lépido, por la décima; Literno, por la decimosegunda; Frigo, por la decimoquinta, y Marcantón Juliano, gobernador de Judea. En calidad de secretario, Tito designó a Josef.

El príncipe indicó que se leyera una carta del emperador. Berenice había sido correctamente informada: Vespasiano había reunido un consejo de gabinete para pedir la opinión de sus ministros acerca de qué debía hacerse respecto al Templo. Leída la carta, se supo que algunos habían opinado que era necesario destruir ese baluarte de la rebelión, ese centro y símbolo de la peste, que constituía el orgullo nacional de los judíos. Ése, según ellos, sería el único modo de eliminar de una vez para siempre su punto obligado de encuentro. Otros fueron del parecer que la guerra se hace contra los hombres y no contra los objetos inanimados, y que el prestigio de la civilización romana exigía que se conservase un edificio tan magnífico. El mismo emperador —concluía la carta— recomendaba al jefe de la expedición que respetase, en lo posible, el Santuario.

Los generales escucharon la lectura respetuosamente. Sabían que lo que estaba en juego era el triunfo; si destruían el Templo, la culminación de la campaña se coronaría de tanta gloria que nadie se atrevería a calificarla de punitiva ni llamar la atención sobre ese aspecto. El Senado, por tanto, se vería obligado a concederles las palmas triunfales. A todos deslumbraba la posibilidad de vivir una jornada de triunfo con todo el esplendor de su celebración en Roma, pero aunque ésa era la codiciada meta de cuantos se sentían con derecho a formar parte del cortejo triunfal, guardaron silencio, porque no estaba permitido a los militares hablar de los intereses particulares del ejército, ni en ese consejo ni en el del emperador.

No les resultaba nada difícil imaginar cómo se habría desarrollado la reunión presidida por Vespasiano. Seguramente el obeso Junio Thrax pronunciaría benévolas palabras al referirse al Templo, a las que el no menos obeso Claudio Regino habría agregado algunas frases vagamente conciliadoras, también en el mismo sentido. El ministro Talas, en cambio, exigiría enérgicamente la destrucción del edificio y, finalmente, todos habrían concluido contemporizando con ese «en lo posible» expresado en la carta, mediante el cual se endosaba al ejército toda la responsabilidad de la decisión. Pues bien, el ejército estaba capacitado para asumirla. Ambicionaba el triunfo. La inquietud que agitaba a los soldados, cuyo mayor anhelo era pisotear las ruinas del monumento, se posesionó también de muchos de los jefes. «¡Hep! ¡Hep!», los azuzaba una voz interior. «Respetar *el* Santuario en lo posible», era fácil decirlo en Roma, pero ¿dónde empieza y dónde termina lo posible?

Tiberio Alejandro fue el primero en hacer uso de la palabra. Empezó diciendo que — según sus informaciones— a sus compañeros del consejo les interesaba fundamentalmente subir las escalinatas del Capitolio. Y así como ellos deseaban llegar a esa meta, él estaba interesado exclusivamente en el sometimiento del país, por considerarlo perfectamente razonable. Agregó —concisa y afablemente como acostumbraba hablar— que salvar el edificio del Templo implicaría grandes pérdidas pero que diez mil hombres podrían ser reemplazados algún día; en cambio el Templo no tenía igual y jamás sería posible su sustitución.

Si —como estaba seguro— los romanos iban a ser los indiscutibles vencedores, porque contaban con cien mil hombres contra quince mil que todavía defendían las murallas, la posibilidad de evitar la destrucción del Templo le parecía bastante evidente.

El general Frigo, de la decimoquinta legión, protestó y fue apoyado por el general Literno. «Ciertamente, podría conservarse el Templo para el imperio y para el mundo al alto precio de diez mil legionarios romanos —dijo—, pero me resulta impensable que el emperador, que ama a sus soldados, quiera llevar tan lejos el límite de lo posible. Muchos miles de hombres han perecido ya en forma horrible, desollados o quemados, por los métodos desleales de los

judíos. Nadie tiene el derecho de exponer a otros miles a la misma suerte. Los soldados ansían incendiar el Templo y adueñarse del oro que allí se guarda. Negarles esa mínima represalia provocará en el ejército un descontento absolutamente legítimo.» Mientras Literno ovacionaba ruidosamente estas palabras, Tiberio Alejandro sonreía, invariablemente amable. Frigo era para él el prototipo detestable del oficial obtuso y pagado de sí mismo y de su fuerza. Un general de esa especie quería el triunfo para su beneficio y nada más; un hombre semejante nunca comprendería cuánto significaba un monumento con cuyo ejemplo se había formado el gusto de muchas generaciones: lo aplastaría bajo sus botas de soldado con tal de marchar directamente al Capitolio, sin apartarse un ápice de su camino.

Pero ya el gobernador de la provincia de Judea, Marcantón, había comenzado a hablar. Este funcionario no se preocupaba más que de su distrito y de su futura administración. No quería asumir otras responsabilidades. No dudaba de que al ejército le sería posible aplastar la revuelta, aun respetando el Templo. Pero ésa no sería sino una solución provisional. Nadie admiraba más que él la belleza artística del edificio pero los judíos lo habían transformado en fortaleza, y fortaleza seguiría siendo aunque los rebeldes fueran sometidos. ¿Acaso en otras ocasiones Roma había dejado en pie alguna fortaleza en un país conquistado, después de aplastar el levantamiento del pueblo que se le había resistido? Había que arrasar el Templo si se deseaba evitar que los judíos, una vez retirada parte de las tropas, pensasen en nuevas sublevaciones. Si se decidía conservarlo, ese pueblo levantisco interpretaría el gesto, seguramente, como un signo de debilidad más que de grandeza. Como gobernador de Judea, responsable ante Roma del orden y de la tranquilidad de una provincia tan compleja, pedía encarecidamente que el Santuario fuera destruido: no debía quedar en pie.

Tito escuchaba y algunas veces tomaba notas maquinalmente. El deseo de los generales y de los soldados le parecía comprensible porque él mismo ansiaba obtener el triunfo. Pero, a diferencia de ellos, en sus cavilaciones se decía que Yahvé era un adversario muy temible; solamente la tenacidad con que su pueblo lo defendía

le indicaba que no debía ser menospreciado, aunque a él siguiera pareciéndole ridículo. «En lo posible...» — suspiró—, al recordar la fastidiosa frase. ¡Cuánta ambigüedad contenía la carta de Vespasiano!

Después que los asistentes expusieron sus opiniones, sólo faltaba conocer la suya, que todos esperaban angustiosamente. Hasta a Tiberio Alejandro, tan dueño de sus emociones, le costó disimular un ligero estremecimiento. Tres votos se habían decantado por la preservación del Templo y tres por su destrucción.

Josef, mientras tanto, arañaba impaciente la mesa con el extremo agudo de su estilete; había escuchado atentamente y aunque no logró anotar todo, confiaba en su memoria. Los argumentos de los militares no carecían de fundamento pero escondían su móvil más importante: el deseo de un triunfo en Roma. Tito, por su parte, había prometido a Berenice —y se había prometido a sí mismo— la preservación del Santuario, pero era un soldado, y en su condición de soldado su máxima aspiración sería lógicamente el triunfo. ¿Resistiría? ¿Arriesgada la obtención de tan codiciada recompensa sólo por dejar en pie la morada de Yahvé?

Tito cavilaba. Pero, en lugar de sopesar los pros y los contras de la situación, su pensamiento divagaba entorno a la extraordinaria astucia de Yahvé. Él había puesto en su corazón una pasión tan turbadora por Berenice y, aunque le constaba que ella se le había entregado espontáneamente, era el mismo Yahvé quien impedía que sus deseos se aplacasen. ¡Cómo se burlará mi padre cuando sepa que he incendiado el Templo! «Ya veis, mi vieja Cenis —dirá— no ha podido evitarlo: concedámosle el triunfo.»

Había permanecido unos segundos en silencio.

—Me inclino— dijo al fin —por la opinión de quienes creen posible la conservación del monumento. Las legiones romanas sabrán dominarse virilmente, estoy seguro, aun cuando se les dé por una vez una orden que no les resulte agradable. Muchas gracias, señores.

Frente a la tienda de Tito, siguiendo una antigua costumbre de los campamentos, todos los atardeceres la banda de música ejecutaba el toque de retirada, la fanfarria, símbolo del más alto poder militar. Tito, de pie en la puerta, disfrutaba un placer especial

al escuchar esa música. Los doscientos músicos se acomodaban en sus puestos y a la señal de comienzo arremetían con brío carente de belleza. Retumbaban entonces los tambores, resonaba el zumbido y el mugido de los cuernos y las flautas y la estridencia de las agudas notas de las trompetas de la caballería. El corazón de Tito se regocijaba ante ese espectáculo de la tropa abigarrada y jubilosa, que tocaba exclusivamente en su honor.

Terminada la fanfarria se daba paso a lo más importante: la proclamación de la palabra de orden y del programa de trabajos de la jornada siguiente, que se efectuaba solemnemente. Cada una de las cuatro legiones, por riguroso turno, enviaba a su primer centurión para ser informado por el general en jefe del contenido del comunicado que él, a su vez, debería trasmitir con el mismo ceremonial.

En la tarde de aquel 28 de agosto Tito fue desagradablemente sorprendido cuando se le presentó Pedán, el primer centurión de la quinta legión, para recibir la orden más importante de todas las que había impartido desde hacía bastante tiempo. El texto había sido modificado y corregido tres veces por el príncipe, antes de darle su forma definitiva. Entregó la tablilla al oficial, quién, asiéndola entre sus gruesas manos no muy pulcras, leyó: «Palabra de orden: Que Judea perezca. Orden: en la jornada del 29 de agosto, los trabajos de extinción del fuego y limpieza en los costados norte y oeste del Templo deberán ser concluidos, cueste lo que cueste, a fin de que en la madrugada del 30 el terreno esté listo para el ataque. Si el enemigo intenta perturbar a los destacamentos de trabajadores, se procederá con rigor, sin tocar las construcciones que forman parte del Templo propiamente dicho.»

Conforme al reglamento, Pedán leyó la orden en voz alta. El primer centurión de la quinta, con su único ojo y su mente maliciosa había captado el sentido de la orden antes de comenzar su lectura. Leyó, pues, sin prisa, de pie frente a su jefe. Pedán era corpulento y ancho de espaldas; se afeitaba al ras la cara sonrosada y su poderosa nuca le daba el aspecto de un toro. De su boca ancha brotaron las palabras de la orden con ritmo uniforme pero, en la frase «se procederá con rigor», puso un énfasis especial. Cuando leyó, al final: «sin tocar las edificaciones...», aunque ciertamente no

aceleró la lectura, dio la impresión de no haber comprendido muy bien. Su mirada interrogante se posó en el jefe, vacilando como si hubiese cometido un error. Por segunda vez Tito pudo ver con claridad en el ojo de este hombre fuerte y pendenciero el mismo sentimiento que había adivinado tras las palabras de sus generales: asco y a la vez desenfrenado deseo de ser los primeros en arrojar la antorcha incendiaria en el lugar más recóndito del interior del Templo.

Se produjo un breve silencio. El centurión seguía mirándolo, incrédulo pero atento. No cabía la menor duda: esperaba una explicación.

«Sí, tienes razón, mi bravo Pedán, y también la tienen los otros. Haced lo que os plazca. Todos hacemos que nuestra responsabilidad caiga sobre los demás. Todos lo desean pero nadie se atreve a tomar la iniciativa. Tú eres un hombre, mi bravo Pedán: hazlo tú.» Tal vez éstos fueron los pensamientos de Tito mientras Pedán aguardaba. En realidad, no pensó en nada concreto y no pronunció ninguna palabra; muy por el contrario, el príncipe se cuidó mucho de que nada de eso sucediera. De sus labios sólo se asomó una sonrisa, que fue percibida por el primer centurión de la quinta legión. ¿Dijo algo? El general creyó oír una exclamación, una especie de «¡Hep! ¡Hep!» pero, naturalmente, eso era imposible. Entonces el oficial, tal como lo exigía el reglamento, ciñó la tablilla contra su pecho, saludó con el brazo extendido y la mano abierta y, una vez que su jefe le dijo: «Gracias», se retiró. No había ocurrido nada.

Tito compartió esa noche el lecho de Berenice. Su sueño fue agitado. Ella le oyó murmurar: «Devuélveme la tablilla».

Ya en su tienda, el centurión Pedán releyó el escrito, aunque recordaba perfectamente el texto de la orden. Entreabierta de satisfacción, su boca parecía aún más grande. Nadie podía negar que el calor de ese país, las odiosas moscas, particularmente aficionadas a su piel sonrosada, el hastío agotador del asedio, eran sumamente desagradables. El favorito del ejército, el condecorado con la corona gramínea, habría podido ahorrarse tantas molestias ya que, el año anterior, al suspenderse las operaciones en Judea, se había trasladado a Italia con un contingente de Muciano, para

participar en la campaña contra Vitelio. Tuvo la oportunidad de permanecer allí, ingresar en la guardia y alcanzar los grados superiores. Pero ahora, teniendo en su poder la tablilla, ya no lamentaba haber regresado para ocupar su puesto como primer centurión de la quinta, en ese maldito sitio a la innoble Jerusalén.

Pedán era ante todo un soldado. Había servido en el ejército desde la mínima edad reglamentaria, y le gustaba comer bien, brincar tras las rameras, beber un poco en todas partes y entonar rudas canciones. Se había adiestrado en el tiro al blanco y la esgrima y, no obstante su corpulencia, era ágil y fuerte. Estaba orgulloso de su persona y le gustaba contemplarse en el bonito espejo de oro que llevaba consigo y, cuando no lo tenía a mano, en los regatos que encontraba en los caminos o en el reflejo del escudo. Le agradaban sus rasgos. Cuando perdió el ojo, recurrió al mejor especialista para que le tallara uno artificial como los que se hacían para las estatuas, lo que no menoscabó la autocomplacencia que le producía su físico ni se entristeció por haber recibido esa herida. Le gustaba el peligro y la compensación del botín conquistado. Gracias a su participación en varios saqueos, a las gratificaciones recibidas por algunos servicios privados y a ciertos hábiles tráficos ejercidos en el campamento, había acumulado una considerable fortuna que tenía depositada en un banco de Verona, y que iba incrementando con los intereses año tras año. Algún día, cuando estuviera viejo y sin dientes, se retiraría a esta ciudad donde, seguramente, por ser favorito del ejército y condecorado con la corona gramínea, se le asignaría un cargo importante desde el cual haría girar los asuntos de la ciudad a su conveniencia.

Pero por el momento tenía mejores cosas que hacer: por ejemplo, esa curiosa orden a la cual ansiaba obedecer, por haberse percatado que nadie había sabido interpretar su oculto sentido y que él era el único que podría darle cumplimiento. El extravagante mandato lo resarcía de haber abandonado la frondosa Italia por estar con su legión, pues este primer centurión, tan insensible en general a las personas, este centurión Pedán que con espíritu deportivo abatía al adversario con total indiferencia, abrigaba un sentimiento de odio particular contra los judíos. Todo lo que tuviera relación con ellos: la lengua, las costumbres, las creencias, y hasta

el aliento, lo exasperaban. De los orientales opinaba genéricamente que eran unos bárbaros malolientes e infectos, de hábitos absurdos pero, además, a los judíos los consideraba tan holgazanes que ni siquiera el temor de la muerte podía convencerlos de trabajar en un día sábado. ¡Si hasta tenían un río en el país al que llamaban Sabático porque su curso se interrumpía el séptimo día de la semana! Al comienzo de la guerra —y él lo había comprobado personalmente— los judíos se dejaron matar sin defenderse porque la Ley los obligaba a ser remolones. Los muy imbéciles creían que las almas de los que respetaban esos indignos mandamientos permanecerían eternamente vivas gracias a su Dios. Las creencias de esos desvergonzados los volvían insensibles a cuanto seduce o espanta al resto de los mortales y los hacían sentirse superiores, como si fueran legionarios romanos. Despreciaban y odiaban a todo el mundo y si practicaban la circuncisión era sólo para distinguirse de los demás. Esos provocadores testarudos parecían machos cabríos. Cuando estaban a punto de morir en la cruz, clamaban: «Yahvé, Yahvé es nuestro Dios». Se había dicho en un tiempo que ese Dios era un asno y se aseguraba que se lo adoraba en el Sancta Sanctórum, pero no era cierto porque esos forajidos delirantes creían en un Dios que no se puede ver ni tocar, un Dios tan desvergonzado como ellos, un Dios que sólo podía ser concebido por el espíritu. Muchas veces Pedán se había divertido observando la reacción de los crucificados a quienes había querido disuadir de semejantes locuras. Pero no y no, esos tozudos seguían creyendo en su Dios y sólo gritaban «Yahvé, Yahvé», antes de expirar. Pedán era un enemigo convencido e intransigente de esos disparates y estaba decidido a acabar con ellos. La vida no merecería ser vivida si en esos gritos hubiera algo de verdad, aunque no fuera nada más que una pizca. Pero, por supuesto, eso era imposible.

El centurión Pedán recorrió la tienda con paso tambaleante y un rictus de desprecio le contrajo la gruesa boca. Si ese Yahvé existía de verdad, por poco que valiera debería proteger su morada. Pero no podría: el primer centurión de la quinta se encargaría de impedírselo. Por esa causa había decidido permanecer todo el verano maloliente frente a la infecta Jerusalén. Le jugaría una mala

pasada a Yahvé, le demostraría que no valía nada, que su Templo no era otra cosa que una concha vacía.

Recordó la expresión del príncipe mientras leía el texto de la tablilla. «Sin tocar los edificios que forman parte del Templo propiamente dicho.» ¿Qué significaba «sin tocar» y qué sería eso del «Templo propiamente dicho»? «Se procederá con rigor contra el enemigo»: esta orden sí había sido expresada con claridad, era una orden comprensible.

«¡Hep! ¡Hep!», se dijo el centurión, que esa noche estaba de muy buen humor. Bebió, contó historias obscenas y demostró una alegría feroz que los otros oficiales —a quienes aventajaba en todo — no podían compartir. Por algo Pedán era el favorito del ejército.

A la mañana siguiente, el centurión se lanzó con sus soldados a la tarea de despejar el terreno de escombros. Apartaron con las palas las ruinas humeantes y retiraron las piedras con el propósito de construir una senda amplia y recta que los condujera a la puerta del Templo. Ésta estaba revestida de oro y daba la impresión de no ser de gran tamaño. A la izquierda, a la altura de dos hombres de pie, aproximadamente, se abría una ventana con marco de oro. Los muros, blancos, se alzaban gigantescos e inquebrantables y sólo estaban perforados por pequeñas ventanas abiertas a mucha altura del suelo.

El trabajo era fatigoso, sucio, agotador y los judíos no daban señales de vida. Nadie asomaba la cabeza por las ventanas y la puerta continuaba cerrada. Pedán sentía gran indignación porque a él y a sus hombres se les obligaba a limpiar la basura de los judíos. Transpiraba, mortificado por la tarea. De pronto dio la orden de cantar, y él mismo entonó con voz chillona la ruda canción de la quinta legión: «¿Para qué sirve nuestra quinta? / El legionario lo hace todo/ hace la guerra y lava su ropa/ echa abajo tronos/ y hace la sopa/ vacía las letrinas /y protege al emperador/ y si es necesario amamanta a los niños./ El soldado debe saberlo todo/ para todo sirve nuestra quinta.» Cuando ya habían repetido el estribillo por tercera vez el enemigo apareció. La puerta, que a primera vista les había parecido pequeña era, sin embargo, lo bastante amplia como para dejar pasar en tropel una muchedumbre de judíos en un tiempo increíblemente breve. Los soldados cambiaron las palas por las

espadas y los escudos. El espacio era escaso y resultaba muy difícil en esas condiciones auxiliar a los compañeros que caían sobre las ruinas humeantes. «¡Macabeo!», gritaban los judíos. «¡Abajo Judea!», respondían los romanos. Esta fue una auténtica batalla. Muchos judíos caían sobre las ascuas, pero los que quedaban luchando no se amilanaban por ello; en grupos compactos rodearon al portaestandarte y lo abatieron, y la misma suerte corrió quien lo reemplazó. «¡Macabeo!», gritaban sin parar los judíos. Cuando tuvieron en su poder la insignia romana se replegaron, llevándola triunfalmente al interior del Templo.

Llegaron refuerzos romanos y en el ataque siguiente los judíos no lograron tan buen resultado como en el primero, aunque la pequeña puerta continuaba vomitando soldados incesantemente. Pedán maldecía y con su maza golpeaba a sus hombres que, finalmente, lograron rechazar a los judíos. Algunos romanos, que habían penetrado en el Templo persiguiendo al enemigo en el momento en que la puerta comenzaba a cerrarse, quedaron atrapados. Éstos estaban perdidos, pero a cambio habían logrado ahuyentar a los judíos.

Pedán rechinaba los dientes: sus hombres habían demostrado menos energía de la que esperaba. Era necesario atacar en formación de tortuga. Los soldados, por su parte, comprobaron estupefactos que sus máquinas de asedio no habían logrado hacer mella en el muro gigantesco que se alzaba ante ellos. Puesto que no contaban con artillería que los resguardara, ¿qué pretendía el primer centurión? ¿Que demoliesen la pared con las manos? Sin embargo, obedientemente, juntaron los escudos por encima de sus cabezas y avanzaron. Esperaban la orden de Pedán para atacar la puerta pero, curiosamente, éste no dijo una palabra y los condujo hacia la ventana con marco de oro.

Siguieron avanzando hasta llegar a tan corta distancia del muro que los hombres de la primera fila se apoyaron en él. Entonces fue cuando se produjo algo inimaginable, que ni siquiera la veterana primera cohorte de la quinta legión —acostumbrada a lo imprevisible — había visto jamás. El centurión Pedán, protegido por su pesada coraza, se encaramó sobre los escudos de la última fila y avanzó sobre ellos con las piernas separadas, haciendo crujir el metal con

sus botas claveteadas. ¡Por Hércules, fue capaz de conservar el equilibrio sin caerse, sosteniendo con una mano una antorcha encendida! La arrojó por la abertura enmarcada de oro y enseguida ordenó con un grito: «¡Otra!» Los soldados se la dieron de inmediato, después de encenderla en las ascuas de los escombros y así las siguientes. Bajo los escudos, los hombres sudorosos resistían a duras penas. No oían otra voz que la de su jefe gritándoles «¡otra!» y «¡Hep! ¡Hep!», e igual que los que encendían las antorchas ansiaban comprender qué era lo que se estaba preparando, pero en ningún momento dudaron de que el favorito del ejército, su primer centurión, sabía muy bien de qué se trataba.

En efecto, él lo sabía muy bien. Había estudiado cuidadosamente el plano del Templo por lo cual estaba informado de que, en ese lugar, precisamente en la sala de la ventana con marco de oro, los judíos almacenaban la provisión de madera recogida durante la fiesta del árbol: cada habitante de Jerusalén y cada peregrino había depositado allí una gavilla. «Se debe proceder con rigor» contra el enemigo: era lo que recordaba Pedán, y arremetía. Ordenaba que le pasaran más antorchas, las arrojaba y gritaba «¡Hep! ¡Hep» y «¡otra más!». Los soldados oían rechinar los clavos de sus botas pisando los escudos sobre sus cabezas y se estrechaban un poco más, encorvados hasta el máximo, gimiendo de esperanza.

Finalmente, cuando del interior surgió un estrépito y una columna cada vez más densa de humo comenzó a elevarse, Pedán ordenó:

—¡La escala!

Era demasiado corta y, por lo tanto, sólo izándola sobre la tortuga podría subir por ella. La escala oscilaba espantosamente pero los hombres se mantuvieron firmes bajo los escudos y así fue como el centurión, atravesando la nube de humo, traspuso la ventana y penetró en el Templo. Entre la humareda y el griterío se precipitó hacia la puerta, corrió el cerrojo y, finalmente, apareció en el vano con su cuerpo ennegrecido, gesticulando. La misma puerta que en un tiempo increíblemente breve había vomitado una muchedumbre de soldados judíos, ahora engulló rápidamente a los cincuenta soldados de Pedán, que en pocos instantes fueron cien.

El interior del Templo estaba enteramente recubierto por láminas de madera de cedro, que se habían resecado excesivamente por el calor intenso del verano. Fácilmente fueron presa de las llamas. Antes de que se conocieran exactamente los hechos, en el campamento romano se produjo un clamor extraordinario: «¡Hep! ¡Hep!, ¡Extended el fuego! ¡Avanzad los escudos!». Los gritos se sucedían y nadie aguardaba a recibir órdenes ni nada habría podido hacerse para detener a los soldados romanos. La pequeña puerta continuaba devorándolos por centenares y en muy poco tiempo las otras puertas del Templo quedaron reducidas a astillas. Fueron aniquilados los equipos de bomberos judíos y los romanos avanzaron en filas de a dos, hombro con hombro, juntando los escudos y segando vidas a derecha e izquierda.

La mayor parte de los soldados judíos se encontraba en los fuertes y las torres de la Ciudad Alta. En el Templo sólo había quedado un millar de hombres. Cuando los romanos incendiaron el Santuario se escucharon los alaridos desesperados de sus defensores, intentando apagar las llamas. El incendio, de reducido alcance en un primer momento, persistió tenaz e incontrolable. Evidentemente era imposible extinguir el fuego y luchar contra los invasores. Juan y Simeón, reclamados urgentemente, reconocieron su impotencia para hacer ambas cosas a la vez y ordenaron retirarse al grueso de la guarnición hacia la Ciudad Alta: pequeños destacamentos se harían cargo de la protección de las puertas para cubrir la retirada.

Éstos sabían que encontrarían una muerte segura pero ninguno rehusó. Efraím se presentó voluntario y fue aceptado. Juan de Giscala posó una mano sobre la cabeza del muchacho y le dijo:

—Sois digno. Propagad la fe, hijo mío.

Los doctores eminentes acostumbraban hacer ese gesto, imponiendo las manos a sus alumnos, cuando les otorgaban el título y la autorización de trasmitir la doctrina.

Los romanos eliminaron rápidamente a la reducida tropa que defendía la entrada; ganaron la escalinata y descendieron al patio donde se erigía el altar de los holocaustos, con su inmensa balaustrada y sus alas enormes, construidas para la eternidad con

bloques de piedra rústica. Allí, unos cincuenta judíos habían instalado una balista. A los gritos de «¡Macabeos!» los romanos contestaron «¡Hep! ¡Hep!» y «¡Abajo Judea!», precipitándose en dirección al altar. La máquina lanzó piedras y balas de hierro sobre ellos pero los romanos no cesaron de avanzar. En pocos momentos la rodearon desde ambos flancos y asaltaron la balaustrada. Eran hombres de la quinta, legionarios de Pedán. Producían un alboroto formidable que sólo lograba dominar la voz osada y potente que entonaba la ruda canción de la legión. Poco a poco todos cantaron al unísono. Ya no se oía el grito «¡Macabeos!» sino únicamente el sonsonete «,Para qué sirve nuestra quinta? / El legionario lo hace todo/hace la guerra y lava su ropa./ Para todo sirve nuestra quinta.»

Rápidamente se apoderaron de la otra puerta exterior de ese lado de la muralla, la abrieron y la invasión cundió en todo el recinto. En filas de a dos, avanzando siempre con los escudos al frente, el rostro ligeramente girado hacia un lado, hombro con hombro, los soldados fueron exterminando acompasadamente al enemigo. Habían llegado por los flancos y, rodeando a los judíos que encontraban a su paso, los empujaban hacia el altar, en cuya ala derecha —donde el jefe del servicio divino daba la señal a los sacrificadores y levitas— se encontraba Pedán. Sonaron a su alrededor los cantos de la quinta legión, y el centurión unió su voz a la de sus hombres, mientras blandía alternativamente la espada y la maza, partiendo el cráneo de los judíos que llegaban, empujados incesantemente por los romanos. Gritaban: «¡Oye Israel!» y Pedán, desde un extremo de la balaustrada, les asestaba un golpe certero. Las espadas segaban, la sangre corría y los cadáveres de los judíos se amontonaban a los pies del altar.

Tito se había retirado a su tienda, en procura de reposo. De un salto se incorporó y vio la humareda y el fuego y el avance precipitado de las legiones, obedientes a una orden que nadie había impartido. Salió precipitadamente de su tienda y, tal como estaba, sin las insignias de su grado y sin su armadura, se introdujo en el violento y jubiloso tumulto. Muchos lo reconocieron pero trataron de que él no lo advirtiera. Por el contrario, le gritaron, presurosos y eufóricos:

—¡Venid con nosotros, camarada!, ¡corred con nosotros!, ¡propagad el fuego! ¡Hep!

¡Hep!

Tuvo la intención de contenerlos, de poner orden en el caos. Pero, ¿era sincero su propósito? «¡Hep! ¡Hep!», exclamó a su pesar, como uno más. Y enseguida:

—¡Propagad el fuego, camaradas!

Los centinelas que vigilaban su tienda —y que lo habían visto salir— rápidamente dieron la alarma a los oficiales y los guardias se abrieron paso tras él, en medio de la baraúnda. Cuando lo alcanzaron ya había penetrado en el Templo. Pero entonces había vuelto a ser dueño de sí mismo. ¿Verdaderamente había sido él quien gritó junto a los otros?

—¡Apagad el fuego! ¡Agua! — clamó entonces.

Y sus oficiales repitieron:

—¡Agua! ¡Agua!

Abalanzándose contra los soldados enajenados, los oficiales siguieron gritando:

—¡Apagad el fuego! ¡Traed agua!

Pero los centuriones golpearon con sus mazas a esos energúmenos. Había sido una locura pretender detenerlos. Todo el ejército estaba embriagado por la sangre y la rabia desenfrenada. ¡Habían esperado tanto tiempo, sin vislumbrar el final, soportando el calor bochornoso durante tantos meses con la esperanza de que llegara esta ocasión para aplastar el Templo con sus botas! Vengaban sus padecimientos con impresionante energía, precipitándose, en una abigarrada mezcla, las legiones romanas y los contingentes árabes y sirios. Nadie quería quedarse atrás y todos se daban prisa para no ceder el primer puesto. Como los vertiginosos acontecimientos habían impedido que la senda pudiera construirse, los soldados que llegaban a último momento pisoteaban las ascuas, se atropellaban y se empujaban sin consideración sobre las ruinas humeantes, avanzando sobre montañas de cadáveres.

Tito comprendió que era inútil oponerse a la furia desatada de su ejército. Entonces penetró con sus oficiales en la nave central del Templo, separada por una espesa muralla de las salas incendiadas. Elevado y fresco, impenetrable al calor y a los ruidos exteriores, el

recinto sagrado apareció ante sus ojos. Allí estaban el gran candelabro, el altar de los perfumes, la mesa de los panes de proposición. Tito se acercó a la cortina que custodiaba el misterio del Santísimo, con pasos lentos y vacilantes. Desde los tiempos de Pompeyo ningún romano había estado allí. ¿Qué había detrás de la cortina? ¿Quizá un ídolo, una cabeza de asno, un monstruo, mitad hombre, mitad animal? Con sus gruesas manos, Tito levantó el velo por un extremo. Detrás acechaban expectantes los oficiales, entre los cuales el más tenso era Pedán. ¿Qué se ocultaba del otro lado? El príncipe apartó la cortina. Ante sus ojos apareció una pequeña sala rectangular, suavemente iluminada. Tito entró y percibió el olor de la tierra y de la madera muy antigua. En medio de la habitación sólo había una piedra desnuda y tosca, que coronaba la colina sobre la que se erguía el Templo. El vacío era absoluto, oprimente.

—¡Esto es todo!— graznó el centurión Pedán, encogiéndose de hombros. —¡Insensatos!

Al volver a la antesala iluminada, el príncipe pudo respirar profundamente. No fue indiferente a la noble sobriedad del Santuario, a sus bellas proporciones y a la subyugante simplicidad de los objetos sagrados, que colgaban de los muros.

—Debemos salvar todo esto, señores— dijo sin elevar la voz, pero con firmeza. —No debemos destruir tanta belleza.

El centurión se echó a reír. Habían incendiado todas las puertas y se oía el crepitar de las llamas; evidentemente, la orden llegaba demasiado tarde.

Los soldados se apoderaron apresuradamente de los objetos del culto. Eran de oro macizo, muy pesados. Entre diez, jadeando, trataron de transportar el gran candelabro pero tropezaron, lo dejaron caer y la mole aplastó a uno de los hombres. Azuzados por las voces del príncipe y los golpes de los centuriones, volvieron a cargar los utensilios sagrados y se los llevaron fuera de ese recinto que ya había comenzado a arder y amenazaba desplomarse en cuestión de segundos. Se llevaron los doce panes de la proposición, las ofrendas, las trompetas de plata de los sacerdotes; plegaron la magnífica cortina babilonia, cuyos bordados representaban el cielo. De pie en las gradas del Templo, en medio del incendio devastador, el príncipe contemplaba el candelabro y la mesa de los panes,

conducidos hacia el campamento por encima del tumulto, de los cadáveres, de los cascos y escudos de los soldados, bamboleantes como naves que se deslizaran sobre un mar borrascoso.

Mientras tanto, los legionarios, embriagados de sangre y de triunfo, no cesaban de alborotar. Arrasaban todo a su paso, arrancaban los ornamentos de oro y de plata de las puertas y de los muros, trepaban por las paredes exteriores para descolgar los trofeos, a riesgo de desnucarse. Eran los estandartes y las armas de los antiguos reyes de Siria, y la insignia de la décima legión, arrebatada hacía cuatro años a Cestio Galo. Saqueaban los vestuarios, los almacenes de provisiones y los de instrumentos. Con los brazos cargados con ricos objetos exóticos corrían de un lado a otro de la enorme nave. Ésta era la culminación de la campaña: la destrucción y el saqueo de la morada del Dios invisible, que había costado la vida a millares de camaradas y fatigas y disgustos innumerables. Éste era el momento de disfrutar de la victoria. Gritaban, se empujaban, reían como niños, brincaban y bailaban, golpeando con las botas claveteadas los mármoles y mosaicos cubiertos de cadáveres y de ensangrentados brazaletes con el distintivo de los macabeos.

Una muchedumbre de soldados se había agolpado en los oscuros pasadizos que conducían a las cámaras del tesoro. Ansiosos por continuar el saqueo, los soldados no estaban dispuestos a esperar que las puertas —que aún se mantenían cerradas— fueran abiertas por medio de palancas u otros artilugios, y procedieron a incendiarlas. El fuego se extendió y, en poco tiempo se produjo un torrente de metal fundido que penetró en las cámaras del tesoro, arrastrando en confusa mezcla las ofrendas de los emperadores romanos y de los reyes de los partos; el dinero ahorrado por la gente humilde de Galilea y las fortunas de las familias más ricas de Jerusalén y de las ciudades marítimas; miles de monedas de oro, de plata y de bronce, acuñadas por los «Vengadores de Israel» con el emblema de la soberanía de los macabeos y la fecha: primero, segundo y tercer año de la liberación.

Desgarrados caían los inmensos cortinajes y sus fragmentos abrasados quedaban suspendidos, revoloteando en el aire. Las maderas se quebraban con estrépito y al derrumbarse arrastraban

trozos del muro. Pero, súbitamente, más alto y poderoso que el crepitar del fuego, el estrépito de las vigas, los cantos salvajes de los soldados y los lamentos de los moribundos, se escuchó el sonido de la *magrefá*, la trompeta de cien notas, estridente como un aullido, que resonó espantosamente en las montañas circundantes. Los romanos habían intentado llevársela pero por su excesivo peso y su aparente inutilidad la abandonaron. Un soplo del fuego la había hecho sonar.

El sonido pareció despertar a la Ciudad Alta. Después que los soldados judíos hubieran cortado los puentes que la unían al Templo, había quedado aislada en su colina. Los habitantes, extenuados y hambrientos, vieron propagarse la humareda y las llamas hasta abrasar la montaña blanca del Templo, desde la base a la cima, y sus gargantas resecas no pudieron articular más que un débil gemido. Sin embargo cuando los millares de habitantes de la Ciudad Alta escucharon el poderoso aullido de la trompeta sagrada, estalló en ellos lo que quedaba de vida y el lamento se transformó en un aullido, un clamor agudo, ininterrumpido, estridente, prolongado por el sonido que se repetía en las montañas.

Aquel día muchas personas habían bajado de la Ciudad Alta al Templo incitados por el doctor Nittai, quien aseguraba haber tenido una visión y escuchado una voz. Pese a su agotamiento, el doctor se había dirigido a la Ciudad Alta para exhortar a los habitantes a bajar al Santuario donde, decía, Yahvé se les mostraría como Salvador y Redentor. La palabra del iluminado fue tan persuasiva que convenció a los que aún conservaban un mínimo de fuerzas para arrastrarse. Muy pocos pudieron salvarse junto con las tropas que se retiraban, pues los puentes que conducían a la Ciudad Alta eran demasiado estrechos y los soldados los destruían a medida que los atravesaban. Los rezagados se encontraron expuestos a las llamas y a los romanos, que brotaban por todos lados, por lo cual no les quedó otra solución que refugiarse en la planta inferior del gran edificio del Templo, bajo la galería de columnas del ala sur, situada directamente sobre el abismo. Pero allí también llegaron los romanos, empujando a un grupo de judíos desde el interior del Santuario. Al bajar por la escalinata, los legionarios sorprendieron a una multitud de hombres, mujeres y niños —entre los que había

grandes personajes y personas humildes, es decir, una masa de vida humana— refugiada en las columnas. Tal contingente posiblemente significara a sus ojos una suma de dinero bastante considerable, si bien el precio de los esclavos había bajado bastante a causa de la gran cantidad de prisioneros que había en el mercado, pero en el peor de los casos podrían venderlos por docenas a los empresarios de los Juegos públicos. Sin embargo, ése no era el momento apropiado para hacer cálculos. Los de la quinta legión querían divertirse y habían pagado un precio muy alto por el espectáculo. Rodearon la columnata de modo que los judíos quedaron aprisionados entre ellos y el abismo. Pero en ese momento llegó un grupo de oficiales superiores, entre ellos el general

Lépido, comandante de la décima, quienes dieron la orden de aguardar al general en jefe. Los legionarios, impacientes, se preguntaban por qué el general de la décima quería arruinarles la diversión, a ellos que habían reconquistado para él la insignia caída cuatro años antes. Ni siquiera se molestaron en protestar, sólo se pusieron a reír a carcajadas. Estaban de excelente humor y, por otra parte, ni los mismos oficiales esperaban que el ejército se dejaría arrebatar ese contingente de carne viva.

Colocados frente a las columnas, en cuatro filas por fondo, comenzaron a incendiar el artesonado. Ciertamente, resultaba muy cómico asistir al baile de los de la galería. Algunos de ellos pretendieron huir pero fueron abatidos inmediatamente. No les quedaba otra salida que trepar por el muro y saltar al precipicio. Vacilaban. Se mecían maquinalmente, dudando entre arrojarse al vacío y morir o huir y morir por la espada o quedarse allí y morir por el fuego. Los soldados, cada vez más excitados, advirtieron la incertidumbre de los judíos, que, sin cesar, clamaban: «¡Oíd, Israel, Yahvé es único!».

Habían escuchado muchas veces ese grito de muerte pero nunca de la boca de tantos judíos, por lo que, para extremar la burla, los romanos repitieron a coro: «¡Yahvé! ¡Yahvé!», imitando el rebuzno de un asno.

Entre los acosados se encontraban dos integrantes del Gran Consejo, a quienes el legado Paulino conocía personalmente: Meir

bar Belgas y Josef bar Daleus. El legado les pidió que se rindiesen, ofreciéndoles a cambio respetarles la vida, pero ambos permanecieron en la columnata hasta que ésta cayó derrumbada. Habían preferido morir con sus hermanos, en holocausto a Yahvé.

Los sacerdotes designados por sorteo cumplieron los oficios como si nada ocurriera a su alrededor. Se habían puesto las vestiduras y habían limpiado el altar y los vasos sagrados, como hacían a diario. Refulgieron las primeras llamas y comenzaron a aparecer los primeros romanos, pero los sacerdotes continuaron moviéndose en medio del tumulto como si realmente no se percatasen de nada extraordinario.

En un primer momento, los romanos no prestaron mayor atención a esos hombres vestidos de blanco, ceñidos con el cinturón sacerdotal, pero a poco decidieron matarlos, comprobando con cierta satisfacción que los sacerdotes de Yahvé morían como cualquier mortal, al sucumbir atravesados por la espada.

Cuando decidió abandonar el Templo con las tropas, Juan de Giscala ofreció al Sumo Sacerdote Fanias llevarlo consigo, pero éste rehusó. ¡Si al menos Yahvé le hubiera revelado qué quería de él! Pero todo era inútil porque Dios le había concedido una inteligencia limitada. ¡Qué hermoso habría sido ser un simple albañil como antes! Vagaba lloroso, desorientado, desamparado, buscando con su mirada mortecina alguien a quien pedir consejo, esforzando el oído, con desesperación, esperando que Yahvé dijera alguna palabra a su espíritu. Pero no escuchó ninguna. Achacaba tanta desgracia a su propia debilidad, por haber cedido a las imposiciones de los guardias del tesoro, que lo obligaron a guardar en una caja inviolable su gran toga de ocho piezas, que purificaban ocho pecados. Si la tuviera puesta, así como las joyas de la gran ceremonia, las llamas se habrían acurrucado a sus pies como perros mansos y los romanos habrían caído desplomados, sin vida.

Fanias y otros sacerdotes cayeron en manos de los saqueadores. Ya estaban a punto de degollarlos cuando los detuvo la voz de una de las víctimas que pedía gracia para el Sumo Sacerdote que era uno de ellos. Los condujeron a presencia de Tito. El príncipe disponía de poco tiempo porque lo aguardaban en la puerta sur del Templo. A su lado se encontraba el general Literno,

observándolo con una ligera sonrisa que no pasó inadvertida para Tito. Pocos días antes, en el consejo de guerra, a Literno le había parecido incomprensible que el príncipe quisiera conservar el Santuario, por lo cual opinaba que era un espíritu débil, con excesivas aficiones estéticas. ¿Ese hombre era el Sumo Sacerdote?

—No lo matéis— dijo Tito, —quiero que figure en mi triunfo. Dirigió la mirada a los otros prisioneros, casi veinte hombres al borde de la resistencia física, míseros y temblorosos, enfundados en las blancas vestiduras ceremoniales demasiado amplias para sus cuerpos, y su expresión fue burlona, maliciosa e infantil. Se dio vuelta y, antes de retirarse, les dijo, por encima del hombro:

—Señores: os habría concedido la vida por consideración a vuestro Templo, pero en vista de que vuestro Dios no ha querido conservar su morada, creo que os conviene morir al mismo tiempo que él, ¿no os parece?

Y el preboste se hizo cargo de las víctimas.

Al igual que los otros servidores, el doctor Nittai, después de conducir a sus fieles al Templo, se entregó confiada y gravemente al cumplimiento de sus funciones. Cuando aparecieron las llamas, una sonrisa asomó en su viejo rostro adusto. En lugar de huir como los otros sacerdotes a través de los patios, subió con los ocho que lo acompañaron los peldaños de la escalinata del Santuario. Era muy agradable estar a esa altura. Todavía se encontraban en un edificio construido por la mano del hombre pero pronto se encontrarían en el cielo, muy cerca de Yahvé.

Subieron al tejado. Debajo quedaron el fuego y los romanos. El clamor de los moribundos, el canto militar de las legiones y el aullido de los habitantes de la Ciudad Alta llegaban a sus oídos con claridad. El Espíritu entonces descendió sobre los sacerdotes y —propiciada por el hambre— tuvieron una visión. Meciéndose acompasadamente, recitaron con la monótona salmodia ritual los cantos de guerra y de victoria de las Escrituras. Arrancaron las picas de oro, incrustadas en los techos del Templo para ahuyentar a los pájaros, y las arrojaron sobre los romanos. Sonreían: estaban por encima de las llamas y sobre ellos sentían el soplo de Dios. Al impartir la bendición sacerdotal, alzaron las manos —separando los dedos, como está escrito— y entre el crepitar de las llamas, se les

oyó gritar la fórmula de la bendición y la profesión de fe, que debe decirse a continuación. Se sintieron ligeros y llenos de—devoción. Cuando hubieron concluido, Nittai tomó las pesadas llaves de la gran puerta del Templo, las levantó muy alto para que todos pudiesen verlas y exclamó:

—¡Oh, Yahvé! ¡Hemos sido indignos de administrar vuestra morada! ¡Oh, Yahvé, recuperad vuestras llaves!— y las arrojó al abismo.

—¿Veis? ¿Veis vosotros la mano?—, preguntó.

Y los otros vieron una mano que asomaba en el cielo y recogía las llaves.

En ese momento las maderas del techo se desplomaron y los sacerdotes tuvieron una muerte que —a su parecer— fue una gracia de Dios.

Poco antes del mediodía, Pedán abandonó las antorchas. A las cinco de la tarde la colina estaba totalmente en llamas. El primer puesto de señales que Tito había hecho instalar anunció el incendio y, al caer la noche, trasmitió la noticia: «El Templo ha caído». Inmediatamente fueron encendidas las hogueras, primero la más cercana y a continuación las siguientes hasta las más alejadas, y al cabo de una hora en todo el territorio de Judea y Siria se conocía la novedad.

Cuando la noticia se supo en Jabne, el eminente doctor Yojanán ben Zakai se cubrió la cabeza con ceniza, y esa misma noche convocó a sus discípulos.

«—Hasta hoy —les dijo— el Gran Consejo de Jerusalén ha tenido el poder de interpretar la palabra de Dios, de establecer el comienzo de las estaciones e indicar la luna nueva y la luna llena, de discernir el bien del mal, lo santo de lo impío. Ha sido la suprema autoridad que, exclusivamente, tenía autoridad para unir y desunir. A partir de hoy, el Consejo de Jabne cumplirá ese cometido.

»Nuestro primer deber es establecer los límites de las Sagradas Escrituras. El Templo no existe ya. Las Escrituras son desde ahora nuestro reino, sus libros nuestras provincias, sus versículos nuestras ciudades y aldeas. Hasta hoy la palabra de Yahvé estuvo mezclada con la palabra de los hombres. De ahora en adelante debemos

determinar con exactitud absoluta lo que pertenece a las Escrituras y lo que les es ajeno.

»Nuestro segundo deber es conservar para los tiempos futuros los comentarios de los doctores. Hasta ahora sólo estaba permitida la trasmisión oral de los santos comentarios. Copiaremos los seiscientos trece mandamientos sobre buenos pergaminos, desde el comienzo al fin, los enrollaremos y los enumeraremos para que constituyan el fundamento de Israel por toda la eternidad.

»Nosotros somos setenta y uno: todo lo que queda del imperio de Yahvé. Purificad vuestros corazones para que podamos construir un imperio más duradero que el de Roma.»

Dijeron amén. Esa misma noche seleccionaron los libros y declararon santos a veinticuatro, excluyendo a catorce, aunque para algunos de los miembros del grupo estos eran igualmente auténticos. El debate fue reñido y el control mutuo muy escrupuloso, porque estaban empeñados en evitar que en el modelo que iban a legar a las generaciones futuras prevaleciera la vana sabiduría de los hombres sobre la palabra de Yahvé, tal como ellos la habían recibido. Sintieron descender el Espíritu divino sobre ellos en el momento de efectuar la selección que, a partir de entonces, fue consagrada para todos los tiempos.

Cuando se separaron comenzaba a amanecer. Sólo en ese momento fueron conscientes de su fatiga y de que a pesar del dolor que les causaba la destrucción del Templo, no se sentían desdichados.

Cuando estuvo solo con el maestro, el discípulo Araj le recordó:
—Doctor y maestro, no me habéis dictado todavía la máxima del día.

El doctor Yojanán meditó algunos instantes antes de contestar.

—Cuando os inviten a la mesa de un jefe, poneos un cuchillo sobre la garganta para no desear sus manjares, que son muy engañosos.

Araj percibió cansancio y tristeza en el rostro del eminente doctor y comprendió que sufría por su discípulo predilecto, Josef ben Matatías, y que en el fondo de su corazón temía por él.

El Templo fue destruido el 29 de agosto del año 823 después de la fundación de Roma, 9 de Ab del año 3830 del calendario judío.

También fue un 9 de Ab cuando Nabucodonosor arrasó el primer Templo. El segundo Templo había permanecido 639 años, un mes y diecisiete días en pie, lapso durante el cual todas las mañanas y todas las tardes había sido celebrado el holocausto de Yahvé, y miles de sacerdotes habían cumplido el ritual, tal como está prescrito en el tercer libro mosaico y ha sido pautado hasta en sus menores detalles por generaciones de doctores.

El fuego que destruyó el Templo continuó ardiendo durante dos días y dos noches. Al tercer día sólo se conservaban dos de sus numerosas puertas; entre los escombros, frente a la puerta oriental, que se mantenía solitaria y sin razón de ser, los romanos implantaron sus águilas y les ofrecieron el sacrificio de la victoria.

Cuando en el recuento de los cadáveres que cubrían el campo de batalla se llegó al número de seis mil, el ejército —siguiendo la costumbre— proclamó a su jefe *imperator el* generalísimo. Erguido en el extremo más elevado del altar, Tito recibió el homenaje de sus tropas. Con el bastón de mando en una mano y el rojo manto de general en jefe sobre los hombros, se situó en el mismo lugar donde hasta ese día se elevara la columna de humo de las ofrendas de Yahvé. Detrás estaban las águilas de oro. Parecía un ídolo instalado en el sitial del Dios invisible. Los soldados desfilaron ante él, chocando los escudos y aclamándolo:

—¡Salve, Tito *imperator*!

El estrépito de los hierros y los gritos gozosos de sus soldados colmaron durante varias horas los oídos de Tito.

Muchas veces había soñado con este momento, desde aquel día en Alejandría en que su padre le encomendara la conclusión de la campaña. Sin embargo, ahora se sentía indiferente. Berenice había huido cuando el Santuario fue presa de las llamas; había escapado del perjuro. ¿Era él realmente un perjuro? Había dado órdenes estrictas de preservar el Templo, pero los dioses decidieron que las cosas transcurrieran de otro modo, incluso, probablemente, el Dios de los judíos, indignado por las faltas y la obstinación de su pueblo. Él era el general en jefe y no se sentía responsable por la destrucción del Templo. Decidió explicar cómo habían ocurrido los hechos para que el mundo entero apreciase su inocencia.

Según las declaraciones de algunos prisioneros, el fuego se había originado en el almacén de la madera. Ellos habían hecho todo lo posible por extinguirlo pero la avalancha de antorchas encendidas, que incesantemente arrojaban los romanos, había sido incontenible. Fácilmente se dedujo la responsabilidad del destacamento de bomberos y limpiadores. Tito hizo comparecer a Pedán y a sus soldados ante un consejo de guerra que presidió él mismo. Poco antes de que comenzara la sesión del tribunal, tuvo una entrevista con su jefe de estado mayor, Tiberio Alejandro.

—Os pido que me digáis sinceramente si sentís rencor contra mí por el incendio del Templo.

—¿Sois vos acaso quien ha ordenado incendiario, César Tito? —repuso el general, sin abandonar su acostumbrada cortesía.

—Ignoro todo lo ocurrido— dijo a su vez el príncipe. Procedieron a interrogar a los acusados.

—¿Es verdad que la primera cohorte ha lanzado antorchas dentro del Templo?

—Lo ignoramos, César Tito— contestaron los soldados en tono de camaradería.

Ninguno de ellos dijo haber visto al centurión Pedán arrojar una antorcha.

—Es posible— dijo Pedán —que nos hayamos defendido con antorchas contra los judíos. «Se procederá con rigor» contra el enemigo, decía la orden. «Con rigor» puede incluir la idea de fuego, cuando se tienen a mano vigas encendidas.

—¿Vuestro propósito fue evitar el daño del edificio?

Pedán se encogió de hombros. El veterano soldado cubierto de honores miró a los jueces con expresión franca y simple. Y contestó:

—Era un grueso muro de piedra que ninguna máquina hubiera podido hundir. Dentro había mosaicos y escalinatas de piedra. ¿Quién podía imaginar que el fuego se avivaría en la piedra? Evidentemente ha sido la voluntad de los dioses.

—¿Habíais visto alguna vez un plano del Santuario? ¿Sabíais que la ventana con marco de oro daba al almacén de madera?

El centurión Pedán se tomó un tiempo antes de contestar. A través de su único ojo examinó primero al príncipe, luego a los jueces y finalmente miró otra vez al príncipe. Sonrió astutamente,

dando a entender que existía un acuerdo particular entre él y Tito. Dirigiéndose al general en jefe, dijo en voz alta, con insolente calma:

—No, César Tito, yo desconocía que detrás de la ventana hubiese madera.

Tiberio Alejandro captó claramente la mentira del centurión, quien, para colmo, se sentía con derecho a proclamarla, convencido de haber ejecutado una orden sobreentendida de Tito. El príncipe y el centurión, aunque en apariencia diferentes, eran para Tiberio Alejandro en el fondo idénticos: eran bárbaros. Tito se había comprometido a conservar el Templo intacto y, aunque no dudaba de la sinceridad de sus palabras, opinaba que íntimamente el príncipe deseaba abatir y humillar el monumento, igual que Pedán.

Los otros acusados —centuriones, suboficiales, simples soldados— repitieron la misma cantilena, declarando monótonamente que no habían visto nada. Y nadie pudo explicarse razonablemente en qué momento y por qué se había iniciado el fuego. Todas las preguntas obtuvieron idénticas respuestas, aparentemente sinceras.

—César Tito, no sabemos nada.

En el curso de las deliberaciones del consejo, Tito se sintió muy inseguro. La atrevida mirada de complicidad del desvergonzado Pedán lo había turbado profundamente, pero rechazaba con firmeza haber tenido alguna responsabilidad en unos actos que tanto desasosiego le producían. ¿No había sido suficientemente explícita su orden? ¿Acaso no había sabido mantener la estricta disciplina en todo momento? Esperó ansiosamente el veredicto de los generales, íntimamente resuelto a no conceder la gracia si se condenaba a muerte al centurión favorito del ejército.

Pero en ningún momento los *jueces* pensaron imponer un castigo tan ejemplarizante. Intercambiaron frases vagas.

—Habría que enviar a uno o dos oficiales a una compañía disciplinaria.

—¿Y Pedán?— exclamó impetuosamente Tito, con voz enronquecida.

El silencio que siguió fue bastante molesto. Nadie quería comprometerse a tocar a Pedán, titular de la corona gramínea. Cerealis, el comandante de la quinta legión, se disponía a decir

algunas palabras en ese sentido cuando Tiberio Alejandro lo interrumpió. «Lo que probablemente Pedán ha hecho —dijo— o ha dejado de hacer, representa la voluntad de todo el ejército. No es un solo hombre el responsable de este hecho vergonzoso que manchará para siempre el nombre de Roma.» Propuso con su tono de exquisita amabilidad que se diezmara a los oficiales y soldados que habían estado encargados de la limpieza de los escombros. Nada se podía objetar contra un juicio tan ecuánime, pero los allí presentes protestaron vivamente. Era vergonzoso que ese hombre pretendiera vengar a costa de los legionarios romanos su rencor de judío. El veredicto fue postergado.

Finalmente, no se adoptó ninguna resolución Un comunicado bastante equívoco expresó el descontento de las autoridades militares contra la primera cohorte de la quinta legión, «que no había sabido evitar el incendio del Templo».

Tito quedó muy contrariado. No tenía ningún argumento que lo justificase a los ojos de Berenice. Ni siquiera se atrevía a averiguar dónde estaba ella, pues temía que hubiera cedido a la veleidad de retirarse al desierto, para escuchar la voz de Dios a fuerza de mortificaciones, como lo hiciera tres años antes.

Poco después supo que Berenice estaba en la pequeña población de Tecoa, a pocas horas de camino. La noticia no le alegró. ¿Qué había ido a buscar a esa aldea semiderruida? Quizá deseara tener siempre presente los troncos talados de su antiguo pinar, perpetuo testimonio del incumplimiento de Tito a aquel modesto ruego suyo.

El rostro ancho de Tito se cubrió de hosquedad, el mentón triangular pareció aún más acentuado y todos sus rasgos revelaron el semblante de un pérfido mozo campesino. ¿Qué debía hacer? Nada le parecía válido para enfrentarla. ¿Debería hablarle de las estrictas leyes de la guerra? ¿O mostrarse con toda su autoridad de amo, de romano? De esa forma sabía que no obtendría nada más que lo que tuvo la noche en que la tomó por la fuerza.

Resolvió no volver a pensar en la mujer, puesto que tenía bastantes ocupaciones que requerían su atención. Aún no se había logrado someter la Ciudad Alta y siendo sus murallas muy sólidas, resultaba impensable tomarla por asalto. Por tanto, habría que

recomenzar con los arietes y a socavar las entradas. Se dio un plazo: cuando se hiciera dueño de la Ciudad Alta iría a ver a Berenice.

En primer lugar mandó arrasar toda la región conquistada que estuviera al alcance de los romanos. Las paredes de las casas fueron totalmente demolidas, y sus fragmentos cayeron entremezclándose en una confusa avalancha de piedras. Los romanos experimentaban ahora el placer de la destrucción: demolieron las hermosas villas levantadas en el borde más escarpado del Templo, el barrio obrero de Ofla, las antiguas y sólidas construcciones de la Ciudad Baja. El municipio y los archivos —que ya habían sido quemados al comienzo de la guerra civil— fueron destruidos definitivamente. Los títulos de hipotecas, los documentos comerciales, los tratados oficiales grabados en bronce, las resoluciones de prolongadas y encarnizadas negociaciones en la Kipá, la Bolsa, inscritos en pergamino, desaparecieron para siempre. El distrito del Templo y los barrios circundantes quedaron enteramente sometidos al pillaje de los soldados. Durante semanas enteras éstos extrajeron de los escombros piezas de oro y diversos tesoros. Se introducían por los pasadizos subterráneos de la colina del Templo, buscando allí una mina de oro y afrontando con suerte desigual el riesgo de perderse y no regresar jamás o morir luchando contra los fugitivos refugiados en las cavernas. Sin embargo, merecía la pena aventurarse porque de las galerías se exhumaron objetos de extraordinario valor. Aparecieron los tesoros escondidos del Templo, entre ellos la célebre vestidura de ocho piezas que tan amargamente había echado de menos el Sumo Sacerdote Fanias. Joyas, piedras preciosas, metales y tejidos exóticos se acumularon en los depósitos romanos. Se intensificó la tarea de los mercaderes y el precio del oro bajó el veintisiete por ciento de su valor anterior en todo Oriente.

En la Ciudad Baja existía un santuario instalado en el mausoleo de los reyes David y Salomón. Ochenta años antes, Herodes, secretamente, había hecho abrir la tumba, codicioso de los tesoros espléndidos que, según la tradición, se guardaban allí. Al penetrar en el recinto donde reposaban los antiguos soberanos, repentinamente se encontró rodeado por lenguas de fuego: sucedió

que las antorchas inflamaron el gas que se desprendía de la fosa. Sin embargo, cuando Tito entró en la tumba no sintió ningún temor y„ sin ninguna aprensión penetró hasta la más profunda cámara del monumento. Allí yacían los dos reyes con la armadura de oro, la diadema sobre el cráneo y enormes sortijas en las falanges. En torno a los esqueletos había lámparas, copas, platos, vasos y los libros de cuentas del Templo, para que los reyes pudiesen demostrar su piedad ante Yahvé. Tiberio Alejandro desenrolló los pergaminos y examinó los caracteres y las cifras casi ininteligibles, mientras Tito asía con sus manos bastas la gruesa diadema que reposaba junto a uno de los cráneos. Se la colocó sobre la cabeza y se volvió para que lo miraran sus oficiales.

—Esa diadema no os sienta bien, César Tito— observó secamente el jefe del estado mayor.

Josef contempló el incendio del Templo con la atención apasionada de un sabio ante un fenómeno de la naturaleza. Había logrado endurecer su sensibilidad a costa de esforzarse por ser únicamente ojos y verlo todo sin que se le escapara un detalle: el principio, el núcleo y el desenlace. Llegó a los límites de la ciudad incendiada y penetró en ella, para recorrer centenares de veces la región en llamas; su cuerpo estaba extenuado pero su espíritu permanecía alerta. Veía, escuchaba, olía, comprobaba; su memoria activa y fiel lo registraba todo.

El 25 de septiembre, un mes después de la caída del Templo, cinco meses después del comienzo del asedio, cayó la Ciudad Alta. Mientras las cohortes echaban a suertes los turnos de los barrios, para repartirse el producto del saqueo de cada casa, en provecho propio, Josef se encaminó hacia la fortaleza Fasael, donde los jefes judíos habían encerrado a sus prisioneros. Ansiaba liberar a su padre y a su hermano pero no encontró a nadie; allí sólo estaban los cadáveres de quienes habían muerto por inanición. Probablemente, muchos habían sido exterminados por los macabeos antes de la llegada de los romanos, o habían logrado escapar y esconderse en las cuevas subterráneas.

Josef penetró en el corazón de la ciudad atravesando incendios y matanzas, como un impasible y frío cronista de la realidad objetiva. Durante esa larga y tórrida jornada de verano caminó de

arriba abajo y de abajo arriba, recorriendo callejuelas escarpadas, subiendo escalinatas y metiéndose en pasadizos, desde el palacio de Herodes hasta la puerta del jardín, el Mercado Alto y la Puerta de los Esenios, para volver finalmente al palacio. Durante treinta años había transitado por esas mismas calles, primero siendo niño, luego adolescente y hombre al fin. Acallaba su amargura a la vista de esas piedras que conocía una a una, se empeñaba en no ser nada más que el ojo y el estilete para registrar los acontecimientos.

Iba desarmado. Era sorprendente que sólo llevara la escribanía de oro cuando parecía tan insensato pasearse indefenso por Jerusalén derrumbada, librada al enemigo, máxime si se era judío. De haber querido habría podido protegerse con la condecoración que le concediera Tito —la placa con la cabeza de la Medusa-pero jamás la llevaba consigo.

Se dirigió por tercera vez a la calle de los Pescadores, a la casa de su hermano. La encontró vacía. Los soldados ya habían comenzado el saqueo de la casa vecina y se aprestaban a incendiarla. Fue entonces cuando, desde la puerta entreabierta, Josef descubrió a un anciano que estaba allí sentado en medio del bullicio y el caos, con una estola sobre los hombros, las filacterias sobre la cabeza y los brazos, y los pies muy juntos. Josef se acercó. El anciano se mecía y oraba en voz alta pues era la hora de las dieciocho plegarias. Rezaba fervorosamente con todo el cuerpo, como estaba prescrito, y cuando llegó a la decimocuarta oración la pronunció a la manera antigua, como se decía en el exilio de Babilonia: «Permitid que nuestros ojos puedan ver con piedad, como antiguamente, cuando volváis a Jerusalén». Estas palabras ya pertenecían a la historia, eran anticuadas y sólo habían sido conservadas por los eruditos. Aunque hacía seiscientos cincuenta años que no se utilizaban, aquel día cobraron nuevamente sentido; el anciano, imbuido de su fe, las pronunciaba dándolas por sobreentendidas. Su plegaria conmovió más a Josef que las horrorosas escenas que había presenciado en la jornada. El dolor por la destrucción de su ciudad estalló incontenible, abriéndose paso en la forzada impasibilidad del observador. Su corazón se desgarró.

Ajetreados por el incendio, los soldados no habían advertido la presencia del anciano, y al darse cuenta de que estaba allí lo rodearon alborozados y comenzaron a burlarse: «¡Jijan, jiján!» Lo sujetaron, le arrancaron la estola y lo obligaron a repetir con ellos: «Yahvé es un asno y yo soy el servidor de un asno». Le tiraron de la barba hasta que el infeliz trastabilló y cayó al suelo. Josef se interpuso exigiendo altivamente que dejasen en paz al anciano, pero los soldados no estaban dispuestos a abandonar su diversión: ¿Quién era él para darles órdenes a ellos? «Soy el secretario privado de César Tito, y procedo de acuerdo con sus instrucciones», contestó Josef. ¿Acaso no se le había autorizado a liberar a setenta prisioneros? «Cualquiera puede decir lo mismo», le respondieron los soldados, y profirieron en insultos, blandiendo las armas. «Probablemente —pensaban— éste es un judío como el viejo, que no lleva armas y habla un mal latín.» Habían estado bebiendo copiosamente y ansiaban ver correr la sangre. Josef reconoció que había sido muy imprudente al enfrentarlos sin contar con una autorización que le valiera en estos casos. ¿Moriría allí, después de haber salido con vida de Jotapata y de tantos otros peligros, víctima ridícula del error de unos soldados borrachos? Una idea acudió en su ayuda rápidamente:

—Miradme— dijo a los soldados, —si yo fuese realmente uno de los asediados, ¿no os parece que estaría mucho más delgado?

Los romanos se persuadieron de la verdad de su argumento y le permitieron irse.

Cuando regresó al campamento, fue directamente en busca del príncipe, a quien encontró de pésimo humor. Ya había transcurrido el plazo que se había concedido —toda Jerusalén estaba ahora en sus manos— y debía ir en su caballo a Tecoa, al día siguiente o a lo sumo en dos días. Suponía que la conversación con la judía iba a resultarle muy poco agradable.

Humildemente, Josef le pidió una autorización por escrito que le permitiese rescatar a los setenta prisioneros cuya libertad le había prometido. Tito la escribió de mala gana. De pronto se detuvo, y mirando de soslayo a Josef, le preguntó:

—¿Por qué no me habéis pedido una autorización para traeros a Dorión?

Josef, perplejo, guardó silencio un instante, antes de responder:

—He temido que su presencia me impidiese seguir vuestra campaña atentamente para poder describirla con fidelidad, príncipe Tito.

—Los judíos sois terriblemente consecuentes— observó Tito sarcástico.

Josef se sintió ofendido. Había pensado pedirle más de los setenta prisioneros prometidos, pero su mal talante lo desanimó. Sin embargo, no pudo contenerse e insistió. Presentía que iba a serle absolutamente indispensable que el príncipe le concediera un número mayor de cautivos. Cautelosamente, en el mismo tono sumiso, le rogó:

—No pongáis setenta, César Tito, sino cien.

—De ningún modo— repuso éste, mirándolo de un modo poco amistoso. Su voz fue ruda, brutal. Nunca se había parecido tanto a la de su padre. —Hoy no os concederé ni siquiera setenta.

Jamás se había atrevido a exigir nada a Tito pero en ese momento un extraño impulso dominaba a Josef. Debía insistir, estaría perdido para siempre si no se empeñaba en ello.

—Concededme setenta y siete, César Tito, os lo ruego.

—Callaos— dijo el príncipe, —más me apetece quitaros los setenta.

—Josef cogió la tablilla, dio las gracias y después de pedir una escolta regresó a la ciudad.

Provisto de la tablilla que salvaría tantas vidas ajustada al cinturón, recorrió las calles de la muerte. ¿A quién salvaría? No abrigaba ya ninguna esperanza de encontrar con vida ni a su padre ni a su hermano. Tenía amigos en Jerusalén, había mujeres a las que amaba pero no pensó en ellos cuando, frente al precipicio, Yahvé había enternecido el corazón del príncipe. Ni siquiera lo había motivado un sentimiento generoso cuando insistió tan tercamente ante Tito. Aun pareciéndole loable cualquier intento de salvar a algunos desdichados de la muerte, se preguntaba qué representarían esos infelices frente a los miles que iban a morir.

Se negaba a admitirlo, lo rechazaba con todas sus fuerzas, pero el tenaz recuerdo de un rostro comenzaba a atormentarlo. Sí, era él a quien buscaba.

Comenzó la búsqueda empeñosamente. Necesitaba encontrarlo. El tiempo era muy escaso y no podía perderlo. Debía descubrir forzosamente a un único hombre entre centenares de miles. No le interesaban setenta judíos cualesquiera sino uno solo. Alrededor, la muerte continuaba su carrera irrefrenable y él poseía una tablilla que podía dar la vida. El corazón le palpitaba violentamente: debía cumplir un cometido, debía encontrar ese rostro único. Pero al privilegiado que tenía poderes para detener la muerte de setenta hombres con sólo decir «¡vivid!» le resultaba imposible recorrer su camino indiferente a lo que no fuese el rostro deseado; por eso exclamó «¡vivid!» en cinco ocasiones, en diez, en veinte. Por último, invocó a su sensatez: debía cumplir un deber y esforzarse por dominar sus impulsos. Pasó delante de moribundos sin detenerse todo el tiempo que pudo resistirlo. Y cuando no pudo soportarlo más, en el siguiente encuentro exclamó nuevamente «¡vivid!» y también en el otro, y en muchos más, hasta que arrancó la quincuagésima víctima de las manos de los soldados, que le obedecieron gruñendo y con malos modales. Otra vez lo dominó el sentimiento del deber y pudo dominarse: pensó que no tenía derecho de dejarse llevar por una irreflexiva compasión porque sus manos podrían estar vacías cuando encontrase a quien buscaba.

Huyendo de sí mismo se refugió en la sinagoga de los peregrinos de Alejandría con la intención de rescatar los setenta rollos de las Sagradas Escrituras, tal como se los había concedido Tito.

Ya los saqueadores habían dado cuenta del lugar. Los libros sagrados habían sido extraídos de las arcas y despojados de sus preciosas cubiertas bordadas. Rodaban por el suelo los nobles rollos con sus caracteres venerables, rasgados, manchados de sangre, pisoteados por los soldados. Josef se inclinó y trabajosamente, con muchas precauciones, logró levantar del suelo uno de aquellos pergaminos sucios de lodo y sangre. Comprobó que le faltaban dos trozos y, siguiendo la línea del corte, descubrió que se correspondían con el contorno de los pies de un hombre. Dedujo entonces que los soldados no habían encontrado mejor destino para los rollos sagrados que hacerse con ellos plantillas para sus botas. Maquinalmente, reconstruyó el primero de los pasajes que faltaban:

«No oprimáis al extranjero en tu país y no os mostréis duro con él, pues extranjeros habéis sido en Egipto». Con pausados movimientos recogió los rollos, los acercó con respeto y unción a la frente primero y después a la boca y los besó, como indicaba la costumbre. No debía confiarlos a manos romanas. Salió a la calle en busca de judíos a los que pudiera encargar del traslado de los rollos a su tienda. Vio subir hacia el Monte de los Olivos una columna de prisioneros, al parecer capturados con armas. Después de azotarlos los habían obligado a cargar sobre las magulladas espaldas dos maderos en cruz, a los cuales habían atado sus brazos extendidos. Así, arrastraban ellos mismos hasta el lugar de la ejecución la cruz sobre la que iban a morir. Josef vio sus rostros demacrados, su mirada apagada y olvidó sus propósitos. Gritó: «Alto!», mostrando su tablilla al centurión que conducía el grupo.

Aún podía salvar otras veinte vidas y los prisioneros eran veintitrés. Quitaron las cruces a veinte de ellos. Estaban embrutecidos, exánimes por el castigo, y no comprendían qué les estaba sucediendo: en lugar de la cruz, los hicieron llevar unos rollos de las Escrituras y en lugar de empujarlos al Monte de los Olivos, fueron conducidos hacia la tienda de Josef, en el campamento de los romanos. Éstos prorrumpieron en carcajadas al ver la extraña procesión encabezada por Josef, con su escribanía de oro colgando de la cintura y un rollo sagrado en cada brazo, transportado, con tantas precauciones como si se tratara de frágiles criaturas. Con paso vacilante, los flagelados judíos lo siguieron cargados con los rollos de la Ley.

Tito recorrió velozmente la distancia entre el campamento y la población de Belén. De Belén a Tecoa aminoró *el* paso de su cabalgadura. Lo esperaba la difícil tarea de enfrentarse a Berenice. Pensaba que lo peor de su situación era su propia impotencia para modificarla. Debía presentarse y aceptar la decisión de Berenice, fuese o no favorable para él.

El ascenso fue fatigoso. Tecoa se alzaba sobre una roca desnuda y solitaria, y detrás de ella se extendía el desierto. El comandante del puesto militar había ordenado formar fila a sus hombres para recibir al general en jefe, quien correspondió al saludo. Reconoció entre ellos a Valens, el centurión que había

abatido el pinar. Su expresión no era ni demasiado inteligente ni demasiado estúpida, sencillamente honesta y viril. Había recibido la orden de no tocar los árboles y la había cumplido; después fue encargado de cortarlos y también obedeció. Lo realmente sorprendente era que Tito no hubiera podido cumplir la promesa que hiciera a Berenice.

Llegó a la casa. Estaba muy deteriorada pues había sido construida en la cima de la roca hacía mucho tiempo, para morada de los príncipes Macabeos. Desde allí se veía el desierto: ciertamente, Berenice hacía vida monástica.

Apareció un sirviente vestido modestamente, sin librea. Tito le ordenó que comunicara a la princesa su deseo de verla, aunque admitió que por no haber anunciado su visita, ella podía negarse a recibirlo. Su ánimo era el del acusado esperando el dictamen del juez. No se trataba únicamente de su intervención en el incendio del Templo sino de toda su persona, que sería sometida a juicio.

Su actitud y sus gestos dejaban traslucir una acusación y a la vez una defensa. Él, que era el jefe absoluto de cien mil soldados selectos y de una impresionante maquinaria de guerra, que poseía plenos poderes sobre Oriente, desde Alejandría hasta la frontera con la India, estaba allí esperando una respuesta que determinaría su futuro. Frente a ella no valían sus armas. Debía esperar.

La puerta se abrió y Berenice apareció en el umbral. Era lógico que saliese a recibir con honores al general en jefe, al amo del país, pero Tito no se distrajo en esas consideraciones, para él sólo importaba verla en lo alto de la escalinata. Iba vestida sencillamente, con un traje de una sola pieza, como usaban las campesinas del país. Era hermosa, majestuosa, *la mujer*. Tito la miraba humilde, subyugado. Esperaba.

Berenice comprendió que en ese momento, quizá por última vez, era dueña de su destino. Había previsto que él llegaría un día pero no se había preparado para el encuentro, pues confiaba en que su Dios, su Dios Yahvé, le inspiraría en el momento oportuno la conducta adecuada. Permaneció inmóvil en lo alto de la escalinata, mirando al hombre, adivinando sus deseos, su humildad. Él siempre había faltado a su palabra; la había tratado y la seguiría tratando con violencia. Había comprobado sus buenas intenciones pero lo

juzgaba bárbaro, hijo de bárbaros, e intuía que esa condición prevalecería siempre en él sobre sus más firmes propósitos. Había echado todo por tierra. Ya nada podía exigirle y el pasado no podía volver. Debía tomar una decisión. Hasta entonces había podido justificar su entrega a Tito por su amor al Templo, pero ahora ese pretexto había desaparecido pues del Templo no quedaban más que ruinas. ¿A quién pertenecería desde ese momento? ¿A los judíos o a los romanos? Esta era su última oportunidad de depender de sí misma. ¿Hacia dónde debía encaminarse? ¿Al encuentro de Tito? ¿A Yabne, en busca de Yojanán ben Zakai, quien con extraordinaria habilidad reconstruía el judaísmo con más sigilo, sabiduría y flexibilidad que nunca y, al mismo tiempo, apoyándose en fundamentos más sólidos? ¿Al desierto, a esperar el día en que le fuera dado escuchar la voz de Yahvé? Desde la altura donde estaba veía a Tito y sentía un olor de sangre que se desprendía de él; escuchaba el siniestro «¡Hep! ¡Hep!», que la había perseguido en el campamento y que nunca podría olvidar.

Lo mejor sería volverse. Detrás estaba el desierto, allí estaría bien. Resolvió retroceder pero no hizo ningún movimiento. Permaneció con el pie izquierdo en el umbral y el derecho avanzando. Sin poder dominarse avanzó, impulsada por una fuerza superior a la suya, que la arrastraba hacia abajo. Se dijo «¡atrás!», pero no retrocedió. Bajó un peldaño, luego otro. Supo que estaba perdida. Suya era la culpa, deseó perderse. Fue al encuentro de Tito.

El hombre la vio acercarse. Venía hacia él, era el maravilloso, el adorable andar de Berenice lo que contemplaba. Corrió escaleras arriba. Estaba radiante, con el semblante juvenil, como una criatura feliz bendecida por los dioses. Le tendió las manos con las palmas hacia arriba, y dando un salto exclamó transportado:

—¡Nikión!

Pasó la noche en la pequeña casa abandonada. A la mañana siguiente volvió a Jerusalén, dichoso. Encontró a Josef:

—¿Queríais setenta y siete prisioneros, querido Josef? Podéis tomarlos.

Josef, con la tablilla donde se podía leer la autorización del supremo jefe sujeta al cinturón, se dirigió al patio del Templo

antiguamente reservado a las mujeres, que había sido transformado en depósito de prisioneros. Lamentaba haber despilfarrado su poder de rescate. Recomenzó su atormentada búsqueda con esperanzas renovadas. Frontón, que seguía a cargo del depósito con un grado militar superior, se ocupó personalmente de guiar a Josef. No simpatizaba con el judío pero como se había enterado de que iba a escribir un libro sobre la guerra, pensó que sería estupendo figurar en él con un buen papel. Le explicó pormenorizadamente todas las dificultades que conllevaba su tarea de administrador de un almacén de esa importancia. Puesto que el mercado estaba saturado, ¿qué podía hacer él para conservar en pie a toda esa canalla hasta que fuera posible encontrar un comprador? A esos hombres no les quedaba más que la piel sobre los huesos y para colmo muchos de ellos estaban enfermos. Durante la semana anterior habían muerto once mil, en gran parte voluntariamente: «Nuestros legionarios son unos muchachos excelentes, dados a las bromas, y a menudo ofrecen a los prisioneros sus propias porciones de carne de cerdo, pero los judíos prefieren reventar antes que probarlas».

En cambio, a los prisioneros que habían portado armas, Frontón no les daba ningún alimento y los hacía ejecutar inmediatamente. Del resto trataba de enterarse si tenían parientes para que les pagasen el rescate. A los que quedaran para el final pensaba liquidarlos en el espacio de seis meses, mediante varias subastas masivas. Los que no representaban ningún valor en el mercado —viejos demasiado débiles, viejas sin ningún oficio especial—, serían devorados por las fieras en los espectáculos circenses.

Josef respondía a sus palabras con monosílabos, caminando lentamente a su lado. Del cuello de los prisioneros colgaba una tablilla donde se había escrito su nombre y unos pocos datos más; estaban sentados en cuclillas o tendidos en el suelo, envueltos en la atmósfera caliginosa y hedionda. Hacía muchas semanas que la muerte estaba frente a ellos; habían probado hasta la saciedad el sabor del terror y de la esperanza. Se habían insensibilizado. Estaban vacíos.

En ese momento atravesaban el sector de los prisioneros destinados al circo. «¡Doctor Josef!», gritó un hombre con voz

quejumbrosa. Era un anciano de cabellos grises y revueltos, completamente cubierto de suciedad. Josef indagó en su memoria pero no pudo reconocerlo.

—Soy el vidriero Alexas.

¿Este despojo era aquel hábil negociante, el experto, el dinámico y vigoroso Alexas, que tenía su misma edad?

—La última vez nos vimos en la feria de Cesarea, doctor Josef, y hablamos del sufrimiento que debe soportar quien profesa la verdad.

—Creo— dijo Josef dirigiéndose a Frontón —que este hombre no ha sido un rebelde.

—La comisión investigadora me lo ha señalado así— dijo el otro, encogiéndose de hombros. —¿Adónde iríamos a parar si hubiese que revisar todas las sentencias? «Más vale una injusticia que una falta de disciplina»: ésa fue la norma que me indicó el general en jefe al confiarme la dirección del depósito.

—No os preocupéis por mí, doctor Josef— dijo Alexas, en tono resignado. —He sido tan golpeado por la desgracia que no me queda ningún deseo de vivir.

—Pido a este hombre— exclamó Josef, mostrando su autorización.

—Como os parezca— repuso Frontón afablemente. Os quedan seis más para reclamar— agregó, haciendo una marca en, la tablilla.

Josef hizo que condujeran a Alexas a su tienda y se ocupó de él afectuosamente. Alexas le refirió sus desventuras. Le contó que cuando los romanos entraron en la ciudad, había llevado a su padre a los pasadizos subterráneos, con la esperanza de que pudieran salvarse los dos. Pero el anciano Nahúm no había querido quedarse allí. Le decía que si moría en la casa de la calle de los Perfumadores —decía— podía esperar con alguna posibilidad que alguien lo enterrara, pero si sucumbía en ese lugar no tendría sepultura ni tierra que cubriera su cuerpo, y se presentaría desfigurado el día de la resurrección. A pesar de estas razones, Alexas había logrado convencerlo. Internados ya en el pasadizo, la antorcha que los alumbraba se apagó y quedaron separados. A poco trecho, Alexas fue sorprendido por dos soldados. Al verse amenazado de muerte, Alexas les había ofrecido algunas de sus

provisiones escondidas y, al insinuarles que aún tenía más, decidieron retenerlo. Pero, a cambio, los soldados lo obligaron a contarles historias graciosas. Durante una semana Alexas había tenido que convivir con los dos jóvenes, que no eran demasiado perversos pero se reían hasta las lágrimas de su latín con acento judío. Finalmente se les ocurrió que Alexas podría llegar a ser un excelente portero y resolvieron venderlo como esclavo. A él también le pareció buena la idea —al fin de cuentas era mejor que ir a parar a alguna mina de Egipto o a la arena de algún circo de Siria—, pero los soldados no regresaron a los subterráneos y sus compañeros lo entregaron al depósito.

A la mañana siguiente, Josef regresó. Contaba todavía con la posibilidad de salvar seis vidas humanas, aunque estaba decidido a no reclamarlas hasta que hubiera encontrado a quien buscaba. ¿Cómo haría para descubrirlo entre miles y miles de muertos, de prisioneros, de infelices? Era como buscar un determinado pez en todo el océano.

Cuando Josef volvió por tercera vez, Frontón le dijo bromeando que le satisfacía comprobar que estaba más interesado en su mercancía que todos los traficantes de esclavos juntos. Alentando aún la esperanza, Josef buscó durante todo el día, aunque fue en vano.

Ya empezaba a anochecer cuando escuchó un comentario sobre el resultado de otra *razzia* practicada en los subterráneos. Habían sido entregados ochocientos prisioneros al comandante Frontón, quien de inmediato los había destinado a la crucifixión. Aunque estaba tendido en el lecho, rendido de fatiga, se vistió rápidamente y salió con dirección al Monte de los Olivos.

Era plena noche cuando llegó al sitio donde se efectuaban las ejecuciones. En otro tiempo se habían extendido allí las terrazas de olivares, los almacenes de los hermanos Hanán, las villas de la familia del Sumo Sacerdote Boet, pero ahora se alzaban centenares de cruces. Los cuerpos desnudos mostraban las huellas de la flagelación. Pendían contraídos, con la cabeza inclinada, la mandíbula colgante, los párpados caídos. Josef y su escolta fueron iluminando con sus antorchas los rostros espantosamente descompuestos de los supliciados, que al sentir el efecto de la luz

comenzaban a hablar. Algunos maldecían pero la mayoría sólo balbuceaba: «¡Oíd, Israel!». Josef sentía una fatiga mortal. Varias veces estuvo a punto de decir: «¡Llevaos a éste, lleváoslo!», sin elegir a nadie más, para concluir de una vez la búsqueda siniestra. La tablilla de la salvaguarda se había convertido para él en una carga insoportable. Ansiaba alejarse de allí, dormir, liberar a los setenta y siete, liberarse a sí mismo de toda obligación, caer desplomado en el lecho, en su tienda. Dormir.

Finalmente, encontró a quien buscaba. Una barba crecida cubría las mejillas del hombre cuyo rostro amarillento se había transformado en grisáceo. La lengua tumefacta asomaba por su boca entreabierta.

—Bajadlo de la cruz— dijo Josef en voz baja. Le fatigaba articular las palabras, tenía la garganta agarrotada.

Los lictores dudaron. Hubo que llamar al comandante Frontón. La espera fue insoportablemente larga para la ansiedad de Josef, pues temía que aquel hombre se extinguiera de un momento a otro, mientras él aguardaba a los pies de la cruz. No, no podía ser. La gran polémica entre Justo y él aún no había terminado. Justo no debía sucumbir antes de que ambos hubieran llegado a una conclusión.

Frontón llegó, finalmente, soñoliento y fastidiado pues esa jornada había sido agotadora. No obstante, escuchó a Josef con la afabilidad de otras ocasiones.

—Tenéis ahora derecho a otros cinco— dijo, haciendo una marca sobre la tablilla.

—¡Bajadlos, bajadlos!— exclamó Josef, señalando a los cinco más próximos.

—Ya no os queda ningún otro— declaró el comandante.

Justo había sido clavado a la cruz, lo cual demostraba cierta consideración, aunque al bajarlo se pudo comprobar que este procedimiento no resultaba mucho más suave puesto que, de todos modos, la crucifixión era un castigo extremadamente cruel. Sólo habían transcurrido cinco horas desde que fuera suspendido y, si bien habría sido poco tiempo para un hombre vigoroso, no era ése el caso del doctor de rostro amarillento. Josef hizo comparecer a varios médicos. El dolor reanimó a Justo. Se desvaneció otra vez y

volvió nuevamente en sí. Llegaron los médicos; se había difundido la noticia de que un profeta judío había sido bajado de la cruz por orden del príncipe. Se trataba de un caso extraordinario y, por tanto, los mejores cirujanos del campamento le dedicaron la máxima atención. Josef quiso saber cuál era el diagnóstico, pero ellos se lo reservaron: en tres días más podrían determinar con exactitud si el supliciado viviría o no.

Josef caminaba al lado de las andas en las que Justo fue llevado al campamento. Su antiguo rival no lo había reconocido. Cansado hasta la muerte, y sin embargo sosegado, Josef se colmó con las palabras de acción de gracias, como si hubiera escapado de un gran peligro. Jamás el sueño habría podido darle reposo, ni los alimentos nutrirle, ni los libros consolarle, ni el éxito producirle satisfacciones, si Justo hubiera muerto o desaparecido. No le habrían hecho feliz ni el reencuentro con Dorión ni la conclusión de su libro. Justo vivía y estaba allí para medirse con él. Para Josef él era el único hombre con quien merecía la pena confrontarse. «Vuestro doctor Josef es un miserable»: Justo tendría que haber pensado que las palabras no tienen el mismo sabor en el oído que en la boca. Una paz inmensa se adueñó de Josef, se sintió ligero, aliviado y esa noche durmió profundamente durante muchas horas, casi hasta el mediodía.

Luego fue a la tienda de Justo. Los médicos seguían negándose a dar un diagnóstico y él ya no se alejó de allí. El supliciado permaneció inconsciente todo el día. A la madrugada comenzó a delirar. Su aspecto era terrible. Los médicos, considerándose impotentes, dieron por descontado que no sobreviviría. Josef no se apartó de la cabecera ni probó bocado, ni se mudo de ropa, ni se afeitó la barba. Imprecaba a Yahvé: «Por qué me habéis salvado de tantas pruebas si no me permitís continuar la gran polémica con Justo?»

El príncipe envió a buscarlo. Berenice lo invitó a Tecoa pero él se sentía indiferente a todo; permaneció al lado de Justo, con la mirada atenta, reviviendo interiormente las conversaciones que había mantenido con él. La gran controversia no estaba concluida. Justo no podía morir.

Al cuarto día los médicos amputaron al enfermo el antebrazo izquierdo y lo declararon fuera de peligro.

Cuando Josef supo que Justo estaba salvado, abandonó su cabecera, dejó algún dinero y no se ocupó más de él. Aunque su naturaleza era proclive a la jactancia, no quiso que su rival supiera que le debía la vida.

Algún día la polémica entre él y Justo continuaría. Eso le bastaba.

Por aquellos días Tito pidió un favor a Josef. El príncipe se sentía muy feliz por lo ocurrido en Tecoa pero estaba inquieto respecto al porvenir. No se atrevía a dar ningún paso más: ¿qué sucedería cuando abandonara el país? Encargó a Josef que indagara en las intenciones de Berenice. ¿Querría acompañarlo a Roma?

En la desguarnecida casa de Tecoa, Josef y Berenice conversaron, sentados frente a frente, embargados por idéntica sensación de desamparo. ¿Su sumisión al romano no había tenido acaso el único objeto de salvar el Templo? Sin embargo, el Templo había sido destruido. Ambos se sentían como moluscos a los que se ha arrancado la concha pero, como estaban hechos de la misma materia, no los avergonzaba la desnudez. Despojados de todo, examinaron su situación sopesándola calculadoramente. Debían forjarse una nueva vida sin otros apoyos que los propios. Él poseería su libro y su ambición; ella poseía a Tito y también su ambición. El porvenir de ambos estaba en Roma.

Sí, ella estaba dispuesta a ir a Roma cuando fuera necesario. El consentimiento de Berenice significó un inmenso alivio para el príncipe. Se sintió muy agradecido a Josef.

—¿Querido Josef, poseéis algunas tierras en la Ciudad Nueva? — le preguntó un día. —Seguramente debéis haber heredado algunas de vuestro padre. Mi propósito es confiscar todas las propiedades que existen en Jerusalén en beneficio de la guarnición que dejaré instalada. Decidme en cuánto estimáis vuestras pérdidas y os compensaré con algunas de las propiedades confiscadas en otros lugares del país.

Josef agradeció el obsequio. Con una intuición muy certera para los negocios ordenó su situación en Judea, porque deseaba

dejar todo perfectamente aclarado antes de regresar a Italia.

Tito, como en otros tiempos habían hecho los conquistadores victoriosos en Cartago y Corinto, dejó a Jerusalén completamente desmantelada; sólo quedaron en pie las torres Fasael, Mariana e Hípica, así como una parte de la muralla occidental, expuesta como testimonio de la poderosa fortificación que había rodeado la ciudad sometida a su destino.

El 24 de octubre, con ocasión del cumpleaños de su hermano Domiciano, Tito organizó unos Grandes Juegos en el estadio de Cesarea, para los que, gracias a la abundancia de cautivos, pudo suministrar un contingente excepcional.

—Venid a verlos— dijo a Josef.

Y Josef fue.

Cuando los dos mil quinientos participantes fueron conducidos a la arena, dos grupos de judíos tuvieron que representar, unos como defensores y otros como sitiadores, el asalto a una fortaleza. Los desdichados y grotescos barbudos daban saltos ridículos cuando se herían o los alcanzaba un golpe mortal. Los que rehuían el juego eran obligados a combatir a fuerza de azotes o aplicándoles hierros candentes. Y a los que ni siquiera con esos métodos se persuadían de matar a sus compañeros, se los obligaba a luchar con gladiadores profesionales. Los servidores del teatro, cubiertos con las máscaras del dios de los infiernos, se aseguraban por medio de hierros al rojo vivo que los caídos no simulaban la muerte. En la arena resonaba el grito «¡Oíd, Israel, Yahvé es único!».

Muchos morían de forma muy poco espectacular para el gusto de los asistentes, que los azuzaban gritando: «¿Qué forma es esa de destripar a un adversario? ¡Esto no es pelear! ¡Esto es hacer cosquillas! ¡Adelante, barbudo! ¡Arremétele, viejo! ¡Más coraje! ¡No se debe morir como pescados, cobardicas!»

Josef oía los gritos y se sentía decepcionado por la impresión de pasividad que daban los judíos ante la muerte, sobre todo porque se había informado al público que en el combate se entregaba a la muerte bravíamente.

Al cabo de un rato de tanta monotonía, parecía difícil animar el espectáculo. Para hacer más excitante la función se soltaron a la arena algunos leones de África, elefantes de la India y uros de

Germania. Parte de los prisioneros judíos habían sido vestidos con ropas de gala de color blanco, con bordados negros y ornamentos azules que contrastaban bellamente al colorearse con el rojo de la sangre. Pero la mayoría de los hombres, mujeres y niños aparecieron desnudos para que los espectadores pudieran apreciar la contracción de los músculos en el instante de la muerte. Algunos de los prisioneros, bien provistos de armas, debían combatir contra un elefante. Sombríos y angustiados asestaban golpes profundos al animal hasta que éste, enfurecido, los asía con la trompa y los aplastaba bajo las patas, con el resultado de que el público se compadecía del elefante.

También hubo cuadros cómicos. Algunos prisioneros eran obligados a morir con la cara cubierta por máscaras grotescas y varios ancianos salieron a la arena con la mitad del cráneo rasurado, por lo cual resultaban muy graciosos cuando giraban, mostrando de un solo lado la copiosa barba y la abundante cabellera. A otros se los obligó a correr vestidos con ropas de tejidos inflamables, que se encendían en cuanto emprendían la carrera. Si lograban alcanzar un estanque situado a doscientos pasos de distancia se libraban de la muerte. Nada era tan gracioso como verlos levantar las piernas para saltar y arrojarse al agua, aun los que no sabían nadar. Gran diversión produjo el espectáculo que se montó utilizando una escalera apoyada sobre un muro, por la que debían subir los condenados a muerte. Había sido untada con sustancias resbaladizas para provocar la caída de los pobres infelices que quedaban ensartados en unas picas clavadas en el suelo.

Mediante estos métodos, durante dos días murieron en el estadio de Cesarea dos mil quinientos judíos, para mayor diversión de los incircuncisos. Josef oyó y asistió a su muerte; muchas veces tuvo la impresión de reconocer algunos de aquellos rostros, pero estaba convencido de equivocarse porque Frontón había seleccionado para esos juegos a una multitud anónima de obreros y campesinos de la provincia.

Más tarde Josef afirmaría con absoluta convicción: «Yo lo he visto», «lo he visto con mis propios ojos».

Se acercaba el día en que tendría que abandonar Judea, sin duda para siempre. Dudó mucho antes de decidir que no visitaría a Mara, privándose con ello de un placer. Le aseguró una renta adecuada y la autorizó a vivir en una de las propiedades del valle de Jezreel, que Tito le había cedido.

Los judíos habían visto a Josef dirigirse a los Juegos. Sentían por él odio y desprecio y no trasgredían jamás la prescripción de alejarse siete pasos ante su presencia. Ningún judío lo acompañó hasta la nave que lo llevó a Italia.

El puerto de Cesarea, las estatuas colosales de la diosa Roma y del emperador

Augusto, la fortaleza Estratón, las montañas violáceas de Judea y —finalmente— la cima verdosa del Monte Carmelo, desaparecieron de su vista. Josef viajaba rumbo a Roma. No llevaba de Judea más que el recuerdo en su memoria de todo cuanto había visto; los setenta rollos de las Sagradas Escrituras y una cajita que contenía un poco de tierra recogida en las ruinas de Jerusalén.

En la Vía Apia, cerca de la tumba de Cecilia Metela, el cochero *se* detuvo, según la costumbre, y Josef recorrió con los ojos el grandioso espectáculo de la ciudad que se dominaba desde la altura. Era un fresco día de marzo y Roma estaba bañada por su luz transparente. Roma, Fuerza, *Guevurá*. La urbe se extendía aún más poderosa que cuando partiera hacia Jerusalén. Todo cuanto había soñado la primera vez que contempló a la Soberana del Mundo desde el Capitolio, estaba al alcance de su mano. El emperador y el príncipe le pedían consejo y a través de su palabra recibían la voz y el espíritu de Oriente.

Sin embargo, Josef apretaba los labios con amargura. Para su desgracia, el doctor Yojanán ben Zakai había tenido razón. Lo que creyó el final sólo era el comienzo. Pretender asociar la sabiduría oriental a la técnica de Occidente constituía una tarea ardua y poco gratificante.

El coche se puso en movimiento y, finalmente, se detuvo frente a la casa de Dorión. No había olvidado su imagen, con su gato en los brazos, tal como la viera la primera vez, ni su voz agudísima de impúber, ni el modo como se estrechaba contra el suyo su cuerpo moreno y esbelto, en el arrebato de la pasión. ¡Pero ahora se

interponían tantos rostros entre ellos, tantas cosas a las que ella era completamente extraña! Necesitaba darse tiempo, no alentaría las esperanzas de Dorión. Quería saber si, realmente, aún sentía la poderosa atracción que lo uniera a la muchacha.

La casa de Dorión era pequeña, agradable, moderna. El esclavo portero preguntó a Josef qué deseaba. Él dijo su nombre y el servidor echó a correr después de hacer una profunda reverencia. Cuando quedó solo en el vestíbulo se sintió perplejo. A su alrededor había mosaicos, estatuas y pinturas —probablemente de Fábulo—, cubriendo las paredes. ¿Qué estaba haciendo él allí? Imposible vivir en esa casa.

He ahí a Dorión. Así la recordaba: sobre su delgado cuello infantil se yergue, como antes, pura y ligera, la delicada cabeza. El observaba su boca voluptuosa. Ella queda contemplándolo con sus ojos verdes, por los que pasa visiblemente una sombra. Desea sonreír pero no puede: la emoción se lo impide. ¡Hace tanto tiempo que lo espera! ¡Loados sean los dioses, ya está allí! Dorión ha temido que la odiosa Judea lo retuviese para siempre, pero ¡gracias a los dioses! ha regresado. Palidece, primero alrededor de la boca y enseguida en todo el rostro; lo mira fijamente, camina hacia él, lanza un gritito agudo y se desploma sobre Josef, que debe sostenerla entre sus brazos. Ésta es la piel dorada que tanto amó. Suave, tersa, fría. ¡Oh, siente que es muy fría la piel de la mujer que lo ama!

Pasan los minutos y todavía no se han dicho una palabra. No hay encanto en el mundo como el de Dorión. Ella lo abraza, pálida, extremadamente pálida y vencida por la emoción, y él siente un estremecimiento en las rodillas. «No las desposaréis...» Ante él aparecen su libro, el paisaje desolado con la hondonada de cadáveres, la colina del Templo, incendiada desde la base a la cima. ¿Qué significan esos absurdos mosaicos que ve alrededor, esas triviales y frívolas imágenes de la vida doméstica? ¿Qué hace él allí? ¿Qué quiere esta mujer de él? Siente que es un extraño en la casa.

—Sois un extraño en esta casa— le dice ella.

Han sido sus primeras palabras después de un año de separación.

Apoya los brazos firmes en los hombros de él, lo examina. «Sois un extraño», dice. Lo afirma seriamente, sin lamentarse. Lo comprende porque lo ama. Los dulces consuelos y las palabras triviales habrían carecido de sentido.

—Sí— replica él, —no puedo vivir aquí. No puedo vivir con vos, Dorión.

Dorión no deja escapar ni una sola queja. Intuye que este Josef ya no es suyo. Es otro, su mente está colmada por visiones que ella no puede compartir. Pero ella sí le pertenece; pese a su apariencia es tenaz y valiente: conquistará a este hombre tal como es ahora. No lo retiene. Sólo le dice:

—Cuando me deseéis, hacedme llamar.

Josef se fue. Era un extraño en Roma. Recorrió la ciudad, atravesando calles y columnatas. Si veía acercarse a algún conocido volvía sobre sus pasos, no deseaba hablar con nadie. Luego de caminar un tiempo sin rumbo decidió ir a visitar a Claudio Regino.

El editor parecía cansado y desmejorado.

—Bien venido el que llega— dijo sonriendo. —Y bien, mi querido profeta, ¿dónde está vuestro libro? Vuestra predicción se ha cumplido de un modo asombroso. Creo que ahora podríais pone— ros a trabajar. ¿O queréis libraros de vuestro compromiso?

—No pienso eludirlo— repuso Josef, amargamente. —Nunca podréis saber hasta qué punto ha sido duro, pero lo he soportado todo.

—En algunas ocasiones he visto a vuestra hermosa mujer, la egipcia.

—No viviré con Dorión mientras esté redactando mi libro. —Esto sí que es sorprendente— comentó el editor, con un gesto de asombro. —Finalmente, la dama ha sido el motivo del libro. —Un pretexto, tal vez— protestó Josef.

—Mi casa está a vuestra disposición— agregó Claudio.

—Prefiero vivir solo— repuso Josef, después de dudar un instante —mientras esté ocupado con mi obra.

—Además, creo que el emperador os cederá su antigua casa. Está amueblada con sencillez pues, como sabéis, Su Majestad ha sido siempre muy económico.

Josef se instaló en la casa de Vespasiano con un solo esclavo a su servicio. La casa era grande y ostentosa, y estaba un poco descuidada. Su vida transcurría austeramente y sus comidas era frugales. No comunicó a nadie su regreso a Roma. Se deslizaba por las calles en las horas de poco movimiento para observar los preparativos del triunfo. Por todas partes se levantaban podios y tribunas. Sobre las paredes y en los pórticos se exhibían enormes retratos de Vespasiano y Tito, adornados con banderolas en las que se leían loas celebrando a los vencedores y burlas escarneciendo a la vencida Judea. Ampliados hasta lo gigantesco, los rostros del emperador y del príncipe observaban a Josef desde los muros, burdamente deformados, carentes de expresión y personalidad. Ambos se parecían igualmente al centurión Pedán.

Por aquellos días, bajo las columnatas del Campo de Marte, Josef encontró al senador Marullo, que viajaba en su litera. Trató de pasar inadvertido pero el senador lo reconoció y lo llamó.

—Os habéis hecho una carrera, joven— le dijo, —habéis cambiado mucho. Sí, es el destino quien determina las fisonomías— y diciendo eso lo examinó a través de su lupa de esmeralda. —¿Os acordáis de aquel día en el Circo Máximo cuando os instruí sobre Roma? Pasaron ya cinco años. Yo comprendí entonces que merecía la pena poneros al corriente. Habéis sabido arrimaros a tiempo al sitio donde el sol calienta más.

No permitió que Josef siguiera su camino. Lo invitó a seguir con [él][1] y le contó sus proyectos. Estaba escribiendo una farsa que se representaría en el Teatro Marcelo, a comienzos de la semana del triunfo. El protagonista era el judío Zacarías, un prisionero condenado a participar en los Juegos. Lo personificaría Demetrio Libán. El miedo a la muerte, que él manifestaría repitiendo súplicas sin cesar, su esperanza de ser indultado, su desempeño en el combate y las muestras de su cobardía, darían lugar a escenas, chanzas, bailes y tonadillas muy divertidas. El problema estaba en el desenlace. Sería extraordinario encontrar un sosias de Libán —precisamente había mucho material donde buscarlo— tan parecido que ni sus propias madres pudiesen distinguirlos, y hacerlo matar al final por un gladiador profesional. Ciertamente, el público ya estaba harto de crucifixiones y matanzas por lo que tal vez sería más

novedoso hacer indultar al prisionero. La alegría que éste demostraría al concedérsele la gracia compondría una escena interesante y, como gran final, el personaje, agradecido, podría distribuir entre los espectadores unos tesoros que extraería de un escondite. El asunto podría arreglarse así: se lo crucificaría en un momento próximo al desenlace de la obra, enseguida aparecería alguien que lo salvaría de la cruz — ¿no habéis hecho vos, Flavio Josefo, algo parecido?— y desde su sitio, el crucificado lanzaría al público monedas nuevas, acuñadas en conmemoración de la victoria.

Josef no tuvo escapatoria. Cenó con Marullo y pasó con él la velada. El vivaz personaje se interesó minuciosamente por innumerables detalles relativos a la campaña. Se hizo relatar todo lo que Josef pudo decirle y, por su parte, le informó de algunas novedades. Se había resuelto que de los tres personajes judíos que desfilarían tras el carro del triunfador, sólo Simeón bar Giora sería ejecutado, de acuerdo con la costumbre, en el transcurso de la ceremonia. Los otros dos, Juan de Giscala y el Sumo Sacerdote Fanias, serían vendidos como esclavos. Ya había tres interesados: Muciano, el ministro Talas y él. Tenía razones para suponer que obtendría la preferencia. La señora Cenis era muy exigente en asuntos de dinero, pero él no era mezquino. ¿A quién le aconsejaba Josef que comprase? ¿Al general o al Sumo Sacerdote?

Al día siguiente, haciendo un gran esfuerzo, Josef fue a visitar al cómico Demetrio Libán. Había envejecido notablemente y estaba muy nervioso.

—¡Ah, sois vos!— exclamó al verlo. —Naturalmente, no podíais faltar. A decir verdad, hace tiempo que os esperaba.

Destilaba una hostil ironía contra Josef. Pasados algunos momentos, éste comenzó a comprender: el actor se consideraba responsable de la destrucción del Templo. Él había llevado a Josef a presencia de Popea; él, en resumidas cuentas, había obtenido el indulto de los tres ancianos presos. ¿Acaso todo el mal que sobrevino no se había originado en aquellos hechos? La amnistía, el edicto de Cesarea, la revuelta, el incendio del Templo, todo formaba parte de una cadena de la cual él había sido el primer eslabón. Al comienzo, las apariencias habían indicado que los buenos

resultados dependían de la decisión de interpretar el papel del judío Apella, pero, en realidad, sólo en manos de Yahvé habían estado las suertes que iban a determinar la conservación o la destrucción del Templo y él había tenido la desdicha de elegir la de la destrucción.

Se puso de pie y comenzó a recitar la gran maldición del quinto libro de Moisés. Demetrio Libán jamás había visto a ningún profeta —verdadero o falso— de los muchos que proliferaron en Jerusalén, veinte o treinta años antes, pero las frases que él decía en griego adquirían por su arte el mismo tono, el mismo canturreo que habían sido característicos de aquéllos, y aun los gestos eran idénticos. Pese a su pequeña estatura, el cómico lograba elevarse como un árbol siniestro.

«*Por la mañana diréis: ¿quién diese la tarde?*
y por la tarde diréis: ¿quién diese la mañana?,
por el miedo que amedrentará vuestro corazón.»

Las sombrías maldiciones surgían monótonas, desgarradoras, agobiantes. «Y así ha sido», repetía con gran calma, como si la sombría comprobación le produjera una satisfacción desesperada.

Durante dos días, Josef permaneció solo en su casa amplia y sombría, después de la entrevista con Demetrio Libán.

Al tercer día cruzó el puente Emilio, con el propósito de visitar el barrio judío, al otro lado del río.

Los judíos romanos habían demostrado repetidas veces durante la campaña militar su lealtad al gobierno: ellos se consideraban súbditos leales y hacían recaer toda la responsabilidad, sin ninguna reserva, en los rebeldes. Pero esas declaraciones no les impedían manifestar abiertamente su duelo por la destrucción del Templo ni demostrar su repudio por los judíos que habían contribuido al desastre. Al llegar al barrio de la margen derecha, Josef encontró un muro de odio intenso que lo cercó inmediatamente. Todos se alejaban de él a la distancia prescrita para los leprosos. Caminaba por un espacio vacío, entre murallas de desprecio.

Se dirigió a la casa de Cayo Barzaarone. El presidente del clan de Agripa, que en otro tiempo había deseado darle su hija en matrimonio, se mantuvo alejado siete pasos de él. El rostro de este hombre antes jovial y vivaz, se mostraba sombrío y alterado por el encono. Su gran parecido con su anciano y quejoso padre confundió a Josef, quien quedó profundamente desconcertado por la expresión adusta de Cayo.

—Disculpadme— dijo, con un sentimiento total de impotencia y, desesperado, volvió sobre sus pasos, flanqueado por el odio de acérrimos enemigos. Regresó al puente Emilio.

En la otra orilla, cuando ya había doblado la esquina y estaba fuera del alcance de los ojos de los judíos, oyó acercarse unos pasos que no le eran desconocidos. A pesar suyo apoyó la mano sobre la pesada escribanía de oro, con intención de defenderse. Pero oyó que alguien le decía en arameo:

—No temáis, soy yo.

Se trataba de un hombre muy joven, que a Josef le pareció conocer.

—Nos hemos visto antes— dijo el adolescente, —cuando llegasteis a Roma por primera vez.

—¿Sois...?— preguntó Josef, tratando de adivinar.

—Cornel, el hijo de Cayo Barzaarone.

—¿Qué queréis de mí? ¿Por qué no guardáis la distancia prescrita de siete pasos?

El joven Cornel se acercó.

—Perdonad a los otros— dijo cordialmente, con confianza y firmeza. —No os comprenden, pero yo sí os comprendo. Creedme, os lo ruego.

Se acercó un poco más.

—He leído vuestro «Salmo del ciudadano del mundo». Muchas veces, cuando todo me parece absurdo y confuso, lo recito en voz baja. Aquí todo es mezquino, enclaustrado, encerrado entre cuatro paredes. Vos, en cambio, sabéis ver muy lejos. Sois un grande de Israel, Flavio Josefo, sois un profeta.

Al escuchar estas palabras, Josef se sintió consolado en lo más profundo. Ese joven, que sin conocer de él más que sus palabras, lo

defendía con tanto entusiasmo, constituyó el mejor testimonio de su vida.

—Me alegro, Cornel, me alegro mucho. He traído conmigo tierra de las ruinas de Jerusalén y rollos de las Escrituras. Permitidme que os los muestre. Venid conmigo, Cornel.

El adolescente resplandeció de alegría.

Mientras tanto, Tito había regresado a Italia. Todo tipo de tentaciones se le habían ofrecido en Oriente. En nombre de la quinta y de la decimoquinta legiones, destinadas a ocupar poco envidiables guarniciones en el Bajo Danubio, el centurión Pedán le había suplicado que se quedara con sus tropas o se las llevara a Roma. Al príncipe no se le había escapado lo que se ocultaba tras la astucia ingenua de ese viejo soldado leal: le había sugerido la proclamación para reemplazar a Vespasiano. La oferta era muy seductora —no lo podía negar—, pero, en igual medida, arriesgada, y Tito no dudó en rechazarla en el mismo tono de broma y con unos términos no menos simples que Pedán. Días atrás, al brindársele honores de soberano independiente, no había podido resistirse a colocarse la corona de Egipto en Menfis, durante la consagración del buey Apis. Admitía que el gesto era imprudente y que hasta podría ser malévolamente interpretado, por lo que, sin demora, aseguró a su padre, por medio de una misiva, que no había obrado de otra forma que como su representante. Vespasiano le contestó amistosamente que en ningún momento había imaginado otra cosa pero, por ser hombre precavido, había ordenado prepararse a unos cuantos miles de soldados, para una expedición a Oriente.

Tito se dio prisa en regresar. Decidió prescindir de toda ostentación y llegó a Roma con un reducido séquito. Si aspiraba a obtener el triunfo debía entrar en la ciudad el día del cortejo. Así lo establecían las costumbres más antiguas. Vespasiano se adelantó al encuentro de su hijo en la Via Apia.

—Heme aquí, padre, heme aquí— exclamó Tito, saludándolo cordialmente.

—De nada os habría servido, jovencito— chilló Vespasiano —permanecer más tiempo en Oriente.

Dicho esto, lo abrazó.

Al concluir la cena, padre e hijo abordaron los temas que habían quedado pendientes, en presencia de Muciano y de Cenis.

—No siempre habéis dado motivo de satisfacción a vuestro padre— dijo Cenis, muy resuelta. —Nos han disgustado bastante ciertas noticias acerca de vuestra coronación en Menfis, durante las fiestas del buey Apis.

—Está bien, no seré yo quien haga de ese buey un elefante— intervino Vespasiano, indulgente. Hay otro asunto que nos interesa mucho más. Sinceramente: ¿no hubo forma de salvar el Templo de los judíos?

Padre e hijo se miraron con dureza. Se produjo una pausa y Tito contestó:

—¿Acaso lo creíais posible?

—Si realmente no hubo otra forma de realizar la operación policial en Jerusalén que como si se tratara de una campaña que culminara con el triunfo —que nos he hecho conceder por el senado —, cabe admitir que quizás no era posible— contestó Vespasiano, en tono circunspecto, mirando a su hijo astutamente.

—No era posible— afirmó Tito secamente, sonrojándose.

—Admitamos pues que era imposible— confirmó el emperador con una sonrisa —de lo contrario creo que habríais salvado ese monumento aunque sólo hubiera sido por amor a Berenice. Y aquí tocamos el segundo punto que nos interesa a todos. La princesa es una mujer extraordinaria. Comprendo perfectamente que desearais tenerla cerca durante esa fastidiosa operación policial. Pero aquí, en Roma, ¿es necesario que siga permaneciendo a vuestro lado?

Tito ya iba a replicar pero se lo impidió su padre con un gesto, un ligero resoplido y la mirada de sus duros ojos grises.

—Miradme a mí un momento— continuó Vespasiano con tono familiar. Mi Cenis es una persona corriente, ¿no es así, mi vieja amiga? Sin pretensiones ni grandes títulos. Me hace ganar sumas cuantiosas, sin embargo. Muchas de las cosas que mis ojos cansados ya no ven, ella las descubre con los suyos. No obstante, toda Roma la aprecia salvo, naturalmente, aquellos que deben pagarle alguna comisión. Es una auténtica romana. Pero vuestra judía, vuestra princesa, precisamente porque se destaca tanto, con esos andares majestuosos y sus modales de oriental... Nosotros

formamos una dinastía aún muy nueva, hijo mío, y no podemos permitirnos aceptar a una persona tan extravagante. Os lo digo con afecto, pero muy en serio: si se tratara de un Nerón, un emperador proveniente de una familia antigua, sí podría permitirse semejante fantasía. Pero si se trata de nosotros, sólo conseguimos provocar indignación. Sí, hijito, están descontentos. Decídselo, Cenis, y vos, querido Muciano: ¿Están o no descontentos? Ya lo oís, lo están.

—Voy a deciros algo que quiero que sepáis, padre— comenzó a hablar Tito con un tono tan rudo como si comandara las tropas. —Yo habría podido ceñir en Alejandría la diadema. Las legiones lo deseaban, y estuve a punto de hacerlo. Sólo me habría bastado que la princesa dijera una sola palabra. Pero no dijo esa palabra.

Vespasiano se puso de pie. Se había advertido a Tito que su padre estaba muy envejecido pero, frente a él, y en ese momento, comprobó que las advertencias no habían sido otra cosa que habladurías. El campesino sabino dada la impresión de estar más vigoroso que nunca. Dio unos pasos para acercarse a su hijo y ambos quedaron frente a frente como dos bestias poderosas y salvajes a punto de atacar. Muciano los observaba con curiosidad, con los rasgos un poco contraídos y un rictus de excitación, insinuado en los delgados labios de su boca reseca. Cenis quiso interponerse, pero antes de que lo hiciera el anciano había recobrado el aplomo.

—Esto que me decís es muy interesante— pero yo os digo que, en todo caso, ahora no estamos en Alejandría sino en Roma y aunque vuestra encantadora amiga lo desease, a vos ya no os es posible ni soñar siquiera con la idea de deponerme. ¿De acuerdo?

Se inclinó, quejándose discretamente; friccionó su brazo gotoso y continuó hablando con un tono muy razonable:

—No podéis tenerla encerrada como a una niña. La dama tiene todo el derecho de desear exhibirse junto a vos. Es verdad que pertenece a una familia noble más antigua que la nuestra, pero los romanos no tolerarán que estéis con esa mujer, creedme. ¿O deseáis que se hagan bromas a su costa en el teatro? ¿O que durante el triunfo se canten cuplés con vuestros nombres? ¿Acaso pretenderíais prohibirlos? Hijo mío: sed razonable, ¡eso no se puede hacer!

Tito mientras tanto tragaba su cólera.

—Lo que os digo es la verdad. Es un sentimiento recíproco: si todo hubiera dependido de ella nosotros no estaríamos ahora aquí. Podría hacer un par de bromas respecto a esto, pero prefiero guardármelas. Puesto que esa dama goza de vuestro amor no diré nada contra ella. Pero no la quiero en Roma y vos debéis hacérselo comprender. Ha sido una tontería traerla. Vosotros podéis hacerlo que os plazca, pero ella debe irse de Italia. Decídselo.

—No acepto esa idea ni por un instante. Pienso conservarla a mi lado.

Vespasiano miró atentamente a su hijo y percibió en su mirada aquella expresión turbia, insensata, que tanto le había inquietado en los ojos de Domitila, la madre de Tito.

—Ya tenéis treinta años, hijo mío— le dijo, apoyando una mano en su hombro. —No seáis niño.

—¿Podría hacer una sugerencia?— intervino hábilmente Muciano, y se adelantó con el bastón a la espalda.

Tito lo miró receloso. Muciano simulaba el andar vacilante de una supuesta senilidad, para hacer resaltar el vigor del emperador. Éste era consciente de ello y se sentía complacido por el halago.

—Sobre las relaciones de César Tito con la princesa, Su Majestad lleva sin duda la razón— continuó, —provocan el descontento pero ello es debido, únicamente, a que Berenice pertenece a un pueblo rebelde. Nosotros, aquí, sabemos que la princesa forma parte de nuestros fieles súbditos judíos, pero en la mente del pueblo no se distingue entre un judío y otro. Habría que lograr que la princesa se declarase inequívocamente de nuestra parte. Bastaría —creo yo— con que presenciara el triunfo desde el podio imperial.

Todos captaron la intención de la propuesta. Vespasiano comprendió que su hábil amigo había preparado para la judía una situación de la que difícilmente podría salir airosa. Tito no podría rechazar el plan. ¿Qué haría Berenice? Si asistía al triunfo sobre sus compatriotas, se pondría en ridículo a los ojos de los romanos. Para Tito, en ese caso, ya no sería posible pensar en una boda. También Cenis lo comprendió.

—Cuando una mujer pertenece a un hombre— dijo, apoyando enérgicamente la propuesta —debe tener la valentía de estar siempre a su lado.

Los tres esperaron impacientes la respuesta de Tito. No había nada que objetar contra el argumento de Cenis. En el fondo —reflexionó el príncipe— ella tiene razón. Puesto que él recibiría honores públicos podía pretender que su amiga, a quien pensaba hacer su esposa, asistiese a su triunfo. Discutirlo con Berenice no sería agradable, pero mucho menos penoso que renunciar a ella. Protestó débilmente que no se podía exigir tal cosa de la princesa. «Tampoco se debe exigir de los romanos que la acepten», le contestaron. Intentó objetar. Buscó razones en el respeto debido a la sensibilidad de la princesa oriental, a su acallada rebeldía, a su particular visión del mundo. Pasada media hora de discusión, Tito aceptó el dilema: la princesa asistiría al triunfo desde el podio imperial o, en caso contrario, se marcharía de Italia.

Se persuadió de que podría concluir el penoso asunto en cinco minutos e hizo llamar a la princesa. Durante la espera, instalado en el vestíbulo, resolvió tratar la cuestión con la mayor naturalidad, como si no tuviera que preocuparse por ello.

La princesa se presentó, sonriente y grave a la vez. Inclinó ante él su rostro delgado. Sus ojos vivaces estaban llenos de confianza. De pronto, Tito comprendió que su proyecto era absurdo. ¿Cómo podría imponer a esta mujer tan burdas exigencias? Reunió todas sus fuerzas y se dijo que evitaría los preámbulos, de un solo impulso. Inspiró profundamente —como si fuera a arrojarse al agua helada— y comenzó a hablarle, con voz aparentemente natural.

—El triunfo tendrá lugar dentro de diez días. Te veré en el podio imperial, ¿verdad, Nikión?

Berenice palideció. Habría caído desplomada de no estar, afortunadamente, sentada. Ese hombre había abatido el pinar de Tecoa, la había tomado por la fuerza y no había hecho nada para impedir el incendio del Templo. Ante eso ella nunca se había negado, todo lo había consentido, todo lo había aceptado, porque le era imposible vivir separada de él, de su gruesa cara de campesino, de su brutalidad, de su barbarie de criatura caprichosa, de sus dientes pequeños. Había aspirado el olor de la sangre y del fuego

que él exhalaba, había renunciado por él a la vida en el desierto, a la voz de su Dios. Y él, ahora, la invitaba a asistir en el podio imperial a su triunfo sobre Yahvé. Estaba muy claro: el triunfo tendría para los romanos un excitante atractivo si ella, la princesa descendiente de los Macabeos, la concubina del triunfador, estuviese presente en el acto. Pero no, no estaría allí. Habría preferido seguir el carro triunfal como prisionera cargada de cadenas antes que ocupar un sitio —voluntariamente— en el podio del vencedor, para adornar su apoteosis. ¡Eso no!

—Os lo agradezco— repuso, sin levantar la voz, un poco ronca. —No estaré en Roma el día de vuestro triunfo. Regreso a casa de mi hermano.

Al mirarla, Tito comprendió que había herido a la mujer en lo más vivo.

Jamás había tenido la intención de hacerle daño y, sin embargo, su comportamiento respecto a ella había sido siempre equivocado. Siempre cometía errores: su padre lo había atacado y él no había hecho nada por defenderse. Los orientales estaban hechos de una materia tan frágil, tan sutil, y él, en cambio era tan rudo, tan tosco, tan pesado y, para colmo, carente de lucidez hasta que era demasiado tarde. ¿Cómo pudo pretender que ella presenciara ese grotesco triunfo? Renunciaría, se declararía enfermo. Balbuceó, tartamudeó. Pero fue en vano. Berenice había partido, había desaparecido.

La furia contrajo sus rasgos. De su boca crispada brotaron las injurias del soldado a la melindrosa oriental. ¿Qué motivo le impedía asistir al triunfo? ¿Acaso no hubo príncipes germánicos que vieron desfilar encadenados a sus hijos, hermanos o nietos, formando parte de un cortejo triunfal? Tendría que haber sido menos condescendiente con ella, más viril. Fácil habría sido para él hacerle cometer algún acto de infidelidad, algún gesto de rebeldía y tomarla prisionera, arrastrarla cargada de cadenas siguiendo su carro y, después de imponerle una humillación tan severa, tratarla con dulzura y bondad, mostrarse protector y compasivo. Entonces, sí, la arrogante habría comprendido dónde estaba su verdadero lugar...

Así discurría su pensamiento. Pero, íntimamente, reconocía que no eran más que pueriles fantasías. Berenice era una auténtica

reina; era un disparate compararla con Segesto, el jefe de las hordas germánicas. Ella estaba impregnada de nobleza antigua y de sabiduría oriental. Entonces sintió cólera contra sí mismo, y odió a Roma y a todo lo relacionado con el triunfo. Pensó que en Oriente estaba la vida verdadera y que en Roma todo se tornaba repugnante, estrecho, mezquino. El Capitolio le pareció un desecho miserable comparado con el Templo de Yahvé que él —obstinado como siempre— había reducido a cenizas. Dejándose llevar por su brutalidad de romano había expulsado tres *veces* de su lado a la mujer que, tres veces, se le había entregado generosamente. Y esta vez ella había partido para siempre.

A la mañana siguiente, Josef presentó sus saludos al príncipe. Tito, jovialmente, le dispensó una cortesía alegre y superficial que él detestaba. Entre bromas, le dijo que el triunfo le estaba ocasionando más fatigas que toda la campaña y que ansiaba que todo concluyera de una buena vez para instalarse en su villa. Pero las estúpidas costumbres lo obligaban a aguardar hasta el día de la entrada oficial. ¿No le parecía lamentable? Por ello tenía que privarse de asistir al estreno de la obra de Demetrio Libán en el Teatro Marcelo. Le encargó que asistiera a los ensayos para evitar que se cometiera algún error en la representación de las costumbres judías.

—Me he ocupado personalmente— le dijo —de la organización del triunfo y de todos los detalles. Me interesará conocer vuestras impresiones del cortejo. Porque supongo que lo presenciaréis desde las tribunas del Gran Hipódromo.

Josef notó que el príncipe esperaba su respuesta con impaciencia. Pensó que para los romanos sería muy lógico que el cronista de la campaña también fuera testigo de su culminación. Curiosamente, todavía no se había planteado si debía ir o no. Imaginó la inmensa satisfacción que experimentaría si pudiera decirle: «No, César Tito, permaneceré en mi casa». Sería de su parte un gesto digno y significativo, pero dijo:

—Sí, César Tito, veré pasar el cortejo desde el Gran Hipódromo. Entonces la actitud de Tito se transformó. La cortesía distante dio paso a un tono familiar y afectuoso.

—Querido judío, espero que os hayan asegurado en Roma una existencia holgada y agradable. Deseo que os sintáis aquí

perfectamente cómodo—. Y agregó cordialmente:

—Haré todo lo que dependa de mí para que así sea.

Dispuesto a preparar su ánimo para el día del triunfo, Josef asistió a la representación de la pieza sobre el prisionero Zacarías, en el Teatro Marcelo. Demetrio Libán era realmente un actor extraordinario. Interpretaba su personaje con tanta veracidad y gracia que producía escalofríos. En la escena final, apareció con una pequeña máscara de payaso, bastante similar a la que se ponía a los condenados cuando iban a la arena, para conseguir mayor efecto de contraste entre el aspecto burlesco del rostro simulado y la muerte del supliciado. De esa manera nadie pudo ver que, bajo la careta del prisionero Zacarías, el cómico jadeaba y desfallecía de angustia. Pero fue capaz de soportarlo. Lo colgaron de la cruz y él, como lo exigía el papel, gritó: «¡Oíd, Israel, Yahvé es nuestro Dios!», y los once payasos bailaron a su alrededor, con sus cabezas de asno, parodiando su invocación: «¡Jiján, jiján!» Resistió hasta el final, hasta el momento en que se le iba a anunciar que lo bajarían de la cruz y él debía arrojar monedas al público. Llegó al límite de sus fuerzas, y sufrió un desmayo que fue interpretado por el público como un recurso dramático, a juzgar por las carcajadas y los gritos ensordecedores con que lo festejaron. Los espectadores olvidaron rápidamente al cómico y entre la baraúnda Josef llegó a atrapar algunas monedas, dos de plata y varias de cobre. Habían sido acuñadas ese mismo día: en la cara mostraban la efigie del emperador y en la cruz a una mujer encadenada, al pie de una palmera, con esta inscripción: «*Iudea est capta*». La mujer —¿habría sido una idea de Cenis?— había sido dibujada con los mismos rasgos de la princesa Berenice.

Al día siguiente el editor Claudio Regino lo hizo llamar.

—He sido encargado de entregaras personalmente este billete de entrada para el Circo Máximo— le dijo. Era una localidad para las gradas de la segunda nobleza.

—Os pagan espléndidamente vuestro libro— agregó.

—Debo estar allí para ver— repuso Josef con amargura.

—Sin duda— asintió Claudio con una risa siniestra. —Yo, como editor vuestro, tengo interés en que presenciéis todo directamente. Flavio Josefo, seréis el único judío entre los espectadores. Esperad

— dijo, deteniéndolo, al ver su gesto impetuoso. —No será fácil, yo lo comprendo. Por mi parte, cuando desfile en el cortejo entre los funcionarios de la casa imperial, ajustaré muy bien los cordones de mis sandalias, pero os aseguro que aun así no me sentiré muy cómodo.

En la mañana del 8 de abril, Josef se encontraba en el Circo Máximo, el nuevo Hipódromo, cuya capacidad era de 383.000 espectadores. No había un solo asiento desocupado. Todos los anhelos de Josef se habían satisfecho: estaba sentado en las gradas de la segunda nobleza, en el mismo sitio donde cinco años atrás creyó que ése era el objeto de sus sueños. Estaba rígido y erguido entre sus agitados vecinos y su expresión orgullosa llamaba la atención. Todos sabían que el emperador le había confiado la tarea de escribir un libro sobre la historia de la guerra. En Roma se daba mucha importancia a la literatura, por tanto, todos observaban con interés al hombre que distribuiría elogios y críticas entre los innumerables personajes de su obra.

Aunque aparentaba serenidad, la emoción lo sacudía intensamente. Había atravesado la ciudad jubilosa, vocinglera y expectante. Todas las casas y columnatas habían sido decoradas y se veía a mucha gente encaramada a las puertas, a las cornisas, a los andamios y a los árboles, luciendo coronas sobre la cabeza. También en el inmenso anfiteatro los espectadores aparecían coronados y tenían flores sobre las rodillas y en los brazos, para arrojarlas al paso de las tropas. Sólo Josef se había atrevido a ir con las manos vacías.

A la cabeza del cortejo, los senadores marchaban con visible dificultad debido a sus altas botas rojas. La mayoría participaba en la parada de mal grado y algunos, con especiales reservas. Menospreciaban íntimamente a los advenedizos a quienes estaban obligados a glorificar. El «transportista» y su hijo se habían apoderado del trono pero seguían siendo para ellos unos simples y rústicos plebeyos. Josef reconoció el rostro enjuto y el aire escéptico del senador Marullo y también la menuda cabeza y la actitud cansada y triste de Muciano. Aunque iba engalanado para la ceremonia, no había abandonado su bastón y las muecas contraían su rostro continuamente. Hubo un día en que el equilibrio de

poderes había sido muy distinto y a Josef le habría bastado pronunciar una palabra para que los platillos de la balanza se inclinasen en favor de Muciano y en contra de Vespasiano.

A continuación avanzaron los ministros. Talas, encogido y enfermizo, se arrastraba con dificultad, pero se sobreponía con gran esfuerzo porque creía que ese triunfo era obra suya y estaba dispuesto a disfrutar del gran día. Solo, como si estuviera separado de los otros por una atmósfera diferente, avanzaba Claudio Regino, serio y muy erguido. En realidad, no daba la impresión de estar muy a gusto. Miraba fijamente con sus ojos duros, maliciosos y penetrantes a los curiosos que habían pensado divertirse a su costa. Éstos buscaron en vano la sortija de la célebre perla en su dedo, pero comprobaron decepcionados que ya no la tenía y que, asombrosamente, los cordones de sus sandalias estaban firmemente atados.

Seguía un nutrido grupo de músicos. Las fanfarrias tocaban aires militares, en particular el himno de la quinta, que para entonces, se había hecho muy popular: «Nuestra quinta sabe hacerlo todo»...

Enseguida llegó el botín de la expedición, acerca del cual el público había oído contar maravillas. Habían comenzado a hastiarse del espectáculo pero cuando pudieron admirar tanta riqueza, tal cantidad de oro, de plata, de marfil, no en pequeñas piezas sino en grandes cantidades, el entusiasmo los hizo levantarse de sus asientos. Estiraban el cuello para poder ver por encima de las cabezas de los personajes de más categoría, instalados en la primera fila. Las mujeres lanzaban chillidos de entusiasmo y envidia. Aquello fue una columna interminable de oro, plata, telas preciosísimas, vestiduras y, nuevamente, el oro en todas las formas: monedas, lingotes, vasos de todos los tipos. Desfiló a continuación el material de guerra, las armas, los brazaletes con la divisa de los macabeos, unos limpios, otros manchados de sangre, colocados por millares en cestas y en carrozas; insignias y estandartes con las inscripciones dibujadas en gruesos caracteres hebreos, siriacos o arameos, que habían exaltado el espíritu de los judíos y ahora se exhibían con el hábil propósito de divertir a un público de gusto depravado. Desfilaron teatros ambulantes, donde se representaban

sangrientas escenas militares en escenarios gigantescos, algunos de cuatro pisos de altura que, al balancearse para equilibrar su enorme peso, obligaban a los espectadores más próximos a inclinarse hacia atrás, para evitar ser aplastados. Se exhibieron los navíos dañados en la batalla de las costas de Jope y las embarcaciones capturadas en Magdala y, otra vez, el oro, de cuya baja en el mercado —casi a la mitad de su valor antes de la guerra — daba sobradas razones tanta abundancia.

De pronto se hizo un silencio. Pasado un momento de expectación, aparecieron los funcionarios del tesoro imperial, vestidos lujosamente y portando ramas de laurel. Escoltaban las principales piezas del botín: el enorme candelabro de siete brazos, los noventa y tres vasos sagrados del Templo y los rollos de la Ley. Estos fueron izados para que todo el público pudiese apreciarlos: la Ley de Yahvé conquistada por el magnánimo y poderoso Júpiter romano.

Se oyó a lo lejos una música grotesca que, poco a poco, se hizo más nítida: eran los instrumentos del Templo, los címbalos del primer levita, las cornetas estridentes de la fiesta de Año Nuevo, las trompetas de plata que cada cincuenta años proclamaban que los bienes inmuebles volvían a poder del Estado. Los romanos no supieron arrancar a los instrumentos otra cosa que sonidos bárbaros. De repente, a un gracioso se le ocurrió imitar el rebuzno de un asno, «¡Ji-ján, ji-ján!», que todos acompañaron con gritos, a los que se mezclaron los sonidos distorsionados de los instrumentos sagrados de los judíos. Una ola de carcajadas cubrió los inmensos graderíos del Circo.

Josef se mantuvo impasible. Se dijo: «Debes conservar la compostura. Todos te vigilan. Para ser dignos de tocar esos complejos instrumentos los sacerdotes estudian durante diez años. Que tu rostro parezca de piedra, Josef. Tú representas a Israel. Derrama tu cólera sobre los pueblos.» Y en ese instante apareció el botín viviente: los prisioneros de guerra. Habían sido seleccionados setecientos entre la multitud de prisioneros e iban engalanados con vestimentas muy pintorescas, que contrastaban violentamente con las cadenas y los rostros adustos. Un grupo de sacerdotes había sido obligado a desfilar con ellos, con sus tocados y cinturones

sagrados. El público del Circo contemplaba excitado a sus enemigos vencidos. Los prisioneros tenían buen aspecto. Pocos días antes habían sido alimentados abundantemente, a fin de que no desfalleciesen por la debilidad y se malograse el espectáculo que los romanos merecían. Una vez acabada la ceremonia, muchos serían enviados a las minas, a los molinos o a las cloacas; el resto iría a parar a los juegos circenses. Cuando llegaron a la arena, se hizo silencio en los graderíos. Los espectadores se limitaron a observarlos pero, de pronto, surgió de la masa el furioso clamor del odio: «¡Hep! ¡Hep! ¡Perros, hijos de perros apestosos e impíos!». Entonces les arrojaron zanahorias podridas y desechos y los escupieron aunque, naturalmente, nunca dieron en el blanco.

Cargados de cadenas, humillados por los dioses, aparecieron seguidamente los jefes, aquellos que habían extendido el terror del enemigo: Simeón bar Giora y Juan de Giscala. La alegría de los romanos era desbordante. Para ellos, lo más hermoso de ese bello día fue poder presenciar el desfile de sus enemigos abatidos, los arrogantes enemigos que habían osado oponerse al engrandecimiento del imperio, deseado por los dioses.

Simeón llevaba puesta una corona de ortigas y de ramas secas, y de su cuello colgaba una tablilla que decía: «Simeón bar Giora, rey de los judíos». Juan, el general en jefe del ejército vencido, iba vestido con una ridícula coraza de hierro pintada de blanco. Simeón sabía que moriría antes de que se disolviese el cortejo. La misma pena habían impuesto los romanos a Vercingetórix, a Yugurta y a tantos otros que murieron al pie del Capitolio, mientras en la cima de la colina el vencedor ofrecía un sacrificio en honor de sus dioses. Sereno bajo el peso de los hierros, caminaba al lado de Juan de Giscala, también encadenado. Los dos conversaban tranquilamente:

—El cielo de Italia es hermoso— dijo Simeón —¡pero qué pálido me parece comparado con el de nuestra Galilea! Sin embargo, me siento feliz de ir hacia la muerte bajo un bello cielo

—Yo ignoro cuál será mi destino— dijo Juan, —aunque creo que me perdonarán la vida.

—Para mí es un gran consuelo, querido Juan, pensar que vos no moriréis, pues esta guerra no está terminada. ¡Me asombro cuando pienso que alguna vez he sentido deseos de mataros!

Aunque la situación sea terrible, no me arrepiento de lo que hemos hecho: la guerra no está terminada y los que nos sucedan aprenderán de nuestra experiencia. ¡Oh, Juan, hermano mío! Me azotarán, el populacho me escupirá, me arrojará nabos podridos y se me dará una muerte horrible. Sin embargo, estoy convencido de que esta guerra fue necesaria. Sólo me aflige pensar que mi cadáver va a permanecer insepulto.

Juan de Giscala se mantuvo en silencio, por lo que Simeón prosiguió:

—¿Sabéis? Creo que tendríamos que haber excavado más a la derecha nuestra mina L. Así su torre F se habría derrumbado, y ¿qué habrían podido hacer?

Aunque Juan era un hombre conciliador, en cuestiones de táctica se mostraba intransigente y no toleraba discusiones. Sabía que había tenido razón respecto a la mina L pero, en estas circunstancias, sabiendo que él conservaría la vida y que Simeón iba a morir, se contuvo y repuso:

—Sí, querido Simeón, tendríamos que haber excavado más a la derecha. Los que vendrán después de nosotros corregirán nuestros errores.

—Si hubiésemos podido llegar a un acuerdo cuando todavía estábamos a tiempo, habríamos vencido al enemigo. He podido observar a Tito de cerca, es un buen muchacho pero no es un guerrero.

Josef los vio avanzar lentamente, delante del sitio donde estaba sentado. Los miró y percibió el aura que rodeaba la cabeza de Simeón, como aquel día cuando se vieron por primera vez cerca del Templo. No pudo contenerse. Quiso reprimir el grito que le subía de la garganta pero no lo logró y un gemido sofocado de desesperación salió de su boca, tan impresionante que el hombre que estaba sentado a su lado, gritando como todos: «¡perros, hijos de perra!», palideció y calló, atemorizado. Josef, que no apartaba los ojos de los prisioneros, temía que ellos también lo viesen. Él se sabía valiente y no eludía la responsabilidad de sus actos, pero, en ese momento, habría muerto de humillación y de vergüenza si aquellos hombres le hubiesen dirigido una mirada. Estrujado por la angustia de ser el único judío asistente al espectáculo, se decía a sí mismo que su

sufrimiento era insoportable e inhumano y que nadie en su lugar habría sido capaz de resistirlo. Recordó el hambre y la sed, la flagelación, las innumerables ocasiones en que vio la muerte a su lado y tantas pruebas ignominiosas por las que tuvo que pasar, y juzgó que el peor y menos merecido de todos los castigos que había sufrido era el padecimiento de ese día.

Los dos jefes estaban ya muy cerca.

Fundaría una sinagoga. Todo lo que poseía, incluso el producto de su libro, lo consagraría a esa obra. Sería una sinagoga como nunca se había visto otra igual en Roma. Le legaría los rollos de las Sagradas Escrituras traídas de Jerusalén. Pero ¡ay! no sería aceptado. Los judíos, que en tantas ocasiones habían recibido de buen grado ofrendas de incircuncisos, no querrían nada de él, y tendrían razón.

Los dos prisioneros se encontraban exactamente frente a Josef pero no lo veían. Se puso de pie. Ni Juan ni Simeón podían oírlo en medio del formidable alboroto. No obstante, abrió la boca y pronunció con todas sus fuerzas su profesión de fe. Hasta ese día había ignorado que pudiera haber en él tanto fervor. Gritó como nunca: «¡Oíd, Israel, Yahvé es nuestro Dios, Yahvé es único!»

Súbitamente, como si lo hubiesen podido escuchar, los prisioneros —primero unos pocos, enseguida muchos más, y finalmente todos— prorrumpieron al unísono: «¡Oíd, Israel, Yahvé es nuestro Dios, Yahvé es único!». Los espectadores estallaron en carcajadas e imitaron el rebuzno del asno: «¡Jiján, jiján!», pero pronto enmudecieron. En el corazón de muchos romanos penetró la duda de si, verdaderamente, era a un asno a quien clamaban los judíos.

Al escuchar la voz de su pueblo, Josef se calmó. Imaginó que en esa hora en todas las sinagogas se pronunciaría la misma invocación: «¡Oíd, Israel!». ¿Había renegado alguna vez de ella? No. Había actuado siempre con la intención de que todos los hombres, libremente, pudiesen declarar su fe. Escribiría su libro devotamente y Yahvé estaría con él. Sabía que ni los romanos ni los judíos lo aceptarían y que pasaría mucho tiempo antes de que pudiesen comprenderlo, pero en ningún momento dudó de que, algún día, llegaría para él el justo reconocimiento.

¿Quién era ése que avanzaba detrás de los jefes, magníficamente ataviado con la célebre vestidura de ocho piezas? Era el Sumo Sacerdote, el obrero Fanias, el albañil. Estaba más delgado y miraba hacia delante con expresión huraña, perpleja. El senador Marullo lo examinó desde lejos. Verdaderamente, no merecía la pena comprarlo en lugar de Juan de Giscala. Éste le parecía más despierto, seguramente su conversación sería bastante interesante, aunque, tener a un Sumo Sacerdote de portero sería, sin duda, mucho más divertido.

La banda de músicos y los animales para el sacrificio siguieron al sacerdote. Al fondo apareció la coronación del cortejo: los carros triunfales precedidos por los lictores, con sus fasces adornados de laureles, y los magistrados que ostentaban el decreto por el cual se había concedido el triunfo, seguidos por una cuadrilla de payasos que, con chanzas insolentes, parodiaban algunos de los rasgos más populares de los triunfadores: la avaricia de Vespasiano y la minuciosidad de Tito y su manía de taquigrafiar. Detrás de los payasos iban los mimos que caricaturizaban a los vencidos; éstos eran los favoritos del público, sobre todo Demetrio Libán, el mejor. Se había sobrepuesto a la enfermedad y al desfallecimiento; había vencido su rebelión interior en aras de su arte y de su ambición. Invitado por el emperador a participar en los festejos, la distinción del soberano lo animó definitivamente a representar nuevamente el papel que le correspondía: él era el judío Apella. Saltaba, bailaba, se mesaba la barba de dos puntas, mostraba las filacterias y su Dios invisible. Dividido entre el arte y la salvación eterna —la opción implicaba una renuncia—, se había decidido por el arte. Josef vio pasar al gran cómico y pensó que era un pobre hombre.

Precediendo a los héroes de la jornada, se adelantaron los comandantes de las legiones, los oficiales y soldados que se habían distinguido en la campaña. Uno de ellos fue aclamado con vivas de alegría. Cuando el favorito del ejército, el tan mentado Pedán, aparecía en público ornado con la corona gramínea, de inmediato se entonaba la atrevida cancioncilla de la quinta y los corazones de los romanos palpitaban de admiración. El era carne de su carne, era la misma Roma. Estaba feliz, se sentía seguro de sí mismo, dueño del inundo: Júpiter Capitolino estaba con él. Se rumoreaba que también

en esta ocasión él había sido el factor decisivo del éxito y que, por ciertos motivos, no se podían difundir abiertamente los hechos en los que había intervenido. Pero todos opinaban que serían extraordinarios, porque a Pedán se le había concedido —una vez más— la suprema distinción. Josef observaba su rostro detestable, rigurosamente rasurado, con su ojo ciego y su expresión astuta. Lo observó avanzar, firme, seguro, orgulloso de sentirse un auténtico hombre; era imposible avasallar tanta vulgaridad satisfecha. Ese soldado que desconocía la duda, que siempre estaba de acuerdo consigo mismo, podía considerarse el verdadero dueño del mundo. Júpiter lo había creado para él.

Resplandeciente, alto como una torre, coronado de laureles y conducido por cuatro caballos blancos, apareció el carro triunfal de Vespasiano, quien para semejarse más al Júpiter Capitolino se había hecho aplicar una capa de minio en el rostro, para endurecerlo. Sobre su robusta cabeza de campesino se había colocado la corona de laurel y su ajetreada y gruesa humanidad estaba envuelta en la toga purpúrea constelada de oro, que el dios le había cedido para la celebración. Vespasiano contemplaba a la multitud con cierto gesto de disgusto; el acto duraría aún cerca de tres horas y el ropaje de Júpiter era demasiado pesado para resistir tanto tiempo de pie sobre ese carro bamboleante. No estaba cómodo. Sólo por honor a su hijo se había impuesto ese sacrificio. Grandes fatigas le causaba crear una dinastía. Hacía calor. Pensaba en el dinero que se había gastado para organizar el triunfo y no se atrevía a calcularlo. Claudio Regino había hablado de doce millones, pero seguramente lo subiría a trece o a catorce. Habría que haber empleado ese dinero en una causa mejor, pero esas cabezas huecas exigían un espectáculo y *era* inútil oponérseles.

En fin, el Templo había desaparecido y eso significaba un alivio. Su muchacho se había desenvuelto con habilidad. «Cuando es necesario cometer una indecencia hay que olvidarse de los escrúpulos y dejarlos para otra ocasión. Ese es el único modo de obtener éxito en la vida. Y también así opinan los dioses.» El esclavo que tras él sostenía la corona de oro de Júpiter sobre su cabeza, repetía constantemente la fórmula: «Mirad atrás y recordad que sólo sois un hombre». ¡Ah!, felizmente todavía le quedaba

tiempo para convertirse en deidad. Pensó en las estatuas de sus antecesores, los emperadores divinizados, y calculó que el triunfo contribuiría a hacer de él un dios con una anticipación de ocho días. El carro se tambaleó y Vespasiano, gimiendo, pudo ver, al inclinarse, el cuadrante del reloj solar.

En el segundo carro de triunfo iba Tito. Miraba constantemente el amuleto que debía protegerlo de la envidia y de los maleficios, pues muy cerca de él iba a caballo su hermano, el libertino Domiciano. De todos modos, la preocupación que éste le causaba no empañaba la brillantez del día de su gloria. Enhiesto, con el rostro impasible, como una figura situada por encima del resto de los mortales, Tito era el soldado que ha alcanzado la meta, la encarnación de Júpiter.

Cuando el carro pasó frente al podio imperial su rostro se ensombreció por un instante: *la mujer* no estaba allí, se la habían quitado. ¿Ante quién exhibía su gloria? ¿Qué significaba el triunfo sin ella? Recorrió la multitud con la mirada, observó atentamente los graderíos de los caballeros, y cuando descubrió a Josef lo saludó con el brazo extendido.

Los carros de los triunfadores prosiguieron su camino y se detuvieron al pie del Capitolio. Los que podían ver directamente transmitían al resto del público lo que estaba sucediendo: «Ahora están flagelando a Simeón bar Giora.» «Ahora lo están crucificando.» Los heraldos lo anunciaron al pueblo y el pueblo se agitó con un clamor de alegría: la guerra había terminado.

Vespasiano y su hijo descendieron de los carros y procedieron a sacrificar un cerdo, un carnero y un toro, para su purificación y la de su ejército, en precaución de que durante la campaña alguno de los dioses hubiera sido ofendido.

En el Circo Máximo desfilaba el ejército, dos cohortes de cada legión munidas de sus pertrechos, catapultas y balistas, el gran «Julio» y los arietes. Al paso de las insignias las aclamaciones rayaron con el delirio: se trataba de las águilas de oro, la de la decimosegunda, especialmente, que había sido reconquistada a los judíos, así como en otra ocasión se les había quitado a los germanos las águilas capturadas por Arminio, el pérfido bárbaro. Josef observaba la alegría serena con que desfilaban los soldados,

imbuidos de su fuerza y su poder, conscientes de ser los guardianes del orden del imperio. Pero existía otra cara del ejército que él conocía. Sabía muy bien que esos soldados eran otros tantos Pedán, que habían gritado «¡Hep, Hep!», que habían bailoteado embriagados por la sangre de sus víctimas sobre el suelo de mármol del Templo, cubierto de cadáveres.

El desfile de las tropas fue muy prolongado. Muchos de los presentes, sobre todo los ocupantes de las gradas de los patricios, se retiraron antes del final. En cambio, Josef permaneció sentado hasta que todo hubo concluido, y vio pasar el último manípulo de las legiones que habían saqueado Jerusalén y su Templo.

En la noche del 8 de abril se presentaron algunos judíos al superintendente de turno en la Cárcel Mamertina, y le mostraron una tablilla sellada. El funcionario la leyó y enseguida los condujo al sótano de la prisión, llamado «baño frío» porque antiguamente había sido una gruta de la que brotaba un manantial. En ese reducto siniestro y abandonado había concluido la vida de Simeón bar Giora. Según indicaba la costumbre, su cuerpo debía ser arrojado a los buitres del Monte Esquilino, pero en este caso los judíos exhibían una autorización para llevarse el cadáver y disponer de él a su antojo. Claudio Regino había pagado a Cenis con su perla la obtención del permiso.

Levantaron el cadáver cubierto de cicatrices sanguinolentas del general judío, lo colocaron sobre unas andas, lo cubrieron con una sábana y, descalzos, lo transportaron a través de la ciudad completamente iluminada. En la puerta Capena los esperaban centenares de judíos, entre ellos Cayo Barzaarone, también descalzos y con las vestiduras desgarradas. Condujeron el cadáver entre todos, alternándose cada cincuenta pasos, hasta la segunda piedra miliar de la Via Apia. Claudio Regino estaba allí. Bajaron a las catacumbas judías, colocaron al supliciado dentro de un ataúd, con la cabeza lívida apoyada sobre un montón de tierra traída de Judea, y sobre él derramaron agua perfumada. Luego cubrieron la fosa con una lápida, donde se había escrito con torpes caracteres griegos: «Simeón bar Giora, soldado de Yahvé». Finalmente, se lavaron las manos y se retiraron.

Josef regresó a su casa. Había cumplido su deber sin hacerse ninguna concesión. Había asistido a la guerra de los judíos hasta el final. Pero sus fuerzas se habían agotado y el sueño, parecido a la muerte, lo venció. Estaba en la amplia casa vacía y desmantelada con la única compañía de un anciano esclavo. Nadie interrumpió su descanso. Durmió veinte horas seguidas. Cuando, se despertó, se sentó en cuclillas, en actitud de duelo.

Llegó a la casa un correo del palacio imperial con la rama de laurel del buen augurio. El esclavo lo condujo a presencia de su amo, que continuaba en la misma actitud, con la barba crecida, las ropas desgarradas y la cabeza cubierta de ceniza. Al mensajero le costó creer que ese hombre era el destinatario de la carta y se la entregó con recelo. Se trataba de un mensaje autógrafo de Vespasiano, ordenando al secretario general que pusiera a disposición de Josef los documentos que le fueran necesarios para la redacción de su libro. Además, el emperador le concedía la sortija de oro de la orden ecuestre.

Ésa fue la primera vez que un mensajero portador del laurel no recibió ninguna gratificación. Josef se limitó a firmar el documento de recibo del mensaje y volvió a acomodarse como estaba.

Otro día fue a la casa el joven Cornel, pero el esclavo no se atrevió a permitirle entrar.

Pasada una semana, Josef se puso en pie, preguntó qué había ocurrido en el intervalo y, al enterarse de la visita de Cornel, lo hizo llamar. Cuando llegó, Josef le dijo pocas cosas. Sólo quería comunicarle que necesitaba un buen secretario, en quien pudiese depositar toda su confianza. ¿Querría ayudarlo Cornel a escribir su libro? El muchacho resplandeció de felicidad.

Ese mismo día Josef comenzó a trabajar y le dictó:

> «*Muchos escritores tratarán, probablemente, de relatar la guerra de los judíos contra los romanos; esos autores no han sido testigos de los acontecimientos y se inclinarán a hacer narraciones absurdas y llenas de contradicciones. Yo, Josef, hijo de Matatías, sacerdote de primera categoría, de Jerusalén, testigo de la guerra desde*

el comienzo al final, he resuelto escribir su historia tal como ha ocurrido realmente, para memoria de los contemporáneos e información de la posteridad.»

Aquí concluye la primera de las tres novelas sobre el historiador Flavio Josefo.

---

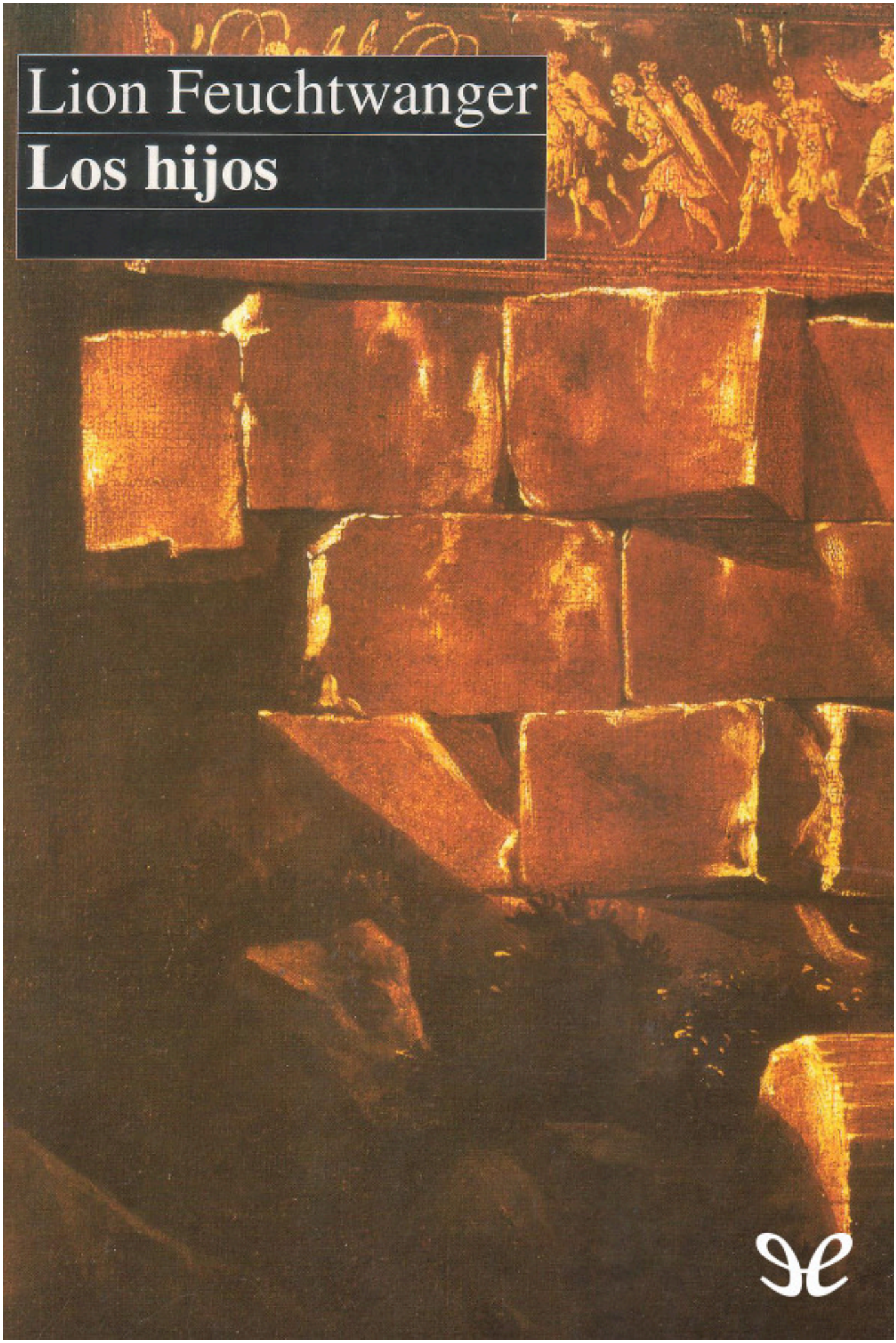
notes

Notas a pie de página

[1] No aparece en el original [Nota del digitalizador].

Lion Feuchtwanger

Los hijos



Después de *La guerra de los judíos,* esta obra es la segunda parte de la trilogía monumental que el gran novelista alemán Lion Feuchtwanger dedicó a la vida del historiador judeo-romano Flavio Josefo.

Josef ben Matatías, que como escritor ha adoptado el nombre de la dinastía de los Flavios y ahora se apoda Flavio Josefo, vive su momento de máximo esplendor. Hombre ambicioso, apasionado y ávido de éxito, ha logrado muchas cosas: es el favorito del emperador Tito, es miembro de la nobleza romana de segundo rango, su efigie figura entre las esculturas de los grandes escritores en la sala de honor del Templo de la Paz; pero al mismo tiempo ve, impotente, cómo confluyen en él las grandes contradicciones de su tiempo. Quiere ser judío y romano, israelita y ciudadano del mundo. Es esto lo que conspira contra su matrimonio con la bella egipcia Dorión; y el destino de sus hijos —*los hijos,* del título— le revela que la dureza de la realidad romana impone límites a su ambición, tal vez desmedida.

Lion Feuchtwanger

Los hijos

Trilogía de Flavio Josefo - 2

ePub r1.1
IbnKhaldun, armauirumque 19.10.15

Título original: *Die Söhne*
Lion Feuchtwanger, 1935
Traducción: Cristina García Ohlrich
Ilustración de cubierta: *Ruinas imaginarias, columna y pirámide* (detalle), de Monsu Desiderio (s. XVII). Roma
Diseño de cubierta: Mario Muchnik

La trilogía de Flavio Josefo está compuesta de las siguientes novelas:

La guerra de los judíos
Los hijos
El día llegará

Editor digital: IbnKhaldun
Digitalización mecánica: armauirumque
ePub base r1.2

LIBRO PRIMERO

EL ESCRITOR

Cuando el escritor Flavio Josefo escuchó de labios de su secretario la noticia de la agonía del emperador logró dominar sus emociones de modo que su rostro permaneciera impasible. Incluso se obligó a seguir trabajando como de costumbre. Sin duda le fue beneficioso que el secretario permaneciera sentado junto al escritorio mientras él caminaba de un lado a otro a sus espaldas. Aquel día le habría resultado intolerable la visión de aquel rostro tranquilo con su cínica amabilidad. Como siempre, se contuvo, aguantó y, tras una hora de trabajo, anunció que ya era bastante por hoy.

Pero en cuanto se vio solo se le iluminaron los claros y almendrados ojos, respiró hondo, resplandeciente. Vespasiano se moría. Su emperador. Se lo repitió en voz alta, en arameo, varias veces, henchido de una honda satisfacción: «Se muere el emperador, el Mesías, el señor del universo, mi emperador».

Podía decir mi emperador. Estaba unido a él desde su primer encuentro, cuando, general apresado del ejército rebelde judío, lo condujeron exhausto y muerto de hambre, tras la caída de su última fortaleza, ante el romano Vespasiano. Josef apretó los labios rememorando el encuentro. Entonces saludó a aquel hombre como al Mesías, como al futuro emperador. Era un recuerdo que le dolía. ¿Acaso fue producto de la fiebre causada por indecibles penalidades? ¿O una hábil jugarreta de su instinto de conservación? Era inútil darle más vueltas. Los acontecimientos le dieron la razón, Dios le dio la razón.

Veía ante sí al viejo que ahora agonizaba: la dura y ancha boca en el imponente y calvo cráneo de campesino, los ojos astutos, joviales, implacables. ¿Acaso le tiene algún afecto? Se esfuerza por hacerle justicia. Él, el guerrero judío, se pasó a los romanos mientras ellos combatían a su pueblo. Una y otra vez medió entre Roma y sus compatriotas a pesar de las indecibles humillaciones de que fue objeto por ambas partes. Más tarde colaboró a aplacar a los judíos de la parte oriental del Imperio gracias a su enjundioso libro sobre la guerra judía. Era necesario hacerlo, ya que, tras la destrucción de la ciudad y del Templo, aquéllos se sentían peligrosamente tentados de alzarse de nuevo contra los vencedores. ¿Acaso lo había recompensado por sus importantes servicios el hombre que ahora agonizaba? Le concedió un vestido de gala, una renta anual, una propiedad, la banda purpúrea y la sortija dorada de la segunda nobleza y le permitió residir de por vida en la casa que él había habitado. Sí, aparentemente el emperador romano Vespasiano había pagado al estadista, general y escritor judío Josef ben Matatías hasta el último sestercio. Sin embargo, ahora que Josef se apresta a hacer cuentas con el moribundo se le enturbia la mirada, y su enjuto rostro de fanático se ciega de odio. Alza el dorado estilete que lleva al cinto, regalo de Tito, el heredero del trono. Golpea mecánicamente la madera de la mesa. El emperador lo ha humillado una y otra vez de un modo muy particular y amargo. Le arrojó a la joven Mara tras haberse saciado con ella; lo obligó a desposarse con ese despojo, a pesar de saber que aquello le acarrearía la expulsión de la clase sacerdotal y el destierro. Una y mil veces lo torturó, cada vez que lo tuvo cerca, con groseras y perversas bromas de campesino, quizá porque sabía que Josef poseía unos poderes y unas cualidades que le eran ajenas y le estaban vedadas. Con todo, el emperador había tratado a Josef como la altiva Roma solía tratar a Oriente. Oriente era más viejo, más civilizado, disfrutaba de unas relaciones más estrechas con Dios. Temían a Oriente, los atraía y los inquietaba. Lo necesitaban, lo explotaban y, en agradecimiento y en venganza, se le hacía objeto de benevolencia o de desprecio.

Josef rememoró su último encuentro con el emperador. Apretó los dientes de tal forma que el arco cigomático de su huesudo y cetrino rostro sobresalió alcanzando el doble de su volumen. Fue durante la gran fiesta organizada por Vespasiano poco antes de emprender su infructuoso viaje de recreo.

—¿Por fin veremos vuestra nueva versión de *La guerra de los judíos,* doctor Josef? —le preguntó, y muchas personas lo escucharon—. Esta vez, tratad de ser más justo con vuestros judíos —añadió con rudeza

—. Os concedo ser justo. Ahora nos lo podemos permitir.

¿Acaso podía concebirse un cinismo más desvergonzado? ¿Acaso se merecía ser desechado cual mercancía comprada, y que tachasen su libro de pueril zalamería? Josef se sonrojó y redobló los golpes que asestaba a la mesa. Aún resonaba en sus oídos el altivo tono pagado de sí del viejo. «Os concedo ser justo». Bien está que la boca que profirió tales palabras no vuelva a tener ocasión de repetirlas. Se imagina esa boca de labios finos ahora contraída, muy abierta o tal vez firmemente apretada, esforzándose con ahínco por retener al menos una última bocanada de aire. No tendrá una muerte fácil su emperador, está tan lleno de vida que sin duda le costará dejarla. Por otra parte, no sería justo que se le otorgase una muerte fácil a ese hombre.

«Os concedo ser justo». Bien, había escrito, el libro con la intención de afianzar el dominio romano y de disuadir a los judíos de la parte oriental de sublevarse de nuevo. ¿No era eso la expresión más palpable de la «justicia»? Los judíos habían sido derrotados de una vez por todas. Relatar su gran guerra de modo que cualquiera pudiera constatar la insensatez de una nueva sublevación, ¿no tenía cierto mérito, más en el sentido judío que en el de los romanos? Ah, bien sabe él lo que es la tentación de abandonarse a la embriaguez nacionalista. Él mismo se dejó llevar por ella al estallar la revuelta. Pero que entonces, tras reconocer la inutilidad de la salvaje y monumental empresa, sofocase aquel incendiario patriotismo en su corazón y siguiese los consejos de su razón, más sabia, constituyó sin duda la mejor acción de su vida y, en el mejor sentido de la palabra, una acción justa.

¿Quién sino él habría podido escribir el libro sobre la guerra judía? Había vivido aquella guerra desde Jerusalén y desde Roma. No rehuyó nada, estuvo en ella hasta su amargo final para poder escribir el libro. No cerró los ojos al incendiarse Jerusalén y el Templo, la casa de Yahvé, el monumento más altivo del mundo. Había visto morir a sus compatriotas en Cesarea, en Antioquía, en Roma, cómo se les rasgaba la carne en el Circo hasta que desfallecían; cómo se les ahogaba, quemaba, arrojaba a las fieras para diversión de las masas enfervorizadas. Desde el palco imperial presenció como único judío la entrada triunfal de los destructores de Jerusalén arrastrando a sus más dignos defensores, flagelados, gimientes, condenados a morir. Y todo lo había soportado. Decidió consignarlo tal y como había ocurrido para que todos reconociesen el sentido de aquella guerra.

Se habría podido escribir su historia con más valor del que él había demostrado, de un modo más claro, más directo, más libre. Él se había permitido ciertas concesiones, tachó algunas palabras grandilocuentes, tal confesión apasionada, porque en la Roma de Vespasiano habría suscitado rechazo. Pero ¿qué era mejor? ¿Lograr parte del efecto deseado claudicando en cierta medida o no lograr nada?

Qué bendición que se muera ahora el viejo dejando el puesto a su hijo, Tito, el amigo de Josef, el amigo de la judía Berenice. La judía se instalará en el Monte Palatino y entonces, sí, bondadoso y gran emperador Vespasiano, sólo entonces mi guerra judía será verdaderamente eficaz y se apreciará su «justicia». Josef camina de un lado a otro saboreando su éxito por anticipado y al máximo. Inconscientemente se lleva la mano a la negra barba, que cuelga triangular en rígidos y cuidados rizos en torno a los labios despejados. Tararea para sí esa cadencia antiquísima con la que de niño aprendió a recitar la Biblia en las horas de estudio en la Universidad de Jerusalén. Su enjuto rostro irradia altivez y felicidad.

Puede darse por satisfecho con lo alcanzado. Ha soportado innumerables penalidades, el destino lo ha zarandeado con más fuerza que a la mayoría, pero, en esencia, cada nuevo embate lo ha encumbrado aún más. Hoy, a sus cuarenta y dos años, en posesión de todas sus facultades, sabe exactamente de lo que es capaz. Y es mucho. Ha sido soldado y político; ahora es un escritor, de corazón: alguien que alumbra las ideas por las que debe regirse el soldado y el político. Sus colegas griegos le juzgan con palabras duras y maliciosas, se ríen de lo defectuoso de su griego. Que lo hagan. Ahí está su trabajo, el mundo lo ha aprobado. Cuando lee sus libros en voz alta, toda la buena sociedad de Roma se agolpa para escucharlo, a pesar de su griego: «Setenta y siete son, tienen el oído del mundo, y yo soy uno de ellos». La antiquísima y altiva frase de aquel sacerdote ya muerto resuena en sus oídos. Está satisfecho.

No está satisfecho. Sus grandes y vehementes ojos se enturbian. Piensa en aquellos que se le oponen.

Primero en Justo, su amigo enemigo, Justo de Tiberíades, quien desde sus comienzos se interpuso en su camino cual eterno reproche. Ambos sabían muy bien cuál debía ser la misión de un escritor judío tras la derrota política. Era necesario vencer al vencedor, a Roma, desde dentro, mediante el espíritu. Desplegar el espíritu judío en toda su grandeza ante la poderosa Roma, ante los admirados y odiados griegos, de modo que se entreguen a él, ésa es la misión que corresponde hoy a un escritor judío. Lo intuyó en el mismo instante en que contempló por primera vez la ciudad de Roma desde el Capitolio. Pero no sólo él lo sintió así, sino también, desgraciadamente, Justo. Sí, Justo tampoco tardó en hacer de sus sentimientos claros pensamientos. «Dios está ahora en Italia». Josef ya no sabe muy bien quién pronunció aquella frase por

primera vez, si él o el otro. De cualquier modo, sin el otro no habría visto la luz.

Como siempre, el trabajo de ambos persigue el mismo objetivo: presentar al mundo occidental la esencia del judaísmo, su difícil e ignorado espíritu, que con tanta frecuencia se ha ocultado tras costumbres aparentemente extravagantes. Pero el método de Justo es mucho más directo, más duro: no quiere comprender que es imposible convencer a los romanos o a los griegos sin hacer concesiones. Cuando finalmente Josef logró, henchido de gozo, presentar públicamente los siete volúmenes de su *Guerra de los judíos,* entonces, en medio del clamoroso aplauso de la capital, Justo no le dedicó más que una desvergonzada sonrisa mortal. «No conozco a nadie capaz de fabricar mejores trampolines para su carrera que vos», dijo, dando así por zanjada la obra de su vida. A continuación, él, el más terco de los hombres, que no seguiría siquiera con vida de no ser por Josef, se dispuso a escribir de nuevo la obra de Josef, otra *Guerra de los judíos* tal como él la veía. Que lo haga, Josef no tiene por qué temer. El libro será como los otros libros breves que Justo ha publicado hasta el momento: directo, claro, agudo y sin efecto. Su propio libro, sin embargo, el libro que ha escrito con su pobre griego y todas esas concesiones, ha superado la prueba. Ha surtido efecto, seguirá teniéndolo, y pervivirá.

Y ahora basta de Justo. Está muy lejos, en Alejandría, y por él puede quedarse allí. Josef se sienta delante del escritorio y retoma el manuscrito de Fineas, el secretario. Como tantas otras veces, lo irrita la descuidada y desordenada letra de ese hombre. Sin duda, lo importante de esta tarea no es su aspecto técnico; pero Josef está habituado al esmero con el que se confeccionan los rollos de los libros de leyes hebreos y se siente molesto.

Echa un vistazo rápido al papel. Magistral el griego de Fineas, de eso no cabe duda. Josef depende de su ayuda. Por muy fluido que sea su arameo y su hebreo, en griego le faltan los matices. Compró a Fineas como esclavo por una suma importante. No tardó en comprobar que no podría encontrar otro colaborador tan competente como él. Nadie comprende mejor lo que quiere decir. Pero tampoco tardó en descubrir que Fineas, orgulloso como está de ser griego, desprecia en principio todo lo judío. El secretario se lo hace ver a su manera. A menudo, casi con sorna, le demuestra su habilidad para adaptarse al curso de sus ideas, rematando con toque certero esa expresión que Josef tanto ansía. Pero después, de nuevo, precisamente cuando Josef se empeña en expresar una idea, un sentimiento con la máxima sutileza, fracasa el muy artero, se hace el tonto, busca diligente, afanoso, sin dar con ello, disfrutando al ver a Josef devanarse los sesos para encontrar la ansiada palabra, y termina dejándolo en la estacada con su propia torpeza. A pesar de los servicios que le presta, su mayor deseo sería arrojarlo de su casa.

Pero eso no es posible. No podrá quitárselo de encima, como tampoco a Justo. Su esposa, Dorión, no podría prescindir de él, lo ha designado como preceptor del pequeño Pablo, y el niño también está irremisiblemente encandilado con el griego.

«Setenta y siete son, tienen el oído del mundo, y yo soy uno de ellos».

Todos lo creen afortunado. Es un gran escritor en un mundo en el que sólo el emperador aventaja al escritor en honores. Pero ese gran escritor ya no puede alcanzar lo que antaño alcanzara, cuando aún estaba empezando y no había probado su valía. Entonces tuvo la fuerza de anular la extrañeza que lo separaba de Dorión. Entonces, en Alejandría, se fundieron en uno él y aquella muchacha, Dorión, su esposa.

Cuán lejos queda todo aquello. Muchas cosas han cambiado en esos diez años. Ella ha vuelto a ser la griega egipcia de antes, y él el judío.

Pero ahora que Tito va a ser emperador, ahora que va a producirse el gran cambio, ¿no podría volver a ser todo como en Alejandría? Dorión ama el éxito. Dorión no es capaz de separar al hombre de sus éxitos. Sin duda aún no sabe nada de la inminente muerte del emperador. Acudirá junto a ella para comunicarle en persona la feliz nueva. La encontrará sentada, delicada, alta; su cuerpo sigue siendo frágil, no se ha deformado a pesar de los hijos que le ha dado. Alzará la rubia cabeza echándola hacia atrás y arrugará ligeramente la chata nariz. Con sus delgadas manos acariciará mecánicamente al gato Cronos, su amado gato, que él no aprecia y que ella considera un dios, igual que a su gata Immutfru, que afortunadamente ya murió. La desea ardientemente al imaginarla así, con la necia boca de pequeños dientes entreabierta a causa de la sorpresa, pensativa, con ese aire infantil. Dorión es una niña, tiene el don de poder alegrarse sin inhibiciones, como una chiquilla. Es fácil ver cómo surge en ella la alegría, cómo va creciendo, cómo se le alegra primero la boca, luego los ojos, después el rostro entero, y finalmente todo su cuerpo. Es maravillosa cuando está contenta.

A pesar de todo, no irá a verla para comunicarle la noticia. Sería un triunfo demasiado fácil, significaría reconocer lo mucho que la necesita, debe moderarse con ella, no debe relajarse; alberga ciertos deseos que no le concede. Demostrarle cuán ardiente es el suyo significaría humillarse ante ella.

Pero le cuesta un gran esfuerzo no correr a su lado. Ha tenido innumerables mujeres, aún conserva un

aspecto juvenil y un tanto especial, es fuerte, elegante, el éxito y la fama lo acompañan, las mujeres lo acosan. Pero sólo desde que conoció a Dorión sabe lo que es el amor y lo que significa el deseo, y ya no encuentra sentido a los versos del *Cantar de los Cantares* si no los refiere a ella. Su piel tiene el aroma de la madera de sándalo, el aliento que mana de su adorable y voluptuosa boca es como la brisa de Galilea en primavera. Hay pocas mujeres a las que pueda amar más allá del tiempo en que se une a ellas con el cuerpo. Sería capaz de renunciar a todas las mujeres del mundo, pero no concibe vivir sin esa mujer, sin Dorión.

Están hechos el uno para el otro. Ella sabe que es la mujer creada de su costilla. Cuántas cosas le ha sacrificado. Poco después de casarse tuvo que separarse de ella para dirigirse a Jerusalén en compañía del príncipe y asistir a la derrota de la ciudad. Cómo se comportó cuando por fin regresó junto a ella, para enviarla lejos de nuevo. Toda su vida la recordará de pie ante él, en silencio. Pura y ligera se alzaba, sobre su delgado cuello infantil, la delicada cabeza con su boca voluptuosa. Lo miraba con esos ojos color mar que poco a poco se iban oscureciendo. Veía su piel, sabía que esa piel era dulce, lisa y muy fría. Toda la dulzura del mundo se resumía en ella, su esposa Dorión; lo había esperado interminablemente, y ahora había regresado, la tenía ante sí, y era todo deseo por él. Pero allí estaba también su libro, aquel maldito libro en cuyo nombre había aceptado tantos compromisos y, si permanecía junto a ella, no podría escribirlo, y si no lo escribía se le escaparía para siempre. Tuvo que decirle aquello, tuvo que enviarla lejos. Allí estaba, de pie, escuchándolo, sin querer retenerlo, sin contradecirlo. Sin decirle siquiera que durante el tiempo que había pasado a las puertas de Jerusalén le había dado un hijo.

La Dorión de hoy es muy distinta de aquella Dorión. Durante los quince meses que tardó en escribir su libro, ese bendito, maldito libro, se había transformado de nuevo en la sarcástica y altiva dama de antaño, en aquella muchacha de Alejandría distante y curiosa, fascinada por las frívolas visiones de las fábulas griegas. Y de esa guisa regresó junto a él cuando la llamó a su lado tras concluir su libro. Se había vuelto belicosa, crítica. Desde que introdujeron —le explicó— aquel vergonzoso impuesto judío había anulado los trámites para convertirse al judaísmo, y no tenía la menor intención de hacer circuncidar al pequeño Pablo. Sostuvieron agrias disputas. Él no quería permitir que se educase a su hijo como a un griego, que su hijo permaneciese excluido de la comunidad de los elegidos, de los creyentes. Pero su matrimonio, que era el de un ciudadano romano con una mujer que no disfrutaba de tal ciudadanía, no era totalmente legal ante la ley. Pablo estaba bajo la tutela de la madre, era un griego egipcio como ella. Josef no podía hacer de él un judío sin el beneplácito de la madre. No le habría resultado difícil validar su matrimonio, y su hijo habría pasado con ello a formar parte de la nobleza de segundo rango, a la que él pertenecía. Cuántas veces había tratado de convencer a Dorión para que lo aceptase. Quiso prepararlo todo, a ella no le habría costado más que una única visita a los tribunales. Dorión se negó. En otro tiempo, en Alejandría, lo había conminado a solicitar la ciudadanía. Puso como condición para desposarlo que hiciese lo imposible por conseguir ser ciudadano romano en un plazo de diez días. Ahora en cambio prefería seguir siendo una ciudadana de segunda clase sólo para que su hijo permaneciese bajo su tutela y no se convirtiese al judaísmo.

Pablo. Josef lo ama con todo su corazón. Pero Pablo es hijo de su madre. Su admiración es para el griego, el esclavo al que Josef regaló la libertad. Ama a ese maldito Fineas. Cada vez que Josef trata de acercarse a él se cierra, se vuelve extraño y amable, quizá se avergüence de su padre por ser judío. Él mismo es un griego, el pequeño Pablo.

Pero quizás ahora, cuando todo cambie bajo el mandato de Tito, tal vez logre derrumbar la pared que lo separa del muchacho. Tiene que conseguirlo. Llegará aún más lejos, cosechará más éxitos, y Dorión se dejará convencer, lo ayudará. Comprenderá que ahora el escritor Flavio Josefo ya no constituye una amenaza para el futuro de su hijo, incluso convirtiéndolo al judaísmo.

Josef está lleno de esperanza. Tiene cuarenta y dos años y está en posesión de todas sus fuerzas. Vespasiano está agonizando. Tito, su amigo, será nombrado emperador. Josef impondrá su voluntad, borrará de su vida cualquier episodio molesto. Escribirá su *Historia universal del pueblo judío,* el libro con el que sueña, y Justo callará y no atinará a formular ningún reparo. También obligará a Dorión a regresar junto a él, y a su hijo lo convertirá en judío y en ciudadano del mundo, en su primer discípulo y apóstol. Josef ha vuelto a enrollar el pergamino con los desordenados garabatos de Fineas. Fineas, el griego, el enemigo de los judíos, constituye un obstáculo para sus propósitos, debe marcharse. Le resultará difícil pasar sin él. Josef ha escrito un salmo, el salmo del ciudadano del mundo. En voz baja pronuncia para sí los versos hebreos:

Oh Yahvé, dadme más oídos y más ojos
para ver y oír la inmensidad de tu mundo.

Oh Yahvé, dadme más corazón
para comprender la diversidad de tu mundo.
Oh Yahvé, dadme más voz
para confesar la grandeza del mundo.
Oídme, pueblos; escuchad bien, naciones:
No guardéis, dijo Yahvé, el espíritu que he derramado sobre vosotros.

Gastadlo, prosiguió la voz del Señor,
pues escupo sobre el que lo escatima,
y de quien tiene cerrado el corazón y la bolsa
aparto mi rostro.

Alejaos de vuestra ancla, dijo Yahvé.
No amo a los que se embarrancan en el puerto.
Abomino de los que se pudren en el olor infecto de su molicie.
He dado al hombre muslos para que lo sostengan sobre
la tierra y piernas para correr,
para que no quede plantado como un árbol por sus raíces.
Pues el árbol tiene un solo alimento,
pero el hombre se nutre de todo
lo que he creado bajo el cielo.
Un árbol conoce sólo una cosa
pero el hombre posee ojos para asimilar lo exterior y una piel para palpar y gustar lo ajeno.

Load a Dios y dispersaos sobre la tierra,
load a Dios y extendeos sobre los mares.
Es esclavo quien se ata a un país.
No se llama Sión el reino que os he prometido;
Su nombre es: el universo.

Son buenos versos, dicen exactamente lo que quiere decir. Pero son versos compuestos en hebreo, y tal como están traducidos suenan pobres y resultan poco musicales. Sólo podrían ejercer su efecto sobre el mundo si también en griego resonase su música, la música de los escalones del Templo de Yahvé. Cuando, hace más de trescientos años, se tradujeron las Sagradas Escrituras al griego, trabajaron en ello setenta y dos doctores familiarizados con la obra, a puerta cerrada, y cada uno separado de los demás. Sin embargo, el texto de cada uno coincidió al final palabra por palabra con el texto de los demás, y resultó una obra magnífica. Pero tales milagros ya no ocurren. No podría encontrar setenta y dos personas capaces de traducir su salmo. No encontrará a ninguna, a excepción, tal vez, de Fineas, y, además, tendría que encontrarlo con el ánimo dispuesto y preparado para aplicar todo su talento en ello.

Sea como fuere, el salmo ya ha visto la luz, si bien en un griego defectuoso. Pero ahora que Tito va a ser emperador Flavio Josefo podrá permitirse de nuevo ser el doctor Josef ben Matatías. Podrá expresar sus sentimientos de un modo más puro, más profundo, más judío, en un griego aún peor. Renuncia a Fineas, ha terminado con él. Algún día, sin embargo, llegará la hora en que todos los pueblos entiendan su salmo.

El emperador Tito Flavio Vespasiano se encontraba en la tarde de aquel día tumbado en el dormitorio de su anticuada mansión campestre en las proximidades de la ciudad de Cosa. Al notar que su fin estaba cercano ordenó que lo condujesen a la posesión etrusca heredada de su abuela donde se había criado. Amaba aquella casa de aire campesino y paredes ahumadas, ampliada y transformada por sucesivas generaciones. Él lo había dejado todo tal como estaba, oscuro y poco confortable, como lo conociera de niño sesenta años antes. El techo de la habitación era bajo y oscuro, la puerta de la amplia sala desprovista de ventanas se abría a un enorme patio a la sombra de una encina milenaria donde mantenían a una cerda con sus crías. La ancha cama que se elevaba tan sólo un par de palmos sobre el suelo estaba empotrada en un nicho no demasiado alto; consistía en un lecho de piedra recubierto de abundante lana y un lienzo crudo de campesino.

De modo que la gran ciudad de Roma dirigía sus ojos hacia aquel primitivo dormitorio, sí: incluso toda

Italia y las provincias más cercanas. Pues la noticia de la inminente muerte del emperador no había tardado en propagarse.

Sólo pocas personas acompañaban al emperador: su hijo Tito, su médico Hekateo, el ayudante Floro, el mayordomo, el peluquero. Y, junto a éstos, Claudio Regino, el joyero imperial, hijo de un esclavo siciliano y de una judía, el gran financiero cuyo consejo solía buscar el emperador para los asuntos monetarios. Vespasiano había convocado a aquel hombre a su lecho de muerte. En cambio, rechazó expresamente la presencia de su hijo menor, Domiciano.

Eran las siete de la tarde, pero estaban a veintitrés de junio y aún tardaría en anochecer. Así tumbado, el emperador mostraba una delgadez penosa. Los calambres y las diarreas que lo habían torturado durante todo el día habían remitido, pero su debilidad era por ello mayor. Pensaba que inmediatamente después de su muerte un dictamen del senado lo elevaría al rango de dios. Contrajo la ancha boca hasta dibujar una sonrisa, y, volviéndose hacia el médico, con una respiración ligeramente bronca pues no le resultaba fácil hablar, dijo:

—Ay, doctor Hekateo. Esta vez no hay remedio, esta vez me convertiré en dios. ¿O crees que tendré que esperar a que llegue la noche?

Todos miraron al doctor Hekateo, pendientes de su respuesta.

Hekateo era famoso por su franqueza. Y también repuso sin rodeos:

—No, majestad. Creo que no tendréis que esperar a la noche.

Vespasiano jadeó ostentosamente.

—Bien —dijo—, entonces puedes empezar.

Había dado orden de que, cuando le llegara la hora, lo vistieran, afeitaran y peinaran. No concedía gran importancia a los detalles externos, pero consideraba que el senado y el pueblo de Roma tenían derecho a que el emperador muriese dignamente. Tito se le acercó, el ancho rostro de niño de aquel hombre de treinta y nueve años parecía preocupado. Sabía el esfuerzo que supondría para el moribundo dejarse bañar y vestir. Pero Vespasiano lo rechazó con un gesto de la mano:

—No, hijo mío. La disciplina ante todo.

Trató de sonreír a su ayudante Floro. Porque Floro valoraba las formas y sufría con la poca importancia que les concedía el emperador, con su burdo dialecto. No hacía ni tres días, al pronunciar Vespasiano el nombre de la ciudad de Cosa, donde quería ser llevado, como «Causa», Floro no pudo evitar corregirlo, apuntando que no se decía Causa, sino Cosa. A lo que el emperador respondió al ayudante Floro:

—Ya lo sé, Flaurus. La disciplina ante todo —repitió también ahora, con cierta dificultad y con un acento muy marcado—. ¿No es cierto, Flaurus?

Bañaron al moribundo. Extenuado, con la dura piel formándole arrugas, el pecho y el vientre con un vello sucio sobre el blanco de la piel, jadeante, el viejo pendía de los brazos de su gente. Lo secaron, y el peluquero se le acercó con la navaja de afeitar. Era un buen peluquero que había estudiado con un maestro egipcio de primer orden, pero como peluquero imperial había tenido el pobre pocas oportunidades de demostrar su talento. En lugar del buen jabón galo debía utilizar la barata arcilla de Lemnos, la otra le resultaba demasiado cara al emperador, y, tras el baño, en vez de la auténtica pomada de nardos sólo toleraba la horrible imitación napolitana. Pero hoy el peluquero podía utilizar lo más caro de lo que tenían a su disposición. De una pequeña cajita de alabastro y ónice, regalo de la provincia de Betania, tomó un poco de bálsamo, opobálsamo, el preparado más noble del mundo, que traían en cantidades ínfimas desde el interior de Arabia. En total había en el mundo dos cajitas de ese opobálsamo, ambas en posesión de la princesa judía Berenice. Una de ellas se la había regalado años antes al príncipe Tito, quien se la había entregado al peluquero para que la emplease ese día. La estrecha cámara campesina rebosaba de exquisitas fragancias que se fundían con el olor de los cerdos procedente del patio.

—Bueno, Flaurus —dijo el emperador—, confío en que ese pestazo sea de tu agrado.

Todos recordaron cómo, al protestar un día Tito por el indigno impuesto de letrinas que él mismo había maquinado, le presentaron un sestercio procedente de dicho impuesto y le dijeron: «¿Acaso te parece que apesta?».

Una vez bañado y ungido se dejó el moribundo poner el vestido de gala purpúreo y las altas botas rojas con borde negro reservadas a la más alta nobleza. Cuando terminaron exhaló un profundo suspiro y ordenó que lo recostaran.

—Un vaso de agua helada —ordenó. Vio que vacilaban—. No creo que importe gran cosa —le dijo al doctor—. ¿No te parece, doctor Hekateo?

El hombre respondió con sinceridad:

—Te costará a lo sumo diez minutos de vida.

Le trajeron el vaso de aguanieve. Cayó goteando en su boca reseca, tenía un sabor muy dulce. Era probable que el doctor Hekateo hubiera introducido en ella algún narcótico para aliviar sus dolores. Con la áspera lengua lamió las últimas gotas de sus largos labios despellejados. Pero ahora, antes de que se le nuble el sentido, debe repetirlo una vez más:

—No dejéis de alzarme cuando os lo indique con el dedo. Quiero morir de pie. Nada de estúpidas consideraciones. Prometédmelo. Prometédmelo por Hércules.

Dirigió una sonrisa desencajada a su hijo Tito, quien en cierta ocasión había ordenado componer un complejo y costoso árbol genealógico de su dinastía que se remontaba hasta los tiempos de Hércules. Pero, aunque Vespasiano solía plegarse al criterio de su hijo en los asuntos de representación, en aquella ocasión se enfadó. Su padre había sido empleado de hacienda, después banquero en Suiza; su abuelo, propietario de una oficina de cobros; su bisabuelo, de una agencia de colocación de braceros. Así era y no de otro modo. Nadie iba a cambiarlo. Así que nada de Hércules.

Jadeó, parpadeó con los ojos vueltos hacia el patio blanquecino y tranquilo. Se había levantado una ligera brisa vespertina que soplaba desde el mar; se la oía mover las hojas de la encina. Dentro de poco se verían las estrellas, seguramente ya podía divisarse el lucero de la noche.

Está bien que todo se acabe. Hasta ahora la muerte le ha resultado relativamente fácil. La última vez que, por complacer a su hijo Tito, se subió a la carroza triunfal para festejar la victoria sobre los judíos viéndose obligado a permanecer todo el día sobre ella vestido con los pesados ropajes de Júpiter Capitolino, ¡ah!, queridos, aquello le resultó mucho más duro. Ahora no tendrá que permanecer de pie más que un par de minutos a lo sumo.

Ha trajinado como un poseso por todo el orbe. Se batió con los bárbaros en Inglaterra, en Roma con el senado y los mandos del Ejército. En Judea lo admiraron; en África le arrojaron bosta de caballo, en Egipto cabezas de arenque. Su vida había sido un vaivén enloquecido. Fue prefecto de Roma, cónsul, *triunfator;* pero también comisionista de tránsito, mediador en la obtención de títulos nobiliarios, agente en oscuros negocios financieros; y había quebrado en varias ocasiones. Y si no sucumbió fue en realidad por la encina que está allí afuera, en el patio: esa vieja y sagrada encina consagrada a Marte. Pues de ella brotó, así se lo han contado una y otra vez su madre y su abuela, un retoño extraordinariamente fuerte en el momento de su nacimiento, signo de que el destino le deparaba lo más alto. Pero durante mucho tiempo su vida pareció empeñada en desacreditar a la encina sagrada. Había gemido al escuchar a su madre y más tarde a su amiga, la dama Cenis, torturarlo una y otra vez apelando a aquella encina; no le permitían asentarse tranquilamente en la mansión como un campesino satisfecho, como era su deseo. Bien, cedió y siguió trabajando como un poseso sin dejar de maldecir. Pero finalmente la encina tuvo razón, y su madre y su abuela, cuyos ahumados bustos de cera aún conserva en el vestíbulo, pueden darse por satisfechas.

Anochece. Sus pensamientos se tornan romos y confusos, el bebedizo narcótico comienza a surtir efecto. Una mano grasienta se esfuerza por ahuyentar los mosquitos que tratan de posarse una y otra vez sobre la sudorosa y correosa piel de su rostro. Parpadea. Es Claudio Regino el que los aleja de él. Medio judío, pero un hombre bueno. La deuda imperial ascendía a cuarenta mil millones de sestercios cuando Vespasiano se hizo cargo de los negocios. Cuarenta mil millones. Una suma para echarse a temblar. Pues bien, el judío no lo hizo. Sin el judío jamás la habría obtenido.

Claudio Regino, medio judío, un hombre oriental. Vespasiano sabe que sin la ayuda de Oriente no habría llegado a ser emperador. Pero él es romano, y Oriente lo inquieta, no le gusta. Hay que sacar el mayor provecho posible de Oriente, pero no se debe ir más allá. En cuanto dejó de necesitarlo, lo acalló. Abolió los privilegios de provincias enteras, entre ellos los de Grecia. También ese muchacho, Josef, le resulta insoportable. Todos los literatos son insoportables, y los judíos doblemente. Por desgracia, no se puede pasar sin ellos. Las biografías son importantes. Es más fácil morir cuando uno sabe que la posteridad lo admirará. Un libro acertado dura más que un monumento. El libro de ese judío Josef pervivirá. Y no le ha salido nada caro, todo hay que decirlo. No llega al millón lo que ha gastado en ese hombre. Un precio irrisorio para un par de siglos de fama. Suponiendo que el libro mantenga su vigencia durante dos mil años, ¿cuánto habrá gastado por día para asegurarse la fama? Veamos. Primero, dos mil por trescientos sesenta y cinco. Después, un millón dividido por el total. Si no sintiera ese torpor en el cráneo. Dos mil por trescientos sesenta y cinco. Ya no puede más. Pero, en cualquier caso, un buen negocio.

Se le ha metido un mosquito en la manga. Es buena señal que aún sea capaz de notarlo. Sin duda también lo será de calcular cuánto le cuesta cada día de fama. Habría que ahuyentar al mosquito. Pero hablar supone un esfuerzo, y debe guardar sus fuerzas para pronunciar unas palabras finales decentes. Un emperador romano debe morir pronunciando unas últimas palabras nobles. «Echad al mosquito» no estaría mal, pero carece de la dignidad necesaria.

Ya se ha ido. Tiene suerte con su muerte. Aquí, en esta vieja y agradable estancia campesina junto al patio, la encina y los cerdos, morir resulta algo fácil, honrado, respetable.

Tito es un buen hijo. Quizá demasiado ambicioso. Si no lo hubiera sometido a una estricta vigilancia probablemente él lo habría quitado de en medio hace años. Durante todo ese tiempo ha estado tratando de imponerle a su médico Valens. ¿Tal vez sea cierto que lo ha envenenado? No. El doctor Hekateo se muestra confiado: no es más que una afección del intestino. Dos mil años de fama por, en total, un millón de sestercios. Dos mil por trescientos sesenta y cinco… Por otra parte, no le habría reprochado a Tito que hubiera añadido una pequeña dosis de veneno. Sesenta y nueve años, un mes y siete días, ha vivido bastante, se puede dar por satisfecho. Los cuarenta mil millones de deudas también están liquidados. Pero habría sido poco cortés, y nada infantil, que Tito lo hubiera envenenado, pues durante el tiempo en que gobernaron conjuntamente lo dejó salirse con la suya casi siempre. Dos mil por trescientos sesenta y cinco. Con la buena cabeza que tenía para las sumas.

Está bien que haya dado orden de no dejar entrar a su hijo Domiciano. No le gustaría tenerlo ahora en la habitación. Domiciano, el Chiquillo, ¡vaya pieza! No le agrada. ¿Por qué habrá sido tan putero este maldito Tito? Ahora no tiene más que una hija, por lo que no se podrá quitar al Chiquillo de encima; lo necesitan para asegurar la continuidad de la dinastía.

Dos mil por trescientos sesenta y cinco… Habría que tener a un filósofo. Pero él ha arrojado de Italia a todos los filósofos. Hay cuatro clases de filósofos. En primer lugar, los que callan y filosofan para sí: ésos son temibles y sospechosos precisamente por callar. Después están los que imparten clases de forma regular: son temibles y resultan sospechosos porque hablan. En tercer lugar, tenemos los que hacen giras dando conferencias, que son particularmente temibles y sospechosos, porque hablan mucho. En cuarto lugar están los filósofos mendigos, los cínicos: ésos son los peores de todos, porque se mezclan entre el proletariado y hablan. A pesar del incómodo respeto que siente por la literatura ha expulsado a todos esos muchachos del país. Ciertos nobles ensoberbecidos declararon que aquello había sido una grosería. Bien, él no tiene maneras de salón, es un viejo campesino. El que más improperios le dedicó en aquella ocasión fue el senador Helvid. Un tipo francamente insolente, aquel Helvid. Hasta hace muy poco le ha denegado el título imperial. En realidad, tanta insolencia resultaba imponente. Pero un tanto insensata si uno no contaba con veinte cohortes para respaldarla. Hubo mucha mala sangre cuando lo liquidó. Pero esa historia no enturbiará su biografía. Cuando vio el revuelo que había provocado la sentencia la anuló de inmediato. Pero sólo tras asegurarse de que su hijo Tito ya había dispuesto la ejecución, de modo que, por mucho que demostrase su buena voluntad, la revocación de la sentencia llegaría demasiado tarde. Lo planeó con astucia. En asuntos como aquél Tito y él se habían entendido siempre a las mil maravillas sin necesidad de hablar. Se comportaron con nobleza el uno con el otro. De las alegrías del poder le había dejado a Tito la mayor parte. Como contrapartida, debía asumir todas las medidas desagradables con el fin de que el fundador de la dinastía no resultase excesivamente impopular. De cualquier modo, tampoco es popular. Cuando uno hace uso de la razón es difícil llegar a ser popular. Pero si una dinastía perdura lo bastante cabe la posibilidad de que llegue a serlo, aunque actúe razonablemente.

Dos mil por trescientos sesenta y cinco… Ya no lo conseguirá. Y todavía ha de decirle a Tito que debe acabar también con el joven Helvid; y con Senecio y Arulo, por muy inteligentes y discretos que sean, además de con toda una serie de filosóficos señores de la oposición. Ahora se pueden permitir el lujo de intervenir. La dinastía es lo bastante firme y —el moribundo sonríe ahora con ademán astuto— su propia biografía ya no se verá salpicada por ello.

Hay que liquidar a esos tipos. La oposición es un gran placer para el que la ejerce. Pero también hay que saber lo que se arriesga y estar dispuesto a pagar por ello. Si no le costase tanto hablar… Debe sopesar detenidamente si le conviene gastar el poco aliento que le resta en impartir estas indicaciones o en unas dignas palabras finales.

Una pena que Tito no tenga un hijo. Julia, su hija, es una chica agradable. Blanca, carnosa, un buen pedazo de mujer; y lleva su artístico peinado como si verdaderamente descendiese de Hércules y no del dueño de una oficina de cobros. Una recia romana sigue siendo lo mejor, tanto para alternar en sociedad como en la cama. Para eso las viejas familias patricias aún pueden dar algún juego, hay que admitirlo. El Chiquillo no ha tenido mal gusto desplegando semejante energía para llevarse a su cama a Lucía.

Costó Dios y ayuda entonces, hace ocho años, despegar a Tito de su judía. Si alguien hubiese intentado separarlo de su Cenis también él se habría soliviantado. Pero hay ciertas cosas que no pueden ser. Imponer altos tributos y apoyar al mismo tiempo a los judíos, no, eso no puede ser, querido. Cuando uno está endeudado hasta las cejas hay que azuzar a las masas contra los judíos. Esta regla no tiene vuelta de hoja. A veces el muchacho tiene la mirada de su madre, esa cosa vaga, confusa, irresponsable, directa y un poco

loca de Domitila que siempre lo asustó. Pero también posee cierto aire aristocrático. Probablemente se ha enamorado de ella con tal vehemencia porque tiene sangre de reyes. Esperemos que no vuelva a liarse con ella tras su muerte.

La brisa arrecia, se la oye acariciar la encina. Su buena y vieja encina. Ahí sigue. Ha refrescado, y los viejos aromas con los que ungieran a Vespasiano se dispersan. Los cerdos se han retirado a su pocilga, en un rincón del patio. Vespasiano es un viejo campesino, cae la tarde y él ha hecho lo que debía hacer, ya puede morir tranquilo. Hasta ahora albergaba el secreto temor de tener de nuevo un retortijón y manchar, tal vez, su costosa túnica de moribundo. Pero ahora está seguro de que, en los pocos minutos que le quedan, no ocurrirá nada. Lo hará todo bien hasta el final. Y cuando, en la ceremonia fúnebre, sus padres y ancestros, su madre y su abuela desfilen delante de él, podrá dejarse ver junto a ellos. Todos los logros de sus ancestros: el banquero, el recaudador de impuestos y el de la agencia de colocación, y los laboriosos terratenientes de los que desciende por parte materna, todo desemboca en él como los ríos en un ancho mar. Ha conservado su hacienda, la ha administrado admirablemente, ha prosperado; se ha convertido en una propiedad inmensa que ha llegado a cruzar el mar, abarcando todo el orbe; el mar no es más que una parte de sus posesiones, que llegan hasta Asia, África, hasta Britania. Su territorio se llama Roma.

Está a punto de anochecer. Tito permanece junto a la ancha puerta que conduce al patio. Allí lo tiene, no muy alto, pero fuerte y majestuoso, con su redondo y abierto rostro, el mentón breve y prominente que se curva hacia dentro, triangular. Vespasiano ve a su hijo, oye el viento meciendo la encina, sus peludas orejas están llenas de ese viento. Y, de la lejanía, éste le trae el tronar de las trompetas, como antaño, cuando en Britania o en Judea encabezaba el ataque. Desgraciadamente, Tito no tiene sentido del humor, pero en cambio, de cuando en cuando resuena en su voz algo de ese tronar. Vespasiano puede estar tranquilo y dejarse consagrar, puede ir sin cuidado a engrosar las filas de los dioses. Aunque Hércules no sea ancestro suyo puede permitirse hablarle de igual a igual. Se darán un topetazo en las costillas; Hércules soltará una carcajada y bajará la maza, se sentarán el uno junto al otro y se contarán chistes.

Dos mil por trescientos sesenta y cinco. El torpor bajo su cráneo da paso de pronto a una lucidez diáfana. Dos mil por trescientos sesenta y cinco, muy sencillo, son setecientos treinta mil. Exactamente un millón se ha gastado en ese muchacho Josef. De modo que un día de fama no pasa de un sestercio y medio. Un regalo.

Se siente ligero, pletórico de satisfacción. Dentro de poco todo habrá terminado. Sólo un poco más, dos minutos más, uno. Tiene que aguantar. Tiene que mostrarse digno, se lo debe a la encina.

Hace la señal con la mano, débil, casi imperceptiblemente. Pero ellos lo notan, lo levantan. Que lo dejen. Le hacen muchísimo daño, se siente terriblemente débil, que lo dejen tumbado. Aún ha de decir algo. ¿Qué? Lo sabía tan bien. Hace días que prepara sus últimas palabras. Lo incorporan aún más. Es insoportable, pero ellos no muestran ninguna consideración.

De fuera les llega una ráfaga de viento. Eso lo alivia un poco. Que no tengan consideración. La disciplina ante todo. Quiere morir de pie, así lo ha decidido.

Y, de hecho, ya está de pie, o más bien cuelga inclinado hacia adelante, con los brazos rodeando los hombros de los otros: rodeando los hombros de su hijo Tito y de su consejero, Claudio Regino.

Cuelga pesadamente hacia adelante, jadea penosamente, mana el sudor de la dura y correosa piel de su frente, unas gotas de sudor penden de su voluminosa calva.

Ya no puede más. ¿Para qué todo ese tormento? El medio judío Claudio Regino ya no quiere colaborar, le indica algo a Tito con un gesto. Le permiten deslizarse hacia atrás.

El viejo, el amo del orbe, el que ha cargado con ese orbe con tal tozudez, maldiciendo, gastando bromas, durante tanto tiempo, se deja deslizar. Siente que se deshace de un peso imponente. Contempla la encina, siente el viento, siente la bendición de dejarse caer. Está tumbado sobre el duro lecho, orgulloso, feliz. ¡Ah!, ya no tiene que hacer cuentas, puede prodigar su aliento, puede permitirse comunicarle al astuto financiero Regino, antes de sus dignas palabras finales, el inteligentísimo negocio que ha hecho. Susurrando y con una sorna cruel, jadea junto a su oído:

—¿Sabes cuánto me cuesta un día de fama? Un sestercio, un as y seis onzas y media. Una ganga, ¿no te parece?

Y sólo entonces, haciendo acopio de sus últimas fuerzas y volviendo la cabeza a uno y a otro con un esfuerzo sobrehumano, prorrumpe:

—César Tito, señores, decidle al senado y al pueblo de Roma que su emperador Vespasiano ha muerto de pie.

Y con esta mentira, tumbado, expira.

Transcurridos dos días, el cadáver cuidadosamente embalsamado del emperador fue conducido a Roma

e instalado en la mansión imperial del Palatino en un alto catafalco, en la sala donde figuraban, junto a las paredes, los bustos de cera de sus antepasados. De modo que allí estaba el difunto Vespasiano, los pies vueltos hacia la salida, con el vestido imperial purpúreo, una moneda de bronce bajo la lengua con la inscripción «Judea vencida» para pagar al barquero que lo conduciría a la otra vida, una corona sobre la cabeza, un anillo de sello en el dedo, y ante él los lictores vestidos de negro con las fasces hacia abajo. Diariamente acudían a verlo Tito, Domiciano, Julia, Lucía, llamándolo por sus numerosos nombres y títulos. Por otra parte, oficialmente seguía con vida, ya que el senado había determinado elevarlo al rango de dios. De modo que hasta que no se le incinerase no se le consideraría muerto y le llevaban alimentos, le presentaban documentos, acudían médicos que lo auscultaban para presentar después informes sobre su estado.

Pero a la tarde, para despedirse de su emperador, desfiló ante el lujoso catafalco un cortejo interminable compuesto por el senado y el pueblo de Roma: cientos de nobles de primer rango, miles del segundo, cientos de miles de los dos millones de habitantes que contaba la ciudad de Roma.

Nadie se atrevía a ausentarse, se sabía que la policía llevaba un registro. Incluso acudieron los muy aristocráticos señores de la oposición encabezados por el senador Helvid. El emperador había permitido que se ejecutase a su padre por haber defendido con arrojo los derechos del senado, el órgano legislativo. Estos señores no eran como sus padres, que hablaban mucho y en voz alta; éstos se plegaban. Pero no olvidaban. Algún día se les permitiría hablar y actuar.

Así que incluso ahora se sometían al régimen, presentándose ante el cadáver vestidos de luto, según la costumbre. Contemplaron al emperador: incluso muerto, con los ojos cerrados, su imponente cráneo se les figuraba rudo y malvado. Helvid padre protestó en su día con altivas palabras cuando Vespasiano quiso arrogarse el derecho de reedificar el Capitolio destruido. Ellos, los jóvenes, eran más avispados, habían decidido en el senado que se elevase al advenedizo al rango de dios. No les importaba que se erigiesen templos y estatuas en su honor, de cualquier modo estaba muerto. Allí está, no dibuja una perversa sonrisa con los largos y finos labios, ya no puede bromear a su costa de aquel modo malévolo, tan poco adecuado a sus ojos, dignos y elegantes señores. Con el corazón lleno de odio y de desprecio contemplaban el cadáver, y con gestos temerosos y dolientes se cubrían la cabeza, como los demás, exclamando con ellos: «¡Oh nuestro emperador Vespasiano, oh magnánimo y gran emperador Vespasiano!».

También acudió el senador Junio Marullo, gran abogado y famoso orador, uno de los hombres más ricos de la ciudad. No se había opuesto, en lo político, al emperador, pero le había hecho la competencia en sus negocios y ambos habían librado un combate amargo y secreto que duró muchos años. Al comprobar Vespasiano que no podría vencer al otro en lo económico trató de liquidarlo política y socialmente: lo excluyó del senado porque —una excusa cargada de burda ironía— tiempo atrás había aparecido en el Circo luchando contra una atleta espartana. El elegante y refinado Marullo aceptó dicha disposición con el mismo ademán cínico e indiferente con el que aceptaba todas las decisiones del emperador campesino. Aquella vejación no constituyó para el indolente señor, que había degustado ya todos los placeres del mundo, más que una nueva experiencia. Despectivo, cambió la ancha banda purpúrea de la toga senatorial y las altas botas de la alta nobleza por el uniforme de la renuncia, el manto de crin y el bastón y la talega de mendigo de los estoicos, los filósofos que seguían las normas más estrictas. Por supuesto, su manto de crin fue confeccionado por el mejor sastre de la ciudad, su bastón tenía incrustaciones de oro y marfil y el cuero de su talega era de la mejor calidad. Por lo demás, aquel nuevo estoicismo no le sentaba peor que la pompa con que solía vivir. Nadie era capaz de transmitir las enseñanzas de la escuela estoica con mayor elegancia y, cuando filosofaba en la bella biblioteca de su casa, todos los personajes influyentes de la ciudad se agolpaban para escucharlo.

También aquel día acudió Junio Marullo vestido de filósofo. Resultaba chocante que el antiguo senador se presentase ante el cadáver de esa guisa, pero los responsables del protocolo no encontraron ningún motivo para impedírselo. Con la esmeralda que le servía de monóculo ante el ojo azul claro miró al muerto más escrutadora y largamente de lo aceptable, y después, con su potente y gangosa voz, dijo:

—Quiero observar detenidamente a nuestro bondadoso y gran emperador antes de que se convierta en dios.

Un estoico puede permitirse ciertas cosas que tal vez no convengan a un senador.

El actor imperial judío Demetrio Libán también permaneció durante un tiempo excesivo ante el cadáver. Todos los ojos se fijaron en el celebérrimo actor cuando éste se acercó al catafalco con paso estudiado que expresaba dignidad, duelo y veneración. El comediante, que no era de gran estatura, permaneció a cierta distancia, dirigiendo con vehemencia sus ojos grisáceos un tanto turbios hacia los cerrados del emperador. Tenía un litigio con aquel hombre. Los últimos años habían sido difíciles para él, y la culpa de ello la tenía

el difunto. Había sido él quien le negara la oportunidad de mostrarse ante su público, le había obligado a renunciar al título de primer actor dramático de la época en favor de otros. ¿Acaso no era legendario que en tiempos hubiera que hacer intervenir a la policía y al ejército para sofocar las revueltas que provocaban sus bromas? Con el nuevo emperador, con Tito, el amigo de la princesa judía, todo será distinto. Los inútiles, los tipos como Favor, como Latín, ya no tendrán ocasión de hacerle sombra a Demetrio Libán.

Allí estaba, el muerto, el enemigo. No sabe lo que le ha hecho. Tal vez no lo supo tampoco en vida. Para él se trataba de un asunto muy claro: las masas no ven con buenos ojos que el príncipe heredero se líe con una judía, de modo que el emperador ha de dejar patente que no aprueba tal unión, que no aprecia a los judíos, impidiendo que actúe el actor judío. No sabía una palabra de arte ese labriego, ese arribista. Probablemente no tenía la menor idea de lo que le había hecho a él, a Demetrio. ¿Por qué habría de tener conciencia un zote como él de las consecuencias de su estúpida política? Jamás habría comprendido lo que significa tener que contemplar cómo otro destroza un papel que uno mismo habría podido elevar al más alto grado de perfección. Uno se ahoga de rabia por las oportunidades perdidas. ¡A cuántos peligros ha debido exponerse para obtener siquiera un papel! En una ocasión, el viejo Helvid, el cabecilla de los senadores de la oposición, el ajusticiado, escribió una pieza insolente, un *Catón,* y quiso representarla en su casa para sus invitados. Cuánto tuvo que luchar consigo, él, Demetrio, antes de decidirse a participar en ella. Aparecer en aquella representación contraria al régimen suponía arriesgar la vida; él no era un hombre valiente, y, además, ni siquiera encajaba en el personaje.

Tranquilo, recogido, respetuoso, permaneció ante el muerto, pero en su fuero interno forcejaba con él violentamente. Ahora que estás muerto ya no podrás detenerme, ahora resurgiré. Ya no soy joven, cincuenta y uno, y este oficio desgasta. En cuatro largos años no he representado más que cinco obras, uno pierde práctica al no tener contacto con el público. Pero estoy preparado, no he abandonado la dieta, lo lograré. Estás muerto, ahora eres un «dios», pero yo soy el actor vivo Demetrio Libán, y, si es necesario, aún soy capaz de hacer reír a las estatuas, como dijo de mí Séneca el Viejo en una ocasión. Ten cuidado; el que viene, tu hijo, entiende de arte más que tú; ése me dejará subir. Hace doce años representé en el cortejo fúnebre de la emperatriz Popea su caricatura, eso sí que tuvo miga, aquello fue importante. Ahora me permitirán acercarme a ti. Yo os representaré, Majestad, en vuestro cortejo fúnebre, yo, no ese Favor. Aún no es seguro, no debería decirlo en voz alta, ni siquiera pensarlo. Desgraciadamente, no tengo a mano nada de madera para tocarlo. Tal vez me dejen acercarme al catafalco para darle un golpecito. No, no puede ser, además, ni siquiera es de madera. Pero me darán el papel. Ahora que estás muerto ya no hay razón para que no me lo den. Yo soy quien mejor lo haría; el papel me pertenece, eso está claro, todos están de acuerdo. Hay que tenerme mucha inquina para no reconocerlo, y Tito no me la tiene. ¡Y cómo te representaré, cuánto provecho te sacaré, emperador, dios, muerto, enemigo de los judíos!

El actor Demetrio Libán mira al muerto con la cabeza cubierta dando muestras de respeto. Pero en sus ojos no hay respeto. Malévolos, examinan el rostro del emperador tratando de descubrir lo que en él es susceptible de mover a risa, descubrir lo que otros no ven, la huella de su dura codicia, el fuerte contraste entre su aspecto rudo, su simpleza, su campesina aspereza y la ceremoniosa pompa de su posición. Tantos años a la sombra por tu culpa, me relegaste durante los mejores años de mi vida. Pero ha llegado mi turno. Permanecerás en la memoria de las gentes tal y como yo te represente. Yo decidiré qué marcará, qué forma adoptará tu recuerdo.

Con la cabeza cubierta, como los demás, saluda al muerto con el brazo extendido y la mano abierta, y con los demás exclama: «¡Oh, nuestro emperador Vespasiano, oh, magnánimo y gran emperador Vespasiano!».

El telégrafo ígneo no tardó en propagar la noticia de la muerte del emperador hasta las provincias más lejanas, y, con la noticia, el temor y la esperanza.

En Britania, el gobernador Agrícola envió a las tropas asentadas en los puestos fronterizos hasta el río Taus, temiendo que el advenimiento de un nuevo monarca pudiese animar a los pictos del norte a emprender nuevas incursiones en los territorios pacificados. En el bajo Rin acechaban catos y bátavos. En la provincia de África, el gobernador Valer Festus armó a toda prisa a un segundo destacamento de camellos con la intención de demostrar sin demora a las tribus del desierto meridional —los gármatas, propensos a protagonizar saqueos— que bajo el nuevo amo no debían esperar merma alguna en el espíritu vigilante del regimiento. También en el confín inferior del Danubio volaron los correos entre los cabecillas de los dacios: ¿convenía osar un nuevo avance más allá de la frontera romana? En el Cáucaso, junto al mar de Asov, los alanos alzaron sus cabezas, meditando si no habría llegado ya el momento propicio para la sublevación.

Todo el este se tensó expectante. El avaro Vespasiano había anulado los privilegios de la provincia de Grecia, privilegios concedidos por Nerón, el amante de las artes. El nuevo emperador era más joven y se había criado entre modos e ideas griegos, era de formación griega. Sin duda devolverá a la más noble de las naciones del Reino los derechos usurpados.

En Egipto, el gobernador Tiberio Alejandro ordenó regresar a todos sus oficiales y guarniciones de su retiro estival. Su residencia, la ciudad de Alejandría, la segunda en tamaño y la más dinámica del mundo habitado, bullía febril. Los judíos que allí vivían, y que superaban la mitad de la población, eran ricos y poderosos. En su día habían sido los primeros en demostrar su apoyo a la nueva dinastía, encumbrando al pretendiente Vespasiano con dinero e influencia. Pero éste no se lo agradeció. Por el contrario, los humilló introduciendo un impuesto especial vergonzoso, y permitió que los «sandalias blancas», el partido antijudío egipcio, se mostrasen cada vez más insolentes bajo el auspicio de ciertos profesores de la Universidad de Alejandría. Ahora, se decían los judíos confiados, Berenice será emperatriz, ahora acabarán con los «sandalias blancas».

La misma provincia de Judea preocupaba a su gobierno. El procurador general Flavio Silva era un hombre justo, pero se encontraba en una situación difícil. Muchos judíos habían caído víctimas de la guerra, otros habían pasado a la condición de esclavos, no pocos habían emigrado. Sus ciudades se despoblaban mientras las griegas florecían, y cada vez se fundaban más colonias sirio-griegas. La rivalidad entre los oprimidos y amargados judíos y los privilegiados colonos griegos provocaba sangrientos altercados. El cambio de monarca permitiría a los judíos alzar la cabeza, azuzaba sus esperanzas de que sobre el desolado suelo de Jerusalén, donde sólo se alzaban ya, amenazantes, las desnudas y frías barracas militares romanas, volvería a brillar de nuevo su ciudad y su Templo.

El descanso estival de toda Siria estaba amenazado. En la corte del rey persa aguardaban, vigilantes, los príncipes de Comagene Magno y Calinico, cuyos países había anexionado Vespasiano. Por todas partes surgieron proclamas en favor de los príncipes, y el gobernador Trajano tuvo que adoptar severas medidas para garantizar la seguridad de la población.

Hasta la lejana China llegó el impacto de la noticia de la muerte del viejo emperador. Vespasiano había limitado en gran medida el comercio de la seda china y sus bronces mediante su impuesto de lujo. Las ciudades marítimas del Mar Rojo esperaban poder gozar de un nuevo auge gracias al joven emperador. Con el fin de restablecer los viejos contactos, enviaron una legación al general Pan Tschao, el gran mariscal de la dinastía Han.

Y así, todo el orbe dirigía sus ojos esperanzados y trémulos hacia el Palatino, hacia el nuevo amo: Tito.

Al cuarto día de la muerte del emperador Vespasiano, Tito discutía en su despacho con el maestro de ceremonias y con el responsable de los espectáculos los detalles de los festejos fúnebres. El ceremonial de las exequias de un emperador elevado al rango de dios no estaba muy definido, por lo que debía fijarse hasta el último detalle; porque Tito sabía que el senado y el pueblo caerían sobre él con su malévola sorna en cuanto cometiese la menor torpeza. Bien, ya se han tocado todos los asuntos, los señores podían marcharse, ¿a qué esperan?

Tito sabe en su fuero interno a qué esperan. Hay *un asunto* sobre el que no se ha hablado, insignificante, pero que despierta la curiosidad de toda Roma: la cuestión de quién representará al difunto en el cortejo fúnebre. Demetrio Libán cuenta con grandes simpatías, pero no deja de ser un arduo problema si debe encomendarse la representación del emperador al judío o no. Tito alza la mirada hacia el retrato de Berenice. Hasta ahora, para no disgustar a su padre, lo mantuvo expuesto en su pequeño despacho privado; ahora lo ha colgado en esta sala, accesible también a las visitas de carácter oficial. El alargado y noble rostro de la princesa judía lo mira, con una de sus bellas y grandes manos a la vista, el retrato tiene tal vida que casi llega a infundir miedo. Se trata de una obra maestra del pintor Fábulo. Mientras lo contempla Tito escucha su profunda y vibrante voz, levemente ronca, ve ante sí sus majestuosos andares.

—En cuanto a quién representará a Vespasiano —les espeta finalmente a los señores que, indecisos, continúan allí—, durante el día de hoy admitiré vuestras propuestas.

Y, por fin, se queda solo. Se reclina, cierra los ojos relajando el ancho y redondo rostro. En un cuarto de hora aparecerá el Chiquillo, Domiciano, su hermano. No será una charla agradable. Tito está sinceramente dispuesto a hacerle concesiones; pero, precisamente porque lo sabe, el Chiquillo se mostrará arrogante.

El nuevo emperador ha abierto los ojos y se queda absorto, con una expresión soñadora un tanto boba, adelantando los labios como un niño glotón. Sólo cinco minutos. Está terriblemente cansado. ¿Debe permanecer con el traje de diario? El Chiquillo aparecerá sin duda vestido de gala. Haga lo que haga, el

Chiquillo lo tomará como una ofensa. Si lo recibe con el atuendo propio del emperador lo considerará una provocación; si lo recibe con la ropa de casa lo interpretará como una falta de respeto. Se quedará como está.

Los oficiales que montan la guardia a su puerta presentan sus respetos con un tintineo: ahí llega Domiciano. Es cierto, lleva el uniforme completo. Tito se levanta y avanza con gesto cortés hacia el hermano doce años menor. El Chiquillo tiene por cierto mejor aspecto que él, el rostro menos carnoso, y es más alto. También es verdad que sus brazos cuelgan de un modo extrañamente rígido. Pero por lo demás no tiene mal porte, da la impresión de ser joven, vital. Únicamente su abultado labio superior, piensa Tito, permite entrever su arrogancia.

—Buenos días, Chiquillo —dice Tito besándolo, como prescribe la costumbre. Domiciano le deja hacer con frío ademán. Sin embargo, no puede evitar que su bello rostro se sonroje. Además, está sudando. Tito lo constata con satisfacción. Eso es por haberse vestido con ropajes tan formales e incómodos a pesar del calor.

No es sólo el calor lo que agobia a Domiciano. La entrevista es más importante para él que para su hermano. Es verdad que se ha preparado a conciencia. El senador Marullo, que simpatizaba poco con el viejo emperador, y que, por tanto, es amigo suyo, ha estrechado aún más sus vínculos con él desde su degradación, y con ese consejero endiabladamente astuto ha analizado con todo detalle su situación que es la siguiente: el viejo emperador no le tenía simpatía, y éste tampoco. Habrían preferido deshacerse de él. Tito, además, podría hacerlo fácilmente, tiene poder para ello. Pero no lo hará, Marullo se lo ha probado del modo más contundente. Al contrario, Tito le hará a lo largo de esa entrevista toda clase de concesiones. Porque la dinastía es el eje de su vida, y la dinastía depende de él, de Domiciano. Es cierto que Tito tiene a su hija, Julia, pero aunque se acostase todavía con mil mujeres no alberga ninguna esperanza de poder engendrar un hijo varón.

Domiciano titubea antes de empezar a hablar. Está dispuesto a decir cosas duras, acres, pero concede mucha importancia a las formas. También sabe que cuando se excita, cuando alza la voz, tiende a soltar gallos, por eso quiere permanecer sosegado, hablar con voz queda. Finalmente le dice a su hermano que lo perdona por no haberle concedido hoy mismo los títulos que le corresponden. Probablemente aún debe acostumbrarse a su nueva situación.

Con los ojos entornados y como vueltos hacia dentro Tito mira atentamente la boca de Domiciano.

—¿Quieres explicarme qué títulos son ésos? —le pregunta con un asombro sincero.

Domiciano replica que está convencido de que el hombre cuyo cadáver descansa sobre el catafalco de la sala bajo sus pies lo ha nombrado único heredero. Lo comentaron en muchas ocasiones, y sabe que incluso redactó un escrito en ese sentido. Tito lo mantuvo alejado del lecho de muerte del padre precisamente para que aquel testamento no viese la luz. Todo ello lo expone con voz queda, sonrojado, tartamudeando ligeramente y con ademanes muy suaves.

Tito lo escucha siempre atento y sosegado; sí, incluso toma notas de algunas frases, como es su costumbre. Como Domiciano tarda en concluir su discurso borra mecánicamente con el punzón lo que acaba de escribir, alisa la cera.

—Mira, Chiquillo —le replica cortés una vez que ha acabado—, te he hecho venir para sincerarme contigo. ¿No te parece que podríamos hablar como dos hombres adultos y razonables?

Está decidido a no darse por aludido, a no hacer caso de las insensateces que le acaba de exponer su hermano. A pesar de ello, y contra su voluntad, también se ha sonrojado. Eso les viene de su madre, que no era capaz de disimular su excitación.

Domiciano ha estado esperando temeroso y expectante la reacción de Tito ante su insolencia. Había temido que arremetiese contra él con su voz atronadora, y ese tronar soldadesco siempre lo pone nervioso y lo inhibe. Que el hermano conserve la calma constituye para él una confirmación. El método propuesto por Marullo parece ser el adecuado. Considera que es su deber, prosigue, por tanto, siempre con la misma amabilidad, no ocultar a su hermano su punto de vista. Tampoco ocultaría a terceros su opinión sobre el testamento desaparecido. Si Tito quiere evitarse problemas debe admitir al menos la corregencia.

Tito está cansado. ¿A qué tanta palabrería inútil? Hay tanto que hacer. Los ministros, el senado, los generales, los gobernadores de las provincias exigen decisiones. Las ceremonias de la semana de duelo, los preparativos de las exequias resultan fatigosos y llevan tiempo. ¿Acaso el Chiquillo no es capaz de comprender que desea sinceramente llegar a un acuerdo? ¡Ah!, con cuánto gusto le permitiría participar en la regencia. Pero, desgraciadamente, es imposible trabajar con él. El Chiquillo es tan violento y tan perverso que en sólo tres semanas sería capaz de destruir todo lo alcanzado en diez años de arduos esfuerzos.

Los ojos de Domiciano están ahora prendidos del retrato, del gran retrato de Berenice. Tito tiene motivos, opina siempre con el mismo tono cortés y socarrón, para estar a bien con él. No le resultará fácil

imponer a la dama al senado y al pueblo. Sin querer despreciarlo, considera que disfruta de mayor popularidad entre los romanos que él. Se permite recordarle que probablemente hoy no se encontrarían sentados en esa sala si él, Domiciano, no hubiese gobernado la ciudad en su día.

Tito escucha atentamente el discurso enloquecido y fantástico. Lo único cierto de todo ello era que diez años antes, mientras él y Vespasiano aún permanecían en el este al mando del ejército, el Chiquillo había logrado salvarse escapando del Capitolio asediado provisto de un disfraz.

—¿Puedo preguntarte —le replica, y en esta ocasión su voz tiene ese soniquete que tanto desagrada a Domiciano— qué tiene que ver tu huida del Capitolio con Berenice?

El Chiquillo se sonroja aún más. Ha sido Marullo quien le ha aconsejado que nombre a Berenice en cuanto la cosa se ponga difícil para tocar el punto débil de Tito. Por lo demás, considera que tiene razón en el caso de la judía: allí defiende el parecer de Roma. Por supuesto que Tito puede gozar de su Berenice tanto como le plazca. Pero que las relaciones de su hermano con la judía se hagan públicas de ese modo les acarreará problemas, y la dinastía, precisamente por ser tan joven, ha de evitar cualquier escándalo. Contempla el cuadro larga y ostentosamente. Después, aún más amable y ceremonioso que antes, expone:

—No conseguirás imponer a una emperatriz judía, hermano. Tal vez te la puedan perdonar si les ofrecéis además una emperatriz romana. Quizá toleren a vuestra Berenice junto a mi Lucía. Como veis, la sensatez exige que me nombréis al menos corregente.

Eso es cierto. La dinastía es impopular. Rechazarán a Berenice. Y con Lucia, la esposa del Chiquillo, la hija del popularísimo general Corbulón, uno puede dejarse ver, Roma la venera. Pero ¿acaso no tiene tiempo? ¿No lo apoya el ejército? Con que le den un poco de tiempo logrará que las masas acaben por tragarse cualquier cosa. De todos modos, precisamente por ser éste el primer argumento con sentido que ha esgrimido Domiciano, lo irrita. Mira a su hermano entornando los ojos implacables, ahora carmesí su redondo y abierto rostro.

—Eso es asunto mío —le espeta, arrogante—. Créeme, tomaré medidas que me asegurarán la popularidad en cualquier circunstancia.

Aturdido por aquella voz atronadora, Domiciano se encoge a ojos vista, está atemorizado.

—Pero tal vez permitas que participe en el entierro de nuestro padre —le dice con fingida humildad.

—¿Qué significa eso? —replica Tito, molesto—. Naturalmente, desfilarás junto a mí detrás del catafalco.

—Muy amable por vuestra parte —le agradece Domiciano con la misma falsa modestia—. ¿Y también habéis ordenado que se exhiba el botín del triunfo sobre los judíos? —pregunta preocupado. Esta pregunta es capciosa, pues en el cortejo fúnebre se exhibe todo aquello que conmemora los logros del fallecido; pero el botín obtenido en la guerra contra los judíos le corresponde a Tito, no a Vespasiano.

Tito se encontraba en ese momento junto al escritorio. Era bastante más bajo que su hermano, pero ahora también él estaba excitado y miraba con tanto desdén al Chiquillo que éste no era capaz de sostener su mirada. Tito pensaba en el muerto que yacía abajo, en la sala, con la toga purpúrea del *triunfator;* los romanos desfilaban ante el suntuoso lecho en un cortejo interminable. Tito se preguntaba qué es lo que habría respondido en ese caso el padre a aquella buena pieza. Y dio con la respuesta.

—Me han presentado tus cuentas —dijo en tono frío, cortante—. Sólo en tus dominios junto al lago Albano tienes una deuda de un millón doscientos mil. ¿El testamento perdido de padre se refería también a tus deudas? —Domiciano traga saliva. Su padre siempre le regateó el dinero, de modo que se había visto obligado a abandonar la construcción de la villa y del teatro del lago Albano, las lujosas edificaciones que había comenzado para Lucía.

—¿Quieres que hablemos por fin en serio? —comenzó de nuevo Tito cambiando de tono—. Quiero estar a bien contigo, quiero que seamos amigos. Tendrás dinero, podrás seguir construyendo en tus dominios, podrás darle a Lucía todo lo que desees. Pero sé razonable. No me causes más problemas.

Domiciano se siente muy tentado. Pero sabe que Tito lo necesita, que de él depende la dinastía, Marullo le ha asegurado que podrá lograr mucho más.

—Os ruego que meditéis —le responde—, que en derecho me pertenece todo el orbe. Si estuvierais en mi lugar, ¿acaso os conformaríais con un puñado de sestercios?

Sonriendo, Tito ha extendido una orden de pago y un recibo.

—¿Quieres el dinero o no? —le pregunta.

—Por supuesto que quiero el dinero —responde de mala gana el Chiquillo, firma el recibo y guarda la orden de pago en la ancha banda purpúrea de su traje de gala.

Tito está exhausto. Durante todos estos años ha sentido ese cansancio. ¡Ha esperado tanto tiempo para reinar! A menudo ha coqueteado con la idea de hacerse con el poder por la fuerza; le ha costado un gran esfuerzo esperar, pero decidió ser razonable y se dominó. Confió en que cuando fuese el amo del mundo por

derecho propio y de acuerdo con la ley se acabaría aquella fatiga, que una inmensa dicha lo colmaría, apartándola de él. Y ahora ha llegado el momento, el viejo yace abajo en la sala. Pero el cansancio sigue ahí, como siempre se apodera de él una profunda indiferencia; este primer logro ha revelado ser una decepción. Ahora el mundo sólo tiene dos cosas que le interesen. Estar con Berenice, con Nikión, unirse a ella para siempre, es una de ellas. La otra es ganarse a su hermano. ¿Realmente no va a ser capaz de lograrlo? Se ha hecho con el ejército, ha logrado incluso que su prosaico y cerrado padre le cobrase afecto, que Nikión, a pesar de su apego a su antiquísimo pueblo, le perdonase la destrucción del Templo y lo amase. ¿Acaso va a fracasar de un modo tan lamentable con este joven? ¿A qué viene esta mezquina y lamentable disputa?

Se levanta, se acerca al otro, que permanece sentado, y rodea sus hombros con el brazo.

—Sé razonable, Chiquillo —le ruega una vez más—. No te obstines en cosas que a fin de cuentas acabarán perjudicándote. No me obligues a ser duro contigo.

Le expone otros favores que está dispuesto a concederle para demostrarle que es sincero con él. Para ganarse definitivamente al pueblo para la dinastía quiere erigir grandiosos edificios públicos, quiere organizar unos juegos como jamás se han visto. Él, el Chiquillo —le ofrece—, será el protector de muchos de esos edificios, de los juegos más importantes, y se llevará los honores.

Domiciano adelanta aún más el labio superior, permanece rígido y despectivo. Sin duda se trata de trampas que le tiende Tito. ¿Quiere ganarse definitivamente al pueblo para la causa de la dinastía? Ya, eso demuestra el poco aprecio que le tiene el pueblo. Lo necesita, necesita el nombre del joven. ¿Que quiere erigir grandiosos edificios? Ya, lo que quiere es arrebatarle a sus magníficos arquitectos, a Grovius y Rabirius.

—Quiero la corregencia o nada —dice hostil, tozudo.

Tito lo escucha. Le asalta la cólera. Pero no debe dejarse llevar. Si se enfurece lo estropeará todo. Para conservar la calma rememora los episodios de la vida del hermano que hablan en su favor. De niño tuvo que soportar la mezquindad del padre; después, al cumplir los dieciocho, se vio obligado a sustituir a su padre en el gobierno de Roma, asumiendo el mando sobre medio mundo. Cualquiera se habría trastornado. El Chiquillo no carece de talento. Tiene ideas, estilo. El ímpetu con el que el muchachito de dieciocho años logró que la joven y altiva Lucía se divorciase y se casase con él fue impresionante. También fue impresionante, si bien superfluo, el arrojo con el que se unió a las filas del ejército en las Galias. ¿Acaso no hay ningún medio de dejarle notar lo pueril de su desconfianza, lo vano de sus maquinaciones?

No, no lo hay. El Chiquillo no se da cuenta de nada.

—¿Sin duda querrás contratar a tu amigo Demetrio Libán para las exequias? —le pregunta malicioso. Tito ha dudado si debe hacerlo. Ahora, irritado por el tono del hermano, no puede contenerse más por mucho que se esfuerce.

—Sí —dice con dureza—, me permitiré servirme de ese artista.

—Sabes —replica Domiciano alevoso, deponiendo su amabilidad, con lo que su voz se quiebra— que nuestro padre habría elegido a Favor. Y a ningún otro. Y, desde luego, nunca a tu judío con sus vulgares excesos.

—¿Sin duda tu Favor es un tipo discreto? —le responde sarcástico Tito—. ¿Acaso te parece discreto el cuplé de los cerdos?

A pesar de su voz estridente, el Chiquillo no se deja amedrentar.

—Era de esperar —le replica—, con tus gustos orientales es normal que te repugnen los cerdos.

Tito lamenta haberse dejado llevar por el tono infantil de su hermano, no haberse dominado. Hace un último y gran esfuerzo por ganarse al Chiquillo.

—No puedo nombrarte corregente —dice, con los ojos absortos, ensimismado, casi atormentado—. Conoces los motivos. Pero estoy dispuesto a darte todo lo demás. Cásate con Julia.

Domiciano se levanta. Eso es más de lo que había esperado. Si quiere darle a su hija por esposa en lugar de mandar que lo asesinen, eso significa mucho. Quién sabe si Tito seguirá demostrándole semejante benevolencia o si llegará el día en que se decida a terminar con el peligroso rival, quitarle de en medio, Él, Domiciano, lo habría hecho hace tiempo de estar en su lugar. Si se casa con Julia asegurará su vida y sus pretensiones al trono. Además, Julia es una mujer bella. Rubia, carnosa, de piel blanca y de una laxitud que la vuelve muy atractiva. Durante unos minutos vacila. Pero muy pronto retoma su antigua desconfianza. ¿Quiere que se case con Julia, que se divorcie de Lucía? Ajá, Tito quiere a Lucía para sí, quiere demostrarle que la mujer que el hermano ha tomado por esposa le resulta lo bastante buena como amante. Has errado el tiro, querido. En esa trampa no caerá Domiciano.

Se imagina cómo describirá esta entrevista a sus amigos, al senador Marullo y su ayudante Annio, y,

sobre todo, cómo se la referirá, triunfante, a su amada Lucía. Describirá con todo detalle cómo su hermano trató de zafarse de él, y cómo él supo descubrir su juego, mandándolo a paseo. Lucía se echará a reír; sabe reír, y cuando él logra que lo haga ya ha conseguido bastante. Es un hombre desconfiado, está rodeado de sabandijas, de eso está totalmente convencido, pero cuando Lucía se ríe se siente feliz. Si logra hacerla reír de buena gana con su historia y que le dé la razón tal vez le permita volver a besar la cicatriz bajo su pecho izquierdo, cuyo roce le deniega tan a menudo.

—Reconozco vuestra buena voluntad —declara por fin muy cortés—. Sólo que vuestro ofrecimiento no altera en absoluto la situación. La ocultación del testamento constituye un delito que tal vez pueda perdonarse, pero que no podréis reparar con semejantes ofrecimientos. Me reservo mi decisión —concluye. Saluda, y se va.

Cuando más tarde, el treinta de julio, se vio avanzando junto al catafalco del padre, no se sentía insatisfecho. Que, por ejemplo, se hubiese añadido al triunfo el botín de la guerra judía, las mesas del pan de la proposición, los candelabros de oro, que, por tanto, se rindiese honor a la verdad, reconociendo que había sido Vespasiano, y no Tito, quien había sometido a Judea, era mérito suyo, tuvo que concedérselo su hermano. Cuanto más duraba la ceremonia más crecía su satisfacción. Está bien que se haya muerto el viejo. En eso coincide con Tito: en que, a partir de ahora, podrán salvaguardar la dignidad de la dinastía de un modo muy distinto. Sin duda, el muerto que tiene delante reclinado en sus altas parihuelas de forma que parece vivo, apoyada la mejilla en una mano, no muestra precisamente dignidad a pesar de la purpúrea toga imperial. Pero ahora sólo la procesión de los antepasados que le preceden constituye un espectáculo impresionante. Porque Tito y él tienen vía libre. Los actores, allá delante, en fila interminable, a pie, a caballo, reclinados en camastros y personificando a los ancestros con sus máscaras en la mano, no representan al recaudador de impuestos ni al propietario de la agencia de colocación, sino a los generales, jueces y presidentes, y su cortejo encuentra su colofón en Hércules, el primero de la estirpe. Las pruebas que demuestran la existencia de estos antepasados son quizá dudosas: pero si se exhiben machaconamente ante las masas terminarán por darles crédito; él mismo empieza a creerlo.

Junto a su hermano, más joven y fuerte, Tito parece fatigado. De cuando en cuando musita con los coros: «Oh, Vespasiano, oh, padre mío Vespasiano»; pero no pasa de ser un movimiento mecánico de los labios. Lo agota el calor, su propia debilidad. Es posible que el Chiquillo le haya dado un veneno, un veneno taimado que actúa lentamente. Su médico Valens lo niega, y Valens es hombre de confianza. Tal vez sea cierto que su agotamiento sólo se daba a su inquieta y trepidante vida. Tal vez a la enfermedad que le contagió su esposa. Quizá no se deba ni al veneno ni a la enfermedad, sino que sea simplemente un castigo del Dios judío.

Hace ya nueve años que se quemó la casa de ese Dios. No él: «se». Le había prometido a Berenice que respetarían el Templo, y él lo intentó. Si al final todo ocurrió de otro modo él no es más culpable que su padre, y si ahora permite que se exhiba en el cortejo fúnebre el botín arrebatado entonces, los objetos del Templo, ello supone atribuir al difunto y con razón los honores de la victoria, pero también, y con el mismo derecho, hace pesar sobre él la responsabilidad del sacrilegio cometido contra el Dios judío.

Recuerda exactamente cómo transmitió al que entonces era primer centurión de la quinta legión la orden del día de aquel funesto veintidós de agosto: «Si el enemigo intenta perturbar a los destacamentos de trabajadores se procederá con rigor, sin tocar las construcciones que forman parte del Templo propiamente dicho». Así lo formuló. Tiene las espaldas cubiertas. El tribunal militar lo corroboró todo. La cúpula militar expuso su descontento por la actuación de la primera cohorte de la quinta legión al no haber sabido evitar el incendio del Templo. No precisó la ayuda de un buen abogado para justificar su proceder.

Otra cuestión es saber si el mejor orador o el más astuto abogado, si incluso un Marullo o un Helvid serían capaces de hacer que lo perdonase ese dios oriental rematadamente listo, ese invisible Yahvé. El centurión de la quinta legión repitió la orden del día, como mandan los preceptos. Aún puede verlo, a aquel capitán Pedán, cómo se presentó ante él, entrado en carnes, con el rostro desnudo y sonrosado, sus fuertes hombros y robusto cuello, su ojo vivo y su ojo de cristal. Aún resuenan en sus oídos las palabras que pronunció entonces el capitán, repitiendo, leyendo la orden con su estridente voz. Entonces, nada más terminar Pedán, se hizo el silencio durante unos segundos. Aún recordaba lo que sintió durante aquel brevísimo silencio. Que había que derribar el Templo blanco y dorado, el templo de ese misterioso e invisible dios, que había que pisotearlo, eso es lo que pensó. Jerusalén debía ser destruida, *Hierosolyma est perdita;* sus iniciales: Hep, Hep. Eso es lo que sintió entonces, al igual que sus soldados. Pero lo que sintió es cosa suya, los pensamientos son invisibles, y sólo hay que responder de los hechos. Sin duda es posible que

ese astuto Yahvé vea las cosas de otro modo, ya que desgraciadamente es capaz de percibirlo todo desde su invisibilidad. Es posible que por ello se vengue ahora de él, enfermándolo y robándole todas sus fuerzas y sus alegrías. Quizá fuese más sabio solicitar el consejo de un buen sacerdote judío en lugar de recurrir al doctor Valens. Lo discutirá con su judío Josef.

¡Ah, si lo pudiera comentar con Berenice! Si pudiera tenerla a su lado. Por su causa ha instalado ese telégrafo ígneo. Sin duda en Judea ya están al tanto de la muerte del viejo. Sin duda Berenice ha recibido la noticia en la soledad de su mansión judía. Sin duda sabe cuánto la necesita, sin duda ya ha partido para reunirse con él. «Oh, Vespasiano, oh, padre mío, Vespasiano», susurra moviendo los labios. Pero sus pensamientos están con Berenice. Calcula que, con viento favorable, podría llegar en diez días.

Por fin alcanzan el Foro. Se detienen delante de la tribuna de los oradores y Tito sube a ella. Es un buen orador, los discursos de encomio de los muertos son siempre agradecidos y se ha preparado a conciencia. En uno de los pliegues de su manga esconde unas tablillas con anotaciones.

Y así, seguro y con una cierta euforia, comenzó a hablar. Pero curiosamente no tardó en desviarse de lo que pensaba decir. Apenas mencionó la campaña británica del fallecido, y dijo muy poco sobre la salvación del Imperio y la estabilización de la economía. Con aguda voz de mando, sin embargo, y con largas frases, alabó al muerto por haber tomado y destruido Jerusalén, la Muerta, la ciudad jamás conquistada. Los romanos lo escucharon sorprendidos, el Chiquillo sonreía abiertamente. También los judíos se quedaron perplejos. ¿Por qué motivo se negaba el nuevo emperador a admitir que había destruido el Templo? ¿Se trataba de una buena o mala señal que su nuevo amo quisiera incinerar sus propias acciones junto con aquel cadáver?

En el Campo de Marte se había erigido una enorme pira funeraria de siete pisos escalonados en forma de pirámide. La pirámide estaba revestida de colchas bordadas de oro, relieves de marfil y pinturas que ensalzaban los hechos del hombre que se disponía a convertirse en dios. Los regalos que el senado y el pueblo habían ofrecido al difunto se habían dispuesto en los siete pisos de la pira: alimentos, vestidos, joyas, armas, instrumentos, cualquier cosa que pudiera agradar y ser útil en el más allá. Además, la pira olía magníficamente a especias, incienso y bálsamos, con el fin de sofocar el apestoso olor del incendio.

Los tejados de los edificios que rodeaban el lugar —el teatro, los baños, las galerías— estaban repletos de espectadores. Se habían erigido cuatro grandes tribunas para los que no habían podido participar en el cortejo, porque la distancia que mediaba entre el Palatino y el Campo de Marte no era lo bastante grande como para que pudiesen desfilar todos los que tenían derecho a ello.

En una de esas tribunas estaban los asientos adjudicados a los presidentes de las siete comunidades judías de Roma. Con ellos se encontraba Claudio Regino. Eran buenos asientos, y los judíos notables lo consideraron un buen presagio.

Era absolutamente necesario que soplasen por fin vientos más propicios. El gobierno no hizo expiar en su día a los judíos de Roma el levantamiento de Judea. Sin embargo, la destrucción de su Estado y de su Templo les había deparado un gran dolor. A pesar de que muchos de ellos llevaban casi un siglo y medio en Roma jamás dejaron de ver a Judea como su tierra natal, y cada dos años peregrinaban, con el corazón rebosante de alegría, a celebrar la Pascua, a Jerusalén, a la casa de Yahvé. Ahora los habían privado definitivamente de su verdadero hogar. Y no sólo eso: cada día se les recordaba de un modo particularmente humillante la destrucción de su santuario. Pues el hombre cuyo cadáver cargaban no se había sentido inclinado a eximirles de la pequeña aportación que antaño debían tributar para el Templo de Jerusalén. Por el contrario, tuvo el sarcasmo de ordenar que los cinco millones de judíos que habitaban en el Imperio destinasen dicho tributo al culto de Júpiter Capitolino. Se les prohibió acercarse más de diez millas al enclave de su propio templo devastado so pena de perder la vida, mientras se alzaba ante sus ojos, con un brillo despiadado y renovado a costa de su dinero, el santuario de la trinidad capitolina, la casa de ese Júpiter que, en opinión de los romanos, había vencido a su Yahvé reduciéndolo a escombros.

Y no era sólo ese tributo extraordinario lo que los oprimía. También estaba la cuestión de los emigrantes procedentes de Judea. La guerra había expulsado de allí a una gran cantidad de judíos. Las provincias orientales con sus grandes ciudades de Antioquía y Alejandría habían acogido a cientos de miles; pero cerca de treinta mil habían llegado hasta la capital. En Roma había judíos muy ricos que gozaban de gran influencia, pero la mayor parte eran proletarios que vivían miserablemente en un gueto constituido voluntariamente en la margen derecha del Tíber, cuya pobreza y aislamiento provocaban rechazo e hilaridad, y la nueva oleada de emigrantes, en gran medida mendigos, no era bien vista por los que se habían asentado allí hacía tiempo. A ello se añadía que un gran número de judíos se habían visto

condenados a la esclavitud a causa de la guerra; una parte importante del material humano que se utilizaba como reserva para las cacerías de fieras y demás juegos sangrientos sobre la arena se componía de judíos. Naturalmente, hacían todo lo posible por comprar el mayor número de estos esclavos; pero ello requería grandes sumas de dinero, y el liberto dependía después del que lo había comprado. Las comunidades judías de Alejandría y de Antioquía no dejaban además de enviar delegados para rogar que los judíos romanos aportasen por fin mayores sumas para el comité de ayuda conjunto. Cierto que aquellas comunidades orientales habían socorrido en mayor medida a las víctimas de la guerra que Roma. Pero Roma ya no daba más de sí; resultaba doloroso tener que oír una y otra vez lo ricos y poderosos que eran los judíos orientales en comparación con los occidentales, sentir una y otra vez su mirada displicente.

Pero aquel día estos pensamientos no torturaban como de costumbre a los judíos de la ciudad de Roma. Vespasiano había muerto. Sobre la tribuna del Campo de Marte se encontraban los representantes de las siete comunidades, sus presidentes, síndicos y doctores, aguardando su ingreso en el círculo de los dioses. Habían cifrado sus esperanzas en aquel momento, con Vespasiano convertido por fin en dios y Tito nombrado emperador. El retrato de Berenice colgaba enorme y visible para todos en la sala de audiencias del nuevo amo, la princesa judía se trasladaría al Palatino muy pronto. Ella, la nueva Ester, salvará a su pueblo de las humillaciones que le infligen sus enemigos.

Las siete comunidades no se tenían aprecio. Una era moderna, liberal, aquélla sólo contaba con esclavos y manumitidos entre sus miembros, otra estaba compuesta por ciudadanos romanos y grandes señores; sin embargo, todos, tanto los señores más distinguidos como los proletarios, eran librepensadores o fieles que respetaban sus ritos a pies juntillas, unidos por un único dolor por su Estado perdido, por la vergüenza común que constituía el impuesto judío y la inclusión en listas de contribuyentes especiales. Y ahora, por la esperanza común de un cambio.

Los judíos notables de la tribuna se habían sentado formando un grupo numeroso. Cayo Barzaarone, presidente de la comunidad agripense, la más numerosa, no es tan optimista como los demás. Ha vivido muchas cosas y ha visto mucho. Yahvé es un dios bondadoso y bastante tolerante, pero el emperador, todos los emperadores, le arrebatan con frecuencia sus derechos y se lo ponen difícil a los judíos. El anciano señor inclina la sabia cabeza. No es fácil ser un buen judío y a la vez un buen romano. A él mismo le resulta difícil mantener su fábrica de muebles, la más importante de Roma, a la cabeza, y respetar al mismo tiempo todos los preceptos de Yahvé. Su padre, al que amaba profundamente, vio enturbiada su vejez por los conflictos internos que acarreó dicha situación. Tampoco esta vez, afirma, será tan fácil como se lo imaginan esos señores. Sin duda todavía correrá mucha agua por el Tíber antes de que la princesa Berenice sea emperatriz, y, si llega a serlo, quién sabe los sacrificios que tendrá que hacer como judía. Ya hay bastantes ejemplos de ello.

Todos saben en quién piensa el sabio señor que mueve la cabeza. El escritor Josef ben Matatías es motivo de continuas riñas e irritación entre los judíos. Ese hombre, su vida, su libro, sus múltiples traiciones y sus muchos logros en favor del judaísmo, sigue siendo un misterio para él. El Consejo en funciones de Jerusalén lo desterró en su día. Algunos de los doctores de Roma opinan que, tras la destrucción del Templo, su dictamen ya no es válido. Pero para la mayoría de los judíos de la ciudad Josef sigue siendo un traidor, y cada vez que se acercan a él mantienen la distancia de siete pasos que se guarda con los leprosos. Así lo hace también Cayo Barzaarone.

—Me parece —dice el financiero Claudio Regino mirando fijamente con sus inteligentes y soñolientos ojos bajo su abultada frente los astutos e inquietos del fabricante de muebles— que ahora quedará demostrado que el doctor Josef ben Matatías no ha olvidado su judaísmo.

No es casualidad que llame a Josef por su nombre y su título judío. Desea aprovechar la ocasión para interceder por él ante los judíos. Es probable que este hombre de mundo conozca mucho mejor las debilidades de Josef que los congregados en la tribuna, y a menudo se lo ha dado a entender a su manera, a pesar de su parquedad. De cualquier modo, siente una inclinación por él que viene de lo más profundo de su ser, le ayuda siempre que puede, y, en su calidad de editor del escritor, a él se debe gran parte de su fama.

Los judíos de la tribuna escuchan con atención las primeras palabras de Claudio Regino. Es cierto que no deja de señalar que no es de los suyos, que se congratula de que su padre siciliano se opusiera a su circuncisión, resistiéndose a los ruegos de su madre judía. Pero, como todos saben, si hay *alguien* que sea amigo de los judíos, ése es Claudio Regino.

—Creo —prosigue— que convendría apoyar al doctor Josef ben Matatías cuando ponga en evidencia su judaísmo.

—¿Acaso es posible apoyar a alguien en semejante tesitura? —murmura Cayo Barzaarone con un gesto

de rechazo. Pero Claudio Regino sabe que los judíos congregados en la tribuna meditarán sus palabras.

El cortejo se aproximaba a ellos rodeando el Campo de Marte. Los que permanecían en la tribuna se levantaron con el brazo extendido y la mano abierta, saludando al emperador muerto. Pero a quien todos esperaban expectantes no era al difunto, sino al Vespasiano viviente, al actor, su actor: a Demetrio Libán, el judío. Y allí venía, en efecto, se le reconocía desde lejos por su risa estrepitosa, que le abría camino. Entre el senado y los grupos de nobles pertenecientes al segundo rango avanzaba por segunda vez el cortejo completo de antepasados representados por actores y bailarines, pero sus máscaras y gestos eran ahora más acres, casi grotescos, deformados hasta la comicidad. Y a continuación, por fin, cerrándolo, Vespasiano. Nuestro Demetrio Libán.

No, aquél no era Demetrio, era realmente Vespasiano. Una pena que el fallecido no pueda verse a sí mismo, le habría divertido enormemente. Demetrio-Vespasiano avanzaba con paso vigoroso y firme, su boca era quizás un poquito más grande, sus arrugas tal vez un poco más duras, un poco más ancha la frente, un poco más sobrio y vulgar el rostro comparado con el del muerto que yacía allá delante. Pero precisamente por ello era más Vespasiano. Ante los cientos de miles de asistentes se realzaba el fuerte contraste entre la dignidad y el carácter místico del poder imperial romano y la calculadora y burda personalidad de su último representante. Con júbilo saludaron a su emperador, que avanzaba entre ellos profiriendo y recibiendo burlas. Se sentía dichoso, dijo a las masas al borde de la calzada, hoy era un día caluroso y eso daba sed, lo cual revertiría en beneficio del impuesto de letrinas.

Demetrio Libán se reservaba el número principal para más tarde. ¿Quizá debería suprimirlo? Una y otra vez lo asaltó el temor y se asombró de su propio arrojo. Pero ahora divisó en una de las tribunas a su colega Favor, el primer actor de la época, el inútil por cuya causa el difunto le relegó del fulgor a la sombra. Entonces se enardeció y se decidió a expresar todo lo que llevaba dentro. Con paso firme se abrió camino hasta el responsable de los fastos, aguardó a que se hiciera el silencio y, señalando hacia la pira y el suntuoso cortejo, preguntó con voz potente y chillona:

—Decidme, señor, ¿cuánto os ha costado el tinglado?

El sorprendido intendente respondió con veracidad:

—Diez millones.

El basto rostro de campesino de Demetrio-Vespasiano se demudó con una sonrisa astuta, echó a un lado al otro, le tendió la mano y le guiñó un ojo proponiéndole:

—Dadme cien mil y os permitiré arrojarme al Tíber.

Los asistentes se quedaron petrificados durante unos instantes, pero después estallaron en carcajadas: ni los espectadores junto a la calzada, ni los senadores en su tribuna, ni siquiera los soldados en formación de la escolta imperial pudieron evitar reírse. Una risa incontenible retumbó de un extremo a otro de la plaza.

Sin embargo, aunque el regocijo general no los dejó indiferentes, los judíos de la tribuna se vieron asaltados por la duda. Libán es un actor excelente, opinaron algunos: la broma ha sido buena, y se la puede permitir. No, opinaron otros: un judío ha de andarse con cuidado, aquello traería cola. Y así continuaron, que si sí, que si no, unos llenos de admiración alabando a Demetrio, otros moviendo la cabeza preocupados, maldiciendo.

El cortejo llegó a la pira. Subieron el catafalco a la pirámide depositándolo en el último piso. Tito abrió los ojos del muerto, él y Domiciano lo besaron, permaneciendo a su lado mientras abajo desfilaba por última vez un regimiento de la escolta con trompas y cuernos. Después descendieron y prendieron fuego a la pira funeraria con el rostro vuelto hacia otro lado. En el mismo instante en que se elevaron las llamas surgió un águila del hastial del piso superior y echó a volar.

Las llamas cubrieron la pirámide en pocos minutos. Las ingentes cantidades de perfume incendiadas desprendían un terrible y turbador aroma. Pero los espectadores se acercaron, indiferentes al calor y al olor, rompiendo las filas de la guardia. «Adiós, Vespasiano, adiós, magnánimo y gran emperador. Bienvenido, Dios Vespasiano», exclamaban acercándose a la pira, arrojando las últimas ofrendas a las llamas: coronas, vestidos, rizos, joyas. Estaban enardecidos, transportados por un dolor medio fingido, medio real, bramaban, los cuernos y las trompas ululaban. Aún podía verse al águila alejarse en el cielo.

El obeso financiero Claudio Regino contemplaba desde su tribuna aquel tumulto con sus pesados y soñolientos ojos ocultos bajo la abultada frente. Tal vez sólo su pesar fuese auténtico en medio del dolor de cientos de miles. Él, el medio judío, era el único al que el emperador, sin derrochar palabras, había permitido conocer sus cuitas secretas y sus más íntimas alegrías. Probablemente nadie conocía mejor que él las debilidades del difunto, pero tampoco nadie conocía mejor su sabia objetividad, su seco y sarcástico

intelecto, su profundo conocimiento de lo humano. Claudio Regino perdía con él a un amigo. Arrastrando las pesadas piernas descendió presuroso y con dificultad de la tribuna adentrándose en el ardiente círculo en torno a la pira y se unió al lamento de los otros. Se desató los zapatos y los arrojó a las llamas.

El calor era cada vez mayor, el griterío, el alboroto. Ni siquiera la alta y muy romana Lucía pudo refrenarse: destrozó su negro vestido y arrojó los jirones al fuego, dejando al descubierto su pecho izquierdo con la cicatriz debajo.

—Adiós, emperador Vespasiano. Ave, Dios —exclamó con los demás.

La pirámide no tardó en consumirse. Después apagaron los rescoldos con vino y reunieron los huesos del fallecido, los rociaron con leche, los secaron con trapos de lino y los colocaron en una urna mezclados con pomadas y esencias olorosas. Pero al mismo tiempo enterraron en una pequeña cavidad preparada a tal efecto en el mausoleo de Augusto el dedo corazón del muerto, que habían seccionado antes de incinerarlo.

Josef trabajaba desde el alba hasta muy entrada la noche a pesar del asfixiante calor. Se trataba de algo más que de pulir su estilo. Tras la muerte de Vespasiano deseaba fijar en la versión griega la actitud esencialmente judía del libro tan claramente como en la versión original aramea.

Fineas se encontraba sentado a la mesa, en silencio, reconcentrado. Josef se mantenía a sus espaldas. Sin duda el secretario, el griego convencido, sentía cierto desprecio por la tendencia judaizante del libro y lo desdeñaba en su fuero interno. Pero su rostro grande y pálido, con su poderosa nariz, permanecía liso, amable, concentrado. Josef no le exigía menos de lo que se exigía a sí mismo, y Fineas lo soportaba sin una sola queja. Josef veía su fuerte nuca poco poblada, escuchaba su voz grave, indiferente y armoniosa. Toda la estancia rebosaba su impenetrable desdén. Pero el desdén de Josef era mejor, más profundo; su decisión de deshacerse de aquel hombre le procuraba cierta sensación de superioridad.

Y así prosiguió con su trabajo, veloz, decidido, sin dejarse importunar por los muchos obstáculos que se le interponían, hasta terminar de limar los siete libros de *La guerra de los judíos.* Cuando terminó respiró aliviado. Hasta entonces no se había permitido un solo pensamiento que no tuviera relación con su trabajo. Y ahora resurgía. Ahora quería abrir los ojos, quería ver lo que había ocurrido a su alrededor en aquellas semanas.

Deambuló por la ciudad. Tras el silencio de las últimas semanas y su recogimiento era agradable sentir la amplitud de Roma, su bulliciosa vida.

Josef se encontró de pronto en el Foro que llevaba el nombre del emperador fallecido. Blanca y arrogante se erigía ante él la casa de la Diosa de la Paz. Todos los miércoles se pronunciaban allí discursos públicos. Josef solía evitar ese tipo de reuniones. Sin embargo, aquel día se sintió tentado de escuchar a un orador griego sin verse obligado a juzgar cada fórmula y cada giro en provecho de su propia obra. Entró en el templo y se dirigió a la sala de declamación.

El ingente número de discursos literarios que se organizaban había llegado a convertirse en una plaga; los discursos del Templo de la Paz tenían fama de ser los más refinados, y excesivamente cultos, y por lo general la amplia sala permanecía casi vacía. Pero aquel día Josef tuvo dificultades para encontrar un sitio. Y es que el orador, un tal Dión de Prusa, había alcanzado cierta notoriedad en los últimos tiempos, sobre todo por la protección que le dispensaba Tito, y su tema, «Los griegos y los romanos», era un asunto de gran actualidad. Pues el astuto emperador Vespasiano había retirado al Oriente griego un sinnúmero de privilegios económicos y políticos, pero sin olvidar compensar semejante afrenta con alabanzas de la cultura y la sabiduría griegas, así como con sueldos astronómicos para una serie de artistas y científicos griegos. El incremento de los impuestos que resultó de la anulación de los privilegios ascendía a cinco mil millones, mientras que los sueldos especiales no le costaban ni un cuarto de millón. A pesar de ello, aquel gesto no había dejado indiferentes a los griegos ávidos de honores. Sin embargo, en Roma, los senadores de la oposición, siempre empeñados en irritar al emperador con argucias ya que no les era dado hacerlo mediante una abierta resistencia, no dudaron en hacer percibir a los «grieguecillos» su tradicional desprecio con mayor vehemencia que nunca. Dión, el orador de aquel día, era el portavoz de los griegos en Roma, y todos aguardaban expectantes lo que diría y qué respuesta encontrarían sus palabras.

El célebre hombre no aportó mucho de original, aunque lo poco aducido fue expuesto con gran brillantez. Ante todo alabó, en una referencia explícita a la aristocracia adversaria del senado, que había acudido en gran número, la libertad espiritual que había traído consigo la monarquía, un logro que el Oriente griego valoraba particularmente. La libertad política —explicó— era un prejuicio propio de cínicos. Un organismo tan inmenso como el Imperio romano caería rápidamente en la anarquía y la barbarie si se permitía que lo gobernase una corporación amplia en lugar de una voluntad unitaria. Por el contrario, un

todo ordenado sería la premisa de una auténtica libertad, la libertad del espíritu. De modo que, por paradójico que pudiese parecer, únicamente el gobierno de un hombre podía garantizar la libertad espiritual. Y la libertad espiritual siempre había sido la esencia de la cultura helénica; por ello la monarquía griega era la forma de gobierno más adecuada. La monarquía romana se correspondería, por tanto, enteramente con la imagen que los mejores griegos que han existido desde los tiempos de Homero se han forjado del Estado. No se trataría, así, de una tiranía como la de los países orientales, sino precisamente de ese reino ilustrado al que había aspirado desde siempre la ideología política de los clásicos helénicos. Por ello no debía sorprender que desde los tiempos de Augusto la educación griega hubiese conocido un nuevo auge. Ahora, el poder romano y el espíritu griego se encontraban en vías de fundirse para siempre en un todo armonioso.

Los aristócratas adversarios, a los que se distinguía por la ancha banda purpúrea de sus blancas togas de gala y por sus altas botas rojas con borde negro, escucharon el discurso con disgusto. Suponían que el portavoz de Tito utilizaría el asunto para arremeter contra ellos. Se aferraban a la idea, ficticia, de que el dominio del Imperio correspondía a los seiscientos senadores, siendo el emperador únicamente el primero entre iguales, y el discurso del orador no había sido otra cosa que un ataque contra semejante teoría. Cuando terminó se había reunido en un grupo que miraba a los demás con aire arrogante. Josef, junto con muchos otros, se acercó al grupo; todos se preguntaban si accederían a discutir sus ideas. Josef se reía para sus adentros de sus utópicas pretensiones. No eran un ápice mejores, esos señores de altisonantes títulos y cargos, que aquellos «Vengadores de Israel» que en su día dirigieron el levantamiento judío cuando hacía tiempo que había sido derrotado.

Entonces, uno de los aristócratas más jóvenes comenzó efectivamente a hablar. No se atrevió a atacar las teorías monárquicas de Dión, prefirió aliviar su irritación ofendiendo al espíritu helénico. Las fricciones que se producían una y otra vez en Oriente —explicó— se debían únicamente a la arrogancia de los griegos. Éstos pretendían enseñar a los romanos qué debían hacer y qué no, qué correspondía a un romano y qué no. Pero ¿cómo eran en realidad esas personas que se consideraban la sal de la tierra? No negaba su destreza a la hora de formular rápidos y graciosos juicios, eso no lo negaba, su elocuencia resultaba turbadora, pero carecían absolutamente de escrúpulos en la elección de sus argumentos. Su voluble fantasía les impedía distinguir entre la verdad y la mentira. Por lo demás, los largos años de esclavitud los habían formado en la lisonja, desarrollando su talento para la comedia. Naturalmente, tales características también podrían describirse con palabras más benévolas, que se podrían denominar capacidad de adaptación, belleza de espíritu y del discurso, inventiva, talento comercial. Pero si los griegos aspiraban realmente a entenderse con Roma harían bien en verse a sí mismos tal como eran.

—Nosotros —concluyó— los romanos consideramos sin duda como ventajas saber hablar y escribir bien y pintar hermosos cuadros. Pero la capacidad de organizar un imperio y un ejército se nos figura mucho más valiosa. No estamos dispuestos —prosiguió, refiriéndose al reconocimiento del que disfrutaba Dión en la corte— a aceptar que nos preceda en la mesa un cualquiera que nos ha traído el mismo viento que nos trae las ciruelas damascenas y los higos sirios. Haber respirado desde niños los vientos del Aventino y habernos alimentado con los frutos sabinos es para nosotros un privilegio que no deseamos trocar por la fluidez de la oratoria griega.

Por muy burda que le resultase semejante expresión del orgullo romano, Josef escuchó con agrado a aquel hombre que con tanta petulancia despachaba al griego. Se habían reunido muchos en torno al grupo, griegos y romanos, que seguían atentamente sus palabras. El orador Dión permaneció frente al joven aristócrata, alto, distinguido, muy seguro de sí, con una sonrisa cortés en los finos labios. Parecía indiferente, pero se adivinaba que urdía algo tras su alta y rectilínea frente, y todos aguardaban expectantes a que el profesor griego, aquella luz de Oriente, respondiese a las insolencias del joven romano de modos cortesanos.

Pero antes de que Dión abriese siquiera la boca otro se aprestaba a la tarea, un hombre de cabeza grande e inteligente sobre un cuerpo enjuto y elegante. Su rostro era de una palidez enfermiza; sus manos, delgadas, y desproporcionadamente largas. Pero en cuanto comenzó a hablar todos dejaron de ver aquella palidez y las largas y grandes manos, y sólo escucharon su profunda, armoniosa y modulada voz. Josef lo había experimentado en su propia carne. Por mucho que le desagradase su secretario Fineas le costaba sustraerse al encanto de su elocuencia. Que Fineas participase en semejantes discusiones era algo que desconocía, por lo que lo escuchó atento y emocionado.

Sus palabras fueron valientes hasta rozar el peligro.

—No es seguro —opinó, y su tono era particularmente cortés— que nosotros, los griegos, habríamos sido derrotados si hubiéramos empleado todas nuestras fuerzas en la conservación de nuestra libertad

política. El que haya leído con atención a Isócrates sabrá que en todas las épocas ha habido hombres en nuestro pueblo que han renunciado conscientemente a la libertad política con el fin de preservar la libertad espiritual. Sin duda en este punto tiene razón este grande y sabio señor Dión de Prusa. Pero desde luego no hemos renunciado a nuestra soberanía política para dejarnos vejar ahora por hombres que ni siquiera conocen los entresijos de nuestra situación. Hemos aspirado a crear un imperio universal. Roma ha creado este imperio universal, al menos ha puesto los cimientos. Pero nosotros debemos protestar si se nos niega nuestro mérito. Damos a Roma lo que es de Roma. Que se reconozca también lo nuestro. Nuestro mérito no es escaso. Si despojáramos a la educación romana de su base griega todo se derrumbaría. Cicerón es impensable sin Demóstenes, Virgilio sin Homero. Tan cierto como que Roma dicta al mundo sus leyes en lo político y en lo económico es que todo lo espiritual lleva la impronta helénica. El emperador Vespasiano nos ha privado de las libertades que otro monarca nos concedió en su día. No nos quejamos de ello. Tampoco gritamos jubilosos cuando aquél nos otorgó dichas libertades. Por muy poderoso que sea el emperador romano no nos puede quitar ni conceder aquello que los griegos tienen por más importante. En todo caso, podría recibirlo de nosotros. Ese joven caballero que desde la altura de su bota senatorial nos mira desdeñoso a nosotros, los «grieguecillos», con nuestras sandalias plateadas, debe saber que, por muy moldeables que seamos, hay *una* característica que no negaremos ni ocultaremos jamás por nadie: el orgullo de ser griegos. El poder es una gran cosa, la política es un asunto importante, pero, en el ámbito del espíritu, y desde la perspectiva del filósofo que dicta los preceptos, los políticos no son mejores que cualquier policía, órganos ejecutivos del espíritu del único gobernante. Sin Aristóteles, sin la ideología griega, Alejandro no habría existido. ¿Y qué otra cosa es este gran Imperio romano que la repetición, en formato reducido, de lo que forjó, por primera vez, Alejandro?

Josef se encontraba en una de las últimas filas. Le costaba ver a Fineas y confiaba en que él no lo hubiera visto. La voz de aquel hombre lo conmovió. No necesitaba grandes palabras, una leve vibración de su voz podía enterrar a su opositor bajo una montaña de desdén. Con gran emoción reconoció Josef que incluso los férreos y petulantes aristócratas romanos se mostraban fascinados por su discurso. Hacían ademán de marcharse, pero se quedaban, escuchaban, miraban hacia la gran cabeza pálida de la que fluían aquellas palabras. Josef comprendió lo profundo de aquel éxito. Fineas hablaba ante hombres que no tenían su altura; él, el esclavo manumitido, ante los caballeros de la alta aristocracia. Sin duda no era la primera vez que participaba en tales discusiones: nadie que no haya hablado antes es capaz de hablar así. ¿A qué se debía que jamás hubiera hecho ostentación de su talento? Qué arrogancia la del liberto, qué reproche íntimo para él que no hubiera considerado que valía la pena hablarle siquiera de ello.

Pero mucho más que todo aquello lo conmocionó el contenido de su discurso, aquel orgullo natural por la superioridad griega. ¿Acaso no equivalía a sus propios sueños sobre la superioridad judía, sólo que aplicada al ser griego? ¿Qué ocurriría si, como decía con razón Fineas, aquel gran Imperio romano no fuese realmente otra cosa que una imitación de la monarquía universal instaurada por Alejandro? ¿No sería entonces el destino judío, aunque pudiese ensalzarse hasta el punto con el que soñaba Josef, nada más que un ridículo calco reducido del destino griego? ¿Acaso era su objetivo en la vida, el de Josef, sólo una imitación de lo que ya se había alcanzado tiempo antes?

El orgullo del romano por su procedencia romana resultaba ridículo. No cabía duda de que Fineas era mejor que el joven ser petulante que había querido denigrar a los griegos. Fineas le había respondido bien, pero, si se analizaban con detenimiento, sus argumentos no resistían el peso de los del otro. Que alguien se considerase mejor porque los antepasados de las gentes entre las que había nacido y cuya lengua hablaba fuesen responsables de grandes hechos era irrisorio y despreciable.

Al llegar a este punto Josef se asustó. Si aquello era válido en el caso de los romanos y en el de los griegos, ¿acaso no lo era menos para él, el judío? De inmediato introdujo una salvedad. Bien, él ha escrito el salmo del ciudadano del mundo, y sin duda su fin último es que todas las estirpes del mundo lleguen a formar un *único* pueblo unido en el espíritu. Pero mientras no se alcance este objetivo, ¿no es necesario mantener unido el propio grupo, aunque sólo sea porque es el único que aspira a realizarlo?

Trató de proteger el baqueteado edificio de su orgullo de estirpe mediante este argumento, pero no lo logró. No llevó a su fin aquel pensamiento, no escuchó el final del discurso de Fineas. Se deslizó fuera, escabulléndose por los altos peldaños del Templo de la Paz, emocionado, confundido, casi huyendo.

Aquella misma tarde, sin embargo, al dirigirse a la casa de Claudio Regino, su editor, para entregarle el manuscrito completo, aquel hombre descuidado ya había enterrado las impresiones e ideas de la mañana en lo más profundo de su pecho.

El gran financiero se encontraba tendido, tras la comida, en el diván, mal vestido y desaliñado, y bebía vino a pequeños sorbos; debía beberlo templado a causa de la debilidad de su estómago. La actitud de Tito lo había decepcionado, le refirió a Josef. El emperador se mostraba extrañamente apático. El médico no se despegaba de él, aquel doctor Valens. Incluso cuando se trataba de sumas de cuarenta o cincuenta mil millones se mostraba distraído, una actitud sorprendente en un hijo de Vespasiano. Posponía las decisiones una y otra vez. Tampoco se decidía a proteger seriamente a los judíos, como sin duda era su intención. Probablemente se debía a los rumores que propagaba Domiciano, el Chiquillo. Tito no se había dejado importunar antes por los comentarios de la calle. Pero ahora los temía tanto que no se atrevía a mostrar públicamente la simpatía que profesaba a los judíos. Sería bueno que llegase por fin Berenice.

Si bien Josef estimaba en mucho la experiencia y criterio de su editor, la íntima esperanza que comenzó a albergar al recibir las primeras noticias de la muerte de Vespasiano era tan fuerte que no se dejó confundir por las palabras de Claudio Regino.

Éste tenía ahora el manuscrito de Josef ante sí.

—Lee el comienzo del sexto libro —le rogó Josef—, el capítulo que precede al asalto de la fortaleza del Templo.

—Los romanos —leyó Claudio Regino— corrían de un lado a otro para abastecerse con madera para las trincheras de asedio que circundaban la ciudad y alcanzaban un diámetro de noventa estadios. Aquella tierra, que antes relucía adornada de numerosos árboles y jardines de recreo, estaba ahora totalmente yerma. Ningún extranjero que hubiera conocido los magníficos alrededores de Jerusalén habría podido reaccionar ahora ante la terrible transformación de otro modo que con un lamento de desesperación. Si alguien previamente familiarizado con la región hubiera sido trasladado aquí involuntariamente no la habría reconocido, habría tenido que buscar la ciudad que, sin embargo, tenía ante sus ojos.

Josef esperaba expectante lo que diría Regino; sabía que aquel hombre era un experto de primera fila.

—Me alegro —dijo por fin el editor— de que hayáis reforzado la tendencia judía. Vuestro libro, doctor y señor mío, es sin duda el mejor que se ha escrito sobre la guerra.

Josef se alegró. Pero Claudio Regino no había terminado.

—Me pregunto —concluyó—, qué dirá Justo cuando lo lea.

En la tarde del viernes siguiente Josef cruzó el puente de Emilio que conducía a la margen derecha del Tíber, donde vivían los judíos. Rebosaba de satisfacción. Cayo Barzaarone, el presidente de la comunidad agripense, lo había invitado a pasar en su casa la víspera del sábado tras meditar las palabras que pronunciara Claudio Regino durante los funerales del emperador. De modo que Josef se dirigió hacia la puerta de las Tres Calles, a la casa de Cayo.

Con satisfacción reconoció el comedor. Igual que quince años antes, cuando lo pisó por primera vez, la habitación estaba alumbrada no al modo romano, sino a la usanza de Judea: del cielo raso pendían lámparas de plata adornadas con guirnaldas de violetas. Hoy como entonces el armario mostraba una vieja cubertería con el emblema de Israel: el racimo de uvas. Pero lo que más lo conmovió fueron las cajas de paja donde se conservaban calientes los alimentos: dado que no estaba permitido cocinar el sábado, se conservaban en esos envoltorios ya preparados, y su olor familiar llenaba la estancia.

Cayo Barzaarone acudió cordialmente a su encuentro, como si se hubieran visto ayer por última vez.

—La paz sea contigo, mi doctor y señor Josef ben Matatías, sacerdote de primera categoría —le dijo aplicándole respetuoso el saludo hebreo, y lo condujo hasta el diván del centro, el puesto de honor. Sólo entonces, aparentemente lo habían estado esperando para hacerlo, consagró con una oración la víspera del sábado con una copa de vino judío, el vino de Eschkol. A continuación bendijo el pan y lo partió y distribuyó entre los comensales, que dijeron «amén», tras lo cual comenzó la cena.

Mientras estuvieron presentes las mujeres y los niños no surgió una auténtica conversación. Por fin terminaron de comer, y Josef, Cayo y su yerno, el doctor Licino, se quedaron solos. Los tres estaban sentados, los tres hombres, con vino, confituras y frutas. El viejo y astuto comerciante de muebles dejó a un lado su precavida reserva. Si no hubieran ocurrido ciertas cosas, comenzó, no habría invitado a Josef a su casa, pero es que no había sucedido nada de lo que los judíos habían esperado que trajera consigo el nuevo régimen; al contrario, la esperanza de que el emperador desposase a una judía sólo había servido para reforzar la hostilidad contra ellos. Y el emperador no hacía nada por evitarlo, y Berenice no llegaba. Había tenido noticia de que Josef iba a tener la oportunidad, con motivo de la conclusión de la nueva versión de su libro, de conversar largamente con el emperador. Pidió a Josef que recordara a Tito que los angustiados judíos de Roma esperaban una palabra que revelase su buena voluntad hacia ellos.

Josef no se engañaba acerca de los motivos que habían dado pie a Cayo Barzaarone a reconciliarse con él. A pesar del desprecio que le habían mostrado los judíos, ya antes se le habían acercado en varias ocasiones cuando se trataba de presentar alguna queja en la corte o de solicitar algún favor. Pero que aquel hombre formulase ahora de un modo tan directo lo que de él esperaba lo irritó. Lo escuchó con las cejas levantadas.

—Haré lo que esté en mi mano —le respondió brevemente. El diplomático doctor Licino observó el disgusto de Josef.

—Os ruego me prestéis atención también para otro asunto —dijo rápidamente y con gran amabilidad. Josef constató casi contra su voluntad cuánto había cambiado, y para bien, aquel hombre de modos un tanto afectados. Probablemente ha sido Irene quien lo ha pulido. Poco había faltado para que él mismo se casara con la hija del rico ebanista; ella lo había venerado durante su primera época en Roma, cuando él, soldado amnistiado de Yahvé, quiso partir para luchar por su tierra. ¡Cuán distinto habría sido todo de haberla tomado por esposa! Entonces probablemente habría permanecido en Roma y jamás habría dirigido un ejército, conduciéndolo a la ruina. No habría llegado a compartir la mesa con el emperador y el príncipe. Seguramente hoy viviría en Roma como escritor, rico, disfrutando de cierta paz, como ese doctor Licino. La tranquila y seria Irene lo habría disuadido de cometer aquellos actos extravagantes, habría perpetrado aquellas hazañas tan sólo en su fantasía y no en la realidad, y se habría conformado con llevarlas al papel. Posiblemente envidiaba ligeramente al doctor Licino: pero en lo más hondo aprobaba que hubiera sido aquél quien desposase a Irene y no él.

—Ya es seguro —le explicó el doctor Licino— que mi sinagoga, la de Velia, será demolida cuando el emperador empiece a construir allí. El vidriero Alexas me acaba de comunicar que siguen con la firme intención de fundar una sinagoga para albergar los setenta rollos de la Torá que se salvaron del saqueo de Jerusalén. Naturalmente, nosotros también queremos construir una nueva casa en la orilla izquierda del Tíber que sustituya a la sinagoga de Velia. Escuchad lo que os propongo. ¿Qué os parece si la construimos juntos? Sería muy hermoso que el nuevo templo se llamase sinagoga de Josef.

Josef se quedó perplejo. ¿Cómo? ¿Los judíos de la margen izquierda del Tíber, los más distinguidos de la ciudad, querían nombrarlo protector de su nueva sinagoga? El doctor Licino es, sin duda, un buen hombre, en realidad siempre ha estado de su lado, él mismo escribe tragedias griegas con asuntos tomados de la Biblia, y los doctores ortodoxos le perdonan que acometa una empresa tan arriesgada sólo por ser el yerno de Cayo Barzaarone. Desde luego sería formidable que él, Josef, se convirtiera en protector y presidente de la sinagoga más distinguida de Roma. Pero no debe precipitarse. En caso de aceptar, ¿podría entonces negarse a la exigencia de circuncidar a su hijo Pablo y convertirlo en judío? Y, al margen de eso, ¿de dónde obtendría los medios para aportar una cantidad digna para la construcción de la sinagoga? La fama de un escritor no se traduce en dinero.

—Desearía poder reflexionar sobre ese asunto un par de semanas —dijo vacilante—. Pero lo que me acabáis de ofrecer —añadió en seguida, y su voz y su rostro brillaron con esa luz que unos instantes antes invadiera su corazón— constituye para mí una inmensa alegría. Os doy las gracias, doctor Licino —y le tendió la mano.

En aquellos días se sentía dichoso por haber concluido su obra. Había olvidado que tenía un asunto pendiente con el secretario Fineas y que su esposa y su hijo se alejaban de él. Porque todo lo demás iba sobre ruedas. Los judíos deseaban reconciliarse con él, y en el Palatino lo recibían con una sonrisa. Habían pospuesto su audiencia hasta el jueves, el día reservado para los amigos e íntimos del emperador, y Tito había adjuntado a la invitación oficial una nota de su puño y letra en la que decía que se alegraba de tener por fin la oportunidad de hablar con él largo y tendido.

Y ahora, fortalecido por aquella felicidad, Josef se sintió con el ímpetu necesario y el humor adecuado para enfrentarse a la conversación que debía mantener con Dorión y que había pospuesto tanto tiempo.

Atravesó el sinuoso corredor que conducía al otro lado de la casa, a sus aposentos. La echaba de menos; sentía nostalgia de su larga cabeza con sus ojos color mar, su delgado cuerpo, su aguda voz de niña con la que pronunciaba aquellas frases tiernas y malvadas. Se había vestido sencillamente, pero con elegancia. Su abundante cabello caía en oscuros rizos no muy largos, llevaba los finos y poderosos labios cuidadosamente afeitados, la barba recortada en un rígido y firme triángulo. Caminaba con paso ligero, como en los mejores tiempos de su juventud; rebosaba de viril ternura por Dorión y se alegraba de llevarle aquellas buenas nuevas.

No la encontró sola. Un par de señores y una dama la rodeaban junto a una hilera de asientos vacíos;

aparentemente había reunido en torno a sí un grupo bastante numeroso. Reposaba tendida en un diván, envuelta en un vestido de finísimo tul de Cos, y su amado gato, de un negro verdoso, Cronos, al que Josef odiaba, estaba a su lado.

Un destello iluminó su rostro tostado y cetrino, una ligera indignación con un asomo de triunfo, al ver entrar a Josef. Le tendió la mano.

—Qué pena que no hayas venido antes, mi querido Josef —le dijo—. El senador Valer nos ha leído un fragmento de sus *Argonautas.*

Josef, volviéndose hacia el senador, dijo, ligeramente cortante:

—Sí, es una lástima.

El viejo Valer permanecía allí sentado, un poco rígido y muy digno. El Imperio contaba entonces únicamente con treinta y dos familias de la más pura y antigua nobleza, y si alguna podía pretender rotundamente que su origen se remontaba al troyano Eneas era la suya. Valer solía consignar su nombre completo en inscripciones y documentos: Q. Tullius Valerius Senecio Roscius Murena Coelius Sex. Julius Frontinus Silius C. Pius Augustanus L. Proculus Valens Rufinus Fuscus Claudius Rutilianus. Cada uno de estos nombres revelaba sus vínculos con la sangre más noble del Imperio. Sin embargo, el patrimonio del senador Valer no se correspondía, por desgracia, con tal nobleza. Si aún se le llamaba senador era por deferencia, pues Tullius Valer no poseía siquiera el millón de sestercios que constituía el nivel mínimo exigible a los miembros de la nobleza de primer rango. Por ello, el emperador Vespasiano, en su calidad de censor, lo había tachado de las listas del senado. Pero para endulzar la despedida le permitió habitar de por vida en la casa en la que él mismo había vivido. De modo que el viejo Valer ocupaba el piso superior de la misma, mientras que Josef tenía asignados los dos pisos inferiores. El senador proscrito soportaba su sino con dignidad. Su nueva vivienda no le permitía siquiera tener consigo los bustos de cera de sus distinguidos antepasados; había depositado una parte de ellos en un guardamuebles. Pero no se quejaba. Vivía retirado con su hija, la estricta Tullia, de veintidós años y pálido rostro, en la tortuosa casa del distrito sexto, entre reliquias, lujosos ropajes apolillados, polvorientos haces de lictores y las coronas de triunfo de sus antepasados. Se dedicaba únicamente a su actividad literaria escribiendo una gran novela en verso sobre los Argonautas, con los que, naturalmente, también estaba emparentado. Tampoco él perdonaba al advenedizo Vespasiano la ofensa de su expulsión; urdía en secreto una epopeya valiente y revolucionaria destinada a celebrar las hazañas de su pariente Bruto, pletórica de sentencias republicanas y subversivas. Por cierto que, a pesar de su sigilo, toda Roma conocía su empresa y divulgaba con una sonrisa irónica una frase de Vespasiano: había concedido una vivienda gratuita al buen Valer precisamente para que escribiera con toda tranquilidad sus himnos a la República, pues, tras escuchar una vez los versos republicanos de ese ceremonioso asno, cualquiera se limitaría a bostezar al oír la palabra «república».

Josef saludó a los invitados de Dorión. Tullia permaneció sentada, pálida y cerrada, y apenas agradeció su saludo. También su suegro Fábulo, el pintor, el arrogante, se limitó a pronunciar un par de sílabas. Tanto más ruidoso resultó, por tanto, el saludo del amigo más íntimo de Dorión, el coronel Annius Bassus. Pero su sonora amabilidad no ocultó a Josef que su aparición había molestado a los huéspedes de Dorión. Era evidente que antes de entrar Josef habían estado conversando plácidamente, confiados; sin embargo, ahora comentaban a duras penas asuntos banales. No se lo agradecieron. Y no tardaron en retirarse.

A Dorión no le disgustó quedarse a solas con él. Siempre, incluso en momentos de crisis, le había parecido excitante y misterioso, siempre sentía curiosidad por saber qué ocurrencia había tenido ese tipo extravagante. ¿Acaso otro habría sido capaz de callar su opinión ante un acontecimiento tan grave como el cambio en el trono? ¿Podría encontrarse otro hombre que, gozando de la confianza de su mujer, no hubiera sentido la necesidad de comentar semejante asunto con ella?

Con un gesto torpe volvió su frágil y delgado cuerpo hacia él, mirándolo fijamente a la cara. Lástima, opinó, que no hubiera llegado antes, ya que el viejo Valer no les había leído los *Argonautas,* sino un fragmento de su *Bruto;* resultaba asombroso lo que se atrevía a afirmar.

—Por lo que conozco —respondió sonriendo Josef—, sus versos son tan sebosos como su propia persona.

Pues el viejo Valer solía llevar únicamente la vieja toga ceremonial sin nada debajo, como exigía la costumbre de trescientos años antes; tales eran las normas de la casa de los Valerios por ser una familia tan antigua.

Dorión se incorporó a medias de modo que sus amplias mangas cayeron hacia atrás, dejando al descubierto sus largos brazos morenos. Le divertía oír a Josef burlarse de sus amigos. Pero esta vez no comentó sus palabras. Le preguntó qué pasaba con Fineas. Durante las últimas semanas no se había preocupado del pequeño Pablo.

A Josef le vino bien que mencionase a Fineas. Estaba decidido a deshacerse de él, pero no quería

precipitarse, debía hacerlo sin grandes palabras ni gestos grandilocuentes, fríamente, con amabilidad, elegancia e ironía. El hombre había hecho un trabajo correcto, de eso no cabía duda. Pero no se había entregado a él en cuerpo y alma, había trabajado sin entusiasmo. Igualmente displicente debía ser, por tanto, su recompensa: generosa, pero sin delatar un agradecimiento sincero.

Se había visto obligado a hacer trabajar duramente a Fineas en las últimas semanas, le respondió Josef. Pero aquello había terminado. Por lo demás, había hecho un buen trabajo, y quería gratificarle por ello. ¿Qué le parecía si completaba y renovaba su vestuario? Los vestidos de Fineas estaban desgastados. Vestirse a la usanza griega resultaba caro, desde luego. Tal vez querría hacerse cargo del asunto. Ella entendía más de esas cosas.

Dorión lo miró a la cara con la boca entreabierta, sonriendo. Bien, respondió; se ocupará del asunto. Le agradaba que por fin volviera a tener tiempo para su hijo. Si el coronel Annius no se hubiera ocupado a ratos de la educación de Pablo nadie se habría hecho cargo de él.

—Annius —dijo Josef despectivo—, Annius Bassus —y dibujó un gesto con la mano como si quisiera borrar al hombre. Todo lo que atañía a aquel oficial lo irritaba: su risa, sus modos ruidosos, abiertos, entrañables. Annius Bassus había sido comandante en la guerra judía y se había distinguido en varias ocasiones. Sin embargo, Josef no le había perdonado cierto comentario antisemita y había omitido sus méritos en su libro. Pero el coronel no tuvo en cuenta aquel silencio hostil, para gran irritación suya, y siguió tratando a Josef con la misma abrumadora cortesía, contándole anécdotas picantes de otros militares y dándole palmadas en el hombro. A Josef le roía las entrañas, y aún más le molestaba que Dorión no aceptara poner fin a su amistad con el oficial.

También aquel día rechazó el gesto desdeñoso de Josef. Afortunadamente, él no era el único que se interesaba por las cualidades de Annius. El antiguo emperador, por ejemplo, no compartía su opinión en absoluto. De ser así no habría nombrado a Annius coronel de la guardia ni le habría encomendado el difícil puesto de mayordomo mayor y ayudante del príncipe Domiciano.

Era cierto. Annius había cumplido bien incluso aquella espinosa tarea, había logrado ganarse la amistad del joven príncipe sin perder la confianza del viejo.

El coronel no lo iba a tener fácil con Tito, opinó Josef con sequedad y cierto sarcasmo. Aunque a él le traía sin cuidado. Para él aquel tipo estaba acabado. La gran oportunidad de Annius había sido la guerra, y la había dejado pasar. Ante Jerusalén no se había comportado de modo que sus actos mereciesen siquiera mención por su parte.

Dorión sonrió y se acercó a él.

—Naturalmente —opinó—, lo que merezca mención o no es asunto tuyo. Sé que un artista no puede trabajar sin convencimiento. Tampoco mi padre podía hacerlo. Pero ¿no eres demasiado arrogante, querido Josef?

Él escuchaba sus puyas. Se había erguido apoyándose sobre las manos. Veía su recta y alta frente, su ligero y puro perfil, las palabras fluían tiernas y agudas de su boca grande e insolente, y no le dolían. La amaba profundamente.

—¿Estás totalmente seguro —prosiguió—, de que tu juicio tiene un valor absoluto, de que tu criterio es determinante?

—Sí —dijo Josef, y sonó muy convencido, sin arrogancia. Se sentó junto a ella y tomó su cabeza entre sus manos, manteniéndola en su regazo, hablándole desde lo alto—: Mira, en vuestra Alejandría creéis en el juicio a los muertos. Osiris reina en lo alto, Anubis y Horus sobre la balanza, y cuarenta y dos espectadores tocados con plumas de avestruz y una espada en la mano procesan a los muertos y vuestro Hermes con su cabeza de pájaro pronuncia la sentencia. Yo tengo la balanza, yo pronuncio el juicio. No necesito ni a Osiris ni a esos cuarenta y dos asistentes.

Dorión lo escuchaba. A lo que parece, el hombre se ha vuelto loco, tiene delirios de grandeza. Pero su voz es agradable, penetra suavemente en su oído y en su corazón. Su cabeza reposa en el regazo de él, con una mano acaricia a su gato, al grande y peludo Cronos, mientras rasca suavemente su barba tiesa y triangular. Muchas veces se ha sentido ajena a él durante las últimas semanas. A menudo, y coincidiendo precisamente con la presencia de aquel amable y viril coronel Annius, se ha preguntado por qué motivo se ha echado a perder entregándose a ese extraño judío que, durante meses e incluso años, no tiene tiempo para ella. Pero en cuanto él aparece, en cuanto la mira de arriba abajo con sus poderosos y brutales ojos, en cuanto la toma con sus poderosas y brutales manos, lo ama, le pertenece.

—Ya sé, mi Hermes —dice ella sin dejar de sonreír, despeinando con sus delgados y hábiles dedos su barba artísticamente anudada—, ya sé que sólo necesitas a tu Dios invisible.

Josef no estaba dispuesto a discutir con ella aquel asunto. La abrazó con más fuerza, se inclinó todavía

más hacia ella, y le habló con su bella y seductora voz. La había descuidado terriblemente durante aquellas semanas, le había costado un tremendo esfuerzo, pero deseaba estar enteramente a su disposición, sin distracciones. Eso no había sido posible mientras no terminase su obra. Ahora había llegado ese momento. Había hecho un buen trabajo. El jueves le entregaría el libro al emperador. Poco después lo leería públicamente. Pero antes, y antes de que lo viese el emperador, quería dárselo a ella. El primer ejemplar era para ella.

Dorión tarda en responder. Se siente a gusto con la cabeza en su regazo y la mano en su barba. Después, de pronto, sonriendo, pregunta con su aguda voz de impúber:

—Dime, querido Josef, ¿tendremos por fin dinero ahora que Tito es emperador?

Josef no cambia de actitud. Permanece inclinado hacia delante sujetando la cabeza de ella con una mano. Dinero, piensa, ¿qué es eso? Considera que con sus cerca de sesenta mil sestercios de renta anual pueden vivir holgadamente. Aparentemente, Dorión no opina lo mismo.

—¿Dinero? —le responde sin dejar de sonreír—. ¿Qué necesitas? ¿Joyas? ¿Más criados? ¿Debes ahorrar mucho? Dime lo que necesitas.

Dorión responde indolente y soñadora, estirándose a sus anchas:

—¿Yo? Yo no necesito nada, a excepción, tal vez, de que se ocupen un poco de mí. Pero nosotros, quiero decir tú y yo y el niño necesitamos una villa, una casa en el campo, ya que no podemos construirnos una nueva en la ciudad.

Y de un salto se incorpora y se queda allí sentada, con la actitud de una niña, un poco rígida, con el gato en el regazo.

Josef no se esperaba aquello. Cierto que sabía que jamás le había gustado la oscura casa de Roma. Recibir del emperador una casa que él mismo había habitado constituía un honor, pero no podía negarse que aquella casa resultaba anticuada, tortuosa, sombría y mohosa. Cuando Josef tuvo su primer gran éxito Dorión formuló el deseo de tener en Roma una casa propia. Pero, en caso de construirse una, habría sido una casa modesta, cómoda, nada del gusto de la mimada hija del pintor de corte Fábulo. Realmente, Josef le había dedicado a Dorión poco tiempo y atención; si no, habría podido prever que el cambio de situación alentaría de nuevo sus sueños.

Ella continuó hablando. Ya se había preocupado de decidir cómo y dónde. La perezosa podía volverse muy laboriosa cuando se trataba de satisfacer sus caprichos. Su padre era amigo del maestro de obras Grovius, arquitecto favorito del príncipe Domiciano. El príncipe tenía intención de erigir un grandioso edificio en sus posesiones del Albano. El arquitecto Grovius, apoyado por el amigo del príncipe, nuestro Annius, está dispuesto a ayudarnos para que podamos hacernos por poco dinero con un terreno en aquel lugar, comprándolo o mediante un contrato de arrendamiento largo. Ya ha proyectado, naturalmente sin compromiso, una casa para ella. Nada cara, modesta, como corresponde a los ingresos de un escritor, pero luminosa y aireada. La mansión señorial y dos dependencias para los criados, eso es todo. Su padre Fábulo ha ideado hace tiempo un motivo para un fresco destinado a cubrir por completo, en armoniosa composición, las galerías de una villa. Ha tenido numerosas oportunidades de llevarlo a cabo, pero le ha prometido reservarlo para ella. Por fin había llegado el momento. Miró a Josef radiante.

Él escuchó sus planes con disgusto. La vieja casa no le molestaba, ni la oscuridad de su despacho. Lo construirán por «poco» dinero. ¿Qué se imagina Dorión? Como poco serán trescientos mil. Tendrá que pedir dinero prestado, y los intereses son muy altos. Y qué no necesitará Dorión cuando se mude a la villa. Nuevas carrozas, nuevos criados. Esas casas modernas y luminosas requieren un sinnúmero de estatuas y frescos. «No os hagáis ídolos», se dice en las Escrituras. A pesar de atenerse muy poco a los ritos judíos, Josef odia las imágenes, le repugnan.

Entre tanto, Dorión prosigue con su charla, feliz. Le explica el proyecto del arquitecto Grovius. Le quita el estilete dorado del cinturón y traza con un par de líneas la planta de la casa. Aquí el gran comedor para el verano, con vistas sobre el lago y sobre el mar. Aquí las galerías para los días de lluvia. Por ellas podrá deambular Josef y dejarse inspirar por su Dios invisible en su oficio de juez de los muertos. Y aquí —su voz vibra de orgullo—, cruzando toda la galería, estará el fresco de su padre Fábulo, su obra más bella, que dará renombre a su villa junto al lago Albano, el fresco llamado *Las oportunidades perdidas.* Un joven contempla a un grupo de mujeres jóvenes que, en un largo cortejo, se alejan de él; se van, volviendo sin embargo la cabeza por encima del hombro y sonriéndole, son muy bellas, en su sonrisa hay un asomo de pena y mucha sorna, y el joven permanece sentado mirándolas fijamente.

Josef no está muy interesado en los detalles del fresco *Las oportunidades perdidas.* Dorión ha hecho muchos sacrificios por él, sacrificios terribles; pero también le ha exigido mucho, más de lo que un ser corriente está dispuesto a dar. Si le regala la villa no le quedará dinero para la sinagoga. Siempre lo pone

ante semejantes disyuntivas. No desposarás a las hijas del pecado. Ella era medio griega, medio egipcia: vástago de los dos pueblos que más torturaron al suyo. Cuando el sacerdote Pinhas vio que un miembro de la tribu de Israel frecuentaba a una madianita tomó una lanza, y persiguiendo al hombre hasta el barrio de las rameras traspasó a la pareja de un lanzazo. «No os uniréis a ellas». Era un gran pecado. Por otra parte, Moisés había desposado a una madianita, y Salomón a una egipcia. A él, a quien se había encomendado transformarse de ciudadano de un pequeño estado en ciudadano del mundo, debían permitírsele ciertas cosas. Hasta entonces había salido bien parado: seguía siendo judío y se había vuelto romano. Se ha mezclado con la hija de Edom y sigue siendo Josef ben Matatías.

Salió de su ensoñación y vio a la mujer, su rostro altivo y frágil tan deseable, sus relajados miembros. Ha ofendido a esta mujer gravemente, y a menudo. Ahora no puede decirle que no tratándose de una nimiedad como el dinero. Se ha mezclado con ella, le es extraña, sangre de antiquísimos idólatras fluye por sus venas, sus padres, que han torturado y humillado a los suyos, duermen bajo altas montañas triangulares y puntiagudas, está llena de estúpidas supersticiones, los libros que él tiene por sagrados y a los que ama por encima de todo le parecen estúpidos y despreciables, y su forma de vida un juego vano. Hace tan solo un instante, al hablarle de su tarea, de su cargo de juez de los muertos, se ha reído de él. Y, sin embargo, le pertenece, y él a ella, el judío a la mujer extranjera. Ha escrito el salmo del ciudadano del mundo: «No se llama Sión el reino que os he prometido; su nombre es: el universo». Tiene ante sí a la mujer, y no puede decirle que no por dinero.

La agarró con tal fuerza que el gato Cronos salió corriendo dando brincos, le echó la cabeza hacia atrás y le dijo, muy cerca de su boca entreabierta:

—Si te regalo esa villa, Dorión, ¿me darás a Pablo?

Entonces Dorión se echa a reír con una risa sonora, aguda, perversa.

—No tengo la menor intención de hacerlo, mi querido Josef —dice, pero su voz es tierna. Sin embargo, un instante después se suelta de su abrazo y corre detrás de una de las sillas vacías que poco antes ocuparan los invitados que habían atendido a la lectura del viejo Valer. Él la sigue con su paso certero. La agarra con mayor brío, casi con violencia.

—¿Me darás la villa? —pregunta ella, defendiéndose, pero ya con la mirada turbia.

Josef no dice ni sí ni no. La toma. En torno a ellos las sillas vacías. Desde un rincón los mira el gato Cronos, resoplando bajito, con el lomo arqueado.

Trescientos cincuenta escribas esclavos, divididos en siete grupos, trabajaron en la composición de *La guerra de los judíos* al dictado de siete especialistas. Dos días antes de la audiencia, Claudio Regino pudo entregar a Josef el ejemplar para el emperador. Era un rollo grande y bello, el estuche y la empuñadura labrada en marfil antiguo muy valioso, el material un magnífico pergamino. Las iniciales de cada capítulo estaban primorosamente decoradas, y al principio figuraba, en colores, el retrato del autor.

Josef lo contempló detenidamente, sin concesiones, como si se tratase del de un extraño. Una cabeza grande, morena; ojos vivaces; gruesas cejas; la frente alta, con varias hendiduras; la nariz larga y ligeramente curva; el pelo espeso, negro y brillante, la barba rígida, terminada en una punta triangular; los finos y combados labios bien perfilados. «Flavius Josephus Caballero Romano», reza la inscripción; pero se trata de la cabeza del doctor y señor Josef ben Matatías, sacerdote de primera categoría, primo de la princesa Berenice, de la estirpe de David. El idioma es el griego, pero es un libro judío. Es un libro judío, pero su espíritu es el de un ciudadano del mundo.

«Flavius Josephus Caballero Romano». Josef sigue mirando el retrato. Los judíos no recortan las puntas de sus cabellos, ni en la barba ni en la cabeza. «No recortaréis los bordes de vuestro cabello ni destrozaréis las puntas de vuestras barbas», dicen las Escrituras. Los romanos, por el contrario, llevan la cara afeitada. Hasta que termina de formarse, se dejan crecer la barba; pero después, cuando consideran que su cara está terminada, la muestran en toda su desnudez. Josef ha trabajado bastante en sí mismo y en su libro. Puede atreverse a llevar la cara descubierta.

Pero ¿acaso le conviene hacerlo ahora que por primera vez va a ser recibido por Tito? ¿Debe mostrarse sin barba? Tito ha solicitado ver al judío, no al romano.

Josef enrolla el libro. Ha escrito un libro judío. Su judaísmo no depende de su pelo ni de su barba. Puede permitirse el lujo de visitar a Tito con el rostro desnudo.

Éste lo aguarda con una agradable expectación. Hace semanas que desea ver a Josef; sólo esa extraña indolencia que lo ha tenido paralizado durante los últimos tiempos le impidió mandarle llamar antes de que se presentase.

El emperador no ha tenido una buena época en sus primeras semanas de reinado. Estaba abotargado, sin ánimos, perdida toda su frescura. Le torturaba pensar que el pueblo romano se cerraba hostil ante él a pesar de sus esfuerzos, que las masas veían en él a un tirano, a un arribista, a un explotador. Por lo demás, todo iba mal. Crecía la hostilidad a los judíos, el pueblo de su amada Berenice, y él, envenenado por esa torturante apatía, no era capaz de tomar medidas serias para combatirla.

Si hubiera llegado ya Berenice. Debe buscar a alguien con quien desahogarse. Su médico Valens lo perfora con su mirada pesada, lenta y severa; eso le duele y le hace bien. Intenta tenerlo cerca siempre que puede; también ahora está a su lado. Pero sobre lo único que echa de menos no puede hablar Tito con su médico; éste es romano, y lo que él necesita es precisamente lo otro, Oriente.

De modo que aguarda a Josef con gran expectación. Pues Josef sabe de sus artimañas y su lucha por ganarse a Berenice, conoce el tira y afloja que precedió a la destrucción del Templo, su combate con el invisible Dios judío. Relajado y bien dispuesto aguarda a su amigo judío.

Al entrar Josef se levantó y fue a su encuentro. Pero a mitad de camino se detuvo. ¿Qué es esto, esa cara desnuda? ¿Es éste su judío Josef? Vacila, decepcionado. ¿Acaso también perderá esa alegría? Busca en la cara del otro, reconoce la frente poderosa llena de prominencias, sus vivaces ojos, la larga nariz ligeramente curva, los combados y ávidos labios, el hombre entero de Oriente y de Occidente. Sólo que la extrañeza que le produce no se disuelve tan fácilmente. Cierto que abraza y besa a Josef, como exige la costumbre cuando se recibe a un amigo, pero sus gestos no dejan de ser fríos, formales.

—Me alegro de verte de nuevo, Flavius Josephus —dice. Lo llama por su título romano, y en su voz no hay rastro de la familiaridad que Josef esperaba.

De cualquier modo, Josef no se desanima. Con una sola mirada se ha dado cuenta de lo que ocurre. El retrato de Berenice, la mirada distante, acechante, torturada de Tito, el emperador, su amigo. Que éste tenga que acostumbrarse primero a su nuevo rostro es algo que esperaba. Debe darle tiempo. Con su hermosa y cálida voz le responde cuánto se alegra de poder entregar al emperador la nueva versión de su obra. Después le presenta al hombre que trae el rollo, a su secretario Fineas. Comenta prolijamente los aciertos de su colaborador. Con esta generosidad paga al griego su odio al tiempo que da al emperador la oportunidad de hablar de asuntos menos comprometidos para que vaya acostumbrándose a su nuevo rostro.

Tito dedica al secretario un par de palabras corteses e indiferentes. Después toma el pesado rollo de *La guerra de los judíos,* lo abre y descubre el retrato de Josef. Contempla el retrato largo rato, después mira al hombre, sus ojos se tornan más frescos, una sonrisa de satisfacción recorre su cara de niño.

—Aquí todavía conservabas tu barba, mi querido Josef —le dice cortés con una suave carcajada. Josef responde, devolviéndosela abierta y cordialmente al emperador:

—Por favor, leed mi libro, Majestad, y decidme si estoy ya en condiciones de enseñar mi rostro desnudo o si debo dejarme crecer la barba de nuevo.

Tito, que continúa desenrollando el libro, responde, ya más satisfecho y confiado:

—Puedes estar seguro de que te lo diré con toda franqueza.

Después lo enrolla cuidadosamente, colocándolo casi con ternura sobre la mesa. Su debilidad se ha desvanecido. Pasa el brazo sobre los hombros de Josef, más alto que él, y comienza a hablarle, se apartan de los otros y comienzan a pasear por la amplia sala; habla fresco, relajado, aunque en voz baja, de modo que no puedan oírlo.

Sin embargo, le habla de los largos meses que pasaron juntos ante las murallas de la hambrienta y desfalleciente Jerusalén.

—¿Recuerdas, mi Josef —le dice—, cuando estábamos ante el foso del distrito noveno? ¿Recuerdas aún lo que dijimos entonces?

Claro que lo recordaba. Aquél era el foso junto a la muralla donde los habitantes de la ciudad arrojaban a sus muertos, que se contaban por miles cada día. Fue hacia finales de julio, hace exactamente nueve años. Reinaba un gran silencio, se encontraban en medio de un paraje antaño tan rico y ahora yermo y transido de un olor acre, fortísimo, que quitaba la respiración. Allí estaba, a sus pies, el abismo donde se pudrían hombres de la raza de Josef, y tras ellos, ante ellos, junto a ellos, las cruces de las que pendían los prisioneros, hombres de la raza de Josef. Y el aire, toda aquella tierra devastada, repleto de bestias que aguardaban su comida. Fue un verano muy amargo para el hombre Josef y, a pesar del orgullo y de la felicidad que pudiera sentir, también un doloroso verano para el romano.

—¿Recuerdas también —prosiguió el emperador—, lo que hablamos cuando te visité? Estabas herido, te habían alcanzado los disparos de los judíos.

Claro que lo recordaba. «¿Eres nuestro enemigo, mi judío?», le preguntó entonces Tito; y «No, mi príncipe» fue su respuesta. «¿Estás con los sitiados?», le preguntó entonces Tito, insistente, y Josef le

respondió «Sí, mi príncipe». Recuerda exactamente cómo lo miró entonces Tito, sin rencor, pero abrumado por la preocupación; pues también Berenice pertenecía a esos seres fanáticos, incomprensibles, cegados, y jamás conseguiría entenderla del todo. «¿Recuerdas, recuerdas?», prosiguió el emperador, y Josef lo recordaba, y ahora volvían a entenderse. Ambos habían envejecido, el rostro de uno, ahora desnudo, parecía tallado, un sinfín de nuevas experiencias se habían grabado en él, el del otro estaba abotargado, cansado, lleno de renuncia. Pero se relajaron, ambos, y rememoraron tiempos pasados, la antigua confianza volvía a rondarles. Josef había proseguido su camino hacia Occidente, y Tito se dejaba arrastrar por Oriente. Josef confiaba, sentía, que llegaría el día en que podría hablar abiertamente con aquel hombre de sus secretos propósitos, de la victoriosa fusión de Oriente con Roma. Ese día, el emperador romano y el escritor judío serán uno solo: los primeros ciudadanos del mundo, los primeros hombres de un siglo futuro.

—Por cierto, debo decirte —le confió Tito— lo que me recomendó mi padre en una ocasión: «No te relaciones íntimamente con un judío», me dijo. «Es cierto que puede ser interesante saber que, además del Foro y el Palatino, en el mundo existen otras cosas; por supuesto, no te hará daño que de vez en cuando te acaricien la piel y el corazón las mujeres y los profetas judíos; pero, créeme, el reglamento militar romano y el código político del emperador Augusto son dos pilares que te sostendrán mejor en la vida que el conjunto de todas las Santas Escrituras de Oriente».

—¿Y te registe por su consejo, Majestad? —le preguntó Josef.

—Ya lo estás viendo —sonrió Tito satisfecho contemplando el retrato de Berenice. Su rostro noble y alargado los miraba con aquellos ojos de un castaño dorado con extrema vivacidad—. Este cuadro de tu suegro Fábulo es una auténtica obra maestra —prosiguió pensativo—. Pero ¿de qué me vale? No es más que pintura y madera. ¿Dónde está su voz? ¿Recuerdas que siempre había una leve ronquera en su voz? Al principio no me gustó en absoluto. ¿Y dónde están sus andares? Mientras aguardábamos a las puertas de Jerusalén, cuántas veces soñé que bajaba los escalones del Templo, que descendía del Templo blanco y dorado. Nikión, Nikión, mi paloma silvestre, mi joya —dijo en un arameo un tanto burdo mirando el retrato. Era la primera vez que dirigía al retrato de la mujer aquellos cariñosos apelativos delante de un tercero—. Nos aguardan buenos tiempos —prosiguió radiante—. Nos costará un poco imponer a nuestra Nikión, pero lo lograremos.

Parecía muy seguro de sí, el soldado que Josef conocía tan bien, con el breve mentón y los duros ojos entornados dirigidos a su objetivo. En su voz resonó aquel tronar militar de antes que hizo levantar la vista a los otros.

Éstos han estado conversando entre tanto; Fineas, el secretario, con el médico Mucius Valens, propietario de la dorada sortija de la segunda nobleza, un gran señor, uno de los más poderosos del Imperio. Valens ha revolucionado la ciencia médica, ha inventado un nuevo método de diagnosis, reconoce la índole de prácticamente cualquier enfermedad en los ojos del paciente, y su ciencia le ha proporcionado una fama notable y mucho dinero. Es un hombre frío, el médico Valens, un realista al que en el fondo nada le importa a excepción de su carrera y sus beneficios. No se deja arrastrar por la conversación. Tampoco al griego Fineas, al que tanto ha alabado el judío, quiere decirle nada, quiere escucharlo; no va a darle nada: lo que quiere es recoger lo que el otro pueda ofrecerle. Pero Fineas es un conversador más hábil que el romano. Cuenta pocas cosas de su persona, habla con desprecio de los que atacan a Valens, halaga con inteligencia su vanidad: lo engaña, y Valens le revela sus ideas en materia de medicina con gran suficiencia y abiertamente.

Los dos hombres tienen mucho tiempo para escudriñarse, pues el emperador no deja de hablar con el judío. Lo perciben con impaciencia, envidia y acritud. Transcurre una eternidad hasta que regresa el emperador acompañado por Josef.

—Debemos vernos a menudo, querido Josef —dice el emperador dando por terminada la íntima charla. Después se yergue, llama a un secretario con una palmada y anuncia—: Nos alegramos, Flavius Josephus, de que hayáis concluido la segunda versión de vuestra gran obra. Según nos refiere Horacio, hacen falta nueve para que madure una obra, y ahora hace nueve años que trabajáis en ésta. Vuestro libro es todo un monumento a la memoria de Nuestro Padre, el divino Vespasiano, un honor para nosotros que aceptamos con agrado. Deseamos, pues, proporcionaros también en el futuro la posibilidad de dedicar con la debida holgura vuestra ciencia y vuestro arte a nuestros intereses y a los de nuestro Imperio. Permitidme que os entregue, en señal de nuestro agradecimiento y nuestro reconocimiento, una libranza a cargo del Fondo para el Fomento de las Ciencias.

Con estas palabras tomó de las manos del secretario la libranza y se la entregó a Josef.

A Josef, que no era precisamente codicioso, le habría gustado saber en esa ocasión a cuánto ascendía. Muchas cosas dependían de ello. Pero tuvo que introducirla en la manga sin leerla. Se aprestó a darle las

gracias al emperador. Éste lo miró directamente a la cara con una sonrisa casi imperceptible; después, involuntariamente —posiblemente se tratase de una decisión repentina—, prosiguió, y ahora su voz ya no era atronadora, sino la del amigo que quiere darle una alegría a su amigo:

—Además, estimado Josef, quiero que tu libro sea depositado en la biblioteca del Templo de la Paz y que te erijan allí una columna honorífica.

Josef inspiró y un repentino sonrojo cruzó su desnudo rostro. Tuvo que contenerse para no llevarse la mano al pecho. Ni siquiera Valens y Fineas lograron ocultar del todo su sorpresa. ¡Un busto en la sala de honor del Templo de la Paz! Había muchas estatuas en Roma, pero tener un busto en aquella sala constituía la máxima aspiración de cualquier escritor, ya que, de todos los autores de todos los tiempos de obras en lengua griega o latina, sólo se había considerado a ciento noventa y siete dignos de figurar en los armarios de honor del Templo de la Paz, y tan sólo diecisiete eran autores vivos, once griegos y seis romanos. Paseando junto a aquellas tablas en las que aparecían, grabados en cobre, los nombres de esos grandes autores, Josef se había perdido a menudo en arrogantes y envidiosas reflexiones. ¿Por qué razón han de ser precisamente esos once griegos y seis romanos representados en esas columnas honoríficas los que se perpetúen en los siglos venideros? Hace tres siglos que se tradujo la Biblia al griego: ¿por qué faltan en estas tablas nombres como el de Isaías, Jeremías o Ezequiel? ¿Acaso son peores los himnos del rey David que los de Píndaro? Pero que él mismo fuera el primer extranjero, el primer bárbaro que entrase en tan ilustre círculo era algo que no había osado imaginar por miedo a ser objeto de un sino fatal ni en sus sueños más íntimos. Aquello resonó en su cerebro cual tronar de tubas y cuernos, se sintió como entonces, cuando, de niño, escuchó cantar por primera vez a los vestidos de blanco en los escalones del Templo. Volvió a escuchar la vieja cantinela: «Setenta y siete son, tienen el oído del mundo, y yo soy uno de ellos», y se sintió abrumado por la dicha.

Pero en ese mismo instante, incluso antes de poder expresar su agradecimiento al emperador y amigo, una preocupación vino a interferir en la felicidad que lo embargaba. «No os hagáis ídolos». Fue él quien permitió, incluso quien ordenó que se atacase e incendiase en su día el palacio del rey titular Agripa en Tiberíades a causa de sus estatuas. Muchos judíos, la gran mayoría, se sentirán orgullosos del honor que se rinde a uno de los suyos. Pero oficialmente, en las sinagogas y en las escuelas, arremeterán de nuevo contra él, y en todo el Imperio, incluso más allá de las fronteras, entre los judíos del Lejano Oriente, su nombre será maldito. Poco a poco se añadían a éstas otras inquietudes. Si acepta que se le erija una estatua, ¿acaso podrá negarle a Dorión el fresco de Fábulo? ¿Y cómo logrará reunir el dinero que todo eso requiere? Posiblemente tendría que pagarla de su bolsillo, no faltaban precedentes.

Pero en seguida se vio liberado de esta última preocupación. Pues nada más balbucir su agradecimiento, Tito, que ahora, para agradarle, optó por el arameo esforzándose por recordar las palabras, le dijo:

—En los próximos días te enviaré al escultor Basil. Pero medita —prosiguió con una sonrisa—, si no prefieres que te retrate con barba.

Cerca de cuarenta amigos habían acompañado a Josef al Palatino. Lo aguardaban en la sala. Cuando regresó, exultante, ya eran sesenta. Con pasmosa velocidad se había extendido por la ciudad el rumor de que el emperador había retenido a Josef durante cerca de dos horas en audiencia privada. Lo recibieron con jubilosa alegría. Cuando les relató, con modestia en parte falsa y en parte verdadera, las distinciones que le deparaba el emperador, todos gritaron abrazándolo y besándolo. Fue Demetrio Libán quien expresó su júbilo de un modo más ostentoso. Lo saludó con el brazo extendido y la mano abierta, lo bajó, se besó la mano y arrojó a Josef el beso, se cubrió el rostro a excepción de la frente y los ojos, y así, en la pose de quien venera a su dios, en un gesto al tiempo cómico y conmovedor, exclamó una y otra vez: «¡Oh, magnánimo y gran judío Josef!». Pero al hacerlo meditaba que, ya que el emperador honraba a aquél de tal modo, sin duda preparaba para él otros honores bien distintos.

Formando un gran cortejo triunfal acompañaron a Josef a su casa. «¿Qué es lo que ocurre?», preguntaban los transeúntes. «Es el escritor Flavio Josefo», les respondían, «el judío. Ha escrito un nuevo libro. El emperador le ha regalado un millón y ha mandado erigirle un monumento. La cosa está hecha. Tendremos una emperatriz judía».

Dos días después, el escultor Basil invitó a Josef para discutir con él los detalles de la columna honorífica que se le había encomendado. ¿No sería mejor rechazar aquella distinción, después de todo? La actitud que debía adoptarse con los preceptos judíos seguía siendo para él un problema constante y acuciante. Muchas vías conducían a Yahvé, y esos usos eran una de ellas. El propio Josef no los necesitaba ya, pues había encontrado su propio camino hasta Dios. Pero para la gran masa aún eran necesarios. Y precisamente ahora, una vez desaparecido el Estado, posiblemente no había otro medio para quien quisiera afirmar su adscripción al principio espiritual del «judaísmo». Tolerar cualquier tipo de imagen suponía por

otra parte mucho más que violar una de las muchas prohibiciones de aquél: era la negación del principio espiritual básico, el del Dios invisible.

¿Acaso todavía está en disposición de rechazar la distinción? Posiblemente. En ese caso podría aducir que sólo se sentiría digno de ella cuando concluyese su segunda obra, aún más valiosa. Eso supondría un sacrificio, una renuncia que le pesaría terriblemente. E incluso si se decidiese a asumir aquel sacrificio, ¿podía hacerlo? ¿No dañaría su renuncia a la totalidad del pueblo judío?

Josef solicitó el consejo de Claudio Regino. El editor lo miró de arriba abajo con aquellos ojos pesados y soñolientos y una sonrisa en los gruesos y mal rasurados labios. Sabía que el corazón de Josef ansiaba aquel honor, sabía que sólo deseaba que se le persuadiese de aceptarlo. Pero se permitió la broma de no hablar en su favor, lo dejó sufrir. Sin duda, alegó perezoso, constituiría un perjuicio para los judíos que Josef declinase el honor. Pero los judíos habían soportado ya tantas cosas, la destrucción del Templo, por ejemplo; posiblemente también sobrevivirían si no se llegaba a erigir ese busto. Josef le rogó que dejase las bromas. Josef había protagonizado ciertos hechos, respondió Regino, que él no habría realizado jamás. Pero que fuese esencial que, de las trescientas sesenta y cinco prohibiciones de la Escritura señaladas por los doctores, se violasen ciento setenta y ocho o ciento ochenta y una, y cuáles de aquellas trescientas sesenta y cinco debían pesar más, y cuántas onzas más, reflexionar sobre aquello, era más bien deber de los doctores de la Universidad del Templo de Jerusalén o de Josef, y no de un financiero tan ocupado como él. En ese terreno Josef sabía sin duda mucho más que él, y por eso aquélla era una cuestión que él mismo debía aclarar. Por lo demás, se alegraba de poderle comunicar que la nueva edición de *La guerra de los judíos* se estaba vendiendo muy bien. Sobre todo abundaban los encargos de los judíos. Suponía que se debía a que la nueva versión resultaba, digamos, menos cuidadosa. Tal vez aquel detalle podría servirle de indicio.

Muy irritado, Josef se dirigió a ver a Cayo Barzaarone. Lo encontró con mejor disposición.

—Si queréis saber lo que pienso —dijo el viejo comerciante de muebles—, os remito a mi propio caso. Sabéis que he accedido a que se tallen en mis muebles figuras de animales a modo de ornamento, de otro modo la competencia me habría desbancado. Ciertos doctores reputados me han extendido amables permisos aduciendo que en mi caso la fabricación de ornamentos con figuras de animales constituye un pecado menor, o incluso algo permitido. Pero sé muy bien que estas concesiones son dudosas; a fin de cuentas, en las Escrituras se dice claramente «No os hagáis ídolos». Sea como fuere, lo cierto es que mi liberalismo procuró a mi padre, honrada sea la memoria de aquel justo, graves preocupaciones en sus últimos años, y a veces me digo que tal vez el naufragio y la muerte de mi primogénito Cornel haya sido un castigo a mis pecados. Intento reparar mi culpa. He entregado tres veces más del diezmo exigido para la liberación de los esclavos judíos. Sin embargo, me oprime la duda de si es lícito hacerse con el dinero por procedimientos dudosos, aunque se dedique a semejantes fines. Vuestra situación, doctor Josef, es aún más difícil. Permitir la confección de un busto choca sin duda con el espíritu de la doctrina. En vuestro caso, los doctores de Yabne tendrán dificultades en dar con un atenuante.

—¿De modo que me lo desaconsejáis? —preguntó Josef.

—Os aconsejo que aceptéis —respondió lentamente Cayo Barzaarone con la mirada fija—. En interés de todos nosotros. Habéis cometido graves faltas que no redundaban en interés de todos. Aceptad la distinción.

De pronto lo miró de frente y dijo, con sorprendente énfasis: —Pero ahora debéis demostrar que sois un judío. Haced circuncidar a vuestro hijo de una vez, doctor Josef.

El hombre siguió hablando. No le resultaba difícil. Sin embargo, sabía que Josef no podía ampararse en ningún mecanismo legal para obligar a su hijo a hacerse judío sin la aquiescencia de Dorión, como si Cayo Barzaarone hubiese adivinado sus pensamientos, añadió:

—Si vuestra esposa os ama no tendrá reparos en educar al chico de acuerdo con vuestros deseos —Josef no respondió. No tenía sentido explicarle que Dorión le amaba y que, a pesar de ello, jamás aceptaría que su hijo fuese judío.

En realidad, el ebanista tiene razón. Cuanto más se convierte Josef ben Matatías en Flavio Josefo tanto más está obligado a hacer de su Pablo un judío. Aceptará la distinción, y retomará la lucha por su hijo. Cuando llegue Berenice logrará incluso que se invaliden los obstáculos legales y que Pablo se convierta al judaísmo sin el beneplácito de Dorión.

Pero, por el momento, quien llegó no fue la princesa Berenice, sino el gobernador de la provincia de Judea, Flavio Silva. Traía consigo el proyecto de un libro sobre los judíos que tenía intención de escribir y un memorial que deseaba entregar al emperador. Ahora que Roma aguardaba la llegada de Berenice consideró oportuno estar allí, y le alegró saber que aquélla se demoraba.

El gobernador Flavio Silva era un hombre risueño y bullicioso, primo del coronel Annius Bassus y muy parecido a éste. Tras el fracaso de los generales Cerealis y Lucil se le había encomendado el gobierno de aquella difícil provincia, y él se propuso pacificar Judea e incluso romanizarla. Tras su talante jovial y vocinglero ocultaba una astucia tenaz e implacable.

El país había sido devastado, la famosa ciudad de Jerusalén destruida, y muchos judíos habían muerto o habían sido vendidos como esclavos. El nuevo gobernador se esforzaba con éxito por poblar de nuevo el país. Con la aquiescencia del gobierno central de Roma repartía a cientos de miles de judíos pertenecientes a su provincia por todo el Imperio, facilitando su exilio, y atraía al mayor número posible de colonos no judíos a Judea. Reconstruyó un gran número de ciudades judías arrasadas convirtiéndolas en colonias grecorromanas, fundó otras nuevas, como la ciudad de Nápoles Flavia, por ejemplo, y las hizo prosperar. Transcurridos nueve años desde la destrucción de Jerusalén pudo anunciar a Roma que su Nápoles tenía ya cuarenta mil habitantes, y que su capital, la ciudad costera Cesarea, había reunido sesenta mil.

Flavio Silva era un hombre justo que no aborrecía a los judíos. Pero era romano hasta la médula, fiel al emperador y estaba firmemente decidido a imponer también en su provincia la paz y el orden romanos, tal y como hiciera el emperador Vespasiano en todo el Imperio. Hizo entrar a sus sirios en razón cuando éstos pretendieron abusar impunemente de los judíos, pero tampoco toleró los intentos de los judíos por convertir, con su ridículo afán religioso, a los sirios y a los griegos a su propia fe. Roma era tolerante, y la fe judía se aceptaba por razones de Estado. Tras grandes derramamientos de sangre se había renunciado a obligar a la población judía a rendir honores a las estatuas de los emperadores consagrados. Por deferencia hacia la población judía, en las ciudades de Alejandría y Antioquía incluso se había adelantado la entrega gratuita semanal de grano del sábado al viernes. Pero si, a pesar de todo ello, los judíos de su provincia pretendían apartar a los griegos o a los romanos de su tradicional fe en los dioses encumbrados por el Estado, aquello era ir demasiado lejos, y Flavio Silva no estaba dispuesto a aceptar sin más tal fervor proselitista contrario a los intereses de Roma.

Cierto que los judíos no dejaban de enviarle legaciones a su palacio gubernamental, doctores y juristas afanados en probarle mediante largos discursos y prolijos escritos que no tenían la intención de convertir a los gentiles su fe. Pero eso no impedía que hubiese un gran número de filósofos mendicantes merodeando por su provincia, lanzando encendidas prédicas ante sirios y griegos y encomiando su cielo judío. Al señalárselo a los doctores judíos éstos le replicaron que aquellos filósofos mendicantes y cínicos no constituían más que un grupo sectario ínfimo, denominados mineos o también cristianos, una secta sin importancia que sostenía doctrinas divergentes que a nadie obligaban. Pero el gobernador no era hombre que se diera por satisfecho con semejante maniobra de distracción. ¿Cómo? ¿Qué? Aquellos hombres que se denominaban cristianos tenían el mismo aspecto que el resto de los judíos, hacían lo mismo, enseñaban lo mismo, reconocían las mismas Sagradas Escrituras, las mismas fiestas, hablaban idéntico latín defectuoso, y le resultaban igualmente problemáticos. En realidad, Flavio Silva pensaba que todos los judíos eran bárbaros y su religión una superstición sumamente extraña. En la medida en que lograba entender las sinuosas explicaciones de los doctores, aquella secta de mineos o cristianos creía que el Mesías había venido a la tierra hacía ya cuarenta o cincuenta años, mientras que el resto de los judíos consideraba que aparecería en veinte o treinta años. Ambos supuestos constituían sin lugar a dudas una superstición absolutamente pueril, pues en realidad el Mesías se había encarnado ya diez años antes en la persona del emperador Vespasiano, hecho que incluso el representante legítimo de la casta sacerdotal judía, Flavio Josefo, había admitido. En cualquier caso, un funcionario de la administración responsable de mantener el orden en el país no podía dejarse llevar por distinciones tan sutiles como las que se aducían en el caso de los mineos y el resto de los judíos. Y así, Flavio Silva mantuvo frente a todos ellos el reproche de hacer proselitismo, firmemente decidido a acabar con semejantes desmanes por todos los medios a su alcance.

Por ese motivo había acudido a Roma pertrechado con el ingente material que hizo reunir a sus ayudantes. Antes de que llegase la princesa Berenice e hiciese sentir su influencia deseaba obtener medidas legales que atajasen los desórdenes. Quería apoyarse en una ley que amenazase con la esclavitud o con la muerte a todo aquel que empujara a un seguidor de la religión del Estado a abjurar de la fe de sus padres y lo condujese a otra fe, ya fuera mediante la circuncisión o zambulléndolo en el agua.

El gobernador se mezcló con los ministros y con los senadores. Era un hábil político, y trataba a los señores del gabinete imperial de forma muy distinta que a los del senado. Explicó a los ministros cuán rápidamente podría instaurarse el orden en su provincia de una vez por todas imponiendo duras penas contra los impíos mediante un edicto imperial. Respaldado por semejante edicto, también podría proteger de un modo eficaz a los que profesaban la religión del Estado contra el afán proselitista de los judíos sin atacarlos abiertamente. A los senadores, en cambio, les habló de cómo habían aumentado, sobre todo desde

que el trono cambiara de manos, las tropelías de los judíos. Entre bromas les comunicó que, de seguir así, pronto todas las ciudades sirias de Judea estarían repletas de judíos buscando cuchillo en mano a alguien a quien circuncidar. El senado debía promulgar por fin una ley, o al menos ampliar las leyes relativas a las lesiones corporales y al eunuquismo, de modo que también afectasen a la circuncisión de un no judío.

El modo fresco y abierto con que se expresaba el gobernador agradó a todos. Sin embargo, Tito posponía una y otra vez la audiencia solicitada por Flavio Silva para exponer la situación de Judea y entregarle su memorial. Pero a los senadores, sobre todo a los de la oposición, les gustaba la idea de transmitir al cuerpo legislativo un proyecto en el sentido de lo reclamado por el gobernador. Porque, aunque el emperador lo vetase, habrían demostrado con ello que no estaban dispuestos a permitir que la política imperial estuviese marcada por ciertas concesiones a la dama judía.

Por lo demás, sus complicadas negociaciones políticas no impedían a Flavio Silva disfrutar, tras las renuncias a que lo obligaba su cargo en la provincia, de la alegre y bulliciosa vida de la capital. Se le veía en multitud de fiestas, en las elegantes villas de Antium y de los montes Albanos.

Su primo Annius le presentó a la dama Dorión. Annius le había hablado largamente de los sacrificios que había aceptado aquella atractiva mujer para impedir que su hijo fuera circuncidado. Sólo por ese motivo había rechazado la ciudadanía romana; pues en cuanto disfrutase de semejante condición su alianza con Josef pasaría de ser un matrimonio parcialmente legal a serlo de pleno derecho, y entonces sería Josef quien determinaría la fe de su hijo. Flavio Silva estaba encantado con la actitud de la dama Dorión, y no dejó de hacerle ver al modo militar su entusiasmo.

El hecho de que la esposa del escritor judío más celebrado se opusiese con tanta tenacidad y a costa de tan grandes sacrificios a la circuncisión de su hijo confirmaba la idea del gobernador de lo mucho que repugnaba la superstición judía a cualquier súbdito normal del Imperio, y lo justificado de su proceder. La lucha de Dorión fue, a partir de entonces, la suya.

Rápidamente se extendió por la margen derecha del Tíber la noticia de la llegada del gobernador y de su intención de adoptar medidas más severas contra el derrotado pueblo judío. Pero les quedaba un consuelo: que el emperador no lo recibía. A pesar de ello, la inquietud y el temor entre los judíos iba en aumento.

Y Berenice no llegaba.

Cayo Barzaarone visitó de nuevo a Josef y le rogó que olvidase de una vez sus escrúpulos. Debía superarlos en interés de todos y aceptar la erección de la columna honorífica. El doctor Licino también trató de convencerlo, así como el vidriero Alexas, y, con una sonrisa casi imperceptible, Claudio Regino. Demetrio Libán también desplegó su consabida elocuencia. Todos insistieron. Pero él se mostró reticente y dudó mucho antes de hacer lo que desde el principio había sido su determinación.

Con cierta inquietud caminaba por el distrito noveno, donde el escultor Basil había instalado su estudio. En aquel distrito se habían asentado la mayor parte de los picapedreros. Aquí estaban, uno junto a otro, los numerosos talleres en los que se tallaban, casi en serie, las estatuas y bustos que requerían las ingentes necesidades de la ciudad y del Imperio. Ahora, por ejemplo, tras el nombramiento del nuevo emperador, se habían solicitado más de treinta mil bustos y estatuas de Tito de gran tamaño. Podía verse allí al nuevo emperador en toda clase de posiciones, como *triunfator,* a caballo, sentado en el trono. Su ancha cabeza pensativa de muchacho con los cortos rizos encrespados sobre la frente se utilizaba para adornos domésticos de todo tipo. Los escrúpulos artísticos brillaban por su ausencia. En su día se fabricaron como reserva cerca de cuatrocientas estatuas de cuerpo entero de Vespasiano, que ahora, tras la muerte del emperador, se habían convertido en material de depósito que sólo ocupaba espacio; por ello, se decidió hacer uso del cuerpo, colocando sobre él la cabeza del nuevo emperador.

Josef odiaba el distrito noveno. Malhumorado avanzó por el caluroso, polvoriento y bullicioso bosque de figuras de piedra o bronce, gigantes o minúsculas, de dioses, emperadores, héroes y filósofos. Asqueado pasó junto a los graves o burlescos productos de aquellos artesanos, junto a espejos, candelabros, trípodes y vasijas que mostraban silenos ebrios, ninfas danzantes, leones alados, niños con gansos, polimorfos engendros de una fantasía frívola e infantil.

Por fin llegó a la casa del escultor Basil. Se encontraba en medio de aquel batiburrillo de talleres. Casi sintió temor al asaltarlo el repentino silencio que reinaba en la antesala. El taller era una sala grande, muy luminosa; contenía un par de esculturas, posiblemente antiguas, Josef no entendía mucho de esas cosas. El escultor Basil surgió en medio de la amplia sala, descarado, pequeño, como perdido.

Rogó a Josef que se sentase y comenzó a pasearse en torno a él sin dejar de parlotear.

—Naturalmente que me alegra, Flavio Josefo —dijo escrutándolo con sus ojos claros y

desagradablemente perspicaces—, que el emperador me haya encomendado este trabajo. Pero habría preferido que lo hubiera hecho dentro de seis meses. Ya os podéis figurar el trabajo que tenemos ahora. Mi sociedad acaba de contratar a quinientos empleados. Bien —suspiró, yendo por fin al grano—, pero ahora vamos a esforzarnos por hacer algo hermoso. ¿Te has fijado bien en el señor, Critias? —dijo volviéndose hacia un tipo bastante rechoncho, posiblemente un esclavo o un liberto—. Aquí tenéis a mi ayudante —le explicó a Josef—. Cuando llegue el momento os pondrá los ojos. Es su especialidad.

El muchacho le devolvió la escrutadora mirada; Josef se sintió como un animal en la plaza del mercado, como un esclavo a punto de ser subastado.

El pequeño y ágil Basil continuó parloteando sin dejar de dar vueltas en torno a Josef, que permanecía sentado y terriblemente incómodo.

—¿Qué habéis pensado, Flavio Josefo? —le preguntó—. ¿Qué os parece que hagamos un grupo grande, vos sentado con un libro en la mano y dos o tres estudiantes a vuestros pies, mirándoos? Un busto sobre un zócalo o sobre una columna tampoco estaría mal. Tenéis una cabeza de rasgos muy marcados. Por otra parte, yo os había imaginado siempre con barba. ¿Sabéis?, sois algo más que un ciudadano romano, con vos puedo sincerarme. En realidad, los romanos no saben nada de arte. Únicamente con los retratos hay que andarse con cuidado. De eso sí entienden. Desgraciadamente. Bueno, ¿qué opináis? ¿Nos decidimos por el grupo o por el busto? El grupo sería más fácil. Decidme algo, por favor —lo animó, al ver que Josef guardaba un silencio obstinado—. Contadme algo de vuestro pasado para que pueda imaginarme cómo ha sido vuestra vida. Ah, ya veo —dijo volviéndose hacia Critias—, el señor quiere dejar en mis manos toda la responsabilidad. Bien, haremos un busto —se decidió con un suspiro—. Tenemos algunos factores en contra, debo decíroslo abiertamente, Flavio Josefo. Vuestra cabeza es extraordinaria pero, desde nuestro punto de vista, no es la típica cabeza de escritor. Demasiada energía y poca contemplación. A ti tampoco te resultará fácil, mi Critias. Esos ojos tan vivaces… No será fácil. Debéis saber, Flavio Josefo, que si el artista se conforma con el modo clásico y deja los ojos cerrados se ahorra tiempo, trabajo y alma. Pero no nos arredraremos. Manos a la obra, Critias.

Josef tuvo que tomar asiento en un estrado. Basil llamó con unas palmadas a un par de estudiantes y, sin preocuparse por aquel hombre enojado que tenía delante, analizó el rostro y el porte de su modelo.

—Aquí tenéis, muchachos —explicó—, al ilustre Flavio Josefo, un escritor de renombre inusitado, según he oído…, desgraciadamente yo no he tenido tiempo de leer sus libros, a quien Su Majestad desea erigir una columna honorífica en la biblioteca del Templo de la Paz. Se trata de una misión importante, y debemos estudiar nuestro modelo atentamente antes de emprender la tarea.

»El señor muestra a primera vista una expresión un tanto sombría, pero no debemos subrayarla; en mi opinión, se trata de un humor pasajero. Los ojos están hundidos, y eso ya confiere de por sí una expresión trágica. Habrás de darle mucho brillo a los ojos, querido Critias. ¿Ves ese destello ligeramente malicioso que ha tenido ahora? Eso es lo que quiero que conserves. De sus finos labios el filósofo sin duda deduciría una actitud poco dada a lo mundano. Pero nosotros, por nuestra parte, reconocemos al instante que el señor se las ingenia bastante bien en ese terreno. Debemos averiguar, muchachos, lo fuertes que son estos labios a pesar de su finura. Giraremos la cabeza ligeramente por encima del hombro. Se trata de un experimento, esto contraviene todas las normas de escuela. Pero así veremos los ojos de soslayo. Eso le conferirá la expresión de un hombre que quiere abarcar el mundo entero con los ojos. Y también le daremos ese gesto orgulloso, ávido, que tanto le favorece. El gesto propio del escritor, por otra parte, que es lo que debemos plasmar a toda costa; porque nos permitiremos representar al señor sin un libro en la mano, y este rostro no es, desde luego, demasiado literario. Lo que, excepto en este caso particular, no constituye una desventaja. Contemplad lo enjuto, lo huesudo de la cabeza, muchachos: la extraordinaria frente, las protuberancias sobre los ojos, las que tiene bajo el nacimiento del pelo, ese vaivén, esos rasgos que parecen tallados, escarpados. Nuestro colega Diodoro sin duda subrayaría cada uno de ellos. Pero nosotros no lo haremos. Nosotros caracterizaremos, no caricaturizaremos.

»Es una cabeza judía lo que debemos representar. El ilustre Flavio Josefo es judío. Imaginaos que le añadimos una barba, y entonces lo veréis más claramente. Debemos lograr que el espectador se imagine la barba sin darse cuenta. Abrid bien los ojos, muchachos. Contemplad bien esta cabeza, tal y como la tenéis aquí, ante vuestros ojos. Cuando la haya modelado sólo podréis ver lo que veo yo ahora.

A continuación despidió a los aprendices y también a Critias.

—Estos preparativos resultan un tanto aburridos —dijo dirigiéndose de nuevo a Josef—. Pero no puedo empezar a trabajar antes de aclarar todos los detalles y la mejor forma de hacerlo es explicar el modelo a mis estudiantes. ¿Y qué vamos a hacer con la columna? —preguntó pensativo—. Si lográsemos convencer a Fábulo, vuestro suegro, de que pintase la columna, eso sí que estaría bien.

—No quiero importunar a Fábulo —dijo Josef rechazando la propuesta con sequedad.

—Fábulo es un magnífico pintor —insistió Basil—, y sin duda el más indicado de nuestra época para un trabajo de esta índole. Me agrada trabajar con él.

—No deseo implicar a Fábulo —respondió Josef con vehemencia.

—Si lo rechazáis de plano —suspiró Basil—, tendremos que adornar el zócalo con relieves. Habéis sido general, según me han contado. Por tanto, lo más adecuado será que reproduzcamos vuestras hazañas bélicas en los relieves.

Josef se disponía a rechazar enérgicamente aquella propuesta cuando una joven dama penetró con paso decidido en el taller, avanzando junto a los esclavos que se inclinaban ante ella, distinguida, bella, altiva. No había previsto que tendría dos horas libres, le explicó al escultor, visiblemente halagado por su visita, y deseaba contemplar su estatua colosal antes de que la terminase. Esperaba no molestar demasiado, se interrumpió señalando a Josef con un leve movimiento de cabeza. Durante todo ese tiempo Josef se había preguntado a quién correspondían los rasgos de la estatua de Juno que tenía enfrente. Ahora comprendía que, desde luego, debían de ser los de aquella dama, la esposa del príncipe heredero: Lucía Domitia Longina. El escultor le respondió con su acostumbrado desparpajo que no molestaba. Pero, como era natural, antes terminaría de hablar con el señor para solventar unos asuntos. Después estaría encantado de mostrarle la estatua.

Sin embargo, el señor parecía molesto, observó la princesa mirando con descaro a Josef de arriba abajo, ligeramente divertida por su rostro rígido y hermético.

Basil se lo presentó. Desde el primer momento pensó que conocía aquel rostro, dijo Lucía. Lo había visto varias veces, y le había llamado mucho la atención. Pero su cara había cambiado.

—Un libro muy interesante, vuestra *Guerra de los judíos* —prosiguió observándolo sin recato—. Por lo general, en ese tipo de libros se miente de un modo inaudito. Incluso en las memorias de mi padre, el mariscal, hay algunas cosas que me resultan sospechosas. Pero al leer vuestro libro tuve la impresión de que sólo mentís cuando se trata de vos. Tengo cierta intuición para esas cosas.

El rostro de Josef perdió su expresión sombría. Cada vez que se había tropezado con aquella dama, con Lucía, en algún acto oficial, le había parecido una mujer seria, severa, con cierto aire teatral, como la Juno de la estatua. Jamás habría pensado que esa Juno podía resultar tan ligera y agradable. Desapareció su malhumor. Ante mujeres de ese tipo se sentía seguro e inspirado. Era posible, le explicó, que hubiese en su libro algo de forzado y ciertos detalles poco convincentes. Pero aquello se debía a que había tenido que expresar sus pensamientos en una lengua ajena. Ahora, en la nueva versión, le había salido mejor.

—Bien, entonces, ¿en qué quedamos? —le interrumpió Basil—. ¿Nos decidimos por los relieves? —Josef se disgustó de nuevo. ¿Qué es lo que quiere tallar en piedra de su anterior vida ese pesado? ¿Sus hazañas en la guerra judía? Ésas no tendrán buena acogida entre los romanos. ¿Su encuentro con Vespasiano, ese encuentro ambiguo que le pesa, que le mancha ante los ojos de los judíos, es eso lo que quiere tallar?

Entre tanto, el pequeño y ágil Basil —Lucía lo llamaba «mi ardillita»— seguía parloteando muy animado. Cuando se trataba de escritores no era fácil encontrar material adecuado para el zócalo, pero siendo Josef un héroe de guerra el único problema era seleccionarlo. Josef lo interrumpió bruscamente. No es plato de gusto que se consignen en piedra las propias derrotas, dijo. Por ello le rogaba dejar la columna desnuda, sin adornos y sin relieve. Quizá podría parecer arrogante, pero consideraba que su propia representación de los hechos era ya lo bastante elocuente.

—Bien —repuso Basil acatando sus deseos—. Me ahorráis trabajo.

Lucía los había escuchado en silencio.

—Sois un hombre difícil —le dijo entonces a Josef sonriendo—. Es curioso que alguien que ha vivido tanto siga siendo tan susceptible.

Después se desplazaron para contemplar la estatua colosal. Lucía invitó a Josef a acompañarlos. En medio de aquel polvo y aquel ruido se elevaba la inmensa Juno, apresada aún en buena parte en la piedra. La mano izquierda sobresalía, y Basil trepó por ella. De pie sobre la poderosa mano de piedra les explicó su trabajo. Una Juno no constituía un encargo agradable. Una Juno siempre sería sosa y ceremonial, incluso utilizando a una dama como Lucía como modelo. Algún día querría representar a la auténtica Lucía, no a la oficial, la representativa.

—¿Y cómo os imagináis a la auténtica Lucía? —inquirió desde abajo la princesa sin dejar de reír.

—Por ejemplo —dijo, esquivo, Basil—, como la bailarina Tais montada sobre la espalda del filósofo, agradablemente ebria. Ése sería un buen encargo.

La alta Lucía se estiró, lo asió de la mano y lo hizo descender de su estatua. Aunque ella no diera gran importancia al respeto, dijo conciliadora, su Chiquillo se irritaría si llegara a escuchar semejante insolencia.

—Ahora —dijo, dirigiéndose a Josef—, que estamos a punto de recibir a la judía, a Berenice, debo ser más intransigente que nunca con estas cosas. Vosotros, los judíos, nos dais muchas molestias —suspiró—. Aunque éste, por cierto, pertenece al tipo del judío agradable, ¿no estáis de acuerdo, mi ardillita? —dijo volviéndose hacia Basil. A Josef le molestó que se hablase de él como si no estuviese presente. A pesar de todo, cuando Lucía se subió a su litera, él le preguntó mirándola fijamente con sus vivaces ojos:

—¿Me permitís que os lleve la nueva versión de mi libro?

—Hacedlo, querido —respondió ella. También esto lo dijo con displicencia. Sin embargo, despidió al criado que se aprestaba a cerrar los visillos y, mientras la litera se ponía en movimiento, miró a Josef sonriendo con los labios cerrados, un poco burlona y muy tentadora. Bajo la torre de rizos que formaba su peinado la frente era pura e infantil, sus ojos, muy separados sobre la larga y poderosa nariz, miraban sin miedo, ávidos de vida. Josef sonreía para sus adentros y no se molestó.

A una hora desacostumbrada apareció en la casa del distrito sexto el vidriero Alexas, a quien Josef consideraba, entre todos los judíos de Roma, su mejor amigo. Alexas había permanecido en Jerusalén durante el asedio por deferencia hacia su anciano padre, que no quiso abandonar la ciudad. Allí vivió cosas terribles, toda su familia fue asesinada de un modo bárbaro, y a él mismo lo había rescatado Josef en el último momento de un grupo de esclavos destinados a las cacerías de fieras y los combates de gladiadores. Aquel hombre de mundo no tardó en prosperar en Roma con sus avanzados métodos de fabricación. Pero su imponente corpulencia y la frescura de su rostro habían desaparecido para siempre, su brillante barba negra había perdido su color, y en todo lo que decía y hacía había una cierta pena sabia y callada. Constituía un modelo de cómo ser al mismo tiempo, y sin grandes desgarros, un buen judío y un buen súbdito romano.

Hoy, aquel hombre por lo general sereno, parecía muy excitado, y eran más vivos sus turbios y apesadumbrados ojos. Dos invitados inesperados habían llegado a su casa: una joven de Judea, o más bien una mujer, acompañada de un niño de diez años a quienes no conocía de antes. Se trataba de la primera esposa de Josef, Mara, y de su hijo Simeón.

A Alexas le habían gustado la mujer y el niño. Sin embargo, Josef pareció contrariado, disgustado. ¿Por qué había acudido esa mujer precisamente a su casa?, le preguntó a Alexas. Porque en Judea había oído su nombre como el de un amigo de Josef. No le había confiado, prosiguió Alexas, lo que la había traído a Roma, respondiendo a todas sus preguntas con una sonrisa dulce y misteriosa, un tanto pícara. Únicamente le rogó que fuese a ver al doctor Josef ben Matatías, sacerdote de primera categoría, amigo del emperador, su señor y antiguo esposo, para que, aunque él mismo la hubiese arrojado de su lado, dejase brillar su rostro ante su hijo, Simeón, Janiki, su primogénito.

Josef no había vuelto a ver a su anterior esposa en diez años, ni conocía a su hijo, y prácticamente había dejado de pensar en ellos. Se había conformado con enviarle la pensión que le correspondía. Mara vivió durante un tiempo en el campo, en sus posesiones, y después se mudó a la ciudad, a la ciudad costera de Cesarea, para que el pequeño Simeón fuese a la escuela. Mara habría preferido enviarlo a la escuela de Yabne, centro de la sabiduría judía. Pero Josef temió que su hijo no fuera bien recibido y por ello instó a Mara a trasladarse con él a Cesarea, la capital del país, habitada casi exclusivamente por griegos y romanos. No era nada fácil ser admitido allí como judío, se requería un pase especial. Pero el administrador de Josef, Teodoro bar Teodoro, lo consiguió rápidamente para Mara y su hijo. De modo que allí había vivido durante los últimos años, silenciosa, obediente, sin importunarlo; cada año, con motivo de la fiesta de los Tabernáculos, le enviaba una humilde carta en la que le comunicaba que ella y su hijo se encontraban bien y que le agradecían su bondad.

Ahora, por primera vez desde que la conocía, había tomado una resolución por propia iniciativa, acudiendo a Roma sin su beneplácito. Se había divorciado de ella, aceptando el estigma que el hecho entrañaba. Su verdadera mujer, su costilla, es Dorión, y Pablo el primogénito de su corazón. ¿Qué buscaba ésa aquí? ¿Cómo se atrevía? ¿Qué querría? Lo más acertado sería enviarla de regreso a Judea sin verla, tras una dura amonestación.

Su imagen le vino a la mente: cómo, tras ser tomada por Vespasiano, llegó a él, aniquilada, cual una muerta maquillada. Cómo floreció después, tras obligarle el romano a desposarla. En aquel entonces tenía quince años, su rostro era puro, redondo, su estrecha frente de niña resplandecía. Humildes fluían las palabras de su boca voluptuosa, dulce y tierna se deslizaba en torno a él, satisfaciendo los más mínimos deseos antes incluso de que se formulasen. Y él se dejó querer. Mara, quien, si bien contra su voluntad, había llegado a convertirse en la prostituta del romano tras ser prisionera de guerra y cortesana, era agradable a su corazón y a su piel. No por mucho tiempo, ciertamente. Jamás sintió por ella esa profunda

atracción que lo ataba a Dorión.

De modo que está aquí. Como amante no valdría más de tres semanas, pero era sin duda una buena madre. Él se encontraba en Alejandría cuando dio a luz a su hijo, al primogénito, al que jamás llegó a ver. Recuerda exactamente cómo se lo comunicó. La carta era obra de un escribano, pero era fácil reconocer su tono: «Oh, Josef, mi señor: Yahvé ha visto que ya no me amabais y, bendiciendo mi cuerpo, me ha juzgado digna de daros un hijo. Nació el día sábado, pesa 7 *litraot* y 65 *zuzim,* y la pared devolvió su grito. Le he puesto el nombre de Simeón, o sea, "el hijo de la rogativa", pues Yahvé ha atendido mi ruego cuando yo perdí vuestro afecto. Josef, mi señor, recibid mi saludo. Deseo que seáis grande al sol del emperador y que Dios brille en vuestro rostro. Y no comáis coles, porque os pesarán en el estómago». Esa carta navegó por el mar desde Cesarea hasta Alejandría mientras otra misiva, en la que le comunicaba su intención de divorciarse de ella, lo hacía desde Alejandría hasta Cesarea.

No quiere remover cosas pasadas. Ama al hijo nacido de su matrimonio con Dorión. ¡Oh!, cuánto le ama, a su hijo Pablo. Pero Pablo no ha sido admitido en la comunidad de los creyentes, se cierra a ella y se aferra a Fineas, el maligno, el perro. Es un muchacho griego, arrogante, lleno de extrañeza y desdén por el padre judío. Así que ahora ha llegado el otro, su hijo judío. Pero ése, fruto del matrimonio de un sacerdote con una prisionera de guerra, es un *mamser,* un bastardo.

Es terrible no tener ningún hijo judío que pueda reconocer como tal. El busto del Templo de la Paz constituye un honor como jamás se rindió a ningún judío. El doctor Licino lo ha invitado a fundar la sinagoga. Sería muy deseable que los rollos de la Torá que se salvaron de Jerusalén se guardasen en una sinagoga que llevase el nombre de Josef mientras su imagen se erige en el Templo de la Paz. Pero los judíos romanos sólo honrarían la fundación de una sinagoga de Josef si éste tuviese un hijo judío. Entonces podría dormir tranquilo, con un sueño profundo y sin sobresaltos.

En realidad, siempre se había equiparado al bastardo con el ciudadano judío de pleno derecho. Ahora, una vez destruido el Templo, está permitido interpretar la legislación sobre los bastardos en un sentido mucho más laxo. Aunque, desde luego, el bastardo no está autorizado a contraer matrimonio. Pero hay formas de soslayar esa prohibición. Sería muy agradable tener en Roma a un hijo judío. Sería muy bello tener una sinagoga de Josef. Pero si permite que Mara lo vea, sin duda surgirán mil y una incomodidades y complicaciones. Si se funda una sinagoga de Josef y logra que su imagen figure en el Templo de la Paz su sueño será profundo.

—Os agradezco que me hayáis traído el mensaje, querido Alexas —dice, poniendo fin a su meditación—. Decidle a Mara que acudiré a verla mañana.

Al día siguiente, de camino hacia allí, se dijo que lo más importante era no precipitarse, no dejarse arrancar ninguna promesa. Simplemente los verá, eso es todo. No se comprometerá a nada.

La mujer se inclinó ante él al verlo entrar. Llevaba puesto el sencillo vestido del norte de Judea hecho de una sola pieza rectangular de color marrón oscuro con rayas rojas. Aspiró un olor familiar; aún le gustaba perfumar sus sandalias.

—¡Oh mi amo! —dijo ella—, has sacrificado tu barba, pero tu rostro es fuerte, bello y resplandeciente incluso sin ella.

Hablaba con humildad, como siempre, pero con una seguridad como nunca antes él conociera. Con su pequeña y firme mano señaló al muchacho, lo tomó por los hombros y lo acercó a Josef. Éste vio que era de constitución ancha, bien conformado; en el redondo cráneo de Mara figuraban unos labios decididos, una nariz poderosa, unos ojos almendrados y vivaces, como los suyos. Josef puso su mano sobre el espeso y crespo cabello del hijo y lo bendijo, deseando que Dios le concediese el don de ser como Efraím y Manasés.

El niño miró de frente a aquel hombre extraño, pero no respondió más que con monosílabos. Hablaron en arameo. Mara instó a su hijo a que hablase en griego; lo hablaba muy bien, explicó orgullosa. Pero Simeón era tozudo, no veía por qué debía hablar en griego si el señor conocía el arameo.

Se relajó un poco cuando Josef le preguntó por ciertos detalles del viaje. El *Victoria* era un buen barco, aunque no demasiado grande. Al estallar la tormenta, poco después de abandonar Alejandría, se marearon casi todos, pero él no. El barco transportaba además un cargamento de animales salvajes para el Circo. Aullaron como locos durante la tormenta. El barco tenía dos cañones, por si eran asaltados por piratas. Cierto que ya no quedaban piratas, pero la ley que dictaba que todo barco debía llevar defensas aún no había sido derogada. Simeón se había interesado mucho por los cañones. Hizo que la tripulación le explicase detenidamente su funcionamiento e incluso construyó una pequeña maqueta de las piezas de artillería. Mara insistió en que se la mostrase a su padre. Y no tuvo que repetírselo. Su rostro se iluminaba al hablar de su invento, mostrándose más animado que Josef, que a ratos parecía sombrío y adujo no poseer ningún talento en esa materia.

Por esas cosas, explicó Mara, mostraba interés Simeón, ahí sí prestaba atención, y además sabía griego. Pero en la escuela su comportamiento no era de ningún modo satisfactorio, Se distraía fácilmente, y, a pesar de sus advertencias, pasaba demasiado tiempo deambulando por las calles de Cesarea, donde no aprendía más que maldades de los chicos de los *goyim*. Pero su grave voz se dulcificaba cuando se quejaba de su Simeón-Janiki; denotaba cierto orgullo por su vivaz hijo, que tanto interés mostraba por el mundo.

Con gran cuidado, dirigiéndose a él como a un adulto, trató de sonsacar al niño lo que había aprendido en la escuela. No parecía gran cosa. Y, sin embargo, Josef se sintió dolorosamente conmovido al escuchar ciertas palabras hebreas de labios de su hijo, antiguos y familiares sonidos con el acento de la tierra de Israel. Se justificó ante las quejas de su madre. ¿Por qué motivo debía aprender de memoria las complicadas normas del servicio del Templo y los sacrificios, ahora que, desgraciadamente, el Templo había sido destruido? Los puertos de Cesarea, sus barcos y sus silos le interesaban más que todo eso. No podía evitarlo.

Mara temió que aquellas palabras, un tanto arriesgadas, irritasen a Josef. Pero Josef no se enfadó. Él mismo había sido un buen alumno y había pasado muchas horas sentado en la escuela. Pero después se hizo soldado y corrió mil y una aventuras y al parecer, el espíritu militar estaba más arraigado en él de lo que creía. Y ahora afloraba en aquel niño. Habló con él de los cañones; le explicó cómo se había construido la gran «Débora», aquel famoso cañón judío que los romanos conquistaron sólo tras grandes esfuerzos y que mostraron con gran orgullo, a pesar de estar parcialmente destruido, durante el desfile triunfal. El niño lo escuchaba con los ojos brillantes. El mismo Josef se aplicó en el relato. Había incluido en su libro una descripción clásica de aquella máquina, y por ello se expresó en griego al hablar de ella, comprobando que Simeón-Janiki lo entendía muy bien. Mara escuchaba satisfecha la charla que mantenían esposo e hijo.

Entonces el niño preguntó a su padre por algunas rarezas de la ciudad de Roma de las que había oído hablar.

—Roma es muy grande —opinó pensativo—. Pero nuestra Cesarea tampoco es pequeña —añadió al instante con cierto orgullo—. Tenemos el palacio del Gobernador y los colosos del puerto, la Gran Pista de Carreras y catorce templos, el Gran Teatro y el Pequeño Teatro. Podemos decir que somos la ciudad más grande de toda la provincia. Madre no me permite asistir a las carreras de carros, pero yo he hablado con el campeón Tallus, que cuenta con mil trescientas treinta y cuatro victorias. Ha ganado más de tres millones y me ha dejado montar su primer caballo, Silvano. ¿Habéis montado alguna vez un primer caballo?

Ahora el niño volvía a hablar en arameo, y Josef pensó que era de natural sosegado y agradable. «Un bastardo sabio siempre será más que un sacerdote ignorante», reza un precepto de los doctores. Esa frase no podía aplicarse realmente a Simeón, pero, en todo caso, su hijo le gustaba. Mara se sentía dichosa de que Josef no se enfadara con el niño por su ignorancia. No era su culpa si no tenía madera de doctor. Ella había hecho todo lo posible por él. Ya durante su embarazo había comido salmonetes para que su hijo Simeón creciese sano y fuerte. «En realidad, sí sirvió de algo» se dijo con cierto orgullo.

—Es un poco salvaje, le gusta la calle y dice palabras malsonantes, y he tenido que venir a Roma porque en Cesarea no conseguía meterlo en cintura. Pero tiene buenas entendederas y la mano hábil, y cae simpático a los demás. No, puedo decir, sin que sea una petulancia, que hemos salido adelante, no nos hemos quedado sin blanca.

—¿Aquí todavía se dice «sin blanca»? —Simeón inquirió un tanto despreciativo—. En Cesarea decimos «quedarse en cueros». Eso me gusta más. Pero lo mejor lo aprendí en el barco, con los marineros. Ésos dicen: «Con el culo al aire».

Mara se lamentó:

—¡Siempre a vueltas con esas expresiones!

Simeón insistió:

—A mí me gusta: con el culo al aire.

—Ya que no te gusta lo de la blanca —le sugirió Josef—, ¿qué te parece «estar a dos velas»?

Simeón reflexionó unos instantes.

—No me entusiasma —dijo por fin—. Lo otro suena mejor. Pero si madre insiste lo diré, así que «a dos velas» —e intercambió una mirada de complicidad con Josef, un adulto capaz de tomar en consideración las estúpidas manías de una mujer.

Josef preguntó a su hijo si tenía muchos amigos en Cesarea. Resultó que tenía varios compañeros griegos. Si alguno se propasaba le daba una paliza. Entre la policía tenía algunos buenos conocidos, que lo defendían de los mocosos. Estuvo a punto de decir una palabra más fuerte en lugar de «mocosos», pero la reprimió con masculina deferencia hacia su madre.

Ésta envió poco después a su hijo a la calle; ya había hecho amigos allí. En cuanto se quedaron solos contempló Josef detenidamente a Mara. Era más madura que antes, un poco regordeta por cierto, firme y

sosegada, llena de una humilde satisfacción. Él en cambio había fracasado con su hijo Pablo. Él, que quería inundar el mundo con el espíritu judío, no era capaz de insuflárselo a su hijo. Y aquí estaba aquella mujer con una leve sonrisa de satisfacción en la boca prominente. Su hijo no tenía madera para convertirse en doctor de la Ley, era un poco vulgar, había algunas cosas en él que recordaban a su abuelo, el acomodador de teatro Lakisch. Pero no dejaba de ser judío, educado y despierto.

A pesar de todo, a Josef lo irritó la satisfacción de la mujer. En un tono más hostil del que en principio pretendía dar a sus palabras le preguntó qué es lo que buscaba en Roma, qué quería de él.

Su mal humor no la asustó. Pensaba, le respondió, que Simeón-Janiki se había embrutecido un poco. Cesarea, donde se pasaba el día haciendo trastadas con los chicos griegos, tal vez no fuera lo más adecuado para él, en Yabne lo habrían vigilado mejor. Confiaba en encontrar aquí, en Roma, a alguien lo suficientemente estricto como para domeñarlo. Josef seguía con la vista fija y no respondió. Pero ésa era sólo una de las razones, prosiguió ella. Tenía un motivo aún más importante. Que Josef, su amo y señor, no hubiera permitido que su hijo se educase en Yabne había sido una grave carga para su corazón durante todos aquellos años; pues, a pesar de su ignorancia, creía adivinar el motivo. Por eso se dirigió sola a Yabne con el bastón en la mano, la manga de agua y varios recipientes de cuero para las viandas colgados al hombro, como hacían antaño los que se dirigían a Jerusalén, y preguntó entre los doctores de la Universidad si no habría ningún medio de liberar a su hijo, su bien criado Simeón-Janiki, de la maldición que pesaba sobre él; pues de momento seguía siendo un *mamser,* un bastardo. Logró ver al más sabio de todos los hombres, poco antes de su fallecimiento, por cierto: al Doctor Supremo Yojanán ben Zakai, honrada sea la memoria del justo. Y, ciertamente, aquél le habló con dulzura sopesando las palabras de ella como si procediesen de la boca de una joven ternera y le aconsejó dirigirse a Roma y decirle a Josef que él la enviaba. Entonces comenzó a ahorrar el dinero que Josef, en su bondad, le enviaba, y precisamente cuando reunió la suma que necesitaban para el viaje estalló aquella noticia jubilosa para todos los judíos: que una mujer judía iba a ser emperatriz de Roma. Así que allí estaba, confiando en que su amo Josef no se encolerizase con ella. Lo expuso todo con palabras dulces, sin pretensión, siempre con aquella sonrisa callada, sutil, algo pícara.

Josef se sintió conmovido al escuchar de labios de la mujer el nombre de Yojanán ben Zakai. Había supuesto que había venido por indiscreción, por propia iniciativa, a pedir algo. Y resultaba que era Yojanán ben Zakai quien la había enviado, su maestro, el venerado, el astuto, el que, en su Universidad de Yabne, se había aprestado con bendita y sobrehumana tenacidad a sustituir el perdido Estado de los judíos por la doctrina de Moisés y los usos de los doctores. Aquel hombre había creído en Josef hasta el final, cuando los demás lo escupían a la cara. Así que había sido él, preocupado por su suerte incluso a dos pasos de la tumba, quien le había enviado a la mujer y al niño, que llegaban en el preciso instante en que se sentía sumido en la mayor confusión a causa del busto que le estaban haciendo.

La mujer continuó hablando. Le inquietaban muchas cosas. Si lo alimentaban bien. Si le daban bastantes rábanos y hojas de algarrobo. Si la salsa de alcaparras que le servían no sería demasiado picante. Eso siempre le había sentado mal. Le había traído un poco de hisopo y mejorana, y también buena sal del Mar Muerto, pues le habían dicho que la sal de Roma era muy mala.

Le entregó los pequeños presentes, feliz de respirar el mismo aire que respiraba aquel hombre, de poder hablarle de su hijo, que era el de ella, del hijo más listo y valiente de todos los hijos, Simeón-Janiki. Josef escuchó sus quedas palabras, vio su estrecha y luminosa frente. Pensó en la tortuosa y esforzada fe de aquel gran anciano, Yojanán ben Zakai. «La majestad de Dios no sufre porque sus fieles deban ir a él por senderos enmarañados». Había sido un gran regalo que Yojanán ben Zakai le hubiera enviado a la mujer y al niño.

Mara se aproximó a él.

—¿Te molesta, mi amo, que haya venido? —preguntó, al ver que aquél callaba largo rato.

—Habrías debido escribirme para pedirme mi beneplácito —respondió él. Pero al instante, compasivo, añadió—: Pero, ya que has venido, dejémoslo estar.

Basil, el escultor, mostró a Josef el pedazo de metal del que surgiría su cabeza. Se trataba de bronce corintio, ese metal particularmente noble formado hacía ya más de doscientos veintiséis años cuando, al destruirse la ciudad de Corinto, se fundieron los torrentes líquidos del oro, la plata y el cobre de sus numerosas obras de arte, uniéndose en una mezcla de sorprendente belleza jamás superada. El escultor confiaba en darle un magnífico brillo pálido y ajeno a la cabeza de Josef cuando la fundiese con aquel metal.

Basil trabajaba por el momento en un modelo de arcilla, tras haber hecho uno de cera. Josef se

encontraba sentado en el estrado del gran taller y escuchaba a aquel hombre que le hablaba de cosas que desconocía. De las innumerables falsificaciones, por ejemplo, que trataban de colocarle en Roma a los coleccionistas. No había razón para no engañar a los ricos que concedían más importancia a la antigüedad de las obras y a los dudosos y ya olvidados maestros que a la obra en sí.

—Hace poco —refirió—, estuve en la casa del coleccionista Tullus. Había mucha gente, todos amigos de Tullus. Llenaban las mesas más de trescientas copas de plata y cubertería varia, a cuál más cara, con inscripciones cinceladas casi borradas. Y, te puedo asegurar, Flavio Josefo, que aquellas obras eran tan auténticas como los propios amigos. Había, por ejemplo, un centro de mesa con el dibujo de un león asaltando a un antílope con unas letras de una lengua antigua debajo, que apenas se podían leer, con el nombre del gran Mirón. Lleva muerto más de quinientos años, pero si preguntas a mi buen Critias, os podría decir con toda exactitud si Mirón se ha levantado hoy con el pie izquierdo o con el derecho.

Mientras oía parlotear a aquel hombre pequeño y ágil Josef observaba asombrado y profundamente conmovido cómo surgía su rostro de sus manos. El desagradable Basil no se había excedido, desgraciadamente, en sus afirmaciones: lo que salía en aquel momento de sus manos era en verdad su cabeza, no menos viva que la de carne y hueso, y en el futuro sería difícil, incluso quizá para él mismo, verla de otro modo. Ésos eran sus labios, sus orificios nasales, su frente. Y, sin embargo, era una cabeza extraña, misteriosa. Trató de dominarse, quería pensar con claridad. ¿Acaso eran ésos los labios que habían ordenado bajar de la cruz a Justo, el amigo-enemigo que ahora escribía su propia *Guerra de los judíos,* el muy desvergonzado? ¿Era aquélla la nariz que había aspirado el humo y el fétido olor de la caída de Jerusalén y del Templo? ¿Era ésa la frente que había albergado la firme intención de mantener en pie el fuerte de Jotapata durante siete veces siete días? Sí, aquél era su rostro y no lo era, como lo fueron y no lo fueron aquellos hechos; pues ahora no los realizaría, o lo haría de otro modo. Se contempló, el Josef vivo al de arcilla. Mucho de lo que había hecho aquel hombre con su rostro le agradaba, otras cosas le disgustaban, pero la mayor parte le resultaba incomprensible. ¿Cuál de los dos es el auténtico Josef: el vivo o el de arcilla? ¿Qué Josef es el auténtico: el que cometió aquellas acciones o el que está aquí sentado? ¿Qué es lo que hace al hombre: lo que es ahora o lo que hizo en el pasado?

Reflexionó con ahínco. Y llegó a una conclusión. El hombre Flavio Josefo, habitante de la ciudad de Roma en el año 832 tras la fundación de la ciudad, año 3839 de la creación del mundo, no tiene nada en común con el hombre Josef ben Matatías, en su día segundo comisario de Galilea. El escritor Flavio Josefo escrutó con un interés puramente literario y científico los actos del doctor Josef ben Matatías, sacerdote de primera categoría. Pergeñó la historia de Josef ben Matatías con la misma fría curiosidad con que se aplicó al estudio de la del rey Herodes, a la agitada biografía de un hombre ajeno y ya fallecido. Y, al llegar a esa conclusión, Flavio Josefo se sintió muy superior al Josef de antaño, a aquel hombre muerto, extinto.

Pero de pronto lo asaltó una idea terrible: ¿quién es este Josef de hoy comparado con el Josef del futuro? Sopesó lo que había hecho y lo que aún le quedaba por hacer y se quedó sin aliento.

Ha escrito un libro sobre la guerra judía que gusta a los romanos; los romanos agasajan al Josef de ahora y funden su imagen en el metal más costoso del mundo. Parte de su labor ya está cumplida, la más fácil, la más agradecida. Pero ante él tiene ahora, alta como una montaña, amenazante, aún sin iniciar, la auténtica tarea, la obra del futuro, la gran historia de su pueblo, la que se ha comprometido a escribir y a transmitir al mundo occidental. Por esa obra ha aceptado cargar con tantos pecados, ha provocado tantas desgracias. Y lo que ha hecho este Josef de hoy es *La guerra de los judíos.* ¿Es eso un comienzo válido? ¿Basta acaso para pagar su enorme culpa? No es nada. Sopesa, sopesa y cuenta y desecha. Se siente trastornado al asaltarle el sentimiento de su impotencia. Mintió cuando hace diez años nombró a Vespasiano como el Mesías. Ha mentido ahora, al sentirse llamado a realizar aquella obra y, por hacerla, pretendió cargar con pecados que oprimirían a cualquiera. De pronto una voz clara y amarga se despierta en él, una voz que hace mucho que no escucha. «Vuestro doctor Josef es un miserable», dice la voz, que es la de Justo de Tiberíades, el amigo-enemigo. No es una voz potente, pero basta para acallar el parloteo del escultor llenando todo el enorme taller, haciendo tambalearse y difuminarse el modelo de arcilla, le desgarra el corazón con su desdén, su resignación, su torpe arameo. Ha de contenerse para no golpearse allí mismo el pecho ante el escultor Basil y confesar: vanidad. Todo lo que he hecho era pura vanidad. No estoy a la altura de la obra. Estoy corrompido.

Su busto, sin embargo, aquel busto de honor, avanzaba. No tardó en estar terminado, primero la prueba fundida en un bronce corriente; sólo faltaba resolver el problema de los ojos. Pero Critias había prometido tener lista su parte para mañana.

Cuando Josef penetró en el taller al día siguiente para que le enseñaran la obra en su forma definitiva se encontró allí a la princesa Lucía. Era la tercera vez que la veía en el taller de Basil. Al saber de qué se trataba decidió quedarse.

Josef miró intrigado cómo Critias insertaba dos piedras opalinas, redondas como huevos, en el modelo de bronce. Las piedras lanzaron una mirada terrible. Habían dejado de ser unas piedras seminobles incrustadas en un tipo cualquiera de bronce, eran realmente sus ojos. Josef reconoció consternado que aquel tipo grosero y enigmático llamado Critias había calado sus más recónditos pensamientos, sus pecados, sus vicios, su orgullo, su impotencia. Odiaba al griego Critias y odiaba al griego Basil porque habían contemplado su alma en toda su desnudez. No pudo soportar la vista del busto y volvió la cabeza hacia otro lado.

Entonces vio a Lucía; cómo ésta contemplaba el busto con detenimiento, alzando las cejas. Rápidamente, tratando de escapar a la confusión de sus sentimientos, se aferró a ella, a su valiente y claro rostro. Estos romanos no saben lo que es el pecado, probablemente en ello resida su fortaleza, el origen de su increíble éxito. Sin dejarse importunar por escrúpulo alguno han puesto en pie su imperio y han destruido nuestro Estado. ¿No es cierto que perdimos nuestra primera gran batalla por no avenirnos a combatir en sábado, y que preferimos dejarnos masacrar sin oponer resistencia? Pero hoy estoy mejor avisado. He aprendido algunas cosas. Conozco el pecado, pero lo cometo. Mis pecados me hacen fuerte. «Debes amar a Dios, incluso con tu peor instinto». Resulta fácil ser fuerte cuando la conciencia no pone trabas al instinto. Pecar conscientemente y no buscar cobijo en la piedad y la resignación, ése es el verdadero triunfo.

Y de nuevo volvió los ojos hacia el busto. Lo contempló en un terco intento de autoafirmarse. La cabeza de bronce entera, su forma de mirar levemente girada sobre el hombro, al espectador y al mundo, mostraba la tensión de una curiosidad profunda, sabia y peligrosa, y Josef aprobó aquella voracidad y sus pecados. Quizás hubiera algo repudiable en aquellos ojos opalinos: pero eran ojos llenos de vida y de fuerza, eran sus ojos, y se felicitaba de que fuesen como eran.

Todos contemplaron el busto con atención y recogimiento, el confundido y terco Josef, Lucía, sedienta de todo lo vivo y fuerte, el escéptico y seguro Basil, el callado y desdeñoso ayudante Critias.

—¡Por Hércules! —exclamó finalmente la princesa; trataba de expresarse con soltura, pero en su voz había una gran tensión—. ¡Estáis maldito, mi querido Flavio Josefo.

Josef se volvió hacia ella sorprendido, sombrío, altivo. Lo que decía sonaba ciertamente como un elogio, pero ¿cómo se arrogaba el derecho de adivinar sus pensamientos? Lo que él osaba pensar no podía, ni de lejos, pensarlo otra persona. No respondió.

—Te has superado a ti mismo, amigo Critias —dijo Basil finalmente, conmovido incluso él, en contra de su costumbre—. Pero creo —añadió, y su usual afabilidad sonó en esta ocasión un tanto forzada—, que dejaremos la cabeza sin ojos.

Titubeante aceptó Josef:

—Bien, hagámoslo.

Y Lucía dijo:

—Lástima.

En cuanto el busto estuvo terminado el emperador llamó de nuevo a Josef ante sí. Esta vez se encontraba solo, y Josef notó de inmediato que la apatía que había mostrado en las primeras semanas había desaparecido. El pueblo había inventado para él en el ínterin un mote extraño: lo llamaban el «ballenato». Probablemente querían expresar con ello su gran poder junto con su escasa capacidad de decisión y su lentitud. De cualquier modo, aquel día no era, sin duda, un ballenato. Más bien parecía de un humor excelente, se mostró muy abierto, y tampoco ocultó a Josef los motivos de su transformación.

El miedo que había provocado en él la tardanza de Berenice había desaparecido. No había vacilado tanto porque, como él temiera, se hubiesen interpuesto entre ellos de nuevo las sombras de sus actos de antaño, la destrucción del Templo, la insolente y masculina treta de la que se valió entonces para atraerla hacia él y violarla. No, todo se ha aclarado del modo más feliz: lo que la retiene son inquietudes ingenuas y adorables. Porque, piadosa insensata como es, quiere ponerse a bien con su Dios antes de instalarse definitivamente con él en Roma, quiere fundar su futura felicidad con sacrificios, mortificando su carne con renuncias y penitencias. Se ha cortado el pelo para honrar a Yahvé y ha prometido no acudir a Roma hasta que le crezca. Por temor a Dios, le ha escrito, se niega la dicha de verlo en seguida. Quizá también, opina él en tono familiar y dándole un codazo, tenga algo que ver con ello el deseo de no mostrarse ante él con el pelo corto. ¡Qué loca! Como si él fuese a amarla menos, aunque la viese completamente calva. Al principio

no quiso comunicarle ni siquiera el motivo de su tardanza, para que su sacrificio fuese mayor: su promesa, pensaba, era un asunto entre ella y su Dios. Pero finalmente entró en razón y le escribió. En lo más hondo de su ser se siente feliz de ver que todo se ha resuelto a su gusto y por asunto tan pueril.

Josef se asombró y no dio crédito a lo que se le refería. Conocía a Berenice, y conocía las costumbres y usos judíos. Renunciar al vino y cortarse el pelo eran promesas que se hacían cuando Yahvé le había salvado a uno de un peligro grave e inmediato. No, aquélla no podía ser la verdadera razón de que Berenice no llegase, debía haber otra, algún motivo secreto. Quizá logre engañar al romano, pero no a él. Pero, sea como fuere, llegará, y Tito arde en deseos de verla como antaño en Alejandría. Éstas son las reflexiones de Josef durante el prolijo y dichoso relato del emperador, pero no permite que se trasluzcan sus dudas.

El emperador continúa parloteando, feliz, le habla de una sorpresa que ha preparado para ella. Allí está. Ha mandado llamar al astrónomo Konon para recibirlo en su presencia. El sabio debe hablarle de la nueva constelación que ha descubierto. Se encuentra cerca del león, siete estrellas pequeñitas, algunas gentes de ojos más certeros adivinan incluso diez o doce. Brillan muy débilmente, allá a lo lejos, delicadas como un cabello.

—¿Habéis pensado ya en un nombre para vuestra constelación? —le preguntó el emperador.

—Deseaba rogar a Su Majestad que la bautizase —replicó humilde el sabio.

—Llamadla «Cabello de Berenice» —le ordenó Tito con una sonrisa—, pues la princesa Berenice ha sacrificado su cabello al cielo. Pienso que el cielo ha aceptado su ofrenda y que tiene intención de conservarla.

Toda Roma se agolpaba en la biblioteca del Templo de la Paz cuando el emperador se disponía a erigir allí la primera columna en honor de un judío. Josef había tenido dificultades incluso para conseguir las veinte entradas que Dorión necesitaba para sus amigos.

Unos esclavos entraron acarreando con dificultad el busto y lo colocaron sobre el liso zócalo de mármol. La gran congregación se mantuvo en silencio, formando un semicírculo. Enjuta, con un extraño brillo, sin ojos, y, sin embargo, henchida de una sabia curiosidad, la cabeza de Josef miraba alta y altiva, girada sobre el hombro, por encima de la masa engalanada.

Junio Marullo, a quien habían nombrado orador para la ocasión por deseo de Josef, se acercó al busto. Habló del escritor, del historiador, alabó al hombre capaz de retener el hecho, lo pasajero. El estadista perece, y su obra perece. El que conduce a los ejércitos muere, y su victoria se desvanece. Pero ¿son auténticos esos hechos? ¿Acaso no se modifican al tiempo que ocurren? Son ambiguos, significan cosas distintas según quién participe en ellos, cada uno los ve de otro modo. Pero de pronto surge el escritor que los retiene y los vuelve unívocos, para que figuren de una vez para siempre, claros, deslumbrantes. Más poderoso que la muerte es el gran historiador. Posee el secreto que le permite detener a la ola, para que no se derrame sino que permanezca para siempre.

Los judíos lo reconocieron muy pronto. Han fijado su historia desde sus albores en una tradición que su propio Dios les ha revelado. Son grandes historiadores, como demuestra la traducción de su *Canon* por los setenta doctores. Por ello considero un doble triunfo que el emperador Tito no sólo haya vencido a los judíos, sino también que haya convencido a este excelente judío Flavio Josefo a escribir la historia de su victoria.

Si hoy el magnánimo y gran Tito admite a su historiador como el primer judío que engrosa las filas de aquellos cuyas obras se conservan en esta sala de los inmortales ello constituye un alto honor, pero no demasiado alto; pues sólo gracias al libro de nuestro Josefo se recordarán los hechos de los romanos en Judea en las generaciones venideras.

Allí reposa ahora, en su vitrina, el libro de nuestro amigo. No es nada. Nada más que un libro: pergamino y tinta. Pero este material indeciblemente frágil es al mismo tiempo el material más duro del mundo, no menos perenne que este bronce corintio con el que se ha modelado su busto. Pues, de todas las dádivas que concedieron los dioses a los hombres, no hay nada más grande que la palabra escrita.

Así habló Junio Marullo. Después se adelantó el emperador, coronó el busto y abrazó y besó a Josef. La amplia y solemne sala se llenó de jubilosos gritos y aplausos. «¡Oh, nuestro emperador Tito, oh, gran escritor Flavio Josefo!», resonó en todas partes. Así gritaban los senadores con sus togas adornadas con la banda purpúrea y sus altas botas rojas con borde negro, así gritaban, ligeramente contrariados, los colegas de Josef, así gritaban las numerosas damas, así gritaban, orgullosos y conmovidos, los pocos judíos que habían sido invitados: el doctor Licino y Cayo Barzaarone.

«¡Oh, nuestro emperador Tito, oh, gran escritor Flavio Josefo!». Y, con los demás, lo gritaba, feliz, la

dama Dorión. Por unos instantes logra quitarle importancia a la celebración ante el viejo Valer, ante Annius Bassus, y hacerse pasar por la altiva y sarcástica dama de siempre, pero no por mucho tiempo. Ni ellos mismos son capaces de sustraerse a lo emotivo de la ceremonia. Y así se yergue, orgullosa, la dama Dorión, la delgada y delicada cabeza ligeramente sonrosada, la boca grande abierta en un gesto infantil. Ante todos, también ante Annius y Valer y ante Flavio Silva, Josef dejará de ser el despreciado judío y será el gran escritor cuyo busto se yergue ceremonioso, aquí, en el Templo de la Paz. Ella se burló de él cuando hablaba de sí mismo como de un hombre de infinito poder, de un poder definitivo como el del juez de los muertos. Pero ¿acaso no acaba de decir incluso el burlón Marullo algo parecido al hacer su panegírico? Sus ojos vagan del enjuto y bello rostro de él al pálido y altivo brillo del busto, y es un nuevo Josef lo que ve: lo rodea ese misterioso resplandor tal y como mana del bronce corintio de su efigie, su cabeza mira altiva y ajena por encima de los demás, como el mismo busto. Y ella siente afluir su mejor disposición hacia él, como en los primeros tiempos, en Alejandría, cuando se le unió.

El propio Josef asiste en actitud discreta, digna, a estos honores. Tras su frente alta y abultada, se enmarañan, sin embargo, confusos pensamientos. Es un día glorioso, el ansiado día en que se ven cumplidos sus deseos. Israel atraviesa ahora la primera puerta que lo conducirá a la sala de honor de los pueblos. Pero ¿acaso no se trata de un honor robado? Allí está su busto; pálido y noble brilla el bronce bajo la corona verde oscuro. Pero él mismo está hecho de un material ínfimo. ¡Cuán pobre es su libro comparado con el que está llamado a escribir! E incluso sólo pudo ser terminado, ese pobre libro, con la ayuda de Fineas. Han pasado los tiempos en que, como antaño tras la conclusión de su obra sobre los macabeos, se sentía orgulloso de su griego. Ahora sabe que necesita apoyos y muletas por todas partes. Ni siquiera es capaz de ganarse a su hijo Pablo para su causa. ¿Cómo podría ganarse entonces al mundo? Se pierde, consciente de su nimiedad. Escucha el festivo alboroto de los que lo honran; pero a través de aquel ruido escucha de nuevo, queda y, sin embargo, capaz de acallarlo, la amarga y desdeñosa voz —la voz del amigo-enemigo—, decidida, aniquilando desde un principio cualquier réplica: «Vuestro doctor Josef es un miserable». Mira las caras que lo rodean: ¿acaso no ven lo miserable que es? El sentimiento de su impotencia amenaza con ahogarlo, no tardará en desplomarse. Mira a su alrededor buscando algún apoyo. No hay nadie que pueda ayudarlo. Ni siquiera está Alexas, el vidriero. Si al menos pudiera poner su mano en la cabeza de su hijo judío, Simeón-Janiki. Pero no hay nadie.

Su pálida y huesuda cabeza retiene entre tanto la misma sonrisa modesta y altiva. Tal vez se haya añadido tan sólo una sombra más a su palidez. Todos opinan que es un hombre que sabe encajar su fortuna, digno de su éxito.

LIBRO SEGUNDO

EL HOMBRE

Tras el agobiante calor de las últimas semanas, aquel día, el veintisiete de agosto, se levantó un viento benévolo, y Josef, de camino en su litera hacia el Palatino, disfrutaba de la leve y fresca brisa con todos sus sentidos. Se sentía dichoso. Constituía un triunfo para él que Tito lo mandara llamar incluso ahora, durante el incendio. Pues aquel día, el cuarto desde que se iniciara, aún no habían logrado apagarlo, el mayor desde los tiempos de Nerón. Tal vez éste había provocado aún mayores desgracias. Pues entonces el fuego destruyó el angosto y feo barrio del centro, mientras que esta vez había alcanzado las partes más bellas de la ciudad, el Campo de Marte, el Palatino. Habían sido destruidos el Panteón, los baños de Agripa, los templos de Isis y de Neptuno, el teatro Balbus, el de Pompeyo, la Sala del Pueblo, la Oficina de finanzas del Ejército, y cientos de las más bellas mansiones privadas. Pero lo más grave era que, por segunda vez y al poco tiempo de su reconstrucción, yacía destruido el Capitolio, el centro del Imperio mundial romano.

¿Acaso se trataba de una señal de los dioses contra el ballenato? Los rumores difundidos por los que le eran hostiles iban en aumento. Sobre todo los judíos eran presa de gran agitación. Se había visto afectada por el fuego su más bella sinagoga, la de la margen izquierda del Tíber, la de Velia, que fue destruida. A pesar de eso saludaron el incendio con satisfacción. Era con su dinero, el que antaño destinaran al Templo de Yahvé con el que el pretencioso vencedor había construido la casa de la Trinidad Capitolina. Y ahora, tras existencia tan breve, fue aniquilado por segunda vez ese Capitolio cuya vista tanto desdén y pesar les había deparado. Es la mano de Yahvé, proclamaban triunfantes. Su mano hace rodar al hombre que convirtió su Templo en cenizas y que humilló a su pueblo. Por doquier, en todos sus barrios, surgían vagabundos que anunciaban el fin del mundo y repartían tratados sobre el Mesías, el vengador, el que traerá la espada.

Josef veía las cosas de otro modo. Estaba henchido de satisfacción. Tito había intervenido de inmediato con una resolución desacostumbrada en las últimas semanas, enviando a todas partes patrullas de extinción y desescombro, sofocando de raíz cualquier intento de saqueo, proporcionando albergue a los que se habían quedado sin hogar, y, a pesar de todo ello, aún tenía tiempo para mandarle llamar.

Mecido suavemente en su litera, perdido en agradables pensamientos, Josef aspiraba aquella suave brisa. Todo se iba arreglando. Dorión se había transformado desde la erección del busto, están unidos como en sus primeros y mejores tiempos, en Alejandría. Se alegra de poder satisfacer sus deseos, o más bien —¿por qué habría de usar ese eufemismo?— sus caprichos. Aunque no le resulta fácil. Ha estudiado los presupuestos que le ha presentado para la villa. A pesar del regalo inesperadamente cuantioso que le ha hecho el emperador deberá pedir dinero prestado si quiere donar una cantidad medianamente decente a la sinagoga que llevará su nombre y construir al mismo tiempo la villa de Dorión. Claudio Regino, su editor, no le negará las sumas necesarias, pero sin duda aprovechará la ocasión para hacer comentarios desagradables. Pero que los caprichos de Dorión le cuesten esos sacrificios es lo que más lo atrae. Anoche le prometió la villa. Sonríe al pensar con cuánta astucia le sonsacó su beneplácito. Ahora, tras el incendio, le expuso en tono imparcial, aumentará la actividad de los constructores. Muchos que hasta ahora vivían en el centro construirán sus casas en los alrededores, con lo que subirán los precios de los terrenos del Albano y los de la construcción. Pero ella, como es lista, ya se ha puesto de acuerdo con el arquitecto Grovius. Mantendrá su palabra, le reserva el terreno, y no modificará su presupuesto.

Josef sabe cómo funcionan esas cosas, sabe que, naturalmente, el arquitecto sobrepasará la suma indicada en el presupuesto, sabe que tendrá que pagar cara su promesa. Pero él piensa en ella tumbada a su lado, con la cabeza apoyada en su pecho, hablándole con su aguda voz de niña, y no lamenta, ni siquiera ahora, a la luz del día, haber accedido. Puede permitirse ser generoso. No es hombre que se conforme con poco, no, eso hay que decirlo. Jamás fue acomodaticio, siempre tuvo sed de más vida, más éxito, más

logros, amor, sabiduría, Dios. Y ahora está en vena, ahora comienza a cosechar.

Tito fue a su encuentro con paso veloz, cálido. Desde que el emperador conoce el motivo del retraso de la llegada de Berenice, desde que sabe que no depende de él, se le ve animado, abierto, su debilidad ha desaparecido. El incendio no podrá mermar su seguridad. Que la felicidad se paga, eso ya lo sabía. ¿Acaso la inteligente Berenice no se ha sacrificado ya voluntariamente en otras ocasiones? Además, el incendio le brinda la ocasión de manifestar su generosidad frente a la avaricia de su padre. En realidad, le asegura a Josef dejándose llevar ante él, incluso le conviene. Siempre tuvo intención de construir. La destrucción de la vieja Roma no hacía más que confirmar que el cielo aprobaba su proyecto. Diligente y excitado le habla de la nueva Roma, cuya imagen lleva grabada en el alma, cuán majestuoso será su Capitolio comparado con el anterior, cuánta magnificencia nueva sustituirá a lo malo de antes.

Pero mucho más que la reconstrucción de Roma, más que todo lo demás, le obsesiona, como siempre, Berenice. En tono confiado, y sin que sea la primera vez, le pregunta al judío Josef, a su amigo, si será capaz de superar el abismo que los separa.

—Tú mismo, mi Josef —le dice—, te has casado con una egipcia. Sé que hay muchos que lo cuentan entre tus pecados. Tampoco mis romanos verían con buenos ojos que me desposase con una extranjera. Dime sin ambages, ¿qué opináis vosotros, los judíos, del matrimonio con una extranjera? ¿Constituye un pecado a los ojos de vuestro Dios?

A Josef le agradaba que el emperador se sincerase con él de ese modo. Pacientemente, como ya hiciera antes, le explicó:

—Josef, nuestro héroe cuyo nombre llevo, tomó a una egipcia por esposa, Moisés, que nos dio nuestras leyes, a una madianita. El rey Salomón compartió el lecho con muchas mujeres extranjeras, además de con sus esposas. Y nosotros, los judíos, rendimos tributo a Ester, la esposa del rey persa Asuero.

—Eso me consuela —respondió Tito taciturno—. Debo decirte una cosa, mi querido Josef —añadió después, muy cerca de él, rodeando sus hombros con el brazo, sonriendo con cierta turbación juvenil—: ante ella sigo comportándome como un niño. Es ajena y superior a mí, incluso cuando la tomo. Quiero que se una a mí, quiero mezclarme con ella. Pero ella está cerrada, incluso cuando se entrega. Vosotros los judíos tenéis esa expresión infernalmente aguda para designar el acto: el hombre que conoce mujer. Yo no la he conocido hasta ahora. Pero cuando venga estoy seguro de que se abrirá ante mí. Porque he descubierto el motivo por el que no lograba acercarme a ella. Estaba constreñido por un residuo de estúpida convención, mi vanidad de romano era una coraza que nos separaba. Pero en estas últimas semanas me he vuelto más sabio. Ahora sé que el Imperio es algo más que una prolongación de Italia. Tal vez esta catástrofe haya sido un aviso de vuestro Dios. Pero ya no hacía falta. He sido indolente, lo reconozco, mis manos se han mostrado perezosas a la hora de hacer lo que me dictaba mi corazón y mi cabeza. Pero a partir de ahora no lo seré. Flavio Silva no logrará que el senado apruebe su proyecto sobre la circuncisión. Pondremos en su sitio a los «sandalias blancas» de Alejandría. Díselo a tus judíos. Deben creer en mí. En los próximos días trataré con Claudio Regino todos los detalles de este asunto.

En realidad Josef deseaba regresar a su casa nada más terminar la audiencia. Pero desde el principio había experimentado el infantil deseo de mostrarse ante Mara y el joven Simeón con la toga de gala. Y ahora, tras ser objeto de la benevolencia de Tito, no fue capaz de reprimirlo. Se dirigió a la casa del vidriero Alexas.

Todo se iba arreglando, tanto dentro como fuera de su casa. Aquel opresivo sentimiento de incapacidad que lo asaltara en el instante de su más sonado triunfo había desaparecido. Es cierto, su vida es complicada, el asunto de Dorión es complicado, el de Mara no es sencillo. Pero ha dado con la solución. La mujer que ama, y de la cual ni su corazón ni sus sentidos podrían prescindir, le niega al hijo. Así que tomará al de la otra, a la que no ama pero que nada le niega.

Al joven Simeón no le han ido tan bien las cosas en Roma como se había imaginado Mara. En la escuela ortodoxa de la margen derecha del Tíber, donde envió a su hijo tras su llegada, él, el bastardo, el hijo del despreciado Josef, tuvo que escuchar toda clase de inconveniencias. Mara lo sacó de allí y lo envió, por consejo del vidriero Alexas, que le había cobrado afecto a aquel muchacho tan espabilado, a una escuela liberal. Simeón se sintió a gusto en ella, a nadie parecía molestarle que fuese hijo de Josefo. Pero su madre, que temerosa aún se aferra a los viejos usos, no está satisfecha. Su Simeón-Janiki aprende cosas dudosas en esa escuela tan distinguida. Nadie le prohíbe, ni siquiera en sábado, jugar en la calle con los chicos paganos a esos juegos salvajes. Y, sobre todo, está el pequeño Constans, el hijo del capitán jubilado Lucrio. Un día se burlaron los dos de unos sacerdotes de Isis y se organizó un alboroto, incluso intervino la policía. En una ocasión los vieron en el restaurante «El gran almacén de olivas». No hay manera de saber si llegó a comer allí algo prohibido, pues él calla tozudo cuando Mara lo interroga. Pero ¿qué será de él si, por casualidad,

ha probado allí el jamón, que el cartel del restaurante anuncia como su especialidad?

A Josef no le inquietan esas travesuras. Ha visto al pequeño Constans, el compañero de su hijo, un muchacho revoltoso y sucio. Los dos se atizan buenas palizas, pero se tienen afecto, sí, el pequeño Constans venera a Simeón desde que éste mostrara en una ocasión una de sus maquetas de piezas de artillería al capitán jubilado, su padre, que musitó:

—No está nada mal. Para ser de un niño judío tiene su mérito.

Pero la educación de Simeón no es, desde luego, la más adecuada, eso hay que reconorcérselo a Mara, y es hora de que alguien se haga cargo de él. Bien. Los deseos de Mara son más fáciles de satisfacer que los de Dorión, y no se desvían mucho de los propios. De modo que se ha decidido. Dejará a Pablo con Dorión, pero él mismo se ocupará de la educación de Simeón, y quizá, si se porta bien, más adelante lo acogerá en su casa. Una solución adecuada que agradará a todos, o al menos eso cree. Incluso los judíos de la capital llegarán a aceptar a su hijo griego si les muestra a su hijo judío. Aún no le ha hablado a Dorión de sus intenciones. Pero ¿qué podría objetar ella? Sonríe, calculador, con un cinismo sin malicia. Le ha regalado la villa, le debe un favor a cambio. Y toda generosidad lleva su premio en sí misma.

Pretencioso, se presenta con su espléndido vestido de gala ante Mara. Ella es todo admiración; incluso Simeón, tan crítico por lo general, admite en tono objetivo lo bien que le sienta.

Josef tiene intención de discutir primero su proyecto con Dorión. Pero está de buen humor y desea compartir su alegría con los demás. Mara podrá quedarse definitivamente en Roma, anuncia benévolo, y el chico irá a vivir con unos amigos bien situados y quizá más adelante lo acoja en su propia casa.

Por lo general Mara tarda en comprender las cosas; pero esta vez, al tratarse de su hijo, reconoce al instante el cambio que supondrá para su vida la decisión de Josef. Si el muchacho es educado en la casa de unos amigos de Josef, o incluso en la suya, eso significa que deberá separarse de su hijo. Sin duda lo vería muy poco si eso llegara a ocurrir. Su amo y benefactor Josef es muy sabio. ¿Pero acaso no sabe ella, como madre, algunas cosas del chico que Josef desconoce? ¿Y no olvidará Simeón muchos de los buenos usos de antaño? A pesar de todo, se siente feliz. Su Simeón-Janiki se ha ganado el corazón de su padre, se convertirá en un gran hombre como él aunque no llegue a ser doctor, caballero y sabio en Israel. Besa la mano de Josef, le pide a su hijo que la bese también, se muestra humilde, orgullosa, feliz.

Ese mismo día, un día grande, Josef decide que, ya que ha aprobado la construcción de la villa, debe organizar definitivamente la fundación de la sinagoga. Comunica al doctor Licino que desea participar en su construcción. Licino se alegra sinceramente. Con habilidad, para no ofenderle, roza la cuestión de su financiación. La sinagoga de Josef no ha de ser una casa de oración excesivamente lujosa. Por el momento, y sin que tenga carácter definitivo, calcula que el coste de su construcción se elevará a un millón setecientos mil sestercios. Josef se asusta. De ningún modo puede dedicar más de doscientos mil a la fundación de la sinagoga, y, con una aportación tan nimia, ¿puede pretender que le den su nombre? El doctor Licino continúa hablando sin dejarle siquiera expresarse. Había previsto que él y Josef compartieran los gastos. Josef debía aportar los setenta valiosos rollos de la Torá que había salvado de la destrucción de Jerusalén y que él, Licino, cifraba en unos setecientos mil sestercios; y así, Josef tendría que agregar unos quinientos mil en efectivo. Esos rollos de la Torá constituirían parte esencial del nuevo templo. En caso de que lo exterior, la construcción, superase inesperadamente el presupuesto inicial, los gastos añadidos irían por cuenta de Licino y de su gente.

Ésa es la generosa oferta del joven doctor, y aquél era un gran día. Josef casi no puede ocultar su alegría: ante los romanos tiene su efigie en el Templo de la Paz, y ante los judíos podrá reconciliarse con su Dios invisible por medio de la sinagoga de Josef.

Henchida de orgullo y con gran detalle explicaba la dama Dorión a su padre, el pintor de la corte Fábulo, que Josef había accedido finalmente a construir su villa en Albano. El corpulento caballero permanecía muy digno, particularmente atildado como era su costumbre; porque, como su oficio era el de pintor, la sociedad no lo reconocía plenamente, y por ello mostraba especial interés en vestirse con gran corrección y al modo romano. Cuando en su día Dorión, a la que amaba apasionadamente, se convirtió en la esposa del judío, se sintió herido en lo más profundo. Desde entonces se mostraba más estricto y aún más parco.

De modo que Dorión se pavoneaba, vivaz, contenta, con su voz aguda e infantil, de su habilidad para organizarlo todo. Hacía años que había acordado con el arquitecto Grovius un precio sorprendentemente bajo para el terreno y también para la construcción. No había sido fácil hacerlo esperar tanto tiempo. Ella lo había conseguido. Incluso ahora, tras el incendio, a pesar de que los precios subían de hora en hora, el arquitecto mantenía su palabra.

Fábulo la escuchaba con rostro impenetrable. Al principio, tras la boda de Dorión, no había sentido más que odio y desprecio por aquel judío, el miserable, el perro, con el que su niña se había perdido. El hecho de que Josef fuera, además, escritor, avivaba su odio; no quería saber nada de literatura, lo amargaba pensar que Roma estimaba a los literatos y no a los artistas. Y es que él era un gran retratista, acostumbrado a leer en los rostros de las personas, y en el de Josef adivinó muchas cosas de su destino y de su carácter. No podía ignorar la importancia de aquel hombre, y con los años llegaron a una especie de entendimiento. Sí, poco a poco fue creciendo en el pintor Fábulo algo así como una admiración teñida de odio. Aquel hombre, Josef, describía en su libro personas, paisajes, procesos de un modo extraordinariamente gráfico, con el ojo de un pintor; y eso que repudiaba toda representación pictórica. Finalmente terminó considerándolo un ser siniestro. Aquel hombre poseía poderes mágicos. No sólo había embrujado a su niña, sino también al viejo emperador y al joven. Prácticamente lo asediaban con ese reconocimiento social que tanto echaba en falta él, Fábulo. Su rencor se avivó aún más con la confidencia del escultor Basil, quien le refirió que Josef se había negado a que él pintase la columna de la biblioteca. Sin duda, su negativa nada tenía que ver con su propia valía, pues pasaba por ser el primer pintor de la época; pero todo el odio irracional que albergaba contra el yerno se reavivó al saberlo.

Al escuchar ahora el relato de la hija sobre la suerte de Josef, y que su riqueza le permitía ahora regalarle la villa con la que tanto había soñado, una rabia aún mayor lo asaltó. Él mismo gozaba de una buena posición y no era en absoluto avaro, le habría gustado regalarle a su hija, a la que amaba, la casa de campo; si no lo hacía era sólo por demostrarle que, a pesar del aparente y gran éxito del que gozaba Josef, le faltaba algo esencial. Le satisfacía ver que al menos pagaba su amor por aquel Josef con ciertas renuncias.

Con su acostumbrado silencio la escuchó hablar largo rato, feliz. Pensaba que su Dorión le había arrebatado al menos *una* cosa: no había permitido que su hijo Pablo se convirtiese al judaísmo. Ése era su consuelo. Su nieto llevaba camino de ser, aunque sin disfrutar de sus derechos, lo que él mismo era: romano por sus opiniones y su actitud y griego de formación. Pero aquel pensamiento no aminoraba su encono. Cuando finalmente Dorión tomó en sus manos su solemne cabeza diciendo: «Me alegro tanto, padrecito, de que por fin puedas pintar para mí *Las oportunidades perdidas*», el anciano se liberó con cuidado, pero decidido, de sus amadas manos y, con pocas palabras, le respondió con su masculina voz:

—Lo siento, Dorión, no pintaré ese fresco para el judío.

Dorión se quedó perpleja y respondió ofendida, indignada:

—¿Qué significa eso? Me lo habías prometido. No me resultó fácil convencer a Josef.

El viejo dijo lleno de odio:

—No me extraña nada. Precisamente por eso no lo haré. El emperador no es tan quisquilloso como tu judío; el emperador me ha pedido que pinte la gran sala de los Nuevos Baños. *Las oportunidades perdidas* encontrarán allí probablemente espectadores más competentes y, en cualquier caso, mejor dispuestos que los que tendría en la casa de campo de Flavio Josefo.

Dorión estalló:

—Me pondrás en ridículo ante él después de haber pataleado tanto para conseguirlo. Nunca antes has faltado a tu palabra —le rogó.

—La situación es ahora muy distinta —respondió Fábulo—. Flavio Josefo se ha negado expresamente a que trabajase para él. Me rechazó cuando el escultor Basil propuso mi nombre.

Dorión calló consternada, pues no estaba al corriente de aquello. Pero su padre continuó hablando.

—¿Ponerte a ti en ridículo ante él? —dijo sarcástico—. Él es quien se ha puesto en ridículo ante todo el mundo incontables veces. Se dejó azotar, recorrió las calles arrastrando la cadena de los esclavos. Y, aunque hayan colocado su efigie en la biblioteca, seguirá siendo ridículo, está marcado. El judío, el perro, el despojo.

Dorión no había escuchado jamás palabras tan desmedidas de labios de su padre. Durante un instante se había sentido tentada de darle la razón; pero ahora, al escuchar todo aquello, cambió de parecer. Años atrás, cuando le anunció su decisión de vivir con el judío, pensó que la increparía con duras y sarcásticas palabras, pero él no dijo nada, apretó los labios hasta que se volvieron delgadísimos, sus ojos se desorbitaron de un modo terrible, fue espantoso, y ella salió corriendo de la casa al encuentro de Josef. En aquel entonces calló, y durante todos aquellos años, y le sorprendía enormemente que ahora, diez años después, se decidiese de pronto a hablar.

De puro asombro le faltaron de pronto, a ella, tan elocuente, las palabras. Pero después vio ante sí el busto de la sala de honor, su pálido y altivo brillo, el misterioso resplandor en torno a la cabeza de Josef, escuchó la festiva algarabía en su honor y su asombro se trastocó en indignación.

—No permitiré que lo insultes —estalló—. Ni siquiera tú. ¿Él un perro? ¿Él un despojo? Tiene el poder de un juzgador de muertos —prosiguió con su delicada voz. Cuando el propio Josef se vanaglorió de ello le sonó pueril, ella misma se había burlado de él, pero sus ojos refulgieron claros, casi en éxtasis, al repetirlo ahora—. Él juzga a los vivos y a los muertos, tiene poder para ello. Es Hermes con su cabeza de pájaro consignando la sentencia en sus tablillas.

Casi se alegraba de que el padre hubiera formulado aquellos reproches tanto tiempo acallados, acumulados, para poder responderle.

Fábulo continuó hablando, insultando con palabras duras y soeces como las de un cochero. Lamentaba dejarse llevar de aquel modo. Amaba a su hija, la amaba por su madre egipcia, por su talento para el arte, por su hijo al que educaba de acuerdo con sus principios. Sabía que con cada palabra la apartaba un poco más de sí, y él mismo sufría profiriéndolas; no era su estilo hablar de aquel modo duro, vulgar. Pero cuando pensaba en aquel hombre, en el judío, el miserable, el perro, entonces olvidaba toda moderación, se dejaba llevar y decía más de lo que quería decir. Todo lo que se había guardado durante tanto tiempo estalló, sucio, mezquino, malvado.

Dorión palideció, primero en torno a los labios, como solía ocurrirle, después en todo el rostro. ¿Era ése su padre, el que veía caminar de un lado a otro e insultar y maldecir de un modo tan brutal, el artista más grande de su tiempo al que amaba? En una ocasión tuvo que elegir entre él y Josef, y eligió al esposo. Pero al final todo se arregló: conservó al esposo y al padre, ¡y se habría alegrado tanto de tener ahora en la casa que le regalaba el esposo la obra de su padre, esa obra conmovedora y ligeramente burlona, la mejor, *Las oportunidades perdidas*…! Y, sin embargo, ahora todo desembocaba en terribles y brutales insultos. Pero no había remedio, tampoco ella pudo contenerse.

—Vete —le interrumpió de pronto con su fina y aguda voz, pálida, fea, desgarrada—. Vete —dijo de nuevo—, y pinta tu mural para quien quieras, para el emperador o para la plebe de Roma.

Fábulo se quedó allí sentado, inmóvil, como antaño, cuando le habló por primera vez de su unión con el judío, con la boca crispada y los ojos desorbitados. Y, como entonces, calló. Ella deseaba ardientemente que dijera una sola palabra, que se retractase o se disculpase. Pero él no dijo nada, simplemente se quedó allí sentado, quizá se bamboleaba levemente, de un modo imperceptible. Su silencio se posó alrededor de Dorión y la oprimió de tal modo que sintió todo su tronco dolorido. Pero tampoco ella retiró nada y cuando por fin se levantó no lo retuvo. De modo que se fue, titubeando un poco, la espalda menos recta que de costumbre.

Aquél era el estado de ánimo de Dorión cuando Josef acudió a verla para comunicarle los planes que tenía para su hijo Simeón. Lo formuló con sencillez, como de pasada. En el fondo se sentía orgulloso de su idea y no se le ocurrió pensar que Dorión podría oponer serias objeciones.

Su pálida tez morena permaneció impertérrita mientras lo escuchaba. Sus amigos le habían informado de la presencia de la primera esposa de Josef, todos se burlaban de aquella mujer provinciana, había sido una aventura juvenil, la misma Dorión se había limitado a sonreír al saberlo, olvidando muy pronto aquella historia. Pero ahora, mientras Josef hablaba, el asunto tomó de pronto otro cariz. Había hecho enormes sacrificios por aquel hombre y él lo había considerado lo más natural, sometiéndola a mil humillaciones. Y ahora se atrevía a equiparar al bastardo de aquella insignificante provinciana a su Pablo, a traerlo a su casa. ¿Acaso estaba tan obcecado que no se daba cuenta de lo que le pedía? ¿O es que los vínculos que lo unían a aquella hembra eran quizá más profundos de lo que imaginaba? Le habían dicho que se trataba de una pequeña judía tonta y rechoncha, una mosquita muerta; pero ¿quién podía saber lo que la ligaba a aquel extraño Josef? El judío sigue siendo siempre un judío, el judío va a la judía, como el lobo a la loba, como el perro a la perra. Aún ayer lo había defendido con tanta vehemencia ante su padre, con uñas y dientes, arrojando por su causa de su casa a la única persona que amaba. Así que aquél era el sustituto que le proponía para su padre: su hijo bastardo. Pero se contuvo, no dejó traslucir la amargura y la maldad que la inundaron, y se contentó con decir en voz baja y secamente:

—No. No estoy de acuerdo con que equipares a ese chico con nuestro Pablo.

Josef no se dejó engañar por aquel tono frío. No había nada extraño en que hubiera un pequeño tira y afloja antes de que le concediera su autorización. De modo que siguió hablando muy sereno.

—¿Nuestro Pablo? —le replicó—. De eso se trata, precisamente, de que nuestro Pablo no es, desgraciadamente, más que tu Pablo, no el nuestro. Debes comprender que deseo tener por fin un auténtico hijo judío. Medítalo detenidamente, mi querida e inteligente Dorión, y verás que no te pido nada que no sea justo.

Dorión continuó impenetrable.

—No soy yo —dijo con malicia, aunque conteniéndose— la que te niega al chico. Él mismo se cierra ante ti. Y hace bien, porque no es judío. Tú lo has logrado, has sabido sobresalir de entre la plebe. ¿Por qué razón debería rebajarse mi hijo al nivel de tus judíos? Intuye con razón que no le conviene. Míralo, habla con él: sencillamente no quiere. Intenta convencerlo. Llévatelo si eres capaz.

Su sosegado sarcasmo lo indignó. ¿Acaso no había impedido ella que tuviese contacto con las enseñanzas judías y con personas judías? ¿No le había impuesto a Fineas? Y ahora se atrevía a burlarse de él por no haber logrado que su hijo se aviniese a ser judío. Se imaginó a Pablo, le comparó con Simeón. Pablo era esbelto, bien formado, tenía los sosegados y afables modos de Fineas, no cabía duda de que, si se lo comparaba con Simeón, el bullicioso y desfachatado muchacho judío no saldría bien parado. Pero ¿qué derecho tenía a reírse de él por no lograr hacer de Pablo un judío? La culpa de que ella se muestre tan insolente es mía, se dijo. *Pherizus,* emancipación: es el peor rasgo que puede tener una mujer, eso enseñan los doctores, y ninguna clase de hembra es para ellos más peligrosa que las emancipadas. Le vinieron a la mente ciertos versículos de la Biblia: «Y hallé que es la mujer más amarga que la muerte y lazo para el corazón, y sus manos, ataduras. El que agrada a Dios escapará de ella, mas el pecador en ella quedará preso». Los recitó en voz baja, casi inaudible, como lo hiciera de niño, cuando los memorizó.

—¿Decías algo? —preguntó Dorión. Pero él había recuperado el control de sí mismo. Debe tener paciencia. Las mujeres no poseen ninguna lógica. Dios les ha negado la capacidad de razonar de un modo constructivo. Incluso a la judía le está vedada la lógica: ¿cómo habría de ser lógica ésta, que es griega?

—No deberías decir eso, Dorión —le replicó, por tanto, muy tranquilo—. ¿No has hecho tú todo lo posible por convertirlo en un griego? ¿No te has opuesto cada vez que traté de enseñarle algo del judaísmo? No te lo estoy reprochando, pero, por favor, sé razonable y no te opongas a mi deseo de tener un hijo judío.

Pero ella no cejó. Su hijo era griego, griego en cada una de las fibras de su ser. Injertar en él el judaísmo habría constituido un delito. Sí, ella había logrado, y no sin esfuerzo, que Pablo desarrollara su propio talento mediante la educación y los modos de Fineas. Y se enorgullecía de ello, pues era lo mínimo que una buena madre debía hacer por un hijo como el suyo.

Su tenacidad lo irritó.

—¿Y qué —preguntó burlón— es lo que has conseguido con los métodos de tu Fineas? ¿Que Pablo, cuando sea adulto, sea amado por todo el mundo y se convierta en un cabezahueca como tu Annius y el resto de tus amigos?

Mientras lo decía lamentaba haber pronunciado aquellas palabras. Pero era demasiado tarde. Dorión se levantó y se enfrentó a él, delgada, esbelta, pálida. En un primer momento logró dominarse.

—No entiendes al muchacho —le dijo—. Es un griego, y tú seguirás siendo siempre un judío, por mucho cuidado que pongas en afeitarte la barba.

Pero después, como si sólo entonces se diese cuenta de lo que él había dicho, dio rienda suelta a toda su rabia. Él, estalló, osaba echarle en cara su amistad con Annius, él, que tan ciego y tan poco selectivo era en su lascivia. ¿Quién era ella, aquella mujer por cuyo hijo era capaz de luchar tan denodadamente? ¡Oh!, sabía muy bien quién era, se lo habían dicho. Una insignificante provinciana, una mosquita muerta, una estúpida judía regordeta, a la que el viejo Vespasiano no había tolerado a su lado más de *una* noche. Y ahora pretendía comparar a su vástago con su Pablo, criado entre algodones. Era capaz de ofenderla en su nombre. ¿Cómo podía saber siquiera si aquel golfo era hijo suyo y no de Vespasiano?

Mientras lo imprecaba de aquel modo, estridente, delgada, malvada, rememoraba con amargura, lamentándolo, con cuánta vehemencia lo había alabado ayer en ese mismo lugar. Aún lo ama. Ha demostrado que está dispuesta a acatar sus deseos, a escucharlo aunque no lo comprenda. ¿Por qué no es capaz de tener la más mínima consideración? ¿Por qué le exige tanto y da tan poco? ¿Por qué la obliga a insultarlo de ese modo abyecto y mezquino? Se la veía muy pálida mientras le hablaba, sólo con un gran esfuerzo logró que su rabia se impusiese al amor que sentía por él.

El rostro desnudo de Josef enrojeció al verse azotado por sus palabras. Sintió deseos de arrojarse sobre ella, de golpear aquel cuerpo delgado, insolente, frágil, con sus manos, con su estilete. Detrás de su cara adivinaba la cara amable y burlona de Fineas, tras su débil voz escuchaba la voz armoniosa, elegante, de Fineas. Pero, a pesar de toda su rabia, sabía que era la humillación de muchos años la que estallaba ahora. Pensó en todo lo que ella le había dado, y era como si sus palabras dejasen traslucir sus pensamientos tanto tiempo acallados. La veía ante él: cómo permitió que la enviase lejos, en silencio, sin mencionar siquiera al hijo, a su hijo Pablo al que con razón llamaba suyo; pues era de ella y no suyo. ¿Acaso no es culpa de él que haya cambiado tanto? No debe tener en cuenta lo que le está diciendo. Está trastornada. Sus insultos son palabras inspiradas por el instante, dentro de una hora se habrá arrepentido de pronunciarlas. Lo que él no

sabe es que ya se arrepiente al hablar, incluso antes.

Se acercó a ella, se sentó y la atrajo hacia sí, le habló con dulzura tratando de convencerla. Tenía razón. Él era judío y ella griega, y sólo en sus mejores y más felices instantes podían ser uno. Así lo había dispuesto el cielo. Pero precisamente en eso se basaba su propuesta. Debía pensar que aquel compromiso también encerraba un sacrificio para él: renunciar a Pablo. No era cierto que siempre tomaba sin dar nada a cambio. Permitirle construir la villa, por ejemplo, supondría para él una carga nada desdeñable.

No debió haber dicho esto último. Ella se levantó de un salto y se alejó de él. Dura, fría, con una voz cuya serenidad lo inquietó y asustó aún más que su rabia, le explicó que conocía a un montón de hombres que estarían encantados de regalarle esa villa, e incluso una mejor, y sin echárselo en cara. Por lo demás, por lo que se refería al fresco *Las oportunidades perdidas,* ya no era necesario que se esforzase por aceptarlo, pues su padre se había negado a pintarlo para *él:* lo haría para el emperador.

Los ojos de Josef adoptaron una expresión casi imbécil. No alcanzaba a comprender los motivos ni la situación, no entendía a esas personas. Calló. Pero ella, probablemente azuzada por el recuerdo de su padre, le habló cada vez más frenética, más alocada.

—¡Deshazte de esa mujer! —le exigió de pronto cambiando de tema, dura y dominadora—. De la mujer y del bastardo.

Josef la miró sorprendido hasta la médula. Se había equivocado, eso estaba claro. La conocía bien, pero no del todo. Había exigido tanto de ella en el pasado que ahora incluso una petición justa la enfurecía.

—Deshazte de esa mujer —repitió obstinada con la misma mirada clara y salvaje. Había perdido el control de sí misma.

Como siempre que le ocurría alguna desgracia, alguna sorpresa, Josef se volvió frío como el hielo, reprimió sus sentimientos y buscó apoyo en la cordura.

—Medita mi propuesta con calma, Dorión —le rogó, y su voz sonó indiferente—. Medítala dos o tres días. Y, por lo que respecta a la construcción de la villa, no permitas que te engañen y exige que se aceleren. Ya he pagado dos mensualidades. Reflexiona sobre todo ello, Dorión.

Tomó su larga y fina cabeza entre sus manos, su piel era suave y muy fresca; la besó, ella le dejó hacer sin moverse y después se alejó.

Josef exigió a Claudio Regino un adelanto sobre sus futuros trabajos, ciento cincuenta mil sestercios. Fue, tal como había previsto, una conversación desagradable. Regino se lo abonó, pero le entregó la orden de pago con una serie de observaciones quisquillosas e irónicas de índole general. Aquel día se mostró particularmente agrio. Con la muerte de Vespasiano, le explicó, se había iniciado una época de despilfarro. Si el viejo viese con qué alegría derrochaba Tito el capital que con tanto esfuerzo había reunido levantaría admonitorio el dedo de su tumba.

—Vespasiano —dijo quejumbroso— jamás habría tirado esa suma para la nueva versión de *La guerra de los judíos.* Sí, claro, la dama Dorión debe tener su villa. ¿Acaso es necesario dar todos los caprichos a las damas? No me gusta que construyáis ahora. Todo el mundo se apresta a construir. Nuestro Tito acaba de invertir doce millones y medio más en su anfiteatro. Los juegos con los que lo inaugurará durarán cien días. Cada día cuesta casi medio millón. Al viejo se le cortaría el resuello. Con la ayuda de Júpiter y la mía dejó un par de miles. Si seguimos así, pronto estaremos en la ruina.

»El problema no es esa suma en concreto. Duele, pero se puede pagar. Lo grave es que sienta un precedente. Después de construir los baños y el anfiteatro nuestros queridos romanos querrán también una galería; después de la galería un templo, y querrán bañarse en los baños, y no es posible celebrar unos juegos de cien días todos los años. Ya lo veréis, doctor Josef. Lo experimentaréis en carne propia. Vuestra dama Dorión necesitará una docena de esclavos nuevos para su villa, y caballos, y una carroza. Es cierto que hemos bajado los precios. Una fanega de trigo no cuesta más que cinco sestercios, y por catorce se puede conseguir un buen par de zapatos. El sastre ya sólo exige un jornal de siete sestercios, y el escriba se conforma con tres y medio por cien líneas. Son cantidades que no os arruinan, os lo podéis permitir. Pero os quedaréis de piedra cuando veáis cómo se incrementa vuestro presupuesto cuando la dama Dorión se instale en su villa. Miradme. Esta túnica tiene ya cuatro años, estos zapatos tres. Podría permitirme otros nuevos, pero no considero sabio elevar mi nivel de vida así como así.

»No veo con agrado, doctor Josef, que turbéis vuestra mente con problemas económicos en lugar de mantenerla despejada para vuestra *Historia de los judíos.* He invertido mucho en vos, doctor Josef. He invertido en vos, dejadme que lo calcule, un porcentaje dos mil veces mayor del que he invertido en vuestro colega Justo de Tiberíades, y la vida en Roma resulta sólo un treinta y siete por ciento más cara que la vida

en Alejandría. Bien, sea —suspiró entregándole la orden de pago.

«No soy yo», había dicho Dorión, «la que te niega a Pablo. Él mismo se cierra ante ti. Trata de ganártelo. Llévatelo si eres capaz». Aquellas palabras le roían el alma. Pues Dorión tenía razón, siempre había existido entre ellos un sentimiento de extrañeza. ¿Pero a qué se debía? Era cierto, los niños no le interesaban, le resultaba difícil ponerse en su lugar. Él mismo había sido un niño precoz que creció demasiado deprisa, y no le agradaba pensar en su infancia. Se había sentido más libre y más feliz al pasar los años, sólo entonces disfrutó del sentimiento que le proporcionaba crecer, madurar. Sin embargo, si se empeñaba era capaz de entender a las personas, también a los jóvenes; pero era arrogante y lo deseaba raras veces. Le habría gustado ganarse a su hijo Pablo, pues lo amaba. ¿Por qué razón fracasaba precisamente cuando se trataba de él y no era capaz de expresarle su amor? Si lo meditaba fríamente, el chico era la única persona ante la que se sentía inhibido. Siempre se había sentido inseguro ante Pablo, y tampoco ahora sería capaz de superar aquella extrañeza. Dorión tenía razón.

A pesar de ello reconocía con amargura y alegría que Pablo era un hijo que merecía ser amado y del que podía sentirse orgulloso. Los miembros del niño, que contaba nueve años, eran delicados, y, sin embargo, fuertes, sus movimientos seguros y gráciles. Sobre un largo cuello descansaba, fina y morena, la cabeza, la cabeza de la madre, pero los vivaces ojos eran los del padre: brillaban altivos en el estrecho y fino rostro.

En la escuela de Nikias, donde estudiaba, tenía pocos amigos. Aquello se debía no sólo a que no se le permitía llevar el vestido propio de los jóvenes ciudadanos romanos —entre los ochenta escolares de Nikias había dos docenas sin la banda que distinguía al ciudadano—, sino a que, además, pasaba por arrogante. Cuando jugaban con él, cuando participaba en las peleas de gallos de sus compañeros y se traía sus propios gallos, solían acabar no sólo pegándose —eso no habría tenido mayores consecuencias—, sino lanzándose acres y maliciosos insultos que no dejaban de reprocharse más tarde. Y eso que los demás lo respetaban; era valiente, eso nadie lo negaba, incluso su arrogancia les agradaba, y cuando se detenía delante de la escuela de Nikias con su carro de cabras, el más bonito de toda la calle, incluso se sentían orgullosos de él, lo que no les impedía burlarse del olor a cabras que llevaba impregnado; quien quisiera tener un buen carro no podía dejar el cuidado de los animales en manos de los esclavos sino que debía ocuparse personalmente de ellos. Pero del apestoso olor de las cabras no era difícil pasar a otras injurias dolorosas sobre el apestoso olor de los judíos e insultos similares. Pablo sabía que era únicamente la envidia la que llevaba a sus compañeros a insultarlo de aquel modo, envidia de sus cabras y de su padre, pero no por ello lo afectaban menos sus ofensas. No lo dejaba traslucir, un chico romano debía ocultar su irritación. Apretaba los labios y miraba altivo por encima de los otros. Había algo especial en él que lo elevaba sobre los demás, y eso lo reconcomía.

En principio le habría gustado muchísimo jugar con los otros niños. Cuando modelaban sus muñecos en forma de animales hechos de cera y arcilla o hacían rudimentarias caricaturas de profesores, compañeros, conocidos, le habría encantado participar, pero era de carácter colérico, sabía que no tardarían en pelearse, y no podía soportar que lo insultasen tachándolo de judío. Si se le enfrentaban con aquel insulto específico no sabía qué replicar. De modo que, contra su propia voluntad, lo obligaron a acercarse cada vez más a los adultos. Pasaba mucho tiempo en compañía de su madre, admiraba al viejo Valer, tan rígido y distinguido, veneraba tímido y distante a la blanca y estricta Tullia, buscaba la conversación del ruidoso y decidido coronel Annius, con el que resultaba tan fácil intimar, y se aferraba cada vez más a su maestro Fineas. Cuando le permitían estar con él o cuidar de sus cabras era cuando se sentía más dichoso.

Las cosas le iban bien. Aprendía con facilidad, en historia destacaba sin esfuerzo entre sus camaradas. Como único hijo de una familia pudiente contaba con los medios necesarios, iba bien vestido, poseía los mejores modales y el mejor tiro de cabras. Hay que decir que a menudo ocultaba cera y mástique en las amplias mangas de su vestido con las que amasaba figuras de animales, y que la pulcritud de su aspecto se resentía debido a dicha costumbre. Sin embargo, no cabía duda de que era uno de los muchachos más elegantes y distinguidos de la escuela de Nikias. Lo que arruinaba aquel brillo era, sin que llegase a confesárselo abiertamente, el judaísmo de su padre. Su padre era un ilustre romano, un gran escritor y amigo del emperador, le amaba y se sentía orgulloso de él: pero era un judío. Nadie le había explicado qué era eso exactamente. Debía de ser algo bueno, pues si no su padre no sería judío, pero al mismo tiempo debía de ser algo muy malo, porque de otro modo su madre habría permitido que él también fuese judío y, con ello, un joven aristócrata romano. Cada vez que formulaba alguna pregunta al respecto lo consolaban asegurándole que le explicarían todo cuando fuese mayor; sin embargo, él daría su tiro de cabras por salir de aquella confusa situación.

A menudo, cuando estaba con su padre, lo miraba tímido, tratando de acercarse a él. Miraba sus manos, la desnuda piel de sus piernas, todo aquello le resultaba ajeno, y, sin embargo, era su padre. A veces llegaba a acariciar, curioso y tierno, su piel. Su padre no lo notaba, o si lo hacía, se retiraba en seguida, un poco extrañado. Lo que más le llamaba la atención en su padre era la barba, aquella barba negra y triangular artísticamente anudada. De niño había tratado muchas veces de jugar con ella, de acariciarla. Más tarde le dijeron que sólo los orientales llevaban esas barbas. Cuando, no hacía mucho, se la cortó, el rostro desnudo del padre le resultó aún más extraño que cuando la llevaba, y a veces sentía nostalgia de la severa y artística barba.

Solía ocurrir que el padre le relatase historias referidas a las leyendas judías, o que le describiese el lujo del Templo. Pero por muy certeramente que Josef contase aquellas cosas en sus libros no lograba reproducirlas fielmente ante su hijo. Las historias del ámbito griego que le enseñaba Fineas eran más bellas, más sutiles. También el griego del padre era tosco, lleno de acentos y entonaciones que Fineas le tenía terminantemente prohibidos. Pablo lo escuchaba cortés, pero se sentía aliviado en cuanto su padre concluía el relato.

En una ocasión le preguntó a su tío Annius directamente qué eran los judíos, si debía considerárseles bárbaros. El tío Annius pareció dudar por un momento, pero después se sinceró con el chico a su manera jovial y abierta. Durante la guerra, los judíos habían demostrado ser buenos soldados, de eso no había duda. No cabía pensar que, como solía decirse, veneraran en su Templo a un asno o que celebrasen sacrificios con muchachos griegos. Pero, por lo demás, estaban llenos de supersticiones. Éstas los llevaban, por ejemplo, a gandulear cada siete días, es decir, durante la séptima parte de sus vidas. Y no se trataba sólo de pereza. Él mismo había visto cómo eran capaces de dejarse ajusticiar sin oponer resistencia en ese séptimo día a causa de tal superstición. Había que tomarlos como eran. Un auténtico romano debía tolerar a cualquier criatura del mundo habitado. ¿Que si eran bárbaros? Sí, en cierto sentido sí, pero pertenecían a la especie más fina, más distinguida de los bárbaros. No se les podía comparar con los germanos, por ejemplo, o con los británicos.

Pablo meditaba a menudo en esa conversación, sobre todo al ocuparse de alimentar a sus cabras en el establo. Conseguir buen forraje y mezclarlo adecuadamente no era cosa fácil. Tenían muchos caprichos, sobre todo Paniscus, el hermoso chivo castrado que era su orgullo. Necesitaban plantas secas y de calidad, sus pequeñas porciones de sal cuidadosamente medida, y mucha hierba fresca que no siempre era fácil de conseguir en la ciudad. Pablo cortaba y mezclaba, las cabras se agolpaban en derredor, pastaban, mascaban con ruido mientras él meditaba. Entonces, de pronto, tuvo una idea. Si los judíos eran bárbaros, y si su padre era judío, entonces debía de ser algo bueno ser bárbaro y, por tanto, se ufanaba de descender de un bárbaro. Había terminado su tarea, pero permaneció en el establo. Se quedó en cuclillas en una esquina. Lo rodeaba el ruido de las cabras al mascar, y él perseguía sus pensamientos. «Sí, así es, mi Paniscus», dijo satisfecho acariciando al animal, que mascaba afanoso, detrás de la pequeña y puntiaguda oreja.

Como es natural, Josef sabía que el niño oiría probablemente toda clase de comentarios irritantes sobre su procedencia judía, pero no sabía cuánto le hacía sufrir aquello, y Pablo tampoco se lo confesó. Ni siquiera durante aquellos días, en que lo abrumaba el recuerdo de las duras palabras de Dorión, intuyó algo de las zozobras de su hijo.

Un día de aquéllos se encontró inesperadamente en una ocasión con Pablo en el Campo de Marte. El niño conducía su tiro de cabras. Josef se alegró de verlo. Él iba en su litera y le propuso una carrera para ver quién llegaba antes a casa, Pablo con sus cabras o él con sus expertos porteadores capadocios. Y se sintió casi tan orgulloso como Pablo cuando éste lo venció por una pequeña diferencia.

Invitó a su hijo a acompañarlo a su despacho. Lo hacía en raras ocasiones, y constituía un gran honor para el niño. Padre e hijo estuvieron charlando un rato. Con un porte excelente, aquel muchacho fuerte y hermoso se sentó frente a su padre, iluminado por un destello del potente sol estival que caía oblicuo sobre él. Una vez más, Josef comparó en su mente al hijo de Mara con el de Dorión, y su hijo judío le pareció basto.

Le preguntó y supo que Pablo estaba leyendo la *Odisea,* tanto en la escuela como con Fineas, en particular el canto decimoquinto. El propio Josef había estudiado a Homero con gran ahínco encontrándose ya en Roma. Y ahora, con aire benévolo, con desacostrumbrada torpeza y, al tiempo, orgulloso, le citó a Pablo un par de versos. El niño lo escuchó cortés. Las nobles palabras griegas manaban desabridas de la boca del padre. Eran unos bárbaros esos judíos, arruinaban el griego con su acento; sin duda, si su padre era un bárbaro, había razón para estar orgulloso de pertenecer a ellos, pero, a pesar de todo, Pablo no pudo sustraerse a la tentación, al concluir aquél, de recitar a su vez un par de versos con la perfecta pronunciación y la elegante entonación de moda en aquellos días, medio prosa medio verso, que había

aprendido de Fineas. Sin ofenderse en lo más mínimo, Josef escuchó complacido el hermoso sonido de las bellas líneas tal como salían de la boca de su hijo. Ese Fineas domina el griego. Cuán orgulloso se había sentido él de su griego, entonces, mientras escribía el libro de los Macabeos. Ahora sabe lo pobre que era. Fineas debía traducir el salmo del ciudadano del mundo. Lástima que sea tan pérfido.

El chico continuó recitando sus versos.

—«Ved, así también hube yo de abandonar la tierra de mis padres, y así fui un extraño y un fugitivo entre los hombres» —concluyó, y los versos aún flotaban por la estancia; Josef únicamente había atendido a su sonido, y sólo ahora meditaba en su sentido, y le supieron amargos.

—Mi acento en griego es malo —dijo de pronto sin preámbulo alguno, por lo que sonó como un ruego o como una disculpa. Se preguntaba qué comentario usaría Fineas con Homero. Había cuatro o cinco comentarios muy buenos, uno de ellos repleto de observaciones antisemitas, el de Apión. Si utiliza el de Apión, pensó Josef, lo echo de mi casa. Pero no se atrevió a preguntárselo a su hijo.

Éste manipulaba entre tanto el mástique que llevaba oculto en su amplía manga.

—¿Qué haces ahí? —preguntó Josef. El niño, que un instante antes se ufanaba de ser superior al padre por su excelente griego, se sonrojó hasta la raíz. Josef rió benévolo, raras veces reía. Pero en su fuero interno pensó: le enseñan todo aquello que saben me está prohibido y que aborrezco. Si utiliza el comentario de Apión lo echo.

Pocos días después fue a la habitación de Pablo mientras Fineas impartía su clase. Se sentó sin decir palabra y escuchó. Fineas procedía metódicamente, analizaba los versos, evitaba cualquier dificultad y, sin embargo, presentaba todo ante el niño de forma que resultase comprensible y agradable. Josef se mostró interesado; Homero era a los griegos lo que la Biblia a los judíos. Homero era un cúmulo de mentiras y fantasías bellamente entretejidas, pero era posible comentarlas con gran agudeza. Era un método distinto, pero constituía una enseñanza provechosa. Le habría divertido zarandear alguna vez a Homero con los métodos interpretativos que se aplicaban en las universidades judías para comentar la Biblia. Así es como *él* le habría enseñado Homero a Pablo. Lástima que no pudiera hacerlo.

Sonriente, con el interés que muestra un adulto por los juegos infantiles, Josef hojeó los manuscritos que había sobre la mesa. De pronto, mientras leía entre líneas un libro abierto —se trataba de uno de esos volúmenes de papiro cuyas hojas se vuelven que no agradaban a Josef, y no un rollo de pergamino de los antiguos, tan sólidos— se le dispararon el corazón y los pensamientos. ¿No era aquél…? Volvió hacia atrás. Sí, aquél era el comentario de Apión.

Calma, se dijo Josef. No dejarse llevar, no mostrar su ira ante el niño. Tengo que echarlo. Puesto que se ha atrevido a esto no debo tener más consideraciones con él, sería una locura. Pero me gustaría saber si tendrá la insolencia de presentarle a Pablo el libro de este perro en mi presencia. Josef tuvo que hacer un esfuerzo para seguir las palabras de Fineas, sus vivaces ojos estaban velados de rabia, le costaba respirar. Pero estaba seguro de que hasta el momento Fineas no había citado aún a Apión. No dijo nada, siguió escuchando, aguardó.

Hacía rato que el inteligente Fineas se había percatado de lo que ocurría. Desde el último trabajo que realizara para Josef contaba con que aquél no tardaría en negarle pan y servicio. Poco le importaba: no tenía recursos, y la ley obligaba a Josef a garantizar la subsistencia de su liberto. Sin embargo, sí sentiría que le hurtasen la influencia que ejercía sobre el niño al que había cobrado afecto. Pero no tiene la menor intención de negar por semejante motivo su procedencia y su verdad griegas.

Así que, en tono indiferente, habiendo transcurrido apenas media hora desde que Josef entrase en la estancia, dice:

—Con respecto a esto, Apión opina —y coge el libro y comienza a citar de él. Josef lo interrumpe.

—¿Realmente quieres enseñarle al muchacho lo que dice ese libro? —pregunta—. ¿A mi hijo?

Su voz es ronca, se reprime para no mostrarse agresivo, habla en voz baja, pero todo un mundo de indignación subyace a ese «mi».

—¿Acaso consideráis malo el comentario que hace Apión de Homero? —replica sereno Fineas mientras Pablo mira expectante ora a uno, ora al otro—. Pero no voy a discutir semejante asunto con el escritor Flavio Josefo —prosigue servicial—. ¿Conocéis quizás a otro que haya encontrado mejores palabras para alabar al escritor que las de Apión? ¿Os percatasteis de que el senador Marullo utilizó, sin darse cuenta, ciertas palabras de Apión en el discurso de inauguración de vuestro busto? Creo que no existe mejor medio para enseñar a nuestro Pablo —dijo, subrayando ligeramente el «nuestro»— cuán alto y noble es el oficio que desempeña su padre.

Había vuelto a poner el libro sobre la mesa. Josef lo cogió sin pensárselo dos veces; solía ser muy cuidadoso con la letra escrita, pero en esta ocasión no pudo dominarse, lo agarró con tanta vehemencia que

lo rasgó, aunque aún lograba reprimir su tono y no alzó la voz.

—¿Y vos os atrevéis —dijo— a darle a leer al niño las sucias barbaridades que es capaz de inventar ese egipcio sobre el pueblo de su padre?

Y mientras lo decía pensaba: «Ha llegado el momento, lo echaré de mi casa. Pero debo hacerlo serenamente, sin violencia. Aunque es una lástima que no llegue a traducir el salmo del ciudadano del mundo. También es un buen maestro. Lástima que sea tan pérfido. Setenta y siete son, tienen el oído del mundo, y yo soy uno de ellos. Pero no poseo el oído de mi hijo. Él lo tiene. Y lo envenena, me lo roba para siempre, me lo ensucia con la porquería de ese repugnante perro egipcio. Y por eso voy a echarlo».

La cabeza grande y pálida de Fineas estaba aún más blanca. Pero su voz era sosegada, elegante y fría como de costumbre, cuando respondió:

—Es posible que no haya reparado en las aseveraciones hostiles a los judíos que contiene el comentario, no me parecen relevantes. Pero debo decir una cosa: tenía la intención de leer con nuestro Pablo, dentro de dos o tres años, el escrito de Apión *Contra los judíos,* y también la *Historia de Egipto* del sacerdote Manetón.

Aquéllas eran las obras más hostiles al judaísmo que se conocían.

Calma, se dijo Josef.

—¿En la escuela también leéis el comentario de Apión? —dijo dirigiéndose a Pablo. Su voz sonó serena. A pesar de ello, contenía tal rabia que Pablo se levantó colocándose (¿una huida o una afirmación de su parecer?) junto a Fineas.

—Sí —respondió en su nombre Fineas, ya que éste callaba—, también en la escuela de Nikias leen el comentario de Apión. Y con razón. Considero que sería erróneo —añadió, y sus claros ojos grises escrutaron sin temor el desnudo y violento rostro de Josef como si fuesen los de un científico— ocultar al niño la existencia de los libros de Manetón y de Apión. Lo que estos autores dicen de los judíos tal vez sea cierto en una pequeña proporción y falso en gran medida, yo por ejemplo considero absurdo suponer que hayan tomado parte alguna vez en el sacrificio de jóvenes griegos, pero se trata de opiniones de grandes hombres que cuentan con amplia aceptación, y no parece razonable silenciarlas. No pretendo educar a nuestro Pablo de tal manera que, cuando se apreste a estudiar *La guerra de los judíos,* no pueda hacerlo sin espíritu crítico. Tal vez apreciará doblemente sus excelencias si conoce también la opinión de otros autores.

Ante aquel cortés y frío sarcasmo la serenidad de Josef se quebró definitivamente.

—Habéis traicionado pérfidamente la confianza que he depositado en vos, Fineas —dijo—. Sois un miserable, liberto Fineas —y con estas palabras colocó de nuevo el libro sobre la mesa con un cuidado sorprendente. Su voz también era queda, pero no pudo impedir que trasluciese un infinito odio y que su rostro se desencajase. ¿Qué estoy haciendo?, pensó. ¿Cómo puedo cometer semejante locura en presencia de Pablo? Sois un miserable, he dicho. Es una locura, ¿y acaso no me dijo una vez alguien en mi presencia que era un miserable? ¿Acaso no me mira Pablo? Sí, Pablo me mira a la cara, Pablo escucha mi voz, Pablo ha aprendido que un hombre debe dominarse y que el que no se domina es un ser despreciable, un bárbaro. A sus ojos soy despreciable, soy un bárbaro para Pablo. Yo mismo he interpuesto ahora un muro entre los dos, un muro inmenso. Soy un loco. Y Fineas será un miserable, pero es el único con el que Pablo aprende lo que es Homero y el único capaz de traducir el salmo. ¿Y qué aspecto tenía en el Templo de la Paz, tras el discurso de Dión, cuando se dirigió a los senadores? Soy un loco. No habría debido dejarme incitar a esta disputa.

El niño permanecía muy cerca de su profesor con una mano en la manga, moldeando nervioso un pedazo de mástique y agarrando la mano de Fineas con la otra. Con las cejas levantadas miraba, pálido, a su padre, que había perdido de tal manera todo control sobre sí.

—Habéis sido mi amo, Flavio Josefo —dijo Fineas—, soy vuestro manumitido y os debo obediencia y respeto, tal como prescribe la Ley. Por otra parte, la ira no conviene al hombre, como he tratado de enseñarle a nuestro Pablo, y no deseo obrar en contra de mis propias enseñanzas. ¿Qué puedo responderos, Flavio Josefo? No creo que haya traicionado la confianza de nadie. Desgraciadamente, jamás habéis hablado conmigo de Pablo, pero la dama Dorión me ha brindado a menudo la oportunidad de comentar con ella los métodos que aplico en su educación. Y ella los aprueba.

Ante este último y diabólico argumento del griego, Josef no supo qué responder. No, no estaba a la altura de Fineas. Tenía una efigie en el Templo de la Paz fundida en cobre corintio, había escrito un libro que era la admiración de todo Occidente y Oriente, pero no era capaz de dominar a su liberto, se ponía en ridículo y se portaba como un imbécil en su propia casa, no le era dado liberar a su hijo, al que amaba, de las falsas doctrinas del griego.

—Yo no apruebo tus métodos, Fineas —dijo, por fin, seco, retirándose más o menos airosamente y sin que su voz delatase sus amargos e impotentes pensamientos—. No necesito ya de vuestros servicios, ni

como educador de mi hijo ni como secretario.

Pasó la mano varias veces sobre el libro de Apión, sonrió a Pablo, que permanecía de pie, pálido, junto a su maestro, y se marchó.

Al día siguiente apareció la doncella de Dorión, y con gran ceremonia preguntó por orden de su ama si Josef querría recibir a la dama Dorión. Josef respondió:

—Sí, por supuesto.

Pero se sintió incómodo, inseguro.

Y después, al instante, apareció Dorión, fría, cortés. A Josef le desagradaba verla con los finísimos vestidos que solía ponerse para estar en casa. Sin embargo, aquel día habría preferido que vistiera uno de ellos antes que las ropas de visita que había elegido. Fue al grano. El estallido de Josef, la forma en que se había dejado llevar por la ira ante su querido hijo, habían colmado su paciencia. Fineas era el instructor ideal del muchacho, un instructor que Pablo necesitaba de modo perentorio. No quería seguir viviendo con un hombre que era capaz de quitarle a su hijo su maestro. Sabía que ante el Tribunal de Moralidad aquel argumento no bastaba para concederle el divorcio, pero, así le habían referido sus amigos, el hecho de que Josef hubiera dejado que su anterior concubina viniese a Roma con su hijo sí constituiría razón suficiente para hacerlo. De modo que le rogaba que, en el plazo de tres días, le comunicase si estaba dispuesto a acceder de buena fe a divorciarse o si la obligaría a iniciar un procedimiento judicial.

Josef se sintió profundamente irritado. Sabía que Dorión no lo decía en serio, que mediante aquella amenaza únicamente quería obligarlo a llamar de nuevo a Fineas. Pero nunca antes había utilizado métodos tan burdos. Por otra parte, había referido lo ocurrido a sus amigos, poniéndolo en ridículo con aquel lamentable incidente ante el insoportable Annius, el torpe y senil Valer, ante todo aquel abominable clan. Y eso que había sido ella la que lo había azuzado en el asunto de Fineas. ¿Acaso no lo había invitado burlona a ganarse a Pablo? La escuchó taciturno, sin interrumpirla, y cuando terminó repuso con sequedad, tras un breve silencio:

—Bien, lo meditaré.

Pero antes del anochecer ya se había arrepentido. ¿Meditar? Tonterías. No tenía la menor intención de renunciar a ella. ¿Qué? ¿Separarse de Dorión y de Pablo sólo porque Fineas tiene a Apión y Manetón por grandes escritores? Eso lo sabía desde hacía tiempo. Y que Fineas no le enseñaba a Pablo la Biblia ni las enseñanzas de los profetas, sino Homero y Apión, también lo podía haber supuesto. Se está volviendo demasiado cómodo, cada vez se deja arrastrar más por sus impulsos en lugar de guiarse por la razón. Debe tomar baños más fríos, entonces no perderá el control tan fácilmente. Se ha comportado indignamente. Su hijo, educado de acuerdo con los principios de la escuela estoica basados en el autodominio, no se lo perdonará sin más.

Tiene que poner orden en ese asunto.

Sin pensarlo dos veces, y sin enviar a nadie para anunciarlo, va a ver a Dorión. Abre la puerta. La encuentra en su litera, sin maquillar, furiosa y deshecha en lágrimas. Sus ojos ya no tienen nada de su clara vehemencia: son ojos turbios, mimosos, de niña. Se sienta a su lado, rodea sus hombros, le habla con dulzura.

Entre dos abrazos llegan a un acuerdo. Todo seguirá como antes. Él revocará el despido de Fineas. Ella no volverá a exigir que eche a Mara y le pedirá a Fineas que no obligue al hijo a leer a Apión y Manetón.

La princesa Berenice había estado nadando en la pequeña piscina de su palacio ateniense, y ahora se dejaba friccionar y ungir por su masajista bajo la vigilancia de su médico personal. Si echaba la cabeza hacia atrás la piel de su cuello aparecía lisa y noble; pero si la alzaba podían adivinarse, a pesar de todos sus cuidados, algunas arruguitas.

Mientras el médico, el masajista y la camarera se ocupaban de ella, charlaba con su hermano, el rey titular judío Agripa. Desde su más tierna infancia había existido entre los hermanos la mayor confianza, ante él no tenía que fingir, no se avergonzaba de su desnudez, le preguntaba lisa y llanamente si no le parecía fofa y envejecida. Una luz verde acuosa llenaba la bóveda de cueva de la piscina y del gimnasio, reinaba un agradable frescor.

—Deberíamos ampliar la piscina —opinó Berenice como ausente.

—¿Por qué no? —replicó Agripa igualmente distraído. Los hermanos, los príncipes más ricos de Oriente, eran conocidos en todo el mundo por su afición a las obras; pero aquel día ni él ni ella estaban de humor

para proyectos de esa índole.

—Más fuerte, fricciona más fuerte —le exigió Berenice al masajista macedonio, que ahora se afanaba con su pie.

—No demasiado fuerte, Majestad —le advirtió el médico—. Con ello sólo empeoraréis y aumentaréis vuestros dolores.

El rostro de Berenice parecía en verdad ligeramente desencajado. Pero todos los presentes sabían que habría estado dispuesta a soportar un dolor diez veces mayor si con ello lograse acelerar, aunque fuese lo más mínimo, la curación de su pie.

—¿Es cierto que nadie ha notado nada? —inquirió temerosa, por tercera vez, dirigiéndose a su hermano.

—Te lo habría dicho, Nikión —la tranquilizó Agripa—. ¿Acaso te he ocultado algo alguna vez? Confirmádselo, doctor —dijo volviéndose hacia el médico—. ¿No hemos acordado no ocultarle nada a Nikión, bajo ningún concepto? Debe saberlo todo, cada detalle.

—Esta mañana me habéis dado tan pocos motivos, Majestad —le explicó el médico—, para ocuparme de vos, que tuve tiempo de estudiar los rostros, los de la tribuna y los de la calle. Nadie ha sospechado siquiera que pudiese haber algún problema con vuestro pie.

—Si llevo vestidos largos —meditó Berenice—, probablemente será difícil que lo vean. Pero ¿qué ocurrirá si alguien llega a ver mi pie?

—Yo he estado informándome —interrumpió entonces la camarera—. Tanto en Grecia como en Siria y Egipto se piensa que la princesa vacila en acudir a Roma sólo a causa de su pelo y de su promesa.

Berenice era valiente, estaba acostumbrada a solucionar por sí misma sus asuntos. Pero esta vez experimentaba el deseo de que le corroborasen una y otra vez que su pie sanaría del todo. Exigía incesantemente palabras de consuelo. Aquella mañana le habían erigido en la ciudad de Atenas un arco honorífico; la ceremonia a la que acababa de asistir había sido larga y fatigosa. El gobernador de la provincia había pronunciado un discurso, así como el intendente de Atenas y el presidente de la Academia, ella misma había respondido, y durante todo aquel tiempo tuvo que permanecer de pie. Se sentía cansada, pero tenía la sensación de haber salido airosa de la prueba.

—Más fuerte, fricciona más fuerte —exigió de nuevo. A pesar de lo que le decía el médico, creía que con un tratamiento más enérgico, con un dolor aún mayor, lograría sanar antes.

Realmente ha obsequiado a la ciudad con una generosidad digna de un rey: ha financiado la construcción de una gran galería, unos espléndidos baños. Esa noche recibirá al intendente por segunda vez. Ella sabe por qué. Grecia agradece su pasión por la cultura griega: es la única mujer a la que la ciudad ha erigido un arco honorífico. Ahora, confían, logrará obtener de Tito los derechos y privilegios que el emperador Nerón concedió a la ciudad y a la provincia y que Vespasiano anuló. Berenice se muestra dispuesta a interceder en su favor, se alegra de que vean en ella con tanta seguridad a la futura emperatriz; pero no sin temor piensa que esa misma noche deberá volver a dominarse y a representar su papel durante la audiencia. Pues se le permitirá escuchar sentada los discursos de los delegados, pero después, cuando deba replicarles, tendrá que levantarse y permanecer de pie largo rato. Disciplina. Hace tiempo, poco antes de que emprendiese su marcha hacia Jerusalén, durante el gran banquete de despedida celebrado en Alejandría, Tito había hablado de la disciplina romana. Aquéllas fueron palabras muy sentidas, y ella lo había amado mucho por ellas. Ahora tiene la oportunidad de probar que es capaz de mantener esa disciplina. Hasta ahora, piensa, no se ha portado nada mal.

Tres semanas todavía, eso es lo máximo, no podrá retrasar durante más tiempo su viaje a Roma.

—¿Creéis que lo lograremos, Estratón? —pregunta por enésima vez volviéndose hacia el médico—, ¿en tres semanas?

Y «Sí, Majestad» le replica por enésima vez.

—Lo lograréis, incluso con la mitad de vuestra energía.

El masaje ha terminado. Estratón envuelve con ayuda de la camarera la pierna hinchada, entumecida, rota, con hierbas y vendajes, después deja solos a Berenice y a su hermano. Ella permanece tumbada en la litera en la estancia verdosa, llena de vaho; está desnuda, mueve el pie enfermo hacia arriba y hacia abajo, mecánicamente, se ha acostumbrado a ejercitarlo de continuo a pesar de las advertencias.

Pero ahora, tras el terrible esfuerzo requerido por la ceremonia y ante el nuevo que exigirá de ella la audiencia, le asalta a pesar de todo una gran debilidad. Delante de su hermano puede dejarse ir, quejarse. Permanece tumbada, exhausta, cierra los ojos, los párpados violeta se arrugan bajo las cejas finamente depiladas. No ve a su hermano, pero nota cómo la mira, callado, uno con ella, la persona que más ama de este mundo. Y, con voz queda, en el arameo de sus años mozos, le habla de forma inconexa, pero sabiendo que conoce los entresijos; debe desahogarse, decir lo que tantas veces ha pensado, debe lamentarse,

quejarse, quejarse ante Dios y el mundo por todas las tropelías que han cometido con ella.

—¡Oh! Agripa, ¡oh, hermano mío! —se lamenta—. ¿Por qué tuvo que organizar el gobernador aquella cacería para mí? Si tengo algún amigo es Tiberio Alejandro. ¿Y por qué tuvo que darme ese maldito caballo Saxo? ¿Por qué tuvo que ocurrirme este estúpido accidente? Dímelo, hermano, explícamelo. Me estoy volviendo loca de pensarlo. Cuando murió el viejo estaba segura de convertirme en la segunda Ester. Tú mismo dejaste de llamarme Nikión y me decías siempre Ester. Ahora hace tiempo que no me llamas así. Sí, ya lo sé, dentro de lo malo tuve suerte, y todos hicieron lo que debían. Fue una suerte que pudiera reprimir mis dolores durante la cacería. Es una suerte que sólo haya nueve personas al corriente del accidente y que sean de confianza, todas ellas. Tiberio Alejandro no dirá nada, no le interesa, y los demás dependen de nosotros, ya lo sé: les has dejado bien claro que obtendrán la libertad y serán ricos si nos siguen el juego hasta el final, y que, si no lo hacen, no podrán escapar a tu poder y serán aniquilados. También la idea de la promesa fue otra bendita idea tuya. Eres listo, hermano mío, y conoces el mundo. Sí, sí, todo saldrá bien, tiene que salir bien, dímelo otra vez, dímelo mil veces.

»Pero aunque me lo digas mil veces, y aunque yo misma me lo repita, ahí sigue ese gusano royéndome por dentro. No saldrá bien. Es un castigo, y no podremos sustraernos a él. Queríamos ser griegos y también judíos, y eso no puede ser. Yahvé no lo permite. Queríamos demasiado, fuimos demasiado arrogantes. Sólo hay un pecado que los dioses griegos castigan al igual que Yahvé, y es la arrogancia, la *hybris*. Nosotros lo hemos cometido y he aquí el castigo.

»Sí, Tito me ha amado y aún me ama. Pero aunque lo consiguiera, aunque lograse borrar cualquier rastro visible y no cojease, ¿acaso no habrá desaparecido ese toque indescriptible por el que alababan mi andar? Sí, dímelo otra vez, dímelo mil veces: que Tito no me ama por mi forma de caminar. Pero te pregunto ahora: ¿no es cierto que siempre es una nimiedad sin importancia lo que atrae a un hombre? ¿Y no es cierto que cuando desaparece, aunque él no se dé cuenta, se pierde la magia? ¡Oh Agripa! ¡Oh, hermano mío, todo es inútil! Todo lo que hacemos, aunque lo hayas urdido con tanto ingenio, es en vano. Hemos sido arrogantes y he aquí el castigo.

Sin embargo, tres horas después, al recibir al intendente y al Consejo de la ciudad de Atenas, apareció más espléndida y majestuosa que nunca. Y la ciudad de Atenas se alegró de que la futura emperatriz se mostrase tan benévola con sus delegados.

El príncipe Domiciano enseñó a su amigo Marullo cómo progresaban las obras que realizaba en sus propiedades de Alban: la villa con sus numerosas dependencias anejas, el teatro, los pabellones que se adentraban en el lago. Los acompañaban los arquitectos Grovius y Rabirius seguidos por un numeroso cortejo, el administrador del príncipe, el jardinero mayor y Sileno, un enano gordo y velludo que el príncipe había adquirido por una suma importante a causa de su aspecto grotesco y temible y que no dejó de gastarles maliciosas bromas con su aguda voz de falsete.

Desde que el Chiquillo constatara que podía sacarle a Tito grandes sumas de dinero dejó de poner trabas a sus costosos caprichos. Lo que construía no podía quedar a la zaga de las grandes obras de Estado de su hermano. Aquella villa sería para Lucía, ¿y había algo demasiado costoso si iba a constituir el marco adecuado para Lucía? Las fantasías del príncipe incitaban a sus arquitectos e ingenieros a inventar sin descanso nuevas sorpresas, extrañas máquinas, a mover a su antojo los muros de una sala, a hacer desaparecer los techos para que todo se adecuase al voluble humor de Lucía. En los desiertos de África, en las estepas y selvas de Asia, cazaban animales para llenar sus jardines —los jardines de Lucía— de animales extraños, terribles y grotescos.

Hacía calor, el paseo los había fatigado. Marullo se sintió aliviado cuando terminaron y les sirvieron bebidas heladas en una sala pequeña y sombría. Domiciano rogó a su amigo que emitiese un juicio sincero. Éste no se reprimió y alternó con mesura la crítica y el elogio. Comprendía el siniestro y fabuloso humor del príncipe por muy zafios que fuesen en ocasiones sus caprichos. En un principio se había acercado a Domiciano por motivos ajenos a él: después de que Vespasiano lo expulsase del senado quiso vengarse del emperador trabando amistad con su hijo, al que tenía poco aprecio. Pero poco a poco, aun reconociendo los defectos del príncipe, aquella unión fortuita llegó a convertirse en algo parecido a una sincera amistad.

Al ver que el Chiquillo le explicaba sus nuevas obras tan prolijamente Marullo intuyó de inmediato que deseaba algo más que su beneplácito. Pronto quedó demostrado que su intuición era acertada. Domiciano necesitaba su ayuda para poner en práctica una idea original. Pues deseaba representar con motivo de la inauguración del teatro de la villa una parodia en la que se mostrase la conquista de aquella bárbara provincia oriental por los macedonios.

—¿Y? —preguntó Marullo expectante escrutando al príncipe con sus agudos ojos azul claro y su lente de esmeralda. El rostro de Domiciano enrojeció levemente mientras su abultado labio superior dibujaba una sonrisa maliciosa.

—Por supuesto —dijo—, no será una de esas representaciones anticuadas de tipo histórico, sino que, sin que sea necesario subrayarlo en demasía, debe resaltar la ligazón con el presente de modo que quede patente para todos. Si vos, por ejemplo, querido Marullo, me pudierais prestar a vuestro ayudante Juan de Giscala para la obra, mi hermanito comprendería sin lugar a dudas de qué se trata.

Marullo golpeó pensativo el suelo con su elegante bastón de mendigo. Había probado todo lo que podía probar el hombre más mimado de su época, y se había saciado. Una sensación nueva tenía que ser verdaderamente estrafalaria para divertirlo. Quizá la única persona que realmente le importaba era precisamente Juan de Giscala, su esclavo, que había sido jefe del ejército en la guerra judía y, junto al comandante Simeón bar Giora, el personaje judío más relevante de aquella guerra; había incitado a los campesinos de Galilea a iniciarla, los había conducido. A Simeón bar Giora lo habían crucificado, y él, Marullo, había comprado a Juan de Giscala entre el botín a cambio de mucho dinero y haciendo uso de toda su influencia. Ahora era su acompañante perpetuo; ayudado por su extraordinaria memoria, Juan debía susurrarle los nombres y las características de las personas con las que se encontraban y que el propio Marullo no lograba recordar. Pero no era por su memoria por lo que Marullo apreciaba a aquel hombre. Quería, como estoico que era, tener junto a sí un símbolo del destino, un símbolo de su ineludible poder, el más lúcido e incomprensible, un símbolo de la grandeza humana y de su derrota, una advertencia constante e irónica.

Al exigirle ahora el príncipe que se lo prestase para su representación vaciló. Lo que en él quedaba de calor humano le había cobrado afecto a Juan. Al principio sólo había querido gastar una broma con sentido: había supuesto que, tras tantas experiencias insignes y duras, Juan se volvería taciturno y patético, lleno de un oscuro desprecio por los hombres. Pero nada de eso había ocurrido. A pesar de su excelente memoria Juan demostró ser capaz de digerir su propio pasado sin que quedase rastro de él. Había aplicado toda la intensidad de que era capaz a la campaña judía, había enviado a la muerte a cientos de miles arriesgando su propia vida otras tantas, había determinado y padecido su destino. Fue expuesto en el cortejo triunfal junto con Simeón bar Giora, aherrojado, y depositado después en las manos de Marullo. Y con ello terminó para él la campaña judía, desvaneciéndose su *pathos*. La empresa había fracasado, él aceptó sus consecuencias y la liquidó. Aquello era agua pasada, punto final, comenzaba una nueva existencia.

Ése era el sencillo y escaso contenido que Marullo pudo sacar de Juan, nada más, nada más interesante que aquello, por mucha astucia y cuidado que emplease en escrutarlo. Al principio pensó que lo estaba engañando y que se trataba de una estratagema. Pero cada vez resultaba más evidente que la actitud de Juan era sincera. Por muy dramáticos que fuesen para los romanos los motivos que desencadenaron la guerra, aquel hombre, uno de sus principales instigadores, no la había iniciado por motivos dramáticos. Juan de Giscala era un pequeño terrateniente galileo. Le tenía apego a su propiedad, poseía ese acusado sentido de la tierra propio del campesino, quería vender su aceite y hacer dinero, ampliar sus terrenos, y consideraba intolerable que aquellos romanos cruzaran el mar para llegar hasta allí e interponerse en sus negocios. Contra eso había que hacer algo, había que rebelarse; había que, si llegaba el caso, iniciar una guerra. Declararon la guerra, Juan se vio arrastrado contra su voluntad por su patetismo, y luchó, como él mismo creyó e hizo creer a cientos de miles más, por Yahvé contra Júpiter. Ahora la guerra estaba perdida. Y, en realidad, aquel hombre cuyo entendimiento nada turbaba se había sentido aliviado al liberarse de su patetismo. Había comprendido que la guerra no es la forma más adecuada de arreglar las cosas. Por tanto, había que buscar otro medio. La tarea que debía cumplir a continuación era, en cualquier caso, obtener de nuevo un terreno y hacerse con aceite para venderlo a buen precio.

Tal actitud, que resultaba completamente ajena a Marullo, le agradaba precisamente por su rareza. A su manera, le cobró afecto a aquel hombre. A menudo jugaba con la idea de concederle la libertad, pero temía que el muy hábil lograse encontrar el modo de regresar a Galilea desapareciendo para siempre de su vida. Juan se había convertido para Marullo en algo más que un guiño esnob: veía en él a un amigo y no deseaba perderlo.

Al escuchar ahora la pretensión de Domiciano tuvo Marullo reacciones encontradas. Hacer intervenir a los jefes del ejército en una parodia sobre aquella guerra podía constituir una broma divertida, pero el parodiado debía ser el vencedor, no el vencido. En verdad, la guerra judía había sido cualquier cosa menos una broma, y le parecía un tanto ruin ridiculizarla diez años después de alcanzar la victoria. Marullo no tenía nada en contra de que se enfrentase a una persona a sus debilidades de forma mordaz y ofensiva. Pero los judíos habían dado muestras de gran valentía, y ver cómo se ridiculizaba su guerra no podía afectarlos.

Sus amigos judíos —Flavio Josefo, Demetrio Libán, el propio Juan de Giscala— sin duda considerarían gélida aquella broma, y toda la empresa como un estúpido proyecto digno de un simple.

Le presentó corteses pretextos. Sin duda, la idea del príncipe era excelente, pero ¿era realmente digna de aquella gran ocasión? ¿No era más bien una bufonada?

Domiciano se animó precisamente a causa de su vacilación. De ella colegía que su proyecto era realmente temerario. También lo tentaba obligar a Marullo a hacer algo en contra de su voluntad. Tras haber padecido mil humillaciones disfrutaba humillando a los demás. Marullo dependía de él. El enemigo de Vespasiano, su amigo, era necesariamente también enemigo de Tito, y él, Domiciano, constituía su principal apoyo. De modo que, taimado y cortés, el príncipe insistió en su propósito. Su teatro de Albano debía ser digno de Lucía, debía superar a todos los teatros del Imperio. Que su proyecto tuviera algo de bufonada, como su buen y crítico amigo había observado con agudeza y tal vez no sin razón, no importaba. El teatro no debe ser la casa de la plebe. A él, a Domiciano, tan sólo le importaba escuchar la risa de Lucía. Y para eso necesitaba a Juan de Giscala.

No dio su brazo a torcer, y, tras oponer cierta resistencia, a Marullo no le quedó otro remedio que aceptar. Sin embargo, puso un reparo. Juan de Giscala era un tipo sibilino; se podía obligar a un hombre a morir, pero no a representar un papel.

De camino hacia Roma se sintió irritado por haberse dejado arrancar aquella promesa. ¿Acaso esa humillación de los impotentes judíos, tal como la ha planeado el Chiquillo, no resultaba aún menos graciosa que, por ejemplo, el combate con la espartana por cuyo motivo Vespasiano lo expulsó del senado? Esos campesinos, los Flavios, son realmente unos advenedizos, Domiciano no menos que el viejo. Consiguió resistirse a aquél, no le tuvo miedo, pero ahora sabe que el joven es aún más peligroso. Había hecho mal en involucrarse tanto con él.

Pero habiendo llegado a ese punto no puede retroceder. La conversación que deberá mantener con Juan de Giscala no será, desde luego, agradable.

Efectivamente, Marullo da mil rodeos antes de encarar el asunto. Habla con su estilo burlón de siempre sobre los problemas del mercado urbanístico romano. Los precios siguen subiendo a causa del gran incendio. Juan tiene un gran talento para todo lo relativo a los terrenos, es capaz de intuir qué zona preferirán los romanos en el futuro para instalar sus viviendas: el norte. Permanece allí sentado, muy tranquilo, acaricia su bigote y justifica su opinión con muchas y buenas razones. Pero no sólo tiene olfato para el urbanismo, sino que nota también que a Marullo le preocupan hoy otros asuntos. Lo mira con sus astutos ojillos sin bajar la guardia.

Finalmente Marullo interrumpe su conversación sobre los terrenos y le explica con palabras sencillas lo que el príncipe quiere. Él considera que la broma no es muy profunda, concluye, y que el príncipe se ha excedido al pedírselo. Pero Juan sabe muy bien cómo es el Chiquillo, y conoce también su situación, la de Marullo. Es muy posible que otros líderes de la revuelta prefirieran, de encontrarse en su situación, acabar con su vida o con la del príncipe. Y sin duda sólo lo primero sería viable. Sin embargo, Juan es un hombre inteligente, libre de aquel irracional patetismo. Precisamente por eso ha preferido ser franco con él.

—Ya nos conocemos, mi Juan —concluye—: sabes que para mí eres algo más que un buen ayudante. Dudo mucho que seas un buen actor y considero una broma estúpida querer emplearte para ello. No necesito decirte cuánto me repugna todo este asunto.

Mientras Marullo habla, Juan ve ante sí con sus astutos e incorruptibles ojos de campesino todo lo que vivió en la guerra: las luchas en Galilea; las atrocidades del asedio a Jerusalén, esa desolada y pestilente cloaca que pocos meses antes había sido la ciudad más hermosa del mundo; la terrible rivalidad con Simeón bar Giora: cómo se habían peleado él y Simeón como gallos que fuesen conducidos al matadero con las patas atadas, y, sin embargo, no dejasen de atacarse con las garras y con el pico; aquella cena en la que tomó los últimos corderos destinados al sacrificio y cómo se los había comido, obligando al sacerdote a chupar los huesos. De modo que ahora debía parodiar todo aquello y a sí mismo en una comedia, para diversión de los romanos.

Escruta atentamente la fina boca de Marullo, espera a que concluya. Después, sin titubear, dice:

—Bien, lo haré. Pero con una condición. Me concederéis por fin la libertad, y me daréis cien mil sestercios para que pueda comprar unos terrenos en el norte. El papel no es fácil —añade, dibujando incluso una sonrisa—: Demetrio Libán habría exigido al menos doscientos mil.

Pues al rememorar las imágenes de la asediada Jerusalén no lo hizo con entusiasmo ni rencor, sino con satisfacción. Sí, poco a poco crecía en él un sentimiento de satisfacción al ver que no había asistido en vano

a todas aquellas atrocidades que tal vez ahora le valiesen un nuevo ascenso. Y antes incluso de que Marullo terminase se vio a sí mismo de otro modo: como liberto en una oficina en Roma comerciando con propiedades y ganando el dinero suficiente para adquirir en Galilea aceite nuevo y un nuevo terreno. Pues ha nacido campesino, y su vida habrá sido buena si logra pasar el resto de ella como campesino y morir como tal en Galilea.

A Marullo le asombró que Juan accediese tan fácilmente. En realidad lo ha subestimado. Creía que no era más que un héroe nacional, y ahora demuestra ser un hombre razonable.

—Bien —dice—, de acuerdo. Pero para empezar te bastan cincuenta mil.

Domiciano corrió a ver a Lucía con la carta en la que Marullo le comunicaba que Juan aceptaba su propuesta. En ese momento se estaba aseando. El peluquero y las doncellas se esforzaban por rizar su pelo en innumerables bucles para formar una artística torre. Domiciano estaba alegre y excitado. Con el hermoso rostro sonrojado se presentó ante su amada esposa doblando un brazo hacia atrás y con la carta en la otra mano. Su gordo y velludo enano Sileno entró tras él trastabillando, esforzándose por mantener el brazo doblado detrás de su joroba, imitando a su amo. El príncipe habló deprisa y dándose importancia, sin reparar en que se atropellaba; tampoco le importaban los numerosos esclavos, perros para él. Pensaba que la divertida Lucía encontraría tanto placer en aquel plan como él mismo, y esperaba oír su sonora y alegre risa. En su fuero interno confiaba en que, tras haberse esforzado con tanto ingenio en darle gusto, por fin le permitiría volver a besar la cicatriz bajo su pecho izquierdo.

—Y ese judío está dispuesto a hacerlo —concluyó con aire triunfal—. Acabo de recibir una carta de Marullo en la que me confirma que lo hará. El ballenato tendrá que venir a la inauguración. No le quedará más remedio, si no quiere ofendernos mortalmente a ti y a mí. ¡Imagínate la cara que pondrá!

Y se rió con aquella risa suya estridente y atropellada, a la que se unió el atronador balido del enano con su voz de falsete.

Lucía se había vuelto hacia él. Al principio el peluquero y las doncellas continuaron trabajando en la torre de bucles, pero pronto notaron que la inocente visita matinal amenazaba con convertirse en una terrible pelea, y se retiraron temerosos con sus útiles a un rincón. Lucía había vuelto su apasionado rostro hacia el príncipe con un brusco movimiento, de modo que la estructura a medio terminar de su peinado se derrumbó. No, la idea del Chiquillo le desagradaba profundamente.

—¿Te has vuelto loco? —lo increpó con brusquedad—. No comprendo cómo ha podido prestarse Marullo a una cosa tan burda y estúpida.

Pensaba en el judío Josef y en lo que había leído en su libro sobre Juan. Sus grandes ojos, muy separados, miraban iracundos y desdeñosos a su esposo.

Domiciano no entendía qué era lo que reprobaba de su proyecto. Por un instante le vino a la memoria la vacilación de Marullo, quien había hablado de una bufonada. Quizá fuese una expresión amable por «falta de gusto» o «burdo». No, su idea era buena, lo que ocurría era que Lucía estaba de mal humor. Todos se habían puesto de nuevo de acuerdo para contrariarlo. El enano Sileno se adelantó con una expresión de estúpida altanería en su grotesca cara, parodiando la orgullosa ira de Lucía. El príncipe lo lanzó a una esquina de un puntapié. Pero después, de inmediato, retomó su afabilidad de siempre. Con el rostro encarnado, aunque esbozando una cortés sonrisa que casi parecía darle la razón, dijo:

—Parece que esta mañana estáis de mal humor, princesa. Quizá no me habéis escuchado bien. También me parece que vuestros esclavos no han sido muy hábiles con vuestro peinado. Tal vez deberíais ser más severa con ellos. Ahora hablemos de otras cosas; me permitiréis que os exponga mi idea más adelante, con más calma.

Pero Lucía, violenta y precisamente de esa guisa, no tenía reparo alguno en seguir humillándolo delante de los esclavos.

—No te esfuerces, Chiquillo —le replicó con acritud—. Guárdate tu idea hasta que encuentres a alguien a quien le guste. Yo no estoy dispuesta a ir a Albano si allí se representa lo que acabas de mencionar.

Domiciano sudaba. No tenía intención de renunciar a su plan, pero consideraba que lo más sensato era tomar a Lucía como era. Se sentó y comentó con ella cortés y prolijamente otros asuntos sin importancia. Incluso llamó al enano para que saliera del rincón y le ordenó que continuara con su trabajo. Lucía, sin embargo, se limitó a responder con monosílabos y, finalmente, le comunicó sin ambages que aquel día no estaba de humor para recibirlo y que le estaría agradecida si él y su gente le permitiesen proseguir con su aseo en paz. Domiciano lo tomó como una broma y se despidió muy amable y sin perder la compostura.

Pero Lucía sabía que no era fácil hacerle desistir de una idea en cuanto se le metía en la cabeza. No era malvada, y le tenía aprecio a su Chiquillo. Se propuso impedir, aun contra su voluntad, que hiciera el ridículo de aquel modo.

Pocos días más tarde, el cuatro de septiembre, con motivo de la inauguración de los grandes juegos del teatro del distrito segundo, que duraban quince días, halló la ocasión de ver cumplido su propósito. Se encontraba en el palco imperial. Tito parecía fresco y de muy buen humor. Había perdido aquella mirada turbia y triste de las últimas semanas, más bien la miraba con ojos atentos, y cuando le hablaba resonaba en su voz aquel leve tronar de sus mejores tiempos. Ella nunca había aprobado las maquinaciones de Domiciano contra Tito; era una mujer ávida de vida y de lujo, pero pertenecía a una familia demasiado excelsa como para ser codiciosa. También percibía en las relaciones de Tito con Berenice una pasión auténtica, y la tozudez de su afecto le imponía. Era la primera vez que veía a su cuñado desde su transformación y le gustó, realmente ya no tenía nada de ballenato. Decidió inmediatamente acabar con el pérfido y poco elegante proyecto de Domiciano.

Fue como si Tito hubiese adivinado sus pensamientos, pues en el descanso le preguntó cómo iban las obras de su villa de Albano y si podían contar con la apertura de su teatro próximamente. Ella dirigió sus grandes ojos, muy separados, directamente a los suyos, más turbios, duros y pequeños, y repuso que si no se inauguraba antes no era por problemas que afectasen a su construcción, sino porque aún persistían diferencias de opinión entre ella y el Chiquillo con respecto a lo que debía representarse en él. Y con aire indiferente le refirió el proyecto de aquél.

Tito la miró atentamente, opinó que era muy interesante, y le dio las gracias sonriendo. Ella le gustaba, en verdad era digna hija del mariscal Corbulo, que había sabido vivir con tanta grandeza y alegría, y que con tanta grandeza y temeridad había muerto. Le asombraba que el Chiquillo hubiese logrado ganársela y que continuara a su lado, lo envidiaba y la envidiaba a ella por la naturalidad con que se comportaba, por su fuerza, porque rebosaba romanidad.

Sobre el escenario la obra seguía su curso. Tito miraba de soslayo a Lucía, su compañera de palco. Ella y su estirpe no se han visto zarandeados como él y la suya por mil y una dudas. Son sus propios jueces, les importa un comino la opinión del mundo. Aman la vida, no temen la muerte, y precisamente por eso son capaces de disfrutarla. Aparentemente había olvidado ya la conversación que acababa de mantener con él y ahora seguía, absorta, la representación. Si Berenice no existiese, esa mujer sería la única capaz de incitarlo. Los médicos le habían dicho que había perdido definitivamente la capacidad de engendrar un hijo. Se quedó ensimismado, meditando, soñando. Veía la mejilla de la mujer, el brazo y la mano sobre la que la apoyaba. Una queda e insensata esperanza se abrió paso en su interior: que aquella mujer pudiese darle un hijo a pesar del dictamen de los médicos.

Dos días después recibió con sorpresa la visita de Domiciano. El Chiquillo se mostró cortés, incluso sumiso. Sin duda era el frustrado proyecto teatral, supuso, y la negativa de Lucía lo que achantaba de tal forma a su recalcitrante hermano. Él, Tito, resplandecía, se sentía fresco, en forma. Berenice no tardaría en llegar, y el hecho de que su hermano se mostrase tan humilde le levantó aún más el ánimo.

Pero pronto se demostró que el príncipe no había acudido a verlo a causa de esos supuestos remordimientos. Con gran cuidado, aunque no sin que Tito lo advirtiese, fue conduciendo la conversación hacia un objetivo determinado. Una y otra vez la guiaba hacia una ley que el emperador había hecho aprobar en el senado unos días antes y que suponía un endurecimiento de las penas impuestas a los falsos denunciantes de delitos de lesa majestad. Aparentemente, al príncipe le preocupaba la aplicación y consecuencias de aquella ley. Pero Tito no lograba dar con el motivo.

Él mismo había aprobado la ley porque no lograba acallar las voces que proclamaban en Roma que el incendio era una señal del cielo condenando su unión con Berenice. De modo que debía demostrar a las masas lo pío y comedido que era. Aquella nueva ley le brindaba la ocasión de hacerlo. A nadie agradaban los procesos por lesa majestad, y se despreciaba a los denunciantes. Al endurecer las penas impuestas a los que hacían denuncias falsas halagaba a las masas y honraba a los dioses.

Sin embargo, ni la corte ni los tribunales tomaban muy en serio el endurecimiento de las leyes. Las penas por lesa majestad eran extraordinariamente duras: muerte, destierro, en cualquier caso confiscación de bienes. Y lo importante era precisamente la confiscación; pues el dinero y los bienes confiscados en el transcurso de esos procesos constituían una parte sustancial de los ingresos del tesoro estatal e imperial. El que presentaba una denuncia que concluía con la condena del acusado recibía buena parte de los bienes confiscados. Tito y sus ministros contaban con que, gracias a estas cuantiosas recompensas, se interpusiese un número igualmente elevado de denuncias a pesar de la dureza de las penas.

Jugaba con el Chiquillo, respondía como de pasada a sus observaciones sobre la ley, se desviaba del tema, comentaba alegre esto y lo otro. Pero el Chiquillo volvía siempre, con gran destreza y por toda clase

de vericuetos, al edicto contra los denunciantes, de modo que Tito comenzó a preguntarse con creciente expectación qué era lo que en realidad pretendía.

Finalmente, Domiciano mencionó un nombre: el nombre de Junio Marullo. Lo hizo con la boca pequeña, como de pasada. Pero en cuanto lo escuchó Tito comprendió, reconoció al instante de lo que se trataba. Sonrió en silencio, burlón, satisfecho. Acababa de hacerse, sin proponérselo siquiera, con un arma eficaz contra las pretensiones del Chiquillo.

Las finanzas del senador Marullo habían salido beneficiadas con su expulsión del senado: aquella regresión social se vio compensada con un enorme auge económico. Mientras fue senador le había estado prohibido presentar denuncias. Tras su expulsión pudo permitirse denunciar a algunos de sus antiguos colegas del delito de lesa majestad. Era un jurista experimentado, un extraordinario orador, y logró saciar su desmedido apetito económico. Había presentado nueve jugosas denuncias. Vespasiano, siempre preocupado por incrementar el tesoro del Estado y el propio, no se lo había impedido; y aquellos juicios sirvieron para aumentar el reconocimiento de la capacidad financiera tanto suya como de su enemigo Marullo. Sólo en un caso, que carecía de relevancia, permitió Vespasiano que se declarase inocente a un acusado para mantener su prestigio; pero durante el reinado del emperador ahorrativo, las penas impuestas a los falsos denunciantes fueron muy moderadas, y Marullo se libró previo pago de una pequeña multa.

Al ver que el nuevo edicto establecía penas tan duras contra los denunciantes Marullo pensó, con su buen olfato, que el emperador podría, en caso que querer atacarlo, conceder carácter retroactivo a la ley sin necesidad de introducir un nuevo proyecto en el senado, lo que le permitiría utilizarla contra él. Al comunicárselo a Domiciano, naturalmente de pasada, como corresponde a un estoico, de un modo elegante y despreocupado, el príncipe, siempre taciturno y desconfiado, fue convenciéndose de que el único fin de Tito al introducir aquella ley había sido atacar a Marullo, a su amigo Marullo.

Sentía un afecto sincero por Marullo, aunque no pudiese evitar torturarlo de vez en cuando. Precisamente ahora que asistía al fracaso de su proyecto teatral constataba de nuevo que sólo había en el mundo tres personas a las que amaba. Lucía, Annius y Marullo. Si alguien le hubiese traicionado con tanta brusquedad como acababa de hacerlo Lucía, lo habría odiado y perseguido hasta la muerte; pero ella le parecía aún más adorable precisamente por aquella traición. Si alguien aparte de ellos hubiese tachado, si bien eufemísticamente, de burdo su proyecto, alardeando de un gusto más fino que el suyo, no se lo habría perdonado; pero a Marullo lo amaba aún más por ello.

Y así, al mencionarle Marullo el peligro al que lo exponía la nueva ley, decidió de inmediato salvar al amigo de las intrigas de su hermano. Sin decirle a aquél una sola palabra acudió a ver al ballenato.

Éste no había pensado ni por un momento en utilizar la ley contra Marullo. Pero al percibir ahora los temores del Chiquillo fue lo bastante astuto como para no tranquilizarlo. No mencionó en ningún momento el nombre de Marullo. Pero sí, de pasada, que sus consejeros aún no habían decidido si el decreto contra los falsos denunciantes podría aplicarse también con carácter retroactivo. Domiciano opinó que no era aconsejable, pues de ese modo deberían proceder contra algunos hombres muy influyentes a los que el tesoro estatal e imperial debía mucho; no harían bien en reavivar aquellas antiguas historias que en nada favorecían el buen nombre de la dinastía. Un argumento más bien flojo. El Chiquillo era consciente de ello y cuando Tito le replicó con ligereza que era muy amable por su parte preocuparse tanto por una posible merma de su popularidad no supo qué responderle y se retiró disgustado, esforzándose por mantener su acostumbrada cortesía.

El senador Marullo se encontraba ante un difícil dilema: se preguntaba si realmente debía liberar a Juan de Giscala tal como éste le había propuesto con motivo del penoso proyecto teatral del Chiquillo. Naturalmente, nadie podía obligarlo a mantener su promesa, y el astuto galileo era lo suficientemente prudente como para no recordárselo, Pero Juan no era para Marullo un esclavo en el sentido estricto y, si no deseaba ver disuelto el vínculo que los unía, no podía mantenerlo siempre en aquel estado indigno. A ello se añadía otra consideración. Aunque Marullo no creía que existiese un peligro inminente, podía ocurrir que, teniendo en cuenta las extrañas relaciones que mantenían Tito y Domiciano, el ballenato tuviese de pronto la idea de volver contra él la ley relativa a los denunciantes, y sería muy desagradable que Juan cayese en manos de un cualquiera. Por tanto, Marullo decidió manumitirlo.

Pero antes necesitaba su ayuda para una broma. Marullo, que en los últimos tiempos padecía de dolor de muelas, y, por tanto, de una creciente misantropía, consideraba que Josefo, desde que recibiera aquel gran honor, se mostraba particularmente pagado de sí, y Libán siempre le había parecido un arrogante. Decidió darles una lección a sus dos altivos amigos, y como sabía que se consideraban responsables, por sus

manejos en Roma, de la guerra judía, pensó que su esclavo, cuya caída no había podido ser mayor, era el hombre adecuado para ocuparse de su propósito.

Y, así, invitó a su casa a Josef y a Libán junto con Claudio Regino y algunos otros. El actor le facilitó la tarea. Pues en cuanto Marullo comenzó a hablar, tras la cena, de la guerra judía y de sus causas, Demetrio se dejó llevar por sus meditaciones con ese aire suyo particularmente modesto y por ello tanto más significativo, argumentando sobre el extraño modo en que Yahvé y el destino jugaban con las personas; se diría que lo hacía, para citar las palabras del poeta, «como el viento que dispersa gotas de agua sobre las anchas hojas». En aquel entonces, al representar al judío Apella no pensó que le estaba haciendo un servicio a los judíos, ¿pero acaso no provocó con ello, como podría testimoniar el doctor Josef allí presente, la resolución de la cuestión de Cesarea y, por tanto, el inicio de la guerra? Josef callaba. No le gustaba que le recordasen aquel episodio. Pero Marullo insistió:

—Dad testimonio, mi Josef, como quiere nuestro Demetrio. ¿Es cierto que vos y él fuisteis los causantes de la guerra?

—Posiblemente los desencadenantes —replicó Josef, un tanto molesto, encogiéndose de hombros.

—¿Qué opinas *tú,* mi Juan? —preguntó Marullo de pronto volviéndose hacia el galileo, que permanecía en una esquina junto a los criados en actitud humilde. Demetrio y Josef levantaron los ojos disgustados. Marullo sabía sin duda que desde el comienzo de la guerra judía había surgido una acre enemistad entre Juan y Josef, y, que el galileo siempre le había caído antipático al actor. Un héroe nacional debía parecer romántico, interesante. Sólo a él, al actor, le era dado convertir a aquel personaje en lo contrario mediante un ingenioso juego mental. No obstante, aquel Juan osaba ser lo que él mismo, Demetrio, tenía previsto representar.

Juan se aproximó con gran modestia.

—¿Qué debo hacer? —preguntó cortés.

—Ya has oído —dijo Marullo—, lo que piensan nuestros amigos Flavio Josefo y Demetrio Libán sobre el origen de la guerra judía. No puede decirse que hayas sido ajeno a esta guerra. ¿No quieres decirnos lo que piensas *tú* al respecto?

—Si el gran actor Demetrio Libán explica —opinó Juan en tono imparcial— que fue la lucha por un par de asientos en el Consejo de Cesarea lo que provocó la guerra, los doctores de Yabne por su parte sostienen que fueron los pecados de Israel, y los nacionalistas judíos lo achacan a los desmanes de los gobernadores romanos. A su vez, los «creyentes», los llamados mineos o cristianos, opinan que la culpa de la guerra y de su estallido fue el juicio celebrado contra cierto falso Mesías. Ya ven, señores que hay división de opiniones —a continuación guardó silencio, se acarició pensativo el corto bigote y volvió a mirar humildemente con sus pícaros ojos grises los rostros de los que lo escuchaban.

—También nuestro Flavio Josefo —dijo entonces Marullo muy amable— expone en su famoso libro una serie de motivos patrióticos y religiosos. Pero —prosiguió, animando al modesto Juan—, ¿qué opinas *tú,* mi Juan?

—Yo opino —dijo Juan mirando de frente a Josef— que en realidad los motivos de la guerra son más simples y profundos.

Josef había decidido no participar en aquel indigno debate con su antiguo enemigo Juan; y, sin embargo, se sintió impelido, contra su voluntad, a responder.

—¿Y se puede saber cuáles son esos misteriosos motivos? —preguntó altivo y malicioso.

—Te lo diré, doctor Josef —replicó pacífico Juan—, aunque preferiría hacerlo en arameo. Nosotros lo hablamos mejor que el latín y hemos conversado a menudo en buen arameo. Pero ello constituiría posiblemente una falta de cortesía hacia los demás señores, según me parece. De modo que hablaremos en nuestro mal latín. Al iniciarse la guerra yo desconocía sus causas igual que vos, quizá tampoco quise conocerlas. En cualquier caso, al azuzar a mis campesinos para que luchasen, les conté mil veces para incitarles, igual que hicisteis vos, que se trataba de una guerra de Yahvé contra Júpiter, y entonces así lo creía. Fui, como vos habéis escrito, uno de los instigadores y conductores de esa guerra, participé en ella mientras duró, y muchas veces estuve a punto de perecer. En tal caso habría tenido una muerte bien extraña al no saber a ciencia cierta qué se perseguía con aquella guerra.

—¿Y ahora sí lo sabéis? —le espetó Josef con la misma aviesa frialdad.

—Sí —replicó sereno, casi cortés, Juan de Giscala—. Al finalizar la guerra, estando ya al servicio del benévolo senador Marullo, tuve tiempo de reflexionar sobre ello. Y conseguí averiguarlo.

—Habla de una vez —lo incitó Marullo.

—En aquella ocasión —prosiguió Juan—, no se trataba de Yahvé ni de Júpiter: se trataba del precio del aceite, del vino, del trigo y de los higos. Si la aristocracia del Templo de Jerusalén —dijo volviéndose con

amable aire doctoral hacia Josef— no hubiese gravado nuestros escasos productos con unos tributos tan perversos, y si el gobierno de Roma —dijo volviéndose con la misma cortés imparcialidad hacia Marullo— no nos hubiese oprimido con tan infames aranceles y contribuciones, Yahvé y Júpiter habrían podido seguir conviviendo pacíficamente largo tiempo. Aquí, en Roma, el litro de falerno se vendía a cinco sestercios y medio, mientras que nosotros debíamos deshacernos del nuestro por menos de uno, y entregar, además, medio sestercio en concepto de impuesto. Si no se tiene esto en cuenta, y si no se comparan los precios que tenía el grano en nuestro país antes de la guerra con los de Italia, no es posible saber una mierda de los motivos de la guerra, dicho en buen galileo. He leído atentamente vuestro libro, doctor Josef: no he encontrado en él ni precios ni cifras que se refieran a la economía. Permitid que este sencillo campesino os diga una cosa: vuestro libro tal vez sea una obra de arte, pero el que lo lea no sabrá un ápice más sobre las causas y circunstancias de la guerra que antes de hacerlo. Porque, desgraciadamente, habéis olvidado lo más importante.

Claudio Regino se había levantado; con la copa en la mano —bebía el vino caliente a causa de su delicado estómago— caminaba de un lado a otro profiriendo de cuando en cuando un murmullo indescifrable que sonaba a aprobación. Josef mordisqueaba sin cesar un pedazo de confite, para mostrar su indiferencia, Libán mostraba una expresión irónica y altanera, Marullo parecía encantado. Nadie dijo nada, todos aguardaban expectantes que Juan prosiguiese.

—Tengo a Judea —continuó éste, perdiendo aparentemente la hilazón— por un país bueno y sano, y su doctrina por algo grande, magnífico, que merece ser defendido. No me refiero al Dios invisible ni a los grandes discursos de los profetas. Todo eso es sin duda muy digno, pero es asunto que concierne más bien a nuestro doctor Josef. Para mí, lo mejor de su doctrina son las leyes agrarias, sobre todo las que se refieren a la obligatoriedad del barbecho cada siete años. Ésos son preceptos eminentemente razonables, y es una lástima que hayan sido saboteados tantas veces por la codicia de la aristocracia jerosolimitana —opinó mordaz dirigiéndose a Josef.

»Creo —prosiguió mirando a los demás— que ese séptimo año nuestro será en gran medida responsable de que consigamos vencer a Roma. Me permitiréis, senador Marullo, que exprese sin ambages mi burda opinión de campesino. “Los vencidos dictan sus leyes a los vencedores”, decís indignado una y otra vez citando la frase de vuestro Séneca. Me dicen que nuestro doctor Josef piensa hacerlo por medio del espíritu. Eso no es más que un castillo en el aire. Pero mediante la competencia de nuestra agricultura sí podremos, según creo, dictaros en verdad nuestras leyes en un tiempo no muy lejano, y leyes bien palpables. Porque la agricultura de Italia está en las últimas, senador Marullo. Estáis importando y acumulando por razones políticas para poder suministrar el grano a la población gratuitamente, o a muy bajo precio, y hay tanto grano en Roma que habéis logrado que en Italia su producción deje de ser rentable. A cambio de eso os habéis especializado en vinos costosos. En un principio esa economía planificada no dio mal resultado, incluso fue magnífica. Pero ahora el mercado se ha vuelto demasiado pequeño para vuestros vinos. África produce vino en exceso, Hispania cubre ya ahora el ochenta por ciento de sus necesidades con producción propia, Galia el cuarenta; nosotros, los judíos, suministramos a la mitad de Asia, y pronto lo haremos a toda ella. ¿Acaso pensáis que podréis vivir del vino que consumen Britania y las dos provincias germanas? Habéis actuado con firmeza en todos los terrenos. Pero hace cien años que evitáis enfrentaros a este problema. Ahora es demasiado tarde para modificar la agricultura de Italia y no lograréis hacerla subsistir por mucho tiempo. Roma no sucumbirá a manos del espíritu griego, ni del judío, ni por culpa de los bárbaros, sino por la quiebra de su agricultura. Os lo digo yo, senador Marullo, Juan de Giscala, campesino de Galilea. Pues a la larga no se puede vivir sólo de la especulación inmobiliaria ni del dominio del mundo. Nada funciona sin una agricultura razonablemente organizada. Y no creáis que con ello pretendo discutir el mérito artístico de vuestro libro —concluyó volviéndose seco y amable hacia Josef.

—¿No creéis que vuestros puntos de vista son demasiado agrarios? —preguntó Demetrio en vista de que Josef callaba. Su voz sonaba sólo ligeramente burlona; durante el discurso de Juan había tenido tiempo de prepararse a conciencia de modo que en ella resonó todo el desprecio que un idealista podía sentir por el burdo materialismo de un hombre apegado a la tierra.

—Nosotros los galileos —explicó pacífico Juan— somos campesinos hasta la médula. Los sabios señores de Jerusalén —sonrió— suelen sustituir la palabra necio por la de labriego o galileo.

Todos miraron a Josef esperando que le replicase. Pero Josef se atuvo a su intención y no respondió nada. Las objeciones de Juan eran ridículas, verdaderamente dignas de un campesino, las objeciones de una tortuga ante un águila. Precios del grano, precios del vino, precios del aceite. ¿Acaso la política dependía de tales cosas? ¿Acaso podían conducir a la guerra? ¡Ah!, habría podido rebatir sus argumentos. ¿Tal vez también queráis, podría haberle dicho, explicar por medio de los precios del pan y del vino la huida de

Egipto, la travesía del desierto, la creación del reino de Judea y de Israel y las luchas con Babilonia, Assur y la Hélade? Pero se contuvo y guardó silencio. Ya tendría ocasiones más propicias para expresar su opinión. Su *Historia universal de los judíos* versará sobre las causas y los efectos, y precisamente allí demostrará cómo el destino de las naciones ha sido conformado siempre por pensamientos, conceptos religiosos, por el espíritu. Precios, estadísticas, pensó. He explicado el origen de la guerra a partir de la evolución de todo un siglo, no de un par de cifras casuales. ¿Acaso hay precios o estadísticas en los libros históricos de la Biblia? ¿Hay precios o estadísticas en Homero? Este loco, este burdo campesino galileo, ¿qué es lo que pretende? Hace tiempo que Yahvé se ha pronunciado contra él. Setenta y siete son, tienen el oído del mundo, y yo soy uno de ellos. Pero a él, ¿quién lo escucha? Marullo nos quiere gastar una broma y por eso permite que esgrima sus cifras contra mí. No tengo la menor intención de seguirle el juego al romano.

Pero quedamente, contra su voluntad, se fue abriendo camino en él el recuerdo de que Justo de Tiberíades había citado precios y estadísticas en los escasos y finos volúmenes de sus obras históricas.

A Demetrio Libán lo irritó ver que había dejado de ser el centro de atención. No se había avenido a ser el causante de la destrucción del Templo para dar a Juan la ocasión de lanzarles un discurso sobre agroeconomía. ¿Quién cree a ese tipo? ¿Pretende ponernos a su Galilea como ejemplo? Gracias a Dios, aquí aún se valora el arte, y la entonación que el actor Demetrio Libán pueda darle a una palabra todavía interesa más a los romanos que los precios del aceite en las provincias.

Como Josef callaba, y tampoco Libán sabía qué decir, finalmente Claudio Regino dijo con su clara y gruesa voz y cierto aire pensativo:

—Es una pena que no seáis escritor, Juan de Giscala. Con esas opiniones vuestras podría escribirse un libro digno de ser leído.

Dos semanas después, el senador Marullo, Claudio Regino y el esclavo Juan de Giscala penetraron en la gran Sala Juliana, ante una de las cámaras del Tribunal de los Cien. La lanza estaba erecta, signo de la toma de posesión, pues en aquellos tribunales sólo se dirimían litigios civiles.

Las negociaciones eran muy formales, oficiaba el propio presidente del Tribunal, uno de los ochenta jueces supremos del Reino, y los lictores se mostraban con su uniforme completo, provistos de fasces y segures. Pero aquella formalidad contrastaba con el gran número de los procesos que se dirimían simultáneamente. En una única sala se reunían ocho cámaras separadas tan sólo por cortinas, de modo que aquí y allí se oían a la vez varias negociaciones.

Las partes de la falsa causa «Claudio Regino contra Junio Marullo» no tardaron en ser convocadas.

Regino tocó con la prolongación de su mano, es decir, con un pequeño bastón, el hombro de Juan y pronunció la fórmula:

—Exijo a este hombre como hombre libre.

El juez preguntó a Marullo:

—¿Tenéis algo que objetar?

Marullo guardó silencio. A continuación, el lictor rozó con la prolongación de su mano el hombro de Juan y dijo:

—Exigimos a este hombre como hombre libre. ¿Hay alguien que se oponga a ello?

Y Marullo permaneció callado. Tras esto, el juez declaró:

—Apruebo la exigencia de libertad y declaro a este hombre libre conforme al derecho romano.

Una vez concluida la formalidad Marullo se dirigió a Juan esbozando una sonrisita un tanto desagradable:

—Bien, mi querido Juan, ahora te entregaré cincuenta mil sestercios, y cuando hayas obtenido quinientos mil no me opondré a que regreses a Judea.

Juan replicó:

—Dadme diez mil y dejadme marchar cuando tenga cien mil.

Claudio Regino escuchaba atentamente. Marullo se dijo que tal vez no había sido sensato mantener aquella conversación en presencia del editor. Ahora no le quedaba más remedio que asentir.

Tras las preocupaciones que le había acarreado la toma de posesión y la gran catástrofe que había supuesto el incendio, Tito se dirigió a su propiedad de Cosa, con la única compañía de su médico Valens, para disfrutar de un breve descanso.

Que fue más breve de lo que pretendía. Pocos días después llegó de la ciudad una mala noticia: una

epidemia que había costado numerosas víctimas en Egipto y en Sicilia había alcanzado, poco antes de concluir el verano, la ciudad de Roma. El Servicio de Sanidad había contabilizado hasta el día anterior ciento dieciocho fallecimientos.

—¿No deberíamos regresar a Roma, mi querido Valens? —preguntó Tito en confianza a su médico.

Valens lo negó. Adujo muchas razones. La epidemia no le venía bien. Era un experto en la diagnosis, pero no se requieren diagnósticos en las epidemias: éstas surgen de tal modo que hasta un niño es capaz de reconocer al instante los síntomas. No, Roma no va a reconocerle ahora ningún mérito. La ciudad prefiere de cualquier modo a los médicos egipcios, judíos y griegos. Es innegable que los griegos y egipcios cuentan con una experiencia mucho mayor que él en la lucha contra las epidemias.

El médico de cámara Valens es un hombre frío y cansino, un realista. Ha conseguido ya todo lo que podía conseguir, cuenta con innumerables seguidores, ha fundado una nueva escuela. Su carrera no ha sido fácil. A pesar de sus métodos originales, no habría llegado tan alto de no haber ayudado con éxito a abortar a un par de damas de la aristocracia. Aun así no le había resultado fácil. Cierto que sus honorarios eran los más altos de Roma, pero durante años no le habían reconocido plenamente, y algunos colegas judíos y griegos se atrevían a tacharlo abiertamente de charlatán. Aquellos rumores sólo se acallaron cuando Tito lo nombró médico de cámara. Ahora tenía dinero y fama y era el confidente de Tito. Corregente, en cierto sentido. Había llegado a lo más alto.

Pero todo el que llega tan alto tiene dificultades para mantenerse. ¿Acaso no había descendido ya un poco? En las últimas semanas se había producido un cambio en Tito que constituía un éxito para el médico Valens, pero una amenaza para el hombre. Tito parecía más fresco, se mostraba más independiente y amenazaba con escapársele. Y ahora se añadía a esto aquella epidemia que sin duda ciertas personas aprovecharían para llamar la atención.

Ya al día siguiente Valens tuvo ocasión de ver constatados sus temores. Pues tras la llegada de Claudio Regino el emperador consultó largo rato con él sin llamarlo. Aquel día se anunciaron trescientas cuarenta y tres muertes, al día siguiente más de cuatrocientas. Era un tipo de peste distinta a la que se conocía, no surgía en forma de bultos negros, sino con fuertes diarreas y un temible enfriamiento de la piel y de todo el cuerpo. Los médicos judíos y griegos se jactaban de haber logrado algunas curaciones. También habían aplicado nuevos métodos preventivos, aparentemente con éxito. Valens estaba disgustado.

Muchos ciudadanos pudientes abandonaban de nuevo la ciudad a pesar de que, a punto de terminar ya sus vacaciones estivales, acababan de regresar de sus propiedades rurales. Tito regresó a la ciudad contraviniendo el consejo de los médicos. Claudio Regino le había aconsejado que, dado que sus enemigos habían aprovechado la aparición de la epidemia presentándola como otro signo divino en su contra, ahora más que nunca debía demostrar que era un buen padre para los romanos.

A su llegada recibió un escrito de Berenice. Pensaba que no sería bueno celebrar su reencuentro mientras la epidemia continuase asolando Roma. Confiaba en que se sofocase en dos o tres semanas, y entonces acudiría. El primer pensamiento de Tito al recibir la noticia del estallido de la epidemia fue que su espera se prolongaría aún más. Ahora se preguntaba si no debía viajar a Grecia para reunirse con ella. Pero al instante desechó aquel plan. Estaba seguro de sí, seguro de Berenice, y no quería que los romanos lo tuvieran por un cobarde. La peste era un buen augurio, le brindaba la oportunidad de hacer un buen papel.

Y, en efecto, se demostró que los romanos estimaron en esta ocasión su comportamiento; sí, incluso consideraron que la epidemia había remitido desde la llegada del ballenato.

Nada más escuchar los primeros rumores sobre la epidemia Dorión propuso a Josef que abandonasen la ciudad, pues a pesar de la presencia del emperador todo el que podía permitírselo huía de allí. La villa de Albano no estaba terminada, pero en caso necesario podían pernoctar en ella, y de cualquier modo pasarían la mayor parte del tiempo al aire libre. A Josef le pareció sensato que quisiese abandonar con el niño la apestada Roma. Pero él odiaba la villa de Albano, y le propuso que se dirigieran a la Campania. Ella insistió, intercambiaron duras palabras, y quedó demostrado que su reconciliación no había sido más que aparente. Finalmente, él declaró que se sentía seguro en la ciudad pues su Dios lo protegía, y permaneció en Roma mientras ella marchaba a Albano con Pablo y Fineas.

A Dorión le apenaba profundamente haber reñido con su padre. Amaba ardientemente a su hombre Josef, pero su unión con el padre era más equilibrada; con él se entendía, y con Josef no. Pensó en buscar a Fábulo a pesar de sus desavenencias y rogarle de nuevo con infantil insistencia que cumpliese su mayor deseo: pintar su casa de Albano. De ningún modo podía permanecer ahora en la apestada Roma.

Pero en cuanto hubo ordenado que preparasen la litera resonaron en ella las maliciosas y mezquinas

palabras que había pronunciado contra Josef. No, no podía ir a verlo. Ella sí podía insultar a Josef, incluso podía injuriarlo delante de otros, pero no admitía que otro lo hiciera, ni siquiera su padre. A pesar de todo, trató de sobreponerse. Amaba a su padre, y entre ella y Josef las cosas iban de mal en peor: ¿cómo va a vivir sin reconciliarse con su padre? Ordenó a sus pies que se pusieran en marcha, pero no se movieron. Se fue a Albano sin haber visto a su padre.

Albano estaba precioso. Las montañas se alzaban con su noble perfil; el mar se mostraba amplio y magnífico, y delicioso el lago, el aire era ligero. También las obras avanzaban sin problemas y ella repartía nuevas instrucciones con deleite. Pero sus paredes permanecían vacías, no era capaz de ordenar que las pintasen por muy buenos que fuesen los artistas que le proponía el arquitecto Grovius. Veía los muros vacíos y eso le partía el corazón.

Josef se quedó en Roma. Lo que había dicho era cierto. En verdad rebosaba una altiva y fatalista seguridad. La peste no lo atacaría. Había perdido toda esperanza de volver a entenderse con Dorión. Dorión se le escapaba de las manos, había perdido todo poder sobre ella. Se ha humillado ante ella, ha renunciado a su hijo Pablo, le ha permitido construir su villa de Albano. Pero no hay nada que pueda hacer, así nada logrará; ella lo quiere todo o nada. Sólo la conservará a su lado si se doblega totalmente a sus deseos y renuncia a ser él mismo.

En aquellos días iba a menudo a la Suburra a ver a Mara y a su hijo Simeón. Le había ordenado que abandonase Roma, pero ella se había acostumbrado en Galilea a aceptar las epidemias con mentalidad fatalista. Deseaba permanecer donde estuviera Josef; en su fuero interno se alegró de tener la oportunidad, gracias a la peste, de verlo más a menudo. Ahora llevaba casi siempre sus sandalias de cáñamo perfumadas: quería esperarlo siempre con el atuendo ceremonial.

Josef estaba sentado en la agradable estancia que les había cedido el vidriero Alexas. Incluso ahora, con la peste, la Suburra era un lugar tan transitado que su bullicio llegaba hasta la habitación. Josef solía leer o conversar un rato con Mara, o bien se ocupaba de Simeón-Janiki, su hijo judío. A causa de la peste a Simeón no le permitían entretenerse en la calle como solía. ¿Acaso Mara no tenía razones para considerar la epidemia como un regalo del cielo? Estaba obligado a permanecer en la casa para evitar el contagio, y, mal que bien, se ocupaba más de los libros. Josef le trajo *La guerra de los judíos.* Se trataba de la versión aramea, la original, más radical que la griega. A Simeón le interesó el libro, era un chico despierto, y a Josef lo asaltó un sentimiento de amargura y pesar al ver que su hijo pequeño se devanaba los sesos en los temas que Josef había dejado incompletos o poco claros por motivos políticos. Por otra parte, en ocasiones como aquella disputaba en su fuero interno con Juan de Giscala y con Justo de Tiberíades y se mofaba de ellos por sus cifras económicas y sus estadísticas.

Mara permanecía junto a ellos, silenciosa y satisfecha, mientras su amo Josef comentaba su libro con el hijo que le había dado. El gran doctor Yojanán ben Zakai había sido un hombre santo, Yahvé había hablado por su boca.

Lo que más le interesaba a Simeón-Janiki de *La guerra de los judíos* era la descripción de los asuntos militares, en particular de las máquinas de guerra: la artillería, los instrumentos de asedio, los cañones, el ariete, las catapultas y balistas, nunca se cansaba de oír lo que se decía de ellos. Su robusto cuerpo se instalaba frente a su padre, sus vivaces ojos lo miraban desde el ovalado rostro preguntando infatigable por cada detalle. Muy pronto llegó a saber con exactitud la diferencia entre un *oxybol* y un *petrobol,* entre un tensor rectilíneo, un *euthyton* y un tensor angular, o *palython.* Sabía cómo construir una balista cuyo tensor corre hacia lo alto entre los pernos, y otra cuyo nervio recorre tras la primera vuelta el mismo camino de regreso entre los pernos. Estaba tan interesado en esas cosas que, superando su pereza para escribir, anotaba lo más importante y se lo leía varias veces a su madre en voz alta para memorizarlo. Y Mara se enorgullecía de aquel hijo tan inteligente.

Durante las horas de ocio al que lo obligaba la epidemia, que duró varias semanas, Simeón urdió un curioso plan. Josef le había hablado de una máquina de guerra eficacísima de los judíos, una catapulta llamada la gran «Débora». Parecía ser una construcción genial: el inventor había tenido la sorprendente idea de unir el eje posterior del recorrido del proyectil con el tensor del arco mediante un polipasto. La longitud del proyectil de esa máquina de guerra suponía 1,36, su diámetro 0,148 y su alcance era de 458,20 metros. Simeón quería aprovechar la ociosidad a la que lo condenaban las aburridas semanas en que debía permanecer en casa para fabricar una maqueta de aquella gran «Débora», con una mejora además: una especie de rayo de mano debía permitir retrotraer sin dificultad y muy deprisa el tensor del arco hasta el disparador. Deseaba sorprender a su padre con esa maqueta.

Pero al querer ejecutarla reconoció que no le bastarían dos manos, que necesitaba al menos cuatro. Se lo confió a su madre. Ella lo ayudó como pudo, pero su diligencia le valió de poco; las mujeres, sencillamente,

no servían para asuntos tan masculinos. Tendría que llamar a su amigo, a su compañero Constans.

Pero éste había desaparecido desde que se declarara la epidemia. Así como le habían repetido a Simeón mil veces que debía alejarse de los demás para no contagiarse, sin duda su amigo Constans había recibido instrucciones semejantes. Pero ahora, al tratarse de la gran «Débora», Simeón pensó que aquellos temores eran exagerados y se dispuso a visitar a su compañero. A su madre, que quiso retenerlo, le dijo que quería encargar más madera de sierra para su maqueta.

Pero en la casa del amigo tuvo una dura experiencia, pues el padre de Constans, el capitán Lucrio, había vivido en los años en que sirviera en el ejército un par de desagradables epidemias, había visto a gente morir como moscas en días fríos, y ahora, al declararse aquélla en Roma, se puso nervioso. Su situación no le permitía abandonar la ciudad; pero al menos en su casa dispuso todas las medidas preventivas necesarias. Dos veces al día realizaba un sacrificio en el pequeño altar doméstico, llevaba siempre un paño empapado en vinagre delante de la nariz, quemaba madera de sándalo para ahuyentar con su humo los gérmenes contagiosos, evitaba todo lo que pudiese irritar a los dioses y prohibió terminantemente a su hijo Constans ver a Simeón para que no se manchase tratando con un judío, con un impío. Y así, en cuanto lo vio llegar, se apartó iracundo y aterrorizado del sorprendido chico y lo cubrió de terribles improperios. Debía largarse de allí, apestaba el aire con su aliento e infectaba a todo aquel que se le acercase. Su vieja puerca judía —se refería a Berenice, pero Simeón no podía saberlo— era la culpable de aquella epidemia y, si no se marchaba de allí a la velocidad de un conejo azuzado, entonces él, el capitán Lucrio, lo convertiría en un *ragout* en toda regla. Simeón se fue, su asombro era casi mayor que su vergüenza y su rabia.

Nada le comentó a sus padres del extraño comportamiento del capitán. Aquello era una cosa entre ellos dos. Pero por eso mismo meditó con fruición sobre él, su ira y sus palabras. Lucrio era un militar rudo, eso lo sabía, y ya antes le había oído expresarse en contra de los judíos. Pero Simeón no era rencoroso, él mismo utilizaba a menudo palabras soeces. Además, le pareció más razonable pensar, como muchacho sensato que era, que Lucrio se había puesto nervioso a causa de la peste. A pesar de todo, uno tiene su orgullo, y a nadie le gusta que le digan que apesta el aire y que infecta a los otros. Simeón decidió preguntar al capitán los motivos que le habían llevado a proferir expresiones tan ofensivas. Sin duda lo hará cuando la peste haya pasado y el capitán se muestre de nuevo tratable.

Por lo demás, su visita a la casa del amigo cumplió sus objetivos a pesar del soldadesco arranque de ira de Lucrio, pues su camarada Constans era un chico decente y un buen amigo que se avergonzó de la actitud de su padre. Mientras el viejo insultaba a Simeón éste lo vio detrás de él, sonrojado e impotente, haciendo gestos conciliadores. Dos días después Constans consiguió escaparse a escondidas y fue a ver a Simeón. Mara no dominaba el rudo vocabulario del capitán Lucrio, pero cuando lo vio aparecer se mostró no menos indignada que el capitán ante Simeón, quien comprendiendo que su madre se disponía a echar a su querido amigo ahora que por fin lo tenía allí, lanzó tales insultos y juramentos que el capitán Lucrio no habría podido mejorarlo. Ante todo utilizó varias veces la palabrota «por Hérquel», una abreviación inventada por él del juramento «por Hércules». Sabía que su madre se asustaría terriblemente si conminaba al monstruoso dios pagano, y, de hecho, ella calló de inmediato y se retiró.

Cuando por fin se quedaron solos Constans estuvo remoloneando, trató de disculpar a su padre, de justificarlo. Simeón pensó que no era el momento más adecuado para confiarle a Constans lo que había estado pensando sobre el capitán Lucrio en aquellos dos días, se sentía feliz de tener con él a su amigo, y lo que más le importaba en aquel momento era la gran «Débora». De modo que le hizo callar y le confió su plan. Constans, contento de que Simeón no le echase en cara la actitud de su padre, se puso manos a la obra y pronto vieron que avanzaban rápidamente.

Constans regresó una segunda vez poco después. A partir de entonces, y para disgusto de Mara, los chicos se veían cada vez más, azuzados por la dificultad y el misterio que rodeaba su empresa, y mientras a su alrededor la ciudad se deshacía temerosa en rezos a causa de la peste ellos continuaron trabajando en su gran «Débora».

A Mara la torturaba la duda de si debía contarle algo de aquellas visitas a Josef. Pero no podía hacerle una cosa así a su Janiki. Además, se sentía orgullosa de compartir aquel secreto de su hijo. Asistía en silencio a sus encuentros con el padre, en los que Simeón le preguntaba con astucia y dando mil rodeos detalles sobre la construcción de la gran «Débora», y a veces no lograba siquiera reprimir un guiño cómplice.

Josef no advirtió nada del secreto que se traían entre manos. Iba a menudo a la Suburra, le agradaba su hijo judío. Era un muchacho amable y despierto, aunque sin duda muy apegado a los sentidos y a lo material. Pero Josef no pensaba demasiado en él. Una y otra vez, mientras conversaba se imaginaba a su hijo Pablo, esbelto, altanero, con su pálida tez cetrina, recorriendo las colinas de Albano en su carro de

cabras. Respondía con paciencia a las preguntas de su hijo Simeón, contemplaba el rostro ovalado de Mara, luminoso y satisfecho, y sentía cuánto amaba a su hijo Pablo.

El pintor Fábulo se vio abrumado por los encargos a causa del incendio y del impulso que había recibido la construcción. Trabajaba. Cuando no trabajaba esperaba a su hija, se imaginaba que llegaría y le rogaría que la perdonase, y la espera roía el alma de aquel hombre arrogante y taciturno. Ella sabía cuánto la amaba; ella lo amaba, vendría sin duda. Él esperaba. Y trabajaba con redoblado ahínco para no tener que esperar.

La peste no lo preocupaba. No podía creer que lo alcanzara antes de haber concluido su gran obra y de reconciliarse con su amada niña. Trabajaba. Se vestía con penosa corrección, como siempre, y ya sólo pintaba con sus vestidos de gala. Cuando no pintaba esperaba a su hija. Así transcurrían para él los días y las noches. El sol aún se elevaba temprano y se escondía tarde, tenía mucho tiempo para pintar.

La imponente construcción de los Nuevos Baños estaba además tan avanzada que podía empezar su gran fresco, *Las oportunidades perdidas.* Llevaba años preparando aquel cuadro. Había soñado con pintarlo para su hija y le disgustaba profundamente no poder hacerlo. Pero el artista que había en él no olvidaba que las proporciones de la sala donde había decidido pintarlo eran más apropiadas que las que le habría podido ofrecer cualquier construcción particular. Con enconado afán inició su tarea. *Las oportunidades perdidas* será un buen cuadro, no sólo lo llamarán primer pintor de los Flavios, sino primer pintor de todos los emperadores. Han acarreado hasta Roma los más bellos cuadros de seis o siete siglos, pero el que no haya visto el suyo no habrá visto Roma.

Acababa de abrir su caballete y de dar las primeras pinceladas cuando la peste hizo presa en él. Le obligó a guardar cama, torturó al caballero de intachable pulcritud y corrección con diarreas y vómitos, y en pocas horas los médicos constataron que estaba perdido. Permanecía tumbado con los ojos hundidos, la carnosa cabeza encogida y la nariz afilada, el rostro y las manos azulados y la piel fría como la de un cadáver. A su alrededor habían encendido sahumerios para prevenir el contagio y sofocar el terrible olor que despedía. Sus pantorrillas se contraían, su mente seguía lúcida, pero los oídos le zumbaban, se mareaba, trató de imaginarse su cuadro, pero se le nublaba la vista. Una terrible sed lo torturaba; veía y comprendía lo que ocurría a su alrededor. Sabía que debía pagar cada trago con vómitos, dolores, debilidad, y lo que más asustó a los médicos, que conocían sus escrúpulos de limpieza y corrección rayanos en el esnobismo, fue que, a pesar de todo, no dejaba de pedir que le dieran de beber. Todo empezó a resultarle indiferente: primero sus amigos, después sus cuadros, por último su hija. Tampoco le importaba la muerte que sin duda pronto le sobrevendría, sólo rogaba que le diesen una cosa: agua, agua.

Cuando, en la tarde del tercer día, el escultor Basil recibió la noticia de la muerte de su amigo Fábulo, le dijo a su ayudante Critias:

—Ves, mi querido Critias, ¿y ahora qué? Se empeñó en pintar sus *Oportunidades perdidas* y por eso ha muerto. Uno se deja la piel trabajando, calcula, acepta un encargo y otro, y otro más. Uno sabe que le basta con el dinero que ha ganado. Y que lo ha hecho lo mejor que podía. Pero siempre aspiramos a más, a más dinero, a hacer cosas aún mejores, a la fama, nos empeñamos en que el taller produzca al año siguiente doscientos treinta mil bustos en lugar de doscientos diez mil. Somos unos zotes, querido Critias. Yo debería comprarme una pequeña casita confortable junto al mar Jónico y trabajar tan sólo cuando me viniera en gana, cada cuatro o cinco días, y no recibir más que a un par de mujeres amables. Y tal vez a ti si no te muestras excesivamente huraño. Deberíamos tumbarnos al sol, beber vino y leer de vez en cuando un buen libro. Y, sobre todo, deberíamos coger un carro ahora mismo y huir de esta maldita ciudad. Yo desde luego no tengo tanto amor propio como para morir trabajando como ese ridículo y fantasioso Fábulo. Bien, veamos, ¿cómo me has organizado el día de mañana?

Dorión se desmayó al recibir la noticia de la muerte de su padre. Desde que lo echara de su casa no había sabido nada de él, había supuesto que huiría de la ciudad apestada. Cuando le comunicaron que había caído víctima de la epidemia sintió casi físicamente que la invadía un sentimiento de culpa opresivo, aniquilador: ella lo había matado.

Al despertar de su largo desmayo estaba sorprendentemente alterada, pálida, con la cara cubierta de manchas. Permaneció impasible ante los esfuerzos de sus doncellas, de Pablo, de Fineas. Dio orden de que la llevasen a Roma. Aunque le comunicaron que el cadáver sin duda habría sido incinerado tras el fallecimiento, insistió. Y finalmente regresó a la ciudad.

No acudió a su casa. Tal y como estaba, con el mismo vestido con el que había recibido la noticia, sin lavarse ni peinarse, fue al taller de su padre a ver a los médicos. Pidió sus cenizas. Le respondieron con evasivas. Conforme a las prescripciones, habían quemado su cadáver junto con otros, pero no se atrevieron

a decírselo. Con gran profusión de explicaciones adujeron que la ceniza sólo podía obtenerse con un permiso especial concedido por la más alta instancia de los Servicios de Sanidad. Fue a ver a los médicos más influyentes y se abrió camino hasta llegar a Valens. Al menos quería recuperar sus cenizas. Finalmente le entregaron una urna llena de cenizas.

Quizá sospechaba en lo más profundo de su ser que aquélla era la ceniza de otro, pero no quería saberlo. Eran las cenizas de su padre, al que ella había matado, al que habían quemado indignamente de modo que ahora también su alma, su *ka,* se había desintegrado. Y ella lo había permitido.

Regresó a la casa de Fábulo con el montoncito de ceniza en aquella urna mezquina y barata. Quisieron echarla, pues consideraban que podía contagiarse a pesar de que la habían desinfectado. Pero ella se negó. Deambuló con la urna por el taller de Fábulo aún lleno de cuadros sin terminar y esbozos para *Las oportunidades perdidas* y otras obras. En cuclillas en el suelo le habló a la urna.

La dama Dorión era una mujer culta, no era una ilusa, pero en lo relativo a la muerte y al más allá su madre le había insuflado desde su más tierna infancia las antiquísimas y oscuras imágenes de la tierra del Nilo. Ella misma había sido embalsamada de acuerdo con el rígido rito antiguo; su cuerpo conservado por toda la eternidad permanecía en la pequeña tumba que Fábulo había ordenado construir en el cementerio de Alejandría. Pero su padre Fábulo no sólo había perecido por su causa, sino que había sido aniquilado por su terrible dejadez. Había permitido que su sagrado cuerpo fuese incinerado al modo bárbaro de forma que jamás podría penetrar en su morada eterna ni subir al barco que lo aguardaba para conducirlo al país de los benditos.

Permanecía en cuclillas sobre el suelo, delgada, sucia, turbios los ojos color de mar, apretando la urna con sus delgadas manos. Había encontrado en el taller uno de esos libros de los muertos que solía entregarse a los embalsamados, un libro con los conjuros y fórmulas mágicas que servían para conminar los peligros que amenazaban al peregrino en el más allá. Arrastrando la voz recitó aturdida las antiquísimas fórmulas egipcias.

De pronto se detuvo, calló y se quedó absorta llena de odio y de temor. Había llegado al capítulo sobre el juicio de los muertos. En ese momento resonaron en ella, terribles, las misteriosas palabras de Josef; sus altivas palabras cuando dijo que él tenía poder para juzgar a los muertos. Su discurso le pareció de pronto odioso. Era él, era su deseo de venganza lo que había acabado con su padre para siempre.

Al tercer día apareció Josef. Dorión saltó profiriendo un leve grito. Se apartó de él con tal espanto, lo arrojó de su lado gimiendo con tanto odio, que no se atrevió a quedarse.

Le envió a sus médicos, a sus cuidadores. Sólo días más tarde regresó a su casa.

Cuando, transcurridos algunos días, él la buscó en sus aposentos, le pareció más delgada y frágil que nunca, pero estaba cuidadosamente vestida y arreglada como siempre; sí, incluso llevaba uno de esos trajes finísimos que tanto le gustaban, y tenía a su lado a su gato Cronos. Había logrado dominarse, tenía ciertos planes. Sólo le quedaban por hacer dos cosas: lo primero era educar a su hijo de acuerdo con las enseñanzas de su abuelo; y lo segundo devolverle al judío lo que le había hecho a ella y a él. Ambas cosas requerían serenidad y astucia, cualidades que no poseía. Pero aquello era lo único que daba ya sentido a su vida, y por ello se comportaría con serenidad y astucia.

Tranquila y amablemente, le explicó que deseaba marcharse a Alejandría. El alma, el *ka* de su padre había sido aniquilado, pero a pesar de ello quería depositar sus cenizas en la casa de los muertos que le correspondía en Alejandría. Se llevaría consigo a su Pablo para educarlo en aquella ciudad. Si Josef la autorizaba a llevarse a Fineas le estaría agradecida. Para él constituiría un alivio en lo económico, y a ella no le importaba, pues tras la muerte de su padre contaba con medios.

Josef había reconocido hacía tiempo que no podría conservar a Dorión, que no podría seguir viviendo con ella. Pero lo que su razón reconocía no quería verlo su corazón. Le rogó, la conminó a permanecer en Roma. Le expuso que su padre habría preferido educar al muchacho como romano y no como alejandrino. Le prometió solemnemente no volver a inmiscuirse en la educación de su hijo. Pero debía quedarse.

Ella había contado con que le dijese todo aquello. Con serena satisfacción constató que era capaz de escuchar sus palabras sin inmutarse, que ya no había nada en él, ni en su voz ni en sus ojos, que la conmoviesen. Podrá llevar a término su plan sin que su antigua inclinación lo eche todo por tierra.

Había estado dispuesta desde un principio a permanecer en Roma, pero quería que le comprasen su disposición, que se la pagasen caro. Poco a poco, pasito a pasito, con astutas maniobras, fue cediendo. Regresó entonces a su antigua exigencia. Dominando la fina voz, y mirándolo fríamente con sus salvajes y claros ojos, le dijo que insistía en que arrojase de Roma, de la provincia, a aquella mujer, a aquella judía.

Josef pensó en la historia de Abraham. «Y entonces Sara le habló a Abraham: arroja de aquí a esa muchacha Hagar con su hijo; pues el hijo de esa muchacha no deberá heredar junto con mi hijo, Isaac. Y

mucho le dolió aquel asunto a Abraham. Pero a la mañana siguiente se puso en camino y tomó pan y un odre con agua y se lo entregó a Hagar, se lo puso al hombro, así como su hijo, y la envió lejos. Y ella partió».

Josef le prometió a Dorión que echaría a Mara de Roma.

A la mañana siguiente fue a la casa de la Suburra a ver a Mara. Ella resplandecía cada vez que Josef acudía; en su luminoso rostro ovalado, ahora de mejillas más llenas, era fácil reconocer al instante cualquier emoción. El muchacho tampoco ocultó su alegría. Había avanzado mucho con su maqueta, pronto podría enseñársela a su padre. Mara iba de un lado a otro, muy ocupada. Preparó a Josef un baño frío para los pies; sabía que, cuando venía caminando, le gustaba tomar un pediluvio. Hizo todo lo posible para que se sintiera a gusto, le trajo el escabel y bebidas heladas.

Josef se dejó cuidar con aire señorial. Pero no le quitaba la vista de encima mientras iba y venía. Había engordado un poco en los últimos diez años. Pero eso no lo veía ahora, sino que la veía como no la había visto durante toda su estancia en Roma: como había sido entonces, en Cesarea. Su fantasía borró las infladas mejillas de su cara, contempló su rostro puro, ovalado, la pequeña y luminosa frente de antaño, los ojos rasgados, la boca prominente, aquel rostro galileo joven, dulce, sumiso en toda su plenitud, cuya pureza subrayaba aún más el vestido rectangular marrón oscuro y a rayas rojas hecho de sola una pieza que solían llevar las campesinas del norte de Judea. Y la deseó como en sus primeros tiempos, en Cesarea.

«Y mucho le dolió aquel asunto a Abraham». Le ha dado su palabra a Dorión. Tal como es ahora Dorión no hará concesiones. Él ama a su hijo Pablo, y le tiene apego a Dorión. Quizá sea una desgracia que se lo tenga; pero sea como fuere no puede separarse de ella. Ahora no hay más remedio que armarse de valor y decírselo a Mara.

Titubeó un rato, le costaba empezar, turbar la paz de aquella casa. Los rodeaba la peste, pero en aquella estancia reinaba la calma. El niño, Simeón-Janiki, su hijo judío, permanecía allí sentado, robusto, afanoso, leyendo *La guerra de los judíos* despacio, pero esforzándose con éxito por retener su sentido; Mara lo escuchaba en silencio, feliz y sin comprenderlo, y él debía destruir todo aquello.

Hizo acopio de todas sus fuerzas. Se apresuró a explicar que, ahora que su suegro Fábulo había muerto de peste, no consideraba apropiado que Mara permaneciese en Roma con el niño. Simeón levantó sorprendido la vista.

—¿Cómo? —preguntó—. Si durante todo este tiempo no nos ha atacado la enfermedad, no la temo.

Dentro de poco, pensó para sus adentros, podrá enseñarle la maqueta a su amo y padre. Durante aquellas semanas se había dedicado en cuerpo y alma a su maqueta. ¿Acaso había sido en vano? ¿Dónde encontrará a un colaborador tan diligente como su amigo Constans?

Mara no era inteligente, pero cuando se trataba de Josef poseía un instinto especial. Aquel día reconoció desde el primer instante que Josef tenía algo que decirle, y no precisamente agradable, y se asustó mucho. Al instante descubrió lo que ocurría. Le habían referido muchas cosas de la dama Dorión, sabía que para ella era una espina en el ojo. A ella se debía sin duda la propuesta de Josef. Josef la había tolerado en Roma durante mucho tiempo; en las últimas semanas parecía incluso que su presencia y la del muchacho lo habían animado. ¿A qué venía aquella preocupación por la epidemia, ahora que había empezado a remitir? Sin duda era la dama la que insistía en verlos lejos. Y, una vez lejos, ya se encargará ella de que no regresen jamás. ¡Ah! La entendía muy bien. De haber estado en su lugar, ella tampoco habría tolerado la presencia de una segunda mujer y de su hijo.

Todo esto lo sintió en un instante y la alegría se borró a ojos vista de su rostro sereno y feliz. Pero no quiso entregarse a largas y penosas objeciones. Reprobó la negativa del muchacho y se plegó. En lo más profundo de su ser jamás creyó que aquella felicidad fuese duradera, y había empezado a dudar precisamente cuando Josef le prometió educar a su hijo en la casa de unos amigos. Si Josef, su amo, así lo quería, se marcharía, naturalmente. Sí, él lo deseaba; deseaba que regresase a Judea.

—¿A Judea? —preguntó sombrío y reacio Simeón. Pero su madre le lanzó una mirada de reprobación al tiempo triste y suplicante, y éste calló.

Pero en cuanto se encontró a solas con él cambió de actitud. Comprendía a la dama Dorión, ella por su parte respetaba y amaba a su hombre Josef, pero esta vez no estaba dispuesta a acatar sus deseos sin más. Si se hubiera tratado tan sólo de ella lo habría hecho, pero también estaba en juego su hijo. Cualquiera habría podido ver que en Roma florecía; cómo la ciudad, así como la presencia de su padre, colaboraban a su desarrollo y maduración. En Judea se embrutecería. ¿Acaso debe hacerle regresar de la luz a la sombra? De ninguna manera.

Se confió al amigo de Josef, Alexas. El corpulento vidriero la escuchó sin interrumpirla. Era un hombre con experiencia, había padecido más sufrimientos que la mayor parte de las personas, había perdido a todos sus seres queridos. Ahora le había cobrado afecto a aquella mujer de Judea y a su hijo; gracias al cordial y espabilado Simeón su yerma casa se había llenado de un nuevo y alegre bullicio, no quería verlos marchar y que en su casa volviese a reinar el silencio. Sabía lo fácilmente que se extingue la felicidad. Le parecía una frivolidad renunciar a aquella vida dichosa sin luchar, y no comprendía por qué Josef quería apartarlos de su lado.

Alexas reflexionó durante toda la noche. Al día siguiente creía haber encontrado una salida: se casará con Mara. Naturalmente, sabía por qué Josef quería echar a Mara de Roma. Pero si Mara se convierte en la esposa de otro hombre su presencia no podrá molestar a la dama Dorión.

Cuando Josef acudió de nuevo a la casa de la Suburra para comentar con Mara los detalles de su viaje se encontró, para su disgusto, con Alexas, quien le refirió la solución que había encontrado. A Josef no pareció agradarle aquel plan. Por desgracia sabía que no podrían contentar a la dama Dorión tan fácilmente como creía Alexas. Dorión era una mujer violenta, y sin duda no estaría de acuerdo con una solución parcial como aquélla. Josef la perdería si Mara permanecía en Roma. Pero no se atrevió a contradecir a su amigo. Si quería desposar a Mara, ¿con qué derecho podría impedírselo? Ninguno de ellos mencionó el nombre de la dama Dorión, pero todos sabían que en realidad todo se debía a ella. Estuvieron hablando largo rato sin encontrar ninguna solución.

Mara veía dudar a Josef. La amistad de Alexas, su propuesta, le habían parecido un nuevo e inesperado golpe de suerte. Pero ahora debía reconocer que, si permanecía en Roma, su presencia sólo provocaría la ira de Josef, su amo, y que como esposa de Alexas se sentiría más lejos de él en Roma que en Judea. Pero ¿no estaba en juego también el futuro de su hijo? ¿Acaso no era esencial que Simeón-Janiki permaneciera en Roma sujeto a una vigilancia más estricta? No veía ninguna salida.

Alexas dio finalmente con ella. Si tanto temía su amigo Josef por la salud de Mara tal vez sería razonable que ella regresase por un tiempo a Judea, aunque sólo fuese para arreglar allí su situación y la de Simeón. Pero el chico no tenía nada que temer, pues se daban muy pocos casos de contagio entre personas tan jóvenes. De modo que proponía que Mara viajase por el momento sola a Judea y que Simeón-Janiki permaneciese, en parte en calidad de prenda, en su casa.

Mara lo escuchó en silencio, pálida. Sin duda Alexas proponía aquello con buena voluntad, pero de aquel modo perdía de un golpe al hombre y al hijo. Aunque comprendía que no había otro camino si no quería provocar la ira de Josef. Se aferró a la idea de que aquella disposición sería «transitoria» y aceptó.

Josef y su hijo la acompañaron hasta el barco. El viaje duraba tres días y ella le agradeció mucho aquel gesto a Josef, pues se había resfriado y solía cuidarse mucho.

Curiosamente, durante aquel viaje Mara se transformó en la Mara de antes. Olvidó completamente el poco latín y el griego que sabía. Admiraba a su hijo, mucho más hábil y maduro que ella. Una y otra vez rogó humildemente a Josef que se hiciera cargo de él. Alexas es un hombre bueno y le tiene afecto a su querido Simeón-Janiki, pero ¿cómo puede madurar un hijo sin la bendición y el amor de su padre? Al menos dos veces por semana, o una, debía llevarle a su presencia, debía prometérselo. Josef se lo prometió, incluso prometió más. Estaba dispuesto a mantener su promesa, pues amaba a su hijo judío. Simeón-Janiki era su primogénito. Aunque el primogénito de su corazón seguía siendo su hijo Pablo.

Al partir, una vez retirada la escalerilla y al zarpar la nave, le gritó que debía regresar de inmediato. Por lo más sagrado debía tomar a su regreso manzanilla con acelgas y berros machacados, todo ello mezclado con vino viejo, y sudar. Con el próximo correo debía escribirle cómo seguía de su resfriado. En su fuero interno se reprochaba haber aceptado que la acompañase; temía que ahora fuese más vulnerable al contagio.

El barco se hizo a la mar. Permaneció largo rato en la cubierta de popa. Josef y Simeón no tardaron en borrarse de su vista mientras la costa de Italia se alejaba lentamente. Pero ella continuaba allí mucho después de que hubiera desaparecido.

Simeón-Janiki amaba a su madre; se sentía muy masculino ante ella, como un adulto frente a alguien que no es responsable de sus actos. A pesar de ello, si era sincero debía admitir que, durante las semanas que siguieron a su partida, se alegró de no tenerla a su lado, pues fueron unas semanas llenas de acontecimientos y su madre habría supuesto un obstáculo.

Porque, cuando la epidemia hubo perdido fuerza y los pudientes regresaron de sus posesiones en el campo, el «Informe del día» anunció por fin que la princesa Berenice llegaría a Roma transcurridas dos

semanas. Asimismo, el emperador había comunicado ya al senado que había decidido celebrar la apertura del nuevo anfiteatro, el más grande del mundo, cuya construcción iniciara su padre, con unos juegos de cien días y un esplendor sin parangón. En su escrito omitió decir que aquellos juegos se celebraban en honor de Berenice, pero todo el mundo lo sabía.

La ciudad volvió a florecer con su alegre vida de antaño, los preparativos de los juegos la hicieron bullir. Simeón y Constans tenían mucho trabajo, no podían imaginarse que las cosas pudiesen salir adelante sin su colaboración. Incluso dejaron a un lado la maqueta de la gran «Débora».

Deambulaban por las cuadras de los domadores de caballos y entre los empresarios que suministraban el material necesario para las carreras de carros, los «Azules» y los «Verdes». El reino entero estaba dividido entre estos dos equipos. Porque desde hacía cien años, desde que los romanos perdiesen, junto con la posibilidad de participar en ella, la pasión por la política, todo su ardor se dedicaba a las carreras de caballos, y cada cual seguía entusiasmado las victorias y derrotas de su equipo. Ni siquiera los «creyentes», los mineos o «cristianos» como los llamaban algunos, seguidores de una nueva secta ascética al tiempo estricta y moderada, lograban sustraerse a dicha tendencia generalizada. El especulador inmobiliario Trifón, por ejemplo, adepto a esta secta, paisano y socio del liberto Juan de Giscala, se interesaba ahora más por las posibilidades de los «Azules» que por los terrenos del norte de la ciudad o las desviaciones de su fe frente a las doctrinas de los doctores. Al preguntarle Juan sorprendido si las enseñanzas de su secta le permitían asistir a las carreras, este «creyente» le replicó con pasmosa liberalidad que no había que rechazar los placeres cuya existencia Dios, en su bondad, había admitido. Y, al ver que Juan meneaba la cabeza, el cristiano Trifón se refirió a las Escrituras apoyando sus palabras en lo enseñado por el profeta Elías. Si aquél había subido al cielo en un carro, el arte de conducirlo no podía, a sus ojos, disgustar a Dios.

Simeón era «verde», y Constans «azul». Los «Azules» habían conseguido hacerse con Víndex, la baza principal de su mejor cuadriga. Aquél era un acontecimiento capaz de relegar a un segundo plano incluso la proyectada boda del ballenato con la judía. El capitán Lucrio, por ejemplo, era «azul», y casi logró olvidar su antipatía por la dama oriental al saber que ahora verían correr en Roma al corcel Víndex en el equipo de los «Azules».

Los dos chicos eran expulsados a diario de las caballerizas, y cada día inventaban nuevos pretextos para acceder a ellas. Poco a poco, a Constans se le agotó la imaginación. Pero Simeón era muy ingenioso. Sobornaba al portero con amuletos que debían procurar la victoria a los aurigas del propio equipo y hacer fracasar a los del contrario; él mismo los fabricaba incluyendo misteriosas fórmulas egipcias, monedas con la efigie de Alejandro, extrañas inscripciones y campanillas mágicas para los caballos. Logró hablar con algún que otro auriga. Con las piernas abiertas y gran suficiencia se plantaba allí y citaba lo que le había dicho en una ocasión en Cesarea el campeón Tallus, vencedor en mil ocasiones; con ínfulas de experto palmoteaba los cuellos y corvas de los caballos comparándolos con el corcel Silvano, que había llegado a montar, mientras Constans permanecía a su lado mirándolo envidioso y admirado.

Constans había obtenido de un compañero una ardillita gris que se había perdido en la ciudad, y prometió a Simeón que se la regalaría si lograba que le dejasen montar a Víndex. Simeón, que era un fresco, no dudaba de que lo lograría. Pero puso una objeción. El corcel Víndex corría con los «Azules», y él, Simeón, era «verde». Se había hecho «verde» al ver que el campeón Tallus le mostraba tanta deferencia, y no habría abdicado de su condición de «verde» ni por aquel caballo. Afortunadamente, nadie le preguntó a qué bando pertenecía. A fin de cuentas, circulaba entre los «Azules» con tanto desparpajo como entre los «Verdes», y consiguió que el auriga Avil, el mejor hombre de los «Azules», le permitiese montar a Víndex. Pequeño, robusto y con el pecho a punto de reventar de orgullo, se subió a aquel pura sangre de cinco años.

—Por Hérquel —exclamó—, con este caballo podríamos conquistar la India.

De momento se trataba tan sólo de conquistar la ardillita gris. Pero cuando estaba a punto de exponer a Avil el ruego de que dejase montar también a su amigo Constans se produjo una desgracia que conmovió a toda la ciudad. Junto con Tallus, Avil era posiblemente el mejor hombre de la pista, también él tenía más de mil victorias a sus espaldas, mil siete. Vivía en Galia y había venido a Roma para comenzar con tiempo suficiente los entrenamientos sobre la Gran Pista. Y allí, dos semanas antes de su extinción definitiva, la peste hizo presa en él y falleció antes de que Constans llegase a montar a Víndex.

La muerte de su amigo Avil arruinó el placer que suponía para el muchacho visitar las cuadras, por lo que se dedicaron a frecuentar más a menudo los cuarteles de los gladiadores. Allí reinaba un bullicio casi mayor que entre los corredores. Por otra parte, entrar en los cuarteles de los gladiadores no resultaba difícil. Los encargados de la organización de los combates desplegaron una febril actividad reclutando gente. El material humano que se precisaba para los Juegos de los Cien Días era enorme, cerca de quince mil personas; a la mayor parte de las incluidas en las listas de actuación se la marcaba desde el principio con

una «P» en negro, que significaba *periturus,* y designaba a los que debían morir en el transcurso de los juegos. Aún disponían de cerca de ocho mil esclavos procedentes del botín de la guerra librada contra los judíos hacía ya diez años. Pero ¿era conveniente utilizarlos en una representación destinada a honrar a una princesa judía, o incluso a la futura emperatriz? En cualquier caso parecía razonable, por si se vieran obligados a renunciar a aquella reserva principal, preparar otro contingente en cantidades suficientes. En aquella gran ciudad siempre era posible encontrar personas a punto de morir de hambre, dispuestas por ello a luchar en la arena. Cierto que todos temían la estricta disciplina de los cuarteles, y el juramento que debían prestar al presentarse voluntarios —«dejarse azotar con las varas, quemar con fuego, matar a hierro»— espantaba a todos. Pero la manutención en los cuarteles tenía fama de ser buena, los cebaban directamente, y la perspectiva de ser el centro de atención como si de un senador se tratase dos veces en la vida —durante el gran banquete público que se ofrecía a los gladiadores antes de su actuación y después en la arena— constituía para algunos suficiente compensación por sus temores. Ser gladiador también suponía una ventaja frente a las mujeres; se rumoreaba que ciertas damas de la alta aristocracia elegían a los gladiadores como compañeros para sus noches, sobre todo poco antes de su actuación, lo que reducía sus posibilidades de escapar con vida pero no dejaba de tener su encanto. A pesar de tales tentaciones, los organizadores sólo pudieron hacerse con el número necesario de gladiadores mediante una ingente actividad y desplegando una gran fantasía. Simeón y Constans escucharon en una ocasión con enorme interés cómo un director de una de las escuelas de gladiadores mostraba ante un recitador del «Informe del día» el material recién adquirido, que incluía a un gran número de hombres libres. El director le hizo reparar en un joven de aspecto bastante enclenque que llevaba el nombre de una familia ilustre. Aquel muchacho explicó que se había ofrecido como gladiador porque necesitaba dinero para la fianza que debía depositar para evitar que incinerasen el cadáver de su padre, una de las últimas víctimas de la peste, y poder enterrarlo de acuerdo con lo indicado en su testamento. Probablemente su padre había pertenecido a los llamados «creyentes» o cristianos. El director albergaba grandes esperanzas sobre la conmoción que causaría aquella romántica historia.

Los gladiadores eran por lo demás casi siempre tipos muy tratables, que no se negaban, a no ser que se estuviesen entrenando, comiendo o durmiendo, a hablar con los dos muchachos. Con gran pericia Simeón y Constans valoraban su técnica, tocaban sus armas, palpaban sus músculos y les daban consejos.

El juego predilecto de los dos niños había sido hasta entonces «británicos y soldados». Los salvajes británicos habían dejado en la última guerra un recuerdo pertinaz en Roma, sobre todo por sus bárbaras pinturas azules de guerra y para disgusto de sus madres no había forma de evitar que se ensuciasen con pintura azul para representarlos. Ahora, por iniciativa de Simeón, sustituyeron ese juego por el de los gladiadores. Los muchachos se golpeaban blandiendo sus armas de madera por la calle mientras gritaban a coro el juramento «dejarse azotar con la vara, quemar con fuego, matar a hierro». ¡Oh!, cuánto lamentaban no tener la edad prescrita para poder prestarlo de verdad y enrolarse como gladiadores.

Lo peor era que, como aún no habían cumplido los catorce, no tenían ni siquiera la posibilidad de entrar en la sala de los espectadores del anfiteatro. Pero Simeón se jactó de que podría conseguirlo. Constans le prometió de nuevo la ardillita gris si lograba meterlo también a él, por el procedimiento que fuere.

—¡Por Hérquel! —le aseguró Simeón sin darle importancia—, ya veremos cómo lo hacemos.

Pero aquella promesa insensata le costó muchas noches en vela, incluso de día permanecía absorto meditando. A veces, consciente de que su madre no estaba allí y que, por tanto, no debía temer sus insistentes y molestas preguntas acerca de la ingestión de alimentos prohibidos, se compraba satisfecho una salchicha de burro untada con miel, y entonces podía vérsele, robusto y pequeño como era, sentado en los altos escalones de algún templo comiendo su salchicha perdido en ensoñaciones y urdiendo planes para poder entrar con Constans en el anfiteatro durante los juegos.

—¿Qué opináis, mi querido Demetrio? —dijo Marullo interrumpiendo de pronto su trabajo en el manuscrito de *El pirata Laureol.*

—¿Qué os parece si convertimos a los piratas en esclavos fugados?

El actor Demetrio Libán alzó la vista.

—¿Cómo? —preguntó. Su disgusto se había desvanecido de un golpe, y su rostro entumecido se tensó.

También él disfrutaba de aquellas semanas que precedían a los juegos. Desde las ceremonias fúnebres en honor del fallecido emperador no había vuelto a aparecer públicamente. Quiso reservarse para una gran ocasión, y ahora se le brindaba, con los Juegos de los Cien Días. Ya de niño había soñado con representar al pirata Laureol, el delincuente más amado del siglo, héroe de una vieja comedia de costumbres de Catulo.

Una y otra vez se había negado a representar aquel papel por no sentirse preparado. Ahora, tras tantas vicisitudes, se sentía interiormente maduro; ahora podría insuflarle al viejo e inerte personaje un nuevo hálito, el hálito de su propio tiempo. Pero los trabajos no avanzaban como esperaba. También Marullo, encargado de escribir el texto, parecía falto de inspiración. Llevaban ya tres semanas trabajando febrilmente; y ambos sentían, sin atreverse a confesarlo, que el manuscrito era torpe. Aquél no era el Laureol con el que habían soñado.

Al exponer Marullo de pronto aquella nueva idea sobre los esclavos el actor se vio impulsado por una nueva esperanza.

—Ya verás, mi querido Demetrio, cómo funciona —prosiguió Marullo excitado y seguro—. Recapitulo lo que tengo para el prólogo —dijo con la objetividad a la que sus actividades como jurista lo tenían acostumbrado—. La chusma se ha reunido. En su mayor parte desertores, esclavos fugados si aprobamos mi ocurrencia. Han dado ya su primer golpe de mano, se han hecho con su primer barco y se han adentrado en una bahía recóndita para poder repartirse con calma el botín. Están satisfechos, imaginan cómo utilizarán esa primera ganancia de su vida de piratas. La mayoría lleva marcada a fuego la «E» de los esclavos destinados a trabajos forzados.

—Ya veo —dijo Demetrio—. Excelente. Y ahora hacemos que aparezca un buhonero al que estos tipos compran una buena porción de la pomada de Escribón Largo para hacer desaparecer la marca.

—Sí —replicó Marullo—. Aunque, como es natural, no confían en la efectividad de la pomada. Temen que el tipo les haya encasquetado mercancía dudosa, como suele ocurrir en estos tiempos.

El secretario tomaba afanoso notas.

—¿No os parece —preguntó Marullo— que salimos ganando con esta historia de los esclavos? ¿Habéis notado adónde quiero ir a parar?

Y tanto que se había dado cuenta. Aquél era el punto clave, la solución. De ese modo obtenían por fin la actualidad que tanto ansiaban. Hace varios siglos que los modernos filósofos y juristas se esfuerzan por aliviar la existencia de los esclavos. Naturalmente, nadie, griego o romano, judío, egipcio o cristiano; nadie, ideólogo o político en funciones, piensa en eliminar por completo la esclavitud. Es evidente que entonces desaparecerían cualquier producción regulada, la civilización y el orden social. Sin embargo, un gran número de escritores y políticos modernos no dejan de proclamar que sería más razonable, y más acorde con la visión del hombre de hoy, aliviar la dependencia de los esclavos. En las últimas décadas también han tenido algunos éxitos. Así, por ejemplo, un edicto prohíbe ya, para disgusto de los conservadores y de los adeptos al grupo de los «Hombres auténticamente romanos», matar a un esclavo sin una sentencia judicial previa; los liberales han logrado incluso forzar una resolución del senado según la cual ni siquiera es posible vender sin más un esclavo a un burdel. Marullo ha ido aún más lejos: cuando era senador introdujo una ley por la cual se prohibía arrojar a la calle a los esclavos agotados, inservibles ya, y dejarlos morir de hambre; por el contrario, los propietarios de esclavos seniles e inútiles debían, a no ser que les fueran requisados para los juegos de la arena, mantenerlos y entregarles diariamente un pedazo de pan y dos veces al mes un poco de ajo y cebolla. Naturalmente, un liberalismo tan radical no consiguió calar. Pero es una idea grandiosa, y nadie sabe apreciarla mejor que Libán ahora que Marullo quiere volver de nuevo sobre este problema con motivo del *Laureol.*

—Sí —replicó consecuentemente—, ésa es la solución. Ahora lo habéis conseguido, senador Marullo. Proseguid, os lo ruego. Decidme, ¿qué ocurre a continuación?

Marullo estaba inspirado, improvisó, y lo hizo con acierto.

—Nuestros piratas se ponen a beber. Beben mucho. Bajo el influjo del vino charlan sobre su pasado. Relatan las fatigas y malos tratos de su anterior vida de esclavos; ninguno quiere quedarse a la zaga en las desgracias padecidas. Se pelean, se exaltan cada vez más. «¿Quién ha sufrido más?», se gritan. «¿Tú, a quien apenas ha rozado la tenaza al rojo? ¿Y eso te parece terrible?». Y se lanzan sobre los otros a golpe de puño, remo y hacha de abordaje.

—Ya veo —dijo Demetrio entusiasmado—, comprendo, te sigo.

Y con su veloz fantasía de escenógrafo amplió la idea de Marullo.

—Cantan un cuplé. Algo así como: «Conozco el látigo conozco el hierro / conozco el fuego la argolla al cuello / y yo, yo estuve todo un día colgado en la cruz…». —Se puso a silbarlo.

—Sí —dijo Marullo—, muy bien. Algo así. Y luego venís vos, Laureol, y amedrentáis incluso a los piratas más salvajes.

Demetrio prosiguió afanoso:

—Y entonces paso a un primer plano. Cuento lo que yo mismo he padecido, cómo me arrojaron primero a la galera, después a la mina, más tarde a la cantera, cómo me colocaron junto a la bomba de agua de los

baños, y al final junto al molino.

—Sí.

Lo interrumpió Marullo:

—Pero vos, Libán-Laureol, no hacéis un mundo de eso. Lo habéis soportado bien y sin excesivo disgusto, y admitís sin reparos que cualquiera de vuestros camaradas lo ha pasado peor.

Demetrio, que ya se veía dando aquella explicación con aniquiladora sencillez, exclamó:

—Sublime. En vista de lo cual no les queda más remedio que nombrarme su jefe —concluyó radiante.

—Y ahora vamos a ocuparnos —dijo pensativo Marullo— de que esta idea de los esclavos encaje realmente con el resto de la acción.

Y, volviendo a adoptar aquel aire escrupuloso tan característico de él expuso el resto de la obra, mientras el secretario tomaba notas: cómo el famoso pirata, viejo, gordo, convertido en un señorón, se retira bajo un nombre falso, y, felizmente casado, acepta los cargos más honorables de su pueblo. Entonces aparece un mendigo, un esclavo fugado que, adoptando un aire novelesco para medrar, les dice en secreto a las mujeres que es el gran pirata desaparecido Laureol, al que la policía sigue buscando en vano. Al instante se arma un gran revuelo y todos lo temen y admiran. El auténtico Laureol no lo tolera. Susurra a sus amigos, a sus colegas del Consejo, quién es. Pero todos lo consideran una broma graciosa, nadie lo cree, ni siquiera su esposa. Simplemente se ríen de él. El hombre, grueso, cada vez más amargado, insiste en que es el gran pirata, ya fuera de sí. Y como nadie le hace caso aporta finalmente las pruebas que lo demuestran. A golpe de tambor reúne a sus viejos compañeros, los esclavos, y se entrega a la policía, a los tribunales. Termina ajusticiado en la cruz, pero ha demostrado quién es. Y cuando los demás cantan su cuplé: «Conozco el látigo / conozco el hierro / conozco el fuego / la argolla al cuello», entonces él responde con todo derecho desde lo alto de la cruz: «Y yo, yo estuve todo un día colgado en la cruz».

Demetrio escuchaba con la cara casi desencajada de la expectación cómo resumía Marullo el contenido de la obra. Sí, por fin la tenía. Aquello era lo que había soñado, su obra. Ahora el personaje patético y sentimental del viejo pirata se había convertido en lo que él quería representar, en un símbolo de la Roma de hoy.

—Sí —dijo respirando aliviado cuando concluyó Marullo—, eso es, ya lo tenemos. Ya lo tenéis —se corrigió cortés—. Jamás podré agradecéroslo lo bastante —añadió transido de una profunda alegría.

—¿Sabéis —replicó Marullo golpeando pensativo el suelo con su elegante bastón de mendigo— a quién debéis agradecérselo en realidad? A nuestro amigo Juan de Giscala. Ya sé que no os agrada. Pero reflexionad y decidme si habríamos podido llegar a este Laureol de no existir él.

Demetrio Libán, conmovido hasta la médula por aquella felicidad interior, no pensaba de ningún modo en los paralelismos que unían el destino de aquel Laureol, al menos en su primera parte, con la historia del héroe nacional Juan de Giscala. Inspiró profundamente varias veces. Se había librado de un gran peso. Su preocupación era que Yahvé había apartado su rostro de él, y la ausencia de inspiración de aquellas últimas semanas le confirmaba que Dios seguía enojado. Pues todavía no se había saldado la deuda entre él y Yahvé. Aparte de aquel asunto del judío Apella no cumplió con su obligación de peregrinar a Jerusalén durante el tiempo en que el Templo estuvo en pie. Siempre había tenido intención de hacerlo, y podía aducir ciertos motivos que lo disculpaban. ¿Acaso no colaboraba lo suyo, aquí, en Roma, para mayor gloria de los judíos, y, por ello, para honra de Yahvé? ¿No utilizaba su influencia y parte de sus ingresos para fines que beneficiaban a los judíos? Además, se mareaba en los barcos, y por eso había llegado incluso a negarse a participar en tentadores festivales de la relativamente cercana Grecia. ¿No le obligaba su arte a mantener fresco el cuerpo y el espíritu? Sin duda aquéllas eran razones de peso. Pero en su fuero interno dudaba de que Yahvé las diese por buenas, pues de otro modo no le habría golpeado con tantas tribulaciones. Pero ahora por fin veía alejarse las nubes. Yahvé volvía su rostro hacia él, sin duda. Libán dio las gracias a su Dios de todo corazón por haberle inspirado a Marullo aquella magnífica idea de los esclavos.

Deja que prospere, rezó en su corazón, haz que salga bien. Y nada más representar el *Laureol* yo iré a Judea. Créeme, Adonai, lo haré. Ten por seguro que iré, aunque tu Templo ya no exista. Acéptalo. Permite que no sea demasiado tarde. Se dejó llevar por sus pensamientos de tal modo que él, que tan bien solía dominarse, movió los labios, y Marullo lo miró perplejo y divertido.

Muchas y muy diversas eran las personas de la ciudad de Roma que se preparaban para la inminente llegada de la princesa Berenice.

Quintiliano, uno de los oradores y procuradores más afamados de la ciudad, en posesión de la sortija dorada de la segunda nobleza, trabajaba día y noche puliendo los dos informes de defensa que había

presentado ante el senado siendo procurador de la princesa. No era un asunto judicial lo que le instó a reelaborar ambos discursos. Hacía tiempo que habían cumplido con su cometido. Uno lo había pronunciado tres años antes, el otro hacía cuatro. Pero Quintiliano era muy puntilloso en cuanto al estilo, y se habían publicado en aquel entonces sus discursos en defensa de la princesa Berenice sin su consentimiento y plagados de faltas ortográficas y errores de audición. Y a él, a quien un adverbio incorrecto o una coma fuera de lugar le robaba el sueño, le había puesto enfermo que aquellos discursos fuesen dados a conocer, con su nombre, en todo el mundo. Ahora que recibirían a la princesa judía quería entregarle ambos discursos en una versión de cuyos más nimios detalles pudiese responder.

La inminente llegada de la princesa también alteró la vida y la rutina diaria del capitán Catualdo. Catualdo, o Julio Claudio Catualdus, como ahora se llamaba, era hijo del jefe de una tribu germana y había llegado a edad muy temprana como rehén a la corte del emperador Claudio. El príncipe germano permaneció en Roma incluso al desaparecer las diferencias entre su tribu y el Imperio. Le agradaba la vida de la ciudad, donde le habían puesto a prueba encomendándole un destacamento de la guardia personal germana del emperador. Ahora Tito había ordenado que el destacamento de Catualdo sirviese a la princesa Berenice como guardia de honor durante su estancia en Roma, pues los soldados germanos tenían fama de eficaces, así como de tercos. No entendían la lengua del país, eran salvajes y, por tanto, mantenían la disciplina. Pero —el capitán Catualdo era consciente de ello— había un tipo de personas que les sacaban de quicio: los judíos. En los bosques y pantanos de los germanos se contaban historias terribles sobre los pueblos orientales, en particular de los judíos, de la inquina que le profesaban a las gentes de cabellos rubios y de su preferencia por inmolar personas rubias a su Dios de cabeza de asno. Aquellos relatos llegaron hasta las tropas germanas estacionadas en Roma, y en numerosas ocasiones habían sido presa del pánico al tenérselas que ver con orientales. Por ejemplo, cuando Augusto, fundador del Imperio, envió a Jerusalén a una guardia personal germana como presente especial para el rey de los judíos, Herodes se vio obligado a devolverlos muy pronto con una cortés excusa, razón por la que el capitán Julio Claudio Catualdo estaba inquieto y lleno de dudas y maldecía a las diosas del destino, que denominaba alternativamente parcas y nornas, por haber encomendado precisamente a su destacamento aquella equívoca tarea.

Entre los judíos reinaba el alborozo y la confianza. Éstos se expresaban del modo más dispar. Por una parte estaban los que se habían propuesto reunir dinero para liberar a los esclavos estatales capturados durante la guerra judía. Por lo general abundaban los donativos para ese fin, en particular en vísperas de los juegos. Pero en esta ocasión los encargados de recoger fondos lo tenían difícil. Una y otra vez les decían que era altamente improbable que se utilizasen judíos en unos juegos en honor de una princesa judía, y en casi todos los hogares los rechazaron.

Por otra parte, la actitud de los romanos cambió, puesto que el ballenato parecía dispuesto a elevar al trono a la judía. Muchos que hasta entonces los habían considerado inferiores pensaban ahora que, al tratarlos, se diferenciaban muy poco de ellos. Muchos que habían evitado todo trato con sus vecinos judíos comenzaron a acercárseles. Los judíos sintieron que, tras tantas tribulaciones como habían padecido, Yahvé volvía de nuevo su rostro hacia el pueblo enviándoles a una nueva Ester.

Un gran número de ellos, y sobre todo aquellos que antes se mostraron más temerosos y serviles, se acomodaron rápidamente a la nueva situación y se llenaron de soberbia. Los doctores, preocupados por tanta arrogancia, ordenaron que se leyese en las sinagogas de todo el reino durante tres sábados seguidos aquel estricto capítulo del profeta Amós que comienza con las palabras: «Ay de los descuidados de Sión», y que amenaza con los más terribles castigos a aquellos que «se tienden en marfileños divanes y comen corderos del rebaño y terneros sacados del establo». Al presidente de la sinagoga agripense, el fabricante de muebles Cayo Barzaarone, no le hizo gracia que hubieran elegido precisamente el capítulo sobre los «marfileños divanes».

Berenice permanecía en la cubierta de proa mientras su barco se acercaba al puerto de Ostia. Se mantenía erguida, sus dorados ojos buscaban el puerto cada vez más cercano llenos de forzada confianza. Yahvé era benévolo, había enviado aquella peste para permitirle retrasar una vez más su regreso. Sin duda sus médicos y su energía habían logrado superar su mal, todos se lo decían. No era posible que mintieran todos.

Una gran muchedumbre acudió a recibirla cuando pisó la pasarela de desembarco acompañada por su hermano Agripa. Miles de personas la aclamaron saludándola con el brazo derecho en alto y la mano extendida; el senado había enviado a una numerosa delegación, habían erigido arcos de triunfo. Pasó junto a las hileras de los soldados en formación de a dos y el capitán Catualdo le presentó la guardia germana que

había sido destinada para protegerla. Fue conducida a Roma, al Palatino, en triunfo.

Tito se encontraba en el gran pórtico. Berenice subió las escaleras sonriente al lado de su hermano. Había llegado el momento decisivo. Había vivido muchos años para este minuto, soportando indecibles dolores durante los últimos meses. Los escalones eran altos. ¿Tal vez avanzaba demasiado deprisa? ¿O muy despacio? Se resiente de su pie, no debe notarlo, no debe pensar en ello.

Allá arriba, al final de la escalera estaba el hombre adornado con las insignias del poder. Conocía su rostro, el rostro ancho y abierto de muchacho que amaba, con su agudo mentón triangular y los rizos peinados sobre la frente. Era capaz de distinguir la menor sombra en él, sabía que sus ojos se volvían duros, pequeños y turbios cuando se irritaba, cuán rápidamente podía descender, fláccido, aquel labio cuando se sentía decepcionado. No, no ha descendido. Aunque los ojos están turbios. Pero ¿cuándo los ha visto claros? Sin duda están colmados de ella, satisfechos. Y, en efecto, se le aproxima, por fin han terminado sus fatigas, ha vencido, sin duda ha vencido, su vida ha tenido sentido. El sufrimiento que ha aceptado, esos terribles dolores que padecieron su alma y su cuerpo deben tener algún sentido.

Sí, Tito fue a su encuentro. Como prescribía la costumbre, primero abrazó y besó a Agripa, después a ella. Le dedicó un par de bromas sobre lo mucho que había crecido ya su pelo, se mostró juvenil, contento. Le susurró sus cariñosos apelativos al oído en su torpe arameo de los primeros tiempos:

—Nikión, mi paloma silvestre, mi joya.

La condujo a sus aposentos. Mientras los germanos tomaban posiciones con un tintineo de espadas le preguntó si lograría recuperarse de su agotador viaje en una hora como para poder recibirlo, y a continuación se despidió.

Durante esa hora Berenice se bañó y se dejó ungir. Dedicó todos sus pensamientos a su aseo y adornos. No quería pensar en nada más. Se probó esta joya, y aquélla, y después ordenó que lo retiraran todo conservando tan sólo una perla. Utilizó su perfume más costoso, ese opobálsamo del que ya no quedaba más que aquella botellita en todo el mundo habitado.

Durante aquella hora Tito escuchó informes. Le refirieron los progresos de las construcciones, en particular la de los Nuevos Baños, casi concluidos, y los preparativos de los juegos. Atendió a todos, pero estaba como ausente y por fin les dijo, distraído:

—Dejémoslo para más tarde. Más adelante lo decidiré.

¿Qué había ocurrido? Había esperado tantos años con una alegría incontenible poder ver a aquella mujer subiendo la escalera, mil veces su fantasía había adornado aquellos escalones con Berenice elevándose, y ahora que había llegado, ¿por qué todo le resultaba tan plano y tan vacío? ¿Dónde estaba aquella magia que emanaba de ella? ¿Acaso había cambiado? ¿Había cambiado él? Sin duda todo hombre está destinado a ver que el cumplimiento del deseo más ferviente no logra llenar el inmenso espacio que la esperanza ha horadado en él. O quizá es que el hombre es un recipiente demasiado frágil, incapaz de asumir una alegría excesiva. O tal vez ha tenido que esperar demasiado tiempo, y aquello se ha convertido en un vino muy noble y añejo que ya no se puede degustar.

La hora transcurrió, y se reunió con Berenice. Era la misma Berenice de siempre, era la mujer que tanto había deseado, la lejana, la oriental, la altiva descendiente de antiquísima sangre de reyes, era su misma voz velada, incitante, ligeramente ronca, eran sus ojos. Pero no era Berenice, el brillo de antaño había desaparecido definitivamente, era una mujer hermosa, inteligente y amable; pero había muchas mujeres más bellas, más inteligentes y amables que ella. Rememoró todo lo que había significado para él esa mujer, pero fue en vano. Su alegría se desvaneció, sintió un enorme vacío y un abatimiento.

Cenó con los dos hermanos, esforzándose por parecer contento. Agripa era inteligente y se mostró animado como siempre, Berenice estaba bella y deslumbrante, era la mujer más deseable del mundo. Pero él no la deseaba.

Bebió para despertar su deseo.

Al encontrarse más tarde a solas con ella fue capaz de encontrar las titubeantes palabras del amor como antaño, pero mientras las decía se sentía torturado por la idea de que eran palabras gastadas, rutinarias. Durmió con ella. Sintió placer. Pero sabía que otras mujeres habrían podido procurarle el mismo placer.

Era extraño que Berenice, de común tan perspicaz, no hubiera notado durante la larga comida lo que le ocurría a Tito. Su hermano lo advirtió al instante, pero no se atrevió a desengañarla. De modo que ella tuvo que constatar sola la verdad en el transcurso de la noche. Tardó mucho en darse cuenta. No quería confesarse lo que ocurría, y cuando lo hizo tuvo una experiencia nueva: que había sufrimientos más terribles que los que había padecido durante los últimos meses.

Cuando Tito la dejó antes de la medianoche dedicándole tibias palabras de amor ambos sabían que todo había terminado entre ellos.

Berenice pasó el resto de la noche sintiéndose vacía, hueca. Al disolverse la tensión de los últimos meses se quedó exhausta; le dolían todos los miembros, pensó que jamás lograría liberarse de aquel doloroso cansancio. Había un candil encendido. Pensó: llevamos siglos viendo estos candiles corintios, nos hemos cansado de verlos, son banales, los de Cartago son mucho mejores, habrá que decirle a Tito que deje de utilizar los corintios. Lo pensó varias veces. Después la asaltó de nuevo el sentimiento de aquella terrible fatiga, el dolor de su pie se le hizo insoportable. Quiso tomar algo para poder dormir, pero temía el esfuerzo que le costaría llamar a su camarera. Por fin se durmió.

A la mañana siguiente, muy temprano, su hermano fue a verla. La encontró serena. Nada quedaba en ella de aquella forzada intensidad con la que había logrado dominarse hasta entonces. Al contrario, reflejaba una gran serenidad. Pero el brillo había desaparecido, aquella magia que ni siquiera sus enemigos habían podido negar.

Agripa se quedó a desayunar. Berenice comió con apetito. Comunicó a su hermano las decisiones que había tomado. Deseaba regresar a Judea tan pronto como fuera posible para pasar el invierno en sus posesiones. Suponía que el emperador organizaría una fiesta de despedida en su honor. Era la primera vez que citaba a Tito aquel día, y a Agripa le dolió en el alma oír que lo llamaba «el emperador». Por lo demás, prosiguió, sólo deseaba ver allí a dos personas: a su representante jurídico Quintiliano y al cronista Josef ben Matatías. Hablaba con tanta resolución que no tenía sentido discutir con ella.

—¿Quieres que te acompañe, Nikión? —preguntó Agripa. Aparentemente, Berenice también había previsto aquella pregunta.

—Eso estaría bien —replicó—. Pero me parece que, por muchas razones, será mejor para los dos que permanezcas en Roma hasta la inauguración del anfiteatro.

Agripa era un hombre sabio y experimentado. Había visto torcerse y cumplirse muchos destinos, había asistido a increíbles transformaciones de individuos y de pueblos enteros, creía conocer a los hombres, y se sentía íntimamente ligado a Berenice desde su nacimiento. Estaba dispuesto a aceptar cualquier cosa, pero no aquellas frías y serenas reflexiones. ¿Era ésa Nikión, su hermana?

Cogió su mano y la acarició, ella se lo permitió. No, ésa no era Nikión, la mujer pasional a la que no bastaba ni el objetivo más ambicioso. Ésa no era la mujer que, pocas semanas antes, yacía desnuda ante él exponiéndole su terrible sufrimiento y su esperanza aún mayor. Era otra mujer: Berenice, princesa de Judea, señora de Calcis y de Cilicia, una de las primeras damas del Reino, ahora razonable y tan alejada de los ardientes sueños en los que le había permitido participar.

El procurador permanecía muy digno con los arqueados ojos castaños mirando ora a Berenice, ora a Agripa. Descendía de una de esas familias españolas que habían emigrado a Roma en los primeros tiempos de la monarquía y que no tardaron en forjarse una posición social, y había obtenido pronto cierto reconocimiento por sus méritos literarios. Lo había logrado, a pesar de contar con poco tiempo: los discursos que sostuviera antaño durante el proceso de la princesa habían sido pulidos al máximo y eran dignos de servir como ejemplo de la prosa más excelsa de su época. Sus esfuerzos, opinó cortés mientras le entregaba los dos pequeños volúmenes a Berenice, ya no suponían servicio alguno, ya que con su llegada a Roma el juicio sin duda se daría por concluido. De modo que sólo le restaba agradecerle la oportunidad que le había brindado de mostrar a tantas personas lo que era el buen latín.

Estaba equivocado, replicó Berenice, precisamente ahora necesitaba su ayuda más que nunca. Pues en los próximos días abandonaría Roma de nuevo.

A aquel hombre imponente y digno le costó un gran esfuerzo ocultar su sorpresa. Había aceptado representar a la princesa, a la «Venus hebrea» como la llamaba en el círculo de sus íntimos, sólo por considerarlo una ocasión muy tentadora de desplegar su arte oratoria. Las pretensiones legales de Berenice se derivaban de complicadas circunstancias. Precisamente eso es lo que le había atraído; era famoso por su capacidad de clarificar lo intrincado, la lógica de la lengua latina permitía exponer con claridad hasta los asuntos más tortuosos, y la lengua latina, así como la conservación de su noble tradición, eran asuntos que le atañían en lo más íntimo. El proceso en sí le importaba bien poco; el hecho de que su resolución estuviese clara desde un principio había sido la premisa tácita bajo la cual había aceptado aquel encargo.

Se trataba de dirimir en qué medida los títulos que ostentaba Berenice en Calcis y en Cilicia implicaban una posesión *de facto,* y, en particular, independencia fiscal. En principio, las pretensiones de la princesa eran legítimas. Era verdad que, unas décadas antes, uno de sus predecesores había emprendido acciones que

cualquier tribunal romano habría debido interpretar como un levantamiento, lo que implicaría ser castigado con la anulación de la soberanía fiscal. Pero, como el Senado y el pueblo de Roma no lo hicieron en su día, los derechos del Reino habían expirado y Berenice disfrutaba legítimamente de sus privilegios. Aunque, tratándose de sumas importantes, las disposiciones legales podían prolongarse indefinidamente.

Toda la ciudad suponía que, gozando la «Venus hebrea» del favor de Tito, el complicado litigio no era ya más que mera formalidad y que culminaría con una segura victoria de Berenice. Si el asunto se dilataba tanto era tan sólo porque el cicatero Vespasiano no había accedido a renunciar formalmente a derechos tan valiosos a pesar de que en la práctica ya no los poseía, pues durante todos aquellos años los impuestos habían ido a parar al tesoro de Berenice. Ahora, con Tito en el poder, no cabía duda de que Roma pronto confirmaría a Berenice la posesión de sus derechos.

Ésa era la situación cuando Quintiliano saludó a la princesa. Pero, con una breve frase de Berenice se había alterado de un modo pavoroso. En el transcurso de un cuarto de minuto el litigio había pasado de ser un asunto meramente literario a otro de índole política, y muy peligroso. Si Tito no apoyaba a la propietaria de aquellos títulos era dudoso que Roma accediese a perder tan inmenso y fácil botín.

Mientras se esforzaba por parecer sereno y ofrecer la respuesta adecuada a una noticia tan inesperada Quintiliano sopesó rápidamente cuáles podrían ser las consecuencias de caer en desgracia con Berenice. Se le planteaban un montón de problemas. ¿Acaso no era posible que, a instancias del gobierno, se le pidiese que traicionase a su cliente? Por otra parte, ¿no cabía pensar que el emperador querría indemnizarla precisamente por romper su relación con ella? Él había acudido a verla impulsado por la conveniencia de entregar a quien era capaz de apreciarlas un par de páginas de excelente prosa. En lugar de eso se veía de pronto ante decisiones de importancia vital. La defensa de semejante mandataria era dudosa, incluso podía resultar peligrosa. ¿No sería más sensato aducir que hacía tiempo que tenía intención de dedicarse en exclusiva a sus trabajos literarios, lo cual era cierto, y que, a la vista de que el proceso amenazaba con complicarse de nuevo a raíz de la inesperada partida de la princesa, declinaba, con gran pesar, su defensa?

A Quintiliano no le habían gustado nunca los judíos, y la influencia que ejercía la «Venus hebrea» sobre la política romana le resultaba desagradable. Se sintió tentado de librarse de ella, pero era un apasionado estilista. Demostrar que el latín nada tenía que envidiarle al griego, y que incluso lo aventajaba, era lo que daba sentido a su vida. Era en primer lugar un latinista, y después un romano. Estaba convencido de que el hombre y el estilo eran una misma cosa, que un proceder poco honesto repercutiría indefectiblemente en su estilo y que, si no se enfrentaba a aquella prueba dignamente, su latín se resentiría. Decidió ser honesto.

Mientras Quintiliano dudaba y se decidía, Berenice expuso sus pretensiones y sus argumentos. Habló con sorprendente lógica, sin emoción. Necesitaba hacer uso de la lógica y la razón. Una Berenice favorecida por el rey, una Berenice emperatriz habría podido hacer concesiones. Pero una Berenice abandonada por Tito, la dueña de Calcis y de Cilicia, no tenía la menor intención de renunciar a ningún derecho, ni al más nimio. Descendía de grandes reyes que, apresados entre las potencias más grandes del mundo, necesitaron dar pruebas una y otra vez de un gran ingenio en asuntos de Estado y de una enorme capacidad de resolución. Era cierto que era nieta de esos reyes. Aquél era un campo nuevo para ella, pero superaría la prueba. Obligará a Tito a pensar en ella alguna vez. Sabía tan bien como Quintiliano que en última instancia la decisión dependía únicamente de él. Le obligará a mostrar su rostro.

Quintiliano estaba asombrado por su agudeza. Y aún más sorprendido se mostró Agripa.

—¿Qué prefieres, Berenice? —le dijo al marchar Quintiliano, llamándola Berenice y no Nikión—. ¿Qué prefieres? ¿Que Tito te arrebate los privilegios o que te los deje?

Berenice miró a su hermano sin sonreír, sabía en qué estaba pensando:

—Prefiero un buen odio —replicó— a una tibia justicia.

Cuando más tarde llegó Josef se dejó ir por última vez. Aquel primo suyo había asistido a los inicios de su amistad con Tito, él mismo había intervenido y la había ayudado. Ahora que iba a alejarse para siempre de Roma y de sus sueños quería aparecer ante él, el historiador de su época, tal y como deseaba que la viesen los tiempos posteriores. Pero al verlo allí olvidó el motivo que le había hecho convocarlo. Hubo un día en que despreció a aquel hombre porque se había doblegado a los romanos, y guardó ante él la distancia de siete pasos como ante un leproso. ¿En qué medida se diferenciaba de él? ¿Acaso no había hecho lo mismo que él durante aquella década, aunque con menos éxito? Los pensamientos y sentimientos de la terrible noche anterior la asaltaron y se confesó, lamentándose.

—Nos equivocamos —se inculpó—. Todo lo que hemos hecho mi hermano y yo fue erróneo. Sin duda, todos sabíamos que la guerra acabaría mal, aunque hubiéramos participado en ella, e hicimos bien en insistir en que no debía iniciarse. Pero nos equivocamos al no ponernos a la cabeza cuando estalló. Debimos morir con los demás. Nos hemos portado como miserables. También vos habéis sido un miserable, mi

querido primo Josef. Pero vos al menos habéis tenido éxito. Yo ni siquiera lo tuve. Si hubiéramos participado en el levantamiento —prosiguió colérica y amargada— tal vez habríamos arrastrado a Tito en nuestra derrota.

Josef la escuchaba. Desde sus primeras palabras, incluso al primer vistazo, vio derrumbarse todo lo que él había soñado para ella desde la muerte de Vespasiano. Había ido a verla orgulloso, lleno de esperanza y triunfo, el gran escritor visita a la emperatriz, que le hace partícipe de su benevolencia. Pero ya no era la emperatriz, ahora tenía ante sí a una mujer ajada y desencantada, y se sintió superior. Pues era cierto lo que decía: al menos él había tenido éxito.

Ella en cambio siguió lamentándose:

—No hay entendimiento posible entre nosotros y los demás. Tienen un corazón frío. Nosotros sentimos lo que sienten los otros, mientras que ellos no pueden. Pero es posible que también eso sea un don, que no sean capaces de sentirlo, y la razón de su éxito.

Ese mismo día expuso al emperador como de pasada y en tono cortés que esta vez el clima y el festivo tumulto de Roma le estaban sentando muy mal. Se sentía exhausta y rogaba al emperador que, una vez transmitida su felicitación por su ascensión al trono y tras rendirle honores, le permitiese regresar a la soledad de sus posesiones de Judea.

¡Oh, cuán atribulado se mostró Tito, cuán poco le costó encontrar encantadoras y tibias palabras para expresarle lo mucho que lo lamentaba! Realmente era un caballero y había que tener un oído muy fino para percibir cierto alivio en sus palabras. Por lo demás, Berenice se refirió en la misma audiencia, a pesar de que había resuelto no hacerlo, a la cuestión de su proceso. Opinaba que, ahora que iba a abandonar Roma por mucho tiempo, sería conveniente comentar con él la penosa cuestión de sus privilegios de Calcis y Cilicia. Pues, a fin de cuentas, era él quien debía decidir. Mientras hablaba lamentaba haberlo mencionado. La prueba resultaba demasiado fácil. Se alegrará de tener un medio tan cómodo de «indemnizarla». No debería haber hablado tan pronto. Pero estaba ansiosa por saber cómo reaccionaría.

Él pareció alegrarse al oírla comentar aquel litigio. Naturalmente, le explicó, ya era hora de acabar con aquel burdo asunto. Sus ministros y juristas no servían más que para revolver en las actas. Hacía tiempo que había tomado una resolución y le agradecía que se lo hubiera recordado. Sin duda todas sus pretensiones eran legítimas, sólo que su padre, el dios Vespasiano, había sido ciertamente extraño y reservado en ciertos aspectos, como ella bien sabía. Daría orden para poner aquel asunto en orden a la mayor brevedad.

—¿A la mayor brevedad? —dijo, corrigiéndose atropelladamente—. No, hoy incluso, debemos arreglarlo de inmediato —y con una palmada llamó a su secretario dándole órdenes muy específicas.

Berenice permanecía allí sentada sonriendo, escuchando las alegres y afanosas órdenes del emperador, que le aseguraban a ella y a su hermano la posesión tan largamente debatida de muchos millones. Ella y su hermano, los últimos asmoneos, habían gastado gran parte de su fortuna en financiar el golpe de estado que había elevado a ese hombre y a su padre al trono. La reconcomía ver ahora a Tito librarse de su deuda con tanta generosidad. Ella lo ha amado, y ahora él la indemniza.

Tres días después, Tito organizó en su honor una fiesta oficial de despedida. Con un bello discurso celebró a la adorable y magnífica princesa oriental lamentando que volviese tan pronto la espalda a Roma, antes incluso de darle ocasión de mostrarle su nuevo teatro y sus juegos. Berenice notó con una especie de amarga satisfacción que había preparado unas notas para la ocasión, que llevaba ocultas en sus mangas.

Después partió. Del mismo puerto de Ostia donde desembarcara. Agripa, Claudio Regino, Quintiliano, Cayo Barzaarone y el capitán Catualdo con su guardia germana la acompañaron hasta la nave. Dos galeras de guerra romanas la guiaron hasta que perdieron de vista la costa. Y, antes incluso, el capitán Catualdo regresó contento a la ciudad con sus soldados germanos. Los judíos permanecieron junto a la orilla hasta ver desaparecer el barco y con él sus esperanzas.

Nada más zarpar, Berenice se retiró a su cámara. En Roma nadie había notado que se había herido el pie.

Jamás se había despedido a un huésped del emperador con mayores honores. Además, el mismo día de su partida se publicó el edicto asignándole las debatidas posesiones de Calcis y Cilicia, así como el título de reina. Su retrato aún pendía, imponente, en la sala de audiencias del emperador. A excepción de Agripa y Josef nadie sabía lo que había ocurrido entre Tito y ella. Sin embargo, en poco tiempo la ciudad y el Imperio entero estuvieron al corriente. Aquellos que sólo pocas semanas antes se habían convencido, con celeridad y fruición, de las excelentes cualidades de los habitantes de la margen derecha del Tíber volvían

de nuevo con mayor celeridad y fruición a sus viejas convicciones haciendo sentir a los judíos su inferioridad con un desdén aún más brutal. Los judíos que una semana antes se paseaban arrogantes y seguros de sí se replegaron de nuevo, presas de desesperación, y los doctores ordenaron que se leyese en todas las sinagogas del Imperio durante tres sábados consecutivos aquel bello capítulo de los profetas que comienza con las palabras: «Consolad, consolad a mi pueblo».

En las oficinas en las que se organizaban los juegos dejaron de dudar si debían utilizar los restos del depósito de prisioneros de la guerra judía. Los precios de los que se presentaban voluntarios descendieron en un cuarenta por ciento. Nadie se interesaba ya por el joven de buena familia que se había enrolado para costear el entierro de su padre.

Incluso en los depósitos de prisioneros estaban al tanto de aquello. Enviaron conmovedores escritos a las comunidades judías solicitando aportaciones para liberarlos. Los que reunían el dinero para tal fin lograron en esta ocasión mayores éxitos. A pesar de todo, las posibilidades de que un prisionero fuera liberado eran escasas, había demasiados, y en los depósitos continuaron trabajando, tristes y defraudados. Se aconsejaba al contrincante que no tuviese miramientos, así como ellos no pensaban tenerlos; pues el que lograba vencer a muchos adversarios tenía la posibilidad de salvar su vida. Pero todos sabían que aquélla era remota, que tras la mayor parte de los nombres incluidos en la lista figuraba la fatal «P». Y, mientras se entrenaban, se preparaban para morir, confesaban sus pecados, disponían sus asuntos, oraban.

Tito se hundía a menudo, tras la partida de Berenice, en un estado de profunda dispersión. Miraba su retrato y meditaba. No alcanzaba a entender lo que había ocurrido. Berenice seguía siendo la misma mujer de antes. Ésos eran el rostro, el pecho, los miembros, el porte, aquéllos eran el alma y el cuerpo que había amado en los últimos diez años. ¿Cómo podía evaporarse de pronto un sentimiento tan fuerte, el más irresistible que había tenido en su vida? ¿Acaso era un castigo de ese dios Yahvé, que le arrebataba su mayor felicidad? También cabía pensar, por el contrario, que fuese un acto de gracia de Júpiter Capitolino, que le abría los ojos indicándole cuál era su verdadera misión. Pero aquella explicación tan consoladora no lograba desterrar de su mente la primera, terrible.

De cualquier modo, su ruptura con la judía le valió al ballenato su primer gran éxito con los romanos. De pronto recayó en él el amor del pueblo por el que tanto había luchado en vano. Y se deleitó en él. Llevaba mucho tiempo permitiéndose extrañas inclinaciones: esa esotérica predilección por Oriente. Respiró aliviado al lograr liberarse de aquellos sentimientos que tan caros le habían costado.

Satisfecho, gozó a sus anchas del amor de su pueblo. Descubrió nuevos y sofisticados medios para reforzarlo. Comenzó a derrochar. Empezó a disfrutar realmente de sus construcciones, de los grandiosos preparativos de los juegos. Cada vez convocaba menos al incómodo amonestador Claudio Regino. Sin compañía, sin máscara, como un hombre cualquiera, se paseaba por las calles y engullía los comentarios que sobre él hacían las masas. Pues si utilizaban el apodo de ballenato lo hacían con simpatía, con ternura, y ya no parecía existir gran diferencia entre aquel apelativo y el que habían inventado sus retóricos poetas de corte: «El amor y la alegría del género humano».

Contra el consejo de su administrador decidió no festejar la conclusión de los Nuevos Baños con un acto de inauguración reservado a la nobleza, sino admitir a las masas el primer día. Él mismo acudió al inmenso e imponente establecimiento, sin guardia, un ciudadano más entre muchos miles de visitantes. Se desnudó con ellos, nadó con ellos en la piscina de agua fría y en la caliente, se dejó friccionar con ellos, conversó con sus vecinos en dialecto, en una mezcla de sabino y romano, pronunciando para su regocijo «Rauma» en lugar de «Roma», bromeó sobre la propina que debía entregarse a los maestros bañistas. Permaneció con los demás en la gran sala contemplando el fresco, que no era la obra maestra *Las oportunidades perdidas,* sino tan sólo un cuadrito de poca monta de tema mitológico: *Venus surgiendo de la espuma.* Como siempre, el fresco brindó a los concurrentes una excusa oportuna para hacer chistes obscenos. Él mismo contó los más fuertes. Todos reconocieron al emperador pero le siguieron el juego de todo corazón e hicieron como si no supieran de quién se trataba.

Sin embargo, de cuando en cuando sentía de pronto un curioso sentimiento de extrañeza. ¿Era realmente él quien, tras proferir un grito, saltaba al agua de cabeza? ¿Era él quien se regocijaba en decir «Rauma» en lugar de «Roma» y el que bromeaba sobre las partes pudendas de Venus? Con gran algarabía recorría el magnífico edificio golpeando a sus romanos en la barriga, permitiendo que éstos le diesen palmadas en el hombro, sintiéndose enormemente querido. Finalmente preguntó si no estarían alegrándose tan sólo de tener entre ellos al ballenato. La respuesta fue una sonora carcajada, un júbilo incontenible. Pero mientras él les acompañaba riendo y gritando, incluso tomando nota mentalmente de sus palabras, pensó que el que reía y gritaba era, quizás, el ballenato, pero no el verdadero Tito. El auténtico Tito se encontraba muy lejos de allí, no en los Nuevos Baños; seguía con la mirada un barco que no había visto

jamás y en el que navegaba Berenice, y pensó que no podría alcanzarla ni en la nave de guerra más veloz de su flota.

Demetrio Libán llevó al director artístico encargado de los espectáculos el manuscrito de *El pirata Laureol.* Se sentía muy orgulloso. El texto de la comedia cantada era magnifico; realmente, aquélla era la obra que había soñado representar desde niño y llegaba en el instante adecuado. Se encontraba en plenas facultades, estaba preparado para representar ese papel en el que se reflejaba toda su época.

Lleno de orgullo explicó al director artístico la forma en que debía dirigirse y exponerse. Pero aquél, por lo general tan amable y entusiasta, le respondió con frialdad. No creía, dijo, que fueran a decidirse a representar una nueva comedia cantada. Había que pensar en algo de mayor actualidad: en la farsa de *El judío Apella,* por ejemplo; en cierto círculo influyente de la corte se había expresado el deseo de ver de nuevo aquella pieza y sin duda el público romano la saludaría con agrado precisamente en ese momento.

Demetrio Libán abrió asombrado los turbios ojos azul pálido que adoptaron una expresión casi cerril. ¿Estaría soñando? ¿Estaba hablando realmente con el director artístico? ¿Estaban en el año 833 de la fundación de la ciudad? ¿Qué musitaba aquel señor? Había ido a verlo para representar al pirata Laureol. ¿Había mencionado no se qué del judío Apella? ¿Cómo podía ser? ¿Qué? ¿Acaso era una broma? ¿Acaso quería agriarle la alegría, hacerle revivir la pesadilla de quince años antes, los miedos y escrúpulos que suscitó aquella peligrosa farsa que, en tiempos como aquéllos, sin duda les traerían *persecuciones* y toda suerte de desgracias?

—¿El emperador desea ver *El judío Apella*? —farfulló. Y, cosa que no había vuelto a ocurrir en treinta años, su selecto griego se tiñó de acento dialectal, de aquel dialecto medio arameo por cuya causa se desdeñaba a los habitantes de la margen derecha del Tíber.

—Aún no hay órdenes concretas —dijo el director precavido—, pero considero altamente improbable que decida volver sobre una obra como *El pirata Laureol.*

Esta vez Libán había oído bien. No era un sueño, eran palabras: palabras imparciales, serias. Le sentaron como un golpe en la cabeza, lo conmovieron hasta la médula. Tambaleante, con la mirada turbia, se alejó de allí.

Envió a los corredores capadocios y su litera a su casa; debía pasear, moverse. Caminó a lo largo del Palatino hasta el Foro, tambaleándose, musitando para sí. Los transeúntes lo miraban asombrados. Muchos lo reconocieron. Algunos lo siguieron: gentes ociosas, niños, cada vez eran más. No los veía. De pronto sintió una fatiga mortal, se sentó en los escalones del Templo de la Paz, jadeando. Allí se puso en cuclillas meciendo el torso, moviendo la cabeza, un viejo judío. Unos amigos lo condujeron a casa.

Se sintió culpable, la amargura lo roía por dentro. Lo que le había ocurrido no era casualidad. Había esperado tanto tiempo aquel momento de plenitud y, al encontrarse ante él, al estar su ser dispuesto, con un texto logrado, con el marco adecuado, entonces, en el último instante, en el instante en cierto sentido en el que se disponía a entrar en escena, el suelo se derrumbaba bajo sus pies. Era un castigo de Yahvé.

Sus turbios ojos azul pálido adoptaron una expresión de apatía, su pálido rostro ligeramente abotargado se volvió gris, arrugado como un saco a medio llenar. Se devanaba los sesos, decaído.

Así lo encontró Josef. Posiblemente fuera el que menos había notado el cambio; lo que él podía alcanzar ya lo había alcanzado antes. Al ver al actor destrozado se le ocurrió pensar que podía haber corrido la misma suerte. También recordó todo lo que había hecho por él Demetrio Libán en su primer viaje a Roma. A pesar de no haber citado ninguna cifra en su libro Josef era un excelente calculador. No olvidaba las ofensas, pero tampoco los favores. Al ver ahora al actor tan abrumado y decaído, al relatarle éste lo que pretendían de él —que interpretara el judío Apella en lugar del pirata Laureol—, Josef decidió hacer justicia a su amigo. Urdió un plan arriesgado y fue a ver a Lucía.

Josef entendía de mujeres. Desde su primer encuentro con Lucía supo cómo debía tratarla. Era una mujer ávida de vida capaz de mostrarse receptiva ante las grandes pasiones, que desconocía el miedo. Marullo le había contado que no había visto con buenos ojos que Tito hiciese partir a Berenice, por mucho que ello redundase en su beneficio y en el de Domiciano. Si conseguía explicarle lo injustos que habían sido con el actor estaba seguro de poder ganarla para su causa.

Lucía no ocultó su alegría al ver a Josef. Él le habló abiertamente como si se tratara de una buena amiga comprensiva. Habló de Berenice, le refirió cosas de su primera época, cosas que no había contado a nadie. Habló de Tito con aprecio, lamentando que se hubiera separado de Berenice, aunque le dio la razón, y se

regocijó al ver que Lucía se indignaba por aquel punto de vista masculino. A partir de ese momento todo fue como la seda. En poco tiempo, y sin necesidad de expresarse con dureza, logró que estuviera dispuesta a condenar aquel proceder tan pernicioso para los judíos de la ciudad y, en particular, para el actor. Era injusto mimar primero a esas personas y permitirles albergar mil esperanzas para arrojarlas después a un lado de un puntapié. Sí, eso era lo que opinaba. Y no se reservará su opinión ni siquiera ante su cuñado Tito. Josef la tenía ante sí con sus grandes y atrevidos ojos muy separados sobre la aguda nariz, la alta torre de rizos artísticamente peinados agitada por un leve temblor; Josef estaba convencido de que Tito tendría que pensárselo dos veces.

Tito se mostró radiante al ver a Lucía. La veía transformada. Durante las últimas semanas había notado lo bella que era, la vida que rebosaba, pero entonces aún estaba embrujado por la judía. Sólo ahora la veía realmente, en cierto modo por primera vez, ese rostro arrebatado, sensual, libre de temores. Ella sabía vivir. El insensato era él, y el Chiquillo tenía razón. Si hubiera encontrado de joven a una mujer como aquélla, parecida a ella como le había ocurrido al Chiquillo, no se habría mezclado con todas esas prostitutas; todo habría ido bien y conservaría la capacidad de engendrar hijos. Pues entonces tampoco habría caído en las garras de la judía y se habría ahorrado aquel penoso rodeo.

¿Qué es lo que le decía Lucía?

—¿Qué habéis hecho, cuñado? No ha sido digno de vos. Que a uno deje de gustarle una mujer puede ocurrir, está en la naturaleza de las cosas, contra eso no puedo decir nada. Pero considero injusto que cinco millones de seres deban pagar por esa alteración de vuestros gustos. Salvo algunas excepciones, los judíos me resultan antipáticos, probablemente me resultan aún más antipáticos que a vos. Pero no podéis tratarlos como lo hacéis, Tito, eso no puede ser. Si el Chiquillo hiciese una cosa parecida ya me encargaría yo de decirle cuatro cosas.

—¿Sabéis, Lucía? —dijo Tito de pronto en tono enigmático tras experimentar un extraño alivio—. Esa fascinación que emanaba de ella no era natural, no era sana. Lo que me atraía era lo exótico, ese maldito encanto oriental. Ahora es cuando la veo tal como es, con ojos de romano. Es una vieja judía, mis romanos tienen razón. He sanado, tal vez ha sido demasiado repentino, y es posible que me haya equivocado. Es posible que tengáis razón en lo que decís. Vigilaré que nadie se exceda.

La miró, y ella lo miró, y le gustó. A su manera amaba al Chiquillo, pero Tito le resultaba más interesante. Por Júpiter, no era un ballenato: era un delfín a punto de saltar. Qué encanto tenía aquel ser impredecible con el aire militar que lucía en ese momento, que de pronto se volvía un niño y al instante parecía torturado por su nostalgia de Oriente, hundido. Aquel día le mostraba despreocupado, infantil, lo mucho que lo alegraba verla. Encontró las palabras certeras, ni demasiado insistentes ni tímidas. No era el emperador, ni el hermano de su esposo: era sencillamente un hombre que le gustaba y al que ella gustaba.

Claudio Regino anunció su visita. El emperador no quiso recibirlo y ordenó que se le citara al día siguiente. Cuando Lucía quiso marcharse la retuvo, y cuando por fin se separaron ambos sentían una fuerte y agradable inclinación por el otro. Sólo ahora, pensaba Tito, había sanado por completo de la judía, y de nuevo albergó la tonta y supersticiosa esperanza de que Lucía pudiese darle un hijo.

Al día siguiente dio orden de descolgar el retrato de Berenice. Nada en Roma le traería ya su recuerdo salvo esa constelación cercana a la de Leo, aquel lejano y delicado brillo tenue como un cabello que llevaba su nombre.

El director artístico se había percatado con regocijo de la sorpresa y humillación de Demetrio Libán. Como el actor le había irritado frecuentemente con sus ínfulas de estrella, aprovechó encantado la ocasión para hacérselo pagar. En su siguiente entrevista con Tito intentó convencerlo para encargar la representación de la farsa de *El judío Apella.*

Pero en cuanto se refirió al asunto percibió en la actitud del emperador que no le resultaría tan fácil como había pensado obtener su beneplácito. El hombre que tenía delante era un ballenato, un animal basto aunque peligroso precisamente por su carácter monstruoso, de modo que aquella cacería requeriría paciencia y astucia. Y, así, se desvió con habilidad del asunto para retomarlo más adelante, mencionando con palabras más vagas y como de pasada que los romanos deseaban volver a ver la farsa de *El judío Apella.* Conocía las debilidades del ballenato, sabía cuánto le importaba el aplauso de las masas. Subrayó que a él personalmente *El judío Apella* no le agradaba demasiado, y que el *Laureol* de Marullo era muy bueno. Pero consideraba que era su deber informar al emperador del gran deseo que mostraban las masas por ver, precisamente ahora, una representación de *El judío Apella.*

Tito miró con una expresión rara y ausente al hombre que aguardaba en actitud humilde su decisión.

¿Acaso va a denegar a su pueblo un deseo que tan fácil le resultaría satisfacer? Sin duda, se lo ha prometido a Lucía. Se ha comprometido a vigilar que «nadie se exceda». Tampoco tiene ninguna intención de ofender a Demetrio.

Permaneció allí sentado, disgustado, escribiendo notas inconexas en su tablilla. Solía evitar tomar decisiones, prefería las componendas.

—¿Qué os parecería —dijo— si dejamos que Libán represente a su *Laureol* y encargamos a un tercero, a Latín, por ejemplo, o a Favor, que haga *El judío Apella*?

El director artístico se encogió de hombros.

—Me temo —replicó— que la representación perdería su encanto. Los romanos se extrañarían de que no fuese un judío el que representase al judío. Por otra parte, tal solución constituiría una ofensa tanto para Libán como para el pueblo; pues Libán bordó el papel.

Al ver que el emperador seguía sin decidirse cedió en parte. Que el monarca, opinó, no quisiese ejercer una presión desproporcionada sobre el actor respondía sin duda a su talante de natural benévolo. Pero quizás hubiera una vía intermedia: se podía dar al pueblo la admirada y actual farsa sin disgustar al actor. ¿Qué pasaría si rogaban por ejemplo a Libán que hiciese de Apella en los juegos, prometiéndole que podría representar su *Laureol* más adelante?

Tito reflexionaba. Pero, a pesar de su vacilación, el director vio claramente que había llevado al emperador a su terreno. Y así era. Si Tito dudaba era sólo para no hacer el ridículo. En su fuero interno se alegraba de que le hubiera sugerido tal componenda. Eso le permitiría mantener la promesa dada a Lucía sin necesidad de irritar a sus romanos.

—Sea —dijo.

Libán maldijo su sino. Una y otra vez lo ponía ante semejantes disyuntivas. Cuando en aquella ocasión y tras pensárselo mucho decidió interpretar al judío Apella se trataba de un asunto que afectaba a todos los judíos. Que hubiera desembocado en una desgracia; que, por decirlo de alguna manera, el Estado y el Templo hubieran sucumbido por su causa, no era culpa suya. Pero en ese momento el problema era sólo de él, no de la comunidad, aunque no por ello lo abrumaba menos. Si no lo representaba, si aceptaba que lo ignorasen en los Juegos de los Cien Días, estaría acabado para siempre. Dejará de contar con el apoyo del emperador. Sin duda quería, tal vez incluso sin saberlo, vengarse de todos los judíos por la decepción que había sufrido con Berenice. Si ahora se negaba a poner en escena *El judío Apella* Tito tendría una excusa perfecta para no dejarlo ascender jamás. Y ya contaba cincuenta y un años.

En realidad tenía cincuenta y dos, pero no quería admitirlo.

Entonces, cuando interpretó por primera vez al judío Apella, solicitó el beneplácito de los doctores. Su dictamen había sido ambiguo: prohibía en su segunda proposición lo que permitía en la primera. Esta vez no pidió el dictamen. Sabía que si se avenía a interpretarlo ahora los doctores lo considerarían unánimemente y sin paliativos un pecado mortal. Los doctores eran sabios, y él los respetaba. Pero en aquel asunto no podían aconsejarlo, sus principios eran inamovibles.

Habló con Josef, con Claudio Regino. ¿Podía aceptar mofarse de su judaísmo interpretando al judío Apella, tal y como pretendían que hiciera? Por otra parte, dado que Yahvé le había concedido un talento artístico tan extraordinario, ¿podía negarse y cerrarse con ello para siempre las puertas del teatro? Ni Josef ni Regino fueron capaces de darle un sí o un no, ambos estaban perplejos.

Finalmente, Demetrio Liban decidió liberar, con un gasto considerable, a cinco judíos prisioneros de guerra destinados a participar en los juegos y aceptar el papel.

—No soy sentimental, pero no te permito que beses la cicatriz bajo mi pecho izquierdo —le dijo Lucía a Tito con una sonrisa mostrando sus grandes y parejos dientes—. A él tampoco se lo permito.

Era la víspera de la inauguración del Anfiteatro Flavio, la primera noche que pasaba con él.

—¿Por qué me das celos, Lucía? —replicó Tito—. ¿Por qué me torturas?

Estaba tumbada, grande, saciada, desnuda.

—Nunca te he ocultado que lo amo —respondió ella—. ¿Pero qué tiene eso que ver contigo? ¿Qué tiene que ver con nosotros? No hables de él. Tú eres muy distinto, mi querido Tito. Está bien que los dioses hayan hecho tan distintos a los hombres.

—Creo —dijo Tito, también saciado, en un susurro, dándose aires de misterio, feliz—, creo que ahora he lavado mi sangre de ese maldito Oriente. Gracias a ti, Lucía. Ahora soy un romano, y te amo.

Se sentía totalmente feliz cuando al día siguiente penetró en el teatro entre gritos de aclamación y sabiendo que en esa ocasión el júbilo no se debía a la policía. Siempre se había sentido tentado de dar su

nombre al teatro, pero se había dominado atribuyendo el mérito de la fabulosa obra a la familia, de modo que lo designó con el nombre de «Anfiteatro Flavio». Sin embargo, el triunfo era suyo, y una señal de la benevolencia divina que le fuese concedido inaugurarlo a él y no a Vespasiano, que tanto esfuerzo había invertido en él. Sus ojos miraron claros y alegres aquel inmenso espacio que bullía de gente, esta vez conocía el número de los asistentes, ochenta y siete mil. Las tres mil estatuas de mármol que había ordenado erigir se perdían entre la masa de los vivos.

A continuación comenzaron los juegos. Era muy temprano, y duraron hasta la puesta de sol. Los preparativos para aquel primer día habían sido especialmente fastuosos, y en su transcurso perecieron nueve mil animales salvajes y cerca de cuatro mil personas. Incluso en los descansos se quiso demostrar a las masas que habían sido invitados por un emperador realmente generoso. No sólo se les sirvió vino, carne y pan gratuitamente, sino que también se arrojaron papeletas: el que consiguiera atraparlas adquiría el derecho a un terreno, dinero, esclavos, y algunos boletos concedían a su propietario el derecho a una hora de amor gratuita con una de las numerosas prostitutas seleccionadas para tal fin.

El día era magnífico, ni demasiado caluroso ni demasiado frío, y quien compartía el palco con el emperador no era la judía, sino Lucía, Lucía Domitia Longina, la romana, la fuerte, la exuberante, la sonriente; las masas se sentían satisfechas. También en los bancos de la nobleza, incluso en el mismo palco imperial reinaba la alegría por haber alejado el peligro del dominio oriental. «¡Oh, magnánimo y gran emperador Tito!» retumbó una y otra vez desde todas partes, «¡Oh!, amor y alegría del género humano», y, casi con ternura: «¡Oh, nuestro buen, nuestro gran ballenato!».

En el transcurso de aquellos largos juegos, y concretamente después del mediodía, Tito tuvo uno de esos accesos que se le conocían de sus primeras semanas de reinado. Se quedó ensimismado, con la mirada perdida, y de pronto prorrumpió en llanto. Nadie supo por qué, ni siquiera él habría podido explicarlo, y muchos de los ochenta y siete mil asistentes se dieron cuenta de ello, pues el palco imperial era visible desde la mayoría de los asientos.

Esto ocurrió durante un interludio cómico titulado *Los inventos de Dédalo*. En la arena se elevaba a personas dotadas de alas mediante unas ingeniosas máquinas de modo que parecían volar de verdad. Cada cuerda era distinta, pero todas ellas se habían fabricado con la intención de arrancar a los participantes movimientos desconocidos. El que lograse recorrer toda la arena se salvaría, al menos por aquel día, pero muchas cuerdas se rasgaban antes y los seres alados se precipitaban en una caída mortal. Lo más gracioso era ver cómo aquellas personas-pájaro se esforzaban por alcanzar la meta, especialmente durante la última parte del trayecto, y cómo muchos se precipitaban entonces precisamente por acelerar su marcha. Los organizadores habían puesto todas sus esperanzas en este número. Y verdaderamente tuvo mucho éxito. Aunque perdió parte de su efectividad por el hecho de que los espectadores dividieron su atención entre los seres alados y el palco imperial, preguntándose conmovidos, o al menos curiosos, qué le ocurría al ballenato.

El trayecto que recorrían los hombres-pájaro los obligaba a dirigir la mirada hacia el palco imperial. Tal vez a alguno lo consolase ver llorar al hombre que los había hecho prisioneros y que los condenaba a morir.

LIBRO TERCERO

EL PADRE

La dama Dorión pasaba ahora la mayor parte del tiempo en su villa de Albano; las obras estaban lo suficientemente avanzadas como para poder habitar en ella cómodamente. Sin embargo, aún no estaba terminada; Dorión ideaba cada día nuevos refinamientos. Tenía dinero para ello, la herencia de su padre era considerable. A pesar de todo enviaba a Josef todas las facturas de los trabajos realizados en la villa. El dinero no le importaba gran cosa, pero sabía que a Josef aquellos gastos le suponían un sacrificio y estaba deseosa de humillarlo. ¿Cuándo se decidirá a venir para decirle que no está dispuesto a pagar más? Se preparaba para aquel día. Se imaginaba su altivo rostro desencajado por tener que comunicárselo. Reflexionó detenidamente lo que le respondería. ¡Ah!, ya no volverá a engañarla. No se dejará convencer por ese artista de las palabras, ese juez de muertos, por ese embaucador, falso visionario, ese judío. Ahora está a salvo de sus malas artes. El recuerdo de su padre es un amuleto que la protege de todas las tentaciones que entraña Josef.

Pero Josef no tenía intención de tentarla. Él vivía en Roma, ella en Albano; rara vez lo veía, y cuando lo hacía él se mostraba cortés, casi alegre, evitando cualquier conversación íntima. La única alegría que experimentaba en tales encuentros era la hambrienta mirada que dirigía a veces, cuando pensaba que no lo observaban, a su hijo Pablo. Sin embargo, no parecía darse por vencido. Mantuvo su palabra, pagaba las cuentas de la casa y no le brindó ninguna ocasión para exponerle el discurso que tan bien había preparado.

Dorión se había transformado en aquellas semanas. Sus ojos parecían más fieros, más claros y exigentes en su fina cabeza, su ancha boca con los pequeños dientes se abría con un deseo más poderoso; era hermosa, delgada y peligrosa. Pero su fragilidad, ese aire infantil que antes tenía, se había desvanecido. Si alguien refería en su presencia la creciente hostilidad de los romanos por los judíos era capaz de reír con tanta malicia y satisfacción que hasta sus amigos se asustaban.

Josef vivía en su sombría e incómoda casa del distrito sexto. Solía ir a la casa de Alexas en la Suburra y conversaba con el pequeño Simeón, aunque no dejó de ver a sus amigos. Pero no encontraba placer ni en el trabajo ni en la conversación, ni en los libros ni en las mujeres, tampoco en los honores o en la ciudad de Roma, ni en los griegos, o romanos, ni siquiera en el trato con los judíos. No le atraía ocuparse de Dios, y le tenía sin cuidado lo que hiciera el emperador. Tal vez echaba de menos a su secretario Fineas, pero no lo admitía. Sabía que sentía nostalgia de Dorión y de su hijo Pablo. Había previsto que su sacrificio, la partida de Mara, sería en vano. Pero no lo lamentaba; si Dorión se lo hubiera pedido de nuevo la habría obligado a partir una vez más.

Entregaba el dinero que le exigían para las obras de la villa sin discutir, con una especie de amargura no exenta de voluptuosidad. Al principio no comprobaba el importe de las facturas, después se percató de que superaban el presupuesto inicial en cada una de las partidas. Las adquisiciones de Dorión eran cada vez más caras. Pero él callaba. Estaba convencido de que su silencio irritaría a Dorión aún más y que la incitaría a exigencias cada vez mayores, de modo que al final su dinero no le bastaría para satisfacerla. A pesar de todo callaba.

Al fin las obras alcanzaron un punto en el que poco quedaba ya por hacer. Dorión no lograba decidirse en *una* cosa: en cómo pintaría la galería que había reservado para el fresco *Las oportunidades perdidas.* Finalmente decidió convertir aquella sala, que en un principio había destinado a Josef para que pudiese meditar con calma, en un mausoleo dedicado a su padre. Quería colocar allí la urna con sus cenizas debajo de un busto de Fábulo, y las imágenes de los acontecimientos de su vida llenarían sus paredes como un constante recordatorio del amado difunto, cuyo cuerpo y cuya alma habían sido aniquilados por el pérfido Josef.

Reflexionó largo tiempo sobre quién sería digno de esculpir el busto de Fábulo y de pintar su vida. Se

dirigió a Basil. Aquel hombre superado por el trabajo rechazó en un principio su propuesta con gran prolijidad. Pero Dorión, con su tenacidad y su característica habilidad para engatusar a los hombres, logró que cambiase de parecer; suspirando, y tras largas conversaciones, se declaró dispuesto a asumir aquella tarea como deferencia hacia su difunto amigo. Desde luego, no antes de que ella le indicase que nada le parecería caro tratándose de la memoria de su padre. Tras convencer a Basil logró ganarse al muy valorado y carísimo pintor Teón para la decoración de la galería.

Josef palideció cuando los dos artistas le exigieron los honorarios convenidos de cerca de cincuenta mil sestercios. ¿Qué no hará esa mujer para ofenderlo? Sin duda, al encargar aquellos trabajos su intención no era tanto honrar a su padre como irritarlo. ¿Qué tenían que ver el busto de Basil, o los cuadros de Teón, con su promesa de permitirle construir la villa? Por otra parte, a él le resultaba imposible, por mucho que quisiera, reunir semejante suma sin la ayuda de Claudio Regino. Decidió hablar con Dorión franca y razonablemente.

Dorión había escuchado de labios de ambos artistas que Josef se negaba a pagar. Al anunciar éste su visita se puso rígida. Aquél iba a ser el primer plato de su gran banquete de venganza. Se regocijó al imaginarlo reconociendo su impotencia y su pobreza, incapaz de mantener su promesa.

Cuando lo tuvo ante sí lo recorrió con una mirada fría, la voluptuosa boca entreabierta, olfateando con su ancha nariz. Josef se confesó que todavía la deseaba. Lo escuchó hasta el final. Después le dijo, y su tono aún era acre y tranquilo, que ya sabía que todo lo que le había dicho tras la muerte de su padre no había sido más que palabrería. No había echado a la mujer por su causa, sino para proteger a su limpia zorrita de la peste, y por eso había permitido que su bastardo, que no corría peligro alguno, permaneciese en Roma. No la sorprendía que su odio por su padre le hiciese perseguirlo más allá de la muerte y que intentase impedir que ella lo honrase como pretendía.

Conmovido, con el corazón apesadumbrado y los ojos muy abiertos, Josef escuchó sus insensatas frases inspiradas por el odio y la amargura. Tardaron un tiempo en penetrar en su corazón. Dorión concluyó con aire triunfal que había llegado al límite de su paciencia, que iniciaría los trámites de divorcio basándose en la ofensa que le había infligido.

Josef seguía escuchándola en silencio. Miró a Dorión y comprendió. No le respondió. Se inclinó, se despidió y se retiró. Ella percibió satisfecha que se tambaleaba ligeramente, que no caminaba tan erguido como siempre, al igual que su padre la última vez que lo viera.

Josef pidió consejo a Marullo. Ya no podía negarse a sí mismo que había perdido a Dorión para siempre. Pero no era capaz de concebir que tuviese que renunciar también a su hijo Pablo. El derecho judío concedía todos los poderes al hombre. Josef pensaba que era absurdo que un hombre que deseaba elevar a su hijo a su propio rango tuviese que dejarlo en otro inferior por motivos puramente formales.

—El Imperio romano —arguyó excitado— se basa en el sentido común. Lo que esta mujer quiere hacerme es a todas luces contrario a la razón y al espíritu de la ley. ¿Acaso puede un tribunal romano obligarme a aceptarlo?

El senador Marullo contempló con su anteojo de esmeralda a aquel hombre exasperado, amargado. Los dientes de Marullo se debilitaban cada vez más, los médicos no podían ayudarlo, y sus dolores reforzaban el escepticismo con que se enfrentaba a los hombres y sus instituciones.

—Me asombra —respondió a Josef— que un hombre tan inteligente como vos haya reflexionado tan poco sobre la esencia del derecho. La promulgación de leyes y la jurisprudencia no son más que intentos de justificar en un plano ideal, y de ordenar, circunstancias políticas y económicas previas. Dado que estas circunstancias son variables y mudan sin cesar, mientras que la ley y el derecho son rígidos y muy lentos en sus transformaciones, jamás se alcanza una absoluta congruencia del derecho con la realidad y sus exigencias. Por tanto, el juez sabio, o el procurador sabio, está ahí para proteger de la ley al hombre que lo merece.

Tras esta enseñanza genérica se refirió al caso concretó.

—¿Ha aportado la dama Dorión una dote considerable al matrimonio? —inquirió.

—No, que yo sepa —le respondió Josef con cierta amargura—. Su padre no era avaro, pero no me apreciaba. Dorión no ha aportado nada al matrimonio a excepción de sus vestidos, un par de chucherías y un gato que, por cierto, me resultaba muy desagradable. Y el gato ya ha muerto.

—La dama Dorión —opinó Marullo— se empeñará a pesar de todo en exigir los jirones que puedan quedar de tales vestidos, y nosotros tendremos que defenderlos con uñas y dientes. Pues sólo entonces, cuando mediante una acción procesal civil logre que se le restituya su dote, podrá solicitar que el Tribunal

de moralidad actúe contra vos y que el censor os retire como mucho el título de la segunda nobleza. Naturalmente, en ese caso —dijo golpeando suavemente el suelo con su elegante bastón de mendigo— no podréis reclamar bajo ninguna circunstancia una relación jurídico-familiar con vuestro hijo. Pero la dama Dorión no ha llegado a ese punto —concluyó tranquilizador—. Afortunadamente, las leyes que regulan el divorcio son muy complicadas. Podríamos prolongar indefinidamente el proceso, dos años, o tres incluso.

Josef permanecía absorto, indignado; era curioso lo sombría que podía llegar a ser su frente llena de prominencias. Por su parte, a Marullo le interesaban menos los aspectos jurídicos del caso que los psicológicos. Lo asombraba que la dama Dorión no considerase que un honor tan importante como la pertenencia a la segunda nobleza merecía sacrificar un prepucio. Tras su resistencia creía ver a sus antiguos enemigos, a esos borricos del Senado tan apegados a la tradición. Sin duda eran ellos los que animaban a Dorión a proceder de un modo tan irracional. Y así, aquel combate por el hijo del judío Josef se convertía en una lucha emblemática entre los rígidos aristócratas de la vieja Roma y los liberales deseosos de dotar al Imperio de un auténtico cosmopolitismo. Era difícil predecir quién vencería. Los papeles se habían repartido de un modo extraño. Pues en esa ocasión, debido a la caída de Berenice, la dinastía liberal, el monarca liberal se pondría del lado de los conservadores, defensores de la tradición republicana y nacionalista. Si él, Marullo, asumía la defensa de Josef, incurriría abiertamente en un peligro; todavía pesaba sobre su cabeza la amenaza de aquella ley que condenaba a los denunciantes. Aunque precisamente eso era lo que lo atraía de aquel combate.

Tuvo una idea.

—¿Qué ocurriría si adoptáis a vuestro hijo? —propuso a Josef. Josef alzó la vista sorprendido, pero, conociendo la casuística de la Universidad de Jerusalén, no tardó en reconocer las posibilidades que entrañaba el plan del romano—. La adopción —le explicó Marullo con aire doctrinal— es la inclusión de un nuevo miembro en la familia mediante la elección. Como en vuestro caso la procreación no ha bastado para convertir a vuestro hijo en un miembro más de vuestra familia solventaremos esa carencia mediante la inclusión a través de la elección. ¿Me explico? ¿O es que vuestro derecho judío no conoce el concepto de adopción? —inquirió cortés.

Josef estuvo a punto de ofenderse. Naturalmente que había paralelismos con el derecho judío. Cuando Lía y Raquel condujeron a sus esclavas junto a Jacob y éste reconoció a los hijos habidos en tal unión, ¿no fue aquello una adopción? ¿Acaso no era Ester hija adoptiva de Mardoqueo? A todo ello se añadían los preceptos sobre el levirato. Con aire de experto el jurista judío expuso al jurista romano las reglas, a su juicio muy sencillas, de dicha institución.

—Tenemos una ley muy clara —dijo—. Cuando un hombre muere sin descendencia su hermano debe desposar a su viuda y darle al hijo engendrado con ella el nombre del difunto. De modo que el futuro hijo de una viuda sin descendencia que se casa con el hermano del esposo fallecido se considera como el hijo adoptivo de este último.

—Eso es sencillo —reconoció el jurista romano—. Nuestro derecho es más complicado en lo que se refiere a ese punto. Aunque el procedimiento judicial no lo es. Se divide en tres acciones principales, la liberación del niño del tutor previo y su traslado a una nueva tutela. La liberación se efectúa mediante una triple venta con metal y balanza que le convierte en esclavo. De modo que en vuestro caso la dama Dorión tendría que vender al chico a un tercero, digamos, por ejemplo, a mí. Yo lo libero y vuelve a la madre. Ella me lo vende una segunda vez, yo lo vuelvo a liberar, de modo que vuelve a ella. Me lo vende por tercera vez, con lo que anula definitivamente su derecho a ejercer la tutoría sobre el niño en caso de una nueva liberación, pues de acuerdo con los preceptos de la Ley de las Doce Tablas la tutoría sólo se extingue tras tres ventas. Entonces comienza la segunda parte de los trámites necesarios para la adopción: que el hijo pase al tutelaje del padre. Vos, Flavio Josefo, aparecéis en un falso juicio como demandante, y exigís la tutela del muchacho. La madre, como demandada, calla, con lo que reconoce vuestra exigencia, y Pablo pasa a vuestras manos. Ya veis que es relativamente sencillo.

—Pero Dorión estaría loca —replicó Josef— si se aviniese a hacer lo que decís.

—Estaría loca —sonrió Marullo con una expresión astuta de leguleyo— si se negase. Pues si la dama Dorión se resiste a que su hijo pase de ser un provinciano sin derecho alguno a la ciudadanía, a ser miembro de la segunda nobleza, entonces le negaremos la capacidad de educarlo. Por otra parte, si se opusiera os proporcionaría un estupendo motivo de divorcio.

—Pero Dorión —dijo Josef pensando en voz alta— se ha negado durante todo este tiempo a solicitar la ciudadanía para sí y para su hijo, impidiendo con ello que nuestro matrimonio tuviese plena legalidad.

—Vuestra mente procede de un modo demasiado natural y poco jurídico —le reprendió Marullo—. Sólo habríais podido obtener el derecho de ciudadanía para vuestra esposa mediante la protección y la

aplicación de métodos ilegales.

Josef reflexionó.

—Entiendo —dijo, a pesar de que la cabeza le zumbaba ligeramente.

—Ya veis —concluyó Marullo su instructivo discurso con aire satisfecho—, con un poco de destreza es posible imponer el sentido común incluso aplicando el derecho romano.

Mientras conversaba con Marullo el plan de adoptar a su hijo no le pareció del todo descabellado. Pero al quedarse solo volvieron a surgir sus primeros reparos, y la idea de Marullo le pareció demasiado arriesgada. El sentido de un matrimonio medio legal era precisamente dejar a los hijos bajo la tutela de la madre, y el sentido de la adopción introducir en la familia a hijos ajenos, a hijos de otra sangre. Estos romanos eran medio bárbaros, no cabía duda, y sus leyes y su derecho se derivaban en parte de la época en que aún eran bárbaros; pero su justicia no podía ser tan indecente como para poder volver del revés el sentido de sus leyes.

Josef no se entretuvo mucho tiempo con estas meditaciones. Todo aquello era un círculo vicioso. Si el derecho era injusto, ¿por qué no transformarlo, mediante una hábil interpretación, en justo? Únicamente quedaba por saber si su caso resultaría tan moldeable en la sala del Tribunal de Moralidad como en las habitaciones de Marullo.

Unos días más tarde Marullo mandó llamar a Josef. En esta ocasión se encontraba con él un tal Oppius Cotta, un agente de pleitos. Era costumbre que para defender a un mandatario se reuniesen un buen orador y un experto en leyes; éste debía pergeñar los argumentos jurídicos en sus aspectos formales mientras el otro los elaboraba estilísticamente. Marullo ya había comentado el caso con Oppius Cotta. Naturalmente, opinó el agente, la parte contraria trataría de posponer la adopción con toda clase de subterfugios hasta que el muchacho alcanzase la mayoría de edad. Se trataba, por tanto, de aplazar en lo posible el proceso de divorcio puesto en marcha por la dama Dorión y de acelerar los trámites de adopción. Todo dependía de quien lograse avanzar más deprisa, la dama Dorión con el divorcio o Flavio Josefo con la adopción.

Josef reconoció que Marullo le había entregado un arma muy eficaz con su propuesta. Pero en aquel asunto con Dorión su pasión siempre lograba echar por tierra su prudencia. En lugar de esperar a que Dorión iniciara alguna acción decidió hacer un último intento para llegar a un acuerdo. Desde luego, no parecía sensato informar a Dorión sobre la vía jurídica que pensaban utilizar. Sin duda Marullo trataría de que desistiera de verla de nuevo. Pero Josef no deseaba escucharlo, de modo que no comunicó su propósito a Marullo. Lo único que le importaba era ver a Dorión, escuchar su voz. Se trasladó a Albano.

Sobre la colina apareció la casa, blanca y luminosa. El portero lo condujo hasta la galería. Olía a pintura. El fresco estaba sin terminar, pero Josef pudo distinguir en tres paredes la arrogante y carnosa cabeza de Fábulo. La urna con las cenizas se encontraba sobre un zócalo bellamente decorado. Todo lo que lo rodeaba había sido dispuesto para irritarlo. En tono burlón se dijo que aquella ceniza no debía de ser la de Fábulo, sino de cualquier otro, tal vez incluso de un animal.

Dorión no tardó en acudir. Cuando le anunciaron su visita lo asaltó un perverso sentimiento de triunfo. Ya podía venir. Le sorprendía verlo allí, le dijo. ¿No lo habían hablado ya todo? No, dijo él en tono suplicante tratando de apaciguarla. Había tenido una idea, tenía una propuesta que les permitiría separarse amistosamente sin tener que soportar como repugnante testigo a toda Roma. Ella no respondió y esperó a que hablase con una expresión de rechazo en la cara.

Josef se encontraba a disgusto en la galería rodeado por las cabezas recién pintadas de Fábulo. Era imposible entenderse allí, cada palabra se volvía rígida y forzada. En el interior de la sala había un cuidado jardín con una mesa y asientos y bancos de piedra. Le habría gustado sentarse, pero ella no lo invitó a hacerlo. Permaneció de pie y le hizo permanecer también a él de pie. Su figura se elevaba aguda y delgada en medio de aquel aire tan puro. Se le figuraba que estaban sobre un estrado. Le parecía odiosa, se odiaba a sí mismo, habría debido preguntar antes a Marullo, no debería haber venido. Pero lo había hecho, y tenía que hablar.

Estaba dispuesto, dijo, a admitir el divorcio y a mantenerla, siempre que sus exigencias fueran justas. Había pensado en una renta de cuarenta mil sestercios. Aquello suponía una tercera parte de sus ingresos. También estaba dispuesto —y no le resultó fácil formular esa oferta— a pagar el busto de Basil y también los cuadros de Teón. Desde luego, no estaba en situación de aportar semejante suma de una vez, pero podrían ponerse de acuerdo en cuanto a los plazos.

—Bien —dijo Dorión disfrutando al ver su tribulación y la humillación reflejada en su desnudo y turbado rostro.

—Sólo quiero pedirte una cosa —prosiguió—. Mis amigos me aconsejan que adopte a Pablo. Te ruego que te declares dispuesta. Eso facilitaría los trámites, que serían menos dolorosos.

Dorión lo miró con sus claros ojos. Lentamente, su boca se contrajo. Sonreía. Reía. Se echó a reír con una risa clara, trepidante, desdeñosa, malvada, prolongada. Disfrutaba de la propuesta de Josef, y disfrutaba de su risa. Aquella risa le agradaría sin duda a su padre Fábulo; sin duda las tres cabezas pintadas la estaban disfrutando.

Al día siguiente Dorión refirió a su amigo Annius la infantil pataleta de Josef, lo amedrentado y quejoso que lo había visto. Rebosaba una alegría salvaje, exultante, y reía de nuevo. Annius se echó a reír. Riendo refirió a su primo Flavio Silva la cómica propuesta de Josef de adoptar a Pablo. También Flavio Silva se echó a reír en un primer momento. Pero después pensó que aquellos judíos eran unos fanáticos enfervorizados, y, además, endiabladamente listos; tratándose de sus supersticiones eran capaces de torcer lo más recto.

Dorión le contó también al viejo Valer, al poeta, la idea de Josef. Valer también se rió, pero con una risa cargada de odio. Las costumbres se habían pervertido y había que temer lo peor. Nada era imposible en una época en la que un judío era capaz de erigirse en caballero romano mientras los auténticos romanos, los descendientes de Eneas, eran despojados de su dignidad, obligados a guardar los bustos de cera de sus ancestros en los depósitos de los comisionistas. No le extrañaría, prosiguió, que un judío lograse hacer aprobar a un tribunal romano su exigencia de circuncidar a un romano. Ya el viejo Séneca, un mal hombre por otra parte que, sin embargo, había tenido algunos aciertos y que compensó su indecorosa vida con una muerte decente, había señalado que los judíos vencidos dictarían sus leyes a los romanos vencedores.

El viejo Valer se tomó el caso tan a pecho que fue a ver a Helvid, cabecilla del partido opositor del senado, quien solía defender con particular firmeza los principios tradicionales de la justicia del país. Helvid no se rió de los deseos de Josef, sino que prorrumpió en amargas sentencias sobre la pervertida aristocracia y el Estado sometido a la influencia judía, sentencias que aplacaron el ánimo de Valer. Pero Helvid no se tomó el asunto muy en serio. Recomendó al anciano que se dirigiera a su agente de pleitos. No consideró apropiado intervenir él mismo como orador. Suponía que el proceso de divorcio de la dama Dorión se resolvería a su favor mucho antes de que sus colitigantes lograsen poner en marcha los trámites de la adopción.

Pero pronto se demostró que el proceso de divorcio se retrasaba por la intervención de hombres muy hábiles e influyentes. En un primer momento un tal Publius Niger se erigió en defensor de Josef. Pero los amigos de Dorión no tardaron en comunicarle que éste estaba respaldado por un tal Calpurnius Salvian, y que a su vez contaba con el apoyo de un tal Clinius Macro. Poco después los amigos de Dorión descubrieron tras todos estos nombres los manejos de Oppius Cotta y la cancillería de Junio Marullo. A partir de ese momento nadie más osó reírse de la pretensión de Josef de adoptar al pequeño Pablo.

La maqueta de la gran «Débora» avanzaba, pero requería más tiempo y más trabajo de lo que habían supuesto los muchachos. Y cuando finalmente la terminaron resultó que no podía utilizarse en la práctica, pues podía moverse hacia arriba y hacia abajo en cualquier ángulo pero al disparar giraba siempre de forma inesperada y caprichosa sin que pudiesen detenerla. Intentaron arreglarlo de varias formas, pero fue en vano. Los dos amigos, que habían aprendido mucho con el experimento, comenzaron a preguntarse sarcásticos si no harían mejor en arrojarla a las cloacas.

Admitieron que no podrían perfeccionarla solos, que necesitaban el consejo de un experto. Josef estaba excluido; la maqueta debía ser una sorpresa. De modo que sólo quedaba el padre de Constans, el capitán Lucrio.

Desde su primer y torpe intento por disculpar a su padre Constans no había vuelto a hablar con su amigo de la burda ofensa que el capitán había infligido a Simeón. Pero aún sentía remordimientos. Simeón había tenido desde entonces varias oportunidades de demostrar su superioridad; en efecto, había logrado meter al amigo en la sala de espectadores del anfiteatro durante los juegos haciéndose merecedor de la ardillita gris. Constans quería que se aclarase aquel estúpido altercado. De modo que su impotencia ante la gran «Débora» no le vino del todo mal. Y, así, un día en que Simeón volvió a colocar la catapulta sobre su pequeño pedestal de madera tras intentar arreglarla en vano, y al oírle constatar resignado: «Por Hérquel, no hay quien lo enderece», hizo de tripas corazón, le dio una palmada en el hombro y exclamó con forzado entusiasmo:

—Venga, vamos a ver a mi viejo.

Simeón no había olvidado los terribles insultos que le había dedicado el capitán Lucrio ni su decisión de

pedirle explicaciones por sus indignas palabras. También él esperaba la ocasión propicia. De modo que miró de refilón al camarada que lo invitaba a ver a su padre, se puso de pie lentamente, se colocó con las piernas abiertas y los puños pegados a los costados bajo las anchas mangas, meditando como solía hacer antes de tomar una decisión, y finalmente dijo, tras pensarlo durante unos instantes:

—Hecho.

Y fueron a ver al capitán Lucrio. Llevaron la gran «Débora» a rastras atada a una cuerda, orgullosos de la expectación que levantaba a su paso la extraña máquina. Simeón no gozó plenamente del placer de aquella admiración. Estaba muy ocupado pensando en cómo debía comportarse un joven de sus características ante el capitán. Desde la partida de Berenice la ciudad se mostraba cada vez más hostil con los judíos; por todas partes se oía cantar el cuplé que tenía como refrán aquel «Hep, Hep» con el que los soldados romanos asolaron en su día Jerusalén y su Templo, las iniciales del vejatorio *Hierosolyma est perdita,* Jerusalén está perdida. Por todas partes se oían las desdeñosas palabras: «¿Qué tiene el judío en el Templo? / Un cerdo, Hep, Hep, un cerdo / ¿Por qué lo guarda en el Templo? / Porque apesta como él. / Hep, judío, Hep, judío, Apella, Hep». Incluso Simeón, por muy querido que fuese en su barrio, percibía aquella creciente hostilidad pero no lo afectaba demasiado. Su padre Josef era poseedor de la sortija de la segunda nobleza, y sin duda no desmerecía en la mesa del ballenato. De modo que si alguien llamaba a Simeón «cerdo judío» él devolvía el insulto, espetándole «hijo de jamelgo de desollador y de puta vieja» o algo parecido y, convencido de haber ganado por puntos, daba por zanjado el asunto. Para él, el problema de los judíos se solventaría cuando lo discutiera con el capitán Lucrio, y estaba decidido a mantener el tipo.

El capitán Lucrio, por mucho que le repugnasen los judíos, había echado de menos al ingenioso y espabilado Simeón; como los demás, le tenía aprecio al muchacho. «Es una excepción» solía decirse y decir a los demás. Encontraba natural haberse portado con rudeza durante la epidemia. Se trataba nada menos que de su supervivencia, mientras durase la peste estaba obligado a no ofender a los dioses, y él, Lucrio, no tenía ninguna culpa de que Simeón fuese judío.

Cuando vio a los muchachos entrar en su casa los saludó efusivamente. La maqueta conmovió su viejo corazón de artillero. No tardó mucho en descubrir cierto defecto de construcción. Él mismo los ayudó a tallarla y a pulirla. En seguida estuvo lista para una prueba. La hicieron en la calle, delante de la casa de Lucrio, quien amasó los proyectiles con masa de pan; los curiosos se agolparon. Él mismo dirigía la operación, como si estuviese en el campo de batalla: «Proyectil-listos», o «Proyectil-¡fuego!». Y, ¡eureka!, la gran «Débora» funcionó. Dispararon sobre cuervos y palomas y consiguieron abatir una, un triunfo increíble.

Pero ni el respeto que le infundía la pericia artillera del capitán ni su talante gruñón impidieron al valiente Simeón exigirle una explicación, tal como se había propuesto. De modo que, en cuanto terminaron de probar la máquina, zanjó la primera parte de su encuentro limpiamente constatando satisfecho:

—Bien, asunto resuelto.

Después se volvió impetuoso hacia Lucrio, alzó la vista hacia él y le preguntó con aire desafiante:

—Bueno, y ahora, capitán Lucrio, decidme por qué apesto el aire con mi aliento y por qué contagio a todo el que se me acerca.

Durante unos instantes el capitán miró perplejo al chico sentado sobre el bastidor con ruedas de la gran «Débora». Después recordó que aquéllos habían sido los reproches que le había hecho a Simeón durante la epidemia y prorrumpiendo en carcajadas le respondió:

—Es evidente. Porque eres judío.

—¿Por qué es evidente? —insistió Simeón—. ¿Acaso habéis visto a alguien que se contagiase por tocar a un judío?

—La epidemia —lo aleccionó arrogante el capitán— se ha producido únicamente porque el emperador quería casarse con una judía. Si la mera intención es capaz de atraer la peste, ¡quién sabe qué habría ocurrido si se produce de verdad un contacto!

Ante semejante prueba, Simeón sólo supo contestar:

—¿Por qué?

Y, pensativo, prosiguió:

—¿Es que creéis que los judíos han provocado la ira de los dioses?

—No te hagas el tonto —replicó Lucrio furioso—. Todo el mundo lo sabe. En primer lugar porque sois un hatajo de mierdas, y en segundo, porque tenéis unas supersticiones perversas y alevosas.

—¿Por qué somos un hatajo de mierdas? —preguntó Simeón cortés e insistente.

Lucrio se sonrojó.

—Sois unos gandules —dijo, detallando su acusación—. Ganduleáis cada siete días y os ponéis hasta

arriba de manjares. Y tenéis la osadía de llamar a vuestra holgazanería sábado, por la baba, la saliva de los apestados a quienes traéis la peste. Además sois lascivos, más lascivos que los machos cabríos. Pero vuestra arrogancia supera incluso vuestra lujuria. Por eso no tocáis a ninguna mujer que no sea judía.

Simeón permanecía enfurruñado sobre su máquina, reflexionando con ahínco.

—Yo no soy lascivo —protestó por fin beligerante.

—Tampoco me estaba refiriendo a ti —replicó el capitán en tono conciliador.

Simeón meditaba. Era muy meticuloso y no se daba por satisfecho fácilmente.

—¿Y a qué os referís cuando habláis de supersticiones? —le preguntó.

—Pues a que veneráis a un asno como si fuera un dios —exclamó, irritado por tanta fingida ignorancia, el capitán—. Porque inmoláis a jóvenes griegos. Porque entre vosotros un cerdo está más seguro de no perder la piel que un gentil decente.

—¡Por Hérquel! —dijo Simeón—. No sabía nada.

Lucrio miró al chico con desconfianza. Pero su expresión le hizo pensar que no fingía.

—Quizá no te hayan contado nada —opinó— por ser demasiado joven.

Y para acallar de antemano cualquier reparo agregó:

—En Judea llegó a haber ochenta mil soldados romanos de los buenos. Ellos lo vieron con sus propios ojos, con sus ojos de romanos. Por otra parte, una cosa está clara: el que profesa la verdadera religión vence. ¿Acaso vencisteis vosotros? Eso demuestra que vuestra religión no es más que superstición. ¿Tengo razón o no?

Desgraciadamente, Simeón no supo responder a aquel argumento.

—Sois un magnífico oficial, capitán Lucrio —se limitó a decir—. Pero yo os digo que el judaísmo es una cosa estupenda.

Aquella conversación le había amargado a Simeón el placer de probar la catapulta. Los argumentos del capitán lo reconcomían desbaratando su orgullo. Si un hombre sabía tanto de armas como Lucrio algo de razón tendrían sus argumentos. Pensó en preguntarle a su padre. El interés que mostró Josef cuando le enseño la gran «Débora» lo animó a hacerlo. En un par de ocasiones intentó comentarle sus dudas, pero no lograba superar su timidez ante el altivo y serio señor. Notaba la reserva que mantenía, por muy amable que se mostrase. Si Josef hubiese sido más abierto de mente y de corazón el chico le habría confiado sus dudas sin vacilar; estaba tan atribulado que hasta un extraño habría notado que lo abrumaba una terrible preocupación. Pero Josef seguía tan inmerso en su lucha por su hijo Pablo que no notó nada y dejó a su hijo Simeón solo con sus penas.

Finalmente se dirigió a Alexas. Le contó lo que el capitán reprochaba a los judíos y le rogó que le dijese «con el corazón en la mano» si era cierto lo del culto del asno, la inmolación de los jóvenes griegos y todas esas injurias. Alexas estaba furioso con Josef por haber permitido que el chico se embruteciese. Con palabras serenas y benévolas le explicó que no eran más que estúpidas y torpes calumnias. Le contó que los dioses de otros pueblos eran dioses comprensibles, que pertenecían a un determinado grupo, visible para todos, hasta para los más tontos, que se les podía presentar ofrendas si lo ayudaban a uno o insultar y pegar si le negaban un favor. Pero el dios Yahvé era invisible, sólo podían comprenderlo los que se esforzaban poniendo su cerebro a trabajar. No era un dios heredado del padre. Era el Dios de todos, si bien sólo comprensible para los que se esforzaban por entenderlo. Por ello, los tontos y los perezosos gustaban de injuriar a sus adeptos. Sin embargo, muchos romanos y muchos griegos lo habían reconocido ya. Era un dios que perduraría, y pronto llegaría el tiempo en que todos lo reconocerían y entonces ya no habría diferencias entre romanos, griegos, egipcios o judíos. Incluso ahora era vano querer establecer tales distinciones, y un día se trataría de imbécil al que afirmase que uno era mejor que su vecino por pertenecer a un pueblo o a otro.

Simeón meditó sobre ello, lo consideró razonable, y pensó que en realidad Lucrio habría debido meditarlo también. Un hombre tan inteligente, y por añadidura artillero, tenía la maldita obligación de sonarse tres veces la nariz antes de soltar semejantes tonterías sobre los judíos. Decidió castigar al capitán por su insolente y cómoda credulidad.

Entre los tesoros que había traído consigo de Judea había una raíz con unos poderes especiales. La trituró e introdujo el polvo extraído en las mangas de la ropa de calle de su camarada Constans, justo antes de que éste regresara a su casa y sin que lo notase. Sabía que en cuanto llegase tendría que cambiarse de ropa y que su vestido se guardaría cuidadosamente, vuelto del revés, en un lugar aireado.

Ocurrió lo que Simeón había previsto. Cuando el capitán Lucrio se disponía a sentarse a la mesa su esposa comenzó a estornudar, después él, y a continuación Constans.

—Señal recibida —exclamó el capitán, pues se consideraba al estornudo un buen presagio. Pero la señal

duraba ya demasiado. Acudió el esclavo y les sirvió las viandas y aún no se había extinguido. El capitán lo llamó y le ordenó que se llevase la comida y la recalentase, pero el esclavo no lo entendió, sino que participó también él en el buen presagio. La comida se enfrió y el augurio no cesaba.

Finalmente se dejaron caer agotados en el suelo o en sillas. Tratando de recuperar el aliento y de forma inconexa, el capitán le preguntó a Constans:

—¿Has estado con Simeón? —Constans no era excesivamente inteligente, pero en este caso también sospechaba algo—. ¿Has contado al menos —siguió el capitán con la respiración entrecortada— cuántas veces hemos estornudado? —Pues si el número de estornudos era divisible por seis el presagio era particularmente favorable.

—Ochenta y cinco —respondió Constans al azar, pues no los había contado. El capitán había obtenido la cifra de ciento treinta y dos, pero no estaba demasiado seguro y habría querido que Constans la confirmase.

—¡Ya te enseñaré yo —exclamó— a estropearme mis buenos presagios! —y con estas palabras agarró al muchacho y le dio una paliza en la medida en que se lo permitieron sus escasas fuerzas.

Cuando al día siguiente se tropezó con su amigo, Constans no le contó nada de lo ocurrido. Pero de pronto, sin motivo aparente, prorrumpió en insultos:

—¡Imbécil, cerdo judío! —exclamó golpeando con alevosía en las costillas al que caminaba despreocupado junto a él. Simeón se percató entonces de que todo había salido como quería, y en la pelea que se desencadenó a raíz del empellón de Constans lo trató con nobleza y generosidad.

Durante aquellas semanas Josef trató en varias ocasiones de ponerse a trabajar seriamente para clasificar el ingente material de su *Historia universal del pueblo judío.* Pero no lograba concentrarse. Su pensamiento se desviaba hacia su hijo Pablo. Amargado, no dejaba de imaginar lo seguro que se habría sentido de su causa de reinar Berenice en el Palatino. Cierto que después le parecía casi correcto y una prueba de aquella providencia que pesaba sobre él que las esperanzas puestas en Berenice se hubiesen truncado. Había expresado burdamente sus sueños sobre el dominio espiritual de Israel, había utilizado símbolos vacuos, toscos, como la efigie de la biblioteca del Templo de la Paz: aquello se había acabado, y estaba bien que así fuese.

No lograba avanzar en su tarea. Su nuevo secretario, el sirio Macón, lo molestaba más de lo que le ayudaba. Su griego era intachable, pero carecía de música. Las frases que elaboraba con Josef reproducían correctamente el sentido, pero carecían de los matices que éste habría podido darles en arameo o en hebreo. Josef padecía su falta de pericia, echaba de menos a Fineas.

Sin embargo, durante un cierto tiempo se esforzó en trabajar metódicamente unas horas al día. Pero un día no pudo soportarlo más. Llevaba meses sin ver a su hijo Pablo. Lo veía ante sí, esbelto, el rostro oliváceo, frágil y fuerte, oyó su voz. No tenía fuerzas para proseguir con aquel trabajo. Debía salir de la ciudad, ir al campo.

El camino más directo hacia Albano era la Via Apia. Pero se dirigió a la Puerta Latina y dejó que lo condujesen un buen trecho por la Via Latina. Poco antes de llegar al Ferentino ordenó al cochero que se desviase para dirigirse al lago de Albano. No era su intención ver a Dorión o a Pablo, pero ¿quién podía impedirle respirar el mismo aire que respiraba su hijo?

Se paseó por aquella región cuajada de colinas. El lago estaba muy hermoso, más allá brillaba el mar, y a su alrededor se elevaban, lujosos, los blancos edificios del príncipe. Josef era hombre de ciudad, aquel hermoso paisaje no le decía gran cosa. Estaban a finales del verano, pronto anochecería; y soplaba una brisa fresca. Caminaba pensativo, cansado y triste.

Allí estaba la villa de Dorión. Si le hubieran consultado a él la habría hecho más alta, más imponente, con más terrazas. Pero seguramente Dorión entendía más de esas cosas. En cualquier caso, su sencillez había resultado bastante más costosa, eso, por desgracia, lo sabía bien. ¿Qué cara pondría si se presentase ahora ante ella? ¡Oh!, lo sabía perfectamente, no necesitaba probarlo de nuevo.

Regresó hacia la carretera donde le aguardaba su carruaje. De pronto, sobre la cima de una colina, vio aparecer un carro tirado por cabras que conocía muy bien. Sabía que había estado esperando aquello todo el tiempo, aunque no se había atrevido a confesárselo. Pues, ¿por qué si no había venido aquí, para qué se había dirigido a aquellos parajes a la hora en que su hijo Pablo acostumbraba a dar su paseo? Lo vio en la cima de la colina, su figura destacaba en aquel aire tan limpio, erguido sobre su pequeño carro, relajado y hábil, muy serio. Josef podía ver cada detalle con extraordinaria precisión, cada pliegue del vestido que ondeaba ligeramente al viento, cada pelo del chivo Paniscus.

Josef se encontraba en una hondonada de espaldas a la luz. El muchacho podía verlo, pero era mejor

que no lo descubriera. Si permanecía quieto era posible que no se percatase de su presencia, pero si se movía o seguía caminando sin duda lo vería. Se avergonzó y permaneció inmóvil.

Pablo avanzaba por el estrecho camino, allá arriba, en la cima. Con la vista clavada en él, conducía despacio, relajado, elegante. De pronto se puso rígido y sus movimientos se volvieron torpes, su porte parecía forzado. Josef continuaba inmóvil. ¿Seguirá de largo? Pablo siguió de largo.

Josef, ahora a sus espaldas, seguía sin moverse. Temblaba. Su hijo pasaba de largo. Su hijo lo había visto y pasaba de largo.

Entonces, de repente, Pablo desvió el carro. No era fácil, pero lo logró. Descendió por la colina en zigzag, el chivo Paniscus avanzaba muy seguro, y el carro se dirigió hacia Josef. Pablo tomó el pequeño látigo con la mano izquierda, la bajó y levantó el brazo derecho con la mano extendida para saludarlo como solían hacer los aurigas que se exhibían en la arena. Josef se emocionó, su corazón parecía a punto de estallar. El muchacho se acercó un poco más, y se detuvo ante él sonriendo ligeramente, disimulando a duras penas su timidez.

Con voz temblorosa y cierta torpeza, Josef le dijo:

—Conduces tan bien que podrías dejarte ver en la arena.

—Sí, mi Paniscus está bien adiestrado— dijo Pablo.

Se sentía emocionado, al divisar a su padre experimentó ternura y una tímida alegría. No era su costumbre salir al campo a pasear. En los últimos tiempos, desde la muerte de su abuelo Fábulo, Fineas y su madre hablaban mal con frecuencia del padre, y la vehemencia con la que aquél había reprendido a su venerado profesor Fineas en su presencia seguía turbándolo. Pero ahora, al tenerlo delante, lo asaltó un cálido sentimiento. Le extrañaba que aquel hombre, su padre, el gran escritor y amigo del emperador, deambulase apocado por el paraje como si fuese un esclavo fugado; como si merodease por la zona con la vaga esperanza de verlo. Sin embargo, también recordó que había ofendido a su madre y a Fineas, se sintió confundido y disgustado, y su primer pensamiento fue fingir no haberlo visto y seguir su camino. Pero después se dijo que sería una cobardía rehuirlo. No hay que evitar lo incómodo, lo difícil; hay que enfrentarse a los problemas tal como prescriben los principios de lo bueno y lo bello: eso era lo que Fineas le enseñaba cada día. Y, a pesar de su enojo, se sentía orgulloso de que hubiese viajado hasta allí tal vez sólo para verlo; y, sobre todo, se sentía orgulloso de haberse encontrado con su padre precisamente en el momento en que mejor podía mostrarle su destreza. ¡Por Hércules!, girar allá arriba, en la cima de la colina, le había resultado endiabladamente difícil, pocos lo habrían logrado; se alegraba de haber hecho buen papel ante su padre. Pero al ir a su encuentro pensó de nuevo lo mucho que irritaría a su madre y a Fineas verlos juntos y decidió no prolongar su conversación con él. Si al conducir se había mostrado elegante, ahora permanecía de pie rígido y torpe sobre su pequeño y tambaleante carro agitado por sus sentimientos.

Josef, que no solía ser muy perspicaz cuando se trataba de Pablo, adivinó exactamente en esta ocasión los pensamientos del muchacho. Le habría gustado preguntar por su madre y si avanzaban los trabajos de la villa, pero temía tocar con ello su punto más débil y turbarlo aún más. Se limitó a un par de generalidades sobre lo agradable que resultaba a esas horas vivir en el campo y la comodidad con la que sin duda repartiría Pablo su jornada entre sus estudios y el deporte.

Pablo apenas acertó a responder que echaba en falta a los compañeros, que se aburría tan solo. Necesitaba la competición, agregó petulante.

Josef creyó escuchar a Fineas en esas últimas palabras. Aún se sentía dichoso de que Pablo no hubiera pasado de largo ante él, como había temido al principio, con el corazón en un puño, aún disfrutaba de la visión de su hijo. Se deleitaba viendo su cabello al viento, oyendo su voz; pero no tardó en decirse: es a Fineas, al maldito, a quien debo agradecérselo. Fineas le enseña a dominarse, le enseña que no hay que esquivar lo desagradable. Fineas le inculca las doctrinas estoicas. ¡Vaya cosa! ¡Cuán planas y pobres son comparadas con la sabiduría del predicador, de Cohelet! Le gustaría enseñarle lo que dice Cohelet. No ahora, más adelante, claro. Es un libro endiabladamente difícil. Cohelet entendía a los griegos, pero a los griegos no les resulta fácil entenderlo. ¡Ay! Pablo, mi hijo, sería capaz de comprenderlo si yo pudiese explicárselo. Es el colmo que incluso esta breve conversación deba agradecérsela a Fineas.

Josef sabe que no le conviene prolongar su encuentro. Conoce con exactitud los principios de lo bueno y lo bello que Fineas enseña a su hijo, el encomio del autodominio, sabe que a Pablo le repugna verlo allí cediendo a sus impulsos, incapaz de separarse de él. Debería decirle «mi carroza me está esperando allá abajo». Y «que sigas progresando con Homero y con tu carro, saluda de mi parte a tu madre y a Fineas». Debería decirlo como de pasada, pero no es capaz, no puede hacerlo, y en cambio sigue hablando, tenso, en un griego más torpe que el que suele usar, de cosas insulsas, inconexas:

—Sí, Homero —dice—. Escribió muchas tonterías. Pero sabía lo que es la belleza y la sabiduría. Cuando

Ulises decide matar a todos los pretendientes, a los violentos, a los hombres de acción, se detiene ante el poeta. Los griegos saben lo que vale un poeta.

¿Qué está diciendo? ¿Qué le importa eso a su hijo? ¿Qué pensará Pablo de él? A pesar de todo, sigue hablando un rato más en ese tono. Por fin se calla y se queda allí, mirándolo. Y eso que casi ha anochecido, es hora de pensar en regresar. Pero allí sigue, mirándolo.

Esperó hasta que el propio Pablo hizo ademán de marcharse.

—Ya es de noche —dijo—, debo volver a casa.

Entonces Josef logró por fin dominarse y se apresuró a decir con cierta brusquedad:

—Sí, es cierto, mi carroza me está esperando allá abajo.

Y el muchacho partió.

Pero Josef, y eso tampoco está bien, se queda mirándolo hasta perderlo de vista. Después, tambaleándose ligeramente, sumido en confusos pensamientos, regresa a la carretera.

Simeón consideraba zanjado el asunto con el capitán Lucrio tras enviarle aquellos presagios de forma tan palpable. Simeón-Janiki no era un filósofo. Lo que había querido demostrarle al capitán, y aún más a su compañero Constans, era que un muchacho judío de once años era capaz de manejar los signos premonitorios de fortuna y desgracia tan bien como un romano adulto que ausculta entrañas o predice el futuro guiándose por las plumas de los pájaros, y que, por tanto, las opiniones del capitán en materia de religión no tenían ningún fundamento. No le importaba saber si los otros lo habían visto del mismo modo, tal vez ni él mismo sabía exactamente cómo interpretarlo; en cualquier caso, y de eso estaba seguro, había rematado aquel asunto de un modo viril y justo.

Constans, sin embargo, no lograba olvidarlo. Le reconcomía que Simeón se hubiese burlado de su padre. Y que más tarde, durante la pelea que se desencadenó después, lo tratara con tanta benevolencia, lo irritó aún más. No quería romper con su compañero, pero le expresaba su rencor de un modo torpe y sordo. Cuando jugaban a soldados y ladrones, por ejemplo, solía separarse de Simeón, cosa que jamás habían hecho antes, y si Simeón se pasaba al bando de los ladrones él se incorporaba al de los soldados. A Simeón aquello lo molestó, pero su sorpresa fue aún mayor. En una ocasión preguntó directamente a Constans qué ocurría, qué es lo que ¡por Hérquel! le había hecho para que se portase así. Constans le respondió con evasivas. Simeón pensó que su actitud se debía sin duda al asunto de la ardillita gris. Generoso, le ofreció prestarle el animalillo un mes. Pero, tras titubear unos instantes, Constans respondió con aire viril:

—Un trato es un trato.

No aceptó la ardillita y siguió mostrándose tenso y malhumorado.

Un día, habiéndose alistado Constans de nuevo con los soldados y Simeón con los ladrones, protagonizaron un combate particularmente enconado. Era natural que fuesen los soldados, y no los ladrones, quienes utilizasen la gran «Débora». Lo que no era natural, en cambio, era que los soldados entonasen la canción con el estribillo «Hep ¿Qué tiene el judío en el Templo? / un cerdo, Hep, Hep, un cerdo». Al contrario, era una insolencia, ya que, a fin de cuentas, los inventores de la gran «Débora» habían sido judíos, por lo que era una bajeza cantar aquella canción mientras la utilizaban. Irritado, Simeón puso entonces todo su empeño en recuperar la catapulta con sus ladrones. Pero el primer ataque fue infructuoso, sus adversarios contaban con mejores hombres. Los ladrones se alejaron para hacerse con la gran «Débora» en un ataque definitivo para el que necesitaban tomar carrerilla. La misma catapulta entró en acción y Constans, que la manipulaba, lanzó un par de disparos rápidos y certeros. Preveía que aquel ataque tendría éxito y que su próximo disparo sería el último. Dirigió el cañón hacia Simeón, disparó y acertó.

Acertó de pleno. Simeón, a punto de lanzarse sobre ellos, se desplomó y se quedó inmóvil. Los demás pensaron en un principio que estaba fingiendo, los ladrones prosiguieron con el ataque mientras los soldados se defendían. Pero, al ver que no se movía, se volvieron y descubrieron que la bola que le habían disparado no estaba hecha de pan, sino de piedra. Constans no había cargado la máquina, habían sido otros, y no fue posible saber quién había metido la piedra en el disparador y si lo había hecho a propósito, por descuido o por simple curiosidad. En cualquier caso, Simeón seguía tumbado, sin moverse; la bola le había dado en la frente, justo encima del ojo. Todos lo rodearon conmovidos, incapaces de hablar, hasta que intervinieron unos transeúntes. Entonces trasladaron al muchacho, muerto, a la casa de Alexas.

Alexas mandó llamar a Josef de inmediato. Cuando le contó lo que le habían referido, Josef permaneció sereno, aunque sus dientes rechinaron de un modo muy extraño. Tenía un solo pensamiento, un pensamiento que lo llenaba por completo, sin permitirle hacer otra consideración: me he ocupado sólo del otro para que no se convirtiera en un *goi* y, entretanto, los *goyim* han asesinado a mi hijo judío. No dejaba

de repetírselo.

Alexas había dejado de hablar. Josef permanecía en el centro de la sala tambaleándose ligeramente, sin decir nada.

—¿No queréis ver a Janiki? —preguntó por fin Alexas con voz ronca, trémula. Josef no parecía escucharlo. De pronto, preguntó:

—¿Cómo?

Y Alexas repitió en tono hostil:

—¿No queréis ver a Janiki?

Josef permaneció en silencio unos instantes y después dijo con cierta brusquedad:

—Pero no es posible.

Alexas lo miró perplejo; se le ocurrió que posiblemente estuviese pensando en el precepto que prohibía a un sacerdote acercarse a un cadáver más de cuatro pasos.

—¡Ah! —exclamó, y en su voz resonó cierto desprecio y decepción—. Podríais verlo desde la habitación de al lado —propuso entonces.

—Sí, así sí —respondió vacilante Josef, y siguió a Alexas.

Se sentó en la habitación contigua. Miró a su hijo muerto a través de la puerta abierta. Estaba tendido sobre la cama volcada; Alexas, quien lo dejó a solas con el muerto, la había volcado como solía hacerse en señal de duelo. Josef permaneció allí toda la noche.

Aquella noche pensó en muchas cosas sobre las que no solía reflexionar, y a la mañana siguiente había envejecido muchas noches. Por lo general le asustaba profundizar en su alma, era demasiado cómodo. Pero esta vez su alma se había desgarrado y estaba obligado a contemplarla. Aquella noche no pensó en griego, ni en latín, ni en hebreo, formuló todos sus pensamientos en el arameo de su primera juventud: un arameo que le desagradaba y que desdeñaba.

Se debatía, razonaba, se echaba toda la culpa; y después al destino, a Dios, a Dorión. Su dolor era inmenso, inmensos sus remordimientos, terribles sus reproches.

No había amado lo bastante a su hijo judío. Le prometió a Mara ocuparse de él, pero no ha sabido protegerlo, y cuando ella le pregunte: «¿Dónde está Janiki, mi niño, mi hijo?», no podrá responderle nada. Había puesto todo su amor en el hijo de la griega. Se sentía orgulloso de aquel hijo predilecto; lo ha protegido a él mientras arrojaba lejos de sí a la protectora de su hijo judío y él mismo no lo vigilaba; así, la muerte de aquel hijo era un castigo merecido.

Se había ensoberbecido del modo más ridículo. En cuanto Mara se alejó despreciada, repudiada por segunda vez, su hijo desprotegido se pervirtió y fue asesinado por esos *goyim* a los que ella tanto temía, entre los que, sin embargo, él, Josef, se movía con desdeñosa altanería, un señor entre inferiores. Y ahora allí estaba, un montón de escoria. Él, que era a un tiempo oriental y occidental, el hombre del salmo cosmopolita. Había querido ser romano y judío a la vez, un ciudadano del mundo. Un buen ciudadano del mundo. Si ser ciudadano del mundo significaba ser de todas partes y, así, de ninguna, entonces él lo era. No era nada. Ni romano, ni judío. Nada.

Flavio Josefo. El gran historiador. Su busto se erguía en el Templo de la Paz. Había escrito un libro famoso. Trabajaba en una *Historia universal de los judíos.* «Setenta y siete son, tienen el oído del mundo, y yo soy uno de ellos». Un montón de escoria.

Ahondó en su interior y no encontró nada. Ahondó aún más, y encontró placer. Ahondó más, y encontró vanidad. Quiso ahondar aún más, y no encontró nada. Más, y volvió a encontrar vanidad. Entonces sintió su corazón atenazado y se espantó.

Quiso refugiarse en la doctrina aprendida. Pero no le ofreció consuelo alguno. «Conocí que cuanto hace Dios es permanente y nada se le puede añadir, nada quitar. Lo que es, eso fue ya, y lo que fue, eso será. Otra cosa he visto debajo del sol: que en el puesto del derecho está la injusticia, y en el lugar de la justicia está la prevaricación. Díjeme también acerca del hombre: Dios quiere hacerlos ver y conocer que sí son como las bestias; porque *una misma* es la suerte de los hijos de los hombres y la suerte de las bestias, y la muerte del uno es la muerte de las otras, y no hay más que *un* hálito para todos, y no tiene el hombre ventaja sobre la bestia, pues todo es vanidad. Todos van al *mismo* lugar; todos han salido del mismo polvo, y al polvo vuelven todos. ¿Quién sabe si el hálito del hombre sube arriba y el de la bestia baja abajo, a la tierra?». Así había hablado alguien llamado Cohelet un par de siglos antes, y ¿quién podría decirlo mejor? ¿Quién lo necesita entonces, quién necesita a Flavio Josefo y su *Historia universal*?

El que lo había dicho, Cohelet, había sido un hombre sabio. No gustaba a la gente y sigue sin gustarles,

ni él ni su libro. Durante siglos se discutió en Jerusalén si debían incluir su obra entre las Sagradas Escrituras y en Yabne aún seguían discutiéndolo. Era demasiado listo y demasiado sarcástico, Cohelet. «No hay para el hombre cosa mejor que comer y beber y gozar de su trabajo». Ése era el resultado, ésa la conclusión final del más insigne investigador de todos los tiempos. Había aplicado dieciséis formas distintas de análisis, y encontró dieciséis buenas palabras para los dieciséis impulsos. Y el resultado era éste: «Todo es apacentarse de viento» y «No hay para el hombre cosa mejor que comer y beber».

De nuevo lo asaltó la ira. Dios se burlaba de él, Dios lo elevaba para dejarlo caer de nuevo, jugaba con él como con un pedazo de corcho flotando en el mar. ¿Acaso no hacía pocas semanas que había visitado a Tito exultante, en la cumbre de su felicidad, todo brillo y plenitud a su alrededor y dentro de él? Y ahora Yahvé se permitía aquella estúpida broma a su costa. Lo único que había llegado a enseñarle a su hijo Simeón era ciertos principios básicos de artillería, y precisamente con esa estúpida parodia de máquina de guerra que con tanto orgullo le había descrito lo asesinaron Yahvé y los *goyim*.

¿Qué había hecho para que Dios le gastase una broma tan burda? Había querido conducir a su hijo griego hasta Dios. ¿Era eso un pecado?

Se levantó jadeando, se revolvió contra Dios. Bien, podían pelarle como a una cebolla una capa tras otra: no encontrarían sino una cáscara vacía tras otra. En su superficie era romano, pero si rascaba un poco se convertía en ciudadano del mundo, y arañando aún más, en un judío, y si arañaba hasta el fondo entonces también dejaba de serlo. Pero *una* cosa permanecía, había *algo* que no podía desecharse, *una cosa* sí era: Josef ben Matatías, Flavio Josefo, un cúmulo de vanidad, tal vez, pero alguien, un yo. Tal vez fuera su deshonra, pero más aún era su orgullo. No hablaba, por ejemplo, de cifras, no lo hacía, no le gustaba: hablaba de personas como él, de los que, como él, tenían una identidad. Y trató de justificarse ante Dios. Dios no tenía derecho a jugar así con él. De otro modo no debería haberlo hecho como era.

Como Job, se volvió contra Dios y se enfrentó con él:

—He sido arrogante, me he ensoberbecido —admitió ante el Juez invisible—. No oculto nada. A pesar de ello, Yahvé me ofende sin razón y ha matado a mi hijo injustamente. Si he sido arrogante, ¿acaso Dios no me creó así? Si he sido arrogante, ¿no lo fui por él? Quería demostrar que un siervo de Yahvé es más humano, más divino que un siervo de Júpiter. Ésa fue mi arrogancia. Y la defiendo. Y ahora es el tiempo de Yahvé: que hable.

Pero tras este acceso de cólera y de orgullo se hundió y se sintió aún más insignificante. Sabía perfectamente que había amado poco a aquel hijo Simeón y que había sido castigado por ello. Su corazón había sido perezoso, pobre su afecto. La culpa era suya: una culpa terrible.

Revivió todo lo que había hecho hasta entonces, sus actos y sus penas. Se había desahogado vaciándose por completo, podía empezar de nuevo. Pero esta vez no puede hacerlo. Aquello seguirá allí para siempre. Durante toda su vida sentirá la presencia de Simeón y, con él, sus reproches.

Josef permaneció toda la noche en la habitación junto al cadáver. Alexas no se ocupó de él. Las noches eran ya bastante frías, Josef estaba exhausto y posiblemente hambriento, pero no lo percibió.

A última hora de la mañana le trajeron a dos visitantes, el capitán Lucrio y su hijo Constans. Los dos permanecieron en pie turbados. No sabían qué decirle a aquel hombre pálido, sin afeitar, desaliñado.

—Estoy libre de culpa —dijo finalmente Constans, su voz sonó áspera y forzada, no le resultaba fácil hablar—. Fue una piedra. No sé quién la metió en el disparador. Pero lo descubriré y le romperé los huesos. ¡Por Hérquel! —agregó, había adoptado aquella costumbre de su amigo Simeón.

Josef callaba. Así que acudían los asesinos. Trató de comprender las palabras de Constans, le resultaba difícil. Pero lo logró. ¿No había dicho que estaba libre de culpa? Quizá sea cierto, sin duda lo cree. Pero ¿quién está libre de culpa? Todos son cómplices, todos persiguieron a su hijo judío. Finalmente abrió la boca y logró proferir algunas palabras:

—Sí —dijo—, naturalmente, estás libre de culpa, ¡por Hérquel!

Incluso sonrió, aunque le costó mucho trabajo.

El capitán Lucrio había tenido que hacer un esfuerzo para acceder a visitarlo. Consideraba una prueba de honestidad haber acudido a verlo y le parecía que Josef no lo apreciaba. Era verdad que Flavio Josefo era un ilustre romano que incluso trataba al emperador, pero a fin de cuentas no dejaba de ser un judío. Lo delataba incluso su comportamiento. Permanecer en la habitación contigua, volcar la cama, ¡qué costumbres más bárbaras y supersticiosas! Lucrio, como viejo soldado que era, gustaba de hablar sin tapujos, y estuvo tentado de expresar abiertamente su parecer. Pero dado que, por un desdichado azar, era su hijo quien había matado a Simeón, y como sabía que los muertos escuchan y son capaces de vengarse, prefirió guardar silencio.

Se acercó al cadáver con su hijo. Desde el principio intuyó que la amistad con el judío no les depararía

nada bueno. Ahora Simeón yacía muerto sobre la cama volcada y su Constans cargaba con la culpa. Sea como fuere, él se ocupará de Constans y le dará una buena paliza para anticiparse a la venganza del muerto. Lo correcto era comportarse dignamente con el muerto; por otra parte, el muchacho había sido extraordinariamente amable y despierto para ser judío. Habían volcado la cama, esos supersticiosos, pero seguramente habían olvidado lo esencial. Lucrio sacó una moneda de cobre y se la puso a Simeón debajo de la lengua para que pudiese pagar al barquero Caronte.

Constans miraba el cadáver de reojo, hundido por la vergüenza y la pena. Se había portado como un estúpido. Seguramente su amigo ni siquiera sabía por qué se había distanciado de él. Era un tipo fabuloso su amigo Simeón. Que hubiera llegado a construir la gran «Débora» ya era toda una hazaña, e incluso llegó a ofrecerle la ardillita gris. Si se hubiera sincerado con él habrían seguido unidos, ya fueran ladrones o soldados, y no habría ocurrido esa tragedia.

Así permanecieron los dos junto al cadáver mientras Josef seguía en cuclillas en la habitación contigua. Después, tras unos minutos, el capitán levantó la mano tres veces para saludar al muerto como un romano decente debía hacer en esos casos y lo mismo hizo su hijo, y exclamaron: «Adiós, mi Simeón». Acto seguido Lucrio se retiró con Constans rezongando y dirigiendo un breve saludo a Josef.

Más tarde llegó Alexas. Aquel hombre por lo general tan sereno y cortés le mostró el mismo rostro desafiante de la víspera.

—He dispuesto los preparativos del entierro con el doctor Licino —dijo—. Lo enterraremos mañana, delante de la Puerta Apia.

Josef no se movió, estaba absolutamente vacío. Sentía como si una bruma cubriese sus ojos como antaño en la caverna, cuando estuvo a punto de morir de sed. Escuchó el tono agresivo de Alexas y le pareció entender que a sus ojos tampoco él estaba libre de culpa. Pero eso no le importaba. Seguía rememorando los versos de Cohelet: «Todo tiene su momento y todo cuanto se hace debajo del sol tiene su tiempo. Hay tiempo de nacer y tiempo de morir; tiempo de plantar y tiempo de arrancar lo plantado; tiempo de matar y tiempo de curar; tiempo de destruir y tiempo de edificar; tiempo de buscar y tiempo de perder; tiempo de abrazarse y tiempo de separarse; tiempo de guerra y tiempo de paz. ¿Qué provecho saca el que se afana de aquello que hace?». Esto era lo que meditaba, y allí continuó con expresión terca, salvaje. Se le habían dormido los miembros, pero no se movió.

Llegaron algunos amigos a visitarlo, Demetrio Libán, Claudio Regino, el doctor Licino. Le enviaron el plato de lentejas del duelo en un cesto de mimbre. Pero aunque la norma era consolar al doliente no acudieron muchos judíos. Josef no había conseguido convertir al difunto en su hijo, y a su otro hijo no le había hecho judío. Todos pensaban que la muerte del muchacho era un castigo de Yahvé.

Al día siguiente enterraron a Simeón-Janiki. Sólo unos pocos estuvieron con él. Había tenido muchos amigos entre los romanos que sin duda lo habrían acompañado a la pira. Pero que no lo incinerasen, sino que lo enterrasen, les indignaba. El judaísmo no era una religión proscrita y nadie impedía a los judíos celebrar sus ritos fúnebres. Pero todos se compadecían del muchacho, de que su cuerpo fuese entregado de forma tan bárbara a los gusanos y le negaron el cortejo a tal ceremonia.

Por tanto, sólo unos pocos acompañaron a Simeón a la «casa de la eternidad», pero fue un cortejo muy llamativo. Josef aportó lo suyo para que así fuera. Caminaba detrás del catafalco según la costumbre jerosolimitana, sin afeitar, con las vestiduras rasgadas, terriblemente trastornado. Pataleó, se arrancó las sandalias, se golpeó con ellas. Y los romanos que se cruzaban con el cortejo decían: «He ahí al escritor Flavio Josefo, el judío. Los dioses lo han golpeado. Primero el emperador devolvió a su princesa y ahora los de abajo se han llevado a su hijo». Meneaban la cabeza al ver al hombre harapiento, embrutecido. Muchos se rieron, algunos desocupados se unieron a la comitiva y se regocijaron con el espectáculo del judío doliente.

Josef se lamentaba a voz en grito, y sus lamentos en verdad eran extraños, pues aunque estuviera permitido exagerar las alabanzas al muerto sólo podían hacerlo los que precedían al catafalco, pero quien caminase tras él debía atenerse estrictamente a la verdad, y Jerusalén estimaba doblemente esta norma. De modo que Josef gritaba: «¡Ay! ¡Ay de mi hijo Simeón, mi primogénito, el bastardo! Conocía el manejo de las armas, de pequeñas catapultas, como si fuera romano, y ha perecido a causa de una de ellas, como si hubiera estado en la guerra, y *yo* le enseñé lo que eran. ¡Ay! ¡Ay de mi primogénito Simeón, el bastardo! Y, ¿dónde está el emperador, pues este chico tal vez fuese su hermano?». Con ello quería decir que no estaba claro si no habría sido el viejo Vespasiano quien engendrase a Simeón, pues había conocido antes a la prisionera de guerra Mara. Pero todo el que había visto al muchacho sabía que no existía el menor parecido

entre él y Vespasiano, y sí ciertas similitudes entre él y Josef.

Los que comprendían a Josef se asombraban de su desnudez y su desgarro. Los romanos, sin embargo, se reían cada vez más. A él no le importaba. Exclamaba: «¡Ay! ¡Ay! Ahora veo, demasiado tarde, que era el hijo amado de mi corazón». Y pataleaba con todas sus fuerzas, y se golpeaba con las sandalias, sin percatarse de que unos meneaban la cabeza escandalizados por sus extrañas palabras y que otros hacían lo propio horrorizados de su insensata conducta. Así se rio sin duda Mical, la esposa de David, al verlo brincar fuera de sí ante el arca de Yahvé; mas David no lo tuvo en cuenta.

Pocos visitaron la tumba del pequeño Simeón. Al tercer día acudió Constans con la ardillita gris que Alexas le había regalado. Muy excitado y con gran dificultad sacrificó al animal para que su camarada tuviera con qué jugar en el Hades. Había meditado largamente si debía renunciar en nombre de su amigo fallecido a la gran «Débora» o a la ardillita y decidió sacrificar al animal. De modo que allí estaba, la ardillita lo había mordido y arañado, sus manos estaban llenas de sangre —la del animal y la suya propia—, y tuvo que hacer un gran esfuerzo para no marearse. De cualquier modo, ahora estaba seguro de ser el legítimo heredero de la gran «Débora».

Josef respetó el duelo de siete días que dictan los preceptos, en cuclillas en el suelo, con las vestiduras rasgadas, y en ese tiempo no dejó de escudriñar su alma. Después se sentó y escribió el *Salmo del yo:*

¿Por qué eres tan ambiguo, Yahvé,
como un poste del camino al que los chicos
arrancan jugando un brazo, cambiando la inscripción del otro,
de modo que ahora sólo queda un brazo
que señala al mismo tiempo al este y al oeste?
¿Por qué reprochaste al hombre la construcción de Babel
y confundiste su habla,
de modo que ahora uno se llama griego, y el otro judío,
y el tercero romano,
a pesar de que todos están hechos de un *aliento*
y provienen de una costilla*?*
Tengo un litigio contigo, Yahvé,
un litigio bien fundado.
Josef ben Matatías contra Yahvé, así se llama mi litigio.
¿Por qué si soy Josef ben Matatías no puedo ser además
romano, o judío, o ambas cosas al tiempo?
Quiero ser yo, quiero ser Josef
tal y como surgí del vientre de mi madre,
y no desgarrado entre dos pueblos
y obligado a decir: de éste soy, o de aquél.

Desde mi tribulación
elevo mi voz hacia ti, Yahvé:
déjame que sea yo
o arrójame al caos y al vacío
del que me separaste
para entregarme a la luz de esta tierra.

Durante los siete días de duelo Josef meditó largamente qué conclusiones debía sacar de la muerte de su hijo para su comportamiento. No creía en el azar. Yahvé y el destino eran una sola cosa. Estaba dispuesto a admitir que la muerte de Simeón era un castigo, pero ¿cuál era la penitencia que Yahvé exigía de él? Creía en la interrelación de todo lo que acontecía a su alrededor. Todo era una cadena, y así como ninguna letra de las Sagradas Escrituras ocupaba su lugar por mera coincidencia, y así como sus leyes y relatos se debían a una sucesión cargada de un profundo sentido por muy inconexos que pareciesen, también debía de tener algún sentido que Simeón hubiera muerto precisamente cuando más se afanaba por recuperar a Pablo.

La muerte de Simeón era una advertencia para que hiciera resucitar a Simeón en Pablo.

Taciturno y con redoblado afán retomó la lucha por Pablo. No era cierto lo que Dorión había dicho, que su hijo lo rechazaba. A pesar de que lo habían azuzado contra él Dorión y Fineas, Pablo no lo había ignorado en Albano, no había pasado de largo. Sólo esos dos querían apartar a su hijo de él. Si conseguía

liberar a Pablo de ellos le pertenecería.

Pero primero había que librar un combate ante los tribunales. Marullo era un buen abogado. Apreciaba a Josef. La desgracia acaecida a su hijo había despojado al hombre de su altanería y lo que descubrió bajo ésta atrajo al romano, que gustaba de los experimentos. En general, pensaba Marullo, una inteligencia aguda solía matar toda pasión; sin embargo, Josef era inteligente y a la vez pasional, una rara mezcla. Marullo se lanzó con todas sus fuerzas al combate por Pablo.

Explicó a Josef cuáles eran sus perspectivas en lo que atañía a sus aspectos legales. El Tribunal de los Cien se encargaba de los contenciosos de divorcio y adopción. El presidente de dicho tribunal era el senador Arulo, juez supremo del Reino. Pertenecía a la oposición republicano-conservadora y probablemente se sentiría inclinado a arrebatarle el chico a Josef. Pero precisamente por ser muy clara su opción política debía ser doblemente cuidadoso en sus decisiones para no exponerse a ser corregido por los jurisconsultos imperiales. Todo dependía de la política que Tito aplicase ahora a los judíos tras la caída de Berenice. Era verdad que en los últimos tiempos había tolerado ciertos desmanes de los enemigos de los judíos, pero el gobernador Flavio Silva aún no había conseguido que aprobase el edicto contra la circuncisión que tanto deseaba ver publicado. Además, Tito seguía honrando al rey Agripa, y últimamente había distinguido particularmente al mariscal de campo Tiberio Alejandro después de que éste renunciase a seguir administrando la provincia de Egipto por razones de edad. En cualquier caso, aún no podía saberse si el emperador se mostraría hostil o favorable a los judíos, o sencillamente indiferente, y antes de que se aclarase ese punto el juez supremo Arulo se cuidaría de adoptar una decisión. Los esfuerzos de Marullo de posponer la vista de la solicitud de divorcio le venían al pelo.

La dama Dorión había fundamentado su demanda alegando que Josef había hecho venir a la ciudad a su anterior esposa para irritarla y que había yacido con ella, a pesar de haberse separado anteriormente por tratarse de una mujer inferior en rango, llegando incluso Josef a aceptar la humillación que entrañaba dicho divorcio. Se solicitaron pruebas y los amigos de Josef lograron posponer el juicio. Finalmente llegó el momento en que se determinó la fecha en que la demandante y el demandado debían enfrentarse por primera vez ante los tribunales.

Los manejos legales de Josef interesaron a toda la ciudad, y como, además, se había dado a conocer que el senador Helvid, el cabecilla de la oposición, tenía intención de representar personalmente a la demandante en tales negociaciones, muchos curiosos se acercaron para presenciarlas. El tribunal tuvo que utilizar la enorme Sala Juliana para acoger a los oyentes.

Josef apareció ante el tribunal acompañado no sólo por los procuradores Publius Niger, Calpurnius Salvian, Clinius Macro y Oppius Cotta, sino incluso por el propio Junio Marullo. No le importó ponerse el vestido de la humillación y el duelo. Era posible que llevase aquellos ropajes a causa de su difunto hijo. Pero probablemente quisiera demostrar que la argumentación de Dorión pretendía presentarlo como un criminal a quien corresponderían semejantes vestiduras. El hombre, consumido, destrozado, alcanzó su objetivo y despertó la indignación de los asistentes contra la demandante.

Para el senador Helvid y los suyos el juicio constituía fundamentalmente un medio de hacer propaganda política. Tito se había vuelto popular desde la caída de la judía y gastaba ingentes sumas de dinero para incrementar esa popularidad; los Nuevos Baños y los Juegos de los Cien Días habían logrado conquistar el corazón de los romanos. Tal vez el juicio les brindara la oportunidad de darle una lección al emperador que consideraban el «amor y alegría del género humano». Si lograban demostrar que bajo su gobierno un judío podía forzar la circuncisión de un gentil por medio de un tribunal romano entonces el «amor y la alegría» se convertirían de nuevo en el «ballenato». Sin duda, en un litigio público sólo podrían insinuar puntos de vista políticos, pero el punto fuerte del orador Helvid era precisamente su capacidad de abrumar a los oyentes con una grandilocuencia siniestra y amenazadora.

—Este hombre, Flavio Josefo —explicó—, se avino primero a un matrimonio que él mismo consideraba indigno. Se sometió a la flagelación pública sólo para librarse de la mujer a la que, posiblemente bajo el influjo de un cierto ofuscamiento, se había unido. Y después, durante el último año, al crecer la arrogancia de Oriente, que llegó a ser muy grande, parece que este oriental cayó de nuevo en su antigua alienación. Tras haber despertado, aparentemente, de su encantamiento, gracias a un largo y feliz matrimonio, llamó de nuevo a aquella mujer a la ciudad, permitiéndole hacer el largo viaje por mar; la buscó innumerables veces y, así, ofendió públicamente y en lo más profundo a la mujer que por su causa llegó a abandonar a su querido y gran padre y con la que había vivido muchos y muy honorables años. La mujer se mostró paciente hasta el exceso. Durante mucho tiempo se conformó con amonestarlo quedamente para que abandonase aquella relación indigna. Pero él siguió ofuscado, y, nuevamente subyugado por la fascinación y la inmoralidad orientales, dio rienda suelta a su lascivia hasta que por fin el cielo enfurecido le envió un

castigo bien visible. Jueces y jurados, ¿estáis dispuestos a condenar a una mujer a seguir viviendo con un hombre que se ha comportado con ella con tanta rudeza? ¿Deseáis condenarla a que su hijo se eduque en la casa de un hombre que venera costumbres y usos que ofenden el sentir de cualquier romano? El demandado es un gran escritor, según se dice; pero no estamos aquí para hablar de literatura. La literatura no se puede enseñar, el arte no se puede enseñar. Lo que se puede enseñar, lo que un niño aprende en la casa de sus padres, son costumbres y aberraciones, lo recto y lo perverso. Y el acusado, que tal vez sea un gran escritor, es un hombre depravado e inmoral. La demandante ha logrado hasta ahora casi milagrosamente mantener la pureza y la romanidad de su hijo. Ayudadla, jueces y jurados, para que pueda seguir haciéndolo. Admitid su queja, la devolución de su dote, con el fin de que pueda separar a su hijo de este hombre y educarlo para que llegue a ser un buen romano.

El plazo estipulado para que hablasen los procuradores era breve, la clepsidra de Helvid marcó su final antes de que pudiese concluir el alegato. Pero todos lo escuchaban con apasionado interés y, cuando el reloj marcó la hora, los jueces dirigieron a los jurados la pregunta permitida, si bien raras veces pronunciada, de: «¿Deseáis seguir escuchando al procurador?». Todos respondieron al unísono: «Debe seguir hablando, Helvid debe seguir hablando».

Después, tras una breve pausa para el almuerzo, apareció Marullo. Los romanos sabían ciertamente que Vespasiano se había permitido un par de rudas bromas a costa de Josef, pero nadie estaba al tanto de la historia de su primer matrimonio, y que Josef, o el mismo Marullo, se atreviesen a involucrar en aquel ambiguo asunto a la persona del emperador difunto era algo que los amigos y consejeros de Dorión tenían por impensable. Pero Marullo osó hacerlo. Últimamente, sus estropeados dientes le habían impedido en otras ocasiones hablar con corrección; pero hoy tenía un buen día y, con claridad, insolencia y frescura adujo con su gangosa voz:

—Lo que ha formulado la contraparte linda con el delito de lesa majestad, y cualquiera que denunciase al senador Helvid por lesa majestad tendría poco que temer de las penas con las que se castiga a los falsos denunciantes y que acaban de recrudecerse. Nada más fácil que demostrar que el matrimonio del noble romano Flavio Josefo, amigo del emperador, que estas personas han tachado de indigno, responde a un deseo expreso e imperioso del dios Vespasiano, y que el propio dios Vespasiano tomó parte en él representando el papel del padre al lado de la novia. Que un matrimonio decretado por el padre de la patria probablemente en provecho del Reino se tache de indigno y se pretenda fundar en él las pretensiones de la dama Dorión resulta incomprensible para un buen romano. ¿Cabe considerar a este hombre un miserable por haber cumplido las órdenes del dios Vespasiano? Si el caballero Flavio Josefo anuló más tarde su primer matrimonio fue por motivos que Su Majestad el emperador Tito aprobó y que nadie conoce mejor que la parte contraria. El procurador de la parte contraria ha rebasado el plazo marcado por la clepsidra para fundamentar sus argumentos. Yo necesitaré mucho menos para refutarlos. Me limitaré a declarar que las acusaciones vertidas contra mi señor mandatario constituyen una absurda calumnia, y para demostrarlo hago entrega a los señores jueces de una lista en la que se incluye por el momento a seiscientos cuarenta y cuatro testigos que han visto con sus propios ojos que el dios Vespasiano asistió a la boda del noble Flavio Josefo con venerable regocijo, aprobándola a ojos vista. También os confío, por lo que la coloco «bajo la lanza», una lista de treinta y tres testigos que están dispuestos a declarar bajo juramento que dicho matrimonio se celebró por expreso deseo del dios Vespasiano.

Las afirmaciones de Marullo causaron sensación en la Sala Juliana, rebosante de público. El juez supremo se apresuró a decretar el aplazamiento de la vista.

De este modo, haciendo pública su mayor deshonra, logró Josef desviar el primer golpe que quisieron asestarle Dorión y sus amigos. En los últimos años ya sólo corrían de vez en cuando en Roma confusos rumores sobre aquella vieja historia; ahora volvía a estar en boca de todos.

Por lo demás, Helvid y los suyos no se arredraron por la insolente amenaza de Marullo. En la causa abierta por la solicitud de adopción el valiente Helvid no pareció preocupado por la posibilidad de una denuncia y basó sus reparos en los mismos argumentos en los que basaba la pretensión de divorcio de la dama Dorión: tenía dudas de que Josef fuera digno de ello. Tampoco el juez supremo Arulo cedió un ápice más ante Marullo. Si bien éste solicitó que se rechazasen por absurdos los reparos de Helvid a un hombre cuyo busto figuraba en la biblioteca del Templo de la Paz a petición del propio emperador, y a pesar de que trató de defender aquel matrimonio de Josef con los mismos medios que utilizase en el juicio por divorcio, el tribunal decidió investigar las razones aducidas por Helvid. Debía indagarse en Judea si realmente el dios Vespasiano había aprobado ese primer matrimonio de Josef.

La tensión crecía. ¿No resultaba altamente peligroso remover asuntos que tocaban tan de cerca a la dinastía? Todos aguardaban temerosos la reacción del Palatino. El juez supremo Arulo logró convencer a

uno de los ministros para que mencionase el juicio en uno de sus informes destinados al emperador. Sin embargo, Tito no hizo nada. No intervino en el desarrollo de ninguno de los dos procesos ni con el más leve indicio sobre su parecer.

De regreso de un acto oficial organizado por los miembros de la segunda nobleza, y mientras cabalgaba acompañado por sus amigos y un par de esclavos, Josef se encontró inesperadamente con el gobernador Flavio Silva. Fue en el Campo de Marte, y también Flavio Silva iba a caballo. Se detuvo. Con sus modos ruidosos y joviales saludó a Josef y alabó la delicada cabeza de su noble yegua árabe. Dilató la conversación y acompañó a su asombrado interlocutor parte del camino.

Ambos caballeros avanzaban lentamente uno junto al otro. El flaco y taciturno Josef tenía buen aspecto con el uniforme oficial y la banda purpúrea; Flavio Silva, ligeramente obeso, desmerecía a su lado. Pero al gobernador eso no lo molestaba. Consideró que la ocasión era propicia para comunicar cierto asunto a Josef. Había progresado en la consecución de su objetivo lenta y arduamente, pero ahora los juicios de Josef le habían hecho avanzar de un modo decisivo y consideraba justo que él lo supiera.

Pues había llegado el momento. Los senadores republicanos presentarán por fin el proyecto que con tanta urgencia necesitaba Flavio Silva para poder gobernar Judea, y habían sido los litigios de Josef los que habían empujado a Helvid y a los suyos a proceder de ese modo. En la próxima sesión, que se celebrará en febrero, el antiguo juez supremo Antisto propondrá un debate sobre un proyecto de ley que prohíba claramente la circuncisión de un gentil, con lo que se pondrá fin de una vez por todas al arrogante proselitismo de los judíos. Helvid se había cerciorado, le comunicó el gobernador a Josef, de que el senado aprobaría el texto por mayoría.

Josef se esforzó por ocultar su turbación. Flavio Silva había venido a Roma para conseguir que se promulgase aquella ley. Desde el principio era previsible que sería capaz de incitar a sus amigos del senado a presentar tal documento. Tras la caída de Berenice era seguro, a pesar de lo cual, la noticia lo conmovió. Se contuvo, trató de moderar su excitación por todos los medios, se dijo, que cualquier decisión que adoptara el senado seguía siendo, al menos por el momento, tan sólo expresión formal de una voluntad y que todo dependía de que el emperador quisiese hacer uso de su derecho de veto.

El gobernador continuó hablando. Se sentía orgulloso de ser el autor del documento. Le importaba que los judíos comprendiesen que deseaba esta ley precisamente en su provecho. Pues sólo así podrían determinarse claramente los límites que separaban en Judea la política de la religión, y sin una distinción precisa no era posible gobernar aquella provincia. Se exaltó.

—Estoy protegiendo —le aseguró a Josef— por todos los medios la religión judía como religión admitida. No deseo atentar contra la sensibilidad de vuestros correligionarios. He recordado con insistencia a los mandos del ejército la prohibición de exhibir imágenes del emperador en las poblaciones predominantemente judías. En la medida en que me es posible fomento la existencia de una justicia judía autónoma. He concedido exenciones fiscales a la Universidad de Yabne, a sus doctores y alumnos. Si hay alguien tolerante, ése soy yo. Pero en el momento en que la religión judía se torna política me convierto en su enemigo más acérrimo. Es una suerte para los judíos que precisamente su Dios invisible y sus preceptos no sean más que religión, lejos de toda intención política.

—Me temo, señor gobernador —dijo Josef—, que, incluso si la nueva proposición llega a convertirse en ley, no podréis separar totalmente la religión judía como ámbito puramente ideológico de la política real, tal como deseáis. No me malinterpretéis, os lo ruego. Confío en haber demostrado de modo fehaciente con mi propio ejemplo que nadie puede ser al tiempo un buen judío y un buen romano. A pesar de todo, el judaísmo es más que una opinión, más que una ideología. Pues Yahvé no sólo es el Dios, sino también el rey de Israel.

—Un título, un nombre —replicó Flavio Silva encogiéndose de hombros—. También Júpiter es el señor de Roma.

—Y por ello también el emperador se declara Sumo Sacerdote de Júpiter —respondió Josef.

Flavio Silva sonrió.

—Nada os impide convertir al emperador en Sumo Sacerdote de Yahvé.

—Por desgracia eso no es posible —se lamentó Josef.

—Lo sé —respondió Flavio Silva—. Para ello el emperador tendría que dejarse circuncidar. No —prosiguió—, estáis jugando con las palabras. Debo proteger vuestro judaísmo contra vos. Es una religión, nada más. Alegraos de que así sea. Pues si tuvierais razón hoy mismo debería ordenar que se clausurase la Universidad de Yabne.

Aminoró aún más la marcha y miró a Josef directamente a la cara.

—Me parece —dijo en un tono inesperadamente duro— que nos consideráis más tontos de lo que somos, mi Flavio Josefo. Quien carece de poder debe contentarse con una religión abstracta, con un Dios invisible. Nosotros nos ocuparemos de que ciertas ambiciones no se entrometan en el ámbito político con el subterfugio de la religión. Admitimos toda una serie de religiones foráneas y las fomentamos, siempre que sean religiones. Pero dejan de serlo en el instante en que entran en conflicto con la religión del Estado, pues ésta no es únicamente una ideología sino un elemento más del aparato político. Por eso nos cuidamos de que las personas que han nacido en el seno de la religión del Estado no abandonen sus filas.

Josef levantó la vista hacia el que cabalgaba junto a él. El rostro amable y satisfecho de aquel hombre se había endurecido, había desaparecido toda jovialidad; ante él tenía ahora el implacable rostro de Roma dispuesto a aniquilar todo aquello que entrañase el más leve indicio de peligro para su poder.

El gobernador siguió hablando.

—En vista de nuestra superioridad podemos admitir tranquilamente que el que lo desee profese una superstición. Pero no debemos permitir que semejante superstición ponga en peligro a la religión estatal, pues ésta constituye un instrumento político, un arma. El que trata de arrebatar esta fe a alguien que haya sido educado en la religión del Estado le está arrebatando un arma a Roma. Y eso es alta traición. Por ello castigamos el ateísmo de los que han crecido en el seno de la fe romana. Por ello es necesario prohibir la circuncisión. Por ello he hecho que mis amigos introduzcan esta ley en el senado.

Y, tras esto, Flavio Silva cambió de tema, su rostro se relajó y, cuando los dos caballeros se separaron, volvía a ser el viejo camarada de guerra franco y vocinglero.

En ningún momento se había referido a los juicios de Josef, pero éste comprendió que todo lo que le había dicho el gobernador se refería a sus litigios. A pesar de todo, no quiso ver que su contrincante en aquel proceso no era un individuo sino toda Roma. La noticia que le había comunicado Flavio Silva sólo sirvió para acrecentar su inquina contra Dorión y Fineas.

Llamó a su presencia al liberto Fineas, la ley le permitía hacerlo. Cuando tuvo al griego ante sí se mostró particularmente cortés. No se ocultó que, por mucho que odiase a Fineas, sentía en lo más íntimo cierta alegría al tener de nuevo ante sí su gran cabeza y su pálida tez. Trató de sofocar lo que en él se oponía a Fineas, le habló incluso con amabilidad, sin avergonzarse de su torpe griego.

—Nada más lejos de mi intención —le expuso— que borrar lo que de griego hay en el muchacho. Sólo deseo añadir algo nuevo. Dejadme intentar aunar en nuestro Pablo lo griego y lo judío. Educáis a mi hijo en los principios de la *stoa*. Conocéis nuestro libro *Cohelet*. ¿No sería posible aunar a Cohelet con Zenón y Crisipo, con Séneca y Musón? No me cerréis el camino a Pablo. Vos tenéis su corazón. Dejadme parte de él.

Se rebajó y se aproximó a Fineas, suplicante.

Desgraciadamente, le replicó Fineas sosegado y cortés, debía negarse a sus deseos en aquel punto. Consideraría una ofensa al muchacho exponerlo a la influencia judía. El doctor Josef había mencionado al filósofo Cohelet. En el libro de ese hombre figuraban muchas cosas extraordinarias y otras absurdas, pero lo extraordinario no hacía más que repetir lo que ciertos griegos habían expresado ya mucho antes que él. Sí, con franqueza, cuantos más libros judíos leyó durante el tiempo que estuvo al servicio de Josef más claramente reconoció con cuánta razón tantos griegos no veían en la doctrina judía más que una colección de nociones inconexas y supersticiosas. No tenía nada en contra de que una persona cultivada practicase con moderación alguna de esas supersticiones. Cuando, por ejemplo, la dama Dorión expresaba a veces opiniones procedentes del ámbito de su nodriza egipcia le parecía muy tierno y sugerente. Pero sólo en boca de la dama Dorión. Si llenaban el espíritu de Pablo, en cambio, de doctrinas y opiniones judías, entonces, temía, esa gracia natural que el cielo le había concedido no se acrecentaría de ningún modo, sino que con ello se insuflaría al bello y dotado niño esa timidez y ese carácter sombrío que podía percibirse en tantos habitantes de la margen derecha del Tíber.

Josef caminaba de un lado a otro. Curiosamente, más que la negativa del hombre lo indignó su insolente palabrería en torno a Cohelet. Ese hombre era capaz de percibir el ritmo del poeta gnómico griego más insignificante, pero ante la profunda música de Cohelet cerraba su corazón y su oído. Josef se contuvo, no hablará de Cohelet con un tipo como Fineas. ¿Quién es en realidad Fineas? Un pobre hombre. Su estúpido orgullo de griego le impide reconocer toda grandeza que no provenga de un griego. Sea como fuere, despreciable o malvado, no debía existir ninguna afinidad entre aquel hombre y su Pablo.

Antes de que el secretario concluyese Josef se dominó y se mantuvo sereno, con las piernas ligeramente abiertas y las manos detrás de la espalda. Tras un breve silencio constató fríamente:

—Bien, Fineas, ¿de modo que no queréis ayudarme?

—En este asunto no —confirmó el otro.

—Entonces, liberto Fineas —dijo Josef sin elevar apenas la voz—, te ordeno que permanezcáis aquí, en mi casa de Roma. Revisa el libro de Cohelet en la traducción de los Setenta y anota para mí en qué puntos consideráis el griego de la obra duro y anticuado. Me presentaréis algunas propuestas para corregirlo. — Fineas asintió con su gran cabeza cortés y sin pronunciar una sola palabra.

Pocos días después Dorión escribió a Josef para que la visitase en Albano. De modo que esta vez había acertado, había molestado a la altiva. Cómo había hablado de ella el griego, el perro. Con cuánta ternura, a pesar de su arrogancia.

Dorión lo recibió de nuevo en la galería. Sin embargo, en esta ocasión lo invitó a sentarse, lo hicieron junto a la mesa de piedra del jardín y se mostró amable. La desgracia que había golpeado a Josef, la muerte de su hijo y su desgarrado e incontenible dolor había supuesto para ella un profundo y amargo desagravio. Ha perdido su juicio contra los dioses, él, el altivo, el que antaño juzgara a los muertos. Ahora puede rendir a su difunto bastardo los honores que le denegó a su padre. Sabe muy bien lo mucho que ha debido afectarle la muerte de su hijo judío una vez que ella le ha arrebatado definitivamente a su hijo griego.

Como no lo había recibido con el frío ademán de rechazo de la última vez Josef se dejó llevar. ¿Acaso no era una insensatez, preguntó él, destrozarse mutuamente ante los ojos del mundo? Debía permitirle circuncidar a Pablo. La muerte de su hijo Simeón, ¿no era acaso un aviso del cielo para que convirtiese a Pablo en judío? Con mucho gusto le dejaría al muchacho durante la mayor parte del año para que ella y Fineas le transmitiesen su ser griego: pero durante un breve lapso, cuatro meses, o tres, debía dejarle a Pablo.

¡Ah!, la amabilidad de Dorión no pasaba de ser superficial. No tardó en insultarlo. Sin duda la muerte de Simeón era una señal de los dioses. Pero él la había interpretado mal. El cielo sólo quería demostrarle *una* cosa: cuán grande había sido su arrogancia. La señal se dirigía contra él y sus ideas, no contra ella y Pablo.

Josef dijo:

—Tómalo como quieras, Dorión. No he venido aquí a pelearme. Déjame tranquilo, Dorión. Estoy mortalmente cansado.

Dorión vio que había cambiado, que había envejecido terriblemente. Conocía bien esa fatiga. Había sentido esa misma fatiga y esa aniquilación sentada en el taller de su padre muerto; taller en cuyas paredes colgaban los bocetos de *Las oportunidades perdidas.* En su cabeza resonaron los antiquísimos versos egipcios:

La muerte está hoy ante mí
como el aroma de los mirtos,
como cuando navego bajo la vela con buen viento.

La muerte está hoy ante mí
como un camino bajo la amable lluvia,
como el regreso del hombre que navega en un barco de guerra.

La muerte está hoy ante mí
como la visión de la casa familiar
cuando uno ha estado preso muchos años.

—Lamento —dijo—, que hayas tenido que sufrir. Yo también he sufrido lo mío. Pero no tiene sentido que sigas repitiendo siempre lo mismo. Te he llamado porque quiero que nos reconciliemos. Tengo una propuesta razonable que hacerte. Me dicen que has mandado construir un templo judío y que necesitas dinero. Yo tengo dinero. Quiero comprarte a tu manumitido Fineas.

Josef contempló su delgado rostro. Sus claros ojos permanecían serenos. Si aquello era una burla era una maestra del engaño. Se marchó.

Nada más regresar ordenó a Fineas que se dirigiese a Albano y se pusiese a disposición de Dorión.

El editor Claudio Regino se presentó en la casa de Josef sin previo aviso y le preguntó si progresaba en su trabajo.

—Ahora no puedo trabajar —le explicó Josef irritado.

—Me parece —replicó Regino con su gruesa voz— que trabajar es lo único que se puede hacer en estos

tiempos. Pero claro, ya no tenéis a Fineas —prosiguió malicioso.

Josef encontró a su visitante gordo, fofo, envejecido. Se guardó la soez respuesta que afloró a sus labios. Regino siempre conseguía irritarlo, pero sabía que era una de las pocas personas que lo querían.

Regino prosiguió con su desagradable parloteo:

—El señor rehúye el trabajo. Por otra parte, el señor es generoso. El señor le hace regalos a la dama Dorión; si ella desea tapizar una silla de nuevo se corta el cuero de su propia piel. Sin duda se dice: cuando ya no pueda más el viejo Regino me sacará de apuros. Y tiene razón. Ese imbécil siempre termina pagando. ¿Sabéis que este vestido me dura ya cinco años? —dijo iracundo señalando su desaliñado atuendo—. Tampoco hay forma de hablar con el emperador —siguió refunfuñando—. Es un derrochador patológico. No sé cómo voy a equilibrar el presupuesto. Lo que más me gustaría sería retirarme a Judea con Juan de Giscala y dedicarme a la agricultura.

Durante unos minutos permanecieron sentados, a disgusto.

—Ya sabéis —comenzó por fin Josef— cómo marchan mis juicios. He logrado pararle los pies a mis oponentes, pero yo mismo estoy paralizado. No consigo que me den al muchacho. ¿Qué me aconsejáis?

—Resulta irritante —le respondió Regino— no poder arrancarle una decisión a Tito. No hay quien le saque una firma. El Reino marcha. Los dineros que Vespasiano y yo conseguimos reunir no se agotarán rápidamente; pero las ruedas avanzan cada vez más despacio y cada vez crujen más. Y a eso se debe todo. Por eso no conseguís recuperar a vuestro Pablo.

—No os comprendo —dijo Josef encogiéndose de hombros.

—Sois algo lento de entendederas —lo reprendió Claudio Regino— para ser un hombre que ha estudiado en la Universidad de Jerusalén. Naturalmente que al juez supremo Arulo lo llenaría de gozo poder denegaros a vuestro hijo. Pero no se atreve a quitaros la razón y tampoco se atreve a dárosla. Pues, por mucho que agudice el oído, desde el Palatino no le llega ni un sí ni un no. No lo tiene fácil el juez Arulo.

—¿Pensáis —preguntó Josef— que debería intentar que Tito se pronunciase?

—Habéis entendido mal a vuestro humilde servidor y alumno, doctor y señor mío —replicó sarcástico Claudio Regino echando mano de las complicadas fórmulas de cortesía arameas—. Tan sólo he analizado la situación, no os he dado ningún consejo. ¿Sabéis qué efectos tendría un pronunciamiento del emperador? Yo no. Y sus enemigos tampoco lo saben.

—No creo que Tito sea mi enemigo —dijo Josef pensativo.

—¿Y sabéis si es vuestro amigo? —replicó Regino—.

—Probablemente sienta ciertos remordimientos en lo que atañe a los judíos —meditó Josef.

—La princesa Lucía lo frecuenta ahora mucho —calibró Regino con su gruesa voz.

—La princesa Lucía me tiene aprecio —dijo Josef.

—Es cosa de suerte con qué humor se encuentra uno al emperador —opinó Claudio Regino.

—Yo tengo fe en mi suerte. Ahora tengo derecho a ella —afirmó Josef arrogante.

Claudio Regino lo miró divertido con sus soñolientos ojos.

—Estáis muy al tanto de la contabilidad de Yahvé.

—¿Podéis conseguirme una audiencia? —le rogó Josef.

—Tal vez pueda —replicó huraño Claudio Regino—. Pero últimamente veo muy poco al emperador, y no creo que os convenga que sea precisamente yo quien os la facilite.

—Os agradezco el consejo —dijo Josef cordial.

—Os prohíbo que me lo agradezcáis —rechazó con brusquedad Claudio Regino—. No os he dado ningún consejo. Y una vez más te recuerdo que tal audiencia puede tener consecuencias muy desagradables.

Finalmente fue Lucía quien le proporcionó la audiencia a Josef. Le gustaba la fanática tenacidad con que aquel hombre luchaba por su hijo. Por lo demás, y éste tal vez fuera el factor decisivo, la dama Dorión le resultaba tan antipática como agradable Josef.

El humor del emperador no era bueno cuando recibió a Josef. Estaba resfriado, con los ojos turbios, la cara hinchada, estornudaba a menudo y penosamente. Recibió a Josef como si fuera un extraño, con expresión ausente aunque no del todo hostil. En el transcurso de la conversación se animó y se puso sentimental.

—He oído —dijo—, que has sufrido una desgracia. Quizá tendría que haberme ocupado más de ti. Pero, créeme, tampoco yo lo tengo fácil. Te tengo aprecio, querido Josef. Juntos hemos recorrido un largo trecho del camino, posiblemente el mejor. Sin duda el más fácil.

Finalmente Josef se refirió a su proceso. Marullo consideraba que la audiencia era peligrosa; el emperador era impenetrable, impredecible, y, además, enfermizo y casi siempre estaba de mal humor. Marullo sabía por propia experiencia que el dolor físico a menudo ejercía sobre las decisiones una

influencia nefasta para el suplicante. A pesar de que Lucía le había preparado el camino el asunto estaba en el aire. Como insistiera en su propósito se esforzó Marullo por darle la forma más adecuada a la petición que quería hacer, de modo que Josef rogó al emperador que encargase a uno de los jurisconsultos imperiales la redacción de un dictamen sobre sus acciones para la consecución de la adopción, a ser posible a Cecil, por ser el más ducho en cuestiones de derecho de familia. Pero resultaba que Cecil era un buen amigo y colaborador de Marullo, y los dictámenes de los jurisconsultos imperiales eran vinculantes en la jurisprudencia romana.

Tito se sonó y, esbozando una sonrisa, caviló:

—Juicios. Vosotros los judíos abrís muchos juicios. De modo que tú también has entablado ahora un pleito. O más bien dos, ¿no es así?

Dibujó una sonrisa aún más amplia, incluso se animó.

—Nuestro amigo Marullo es quien los lleva. Mi padre no quería a tu Marullo, y el Chiquillo lo quiere. Me alegra que aún sepa interceder por ti con tanta vehemencia. Aunque sus propios asuntos también le dan que hacer, según me han referido: el decreto sobre los falsos denunciantes pende sobre su cabeza. De cualquier modo, un hombre interesante, una cabeza diabólica, extremadamente inteligente. Quizá sea también un miserable. Y sin duda él y Cecil pergeñarán un dictamen fabuloso. Bien, sea.

Y a continuación dispuso que se encargase la elaboración del dictamen al jurisconsulto Cecil.

En otro tiempo tal vez habría irritado a Josef que el emperador no mencionase en absoluto sus libros. Aquel día sencillamente se sentía feliz. Efusivo y de todo corazón dio las gracias a todos los que lo habían ayudado, a Tito, a Lucía, a Regino, Marullo.

Naturalmente, Tito no tenía la menor intención de poner en peligro su popularidad por el favor que concedía al judío Josef. Quería seguir siendo el «amor y la alegría del género humano». Y por ello, el mismo día en que encomendó al jurisconsulto imperial la elaboración del dictamen comunicó al cónsul Polio que si el senado aprobaba una ley contra el movimiento de los impíos y la circuncisión la corona no la vetaría.

Las formalidades de la adopción eran lentas, pero el juez supremo Arulo las impulsó de pronto como movido por ocho caballos. Sin que intercambiasen una sola palabra al respecto, de pronto todos los implicados supieron súbitamente lo que ocurría: el emperador concedía a la oposición la ley sobre la circuncisión, pero deseaba que no se sometiese al judío Josef a dicha ley. Se trataba de un trueque fabuloso: la entrega del joven Pablo al judío se compensaba mil veces con la renuncia del emperador a ejercer su veto. Una vez que Arulo se hizo su composición de lugar no permitió ya ninguna maniobra destinada a dilatar el proceso.

Dorión estaba fuera de sí. No comprendía lo que estaba ocurriendo. Sólo dos semanas antes sus amigos le aseguraban que la cosa no podía ir mejor, y ahora, de un día para otro, todo estaba perdido. Cuando la emplazaron para que efectuase la venta de su hijo Pablo ante el Tribunal de los Cien se indignó. Después se dio a las lágrimas. Más tarde se declaró enferma. Pero no había nada que hacer. Llegó el día en que tuvo que presentarse a su pesar en la Sala Juliana con Pablo.

La lanza estaba erecta. Ahí estaban el metal y la balanza, así como el odiado Marullo. Le preguntaron si estaba dispuesta a vender a su hijo Pablo con metal y balanza a Junio Marullo. Marullo rozó el hombro del chico con el pequeño bastón, con la prolongación de la mano, y lo tomó bajo su tutela. Tres veces se repitió el indigno procedimiento, tres veces tuvo que tolerarlo la mujer, profundamente amargada. Allí estaba Pablo, pálido, ocultando con esfuerzo sus temblores. Había sufrido lo indecible por la expectación que había levantado su juicio, su orgullo se sublevaba contra el ridículo espectáculo que brindaba a aquellos ilustres varones.

Cuando terminaron apareció Josef como demandante. Exigía la entrega del muchacho Pablo a su potestad. El juez preguntó a Dorión si tenía algo que objetar a la entrega del muchacho Pablo a Flavio Josefo, allí presente. Dorión calló. El lictor miró hacia el reloj de arena hasta que transcurrió un minuto. Durante todo ese minuto Dorión debía permanecer allí en silencio. Josef disfrutó de aquel silencio. Era un inmenso triunfo para él ver a Dorión de pie junto a él sin hablar, al exigir a su hijo para sí; su inteligencia y la bondad de Dios así lo habían dispuesto. Pero se prohibió —y tal vez ése fue su mayor triunfo— mirar a Dorión durante el tiempo en que permaneció callada.

Entonces el lictor constató:

—La interrogada calla.

Y el juez constató:

—La interrogada calla —y a continuación afirmó—: Por tanto, concedo al demandante lo que solicita;

pongo a este muchacho Pablo bajo su custodia.

Y Josef rozó el hombro de Pablo con la prolongación de la mano y se llevó al muchacho, que seguía pálido y con la boca crispada, a su casa del sexto distrito. La sesión del senado en la que se trataría el asunto de la propuesta del juez supremo Antisto sobre la prohibición de circuncidar, el «edicto contra los judíos» como lo llamaban las masas, se celebró el primero de febrero. Era un día frío y luminoso, y previendo que la sesión sería larga se convocó al senado a primera hora de la mañana, pues las decisiones sólo se consideraban válidas si se adoptaban durante el lapso que mediaba entre la salida y la puesta del sol.

Aún era de noche y ya se había congregado una gran muchedumbre ante el bello y grandioso edificio del Templo de la Paz, donde se reunía el senado con motivo de los asuntos más relevantes. Ante todo habían acudido miles de personas que habitaban en la margen derecha del Tíber. Incluso aquellos que antes de la destrucción del Templo se habían preocupado muy poco por los ritos comenzaban ahora a darles importancia. Puesto que la casa de Yahvé había dejado de existir las costumbres debían ser al judaísmo lo que el cuerpo al espíritu; si los usos se extinguían se extinguiría también el judaísmo. La propia circuncisión, que sella en la misma carne la alianza entre Yahvé y su pueblo, era considerada por los judíos como distintivo esencial de su nación y de su ser. La circuncisión, enseñaba Filón, el filósofo judío más grande del siglo, inhibía el impulso carnal para que los instintos del corazón humano no se desbocasen. Pues, como ocurre con la vid, también el hombre está destinado a perfeccionarse por encima del estado que la naturaleza le concede. Y mediante la circuncisión el ser humano demostraba su disposición de moldear la materia prima heredada para que su voluntad respondiese a la voluntad, más alta, de Yahvé. Todos, incluso los tibios, estaban de acuerdo en que la circuncisión distinguía al pueblo bendecido por Dios del resto de los mortales. Y que se hubieran destruido el Estado y el Templo no les parecía tan terrible como que ahora se proyectase acabar también con el vínculo que los ligaba a Yahvé.

Y así, presos de una gran excitación, permanecían ante el Templo de la Paz. Era seguro que se promulgaría el edicto; pero todo, su existencia como nación, dependía de las limitaciones o de las disposiciones adicionales que adoptase el senado. El emperador había declarado que, en principio, aprobaba el edicto; pero encontrar la forma precisa era competencia de los padres convocados. Sin embargo, nadie podía prever qué forma elegirían. La postura de los partidos y de cada uno de los senadores era tortuosa y ambigua. En esta ocasión la corona se ponía de parte de la oposición formada por los tradicionalistas republicanos, mientras que los liberales, adictos a la monarquía, se oponían al edicto.

Blanco y majestuoso se elevaba a la luz del amanecer el enorme edificio del Templo de la Paz en medio de sus columnatas. La muchedumbre en torno a él se protegía enfundada en las capuchas de sus mantos y encendía hogueras en las calles, en las galerías. Parecía que el frío arreciaba. Incluso habían envuelto en trapos las estatuas ante la entrada del edificio para que el mármol no se resquebrajase.

Sólo podían acceder al interior del templo aquellos que acudieran provistos de un permiso especial. Los senadores se presentaron temblando, con pequeños recipientes llenos de agua caliente bajo las mangas, sin sus literas, pues la costumbre exigía que se dirigiesen a pie al senado. Los policías y sus criados les franquearon con gran esfuerzo la entrada en el edificio. La muchedumbre reconoció a muchos de ellos. Los saludaron con corteses exclamaciones, aunque algunas fueron acres; no todos fueron capaces de atravesar aquel crítico corredor humano con la debida dignidad.

A pesar de que también las salas del interior estaban llenas de gente, tras el bullicio del Foro Flavio parecían amplias y silenciosas. Habían encendido braseros. No les servía de mucho, pues el calor se iba hacia el techo mientras que el suelo permanecía frío, y los senadores avanzaban penosamente con sus incómodos y lujosos zapatos altos, echando de menos la calefacción central de sus casas. Los rodeaban las estatuas, los cuadros fríos y desagradablemente amenazadores con los que Vespasiano adornara aquel imponente edificio en su honor, la colosal estatua del Nilo con sus dieciséis genios, Laoconte enredado en la serpiente, el cuadro de la batalla de Alejandro —el más costoso del mundo— que ensalzaba el triunfo de Europa sobre Asia. Helados y dorados brillaban en el lugar más visible los trofeos de la gran guerra de los Flavios, la guerra judía, los noventa y tres instrumentos sagrados del Templo de Jerusalén, las mesas del pan de la proposición, el candelabro de siete brazos. Todo en aquellas salas debía recordar a los senadores que Vespasiano y su hijo habían procurado la victoria de Occidente sobré Oriente, que la paz reinaba en el mundo y que esa paz era romana, y que Tito y su padre la habían impuesto.

Antes de entrar en la sala de reuniones cada uno de los senadores se detuvo ante la estatua de la Diosa de la Paz para ofrecerle vino e incienso. La estatua se elevaba majestuosa, flanqueada por las del viejo emperador y de Tito para que todo aquel que le presentase una ofrenda reconociese que esos dos hombres eran los guardianes de la Diosa de la Paz, que sin ellos quedaría desnuda, desprotegida. Algunos de los

senadores republicanos sintieron envidia del rey titular judío Agripa, del viejo Tiberio Alejandro, antiguo gobernador de Egipto, y de los otros cuatro ilustres judíos del senado, pues podían permitirse pasar delante de aquella estatua de la Diosa de la Paz sin ninguna ceremonia.

Había seiscientos ochenta y un senadores. Quinientos setenta y siete tenían derecho de voto. Los padres convocados llenaban la sala de honor del templo desde mucho antes de que amaneciese. Permanecían de pie con sus mantos y vestidos purpúreos bajo la temblorosa luz que arrojaban los candelabros encendidos y los braseros, charlando, carraspeando, ateridos. A lo largo de las paredes se alineaban, solemnes, las estatuas de los grandes literatos y pensadores. Una y otra vez surgía de las sombras, contemplando aquella suntuosa muchedumbre, la cabeza de Josefo, que miraba erguida y altiva sobre su hombro, enjuta, con un extraño brillo, sin ojos, llena de una sabia curiosidad.

En cuanto salió el sol los funcionarios determinaron la cifra de los asistentes. Establecieron la presencia de quinientos dieciséis senadores, un número favorable, pues era divisible por seis. Después, el cónsul en funciones, Verus Pollio, ordenó que se abrieran todas las puertas del edificio para poner de relieve el carácter público de la asamblea e inauguró la sesión con la fórmula prescrita, para que trajese fortuna y progreso al pueblo romano. Constató que, al encontrarse presentes dos terceras partes de sus miembros, el senado estaba en disposición de adoptar acuerdos, y que había abierto la sesión tras la salida del sol. Rogó al jefe del protocolo imperial que tomase nota de ello.

A continuación se sometía a debate el documento presentado por el antiguo ministro de finanzas, Quintus Pedo, por el cual se proponía que no se utilizase en la construcción de edificios la máquina inventada por el arquitecto de Su Majestad Acil Aviola. Quintus Pedo fundamentó su propuesta. Aunque él mismo admirase la perfección técnica de dicha máquina, que implicaba el ahorro de cientos de miles de hombres, había experimentado, sin embargo, cómo la utilización de estas máquinas en el sector de la construcción conllevaba un preocupante desempleo. Su Majestad había concedido al genial arquitecto e ingeniero una gratificación, prohibiendo a su pesar la utilización de las máquinas en las obras imperiales. Rogaba al senado que se pronunciase en ese sentido. La proposición no despertó gran interés. Uno de los senadores no pudo evitar comentar que, en lugar de prohibir el invento de Aviola, debían introducir en los edificios públicos por decreto el benéfico invento del ingeniero Sergio Orata: la calefacción central. Por lo demás, se aceptó la propuesta sin necesidad de celebrar un debate. Durante el largo proceso de la votación los senadores charlaron despreocupados sobre la ley contra los judíos.

Por fin llegó el momento. El cónsul comunicó a los padres convocados el texto de la proposición de ley del juez supremo Antisto: «Todo aquel que, movido por la lascivia o con el fin de beneficiarse de algún modo, someta a castración a alguien, ya sea libre o esclavo, se hará merecedor de las penas previstas en la ley de Cornel sobre lesiones corporales. Todo aquel que incite a semejante castración, o colabore a efectuarla, se hará merecedor de las mismas penas». Entonces el cónsul llamó a los senadores por orden de edad para preguntarles uno a uno: «¿Cuál es tu opinión?».

Todos sabían que Antisto había formulado su propuesta de aquel modo tan inocuo porque quería evitar que se tomase por un ataque a las prácticas religiosas de los judíos, que la Constitución permitía. Pero ya el primero de los senadores republicanos a los que se preguntó desveló la auténtica intención de la proposición y explicó que deseaba que se borrasen las palabras «movido por la lascivia o con el fin de beneficiarse de algún modo», y rogó además que se precisase el concepto de castración, por ejemplo con las palabras: ‘castración, o circuncide su miembro’.

Los senadores del partido liberal sabían que no tenía sentido rechazar la ley en su totalidad. Su portavoz sugirió que se admitiera la ley con la formulación de quien la proponía, pero que, en lugar de considerarla una ley privativa, se contemplase como un anexo a las determinaciones sobre lesiones corporales como se recogían en las leyes de Labeo y de Cornel.

Quien sin duda alguna despertó mayor interés de todos los oradores fue el rey Agripa. Desde la partida de su hermana su posición en Roma no era fácil. Cierto que Tito lo distinguía con un trato particularmente cordial, pero evitaba quedarse a solas con él y no hacía nada por impedir los ataques de que era objeto, con frecuencia cada vez mayor, por parte del pueblo de Roma. En los teatros, en los versos de los moralistas, en los cuplés que se cantaban en las calles y en los cabarés no dejaban de comentar, en ocasiones con gracia y en ocasiones sin ella, la inmoral relación que mantenía con su hermana, su esnobismo y la nefasta influencia que ejercía sobre el emperador, por lo que debía hacer acopio de la imperturbabilidad que le confería su amplia experiencia para mantenerse firme contra tanta charlatanería.

Sufría a causa del frío y no le agradaba la expectación que suscitaba en aquella ocasión. Pero era un orador competente y experimentado, su agradable voz llenó sin dificultad la sala y atravesó el imponente silencio hasta llegar incluso a la plaza que presidía el templo. Se concentró. Sabía que no hablaba sólo por

él sino en nombre de los cinco millones de judíos del Reino, él, el último nieto de los reyes que dominaron Judea durante siglos. Comenzó con un cumplido para el autor de la proposición. Su documento se basaba en un principio ético verdaderamente digno de la gran Roma. Sin embargo, opinó, no debían poner en peligro las rectas intenciones del autor de la proposición permitiendo que algún intérprete malicioso falsease en la práctica la moral de la ley convirtiéndola en una medida intolerante, indigna del Reino. A dos grandes pueblos de Oriente, los egipcios y los judíos, sus preceptos religiosos les imponían el deber de la circuncisión, pueblos cuya religión el Reino no sólo permitía, sino cuyos dioses veneraba. ¿Acaso no había hecho hasta hace poco el procurador romano de Judea sacrificios en el Templo del Dios invisible Yahvé? ¿Cabía pensar que el Reino quisiese obligar a los que creían en ese Dios Yahvé a violar los mandamientos que cumplían desde hacía siglos? La ley de Antisto, en su formulación pura, encontraba aceptación entre los que pensaban como romanos; sin embargo, era imprescindible impedir mediante un texto lo más claro posible cualquier deformación del principio moral sobre la que descansaba. Por ello rogaba a la insigne congregación que se eximiese a los sacerdotes egipcios, a quienes su fe prescribía la circuncisión, así como a los judíos, de la obligación de acatar la ley.

El rey Agripa habló con entusiasmo, aunque sin perder la serenidad; las toses y los carraspeos, el pataleo de los senadores para entrar en calor se detuvo mientras habló. Sólo se oía el bullicio de la plebe que aguardaba en la plaza, los excitados y sarcásticos gritos de los oponentes, las voces enfervorizadas de los judíos.

Tras el discurso de Agripa, el cónsul Pollio prosiguió con la ronda de preguntas a los padres convocados; pero la atención de los senadores había decaído. La mayor parte de ellos se limitaron a decir: «Me uno a lo aducido por Antisto, o por Agripa, o por Corvin». Finalmente, el cónsul cerró el debate. Con la ayuda de sus funcionarios y amanuenses constató que se habían propuesto en total cinco versiones de la ley. Las leyó y dio a los miembros de la casa una hora de tiempo para sopesar detenidamente cuál de ellas aprobarían.

Los senadores se alegraron de poder levantarse y mover los pies. Aprovecharon ese tiempo para tomar una sopa caliente o algo similar. Tras la reanudación de la sesión el cónsul rogó a los autores de las cinco versiones que se levantasen de sus bancos, y a los senadores que se uniesen a aquel cuya versión deseaban ver aceptada. Resultó que, de acuerdo con las previsiones que se habían hecho durante el descanso, la mayoría de los padres convocados se reunió en torno a Agripa.

Sin embargo, en su versión definitiva, que se fijó por escrito, su texto rezaba: «Todo aquel que someta a castración a otro, ya sea libre o esclavo; es decir, si mutila o circuncida sus genitales, se hará merecedor de las penas sobre lesiones corporales previstas en la ley de Cornel. Todo aquel que incite a semejante castración, o colabore a efectuarla, se hará merecedor de las mismas penas. Se eximirá del cumplimiento de esta ley a los sacerdotes egipcios, a quienes su fe prescribe la circuncisión, así como a los miembros de la nación judía, quienes, de acuerdo con los mandamientos de su fe, circuncidan o hacen circuncidar a los hijos bajo su tutela».

El presidente propuso dar a esta ley el nombre del autor del proyecto, Antisto. Todos asintieron. Después les comunicó que se había llegado a una resolución antes de la puesta del sol y rogó al jefe del protocolo imperial tomar nota de ello. A continuación se levantó, saludó a los congregados con el brazo levantado y la mano extendida y los despidió con la fórmula prescrita: «No os retendré por más tiempo, padres convocados». Todos se marcharon presurosos para refugiarse en alguna estancia caldeada.

Los funcionarios del templo tardaron aún algún tiempo en limpiar y ventilar el edificio. A la luz de los candelabros y antorchas trabajaron hasta bien entrada la noche. Las estatuas de los literatos y pensadores permanecieron solitarias en la gran sala vacía mientras la cabeza de Josef dirigía enjuta su mirada sobre la estancia, irradiando aquel extraño brillo.

El texto de la proposición de ley y la aprobación imperial se grabaron en cobre y a la mañana del décimo día, antes del cual ninguna ley tenía validez, la tabla de cobre con la «Ley de Antisto» fue depositada, con el número 2.217, en el archivo estatal. Se enviaron copias de la ley en lengua griega y latina a todas las provincias y los intendentes de todas las ciudades comunicaron a sus consejos municipales que había llegado un escrito del emperador y del senado. Se hizo circular el escrito para que se confirmase la autenticidad de los sellos, y todos los miembros del Consejo, también los judíos, debían, de acuerdo con lo prescrito, sostener el documento de pie con la cabeza descubierta, apretarlo contra el pecho y besarlo. Sólo después se procedía a su lectura.

Los ministros imperiales y los miembros del cuerpo legislativo eran buenos psicólogos y decidieron conferir una forma moderada a la ley. A fin de cuentas, con aquella «Ley de Antisto» se tachaba de bárbara una costumbre cara a los egipcios, y los judíos podrían seguir expresando el vínculo que unía a los oriundos de su nación con Dios, pero no difundir dicha alianza por toda la tierra como les ordenaban sus profetas.

Hubo un gran revuelo. Por primera vez desde la fundación de Alejandría, la capital de Oriente, judíos y egipcios marcharon juntos en una manifestación para expresar su repulsa ante la ley romana.

En el lejano Oriente, en la región del Éufrates, donde proliferaban los asentamientos judíos, creció la hostilidad al Reino. El nuevo régimen, se decía, la nueva dinastía, quería acabar con la libertad y las costumbres nativas. En aquella región se levantó un hombre que decía ser el emperador Nerón, que había conseguido escapar doce años antes de las intrigas del senado, y que estaba armándose para regresar a Italia y a Roma y restituir al pueblo la libertad que le había arrancado la nueva dinastía y la despótica aristocracia de la capital. El impostor encontró muchos adeptos, en la corte del rey parto se consideró seriamente si no debían reconocerle oficialmente, y el gobernador de la provincia de Siria se vio obligado a enviar un considerable contingente de tropas para reducirlo.

Uno de los pocos judíos a quienes no impresionó la ley contra la circuncisión fue el actor Demetrio Libán. Estaba tan absorto en sus dificultades laborales que le traía sin cuidado lo que ocurría en el mundo.

Había sido un error dejarse convencer para interpretar al judío Apella con motivo de los Juegos de los Cien Días. Lo había interpretado no sólo con mala conciencia, sino con poco arte. A pesar de que ahora estaba más preparado que dieciséis años antes, su Apella resultó peor que entonces. El temor a las consecuencias políticas de la obra lo oprimía de modo que no osó explayarse. Estaba paralizado, no supo darle un tono trágico ni tampoco cómico, los romanos se aburrieron, los judíos se irritaron y ambos tenían razón: Demetrio aún tenía suficiente juicio para admitirlo.

Pero lo peor fue que el administrador encargado de los espectáculos intentó escatimarle el premio de su sacrificio. Se escabullía para no cumplir su promesa de permitirle interpretar por fin al pirata Laureol. Con prolija y perversa cortesía le dijo que, en su propio interés, debía esperar un tiempo con el *Laureol,* hasta que se olvidase el fracaso del *Apella.* Con sus incesantes puyas, con sus empalagosos sermones sobre el cuidado que debía prodigarse a la fama de un actor, consiguió sacarlo de quicio.

Fue Marullo quien dio con la solución. Se había volcado en la redacción del *Laureol* y le faltaba paciencia para aceptar la táctica dilatoria del Palatino. Convenció a Domiciano para que representase la obra en la inauguración del teatro de Albano. Demetrio dudaba. La propuesta era peligrosa. Si ahora se decidía a representar la obra ante Domiciano en lugar de estrenarla en el Palatino corría el riesgo de caer en desgracia, y esta vez para siempre, con Tito. Le parecía estar condenado a comprar el ejercicio de su arte con renovados riesgos. Al encarnar en el *Catón* al viejo rebelde Helvid puso en peligro su propia cabeza. Pero la larga espera para ver representado el *Laureol* lo reconcomía. Al fin aceptó la propuesta de Marullo.

Mientras Tito mostró su preferencia por Demetrio, Domiciano había hablado de él con desprecio. Ahora que parecía haber caído en desgracia se declaró dispuesto a inaugurar el teatro de Lucía con el *Laureol.*

Al observar al público que se había reunido en Albano Demetrio se felicitó por actuar para Domiciano y no para Tito. El teatro de Lucía no era grande, apenas había en él lugar para diez mil espectadores, pero era de una sencillez suntuosa, en la línea de ciertos teatros griegos modernos; resultaba muy adecuado para el *Laureol,* en perfecta armonía con el paisaje, con una bella vista sobre el mar y sobre el lago. También lo alegraba no representar el *Laureol* ante el ingente y bullicioso populacho de Roma, sino ante una selecta asamblea de expertos.

El emperador hizo acto de presencia. Se procedió a las ceremonias de inauguración, los sacerdotes salpicaron las puertas y el altar con sangre de cerdo, cordero y toro. Finalmente, el telón se hundió en el suelo.

Aquel diecinueve de marzo era un día hermoso, ni demasiado caluroso ni demasiado frío, el público se mostraba de buen humor, curioso, receptivo. Escucharon con interés y rieron de todo corazón con las primeras escenas y canciones. Pero pronto dejaron de prestar atención. Nadie habría podido decir por qué y cómo: la obra era buena, Demetrio jamás había interpretado un papel más acorde con él. Pero los espectadores se aburrían, las bromas caían sin suscitar ningún eco, los cuplés sonaban fríos, casi todo reventó. Cansar a un público romano con un papel tan agradecido como el de Laureol le habría resultado difícil hasta a un actor sin talento; pero el gran actor Demetrio lo logró.

Marullo, el estoico cuya formación lo obligaba a permanecer impasible ante la fortuna y la desgracia, se irritó. No era su obra lo que lo preocupaba. Sabía que la amarga y elegante farsa que había escrito era buena. También sabía que cada representación teatral dependía de mil casualidades y que a veces la alteración de algún pequeño detalle sin importancia bastaba para enardecer al mismo público que ahora se aburría en actitud muy digna. Todo eso lo sabía y hacía tiempo que lo aceptaba. A pesar de todo, la mala fortuna de la representación y de Demetrio Libán lo afectaron más que cualquier otro acontecimiento de los últimos años. Y eso que Demetrio no parecía notar lo que ocurría. Aquel hombre, de común tan sensible a la más mínima reacción de su público, no quería advertir la frialdad de sus oyentes. Sabía que lo que ofrecía

era arte, y aunque nadie más disfrutase de aquel arte, él sí lo hacía. No cejó, no se desinfló. Actuó de todo corazón, con aquel corazón valiente, cobarde, cansado, aniquilado por las vanidades de este mundo. Llegó entonces la escena en la que Laureol presenta al tribunal las pruebas de su identidad. Demetrio apareció en escena, cantó su cuplé: «Sí, ésta es la piel / éste el pelo. / Sí, éste es el pirata Laureol en persona». Y sólo entonces arrastró al público que hacía tiempo había decidido dar por malos la obra, la representación y el teatro, y le exigieron que cantase de nuevo el cuplé, y después una tercera vez, e incluso en esta ocasión se oyó la risa sonora, plena y sincera de la princesa Lucía. Pero ya no había nada que hacer.

Demetrio-Laureol fue ejecutado. Pendía de la cruz. Con amargos versos el moribundo meditó si no habría hecho mejor en renunciar a las honras que se dispensaban al ladrón y pasar sus últimos años en paz en su retiro campestre. Sin embargo, ante sus compañeros exclama por última vez que, digan lo que digan, sus sufrimientos son mayores que los de ellos. Y después, por fin, mientras interpretaba todo esto ante los espectadores, admitió para sí que lo que estaba ofreciendo era arte, del más excelso, pero que en ese momento ponía fin a su carrera.

El príncipe Domiciano no quería admitir que la inauguración del teatro de Lucía había sido un fracaso. La obra no le gustó demasiado. Pero como Lucía y Marullo opinaban que había salido bien y que Demetrio-Laureol había estado incomparable, pensó que no era la representación lo que había fracasado, sino que todo se debía a la mala voluntad de los espectadores. Tampoco era de extrañar que no se atreviesen a disfrutarla al ver el gesto aburrido que su querido hermano se complacía en mostrar.

Estaban sentados en el palco uno junto al otro: él, Tito, Julia y Lucía. El Chiquillo miraba por encima de su hombro las caras de los demás, veía el rostro interesado, divertido de Lucía, el fláccido de su hermano. Sin duda lo intuía, prácticamente era seguro que Domiciano sabía lo que había entre ella y Tito, pero no quería saberlo. Por mucho que lo reconcomiese la idea de que Lucía lo había elegido precisamente a él, no se permitía justificar el odio que sentía por el ballenato, y que crecía día a día, con otro motivo que no fueran los de siempre. Ahora, al ver la expresión fatigada, aburrida, de Tito, sólo se dijo que su hermano lo odiaba tanto que incluso era capaz de amargarle la inocua alegría por la inauguración de su teatro con aquella pasividad tan palpable. Su disgusto iba en aumento. Sólo con su rostro impedía Tito a sus invitados, los invitados de Domiciano, divertirse con la obra, obligándolos a expresar aburrimiento, desaprobación, por el solo hecho de encontrarse en el teatro de Domiciano. Y mientras Laureol increpaba desde la cruz a sus compañeros para que le nombrasen a otro cuyos sufrimientos pudiesen compararse con los suyos, Domiciano llegó al convencimiento de que no había espacio en el mundo para él y su hermano.

Justo detrás de Tito se encontraba su médico personal, el doctor Valens. Con los brazos doblados hacia atrás, el labio superior arqueado, Domiciano contempló atentamente el pálido rostro alargado de aquel hombre. Marullo le había contado cuánto le molestó que el ballenato solicitase los servicios de médicos egipcios y judíos durante la epidemia. La cara de Tito estaba hinchada, tenía un aspecto enfermizo y no quedaba en ella nada que recordase al «amor y la alegría del género humano». Tal vez pudiera servirse de Valens, con su método de diagnosis por los ojos. Gozaba de la confianza de Tito y se sentía relegado. Marullo no dejaba de quejarse de que los médicos no habían sabido aliviar sus dolores de muelas. ¿Qué ocurriría si Marullo le pidiese consejo a Valens y dejase caer con tal ocasión alguna palabrita acerca de la enfermedad de Tito? Quizá encontrase suelo fértil.

Pablo siguió viviendo en la casa de Josef. La casa le parecía ahora aún más sombría; su madre y su maestro Fineas ya no estaban con él. Josef le permitía marchar cada quince días a Albano para visitar a Dorión. Pero Fineas no debía encontrarse allí, ésa era la condición que había puesto. El propio Josef solía acompañar al chico a Alban. Durante las dos horas que Pablo pasaba en casa de su madre se paseaba por aquella región cuajada de colinas esperando que transcurriesen, y la idea de tener al padre esperándolo le amargaba al chico la alegría de ver a su madre.

Josef se entregó a su hijo de todo corazón y con todos los recursos de que disponía. Estudiaba lo que él aprendía en la escuela. Trataba de mejorar su propio acento al hablarle en griego. Cuando conversaba con el hijo le preocupaba más la pureza de la palabra griega que si recitara algo ante el emperador y los literatos de Roma. Tomaba todas sus comidas junto a su hijo Pablo. Se interesó por sus aficiones. Él mismo intentó, por cierto sin éxito ni talento, modelar pequeñas figuritas de barro. Escribió al administrador de sus bienes en Judea para que le refiriese detalles de cómo se alimentaba y cuidaba allí a las cabras, pues las cabras de Judea eran las más hermosas y las más fuertes. Los machos cabríos de Job habían llegado a enfrentarse a los lobos, y los del doctor Chama habían vencido a los osos. Pero Pablo escuchaba aquellas historias con cortés incredulidad, y se limitó a aceptar las hojas de cinamomo que envió el administrador

por considerarlas particularmente benéficas para las cabras, y que llegaron bastante deterioradas, dando las gracias educadamente, pero sin entusiasmo.

Los escasos y modestos intentos de Josef por enseñar a su hijo la ciencia judía fueron poco afortunados. ¡Ah!, no cabía pensar en estudiar con él el libro de Cohelet, ni en escuchar de sus labios las familiares palabras hebreas. Pablo leía atento y cortés en el gran libro de las historias del pueblo judío aquellas que le recomendaba el padre: la de David y Goliat, por ejemplo, o la de Sansón, la de Ester o la de José, primer ministro del faraón egipcio. La traducción de los Setenta resultaba fácil de leer, Pablo comprendía rápidamente y su memoria estaba bien adiestrada. Pero en el transcurso de aquellos últimos meses su madre y Fineas le habían inculcado la convicción de que la doctrina de los judíos era cosa de bárbaros. Así como disfrutaba con las narraciones de Ulises y Polifemo, rechazaba la historia de David y Goliat. Se entusiasmaba con la pareja de amigos Neso y Eurito y con los trabajos de Hércules, pero David y Jonás y los hechos de Sansón lo dejaban frío.

Era consciente de los esfuerzos que, de todo corazón, hacía su padre. A veces también se enorgullecía de ello y trataba de responder al amor que le profesaba. Pero no era posible. Siempre había sido arrogante, y Fineas y la madre habían alimentado su natural autoestima. No comprendía por qué su padre no se avenía a ser un griego, o un romano. ¿Por qué querían obligarlo precisamente a él a descender a un estrato inferior haciéndose judío?, ¿y por qué no podían protegerlo de su sino su madre y Fineas, si lo amaban? Su padre era un extraño, cada vez veía más rasgos indignos en él y, por mucho que se esforzase por hablar un griego puro, al oírlo le parecía estar escuchando el odiado dialecto de la margen derecha del Tíber.

En una ocasión creyó Josef haberse ganado el corazón de su hijo. Pues un día, sobreponiéndose a su timidez, comenzó a decirle que había tenido un hermano, Simeón, y le preguntó por qué nunca le había presentado a aquel hermano, rogándole que le hablase de él. Josef accedió gustoso. Le parecía una gran victoria, y una satisfacción, que Pablo le preguntase por él y con vivacidad y elocuencia le habló de su hijo judío, al que había perdido. No sabía que era la envidia lo que había movido a Pablo a informarse sobre el difunto. Pablo envidiaba al muerto.

Siguiendo los principios estoicos Fineas le había enseñado que el hombre es capaz de vencer el dolor gracias a la fuerza de su ánimo y que puede soportar las desgracias más grandes. Cuando el hombre llegaba al final de sus fuerzas había una salida digna que lo hacía más poderoso incluso que los dioses: tenía a su disposición la posibilidad de darse muerte. Muchos grandes hombres lo habían hecho, era un final digno, una solución que cada vez le resultaba más consoladora. A veces, al ir al establo para mezclar el forraje en su justa medida, permanecía allí en cuclillas meditando en un rincón y ni siquiera los balidos de su chivo Paniscus lograban sacarlo de su ensimismamiento. Pensaba en lo que ocurriría si se suicidase. En la escuela les habían hecho escribir redacciones sobre aquella Arria que, adelantándose a su esposo en el momento de recibir la muerte, le entrega la daga diciéndole: «Mi Peto, no duele». Se imaginaba que en el futuro se escribirían en las escuelas redacciones con el título de: «Pablo, ante la disyuntiva de ser un bárbaro o morir, prefiere la muerte. ¿Cuáles son sus últimos pensamientos?». Antes, eso lo sabía, era fácil conseguir veneno. Ahora te lo ponen más difícil. Pero también podía abrirse las venas en el baño. O, y eso lo atraía aún más, hacerse con polvo de oro y respirarlo. Si vendía sus cabras le darían suficiente polvo de oro. Cuando lo vea allí tendido, muerto, su padre comprenderá lo que ha hecho. Todos percibirán la grandeza de una muerte como la suya y, por mucho que Fineas y su madre lo lloren, sin duda ofrecerán sacrificios a su preclaro genio.

Ni Josef ni el chico hablaban de lo que les oprimía el corazón. En la mesa Josef citaba versos de Homero, hablaba de viajes, de libros, de lo que ocurría en la ciudad, de la escuela de Pablo y de sus compañeros. Veía que la pálida cabeza olivácea de su hijo se volvía cada vez más pálida y enjuta. Veía que no lograba acercarse a él. Su victoria carecía de sentido. Dorión tenía razón: el rechazo procedía de lo más hondo; el muchacho era un griego y no estaba dispuesto a que hicieran de él un judío. Lo que él podía ofrecerle no le servía de nada. Josef sólo conseguía con ello que se marchitase. Hay ciertos animales y plantas que se alimentan de sustancias que resultarían letales para los humanos; pero ellos no pueden vivir sin esas sustancias nocivas. Y así, su hijo no puede vivir sin Dorión y sin Fineas.

Poco a poco, durante noches enteras en vela, Josef meditó sobre el sentido de todo aquello. ¿Qué significaba que ni siquiera lograra que su hijo, su carne y su sangre, recibiese ni una chispa de su espíritu? ¿Se había excedido al sopesar sus fuerzas? Tal vez Dios lo rechazaba por considerarlo demasiado débil, a él, que se había propuesto difundir el espíritu judío por todo el mundo y que ni siquiera lograba transmitírselo a su propio hijo. ¿O tal vez la señal significase otra cosa? A los romanos y a los griegos les exigía altivo y atrevido que renunciasen a lo que más estimaban de sus rasgos nacionales, pero ¿acaso no dependía él excesivamente de su judaísmo? ¿Era ése el sentido de la señal? ¿Era el fracaso ante su propio hijo una

advertencia para que renunciase en mayor medida a su judaísmo?

No, el sentido no podía ser ése. No había otro camino para instaurar la ciudadanía universal que la doctrina judía. Los dioses de Roma y de Grecia tenían muchas caras, pero todas eran caras nacionales: el Dios invisible Yahvé era un Dios que prevalecía *por encima* de las naciones y que conminaba a todos a acercársele. «Poco es para mí que tú seas mi siervo», así le confió a su profeta Isaías, «para levantar las tribus de Jacob, y para que restaures el remanente de Israel; también te di por luz de las naciones». Yahvé no excluía a nadie, ni a los griegos ni a los romanos, ni a los despreciados egipcios y árabes. Era el único que, entre todos los dioses, predicaba por boca de sus profetas la paz eterna entre todos los pueblos, un mundo en el que los lobos yacerían junto a los corderos y un tiempo en que la tierra rebosaría de pacífica sabiduría como el mar de agua. No había más escalera que condujese a la altura de tal idea que la doctrina judía. Mientras no hubiera un segundo y más afortunado Dédalo que inventase una máquina que permitiese al hombre volar había que escalar si se quería alcanzar la cima de una montaña, y nadie podía ahorrarse la escalada. Y hoy, y en el mundo en que vivimos, esa montaña y su escala se llaman: judaísmo.

Pero todo eso no son más que sofisterías con las que disfraza su propio nacionalismo. Inundado por el Espíritu ha escrito el salmo del ciudadano del mundo; pero es fácil ser valiente y ser un ciudadano del mundo sentado a una mesa. No es difícil ser cosmopolita mientras sólo se exijan sacrificios a los otros, no a uno mismo.

Abraham recibió la orden de sacrificar a su hijo para cumplir su misión. ¿Acaso era una prueba lo que ahora le ocurría?

Load a Dios y dispersaos sobre la tierra,
load a Dios y extendeos sobre los mares.
Es esclavo quien se ata a un país.
No se llama Sión el reino que os he prometido;
Su nombre es: el universo.

Ésos eran versos valientes. Pero no eran más que versos. El muchacho era de carne y hueso. Era la primera vez que el judío Josef debía demostrar que era algo más que un judío. Cuán fácil era elevarse en espíritu sobre los demás y después, al llegar la hora de la renuncia, dejarse llevar, perezoso y obediente, por el sentimiento de antaño en contra del nuevo juicio, mejor y más doloroso. No, no se escabullirá.

Pero si ahora libera al chico nadie lo entenderá, ni siquiera Alexas, ni Licino. Todos habían seguido atentamente el litigio en torno a Pablo, fue una lucha en la que se dirimían grandes principios, y él se había alzado con el triunfo. Si ahora renuncia voluntariamente al fruto de esa victoria, si se deja caer, si no hace de su hijo un judío, dejará de ser un héroe a los ojos de todos para convertirse en un personaje de sainete, o en el mejor de los casos, en un comediante. Su renuncia no será ejemplar, sino simplemente ridícula. Los judíos pensarán que abdica para engatusar a griegos y a romanos. Los griegos sencillamente le tendrán por loco. Sus colegas aducirán que su esnobismo no responde más que al deseo de hacer publicidad de sus libros.

Debe ser fuerte para obedecer a la voz que le habla en su interior, no la voz de los demás.

Se sobrepuso. Le dijo a Pablo que podía regresar junto a su madre y seguir viviendo en Albano. Por primera vez desde que el muchacho regresó a su casa —Josef lo constató con el corazón desgarrado— su rostro se iluminó. Tomó la mano de su padre y la apretó con fuerza.

La renuncia de Josef al hijo por el que tan arduamente había luchado desencadenó la tormenta que había previsto. Se le consideró un loco, o un miserable, o ambas cosas. Lo esperaba; a pesar de todo, aquello lo llenó de ira y de desesperación. Se dijo que no tenía sentido seguir trabajando en favor de un entendimiento entre judíos y griegos, ya que no había entendimiento posible. Y después, con la misma fogosidad, se llamaba al orden atribuyendo sus pensamientos al mero resentimiento. Su propio sino, un pedazo de presente, no demostraba nada. La fusión con la que soñaba no era cosa de diez o veinte años, era un asunto de varios siglos.

Pero estos pensamientos no lo ayudaron a superar su rabia. En aquellos días solía permanecer solo, sin abandonar su casa, y no se anunció ninguna visita.

Una semana más tarde fue a ver a Claudio Regino. Quería pagar con él el odio que le inspiraban sus semejantes y su propia persona. Era un apacible día de primavera, pero Regino, de común tan ahorrador aunque muy friolero, había ordenado caldear toda su casa, provista de calefacción central. A Josef le agradó

poder azuzar su cólera con el disgusto que le producía la contradicción entre los sermones de alabanza del ahorro de Regino y aquel patente derroche. Empezó exigiéndole dinero, una suma importante, en un tono insolente, exigente. Necesitaba el dinero para la construcción de la sinagoga de Josef, le explicó. No era verdad. Tras los últimos acontecimientos resultaba dudoso que aceptasen su donativo. Y, en efecto, Josef esperaba que el editor le respondiera con sarcasmo que, tal y como estaban las cosas, quizá fuese más conveniente que dirigiese sus dádivas a Júpiter o a Minerva en lugar de a Yahvé. Pero Regino se prohibió cualquier comentario desabrido. Se conformó con responderle «Bien», se sentó y procedió a extender la orden de pago.

A continuación le dijo:

—Insulta, mi Josef, maldice, despáchate a gusto. Realmente sois un hombre derrotado.

Habló sin ironía, lleno de sincera compasión.

Josef levantó los ojos asombrado. ¿Qué quería Claudio Regino? Entregarse a un discurso sentimental por un acto como su renuncia a Pablo no era propio de aquel hombre de negocios. ¿Qué quería decir en realidad?

—No os comprendo —dijo irritado, desconfiado.

—Me he reprochado amargamente —respondió Regino— no haberos desaconsejado aquella audiencia. Debería haberme dicho a mí mismo que emprender una acción semejante os acarrearía una desgracia. Realmente le habéis puesto en bandeja la decisión que tanto le costaba. Era previsible que el hijo de Vespasiano se cobraría con creces, haciéndoselo pagar a la totalidad, el favor que os hizo a título personal.

Josef comprendió al instante. Pero permaneció allí perplejo e indeciso; el golpe lo había pillado desprevenido. Lo que Regino decía era cierto, por supuesto, y no tenía sentido negarlo. Tras cederle a Pablo Tito se había sentido autorizado a dar a sus romanos la ley que prohibía la circuncisión.

—No perdió ni un minuto —prosiguió Regino, como si quisiera fundamentar su afirmación—. El mismo día en que encomendó a Cecil el dictamen sobre vuestro asunto hizo saber al cónsul que no vetaría la proposición de Antisto.

Sí, había que estar ciego para no verlo. Había ocurrido exactamente lo mismo que antaño con el asunto de los tres doctores. Él, con su nefasto celo, brindaba a Roma la oportunidad de conservar su máscara de noble imparcialidad. Le concedieron el pequeño favor que deseaba, y a cambio obtuvieron lo que querían. La totalidad de los judíos tuvo que pagar entonces por su orgullo, y ahora pagaba de nuevo el amor que sentía por su hijo.

¿Por qué lo perseguían las desgracias precisamente a él? ¿Por qué arruinaba todo lo que tocaba? No tenía sentido romperse la cabeza pensando en ello. Ni siquiera aquel hombre rematadamente inteligente que tenía ante sí era capaz de explicárselo. «Pues mis pensamientos no son tus pensamientos, y vuestros caminos no son mis caminos».

—Explicadme una cosa, Claudio Regino —le rogó de forma aparentemente inconexa, con la voz quebrada—: Sabéis que para mí Yahvé no es un Dios nacional, sino el Dios del universo. Explicadme qué fuerza tira de mí para que llegue a renunciar al judaísmo de mi Pablo.

—Pretendéis que se os regale todo —rezongó Regino con aquel tono desabrido tan propio de él—. No estáis dispuesto a pagar nada por vuestros descubrimientos. ¿Aún no os habéis dado cuenta de que la cabeza se vuelve sabia más rápidamente que el corazón? ¿Acaso pensáis que el nuevo pensamiento, mejor, borra sin más los viejos sentimientos que manaron de la idea anterior? Y está bien —prosiguió con amargura— que haya que pagar por los nuevos conocimientos. Sólo lo que se paga caro se respeta. Ahora no son muchos los que luchan por las ideas, pero el que ha tenido que pagar por ellas una vez las conserva.

—¿Qué debo hacer? —le preguntó Josef sumiso, casi desamparado.

Regino guardó silencio. Después, con la pereza que siempre mostraba al hablar, pero con un cuidado inusual, dijo:

—Tal vez lo mejor sería que os olvidarais de los judíos y de los griegos y os ocuparais de vuestra *Historia judía.* Hay ahora en vuestra vida bastantes historias y situaciones que corren paralelas con las de la historia judía. Ya representéis a Abraham o a José, a Judas Macabeo o a Job, no os faltará inspiración.

Josef se asustó ante la poderosa intuición de Regino. Era un misterio cómo aquel medio judío era capaz de interpretar y de formular lo que él mismo apenas se atrevía a pensar. Abraham, que expulsa a Hagar; José, que se convierte en el protegido del faraón; Judas Macabeo, que conduce al pueblo a la guerra; Job que lo pierde todo, y de nuevo Abraham inmolando a su hijo: verdaderamente, parecía llamado a revivir las historias y situaciones de la Biblia de una forma amarga y extrañamente deformada.

Regino no estaba dispuesto a permitirle llevar aquella idea, cargada de vanidad, hasta el final.

—Siempre os malinterpretarán —prosiguió—. Escribid con tanta imparcialidad como habéis actuado

ahora, por primera vez en vuestra vida. Por otra parte, admito que resulta más difícil escribir de un modo imparcial que actuar de un modo imparcial. Pero al menos deberíais intentarlo. He invertido tanto dinero en vos que considero que puedo exigiros semejante prueba.

Josef sabía muy bien que aquel hombre, por muy zafio y sarcástico que se mostrara en ocasiones, le tenía aprecio y lo entendía mejor que nadie. A pesar de ello, titubeó.

—Ahora no puedo trabajar —se excusó—. Mis pensamientos luchan unos con otros. *Vos* tal vez me entendáis, Claudio Regino, pero me temo que no soy capaz de hacerme entender por un tercero.

Regino replicó:

—Habéis ido tan lejos que ya no podéis retractaros. Sólo os quedan dos caminos. O bien renunciáis a lo que queda en vos del judaísmo, que no es mucho, y os convertís en un escritor griego de cabo a rabo. ¿Os atrae la idea de desposaros con una hermosa dama de alguna buena familia romana? Podríamos arreglarlo. No sería una solución muy original, pero tendría sus ventajas, y yo recuperaría mi dinero.

Josef quería saber cuál era la segunda vía que insinuaba Regino. Pero éste se conformó con el «o bien» y se agachó jadeando para atarse los cordones de sus sandalias. Y así, tras un silencio, Josef tomó de nuevo la palabra y dijo:

—No puedo trabajar en Roma. No soy capaz de discernir nada. No siento nada. No he sido capaz de explicarle a mi hijo la historia judía: ¿cómo habría de explicársela a otros? Hubo un tiempo en que veía la historia, Moisés, David, Isaías. Ahora mis ojos están velados y nada distingo —Regino lo escuchaba atentamente, pero callaba. Tras un breve silencio Josef prosiguió—: Tal vez sería bueno que marchase a Judea.

Y sólo entonces, por fin, volvió a hablar Regino. Ocupado aún con los cordones de sus sandalias, citó a Horacio; aquellas insignes palabras sonaron extrañas al ser pronunciadas por sus gruesos labios: «El amargo verano se derrite antes de que torne el primaveral viento del sur. Sobre secos rieles se deslizan los barcos en el mar».

—Quiero ver Galilea de nuevo —dijo con repentina determinación Josef—, las nuevas ciudades griegas y las viejas ciudades judías. Quiero ver la arrasada Jerusalén. Quiero ver a Flavio Silva y a los doctores de Yabne.

—Bien —dijo Regino satisfecho—. Ése es el segundo camino al que me refería.

LIBRO CUARTO

EL NACIONALISTA

Los judíos vencidos se movían con timidez en el país que su Dios Yahvé les había dado, apenas tolerados en el pedazo de tierra que gobernaran hacía tan solo media generación. Muchos de ellos habían sido asesinados o convertidos en esclavos, lo que permitió al emperador apropiarse de sus bienes. Todavía se declaraba a éste o a aquél sospechoso de haber participado en la revuelta, y sobre todos pesaba la amenaza de ser acusado por un rival o un vecino malintencionado. Muchos emigraron. Las colonias judías menguaban, se marchitaban, el país se llenaba cada vez más de sirios, de griegos, de romanos. Las ciudades paganas de Nápoles Flavia y Emaús pasaron a ser las más prósperas del país y, mientras Jerusalén era un yermo, la nueva capital, Cesarea, la ciudad portuaria, rebosaba de lujosas edificaciones, santuarios de dioses extranjeros, palacios del Gobierno, baños, estadios, teatros; sin embargo, los judíos no podían pisar ni la destruida Jerusalén ni la nueva capital sin un permiso especial.

En lugar de los aristócratas y los sacerdotes del Templo de Jerusalén, en su mayoría víctimas de la guerra, habían tomado el mando los estudiosos de las escrituras, los juristas y doctores. Con el fin de salvaguardar la unidad de la nación, el Doctor Supremo, Yojanán ben Zakai, había urdido un astuto y osado plan: sustituir el Estado por la doctrina. Su sucesor, Gamaliel, lo cumplía con gran empeño y cautela para conducirlo a su fin. El canon ritual que él y su Colegio de Yabne determinaron hasta en sus más nimios detalles mantenía más unidos a los judíos de lo que lo hiciera el Estado.

Pero aquel sistema obligaba a los doctores a restringir la doctrina cada vez más y a renunciar a lo más provechoso de ella, a su universalidad. «El extranjero deberá vivir con vosotros como un nativo, y tú lo amarás como a ti mismo», había ordenado Yahvé por boca de Moisés, y, por boca de Isaías: «Poco es para mí que tú seas mi siervo para levantar las tribus de Jacob; también te di por luz de las naciones». Los judíos comenzaban ahora a renunciar a aquella misión cosmopolita que durante varios siglos cumplieran fielmente. Ya no propagaban su mensaje por toda la tierra, al contrario, muchos sostenían que, tras la destrucción del Templo, el pueblo de Israel era la morada de Yahvé y que sólo a ese pueblo pertenecía. La presión ejercida por los romanos, y en particular la prohibición de circuncidar, hacía que cada vez más miembros del Colegio de los doctores defendiesen esta noción, hostil a todo lo foráneo. Dejaron a un lado los puntos en los que la Escritura recordaba a los judíos su misión ecuménica, y su boca se llenó de aquellas frases en las que se festejaba la alianza de Yahvé con Israel, su pueblo predilecto. Con ayuda de los preceptos rituales nacionalizaron la vida de los judíos. Les prohibieron aprender la lengua de los gentiles, leer sus libros, reconocer la validez de sus testimonios ante los tribunales, aceptar sus regalos, mezclarse con ellos. El vino que no procediera de un judío era impuro, así como la leche ordeñada por un gentil. Con una arrogancia férrea, ciega, elevaron muros cada vez más altos que separaron al pueblo de Yahvé del resto de los pueblos de la tierra. Así lo hicieron casi todos los dirigentes de los judíos, también los sectarios, los esenios, los ebionistas y los mineos o cristianos. Al hombre, por ejemplo, que aquellos mineos ensalzaban como su Mesías, a Jesús de Nazaret, uno de sus acólitos le puso en la boca las palabras: «No vayáis a la calle de los gentiles y no os instaléis en las ciudades de los samaritanos, id sólo a las ovejas descarriadas de la casa de Israel».

En poco tiempo los judíos, que habían sido los primeros en el mundo habitado en proclamar que su Dios no les pertenecía a ellos sino al mundo entero, se convirtieron en fanáticos particulalistas. Los doctores acaparaban la ley con un rigor cada vez más acusado y se mostraban cada vez más intolerantes con cualquier objeción. Sin duda, muchos protestaron. Los judíos siempre habían sido testarudos, no una masa uniforme, sino un pueblo formado por muchos individuos y muchas opiniones. Entre ellos había tradicionalistas y renovadores, fariseos, saduceos, esenios, tolerantes e intolerantes, partidarios de Hillel y partidarios de Shammay, seguidores de los sacerdotes y seguidores de los profetas. Algunas sectas habían

desaparecido al desaparecer el Estado y el Templo, pero la división que reinaba en el seno del pueblo judío no había desaparecido.

Siempre había habido judíos que, deseosos de adueñarse de los conocimientos de otros, habían indagado en la ciencia de pueblos extranjeros. Ahora no querían que se les arrebatase todo aquello. Los dirigentes de los judíos, con el gran pensador Filón a la cabeza, se habían esforzado durante siglos en fusionar de un modo orgánico la cultura griega con su propia doctrina, «para que la belleza de Jafet viva bajo la tienda de Jacob». ¿Cómo era posible que, de pronto, aquello constituyese un delito? Y muchos no se sometieron, no reconocieron la autoridad de los doctores y aceptaron el destierro, abandonaron el país antes de renunciar a la parte griega que había en ellos.

Los doctores se mantuvieron firmes en su propósito. Si los judíos no querían ser engullidos por otros pueblos, su doctrina debía ser clara y unívoca hasta en los más nimios detalles. Debían tener *un* rito y *un* precepto que distinguieran al judío de los demás. Toda la vida podía regirse por la Ley, no debía tolerarse ninguna desviación.

Hasta entonces habían circulado muchas opiniones acerca del Mesías. Unos creían que traería la espada, otros que llevaría consigo la palma de la paz. Muchos habían creído reconocer al Mesías en otros, los habían dejado hablar. Pero ahora los doctores prescribían la fe en un único Mesías que aparecería en breve, que arrojaría a los romanos del país, reconstruiría Jerusalén y obligaría a todos los pueblos a reconocer al Dios de Israel.

Pero había unos cuantos, los mineos, los «creyentes», también llamados cristianos, que explicaban que el Mesías ya había llegado; su misión, sin embargo, no se cumpliría en este mundo, sino que había venido para enseñar al pueblo entero el camino de la misericordia, para que no sólo los doctores, sino cualquiera, hasta el más simple de los espíritus, pudiera reconocer a Yahvé. Sin embargo, no habían creído al Mesías, sino que lo negaron y finalmente lo mataron.

Ya antes de la caída del Templo había quien propagaba aquella nueva, pero fueron pocos los adeptos. Ahora decían: «Ved, Jerusalén ha sido destruida porque los sacerdotes y doctores asesinaron al Mesías», y muchos empezaban a pensar: ¿Tendrán razón? ¿No era verdad que los sacerdotes y doctores estaban llenos de orgullo y de ínfulas? Resultaba difícil saber por qué otra razón habría podido destruir Yahvé su Templo, entregando a su pueblo a los gentiles.

También el resto de las doctrinas de los mineos penetraba con facilidad en las mentes y en los corazones de las gentes. Los doctores habían sometido todos los aspectos de la vida a la Ley, habían fijado seiscientos trece mandamientos y prohibiciones principales, cada uno de ellos con innumerables prescripciones menores, reglamentando el transcurso del día desde las primeras horas de la mañana hasta bien entrada la noche con mil pequeñas y estrictas ceremonias y oraciones, y amenazando a quienes los incumplieran con penas en esta vida y en el más allá. Los mineos en cambio enseñaban que estaba bien vivir de acuerdo con la Ley; pero bastaba con creer en el bendito Mesías, que había redimido a los hombres, compensándoles con las dulzuras del más allá las privaciones de este mundo. Y muchos se entregaron a la nueva doctrina, más moderada.

Los doctores tenían que luchar contra todas estas tendencias: contra la helenizante y cosmopolita de los cultos y contra el tibio mesianismo de los pobres de espíritu. Luchaban tercos y taimados, ora con dulzura, ora con violencia, sin perder de vista su objetivo: la unidad de la Ley.

Y lucharon con éxito. La gran mayoría de los judíos confiaba en ellos, se sometía a su mandato. Supeditaron toda su vida a sus ritos y preceptos, desde el amanecer hasta la noche: comían y ayunaban, oraban y maldecían, festejaban y trabajaban cuando ellos se lo ordenaban. Renunciaron a sus ideales y opiniones, se cerraron ante los gentiles con los que hasta entonces mantenían amistad. El amigo rehuyó al amigo si se trataba de un gentil. El vecino al vecino, el amado a la amada. Aceptaron el yugo de esos seiscientos trece mandamientos y prohibiciones, llevaron una vida estrecha y yerma, y sobrevivieron gracias a la idea de que eran el *único* pueblo, el pueblo elegido de Yahvé, y gracias a la ardiente esperanza de que pronto aparecería el Mesías en toda su gloria para someter a los pueblos ciegos al único capaz de ver. Contemplaban la arrasada Jerusalén, y aquella Jerusalén inexistente unía a los judíos, a los de Israel y a los dispersos por todo el mundo, más estrechamente que el Jerusalén que un día albergara, blanco y dorado y visible para todos, el Templo de Jehová.

Mucho antes de que amaneciera los judíos se agolparon en la cubierta del *Gloria;* les habían dicho que aquella mañana verían aparecer la costa de Judea. Expectantes, miraban hacia Oriente, que comenzaba a alborear. La mayoría se había puesto sus mantos de oración rectangulares a rayas negras con sus valiosas

bandas azul púrpura y se habían anudado las filacterias en la frente y los brazos. Durante mucho tiempo no vieron más que un vapor de nubes. Después surgieron tenues contornos violetas; sí, aquéllas eran las cárdenas montañas de Judea. Y ahora ya podía distinguirse incluso la verde cima del Monte Carmelo. Inspiraron profundamente, se aceleraron sus corazones. El aire que les llegaba de su tierra era distinto al de otros lugares, más ligero y limpio, más puro, les hacía pensar más deprisa y daba brillo a sus ojos. Con fervor recitaron la bendición: «Bendito seas, Yahvé, nuestro Dios, que nos permites ver este día».

El actor Demetrio Libán había vivido unas semanas muy duras. Durante la mayor parte del tiempo había permanecido tumbado en su camarote, lívido, mareado, acuciado por las convulsiones, rogando que le llegase la muerte. Pero ahora que tenía ante sí su objetivo sentía que no había pagado demasiado cara su peregrinación al país de Yahvé.

Josef se mantenía alejado de los demás, aunque sin mostrar presunción alguna. Pero contemplaba con ojos no menos ardientes aquel pálido brillo cárdeno, aspiraba con igual avidez el ligero y excitante aire. ¡Oh, dulces líneas de las montañas, oh, luz tan clara, bendita costa, verde Monte Carmelo! ¡Oh, tierra mía, cautivadora, mágica tierra de Israel, la tierra de Dios!

También los romanos y griegos de a bordo, altos funcionarios, oficiales y ricos comerciantes, acudieron para observar cómo se acercaban a la costa. Con una sonrisa altanera contemplaban al grupo de los judíos que gesticulaban excitados, a los «nativos».

Cuando el *Gloria* atracó por fin en el puerto de Cesarea la policía subió a bordo y separó a los romanos y los griegos de los judíos. Los primeros podían desembarcar sin ser molestados; los judíos tuvieron que esperar y soportar un sinnúmero de complicadas formalidades. Sólo podían bajar a tierra bajo una estricta vigilancia. Se anotaron sus nombres y a la mayoría no se le permitió pasar más de una noche en Cesarea.

Josef y Demetrio Libán poseían unos salvoconductos que exigían un trato especial por parte de las autoridades. A pesar de ello, los retuvieron en el edificio de la policía del puerto y sus quejas no recibieron más que palabras soeces por respuesta. Josef se había vestido con sencillez para aquel viaje y, con la barba que se había dejado crecer, ahora sin rizar y sin anudar como antaño, mostraba un aspecto muy judío.

Por fin apareció el asistente del gobernador para hacerse cargo de ellos. Se mostró extremadamente cortés e increpó a los funcionarios del puerto por su rudeza. Éstos refunfuñaron cuando se hubieran alejado y se ensañaron con los judíos que aún permanecían allí.

A la noche, sentados a la mesa junto a un par de altos funcionarios y varios oficiales, el gobernador se mostró jovial y bullicioso como siempre. En los últimos meses había estudiado las obras de Filón de Alejandría, el gran filósofo judío, mientras preparaba su propio libro sobre los judíos.

—Era muy humano vuestro Filón, eso hay que admitirlo —opinó—, aún más humano que nuestros estoicos. ¿Habéis notado ya que los que más se precian de humanos son siempre los perdedores?

Se rió a su modo, abiertamente, y golpeó a Josef en el hombro.

—Reduce todas vuestras doctrinas a una única regla de oro vuestro Filón: «No hagas a los demás lo que no quieras que te hagan a ti». Suena bien. Pero ¿a dónde iría yo a parar con tales principios? Si no os hiciese lo que de ningún modo podría consentiros, ¿no creéis que mañana tendríamos una segunda revuelta, y, además, con éxito? Quizá quien se siente en esta casa dentro de cien años pueda permitirse ser humano. Pero, si *yo* fuese humano, no habría sucesor dentro de cien años. Por lo demás, hay un punto en el que me he mostrado tan humano con vosotros que me cuesta justificarlo ante el Palatino. En este país todavía hay gente que, según se descubre, participó en el levantamiento. Como es natural, los apresamos y confiscamos sus bienes. ¿Sabéis que los doctores de Yabne han dado orden de boicotear las subastas en las que rematamos esos terrenos confiscados? No reconocen la legalidad de nuestras confiscaciones. ¿No os parece que con ello violan la autoridad del Estado? Y yo lo tolero.

Sonrió astuto, confianzudo.

—Gracias al boicot de los judíos las tierras de por aquí les salen muy baratas a mis romanos y a mis griegos. Yo que vuestros doctores no habría ordenado el boicot. Sea como fuere, en este caso no se pueden quejar de falta de humanidad —y, más tarde—: Quizá hayamos sido demasiado duros en ocasiones. Pero algún resultado hemos tenido, hemos hecho de vuestra Judea un lugar próspero, mi querido Flavio Josefo. Siento curiosidad por saber qué me diréis en vuestra calidad de experto. Y vos, estimado Demetrio —prosiguió volviéndose hacia el actor—, debéis fijaros sobre todo en la antigua Siquem. Ahora se llama Nápoles Flavia, y en dos semanas estará concluido el teatro; en septiembre lo inauguraremos. Los juegos que daré serán el asombro de todo Oriente, debemos desbancar a Antioquía. Sería fabuloso, querido Demetrio, que os decidieseis a intervenir en ellos. No somos el Palatino, pero en cuanto a los honorarios —

dijo, tentando al actor ruda y abiertamente—, no tendríais queja. Y el público que encontraréis aquí es al menos igual de receptivo que el romano. Somos agradecidos. Tenemos un hambre de siglos. ¿No es cierto, señores? —añadió, exigiendo la aquiescencia de sus funcionarios.

Demetrio le replicó con evasivas, pero el gobernador no cejaba.

—Debéis acompañarme los dos a Nápoles Flavia —insistió—, y me permitiréis que os enseñe mi ciudad personalmente. Nápoles Flavia, eso os lo puedo decir desde ahora, se convertirá en el centro cultural no sólo de Judea, sino de toda Siria.

Con aquellas maneras tiernas y exaltadas trataba de ganarse sus simpatías.

Hacía tiempo que Josef había percibido, admirándola a su pesar, la seguridad con que los romanos eran capaces de tomar posesión de algo, y aquel primer día en Cesarea le proporcionó una nueva prueba. Debía reconocer, aunque le rechinasen los dientes, que Flavio Silva era el hombre más adecuado para romanizar la provincia. En el siglo y medio que duraba su dominio los judíos no habían logrado hacer suyo al país en la medida en que Silva lo había hecho en los ocho años de su gobierno.

Josef se lanzó a recorrer el país y a observar. Al principio evitó los lugares donde habitaban predominantemente judíos, cruzó la Samaria, poblada por los sirios, en dirección noroeste, a través de la tierra de las cien ciudades, hasta llegar a la frontera del Auranitis. Allí había vivido Job. Con gesto mecánico, mientras reflexionaba, recogió una de aquellas piedrecitas redondas color violeta que la candorosa simpleza de los nativos tomaba por gusanos petrificados que habían caído a tierra de las llagas de Job.

—Sí, hombre —le dijo el arriero que conducía su asno—, cógelas, llévatelas de recuerdo. Ojalá te enseñen a no olvidar a Yahvé en la dicha y no disputar con él en la desgracia.

Y, al recorrer Josef a primera hora de la mañana un páramo montañoso, encontró el suelo cubierto de esos dulces tallos granulosos que más al sur muchos tomaban por maná.

Después se dirigió de nuevo al oeste, cruzó los dominios del rey Agripa y pisó por fin suelo judío: Galilea. En aquella región había vivido el período álgido de su vida y su mayor humillación. Igual que entonces, cuando llegó aquí por primera vez siendo comisario del gobierno jerosolimitano, lo emocionó en lo más profundo la belleza de la tierra galilea. Rica y fértil, con profusión de valles, colinas y montañas, con su lago Genezaret y sus doscientas ciudades, era un auténtico paraíso bajo un aire inexplicablemente puro.

Desde luego, el número de judíos que allí residían había mermado mucho. El nombre del país significaba «cantón de los gentiles», pues había tardado mucho en caer bajo la férula de los judíos, y Flavio Silva había aportado lo suyo para dotar de nuevo de contenido a aquel nombre. El país estaba romanizado. Una tupida red de excelentes carreteras unía sus numerosas colonias: calzadas romanas bordeadas de estatuas dedicadas a Mercurio, el dios del tránsito. Todavía no se habían concluido, y para aquella ingrata tarea se servían fundamentalmente de trabajadores forzados judíos, restos del botín de guerra. El gobernador, tal como le explicó a Josef el ingeniero jefe, esperaba que de ese modo las comunidades judías se esforzarían aún más en reunir el dinero necesario para la liberación de los esclavos al ver que no se les concedía precisamente un trato de favor. El rescate cubría además con creces el coste que entrañaba la construcción y el mantenimiento de las carreteras.

De modo que Josef recorrió el país por aquellas buenas calzadas a lomos de caballos o asnos alquilados. No reveló su nombre, no sonaba bien allí. Trece años antes había cabalgado por la región a lomos de Flecha tras el estandarte con la insignia de los rebeldes macabeos. Allí había librado su magnífica e insensata guerra. Ahora todo había terminado, su gloria y su caída, y no descubrió rastro alguno de entonces. Las ciudades y fortalezas destruidas se habían vuelto a erigir y ahora eran aún más bellas; un inteligente sistema de riego hacía la tierra más fértil de lo que lo fuera antes de la guerra. Por lo general, Josef no era dado a apreciar la belleza de un paisaje, pero aquél siempre lo fascinaba. Era el cantón de los gentiles, Galilea, pero, a pesar de todo, tierra judía, su tierra, patria luminosa, dulce, olorosa. Ávido, disfrutó del aire puro, de su luz tenue y clara.

Josef se dio cuenta de que la rigidez patriótica y el oscurantismo doctrinal de los doctores impulsaba a muchos galileos a adoptar la fe de los mineos, de los llamados cristianos.

Deambuló por el país y, como era historiador, trató de recoger información acerca del hombre que esos mineos veneraban como su Mesías. Creía saber algo de aquellos que en el transcurso del siglo habían sido convocados ante los tribunales como falsos profetas; pero del Jesús de los mineos no había oído nada. Según se decía, aquel Jesús había sido crucificado siendo gobernador Poncio Pilato. Pero si fue crucificado no podía haberlo condenado ningún tribunal judío: la crucifixión era una pena que sólo imponían los romanos. Si hubiera sido condenado por los judíos por proclamarse el Mesías ellos mismos se habrían encargado de ejecutarlo, por lapidación: tal era la Ley. Poncio Pilato, eso era cierto, había ordenado

crucificar a un samaritano que se tenía y afirmaba ser descendiente de Moisés el legislador, y el Mesías; a él pertenecían los antiquísimos cálices sagrados que su antepasado había enterrado en el monte sagrado de Garizim. Cabía pensar que los mineos atribuían a aquel hombre rasgos de otros mesías.

En cualquier caso, Josef, el historiador, aprovechó su estancia en Galilea para seguir las huellas del Jesús de los mineos. Preguntó aquí y allá. Preguntó en Nazaret, donde se decía que había nacido, preguntó junto al lago Genezaret. Pero en Nazaret y en el lago Genezaret le respondieron: «No sabemos nada», y en Magdala le dijeron: «No sabemos nada», y «No sabemos nada», le replicaron en Tiberíades y en Cafarnaúm.

En Cafarnaúm Josef pasó junto a una taberna, una casa descuidada ante la que pendía una bandera, signo de que habían recibido vino nuevo. Recordó que tiempo atrás había entrado en aquella taberna, donde conversó con unos galileos acerca del Mesías. Entró en ella.

Era la misma estancia de techo bajo de entonces, mal ventilada, y como entonces había algunos hombres sentados en torno a la gran mesa. El mesonero era otro y las gentes eran otras, pero discutían igual que antaño.

Hablaban torpemente en su tosco arameo, las frases brotaban lentamente de sus bocas, pero parecían alterados. Uno, al que llamaban «Hijodequeso» con lo que parecía ser un apodo, les acababa de referir que el alcalde había recibido de los doctores de Yabne un nuevo aviso, muy estricto, que se leería el sábado. Los de Yabne querían prohibir ahora en toda regla que se preparasen las aves con leche, el plato nacional y predilecto de Galilea.

Los hombres maldijeron. Hacía siglos que se debatía si la prohibición de cocer la carne en leche debía afectar también a las aves o si éstas constituían, como el pescado, un tipo especial de alimento. Una y otra vez Jerusalén había tratado de prohibir a los galileos su pollo en salsa de nata; pero, por muy estrictamente que cumpliesen los campesinos galileos el resto de los preceptos, en ese punto no cedieron. Era un viejo privilegio, no permitirían que se les arrebatase por mucho que se los injuriase tachándolos de zafios y labriegos. Lo que Jerusalén no había logrado quitarles, ¿iban a dejar que se lo prohibiese ahora Yabne? Los doctores no atienden a razones. Desde que no les respalda ni el Templo ni el poder del Estado se muestran cada día más exigentes. Hijodequeso ordenó al mesonero que le preparase, precisamente por eso, un pollo a la nata.

—Dos pollos —rectificó—. El señor también está invitado —dijo volviéndose con una expresión de franca hospitalidad a Josef—. ¿O acaso el señor viene de Yabne? —le preguntó en tono amenazador—. ¿Está de acuerdo con los doctores? ¿Nos desprecia por ser unos incultos labriegos galileos?

Josef se apresuró a responder lo mucho que lo honraba la invitación, y se sentó a la mesa de aquellos hombres.

Éstos prosiguieron su disputa sobre los doctores.

—Eso de prohibir la salsa de nata para las aves —opinaban— no es más que el principio. Prohibirán cada vez más cosas. Llegará un momento en que nos prohibirán incluso hablar de las cosas de Dios. Podrán imponernos cada vez más preceptos, y más difíciles; lo cierto es que no quieren que el hombre común medite sobre Yahvé. Están celosos de su Yahvé, esos señores de Yabne, quieren tener el monopolio, lo envuelven en misterios y nos excluyen de su vista. Se expresan de tal forma que no se les entiende. ¿Quién, por ejemplo, es capaz de entenderlos cuando explican la caída de Jerusalén? Hay otros que la interpretan mucho mejor. ¿No es cierto, Tajlifa? —dijo uno volviéndose hacia un joven de pelo largo y greñudo que permanecía allí sentado en silencio.

Josef miró interesado al joven. Aquél era al parecer uno de esos mineos o cristianos. Era un hombre fuerte, musculoso, enjuto, de aspecto bonachón; sobre una nuez enorme y un mentón de líneas suaves tenía una boca ancha en la que asomaban unos dientes cariados.

—Señor Tajlifa, ¿podrías decirme —le rogó muy cortés volviéndose hacia él—, por qué fue destruida Jerusalén?

El joven volvió afable su rostro hacia el desconocido y replicó:

—Ha sido destruida porque había asesinado al profeta del Señor y se mostró insensible ante el Ungido.

Quiso seguir hablando. Pero aquel que llamaban Hijodequeso golpeó torpemente a Josef en el hombro confiándole:

—Sí, noble extranjero, si queréis saber algo preguntádselo a Tajlifa. Está bien que alguna vez seamos nosotros quienes expliquemos a Dios y las cosas divinas, y no sólo los doctores. Están tan engreídos que tienen a cada uno de sus pedos por santo y por dogma. ¿No es así? —inquirió agitando sus enormes manos —. ¿Acaso entendéis algo de lo que se dice en Yabne? —y acercó a Josef su rostro hinchado por el vino.

Éste se cuidó de retirarse y le replicó comedido:

—A veces me parece que los entiendo, a veces no.

El borrachín se tranquilizó. Josef rogó a Tajlifa que prosiguiese con su explicación.

—Nuestros padres —refirió Tajlifa en tono objetivo— no han reconocido al Mesías. Él envió señales y obró milagros, pero los doctores no quisieron verlo porque eran avariciosos de su Yahvé y no querían tolerar que alguien difundiese su nueva por todo el mundo. Querían encerrar a Yahvé como un usurero encierra sus dinares y pagarés. Veneraban más la casa visible de Yahvé que la invisible donde mora. Por eso Yahvé permitió que un Mesías emanara de él. Pero los doctores seguían sin querer ver. Entonces Yahvé destruyó el Templo, vacío y sin sentido como la casa de una crisálida que la mariposa ya ha abandonado, para que todos pudieran ver. Y por eso nosotros decimos: el Mesías ha venido. Se dejó matar para redimirnos de nuestro pecado, que pesa sobre nosotros desde los tiempos de Adán, y después resucitó. Su nombre era Jesús de Nazaret.

Hijodequeso volvió a inmiscuirse.

—¿Es una buena explicación o no? —le preguntó a gritos.

—Es sencillo. Cualquiera puede entenderlo, también vos, noble extranjero. Los doctores tienen gusanos en el cerebro. Dicen que creen en la resurrección. ¿Por qué no iba entonces a resucitar el Mesías? ¿Eh? —le preguntó excitado a Josef, acercándosele de nuevo.

—Deja en paz al señor, Hijodequeso —saltaron los otros tratando de retenerlo—. No ha dicho nada contra ti.

—¿Cuándo ocurrió eso, cuándo lo mataron? —le preguntó Josef al mineo.

—Dicen que hace siete veces siete años —respondió Tajlifa.

—He oído —replicó Josef— que pasó su juventud aquí, en Galilea. Alguien quedará de los que lo conocieron. Pero yo no he encontrado a ninguno.

—¿Cuándo es posible saber algo de un profeta en su propia tierra? —opinó el mineo—. Y después llegó la guerra, y muchos que lo conocieron tal vez hayan muerto o estén desterrados.

—Era galileo —dijo otro—, de eso podemos jactarnos. Pero los doctores no lo quieren porque era galileo. No les gusta nada que proceda de Galilea.

—Por eso también nos prohíben el pollo en salsa de nata —exclamó otro furioso.

Y un hombre de cierta edad añadió:

—Los doctores no quieren admitir que uno redima las faltas de otro. Nos quieren imponer cada vez más pecados y más prohibiciones.

Hijodequeso, que ahora se encontraba en el otro extremo de la mesa, se tumbó iracundo sobre ésta y, en tono amenazador, le espetó a Josef el refrán que dice: «Cuando la carga se vuelve demasiado pesada el camello no se levanta».

—Ten cuidado, Tajlifa —le dijo uno al mineo—, dentro de poco nos prohibirán que nos sentemos a tu lado. Incluso ahora nos advierten que no debemos discutir con vosotros sobre vuestras doctrinas y vuestro Mesías.

El mineo se encogió de hombros.

—Sería para mí una pena, hermanos y señores míos —dijo con su usual dulzura—, no poder sentarme a vuestra mesa.

Hijodequeso arremetió contra él.

—¿Qué? ¿Ya no quieres tratarte con nosotros, mariquita?

—Si debo elegir entre la palabra del Ungido —respondió comedido, aunque firme, el mineo— y la palabra de los doctores, acataré la del Ungido.

—¡Ya te enseñaré yo a quién tienes que acatar…! —exclamó Hijodequeso a punto de emprenderla a golpes con él. Pero los otros lo detuvieron.

—Dime por favor, señor Tajlifa —le rogó Josef de nuevo—, ¿en qué se distingue vuestra doctrina de la de éstos?

—Yo creo —respondió Tajlifa— que el Mesías nos redimió a todos con su muerte. Así enseñó el camino al Reino de los Cielos también a los que no son sabios como los doctores, sino pobres de espíritu, y que carecen de esos complicados conocimientos de la Ley.

—¿Pero seguís respetando la Ley? —quiso saber Josef.

—Jesús, nuestro Ungido —respondió Tajlifa—, no ha abolido la Ley, ha venido para que se cumpla. Nos atenemos escrupulosamente a la Ley.

—¿Significa eso —preguntó Hijodequeso, de nuevo muy cerca de él— que no probarás mi pollo a la nata, so perro, si te lo ofreciese?

—De ningún modo. No deseo disgustarte —replicó el joven en tono benévolo y burlón tras un breve silencio, y todos rieron.

Los hombres bebían lentamente aquel vino negro, empalagoso. Del fogón les llegaba el denso humo del fuego que el mesonero había encendido para guisar los pollos y que llenaba la enmohecida estancia.

—Todos queremos que la doctrina sea una —le dijo a Josef un hombre de cierta edad—. Pero si los de Yabne siguen complicándonos la vida de ese modo terminaré por pasarme a los mineos. La Ley está bien, pero verdaderamente sólo tenemos dos hombros para cargar con ella, y la fe de los mineos es ligera. No se trata tan sólo de la salsa de nata. Lo peor es que no nos permiten comprar tierras en las subastas romanas. ¿Cómo vamos a resistir frente a los sirios si los terrenos son cada vez más baratos y no nos dejan comprarlos?

Josef pensó con disgusto en las cifras y estadísticas de Juan de Giscala. Pero antes de que pudiese seguir con sus preguntas pusieron al fuego los pollos, y los hombres dejaron de hablar de los doctores y del Mesías, se acercaron al hogar, oliscaron, chascaron la lengua y se pusieron a dar consejos al mesonero.

Cuando llegó a Giscala Josef escuchó a las gentes hablar de Juan con rencor. El liberto Junio Juan había hecho caso omiso del boicot que ordenaran los doctores y había comprado algunos de los terrenos confiscados por los romanos sin el menor escrúpulo. Los galileos tomaron por una cínica provocación que el hombre que en su día condujese a aquella región a la guerra les arrebatase ahora, como liberto romano, parte del botín de guerra a los romanos.

Josef sabía que su viejo enemigo había regresado al país. Lo tentaba la idea de ir en su busca. Vaciló. Finalmente lo hizo.

Juan sonrió satisfecho al verlo. Le enseñó sus terrenos. Habría resultado más ventajoso comprarlos en el sur, en Judea, donde el propio Josef tenía los suyos. Pero Juan siempre había sentido cierta debilidad precisamente por Giscala. Los terrenos que ha comprado son grandes. Sus vasta hacienda aún está abandonada, pero es fértil, da trigo, olivos, frutales, viñas. Piensa con regocijo en el aspecto que tendrá dentro de tres años. Y le ha salido increíblemente barata. Las gentes de aquí están locas por no haberle arrebatado hace tiempo al Gobierno estos terrenos tan buenos. El boicot a las subastas es ridículo. Con ello sólo consiguen incrementar el número de extranjeros. Si la cosa sigue así, los sirios y los romanos se harán con todo el suelo de Judea a cambio de una algarroba seca. Él, Juan, no piensa colaborar. Ha cogido lo que ha podido. Es un escándalo que los demás no sigan su ejemplo. Tiene intención de viajar a Yabne en un par de semanas para hablar con los doctores. Esos señores son unos ideólogos que viven de espaldas al mundo. No entienden de números. Y al decir esto sonrió a Josef de soslayo.

—¿De qué les vale —le confió más tarde— seguir azuzando a las masas contra los romanos? Su odio parece algo abstracto. Sería más sensato batirse con los romanos practicando una competencia inteligente en lo económico, no en el terreno político. No haremos más que tirar piedras contra nuestro propio tejado si no nos avenimos. El país entero está lleno de ellos, y cada cual ha de convivir con sus vecinos romanos, sirios, o griegos.

»Tomemos, por ejemplo, el asunto de los bueyes. Los doctores prohíben que se les castre. Pero cuando no se tienen más que vacas y ningún animal de tiro, ¿qué se puede hacer? Hasta ahora solíamos dirigirnos a nuestros vecinos sirios o romanos para pedirles que nos robasen algún toro y nos lo restituyesen como buey. Los sirios nos hacían el favor de buen grado, y con ello se zanjaba el asunto. Pero ¿qué ocurre ahora? Por menos de cuarenta sestercios no hay quien le robe a uno un toro, y encima hay algún canalla que se permite la broma de devolver al toro tal cual. ¿Qué podemos hacer? Ni siquiera podemos denunciarlo, pues este pacto atenta contra las buenas costumbres.

Josef escuchaba. Naturalmente, Juan tenía razón. Pero si él mismo, sin haber estado nunca en el extranjero, formase parte del Colegio de doctores de Yabne, seguramente opinaría como ellos. Había que cercar la doctrina, ¿pero dónde debían colocar la cerca? Ya en una ocasión se quiso helenizar al país, y el judaísmo estuvo a punto de disolverse.

Se encaminó hacia el sur y llegó a la propia Judea. En cuanto pisó el país, poblado casi exclusivamente por judíos, se mostró aún más reservado. En la bella ciudad de Tamna, por ejemplo, en la cordillera Efraím, se alojó en la modesta casa de un aceitero con el que mantenía relaciones comerciales el administrador de sus posesiones. Josef rogó a su anfitrión que no citase su nombre. Sin embargo, pronto lo reconocieron éste y el de más allá, y al cuarto día se presentó a verlo el presidente de la comunidad judía acompañado por dos miembros del Consejo de la ciudad con una petición.

Era la siguiente: hacía tiempo que reinaba cierta animadversión entre el alcalde griego de la ciudad de

Tamna y la gran mayoría judía del Consejo. Cuando, recientemente, el alcalde griego entregó a cada uno de sus miembros, para que lo besasen y le rindiesen honores, el documento por el cual el senado comunicaba a la ciudad de Tamna la Ley de Antisto que prohibía la circuncisión, el iracundo concejal Akiba creyó adivinar una sonrisa irónica en el rostro del alcalde, perdió la compostura y, en lugar de besar el documento, escupió sobre él y lo rompió en pedazos. Habían enviado al concejal a Cesarea, reo de un delito contra el Imperio, y los jueces romanos presididos por el gobernador lo habían condenado a morir en la cruz. Pero en su calidad de ciudadano romano Akiba hizo uso del derecho a apelar a los jurisconsultos imperiales de Roma. Ahora esperaba a que lo condujesen a la capital. Entre tanto, los judíos de Tamna enviaron legaciones a Flavio Silva para obtener el perdón del gobernador aduciendo que Akiba había sufrido un ataque repentino de locura.

De modo que ahora se presentaban ante Josef para solicitar que aprovechase su influencia en Cesarea en favor de su compatriota. Los caballeros se mostraron al tiempo cohibidos y arrogantes. Rogaban y exigían. Por su forma de expresarse, a Josef le pareció entrever que, tras el dolor que había causado a la totalidad de los judíos, le creían obligado a ayudar a todos y a cada uno de ellos.

Durante aquel viaje se había vuelto más modesto. Que todos se dirigiesen a él no halagaba su vanidad, y el modo en que se lo exigían no lo ofendió. Respondió sencillamente:

—Veré si puedo hacer algo por vuestro conciudadano.

—Muy pobre es la respuesta que nos dais, doctor Josef —le replicó un miembro de la comisión en tono hostil—. Nos tratáis como a molestos suplicantes. Ya veo que no habéis olvidado nada. Desde el principio temí que os resultaríamos molestos y desaconsejé venir a veros.

Un año antes Josef le habría replicado con altivez. Ahora calló. Ni siquiera sonrió ante las necias sospechas de ese hombre que pensaba que Flavio Josefo sin duda descargaría en aquel Akiba toda su ira por la actitud hostil de los judíos. Se limitó a decir:

—He visto a muchos hombres colgando en la cruz. Quiero ayudar a Akiba. Pero también quiero ayudar a muchos otros, y mis fuerzas son escasas.

El presidente le dijo entonces:

—Os hemos expuesto el caso. Desde luego no se trata tan sólo de Akiba: se trata de todos los judíos de Tamna, una de las pocas ciudades de este país que siguen siendo judías, pero que tal vez no seguirá siéndolo por mucho tiempo. Haced lo que os parezca justo, doctor Josef. Fui yo quien recomendó venir a veros, y sigo pensando que no fue una mala idea.

Por fin, tras algo más de un mes, Josef se decidió a ir a ver sus propiedades. Eran tres terrenos grandes en una región situada entre las ciudades de Gazara y Emaús. Abarcaban serranías cuajadas de abedules, colinas con sicomoros y llanuras llenas de palmeras.

Su administrador Teodoro bar Teodoro, un hombre tranquilo, astuto y de cierta edad, recibió dichoso a Josef. Ordenó que se sacrificara una oveja particularmente gruesa y sirvió a su amo la parte más suculenta, el rabo. Sus modos, aquel aire reposado y taimado, le recordaron a Josef un poco a Juan de Giscala.

A caballo, con el administrador a su lado, recorrió sus propiedades, atravesó las terrazas llenas de vides y olivos, cabalgó entre palmeras datileras y trigales, entre granados, avellanos, almendros e higueras. Allá en lo alto se erguía, antiquísima y obstinada, la ciudad de Gazara con los fuertes que los romanos les arrebataran. La administración de sus terrenos le pareció ejemplar, se empleaba en ellos a doscientos setenta esclavos de aspecto cuidado, entre los que se contaban muchos negros, y su trabajo estaba bien organizado. Era una lástima que, a pesar de tanto esfuerzo y habilidad, no pudieran obtener una renta mayor de aquellos fértiles terrenos.

Teodoro bar Teodoro explicó a su amo las causas. Los terrenos estaban bajo la jurisdicción de la ciudad de Gazara, que no gozaba del estatuto de colonia, por lo que los impuestos y tributos que debía pagar eran muy altos. La ciudad de Emaús, habitada casi exclusivamente por soldados romanos veteranos de la guerra, disfrutaba de los privilegios de las ciudades coloniales y se negaba a incorporar sus propiedades a su municipio. Los motivos aducidos eran incongruentes. El capitán Pedán, por ejemplo, vecino de Josef, había obtenido al retirarse unos terrenos que en muchos puntos se adentraban en las posesiones de Josef y que en gran parte se encontraban más cerca de la ciudad de Gazara que de la de Emaús. A pesar de todo, la hacienda completa del capitán pertenecía a Emaús, de forma que, a pesar de ser menor y estar peor administrada que los bienes de Josef, daba una renta más alta debido a su escasa contribución. El capitán Pedán podía vender sus productos en Emaús libres de impuestos, mientras que Teodoro bar Teodoro debía hacerlo en la ciudad de Gazara o en Lida, donde había de abonar unos impuestos altísimos. Además, la

mayor parte de la población judía se negaba a comprar productos procedentes de las propiedades de Josef por haberlo repudiado Jerusalén, y los griegos y romanos de Lida y de Gazara se aprovechaban de ello. Con sentimientos encontrados contemplaba Josef aquel fértil suelo suyo, aquella grasa, aquel aceite y aquel vino que no hacían más que alimentar a los extranjeros que conquistaron su tierra.

Mientras Josef cabalgaba lentamente junto a él sobre el asno, que avanzaba cauteloso, el administrador siguió relatándole las muchas dificultades que los deparaba tener por vecino al capitán Pedán. Entre ellas estaba el asunto de la conducción del agua. Sería beneficioso para ambas partes que se prolongase el magnífico acueducto de Emaús hasta Gazara. La comunidad de Emaús se ahorraría mucho dinero, y ellos aún más. Pero la municipalidad de Emaús se negaba. La culpa la tenía el capitán Pedán. Titular de la corona gramínea y favorito del ejército, era el mandamás en Emaús. Las razones que aducía contra la realización del proyecto eran, al parecer, de carácter personal; pues él, a quien el nuevo canal abastecería en primer lugar, sería el principal beneficiario.

Josef dijo que iría a ver al capitán Pedán. En realidad, no pensaba hacerlo por las razones que el administrador acababa de exponerle, lo que le tentaba era ver al hombre cuya mano había acelerado el incendio del Templo y cuyo nombre no citaba en su libro. Pues su nombre debía ser olvidado.

Hasta el tercer día de su llegada, no visitó Josef el terrazgo llamado «Pozo de Yalta», donde vivía Mara. El terrazgo estaba yermo, según le refirió el administrador, pero Mara se había empeñado en hacerlo prosperar.

Josef se encontró a Mara en la viña vestida con ropa de trabajo, con los pies desnudos y sucios de tierra y un gran sombrero para protegerse del sol. No había anunciado su visita, y no estaba seguro de que ella supiera de su llegada. Permanecía en cuclillas sobre la tierra abriendo, al parecer, surcos para regar las vides. Al verlo se quedó como estaba, echó la cabeza hacia atrás, su rostro ovalado palideció bajo su piel morena, sus ojos se desorbitaron, y, con la voz ahogada por la ira y el miedo, le gritó:

—¿De modo que vienes, asesino del Señor? ¿Te atreves a visitarme? Aléjate de mí, proscrito.

Josef se quedó sin habla. ¿Qué podía replicarle? En buena ley, él tenía razón. Habría podido decirle: ¿quién puede cuidar de un chico de once años? ¿Acaso habría que atarlo? Aunque hubieras permanecido en Roma no habrías podido evitar nada. Pero ¿de qué le valdría? Ni siquiera se atrevía a pensar en ello. Sabía que Simeón había muerto por su culpa. Ningún juez lo habría condenado si se le hubiera juzgado en Roma o en la Sala Cuadrangular del Templo de Jerusalén. Y, a pesar de ello, era culpable. Lo sabía muy bien. Y cuando ella le gritó, demudada, con una vehemencia que jamás le había visto, con aquella expresión salvaje en sus ojos castaños: «Me has convertido en una rama seca. Quise permanecer junto a él, pero tú me arrancaste de su lado y terminaste con su vida», no pudo replicarle nada.

Finalmente habló, a pesar de todo. Estaba de pie, iluminado por el claro sol. Se esforzó y le dedicó amables palabras, pero sabía que era como hablarle a la pared. Ella no dijo nada más. Entonces dio la vuelta y se marchó.

Cuando se volvió de nuevo hacia ella antes de perderse en un recodo del camino vio que lo miraba. Su rostro era ahora distinto. Ya no había ira o miedo en él, tan sólo un inmenso dolor.

Entre los esclavos de Josef había un mineo que, según le refirió el administrador, sabía explicar muy bien las enseñanzas de esa secta, de forma que había llegado a ganar para su fe a algunos de sus oyentes. Josef trató de conversar con él. Pero no era fácil. Aunque se repetía que él mismo fue esclavo en su día no era capaz de sincerarse con aquel hombre privado de sus derechos. Aunque no lo quisiera, había cierto desdén en su tono; llevaba en la sangre el precepto de los doctores que dice que el esclavo ha de considerarse como un bien inmueble.

Pero al conversar con el esclavo samaritano no tardó mucho en perder su rigidez. Josef no sabía cuál era su verdadero nombre; el administrador le había dado uno de los usuales de esclavos, Samuel, «el Obediente», y, como al resto, lo obligaba a llevar la esquila que lo caracterizaba como siervo, equiparable al ganado. Pese a ello y a su diligencia Samuel tenía los modos y la dignidad de un hombre libre. De acuerdo con sus palabras, cuando en la ciudad samaritana de Esdraela quisieron acabar, al comienzo de la revuelta, con los judíos, intercedió en su favor y por ello sus conciudadanos lo acusaron ante los romanos de participar en el levantamiento y fue apresado y vendido como esclavo. Posiblemente fuera cierto, y la sola idea resultaba inquietante. En cualquier caso, Josef decidió indicarle al administrador que en el futuro debía tratar al Obediente como a un esclavo judío, es decir, aplicarle el mismo rasero que al amo en lo que atañía a su vivienda y a sus ropas, de acuerdo con lo prescrito: «Que no ocurra que tú comas pan blanco y tu esclavo negro, que bebas vino añejo y él joven, que duermas sobre jergones y él sobre paja, que vivas en

el campo y él en la ciudad, o tú en la ciudad y él en el campo». Sin duda, aquello no le gustaría al administrador.

Josef conversó con el Obediente sobre las doctrinas de los cristianos, y no tardó en comprobar que el samaritano sabía más que Tajlifa, el de la taberna de Cafarnaúm. Sí, aunque no pudiera considerársele instruido en el sentido en que lo eran los doctores, sí era ducho en la Escritura y en los comentarios transmitidos oralmente. De modo que Josef le preguntó:

—Como veo, Obediente, que conoces bien las opiniones de los doctores, dime, ¿qué es lo que te ha llevado a no conformarte con esas opiniones y a adscribirte a la doctrina de los mineos?

El Obediente respondió:

—Los doctores son avaros de espíritu. Han olvidado la palabra de los viejos profetas cuando decían que Yahvé era el Dios universal. Creen que son los únicos que tienen derecho a impartir sus enseñanzas y a estudiarlas. Y por ello también se mostraron celosos cuando Jesús de Nazaret se proclamó profeta de Dios, y por eso mataron al Ungido. Pero ahora se ha demostrado que Yahvé no es el Dios de los sacerdotes y de los doctores. ¿Por qué si no habría destruido Jerusalén, su sede y antigua casa? A eso no saben qué responder. Hablan mucho de la culpa de otros, y afirman que Yahvé reedificará Jerusalén. Pero eso es una esperanza, no una respuesta.

Allí estaba de nuevo aquel argumento que Josef ya había escuchado en Galilea y que, al parecer, los cristianos tenían por más eficaz. El mineo lo explicaba aún más claramente.

—Yahvé —dijo— ha roto el recipiente que hasta ahora contenía la doctrina, Jerusalén y el Templo. Es imposible extraer otra conclusión que la de que quiere ver expandirse la doctrina por toda la tierra, entre legos y doctos, gentiles y judíos. Quiere demostrar que habita en todas partes donde se cree en él.

El Obediente hablaba con voz queda y grave, pero clara y decididamente. Era un hombre fuerte, curtido por el sol. Cada vez que se movía se oía tintinear la esquila que proclamaba su condición de esclavo.

Josef continuó interrogándolo. Lo que más atraía al Obediente de la doctrina de Jesús de Nazaret era el desprecio por las riquezas y el ensalzamiento de la pobreza, la alabanza de la vida sencilla, la hermandad.

—En las Escrituras se dice: ama a tu prójimo como a ti mismo —dijo—, pero los doctores proclaman la regla de oro: no hagas a los demás lo que no quieras que te hagan a ti. Nosotros nos planteamos mayores exigencias. Nosotros enseñamos que no sólo hay que amar al prójimo como a uno mismo, sino al enemigo, sí, que hay que ofrecer la otra mejilla cuando te golpean.

Y, sonriendo con aíre benévolo, añadió:

—Creo, doctor y señor mío, que sólo puede favorecer a los propietarios de esclavos que nos hagamos cristianos. Pues la doctrina cristiana niega aquella orden que los esclavos paganos heredaron de Canaán, su tierra originaria: amaos los unos a los otros y odiad a vuestros amos, amad el robo, amad la holganza y odiad la verdad.

Josef pensó que aquellos principios éticos de hermandad y desprecio por las riquezas le resultaban familiares de la época en que estudió la doctrina esenia y practicó sus ejercicios morales. En esencia, no se distinguían de los preceptos de los doctores.

—Entonces —preguntó—, ¿en qué se diferencia la enseñanza de los mineos de las demás?

—Por lo que yo sé, aun siendo un hombre inculto —replicó con modestia el Obediente—, la distinguen dos principios. Nosotros creemos que el Mesías ya ha venido, y que no es bueno seguir confiando en que Jerusalén volverá a surgir, que se reedificará en piedra con todo el esplendor de antaño. Y, además, creemos que las obras y el saber son buenos, pero aún mejor la fe. Y la fe es accesible a todos, no sólo a los doctos, sino también a los pobres de espíritu y de formación, como el Obediente, tu siervo.

Entonces Josef le preguntó:

—¿No puedes decirme nada más, Obediente, sobre los hechos y las palabras de tu Jesús de Nazaret?

—Hay uno que vive cerca de la ciudad de Lida —replicó el Obediente—, en Sekanja, un tal Jacob. Ése tiene un librito donde se han consignado las enseñanzas y las parábolas de nuestro Ungido, así como su vida y sus andanzas por las tierras de Galilea y Judea. A pesar de poseer tres grandes heredades, ese Jacob renunció a ellas y ahora es de los nuestros, los Pobres. Hace milagros, cura a los enfermos y libera a los poseídos. Al principio, el doctor Ben Ismael arremetió contra él. Pero tras un par de conversaciones cambió de opinión. Ahora el doctor Ben Ismael busca la compañía de Jacob de Sekanja y a menudo se sienta en el círculo de los creyentes, aunque sus colegas de Yabne no lo ven con buenos ojos.

Josef decidió ir a ver a aquel Jacob de Sekanja.

Antes de la guerra, la Universidad de Lida gozaba de gran prestigio. Ahora, sin embargo, había perdido sus

privilegios, y la reglamentación del rito y la jurisprudencia judía dependían enteramente de los doctores de Yabne, pues los romanos sólo reconocían aquella Universidad. Pero a causa del rigor del nuevo Doctor Supremo Gamaliel varios doctores se retiraron furiosos a Lida, y congregaron a algunos discípulos en torno a sí, a pesar de que no se les permitía graduarse allí. Poco a poco, la ciudad de Lida se convirtió en el centro de reunión de todos los que profesaban las creencias helenísticas o mineas.

El más popular de todos los doctores rebeldes era el joven Janai, llamado el Ajer, «el Otro», «el Apóstata». Hijo único de una rica familia de la vieja aristocracia sacerdotal, era un muchacho muy dotado que ya de estudiante había llamado la atención del Colegio, aprobando su examen con la nota más alta. Pero poco después, Janai, que contaba a la sazón veinticinco años, renegó de la doctrina de los doctores renunciando a la carrera que lo esperaba, ancha y segura, y ahora se le solía ver por Lida con algunos colegas, tanto jóvenes como viejos, denostando los usos y preceptos de los doctores con hechos y de palabra. Sus muchos saberes, su elegante elocuencia, la firmeza con la que exponía su idea de Dios, deslumbraban a muchos. Había escrito en lengua griega un poema sobre el Juicio Final, que hizo imprimir, repartiendo unos pocos ejemplares, y los que lo conocían se habían sentido profundamente conmovidos por aquellos emocionantes y significativos versos. Respetuosos, espantados y admirados, citaban sobre todo las oscuras y heréticas estrofas en las que se describía el horror del mundo ante el Juicio Final y que desembocaban en la duda: «Cuando finalmente venga el Mesías, ¿quién sabe si, tras tantos tormentos, la humanidad tendrá aún fuerzas para recibirlo?». Yabne invitó al joven doctor a comparecer ante el tribunal espiritual, pero no acudió. Prohibieron sus poemas y lo proscribieron. El Doctor Supremo Gamaliel borró con su propia mano su nombre de la tabla de los doctores, donde hacía poco lo había incluido, y le dio un nuevo nombre, precisamente aquel de Ajer, «el Otro», «el Hereje». Orgulloso, Janai se llamó a sí mismo, y obligó a los demás a que lo llamaran a partir de entonces, por aquellos nombres, y los corazones de los jóvenes seguían acercándosele.

Josef había oído hablar de Ajer, sabía que trataba de aunar la sencillez de los creyentes, el estricto método de los doctores y la belleza de la educación griega. Había leído una de las pocas copias que existían de su poema y, por mucho que le disgustase cualquier tipo de mística, no pudo resistirse al oscuro brillo de aquellos versos. De todos los doctores de Lida fue a Janai a quien buscó en primer lugar.

El doctor Janai lo recibió contento, interesado, ligeramente burlón. Le habló en griego, despacio pero sopesando cada palabra, aparentemente sorprendido por el pésimo acento de Josef. Era un poco regordete para su edad, con una frente que se erguía amplia e imponente sobre sus ojillos. Sobre su carnosa boca se alzaba una nariz chata; pero sus movimientos eran rápidos, incluso vehementes, no era capaz de permanecer sentado mucho tiempo y gesticulaba constantemente con unas manos cuya delicadeza llamaba la atención.

Josef no tardó en reconocer que aquel joven apasionado y elocuente podría encontrar muchos adeptos en Alejandría, o en Roma, incluso entre los judíos, que gustosamente lo habrían nombrado su guía. Le preguntó sin ambages por qué vivía en aquella pequeña ciudad de provincia, en un país vencido, despreciado por los vencedores, proscrito por los vencidos. Ajer contrajo su imponente rostro hasta dibujar una leve sonrisa.

—No quiero ponérmelo fácil, doctor Josef —dijo—. Ser un ciudadano del mundo entre los romanos y los griegos no tiene mucho mérito: quiero ser un ciudadano del mundo como judío entre judíos. Y eso a la gente no le gusta, no te lo perdona. Pero sábelo, doctor Josef: sólo si lo soporto, si logro serlo, sólo entonces, creo, habré demostrado algo.

Más adelante habló de la inclusión del *Cantar de los Cantares* y del libro de Cohelet en el canon de las Sagradas Escrituras; hacía diez años que el Colegio de doctores de Yabne era incapaz de tomar una decisión sobre ello. Resultó que Ajer, al igual que Josef, apreciaba el libro de Cohelet más que ningún otro libro de las Escrituras. Habló de cómo habían banalizado los Setenta en su traducción griega los nobles versos del original, y recitó algunos de su propia versión. Mientras hablaban penetró en la estancia, con aire indolente y desvergonzado, una joven muy bella de tez oscura, una de sus libertas como le explicó Ajer. Miró curiosa y sin recato al extranjero, se puso en cuclillas en el suelo, perezosa, exuberante.

—No nos molestará —dijo Ajer—. Cuando no se habla de cosas muy simples no entiende nada. Se quedará ahí sentada, y resulta agradable de ver. Como es de suponer, me critican y me dedican toda clase de maldiciones porque mantengo a mi antigua esclava como si fuera mi esposa. ¿Qué hay de malo en ello? Me gusta más que la mayoría de las mujeres que nadie me tomó a mal que desposase. Pienso mejor y con más agudeza cuando está presente y la miro.

Ordenó que les trajesen vino y dulces. Su casa era bonita, la más hermosa de Lida, de una sencillez costosa; las paredes estaban cubiertas de cuadros. La morena seguía sentada en su lecho. Ajer continuó

hablando del *Cantar de los Cantares* y de Cohelet.

—No entiendo —se mofó— por qué los señores de Yabne vacilan tanto y no excluyen esos libros definitivamente de la Sagrada Escritura. ¿Qué entienden ellos del *Cantar* si me reprenden por leer la Escritura en presencia de mi morena Tabita? ¿Qué entienden de Cohelet si me prohíben ocuparme a mi manera de Satanás y del Juicio Final? Incluso en su forma actual les plantea ya bastantes dificultades la Escritura para hacerla coincidir con las prosaicas normas de su moral nacionalista.

—Y, sin embargo —objetó Josef—, habéis dedicado toda vuestra juventud al estudio de los doctores y de su doctrina.

El rostro carnoso del joven, incapaz de ocultar sus emociones, se llenó de amargo dolor.

—No faltó mucho —replicó— para que siguiera con ellos aún hoy. Mi profesor fue el doctor Ben Ismael. Trató de retenerme con buenas razones. Le dolió que renegara de Yabne. Y eso que fue culpa suya. ¿Conocéis al doctor Ben Ismael? —se interrumpió. Y, como Josef lo negara, exclamó impetuoso—: Un gran hombre, tenéis que verle. Debéis escucharlo. Es el único que todavía vale algo en este país.

Se levantó y se puso a caminar de un lado a otro.

—Me han contado —dijo Josef cauteloso— que el doctor Ben Ismael no goza del aprecio del Doctor Supremo Gamaliel, a pesar de estar casado con su hermana.

—¿Eso os han contado? —le respondió sarcástico Ajer con una sonrisa de lado a lado—. ¿Has oído, Tabita? —dijo acariciando el hombro de la mujer—. A este señor le han contado que el doctor Ben Ismael no goza del aprecio de Gamaliel.

La morena siguió chupando los dulces y, sonriendo, levantó la vista hacia él. Ajer se apartó de ella.

—Os han informado bien, doctor y señor mío —dijo en tono frío e irónico volviéndose de nuevo hacia Josef—. No goza de su aprecio.

—He oído comentar algo de una desavenencia —siguió tanteando Josef— entre él y el Doctor Supremo, en la última fiesta de la Expiación.

—Sí —se mofó Ajer—, también puede llamársele desavenencia.

Aquellos ojillos bajo la ancha frente miraron intensamente a Josef.

—Ben Ismael es un hombre sabio —dijo—, el más docto de Yabne. Y el Doctor Supremo es un político.

Era sorprendente cuánto odio y cuánto desprecio rezumaba en labios de Ajer aquella palabra, «político». —Imposible evitar que surgieran «desavenencias» entre el sabio y el político.

Volvió a sentarse, era evidente que quería dominarse y mostrarse relajado.

—Desde que el Doctor Supremo Gamaliel ocupó su cargo, hubo una y otra vez discrepancias entre él y el Colegio sobre quién debía establecer el calendario y los días de fiesta, si el Doctor Supremo únicamente o todo el Colegio. Por último, este año, a comienzos del mes de Tischri, estalló el conflicto. La mayoría del Colegio, con Ben Ismael a la cabeza, declaró que los testigos de los movimientos lunares del Doctor Supremo no eran fiables. El Doctor Supremo insistió y determinó las fechas del comienzo del mes de Tischri y las fiestas de Año Nuevo, de la Expiación y de los Tabernáculos de acuerdo con las afirmaciones de sus dudosos testigos, y decretó su obligatoriedad anunciándolas por todo el país. Ben Ismael no es un luchador. Se doblegó y cumplió los ritos del primer día del año según lo ordenado por el Doctor Supremo. Aunque también los cumplió en el día fijado por él. Pero Gamaliel no quería concesiones, quería zanjar el asunto de una vez por todas. No le bastaba con que Ben Ismael estuviese dispuesto a celebrar la fiesta de la Expiación el diez del mes de Tischri, según lo estipulado por él. Quería, además, que Ben Ismael *profanase* el día que él y sus amigos habían determinado como décimo del mes de Tischri y el sábado de todos los sábados, su Día de la Expiación. Le ordenó que aquel día se pusiese en camino vestido con las ropas propias del peregrino y se presentase ante él con el bastón, la talega y la alforja. Su intención era que, de ese modo, Ben Ismael anunciase ante el pueblo entero que su Día de la Expiación, aquel supuesto día diez del mes de Tischri, era en realidad un día ordinario de trabajo de acuerdo con lo dispuesto por Gamaliel. El Colegio entero instó a Gamaliel para que renunciara a su plan. No lo hizo. Naturalmente, se apoyó como siempre en la «unidad de la doctrina». Había que enseñar a Israel, insistió insolente e implacable ante el Colegio, que sólo había *una* interpretación de la doctrina sancionada por Dios: la suya. Amenazó a Ben Ismael con la expulsión y el anatema si no se avenía.

Ajer no lograba permanecer quieto en su asiento. Se levantó de un salto, se limpió el sudor de la frente y se puso a caminar de un lado a otro.

—Nosotros —prosiguió— tratamos de convencerlo, en primer lugar su esposa, la hermana del Doctor Supremo. Confiábamos, y con razón, en que, si Ben Ismael se negaba, una gran parte del Colegio se pondría de su parte. Contábamos con poder destituir a Gamaliel. Si Ben Ismael y sus amigos se separaban del Colegio tal vez fuera posible quebrar la ignominiosa dictadura nacionalista del Doctor Supremo. Ben Ismael

gemía. Todo su ser se sublevaba. Lo acosamos con nuestras razones, no le permitimos reposo alguno. Pero aquella diabólica frase sobre la unidad de la doctrina lo había afectado. No se arriesgó a provocar el cisma. Se sometió.

Ajer estaba ahora de pie ante Josef; respiraba con dificultad, su voluminoso rostro parecía sombrío, triste.

—Aún me parece verlo —le contó— llegar a Yabne cubierto de polvo, absolutamente derrotado, aquel hombre vigoroso, como si su ligera alforja pesase un quintal. Los habitantes de Yabne salieron de sus casas y se acercaron al camino, nadie dijo una palabra, todos estaban emocionados, y Ben Ismael subió a duras penas los escalones de la Escuela, donde lo esperaba el Doctor Supremo. Yo he asistido, con quince años, al incendio y la caída de Jerusalén. Pero antes olvidaré aquello que la visión de ese hombre triste, acosado, con el bastón y la alforja. Había aceptado el peso del pecado mortal a causa de esa maldita unidad de la doctrina, era el chivo que carga con el pecado de todos. Cualquiera podía ver cómo lo oprimía aquella carga robándole el aliento. Pero él siguió cargando con ella. Eso es lo que vi. Entonces renegué de los doctores y me marché de Yabne.

Aparentemente, Ajer se avergonzó del patetismo de su narración.

—Pásame los dulces, Tabita —le rogó entonces, y cogió un par de ellos—. A los señores de Yabne les habría gustado que me quedara —dijo para completar su informe—. Habrían estado dispuestos a dejarme por una vez y excepcionalmente a mi Filón y a mi Aristóteles. Hacen semejantes concesiones, sólo hay que mantener la boca callada; si uno encuentra su propia verdad, debe seguir siendo de uno, y, por lo más sagrado, no debe propagarse.

Escupió los dulces.

—La unidad de la doctrina. *Un* Dios, *una* nación, *una* interpretación. Los doctores no nos permiten discutir sobre los libros de los griegos, sobre las emanaciones de Dios, de Satanás, del Espíritu Santo. Con tanto centralismo y nacionalismo conseguirán que las gentes pierdan el juicio. Con su *única* interpretación explican el mundo a partir de la Escritura y le agregan una nacioncilla ridícula, que se deja llevar por sus delirios de grandeza. Si Yahvé no es el Dios del mundo entero, ¿qué es entonces? Un Dios como muchos otros, un Dios nacional. Predican la estrechez, esos señores de Yabne, quieren la Nación y proscriben a Dios. Dicen que se basan en Yojanán ben Zakai. Pero yo apuesto mi Tabita contra una algarroba a que Yojanán habría preferido renunciar al judaísmo antes que verlo tan mutilado y osificado. Yojanán quería llenar el mundo del espíritu judío; Gamaliel está arrojando al Espíritu lejos de los judíos. Las masas no entienden de qué se trata, pero sí notan que hay algo que no funciona con Yahvé y con los doctores. Advierten que el Jerusalén espiritual que se forjan los doctores es aún más estrecho y arrogante que el de piedra, que fue destruido. Por eso hay muchos que se hacen mineos.

El joven trató de dominarse.

—Me estoy dejando llevar —se disculpó—. Sin duda piensas que me anima el resentimiento. Cómo exagera éste sólo porque lo han expulsado y ha caído sobre él el anatema, diréis. Tal vez exagere, aunque no excesivamente. Pero ya basta. Comed, os lo ruego, bebed, contemplad a mi Tabita. Soy un mal anfitrión. Prefiero que me consideréis un cerdo más de la piara de Epicuro a que me toméis por un asno patético.

Contrajo su carnoso rostro hasta esbozar una sonrisa. Pero Josef no era ya capaz de olvidar el dolor que había visto dibujado en aquella cara, aunque sonriera.

Fue en la casa de Ajer donde Josef conoció al mineo Jacob del pueblo de Sekanja, el que obraba milagros, de quien le hablara su esclavo el Obediente. El mineo Jacob era distinto a como se lo había imaginado: carecía de toda pompa y pretensión, era un hombre sin barba, sencillo y cortés; en Roma habría pasado por banquero o jurisconsulto. Se había declarado dispuesto a leer a Ajer y a sus amigos una biografía y una colección de sentencias de Jesús de Nazaret que había compilado uno de sus correligionarios.

Los amigos que había invitado Ajer eran el doctor Ben Ismael y su esposa, Chanah. Ben Ismael, un hombre alto de ojos dulces y mirar fanático bajo una frente imponente y despejada, hablaba poco y sosegadamente, aunque con una voz profunda que parecía llenar la estancia entera; a pesar de la fuerza de su presencia emanaba un infinito cansancio. Por ello, la viveza de Chanah destacaba más: era joven, hermosa, decidida, y se expresaba con vehemencia y prolijidad sobre los asuntos de su marido.

El mineo Jacob procedió en seguida a la lectura.

—Se trata —dijo a modo de preámbulo— de la historia y las sentencias de Jesús de Nazaret, el Hijo del Hombre, tal y como los ha consignado un amigo mío según el relato de un tal Juan Marcos, judío de nacimiento, para nuestra pequeña comunidad de Roma.

Y salmodiando ligeramente como era usual en las escuelas judías, leyó en un griego fuertemente teñido

por su arameo el relato de la vida de Jesús, carpintero de Galilea, dotado de la capacidad de obrar milagros. Sana a enfermos, devuelve la luz a los ciegos, expulsa los malos espíritus de los poseídos. De este modo se gana la confianza del pueblo llano. Asume el combate con los altivos doctores y provoca su ira contraviniendo a propósito los preceptos sobre el sábado y los alimentos. Después marcha a Jerusalén y se enfrenta a los saduceos que sostienen que no habrá resurrección, y a los «Vengadores de Israel», a los que dice que hay que dar al César lo que es del César. Pronto llega el momento en que se le convoca a juicio. El Gran Consejo lo condena a muerte y lo entrega al gobernador Pilato. Reticente, acuciado por los judíos, el romano ordena la ejecución del Hijo del Hombre. Muere en la cruz, es enterrado por un tal José de Arimatea, resucita y otorga a sus discípulos el poder de obrar milagros y de predicar la revelación a todas las criaturas. En su relato se engarzaban aquí y allá sentencias, alabanzas de la pobreza y parábolas.

Josef lo escuchó atentamente. Aquel hombre de cara tan vulgar y voz corriente se sentía, a ojos vista, emocionado por lo que leía. Algo en verdad curioso, pues, ¿qué otra cosa era aquello sino una leyenda como las que tantas veces había escuchado Josef, ataques que los agitadores dirigían a los doctores, informes mil veces narrados y negados sobre personas que se hacían pasar por el Mesías? Realmente, la doctrina de los mineos sólo le pareció apropiada para personas de espíritu muy simple. Le sorprendió comprobar que los demás no parecían compartir su opinión, sino que escuchaban conmovidos con una expresión vacua aunque entregada en sus rostros, como quien escucha buena música.

—Ésta es la nueva, tal y como la ha transmitido mi amigo a los hermanos mineos de Roma —dijo para concluir Jacob de Sekanja, tras lo cual enrolló el pergamino y lo metió de nuevo en su estuche.

Todos callaron largo rato. Sólo se oía la bronca respiración de Ajer. A Josef le pareció que todos esperaban a que hablase él, el extranjero.

—Mucho de lo que he escuchado me ha parecido muy bello —dijo por fin y, aunque el mineo Jacob no había declamado, su propia voz le sonó de pronto sorprendentemente dura y prosaica—. Pero ¿qué hay de nuevo en estas enseñanzas y doctrinas? ¿Acaso no proceden casi todas de la Escritura o de los discursos de los doctores?

El mineo Jacob volvió hacia él su rostro sosegado y desnudo, y Josef creyó descubrir con desagrado un deje de compasión ante sus críticas. Pero Jacob de Sekanja no le respondió. En su lugar habló Ajer.

—El mensaje no es muy nuevo —admitió—. Pero ¿acaso no suena todo más simple, más relajado, blando, de lo que nos parecía antaño? ¿No percibes la conmovedora dulzura que emana de esta doctrina del no-hacer? No luchar más contra los romanos ni contra el mundo, dejar de perseguir el poder en esta tierra, disolverse en Dios, creer sencillamente.

Josef creyó adivinar lo que atraía a Ajer del mensaje de aquel Marcos; pero él no sentía lo mismo. Con cierto aire belicoso, ya que lo irritaba que los demás lo considerasen un tanto obtuso, prosiguió:

—¿Y no hay ciertas contradicciones en el relato de su vida? Si Jesús fue condenado por los judíos por blasfemia, ¿por qué no lo lapidaron? Por otra parte, si los romanos lo juzgaron por proclamarse rey de los judíos, es decir, por perturbar el orden y sublevarse, ¿a qué venía el juicio de los judíos? Y si hubo miles de personas que salieron a su encuentro gritando «Hosanna», si todo el mundo lo conoce, ¿para qué necesitaron los sacerdotes y su gente que Judas lo traicionase? Sin duda, estas objeciones os parecerán prosaicas si consideráis todo el asunto como mera literatura. Pero ¿acaso no lo tomáis por un hecho cierto?

—Yo no sostengo, y ninguno de nosotros lo sostiene —dijo el mineo Jacob muy sereno— que el informe de Marcos, tal y como lo compiló mi amigo, responda a la verdad en el sentido que se le da en las actas jurídicas. Pero sé por propia experiencia que sólo cuando mi alma se llena de fe en el Hijo del Hombre Jesús de Nazaret tengo la fuerza necesaria para sanar a los enfermos.

Habló con la misma sencillez que si dijera: por ese darico os puedo dar seiscientos doce sestercios, un as y dos onzas.

—Si el informe parece verídico a pesar de su inverosimilitud —quiso explicarle Ajer— es seguramente porque para comprender el mundo no bastan *un* principio y *una* verdad. Es posible que Juan Marcos esté refiriéndonos los hechos y opiniones de muchos mesías, que acaban por fundirse en uno solo. En ese caso tal vez sería erróneo hablar de verdad histórica, pero sería igualmente erróneo hablar de literatura. Ambas cosas juntas forman otra cosa.

El doctor Ben Ismael preguntó con su voz suave y profunda:

—Explicadme una cosa, por favor, ¿por qué murió vuestro Jesús de Nazaret?

—Murió —replicó escuetamente Jacob de Sekanja— para redimir a los hombres del pecado de Adán, del pecado original. Pues está escrito: «Los anhelos del corazón humano son malos desde su juventud», y «Ved, nací en el pecado, y con culpa me concibió mi madre».

—Entonces es muy posible —meditó Ben Ismael en voz alta— que el chivo que enviamos al desierto y la

vaca roja sin mácula que sacrificamos sean soluciones demasiado cómodas.

—Una solución muy propia de los doctores —le interrumpió sarcástico Ajer.

Y Ben Ismael concluyó:

—En verdad debe ser un hombre.

Y todos, también Josef, pensaron en aquel Día de la Expiación, cuando se arrastró por los escalones de la Escuela con su bastón y su alforja.

El mineo Jacob proclamó entonces sin levantar la voz, pero con firmeza:

—Jesús de Nazaret cargó con los pecados del mundo entero, no sólo con los de *un* pueblo.

—Es una doctrina peligrosa —dijo Chanah pensativa—, todo en ella es para el santo. Deja muchas cosas al azar. ¿Acaso no favorece excesivamente al santo a costa del justo? ¿No es verdad que en muchas ocasiones resulta más difícil vivir con justicia que morir santamente?

—Por lo que parece —le respondió Jacob cortante, en un tono levemente sarcástico que no todos percibieron—, no habéis llegado muy lejos con vuestra justicia. ¿No fue por justicia por lo que matasteis al Santo? ¿Y no os ha conducido vuestra justicia a que tuvierais que ver cómo destruían Jerusalén?

Josef pensó irritado: allí donde hay mineos siempre se habla de la destrucción de Jerusalén. Sin ese Jerusalén arrasado no existirían.

Jacob se despidió poco después, pues quería regresar a su pueblo, Sekanja. Cuando se hubo marchado, preguntó Josef a Ben Ismael:

—¿Qué es, doctor y señor mío, lo que os atrae de las enseñanzas de los mineos? Lo que ha leído ese hombre no es gran cosa, y, sin embargo, lo escuchasteis con devoción.

Ben Ismael replicó:

—Creo, doctor Josef, que somos demasiado arrogantes; me avergüenzo de haberme jactado de mi saber. Éstos buscan a un Dios simple, y por una vía directa. A veces se me antoja que se acercan más a Yahvé que nosotros con nuestra tortuosa erudición. Y, además, abren sus puertas a todos para que puedan acceder a él, mientras que nuestros preceptos hacen este acceso cada vez más estrecho y difícil.

—Me parece entender lo que decís —asintió Josef pensativo—. Pero ¿qué puede hacer Yabne una vez que Roma prohíbe la circuncisión? ¿Qué hacer con el gentil que desea convertirse? ¿Hay que aconsejarlo que renuncie a la circuncisión y que cometa con ello un pecado mortal? ¿O hay que circuncidarlo y arriesgarse a que los romanos maten al converso y al que lo convierte? ¿Acaso no es culpa de la presión a la que se somete al pueblo judío que los preceptos sean cada vez más estrictos y nacionalistas?

—Hay personas —dijo Ajer— a las que la prohibición de circuncidar les viene al pelo. El Doctor Supremo, creo, no la recibió con disgusto. Le pareció una buena excusa para afinar aún más la doctrina.

—Estoy convencida —exclamó la vehemente Chanah— de que habría estado dispuesto a rogar a los romanos que decretasen la prohibición. Teme a los prosélitos. Quiere mantenerlos alejados. Teme todo lo nuevo, toda mezcla en la doctrina. Antes de adoptar nada nuevo interpreta y despoja a la doctrina de todo lo que hay en ella de rico y profundo. La quiere pobre y escueta, abarcable. Sus creyentes deben ser una única y gran horda fácil de proteger, a cual más comedido y todos en formación, cortados por el mismo patrón. Él es el pastor y el Colegio el perro, y el que no se aviene es sacrificado.

Ben Ismael pasó su larga mano por la frente despejada y manoseó con gesto mecánico sus cejas, alisándolas.

—No digas disparates, querida Chanah —le rogó—. La tarea del Doctor Supremo no es fácil. Tenemos tendencia a expandirnos por toda la tierra. Ha de haber alguien que nos mantenga unidos.

—Ahí lo tenéis, doctor Josef —se lamentó Chanah—. Todavía defiende a quien lo golpea. Sí, ya tenemos unidad en la doctrina, ya hay un marco férreo que mantiene unida a la Ley, pero es tan férreo y tan estrecho que acaba con lo que pueda haber de vivo en ella. ¿Habéis oído hablar de lo que ocurrió el Día de la Expiación, doctor Josef? En esa ocasión Ben Ismael experimentó en carne propia el peso de ese marco.

—Sé razonable, Chanah —le advirtió Ben Ismael con su voz profunda—. No hay ningún modo de mantener unido el judaísmo si no se equiparan los usos y las obras. Hay que recordar a cada cual una y otra vez, de la noche a la mañana, que ahora lo acompañan cinco millones de personas que adoran al mismo Dios. Debe sentir de continuo que forma parte de esos cinco millones y de su Espíritu. De otro modo, el pueblo se disgregará y se extinguirá.

—Y, ahora, con tanta obra y tanto rito, ha desaparecido el sentido y la fe —constató Ajer con amargura.

—No olvidéis —dijo Ben Ismael tratando de apaciguarlos— que hasta ahora Gamaliel no se ha expresado ni una sola vez en contra de los mineos. Éstos celebran sus fiestas con nosotros, acuden a la

sinagoga, nada ni nadie se contamina con su contacto. Cuando los colegas Helbo, o Jesús, o Simón el Tejedor mencionan en el Colegio la pregunta de quién ha de incluirse bajo el concepto «negadores del principio», Gamaliel jamás les dedica una sola palabra de apoyo. Si hoy la doctrina de los cristianos se considera meramente una «desviación», y no una «negación del principio», se debe únicamente a él, pues todos saben que los discursos de mis colegas apuntan sólo a los mineos. Pero él los deja hablar y no saca conclusiones. Gamaliel no ama a los cristianos, pero, eso hay que concedérselo, en lo que atañe al dogma es liberal, tal vez incluso más que yo.

—Porque no sabe nada —constató Ajer.

En ese momento Chanah se irguió.

—Os voy a decir exactamente lo que va a ocurrir —explicó—. A vosotros, doctor Janai, y mi amado Ben Ismael, y conmino al doctor Josef para que de fe de mis palabras cuando se confirme lo que digo. Los señores Helbo, Jesús y Simón el Tejedor seguirán discutiendo en el Colegio dónde empieza la «negación del principio» y dónde acaba, todos sabrán que sus discursos se refieren a los mineos, y nadie los tomará en serio ni sacará conclusiones. Pero cuando Gamaliel haya rematado ese cerco que piensa imponer a la Ley se aprestará a golpear con él cualquier doctrina que no sea de su agrado. Y entonces de pronto las discusiones sobre la «negación del principio» pasarán a ser algo más que meros devaneos teóricos. Conozco a mi hermano. Lo conozco mejor que a ti. Lo conozco desde cuando era un niño y he visto cómo arremetía contra todo el que le llevase la contraria. Los mineos no son de su agrado. No sé de qué modo procederá contra ellos. Pero de que lo hará, estoy segura, y sin duda no como esperamos.

Chanah no hablaba en voz alta, pero subrayaba cada sílaba.

—Todos mis amigos —le respondió Ben Ismael, esta vez con mayor vehemencia— están contentos de que haya mineos en el mundo. Está bien que Yahvé no pertenezca tan sólo a los doctores, y está bien que Yahvé no pertenezca tan sólo a los judíos. Y la doctrina de los cristianos sirve para que esta noción perviva. Jamás permitiremos que se apruebe una moción contra ellos.

—Naturalmente que os resistiréis, querido —replicó Chanah con una serenidad teñida de amargura—, os resistiréis violentamente y esgrimiendo certeros argumentos. Pero después Gamaliel os volverá a hablar de la unidad de la doctrina, y acabarás celebrando un segundo Día de la Expiación.

—Jamás —dijo Ben Ismael. Sus dulces y hermosos ojos adoptaron una expresión fanática, y su profundo «jamás» colmó la estancia por mucho tiempo.

—Cuando se escucha su voz —dijo entonces Chanah con cierto resentimiento, pero más allá de su sarcasmo Josef percibió su admiración y su amor por él— uno cree que su voluntad es inquebrantable. Pero al final todo ocurre como lo desea Gamaliel. Ése de ahí —dijo volviéndose hacia Josef y señalando a Ajer— es demasiado vehemente, y este hombre mío sabe demasiado; y saber demasiado incapacita para la resistencia. Mi hermano no entiende nada, pero sabe lo que quiere y se los mete a todos en el bolsillo con sólo mover un dedo.

—No llegan a veinte los miembros del Colegio, y son setenta y dos, los que apoyarían una moción contra los mineos —dijo Ben Ismael sin alterarse.

—Porque el Doctor Supremo no la apoya —se exaltó Chanah—, porque se muestra neutral. Dejad que enseñe su rostro y veréis.

Josef miraba ora la imponente y despejada frente de Ben Ismael, ora el rostro demudado de Chanah. Aún resonaba en su oído el profundo «jamás» de Ben Ismael. A pesar de todo, le pareció que la ira de Chanah veía más lejos que la modesta confianza de su cónyuge.

Chanah se volvió hacia él.

—Hay *un* modo —dijo— de conservar el sentido y la multiplicidad de la doctrina, al tiempo que se la protege de una nacionalización perjudicial. Vos podéis ayudarnos, doctor Josef. Ayudadnos.

Josef volvió hacia ella su rostro con expresión cortés, pero en su interior se sentía inquieto. ¿Cómo podría ayudar a esas personas? ¿Qué querían de él?

Chanah prosiguió:

—Los romanos toleran las escuelas de Lida, pero no reconocen la autoridad de nuestras doctrinas y decisiones. Yabne podría cerrar nuestras instalaciones de un día para otro. Vos gozáis de cierto predicamento con el gobernador, doctor Josef. Lograd que Roma reconozca a la Escuela de Lida la misma autoridad en materia religiosa que tiene la Universidad de Yabne. Así se quebrará el despotismo de mi hermano, los judíos instruidos podrán seguir cultivando la poesía y el saber griegos, y las masas profesando la doctrina de los mineos.

El disgusto inicial de Josef se transformó en perplejidad, casi en susto. Una vez más lo obligaban a tomar decisiones, lo cargaban con responsabilidades. Había venido a Judea con la intención de recuperar fuerzas

para su actividad en el extranjero. Ahora Judea le pedía que fuera fuerte, a él, al fracasado.

La reunión se había prolongado mucho, el crepúsculo difuminaba ya los muros y volvía imprecisos los rostros.

—Sería hermoso —les llegó la voz de Ajer traspasando aquella penumbra— fundar una universidad aquí, en Lida, no para discutir acerca de los preceptos y los usos, sino sobre Dios y las doctrinas. Una universidad donde no mandasen el sacerdote y el jurista, sino el profeta, donde no se argumentase formalmente, sino que se realizase un esfuerzo por aunar visión y pensamiento, donde se estudie el significado de los viejos preceptos en lugar de enfrentarse por su apariencia y sus gestos. Donde pudiéramos completar al luminoso Filón con el oscuro Cohelet y el oscuro Job. Puedo imaginar que de este modo nos sería dado difundir el auténtico espíritu judío por todo el mundo y ampliarlo en lugar de constreñirlo. Tendría que ser una universidad que predicase a Yahvé no como herencia de Israel, sino como el Dios de todo el orbe, capaz de aunar judaísmo, helenismo y doctrina minea.

Poco podía verse ya del triste y carnoso rostro de Ajer, y en sus palabras no quedaba nada de aquella juguetona ironía tras la que solía ocultar sus íntimos pesares. Josef pensó en los versos que había leído, en las misteriosas y amargas profecías sobre el Juicio Final. Aquel profeta, aquel poeta y poseso era diferente de los demás profetas. Sus ropas no eran de fieltro basto y no se alimentaba de bayas y saltamontes; más bien nutría su grueso cuerpo con viandas escogidas, lo cuidaba con baños y esencias, y convivía con una hermosa mujer morena. Pero lo que emanaba de él no era por ello menos salvaje y apasionado que la voz de aquellos que clamaban en el desierto. Josef sintió cuán grande era el deseo de aquel joven por ganárselo, cuánto ansiaba su aquiescencia para el proyecto de la Universidad de Lida. Notó con qué inquietud aguardaba Ben Ismael su respuesta. Sería fabuloso trabajar con hombres como aquéllos. Estaría bien verter en la propia clara sobriedad algo de la excitante oscuridad de ese joven, de la modesta verdad del anciano. Deseaba decirles: sí, fundaremos aquí una universidad de judíos, griegos y romanos, una escuela de ciudadanos del mundo. Me quedaré aquí. Dejadme trabajar con vosotros.

Pero no era lo bastante joven. Las dudas lo atenazaban y el cansancio y el dolor del país vencido no eran para él un acicate capaz de ahuyentarlas; lo tenían envenenado y lo oprimían. Si hubiera conocido a Ajer o a Ben Ismael unos años antes sin duda habría aceptado. Pero en ese instante calló.

No fue un largo silencio. Pues ante un ruego tan insistente sólo cabía responder con un rápido y cálido «sí», cualquier titubeo equivalía a una negativa. Las grandilocuentes e idealistas palabras de Ajer aún flotaban en la estancia cuando todos sintieron que Josef rehusaba.

Fue Ben Ismael quien lo excusó de tener que responder poniendo fin a aquel silencio embarazoso.

—Volved a la realidad, mi querido Janai —advirtió a Ajer. Y entonces trajeron luz y hablaron de asuntos banales.

En la hacienda de Pedán le comunicaron que el capitán se encontraba en Emaús, en la feria anual. Josef no quería posponer su visita por más tiempo y cabalgó hacia allí.

Recordaba Emaús como una pequeña y hermosa estación termal, y se encontró con una ciudad ruidosa de un tamaño considerable. Flavio Silva había instalado allí al grueso de los ex combatientes que, al concluir la guerra y dejar el servicio, quisieron permanecer en el país. Modernos baños griegos bordeaban los manantiales, y el cabildo y la plaza, centro de la feria, habrían podido encontrarse en cualquier lugar de Grecia. Josef buscó la famosa columna en recuerdo de la victoria que Judas Macabeo alcanzara allí. Pero no la encontró, estaba oculta tras el puesto de un feriante que hacía bailar a un camello sobre un botijo.

Josef anunció su visita a Pedán. Lo oyó berrear y preguntar a sus esclavos con grandes alharacas si no haría mejor en echar de allí al judío. Finalmente Josef fue conducido a una sala grande y desordenada. El capitán, medio desnudo, lo escrutó interesado con su brillante ojo azul y con el ojo muerto de cristal sobre la insolente nariz de grandes fosas.

—¡Josefo! —exclamó—. ¡Mi señor vecino en persona! Hasta ahora sólo había tenido el placer de tratar a vuestro administrador. Un hombre insoportable, vuestro señor administrador. No me deja en paz con su maldito acueducto. Me alegra poder conoceros también a vos. Es decir, en realidad ya nos conocemos de vista, de la guerra. Aunque tal vez no os agrade recordarlo. Me han dicho que en vuestro libro, que tanto alboroto ha causado, no mencionáis al capitán Pedán con una sola palabra. Vuestras razones tendréis. Yo y el ballenato las imaginamos. No soy rencoroso. Jamás fui amigo de los libros. La palabra puede retorcerse y deformarse. Lo importante son los hechos, ¿no es cierto? Ésos quedan.

»La verdad es que no venís en un momento muy oportuno. Uno ya se ha echado sus buenos sesenta a la espalda, quién sabe cuántos años me quedarán. En una feria como ésta hay que echar el resto. Probar de

todo, vinos, muchachas. He mandado reservar una esclava, escandalosamente cara, pero creo que terminaré comprándola. Os lo aseguro, una espalda…, de primera. Por cierto, compatriota vuestra.

»Sentaos. Dejad que os vea. No habéis cambiado demasiado, por lo que recuerdo de vuestra cara. Los dos hemos medrado lo nuestro. Yo al menos vivo aquí a mis anchas, y se me respeta. Somos los amos del país, y está bien saber que uno ha aportado lo suyo a este dominio. Pero ahora decidme, Flavio Josefo, ¿qué sentís al volver a ver eso?

«Eso» había dicho. ¿Cabía imaginar sarcasmo más insolente? «Eso» era el nombre que daban los soldados al Templo: el templo blanco y dorado que durante tanto tiempo se irguió ante ellos, altivo e inalcanzable. El deseo de demolerlo y de pisotearlo con sus botas los había vuelto medio locos, y finalmente la roja y basta mano del capitán Pedán logró derribarlo de verdad.

Josef miró aquella mano. Era una mano ancha de un rojo cárdeno, con un vello casi albino, fea, descomunal. Pero estaba viva; sin duda aún sabía cómo agarrar y asestar un golpe certero. Josef miró al poseedor de aquella mano. Caminaba de un lado a otro ante sus ojos, corpulento, meciéndose rechoncho, con el rostro desnudo, sonrosado, el pelo rubio y encanecido. No llevaba más que una camisa, tal vez acababa de despedir a alguna amante. Pedán, poseedor de la corona gramínea, la más alta condecoración a que pueda aspirar un soldado, podía permitirse el lujo de recibirlo de ese modo; seguramente era capaz de recibir así hasta al gobernador. Se consideraba el mandamás de la provincia, tal vez incluso lo fuera. El aura misteriosa que lo rodeaba tras la guerra lo distinguía aún más que la corona gramínea; pues, a pesar de la absolución del tribunal de guerra, todo el mundo sabía que había sido él quien arrojara la antorcha dentro del Templo.

Y así campaba Pedán por aquel país desde hacía diez años, solazándose insolente bajo su cielo. ¿Cómo podían soportar los judíos de Emaús, de Gazara, de Lida, la vista de aquella mano, de aquel rostro desnudo, el cacareo de aquella boca? ¿Cómo podía soportarlo él mismo, Josef?

—En la medida en que puedo juzgarlo, capitán Pedán —dijo esforzándose por mantener la calma—, me parece que la región es fértil y el clima bueno. Nuestras posesiones, las vuestras y las mías, parecen prosperar. Sin duda podrían prosperar aún más, según me dice mi administrador, si por fin se regulase con sensatez el asunto del acueducto.

El famoso centurión de la quinta legión prorrumpió en una carcajada clara, atronadora.

—En eso probablemente tiene razón vuestro administrador, Flavio Josefo —exclamó regocijado—. Pero, mira: yo no quiero que se regule sensatamente ese asunto del acueducto. Cierto que yo ganaría con ello. Pero vuestro ínclito administrador ganaría aún más. Y, fijaos, eso no me gustaría —al mirar a Josef su ojo vivo relampagueó azul mientras el de cristal permanecía fijo, amenazador; lo había confeccionado Critias, especialista en engarzar ojos en las estatuas—. Según me han dicho —prosiguió— sabéis bastante sobre el ejército romano, mi Flavio Josefo, pero me parece que no comprendes al capitán Pedán. El viejo emperador Vespasiano y el ballenato me han invitado varias veces con insistencia a regresar a Italia. La ciudad de Verona, donde nací, es una hermosa ciudad, y si el titular de la corona gramínea se instalase allí con sus buenos cuartos, ¡por Hércules!, se daría la gran vida. Entonces, ¿por qué, mi Flavio Josefo, perito en la milicia romana, prefiero permanecer en tu piojosa Judea y pelearme con tu administrador, al que ni siquiera puedo, para decirlo en buen romano, zurrarle la badana? ¡Ah!, docto señor. Parece que no sabéis qué responder.

Se le acercó, y le puso tan cerca el rostro desnudo y sonrosado que Josef aspiró su aliento, las emanaciones de su carnoso cuerpo.

—Estoy aquí —dijo— porque «eso» está hecho añicos, pero aún queda demasiado de vosotros en pie. Hace ya algún tiempo que inventaron una nueva palabra en Roma, «humanidad». Una palabra estúpida, no me agrada, no se llega muy lejos con ella. Sobre todo cuando se trata de vosotros. A vosotros deberíamos haberos machacado. Pero los romanos esgrimen su maldita humanidad y dicen «no», y farfullan que hay que distinguir entre el Estado y la religión, y que la religión está permitida. Eso se lo habéis contagiado vosotros, panda de bribones. Sois endiabladamente astutos. Cómo cantasteis victoria cuando apareció en Roma vuestra Berenice para pescar al ballenato. Por fortuna, esa fiesta os la aguaron después los dioses. Pero sois tan tercos como astutos, y no hay precaución que valga con vosotros. Y, fijaos bien, por eso estoy yo aquí. Porque no soy partidario de la humanidad. Estoy a favor de arrancar de cuajo, de aniquilar, eliminar y aplastar todo lo que no me gusta. Tiene que haber un hombre como yo que impida que volváis a subiros a la parra. Contemplad nuestro Emaús. Hay allí un montón de camaradas, gente de la quinta, oficiales y tropas, personas decentes. Pero no pueden con vosotros, tipos taimados, alevosos como sois. Si no estuviera yo aquí probablemente los habríais convencido y habríais construido conjuntamente un acueducto porque es evidente que con ello nos ahorraríamos medio millón al año. Pero también que os

proporcionaría una ganancia de millón y medio. Y que de ese modo nos tendríais de nuevo bajo el zapato dentro de diez años, eso no son capaces de verlo los chicos de la quinta, eso hay que metérselo en la cabeza. Y por eso, estimado Flavio Josefo, me he quedado en esta miserable Emaús en lugar de vivir en mi hermosa Verona. ¿Entendido? No me gustáis, confío en que llegue el día en que os pisoteemos, y yo quiero estar presente.

El capitán resopló. Había pronunciado un largo discurso, un buen discurso, pensó, y le había resultado refrescante soltárselo a la enjuta y barbuda cara de judío de aquel tipo silencioso. Desde la calle les llegaba el bullicio de los clientes de la feria. Y, más allá, en algún lugar, resonaba la famosa canción de la quinta legión: «¿Para qué sirve nuestra quinta? / El legionario lo hace todo / hace la guerra y lava su ropa / derriba tronos / y hace la sopa… / Para todo sirve nuestra quinta».

Josef siempre había sabido que en aquel hombre se concentraba todo el odio de Esaú contra Jacob. ¿Qué le había hecho a Pedán el agua que debía regar sus árboles y sus campos? Pero él la odiaba porque también debía regar los árboles y campos de los judíos. No era plato de gusto ver verter a tal boca insolente todo aquel sucio triunfo. Pero le servía para reconocer que aún debían recorrer un largo camino antes de entenderse con gentes de la calaña de Pedán, y eso tenía cierta utilidad.

—Parece —dijo Josef, y ni siquiera había ironía en sus palabras— que habrá que esperar algún tiempo antes de que nos pongamos de acuerdo en el asunto del acueducto.

—Eso parece —replicó sonriente el capitán Pedán.

El soldado romano que vigilaba sobre la colina Bellavista, al norte del lugar donde diez años antes se encontrara Jerusalén, dejó de bostezar repentinamente y agudizó la mirada. Realmente, aquel hombre seguía cabalgando, se acercaba. Y ahora distinguía perfectamente sus rasgos judíos. Tal vez pudieran pasar un buen rato, quizá, si no llevaba los documentos en regla, podrían examinar su cuerpo, ver si aún conservaba el frenillo. Pues, como decía la inscripción que tenía a su lado en latín, en griego y en arameo, los judíos no podían pisar la región de la antigua ciudad de Jerusalén, y adentrarse en ella se castigaba con la muerte. Alguna vez los soldados se habían permitido la broma de dejar pasar a personas que suponían judías para registrarlas más tarde. En diez años sólo en dos ocasiones se demostró que auténticos judíos habían penetrado en los territorios prohibidos.

Entre tanto, el jinete, un hombre que rondaba los cuarenta de aspecto marcadamente judío y vestido con sencillez, seguía avanzando. Cabalgaba directamente hacia los soldados del puesto de guardia. ¿Sería un loco? Después se detuvo y los saludó. El soldado estaba de buen humor.

—Lárgate, hombre —le dijo señalando con la cabeza la inscripción de piedra.

Los demás salieron del puesto de vigilancia. El hombre sacó un papel de su bolsa y se lo tendió a los soldados.

—Llamad a vuestro capitán —dijo. Como el papel llevaba el sello del gobernador, avisaron al capitán. Tras leerlo, éste lo saludó con la consabida fórmula de respeto.

—¿Puedo conduciros hasta el coronel, estimado Flavio Josefo? —preguntó. Los soldados se miraron. Aquel nombre les resultaba familiar. Era la primera vez desde que sentaran allí sus cuarteles que un judío pisaba aquel lugar.

El escrito del gobernador ordenaba franquear la entrada a Josef a cualquier lugar que desease dentro del territorio de la antigua Jerusalén, y prestarle la ayuda que precisara. El comandante del campamento, el coronel Gellio, sin saber lo que debía hacer con su distinguido e incómodo invitado, le ofreció la compañía de un oficial; pero Josef lo rechazó muy cortés.

Avanzó solo por aquella tierra yerma, ardiente. Cuando, diez años antes, tuvo que contemplar cómo pasaban, de acuerdo con la costumbre, el arado por una parte de la ciudad medio destruida, sintió como si aquél traspasase su propio cuerpo. Pero la aridez y el abandono que hoy veía lo apenaron aún más. Lo que ocurrió entonces había supuesto una elevación y una caída al abismo; el lugar, tal y como era hoy, parecía querer engullirlo a uno en su aridez y su vaciedad, y nadie que lo contemplase podría zafarse jamás de la paralizadora tristeza de su visión.

Josef caminó, cada vez más cansino, colina arriba, colina abajo. De toda aquella gran ciudad no quedaban más que las torres de Fasael, Mariana e Hípica, y parte del muro occidental; Tito lo había dejado en pie como testimonio de las excelentes fortificaciones de Jerusalén, que sucumbió a su destino. Todo lo demás había sido aplastado, en el sentido literal de la palabra, con gran destreza y energía. Los picos, palas y máquinas de los romanos sin duda habían tenido que trabajar con dureza para demoler definitivamente los inmensos sillares del Templo y de los numerosos palacios. Habían hecho su trabajo a conciencia, eso

había que admitirlo. Los escombros grises, amarillentos, levantaban un palmo del suelo; el fino polvillo penetraba en la piel a través de la ropa llenando boca, nariz y orejas; escombros por todas partes, y sobre ellos un aire trémulo, cegador, ardiente. El ojo de Josef y su pie buscaban un pedazo de tierra, un poco de tierra desnuda, auténtica. Pero sólo encontró aquel polvillo gris amarillento, blancuzco. Raro era el lugar en que se atrevía a crecer un yerbajo o donde se veía surgir de la piedra machacada alguna insolente higuera.

Josef trataba de abrirse camino apesadumbrado, avanzando paso a paso por aquellos escombros. Si alguien conocía Jerusalén, ése era él, pero ahora ni siquiera era capaz de reconocer el trazado de las calles. Tan sólo las colinas y valles le permitieron orientarse, y las pocas fuentes que los soldados no habían podido demoler porque las necesitaban.

Trepó hasta el enclave del Templo atravesando mil promontorios, tropezando una y otra vez, con la vista clavada en el suelo. Una vez arriba se puso en cuclillas. Allí se habían asentado primero los gobernadores de los faraones y más tarde los cabecillas de los jebuseos, hasta que el rey David conquistó la fortaleza y la ciudad. Varias veces habían tenido que rectificar las murallas, y finalmente Babilonia las destruyó. Pero jamás en miles de años se había visto aquel paraje tan desolado y yermo como ahora. Conmovedoramente desnuda se erguía la roca sobre la que en su día Abraham recibió la orden de sacrificar a su hijo, el ombligo del mundo a partir del cual se fundó la ciudad, el *sancta sanctorum* que durante cientos de años nadie pudo pisar a excepción del sumo sacerdote en el Día de la Expiación. Ahora la roca volvía a estar desnuda como hacía dos o tres mil años; sobre ella el cielo vacío, azul; en torno suyo nada más que escombros, y los soldados romanos que cuidaban de que aquel páramo continuara yermo para toda la eternidad.

El calor era abrasador, el aire vibraba, los mosquitos zumbaban a su alrededor. Un feo chucho, probablemente de algún soldado, corrió sobre los escombros hacia el santuario ladrando rabioso al hombre solitario.

Éste seguía en cuclillas con la boca entreabierta, los miembros pesados, totalmente cubierto de polvo. En su cabeza resonaba el terrible lamento de Jeremías: «¡Cómo se sienta en soledad la ciudad populosa! Es como viuda la grande entre las naciones; la señora de provincias ha sido hecha tributaria. Llora copiosamente en la noche y corre el llanto por sus mejillas; no tiene quien le consuele entre todos sus amantes; le fallaron todos sus amigos y se le volvieron enemigos. / Alejaos, es impura, se dice de ella, alejaos, no la toquéis. / Todos tus enemigos abren su boca contra ti, silban y dentellean, diciendo: ¡La hemos devorado! / ¡Ah! Yahvé entró como un ladrón en su propia casa y destruyó su morada». No a todos les es dado convertir antiguos versos en imágenes y vivencias propias. Pero, en aquella hora, la queja olvidada fue para Josef imagen y posesión eterna, inseparable ya de su propio ser.

Cubierto de polvo en medio de aquellos escombros de repugnante color, se fue hundiendo en sí mismo, abrumado por la aridez del lugar. Repetía una pregunta sin cesar: ¿por qué? ¿Por qué penetró Yahvé en su propia morada como un ladrón? Josef conoce los entresijos. Sabe exactamente que Tito deseó y no deseó la destrucción del Templo. Era evidente que Tito no había sido más que un instrumento. Y era ridículo pensar que el capitán Pedán, esa repugnante mano que provocó el incendio, fuera algo más que eso. ¿Por qué, entonces? De nada le vale la respuesta de los romanos, ni la respuesta de los doctores, ni la de los mineos. Una cosa era cierta, eran responsables Roma y Judea, algunos doctores y miembros del pueblo, y también él había incurrido en culpa, una culpa terrible. «Sí, sí, he pecado, sí, sí, he cometido sacrilegio, sí, he ofendido». Pero ¿dónde empezaba su culpa y dónde terminaba?

Un agudo tronar lo sacó de su ensoñación. Durante un instante pensó que era la *magrefá,* la trompeta de las cien notas que antaño anunciara con su fragor el comienzo del servicio del Templo y cuya llamada llegaba hasta Jericó. Pero después vio que eran los cuernos y trompetas que anunciaban el fin de la jornada militar. Tronaron en medio de aquel páramo, se escuchó cierto bullicio, la formación y el relevo de la guardia, voces de mando. Más tarde anocheció. Profundamente apenado, Josef se puso en camino.

El coronel Gellio y sus soldados respiraron aliviados cuando vieron alejarse sobre su caballo al extraño visitante.

Ahora, por fin, tras haber recorrido gran parte del país, Josef se decidió a ir a Yabne, la ciudad que los judíos consideraban su capital tras la caída de Jerusalén, pues era la sede de la Universidad judía y del Gran Consejo.

La llegada de Josef suscitó cierta inquietud entre los doctores y la población. ¿Qué debían hacer? ¿Era aún efectivo el anatema que Jerusalén pronunciara un día contra él? Todos sabían que en Lida había entablado una relación amistosa con Ben Ismael, con Ajer y el mineo Jacob. Había hecho muchas cosas por las cuales habrían podido citarlo ante el tribunal de los doctores y expulsarlo del judaísmo. Si habían llegado a tildar al doctor Janai de «Ajer», de hereje, entonces Josef Ben Matatías era el hereje supremo. Por

otra parte, en Roma había intervenido varias veces con éxito en favor de la comunidad judía, y también en favor de la Universidad. Su presencia en Yabne resultaba inquietante, incómoda.

El Doctor Supremo solucionó el problema con rapidez y firmeza. Invitó a Josef a comer de un modo inusualmente amable y cordial.

Josef meditó inquieto y expectante qué clase de hombre sería Gamaliel, a quien los judíos habían elegido como su guía y los romanos reconocido como tal. El padre del Doctor Supremo había sido vicepresidente del gobierno nacional jerosolimitano que trató en vano de retirar de su puesto a Josef cuando era éste comisario de Galilea. Más tarde, aquel violento doctor Simón tuvo una muerte atroz: el populacho exaltado, para el que no era aún lo bastante patriota, lo torturó del modo más infame hasta matarlo. Gamaliel era entonces casi un muchacho y acababa de ser consagrado en secreto Sumo Sacerdote, pues, como descendiente de una antiquísima estirpe de la nobleza y seguidor de Hillel, el más grande de los doctores, desde joven fue educado para ejercer el mando. En aquel entonces, Yojanán ben Zakai hizo uso de su influencia y con gran habilidad le proporcionó un pase que le permitió salir de la ciudad sitiada y salvarse. Era natural que, tras la muerte de Yojanán ben Zakai, le encomendasen la presidencia del Colegio de Yabne. Josef había oído opiniones contradictorias sobre su ejercicio en el cargo de Doctor Supremo. Muchos lo odiaban, pocos lo amaban, casi todos lo respetaban.

Gamaliel fue al encuentro de Josef con paso veloz, lo saludó respetuoso, y lo abrazó y besó llamándolo «doctor y señor mío».

—Hubo enemistad entre mi padre y vos —dijo—. He leído con satisfacción con qué caballerosa sobriedad habláis de mi padre en vuestro libro. Os doy las gracias.

Josef se alegró de no haberse dejado llevar y de no haber sido más vehemente con el violento doctor Simón.

Gamaliel contaba poco más de treinta años. Josef se admiró de su aspecto extraordinariamente joven. Elegante, de movimientos agradables y mesurados, tenía un rostro abierto y moreno con unos vivaces ojos castaños muy redondos. Su barba corta, pelirroja, cuadrada y cuidadosamente recortada revelaba más de lo que ocultaba: una poderosa barbilla y una boca carnosa con unos dientes grandes un tanto separados.

La cortina que cerraba el comedor se alzó y se sentaron a la mesa. Las estancias eran grandes, y los muebles, la presentación de la mesa, suntuosos; en los muros, en el mosaico del suelo, en platos y fuentes podía verse el emblema de Israel, el racimo de uvas. El Doctor Supremo y su entorno congeniaban; Josef se dijo que Gamaliel también haría un buen papel en el senado romano.

—Me han dicho —dijo Gamaliel volviéndose con burlona franqueza hacia Josef, al que había asignado un puesto de honor en el diván central— que mis doctores os han puesto toda clase de trabas a vuestra llegada. No siempre resulta fácil tratar con mis doctores —suspiró sonriendo, sin preocuparse por que algunos de ellos estuvieran presentes—. Nadie lo sabe mejor que el hombre que los dirige. Tienen argumentos para todo y en cualquier situación. «Me sirven presentándome atinados argumentos —dijo citando a Aristófanes en griego— sobre lo justo y oportuno que es que el hijo golpee al padre».

—Os ruego que instruyáis —dijo Josef afable— a un hombre que se ha vuelto ajeno a su patria tras diez años de ausencia. Decidme, ¿cómo es que prohibís los libros griegos si vos mismo citáis versos griegos?

—Mi estimado Flavio Josefo —replicó el Doctor Supremo en un griego fluido—, la política nos obliga a tratar constantemente con griegos y romanos. De modo que no sólo permitimos a nuestros políticos que hablen griego, sino que los obligamos a estudiarlo. Sin duda no siempre resulta fácil determinar a quién debe concederse el permiso. Pero en eso no somos mezquinos. Por ejemplo, vimos con agrado cómo vuestro amigo Janai, llamado Ajer, se interesaba por la cultura griega. Es muy posible que yo mismo tenga que trasladarme dentro de poco a Roma con algunos de mis doctores para tratar en la corte ciertos asuntos urgentes relativos a la Universidad. Creo que no sería conveniente hablar allí sólo arameo. Por lo demás, ya tengo a algunos de mis doctores mesándose los cabellos sobre el pecado mortal que supondrá encontrarse en alta mar en sábado. Pero pienso que la reconstrucción de Judea bien vale dos o tres sábados en alta mar.

Cuando Josef quiso marcharse con los demás tras la comida el Doctor Supremo lo retuvo con amable insistencia. Josef se quedó.

—Decidme, mi querido doctor Josef —le rogó Gamaliel con la familiaridad con que un gran señor pregunta a un igual—, ¿habéis recibido muchas quejas de mi despótica autoridad? ¿Soy un Calígula judío, un Nerón judío?

—Muchos hablan de vuestro carácter tiránico —dijo Josef tratando de medir sus palabras.

—¿Me permitiréis —dijo el Doctor Supremo— que tras haberlo hecho los demás me pronuncie sobre mis despóticos principios? No me gustaría que precisamente vos os llevarais una impresión equivocada. Sé que en realidad no puedo consideraros de los nuestros; en buena ley debería convocaros ante nuestro tribunal

por hereje. Pero no soy un insensato, veo a los hombres como son, y deseo deciros, como aquel rey griego: «Ya que eres como eres, desearía que estuvieras de nuestra parte».

Se había levantado, pero rogó a Josef que permaneciera recostado; se apoyó en el quicio de la puerta y le lanzó un discurso. Pero habló con tanta sencillez que lo que dijo no sonó artificial, sino más bien como una explicación de hombre a hombre.

—Mis enemigos me acusan —comenzó— de renunciar al universalismo que prescribe la Ley. No renuncio a él. Pero sé que en estos momentos resulta imposible poner en práctica ese universalismo. Hay en la Ley preceptos que pueden cumplirse en cualquier época, y preceptos de un talante tan idealista que sólo podrán cumplirse tras la venida del Mesías, y cuando el lobo habite junto al cordero. Yo he estudiado atentamente al lobo: de momento no muestra ninguna inclinación a hacerlo. De modo que el cordero hace bien en precaverse.

»Conozco bien a Filón y sé que su fin último es colmar el mundo del espíritu judío. Pero, antes de que podamos hacerlo, debemos vigilar que el espíritu judío no se disuelva, pues está muy amenazado. Yahvé dijo a Isaías: "Poco es para mí que tú seas mi siervo para levantar las tribus de Jacob y para que restaures el remanente de Israel; también te di por luz de las naciones, para que seas mi salvación hasta lo postrero de la tierra". Yo no soy Isaías. Me conformo con ese "poco". Y no es poco, requiere un gran esfuerzo. "Levantad un cerco en torno a la Ley", nos dijo Yojanán ben Zakai, y ésa es la tarea que me corresponde. Levantaré el cerco y no miraré más allá, pues no deseo hacerlo. No me han encomendado este cargo para entrar en la historia del mundo. No puedo pensar en los próximos cinco siglos. Me basta con lograr que el judaísmo sobreviva los próximos treinta años. Es mi obligación que los cinco millones de judíos que hay sobre la tierra puedan seguir venerando a Yahvé como hasta ahora, que el pueblo de Israel no se extinga, que la enseñanza oral se transmita a las próximas generaciones sin falsear, como se me transmitió a mí. Pero no es de mi incumbencia ocuparme de que Yahvé domine la tierra. Eso es cosa suya.

Josef lo escuchaba. Se esforzaba por imaginarse el sabio y triste rostro de Ben Ismael, su ancha y despejada frente, los dulces y fervorosos ojos. Pero lo ocultaba el rostro moreno y emprendedor del Doctor Supremo, y Josef tampoco pudo escuchar con su oído interior la profunda voz de Ben Ismael. Sólo oía la clara voz de Gamaliel, que le recordaba la de Tito cuando se refería a los asuntos militares.

—Soy un político —prosiguió aquella voz—, me acusan de eso. Sí, lo soy. Lo admito sin ambages, me interesa más la organización del Colegio que la cuestión de saber si está permitido comer un huevo puesto en sábado. Lo que me importa es que no haya seis ni dos opiniones al respecto con rango de precepto, sino tan sólo una. Quiero que el huevo pueda comerse bien en todas partes, en Roma y en Alejandría y en Yabne, o en ninguna; pero no que el doctor Peraja lo prohíba y que el doctor Ben Ismael lo permita. Desgraciadamente, tal y como son nuestros doctores, esta unidad sólo puede alcanzarse mediante el despotismo. Cuando el pastor está paralítico, dice el proverbio, las cabras se dispersan. Yo no permitiré que mis cabras se dispersen.

»Le he dicho a Ben Ismael: no tengo intención de imponerte tu fe. Imagínate a Yahvé como quieras, puedes creer en Satanás o en el Santísimo. Pero el canon ritual ha de ser unívoco, en eso no toleraré ninguna ambigüedad. La Ley es el vino, y los ritos son el receptáculo, y si el receptáculo se quiebra, incluso o si llega a agujerearse, la Ley se derrama y se pierde. No permitiré que se perfore el recipiente. No soy tan insensato como para querer imponer mi fe a nadie, pero sí prescribiré su comportamiento.

»Regulad el comportamiento del hombre y sus opiniones se regularán por sí mismas.

»Estoy convencido de que la comunidad sólo puede subsistir mediante un comportamiento unívoco, mediante un canon ritual estricto. Los judíos de la diáspora se disgregarían rápidamente si no sintieran el peso de la autoridad. Debo reservarme el derecho a ser estricto en cuanto al canon ritual. Cada cual podrá tener su opinión particular sobre Yahvé, pero no toleraré en la comunidad a quien contravenga los preceptos.

Su rostro estaba tenso, todo rasgo afable había desaparecido de él, ahora se mostraba fuerte, duro; Josef había visto rostros como aquel cuando, alguna vez, en la capital, ciertos amigos pasaban sin darse cuenta de ser hombres complacientes de talante liberal a romanos.

—Me limito a cumplir la misión que nos encomendó Yojanán ben Zakai —prosiguió el Doctor Supremo —, nada más. Sustituyo al Estado perdido por la Ley. Se dice que mi canon ritual es nacionalista. ¿Qué otra cosa podría ser, si no? Si Yahvé ha de suplantar al Estado, tendrá que avenirse a que lo defienda con los medios del Estado, con instrumentos políticos, a que lo nacionalice.

»Mis doctores me dicen que no puedo ordenar a los creyentes que experimenten la suprema bondad de Dios justo dos horas antes del anochecer, y además, ante un texto preciso. Puede ser que la oración última, la más ferviente, sólo pueda tener un tinte individual, que no deba vincularse a ningún momento y a

ninguna forma. A pesar de eso, prescribo que los cinco millones de judíos recen a *una hora* determinada y con las mismas palabras. Cada vez habrá más entre ellos que no sólo pronuncien las palabras, sino que también crean en ellas y que, por tanto, sientan que son el pueblo de *un* Dios, con *una* forma determinada, llenos de *una* vida, avanzando por *un único camino.*

El Doctor Supremo hizo un esfuerzo por refrenarse, se relajó y volvió a convertirse en el amable hombre de mundo de antes. Se aproximó a Josef, le puso la mano en el hombro, y sonrió descubriendo sus grandes dientes excesivamente separados en medio de aquella barba pelirroja y cuadrada.

—Disculpadme, doctor Josef —le rogó—, os he soltado un discurso como si fuerais mi cuñado Ben Ismael. Por otra parte —se apresuró a añadir—, creed que si hay alguien a quien yo ame y respete, ése es Ben Ismael. Mi dolor no fue menor que el suyo cuando tuve que ordenarle profanar su Día de la Expiación. Yo en su lugar no habría podido hacerlo, lo admito abiertamente. Él es más grande que yo. Lástima que sea un ideólogo.

Y cuando Josef se aprestaba a despedirse le aseguró una vez más:

—Sin duda, de todos los que hoy interpretan la Ley, Ben Ismael es el más profundo y el más docto. Debéis verlo a menudo, querido Josef. Nadie ha estudiado mejor a Filón ni lo ha comprendido mejor que él. Ni siquiera Ajer, y desde luego yo tampoco. Pero hay *una* frase de Filón que he entendido mejor que ambos señores.

Se rió con una risa cordial, familiar, y citó la frase: «Lo que no responde a la razón es feo».

Cuando Josef fue a comer con el Doctor Supremo por segunda vez se encontró, para su sorpresa, con Juan de Giscala. De modo que Juan había ido realmente a Yabne «para decirles un par de cosas a esos ideólogos que viven de espaldas al mundo».

El Doctor Supremo sonrió.

—Ya sé, señores —dijo—, que por aquel entonces, en Galilea, no hicisteis buenas migas. Pero desde entonces ha corrido mucha agua por el Jordán, y el doctor Josef sin duda ha aprendido a toleraros mejor. Os ruego que habléis claro en su presencia. Creo saber de qué queréis hablar, y sólo deseo que el doctor Josef informe al gobernador sobre esta entrevista cuando regrese a Cesarea. El secretismo diplomático no me agrada.

Y, efectivamente, Juan de Giscala fue directo al grano. El boicot a las subastas romanas de terrenos decretado por los doctores, expuso, carecía de sentido. El boicot se decretó en su día como protesta y custodia del derecho, puesto que el Gobierno había declarado cuatro años después de finalizar la guerra que la revuelta había sido sofocada y el país pacificado, y, a pesar de ello, hasta la fecha continuaba acusando a los judíos de participar en el levantamiento y confiscando sus bienes. Esa argumentación aducida por los doctores sonaba muy bien. Pero resultaba que los romanos tenían el poder, y la negativa de los doctores a reconocer las confiscaciones se traducía en la práctica en un mero arrebato de ira infantil e impotente, cuyas consecuencias sólo perjudicaban a los propios judíos. Los doctores podrían haber proclamado igualmente que no reconocían la destrucción del Templo. Los judíos, al boicotear las subastas, sólo lograban que los sirios y los griegos adquiriesen los terrenos a precios aún más bajos. El Doctor Supremo añadiría a los muchos servicios prestados al país uno más si pudiese obligar al Colegio a poner los pies en la tierra, en lugar de perderse en divagaciones nacionalistas puramente teóricas.

—Sin duda tienen razón, estimado Juan —replicó el Doctor Supremo levantándose. Rogó a los invitados que permanecieran sentados y comenzó a caminar de un lado a otro como era su costumbre—. Pero ya sabéis cómo son mis doctores. Es verdad que no reconocen la destrucción del Templo. En una de cada dos reuniones hay alguno que suelta un largo discurso aduciendo que nuestra pérdida de soberanía no es más que una situación transitoria, y que es un error legalizar esa situación temporal, es decir, el dominio romano, alterando los preceptos religiosos. En una de cada tres se discute aguzando el ingenio hasta límites insospechados de qué modo ha de reglamentarse el servicio divino en el Templo de Jerusalén, a pesar de que dicho servicio ya no existe. En una de cada cuatro surgen fuertes controversias sobre las diversas modalidades de ejecución por lapidación, aunque es bien sabido que ya no tenemos potestad para imponer la pena capital. Mis doctores consideran que reconoceríamos la legalidad de la confiscación de los bienes si permitiéramos a los judíos participar en las subastas: semejante comportamiento supondría traicionar a Yahvé y al Estado judío. Si en alguna ocasión me permito recordar a los señores que ese Estado no existe ya *de facto,* suscito su disgusto. A ellos les basta que exista *de iure.*

—Pero los sirios y los griegos —replicó Juan un tanto alterado— se ríen de nosotros y se quedan con nuestros terrenos a cambio de una algarroba. Y no hablo en mi nombre. Yo personalmente me he

beneficiado de la reglamentación actual, pues he participado en las subastas prohibidas y seguiré haciéndolo.

—En nombre de Dios —le interrumpió el Doctor Supremo mientras se reía mostrando sus grandes dientes—, creo que no he oído lo que habéis dicho. Naturalmente, estoy al tanto. Una y otra vez me llegan quejas de vos y solicitudes para hacer caer sobre vos el anatema. Pero entonces soy *yo* quien se pone en el punto de vista *de iure* de mis doctores y no me doy por enterado. Cuando mis doctores arremeten de nuevo con ese asunto me vuelvo sordo, simplemente no escucho, y mientras no los oiga, el hecho no existe *de iure.*

Grande, imponente y con una gran sonrisa, Gamaliel permanecía apoyado en el quicio de la puerta ante sus dos invitados.

—Sencillamente, soy un déspota —bromeó.

—Entonces confío en que seáis lo bastante déspota —le sugirió Juan de Giscala— como para salvar al país de verse arrasado por la ideología de los doctores.

—Me alegro —replicó ya más serio el Doctor Supremo— de que hayáis venido para explicarme con franqueza cuál es la situación. No he terminado de estudiar vuestro memorándum. Incluís muchas cifras y estadísticas que han de ser meditadas a conciencia. Pero os agradezco de corazón que me hayáis facilitado tal cúmulo de material para fundamentar vuestras afirmaciones, aunque me temo que aún habremos de esperar algún tiempo antes de que pueda eliminar dichas disposiciones. Ya sabéis que el Colegio procede con modos harto tortuosos. Cada cual quiere exponer su punto de vista diez veces y salvarse ante sí, ante Israel y ante Dios. Con suerte, podríamos lograr eliminarla en el plazo de un año.

Pero el Doctor Supremo había sido excesivamente pesimista en su vaticinio. Un acontecimiento inesperado le permitió revocar mucho antes la ley que consideraba tan perniciosa, pues había trascendido con qué fin había acudido a Yabne el líder campesino Juan de Giscala. También lo escuchó un tal Efraím, un galileo que había luchado como suboficial a las órdenes de Juan. Herido, cayó en manos de los romanos. Unos judíos alejandrinos lo liberaron, comprándolo en un depósito de prisioneros destinados a los combates de gladiadores. Efraím jamás renegó de las ideas de los «Vengadores de Israel». No estaba dispuesto a aceptar el dominio de los romanos. La traición de Juan, su renuncia a las ideas que había predicado, lo indignaban. Lo siguió hasta Yabne y, tras la audiencia con el Doctor Supremo, lo asaltó de improviso cuando regresaba a su alojamiento y por dos veces le atravesó el hombro con su daga. Unos transeúntes salvaron a Juan antes de que Efraím pudiera rematar su trabajo.

El atentado suscitó gran inquietud. Hasta entonces, Flavio Silva había aceptado regocijado el edicto del Colegio sobre el boicot, pues, como ya le insinuara a Josef, sólo servía para poner al país en manos de los gentiles y favorecer sus planes de romanización. Pero ahora no le quedó más remedio que darse por enterado y proceder contra aquella violación de la soberanía romana. De modo que la rabia suscitada por el atentado y el temor a las represalias de los romanos permitieron al Doctor Supremo anular la ley tras una rápida y turbulenta sesión tan sólo dos semanas después de su entrevista con Juan.

El propio Gamaliel visitó a Juan en su lecho de convaleciente para comunicarle lo ocurrido. El galileo estaba muy débil y le costaba hablar, pero lo invadió una gran alegría. Bromeó sobre aquel Efraím que lo había herido. Los romanos habían gastado esfuerzo y dinero en formar al tipo en la lucha y ahora, con el atentado, se demostraba que su brazo era tan inútil como su cerebro.

—Una vez más —concluyó Juan en tono filosófico— se revela que hay una providencia y un destino preclaro. Pues sin la estúpida acción de Efraím no se habría eliminado tan rápidamente esa estúpida ley. Con lo que se demuestra que hay acciones altamente imprudentes que apuntan hacia una razón superior.

Y, mientras así hablaba, el liberto Junio Juan pensó que debía escribir a Marullo y que aquél se deleitaría con ese pensamiento suyo.

Los doctores Helbo bar Nahúm, Jesús de Gofna y Simón, apodado el Tejedor, habían suscitado de nuevo en el Colegio la pregunta sobre qué opiniones merecían entrar en la categoría de «negación del principio divino». Desde la perspectiva del judaísmo, la «negación del principio», el asesinato y el incesto eran los peores pecados, y la «negación del principio» se consideraba aún más grave que los otros dos. Hasta entonces, la doctrina de los mineos se tenía por *schittuf,* o mera «desviación»; el Colegio no se atrevía a ir más allá, y las discusiones sobre la escabrosa pregunta de cómo ampliar el concepto de «negación del principio» no eran bien recibidas. Únicamente esos tres, Helbo, Jesús y Simón el Tejedor, removían el asunto una y otra vez. También en esta ocasión los señores del Colegio los dejaron hablar y no se llegó a ningún debate serio, no se hizo ninguna propuesta ni se adoptó ninguna resolución.

Recordando la conversación de Lida, Josef aprovechó el planteamiento de los tres doctores para

preguntar a Gamaliel sobre su postura ante los mineos.

—Las enseñanzas de los mineos —dijo el Doctor Supremo— no tienen nada que ver con mi política, sencillamente no las tomo en consideración. Esas personas creen que nosotros, los doctores, no les dejamos una parte lo bastante grande de Yahvé y quieren hacerse con una mayor por sus propios medios. ¿Por qué habría de aguarles la fiesta? Por lo demás, se trata fundamentalmente de gentes sin influencia, y nada pueden hacer contra el privilegio concedido a los doctores de comentar la Ley con autoridad y dictar los preceptos. Se ocupan de asuntos dogmáticos que no afectan a la propia vida, de sueños. Es una religión de mujeres y de esclavos —concluyó, desdeñoso.

Josef lo escuchó sorprendido y escéptico.

—¿Les dejáis que profesen su fe en el Mesías? —preguntó—. ¿No hacéis nada para contrarrestar su propaganda?

—¿Y por qué habría de hacerlo? —le replicó el Doctor Supremo—. Uno de mis doctores elaboró en una ocasión un gran proyecto de contrapropaganda. Allí donde los mineos predicasen su doctrina debían enfrentárseles nuestros predicadores con argumentos de peso. Cifraba sus esperanzas en la demostración de que el profeta de los mineos, Jesús de Nazaret, no había existido jamás.

Josef le preguntó intrigado:

—¿Y?

El Doctor Supremo soltó una carcajada:

—Como es natural, envié al ingenuo doctor de vuelta a casa con su proyecto. Una asamblea popular, una asamblea de creyentes y de seres ávidos de fe, no entra en razón con argumentos. Lo que afirman los mineos no tiene nada que ver con la razón, está más allá de la razón, no cabe probarlo ni refutarlo con argumentos lógicos. A esos cristianos no les interesa si existen pruebas fiables de la existencia de su Cristo. Están decididos a creer en él y, por tanto, no las necesitan. Fijaos en el hombre que se ha levantado ahora en Siria y que afirma ser el fallecido emperador Nerón. Sus adeptos quieren creer que Nerón vive, y hete aquí que no está muerto. Se le unen cientos de miles, el gobernador ya ha movilizado a una legión entera para combatirlo.

—Es curioso —observó Josef— que haya tantos que se nieguen a aceptar lo que se les demuestra, y que crean a pies juntillas lo que es evidente que jamás ha existido.

—Tampoco afirméis con tanta seguridad, doctor Josef —opinó pensativo Gamaliel—, que ese Jesús de Nazaret no ha existido jamás.

Y como Josef levantase la cabeza sorprendido, prosiguió tras cierta vacilación.

—¿Recordáis el juicio que condujo en aquel entonces el Sumo Sacerdote Anás contra el falso Mesías Jacob y sus discípulos?

—Sí, claro —replicó Josef—. El caso no tenía mayor interés. Además, me parece que lo que le importaba al Sumo Sacerdote en aquella ocasión no era el falso Mesías. Lo que quería era aprovechar el interregno entre la muerte de Festus y el nombramiento del nuevo gobernador para restablecer una jurisdicción religiosa autónoma.

—Habría sido mejor —dijo el Doctor Supremo— que no lo hubiera intentado.

—Sí —opinó Josef—, fracasó en toda regla, y el Sumo Sacerdote tuvo que pagarlo caro.

—No me refiero a eso —dijo el Doctor Supremo con una lentitud inusual en él, con gran reticencia—. Pero cuanto más lo pienso más me convenzo de que sin ese juicio el Mesías de los mineos no existiría.

—Pero vos debíais ser un niño —meditó Josef— cuando se celebró aquel juicio.

—Sí —replicó el Doctor Supremo, que seguía hablando con desacostumbrada lentitud—, pero he leído las actas. Cuando el Sumo Sacerdote me inició en el secreto del nombre de Dios, también me dejó ver los protocolos de ese proceso.

—¿Podríais contarme algo más sobre el asunto? —le rogó Josef. Su interés de historiador se había despertado y la vacilación de Gamaliel, por lo general tan seguro de sí y tan vivaz, lo azuzaba aún más.

El Doctor Supremo titubeó.

—Aún no he hablado con nadie de ello —dijo pensativo—. ¿Tiene algún sentido investigar el origen de la fe minea? No nos conduce a nada.

Y, medio en broma, medio en serio, citó los versos finales de Cohelet: «Ve con cuidado, hijo mío, que el componer libros es cosa sin fin, y demasiado estudio fatiga al hombre».

Josef, que ahora sentía una gran curiosidad, pero al que también imponía la vacilación del Doctor Supremo, siguió insistiendo:

—¿Por qué citáis esos versos? Sabéis que dicen falsedad. ¿En tan poco tenéis a la ciencia?

—No era mi intención ofenderos —le aseguró el Doctor Supremo—. Seguramente haríamos bien en

olvidar aquel infausto proceso.

—Pero vos lo habéis mencionado —insistió Josef con un interés y una ansiedad aún mayores.

—Creo —se decidió Gamaliel por fin— que con la caída del Templo ha desaparecido la obligación del secreto, y que puedo confiaros lo que ocurrió entonces.

—Aquel Jacob —comenzó a relatar— entró con sus acólitos en el Templo —que hubiera entre ellos un Jesús o no, no puedo afirmarlo con seguridad— y molestó a los mercaderes que comerciaban allí con los animales destinados al sacrificio. Se justificó diciendo que, de acuerdo con el dicho de los profetas, cuando llegara el Mesías no debía haber más mercaderes en la casa de Yahvé, y afirmó ser el Mesías. Y para demostrarlo llamó a Yahvé ante el pueblo por su misterioso nombre, que sólo el Sumo Sacerdote puede nombrar en el Día de la Expiación, y, al permanecer incólume y no caer fuego del cielo, muchos salieron corriendo, y muchos lo creyeron.

—Hasta ahí lo recuerdo —dijo Josef al ver que el Doctor Supremo enmudecía—, y también que el Sumo Sacerdote Anás lo mandó apresar y juzgar por su tribunal. Pero más no sé. Porque, al tratarse de un juicio por blasfemia y al tener que pronunciar los testigos el nombre, se excluyó al pueblo. Sólo conozco el final, que el tribunal de los sacerdotes condenó a ese Jacob y a sus acólitos a la pena de muerte y que fueron lapidados.

Aguardó con insólita expectación lo que el Doctor Supremo le referiría a continuación.

Éste le refirió titubeando, inquieto, como si dudara si debía o no comunicar sus conocimientos:

—Eso es lo que ocurrió de acuerdo con las actas. Cuando el Sumo Sacerdote Anás preguntó a Jacob: «¿Eres, como afirmas, el Mesías, el hijo de Dios?», entonces, por toda respuesta, el acusado pronunció de nuevo el nombre de Dios en su presencia. Pero aquélla también fue su respuesta, pues el Nombre significa, como ya sabéis, «Yo soy quien soy». Y los sacerdotes y los jueces fueron presa del terror y se levantaron, como es preceptivo en los casos de blasfemia, y se desgarraron las vestiduras. No hizo falta convocar a los testigos. El profeta había repetido la blasfemia ante los mismos jueces.

Gamaliel le dejó tiempo para meditar sobre su relato. Josef pensó en lo que los mineos del pueblo de Sekanja habían leído en la casa de Ajer. De modo que no era mera palabrería, al parecer en todo aquello se imbricaban fantasía y realidad.

—Ése fue el último juicio contra un falso Mesías —prosiguió el Doctor Supremo, que ahora hablaba con mayor ligereza, menos preocupado—. Hacía varios decenios que no se producía un juicio de ese tipo, y habría sido mejor no celebrar aquél. Y ahora, os ruego que meditéis una cosa —le pidió—. Es un hecho que hubo alguien que se tenía por el Mesías y que fue crucificado por el gobernador Pilato en calidad de rey de los judíos, y es un hecho que nosotros ejecutamos a otro Cristo similar. En estas circunstancias, ¿tiene sentido que discutamos con los mineos en qué medida es ajustado su relato sobre la vida y los sufrimientos de su Mesías? Ellos mismos saben que no es tan exacto como podría serlo el informe de un general romano. Pero me parece que no es eso lo que les importa.

Y, para concluir, dijo en tono objetivo:

—Dejemos a esos cristianos que crean lo que quieran. Cada cual puede tener su opinión particular sobre Yahvé y el Mesías mientras no atente contra los preceptos. Los mineos respetan los ritos, no conozco ni un solo caso en que se hayan negado a cumplirlos. Podéis tranquilizar a vuestros amigos —concluyó sonriendo —, no veo ningún motivo para proceder contra los cristianos. Mientras no toquen mi canon ritual yo no los tocaré a ellos.

Josef refirió en Lida su conversación con el Doctor Supremo; incluso Jacob había venido de Sekanja.

A Chanah no la tranquilizaron las promesas del Doctor Supremo.

—Conozco a mi hermano —dijo—. Es uno de esos hipócritas sinceros. Lo que dice siempre es cierto, pero sólo si se atiende a la palabra. Elige sus palabras de forma que pueda actuar después a su antojo. «No tocaré a aquel que no toque los ritos». ¿Y qué ocurrirá cuando restrinja los ritos de tal forma que no haya más remedio que contravenirlos? ¿Acaso no tenemos ya ejemplos de ello? Es generoso, deja libertad de opinión a los doctores y a los legos. Pero sólo porque aún no tiene poder suficiente para arrebatársela. Cuando considere que ha llegado el momento propicio declarará que se ha atentado contra el canon ritual y procederá contra la libertad de opinión.

Ben Ismael se acarició las cejas bajo la ancha e imponente frente con su larga mano.

—Ah, Chanah —dijo—, para ti todo es tan sencillo. Gamaliel no es un hipócrita. No lo creo. El sentido de sus acciones es preservar Israel, y nada más. Dice: «Yahvé es la única herencia de Israel; si la pierde, si comete la frivolidad de mostrársela a los demás y permite que se la roben, ¿qué le quedará?». Por ello

protege celosamente a su, a nuestro Yahvé. Simplifica la doctrina, es verdad. Pero así es como entiende él su misión, y es el hombre más adecuado para cumplirla.

El mineo Jacob dijo entonces:

—Creo que Chanah tiene razón, y, como a ella, las palabras del Doctor Supremo me parecen sospechosas. Nosotros somos judíos, nos atenemos escrupulosamente a los preceptos, formamos una sola comunidad con los demás, y queremos seguir haciéndolo. Pero ¿qué ocurrirá si llega un gentil a vernos y nos dice: «Quiero unirme a vosotros»? ¿Acaso podemos cerrarle el camino sólo porque los romanos han prohibido la circuncisión? ¿Atentamos contra el canon ritual si le decimos: «Retrasa tu circuncisión hasta que los romanos la permitan»? ¿Exige el Doctor Supremo que excluyamos de la Buena Nueva a quien demuestre su buena voluntad? Las obras son importantes, ¿pero no es más importante la fe? ¿No es mejor dejar entrar también a los paganos sin obligarlos a respetar las normas ceremoniales en lugar de excluirlos?

Y, al ver que Ben Ismael no respondía, añadió:

—Incluso los pobres de espíritu sienten que no basta que Yahvé sea el Dios de *una* nación. Por eso vienen a nosotros. El pueblo no quiere teología, quiere religión. El pueblo no quiere una iglesia judía, quiere judaísmo.

—Así es —dijo Chanah.

—Así sea —dijo Ajer.

Ben Ismael, sin embargo, callaba, y Ajer se mofó de él:

—¡De Gamaliel exigís tan poco, doctor y señor mío, y de nosotros tanto! Si el Doctor Supremo tiene razón, ¿por qué no nos conformamos también nosotros con proteger a nuestro Yahvé? ¿Por qué nos esforzamos con tanto ahínco y a costa de tantos sufrimientos por hacer de él el Yahvé del mundo entero?

—Porque nosotros —replicó Ben Ismael— somos menos fuertes y menos inteligentes que Gamaliel, pero tal vez más sabios. Él ha de levantar los muros mientras nosotros abrimos las puertas. Él guarda la Ley para que no entre en ella nada falso, nosotros debemos encargarnos de que lo bueno no permanezca encerrado, sino que salga y pueda ser difundido. Yo no puedo renunciar a Israel, y no puedo renunciar al mundo. Dios quiere ambas cosas.

Se expresaba con más vehemencia de lo que era su costumbre, estaba tenso.

Josef comenzó a hablar lentamente, las ideas surgían en él a medida que lo hacía:

—No os entiendo del todo, mi señor y amigo. Decís que los medios que usa el Doctor Supremo para conservar el judaísmo son los adecuados. Pero si el judaísmo adopta el rostro que quiere conferirle Gamaliel, ¿no será éste entonces un rostro meramente nacionalista, egoísta, ajeno al mundo? Decís que tenemos dos misiones. Me temo que si Gamaliel conserva la razón sólo tendremos una disyuntiva: Judea *o* el mundo. Y, antes de que el judaísmo llegue a ser lo que Gamaliel quiere que sea, ¿no es mejor decir sí al mundo y no a Judea?

Y a continuación se atrevió a concluir lo que nadie osaba pensar, y se le oyó decir:

—¿No es mejor que sacrifiquemos nuestro judaísmo en aras de la universalidad?

De pronto reinó un silencio cargado de vacilación. Al cabo, Ajer se decidió a hablar y dijo rotundo:

—No.

Y a continuación se expresó Chanah, aún más vehemente:

—No.

Y también lo negó Ben Ismael. Y finalmente lo negó, vacilante, el propio mineo Jacob.

Tras unos minutos, Josef inquirió:

—¿Por qué no?

Ben Ismael le replicó:

—No veo ningún otro camino hacia lo supranacional que el judaísmo; pues el Dios de Israel no es un Dios nacional como los dioses del resto de los pueblos, sino que es invisible, es el Espíritu del mundo en sí, y sin duda llegará el tiempo en que el que carece de forma no necesite ningún medio para ser comprendido. Pero de momento debemos darle una forma para hacerlo inteligible, por ahora no cabe imaginar un Yahvé sin judaísmo. Se disiparía en la nada antes de que hubiera transcurrido una generación. ¿No es mejor que le otorguemos provisionalmente los emblemas nacionales en lugar de permitir que sucumba la noción que representa? No es la primera vez que la vocación ecuménica del judaísmo se esconde tras una máscara grosera, nacional. Los métodos que utilizaron por ejemplo Esdras y Nehemías para conservar el judaísmo eran altamente dudosos. Pero su estratagema era santa, y su éxito demuestra que Dios la aprobaba. Las Sagradas Escrituras arrastran muchas cosas que sólo servían a ciertos fines tácticos del momento; pero sólo de ese modo pudo salvarse lo esencial, la idea supranacional. Considero que hay muchos rasgos meramente nacionales de los antiguos, bastante risibles, que hoy nos parecen dignificados por la gran idea de la

superación de lo nacional.

—Estáis defendiendo a Gamaliel —dijo Ajer, y en sus palabras había más dolor que acusación.

—Me parece que debo hacerlo —dijo Ben Ismael—, dado que lo atacáis más de lo debido. No debemos permitir que se nos arrebate nuestra tradición nacional; de ser así perderíamos el cuerpo que sustenta la idea, la propia idea. Suena contradictorio que el espíritu universal sólo pueda transmitirse con un ropaje nacional, pero no por ello es menos cierto. Como historiador deberías comprenderme, doctor Josef —dijo, volviéndose insistente hacia él—. Cada uno de nosotros recibe nuevas fuerzas de la historia de los padres, más allá de nuestra vida particular, más allá de nuestras opiniones individuales, y esas fuerzas sobrepasan el ámbito de lo nacional; pues la historia judía es la historia de la lucha que el Espíritu libra contra su antítesis, y quien toma parte en la historia judía participa del propio Espíritu. Si profesamos nuestra fe en el Dios judío tres veces al día, tres veces nos declaramos afectos al principio del Espíritu; pues Yahvé es el Espíritu en sí.

El mineo Jacob afirmó entonces:

—Admito que ni siquiera el espíritu más puro puede conservarse sin una forma. Pero lo que decís, doctor Ben Ismael, me confirma lo que pienso en lugar de contradecirlo. Precisamente por lo que decís: ¿no es responsabilidad nuestra aceptar a todos los que desean participar del Espíritu? ¿Podemos rechazarlos sólo porque los romanos prohíben la circuncisión, porque en este momento nos impiden dar a lo espiritual una forma en la carne? Creo que precisamente vos, doctor Ben Ismael, deberíais comprender la alternativa que nos propone uno de nuestros hermanos, un tal Pablo.

—¿Cuál es la alternativa de ese Pablo? —preguntó Ben Ismael. Y el mineo Jacob le respondió:

—Pablo enseña: para el que nace judío la circuncisión sigue siendo obligatoria. Pero si algún pagano quiere venir a vosotros, hermanos míos, entonces renunciad a la circuncisión.

—Una doctrina peligrosa —dijo Ben Ismael.

—Una buena doctrina —opinó Ajer.

—Una doctrina —discrepó Chanah— de la que el Doctor Supremo no tardará en extraer conclusiones en caso de que tratéis de ponerla en práctica.

Josef, sin embargo, que no había mandado circuncidar a su hijo, no sabía si debía aceptar o rechazar aquella doctrina. Estaba bien que hubiera un Gamaliel, pero también era bueno que hubiera gentes como el mineo Jacob, o como Ajer y, mediando entre éstos y el Doctor Supremo, Ben Ismael.

Y Josef abandonó la región de Yabne y de Lida para dirigirse a Cesarea sin saber muy bien si debía interceder allí en favor de la creación de la Universidad de Lida o no.

En Cesarea Flavio Silva lo recibió con su abrumadora simpatía y le preguntó largo y tendido, y con todo detalle, qué impresión le había causado la provincia de Judea. Josef alabó muchas cosas y no ocultó ciertos reparos. A Flavio Silva pareció agradarle precisamente aquel reconocimiento casi involuntario.

El gobernador estaba de buen humor. Su colega en Siria se enfrentaba a dificultades cada vez mayores a causa del falso Nerón. Necesitaba dinero y soldados para combatir al agitador, y en Roma comenzaban a admirarse de lo mucho que tardaba en reducir al ridículo pretendiente. No era difícil reconocer en las palabras con las que Flavio Silva lamentaba aquel penoso incidente la alegría que le procuraban las contrariedades de su colega.

Invitó a sus amigos judíos a un viaje de inspección por Samaria proyectado hacía tiempo. Lo que más le importaba era mostrarles la ciudad de Nápoles Flavia.

Era verdaderamente sorprendente lo que había hecho en tan pocos años con la antigua ciudad samaritana de Siquem. Se regocijaba con la admiración que le profesaron los honorables judíos, se mostró alegre y muy accesible. Josef se dio cuenta de que era el momento adecuado para sonsacarlo en favor de la causa judía. Ahora era cuando debía insinuar el asunto de la Universidad de Lida.

Como buen psicólogo que era sabía cómo encauzar su propuesta. Por ejemplo, podía explicarle al gobernador cuán ventajoso sería para su provincia contar con una Universidad que enseñase al mismo tiempo disciplinas judías y griegas. La Universidad de Antioquía, la más importante de Asia hasta la fecha, no se ocupaba de las necesidades de los judíos y despreciaba la tendencia de los orientales a discutir sobre la cosmovisión judía. Una universidad moderna que solventase estas carencias sin duda superaría con facilidad a Antioquía convirtiéndose en el centro cultural de todo Oriente. Atraería a su provincia a un número ingente de jóvenes adinerados de todo el mundo. No cabía duda de que tales argumentos conmoverían al gobernador.

Pero cuando Josef se aprestaba a hablarle de la Universidad de Lida vio ante sí el rostro moreno y

vigoroso de Gamaliel con su breve barba cuadrada y los prominentes dientes, y su ojo interior escuchó las altivas y cínicas frases del Doctor Supremo sobre el canon ritual, único garante de la pervivencia del judaísmo. Y, cuando por fin se decidió a hablar, notó para su propio asombro que no hablaba en favor de Lida y de su Universidad, sino de la ciudad de Tamna y el concejal Akiba.

Antes de terminar se disgustó consigo mismo. Se maldijo por rehuir la difícil tarea y haber aprovechado oportunidad tan favorable para un asunto tan nimio como el de Akiba.

Por lo demás, no se mostró inspirado, y al gobernador no le resultó difícil rechazar su ruego.

—El que se permite el lujo —opinó Flavio Silva indolente— de mostrar sus sentimientos de un modo tan ostentoso como vuestro Akiba debe estar dispuesto a pagar por ello. Si lo dejase marchar, en seis meses todos escupiríais sobre los edictos del Gobierno, y en dos años romperíais las tablillas que los promulgan en las plazas.

Pero el gobernador, por lo general tan apegado a sus principios, no tardó de cambiar de opinión en el asunto del concejal Akiba. El motivo de su inconsecuencia fue el caballo Víndex. Éste debía correr en la inauguración del estadio de Nápoles Flavia, pero se lesionó en Jotapata mientras lo bajaban del barco. El gobernador recibió la noticia encontrándose ya en Nápoles Flavia, poco después de aquella entrevista con Josef. Estaba fuera de sí. Aquella desgracia le arrebataba la mayor atracción de sus juegos. En seguida dio orden de crucificar a los esclavos encargados del transporte del caballo. Pero el programa de sus juegos no mejoró por ello. Debía, tenía que encontrar algún sustituto para el corcel Víndex. Retomó su antiguo plan de convencer a Demetrio Libán, que hasta el momento se había resistido a sus insistentes ruegos, para que actuase en su provincia costase lo que costase. Durante la cena, y en presencia de Josef, comenzó a hablar de nuevo del asunto del concejal Akiba, una vez más adujo sus argumentos en contra del indulto y después, inesperadamente, se dirigió directamente al actor.

—Pero no deseo —dijo insinuante— que los judíos me consideren su enemigo. Quiero demostrar, sobre todo ante vosotros, señores, que no lo soy. En vuestras manos está, mi Demetrio, salvar a Akiba. Dadme una prueba de vuestra amistad y yo os demostraré la mía. Actuad en mis juegos, y os pagaré con la vida de vuestro correligionario.

Libán palideció. La propuesta de Silva de enseñarles a aquellos provincianos lo que era un actor de verdad le había parecido desde el principio muy tentadora, pero la resistió con gallardía. Quería mantener su promesa, quería renunciar a su arte en honor de Yahvé, y ¿acaso no constituiría una ofensa diez veces más grave actuar en la tierra de Israel, durante su peregrinación y su viaje de expiación? Pero aquella nueva oferta echaba por tierra todos sus cálculos. Ya no se trataba de él, sino de la vida de un hombre, de un hermano judío, por el cual, al parecer, luchaba todo Israel. ¿Era una señal de Yahvé, o se trataba de otra tentación de Satanás? En cualquier caso, el ofrecimiento lo ponía de nuevo entre la espada y la pared.

—¿Queréis que interprete de nuevo al judío Apella? —le preguntó sombrío. Sin embargo, sólo Josef comprendió el tono de su respuesta. El gobernador no entendía nada de teatro; inmediatamente, replicó vivaz sin intuir el sentido de sus palabras:

—Lo que queráis, mi Demetrio, representad lo que queráis.

Con aquella respuesta se acercó mucho más a su objetivo de lo que él mismo imaginaba, pues echó a rodar una montaña entera de seductoras fantasías en la mente del actor. El gobernador le permitía representar lo que quisiera. ¿Qué ocurriría si lo intentaba de nuevo con el *Laureol*? Tal vez ese rodeo por la provincia le sirviese para triunfar más tarde en Roma y recuperarse de su fracaso de Albano. Sin duda era voluntad de Yahvé que actuase en la tierra de Israel. ¿Por qué si no habría ligado la vida del judío Akiba a su actuación? Yahvé se servía de él para demostrar a los paganos lo que era capaz de hacer un judío, exigiéndoles así un mayor respeto e indulgencia para el judaísmo en su totalidad. El actor se vio agitado por un sinnúmero de pensamientos y fantasías de esa índole hasta que, ufano e indulgente, replicó:

—Resulta difícil resistirse a un amigo de las artes tan terco como vos, señor gobernador. Tal vez podría decidirme a interpretar al pirata Laureol. Ya sabéis que lo pusimos en escena para Su Majestad y para el príncipe Domiciano con motivo de la inauguración del teatro de Lucía.

Naturalmente, Silva no sabía nada de todo aquello.

—Eso sería estupendo —dijo entusiasmado.

—Me lo pensaré —dijo Libán con aire indulgente.

Josef, sin embargo, se avergonzó de no haber hablado de la Universidad de Lida, y ni siquiera osó burlarse del actor para sus adentros.

Días después, el gobernador le preguntó a Josef lo que pensaba del Doctor Supremo. Él mismo lo tenía en

gran estima. Era un hombre con el que podía hablar claramente, sin rodeos. Era un tipo listo que sabía lo que quería, siempre imparcial: merecía ser romano. Que no quisiera serlo era su único defecto.

Y entonces Josef descubrió algo que reforzó aún más la admiración que sentía por la inteligencia del Doctor Supremo. Resultó que el gobernador le había ofrecido a Gamaliel la ciudadanía romana y la sortija dorada de la segunda nobleza. Pero Gamaliel lo había rechazado cortés y resuelto y, además, ocultó el ofrecimiento a los judíos; de no ser así, Josef lo habría sabido a través de Ben Ismael o de Ajer. Sin duda era un acierto que el Doctor Supremo se limitase a ser judío, y aún más astuto ocultar a los judíos la posibilidad que había tenido de gozar de los privilegios de la ciudadanía para no irritar a los romanos con una negativa pública. Josef se dijo que, de estar en el lugar de Gamaliel, no habría sabido resistirse a la tentación de revelar a los demás su firmeza.

Flavio Silva tenía sus razones al preguntar a Josef qué opinaba del Doctor Supremo. Gamaliel, le confió, tendría muy pronto ocasión de poner a prueba su famosa imparcialidad. Él, el gobernador, debía ponerlo ante un difícil dilema. Pues desdichadamente, la esperanza que habían albergado de que, tras la publicación del edicto que prohibía la circuncisión, los judíos se apaciguarían y abandonarían aquel nefasto fervor proselitista no se había cumplido. Hasta la fecha no habían encontrado ningún pretexto legal para proceder contra ellos, pues se cuidaban muy mucho de animar a sus oyentes a circuncidarse, y ya se sabía que, como tal, la religión judía estaba permitida. Pero le habían informado de que los profetas mendicantes no eran auténticos judíos, que pertenecían más bien a una secta nueva y extraña, cuyos adeptos se denominaban mineos o cristianos. Por supuesto, ellos mismos lo negaban exaltados, arguyendo que un judío era un judío, ya fuese fariseo o mineo, así como un lulú de Malta no es menos perro que un dogo moloso. Los expertos judíos no le habían proporcionado hasta la fecha más que un batiburrillo de conceptos teológicos muy prolijo, nada contundente, ni sí ni no. Él, Flavio Silva, estaba harto de aquello. Por tanto, había solicitado oficialmente al Doctor Supremo y al Colegio de Yabne que se pronunciasen con la mayor precisión sobre si debía considerarse judíos o no a los mineos.

Josef estaba consternado. Yabne se había mostrado hasta entonces tolerante con los mineos a pesar de que, en principio, la mayoría de los doctores no les tenían simpatía. Pero si ahora Roma les insinuaba la posibilidad de traicionar a los cristianos era probable que los doctores cedieran a aquella doble presión para quitarse de encima a esos peligrosos correligionarios, enemigos del Estado. Sin duda lo harían. Le dolió constatar tan rápidamente que Chanah tenía razón en contra de los argumentos de su esposo, Ben Ismael.

Acuciado por la prisa, meditó si no habría algún modo de desviar el peligro que amenazaba a los mineos. Antes de que el gobernador terminase de hablar vio que sólo había un camino. En el Colegio eran pocos los partidarios de los mineos, pero sus voces eran voces de peso. Si no lograban imponerse era porque no había ninguna autoridad estatal que los respaldase. Pero ¿qué ocurriría si se creaba tal autoridad? Si una Universidad de Lida aceptada por Roma se pronunciase en favor de los mineos los de Yabne no osarían reconocer, informando contra ellos, que la división de los judíos afectaba incluso a sus más ínclitos prohombres.

La pregunta de si, pudiendo conservar el judaísmo nacionalizándolo y eliminando su vocación cosmopolita, merecía la pena conservarlo, que en Lida le había parecido un problema irrelevante y lejano, se tradujo de pronto en un peligro acuciante. Si optaban por los mineos provocarían las represalias de la irritada Roma. Si los rechazaban supondría que la comunidad judía decidía separarse, aún más estricta y altiva, del resto del mundo. De pronto, hablar o no en favor de la Universidad de Lida se le antojó decisivo. Gozaba de las simpatías del gobernador, la situación era propicia, sin duda sus argumentos debían resultarle muy sugerentes a un hombre como Flavio Silva.

Todo lo que había en Josef de oscuro anhelo religioso lo conminaba a hablar en favor de los mineos, de Ben Ismael, de Ajer. Sin embargo, en su espíritu resonó la clara voz de Gamaliel: «Lo que no responde a la razón es feo». El objetivo que perseguían Ben Ismael y Ajer era irracional. Y, aunque tal vez consiguiesen alcanzarlo en mil años, en ese instante constituía una utopía cuya persecución ponía en peligro la propia existencia del judaísmo. El que admitiese que el Mesías ya había venido; el que renunciase a la esperanza de la reedificación del Templo, prescindía de la totalidad de la tradición judía. Si Josef intercedía ahora para que se fundase una Universidad en Lida admitía la definitiva destrucción de Jerusalén y del Templo como un hecho irrefutable, y él mismo se excluiría del Reino del futuro Mesías.

Calló. No habló de la Universidad de Lida.

No sabía que había sido el propio Gamaliel quien, a través de ciertos intermediarios, incitó al gobernador a solicitar a Yabne un informe sobre los mineos.

Josef sintió la necesidad de encaminarse hacia el sur. Primero fue a su propiedad. Antes de buscar a sus amigos de Lida y de Yabne deseaba pensar allí con calma sobre lo que les respondería cuando le preguntasen: ¿por qué nos has dejado en la estacada?

Llevaba apenas dos días en sus tierras cuando recibió una visita inesperada: Justo de Tiberíades.

Josef no había visto a aquel hombre en seis años. No había nadie a quien se sintiera más ligado y que, al tiempo, despertase en él tanta hostilidad. Tenía un litigio permanente con él, un debate que había comenzado en Roma dieciséis años antes, cuando se encontraron por primera vez, una conversación que no había concluido y que daba sentido a su vida. En esa conversación Justo siempre atacaba, lo perseguía burlándose de él amargamente, con la aguda mirada del odio, y Josef a su vez odiaba a aquel hombre que tan bien conocía sus debilidades descubriéndolas ante todos; sin embargo, sólo vivía para demostrarle quién era. Que le hubiera salvado la vida dos veces, que incluso lo bajara de la cruz en una ocasión, no constituía una respuesta satisfactoria y no había zanjado el debate. Esos acontecimientos tampoco incitaron a Justo a hacer concesiones, de ningún modo. Antes bien, mientras todo el mundo alababa *La guerra de los judíos,* él tachó el libro de ambiguo, de inconsecuente, de superficial, y se aprestó a oscurecerlo con otro más profundo. Josef había aguardado durante todos aquellos años poder continuar aquella conversación. Y ahora que tenía al hombre ante sí se asustó como un chiquillo que, convocado inesperadamente por su profesor, no sabe qué responder.

Mientras saludaba a su invitado, locuaz, para ocultar su inquietud, escrutó, primero con timidez, después casi abiertamente, el rostro amarillento del otro. Justo tenía cuarenta y tres años, como él y, al encontrarse en Roma por primera vez dieciséis años antes, el parecido entre ellos había sido sorprendente. Ahora ya no había ninguno. El rostro de Justo se había vuelto más duro, seco, lleno de surcos; su color ocre lindaba con el gris. Iba sin barba, escrupulosamente afeitado, y su cabeza se erguía sobre un cuello alarmantemente delgado. Justo estaba avejentado, desgastado; se mantenía muy erguido, pero se veía cuánto esfuerzo le costaba. Aquel día, al bajarlo de la cruz, tuvieron que amputarle el brazo izquierdo por debajo del codo, y Josef buscó involuntariamente su muñón con la mirada.

Justo habló muy poco durante la comida y apenas probó las excelentes viandas que Josef ordenó servir. Estaba al tanto de todo lo que había hecho Josef durante aquel tiempo y lo que le había ocurrido. Comentó malicioso que Josef había sido consecuente dentro de su inconsecuencia y que había seguido avanzando por aquel camino en zigzag que era su vida. Y no sin éxito, como acababa de comprobar. El combate por su hijo Pablo, del que había salido airoso, guardaba un enorme parecido con sus desvelos por los tres doctores que salvara con la ayuda de la emperatriz Popea. También sus efectos eran similares. El mismo carácter parecía suscitar siempre parecidas situaciones y estar abocado al mismo destino. Y, mientras lo decía, Justo se reía por lo bajo, una desagradable costumbre que había adoptado en los últimos años aquel hombre por lo demás tan digno.

El desdén atraviesa incluso la concha de una tortuga, y tiempo atrás Josef llegó a pensar que no podría seguir viviendo despreciado por Justo. Pero esta vez escuchó muy tranquilo las insidiosas palabras del amargado. Veía cómo Justo, a pesar de sus esfuerzos y su habilidad, tenía dificultades para comer por la falta de su brazo izquierdo, de modo que sus rápidos movimientos parecían ajenos y él mismo rígido y lastimoso. Lo invadió un cálido sentimiento por aquel hombre duro, estricto, abatido, y casi no percibió la ofensa que entrañaban sus palabras.

Lo que ahora sentía era más bien curiosidad por saber lo que quería de él. Sin duda Justo había venido a Judea para recuperar fuerzas para su libro, y que ambos hubieran buscado el suelo patrio al mismo tiempo y por idéntico motivo constituía a sus ojos una corroboración, pues tenía a Justo por el escritor más importante de su época, y su comportamiento era para él la pauta de su propia vida.

Pero durante la comida Justo no reveló el motivo de su visita, ni tampoco más tarde, y se retiraron a descansar sin que Justo hubiese hablado. Josef durmió mal. Durante toda la noche se debatió con Justo mentalmente, y encontró acertadas respuestas a frases que el otro desgraciadamente no había pronunciado. La ofensa que no le había herido mientras Justo estuvo presente le corroía ahora con fuerza. Setenta y siete son, tienen el oído del mundo, y yo soy uno de ellos. Pero el oído de Justo no lo tenía.

Al día siguiente ya no pudo contenerse y le preguntó abiertamente si podía servirle en algo y cómo. Justo le explicó que necesitaba un salvoconducto del Gobierno para permanecer cuatro o cinco semanas en Cesarea. Josef, que se había ganado con sus escritos el favor de los grandes, podía ser de utilidad en aquel lance a un colega menos agraciado por la fortuna.

Josef asintió gustoso de inmediato. Le preguntó sorprendido cómo podía ser que el secretario del rey Agripa tuviese que dirigirse a él por asunto tan nimio. Resultó que Justo ya no ejercía como secretario de Agripa. Hacía tiempo que tenía la sensación de que su agudeza e intransigencia incomodaban al rey, y

últimamente Agripa lo mantenía cada vez menos ocupado. No obstante, no se avenía a percibir un sueldo a cambio de nada y, cuando Berenice pasó por Alejandría en su viaje de regreso de Roma, Justo la buscó, confiando en poder recuperar el favor de Agripa con su mediación. Berenice lo recibió amablemente. Pero después, Justo no recordaba en qué ocasión, mencionaron el libro de Ester y él se burló ligeramente de Asuero, ese rey de harén un tanto lerdo, que permitía que su favorita le sugiriese en el lecho los deseos de su clan. Al parecer, Berenice creyó que Justo se refería con aquel rasgo a Tito y se irritó profundamente. De cualquier manera, su malhumor era tan patente que Justo, orgulloso y terco, ni siquiera llegó a mencionar sus propios asuntos, sino que prefirió solicitarle directamente a Agripa su cese.

Josef escuchó su informe con gran pesar y cierta satisfacción. Comprendía que Agripa no quisiera tener en torno suyo la maliciosa risita de aquel hombre cáustico. Era curioso que alguien tan versado en la teoría psicológica fuese tan poco hábil en el trato con las gentes.

Tal y como estaban las cosas no tuvo Josef dificultades en convencer a su amigo para que permaneciese en su casa hasta que llegase el salvoconducto de Cesarea. Esperaba que Justo le preguntase por sus planes y que le hablaría de su propia obra. Finalmente, como callaba, le preguntó sin ambages si había venido a Judea a causa de su trabajo. Justo asintió. Josef opinó alegre que él mismo también confiaba en que su obra saldría beneficiada gracias al aire de aquella tierra, a sus colores, sus hombres, su lengua.

Pero Justo se limitó a esbozar una mueca con sus finos labios. No había venido por razones de ambientación. Buscaba material, le explicó secamente: cifras, estadísticas. A Josef le molestó que el viaje de Justo a Judea corroborase las teorías de Juan de Giscala y no las suyas.

Josef y Justo se entrevistaron con el esclavo de aquél, el Obediente, el mineo. Le preguntaron, Justo con irritante altanería, cuáles eran sus principios religiosos. Se habían sentado en una sala de techo bajo, que servía a la vez de cocina y de sala. Atardecía y reinaba el silencio. Desde lejos les llegaba el trapaleo y el balar de los rebaños de ovejas que regresaban; en algún lugar los esclavos entonaban una monótona cantinela en lengua extranjera. Los dos señores interrogaron al Obediente cual investigadores que estudiasen a los nativos de un pueblo primitivo. El Obediente no puso objeciones a exponer con paciencia sus creencias ante aquellos oyentes a todas luces escépticos, y a veces incisivos. Cuando se movía se oía el leve tintinear de la esquila que denunciaba su condición de esclavo. A pesar de su altivez, Justo se mostró interesado. No dejaba de preguntar, y Josef también tenía muchas preguntas; se hizo de noche, trajeron luz, y aún seguían preguntando. El Obediente respondía infatigable.

Josef le propuso a Justo dar un paseo cuando por fin le dejaron marchar. Justo estaba dispuesto, y se pusieron en camino. Hacía una noche agradable y Josef encontró a su difícil amigo inusualmente accesible y muy relajado. Quería aprovechar su buen humor para conversar con él sobre los asuntos que lo preocupaban.

Se sentaron al borde de un aljibe. Una luna borrosa al comienzo de su creciente nadaba por el brumoso cielo de un azul negruzco, de cuando en cuando se oía el grito apagado de un pájaro cruzar la noche. Josef le abrió su corazón, le expuso sus dudas, su confusión. Allí estaban los incultos, los pobres de espíritu, que de pronto exigían que se les dejase participar de Yahvé y de la doctrina junto a los doctos. ¿Tenían razón en su exigencia? ¿Había que permitírselo? Allí estaban por otro lado las tolerantes enseñanzas de Ben Ismael y los sarcásticos ataques de Ajer, que lo llevaban a ponerse de su parte, y también los argumentos de política práctica de Gamaliel, que lo zarandeaban hacia el lado contrario. Sí, Josef se preguntaba a veces muy en serio si toda su sabiduría, el método que con tanto esfuerzo se había forjado, no sería un vano espejismo, si no era cierto que, gracias a su fe y a su intuición, personas como el mineo Jacob, o incluso aquel Obediente, poseían un conocimiento más profundo de Yahvé y del mundo.

Justo vestía un atuendo ligero, primaveral; su delgadez era alarmante, y el muñón con su piel seca y arrugada surgía en toda su fealdad de la túnica sin mangas. Permanecía así, delgado y frágil bajo la trémula luz, sentado sobre el borde del aljibe, junto a Josef.

—Querido Josef —dijo con su acostumbrada risita, pero su mofa carecía esta vez de amargura—, no os inquietéis por ello. Incluso vuestra erudición, aunque no pueda considerarla fundamentada, vale más que el saber que surge de la «santa contemplación» de vuestro esclavo o de ese mineo que obra milagros. A menudo he tratado de obtener algún conocimiento de la famosa e inculta alma del lego, pero, por muy objetivo que quiera ser, la intuición del lego jamás me ha hecho avanzar un ápice. Cuando se trata de hacer una mesa, de construir una granja o de curar el estreñimiento, posiblemente baste con el sentido común del lego. Pero si quiero un escritorio de verdad voy a ver a un ebanista de formación, y si quiero construir una casa de verdad voy al arquitecto, y si tengo gangrena voy al cirujano. No sé por qué tendría que acudir a los

pobres de espíritu si quiero conocer mejor a Yahvé, y no al especialista que ha estudiado sus libros. No puedo simpatizar con aquellos que arremeten contra el intelecto y que no se cansan de alabar la intuición. Pitágoras no se guió por su intuición cuando descubrió que la suma de los cuadrados de los catetos es igual al cuadrado de la hipotenusa, y si el ingeniero Sergio Orata hubiera confiado en su intuición jamás habría inventado la calefacción de agua. Si preferir los ricos de espíritu a los pobres es signo de racionalismo, entonces me declaro racionalista.

Y con un gesto mecánico tiró, como jugando, de la cadena que movía la polea del aljibe. Se oyó un crujido tan fuerte que la soltó asustado. Volvió a sentarse poniéndose cómodo y prosiguió con voz queda, pero firme:

—Nuestros padres no eran numerosos, cruzaban el desierto, desconocían lo que era un asentamiento, luchaban con animales salvajes y contra las inclemencias de un cielo implacable, se asesinaban unos a otros, tenían poco tiempo para investigar; dependían, por tanto, de la intuición. Entre tanto nos hemos multiplicado, hemos aprendido a vivir en pueblos y ciudades y hemos dado con ciertos métodos para reconocer hechos irrefutables por medio de la lógica. Ya no necesitamos la intuición, pues tenemos la ciencia. Me alegro de vivir en una época de ciudades y de vínculos sociales, no siento nostalgia por los tiempos del desierto, de la intuición y los profetas. Si hoy alguien se presenta ante mí como profeta lo considero un charlatán o un loco, y si alguien defiende su intuición indemostrable contra mis hechos probados, me pongo desagradable. Tengo por enemigos a los que quieren prohibirme hacer uso de mi cabeza. No admito que alguien con entendimiento esté menos capacitado para reconocer a Dios que otro que carece de él.

El amor propio de Josef había sufrido varios reveses en las últimas semanas. Las palabras de Justo lo aliviaban, deseaba oír más. Le dijo:

—No queréis ver, mi Justo, lo que les importa a estas gentes. Creen que si uno se adentra lo bastante en sí mismo es posible inspirar a Dios como si fuera aire. Creen que una confianza desmesurada en el propio saber acaba por crear una coraza en torno al corazón, de modo que se cierra y se vuelve incapaz de recibir a Dios cuando acude. Conozco a hombres muy doctos, duchos en los métodos de la investigación lógica, que no tienen reparos en aprender de los mineos.

La noche era tan apacible que podía oírse hasta el más leve crujir de una rama. El cielo, de un azul negruzco, parecía aún más oscuro por los numerosos insectos, que brillaban con un fulgor lejano.

—La melodía que entonáis me resulta conocida —dijo el flaco Justo con su risita—. Regresemos al desierto, lejos de la civilización, lejos del pensamiento, volvamos a la contemplación pura: así encontraremos a Dios. Todos aquellos a quienes Dios ha denegado capacidad de juicio lo predican extasiados. Pero los que lo predican a pesar de tener raciocinio acabarán convirtiéndose por cobardía en traidores al espíritu, pues temen el fruto de su saber.

Tras unos instantes, Josef se atrevió a avanzar aún más. Se sentía impulsado a solicitar el juicio de Justo en relación con el dilema que en ese momento inquietaba a la mayoría, pues sólo en él reconocía a un juez competente.

—Hace poco —admitió, y su voz sonó sorprendentemente frágil, vacilante— estuvo en mi poder hacer algo decisivo en favor de los mineos. No lo hice. A veces creo que me equivoqué, a veces me parece que no debería haberme escabullido.

Aguardó temeroso, como si todo dependiese de la respuesta de Justo.

Pero éste se echó a reír y le respondió en tono casi bondadoso:

—Sois un necio, mi querido Josef. Al escabulliros habéis cometido el primer acto sensato de vuestra vida.

Y Josef se alegró de que lo absolviera, se sentía dichoso y cercano a él.

Pero Justo siguió hablando. Su voz cruzaba ahora altiva, dura, aguda, la tibia noche:

—No, querido, no esperéis nada de esa parva, de esa angosta doctrina de los mineos. Sus enseñanzas se dirigen tan sólo a los débiles. Resulta fácil prometer un dulce paraíso alcanzable por la mera fe. Que uno haya sufrido por todos, y que por ello los demás se liberen de su parte de responsabilidad y de culpa, esa doctrina me resulta demasiado facilona. Y, si el dogma de los mineos es simple, su moral es tanto más alambicada. Nosotros ya pedimos mucho. Que no se deba odiar al prójimo es una dura exigencia; quizá sea posible lograrlo con un gran esfuerzo de la voluntad. Pero que haya que poner la mejilla izquierda cuando alguien nos golpee la derecha, eso es sobrehumano, inhumano, y, por tanto, está condenado a seguir siendo un bello ideal puramente abstracto. No, mi querido Josef, no me vengáis con la cómoda doctrina del no-hacer y de la renuncia.

—Debéis admitir, mi estimado Justo —replicó tras unos minutos Josef, oponiéndole otro reparo—, que

entre los judíos, a excepción de un par de helenistas, los mineos son hoy los únicos que aún defienden la vocación universalista de la Escritura.

—El cosmopolitismo de esas gentes —dijo Justo desdeñoso— es un artículo de masas, como todo lo que enseñan. Adquieren su universalismo a costa de todo aquello que constituye la gran tradición, esa poderosa tradición del judaísmo, su historia convertida en Espíritu. El ecumenismo hay que ganarlo a pulso. Hay que haber sentido el nacionalismo para saber lo que es ser un ciudadano del mundo. Si debo elegir entre los doctores y los mineos, prefiero a los doctores. Ese nacionalismo suyo tan angosto y sutil es repugnante. Pero al menos no claudican, luchan. Exigen que se viva confiando en la llegada de un Mesías activo y peligroso, cuya aparición, por lo demás, debería incitarnos o disuadirnos en nuestras acciones. Los mineos se limitan a renunciar. Pero lo importante es no enquistarse en lo nacional sin perderse por ello en una confusa mezcolanza de ideas. Los doctores no han resuelto ese problema, pero los mineos están mucho más lejos que ellos de lograrlo.

Después calló. Se levantaron. Caminaron en silencio al amparo de la noche. Cuando casi habían alcanzado la casa, Josef le preguntó lo que ya le preguntara en Roma años antes: «¿Qué ha de hacer hoy un escritor judío?». Pero el flaco no le respondió ya. Se limitó a encogerse de hombros. Resultaba curioso ver cómo se elevaba, manco, su hombro izquierdo, y Josef no supo si se trataba de un gesto de desesperanza. Sin embargo, bajo el quicio de la puerta, mientras se despedían, recordando tal vez aquella frase que había pronunciado en su primer encuentro, Justo le dijo:

—Es curioso. Dios, desde que destruyeron su Templo, está de nuevo en Judea.

¿Era aquello una respuesta?

Al día siguiente llegó su salvoconducto y Justo partió.

Josef, en memoria de la conversación nocturna que habían mantenido junto al aljibe, escribió en aquellos días el *Salmo de las tres parábolas.*

Pertenezco a esos
a los que Yahvé ha encomendado
ser la sal de su tierra.
Pero ¿cómo haremos para ser la sal
si hay tanta agua
y pereceríamos en el agua,
nos disolveríamos para siempre en la nada
de modo que no quedaría de nosotros ni rastro ni sabor
y nuestra misión se perdería?
No quiero perderme.
No quiero ser la sal.

¡Oh! qué placer ser fuego
que puede compartir su fuerza
y que no por ello merma ni se extingue.
Dichosa luz, dichosa llama.
Pero tal don sólo es propio del zarzal.
Incluso a Moisés, al querer asir la llama,
se le abrasó la boca,
y se volvió parco en palabras y tartamudo.
¿Cómo puedo soñar yo, pobre de mí,
con semejante privilegio?
No puedo ser fuego
Tal vez carezca de sentido el brillante arco
que nace cuando el sol irrumpe en la lluvia,
tal vez sólo sea una alegría de niños y soñadores.
Y, sin embargo, fue precisamente ese arco
el que eligió Yahvé como signo
de su alianza con la carne perecedera.
Déjame ser arco iris, Yahvé,
que me extinga veloz, pero renazca una y otra vez,
restallando de colores, y, sin embargo, de una única luz;

un puente desde tu tierra a tu cielo,
mezcla de agua y sol,
siempre presente
allí donde se mezclan agua y sol.
No quiero ser la sal.
No puedo ser fuego.
Déjame ser arco iris, Yahvé.

Josef comenzó a sentirse a gusto en su propiedad. La conversación con Justo lo había aliviado. Pasaba mucho tiempo solo, daba largos paseos solitarios, pero no se cerró a las personas. A menudo conversaba tranquilamente con el administrador Teodoro, con el Obediente, con algunos criados.

Durante aquel período contemplativo se acercó un día al terrazgo «Pozo de Yalta», donde vivía Mara. Mara se sonrojó cuando lo vio llegar, pero no fue el terrible e iracundo sofoco de su primer encuentro.

—Salud, Mara —dijo Josef con la fórmula aramea usual, y ella le respondió:

—La paz sea contigo, mi señor.

Pero entonces le preguntó, como antaño hiciera Dorión:

—¿No nos lo hemos dicho ya todo?

Y, como él callara, añadió:

—Tengo mucho trabajo, los viñedos están abandonados y los frutos del olivo se han echado a perder. La burra de clara piel, la babilonia, está encinta. Hay que cuidarla con esmero, me costó muy cara.

—Déjame que me siente aquí y te mire —le rogó él. Y se sentó en silencio y la miró. Había regresado a la tierra de Israel para procurarse cierta claridad, pero su paso por Cesarea y Galilea, por la Samaria y Emaús, por Lida y por Yabne, no había hecho más que acrecentar su profunda turbación. El sosiego, la fuerza que necesitaba su trabajo, sólo podría encontrarlos allí, en su hacienda.

Se había sentado sobre un murete soleado y contemplaba a Mara, que trabajaba descalza con su sombrero de paja de ala ancha que la protegía del sol. Permaneció en silencio y dejó vagar sus pensamientos.

Antes de que lleguen las tormentas invernales e interrumpan el tráfico por barco regresará a Roma, así se lo ha propuesto. Aunque, ¿no sería más sabio quedarse en el país para escribir allí en paz la historia de Israel? Pero, si lo hace, ¿no le molestará el mismo país, la excesiva cercanía de cosas y personas, la confusión de los acontecimientos que siguen su curso en torno a él? Para escribir la historia, ¿no se requiere cierta distancia, también física?

Así miraría Boas a Ruth, como miraba él ahora, sentado, a Mara. Ruth era una moabita, una extranjera, una no judía, y precisamente ella, dice la Escritura, fue elegida para fundar la estirpe de David. La Escritura no es restrictiva ni nacionalista. Yahvé, se refiere en otro punto, se enojó con Jonás y lo castigó porque sólo quería propagar su palabra en Israel y se negaba a difundirla entre los gentiles de la gran ciudad de Nínive. Así dice la Escritura. Él, Josef, se desposó con la gentil, como Moisés con la madianita. Pero él no es Moisés, y su matrimonio no tuvo buen fin.

El levirato es una extraña institución. Cuando un hombre muere sin haber engendrado un varón con su esposa, el hermano de aquél está obligado a desposar a la mujer y a engendrar hijos con ella. Cuánto más obligado no estará un hombre con una mujer cuyo único vástago ha muerto por su culpa. Muchos doctores alaban a quien desposa a una divorciada, considerándolo una acción noble y meritoria. Si ahora viese jugar ante él a unos niños en torno a la mujer que trabaja se sentiría reconfortado. Gamaliel es un hombre listo y le tiene simpatía. Si Josef se casara de nuevo con esta mujer encontraría la forma de lograr que todos aceptasen ese matrimonio como plenamente válido.

Permaneció allí hasta el anochecer sin forzar a sus pensamientos a seguir un curso determinado, sino que los dejó fluir y desvanecerse a su antojo. Al oscurecer, Mara llamó a sus criados y siervas a la mesa. Aguardó por si lo invitaba a quedarse. Ella no lo hizo. Entonces él saludó muy serio y cortés y se marchó. Al parecer, en Lida nadie había oído hablar del informe sobre los mineos que el gobernador había mencionado a Josef. Ni Chanah, ni Ajer, ni siquiera Ben Ismael lo atosigaron con desagradables preguntas sobre su intercesión ante Flavio Silva en relación con su universidad. A pesar de todo, la confianza que existiera entre el grupo de Lida y Josef antes de su viaje había desaparecido. Cierto que, gracias a la conversación con Justo, había recuperado parte de su antigua seguridad. Sin embargo, le dolió que los de Lida lo tratasen ahora como a un extraño. Seguramente Chanah lo consideraba un ser débil, por muy agradable que se mostrase.

La actitud de Ajer era muy extraña. Rogó a Josef que acudiese a verlo a su casa, cenaron juntos los dos hombres y la bella morena Tabita. Ajer no se mostró aquel día tan hablador como de costumbre. Agobiado por su silencio, Josef se lanzó a hablar, le habló del gobernador, de Nápoles Flavia, de Libán, del concejal Akiba, incluso de Justo. Lentamente Ajer volvió hacia él su carnoso rostro y lo miró con sus tristes y sabios ojos, y de pronto le espetó:

—Habéis hecho muchas cosas en vuestra vida, habéis hablado mucho y escrito mucho, más que la mayoría de las personas. Sin duda siempre buscasteis la concordancia de vuestras palabras y vuestras acciones. Resulta extraño que lo hayáis logrado en tan pocas ocasiones.

Josef se sorprendió ante aquella repentina y grave injuria. De no ser por la conversación con Justo lo habría rebatido enérgicamente. Pero en aquel momento las acres palabras del joven le parecieron más llevaderas que el silencio de los otros. Tal vez tuviera razón por lo que se refería al pasado, pero desde luego no sería así en el futuro. Y no respondió.

La morena Tabita estaba tumbada en su diván, hermosa y soñolienta. Ajer dijo:

—Por cierto, he traducido vuestro salmo cosmopolita a versos griegos.

Josef ardía de curiosidad por saber cómo sonarían sus estrofas en el griego de Ajer, aunque no se atrevió a rogarle que las declamase. Pero Ajer, tras hacer esperar a Josef unos minutos, las recitó por propia iniciativa.

—Esperad— dijo. Se colocó detrás de la mesa, apoyó las manos en ella, y, con la mirada clavada al frente y los ojos bajos, comenzó a hablar, concentrado, en su griego lento y puro.

En su versión había captado cada giro, cada asonancia de los versos hebreos de Josef. Precisamente así habría dado forma Josef a sus sentimientos de haber nacido griego. Se sintió arrebatado por la belleza de los versos tal y como fluían en aquel momento hacia su oído y hacia su corazón en aquella lengua extraña, amada, odiada, ansiada. Se levantó de un salto, abrazó a Ajer, lo besó.

—Tenéis que venir conmigo a Roma, mi Janai —exclamó arrebatado—. Tenemos que trabajar juntos. Debemos escribir juntos la *Historia universal de los judíos,* vos y yo. No debéis permanecer aquí. Sería un atentado contra vos, contra mí, contra Israel y el mundo entero.

La morena se había despertado al oír las altas y vehementes palabras de Josef y lo miraba curiosa. Ajer le dijo, acariciándola con ternura:

—Sigue durmiendo, mi paloma.

Pero a Josef le replicó con sequedad:

—Olvidáis, mi Flavio Josefo, que es mi deseo que mi vida concuerde con mis palabras. Pero me alegro de que mi traducción sea de vuestro agrado.

Josef acababa de llegar a Yabne cuando el Doctor Supremo lo mandó llamar. Gamaliel parecía saber que Josef no había hablado en Cesarea en favor de los de Lida.

—No resulta difícil imaginar —dijo— que nuestros amigos comunes os habrán importunado con su vieja demanda. No cabe duda de que al autor del «Salmo del ciudadano del mundo» le habrá resultado muy tentador contraponer a la Universidad nacional de Yabne otra con vocación supranacional.

—Así fue —replicó Josef con sinceridad.

—Me alegro —replicó Gamaliel— de que mis razones encontrasen eco en vuestro ánimo. Eso me ayudará a formular mi ruego.

—Aquí me tenéis —respondió Josef valiéndose de la fórmula al uso.

—¿Sabéis —comenzó impetuoso el Doctor Supremo— que Flavio Silva me ha pedido un informe sobre los mineos?

—Sí —respondió Josef.

—He oído —prosiguió Gamaliel— que el gobernador está dispuesto a indultar al concejal Akiba. ¿Es obra tuya?

Josef replicó:

—Le he hablado de él. El gobernador lo ha hecho por deferencia hacia Libán.

El Doctor Supremo se sentó al lado de Josef, le habló como le habla un joven amigo a otro, con ternura, confiado.

—Aún hay muchos asuntos pendientes entre Yabne y el gobierno de Cesarea. Sería muy provechoso tener allí a un representante permanente. Mantener unidos a los doctores y al pueblo requiere la plena dedicación de un hombre. Representar al judaísmo ante Roma excede esta dedicación.

Y, sin darle importancia, como si hablase del tiempo, le expuso la siguiente propuesta:

—¿Queréis relevarme en la política exterior, doctor Josef? Vos tenéis más experiencia en estos asuntos y, de todos los judíos, sois el más respetado por Roma. Cabe pensar que si un hombre tan hábil como vos dirige nuestros asuntos Roma nos concederá más competencias en cinco o seis años, de modo que, poco a poco, el Colegio de Yabne pasará de ser el representante religioso de los judíos a representarlos también en lo político. Nunca os he ocultado nada, doctor Josef, supongo que me consideráis sincero. Compartid el poder conmigo. Dejadme los asuntos internos, y sed nuestro enviado en Cesarea. Sed nuestro representante ante Roma. Sólo vos podéis hacerlo.

Y, adoptando de pronto un tono burlón, concluyó:

—Debéis hacerlo aunque sólo sea para ahorrarles a mis doctores nuevas disputas. Si rechazáis mi oferta tendré que viajar a Roma tarde o temprano. Imaginad los debates que se producirán sobre la pertinencia de profanar los preceptos del sábado al emprender el viaje hacia Roma por mar.

Josef era un hombre que vivía el instante, su enjuto rostro reproducía cada una de sus emociones, y a Gamaliel no le costó ver cómo lo había conmovido su ruego. Muchos pensamientos cruzaron por la cabeza de Josef. El cargo que le ofrecía Gamaliel podía dar consistencia a su vida, facilitándole, sin embargo, el ocio que requerían sus libros. Cuán dulce y tierna es la patria. Sentado sobre el soleado muro del terrazgo «Pozo de Yalta» había soñado con permanecer en el país, en el suelo que por tanto tiempo pisaran sus padres, respirando el aire que ellos habían respirado. Era un cargo tentador: podría mediar entre los de Lida y los de Yabne. Con Gamaliel se entiende fácilmente, y con los de Lida podía tratarse. Sería una hermosa vida, medio año en Cesarea y el resto en su hacienda, con Mara. Podría relajarse, podría hablar arameo, dejaría de ser el extranjero como era en Roma. Aquí ha descubierto cuántas cosas echaba de menos en Roma. Cuando se reúne con hombres como Gamaliel, con Ajer o Ben Ismael siente que sus raíces están allí, e incluso las torpes meditaciones de los campesinos galileos y las abstrusas discusiones de los doctores, sus salmodias, sus estúpidas disputas, le pertenecen. Es indudable que todo ello le da fuerzas. ¿No sería una locura renunciar a aquella fuerza, depender sólo de sí mismo?

Pero ¿y su obra, su historia? Si la escribe aquí, ¿no resultará tendenciosa? ¿No se inmiscuirá en ella irremediablemente la mezquina y tonta cotidianidad de la provincia?

Como si hubiera adivinado sus pensamientos, Gamaliel prosiguió:

—Habéis logrado escribir la historia de la guerra de tal modo que los judíos la leen sin amargura y los romanos con regocijo. Pero me temo —dijo señalando el mosaico del suelo, el racimo de uvas emblema de Israel— que aún no ha llegado el día en que pueda beberse al mismo tiempo el jugo de la uva y la leche de la loba. Dios os ha dado mucha fuerza; pero es posible que haya que tener la pasta de los viejos profetas para poder digerir ambas cosas. Roma es grande, pero cuando uno está allí, la tierra de Israel se ve muy lejos y muy pequeña. En Roma se desbordan los cuencos de carne mientras aquí escasea la leche y la miel.

Se levantó, pero no se acercó a la jamba para soltar un discurso, sino que permaneció de pie junto a Josef y le habló amablemente, con ternura, sí, incluso le puso la mano sobre el hombro.

—Soy más joven que vos, y tal vez os parezca demasiado insistente. Admito que hasta ahora habéis logrado ser al tiempo romano y judío; y cuando todos creíamos que no podríais más, que ibais a pronunciaros en favor de unos u otros, siempre encontrabais la forma de jugar a dos bandas. Pero si ahora os embarcáis rumbo a Roma, entonces, me temo, será vuestra última decisión, la definitiva. ¿Qué preferís, ser un escritor griego o judío? ¿Queréis que os recuerden como el historiador del pueblo judío o como el del Palatino?

Gamaliel hablaba con premura tratando de convencerlo, y había encontrado el tono adecuado; Josef se sentía muy tentado. Aquella tierra lo atraía, sus gentes, la ocupación que se le ofrecía, el propio hombre, su juventud, su fuerza, su astuta entereza, sus silencios, sus palabras. Le tentaba la idea de regular los asuntos públicos de los judíos codo con codo con aquel hombre. Pero, en lugar de forjar la historia de los judíos en lo pequeño, ¿no sería mejor escribirla a lo grande?

Gamaliel notó que si añadía una palabra más debilitaría el efecto de su discurso. No le urgió a responderle.

—Meditad mi oferta con calma —concluyó—. Tenéis tiempo hasta que llegue el invierno y se interrumpan los viajes.

Antes de comunicar oficialmente al Colegio la solicitud de Roma el Doctor Supremo mandó llamar a los doctores que pasaban por ser amigos de los mineos para consultarlos.

Reunidos en el gabinete de Gamaliel, Ben Ismael y sus amigos se miraban consternados. Al instante reconocieron la situación, y que si trataban de proteger a los mineos y a sus predicadores se reforzaría la

opresión de Israel a manos de Roma. Se miraron, miraron al Doctor Supremo, no sabían qué hacer.

Finalmente fue el propio Gamaliel quien hubo de animar a aquellos hombres abatidos. Lo que más le importaba, les explicó, era impedir la división de los judíos. Naturalmente, la medida más apremiante era que los cristianos renunciasen a su propaganda, doblemente peligrosa tras la publicación del edicto sobre la circuncisión, para no agravar el disgusto de Roma. En tal caso existía la remota posibilidad de que pudieran seguir formando parte de la comunidad. Pues, aunque en alguna ocasión expresasen opiniones que rozaban la «negación del principio», la mayor parte de los mineos no se desviaban, más que en ciertos puntos sin importancia, de la doctrina de Yahvé. A su parecer, lo mejor era que los dirigentes de los mineos debatieran con los doctores públicamente y con calma sobre las cuestiones en litigio. Confiaba en que tal disputa permitiría al Colegio anunciar en su informe pericial que los cristianos pertenecían a la comunidad judía.

Incluso aquellos doctores que consideraban a Gamaliel un enemigo tácito de los mineos, a pesar de la neutralidad de que había hecho gala hasta entonces tuvieron que admitir que su oferta era justa. Los propios cristianos confesaban que había mucha confusión en sus enseñanzas. Un debate, tal y como lo proponía Gamaliel, permitiría a los dirigentes de los mineos adecuar sus principios a los dogmas de los doctores sin verse obligados a renunciar a su esencia. La propuesta del Doctor Supremo ofrecía a los cristianos una salida a su difícil situación, dejando generosamente en sus manos la decisión de permanecer o no en la comunidad. Los doctores que simpatizaban con los mineos alabaron la sabiduría y benevolencia de Gamaliel y asintieron.

El doctor Ben Ismael se encargó de transmitir la propuesta del Doctor Supremo al taumaturgo Jacob, del pueblo de Sekanja, como dirigente reconocido de los mineos de las comarcas de Lida y Yabne. Ocurrió lo que Ben Ismael había temido en su fuero interno. Jacob rechazó el ofrecimiento sin meditarlo ni un instante. Su liso e imperturbable rostro de banquero se sonrojó ligeramente; permaneció sereno, pero fue una serenidad ganada a pulso.

—No haremos regresar a nuestros predicadores —declaró—. Ése sería a nuestros ojos el peor pecado que podríamos cometer, en verdad una «negación del principio». Porque para nosotros Yahvé no es sólo el dios de Israel, sino del mundo entero, y no permitiremos que se nos impida difundir sus enseñanzas entre los paganos, tal y como se nos ha encomendado, aunque los romanos hayan prohibido la circuncisión. Proclamamos nuestra fe y nos alegramos de que haya cada vez más personas que la adoptan, pues nosotros mismos hemos visto que esta fe proporciona un gran consuelo y que el que habita en ella está a salvo.

»También nos negamos a disputar con los doctores sobre nuestra fe. No podríamos hacerlo, aunque quisiéramos. Ninguno de nosotros debe osar hablar por boca de otro, sino sólo en su nombre. Esto es precisamente lo que nos distingue de los doctores: que no queremos obligar a nadie a profesar una doctrina determinada. Nosotros no sopesamos, comparándolos, argumentos lógicos y teológicos, nosotros nos sumergimos en la historia de nuestro Salvador. De sus palabras y de nuestro corazón obtenemos nuestra fe. Permitimos que cada uno entienda las palabras del Salvador a su manera. Ninguno está obligado a aceptar la interpretación de otro. Por eso muchos de nosotros se llaman a sí mismos “creyentes”: porque no aceptamos que se dicten las opiniones, sino que cada uno de nosotros ha de interrogar a su propio corazón en busca de la fe.

»Nuestra fe no conoce fronteras, no queremos tenerlas. Ni siquiera tenemos un nombre común. A veces nos llamamos creyentes, a veces nos llamamos pobres, o bien cristianos. Dejamos a los doctores que definan nuestra fe; ellos confían más en su saber. Nosotros mismos no podemos dar un nombre a lo que nos une, y tampoco deseamos hacerlo; somos demasiado humildes para ello.

»Nos consideramos judíos. Creemos lo que creen los doctores, respetamos los usos tal y como los prescriben los doctores. Pero nuestra fe es mayor y sometemos nuestra vida a preceptos aún más estrictos. No sólo creemos en los sacerdotes, también creemos en los profetas. Damos al César lo que es del César, pero no creemos que una prohibición imperial pueda librarnos de la obligación de cumplir los mandamientos de Yahvé. Y también creemos que somos hijos no sólo de un Dios judío, sino de Dios sin más. No queremos sacar a nadie de sus límites si se siente a gusto en su estrechez, pero a nosotros nos ha sido encomendado alabar la amplitud de Yahvé. Queremos teología, pero también queremos religión. Queremos una iglesia judía, pero también que perviva el judaísmo.

»¿No veis, mi doctor y señor Ben Ismael, tan benévolo con nosotros y no demasiado alejado de nuestra fe, no veis que el Doctor Supremo quiere ponernos la soga al cuello con su oferta? Nos preguntarán cosas a las que no podremos responder ni sí ni no, se levantará acta y en lugar de redactar un informe se pondrá sobre la mesa el acta de los romanos, conseguirán que los romanos declaren que el cristianismo es una religión prohibida. Los doctores no nos excluirán, pero dejarán que los romanos se ocupen de proscribirnos, al igual que encomendaron en su día a los romanos el asesinato del Mesías y se lavarán las manos

proclamando su inocencia.

»Si lo que queréis es conocer mi opinión, querido doctor Ben Ismael, indagaré gustoso en mi corazón y os expondré lo que en él encuentre. Cuando alguien se aproxima a nosotros con intención recta y sencilla pidiendo explicaciones no descansamos hasta encontrar la palabra justa y más simple pero se me figura que sería una profanación ponerme delante de los doctores en la Escuela de Yabne y escatimar los más nimios detalles de mi fe. Que nos la prohíban, o que fuercen a los romanos a prohibírnosla. No pienso comprar la tolerancia de los doctores a cambio de proclamar una verdad a medias, ocultando la otra mitad. Antes prefiero ser denostado y perseguido por proclamarla entera. Quien dice media verdad escupe a Dios de su boca. Benditos aquéllos que sufren persecución por decir la verdad entera».

Muy pronto, y de un modo harto amargo, el doctor Ben Ismael hubo de constatar que la equidad de Gamaliel no era más que un disfraz. Recibió un golpe terrible e inesperado.

Había una oración antiquísima que los judíos estaban obligados a rezar desde hacía siglos y que desde la destrucción del Templo servía como sustituto del sacrificio: las Dieciocho Plegarias. Algunas de estas plegarias, que trataban del bienestar de la comunidad, carecían ya de sentido desde que se destruyera el Templo y resultaban contradictorias. Las sustituyeron temporalmente por ciertas súplicas del tiempo de Judas Macabeo. Pero tampoco éstas, aunque procedieran de una época marcada por la opresión y se refirieran al cese del servicio divino, concordaban plenamente con la situación actual.

Y de pronto, sin previo aviso, en el transcurso de un debate en el que se dirimía la revisión de la fórmula de alabanza que debía pronunciarse al partir el pan, el doctor Helbo Bar Nahúm insistió en que se diese asimismo al texto de las tres plegarias nacionales una forma unívoca y adecuada a la situación política que atravesaban. Ante todo, la plegaria por la reedificación de Jerusalén era, en su forma actual, excesivamente vaga y daba pie a falsas interpretaciones; él mismo había oído cómo personas de dudosa fe, o incluso infieles, interpretaban ese ruego a su manera confiriéndole un sentido muy particular, herético. Gentes que afirmaban, tercas y taimadas, que el Mesías había venido hacía tiempo y que la destrucción de las murallas de Jerusalén constituía un merecido castigo y una bendición, incluso esas gentes, repetían sin pensarlo esa terrible y conmovedora plegaria por la reedificación de Jerusalén y decían «amén» cuando el recitador la formulaba. Se limitaban a aducir, insolentes, que se trataba de la reconstrucción de una Jerusalén «espiritual». El doctor Helbo era un hombre obeso de mentón carnoso, imponente, y una voz grave que resonaba en toda la sala.

—¿Qué opinan los doctores y señores? —dijo poniendo fin a su discurso, mirando expectante a su alrededor.

El Colegio solía asistir sin gran interés a los debates en torno a la «negación del principio» que él y los doctores Jesús y Simón el Tejedor suscitaban una y otra vez. El doctor Helbo sabía que todos querían retrasar en lo posible cualquier fallo sobre la espinosa cuestión de si se debía considerar o no judíos a los mineos. Pero ¿acaso sus colegas pensaban rehuir de nuevo aquel debate ahora que el Gobierno había solicitado su informe? Levantó la vista hacia los asientos del otro lado, donde se alineaban los amigos de los mineos. Éstos se miraron inquietos. No sabían a ciencia cierta qué era lo que buscaba el doctor Helbo. Prefirieron callar.

Como nadie pidió la palabra se levantó el doctor Jesús de Gofna y habló. Era un hombre sereno, que solía medir sus palabras. También a él, explicó, le parecía una blasfemia que sus oraciones se mezclasen en el oído de Yahvé con las de los «negadores del principio». Su propia oración se manchaba si el que oraba a su lado decía las mismas palabras, pero retorciéndolas con alevosía hasta darles otro sentido. No era posible decir «amén» de corazón al ruego por la reconstrucción de Jerusalén si junto a uno lo hacía alguien que tenía por una bendición la destrucción de su ciudad, pronunciando así un «amén» desvirtuado, en suma, una herejía. Era inevitable que hasta al más sosegado lo asaltase el rencor por el hipócrita, y, en lugar de servir mediante la oración, se caía en el pecado.

Todos esperaban escuchar ahora una propuesta. Pero no, también el doctor Jesús se conformó con la mera constatación. ¿Debía servir también aquel debate, se preguntaron los amigos de los mineos, únicamente para caldear el ambiente, o es que aquellos tres pensaban que había llegado la hora de asestar el golpe?

Lo asestaron. Simón el Tejedor pidió la palabra. Preguntó al doctor Helbo si conocía algún medio para librar al servicio divino del maligno veneno al que se habían referido él y su colega Jesús.

El doctor Helbo conocía un medio. Cuando diez años antes se procedió a revisar la oración de las Dieciocho Plegarias se decidió eliminar una de ellas sin sustituirla, destruyendo el ritmo básico de la

oración. Y así, las plegarias ni siquiera eran dieciocho, el número sagrado de la vida. Era necesario, propuso el doctor Helbo, recomponer por fin aquel número, lo que podría hacerse añadiendo a los tres ruegos por la reconstrucción del Templo y la Nación una deprecación contra aquellos perversos de palabra que deseaban falsear «espiritualmente» esos ruegos malinterpretándolos. Semejante disposición no sólo restituiría el orden originario de las plegarias sino que eliminaría el peligro del que habían hablado él y sus colegas; pues difícilmente podrían repetir los herejes un ruego semejante, difícilmente podrían decir «amén» a tal súplica.

Ahora ya sabían Ben Ismael y sus amigos de qué se trataba. Ninguno había nombrado a los mineos, pero era evidente que querían convertir las Dieciocho Plegarias en un arma capaz de expulsar a los cristianos de las sinagogas y de la comunidad. Los mineos insistían en participar en el servicio divino de la comunidad. Solían citar al profeta: «Mejor que el sacrificio es la oración», y las antiquísimas Dieciocho Plegarias eran para ellos tan preciadas como para el resto de los judíos. Amaban de todo corazón el piadoso y sencillo canto que acompañaba a los ruegos, en muchas casas de oración eran ellos quienes ocupaban el puesto del recitador. Si ahora, tal y como pedía el doctor Helbo, se engarzaba en ellos una maldición que atacaba de modo unívoco a los mineos, éstos no podrían responder «amén», como rezaban los preceptos, pues no podían rogar a Dios que los exterminara. Por lo que tendrían que alejarse de las casas de oración.

La propuesta ideada por aquellos tres doctores era muy astuta. Si se aceptaba, no sólo obligarían a los mineos a adoptar una decisión que hasta entonces habían rehuido, sino que lograrían aplacar el odio que suscitarían al facilitar a los romanos un informe, y, por tanto, una excusa, para perseguirlos. Podrían limitarse a explicarle a Flavio Silva: hay un modo muy simple de determinar quién es judío y quién no. Nuestra doctrina está contenida en las Dieciocho Plegarias. Quien las pronuncie, quien diga «amén» al escucharlas, es judío. El que no lo haga no pertenece a nuestra comunidad. Sin duda, dependía tan sólo de los mineos que quisieran decir «amén» a la maldición contra los herejes o no.

Ben Ismael no tardó en reconocer el peligro que entrañaba la propuesta del doctor Helbo. Rehuir el comprometido informe mediante un precepto litúrgico bastante justo debió parecerles a la mayoría de los doctores una solución afortunada. Pero, en lugar de pensar en el modo de atajar aquel peligroso golpe, a Ben Ismael únicamente lo torturaba una pregunta: aquella perversa maniobra, ¿era obra de los tres o la había urdido su cuñado Gamaliel? Le habría dolido en lo más profundo saber que Gamaliel se había aliado con los tres doctores.

El Doctor Supremo disipó de inmediato toda duda. Tomó la palabra, y brevemente y con sequedad expuso que la solución que había encontrado el doctor Helbo le parecía justa y sabia; la aprobaba.

La voluminosa cabeza de Ben Ismael bullía de pensamientos amargos, acusadores, indignados, resignados. No habían transcurrido muchas semanas desde que le dijera a Chanah que sus amigos jamás permitirían que se aprobase una moción contra los mineos. Ahora se había interpuesto la exigencia de los romanos para obtener su informe, y a nadie cabía reprochar que se aprobase la propuesta infernalmente astuta de Helbo; al contrario, oponerse a ella equivaldría a declararse enemigo de la comunidad. Estaba tan consternado que no encontró palabras para responder a los tres y al Doctor Supremo.

En su lugar habló uno de sus amigos. La oración, explicó, se creó para rogar el perdón de Dios, no para pedir venganza; había que dejar en manos de Yahvé el castigo de ateos y blasfemos.

Pero con ello sólo logró que el doctor Simón, con el apodo de «el Tejedor», se levantase por segunda vez y se expresase, tras el pronunciamiento del Doctor Supremo, rotunda y claramente. Había, dijo, que obligar a enseñar su verdadero rostro a los herejes, a esos ambiguos que afirmaban ser judíos pero que se arrodillaban cual idólatras ante un semidiós que, según decían, los había liberado del peso de sus pecados. Las opiniones eran muchas, algunas buenas y otras menos; había muchas casas en la morada de Yahvé, pero no podía admitirse en ella a los que por medio de su fe en aquel semidiós contravenían el único credo de la doctrina judía: «Oye, Israel, Yahvé es nuestro Dios, el único».

Si el Doctor Supremo hubiera ordenado en ese momento que se procediese a la votación sin duda sesenta de los setenta doctores del Colegio habrían votado en favor de la propuesta. Pero Gamaliel se mostró justo, como siempre. Le parecía, dijo cerrando la sesión, que algunos se habían encolerizado, y proponía posponer la votación para el día siguiente; pues no era bueno adoptar una resolución tan importante con el ánimo alterado.

Ben Ismael no durmió aquella noche. Lo acompañaban sus amigos, incluso el mineo Jacob había acudido a toda prisa a Yabne desde su pueblo, Sekanja. Todos rodeaban a Ben Ismael, dolidos, consternados.

El mineo Jacob le dijo:

—Sabéis que somos judíos y que no queremos contravenir la Ley. Nuestro Mesías ha venido para que se

cumpla la Ley. Somos personas pacíficas. No nos excluyáis. Hay una doctrina vieja y una doctrina nueva. Nosotros creemos en la nueva, pero no desechamos la antigua. Si nos excluís se unirán a nosotros cada vez más paganos y habrá en nuestra fe cada vez más partidarios de la nueva doctrina y menos de la vieja. No nos obliguéis a renunciar a la antigua en nombre de la nueva doctrina.

Chanah permanecía sentada entre los hombres con expresión sombría y vehemente. Los conminó a rechazar la propuesta y a abandonar el Colegio en caso de que se aprobase. Muchos se les unirían, y, si se aliaban con los mineos, podrían hacerle frente a Yabne.

Ben Ismael se sentía abrumado por las dudas. Una cosa estaba clara: si se aprobaba la propuesta los mineos abandonarían el cumplimiento de los ritos, y si no se aprobaba los romanos infligirían nuevas vejaciones a los suyos. Amaba a los mineos, valoraba en mucho algunas de sus enseñanzas. Pero también tenía en mucho a Israel y su pervivencia.

Acudió a la sesión del Colegio sin haber decidido nada. Sus enemigos, en cambio, se habían preparado a conciencia. Insistieron en que primero debía determinarse con claridad el contenido de la nueva plegaria, aunque no sus palabras. Se determinó que se rogaría por que la maldición de Yahvé cayese sobre dos tipos de «negadores del principio»: sobre los que no creían en la unidad de Yahvé, sino en un Mesías que ya había venido para interceder ante él por los hombres, y sobre aquellos que creían poder interpretar la Ley sin ayuda de las enseñanzas orales heredadas y de sus exponentes autorizados.

Cuando se procedió a la votación, Ben Ismael y los suyos no dijeron ni sí ni no. La propuesta se aprobó por mayoría. La sesión había sido breve, pero Ben Ismael estaba tan fatigado como si hubiera realizado un terrible esfuerzo físico. Sintió nostalgia de su ciudad de Lida. Probablemente no regresará jamás a Yabne. Abandonará el Colegio sin odio, pero cansado de los muchos e inútiles discursos, y vivirá en Lida ocupado en el estudio de la doctrina sin rebelarse contra los doctores, sin discípulos; vivirá para sí, para Chanah, para su amigo Ajer.

Pero cuando él y los suyos quisieron partir, el doctor Simón, apodado «el Tejedor», tomó de nuevo la palabra. Ben Ismael, dijo, había callado y se había abstenido de votar. Por muy profundo que fuese su respeto por tan comedida actitud consideraba que, en tiempos como aquéllos resultaba también necesario evitar dar la impresión de que un miembro del Colegio tenía tratos con los blasfemos que el Colegio acababa de condenar. Y, si resultaba que tal sospecha recaía precisamente sobre un hombre tan docto y que gozaba de un reconocimiento tan merecido como Ben Ismael, ello causaría un grave perjuicio a la autoridad de Yahvé. Lo importante era demostrar, sobre todo ante los millones de judíos que vivían en el extranjero, que en Yabne sólo se enseñaba *una* doctrina. Lamentaba que, Ben Ismael hubiera callado, y rogaba al Colegio que buscase el medio de reparar semejante daño.

Todos guardaron silencio consternados. Entonces el doctor Helbo se puso en pie. De nuevo era él quien conocía el remedio. Ben Ismael, opinó, había sido bendecido con el don de la palabra en mayor medida que el resto, y las oraciones que procedían de su mano poseían una profundidad y un fervor particulares. Por ello debía encargarse al doctor Ben Ismael la redacción de la nueva plegaria. Si él la redactaba tendrían la seguridad de encontrar las palabras adecuadas, y, además, todo el mundo constataría la unidad de Yahvé y la unidad de la doctrina.

El discurso de Helbo fue bastante largo. Mientras hablaba, Ben Ismael mantuvo la vista fija; su pálido rostro permaneció inmóvil. Sólo cuando se acercaba a su final levantó los ojos, pero no miró a Helbo, sino a su cuñado, el Doctor Supremo. Durante largo rato ambos hombres se miraron, pero sin rencor, más bien curiosos y expectantes. En cuanto comprendió las intenciones de Helbo le sobrevino una calma gélida, pero en medio de aquella calma sus pensamientos se confundieron a una velocidad vertiginosa. No dudaba de que la propuesta de Helbo había sido pactada de antemano con el Doctor Supremo. Pero ya no sentía, como ayer, un odio teñido de desdén. Gamaliel quería destruir todo lo que pudiera perjudicar a Israel, y consideraba que él era perjudicial. Era un individuo que no quería renunciar a nada de su fe, y toda comunidad tiene tendencia a excluir a quien se aferra a su propio ser. Gamaliel no es su enemigo. Lo respeta, jamás lo ofendería si algún día llegasen a enfrentarse en lo personal. Pero ahora lo tiene ante sí representando a la comunidad y, por tanto, a la infamia, y se siente con derecho a hacerlo.

El chivo que antaño enviaban al desierto para redimir sus culpas no lo logró, y el Jesús de los mineos que quiso ser el chivo, el cordero que toma sobre sí el pecado del mundo, tampoco lo había logrado. Porque, si no, ¿cómo podría encomendarle Yahvé *a él* lo que ahora le encomienda?

Si hay alguno entre los doctores dispuesto a proteger a los mineos, si hay alguien capaz de comprender la amplitud y moderación de su doctrina, es él. Y ahora quieren que sea él precisamente quien los maldiga y los expulse de la comunidad.

Es una amarga disyuntiva. Debe elegir entre judaísmo e iglesia judía, sabiendo que el judaísmo no

sobrevivirá sin esa iglesia.

Conoce perfectamente el razonamiento de Gamaliel: estamos obligados a renunciar a una parte de la verdad si no queremos renunciar a toda. Pero ¿acaso la verdad sigue siendo verdad si se renuncia a una parte? ¿No tendrá razón Gamaliel al preguntarse si es posible preservar la verdad si no hay nada que la represente?

Lentamente alza la mano; se acaricia, sin perder de vista a Gamaliel, la frente despejada; tira con gesto mecánico de sus cejas, alisándolas. Han procedido con una astucia diabólica Gamaliel y sus compinches. Si hace lo que le piden que haga, si maldice a los que ama, los mineos tendrán motivos para acusarlo de ser el hombre que los ha expulsado. Y si no lo hace, los otros lo expulsarán a él, y con razón, pues estará proporcionando a los romanos una nueva excusa para desconfiar de la doctrina y perseguirla. Y, haga lo que haga, en cualquier caso habrá una nueva división en Israel.

Permanece sentado y en silencio, un hombre de aspecto imponente. Pero sobre él pesa una carga inconmensurable como antaño en el Día de la Expiación, cuando, tras la caminata, subió los escalones de la Escuela con su bastón, su alforja y su talega, con aquella pesadez y aquella fatiga, sintiendo un deseo irrefrenable de dejar de pensar, dejarse caer, huir en un desmayo. Pero, como antaño, hoy sabe que no puede ceder a ese deseo, que debe permanecer allí sentado, escuchar a los demás y responder.

El doctor Helbo ha concluido su discurso. Todos miran ahora a Ben Ismael. Tras un silencio que les parece eterno se oye la voz de Gamaliel:

—Ruego al doctor y señor Ben Ismael que se pronuncie.

Ben Ismael no se levanta. Se mantiene sereno, nadie nota que es incapaz de levantarse. Pero su gran cabeza con la amplia frente está extraordinariamente pálida y su voz grave suena hueca y metálica cuando por fin replica:

—Redactaré la oración.

Profundamente irritado por la brutalidad con que se había obligado al comedido Ben Ismael a traicionar sus propias convicciones, Josef fue a ver al Doctor Supremo. Lo reconcomía no haber intercedido en Cesarea en favor de la Universidad de Lida. Estaba decidido a decirle abiertamente a Gamaliel lo que pensaba de sus métodos y a arrojarle a la cara el cargo que le había ofrecido. Su política le repugnaba.

El Doctor Supremo no interrumpió su violento alegato en ningún momento.

—Sois tan joven y tan vehemente —afirmó cuando Josef hubo terminado. Había un deje de fatiga, ironía y envidia en su voz.

—Dijisteis —insistió Josef en tono sombrío— aquí, en esta misma habitación me dijisteis que no tocaríais a los mineos mientras éstos respetasen vuestros preceptos.

—No los han respetado —replicó el Doctor Supremo—. Tengo informes fiables de que en Antioquía, en Corinto y en Roma predican, de acuerdo con las enseñanzas de un tal Saulo o Pablo, que el precepto de la circuncisión sólo obliga a los que se adhieren a ellos provenientes del judaísmo, pero no a los paganos que se convierten a su fe.

Josef recordó ciertas palabras que pronunciara Jacob, el milagrero.

—Aunque algunos de sus predicadores enseñen eso —le replicó dubitativo—, ¿no cabe considerarlo como una medida provisional que les permite eludir la prohibición de los romanos?

—Esgrimes un argumento típicamente mineo —replicó el Doctor Supremo con acritud, y su amable rostro se volvió duro como el de un romano—. No puedo admitir que los motivos alteren el hecho. No puedo permitir que se admita a alguien en la comunidad de Israel y no se le circuncide. Una secta que acoja a incircuncisos no puede ser tolerada en nuestra comunidad. Apelad a vuestra razón, doctor Josef —dijo en tono persuasivo—. El reconocimiento de semejante principio acarrearía la disolución del judaísmo. Hemos logrado que el canon ritual vincule a los judíos, incluso a los que viven en el extranjero, con tanta firmeza como antaño lo hiciera el Templo, sí, incluso se sienten más impelidos hoy a mirar hacia Yabne que antaño a Jerusalén. Si permito que los ritos se tambaleen, entonces esa unión se quiebra, y se quiebra todo.

Y, acercándose a él confianzudo, taimado, enigmático, agregó:

—Es más. El hecho de que los romanos hayan prohibido la circuncisión se me figura una señal de Yahvé. No desea acoger a más paganos en su seno. Quiere que primero nos afiancemos en nosotros mismos. Por el momento ha cerrado el cupo.

Josef le opuso, taciturno, sus viejos reparos:

—¿Y qué ocurre con la universalidad de la doctrina si le hurtáis a los paganos la posibilidad de participar de Yahvé?

—Debo elegir —replicó el Doctor Supremo— entre poner en peligro el universalismo de los judíos o su propia existencia. ¿Debo hacer peligrar la idea misma en aras de una parte de ella? Prefiero restringir durante un tiempo el judaísmo afianzando su aspecto nacionalista a permitir que se disuelva. Debo garantizar la subsistencia de la comunidad en los próximos treinta años, los más peligrosos desde que Yahvé sellase su alianza con Abraham. Cuando hayamos desterrado ese peligro el espíritu judío podrá desarrollar de nuevo su carácter cosmopolita.

—¿Y era necesario —preguntó Josef apesadumbrado tras unos minutos— humillar por segunda vez a Ben Ismael, y con tanta dureza? Sin duda sabéis que no se recuperará de este golpe.

—Lo sé —admitió Gamaliel—. No pude impedirlo. Dado que había que asestar ese golpe era necesario hacerlo de un modo efectivo. Sabéis lo obsesionado que está Flavio Silva, lo mucho que odia el proselitismo. Sin duda ha preparado perversas represalias para el caso de que no nos separemos de forma palmaria de los mineos. Cuenta con muchos medios para ello: puede anular nuestros privilegios, la jurisdicción, la Universidad de Yabne. Por ello tuve que cercenar las cabezas de aquellos sobre los que recaía la sospecha de favorecer a los mineos. La humildad de Ben Ismael ha asegurado los privilegios de que goza Yabne.

Seguramente Gamaliel tenía razón. Pero Josef pensaba en el rostro pálido, alargado, dolorido de Ben Ismael; la pena y la ira lo acongojaron hasta el punto de que se tapó los ojos con los puños como un niño.

—Amo a Ben Ismael —dijo tras unos instantes el Doctor Supremo, midiendo sus palabras—. Aquí, en la paz de esta estancia, mientras converso con vos, me asombro de mí mismo, de cómo he sido capaz de irritarlo hasta el punto de causarle la muerte. Aquí no habría podido hacerlo. Gamaliel no habría podido hacerle tal cosa a Ben Ismael, antes habría preferido abandonar él mismo el país. Pero Gamaliel no es el Doctor Supremo. El Doctor Supremo ha de tener la fuerza necesaria para ejercer la violencia y aplastar a las personas si la razón política se lo exige. Sería un delincuente si fuera capaz de perjudicar los intereses de la comunidad para proteger al hombre Ben Ismael.

—Yo jamás podría ser tan consecuente —dijo Josef lleno de renuncia y amargura.

—Entonces, ¿no queréis interceder por nosotros en Cesarea, querido Josef? —le preguntó Gamaliel sin ocultar su decepción.

—Admiro la lógica de vuestra política —replicó Josef—. Pero pensar que estuve a punto de aceptar vuestra oferta me produce escalofríos.

En la oración de las Dieciocho Plegarias, tras el bello ruego undécimo, que dice «Entroniza a nuestros jueces como antes, y a nuestros príncipes como antaño», se introdujo una nueva, que comenzaba con las palabras: «Ninguna esperanza para los herejes», y que concluía diciendo: «Alabado seas, Yahvé, que denostas a los herejes y golpeas en la cabeza a los arrogantes».

La inclusión de ese ruego en las oraciones diarias tuvo el efecto deseado. Cierto que muchos de los mineos cedieron, negaron la nueva doctrina y dijeron «amén» cuando se suplicaba a Yahvé que exterminase a aquellos que creían que el Mesías ya se había encarnado. Pero otros muchos, la mayoría, permanecieron firmes en su fe. Se separaron de la comunidad, tuvieron que soportar que los demás los rehuyeran. Muchos emigraron, entre ellos el taumaturgo Jacob, de Sekanja.

Los adeptos de la nueva doctrina asumieron entonces muy resueltos la misión que antaño los judíos consideraron como su tarea más importante: divulgar la nueva de Yahvé entre los paganos. Cierto que todavía había algún libro mineo que incluía aquella vieja frase: «No vayáis a los gentiles, ni penetréis en la ciudad de los samaritanos; id más bien a las ovejas perdidas de la casa de Israel», pero su propaganda comenzó a basarse en las enseñanzas del tal Saulo, o Pablo, de que el mensaje de Yahvé y su Mesías estaba destinado ante todo a ser la luz de los paganos. Mientras los judíos renunciaban cada vez más a divulgar su fe bajo la presión de la prohibición de circuncidar, las persecuciones no arredraron a los mineos, que continuaron predicando a su Mesías.

Los cristianos se distinguían cada vez más de aquellos de cuyo seno procedían. Negaron el canon ritual que hasta entonces los mantenía unidos. En su mensaje de salvación arremetían con violencia contra el antiguo judaísmo. Transida de odio, la nueva doctrina ecuménica se separó para siempre de la antigua, ligada ya a un pueblo, para conquistar el mundo bajo esa forma.

Tras la entrevista con el Doctor Supremo, Josef regresó a sus posesiones. Permaneció allí un tiempo; conversaba plácidamente con su administrador, sopesaba si no debería liberar a su esclavo, el Obediente.

Doce días más y zarparía el *Fortuna,* que lo conduciría de regreso a Italia; en cuatro días debía partir hacia Cesarea.

Cabalgó hacia el «Pozo de Yalta». Se sentó sobre el pequeño murete que tanto le gustaba, pero no encontró allí a Mara. Se quedó sentado bajo el sol, que ya no quemaba. Ahora que había decidido marcharse sentía más que nunca el deseo de permanecer en el país.

Si al menos tuviera hijos en Roma, hijos del espíritu y de la carne. Pero Simeón está muerto, y a Pablo lo ha perdido para siempre.

Un hombre tiene una gran culpa que expiar cuando por su causa ha muerto el único hijo de una mujer. Pero si la tomase de nuevo, ¿no sería eso más un premio que un castigo? Mara no está con él, pero él la ve ante sí, descalza, con su gran sombrero de paja, sentada, de pie, caminando de un lado a otro; después, de rodillas, cavando aquella tierra negra y fértil.

Muchos doctores alaban los desposorios con la divorciada como un acto meritorio. Cuánto se reirían en Roma si, después de todo lo que había ocurrido, regresase con su primera esposa. Desde luego, uno se equivoca a menudo. Jamás pensó que lo recibirían tan bien en la tierra de Israel. En verdad, Gamaliel es un gran hombre. No hay nadie más indicado para conducir a los judíos en estos tiempos.

Sería magnífico tener un hijo de Mara, de la mujer de los pies descalzos y el sombrero de paja. No le importa que los judíos reconozcan a ese hijo o no, con tal de que pueda educarlo desde el principio junto a la mujer de los pies descalzos.

Cuando al día siguiente regresó al terrazgo vio a Mara. Estaba trabajando. Se puso a su lado y comenzó a hablarle. Le habló de aquella curiosa institución del levirato. Le explicó que no debía tomarse el concepto al pie de la letra, que él se sentía en deuda con ella y que quería pagar esa deuda. Ella siguió trabajando mientras hablaba y no levantó la vista, de modo que él no pudo saber si lo escuchaba o qué pensaba de sus palabras, pues aquel sombrero grande ocultaba su rostro y él no pudo ver lo que éste expresaba.

Siguió hablando, y dijo más de lo que pensaba decirle. Le preguntó si quería ir con él a Roma y vivir en su casa. Le conseguiría el derecho de ciudadanía, y, si no les permitían casarse por el rito judío, en cualquier caso la haría su esposa al modo romano. Su hijo llevaría su apellido, se llamaría Flavio Josefo, y ella podría decidir si lo llamaban Lakisch como el padre de ella, o Matías, como el suyo, y sería un romano, y, sobre todo, un judío. Y ellos lo protegerían juntos y lo educarían.

No se expresó con claridad, a pesar de ser un orador experimentado; a veces su propio aliento entrecortado interrumpía sus frases.

Mara había dejado de trabajar. Estaba en cuclillas en el suelo, bajo un sol henchido que calentaba sin abrasar, con la cabeza inclinada de modo que su sombrero la ocultaba por completo. Sin embargo, permaneció largo rato inmóvil y sin pronunciar palabra. Finalmente, Josef le preguntó:

—¿Me has escuchado, Mara?

Y como ella se limitara a mover ligeramente la cabeza se le acercó un poco más, se inclinó, tomó su mano, que era áspera, y le dijo:

—¿No quieres mostrarme tu rostro, Mara?

Entonces ella levantó la cabeza y le sonrió bajo el sombrero de paja, y dijo:

—¿Cómo sabes que será un chico?

Josef sintió una gran alegría y la llamó:

—Mara.

Y ella replicó:

—Aquí estoy.

Y él la atrajo hacia sí y la condujo hacia el soleado muro, donde se sentaron.

Pero ella le comunicó seria y decidida:

—Antes debo poner en orden estas viñas salvajes, y también debo esperar a que la burra clara, la babilonia, tenga su cría y la destete. Debo poner en pie la propiedad entera.

—¿Y cuánto tardarás en hacerlo? —preguntó él.

—A principios del año que viene, creo, habré terminado —respondió ella.

—Eso es mucho tiempo —dijo Josef. Pero después se le ocurrió algo—: Entonces aprovecharé ese tiempo para hacer en Roma todo lo necesario de modo que sólo tengas que presentarte ante el juez, que te concederá la ciudadanía.

Al día siguiente Josef trató de convencerla para que lo acompañase a Roma. Pero ella se negó. Había cuidado aquella tierra asilvestrada como una madre, no quería abandonarla hasta estar segura de que prosperaría. Y Josef tuvo que ceder.

Pero no quería partir de Judea antes de sellar una nueva alianza. Durmió con ella. Deseaba engendrar

un hijo en Judea.

Tal como había previsto, al cuarto día abandonó su hacienda para dirigirse a Cesarea y después a Roma. Mara colocó un huevo de gallina entre sus pechos para ver si de él nacería un gallo o una gallina.

Los juegos de Nápoles Flavia no habían desbancado a los sirios, pero en términos generales el gobernador podía darse por satisfecho. Que su principal atracción, el corcel Víndex, no hubiera podido participar, aminoró su efecto, pero el *Laureol* fue todo un éxito. Los asistentes —también los sirios, que era lo importante— no dejaron de reír y de aplaudir, asombrados.

Demetrio Libán había ansiado aquellos aplausos como el ciervo el agua. Pero era lo suficientemente inteligente como para reconocer que eran de escaso valor. El auditorio se mostró extraordinariamente receptivo, pero poco crítico. En las escenas en que los espectadores tendrían que haber gritado entusiasmados permanecieron callados como muertos, y donde deberían haber llorado, se rieron. Al menos se rieron de todo corazón; en ocasiones pareció que temblaban hasta las imponentes gradas de piedra del teatro. ¿Suponía aquello que Demetrio volvía a «hacer reír a las estatuas»?

Había representado el *Laureol* con mala conciencia; que la cosa saliera bien fue un regalo inmerecido de Yahvé. Ahora era su deber permanecer en el país. Además, había otras razones que hablaban en favor de ello. El gobernador, para retenerlo, le ofreció terrenos e importantes privilegios, de modo que, si se decidía a permanecer en Judea, viviría como un rey.

No terminaba de decidirse. Precisamente aquel triunfo en Nápoles Flavia avivó la inquina que despertara en él el fracaso del teatro de Lucía. Había sido un fracaso inmerecido. Había probado que su *Laureol* podía llegar incluso a un público ingenuo, incapaz de saborear su sutileza. No, no quería morir sin resarcirse de la humillación que le infligieran en Roma. Aunque Yahvé se enojara, aunque la nueva travesía por mar le deparase nuevos temores, era su deber arrancar a los romanos el debido reconocimiento por su *Laureol.*

Buscó un barco que le auspiciara un viaje lo más tranquilo posible. Tras mucho ir y venir reservó un camarote en la nave *Argos.* Era un viejo cascarón, pero ancho y espacioso. Y sobre todo no se aventuraba, como la nave cuyo nombre llevaba, a emprender arriesgados viajes, al contrario, rehuía temerosa el mar abierto y navegaba siempre bordeando la costa. El viaje duraría varias semanas, pero no le depararía sufrimientos tan terribles como la primera travesía.

Se equivocó. A la tercera semana un fuerte viento alejó al barco de la costa; el piloto se mostraba incapaz de sostener su timón. El barco fue a la deriva. Una y otra vez lo embestían enormes olas frías, grises. Los marineros se rociaron con ceniza, los pasajeros clamaron a sus dioses, los esclavos que remaban aherrojados en la bodega gemían esperando la muerte. Entre tanto, el capitán no dejaba de afirmar que no debían encontrarse muy lejos de la costa.

Demetrio Libán yacía en su camarote con la tez gris y los miembros helados. Se sentía terriblemente débil, no había dejado de vomitar desde el día anterior, le repugnaba la comida y permanecía tumbado con los ojos cerrados pidiendo la muerte. ¿Cómo podría salvarse? El barco estaba perdido, decían: los dos botes no bastaban para todos. No lo dejarán subir voluntariamente y le faltan fuerzas para imponerse. Al principio lo trataron con deferencia; ahora no es más que un pedazo de madera para ellos, dejarán que se pudra. Si al menos todo hubiera acabado ya. Imploraba a Yahvé, quiso ponerse el manto de oración y las filacterias, pero la fatiga lo venció.

De pronto escuchó un terrible crujido y un griterío que procedía de cubierta. Un miedo espantoso lo asaltó. Con los miembros doloridos se arrastró hasta la cubierta superior. Antes de llegar se desplomó varias veces. Allí no lo miraron siquiera, ni quisieron mirarlo; cada cual estaba ocupado consigo mismo. Su miedo fue en aumento. Cuando se dio cuenta de que los otros se cortaban los cabellos para ofrecérselos a Neptuno trató de arrancarse el suyo para aquel dios, rogándole al mismo tiempo a Yahvé que lo perdonase por rendir culto al ídolo.

Las olas eran inmensas; venían de todas partes, pensó Demetrio. ¿Había cambiado el viento? Alguien dijo que se aproximaban a la costa, que habían lanzado una sonda comprobando que no había mucho fondo, que corrían peligro de zozobrar, pero que conseguirían llegar a tierra con los botes. Los prepararon, aunque no los ocuparon. Libán se refugió en un rincón, pero después se vio arrastrado por el agua y rodó cual cadáver.

Esto es el fin, pensó. No tengo ninguna esperanza, no quiero agarrarme a nada, no quiero esperar. Pero si me ayudas por esta vez, Yahvé, sólo esta vez, renunciaré a representar el *Laureol* en Roma, renunciaré a ello en tu honor. O si no, no me ayudes, pero acaba ya. Ahogarse es espantoso, dejas de respirar. No sé

nadar. Está bien que no sepa nadar, de ese modo todo será más rápido. Quizá debería abrirme las venas. Me horroriza la sangre. Y, si Yahvé en su bondad hubiese decidido salvarme, no estaría bien que me opusiera a su voluntad precipitándome. Lo peor es morir en alta mar, te quedas sin tumba. Al peor enemigo de uno se le maldice: «¡Ojalá te ahogues en medio del océano!», pero los doctores lo han prohibido, incluso contra un gentil. Te comen los peces. Primero se comen los ojos, ¿no se dice eso en algún lugar de los *Persas* de Esquilo? No, no es allí, pero poco importa eso ahora; antes déjame morir, Yahvé. Pero ¡qué frío hace! Quizá algún marinero o un esclavo pueda asestarme un golpe mortal a cambio de unas monedas. No quiero pensar en nada, sólo quiero rezar, pero ¿qué puedo rezar? Sí, sí, he pecado, sí, he ofendido, sí, sí, he errado. «Oye, Israel, el Eterno es tu Dios…», pero no debo decir «Oye, Israel», porque si estoy convencido de que ésta es la hora de mi muerte debo convocar a Yahvé y rogarle que acabe conmigo. Si me salvo tomaré un pedazo de madera del barco para que me crean cuando les cuente qué clase de tormenta tuvimos. Nunca te creen cuando haces una heroicidad. Debería afeitarme la cabeza para que vieran que he ofrecido mi cabello a Neptuno, pero, por otra parte, eso ofendería a Yahvé. Aunque no debo pensar de ningún modo que nos hundiremos. Si llego a interpretar a Laureol en Roma, en lugar de subrayar el «tú» en la tercera escena subrayaré la palabra «cruz». Y la máscara debe llegar medio centímetro más abajo. Debo respirar hondo para que se me pase el mareo. Si respiro profundamente y estiro los brazos rodaré también menos. ¡Oh!, ahí llega otra ola. Pensamos que era una tontería, Marullo y yo, eso de ser pirata. Si se piensa que encima tenían que luchar con una tormenta como ésta. Ojalá todo hubiera acabado ya.

Al llegar a este punto notó Libán un fuerte golpe y un ruido ensordecedor. El barco había zozobrado. Se oyeron gritos. Rápidamente arrojaron los botes al agua. A pesar de saber que no le serviría de nada, Demetrio les rogó a gritos que lo llevaran consigo. Los botes partieron sin él.

En el *Argos* aún quedaban unas veinte personas, esclavos, enfermos, los más débiles. Las olas socavaron ahora definitivamente la deteriorada popa del barco. Demetrio se arrastró junto con otros hasta el lugar que le pareció más seguro y se asió con todas sus fuerzas. La tormenta parecía haber remitido un poco, pero las olas no dejaban de embestirlo amenazando con arrastrarlo mientras él luchaba por recuperar el aliento.

Pero antes de que el barco se hundiese por completo llegaron unos hombres en unos botes. Demetrio pensó que estaba salvado, aunque tal vez no lo pensó, ya no era capaz de discernir con claridad. ¿Eran quizá Laureol y sus piratas? Parecían tener prisa, no se demoraron con charlas; después de trasegar un rato arramblaron con todo lo que pudieron cargar. No se preocuparon por las personas: tal vez pensaran que no merecía la pena alimentarlos para que los sirvieran de criados, quizá les resultase demasiado peligroso convertirlos en esclavos. Los ocupantes de los botes eran bondadosos a su manera: a algún que otro náufrago lo golpearon en la cabeza para acortar su agonía. A Demetrio ni lo miraron.

Los habitantes de aquellas costas estuvieron muy entretenidos en los días que siguieron al naufragio. Les llegaron objetos de todo tipo. Encontraron, entre otros, una arqueta de ébano adornada con relieves de marfil que reproducían las joyas de algún semidiós, con una inscripción: las iniciales D. L. Aquel cofre les pareció muy valioso. No pudieron determinar su finalidad y estuvieron discutiéndolo largo rato. A Demetrio Libán le había servido para guardar su maquillaje. También descubrieron un estuche con las iniciales D. L. que se les antojó muy costoso y que despertó en ellos grandes esperanzas; pero al abrirlo ávidos no encontraron más que una corona marchita.

Josef se alegró de encontrar a Justo en Cesarea.

Se sentaron en el muelle frente a la nave *Fortuna,* que dos días más tarde conduciría a Josef de regreso a Italia. Los rodeaban gentes y ruidos. Pero Josef sólo veía el rostro enjuto, agudo y macilento de Justo.

Éste se congratulaba de que Gamaliel se hubiera decidido por fin a actuar contra los mineos.

—La verdad —constató— no puede enseñarse sin mezclar en ella la mentira. La mentira que los doctores añaden a la verdad es menos peligrosa que la de los mineos. La renuncia al cosmopolitismo falsea la idea judía, pero renunciar al Mesías que ha de llegar la falsea aún más. Pues la llegada de ese Mesías se producirá cuando cada individuo lleve una vida estricta tras un duro combate, de modo que la creencia de que el Mesías ya se ha aparecido equivale a renunciar a la idea de progreso. El que suponga que el Reino de los mil días ya está aquí puede ahorrarse seguir luchando por él. Está bien que Gamaliel se haya opuesto a una doctrina que anima a sus adeptos a evitar la lucha por el progreso.

Josef, que lo observaba de soslayo, seguía dándole vueltas a sus primeras palabras.

—¿Es cierto que creéis —inquirió— que la verdad sólo puede transmitirse añadiéndole una mentira? ¿Así que creéis que lo que debe perdurar ha de ser una mezcolanza de verdad y mentira? Supongo que debo tomarlo por un aforismo.

Justo volvió su rostro hacia él con ademán sarcástico:

—Pasáis por ser un gran escritor, Flavio Josefo. ¿Y a vuestros cuarenta y tres años aún no conocéis los rudimentos de nuestro oficio? Fijaos en la leyenda del Mesías de los mineos. Lo que refieren está lleno de contradicciones patentes. Cualquiera que tenga dos dedos de frente comprenderá que no pudo ocurrir así; aún viven en Jerusalén y en Galilea personas que tendrían que haber visto lo que relatan los mineos y que no lo han visto. ¿No demuestra eso cuánto más poderosa es una leyenda agradable a los hombres que una verdad histórica incómoda? La realidad no es más que materia prima, poco adecuada para el sentimiento. Sólo resulta útil cuando se torna leyenda. Quien quiera retener una verdad ha de sazonarla con la mentira.

El estrépito en torno suyo era ahora mayor. Algunos conocidos saludaron a Josef. Mientras les respondía miraba de soslayo al otro, que seguía allí sentado, delgado y rígido, con un aire extraño por faltarle el brazo, y esa desagradable risita que se había convertido ya en una costumbre. Josef lo escuchaba atento, pero no fue capaz de comprender las palabras de Justo tan rápidamente, y preguntó un poco confundido:

—¿Qué habéis dicho, mi Justo?

Y Justo se lo repitió como el que habla a un niño al que le costara comprender, subrayando cada palabra y en arameo, aunque hasta ahora se había expresado en griego: «Quien quiera retener una verdad ha de sazonarla con la mentira».

Pero Josef, enormemente tentado por sus ideas y al tiempo irritado, le espetó:

—¿Y eso lo decís vos, Justo, el primero en arremeter contra la más nimia concesión?

Justo, sin embargo, le replicó impaciente:

—¿Estáis fingiendo? ¿Acaso no queréis comprender lo que digo? ¿Estoy defendiendo las componendas? La verdad pura, absoluta, es insoportable, nadie la tiene y tampoco merece que se la persiga: es inhumana, no debe conocerse. Pero cada uno tiene su propia verdad y sabe además perfectamente cuál es, pues está bien delimitada y es única. Y si alguien se desvía aunque sea un ápice de esa verdad individual suya, lo percibe y sabe que ha cometido un pecado. ¿Vos no? —le preguntó inquisitorial.

—¿De qué sirve —preguntó Josef con amargura— proclamar una verdad si no es más que una verdad subjetiva y no *la* verdad?

Justo meneó la cabeza ante tanta estulticia. A continuación le explicó, con cierta impaciencia:

—Las verdades que el político traduce hoy en acciones son las verdades que el historiador ha proclamado ayer o anteayer. ¿No lo sabías? Y las verdades que el historiador enuncia hoy las hará realidad el político mañana o pasado mañana. La verdad del escritor es siempre más pura que la del hombre de acción. El hombre de acción, el político, no tiene además, ni siquiera en el mejor de los casos, la posibilidad de llevar a la práctica su concepción, su verdad, en su estado puro. El material con el que trabaja son los demás, las masas, y en aras de ellas ha de hacer concesiones de continuo, debe moldearlas. Pero el pueblo es estúpido por naturaleza. El político trabaja así con el material menos agradecido, más indigno que pueda haber: el mísero ha de adornar su verdad no con una digna mentira, sino con la estulticia de las masas. Y así, cualquier cosa que haga será siempre frágil y estará condenada al olvido. El escritor goza de una situación mejor. Cierto que también su verdad es una mezcolanza de los hechos, el entorno, la realidad y su propio yo, inconstante e ilusorio; pero al menos puede exponer esa verdad subjetiva suya a la luz, sí: incluso puede albergar ciertas esperanzas de que poco a poco llegue a convertirse en una verdad absoluta, a causa de su duración, pues dado que los hombres de acción no cesan de experimentar con su verdad teórica cabe la remota posibilidad de que alguna vez, en circunstancias favorables, la realidad se adecue a su teoría. Los hechos son perecederos, las leyendas permanecen. Y las leyendas incitan a nuevos actos.

Los cargadores corrían de un lado a otro llenando la nave *Fortuna.* Josef los miraba, pero sólo su ojo los percibía mientras permanecía absorto en las palabras de Justo. Éste lo miró ahora fijamente y le habló con una mezcla de lástima y malicia:

—Sin duda, al gran escritor no le resulta siempre fácil permanecer fiel a sus verdades. Casi siempre se trata de verdades desagradables, y a la larga suelen perjudicarle. Por lo general, el éxito duradero sólo le llega a un escritor cuando ha incorporado a sus conocimientos ciertos elementos propios de la necedad de las masas.

Josef se sintió incómodo. Justo, que de nuevo se mostraba muy cortés y volvía a hablar en griego, afirmó entonces:

—Por favor, mi querido Josef, no penséis que me estoy burlando de vos. ¿Por qué no habríais de preocuparos por el éxito? Que hayáis escrito ciertas mentiras indignas os ha valido un busto en el Templo de la Paz. Cualquiera pensaría que merece la pena.

Su rostro volvió a demudarse, adoptó una expresión astuta y al tiempo resignada y se aproximó a Josef.

—Os confiaré un secreto —dijo. Y en medio del estrépito que reinaba en el puerto de Cesarea, como si

estuvieran solos, aquel hombre delgado, raquítico, deforme, abrió su boca muy cerca del rostro de Josef y le confió un secreto al oído—: También la difusión del conocimiento subjetivo más puro deja de proporcionar placer una vez que se ha constatado lo siguiente: que todo saber emana del deseo de reunir razones que justifiquen el propio ser, que todo conocimiento no es más que un medio de elaborar la propia esencia, de afirmarse frente al mundo. Y cuando una idea no sirve para justificarnos la manipulamos hasta que lo haga.

Y, entre risitas, siguiendo la melodía de una copla callejera cualquiera, entonó un proverbio que posiblemente surgiera a medida que lo cantaba: «Sólo lo que te sirve reconoces / para confirmarte a cada paso / que de nada has de hacer caso / y que eres lo que eres».

Josef no se atrevió a mirarlo a los ojos.

—¿Por qué restamos importancia a nuestro oficio, Justo? —se lamentó.

—Tonterías —declinó Justo con rudeza—. No me parece que sea irrelevante.

Aunque lo herían sus palabras, Josef sintió la necesidad de volver a oírlas una y otra vez. Contempló la nave *Fortuna*.

—¿Queréis venir conmigo a Roma, Justo? —le rogó—. Os necesito.

—Sí —dijo Justo, arisco.

LIBRO QUINTO

EL CIUDADANO DEL MUNDO

Josef llegó a Roma con Justo un día frío, turbio y ventoso. A pesar de ello, ya en la litera que lo condujo a su casa experimentó una honda satisfacción por haber regresado a aquella ciudad. No entendía cómo no hacía ni ocho meses había saludado a Judea como su patria, cómo había podido temer sentirse extranjero en Roma. Desde luego, todo era allí más seco, menos pintoresco que en Judea. Pero no se puede vivir siempre rodeado de una atmósfera tan especial y exigente como la de su patria, uno no puede convertir su existencia en una penitencia y una condena eterna. Su viaje a Judea había sido un espléndido interludio heroico. En Roma estaba su vida de siempre, ajetreada, fría, sucia. Aquél era su sitio, su sitio era el mundo, no la pequeña y pasional provincia de Judea.

Ese mismo día pidió a Justo que lo acompañase a recorrer la ciudad. Entonces saboreó con más deleite aún la dicha que le causaba su regreso. Le habría gustado asentir ante cada casa, cada piedra. Todos, hasta los vendedores ambulantes que gritaban en las calles, incluso los templos y las estatuas de los dioses le pertenecían, eran parte de él. Le agradecía a Judea que le permitiese sentir tan nítidamente que formaba parte de Roma y del mundo.

Justo permanecía silencioso. Caminaba por la ciudad como un observador crítico; se había ausentado mucho tiempo. Pero la nueva dinastía, Vespasiano y Tito, habían sabido demostrar, incluso en la imagen externa de Roma, que aquél era el centro del orbe. Josef enseñó a su reservado acompañante los nuevos edificios blancos y dorados de los Flavios como si fuesen obra suya, vanagloriándose del crecimiento y la monumentalidad de la ciudad, de su ciudad. Al llegar al Foro incluso el sol despuntó por unos instantes, y bajo la tribuna de oradores pudieron leer la hora en el cuadrante solar que pasaba por ser el corazón del mundo; Josef sonreía pletórico como un niño.

Pero cuando llegaron al Campo de Marte el cielo se encapotó de nuevo, y vieron caer una mezcla de nieve y lluvia, reinaba un ambiente invernal, y se apresuraron a refugiarse bajo las nuevas arcadas, reconstruidas tras el último incendio. Los que allí se habían congregado temblaban bajo sus mantos con las narices enrojecidas, carraspeando, tosiendo. Josef saludó a sus conocidos, quienes se avenían a hablar con él a regañadientes, se esforzaban por ser breves, saltando impacientes de un pie a otro, excusándose de inmediato y alejándose de él. Josef por su parte trataba de alargar la conversación, les preguntaba esto y lo otro, les presentaba a Justo. Las voces latinas que tanto le habían desagradado en Judea le sonaban ahora a gloria, sus ojos se regocijaban de ver aquellos rostros romanos, aquellos vestidos romanos. Esas gentes eran ciudadanos romanos, y ciudadano romano era él también.

Justo permaneció silencioso, pero no se mofó de Josef. Cruzaron el Foro de Vespasiano. De pronto apareció ante ellos un inmenso edificio blanco.

—¿El Templo de la Paz? —preguntó Justo, pero era más una constatación que una pregunta. Josef le había explicado profusamente la estructura y detalles del resto de los nuevos edificios, pero ante éste hizo ademán de pasar de largo sin dedicarle ni una palabra.

Justo se detuvo. Temblando ligeramente, impedido por el brazo que le faltaba, el escritor se arrebujó en su manto de fieltro y contempló el edificio.

—¿No vamos a entrar? —instó a Josef, quien lo miró de soslayo, disgustado, temiendo el momento en que Justo descubriese su efigie. Pero su rostro enjuto no expresaba burla, tan sólo curiosidad.

Josef se encogió de hombros y subieron los escalones. Pasaron junto a la Diosa de la Paz, que se erguía dulce y tranquila protegida por sus dos emperadores, junto a las magníficas pinturas y estatuas, los trofeos de la guerra judía, el candelabro de siete brazos, las mesas del pan de la proposición. Justo caminaba lentamente contemplándolo todo con detenimiento y respirando profundamente. Ninguno de ellos dijo una sola palabra.

Cruzaron la biblioteca. Ante ellos se abrió, amplia y silenciosa, una sala.

—¿La sala de honor? —preguntó Justo. Josef asintió. A menudo se había tropezado, en situaciones difíciles, con el rostro de hombres que habrían podido cambiar el curso de su vida, pero jamás había sentido un desasosiego tan intenso como ahora que debía aparecer con Justo ante su efigie.

En la espaciosa sala reinaba el silencio, las escasas personas que se habían atrevido a acercarse hasta el templo en un día como ése se perdían en ella mientras el vigilante tiritaba en un rincón. Entraron. Se detuvieron ante las tablillas de cobre con los nombres de los ciento ochenta y nueve escritores que se tenían por los más grandes de todos los tiempos. Justo permaneció allí largo rato, leyó cuidadosamente un nombre tras otro moviendo los labios. Josef lo miraba expectante, temblaba de frío al tiempo que sudaba de excitación, su corazón parecía a punto de estallar. Justo se levantó y siguió leyendo, y Josef lo miraba; Justo ni siquiera sonrió. Josef experimentó de nuevo aquel penoso sentimiento del escolar que no ha hecho su tarea.

Por fin, Justo se alejó de las tablillas. Se aprestaron a contemplar los bustos, uno tras otro, según el orden dispuesto a lo largo de la pared circular de la sala. Llegaron a la cabeza de Josef. Tallada en bronce corintio, resplandecía girada sobre el hombro, enjuta, extraña, sin ojos pero grávida de curiosidad, alta y altiva. El Josef de carne y hueso no se mostraba ahora en absoluto altivo, hacía tiempo que no se le veía tan apocado. ¿Qué hacía allí su efigie? Su fama era algo robado; al ver a Justo contemplarla se sentía como un ladrón ante su víctima.

Pero tras un silencio interminable Justo se limitó a decir:

—Este Basil es un gran artista.

Y, al abandonar la sala:

—Falta uno, y tal vez habría sido bueno para vos que su busto se hubiese añadido a éstos antes que el vuestro.

Josef dijo con humildad:

—Sí.

Y le pareció incomprensible haber permitido que se le erigiese un busto en aquella sala que no contaba con uno de Filón.

Se preguntó qué habría pensado Justo mientras contemplaba su columna. Justo no era envidioso, era demasiado arrogante para serlo, pero habría sido un milagro que todo aquello no lo llenase de amargura. En contra de su costumbre, Justo se mostró críptico y, al abandonar el templo, dijo:

—No es fácil ser humilde siendo judío. No es necesario ser profeta, basta con tener cierto criterio literario para saber que de todos los que en nuestro siglo escriben en griego sólo tres sobrevivirán a su época: el judío Filón, el judío Justo de Tiberíades y el judío Flavio Josefo.

No se rió, en su tono no había rastro de sarcasmo.

Al día siguiente entregó a Josef un librito: las primeras doscientas páginas de su análisis de la guerra judía. Que se lo entregase supuso para Josef un reconocimiento y una confirmación. Permaneció en vela toda la noche leyendo el manuscrito. Sólo había querido echarle un vistazo, pero no le fue posible; el estilo denso y sutil de la obra obligaba al lector a meditar cada palabra. Y, así, leyó con detenimiento las claras frases del otro, que parecían talladas, llenas de cifras y de datos, y mientras lo leía y admiraba fue dolorosamente consciente de su insuficiencia, oculta tras tanto falso brillo.

Sin embargo, la obra de Justo no lo acomplejó. A él le faltaban talentos que aquél poseía, pero también tenía otros de los que el otro carecía. Justo poseía una inteligencia más aguda, una visión más amplia, pero él era capaz de convertir lo que vivía en imágenes y personajes mucho más expresivos. Y la obra de Justo se convirtió para él en un aguijón que no lo hería sino que lo espoleaba.

Por mucho que Josef se alegrase de poder saludar de nuevo a sus romanos aguardaba con inquietud su primer encuentro con los judíos de Roma. El asunto de la sinagoga de Josef seguía sin aclararse. Tras la tormenta de reprobación y risas que suscitara su renuncia a Pablo era dudoso que el doctor Licino quisiese llevar a la práctica su intención de dar a la sinagoga el nombre de Josef. Y así, Josef recibió al señor Cayo Barzaarone y al doctor Licino tenso e inquieto cuando éstos anunciaron su visita.

Pero pronto advirtió que ambos se sentían más en deuda con Josef que él con ellos. Durante el intercambio de saludos, el jovial Cayo Barzaarone deslizó sus astutos ojos por el rostro de Josef tratando de adivinar sus pensamientos, y Josef no tardó en descubrir que la excelente acogida que recibiera en Yabne había causado cierto impacto en Roma. El antiguo presidente de la sinagoga agripense alabó profusamente la sabiduría del Doctor Supremo Gamaliel. Los judíos habían encontrado por fin en aquel hombre, tras

tantas vicisitudes, a un gran líder, comparable a Esdras y Nehemías. Al principio, las comunidades romanas temieron que un caballero tan joven se precipitara en sus decisiones en situación tan espinosa. Pero Gamaliel aunaba la fuerza de un joven con la sabiduría de un anciano. Con cuánta firmeza lograba mantener unidos a los judíos, empeñados en disgregarse. Con qué magistral argucia había arrojado de la comunidad a aquellos mineos, cuya insensata propaganda incitaba una y otra vez a los romanos a atacar a los judíos. Con qué destreza adaptaba a pesar de su autoridad su teoría a las exigencias de la realidad. Y Cayo Barzaarone relató un ejemplo de su propia cosecha. Como el Doctor Supremo concedía tanta importancia al cumplimiento de los ritos, los fanáticos romanos habían intentado atacarlo una vez más, a él, Cayo, removiendo de nuevo aquella vieja historia de los ornamentos de animales en sus muebles con el fin de arruinarlo valiéndose de Yabne. Pero el joven y sabio Gamaliel puso fin a sus intrigas de un plumazo. Naturalmente, es mejor que la primera fábrica de muebles de Roma sea judía, incluso con los ornamentos, a que la presidencia del influyente gremio de ebanistas pase a manos de un *goi.* Un sabio maestro de la Ley, un gran político.

Nadie mencionó que se hubiera dudado jamás en dar a la nueva sinagoga de la margen izquierda del Tíber el nombre de Josef. Antes bien, el doctor Licino lo instó a visitar cuanto antes aquella hermosa casa para constatar cuánto habían avanzado en su construcción.

Josef se sintió enormemente aliviado. Tal y como estaban las cosas, los judíos romanos no pondrían trabas a su nuevo matrimonio con Mara.

Fue a ver a Alexas. No le resultaría fácil comunicar a aquel hombre, a quien le unía una gran amistad, lo que había convenido con Mara. El vidriero lo recibió expectante, quiso conocer todos los detalles de la vida judía, pero vaciló en hablar de Mara, aparentemente tenía miedo de mencionarla, y Josef tampoco lo hizo.

Permanecieron largo rato sentados. Cuando ya no supieron qué decir de Judea hablaron de Roma. Alexas le contó a Josef los rumores que corrían en la margen izquierda del Tíber, entre los judíos, acerca del emperador Tito. Josef ya había oído decir que el estado de salud del emperador no era muy bueno. Los judíos achacaban su decadencia a su modo de ser, cuchicheaban que la mano de Yahvé había caído sobre el destructor de su Templo. Tito había osado decir que Yahvé sólo era amo y señor del agua, y por ello logró aniquilar al faraón de Egipto en el Mar Rojo; en cambio él, Tito, no había tenido dificultad en dominar al Dios en tierra. Para castigarlo por su arrogancia, Yahvé le había enviado a una de sus criaturas más pequeñas, un insecto diminuto, para aniquilarlo. Éste había penetrado en su cerebro a través de la nariz, y allí vivía, creciendo, asustando al emperador día y noche, hasta matarlo.

Tuviesen o no fundamento aquellos rumores Josef sabía con certeza que el autor de la devastación de Jerusalén no era feliz. Pero tampoco lo era Alexas, un hombre inteligente, razonable, que buscaba lo bueno y lo bello. Ese hombre había amado a su padre, a su mujer y a sus hijos, y únicamente por su padre permaneció en Jerusalén, cuya decadencia había previsto antes y con mayor claridad que nadie; pero, curiosamente, sólo él se salvó mientras los demás, aquéllos por cuya salvación se había quedado, murieron. Ahora tenía todas sus esperanzas puestas en Mara. Josef no era capaz de hablarle de su futura boda.

Alexas le rogó que lo acompañara a la fábrica. El vidriero se había entregado a su trabajo con la vehemencia que lo caracterizaba; había trasladado su tienda a las arcadas del Campo de Marte para destinar el edificio de la Suburra enteramente a talleres. Importaba por mar polvo de cuarzo procedente el río Belo, y con ayuda de aquel material y de sus capataces sidonios libraba un combate singular contra la industria local. Ahora fabricaba en la ciudad aquellos lujosos vasos tan artísticos que hasta entonces debían traer de Egipto y Fenicia.

Condujo a Josef por la fábrica. Josef contempló largo rato y con atención el trabajo de los grandes hornos de fusión. Se puso en cuclillas y miró la llama multicolor, alimentada de multitud de sustancias. Alexas lo previno: él ya estaba habituado a la llama, pero los ojos del lego podrían resentirse de su visión. Josef, sin embargo, no podía dejar de mirar. Veía la llama, veía la arena y la sosa y contemplaba cómo se mezclaban y se convertían en una nueva masa aquellos dos materiales en medio de aquel calor indescriptible.

Y mientras permanecía allí, mirando la llama, por fin fue capaz de hablarle a Alexas. Le refirió su encuentro con Mara y lo que había hablado con ella.

Alexas lo escuchó taciturno y resignado. Había albergado la dulce esperanza de regresar a Judea y desposar a Mara, para envejecer con ella en la tierra de Israel. Pero había querido esperar uno o dos años, hasta que Mara superase la muerte del muchacho, para proponerle nuevamente matrimonio. Tenía demasiado tacto, ése era su problema. Con tacto no se llegaba a ninguna parte. Si los romanos hubieran tenido tacto jamás habrían conquistado el mundo. El otro tampoco lo había tenido. Y por eso se había llevado a Mara.

Alexas permanecía en cuclillas; a pesar de tener los hombros relajados era ancho y de aspecto imponente. Había engordado un poco. Era curioso, pensó Josef, cómo el vidriero se iba pareciendo con los años a su padre, a pesar de que aquél siempre fue un hombre satisfecho y confiado, mientras que Alexas se mostró desde su juventud abrumado por el conocimiento de la miseria del mundo y la fragilidad de los asuntos humanos.

Por lo demás, Alexas ni siquiera se encolerizó con Josef. Se limitó a levantarse, pesado, se inclinó varias veces ante Josef, que seguía contemplando el fuego multicolor, cuyos reflejos alargaban y acortaban su sombra de un modo grotesco, se agachó junto a él y le dijo:

—A vos, doctor Josef, no necesito deciros «Salud», o «Dios os bendiga». En verdad habéis sido bendecido desde vuestro nacimiento.

Josef también se irguió y estiró los dormidos miembros. No le resultó fácil aceptar aquellas palabras con la debida modestia y contestarlas. Estaba henchido de orgullo: Alexas tenía razón.

Marullo estaba de pésimo humor cuando Josef fue a verlo para consultarlo sobre la solicitud del derecho de ciudadanía para Mara. Los dolores de muelas que padecía se habían agudizado con el inicio del invierno. Además, la nave *Argos,* que debía traer a su amigo Demetrio Libán de regreso de Judea, hacía tiempo que tendría que haber llegado. Lo consolaba un poco haber culminado con éxito la gigantesca operación especulativa con el trigo que ideara con Claudio Regino; lo más gratificante era que muchos senadores republicanos enemigos suyos habían salido mal parados con aquel negocio. Pero desgraciadamente no era capaz de recrearse en tales meditaciones, su espíritu estaba dispuesto a volver una y otra vez sobre la imagen de aquellos incautos, pero la carne era débil, sus dolores terminaban royendo los escasos minutos de disfrute y conducían su mente a ingratas consideraciones: por ejemplo, sobre el barco *Argos* y su amigo Demetrio Libán.

Se explayó con Josef sobre la mala suerte que tenía con sus amigos. Primero lo había abandonado Juan de Giscala, para terminar involucrado en ese estúpido atentado judío de cuyas consecuencias, según había sabido, probablemente no lograría recuperarse jamás. Y ahora, al parecer, Demetrio se había esfumado en una tierra aún más remota que Juan; la nave *Argos* no aparecía, y pocos confiaban en volver a ver a Libán con vida. Ya de regreso, desde Éfeso, el actor le había escrito refiriéndole lo mucho que se alegraba de poder representar por segunda vez el *Laureol* en Roma. No era capaz de disfrutar de los alimentos pensando en que el autor de la misiva probablemente era ya pasto de los peces cuando él la recibió.

Josef se dijo contrito que durante aquellas semanas apenas había echado de menos al actor. Y eso que su vida estaba estrechamente ligada a la de Libán. Sin él jamás habría llegado a conocer a la emperatriz Popea; quién sabe cuándo y cómo habría estallado la guerra judía de no haberse tropezado con el actor, y, a su vez, sin su mediación Demetrio jamás habría viajado a Judea y perecido en el empeño.

Marullo seguía hablando. Si Demetrio regresase, meditó, las posibilidades de volver a poner en escena su *Laureol* eran extraordinariamente altas. Sin considerar la sensación que supondría el regreso de quien se creía perdido. Ahora que todo el mundo sabía que Tito no sanaría jamás era impensable que desechasen una obra patrocinada por el príncipe Domiciano. Quiso conocer todos los detalles de la representación en Nápoles Flavia. En particular le interesaba saber si Demetrio había subrayado en la tercera escena la palabra «cruz» o el «tú». Lo decepcionó comprobar que Josef no le había prestado atención. Probablemente no llegara a saberlo jamás.

Finalmente dejó de pensar en Demetrio y Josef pudo hablarle de sus propios asuntos. A Marullo pareció divertirlo el complicado tira y afloja de sus deseos y anhelos. Así son las cosas: Josef logra, con grandes sacrificios, divorciarse de Mara, y ahora emplea tiempo, dinero, nervios y vida en desposarla de nuevo; pues la adopción de una judía mayor de edad era un asunto complejo y agotador. Cierto que había un medio para acortar el proceso y evitar las probables contrariedades y el escándalo que acarrearía. Puesto que el emperador parecía tener cierta debilidad por él, ¿qué le parecía si iba a verlo sin más preámbulo?

Josef vaciló y adujo que, según sus noticias, el emperador estaba enfermo y se mostraba poco accesible, escurridizo. Marullo lo miró fijamente con su lente de esmeralda.

—Vuestras noticias son ciertas, querido Josefo —constató—. Las manías de Su Majestad se han recrudecido durante vuestra ausencia. El emperador se queda absorto con una frecuencia cada vez mayor, y deja de oír y de ver lo que lo rodea. La princesa Lucía es la única compañía que tolera a la larga.

Y entonces, para sorpresa de Josef, resultó que las gentes de la margen derecha del Tíber no iban del todo descaminadas.

—Ya sabéis —prosiguió Marullo— que debido a mis problemas de boca me veo obligado a visitar de vez en cuando al doctor Valens. Mientras me hurga en ella me cuenta historias muy curiosas. El emperador tiene fuertes accesos de llanto. Después, de pronto, pide oír ruido con insistencia. En una ocasión se dirigió

en plena noche al arsenal, mandó llamar a todos los empleados y puso los talleres a funcionar. En plena noche. Deseaba, y sin dilación, escuchar un ruido atronador. Al sorprendido Valens le explicó medio en serio medio en broma que cuando el bicho en su cabeza percibía aquel estruendo se asustaba y lo dejaba en paz.

Tras una pausa, Marullo concluyó en tono objetivo:

—En cualquier caso, querido Josefo, haréis bien en solicitar cuanto antes una audiencia.

—¡Por Hércules, muchacho! —exclamó Lucía al ver entrar a Josef—. ¡Qué barba más hermosa!

Josef aún la llevaba como en Judea, breve, cuadrada, recortada, si bien no se la rizaba y anudaba como antaño. Ella lo rodeó, mirándolo desde todos los ángulos.

—¿Sabéis —dijo admirada— que esa barba os sienta mucho mejor? Os da cierto aire judío, pero no demasiado, y tampoco parecéis tan pulcro y atildado como nuestro Agripa.

Su oscura risa, que tanto gustaba a Domiciano, llenó la estancia. Se sentó frente a él, alta, muy digna, con la elevada torre que formaban sus bucles; a su lado, Josef parecía pequeño.

—Contadme cosas de Judea —le rogó—. Ahora que nos hemos librado de Berenice —admitió dicharachera— siento de nuevo cierta simpatía por vuestra tierra.

Josef le relató su viaje. Se esforzó por mostrarse expresivo, ameno. Y Lucía parecía divertida, se acercó a él, palmeó su mano.

—Sois un buen conversador —lo alabó—. Y tenéis unas bonitas manos.

Josef se sentía pletórico, y no solía despreciar los placeres de la vida; pero aquella Lucía, su opulencia, lo retraían. Sin duda todavía le tenía, a su manera, aprecio al Chiquillo, y seguramente su inclinación por Tito era sincera, pero Roma bullía de historias sobre la franqueza con la que había mostrado sus sentimientos por Paris, el joven bailarín de moda en la ciudad. Lo había recibido en su palco en presencia del emperador y de Domiciano, y ante veinte mil ojos le pasó el brazo por los hombros. Descendía de una estirpe que jamás había temido la muerte, ella misma ignoraba lo que era el temor; tomaba de cada instante lo que éste le ofrecía. Mientras la mayoría de las viejas familias sucumbían ante la expansión de Roma, como si la ciudad y el Imperio consumieran todas sus fuerzas, la estirpe de Lucía había crecido con Roma; ella representaba la culminación de Roma y de su estirpe. En verdad simbolizaba a aquella Roma Flavia, pletórica, nunca ahíta, que devoraba con placer cada vez más vida.

Cuando Josef le habló de su proyecto de convertir a Mara en ciudadana romana y desposarla se mostró divertida, como Marullo. Pero, a pesar de su aparente benevolencia, dudaba de que fuera conveniente que se presentase ante Tito.

—Dudo —le confió sin ambages— que sea sensato que os conduzca ante el emperador. Oriente no le ha sentado bien, dejó un amargo poso en él cuando por fin logró sustraerse a su influjo y le quedó una herida que no quiere sanar. El emperador Tito no ha digerido Judea.

Volvió hacia él sus grandes y temerarios ojos, un poco separados, y aquella frente bajo la imponente torre de bucles se le antojó pura e infantil.

—Sin duda a otros les sienta mejor —dijo despacio, pensativa, mirándolo fijamente. Josef asió su mano con vehemencia—. ¡No! —dijo ella, y le golpeó con tal fuerza en los dedos que le dolió.

Tres días más tarde lo llamaron del Palatino.

En la antesala, antes de que lo condujeran ante Tito, acudió a verlo el médico Valens.

—Es preciso, estimado Flavio Josefo —le dijo muy cortés—, que no permanezcáis más de veinte minutos con Su Majestad.

Josef, un tanto disgustado por la fría y ajena, aunque escrutadora mirada del médico, preguntó:

—¿Quién lo ha ordenado?

Valens le replicó enigmático:

—Uno que tiene derecho a hacerlo.

Tito había envejecido mucho. Su rostro ovalado estaba hinchado, los ojos insertos en la ancha cabeza parecían aún más pequeños, más hundidos. El emperador parecía un niño viejo con aquellos rizos repeinados sobre la breve y arrugada frente. No ocultó su alegría por ver de nuevo a Josef.

—Por fin, mi judío —le dijo. Y le rogó—: Cuéntame cosas de nuestra Judea.

Josef así lo hizo. Le contó que el país florecía, próspero. El gobernador parecía, a pesar de ciertos rasgos algo desagradables, el hombre más adecuado para administrarlo; sus medidas y las de aquel inteligente

Doctor Supremo se complementaban tan bien que los romanos no parecían tener grandes roces con los judíos.

El emperador se mostró decepcionado. No era eso lo que quería oír. Era evidente que esperaba otra cosa, pero no se atrevía a decirlo abiertamente. Josef se preguntaba una y otra vez qué sería lo que quería saber el emperador, pero no daba con ello. Casi había agotado los veinte minutos de los que le hablara Valens. Tito se debilitaba a ojos vista, casi no atendía a lo que le decía Josef, miraba hacia el lugar donde en su día colgara el retrato de Berenice.

—¿Estuviste allí? —resolvió preguntar de pronto. Josef siguió la mirada del emperador.

—¿Dónde? —le respondió vacilante; pensó que el emperador tal vez se refería a Berenice.

—En Jerusalén, naturalmente —dijo Tito con cierta impaciencia; había bajado la voz, casi susurraba.

—Sí, estuve allí —replicó finalmente Josef.

—¿Y? —le preguntó Tito ansioso.

—Vi los cuarteles de la décima legión, algunas fuentes y los muros de las torres Hípica, Fasael y Mariana.

Sarcástico dijo el emperador:

—No ignoro que siguen allí.

Josef, sin embargo, pensaba en aquel páramo; dejó a un lado su prudencia, y dijo sin levantar la voz, pero subrayando cada palabra:

—No hay nada más.

Tito se quedó absorto con una mirada ansiosa, torturada. Habló tan quedo que a Josef le costó trabajo entenderlo.

—No debimos hacerlo —dijo—. Debimos dejar eso en pie. Se lo había prometido a Berenice, y siempre soñé con verla subir los escalones. Pero después, en lugar de eso, subió los del Palatino, y fue un error.

Y, como si Josef hubiera objetado algo, prosiguió, más vehemente:

—Te lo aseguro, mi judío, no estuvo bien. Por eso se torció todo. ¿Recuerdas cuando divisamos por primera vez la ciudad? Escuchamos un terrible estruendo que procedía de vuestro Templo. Ahora siento de vez en cuando necesidad de escuchar un ruido semejante, pero aquel estruendo no era agradable, no consigo sacármelo del cerebro, me da dolor de cabeza. Por lo demás, no logro recordar cómo se llamaba la cosa con la que hacíais ese ruido.

—Era la *magrefá* —dijo Josef—, la trompeta de las cien notas.

Las palabras del emperador lo conmovieron; no lo que había dicho, sino cómo lo había dicho, aquel musitar quedo, enigmático, mortecino.

—Exacto —dijo Tito—, la *magrefá.* Vuestro Dios Yahvé tiene una voz imponente. Ahora, al regresar a Jerusalén, ¿volviste a escucharla? —inquirió interesado.

—Sí —replicó Josef vacilante—, he escuchado la voz de Yahvé.

—¿Ves? —dijo el emperador asintiendo con la ancha y pesada cabeza, y casi había alegría en sus palabras, como si desde el principio hubiera esperado oír eso de sus labios—. ¿Por qué no me lo dijiste nada más llegar? —agregó—. Por cierto —prosiguió—, ¿sabes que el capitán Pedán ha muerto? Sí —le refirió, al ver que Josef levantaba lo ojos sorprendido—, murió de repente, en un banquete. No vivió mucho. Era un hombre fuerte, y yo contaba con que viviese muchos años más. Llevaba la corona gramínea, pero era un tipo perverso. No debimos hacerlo —dijo, repitiendo las palabras de antes—. Y es verdad que no quise hacerlo —meditó— y, si vuestro dios Yahvé fuese un dios justo, no me habría cargado con la culpa. Pero creo que no es un dios justo, y yo ya no viviré mucho. Mi buen Valens entiende de lo suyo, me consuela y me da ánimos, pero ¿qué puede hacer él, si vuestro Dios Yahvé es tan injusto?

Josef tembló al escuchar al amo del mundo hablar de ese modo. Pensó en el capitán Pedán, en la ancha y grosera mano con su vello casi albino que ya no podría agarrar ni golpear nada. También pensó por un instante que ahora la ciudad de Emaús no se opondría a la inclusión de sus propiedades en su municipio, y se alegró de haber podido servirse de la influencia que ejercía sobre Flavio Silva no sólo en su propio beneficio, sino para bien de todos.

—No, no lo quise —le aseguró de nuevo el emperador—. ¿Y por qué no protegió vuestro Dios su casa y permitió que fuese precisamente Pedán quien recibiera la orden aquel día? Creo que vuestro Dios no se ha portado bien conmigo. Aunque Valens tuviera razón, y yo consiguiera recuperarme, vuestro Yahvé me ha destrozado la vida. Ella debería haber subido los escalones de su Templo, y él hizo que fuesen los del Palatino. ¡Pero basta ya! —se interrumpió de pronto haciendo un esfuerzo por cambiar de tono. Josef salió de su ensimismamiento al oírlo, sobresaltado, y miró la clepsidra. Hacía tiempo que se habían cumplido los veinte minutos. Pero poco le importaba lo que hiciera el que tenía poder de imponerle un plazo: por ahora

seguía con Tito, y aún no le había hablado de su asunto.

—¿Habéis visto ya a la princesa Lucía? —farfulló el emperador en un tono más fresco, más ligero—. ¿No es estupenda? ¿No encanta toda Roma? Es para mí un gran apoyo.

Y de nuevo miró hacia el lugar donde un día colgara el retrato de Berenice.

—Cierto que no es una Berenice —dijo sonriendo. Y cambiando de nuevo el tono, constató serio, objetivo, para finalizar—: Oíd, Flavio Josefo, mi cronista: me he ganado la confianza de mis romanos y soy el «amor y la alegría del género humano». Pero mi propia dicha, la gran oportunidad de mi vida, ésa la he perdido.

Después, amable, bondadoso, preguntó a Josef cuál era su ruego. Asintió, sonrió, rió, llamó a un secretario con un par de palmadas, y en unos minutos solventó el asunto concediéndole el derecho de ciudadanía a Mara, hija de Lakisch, residente en el terrazgo «Pozo de Yalta», de la ciudad de Emaús, tal y como deseaban Marullo y Josef.

Al abandonar el Palatino Josef no logró degustar la alegría que debía producirle aquel triunfo. Durante mucho tiempo lo confundieron las extrañas disquisiciones del emperador.

Dorión estaba muy ocupada. Acudía con su amigo Annius Bassus a los espectáculos en los que era de buen tono que se dejase ver una mujer de mundo. Proseguía con la construcción de su villa de Albano, célebre por su arquitectura y su decoración. Amaba la comodidad, disfrutaba intensamente de las cosas bellas de la vida, y cuando pensaba en la sombría y desordenada casa del distrito sexto se decía que tenía motivos para considerarse afortunada. Tampoco estaba mal tener por amigo y protector al coronel Annius Bassus en lugar de al estridente e inseguro Josef. Sin duda Tito no tardará en cederle el puesto a su hermano, y hay razones bien fundadas para pensar que Annius será nombrado jefe de la guardia pretoriana, convirtiéndose así en el hombre más influyente del Reino después de Domiciano.

A pesar de ello, desde que se separara de Josef, Dorión parecía más desequilibrada e irritable que antes, y, sobre todo, se mostraba desagradable con su amigo Annius. Annius la amaba y toleraba paciente sus cambios de humor, aunque, como hombre de orden, estaba disgustado por que no poseyera la ciudadanía romana, e insistía en legalizar sus relaciones. Pero Dorión no se decidía a realizar las formalidades que requería un matrimonio de pleno derecho, y rechazaba sus ruegos con torpes excusas.

Que Josef le hubiera enviado de vuelta al muchacho la había desequilibrado, y durante meses no pasó un día sin que lo amase y lo odiase ardientemente. Respiró aliviada cuando él marchó a Judea. Estaba bien que volviese a su ridícula y bárbara provincia, ése era su sitio. Sus relaciones con Annius eran ahora más estables, más familiares, y cuando, antes de concluir el verano, él le ofreció como regalo su pequeño palacio de la capital, aceptó y se trasladó a Roma a pasar el invierno.

Un día —Josef ya había regresado— lo vio en una recitación de Dión de Prusa en el Templo de la Paz. Le pareció transformado, más judío, y, al tiempo, rejuvenecido; así había sido en Alejandría, cuando lo vio por primera vez, y el deseo que entonces la impulsó hacia él la colmó de nuevo. Había notado que, al concluir la lectura, Josef trató de acercarse a ella, pero, temerosa de aquel encuentro, rehuyó su mirada y no le brindó la menor oportunidad de hablarle. Desde entonces volvió a mostrarse irascible con Annius y, al llegar la primavera, insistió en abandonar Roma y regresar a Albano.

Con motivo de su nueva mudanza Annius le llevó un regalo para su salón: una figura de bronce corintio destinada a servir de candelabro, una estatuilla de un judío circuncidado desnudo. La obra era delicada, fresca, ligeramente obscena: una de esas obras que las damas gustaban de colocar en sus salas; procedía del taller de Termo, el principal rival de Basil. Annius se asombró al ver que Dorión no sólo no le agradecía el regalo sino que le echaba en cara, iracunda, su falta de gusto. Él solía zanjar aquellos estallidos con una broma, pero esta vez se enfadó. Le espetó que aún amaba a Josef. Ella le replicó que Josef tenía ciertas cualidades que muchos hombres le envidiarían. De hecho, había empezado a ver a Annius con los ojos de Josef: su amistad con el futuro emperador, sus dotes militares, la certeza de que llegaría a dirigir los ejércitos del Reino la dejaban fría, su ruidosa y cordial jovialidad y su brutalidad soldadesca la ponían nerviosa. Se recriminaron duramente analizando sendos caracteres. Durante varios días, Annius se mantuvo alejado de Dorión.

Pablo no preguntó por los motivos de la repentina ausencia de Annius. Nunca había sido fácil acercarse al muchacho, pero Dorión lo conocía, sabía que, desde que Josef se lo enviara de vuelta, ya no la amaba tan incondicionalmente como antes. Ella misma seguía amándolo tiernamente, pero su comportamiento oscilaba según sus cambiantes sentimientos por Josef. Tan pronto lo abrumaba, sin motivo aparente, con muestras de su cálido amor maternal, como se cerraba ante él cuando la buscaba. No ignoraba su

volubilidad, le molestaba mostrarse tan fría con el chico, pero no podía evitarlo. También sabía cuánto sufría Pablo con sus poco claras relaciones con Annius. Los juicios por su tutela, la expectación que había suscitado, lo habían hecho muy susceptible ante todo lo ambiguo. Dorión conocía su deseo por tener, ahora que por fin era ciudadano de pleno derecho gracias a la adopción, una madre romana. Sabía cuánto le habría agradado tener a Annius por padre: su carácter viril, lo que en él había de espíritu militar lo aproximaba a aquél, y se regocijaba pensando en que pronto él mismo ingresaría en el ejército.

Todo esto lo meditaba Dorión en los días en que Annius se mantuvo alejado de ella; también consideró que a Josef le agradaría que rompiese definitivamente con Annius. Escribió a éste una breve nota ligeramente burlona, que podría tomar, si así lo deseaba, por una disculpa.

Cuando Annius regresó a Alban ella ya había colocado el candelabro en su lugar.

La renuncia de su padre supuso un vuelco en la vida de Pablo. Hasta entonces había aplicado a todas las cosas de la vida un rasero inamovible: el juicio de su maestro Fineas. El gesto de su padre demostraba que Fineas había sido injusto con él. El joven seguía venerando a su profesor, pero ya no era para él la instancia máxima, última.

Tampoco le agradaba que su madre y Fineas respetasen tan poco el comportamiento, extremadamente honesto, de su padre. Nada habrían perdido por verlo de cuando en cuando, por ejemplo.

Por eso lo alegró que, un día, sentados a la mesa y en presencia de Fineas, Dorión le preguntara sin preámbulos si le agradaría volver a ver a su padre. Fineas, por lo general tan moderado, tuvo que poner en el plato el cubierto que estaba a punto de llevarse a la boca, y su ancha y pálida cabeza palideció aún más; Dorión no le había dicho nada de aquella decisión. Pablo miraba ora a su maestro, ora a su madre; ambos aguardaban su respuesta.

—Lo visitaré gustoso —replicó.

Cohibido, no sin cierta alegría un tanto tensa, penetró de nuevo en la casa del distrito sexto donde por tanto tiempo se sintiera prisionero. Se había propuesto comportarse como un hombre con Josef, cordial, al modo de Annius. Pero el padre que encontró no era el padre que conocía: era un señor ajeno a él con una barba que no le había visto antes.

Josef no ocultó la alegría que le produjo verlo, pero era una alegría moderada, sin atropellos. Josef le preguntó por sus progresos en la conducción del tiro de cabras, por el chivo Paniscus. Pablo se interesaba en ese momento más por otro deporte, por las complicadas modalidades del juego de pelota. En el juego a tres bandas con la pelota de cuero tenía, así creía, cierta habilidad, pronto se atrevería incluso con la pelota de cristal. Eso sólo podía hacerse tras un largo entrenamiento, pues las pelotas de cristal eran caras, un tiro errado podía costarle una pequeña fortuna. A Josef también le había gustado en su día el juego de pelota, él mismo lo había practicado, y durante unos minutos padre e hijo conversaron animadamente sobre ello. Pero pronto la charla decayó, y, con gesto mecánico, Pablo metió la mano en la manga de su túnica, donde hasta hacía poco solía llevar la masilla con la que modelaba sus figuritas. Un par de semanas antes, en el día de su cumpleaños, se había prometido dejar aquella infantil costumbre.

Josef miró al joven esbelto con aires de príncipe, a su hijo; le gustaba, y le tenía un gran afecto. Pero ¿era posible que un día lo amargase tanto no entenderse con aquel muchacho?

Pablo se devanaba los sesos buscando el modo de demostrar a su padre lo admirablemente que se había comportado con él. Pero Josef no mencionó el pasado en ningún momento. Aquello fue una prueba de su tacto, pero no le facilitó las cosas a Pablo. El joven no había aprendido a ser cariñoso, al contrario, Fineas le había enseñado que un hombre debía ocultar sus sentimientos. Al cabo, dijo atropelladamente:

—¿No me vas a dar el libro con las historias del coloso Sansón? Me gustaría volver a leerlas.

Josef levantó la vista ligeramente sorprendido. Pero se limitó a replicarle:

—Claro que te lo daré —sin reconocer el esfuerzo que le había costado pedirle el libro.

Con todo, el encuentro con su padre supuso una decepción para Pablo; sin embargo, no le desagradó que Dorión insistiese en que repitiese su visita. Tomaron por costumbre que fuese a ver a Josef una vez a la semana. Pero no lograron intimar. El muchacho se comportaba a su manera, un tanto reticente, Josef se mostraba afectuoso y amable, pero no llegaron a establecer una confianza real, última.

Un día Pablo preguntó a su padre, como ya hiciera en una ocasión, por su hermano muerto, Simeón. Aquel hermano muerto lo tenía intrigado. Josef se sintió conmovido. Pero el hombre que había sido capaz de representar con tanta viveza los personajes y batallas de la guerra judía no logró vivificar la persona de su hijo judío. Le contó algunas cosas, pero no cómo había introducido Simeón a su amigo Constans en el Anfiteatro, haciéndose así con la ardillita, no le habló de la preferencia de Simeón por el corcel Silvano ni

de sus esfuerzos por construir la maqueta de la gran «Débora», ni de su maldición favorita, «por Hérquel». Antes bien, a pesar de sus esfuerzos, trazó un pálido retrato idealizado de Simeón-Janiki que no agradó demasiado a Pablo. Y el muchacho no volvió a preguntar por su hermano muerto.

A veces, cuando Pablo iba a ver a Josef, Dorión lo acompañaba. Su amistad con Valer le servía de pretexto. Naturalmente, no buscaba a Josef, sino al viejo, al relegado senador gruñón. Valer vivía en el piso superior; de acuerdo con la costumbre, su esclavo hacía descender la cesta elevadora por el exterior de la casa para ahorrarle a la distinguida visitante tener que subir las escaleras, pero Dorión adujo que el esclavo del anciano Valer estaba tan viejo y achacoso que no se atrevía a ponerse en sus manos. Y utilizaba las escaleras.

Pero jamás se tropezó con el que fuera su esposo, Josef.

Cuando su madre visitaba al viejo Valer, Pablo solía subir a recogerla. El senador degradado había participado como oponente de Marullo y de Claudio Regino en la operación especulativa que arruinó a tantos miembros del partido republicano, por lo que se vio privado del último resto de sus bienes. Ahora sólo conservaba en su casa el ajuar imprescindible: su mobiliario se componía básicamente de los numerosos bustos de cera de sus antepasados, polvorientos haces de lictores, apolilladas túnicas de gala, coronas de triunfador a punto de deshacerse; por toda servidumbre tenía a aquel viejo y frágil esclavo.

El propio Valer parecía aún más rígido y flaco que antes. La pobreza lo llevaba a extremar su dignidad. Como antaño, se negaba a llevar la ropa interior, más blanda, que se introdujera en los últimos trescientos años, y se atenía a la dura y simple vestimenta de sus antepasados. No le importaba tener que pagar su talante conservador con un resfriado que solía tenerlo postrado durante la mayor parte del año. Por otra parte, había renunciado a los numerosos y excelsos nombres que llevaba. Ya que el populacho se atrevía, con la aquiescencia del Gobierno, a utilizar los nombres de las viejas estirpes, no le parecía adecuado que él, el último descendiente vivo de Eneas, llevase más de dos; de los veintiún nombres tachó diecinueve, y se hacía llamar, sencillamente, Valerius Tullius.

Dorión era bienvenida en su casa. Le agradaba que se hubiera rebelado contra su desagradable vecino Flavio Josefo, ese arribista oriundo de la bárbara provincia de Judea, agraciado por la prostituta Fortuna. Con placer veía al esbelto y arrogante Pablo, que ella le había arrebatado al judío y ganado para los romanos. Pero el placer que le procuraba la vista de Dorión y del muchacho no lo hacía más tratable; incluso en su presencia se mostraba digno, resentido, parco en palabras. Su hija, la pálida Tullia de negros cabellos, no era más habladora. Dorión tuvo que pagar caros sus intentos por ver a Josef.

Pablo parecía sentirse a sus anchas en el estricto ambiente de la casa de los Valer. Como su unión con la madre y con Fineas no era ya tan estrecha ni tan segura, y como le costaba acercarse a su padre, sabía valorar el afecto que le mostraban y, a pesar de la reserva del viejo, notaba que le tenía aprecio. Lo enorgullecía que Valer viese en él a un adolescente romano, y se sentía feliz cuando, ocasionalmente, el viejo les llamaba «hijos» a él y a su hija Tullia.

Tullia había cumplido ya los veintidós, pero cualquiera que no estuviese al tanto habría pensado que era la nieta, y no la hija, de Valer. Su larga y pálida cabeza se erguía con infantil rigidez sobre el esbelto cuello y los finos hombros un poco caídos, y bajo el alto y artístico peinado de sus negrísimos cabellos la piel de su rostro parecía extraordinariamente delicada. Josef, que apreciaba tan poco a su vecino del piso superior como éste a él, y que gustaba de mofarse del viejo, le había dicho en una ocasión a Marullo que Tullia se había convertido ya, a pesar de sus veintidós años, en una vieja solterona, y al replicarle Marullo que la rígida y áspera belleza de la chica no carecía de encanto, Josef le citó, dándose aires de vividor, los versos de Ovidio: «Sólo es casta aquella a quien nadie pretende». Pero Marullo no estaba de acuerdo con él. Pensaba, y no era el único, que Tullia era tímida pero de ningún modo avinagrada, y en su altivez sólo veía una máscara que ocultaba su turbación. Y, además, ¿cómo podía desarrollar ningún talento social llevando aquella vida retirada a que la obligaba su estrafalario y testarudo padre?

En esos días se procedió a reformar el Templo de la Diosa Roma. La dinastía Flavia profesaba su culto con fruición, y Tito encargó al escultor Basil la confección de una nueva estatua de cobre de la diosa. Tan ocupado como siempre, el artista se puso a trabajar a regañadientes, y nadie pudo ver su obra antes de la inauguración del santuario. Entonces, para sorpresa de todos, la diosa se mostró bajo una forma muy distinta a la que tuviera hasta el momento. Sobre el zócalo se alzaba no la furibunda heroína a la que estaban habituados sino la figura de una muchacha esbelta con un rostro conmovedor, serio e infantil, y sus imponentes atributos, la corona mural, la cornucopia, la lanza y el escudo, no hacían más que subrayar por contraste la estricta delicadeza del cuerpo y del rostro. La particular modernidad de la obra suscitó fuertes

controversias en los círculos artísticos de Roma. Tampoco Fineas dejó de acudir a ver la estatua, acompañado por su pupilo.

A él, que siempre había admirado a Basil, le agradó extraordinariamente su creación, y con vehemencia expuso a Pablo las excelencias de la estatua. Pablo permaneció largo rato ante ella, la contempló con detenimiento, entregado, pero no pronunció una sola palabra. Fineas pensaba que la cara de la diosa era extraordinariamente vivaz, sin duda era un retrato, y le recordaba el rostro de una persona que conocía. Trató de recordar a quién.

—¡Claro! —dijo finalmente—. ¡Si es Tullia!

Y entonces Pablo, que había permanecido callado, se animó.

—No, no es Tullia —rechazó, al señalarle Fineas el parecido de cada uno de los rasgos.

Dorión se sorprendió cuando, en su siguiente encuentro con Valer, Pablo estalló de pronto con aire juvenil, volviéndose hacia Tullia en una de las muchas pausas de la conversación:

—No, no la ha retratado.

Al principio Dorión no comprendió a qué se refería; pero Tullia lo entendió al instante, y su fino y delicado rostro enrojeció levemente.

—¿Qué quieres decir con eso, Pablo? —le reprendió Dorión—. ¿Quién no ha retratado a nuestra Tullia?

—El escultor Basil, naturalmente —replicó Pablo, un tanto turbado por su impulsividad y, con cierta petulancia, se defendió—: Todos dicen que la diosa Roma se parece mucho a Tullia. ¿No es cierto, querido Fineas? Vos también lo habéis dicho. Pero no, no es verdad, no hay ningún parecido.

Al senador le había halagado que se eligiese a su hija como modelo para la diosa Roma.

—Es mejor así —gruñó ahora, mientras Tullia permanecía sentada, pálida, rígida, orgullosa e inaccesible. Con una sonrisa casi imperceptible, Dorión llamó al orden a su hijo:

—Te estás tomando muchas libertades, Pablo —y, a modo de disculpa, se dirigió a Valer—: Cree que, por ser nieto del pintor Fábulo, es un crítico de arte nato.

Cuando se aprestaban a marcharse, Pablo se sobrepuso una vez más a su timidez. Sonrojándose a su pesar, y sin dominar del todo su respiración, preguntó a Tullia si querría visitarlos alguna vez en Albano para enseñarle su tiro de cabras. Dorión estaba agradablemente sorprendida de que su hijo, por lo general tan comedido, se soltase de ese modo en la polvorienta y estirada atmósfera de museo de aquella casa, y, cuando él invitó a Tullia a jugar a la pelota con él en Albano, quiso ayudarlo diciendo:

—Lo cierto es que es un buen jugador. No os resultará fácil batirle, querida Tullia.

La muchacha replicó que sólo había jugado a la pelota de niña, mientras vivieron en su mansión de la Campania; prácticamente lo había olvidado.

—No hay más que verla —dijo Pablo impetuoso— para saber que es una campeona nata. Cuando hayáis jugado un par de veces, os confiaré sin dudarlo mis pelotas de cristal.

—Sabed que no podríamos restituíroslas, querido Pablo —respondió la muchacha. Y la sonrisa con la que se refería a su pobreza la hizo parecer aún más arrogante.

Pablo iba ahora a menudo al templo de la diosa Roma, a pesar de que no le quedaba de camino, y sus sacerdotes y sirvientes se alegraban de tener a aquel joven admirador.

Tullia se decidió a salir de su casa del distrito sexto y fue a Albano. Jugaron a la pelota, y ella depuso su frialdad y demostró ser una rival nada torpe. Sin embargo, al jugar por cuarta vez, Pablo prefirió hacerlo con sus pelotas de cuero y dejar a un lado las de cristal.

A su padre no le contó nada de su nueva amistad. Josef lo descubrió por casualidad. Un día, tras haberlo hecho esperar, lo encontró amasando con fruición una figurita de masilla, como solía hacer antaño. Josef aún conservaba su antigua animadversión por las imágenes, y le molestó que el chico empezase ahora de nuevo con eso.

—¿Qué haces? —le preguntó tomando la figurita sin acabar.

—Una diosa —replicó Pablo un tanto cohibido. A Josef le irritaba que su hijo reprodujese figuras de dioses en su propia casa. Pero ocultó su disgusto y le preguntó en tono sosegado:

—¿Qué diosa?

Pablo no había aprendido a mentir. Encarnado, le dijo:

—Es la diosa Roma. Pero en realidad no es una diosa, es vuestra vecina Valeria Tullia —Josef se quedó perplejo, siguió preguntando, y Pablo le habló, titubeando pero abiertamente, de Tullia, de la diosa Roma y el juego de pelota.

Como es natural, Josef sabía que la amistad entre su joven hijo y Tullia no pasaba de ser una inclinación

juvenil como las que él mismo había experimentado a la edad de Pablo. Sin embargo, le desagradó que su hijo se hubiera prendado precisamente de aquella romana amargada que era Tullia. Al parecer, el muchacho había heredado la veneración del pintor Fábulo por la rigidez romana, por su tradición. Eso irritó a Josef. Quería que su hijo fuera algo más que un romano. Por primera vez dudó si había hecho bien al devolverle el chico a Dorión.

Comenzó a ocuparse más de Pablo. Quiso ganarse su corazón y se mostró insistente, directo, brusco. Pero era demasiado tarde. Las palabras que unas semanas antes lo habrían hecho feliz lo dejaban ahora frío. Josef tampoco era capaz de ocultar en ocasiones su desdén por sus modos grecorromanos. El muro que los separaba parecía infranqueable.

Un día, estando Pablo en su casa, entró Justo en la habitación; pensó que encontraría a Josef solo. Miró al muchacho, pero sin curiosidad. Eso agradó a Pablo. Desde aquellos juicios, la mayoría de las personas lo miraban insolentes a la cara al reconocerlo. Pero Justo se sentó, delgado y estricto, y no reparó en él, sino que conversó tranquilamente con su padre, contradiciéndolo en varias ocasiones, relajado y, al parecer, muy seguro de sí. Aquel hombre extraño con sus férreas opiniones impresionó a Pablo, y se quedó de piedra al colegir de su conversación que Justo era judío. Y, cuando averiguó que incluso lo habían colgado de la cruz y lo habían bajado con vida, dejó a un lado su estoica circunspección. Con infantil insistencia le preguntó por su vida y escuchó su relato boquiabierto.

Sí, aquel judío Justo, con su exquisito griego, aquel aventurero que no hacía alarde de sus proezas, sino que ironizaba secamente sobre ellas, conquistó el corazón del muchacho desde su primer encuentro. Le costaba apartar la mirada de su enjuto rostro y su manga vacía, y, cuando por fin se marchó, más tarde de lo que era su costumbre, quiso saber si volvería a verlo en su próxima visita a la casa del padre.

Josef se sorprendió al descubrir que su hijo se abría de ese modo ante aquel extraño. Le alegraba que un judío lo impresionara tanto, pero le reconcomía que ese judío fuese precisamente Justo. Cuando Pablo le preguntó con insistencia quién y qué era aquel Justo, estuvo tentado de contarle cosas desagradables sobre él. Pero se dominó y le dijo, de acuerdo con su propia convicción, que aquel hombre era el más insigne escritor vivo. Lo molestó ligeramente que Pablo lo aceptase sin rechistar y que no mencionase su busto del Templo de la Paz.

Con sentimientos encontrados veía cómo su hijo hacía lo imposible por ganarse al manco. Así como con él se había mostrado reservado, ahora gustaba de charlar con Justo. Era evidente que el judío Justo había reemplazado a la romana Tullia en su afecto y en su fantasía. A Josef le pareció bien, y, sin embargo, lo irritó. Lo que más lo molestaba era que Justo se regodease con el impulsivo afecto que le brindaba Pablo. Sabía muy bien lo que ocurría: que el chico trataba de ganárselo, mientras Justo lo rechazaba en lugar de animarlo; a pesar de todo, empezó a creer que Justo, su secreto rival, quería arrebatarle a su hijo. Decidió espiarlos para averiguar si Justo ponía al chico en su contra, y aunque aquél jamás pronunció una sola palabra negativa sobre él eso no lo consoló. ¿No cabía pensar que el muchacho, siendo como era perspicaz, descubriría cuál era su opinión, aunque el otro no la expresase abiertamente? ¿Era posible que el que venerase a Justo admirase también a Josef?

En una ocasión, mientras conversaban sobre Pablo, lo interrumpió bruscamente y con malicia.

—¿Os agrada mi Pablo? —preguntó.

—Sí, no me desagrada —replicó Justo inocente.

—Lo encuentras muy distinto a mí, ¿no es cierto? —insistió Josef. Justo se encogió de hombros y replicó burlón:

—«No seáis como vuestros padres», se dice en la Escritura.

—Una frase que no puede irritar al que no tiene hijos —opinó Josef.

—No creo —meditó Justo— que me irritase que un hijo mío no siguiese mis pasos. Las generaciones de hoy —prosiguió, generalizando— tienen pocos motivos para imitar a sus padres. Éstos han librado esa estúpida guerra y han sido justamente derrotados. Y, siendo así, ¿puedes exigir que tu hijo apoye a su padre judío y no se incline más por su parte griega? Hiciste bien —añadió con cierta calidez— en dejarle elegir y no tratar de retenerle por la fuerza.

Josef calló por unos minutos. Después, en tono quedo y amargo, dijo:

—Ojalá no hubiera sido tan débil entonces.

Justo lo miró perplejo.

—Por favor, medita —replicó con inusual suavidad—, ¿qué aprende hoy un hijo judío de su padre, excepto a creer lo contrario de lo que éste cree? Los padres se han rebelado contra Roma. Los hijos ya no creen en la acción. Desconfían de los hechos, se inclinan más por los mineos y su doctrina del no-hacer y de la renuncia.

—Aún recuerdo una noche —se mofó Josef—, y una conversación junto a un aljibe, cuando un tal Justo dedicó acres palabras al no-hacer y a la renuncia.

—¿Acaso dije algo —le replicó Justo exaltado— que diese la razón a los partidarios del no-hacer y de la renuncia? Nada más lejos de mí, y lo mismo pienso hoy. No defiendo a los hijos. Están hechos de la misma pasta que los viejos. Los padres no confiaron en su propia fuerza, se creían débiles individualmente: por eso se fabricaron unas muletas, inventaron esa teoría de la nación, creyeron que la fuerza y la grandeza de la nación fortalecería al individuo. Los hijos en cambio se hicieron otras muletas para su debilidad, se figuraron que había un Mesías que podría ayudarles, uno que murió por ellos en la cruz. Fe en la nación, fe en el Mesías: ambas, necedades fruto de la propia debilidad.

—Ésas son inteligentes abstracciones —repuso Josef burlón— que me consolaron mientras no tuve un hijo a mi lado. Pero ahora lo tengo, y es griego, no judío, y vuestras generalidades no me sirven de nada.

Y concluyó con amargura:

—Sois un gran escritor, Justo de Tiberíades, mucho más grande que yo. Tal vez podáis ayudarme mejorando mi griego, o incluso mi pensamiento: pero con mi ser y mi vida, con mis circunstancias, he de apañármelas yo solo.

Que Josef le dedicase tan amargas palabras a Justo no se debía tan sólo a su relación con Pablo. Más bien revelaban su disgusto por la impotencia que sentía frente a su nuevo libro. La presencia de Justo había dejado muy pronto de constituir para él un acicate; ahora volvía a ser un reproche, como antaño. La acometiese por donde fuera, su *Historia universal* no cuajaba, sus frases carecían de inspiración, como él mismo, y no tardó en sentirse paralizado.

Justo, por el contrario, afirmaba que su último viaje por el mundo, su paso por Judea y Roma, lo había curado de muchos resentimientos, reforzando su orgullo individualista y su fe en la misión del escritor. Le había demostrado una vez más cuánto debía el hombre a las oscilaciones de datos y cifras, de esas circunstancias políticas y económicas que habían dado en llamar destino, pero que arrojaban una imagen muy distinta de la vida una vez que el individuo acogía en su ser tales cifras y datos, fertilizándolas con su jugo. De modo que ahora trabajaba en aquella imagen justa de la vida, y era evidente que lo hacía con placer y con éxito.

Josef lo había percibido, y la envidia lo corroía. Ansioso, rogó al amigo-enemigo que le mostrase lo que había escrito desde su llegada a Roma. Justo vaciló, pero acabó entregándole su manuscrito. En esa semana había escrito las cincuenta páginas sobre el asedio de Jerusalén que más tarde los críticos considerarían la mejor prosa del siglo.

Josef las leyó. Con cuánta claridad se relataba en ellas lo que había ocurrido tras los muros de Jerusalén y fuera, los motivos aducidos por los judíos y los romanos, y los auténticos: aquella maraña de intereses económicos, sociales, religiosos y militares, de fe y superstición, de política y ansia de Dios, de arrogancia, amor y odio de cada individuo. Lo que Josef había insinuado vagamente en trescientas páginas se exponía allí con claridad y agudeza en no más de cincuenta. Josef leía, y le agradaba que alguien hubiera podido escribir aquello, pero le roía el alma que fuese el otro quien lo hubiera escrito.

Devolvió a Justo el manuscrito.

—Es lo mejor que habéis escrito nunca, Justo. Es lo mejor que se ha hecho en nuestra época. Ahora ya se ha dicho todo sobre la guerra.

Lo dijo con la voz ronca, pero logró pronunciar aquella verdad.

Al quedarse a solas lo sopesó todo. Se había debatido con la vida y con la realidad. No sólo era escritor, había sido político y soldado. Los amos del mundo lo respetaban, las más bellas mujeres de la ciudad lo amaban. Había escrito su gran obra, y su busto se erguía en el Templo de la Paz. Pero todo lo que había tratado en vano de expresar en su azarosa vida y con aquel grueso libro lo decía Justo en apenas cincuenta páginas. Y Pablo, por el que tanto había luchado a costa de su sosiego, se entregaba voluntariamente al judío.

Sintió un terrible vacío. Tras leer aquellas páginas le pareció que no tenía sentido seguir trabajando.

Escribió a Mara. Le rogó, la conminó a acudir pronto. Su presencia, creía, le daría ánimos a él e impulso a su obra. Pero sabía que Mara no cedería y que no abandonaría su propiedad del «Pozo de Yalta» hasta haber concluido su tarea.

Transcurrieron el invierno y la primavera, y Dorión no había tenido ocasión de ver a Josef.

Llegó el día en que se enteró de su proyecto de llamar junto a sí a Mara, de hacerla ciudadana romana, de desposarla.

Fue Marullo quien se lo contó. Logró dominarse, hablar sonriente de banalidades mientras Marullo permaneció a su lado. Y después, al quedarse sola, sintió todo el peso de la noticia, su respiración se aceleró, la cabeza le dolía terriblemente, y durante horas permaneció tumbada en un diván con la cara demudada.

Que Mara llegase a convertirse en romana gracias a Josef mientras ella seguía sin serlo se le antojó una ofensa inaudita. Olvidó que ella misma se había negado en su día a legalizar su matrimonio con Josef, y que ahora le bastaría con decirle una palabra a Annius. Pero no quería serlo gracias a él, quería ser romana por mediación de Josef. Pero ¿qué quedaba entre ellos desde que le devolviera el muchacho? Bien, ella había esperado que él diera el primer paso, y él creyó haber hecho bastante renunciando a su hijo. Su punto de vista era correcto, pero los argumentos de él no carecían de razón. Todo había sido un malentendido. Sería ridículo que ella, Dorión, no fuese capaz de hacerle olvidar a aquella campesina judía.

Pero cuando, dos horas más tarde, recibió a Annius, había olvidado su propósito de recuperar a Josef y no sentía más que rabia. Y se puso a denigrarlo ante la sorpresa de Annius. No hablaba en voz alta como Annius, hablaba quedo y con ligereza, pero se burló de Josef más duramente de lo que pudiera hacerlo Annius. Conocía muy bien la personalidad y la vida de Josef, y de aquel íntimo conocimiento rescató todos esos pequeños rasgos y episodios que le parecieron adecuados para presentarlo como un ser ridículo y repelente, y los expuso ante Annius. Éste se rió, se rió cada vez más, se rió estrepitosamente. Pero poco a poco sintió repugnancia por aquel odio incontenible que desplegaba ante él, por muy elegante que fuera su discurso.

—Por favor, no dejes que esto llegue a oídos de Pablo —fue lo único que replicó tras el estallido de Dorión.

Estallido que acabó por cierto con su ira; ya no pensaba más que en recuperar a Josef. Antes de la siguiente visita de Pablo le encargó, con un tono un tanto forzado, que lo invitase a ver la casa de Albano, que ya estaba concluida.

Dos días después, Josef se dirigió a Albano. No era capaz de apreciar el bello paisaje ondulado casi primaveral, ni aquellas suaves colinas, el hermoso lago, el deslumbrante mar, ni aquellas villas que, pendiente arriba, bordeaban su orilla. Llegó sin ningún propósito concreto, sin querer nada de Dorión, pero no se sentía seguro, no sabía qué efecto ejercerían ahora sus palabras sobre él, y se sentía excitado y lleno de inquietud.

Esta vez ella lo recibió a la entrada de la casa. La alegría de verlo de nuevo iluminó su rostro. Le tendió ambas manos, lo acompañó a la casa, se mostró como en sus mejores tiempos, infantil y aguda. Con amable atención lo escrutó buscando el cambio más nimio, le dijo mil y una maldades, trató de ganárselo desplegando todos sus recursos. Incluso arrojó de la estancia a su gato Cronos cuando percibió que su presencia lo molestaba.

A Josef le agradó mucho, se deleitó con todos sus encantos. Pero eso fue todo. Se había sometido a esa última prueba temeroso, pero pronto constató con alegría que la había superado. Estaba curado, y para siempre, de aquella pasión que en tantas ocasiones le hizo humillarse obligándolo a hacer cosas en contra de su voluntad y su determinación. Podía mantener una amistad con esa mujer, si ella quería, pero jamás volvería a poner en peligro su vida o su obra por su causa. Se sintió seguro y disfrutó relajado de su triunfo.

Incluso fue capaz de enfrentarse a Fineas sin alterarse. Fineas había contado con que Josef le recriminase su pasado común. Pero Josef no lo hizo, no se permitió la menor expresión facilona de triunfo, incluso bromeó en tono bonachón sobre lo que un día fue una lucha a vida o muerte. La tranquilidad de Josef irritó a Fineas y lo puso nervioso, su superioridad se disipó, y su gran cabeza palideció aún más y se tensó. A Dorión, la serenidad que Josef mostraba en todas sus palabras y en su comportamiento la hirió más de lo que podría haberla herido cualquier reproche.

Cuando Pablo y Fineas se alejaron hizo un último intento. Refirió a Josef lo mucho que insistía Annius en que se casasen; pero él, Josef, tenía razón: Annius era un tipo ruidoso y a menudo la sacaba de quicio, le faltaban muchas cosas que ella apreciaba: el oído interior. Traicionó a su soldado confiando en que Josef le propondría al instante despedirlo y vivir de nuevo con él.

Pero Josef no propuso nada similar. Más bien se mostró preocupado por el futuro de Dorión y opinó que Annius, siendo íntimo amigo del príncipe, sin duda obtendría la comandancia del ejército, y Dorión debía pensarse dos veces si estaba dispuesta a renunciar a semejante oportunidad por tales nimiedades.

Dorión estaba pálida de ira, al marchar Josef; su corazón parecía a punto de estallar. Sacó de nuevo la estatuilla del circuncidado que había retirado antes de que llegara y cuando Annius le pidió que fijase la

fecha de la boda no tuvo ningún reparo en hacerlo.

Los asuntos de Josef no iban mal a comienzos de aquella primavera. No tenía problemas de salud, Claudio Regino se mostraba generoso, de modo que pudo pagar las deudas que le impusiera la separación de Dorión; nadie ponía en duda sus méritos literarios desde que se erigiera su busto, y los judíos ya no lo perseguían desde que se enteraron de la estima que le profesaba el Doctor Supremo. A pesar de todo, aquel sentimiento de felicidad que lo embargara a su regreso a Roma había desaparecido. Sufría por su incapacidad para trabajar, y el tiempo, que durante toda su vida le había parecido escaso, se le figuraba ahora eterno.

Pasaba muchas horas en el taller de Alexas. El vidriero y sus colaboradores le enseñaron los menores detalles de su arte, le mostraron cómo cortar figuritas de la masa de cristal endurecida, cómo colorear la masa de vidrio con un método astuto y complejo, cómo formar con aquel material quebradizo y extremadamente frágil hilos finísimos en los que engarzar placas de oro. Pero no eran esos refinamientos lo que atraía a Josef, que era capaz de permanecer en cuclillas durante horas mirando el horno del que surgía un nuevo material de la arena y la sosa, el cristal; una leve alteración de la dosis hacía que la frita fuese noble o basta, y ni el más ducho podía prever el resultado con absoluta certeza. A menudo Josef se pasaba horas observando la fabricación de los más sencillos objetos. Le fascinaba cómo los trabajadores creaban aquellas simples formas, recipientes diminutos o grandes, estrechos o abombados, soplando la masa ardiente con sus largas cañas contra la plancha de hierro hasta que adoptaba la forma deseada. Una y otra vez se asombraba de que bastase con una gota de agua para separar lo soplado de la caña. Contemplaba cómo dos empleados, cada uno con su caña, soplaban al tiempo para crear una forma, uno el cuello del recipiente, el otro la base, y le asombraba ver cómo debían mezclarse en cada caso particular arte y suerte para crear hasta lo más simple. Pues al más experimentado podía ocurrirle que, por alguna razón impredecible, apareciese en la masa ardiente un agujero, un abombamiento que restaba todo valor a lo soplado o que incluso podía hacerlo estallar antes de su conclusión, con peligro de la vida del artesano.

Alexas había notado tiempo atrás que Josef ya no era aquel hombre al que no hacía falta desear suerte. A menudo lo miraba, se ponía en cuclillas a su lado un rato, obeso, sombrío y silencioso, y le entristecía que también él, el único hombre feliz que conociera, pareciese ahora tan desdichado.

Josef, en cambio, seguía allí observando cómo se formaban las figuras de vidrio: cómo a veces se lograba la forma soñada, y a veces no, un juego taimado, traicionero, que dependía del arte de cada cual, pero no sólo de aquél, verdadera imagen de la vida. Pues, ¿qué vida no estaba mezclada de su propia esencia y de otra cosa, inescrutable, ya se la llamase circunstancias económicas, o destino, o incluso Yahvé? Y, ¿quién estaba libre de aquella mezcla, al igual que el material con el que se soplaban todas esas formas, de muchos componentes azarosos inseparablemente urdidos y, a pesar de ello, de tal modo que un día cada uno de esos componentes llegaba a surtir efecto? ¿No estaba él, Josef, hecho de lo más alto y lo más bajo, de vulgar ansia de fama y placer y de puro amor por lo bello y lo bueno, de barro y fango y del aliento de Dios y su doctrina, de la historia de sus padres y de sus propios vicios, de un pedazo de Moisés y otro de Coré, de un pedazo de Cohelet y, sí, otro de Pedán? Y mientras las llamas se entrelazaban cambiantes y multicolores arrojando sombras grotescas Josef pensó en las numerosas imágenes que componían su vida, en la aridez de Jerusalén, en su busto del Templo de la Paz, en su amigo Justo, en su hijo Pablo, en la obra que se le había encomendado y que probablemente no llegaría a concluir.

Respiró aliviado cuando Justo abandonó Roma y regresó a Alejandría para terminar allí su libro.

El barco que se llevó a Justo había traído la respuesta de Mara. Le comunicaba que le había dado un hijo, una niña, y que su nombre era Yalta. Volvería con ella a Roma, seguramente no antes del final del otoño, en uno de los últimos barcos.

En aquel tiempo Josef escribió el *Salmo de los sopladores de vidrio.*

Como la masa fea y deforme
en la caña del vidriero
somos nosotros, y ninguno de nosotros sabe
qué será de él.
El aliento del vidriero nos hace de pronto
pequeños, agradables, vistosos cual
muñecas, o desagradables
después, de nuevo algo grande, abombado, útil,

o bien basto, informe.

Así nos forma nuestro destino,
el mundo de datos y cifras en torno nuestro.

Pero no siempre el vidriero
logra la forma deseada. A menudo
la masa se hincha hasta reventar
abrasándole el rostro.

Así también tiene sus límites
el mundo de datos y cifras.
Más allá de él está
lo inconmensurable, la razón más alta,
y su nombre es: Yahvé.

Excelsa visión es cuando, de pronto,
surge de arena y feos materiales,
anhelado y, sin embargo, no previsto
con certeza, relampagueante,
el gran fulgor multicolor,
para alegría del maestro
y de quien lo contempla.
Pero ¿qué fue antes
el gran resplandor?
Un granito de arena, nada más, una parte
minúscula de masa roma y deslucida.

Por eso no debe envanecerse
el resplandor, sino ser consciente
de su origen: que antes no fue
más que un grano de arena
del que nadie podría adivinar el brillo
que después emanaría de él, y nadie la gracia
que en él resplandece.

Y, por ello, tampoco ha de estar sin fe
ningún grano de arena.
Pues tal vez esté llamado
a que un día la grandeza
reverbere en él.

Y luego, no ha de jactarse
el maestro. Sopla y sopla en la materia
con su pipa.
Pero no está en su mano
que la forma cuaje.
A éste lo arruinan, sin saber cómo,
huecos y pompas su cristal,
e inútil es su afán.
Pero al otro le sonríe de pronto,
sin que sepa cómo, la gracia,
y se abomba, bella, como deseaba, la bola,
su cristal es noble e irradia luz.

Hacia finales de agosto Josef se había retirado unos días a Campania; huyendo del agobiante calor de la ciudad le comunicaron que las obras de la sinagoga de Josef estaban tan avanzadas que ya podían depositar

en ella los rollos de la Torá rescatados de Jerusalén.

Josef regresó a Roma. Junto con el doctor Licino visitó la casa de oración. El alto cubo blanco se ajustaba a los edificios en derredor y, sin embargo, presentaba un aspecto extraño, pues mientras que las viviendas en torno suyo se agolpaban, ya que los terrenos de aquel lugar eran caros, el esqueleto de la sinagoga se erguía altivo y solo en medio de un espacio vacío, sobresaliendo oblicuo de la hilera de casas. La habían construido de modo que los oradores volvieran su rostro hacia Oriente, hacia Jerusalén.

El arquitecto Zenón conducía a los visitantes. La bóveda subterránea en cuyo muro oriental se encontraba el gran relicario destinado a los setenta rollos era fría, iluminada por muchas rendijas; el lugar era apacible y, sin embargo, grávido de misterio.

Tres días más tarde, en festivo cortejo, Josef y los más insignes judíos romanos llevaron los rollos de la Torá hasta el lugar donde serían custodiados a partir de entonces. Los rollos estaban envueltos en valiosas telas bordadas, adornados con coronas doradas, pero debajo de éstas estaban rasgados, manchados de sangre, pisoteados por las botas de los soldados que saquearon las casas de oración de la Jerusalén incendiada. Josef recordó cómo los había rescatado de la sinagoga de los peregrinos de Alejandría. Rememoró cómo había recorrido la ciudad con su escribanía de oro al cinto y un rollo en cada brazo, seguido por los judíos flagelados, tambaleantes, a los que había encomendado los rollos de la Escritura salvándolos de las cruces en los que los habían condenado a morir. Veía y oía en su interior a los soldados mofarse de tan extraña comitiva. Nadie se burlaba ahora del cortejo de los dignos señores que llevaban los rollos a la casa construida por él; antes bien, funcionarios imperiales precedían y cerraban el cortejo, los soldados de la guardia imperial con sus uniformes de gala los escoltaban, y los transeúntes con los que se cruzaban los saludaban con una reverencia venerando al Dios foráneo. A pesar de ello, Josef sintió una desazonadora sensación de desamparo, y se alegró cuando los rollos estuvieron a salvo en la fresca sala en penumbra donde se guardarían a partir de ese día.

Tras despedir a los demás, Josef se quedó solo en la cueva con los rollos. Se sentó delante del relicario, grande y sencillo, ante la cortina blanca con sus pálidas letras doradas bordadas que recordaba vagamente los cortinajes del Templo de Jerusalén. Sabía que uno de los pergaminos mancillados tenía dos agujeros en forma de pie: un soldado había recortado en ellos unas suelas para sus botas, por lo que faltaba el lugar donde se decía: «No oprimáis al extranjero en vuestro país y no os mostréis duro con él, pues extranjeros habéis sido en la tierra de Egipto».

Josef se sintió de pronto emparentado con aquellos rollos. Allí, en aquel cofre, estaban reunidos sus padres y antepasados, y todos ellos habían vivido únicamente para desembocar en él. El sentido y la culminación de sus vidas era ser custodiados en aquel cofre.

Los reyes de los egipcios creían que podrían vencer a la muerte encerrando sus cuerpos embalsamados en enormes montañas triangulares. No, esos muertos no habían dado con la fórmula: nosotros sí. Con un par de letras, por medio de la magia de la palabra, vencemos a la muerte. En esos pequeños rollos hemos encerrado la vida de Judea de forma que perviva para siempre. Podrán ser destruidos el Reino de Israel, el Reino de Judea, el segundo Reino de Judea, el Templo: pero el espíritu de los rollos es indestructible.

Y, así, conversó con los rollos del cofre. El recorte de aquel rollo manchado de sangre se convirtió en una gran boca aulladora que le hablaba. Todos los rollos abrieron sus bocas y le hablaron. La bóveda en penumbra a su alrededor se llenó de figuras, creció, se ensanchó, hasta que perdió de vista sus muros. Israel lo rodeaba, amplio como la arena del mar, infinito en el espacio, infinito en el tiempo.

Lo que Claudio Regino le había dicho en una ocasión sobre las historias y situaciones de la Biblia, que él mismo había vivido en su carne y en su espíritu, dejó de ser una frase y se hizo realidad. Conversó con los seres invisibles que llenaban la estancia, con sus padres, tíos y primos muertos hacía tiempo. Se dejó adoctrinar por ellos. Disputó con ellos. Amenazó, entre bromas, a aquellos que se habían excedido en el amor por su pueblo, a Pinhas, Esdras y Nehemías. Habló, y dio sabias razones meneando la cabeza, con el sabio Mardoqueo sobre el sentido y el sinsentido del nacionalismo. Hacía tiempo que sabía que la grandeza y la historia de una nación sólo pueden incrementarse gracias a la fuerza de los que son fuertes por naturaleza, y que aquélla no ayuda al débil. Si éste quiere apoyarse en la nación, la nación no será más que un vehículo falso, y el falso orgullo por su fuerza le impedirá reconocer su propia debilidad. Que ningún débil confíe en poder salvarse aferrándose a otro. Cada cual ha de pagar sus faltas, cada uno responder de sí, la fuerza sólo fortalece al fuerte, al débil lo arrastra al abismo. El sabio Mardoqueo asintió conforme con su cabeza ligeramente temblorosa: opinaba que siempre había dicho que no debían haber asesinado a tantos enemigos de los judíos tras la caída de Amán, y que, por lo demás, y entre nosotros, no eran tantos como afirmaba el compilador del libro de Ester. Y, al fondo, a punto de desvanecerse, la imponente figura de Isaías asentía.

Josef escuchaba, preguntaba, inquiría y replicaba, muy excitado. No, nadie podía escribir mejor la historia del judaísmo que él, que encarnaba sus virtudes y sus lacras. Su corazón patriota se alineaba con los judíos, su cabeza, cosmopolita, se elevaba sobre ellos, y nadie era capaz de reconocer como él los límites donde el amor por la patria bordeaba el sinsentido.

Se levantó, se acercó al relicario, se llevó los dedos a la boca, tocó la blanca cortina con sus pálidas letras doradas inclinándose en una profunda reverencia. Y, mientras permanecía así, pesaba sobre él la carga de su misión al tiempo que sentía un incontenible deseo de emprender la tarea y una inmensa confianza en sus fuerzas.

Alado, pletórico de visiones, abandonó la estancia que guardaba los rollos de la Torá para adentrarse en el camino que ya vislumbraba ante sí hasta en sus más nimios recodos.

Los dedos regordetes de Claudio Regino revolvían papeles, buscaban tablas, comentándolos con su aguda voz. El asunto que explicaba al príncipe Domiciano era complejo. Una vez más, se trataba de los terrenos sobrantes de la adjudicación de suelo a las colonias militares, que los funcionarios encargados del reparto, e incluso ciertos particulares, se habían apropiado sin título alguno. Durante décadas el Gobierno había tolerado dicha costumbre. No obstante, Vespasiano se había aprestado a confiscar aquellas ilícitas propiedades, haciéndose con terrenos por un valor de doscientos sesenta millones. Determinó como fecha límite de las investigaciones el 9 de junio del 821 de la fundación de la ciudad, fecha del fallecimiento del emperador Nerón. Pero ya sus ministros habían comentado el proyecto de establecer una fecha anterior, posiblemente el 13 de octubre del año 807, día de la muerte del emperador Claudio. Las ganancias que se obtendrían de las confiscaciones serían considerables. El único reparo era si la nueva dinastía no se granjearía demasiados enemigos políticos mediante tales expropiaciones. Regino proponía ahora prorrogar el plazo, que alcanzaría hasta el 24 de enero del 794, día de la muerte del emperador Cayo. Por medio de numerosas tablas compuestas con esmero y astucia pretendía demostrarle a Domiciano que el daño político no sería excesivo en comparación con los beneficios económicos que obtendría de la operación.

Domiciano lo escuchaba con el abultado labio superior crispado sobre el inferior, lo que confería a su rostro cierto aire de expectación. No le agradaba Claudio Regino, pero no cabía duda de que no había experto más aventajado en asuntos financieros. Diez minutos después Domiciano decidió seguir su consejo también en aquel asunto.

Tras haber tomado esa resolución atendió sólo a medias su informe, y dejó que vagaran sus pensamientos. Resulta desagradable tener que perder tanto tiempo con tipos como este Regino. Pero son necesarios para gobernar, su padre sabía muy bien por qué trataba con ese medio judío, y él, Domiciano, tiene razones para urdir un plan preciso para cuando sea emperador. Los informes sobre el estado de su hermano que le llegan por medio de Marullo demuestran que es hora de prepararse.

Sonríe cuando piensa en que hace sólo seis meses concibió un cuidadoso plan para escapar de la capital en la que la inquina de Tito lo mantenía encerrado, y huir a Galia o a Germania, donde se haría proclamar emperador por los destacamentos allí establecidos. Ahora puede olvidarse definitivamente de tan fantástico plan, su acceso al trono está garantizado. Resulta sorprendente, por lo demás, que desde que tiene esa certeza se tome muy en serio detalles que antes lo aburrían. Con la creciente confianza en su ascenso al trono surge en él el placer de organizar heredado del padre y, cuando Annius Bassus le refiere los problemas militares, Marullo los políticos, o incluso cuando ese repelente Regino le informa sobre los asuntos financieros, se excita discutiendo cada detalle de sus complicadas exposiciones.

Para meditar con lógica necesita tranquilidad y recogimiento. A menudo se encierra durante horas; sabe que sus enemigos afirman que no hace sino cazar moscas. Que hablen. No le importa que hagan circular los rumores más atrevidos sobre su afán de poder, sobre su falta de escrúpulos y su inmoralidad. Sabe que entre la aristocracia republicana circula una carta en la que él, que entonces contaba quince años y al que su padre escatimaba el dinero, le ofrecía al senador Palfurius Sura pasar una noche con él pidiéndole a cambio tan sólo quinientos sestercios, una suma vergonzosamente baja. Palfurius Sura es un idiota por haber dejado que le roben el escrito, pero aún más idiotas son las gentes que se regocijan leyéndolo. Da igual que la carta sea auténtica o falsa: cada día que pasa es más falsa, y aún más cuanto más se debilita el aliento de Tito, y no falta mucho para que lo sea definitivamente.

Recaudaríamos ciento cuarenta y tres millones, le explica Claudio Regino, si estableciéramos como fecha límite el 24 de enero del 794. Sin duda Tito renunciaría a dicha suma en aras de su popularidad. Pero él no tiene la menor intención de hacerlo. Ciento cuarenta y tres millones es mucho dinero. Mientras se vio obligado a pedirle dinero a su padre y a su hermano tales cifras lo habían dejado indiferente. Pero, siendo él

el único beneficiario, la cosa cambia. Una vez en el poder necesitará mucho dinero. Construirá a lo grande. Para Lucía. Lucía es la única persona cuya opinión le importa. Cierto que no se deja comprar. Ni siquiera su risa puede comprarse. Se ríe cuando le viene en gana.

—El círculo de las personas afectadas —le explica Regino— no es tan grande como podría pensarse. Están por ejemplo…

Domiciano trata de alejar de su mente al bailarín Paris y a los cinco o seis hombres de los que Roma sospecha que se acuestan con Lucía. Pero no lo logra del todo. Ese Paris no es tan formidable, piensa. Y es que pocos saben distinguir lo bueno de lo malo. También sobrevaloran al judío Josefo. Su libro no está mal, tal vez sea incluso bueno, pero es una locura lo que ha desencadenado. No me agrada. Me resulta aún más antipático que Regino. Esos orientales son unos falsos. No hay quien los entienda, tienen algo de escurridizo, y ese Josefo es aún más peligroso que la judía que destrozó la vida de Tito.

Se yergue; se sienta muy recto, con los brazos detrás de la espalda. Sí, piensa, Tito está acabado. Será una bendición que se convierta pronto en dios. No deben dilatar ese proceso. Marullo debe hablar de nuevo con Valens.

—Con las nuevas mediciones topográficas —decía Regino en ese momento— de las provincias de Egipto y Siria deberíamos establecer nuevos impuestos agrarios; ya es hora de hacerlo.

Ya es hora, pensó Domiciano, de hacer cuentas con Tito. Si no, sería capaz de escabullirse entre los dioses sin que liquidáramos nuestras deudas. Seguramente no habría aguantado más de cinco años de no intervenir yo; pero que deba morir cinco años antes por mi culpa es un buen golpe. Sólo que no sabe que es culpa mía, y no debe saberlo. Si no, es capaz de devolvérmelo. No, lo de Julia fue realmente la única solución. Rechazar primero la boda con ella y tomarla de todos modos fue una buena idea, y sin duda lo habrá afectado. Sobre todo porque ella no quería, y, si yo no hubiese sido tan terco y fuerte, no lo habría logrado. Y eso que es hermosa, blanca, carnosa, agradable. Daría un par de millones por saber qué piensa de ello mi señor hermano. Si no lo hubiera notado no le habría dado a ese insulso Sabino por esposo. Y que calle con tanta obstinación sólo demuestra cuánto le duele la historia.

Que los romanos pensasen que el asunto de Tito con Lucía debía dolerle a él mucho más no quería saberlo, y no lo sabía.

«Aún tendré que escuchar muchas cosas sobre el excelente gobernante que fue, y sobre mis propias virtudes. Incluso ese Josefo me ha alabado un par de veces, por si acaso, en su libro. Naturalmente, no es más que palabrería y adulación. Es un lameculos ese Josefo, y me parece indigno ocuparse siquiera de lo que pueda escribir un judío sobre uno. Pero no me desagrada que me haya puesto bien en su libro. Cuando Tito sea por fin dios no quedará de él más que ese grueso arco de triunfo, un poco raído ya, y lo que el judío haya escrito de él. En realidad, podría hacerle un arco un poco más decente cuando sea dios. Y a un tipo como ese judío no hay que irritarlo, no sea que escriba algo feo sobre mí. Pero no me gusta. No entiendo qué ve en él Lucía.

»Ella ama los libros. Las memorias de su padre están bien, un poco escuetas, pero muy claras. Creo que, en general, la prosa de nuestra época es mejor que sus versos. Con mis propios versos tampoco hay mucho que hacer. Mi epopeya en verso sobre la historia del Capitolio es una fruslería de adolescente. Pero mi prosa no está mal. En cualquier caso, disfruté de lo lindo escribiendo mi ensayo *Elogio de las calvas.* Y sin duda es preferible que yo mismo me ría de lo finos que son mis cabellos a que lo hagan otros.

»Pero me alegra no tener que escribir más versos. El que no sea capaz de actuar puede refugiarse en los versos. La literatura siempre es un buen pasatiempo para aquel que la escribe, y a veces también para el que la lee. Cuando llegue el momento la fomentaré. Eso no cuesta mucho. Un certamen literario, aunque sea de primera, no cuesta ni la centésima parte de lo que cuesta una buena carrera de carros. Naturalmente, tampoco da tanta popularidad. Pero sí mayores honores. Si de los ciento cincuenta millones que me procurarán esos terrenos dedico tan sólo el tres por ciento a certámenes literarios y premios me cubriré de gloria, y las protestas sobre las expropiaciones ni me tocarán.

»Bajo el emperador Domiciano, queridos, los concursos literarios serán muy distintos de lo que son ahora. Lograré que se afanen tanto con ellos como con las carreras de carros. Sólo que, ¿a quién podríamos nombrar hoy jurado? Chusma. Gentuza. No distinguen lo bueno de lo malo. Basta un gesto para hacerles ver negro lo que un instante antes era dorado. No merece la pena ser su emperador. Con estas cifras del repelente Regino al menos sé a qué atenerme. Podría pensarse que la literatura, la poesía, están más allá de su inmundicia. Pero en cuanto ponen la mano en la laureola la ensucian como si se tratara de dinero.

»El viejo sabía bromear. Pero las mejores bromas, las más refinadas y sutiles, no supo gastarlas. Es una generación de mierda. Hay que machacar a estos tipos, humillarlos hasta que se encojan; entonces quizá nos sea dado sentir que somos grandes».

Regino llevaba ya un rato callado. Domiciano se espabiló.

—Os agradezco vuestro informe —dijo—, querido Regino. Seguiré vuestro consejo cuando llegue el momento.

Regino se alejó satisfecho. Domiciano era un miserable, su alma estaba corrompida. Pero había heredado el talento organizador de su padre y la contabilidad no se le daba mal. Claudio Regino se animó al vislumbrar la posibilidad de poner de nuevo en práctica aquel deportivo interés suyo por la regulación de las finanzas del Imperio.

Al declinar el verano, cuando el calor remitió, Tito revivió de pronto. El dos de septiembre se anunció que el emperador, que llevaba ya algún tiempo sin mostrarse en público, acudiría el cuatro al Anfiteatro para inaugurar los Grandes Juegos.

Roma se alegró. Los rumores sobre la enfermedad de Tito habían inquietado a la ciudad. Domiciano era impopular, el temor que suscitaba el infausto heredero incrementaba su amor por el emperador reinante. Además, había cierta desazón por las noticias que llegaban del falso Nerón, al que aún no habían logrado reducir. Cada semana surgían nuevas proclamas en las que el pretendiente —nieto de Augusto, descendiente de Julio César y de la diosa Venus, como se haría llamar— anunciaba que había escapado a las intrigas del alevoso senado y que surgiría en breve de Oriente con el rayo en la mano para aniquilar a los arribistas Flavios. Hacía casi un año que aquel Nerón tenía en vilo a las provincias asiáticas, aparentemente asistido por los poderosos vecinos de los romanos, los partos. Ya se hablaba de una nueva guerra parta, y estaba bien que el ballenato se mostrase de nuevo a su pueblo.

De modo que decenas de miles asistieron al festivo sacrificio con el que el emperador inauguraría los Juegos. Habían traído el toro blanco, el Sumo Sacerdote había elevado ya el cuchillo, y Tito se aprestaba a recoger la sangre en el platillo y verterla ante el altar cuando, poco antes de la mortal estocada, el toro se soltó y, con la cuerda rodeándole aún pata y testuz, se lanzó hacia la muchedumbre enardecida. Cundió el pánico, muchos dijeron después que habían oído un trueno bajo el cielo despejado. Tito hizo como si aquel mal augurio no lo asustase. Su fláccida y ancha cabeza de muchacho, que en los últimos días había tomado algo de color, palideció de nuevo, y los ojillos soñolientos y febriles casi desaparecieron bajo los párpados. Pero permaneció sereno y esperó hasta que dieron alcance al toro. Entonces se realizó el sacrificio. Después, como había anunciado, se dirigió con gran pompa hacia el Anfiteatro.

Allí permaneció apocado, sentado en el imponente sillón; le costaba un gran esfuerzo agradecer debidamente los gritos de las masas. La vista de la enorme construcción, los animados espectadores, los hombres y animales que morían en su honor y para su regocijo en la arena, no lo alegraban. Tenía la vaga sensación de que era la última vez que se sentaba allí y disfrutaba de la popularidad que tan cara había pagado. Lo asustaba que el sacrificio hubiera fracasado. Lo apesadumbraba no poder aniquilar el recuerdo de Nerón entre el pueblo, por mucho que él mismo y sus predecesores se hubieran esforzado tras la caída del emperador por destruir todos sus monumentos y borrar todas sus huellas visibles. Sólo con un gran esfuerzo logró aguantar las cuatro horas que debía permanecer según la costumbre en el Anfiteatro. Deseaba huir de Roma; en cuanto inaugurase los juegos marcharía a su propiedad de Cosa. Pensaba con agrado en la paz campestre de aquella primitiva hacienda que no había alterado, conservándola tal y como la recibiera de su padre y su abuelo. Respiró aliviado al ver que habían transcurrido las cuatro horas y se le permitía subir a su carruaje.

Pero en cuanto abandonó el término municipal de Roma lo asaltó un terrible malestar. Había deseado deponer la digna actitud que debió mantener durante aquellas cuatro horas. Pero ahora tampoco podía disfrutar de su debilidad. Los calambres lo atenazaban, temblaba bajo el efecto de una fiebre altísima. El médico Valens envió correos a Roma convocando a la hija del emperador, Julia, a Domiciano y a Lucía a su presencia.

El emperador Tito yacía en la vetusta mansión, en el nicho, en la ancha cama que no levantaba más de un par de palmos del suelo en la que falleciera su padre. Allí permaneció una semana entera y dos días más sin saber dónde se encontraba.

A veces conversaba con Nerón. No estaba seguro con cuál de ellos: si con el jovencito tímido y patoso, con el hombre bello y fascinante, o con el tipo prematuramente envejecido, obeso y malhumorado como una mujer ajada. Tito quería averiguar con qué Nerón hablaba, y por qué, y de qué. Pero era difícil, porque Nerón tenía una cabeza dorada como la de las estatuas colosales, y el fulgor de su cabeza parecía borrarlo todo. ¿Sería el auténtico Nerón? Él mismo había dado orden de sustituir la cabeza del coloso por la de su padre y, sin embargo, Nerón conservaba su propia cabeza. Eso era una insolencia inconcebible, y lo

asustaba. ¿Cómo demoler una cabeza tan imponente si es de oro y, además, el hombre a la que pertenece ya ha muerto? Se volvió hacia Británico, su amigo de la infancia, que había crecido con él. Afortunadamente, éste había cambiado poco en los muchos años que llevaba muerto. Pero tampoco él supo aconsejarlo, y aunque ahora eran dos, no lograban cortarle a Nerón la dorada cabeza. Por el contrario, éste abría la boca una y otra vez, diciendo: «Yo, Claudio Nerón, nieto de Augusto, surgiré de Oriente portando el rayo».

De pronto Tito supo por qué no caía la cabeza: era por el ojo de cristal. Pero si tenía un ojo de cristal no podía ser Nerón. Tito buscaba y buscaba y no lograba dar con el poseedor del ojo de cristal. Se trataba de la orden del día, eso estaba claro, y la orden del día era peligrosa. Cierto que Tito había pasado largo rato elaborando su texto, nadie podía acusarle de nada, pero, a pesar de todo, la orden seguía siendo ambigua, y el del ojo de cristal se percató de ello, olisqueó con la insolente nariz de grandes fosas y lanzó un guiño cómplice al emperador. «Si el enemigo intenta perturbar a los destacamentos de trabajadores» leyó, y ahora volvía a ser Nerón. El ojo de cristal entonaba perfectamente con la cabeza dorada, el hombre entero le pareció perverso, pero eminentemente aristocrático. Tonterías. No tenía una cabeza dorada, tenía una cara desnuda y sonrosada, y un aspecto vulgar. Naturalmente, no podía ser Nerón; pues los que parecían vulgares eran ellos mismos, los Flavios, mientras que Nerón siguió siendo, aun en sus últimos y más indignos devaneos, el aristócrata, el descendiente del gran Julio y de la diosa Venus.

Si el tipo interpreta mal la orden todo se torcerá, entonces dispararán, y el Capitolio, que tanto costó reedificar, volverá a ser destruido. Ha terminado de leer la orden, pronto se cuadrará. Tito debe anular la peligrosa orden, de inmediato, si aguarda un minuto más será demasiado tarde. Y quiere hacerlo, pero no puede, lo que le oprime el estómago. Y eso que la mujer ya sube los escalones del Templo. Es la Via Sacra, y es la sacerdotisa mayor de las vestales, y él, Tito, la acompaña, pues como emperador se le ha encomendado el cargo de Sumo Sacerdote. Se queda rezagado, debe ver cómo camina, pues no camina, avanza, «se pasea», para definir sus andares sólo cabe usar la expresión homérica. No debe retrasarse por más tiempo, ha de caminar a su lado, lo exige el protocolo. Y también debe arreglar lo de la orden; si no, dispararán. Seguramente dispararán cuando ella ascienda por las gradas del Capitolio, y entonces dispararán a su pierna. ¿Debe dejar que disparen o no? El deseo de ver la pierna de la vestal lo consume, debe verla, desde la planta del pie hasta el muslo, quiere acariciarla, apretarla, masajearla. Que disparen: regocijado, se apresta a ver cómo disparan a la pierna. ¿A qué esperan? Sí, claro: esperan a ése, al tipo sin nombre de la cabeza dorada y el ojo de cristal. Ése sigue leyendo su orden. Pero ahora se convierte —y pronto será demasiado tarde, entonces dispararán— en el capitán Pedán.

Tito suelta una carcajada, se ilumina. Pedán se llama. Claro. ¡Cómo no se le ha ocurrido antes! Cuarenta y tres años, y su memoria empieza a fallarle. Escribe el nombre en el aire: Pedán, el capitán Pedán de la quinta legión. Lo escribe varias veces para que no se le olvide. Pedán, de la quinta, portador de la corona gramínea.

Entre tanto, la mujer sigue avanzando. Ahora se ha levantado la larga túnica sacerdotal, como una bailarina, y él contempla su pierna desnuda hasta los muslos. La vista es agradable y extremadamente obscena. ¿Quién iba a pensar que la sacerdotisa mayor de las vestales tenía una pierna tan joven y bella de bailarina?

Ya han llegado al *sancta sanctorum* del Templo. Pero ¿dónde está la estatua de Júpiter? ¿Es que Júpiter Capitolino carece ya de forma? ¿Tienen razón los que dicen que no hay nada en el *sancta sanctorum*? Sería una lástima. Entonces no podrían celebrar sacrificios. Los sacrificios tampoco le salen bien. El toro blanco se escapa. Un mal augurio. Pero no deben ver que le importa. Siente un terrible malestar, pero debe seguir allí, erguido, mantener la disciplina y esperar.

Pero de pronto divisa algo en el *sancta sanctorum.* La pierna, claro, la pierna de la mujer, la que pasea, la magnífica, esa pierna ruin que le ha sorbido el seso. ¡Qué abominable sacrilegio que esa pierna esté en la celda de Júpiter Capitolino! Debe sacarla de ahí, pisotearla, hacerla añicos, que no quede nada de ella. Debe salir de allí, eso, la pierna. Hep, Hep, debe caer.

Advierte la presencia de su padre detrás de él; en tono familiar, con su voz chirriante, le da un consejo. Es muy sencillo. Hay que cortar la pierna, entonces la cabeza de Nerón caerá por sí misma. El viejo tiene razón, como tantas veces. Cualquiera sabe que es más fácil cortar el tendón de una pierna de carne y hueso que cercenar una cabeza de metal. Asiente a su padre, alza la espada.

Se sobresalta. Un objeto agudo, doloroso y al tiempo benéfico traspasa su carne. Le frotan el cuerpo con nieve, el ardiente frío hace remitir la fiebre, y con ella sus fantasías.

Reconoce dónde está: en su mansión de Cosa. Sonríe. Aquí quería venir. Todo ha ocurrido exactamente como deseaba. Lo soportó, inauguró los juegos, sus romanos se regocijaron. «Oh, alegría y amor del género humano», le habían gritado, y aún resonaba en sus oídos la ternura con que dijeron: «Oh, nuestro

magnánimo, nuestro querido ballenato». Y ahora está en Cosa y lo ha superado. Se concederá dos semanas de vacaciones, o tres, durante las cuales no hará nada ni pensará en nada. Y después, cuando regrese a Roma ya repuesto, estudiará los proyectos para el ajuste de los impuestos que le ha presentado Claudio Regino para preparar la guerra contra los partos.

Allí está también el Chiquillo. El Chiquillo se ha sometido, Tito ha conseguido que se muestre sumiso y flexible. Eso sí, su buen dinero le ha costado. Si compara su propiedad de Cosa con las construcciones del Chiquillo en Albano, desde luego no es un hermano barato. Y tampoco ha conseguido domeñarlo por completo. Ese asunto con Julia, sin duda sólo quiso jugarle una mala pasada. Es una broma insulsa, qué raro que no se le haya ocurrido nada mejor, pues ésa le ha salido mal. A Tito no le ha molestado lo más mínimo. Si al Chiquillo le agrada su Julia bien está que la tenga, y con ella su placer. La pálida y carnosa Julia es, por cierto, bastante caprichosa, y le extrañaría que le gustara Domiciano. Sea como fuere, sigue siendo una broma plana, sin ingenio, con la que pretende retarlo. ¿Qué clase de «venganza» es esa? Lucía, él le ha quitado a Lucía, y aunque Julia sea carne de su carne, no se la puede comparar con Lucía. Por lo demás, Julia parece no haber estado de acuerdo, y Lucía sí quería. Y Tito se echa a reír, ríe con una voz aguda y fina, ji, ji, se ríe de la insulsa e impotente venganza del otro.

No sospecha en que tal vez yace allí porque Domiciano así lo ha querido.

Lo que hace es volver la vista —no es capaz de mover la cabeza, pero sí los ojos— hacia Lucía. Allí está Lucía, piensa. Si la hubiera conocido antes su vida habría transcurrido de otro modo. Pero también está bien así. Tiene el reconocimiento de sus romanos, la dinastía se ha consolidado, ningún Nerón puede ya asustarlo. Allí está, sudando. Es un sudor sano, esa enfermedad es la crisis definitiva, y con ella exuda a Oriente por completo de sus venas. En el futuro, ninguna judía podrá tentarlo ya.

Pero ¿por qué están todos allí, el Chiquillo, Julia y Lucía? Ah, por su enfermedad. Al parecer, ha estado muy enfermo. Pero ya ha pasado. No será pequeña la decepción del Chiquillo. Y Tito le sonríe divertido, burlón, como ofreciéndole disculpas por no haberse convertido aún en dios.

Pero echa en falta a alguien. Uno al que quiere decir que por fin ha sanado y que ha exudado a Oriente de sus venas. Precisamente él ha de saberlo, es de suma importancia, y debe decírselo de inmediato, antes de regresar a Roma. Envía a un correo a Roma, a la casa del distrito sexto, en busca de Flavio Josefo.

Pero poco después, mucho antes de que llegase Josef, le sobrevino un nuevo acceso de fiebre más intenso que el primero. Domiciano preguntó al doctor Valens. Éste lo miró con sus ojos fríos y escrutadores y dijo:

—Mandaré introducir a Su Majestad en un baño de nieve. Si todo va bien, el enfermo sanará de nuevo. Pero hay pocas esperanzas de que llegue a mañana.

—¿Creéis —le preguntó Domiciano en tono objetivo— que el emperador Tito Flavio se convertirá en dios el catorce de septiembre?

—Sí, lo creo —respondió el médico, y, ante la mirada inquisitiva del príncipe, afirmó—: Estoy seguro de ello —y agregó la fórmula—, Majestad.

Cuando la fiebre subía peligrosamente los médicos solían introducir al paciente en un baño de nieve. Dosificar con acierto la duración de tales baños era difícil y se consideraba la piedra de toque del buen hacer de un médico. Los baños de nieve habían salvado en muchas ocasiones de una muerte segura a los pacientes pero había quien moría en el mismo baño.

En el rocoso sótano de la mansión de Cosa la nieve se mantenía bien, y suficientemente dura. Bajo la vigilancia del médico Valens introdujeron el pesado y ardiente cuerpo del emperador a una profundidad considerable. Las damas Lucía y Julia —Domiciano había abandonado la propiedad— permanecían en el sótano tiritando, el estrecho tragaluz y la nieve arrojaban una luz mate, y ambas miraban expectantes y a su pesar cómo enterraban al emperador en la nieve.

Tito recobró la conciencia. Estaba excitado y atemorizado al ver que Josef no llegaba. Ahora sabía que iba a morir. Temblaba de debilidad y de frío. Su piel estaba azulada; apretaba los dientes para no castañetear. Le dieron un bebedizo preparado por Valens para que recobrase fuerzas. No hablaba, las dos mujeres también callaban, los rodeaba una lúgubre penumbra. Primero se alejó Julia, y más tarde Lucía. Cuando llegó Josef, no había nadie con el emperador a excepción de Valens.

Tito ordenó al médico que se retirara. Josef estaba solo ante el moribundo que yacía en la nieve con los miembros rígidos. Volvió a inclinarse en una profunda reverencia y repitió el saludo:

—Aquí estoy.

Pero en su fuero interno pensaba: no hay más sabiduría que la de Cohelet: «Y no tiene el hombre ventaja

sobre la bestia, y la muerte del uno es la muerte de la otra, y todo es vanidad».

Tito parecía indeciblemente cansado, agitado por el frío y el dolor, si bien, quizá por efecto del bebedizo, estaba completamente lúcido. La romanidad heredada y adquirida era en él lo bastante fuerte como para vencer el miedo que siente la criatura en la hora de la muerte. Cierto que no exigía morir de pie, como el viejo, pero también él deseaba que no hubiera nada mezquino en sus últimos instantes de vida, y quería que fuese precisamente aquel hombre oriental quien lo presenciase y diese fe de que el emperador romano Tito no moría indignamente. Con un supremo esfuerzo logró abrir los labios azulados, pero su voz era audible, sí, aún quedaba en ella un último resto de aquella atronadora voz de mando que tantas veces escuchara Josef ante las murallas de Jerusalén, y dijo:

—Te he hecho venir, Flavio Josefo, para que escribas una cosa. Te he erigido la columna honorífica: conserva tú para la posteridad lo que digo. Me he esforzado por ser el «amor y la alegría del género humano», llegué a ser el magnánimo y gran ballenato, y cada día en que no hice algo bueno me dije: he perdido este día. Pero no es esto lo que quiero que escribas. He matado a muchos hombres, y estuvo bien, no lo lamento. Pero hay una cosa que no estuvo bien. Escribe esto, mi judío, gran historiador: el emperador Tito no lamentó ningún acto de su vida, excepto uno. ¿Me escuchas? Escríbelo, mi judío, mi cronista.

Al ver que callaba, Josef le preguntó:

—¿Qué acto, mi emperador?

Pero, por toda respuesta, éste inquirió con los ojos apagados y una extraña mirada hacia dentro:

—¿Por qué fue destruida Jerusalén?

Entonces Josef fue presa de la desesperación, sus entrañas se contrajeron, paralizándolo, y se quedó rígido, sin saber qué replicar. Mas el emperador prosiguió, y le rogó:

—¿No quieres responderme, mi judío? He esperado mucho tiempo esa respuesta, y nadie sabe dármela, sólo tú, y, si ahora no me la das, será demasiado tarde.

Josef en cambio se dominó haciendo acopio de todas sus fuerzas y replicó, diciendo la verdad:

—No lo sé.

Pero Tito siguió lamentándose en medio de la nieve:

—Veo que no me lo quieres decir. Vosotros, los judíos, tenéis buena memoria. Sois como vuestro Dios, tenaces, y jamás olvidáis lo que se os ha hecho.

Y siguió gimiendo y lamentándose como un niño.

—Nunca fui tu enemigo, mi judío, y no te hice pagar lo que me hizo esa mujer. Seguí siendo tu amigo cuando ella se marchó. Pero no quieres responderme.

Josef se sintió conmovido por los desvaríos del hombre. A las puertas de la muerte aún trataba de mentirle y de mentirse a sí mismo, y se imaginaba que la mujer que había arrojado de su lado lo había abandonado por su propia voluntad, y lo hacía para obtener una respuesta a la pregunta de por qué había sido destruida la ciudad de Jerusalén, que él mismo había arrasado. Lo asaltó tal espanto ante la fragilidad del entendimiento humano que olvidó el frío y la oscuridad de aquella miserable estancia y el terrible abandono de aquel moribundo. De modo que los judíos, los de la otra margen del Tíber, tenían razón: Yahvé había introducido una mosca que no dejaba de zumbar en el cerebro del emperador, y ni el estruendo del arsenal había sido capaz de acallarla. Tito no había sido más que un instrumento, tanto como la mano peluda, encarnada, del capitán Pedán. Ahora trataba de defenderse afirmando haber sido un instrumento: pero entonces, cuando actuó, no quiso darse cuenta. Se excedió. Sabía que se trataba de aunar Oriente y Occidente, pero se desdijo a medio camino, y, en lugar de ganarse a Oriente, lo aniquiló y volvió a convertirse en el romano que había sido desde el principio, un lamentable hombre de acción, un loco, que conocía la futilidad de los afanes del hombre, y que, sin embargo, no podía dejar de actuar. Ahí lo tiene ahora, y su rostro es el de su padre, el rostro de un viejo labriego; pero el viejo estaba conforme y se sentía orgulloso de ello, mientras que éste se avergüenza de serlo. El amo del mundo, el emperador, el romano, el frustrado proyecto del ciudadano del mundo, el montón de mierda, el hombre que se extingue como una bestia.

Y cuando el hombre enterrado en la nieve volvió a mover los azulados labios —Josef ya no pudo oír nada, pero sabía que repetía su pregunta, insistiendo en obtener una respuesta— lo asaltó el dolor de aquella pregunta, y sintió la inanidad de su propio ser y de toda criatura. No podía soportar por más tiempo la visión del agonizante; tuvo que dominarse para no salir corriendo, para no escapar a aquel inquisidor, y respiró aliviado al ver entrar al médico Valens.

—Esta vez no tengo reparos —dijo Valens— en molestaros tras quince minutos de audiencia.

Se volvió hacia el hombre enterrado en la nieve.

—El emperador Tito Flavio ha muerto— constató fríamente.

Entre tanto, Domiciano cabalgaba a toda prisa hacia Roma sin séquito alguno. Cayó la noche, apenas se veía la luna y reinaba la oscuridad. Domiciano no dudó en espolear a su caballo. Ahora que había llegado el momento no podía creer que finalmente accedería al trono que tanto y tan dolorosamente había anhelado, y se figuraba todo lo que aún podía interponerse entre él y el cumplimiento de sus deseos. ¿Qué ocurriría si Valens lo traicionaba y le refería a Tito sus conversaciones con Marullo? Tito era débil, y estaba obsesionado por un deseo infantil de garantizar la continuidad de la dinastía a cualquier precio. Pero, aun olvidando el asunto de Julia y todo lo demás, no podía ser tan necio como para no reaccionar ante semejante traición y no mandarlos ajusticiar a él y a Marullo.

Tonterías. No hacía falta ningún médico para saber que Tito estaba a punto de morir, con o sin baño de nieve. Aunque Valens se equivocara, aunque Tito viviese un día más, o incluso una semana entera, contra él, contra Domiciano, ha agotado ya sus bazas. En cuanto llegue a Roma se hará cargo de la guardia, todo está preparado. Con la ayuda de la guardia pretoriana podrá mantenerse, ocurra lo que ocurra, hasta que muera Tito.

Pero ya ha muerto, ya es un dios, ha dejado de vivir. Domiciano lo siente en su fuero interno. Está muerto, el otro, el hermano. Nunca más volverá a escuchar la desagradable y atronadora voz de mando, no volverá a oír sus meditadas y sarcásticas observaciones. Está muerto. Y eso está bien, también por Lucía. Sin duda se alegrará de ello. Domiciano se sonroja. Mientras, galopa a toda prisa al amparo de la noche. *Tiene* que alegrarse.

Es extraño que una mujer como Lucía no desprecie a Tito, el loco, el débil. ¿Qué le habrá dicho al final al judío? Necesita la popularidad, también tras la muerte, necesita al historiador, muere para el historiador, así como vivió para él. Necesita esos artificios, eso es, no se basta a sí mismo. Sea como fuere, le interesa saber lo que ha hablado con el judío. ¿Tal vez de Julia? Es una lástima que no fuera él, Domiciano, quien lo mencionara hoy. Ahora es demasiado tarde, y nunca sabrá si el otro llegó a percibir que habían saldado sus cuentas. ¿Acaso el judío le revelará lo que le ha confiado Tito?

Él mismo no necesitará a ningún judío, a ningún historiador, cuando muera. Está seguro de sí. Lo único que le faltaba era hacerse con el poder legítimamente. Ahora que lo tiene no necesita a ningún cronista. Tal vez debería matar a Josef. Ese hombre sabe muchas cosas que sería mejor no dar a conocer. Pero a Lucía no le gustará que acabe con él. Al que detenta el poder le basta con saber que puede ceder a sus inclinaciones, no necesita hacerlo. Dejemos que viva.

Domiciano entró en Roma. Cabalgó —ya era noche cerrada— hacia los cuarteles que la guardia tenía en el Palatino. Mandó llamar al comandante. Comunicó al hombre, un tanto asustado, que el emperador había muerto. Ordenó dar la voz de alarma. Soñolientas, las tropas se congregaron en los patios. Se les comunicó que Tito había muerto; la primera decisión del nuevo emperador en funciones consistía en asignar a cada hombre una gratificación de ochocientos sestercios. La orden se leyó en el resto de los cuarteles de la ciudad. Los oficiales y soldados prestaron juramento al emperador Flavio Domiciano. Con un tintinear de espadas saludaron a su nuevo amo y pasaron la noche velando sus armas.

Los despachos recorrieron las calles de la ciudad. Reinaba la inquietud; por todas partes surgían antorchas, patrullas, las casas se iluminaron. Antes de que los convocaran los cónsules muchos senadores se dirigieron presurosos y excitados a la Sala Juliana. Encontraron el edificio tomado; todos los puntos estratégicos de la ciudad estaban vigilados. A cada uno de los senadores se le comunicó que el emperador Domiciano los esperaba en la biblioteca del Palatino. Vieron con desagrado cómo se unía a cada uno de ellos un destacamento, sin brusquedad, más bien a modo de escolta. Los disgustó ver tropas delante de todos los edificios importantes aquella noche, les desagradó ver el Palatino convertido en fortaleza.

Unos criados trastornados condujeron a los senadores a la biblioteca a través de corredores mal iluminados por los que cruzaban presurosos los oficiales. Los padres convocados, a los que habían sacado de sus camas y que en buena parte no habían podido terminar de vestirse, formaron grupos. Se dudaba de la autenticidad de la noticia, pero ninguno se fiaba de nadie, sólo se atrevían a susurrar lo que los preocupaba; en voz alta comentaban tan sólo banalidades, que deberían haber caldeado el lugar, y asuntos de esa índole. Finalmente apareció Domiciano escoltado por los oficiales de guardia que lo saludaron con la fórmula y los honores reservados al emperador. Con los brazos a la espalda formando un ángulo, cuidadosamente vestido, si bien portando únicamente las insignias de senador, y sin señal de duelo, se paseó entre los corrillos afable, incluso humilde y con cierto aire de falsa timidez. Nadie sabía a ciencia cierta lo que pretendía. No cabía pensar que les exigiese el juramento de fidelidad, pues de otro modo no habría movilizado a las tropas. Pero lo que atemorizaba a los caballeros era si corroboraría sus privilegios; los amigos de Tito, en particular, temían ser degradados y ver disminuidos sus ingresos. ¿Qué hará este nuevo amo con la memoria de su hermano? ¿Quería que se alegrasen de tener a un emperador con su talento, o que

lamentasen haber perdido a un emperador tan agraciado? Naturalmente, sabían cuánto había odiado y despreciado el Chiquillo a su hermano. Pero ¿no cabe pensar que, para dar lustre a la dinastía, proponga que se le eleve, como al padre, al rango de dios? Aquellas dudas ocupaban de tal modo a los senadores que no se atrevían a llamar Chiquillo a Domiciano ni en pensamientos, o a admitir que tenía una barriga incipiente y que su porte, tan rígido, no hacía más que ponerla de relieve.

Domiciano, seguro bajo el amparo de su guardia, no tardó en percatarse de que tenía al senado a su merced. Comenzó por deleitarse con la inseguridad de los senadores. Recordó aquella noche del veinte de diciembre cuando, mientras Vespasiano y Tito permanecían en Judea, los seguidores de Vitelio y de Vespasiano luchaban por el poder. Él, su tío Sabino y los senadores fieles a Vespasiano se atrincheraron en el Capitolio, que finalmente fue asaltado, y sus enemigos asesinaron a Sabino y a la mayoría de los suyos. Él mismo pudo salvarse a duras penas disfrazado de sacerdote de Isis. Pensaba en el miedo que pasara aquella noche, y se regocijaba con el pánico que ahora inspiraba a los amigos de Tito, azuzándolo con macabras bromas.

—¿Os parece adecuado, querido Eliano —preguntó, por ejemplo—, elevar a Su Majestad mi hermano, como a mi padre, al rango de dios?

Pero cuando el senador Eliano replicó presuroso y atropellado que sí, lo miró con aire preocupado e inquirió, en tono casi humilde:

—¿No creéis, mi querido Eliano, que debemos sopesar cuidadosamente los méritos de un monarca antes de brindarle semejante honor? ¿Qué opináis vos, querido Rutilo? —dijo volviéndose a otro. Y, al ver que el turbado senador Rutilo vacilaba, se admiró, cortés pero con patente disgusto—: Es extraño que ni siquiera un hombre tan estrechamente ligado al fallecido como vos, querido Rutilo, piense en dedicarle semejante distinción.

El desdichado Rutilo se apresuró a farfullar no sé qué, pero Domiciano ya se dirigía a un tercero.

Todos respiraron aliviados cuando el nuevo amo se alejó de ellos. Debían esperar a la salida del sol para iniciar la sesión. Pero ¿qué debían decidir? El Chiquillo se deleitaba ocultándoles sus intenciones. Aún faltaban muchas horas, estaban ateridos y fatigados, y había pocos asientos. Algunos se sentaron en el suelo o se estiraron para dar una cabezada.

Por fin apareció Annius Bassus, quien les comunicó que el emperador esperaba que el senado concediese a su hermano los mismos honores que se brindaron a su padre. Ahora al menos sabían a qué atenerse y podrían dormir un poco antes de reunirse. Pero aquella noche no la olvidarían fácilmente.

Entre tanto, Domiciano se encerró en su despacho a solas con su enano Sileno. El enano, vestido con un pesado traje de seda rojo, permanecía en cuclillas en un rincón. Por mí que piensen que me dedico a cazar moscas, se dijo Domiciano regocijado, chascando con la lengua y caminando de un lado a otro. El enano lo imitó: chascó con la lengua y se paseó por la estancia.

Domiciano había dado orden de no admitir a nadie a su presencia a excepción de Lucía y Flavio Josefo. No deseaba escuchar la noticia de la muerte de Tito y la confirmación de su ascenso al trono de labios de otro que no fueran esos dos. En la casa de Josef había apostado a un correo que debía conducirlo al Palatino en cuanto regresase, y se preguntaba quién sería el primero en traerle la nueva, Lucía o Josef. Si es Lucía, será una buena señal, si lo hace Josef, mala.

Una hora antes del amanecer llegó Lucía.

—Ha muerto —dijo—. No tuvo un mal final.

—Soy emperador —dijo Domiciano—; soy emperador, Lucía.

Soltó una carcajada, la voz se le quebró, ante ella podía dejarse ir.

—Somos emperadores —graznó, imitándolo, el enano. Domiciano se regocijaba con su triunfo—: Esto es lo que me propuse desde que defendí el Capitolio contra Vitelio. Ha sido un arduo camino, y avancé por él sin desmayo, derecho hasta la cumbre. Y lo he recorrido por ti, Lucía. Te he convertido en emperatriz, como te prometí. —Lucía se había sentado; las últimas horas de Tito, el regreso a Roma en medio de la noche la habían fatigado, estaba exhausta. Miró al hombre, que recorría excitado la estancia, y bostezó.

—Deberías hacer más deporte, Chiquillo —dijo—. ¡Por Hércules, estás echando barriga!

—No sabes lo que es ser emperador, Lucía —dijo Domiciano—. Tendrías que haber visto cómo se arrastraban ante mí.

—Todo el mundo sabe que no quedan muchos hombres en Roma —replicó Lucía con una frialdad desagradable.

—En el senado no hay muchos, desde luego —asintió Domiciano en parte irritado, en parte satisfecho.

—Me voy a dormir —dijo Lucía—, estoy muy cansada.

—Espera un poco —le rogó Domiciano—. Antes del amanecer no podrán nombrar dios a Tito, ni a mí

emperador. Quiero llamar a un par de ellos y hacerlos bailar para mí.

—Eso no me interesa —dijo Lucía.

—Pero si es divertido —opinó Domiciano—. Quédate, querida Lucía —le rogó, insistente.

Hizo llamar a algunos senadores de la biblioteca. Con las piernas rígidas, los brazos en ángulo, el vientre abultado, conversó con ellos; y caminó campechano entre los asustados hombres, que temían por sus privilegios. Habló de literatura.

—¿Habéis leído mí ensayo sobre las calvas, querido Eliano? —preguntó. El senador miró la cabeza no precisamente hirsuta del nuevo emperador; recordaba vagamente el ensayo titulado *Elogio de las calvas,* escrito al hilo del humor en boga; al leerlo, no supo a ciencia cierta cuándo bromeaba y cuándo hablaba en serio.

—Sí, Majestad —replicó titubeando; estaba seguro de que Domiciano le tendería otra trampa.

—¿Qué opináis de él? —preguntó de hecho, con maligna cortesía, el emperador.

—El ensayo me parece excelente —replicó vehemente Eliano—, serio y humorístico a un tiempo. Al leerlo lloré de pena y de risa.

—Yo lo encuentro lamentable —constató Domiciano con sequedad—. Me avergüenzo de haber escrito algo semejante en la época de Silio Itálico, o de Estacio. ¿Qué opináis de Silio Itálico, querido Varo? —dijo volviéndose hacia el más cercano.

—Es el escritor más grande del país —respondió el senador Varo con entusiasmo.

—Pero un tanto aburrido —opinó Domiciano mirando al senador pensativo, apenado, cordial—. Muy aburrido, mortalmente aburrido. Al menos, mi *Elogio de las calvas* es divertido. ¿A quién preferís vos, querido Rutilo? —dijo, eligiendo de nuevo al protegido de Tito. Los temerosos ojos de pájaro de Rutilo quisieron rehuir su mirada—. Venga, venga, querido Rutilo —lo animó el emperador.

—¡Venga, venga, querido Rutilo! —insistió el enano.

—Prefiero a Silio Itálico —optó finalmente Rutilo con una sonrisa deforme y pretendidamente pícara.

—Así son nuestros senadores —exclamó Domiciano chascando con la lengua—. Prefieren a un tipo tan aburrido como Silio Itálico a mis propias bromas.

Se volvió, pensando que se lo había dicho a Lucía. Pero tras él no encontró más que al enano; Lucía se había marchado.

—Está amaneciendo —les comunicó a los angustiados senadores—, y debéis aprestaros a dar al senado y al pueblo de Roma un nuevo dirigente. Un día difícil para vosotros. Y también para mí, pues tendré que decidir a quién le mantendré sus privilegios y a quién no. Que los dioses iluminen vuestro juicio y el mío, padres convocados —y los dejó marchar.

Poco antes del amanecer llegó Josef. Domiciano sabía por Lucía que aquel hombre era la última persona con la que había hablado su hermano. Sin duda el judío era el único que sabía cómo y cuán profundamente había afectado al muerto su broma, el asunto con Julia, aquel último ajuste de cuentas.

—Tengo entendido que vivís en el distrito sexto —le comentó el emperador, iniciando la conversación —, en la calle de la Granada.

—Tuve la fortuna —replicó Josef— de que el magnánimo emperador Tito me permitiera permanecer en la casa que el dios Vespasiano me asignó.

—¿Sabéis que yo nací en esa casa? —le preguntó Domiciano.

—Desde luego, Majestad —replicó Josef.

—¿Trabajáis a gusto en ella? —quiso saber Domiciano—. ¿Y os cunde el trabajo que allí realizáis?

—La casa me agrada mucho —respondió Josef—, y trabajo a gusto en ella. No me corresponde a mí juzgar si el trabajo que realizo es bueno.

—Lamento comunicaros —le espetó Domiciano acercándose a él tenso y con paso extrañamente sigiloso — que tendréis que mudaros. Quiero dedicar a los dioses y convertir en monumento nacional la casa en la que tanto tiempo vivió mi padre, el dios Vespasiano, y que tanta felicidad procuró al Reino.

Josef guardó silencio. Sabía cuánta influencia ejercía Marullo sobre Domiciano, pero también conocía de la influencia de Annius Bassus, y el talante caprichoso de Domiciano y estaba al tanto del peligro que corría. Pero no lo temía, se sentía a salvo. Vanidad, triunfo, derrotas, dolor, placer, ira, duelo, Dorión, Pablo, Justo… todo eso pertenecía al pasado, ante él no había nada más que su obra. Todo lo que había vivido hasta entonces había beneficiado a su obra, y cobraba sentido sólo si lo refería a ella. Yahvé lo protegerá, de eso está seguro, para que no le ocurra nada que lo perjudique.

De modo que, sereno y curioso, aguarda a que Domiciano le diga lo que quiere de él.

—Habéis tenido el privilegio —dijo aquél— de asistir a la muerte y a la última confesión de mi hermano, el emperador Tito. ¿Qué quería de vos mi hermano en su última hora?

La pregunta debía sonar indiferente, pero Domiciano no fue capaz de dominarse, se sonrojó y se le quebró la voz.

—El emperador Tito —le informó Josef— deseaba encomendarme una tarea.

Domiciano lo miró con una expresión temerosa en la boca.

—Me pidió —continuó Josef— que dejase constancia de que sólo lamentaba un único hecho de su vida.

—¿Cuál? —le preguntó Domiciano. Ajá, pensó, de modo que el asunto de Julia sí lo afectó. Le ha dicho que lamentaba no haberse deshecho de mí. Y, con la boca entreabierta, aguardó la respuesta de Josef.

—No llegó a decírmelo —fue todo lo que Josef pudo agregar.

Domiciano respiró aliviado. Pero un instante después sintió una especie de decepción. De modo que jamás sabrá qué efecto tuvo sobre él lo de Julia. Por supuesto, pensó, que Tito se lo ha dicho; pero el pillastre no me lo quiere contar. Y, en voz alta, dijo:

—Muy pocos de nosotros estamos en situación de lamentar únicamente una acción. Mi hermano era un hombre virtuoso. Mi hermano —prosiguió con una leve sonrisa maliciosa en los labios—, era, además, un hombre feliz.

Y, con una franqueza ambigua, peligrosa, agregó:

—Murió en la cúspide de su fama. Si hubiera muerto más tarde, ¿quién sabe si habría podido conservarla? Y él apreciaba mucho su fama. Los que aceleraron su muerte —añadió, y aquella sonrisa taimada e insolente era ahora aún más patente—, le hicieron un favor.

Cuando despidió a Josef con tales palabras ya era de día, y el senado de Roma se aprestaba a elevar a Tito al rango de dios y a nombrar emperador a Domiciano.

Tres días después, el primero del mes de Tischri, es decir, el día de Año Nuevo del 3842, según el calendario judío, Josef se encontraba en la sinagoga que llevaba su nombre. El cuerno de carnero que llamaba, estridente, horrísono, a la penitencia, lo conmovió en lo más profundo, le abrió las entrañas. Era un desgarramiento benéfico: el arado abría su alma para recibir la simiente. Cuando, a la tarde, se acercó a la orilla del río Tíber para lavar su culpa, como mandaban los preceptos, y que las aguas las llevasen al mar para ahogarlas, se sentía verdaderamente purificado.

El primer día del mes de Tischri Yahvé reparte la suerte, pero sólo la sella el décimo, el gran Día de la Expiación, el sábado de todos los sábados; éste es el plazo que concede a los hombres de su pueblo para que apelen contra su juicio mediante la penitencia. En aquel tiempo tenían los judíos mayor capacidad para hacer penitencia que ningún otro pueblo; habían padecido más penalidades y más culpa que otros, sabían que aquellos males y aquella culpa no tendrían fin y que desembocarían en un nuevo comienzo. Josef en particular, siempre mudable, era capaz de deshacerse de su pasado como el agua que se desliza sobre la lisa piel, y, si bien recibía cual recién nacido la esencia de sus padres y ancestros, no así su destino, por lo que ahora, al comenzar su nueva y gran obra, iniciaba una nueva vida sin que su pasado le pesara. No olvidó lo que podía serle útil, y borró lo que de aquél le estorbaba.

El diez de Tischri se encontraba como los demás en su sinagoga, vestido con la sencilla túnica blanca hecha de lino que debía acompañarlo en el ataúd tras su muerte; pues debía presentarse ante la faz de Yahvé como un hombre preparado para morir.

El Colegio de Yabne había ordenado que se sustituyese el gran sacrificio que antaño, en los tiempos en que aún subsistía el Templo, solía hacerse en el Día de la Expiación por una descripción del servicio religioso. El levita Jubal ben Jubal, uno de los pocos cantores y músicos del Templo que se habían salvado de la destrucción, actuaba como recitador en la sinagoga de Josef. Así pues, era él, acompañado por los fieles de la comunidad, quien exponía los detalles del servicio del Templo. Conocía bien las melodías heredadas y, en los lugares adecuados, al referirse y entonar el cántico del reconocimiento de los pecados o del recuento de las veces que se vertía la sangre de sacrificio que salpicaba al Sumo Sacerdote, entretejía la fiera y monótona cantinela que los levitas habían conservado desde los tiempos remotos en que los judíos aún vagaban por el desierto.

«Bendito sea el ojo», cantaba, «que ha visto a los veinticuatro mil jóvenes sacerdotes, los instrumentos del Templo, el boato del servicio; cuando nuestro oído lo percibe se turba nuestra alma. Bendito el ojo que ha visto al Sumo Sacerdote salir del santuario, reconciliado, en paz, incólume, anunciando que el hilo encarnado de la culpa había sido lavado por la gracia de Dios. Bendito el ojo que lo contempló; cuando nuestro oído lo percibe ahora se turba nuestra alma».

«Pues nosotros», prosiguió, «nosotros ya no encontraremos perdón a nuestros incontables pecados. La tierra está en manos de blasfemos, los extranjeros son ahora cabeza, nosotros la planta. Sin profetas

vagamos por ahí, cual ciegos, sin oráculos. Y ninguna purificación nos sanará ya. No tenemos Sumo Sacerdote que ofrezca sacrificios por nosotros, ningún chivo expiatorio que lleve nuestra culpa al desierto».

Y siguió hablando y entonando los detalles de aquel gran sacrificio de expiación. Cómo el Sumo Sacerdote se encerraba siete días antes, absteniéndose de todo contacto con el mundo, entregando su corazón a su sagrada misión. Cómo permanecía en vela y sin probar alimento en la noche anterior al gran Día de la Expiación, ocupado en la lectura y recitación de las Escrituras. Cómo después, en la mañana, con blancos ropajes y adornado con las joyas del Templo, se dirigía a la parte oriental del patio donde lo aguardaban, escoltados por los sacerdotes, los dos machos cabríos idénticos en tamaño y forma, para los cuales los habitantes de Israel debían aportar una fracción de cada céntimo ganado. Cómo más tarde extraía de la urna los dorados billetes determinando cuál de los dos chivos era el elegido por Yahvé, y cuál el pernicioso. Y cómo ahora, con las manos sobre la testuz del chivo, enumeraba los pecados que habían cometido él, su casa, su estirpe, todo Israel, colocándolos sobre su cabeza, y cómo anudaba esos pecados, en forma de hilo rojo, al cuerno del chivo y lo enviaba lejos para que los llevase al desierto. Cómo finalmente penetraba en el santuario y llamaba a Yahvé por su verdadero, nobilísimo y temible Nombre, que nadie excepto él y en ese día podía pronunciar, y cómo el pueblo se arrojaba al suelo al escuchar el Nombre de sus labios.

Así habló y cantó el levita Jubal ben Jubal. Josef había vivido todo aquello, el servicio entero; lo había presenciado desde los escalones del Templo, en primera fila, y si aquél bendecía los ojos que lo habían contemplado, entonces los suyos eran benditos, y, si las almas se turbaban al escuchar todo aquello la suya era la primera en turbarse. Ningún viviente había visto tan de cerca como él la destrucción del Templo y su santuario y la matanza de los sacerdotes. Había visto lo que se perdió, había asistido a todo ello, y fue capaz de soportarlo. Pero al escuchar ahora la descripción de lo que se había perdido no lo soportó. Su corazón se detuvo, los ojos que habían sido capaces de contemplar el incendio y la caída del Templo se anegaron, los oídos que escucharon el crujir y crepitar del Templo no pudieron oír la descripción del servicio divino, y mientras el levita continuaba alabando la perdida grandeza de su nación el ciudadano del mundo Flavio Josefo se desplomó y cayó desmayado con la sencilla y blanca túnica con la que un día lo enterrarían.

Desde que el emperador lo desalojara de su antigua vivienda Josef vivía en el distrito «Baños», una zona más plebeya situada al sur, en una casita comprimida entre dos altas casas de vecindad. Vivía retirado en medio de un populacho activo y ruidoso. Al abandonar Josef su antigua casa Justo había alquilado una vivienda. Pablo ya no lo visitaba, posiblemente a instancias de la madre. Josef pasaba la mayor parte del tiempo solo, esperando a Mara. No trabajaba mal en su nueva vivienda; en realidad, poco podía importarle a un hombre como él instalar su despacho en un lugar o en otro.

Y entonces llegó Mara con la niña.

Afanosa, sin grandes alharacas, se hizo cargo de la casa, y dos semanas más tarde parecía que llevase allí toda la vida.

Transcurrieron las semanas, los meses. Nadie se ocupaba de Josef, y él tampoco se ocupaba de los demás, trabajaba y se mostraba conforme con su destino.

Un día sintió deseos de ver de nuevo su antigua casa, que Domiciano había transformado convirtiéndola en un templo consagrado a la estirpe Flavia por haber pertenecido a Domiciano, por haber albergado tantos años a su padre el dios Vespasiano, y porque él mismo había nacido en ella. Josef salió de su casa y se dirigió al distrito sexto.

Curioso, y con una leve inquietud disfrazada de sarcasmo, contempló la casa en la que tantas cosas había vivido. La fachada había sufrido pocas modificaciones, al parecer convenía conservar su sencillez. Pasó al interior. Un olor vago y dulzón a incienso lo recibió. Era ya tarde, pronto cerrarían el templo y sólo quedaban un par de visitantes. Habían demolido tabiques, techos y suelos, confiriéndole una mayor amplitud y altura al espacio. Sin embargo, aquella penumbra que durante tanto tiempo preocupó a Dorión se había conservado, posiblemente porque concordaba con el carácter del templo, y Josef, procedente de la claridad de la calle, tardó unos minutos en orientarse en la oscuridad. Entonces pudo ver.

En tres grandes nichos habían colocado las efigies de los dioses a los que se consagraba la casa. En el central, la diosa Roma, esta vez representada al modo tradicional, imponente, heroica. A su derecha se alzaba, poderoso, con su armadura, el dios Vespasiano; la cabeza de Medusa de su coraza ofrecía un extraño contraste con el cuerpo regordete y el astuto cráneo de labriego. El nicho de la izquierda, donde Josef había tenido su escritorio, se había transformado en una capilla consagrada a Tito. La estatua del nuevo dios, una obra rara y temeraria, llenaba todo el nicho. Tito cabalgaba sobre un águila. Con el pico levantado en

oblicuo hacia la izquierda, el ave alzaba sus garras cubiertas de penachos y desplegaba sus alas; un imponente plumaje lo envolvía. El dios Tito, sin embargo, cabalgaba sobre ella con las piernas semicubiertas por las plumas, y su breve torso parecía fundirse con el cuerpo del ave.

Josef lo contempló compungido. La cabeza que veía era la de Tito, que tan bien conocía: la cara redonda, el breve y prominente mentón triangular, los rizos repeinados sobre la frente. Aquéllos eran los ojos finos, vueltos hacia dentro, que tantas veces buscaran los suyos. Y, sin embargo, la cabeza que veía, que apenas se erguía sobre la del animal, no era la suya. El odio de la Escritura por las imágenes estaba bien fundamentado, y Basil tenía razón cuando, antes de modelar la cabeza de Josef, advirtió a sus aprendices: «Mirad bien esta cabeza tal y como la tenéis aquí, ante vuestros ojos. Cuando la haya modelado sólo podréis ver lo que veo yo ahora».

Maldita imagen. Repelente, y al tiempo atrayente, se alzaba ante él. La misma enigmática fascinación debieron sentir sus antepasados ante la imagen de la serpiente de cobre o del toro dorado, que sus profetas denominaron, sarcásticos, becerro. Trató de imaginarse el rostro del Tito viviente que tantas veces había contemplado. Pero ya no lo logró. La burlona y triunfante cabeza del dios Tito cabalgando sobre el águila hacia el Olimpo había relegado a la verdadera: la de Tito ante el foso de los cadáveres, la del Palatino o el baño de nieve.

Josef se rebeló. Se dominó. Trató de dialogar con aquel hombre, como antaño.

—¿No es extraño, mi querido emperador —preguntó a la cabeza de cobre—, que estéis ahora en el lugar donde escribí mi libro sobre vuestras hazañas? ¿Estáis ya más cerca de resolver el problema de por qué se destruyó Jerusalén?

Pero ahí finalizó su diálogo; le asustó su propia temeridad. Bruscamente, temiendo que alguien lo hubiera escuchado, se volvió. Pero todos se habían marchado; estaba a solas con el dios Tito. Delgado, insignificante, permaneció ante la imponente efigie, miró la cabeza, y la cabeza le devolvió la mirada, burlona, férrea, silenciosa. No, para éste la caída de Jerusalén había dejado de ser un problema. Jerusalén se había rebelado, y Roma la aniquiló, pues tal es la misión de Roma, gobernar el mundo, proteger a los sumisos y golpear a los insolentes. Ése no era el hombre que le lanzara tímidas preguntas en un susurro, el que se dejara convencer por Josef de que Roma no era el mundo, de que había que aunar Roma, Grecia y Judea. No, ese Tito le replicaba: Roma *es* el mundo. El férreo silencio del muerto proclamaba aquella verdad con más fuerza de lo que pudiera hacerlo nunca la atronadora voz de mando del vivo. Roma había engullido y digerido el mundo, el poder y la presencia de Roma se mofaban de las fútiles y ridículas pretensiones del Espíritu. Él, Josef, que buscaba el mundo, era un loco y un necio: siempre acababa tropezándose con Roma.

Quiso alejarse de allí, pero no era capaz de librarse de la terrible visión del hombre sobre el águila. Realmente era un dios; nunca un mortal tuvo tal orgullo y tal fuerza. En vano se rebelaba Josef con todo su ser contra la temible arrogancia de la imagen. Justo tenía razón: la artística mezcla de verdad y mentira era más poderosa que la realidad. Ante aquella imagen maldita, mentirosa, grotesca y fascinante palidecía el pobre mortal que tan bien conociera, y se transformaba incluso a sus ojos en el intocable emperador romano.

Josef regresó a su casa abatido, aliviado tras abandonar el templo silencioso envuelto en incienso y verse de nuevo entre el bullicio, las gentes y los olores de su barrio.

En el distrito «Baños» se produjo un gran revuelo al aparecer un día dos correos imperiales enarbolando en sus bastones la rama de laurel, signo de buen augurio. Se dirigieron ceremoniosos a la casa de Josef, entraron en ella, y, con un gran gentío agolpado ante su puerta, le comunicaron al modo tradicional la invitación del emperador a asistir, de allí en cuatro días, en la hora quinta, a la inauguración del arco de triunfo que el emperador había erigido en memoria del dios Tito.

Josef se asustó. Pero al instante se inclinó y replicó, como prescribía la costumbre: «Escucho, agradezco y obedezco».

No confió a nadie la noticia, y nadie le habló de ello. Pero estaba seguro de que todos lo sabían. La forma en que le habían transmitido la invitación probaba que el Palatino deseaba que lo supiera toda la ciudad. Sin duda su presencia en la ceremonia les procuraría una buena diversión.

Pues los judíos habían visto con amargura cómo crecía el monumento con el que Domiciano quería sustituir el viejo y raído memorial del Gran Hipódromo. El arco de triunfo se erigió a la altura de la Via Sacra, frente al Capitolio, en el centro mismo de la ciudad, y estaba destinado a conmemorar y conservar para siempre la derrota infligida por Tito a los judíos. Ya en los meses en que se iniciara su construcción

habían evitado éstos la Via Sacra, la arteria más importante que atravesaba el Foro, prefiriendo dar amplios rodeos sólo por evitar aquel monumento a su vergüenza. De modo que en tres días, él, Josef, deberá atravesar el arco con el séquito del amo de Roma e inclinarse ante el dios y triunfador Tito. Hacía tiempo que Domiciano no le prestaba atención: en esta ocasión ha tenido a bien acordarse de él, y ahora se regocija, y con él toda la ciudad, pensando en el espectáculo que dará Josef cuando se incline ante el yugo.

Cuando se trataba de sus macabras bromas el emperador solía ser meticuloso. Poco después de marcharse los correos, aquel mismo día, apareció en casa de Josef el doctor Valens. Hablaron de esto y de aquello, y Valens mencionó de pasada cuánto se alegraba de ver a Josef tan sano; a Su Majestad también le agradaría comprobar personalmente su excelente estado de salud en la ceremonia con motivo de la inauguración del arco de triunfo. No era difícil percibir la amenaza que entrañaban sus palabras.

Incluso sin la visita del médico, Josef no habría utilizado la excusa de ausentarse por motivos de salud. Sí, aunque hubiese estado postrado, moribundo, habría empleado sus últimas fuerzas para unirse al cortejo. Aun antes de que terminasen de hablar los correos sabía que debía obedecer y aceptar la invitación a cruzar bajo el arco inclinando la cabeza como los demás. Si se negaba, si se rebelaba, no haría más que fomentar ese falso patriotismo que aún no había comprendido que la misión política de Judea era irrealizable, y nadie habría ganado más con su negativa que los herederos de los «Vengadores de Israel», esos insensatos que habían vuelto a las andadas desde que Domiciano subiera al trono. Por otra parte, si Josef osara negarse, o tan sólo escabullirse, destruiría su propia posición. Aún tenía cierto predicamento en la corte y en el mundo, él, el gran escritor. Pero Domiciano no le tiene simpatía, muchos aguardan el instante en que por fin podrán deshacerse de ese incómodo y dotado rival, y Josef sería un necio brindándoles un pretexto. No tiene la menor duda sobre lo que ha de hacer. En tres días se unirá al cortejo, tal y como desea el emperador.

Aquel día trabajó poco y esa noche no durmió bien.

Si el primer día la tarea que le imponía su decisión le había parecido difícil al segundo se le figuró insoportable. Decidió ayunar, como solía hacer cuando se enfrentaba a alguna prueba. Leyó la descripción de Livio de los prisioneros sometidos al yugo: se clavan dos lanzas en tierra, y se coloca una tercera sobre ellas, tan baja que el prisionero que ha de pasar al otro lado debe inclinarse profundamente. Ser sometido al yugo constituía para los romanos el mayor agravio que podía infligirse a un hombre, y las pocas veces en que se sometiera a un romano al yugo se habían grabado en los corazones de los romanos como días de profunda vergüenza. Pero él no es romano, y a los ojos de la razón, a los ojos de Dios, la «honra» de un hombre se mide con otro rasero que el que se aplica en el Foro romano.

Resulta fácil pensar así ante el escritorio. Pero cuando se encuentre pasado mañana ante el arco de triunfo, ante el yugo de la vergüenza, tendrá que apretar con fuerza los dientes. Había comprobado que las pruebas más duras le resultaban más fáciles cuando había degustado antes su amargura en su imaginación, por lo que trató de representarse, extremando su dureza, tal imagen: los silbidos y risas de los romanos, el odio y el salvaje desdén de los judíos. Pues sólo unos pocos judíos sabrán comprenderlo, y, por razones políticas, ni siquiera ésos le apoyarán.

Permaneció largo rato ante su escritorio, inmóvil. No sentía el aguijón del hambre; le roía, mucho más terrible y casi palpable, la idea del odio y el desprecio que inspiraría. Conocía bien ese gélido desdén de sus judíos, y el desdén es capaz de atravesar hasta el caparazón de una tortuga.

Antaño, al terminar la guerra, presenció como único judío el cortejo triunfal de Tito. Vio pasar ante él a los dirigentes del levantamiento, a Simeón bar Giora y a Juan de Giscala, maniatados, condenados a muerte; uno con una corona de ortigas y ramas secas, el otro enfundado en una cómica coraza de hojalata. Recordaba exactamente el agobiante temor que lo asaltó entonces ante la idea de que lo vieran. Había vivido cosas terribles: padeció el hambre y la sed más extrema, lo habían flagelado, había soportado toda clase de humillaciones, y en mil ocasiones regresó de la muerte. Pero aquello fue lo más grave; fue inhumano. ¿Debe tolerarlo ahora por segunda vez?

Entonces tenía una coartada: era el cronista, debía ver, debía estar presente, era su deber observar. ¿Acaso son más débiles hoy sus motivos? No, al contrario, sus principios son más firmes. Se ha sometido por el bien de la comunidad y el suyo propio. La razón lo exige, y él está allí para servir a la razón. Si no se sometiera traicionaría el sentido de su vida, todo aquello que ha hecho, escrito, padecido hasta ahora.

Dibuja un gesto con la mano para disipar sus dudas. Su decisión es firme, es una buena decisión, la única posible. Y ahora dejará de pensar en ese desagradable asunto. Saca su manuscrito. Trabaja.

Logra olvidarlo media hora, treinta minutos completos. Pero después, a pesar de sus esfuerzos, surgen ante él tentadoras imágenes. ¿Qué ocurriría si se rebelara, si se negara a acatar la orden del emperador y no se sometiera; si se mantuviera alejado, altivo y sombrío? Sería hermoso, y muy dulce. Podría caminar con el

pecho henchido, como entonces al cabalgar sobre mi caballo Flecha a la cabeza de los rebeldes tras las insignias con el emblema de los macabeos. ¡Qué bendición experimentar de nuevo esa sensación! Y, sea como fuere, esa felicidad compensaría las peores penalidades. Y por siempre se hablará entonces en la historia judía de Josef ben Matatías, el mártir, y el historiador Flavio Josefo no saldrá malparado.

El propio Domiciano no podrá evitar admirarme, aunque me mande ejecutar. Y los judíos, incluso aquellos que condenen mi proceder —Alexas, Cayo Barzaarone, el Doctor Supremo— pensarán en mí con veneración. Durante una fracción de segundo, sin embargo, surge ante él un rostro enjuto, amargo, macilento, con una expresión totalmente ajena a la admiración, pero también a aquél lo aleja raudo. Más lo retiene el de Fineas. Cuán turbado se sentirá cuando llegue a él la noticia de mi acto, tratará de condenarlo, pero no podrá dejar de respetar mi estoicismo. Y qué decir de Pablo: el padre muerto cosechará la entrega que el vivo jamás supo ganarse.

Mas ¿es seguro tan nefasto final si obedezco a mi sentimiento y me resisto? ¿No impresionará a los romanos que me oponga al emperador? Se burlan de los judíos por su cobardía, su sumisión, su indignidad. Si me niego de un modo tan palpable, ¿no demostraré a los romanos que es posible golpear al judío, matarlo, pero que no se le puede domeñar? Dos cosas han alabado desde siempre los historiadores de todos los tiempos y todos los pueblos: éxito y dignidad. Las crestomatías están llenas de hechos dignos y triunfales: poco refieren de los razonables, y ningún historiador ha encomiado hasta hoy la razón.

Pero antes de concluir esta reflexión se avergüenza de ella. No quiere dejarse llevar por la vanidad, no debe dispersarse pensando en lo inmediato. No quiere convertirse en un héroe de libro.

En la noche de ese segundo día tampoco encuentra reposo. Al amanecer lee en su Filón: «Lo que no responde a la razón es feo. La razón», lee, «el logos, es el hijo primogénito de Dios».

—Muy cierto —replica en voz alta—. Pero ¿no está escrito: «Debes amar a Dios con tu instinto bueno y tu instinto malo»? —convoca ante sí a sus amigos: a Justo, al Doctor Supremo, a Ben Ismael y a Ajer. Su espíritu habla con ellos, les pregunta y replica.

«Esta época miserable», comienza el Doctor Supremo con su voz clara y cortés, «incita más que otras a seguir el instinto malo, el necio instinto patriótico. A nadie reprocho permitir que se desboque su patriotismo, oponerse al emperador romano y dar testimonio de su judaísmo. Pero ¿no está más obligado que otros un tal Josef ben Matatías a resistir ese impulso?». El Doctor Supremo calla, pero al instante toma la palabra su enemigo, Ajer, y dice, respirando ruidosamente, sin resuello: «¿Acaso el citado doctor Ben Matatías no ha llegado aún, tras una vida larga y no siempre fácil, a la conclusión de que Yahvé no protege al Estado de Judea, sino tan sólo al Logos, la Razón suprema?». Y en cuanto éste concluye Justo agrega, duro y agudo como siempre: «Un general, un político de tres al cuarto puede sentirse tentado por ese bello y fácil gesto patriótico: pero vos, Josefo, sois un escritor». La voz llena y profunda de Ben Ismael concluye, tras sus intervenciones: «Si os negáis, querido doctor Josef, os convertiréis en un “negador del principio”. Traicionaréis con ello la idea en cuyo nombre habéis soportado tantas vejaciones, que también exigisteis a otros».

«No soy lo bastante viejo», replica Josef en su defensa, «para seguir tan sólo los dictados de la razón. La vida no valdría nada si nos atuviéramos únicamente a la razón».

«A fin de cuentas, son ya cuarenta y cinco años», opina Ajer afable e irónico. «Ya habéis servido bastante a Dios con vuestro instinto malo». Y de nuevo lo interrumpe Justo: «Lo que os habéis permitido en nombre de la dignidad y de necedades similares bastaría a un Matusalén.». Y suelta su desagradable risita.

«Hoy por hoy soy el único», replica Josef, «que puede demostrarles a los romanos que los judíos no han perdido su dignidad».

«Y ¿qué habréis ganado», le pregunta cortés el Doctor Supremo, «demostrándoselo a los romanos? Los “Vengadores de Israel” creerán que se trata de una invitación a rebelarse de nuevo. ¿Creéis que tal levantamiento tendría hoy más sentido del que tuvo hace quince años, que tendría más éxito?». Y el impaciente Justo tercia cortante: «Vuestro bello gesto os proporcionará seguramente media hora de honda satisfacción, y pensaréis que sois un gran hombre. Pero miles de personas tendrán que pagar esa media hora de gloria del escritor Josefo con su vida o con una opresión intolerable».

Así debatía Josef con sus amigos. Pero no pudo resistir sus voces por mucho tiempo. El día se le hacía de nuevo insoportablemente largo. Si al menos no tuviera que esperar. Resistirá esta humillación, como tantas otras cosas. Y, por mucho que se prolongue la ceremonia, por muy amplio que sea el rodeo para acceder desde el Palatino hasta el arco, más de una hora no podrán retenerle, y para cruzar el arco basta una fracción de minuto: pero esperar al amanecer se le figura una eternidad.

Y, así como a la tarde dijera: «Oh, ojalá amaneciese», saludó el amanecer diciendo: «Oh, ojalá anocheciese ya».

Cuando por fin se acercaba la tarde de aquel viscoso y plomizo día no pudo resistir el peso de su tormento y fue a ver a Mara. Y le habló.

Ella permanecía en silencio con la niña en el regazo, y él recorría la estancia, y todo aquel dolor contenido estalló ante sus ojos. Buscó las palabras más sencillas, en arameo, pero aquéllas se multiplicaban y no lograba concluir. Le contó lo que le exigían, y por qué debía hacerlo, y por qué todo su ser se rebelaba.

—Aquéllos a los que debo acatar y ante los que debo inclinarme —dijo indignado— son las gentes que incendiaron el Templo y descuartizaron a los veinticuatro mil sacerdotes. La colina del Templo estaba en llamas, y todo en derredor cuajado de cruces, y, bajo tierra, en los pasadizos secretos, los hombres se mataban por un mendrugo de pan mohoso. El hombre ante quien debo inclinarme es el hijo del hombre que, viejo y lascivo, te violó y que, para reconciliarnos a nosotros, organizó nuestra primera y ridícula boda. ¿Acaso debo acceder ahora, trece años después, y someterme de nuevo? Dios quiere que lo haga, la razón lo exige. Pero me hierve la sangre al pensar que debo cruzar bajo el arco, y la garganta se me agarrota, y siento que me ahogo y que no puedo hacerlo. Seré el hazmerreír de los romanos, y los judíos me odiarán. La razón está bien, y alguna vez verá uno su recompensa, tal vez en quinientos años. Y la razón es el hijo primogénito de Dios, pero el propio Dios sólo nos paga después de muertos, y mientras vivimos no obtenemos a cambio más que patadas y mierda.

Caminaba de un lado a otro ante Mara, delgado y agotado, su túnica revoloteaba tras él, los ojos se hundían grandes, turbios y febriles en el rostro enjuto, la barba y el pelo se ensortijaban sucios, descoloridos, y su voz sonaba tan alicaída como lo estaba su rostro.

Mara lo escuchaba en silencio, sus ojos lo seguían en su deambular. Había cumplido veintisiete años, era un poco regordeta, pero prieta, fuerte, y no estaba de ningún modo ajada. Cierto que aquel tímido brillo lunar de su primera juventud había desaparecido. Había sufrido mucho, había visto la vida y la muerte, la alegría y la desesperación, ancianos y niños, Judea y el mundo. También a aquel doctor y señor Josef ben Matatías; había visto cómo florecía y se iluminaba. Hubo un día en que fue la luz de todo un pueblo, en que se alzó contra el opresor y alcanzó la felicidad gracias a él. Aún hoy miles de hombres lo tienen por un gran judío y un gran hombre, en Judea se inclinan a su paso, es sacerdote de primera categoría —un elegido de Dios— y al tiempo un noble romano que ha compartido mesa con tres emperadores, y su efigie figura en la sala de honor. Pero ahora lo tiene ante sí deambulando inquieto, proclamando su pena como un animal acosado. Dios le ha enviado pruebas más duras que a otros. Ella no comprende todo lo que dice, pero alcanza a ver que siente un gran dolor. Siempre lo amó, ahora sabe que también lo amaba cuando creía odiarlo, y una dulce y dolorosa compasión la estremece de pies a cabeza. Desea ardientemente volver a ver el rostro resplandeciente de su doctor y señor elevarse como antaño sobre los demás, como Saúl se elevó sobre Israel. Siente, como él, cuán bello y grandioso sería oponerse al emperador romano, al enemigo de los judíos, al asesino, al perro. Pero, aunque no sepa qué responder, sabe muy bien de qué se trata, que Dios ve con buenos ojos que renuncie al glorioso gesto y que acepte cargar con el yugo de la vergüenza.

El hombre, su hombre, sigue hablando; y su voz, de la que un día emanara tanta magia y convicción, suena ahora hueca y metálica.

—¿Qué debo hacer, Mara? —pregunta—. Si me someto y soy razonable, apareceré ante mi pueblo como un traidor. Si no me someto, traicionaré al verdadero Israel, a Dios y a mí mismo. Aconséjame, Mara.

Calló, se puso en cuclillas y cerró los ojos, exhausto. Mara le respondió entonces:

—Debe ser difícil lamer la mano del arrogante y besar el polvo de sus pies, y yo, Mara, no podría hacerlo. Sería muy bello y alegraría mi corazón que te negases y le escupieses a la cara tu desdén al emperador de los romanos, pues es el hijo del hombre que me humilló y que yació sobre mí en su lecho de ramera. Pero tú eres sabio, y yo, Mara, soy ignorante, y si dices: «Mi voluntad lo quiere, pero mi razón me lo prohíbe», entonces debe resultarte igualmente difícil rebelarte como no rebelarte, ya que tu voluntad es fuerte, oh, mi señor, y tu razón poderosa. Yo, Mara, tu esposa, te he escuchado y me siento orgullosa de que me hayas hablado. Pero no puedo decirte nada, sino que me abruma tu pesar como si fuera el mío propio. Toma el camino de la derecha, mi querido señor, o el de la izquierda: seguirás siendo mi amo y amado.

Josef la escuchó y se sintió avergonzado. Le había revelado lo que lo acongojaba. Pero le había ocultado algo: que, al pensar en someterse, le asustaba enfrentarse al rostro de una única persona, el de su hijo Pablo, y, si no se sometía, no podría tolerar la visión de otro, el de su amigo Justo.

A la mañana siguiente Josef se levantó muy temprano. Tomó un baño, se ungió y se perfumó. Se vistió con cuidado, eligiendo el vestido de gala de la segunda nobleza con la banda purpúrea, la sortija dorada y la toga roja. Así marchó al Palatino, donde debía formarse el cortejo.

El maestro de ceremonias le indicó el lugar que le correspondía en él. La procesión descendió lentamente por el Palatino, ascendiendo luego a un pequeño promontorio que conducía al arco de triunfo. Había gente por todas partes, atestaban los portales, los tejados de las casas, pendían, aferrándose con riesgo de sus vidas, de columnas y aleros. Josef estaba pálido, pero su aspecto era digno y sosegado; su corta barba judía contrastaba con la túnica de gala romana. Llevaba al cinto la escribanía de oro que Tito le regalara.

Camina con la cabeza erguida y la vista al frente. Ve un mar de cabezas que avanza a cada paso formando nuevas ondas. No es capaz de distinguir ni un único rostro, pero una y otra vez cree reconocer la cara de su hijo Pablo, la cabeza fina, de una palidez cetrina, sobre el largo cuello, los ojos expresivos, apasionados, sus propios ojos, ahora velados por la ira que suscita en él la humillación que su padre le inflige, velados de desprecio. Todos lo despreciarán: los senadores republicanos, Fineas, Dorión, e incluso tal vez, a pesar de su sentido común, Marullo. Pero, sobre todo, lo despreciará su hijo Pablo.

El cortejo se aproxima al arco de triunfo. El cornisamento aún queda lejos; se alza blanco y altivo, hecho de mármol de Paros, no muy alto, pero de nobles formas, adornado con relieves procedentes del taller del escultor Basil. Como siempre, Basil había protestado y refunfuñado por la indigna y poco artística prisa que le impuso el monarca; a pesar de todo, parece haber hecho un buen trabajo. En cualquier caso, hace semanas que no se habla en Roma de otra cosa que de sus relieves, y hace tiempo que Josef sabe lo que representan: el cortejo triunfal de Tito, el botín de los judíos derrotados, los instrumentos del Templo; es posible que el irónico Basil haya incluido su cabeza, la de Josef, en el relieve.

El cortejo asciende lentamente por el pequeño promontorio. El arco refulge ante Josef. Es lo bastante alto como para cruzarlo con la cabeza erguida, pero a Josef le parecerá somero como el yugo de la vergüenza y la derrota, dos lanzas clavadas en la tierra, y una tercera sobre ellas, tan baja que obliga a inclinarse. Debe inclinarse. Una vez más debe celebrar la derrota de sus judíos, inclinarse ante el vencedor, renegar de su propio pueblo. ¿Y quién ve que su humillación también ayuda a ese pueblo? Pero que reniega de él, eso lo ven todos: los diez mil espectadores sobre los tejados. Y también lo ve su hijo.

Josef avanza con el cortejo, paso a paso. Avanza sobre los duros sillares bellamente labrados, lisos, sobre los que se camina bien, y no debe recorrer un largo camino; sólo cincuenta pasos lo separan del arco. Serán cincuenta duros pasos. Pero los dará, se inclinará. Así lo ha resuelto tras el forcejeo de esos tres terribles días; se lo han impuesto, y lo ha aceptado. Y ahora lo lleva a cabo, ahora se dirige hacia el lugar donde lo humillarán y lo obligarán a renegar de su pueblo.

Es un día agradable, no demasiado caluroso, pero Josef suda, está muy pálido, siente un vacío en su interior. Pensó que la espera era lo peor. Se equivocó. ¿Cuántos pasos faltarán ahora? Cuarenta y cinco. No, sólo cuarenta. Levanta el pie: ¿tiene plomo bajo las suelas? Y alza el pie. Le crujen los dientes, le rechinan. No debe permitirlo, los que lo rodean podrían oírlo.

De pronto lo asalta la imagen de Bilam, un gran mago y profeta gentil. Dios torció sus palabras cuando se aprestaba a maldecir al pueblo de Israel, y tuvo que bendecirlo. Soy la antítesis de Bilam, pensó. Me apresto a hacer algo en favor de mi pueblo, y todos piensan que reniego de él. Para aliviar su congoja se aferra a los versos, a los antiquísimos versos que la Escritura pone a Bilam en la boca, y a su ritmo: «¿Cómo he de maldecir / paso / a quien Dios no maldice? / paso / ¿Cómo imprecaré / paso / a quien Dios no impreca? / paso / He allí un pueblo / paso / que vive apartado / paso / y distinto a los demás / paso / ¿Quién mide el polvo de Jacob? / paso / ¿Quién los ejércitos de Israel? / paso / ¡Cuán bellas son tus tiendas, Jacob / paso / tus moradas, Israel! / paso / Quien te bendice, es bendecido / paso / Quien te maldice está maldito / paso / Ya lo vislumbro / paso / aunque no esté ante mí / paso / le miro / lo miro aunque no esté próximo / paso / Brilla como una estrella en el rostro de Jacob».

Y ya no le quedan más de veinte pasos.

Súbitamente, sin duda así lo han ordenado, nota que todos se han alejado de él, que avanza solo entre la muchedumbre agolpada. Las piernas parecen colgarle de las caderas, pesadas, como muertas; por mucho que se esfuerce pronto no logrará elevar el pie del suelo. Pero lo alza. Sí, y su rostro permanece sereno al hacerlo; cierto que aprieta los dientes con tanta fuerza que los maseteros se le dibujan en las mejillas. Y vuelve a alzar el pie, y otra vez, y no ve a nadie delante de él, y a nadie detrás.

Pero no. A su espalda, a cierta distancia, imitando cada uno de sus movimientos, avanza el enano del emperador: el rechoncho, peludo, malicioso y burlón Sileno.

Josef sabe que ahora todos lo miran, aguardando con burlona expectación verlo someterse al yugo. Dentro de un instante estallarán en silbidos: un estrépito incontenible que recorrerá todo Roma, un huracán de sarcasmo y risas. «Cómo se ha sometido. Cuán profunda y sumisa fue su reverencia. Qué miedicas son estos judíos, hatajo de apocados. Este judío Josef es un gallina». Y cientos de miles de judíos romanos, y, en

dos semanas, cinco millones de judíos repartidos por todo el mundo, contraerán la cara en una mueca de disgusto y lo maldecirán. «¡Cómo ha vuelto a mancillar ese miserable Josef ben Matatías su judaísmo y a todos los judíos! Este Josef ben Matatías es un miserable y un perro». Y todos, romanos y judíos, sonreirán, se mofarán, lo maldecirán: «Ja, Josef el perro. Ja, Josef el perro».

Ante él se elevan ahora las letras latinas del arco, una sencilla inscripción que sustituye a la anterior, más pomposa: «El senado y el pueblo de Roma al dios Tito, hijo del dios Vespasiano». Lee las palabras latinas al tiempo que piensa, en arameo: si pudiera detenerme ahora, dar la vuelta. ¡Cuán afortunados los que entonces se levantaron en armas contra Roma y asesinaron a Cestio Galo y a su legión! Insensatos y afortunados. Benditos los simples de espíritu, benditos los insensatos. Cuán afortunado yo mismo al cabalgar en Galilea al frente de los rebeldes sobre mi caballo Flecha. ¡Oh, mi fuerza! ¡Oh, mi alegría! ¡Oh, mi juventud!, aunque no sea viejo.

Sólo unos pasos lo separan del arco. Ya ve en los muros internos las odiadas imágenes talladas en piedra, los dos famosos relieves: a un lado los instrumentos conquistados, realzados, al otro Tito en su carro triunfal. Ya vislumbra, tras el arco, el Capitolio, que se alza en el extremo opuesto de la Via Sacra, erigido en honor de Júpiter con el dinero de los judíos sometidos: Roma triunfa sobre Judea.

Entonces descubre en la tribuna instalada ante el estrecho edificio de la Nueva Moneda el rostro de su hijo Pablo. Y al instante vuelve a perderse en la marea de los rostros del público. Pero Josef lo ha visto claramente, pálido y cetrino, delgado, con un brillo casi transparente, y desgarrado de odio y desdén. Pablo también ha abierto la boca, contra su costumbre. Sí, así es, su hijo Pablo grita como los demás. No, no como los demás. Pues éstos exclaman: «¡Oh, magnánimo y gran emperador y dios Tito!». Josef sabe muy bien que su hijo Pablo grita, en cambio: «Mi padre el miserable, mi padre el miserable», y su rostro aparece desfigurado, horrendo.

Josef ha llegado al arco. Por un instante cesa el griterío en torno suyo; el propio cortejo y los miles de espectadores están paralizados, aguardando su reacción. Lo asalta un deseo irrefrenable: detenerse, regresar, arrojarle al enano su escribanía a la repugnante cara. Dios exigió, piensa en ese instante infinitamente largo, que Abraham sacrificase a su hijo. Sacrificar al hijo, eso puede hacerse. Pero actuar de tal modo que la cara del hijo de uno se desgane como ésa de allí, eso sobrepasa sus fuerzas, eso no puede exigirse a ningún padre. No, piensa, no puedo hacerlo. Siento arder mi cuerpo, y, ante mí, fuego, y a mi espalda, agua; no puedo seguir avanzando, debo regresar.

Tonterías. ¿Cómo saber lo que ha gritado Pablo? Ha gritado porque los demás lo han hecho, y todos los rostros se deforman al gritar. Me figuro esto para hacerme con una coartada, porque quiero dar la vuelta. Sería espléndido, sí, dar la vuelta. Bálsamo y consuelo, dulce y honroso.

Sería una insensatez criminal, se responde vehemente. No es fácil ser razonable, y nadie lo agradece. Pero la razón es el hijo primogénito de Dios, y a ella me aferro.

Y el ciudadano del mundo Josef ben Matatías, llamado Flavio Josefo, sabiendo que con ello perderá para siempre el respeto que le profesaban los judíos y los romanos, y el amor de su hijo, cobró ánimos, apeló a su voluntad y dio el último paso. Tal como prescribe la costumbre, inclinó la velada cabeza, se llevó la mano a la boca, enmarcada por su barba judía, lanzó un beso a la imagen de Tito divinizado y atravesó el arco; sobre él y a ambos lados la diosa Roma, victoriosa, el carro triunfal del emperador, y los judíos vergonzosamente aherrojados.

Y, tras él, el enano Sileno imitando cada uno de sus movimientos.

Aquí concluye la segunda de las tres novelas sobre el historiador Flavio Josefo.

LION FEUCHTWANGER
(1884-1958)
es probablemente el gran maestro de la novela histórica. Alemán, participa de cerca en los hechos de 1918 en Berlín «a la sombra de los jefes de la revolución» y se entera, durante una gira por Estados Unidos en 1933, que los nazis le han quitado su ciudadanía y su doctorado y han prohibido todos sus libros. Refugiado en Francia funda, junto con Brecht y Bredel, *Das Wort,* la revista antinazi más importante de los exiliados alemanes. El gobierno de Vichy lo arresta; logra escapar de la Gestapo; y llega por fin a Estados Unidos, en donde vive desde 1941 hasta su muerte. En 1954 obtiene el Premio Nacional de la República Democrática Alemana.

Lion Feuchtwanger

El día llegará

Bajo el despótico régimen del último emperador Flavio, el ambicioso Domiciano, el historiador Flavio Josefo se ve inmerso en nuevos conflictos. Josef, el judío, que un día se sintiera llamado a proclamar el ascenso de los Flavios y a erigirse en mediador entre Roma y Judea, regresa a la tierra de sus padres, Palestina; tras ver cómo su hijo Matías sucumbe a las pérfidas maquinaciones del emperador. Este hombre experimentado, que parece haber culminado ya su carrera, vive ajeno a la vida política. Pero al volverse a inflamar el movimiento libertario judío, nunca del todo sofocado, que se alza contra la odiada dominación romana —el ambiguo, el escurridizo, el traidor— se ve arrastrado como lo fuera al comienzo de su carrera. Antes de que pueda hacerse valer, sin embargo, su extraña y extraordinaria vida se apaga al borde de una calzada.

Después de *La guerra de los judíos* y *Los hijos,* ésta es la tercera parte de la trilogía monumental que el gran novelista alemán Lion Feuchtwanger dedicó a la vida del historiador judeo-romano Flavio Josefo. Feuchtwanger intuyó, en la fabulosa historia individual y colectiva de esa época, una gran oportunidad para un escritor comprometido, contemporáneo de Hitler. Ésa y no otra era la preocupación central de su quehacer literario. Y, fascinado por las figuras que podríamos decir pertenecen más a la mitología que a la historia de Occidente, Feuchtwanger construye una saga caleidoscópica en la que insufla, junto con los elementos más apasionantes de toda buena trama novelística, la descripción verosímil de una época histórica que, así, cobra vida en la imaginación del lector; y, con ello, no lo olvida, no: un mensaje dirigido específicamente al público de este siglo, atormentado por fenómenos sociales, políticos y militares singularmente afines a los de veinte siglos atrás.

Lion Feuchtwanger

El día llegará

Trilogía de Flavio Josefo - 3

ePub r1.1
IbnKhaldun, armauirumque 19.10.15

Título original: *Der Tag wird kommen*
Lion Feuchtwanger, 1942
Traducción: Cristina García Ohlrich
Ilustración de cubierta: *San Jorge abatiendo al dragón* (detalle, 1622), de Monsu Desiderio, Galerie Harrach, castillo de Rohrau, Austria
Diseño de cubierta: Mario Muchnik

La trilogía de Flavio Josefo está compuesta de las siguientes novelas:

La guerra de los judíos
Los hijos
El día llegará

Editor digital: IbnKhaldun
Digitalización mecánica: armauirumque
ePub base r1.2

LIBRO PRIMERO

DOMICIANO

Capítulo primero

No, lo que Josef acaba de escribir no podrá dejarlo como está. De nuevo relee sus frases sobre Saúl, el rey de los hebreos, cómo aquél, aunque se le había anunciado que encontraría la muerte y causaría la destrucción de los suyos, partió decidido a luchar. «Eso hizo Saúl», ha escrito, «demostrando con ello que los que aspiran a la gloria eterna han de actuar de igual modo». No, no deben actuar de igual modo. Precisamente ahora no debería escribir algo así. Durante esas últimas décadas, desde que fueron destruidos su Estado y su Templo, sus compatriotas muestran continuamente cierta inclinación a lanzarse a una nueva e insensata revuelta. Esa asociación secreta que desea acelerar su advenimiento, los «Fanáticos del día», ganan cada vez más adeptos e influencia. Josef no debe espolear aún más con su libro su insensato arrojo. Por mucho que lo atraiga el sombrío valor del rey Saúl debe atenerse a la razón, no a sus sentimientos; no debe presentar a ese rey ante sus judíos como un héroe digno de ser imitado.

Flavio Josefo, caballero de la segunda nobleza romana, el gran escritor cuyo busto honorífico figura en la biblioteca del Templo de la Paz, o, mejor dicho, el doctor Josef ben Matatías, sacerdote de primera categoría, oriundo de Jerusalén, deja su estilete sobre la mesa, camina de un lado a otro y acaba por sentarse en un rincón de su despacho. Permanece sentado en la penumbra; la lámpara de aceite apenas ilumina el escritorio sobre el que reposan un par de libros, algunos rollos y la escribanía de oro que le regalara el difunto emperador Tito. Tiembla de frío —pues no hay fuego que venza la gélida humedad de aquel temprano diciembre—, y, absortos, sus ojos se quedan prendidos del dorado fulgor mate.

Qué extraño que haya escrito esas frases entusiastas sobre el insensato valor de Saúl. ¿De nuevo va a dejarse llevar por la pasión? ¿Es cierto que aún no se quiere sensato ese corazón suyo cuando frisa los cincuenta, y que aún no se ha aquietado en la sosegada contemplación ahora que sólo tomará la palabra para su gran libro?

Al menos cada vez se percata más cuando se le va el estilete o la pluma. Se ha forjado a pulso la imparcialidad que requiere su gran obra, su *Historia Universal del pueblo judío.* Ha renunciado al ajetreo, no siente nostalgia de la bulliciosa vida que llevó. En su día se lanzó con ardiente fervor a la gran guerra de su pueblo, participó en ella, en el bando de los judíos y en el de los romanos, como político y como soldado. Ha podido analizar las circunstancias de esa guerra mejor que la mayor parte de sus contemporáneos. Ha vivido los grandes acontecimientos muy cerca del primer emperador Flavio y del segundo, como agresor y agredido, como romano, judío y ciudadano del mundo. Al fin y al cabo, ha escrito la historia clásica de esa guerra judía. Se le aclamó como a pocos, y fue humillado y denostado como pocos. Ahora está cansado de los éxitos y de las derrotas, todo ese trajín se le figura vacuo, ha reconocido que su fuerza y su tarea radican en la contemplación. Dios y el hombre no le han encomendado que haga historia, sino que ordene y conserve la historia de su pueblo; que escudriñe su sentido y exponga a la luz a sus protagonistas como advertencia y como acicate. Para eso está allí, y eso le satisface.

¿Está satisfecho? Esa hermosa y poco razonable frase sobre el rey Saúl no lo atestigua. Ronda ya los cincuenta y aún no ha encontrado la ansiada ecuanimidad.

Ha tratado de hacerse con ella por todos los medios. No se ha dejado distraer de su obra por ninguna ambición de éxito externo. Durante esos cuatro años no ha ocurrido en su vida nada notable. Vespasiano y Tito le tuvieron afecto, pero no movió ni un dedo por acercarse al que hoy es emperador, al receloso Domiciano. No, en este silencioso y retirado Josef de los últimos tiempos no queda nada del de antes, tan apasionado e inquieto.

Las frases sobre el oscuro valor del rey Saúl que acaba de consignar son bellas y arrebatadoras, y los «Fanáticos del día» las leerían entusiasmados. Pero, ¡ay!, precisamente es eso lo que deben hacer. No deben ejercitarse en el entusiasmo, sino en la razón, en la artera paciencia. Deben someterse y no osar levantar por segunda vez, y en vano, sus armas contra Roma.

¿Por qué le han venido a la pluma precisamente hoy las bellas y malditas frases sobre el rey Saúl? Lo supo en el mismo instante de escribirlas; no quiso reconocerlo, pero ahora no puede ocultárselo por más tiempo. Ha ocurrido porque ayer se encontró con Pablo, su hijo, el adolescente, el hijo de la mujer de la que se ha divorciado. Josef no quiso registrar ese encuentro, no quiso admitir que el joven con quien se cruzó a caballo era su Pablo. No quiso mirarlo mientras se alejaba, pero su corazón se había sobresaltado, y supo que era él.

El hombre sentado en la penumbra profiere un leve gemido. Cuánto luchó en su día por aquel hijo suyo, Pablo, el medio extranjero, el hijo de la griega; con cuánta culpa cargó por su causa. El joven, en cambio, ha borrado todo lo que él trató de inculcarle con aquella tímida insistencia, y ahora sólo siente desprecio por él, el padre, el judío. Josef piensa en la hora terrible en que tuvo que someterse al yugo del vencedor, cruzar bajo el arco de Tito; piensa cómo se le apareció entonces, por una fracción de segundo, la cara de su hijo Pablo. Jamás la olvidará; entre los miles de rostros desdeñosos de aquella oscura hora se le ha grabado en el corazón esa cara pálida y cetrina, delgada, hostil. No es sino el recuerdo de esa cara lo que guiaba su pluma cuando escribió esas frases sobre el rey judío Saúl.

Pues, ¡ay, cuán fácil es lanzarse al combate, aunque traiga la derrota segura, comparado con lo que tuvo que aceptar entonces! ¡Qué humillación, qué dolor inflige al corazón tener que mostrar admiración por el insolente vencedor sabiendo que esa humillación es el único servicio que cabe ya rendir al propio pueblo!

Más adelante, en cien o en mil años, lo reconocerán. Pero ahora, en este nueve de *kislev* del año 3847 de la creación del mundo, le consuela bien poco pensar que los que le sucederán admirarán su gesto. En sus oídos no resuena el eco de esa fama, en su corazón no queda más que el recuerdo de aquel griterío de cien mil bocas: «Miserable, traidor, perro», y, sobre ellos, la voz inaudible, y, sin embargo, más alta que las otras, de su hijo Pablo: «Mi padre, el miserable; mi padre, el perro».

Porque quería defenderse de esa voz, por eso ha escrito las frases sobre el oscuro valor de Saúl. Dulce, embriagador fue escribirlas. Dulce y embriagador dejarse llevar por su valor, sin pensar. Resulta diabólicamente difícil, y paralizador, permanecer sordo a la tentación y no oír más que la queda y nunca arrebatada voz de la razón.

El hombre, que no es un anciano, sigue allí, y la estancia en penumbra a excepción del escritorio iluminado por el candil está llena de los hechos no consumados que anhela. Pues el sosiego del que se jacta, la paz de la que disfruta aislado en medio de esa Roma ruidosa, bulliciosa, pletórica de acontecimientos, es artificial, forzada, es un engaño. Todo él es una herida de amor propio hambriento y ansia de acción. Dar que hablar, el impulso de actuar, eso sí vale la pena. Ser capaz de contar la historia del rey Saúl de tal modo que los jóvenes de su pueblo lo aclamen y se lancen entusiasmados en brazos de la muerte, como antaño, cuando él, joven y necio como era, los arrastró con su libro sobre los Macabeos. Eso estaría bien. Escribir la historia de Saúl y de David, y de los reyes y príncipes macabeos cuya sangre lleva en las venas, de modo que su hijo Pablo piense: mi padre es un hombre y un héroe. Eso estaría bien. Y la aquiescencia de su propia razón, la admiración de las generaciones venideras, no son más que humo y vanidad.

No debe pensarlo. Debe ahuyentar las visiones que lo acechan allí, en la oscuridad. Llama al criado con una palmada, ordena: ¡Luz! ¡Luz! Que prendan todas las lámparas y velas. Aliviado, siente cómo al iluminarse la estancia vuelve a ser él mismo. Ahora puede seguir los dictados de la razón, su verdadera guía.

Se sienta de nuevo al escritorio, se obliga a concentrarse. «Para que nadie piense», escribe, «que es mi intención extremar la alabanza al rey Saúl, proseguiré ahora con el verdadero objeto de mi relato». Y así lo hace, narrando con objetividad y mesura.

Llevaba cerca de una hora trabajando cuando el criado le comunicó que había venido a verle un extranjero al que no había forma de ahuyentar, un tal doctor Justo de Tiberíades.

En los últimos años Josef había visto a su gran rival literario en escasas ocasiones, y rara vez a solas. Que Justo lo buscara a una hora tan intempestiva no auguraba nada bueno.

El rostro amarillo grisáceo del hombre que en ese momento penetraba en la estancia trayendo consigo el frío y la humedad le pareció a Josef aún más duro, seco y cuajado de surcos de lo que lo recordaba. A duras penas sujetaba la vieja y desgastada cabeza sobre el cuello, espantosamente delgado. Por mucha curiosidad que sintiera por lo que iría a decirle el otro, Josef dirigió mecánicamente la vista hacia el muñón de aquel brazo izquierdo que tuvieron que amputarle tras bajarlo Josef de la cruz. Al hacerlo, bajó de la cruz a un agudo oponente que con cruel seguridad era capaz de adivinar sus puntos débiles, a un hombre que Josef siempre había temido y del que, sin embargo, jamás pudo prescindir.

—¿Qué deseáis, querido Justo? —le preguntó sin ambages tras intercambiar un par de frases.

—Quiero daros un consejo perentorio —replicó Justo—. Mirad con quién y de qué habláis en las próximas semanas. Meditad también si no habréis dicho últimamente alguna cosa que gentes malintencionadas pudieran interpretar de un modo perjudicial para vos, y en cómo podrían neutralizarse tales comentarios. En el círculo más cercano al emperador hay personas que no os quieren bien, y, al parecer, vos mismo recibís a gente cuya lealtad al Estado es dudosa.

—¿Acaso no puede uno tener trato con personas —preguntó Josef— que disfrutan de la ciudadanía romana y en las que jamás han recaído las sospechas de la autoridad?

Justo torció los finos labios.

—Se puede —replicó— en tiempo de paz. Pero ahora vale más cuidar con quién se intercambia una palabra, y no atenerse únicamente a si se le ha imputado alguna vez una culpa, sino también a si en el futuro podría acusársele de algo.

—¿Pensáis que la paz con Oriente…?

Josef no llegó a terminar la frase.

—Pienso que la paz con Oriente se ha acabado una vez más —replicó Justo—. Los dacios han cruzado el Danubio y han penetrado en el Imperio. La noticia procede del Palatino.

Josef se levantó. Le costaba ocultar lo mucho que lo había conmovido la noticia. Esa nueva guerra que se cernía, esa guerra de Oriente, tal vez tenga consecuencias insospechadas para él y para Judea. Si las legiones orientales se inmiscuyen en la lucha; si intervienen los partos, ¿no estallarán entonces los «Fanáticos del día»? ¿No osarán acometer el insensato alzamiento?

Y él, hace no más de una hora, ha ensalzado al rey Saúl, al hombre que, sabiendo que su derrota es segura, se lanza, sin embargo, a la lucha. A sus cincuenta años es un loco y un asesino, aún más de lo que lo fuera a los treinta.

—Querido Justo, ¿qué podemos hacer? —le dijo sin ocultar su preocupación, con la voz ronca por la emoción.

—Hombre, Josef, eso lo sabéis vos mejor que yo —le respondió Justo, y se mofó—: Setenta y siete son, tienen el oído del mundo, y vos sois uno de ellos. Debéis haceros oír. Debéis redactar un manifiesto tajante que disuada de cualquier precipitación. Cuanto más simple mejor. Eso sabéis hacerlo. Conocéis el lenguaje del hombre común, sois un maestro de las grandes palabras fatuas.

Su aguda voz sonó particularmente desagradable, los finos labios dibujaron una mueca, y soltó de nuevo esa desagradable risita que tanto irritaba a Josef.

Josef no se dio por aludido.

—¿Cómo vamos a combatir un sentimiento tan poderoso con palabras? —inquirió. Y—: Yo mismo deseo ir a Judea —estalló—, participar en esta revuelta haciendo lo que sea, morir combatiendo.

—No lo dudo —se burló Justo—, concuerda con vos. Cuando nos golpea alguien más fuerte devolvemos el golpe y provocamos al otro hasta que termina por aplastarnos. Pero si los «Fanáticos del día» tienen una disculpa, vos no. Vos no sois tan necio.

Y, al ver a Josef absorto, desvalido, compungido, agregó:

—¡Escribid el manifiesto! ¡No es poco lo que debéis reparar!

Al marchar Justo, Josef se sentó para seguir su consejo. Requería, escribió, más valor sobreponerse y condenar la revuelta que instigarla. Por el momento, aunque estallase la guerra en Oriente, lo que verdaderamente convenía a los judíos era proseguir con la construcción del Estado de la Ley y de los ritos, por lo que tenían la obligación de emplear todas sus fuerzas en dicha tarea. Debemos dejar en manos de Dios y de la razón conductora crear las condiciones previas para que este Estado de la Ley y de los ritos, la Jerusalén del espíritu, obtenga también un marco y una estructura visible, una Jerusalén de piedra. Aún no ha llegado el día por el cual todos nos afanamos. Un ataque armado a destiempo no haría más que posponerlo.

Escribió. Trató de insuflarse todo el entusiasmo por la razón de que era capaz, hasta que el agua le supo a vino, hasta que las frases que enunciaba le parecieron no sólo cosa del entendimiento sino asunto de su corazón. Dos veces tuvo que reponer el criado las velas y el aceite de las lámparas antes de que Josef se diera por satisfecho con su texto.

A la tarde del día siguiente Josef recibió en su casa a cuatro invitados: el fabricante de muebles Cayo Barzaarone, presidente de la comunidad agripense, representante de los judíos de Roma y hombre moderado, razonable y apreciado también en Judea; Juan de Giscala, en su día cabecilla de la guerra judía,

un hombre listo y valiente que ahora traficaba con terrenos en Roma y en todo el Reino, aunque en Judea, sin embargo, aún perdurara en las mentes de los «Fanáticos del día» el recuerdo de su participación en la guerra; Justo de Tiberíades, y, por último, Claudio Regino, ministro de finanzas del emperador, de madre judía: un hombre que nunca había ocultado su simpatía por la causa de los judíos, editor de los libros de Josef y su benefactor siempre que lo necesitó.

Bajo el reinado del receloso emperador Domiciano las reuniones debían parecer realmente inocuas para no pasar por una conspiración, pues en casi todas las casas había un confidente del ministro de policía Norban. De modo que, durante la cena, los comensales se entretuvieron comentando trivialidades. Naturalmente, se habló de la guerra.

—En realidad —opinó Juan de Giscala, y su rostro moreno, afable, avispado, sonreía divertido y taimado—, en realidad este emperador no es muy guerrero para ser un Flavio.

Claudio Regino se volvió hacia él; yacía con aire desenfadado, burlones los ojos soñolientos bajo los pesados párpados y la frente abultada. Sabía que el emperador no podía prescindir de él y por ello de vez en cuando se permitía alguna insolencia. Tampoco ese día tuvo reparos en hablar delante de los criados que los atendían.

—No, DDD no es belicoso —le replicó a Juan; solían llamar al emperador DDD, anagrama de su título y nombre: *Dominus ac Deus Domitianus,* amo y dios Domiciano—. Sólo que, por desgracia, piensa que el manto triunfal de Júpiter no le queda mal, y el atuendo resulta un poco caro. Por menos de doce millones no puedo fabricarle un triunfo, sin contar los gastos de guerra.

Por fin, Josef dio por terminada la cena despidiendo a los criados y pudieron hablar de lo suyo. El primero en hacerlo fue Cayo Barzaarone. No creía, adujo el jovial caballero de ojos astutos, que ellos, los judíos romanos, estuvieran amenazados por la guerra que parecía avecinarse. Naturalmente, deberían mantenerse callados durante ese delicado período y evitar cualquier escándalo. Él ya había encargado oficios para rogar en su comunidad agripense por el emperador y la victoria de sus águilas y, naturalmente, el resto de las sinagogas seguirían su ejemplo.

Su discurso resultó vago, poco satisfactorio. Barzaarone habría podido hablar así ante el gremio de fabricantes de muebles que presidía, o como mucho a los miembros del consejo de su comunidad; pero en aquel lugar, ante aquellos hombres, no tenía ningún sentido cerrar los ojos y volver la espalda al peligro.

Juan de Giscala meneó la cabeza ancha y morena. Por desgracia, opinó ligeramente burlón, no todos los judíos eran tan mansos y razonables como la disciplinada comunidad agripense. También estaban, como sin duda su estimado Cayo Barzaarone no ignoraba, los «Fanáticos del día».

Esos «Fanáticos del día», constató entonces Justo con sequedad, como solía, encontrarían por desgracia apoyo en alguna expresión del Doctor Supremo Gamaliel. Y era precisamente él, el Doctor Supremo Gamaliel, presidente de la Universidad y del Colegio de Yabne, el líder reconocido de todo el pueblo judío. Por muy moderado que fuese, prosiguió Justo, el Doctor Supremo se había visto obligado a azuzar la esperanza de la pronta reedificación del Estado y del Templo, e incluso había tenido que usar alguna expresión más atrevida con el fin de que los «Fanáticos del día» no lo dejaran en la estacada. Los fanáticos recordarían eso ahora.

—El Doctor Supremo no lo tendrá fácil —concluyó.

—No nos hagamos ilusiones, señores —resumió a su modo, sin tapujos, Juan de Giscala—. Es prácticamente seguro que los «Fanáticos del día» se lanzarán a la lucha.

En realidad todos lo sabían ya; y, sin embargo, se sobresaltaron al oír a Juan constatarlo con tal objetividad. Josef miró a Juan: su cuerpo pequeño, aunque ancho y robusto, el rostro bronceado y bondadoso con el breve bigote, la nariz aplastada, los pícaros ojos grises. Sí, Juan era el campesino galileo por antonomasia, conocía su Judea desde dentro, había sido el más popular de los instigadores y líderes de la guerra judía y, por mucho que a Josef le repugnasen sus modales, no podía negar que el amor que sentía por su patria procedía de lo más hondo de su ser.

—Aquí, en Roma —quiso justificar Juan de Giscala la determinación con que se había expresado—, nos resulta difícil imaginarnos cómo conmoverá la guerra de Oriente a los habitantes de Judea. Aquí experimentamos, por decirlo de algún modo, la fuerza del Imperio romano en nuestra propia carne, nos rodea allá donde vayamos; el sentimiento de ese poder fluye ya por nuestras venas y pone coto a cualquier amago de resistencia. Pero si yo —reflexionó en voz alta, y su rostro adoptó una expresión de doloroso recogimiento que no lograba apartar de sí cierta ansiedad—, si yo no estuviese aquí, en Roma, sino en Judea, y escuchara allí la noticia de un descalabro de los romanos no respondería de mí. Naturalmente, sé a ciencia cierta que semejante fracaso no alteraría el resultado de la guerra; sé por propia experiencia adónde conduce un alzamiento semejante. Ya no soy joven. Y, a pesar de todo, siento el impulso de unirme a ellos,

de lanzarme a la batalla. Yo os digo: los «Fanáticos del día» no permanecerán de brazos cruzados.

Las palabras de Juan les conmovieron.

—¿Qué podemos hacer para aplacarlos? —dijo Justo rompiendo el silencio. Hablaba con una agudeza fría, casi desagradable; pero la seriedad de su porte, lo incorruptible de su juicio, le hacía respetable, y que hubiera participado en la guerra judía, que hubiera sido colgado de la cruz por Jerusalén demostraba que no era la cobardía lo que le hacía desdeñar esa nueva empresa.

—Quizá podríamos —propuso cauteloso Cayo Barzaarone— insinuar al emperador que revoque la capitación. Habría que exponerle la conveniencia de no herir, en estos tiempos tan delicados, la sensibilidad de la población judía. Tal vez nuestro Claudio Regino pueda interceder por nosotros en ese sentido.

Pues, entre todas las medidas antijudías que se habían adoptado, el cobro de ese impuesto era lo que más les disgustaba. No se trataba únicamente de que esos dos dracmas, que constituían el impuesto obligado para el Templo de Jerusalén y que los romanos recaudaban ahora entre los judíos para mantener el Templo de Júpiter Capitolino, representasen un sarcástico recordatorio de su derrota, sino que el registro de los judíos en las llamadas «listas de judíos», su anuncio público y la recaudación del impuesto se efectuaban de un modo brutal, humillante.

—Hoy en día se requiere cierto valor, señores —dijo tras un breve silencio Claudio Regino—, para no ocultar que se simpatiza con vosotros. A pesar de ello, es posible que yo reúna ese valor y transmita al emperador la propuesta de nuestro Cayo Barzaarone. Pero ¿no creéis que si DDD se decidiera realmente a renunciar al impuesto exigirá a cambio una compensación desorbitada? En el mejor de los casos prescribirá como compensación otro impuesto especial, que resultará tal vez menos irritante para vuestra sensibilidad, pero más para vuestro bolsillo. No sé, querido Cayo Barzaarone, si preferís conservar vuestra fábrica de muebles o veros libre del impuesto judío. Yo, por mi parte, estoy dispuesto a aceptar la injuria si con ello conservo mi dinero. Un judío rico, por muy ofendido que se sienta, sigue teniendo algo de poder y de influencia, mientras que el judío pobre, aunque no se humille, no es nada.

Justo rechazó las perogrulladas de Claudio Regino y las propuestas irrealizables de Cayo Barzaarone con un movimiento de la mano.

—Lo que podemos hacer —dijo— es realmente poco. Palabras, y nada más. Poca cosa, lo sé. Pero si esas palabras se redactan con inteligencia tal vez surtan efecto. Le he sugerido al doctor Josef que redacte un manifiesto.

Todos miraron a Josef, quien callaba inmóvil; tras las palabras de Justo le pareció escuchar un ligero y acre sarcasmo.

—¿Habéis escrito ya el texto? —preguntó finalmente Juan.

Josef sacó el manuscrito de la manga de su túnica y lo leyó.

—Sin duda un manifiesto eficaz —dijo Justo cuando aquél terminó, y, a excepción de Josef, nadie percibió la ironía que subyacía en su observación.

—A los «Fanáticos del día» no les hará efecto —opinó Juan.

—Nada detendrá a los «Fanáticos del día» —admitió Justo—, y los que rodean al Doctor Supremo no necesitan ningún aviso. Pero hay personas que vacilan entre los dos partidos, gentes que dudan, y ésos tal vez se dejen aconsejar por nosotros, que vivimos aquí, en Roma, y que podemos calibrar mejor la situación. Algún efecto tendrá el escrito —insistió. Había hablado casi con vehemencia, como si quisiera convencer no sólo a los otros, sino a sí mismo. Pero ahora sintió que sus fuerzas lo abandonaban y, taciturno, añadió—: Y además, algo debemos hacer, aunque sólo sea para tranquilizar nuestra conciencia. ¿No os reconcome el corazón quedaros ahí mientras los demás corren hacia su destrucción?

Recordaba sus vanas advertencias antes y al comienzo de la guerra. También esta vez sus palabras caerían en terreno baldío, lo sabía. Pero, aunque transcurrieran veinte años, si viera que se repetía la misma situación, volvería a decirlas, por muy fuerte que fuera su convencimiento de que sus palabras sólo agitarían el aire.

—Creo —quiso incitar a los demás— que deberíamos poner nuestro nombre debajo del escrito y meditar cómo podríamos animar a otros a hacer lo mismo.

El amargo tesón de aquel hombre, de común tan retraído, les llegó al alma. A pesar de todo, el ebanista Cayo Barzaarone seguía haciéndose el remolón.

—Me parece —opinó— que no importa tanto el número de firmas como el hecho de que los firmantes posean cierto predicamento entre los jóvenes de Judea. Por ejemplo, ¿de qué sirve que figure en este manifiesto la firma de un viejo fabricante de muebles?

—Quizá no sirva de mucho —replicó Justo, y resultaba difícil percibir el disgusto que se ocultaba tras sus palabras—. Pero es necesario incluir también las firmas de personas libres de toda sospecha, aunque

sólo sea para proteger al resto de los firmantes.

—Eso es cierto —afirmó Claudio Regino, tratando de acorralar al pusilánime Barzaarone—. Los agentes de nuestro ministro de policía Norban sospechan de todos, y si este manifiesto cayera en sus manos dirían que los firmantes conocían ciertas agitaciones en Judea. Cuanto menos dudosas sean las firmas del manifiesto, menos peligro correrá cada uno de los firmantes.

—No os lo penséis más, querido Barzaarone —dijo Juan de Giscala acariciándose el bigote—. No os queda más remedio que firmar.

Discutieron el modo de introducir el escrito en Judea. Entre otros muchos impedimentos estaba el hecho de que el invierno solía interrumpir el tráfico marítimo. Sólo podía encomendarse el documento a un hombre de toda confianza.

—Realmente no estoy seguro —opinó una vez más Cayo Barzaarone— de si el beneficio que obtendremos de este escrito en el mejor de los casos guarda proporción con el riesgo al que nos exponemos, nosotros y nuestra comunidad. Pues quien se aventure ahora, en invierno y en semejantes condiciones, a viajar a Judea, deberá poder aducir una buena razón para ello si no quiere llamar la atención de las autoridades.

—Sí, pero no creáis que vais a zafaros por eso, querido Cayo Barzaarone —insistió el pícaro Juan de Giscala—. Sé de un hombre que tiene poderosas razones para viajar ahora a Judea, razones que aceptarán incluso las autoridades. No cabe duda de que, como consecuencia de la guerra, los precios del suelo bajarán en Judea. En cuyo caso nos será muy útil contar con un especulador: yo mismo. Mi empresa posee amplios terrenos en Judea. Convencida de la veloz victoria de las legiones, desea aprovechar la coyuntura y completar su propiedad. ¿No es ésta una razón de peso? Enviaré a mi procurador, el elocuente Gorión, a Judea. Confiadme el escrito. No dudéis de que llegará a manos de sus destinatarios.

Firmaron. También Cayo Barzaarone acabó por escribir su nombre, titubeando, bajo el manifiesto de Josef.

Tres días después supieron, para su sorpresa, que no había sido Gorión, sino el propio Juan de Giscala quien había partido hacia Judea.

Josef subió por la escalera que conducía a las habitaciones que ocupaban Mara y los niños. Era una escalera estrecha, incómoda; todo en su casa era estrecho, incómodo, retorcido. Ya entonces, cuando Domiciano lo desalojó del bello edificio que el viejo emperador le asignara como vivienda, todos se asombraron de que un hombre tan célebre se alojase en una vivienda tan pobre, reducida y pasada de moda en el distrito nada elegante de «Baños»; pero Josef, que se había empeñado en vivir con forzada modestia, se contentó con construir un piso más. Y allí estaba, estrecha, pequeña, frágil, frente a varios puestos de buhoneros con toda clase de bártulos malolientes, indigna residencia de un hombre de su rango y de su fama.

A pesar de su sencillez, Mara no se encontró nunca a gusto en aquella casa. Quería vivir bajo el cielo; habitar en una gran ciudad entre muros de piedra iba contra su naturaleza. Y allí, entre aquellas paredes mohosas e intrincadas, en aquella habitación con el techo bajo ennegrecido, se sentía doblemente incómoda. Si por ella fuera, hacía tiempo que habrían regresado a Judea, a alguna de las propiedades de Josef.

Habían transcurrido cinco días desde el anuncio de la invasión de los dacios. Entre tanto, Josef se había reunido muchas veces con Mara, había compartido con ella la mayor parte de las comidas y habían hablado largo y tendido. Pero apenas se había referido a la guerra que parecía a punto de estallar en la frontera. Probablemente Mara no intuía las consecuencias que podrían tener para Judea los sucesos del Danubio. Pero sin duda sentía, ella que tan bien lo conocía, que tras aquella máscara de indiferencia escondía un secreto pesar.

Al subir ahora a verla se asombró de haberse esforzado tanto tiempo en ocultarle esa preocupación. Es la única persona ante la cual puede mostrarse sin pudor, tal como es. Cuando la otra se lo exigió permitió que la enviara lejos, y regresó a él cuando la llamó. Allí está cuando la necesita, y cuando lo molesta se esfuma. Ante ella puede dar rienda suelta a sus sentimientos, a su orgullo, sus dudas, su debilidad.

Retiró la cortina y penetró en la estancia. La baja sala estaba atestada de objetos de todo tipo; del techo, siguiendo una costumbre de los pueblecitos de Judea, colgaban cestas con alimentos y ropa. Los niños rodeaban a Mara: la niña Jalta y los dos varones menores, Matías y Daniel.

Josef dejaba a la hija y a los chicos al cuidado de Mara; él no sabía muy bien cómo tratar a los niños. Pero, como solía ocurrirle últimamente, también aquel día miró con una especie de conmovido asombro a Matías, el tercero de sus hijos, y, en realidad, el mayor, pues Simeón estaba muerto y Pablo más que

muerto. Josef tenía sus esperanzas y sus deseos puestos en este hijo suyo, Matías. Era evidente que tenía rasgos del padre y de la madre, pero la mezcla daba por resultado algo completamente nuevo, muy prometedor, y Josef esperaba poder redimirse gracias a Matías, que alcanzaría lo que él mismo no alcanzó: ser judío y también griego, ciudadano del mundo.

Allí estaba, pues, la mujer, trabajando en un lienzo con la ayuda de una criada y contándoles una historia a los niños. Josef le rogó con un gesto que prosiguiera. De modo que siguió parloteando, y Josef escuchó un piadoso cuento un tanto insulso: trataba de un río cuya lengua entendían solamente aquellas personas que sentían auténtico temor de Dios; el río les aconsejaba lo que debían hacer y lo que no. Es un hermoso río que fluye por una tierra hermosa, su patria Israel, y algún día irá allí con los niños y, si los niños se portan bien, el río también hablará con ellos y les aconsejará.

Josef estuvo observándola mientras lo contaba. A sus treinta y dos años se había redondeado y estaba un poco ajada. No quedaba rastro del brillo lunar de su primera juventud, no había ningún peligro de que un romano la exigiera hoy para su cama como antaño el viejo Vespasiano. Pero para Josef seguía siendo lo que fue para él entonces; su rostro redondo continuaba luminoso y frágil, su estrecha frente brillaba como antaño.

A Mara se le iluminó la cara al verlo entrar. En los últimos días había notado que algo lo oprimía, y había esperado que se lo comunicase. Solía hablarle en griego, pero cuando se sentía más próximo a ella o se trataba de algo importante usaban el arameo, la lengua de la patria. Ahora, tras ordenar a los niños que se retiren, aguarda tensa en qué idioma le hablará.

Y, mira por dónde, le habla en arameo. Ya no es el hombre de antes; tiene el rostro surcado de arrugas, su barba ya no está cuidadosamente rizada: es un hombre de cincuenta años y se le nota que ha vivido mucho. También le ha hecho mucho daño, y nunca se lo ha perdonado del todo. Pero, a pesar de ello, a sus ojos sigue irradiando ese resplandor que solía envolverlo, y se siente orgullosa de que le hable.

Le habla de su encuentro con los otros y de sus temores ante un posible levantamiento. Le confía sus penas; sí, en realidad, tan sólo ahora, mientras habla, reconoce claramente lo que este peligro que amenaza a Judea remueve en él. Tiene una agitada vida a sus espaldas, llena de cumbres y abismos; pensó que por fin le sería dado vivir en paz y concentrarse en sus libros, y que comenzaría para él un plácido ocaso. En lugar de eso se avecinan nuevas pruebas y amarguras. El alzamiento de Judea, por insensato que sea, estallará; y Josef se opondrá, y de nuevo tendrá que aceptar los insultos y la vergüenza por reprimir sus sentimientos en nombre de la razón.

Mara ya le ha escuchado esa terrible letanía otras veces. Pero si antes le daba la razón incondicionalmente, pues él era sabio y ella ignorante, ahora su corazón se rebeló contra él. ¿Por qué, si sentía como los otros, actuaba de otro modo? ¿No sería mejor para todos ellos que fuera menos sabio? Era un hombre ilustre, el doctor y señor Josef, su esposo, y ella estaba orgullosa de él, pero en ocasiones, y también en ésta, pensaba que sería mucho mejor que fuera menos grande.

—Tu preocupación me oprime como si fuera mía —dijo; y después, y su espalda se arqueó relajándose, agregó en voz queda—: Tierra de Israel, mi pobre tierra de Israel.

«Tierra de Israel», dijo, en arameo. Josef la comprendía y la envidiaba. Era un ciudadano del mundo, pero estaba dividido. Ella en cambio era una sola cosa. Era uña y carne con el suelo de Judea, pertenecía a Judea, al cielo de Judea y a su pueblo, y cada vez que ella, a su modo sosegado, lo había animado a regresar allí, Josef supo que tenía razón y que él se equivocaba al negarse.

Pensó en los innumerables y alambicados argumentos que había ideado para justificar su negativa. En Judea, le explicó, su visión quedaría turbada por la cercanía de las cosas, se dejaría arrastrar por la pasión de los demás, no podría trabajar en su obra con la objetividad que constituye la premisa esencial del éxito. Pero ambos sabían que eso no era más que un pretexto. Todas las razones que aparentemente lo retenían en Roma eran meras excusas. Allí habría podido escribir mucho mejor su libro sobre Judea que aquí; habría resultado más judío, en el buen sentido. Y tal vez también tenía razón cuando decía que sería más provechoso para sus hijos crecer en Judea, a cielo abierto, que en las estrechas callejuelas de la ciudad de Roma. Esto último era dudoso, sin embargo, porque si su pequeño Matías debía ser lo que Josef proyectaba debía permanecer en Roma.

En cualquier caso, se resistía y hacía caso omiso de las humildes súplicas de Mara. Había optado por llevar una vida retirada, pero no quería renunciar a tener en torno a sí el bullicio de la ciudad de Roma. Vivir en la provincia lo habría oprimido; en Roma, aunque se encerrase en su habitación, lo consolaba la idea de que a un par de cientos de pasos tenía el Capitolio, donde latía el corazón del mundo.

Pero en su fuero interno sentía cierto disgusto, incluso un ligero sentimiento de culpa por retener a Mara en Roma.

—Pobre tierra de Israel —oyó suspirar a Mara.
—Será un invierno lleno de preocupaciones —concluyó él.

Esa noche, durante la cena, ante su esposa Dorión y su hijastro Pablo, Annius Bassus, ministro de guerra de Domiciano, se dejó llevar por sus emociones. Ante esos dos podía hablar, y que estuviera presente el preceptor de Pablo, el griego Fineas, no le molestaba. Fineas era un liberto, no contaba. Pero, por muy grande que fuera su confianza, sus relaciones con la mujer y el hijastro dejaban bastante que desear. A veces tenía la sensación de que ella no lo tomaba en serio a pesar de su inusual carrera, y de que, pese a todo su odio, recordaba con nostalgia a Flavio Josefo, a ese repulsivo intelectual judío. Era seguro que no apreciaba excesivamente al chico que le había dado a él, al pequeño Junio, mientras que admiraba y mimaba a Pablo, el hijo de Josefo. Por lo demás, ni él mismo era capaz de sustraerse al encanto que emanaba de éste.

Sí, amaba a Dorión, y amaba a Pablo. Y, por mucho que el afecto que éstos sentían por él fuese mucho menor que el suyo, eran las únicas personas ante quienes podía dar rienda suelta a su indignación, a la rabia que lo reconcomía en ese puesto bajo aquel emperador impredecible y misántropo. Y eso que Annius apreciaba sinceramente a Domiciano, lo veneraba, y DDD, aun sin ser un soldado nato, poseía cierto talento para los asuntos militares. Pero la desconfianza del emperador no tenía límites, y exigía a sus consejeros deponer a hombres válidos de los puestos adecuados y sustituirlos por otros mucho menos dotados que sólo destacaban por no despertar las sospechas del emperador.

También ahora los sombríos reparos de Domiciano ponían trabas, una vez más, a la campaña dacia. Lo lógico habría sido confiar el mando a Frontín, ingeniero y constructor de las excelentes fortificaciones que recorrían el bajo Danubio. Pero como el emperador quería impedir que Frontín se creyera imprescindible y, con ello, se soliviantara, había tenido la feliz idea de encomendar su conducción al enemigo de Frontín, el general Fusco, el osado.

Dorión no parecía interesarse mucho por su exposición, sus claros ojos verdes miraban indiferentes a Annius, o bien sencillamente al frente. También Fineas estaba como ausente, por mucho que, siendo un griego fanático, por fuerza debía de sentir cierta satisfacción al enterarse de las dificultades que entrañaba la administración del Imperio. El que se mostró más interesado fue Pablo. Contaba ahora dieciséis años, no hacía ni uno que se le había investido por primera vez con gran ceremonia la toga de adulto. Su madre habría visto con agrado que ingresase en una universidad griega, acompañado de su preceptor Fineas. Pero él mismo se esforzaba por combatir las tendencias griegas que ambos habían querido insuflarle; quería ser romano, y sólo romano. Por eso se había unido a un amigo de Annius, el coronel Juliano, un soldado extraordinario que disfrutaba de su permiso estival en Roma. Juliano se había hecho cargo del chico aconsejándole en todo lo relativo a la vida militar; pero al llegar el otoño tuvo que regresar a Judea, a su legión, la décima. Pablo habría dado la vida por poder acompañarlo; también a Annius, que era un soldado entusiasta, le habría agradado hacer de su hijastro un buen oficial. Pero Dorión se negó. Y Fineas explicó al chico a su modo elegante, quedo, y por ello eficaz, lo desabrida que sería la vida de soldado en la lejana provincia y el terrible efecto que tendría en él no empaparse antes de las costumbres griegas. Y Pablo tuvo que resignarse. Pero ahora, tras el estallido de la revuelta dacia, albergó nuevas esperanzas. Aprender el oficio de soldado en la guerra le parecía una oportunidad única que nadie le escatimaría.

De modo que escuchaba con un interés apasionado los comentarios de Annius sobre las dificultades de la campaña que acababa de iniciarse. Realmente, el frente del Danubio requería un comandante de talla, precisamente a ese Frontín, y no al botarate de Fusco. Los dacios ya no eran unos bárbaros, su rey Diurpan era un estratega nada desdeñable; las fuerzas romanas desplegadas en la región, apenas tres legiones, no bastaban para asegurar una frontera de casi mil kilómetros, y el duro invierno de aquel año dificultaba aún más la defensa, pues brindaba al atacante la posibilidad de enviar una y otra vez refuerzos sobre el Danubio helado. A ello se añadía que el rey de los dacios, Diurpan, era un hábil político, con influencias en todo Oriente y buenas perspectivas de poder batir incluso a los partos si éstos intervenían. De cualquier forma, era casi seguro que se producirían disturbios en ciertas provincias orientales que sólo toleraban el dominio romano a regañadientes, como por ejemplo Siria y, en particular, la siempre insatisfecha Judea.

Al oír las explicaciones de Annius la indiferencia de Dorión se disipó de pronto. Hacía tiempo que no sabía nada de Josef, el hombre que más había marcado su destino. Una revuelta en Judea, eso sería un acontecimiento que haría salir a Josef de su actual retiro. En su cabeza bulleron los recuerdos de lo que había vivido a su lado. Cómo aceptó ser flagelado para poder divorciarse de su ridícula mujer judía y desposarla; cómo huyeron y se recluyeron, a solas con su amor, en la casita que les prestó Tito; cómo más

tarde surgieron las diferencias entre ellos; lo que había luchado por su hijo, por ese Pablo; su triunfo, toda Roma aclamándolo al erigirse su busto en el Templo de la Paz… todo eso, su odio salvaje y su fiero amor, resurgían ahora en ella, inextricables.

Incluso Fineas renunció a hacerse el indiferente cuando Annius comenzó a hablar de Judea, y su cabeza grande y pálida se sonrojó. ¡Ojalá estallase realmente la revuelta en Judea para que tuvieran que domeñar a esa tierra bárbara! ¡Ah, qué delicia! Fineas se alegraría de que los supersticiosos judíos sintieran de nuevo la fuerza del puño de Roma. Y se alegraría en particular por *uno,* por Josefo, su antiguo amo. Lo despreciaba, a ese Josefo, despreciaba todo lo suyo: su ridículo combate por Pablo, su orgullo y su modestia, sus creencias supersticiosas, sus éxitos baratos, su pobre griego, todo, todo. Sería estupendo que le demostraran de nuevo cuán miserable era su Judea; que volviera a experimentar lo que significaba padecer la esclavitud.

Entre aquella confusión de ideas y sentimientos de ambos, de Fineas y Dorión, se abrieron paso las palabras de Pablo:

—Eso le acarreará algunas dificultades a cierto señor —dijo Pablo. Eran palabras sencillas, pero la voz que las pronunció estaba tan llena de odio y de triunfo que Dorión se asustó, y hasta Annius Bassus alzó la mirada. También a él le desagradaba Flavio Josefo; el soldado campechano y bullicioso encontraba al judío taimado, retorcido. Pero si él, el oficial romano que había combatido a los judíos, increpaba o bromeaba en ocasiones sobre Josefo, a él le estaba permitido. También a Fineas, su liberto. Pero no les estaba permitido a los otros dos comensales: ni a la mujer que había estado casada con el judío, ni a su hijo. No era únicamente su dignidad de soldado lo que se rebelaba contra ello, también sentía que el odio excesivo de Dorión por Josef procedía de la inseguridad de sus sentimientos. Cierto que a veces le dedicaba comentarios injustos, incluso indecentes, pero después sus ojos se velaban de un modo un tanto sospechoso al oír hablar de él. Annius habría preferido que su esposa y su hijastro se hubieran desligado interiormente de aquel hombre ambiguo, de modo que ni lo amasen ni lo odiasen.

Pero, por el momento, Pablo seguía con su discurso teñido de odio. Sería fabuloso que Judea se alzase y diese motivos para aplastarla definitivamente. ¡Qué fortuna poder ir allí, participar en una expedición de castigo semejante bajo las órdenes de Juliano, su buen maestro! Cómo le dolería eso a su padre, el judío.

—¡Debéis permitirme ir a Judea! —exclamó.

Dorión volvió su fina y alargada cabeza hacia él, y sus ojos color mar sobre la chata nariz lo miraron abiertamente.

—¿A Judea? ¿Tú a Judea? —inquirió. Sonó como una negativa, pero Pablo notó que compartía su odio por el judío, su padre.

—Sí —insistió él, y sus ojos claros respondieron vehementes a la mirada escrutadora de la madre—, debo ir a Judea ahora que la cosa va a estallar. Debo purificarme.

Sus apasionadas palabras sonaron terribles: «Debo purificarme», y, a pesar de todo, incluso el simple soldado Annius entendió lo que significaban. Pablo se avergonzaba de su progenitor y quería reparar el hecho de ser hijo de semejante padre.

Pero ya estaba bien. Annius no quería seguir oyendo tales irreverencias, e intervino.

—No me gusta oír esas cosas de tu boca —lo recriminó.

Pablo notó que había ido demasiado lejos, pero no cejó, aunque moderó su tono.

—El coronel Juliano no entenderá —dijo— que no acuda ahora a Judea. No quiero perder su estima.

Dorión seguía allí sentada, delicada y frágil, relajada aunque estricta; su ancha boca, insolente, abultada en el distinguido rostro, dibujó una leve y ambigua sonrisa. Por mucho que lo irritase aquella sonrisa Annius constató lo mucho que amaba a esa mujer, que la amaría siempre. Pero ella, Dorión, dirigió la vista al preceptor de su hijo.

—¿Qué opináis vos de todo esto, querido Fineas? —le preguntó.

Aquel hombre por lo general tan sereno y elegante no logró ocultar por completo su excitación. Nervioso, encogía y estiraba los largos dedos de sus manos grandes, delgadas, pálidas hasta lo enfermizo, y no lograba mantener quietos ni los pies enfundados en sus zapatos griegos. Se sentía escindido por sentimientos contrarios. Le dolía perder definitivamente a Pablo. Amaba al hermoso y dotado chico, se había esforzado mucho en insuflarle su ser griego. No se le oculta que Pablo se le escapa poco a poco, pero le cuesta aceptar que se convierta enteramente y para siempre en un romano, y eso será inevitable si se incorpora a la legión de Judea. Por otra parte, sería un gran consuelo imaginarse el dolor que depararía a Josefo saber que su propio hijo, su Pablo, participaba en la represión de su pueblo, en el bando de los romanos. Con su profunda y armoniosa voz declaró:

—Me apenaría ver partir a nuestro Pablo rumbo a Judea, pero debo decir que en esta ocasión lo comprendo.

—Yo también lo comprendo —dijo la dama Dorión, y—: Me temo, hijo mío —dijo—, que no podré negarme por mucho tiempo.

El viaje a Judea en esa época del año resultaba azaroso, incluso peligroso. Pablo se dispuso a prepararlo con tesón y cuidado. Se sentía dichoso; nada quedaba en él de aquellos arrebatos imprevisibles, de esa pasión que tanto asustara a sus allegados. Habían desaparecido aquellas opiniones y rasgos judíos que su padre quiso insuflarle. También se evaporó el talante griego que tanto se habían esforzado por imbuirle su madre y su preceptor. Su entorno, su tiempo, habían salido victoriosos: él, el hijo del judío y de la griega, era romano de pies a cabeza.

El emperador avanzaba con paso torpe y envarado entre las jaulas de su zoológico del Albano. El palacio debía servir en principio de residencia estival, pero Domiciano se refugiaba allí en cualquier época del año. Amaba su palacio del Albano más que cualquier otra de sus posesiones; había comenzado a construir el amplio y lujoso edificio siendo aún un príncipe de escasos medios, y ahora estaba empeñado en concluirlo confiriéndole una grandeza aún mayor. El artístico parque se extendía sin que pudieran adivinarse sus límites; dondequiera que se dirigiera la vista surgían anexos.

Deslucido, con un manto de fieltro, capucha y zapatos de piel, avanzaba a grandes zancadas a lo largo de las jaulas seguido por el enano Sileno, gordo, velludo, deforme. El día era frío y húmedo, una fina niebla se había posado sobre el lago; el paisaje, ordinariamente tan colorido, parecía desvaído, las hojas de los olivos carecían de brillo. De cuando en cuando el emperador se detenía ante una jaula y contemplaba a los animales con mirada ausente.

Se alegraba de haberse decidido a abandonar el Palatino y viajar hasta allí. Se encontraba a gusto paseando en la neblina de aquel paraje invernal. El día anterior habían llegado prolijos despachos procedentes de la frontera del Danubio; la incursión de los dacios había tenido consecuencias más graves de lo que había previsto, ya no podía hablarse de meros altercados en la frontera: lo que se avecinaba allá era una guerra.

Apretó el abultado labio superior sobre el otro. Ahora él mismo se verá obligado a combatir. Una perspectiva poco agradable. No le gustan los viajes incómodos y precipitados, no le agrada montar largo rato a caballo, y ahora, en invierno, todo resulta doblemente incómodo. No, no es un soldado, no es como su padre Vespasiano y su hermano Tito. Ésos no eran más que soldados, *milites* transformados en gigantes. Por un instante le parece oír la voz atronadora de Tito y un estremecimiento de repulsa cruza su rostro. No, poco le importan las gloriosas victorias que no tienen continuación. Él ha afianzado sus posiciones en Germania, en Britania. Representa la culminación de la estirpe Flavia. Si ha permitido que el Senado le reconozca el título de «amo y dios Domiciano» es porque sobran razones para hacerlo.

Se detuvo ante la jaula de la loba. Se trataba de un animal extraordinariamente hermoso y fuerte; el emperador amaba especialmente a esa loba, su inquietud, aquella fiereza impredecible, su astucia y su fuerza; amaba a esa loba como emblema de la ciudad y del Imperio. Erguido, con los brazos apretados a la espada en ángulo y el vientre abultado, permaneció ante la jaula. «Amo y dios, *Imperator Flavius Domitianus Germanicus»,* pronunció para sí, y, tras él, el enano repitió las mismas palabras ante la jaula de la loba.

Su padre y su hermano quizás alcanzaron victorias más gloriosas. Pero lo importante no son las grandes victorias sino únicamente el resultado final de una guerra. Hay generales que saben ganar batallas, pero no guerras. Lo que él ha conseguido en Germania junto con su prudente ingeniero Frontín, la erección de aquel muro para contener a los bárbaros germanos, no es espectacular, pero vale más que diez grandes victorias sin consecuencias. Los soldados Vespasiano y Tito jamás habrían comprendido ni llevado a cabo las ideas de ese Frontín.

Es una lástima que no pueda enviar a Frontín al Danubio como comandante en jefe. Pero contravendría sus principios. No debe permitir que nadie se envanezca. Los dioses no aman la arrogancia. El dios Domiciano no ama la arrogancia.

Naturalmente, es una lástima que el vigésimo quinto cuerpo del ejército haya sido aniquilado, pero también tiene su lado bueno. Bien mirado, constituye una ventaja que la causa dacia haya tomado ese cariz y que se hayan lanzado a una auténtica guerra. Pues esa guerra viene en el momento oportuno, acallará voces que no resulta demasiado fácil acallar. Esa guerra le brindará a él, al emperador, la excusa que necesita para adoptar finalmente ciertas medidas de política interior poco populares que de otro modo tendría que posponer varios años. Ahora, con el pretexto de la guerra, podrá obligar a sus díscolos senadores a hacer ciertas concesiones que jamás aceptarían en tiempos de paz.

De pronto se aparta de la jaula ante la que se había quedado absorto. No quiere dejarse tentar, no quiere

soñar; su fantasía se desboca demasiado fácilmente. Es metódico, y en los asuntos de gobierno raya en la pedantería. Desea sentarse a su escritorio. Quiere anotar un par de cosas, organizarse.

—¡La litera! —ordena volviendo la cabeza por encima del hombro.

—¡La litera! —transmite el enano la orden con un graznido, y el emperador se deja llevar de vuelta al palacio. Es un buen trecho. Primero atraviesan varias terrazas de olivares, después una avenida de plátanos, más tarde los invernaderos, a continuación primorosos jardines y columnatas, pabellones, cenadores, grutas, surtidores de todo tipo. Es un parque grande y hermoso que agrada al emperador, pero hoy no tiene ojos para él.

—¡Aprisa! —ordena a los porteadores. Sólo desea trabajar.

Finalmente llega a su despacho, y ordena que no lo molesten por ningún motivo. Cierra la puerta, se queda solo. Sonríe malicioso; piensa en todos esos estúpidos rumores que circulan sobre lo que hace cuando se encierra durante días. Que ensarta moscas, dicen; que se dedica a cortar ancas de ranas, y cosas así.

Se pone manos a la obra. Pulcramente, punto por punto, anota todo lo que pretende sonsacarle al Senado con el pretexto de esta guerra. En primer lugar, quiere realizar por fin su ansiado proyecto y que lo nombren censor vitalicio, lo que le garantizará el control absoluto del presupuesto, costumbres y derecho del Estado, y, con ello, el pleno dominio del Senado, con capacidad de excluir de él a cualquiera de sus miembros. Hasta ahora se le investía de este cargo cada dos años. En estos momentos, ante el estallido de una guerra de duración impredecible, los senadores no pueden negarle esta medida, que equilibrará sus derechos. Respeta la tradición y, como es natural, no se le ocurre modificar la Constitución, que prevé la división del poder estatal entre el emperador y el Senado. No pretende anular esta sabia división: sólo desea tener la capacidad de ejercer el necesario control sobre la corporación corregente.

La guerra también brinda una excelente oportunidad para recrudecer las leyes de moralidad. Naturalmente, esos ridículos y engreídos aristócratas de su Senado se mofarán de nuevo de que condene la menor desviación en los demás mientras se permite a sí mismo cualquier capricho, todos y cada uno de esos «vicios» que castiga. ¡Insensatos! ¿Cómo va él, el dios, a quien el destino ha encomendado proteger con mano de hierro el decoro y la decencia romanos, cómo va a conocer y castigar a los hombres y sus pecados si no se digna descender, cual Júpiter, a su altura?

Formula cuidadosamente los preceptos y leyes que deben ser promulgados numerándolos, detallándolos, pergeñando escrupulosamente la justificación de cada detalle.

Después se apresta a ocuparse de la parte de su trabajo que más le agrada: la confección de una lista, no muy larga, pero de importantes consecuencias.

En el Senado hay unos noventa miembros que no ocultan su hostilidad. Lo miran por encima del hombro esos señores cuyos antepasados se remontan hasta la fundación de la ciudad y, más lejos aún, a la destrucción de Troya. Lo consideran un advenedizo. Porque su tatarabuelo dirigía una oficina de cobros y su abuelo tampoco fue famoso, por eso creen que él, Domiciano, no sabe lo que es la auténtica romanidad. Quiere demostrarles quién es más romano, si el biznieto del pequeño banquero o los tataranietos de los héroes troyanos.

Conoce bien los nombres de esos noventa señores. Noventa es un número alto, no puede consignar tantos nombres en su lista; desgraciadamente, durante su ausencia sólo podrá deshacerse de unos pocos de esos desagradables sujetos. No. Quiere proceder con cautela, no le gusta precipitarse. Pero algunos de ellos, siete, seis o, digamos, cinco, podrán figurar de cualquier modo en la lista, y la idea de que no tendrá que volver a verlos a su regreso lo confortará mientras permanezca lejos de Roma.

Por el momento, y de forma provisional, anota una larga ristra de nombres. Después se dispone a tacharlos. No le resulta fácil, y al borrar alguno que otro lanza un suspiro. Pero es un gobernador meticuloso; no quiere dejarse llevar por la simpatía o la antipatía, sino únicamente por consideraciones de política de Estado. Medita con atención cuál será más peligroso, si este hombre o aquél; si la eliminación de éste levantará más revuelo que la de aquel otro, o si la confiscación de estos bienes constituirá una mayor aportación al tesoro del Estado que la de ese otro patrimonio. Únicamente cuando constata cierto equilibrio se deja guiar en su decisión por su antipatía personal.

Revisa nombre tras nombre. Con gran pesar tacha a Helvid de nuevo de su lista. Es una lástima, pero no puede ser; por el momento, Helvid junior seguirá con vida. A Helvid senior ya lo aniquiló en su día el viejo Vespasiano. Pero llegará el día, y ojalá no sea muy lejano, en que él podrá enviar al hijo tras los pasos del padre. También es una lástima que no pueda dejar el nombre de Aelio en su lista: el hombre al que le arrebató la esposa, Lucía, su emperatriz. Ese Aelio solía llamarlo «Varriguita», nunca se dirigió a él de otra forma, no lo ha olvidado, porque tenía una barriga incipiente y muchas veces le costaba trabajo pronunciar la «b». Bien, que Aelio siga llamándolo «Varriguita» por un tiempo; también a él le llegará la hora en que se

le quiten las ganas de bromear.

Por fin sólo quedan cinco nombres en la lista. Pero incluso esos cinco le parecen demasiados al emperador. Debe contentarse con cuatro. Solicitará el consejo de Norban, su ministro de policía, antes de decidir a quién enviará definitivamente al Hades.

Bien, tras concluir su tarea puede disponer libremente de su tiempo. Se levanta, se estira, va hacia la puerta y la abre. Ha olvidado la hora de la comida, absorto en su trabajo, y nadie se ha atrevido a molestarlo. Ahora quiere comer. Ha hecho venir a casi toda su corte y a medio Senado al Albano, más o menos a todos sus amigos y enemigos; antes de abandonar la capital del Imperio quiere arreglar aquí, en el Albano, todos los asuntos que le conciernen. ¿Debe buscarse compañía? ¿Debe hacer llamar a alguien para que se siente a su mesa? Piensa en todos los que han ido llegando en interminables riadas; imagina el sufrimiento, la tensa espera intentando averiguar qué decidirá el dios Domiciano. En su rostro se dibuja una sonrisa maliciosa. No, que sigan solos, quiere dejarlos solos. Que esperen todo el día, la noche entera, e incluso un día más o una segunda noche, pues el dios Domiciano meditará con gran cuidado sus decisiones y no se precipitará en nada.

Es posible que Lucía haya llegado ya a esta residencia suya del Albano: Lucía Domitia, su emperatriz. La sonrisa de Domiciano abandona su rostro al pensar en Lucía. Durante mucho tiempo no fue para ella más que el hombre Domiciano, pero después ha debido mostrarle también quién es el amo y dios Domiciano; ha tenido que eliminar a su favorito Paris y hacer que el Senado la desterrara a la isla Pandataria por adulterio. Bien está que hace tres semanas indicara al Senado y al pueblo de Roma la conveniencia de atosigarlo para que llamase de nuevo a la amada emperatriz Lucía. De hecho, se dejó ablandar y la hizo llamar. De otro modo habría debido partir a la guerra sin verla. ¿Habrá llegado ya? Si el viaje ha ido bien, debe de haber llegado. No desea demostrar lo mucho que le importa si ha llegado ya o no; ha dado orden de no ser molestado, no quiere saber de la llegada de nadie. Su corazón le dice que está allí. ¿Debe preguntar por ella? ¿Debe rogarle que coma con él? No, es el *imperator,* el dios Domiciano; se domina, no pregunta por ella.

Almuerza solo, deprisa, sin prestar atención a lo que come; engulle, traga los bocados ayudándose con vino. Pronto termina la extraña colación. Y ¿qué hará ahora? ¿Qué hacer para dejar de pensar en Lucía?

Fue a ver al escultor Basílides, a quien el Senado había encargado la confección de una estatua colosal del emperador. Hacía tiempo que el artista le había rogado que acudiese a ver su trabajo.

Contempló la muestra en silencio. Lo había representado a caballo portando las insignias del poder. Era un jinete notable, heroico, imperial, el que había creado el escultor Basílides. El emperador no tenía nada que objetar a la escultura, que, sin embargo, no fue de su agrado.

El jinete mostraba ciertamente sus rasgos, los de Domiciano; pero podía ser un emperador cualquiera, no necesariamente el emperador Domiciano.

—Interesante —dijo finalmente en un tono que no ocultaba su decepción.

El pequeño y escurridizo escultor Basílides, que no había dejado de observar atentamente cada gesto del emperador, le replicó:

—¿De modo que no estáis satisfecho, Majestad? Yo tampoco lo estoy. El caballo y el torso del jinete ocupan demasiado espacio, dejando en un segundo plano la cabeza, el rostro, lo espiritual.

Y, como el emperador callase, prosiguió:

—Es una pena que el Senado me encomendase representaros a caballo. Si Su Majestad me lo permite, yo propondría otra solución a los senadores. Se me ha ocurrido una idea que considero muy sugerente. He pensado en una estatua colosal del dios Marte que exhiba vuestros rasgos. Naturalmente, no estoy pensando en el Marte de siempre tocado con el yelmo. El yelmo me hurtaría gran parte de esa frente leonina vuestra. He pensado más bien en Marte en reposo. ¿Me permitís que os muestre un prototipo?

Y al ver asentir al emperador hizo que le trajeran el otro modelo.

Había representado a un hombre corpulento, pero sentado, descansando cómodamente. El dios había depuesto las armas, adelantando relajado la pierna derecha, y rodeaba con las dos manos la rodilla izquierda levantada. Un lobo yacía a sus pies, un pájaro carpintero se había posado insolente sobre su escudo. La muestra aún estaba en su primera fase, pero ya había modelado la cabeza, y esa cabeza, sí, era una auténtica cabeza de las que le gustaban a Domiciano. La frente tenía ese aire verdaderamente leonino del que había hablado el artista: recordaba la frente del gran Alejandro. Y el peinado, los breves rizos, le conferían un ligero parecido con ciertas cabezas, muy conocidas, de Hércules, el supuesto antepasado de los Flavios, un parecido que desde luego irritaría a más de un senador. La nariz sobresalía ligeramente curva.

Las hinchadas fosas, la boca entreabierta, trasuntaban arrojo, voluntad de mando.

—Imaginaos, Majestad —le explicó excitado el escultor al constatar que su obra le agradaba de forma manifiesta—, el efecto que tendrá la estatua cuando la esculpamos en su verdadero tamaño. Si me permitís que ejecute mi proyecto, Majestad, esta estatua representará aún más al dios Domiciano que al dios Marte. Pues aquí no es el usual yelmo el que atrae la atención del observador, ni el voluminoso torso, sino que cada detalle está pensado para centrar su atención en el rostro, y es la expresión de ese rostro la que eleva al dios por encima de toda medida humana. Ese rostro ha de mostrar al orbe lo que significan los títulos de amo y dios.

El emperador callaba, pero con sus ojos miopes y saltones observaba su efigie con creciente agrado. Sí, es una buena idea. Marte y Domiciano hacen buena pareja. Incluso el cabello, dejarlo adentrarse levemente en la mejilla; también esa insinuación de la existencia de patillas conviene a la representación del dios Marte. Y el ceño amenazador, los ojos llenos de orgullo y de insolencia, el poderoso cuello: todos rasgos propios del dios Marte y al tiempo características que harán pensar en Domiciano. A ello se añade el decidido mentón, lo único bueno de la cabeza de su padre y, por fortuna, lo único que él, Domiciano, heredó de aquél. Tiene razón ese escultor Basílides: el título que se ha hecho conferir, el título de amo y dios, resulta fácilmente explicable a la vista de ese Marte. Como ese Marte en reposo quiere ser él, y así es: sombrío, divino, peligroso justamente en su reposo. Así quieren verlo sus aristócratas, así lo ama su pueblo, así lo aman sus soldados, y lo que Vespasiano no logró con su afabilidad ni Tito con su vehemencia, con su campechanía, lo ha logrado él, Domiciano, precisamente con su lúgubre majestuosidad.

—Interesante, muy interesante —admitió, pero esta vez en el tono adecuado, y agregó—: No lo habéis hecho nada mal, mi querido Basílides.

Le espera una larga tarde. ¿Qué puede hacer antes de irse a dormir? Si trata de imaginarse las caras de las personas que ha invitado a acudir al Albano no encuentra a nadie, por muchos que sean, cuya compañía le agrade. Sólo desea la presencia de una, pero su orgullo le impide llamarla. De modo que prefiere pasar la tarde a solas, no encontrará mejor compañía que la suya.

Ordena que enciendan todas las luces del salón de ceremonias. También hace llamar a los mecánicos para que se ocupen de la ingeniosa maquinaria de la sala, cuyos muros desplaza a su antojo y cuyo techo se alza hasta que desaparece y permite divisar el cielo. La ingeniosa maquinaria fue en su día una sorpresa destinada a Lucía. Ella no la apreció debidamente. No valoró como se merecían muchos de sus regalos.

Acompañado únicamente por su enano Sileno el emperador penetra en la amplia y luminosa sala. Su fantasía la llena con sus innumerables invitados. Se sienta, relajado; inconscientemente ha adoptado la actitud de esa estatua de Marte, y se imagina cómo permanecen sentados, o tumbados, sus invitados, diseminados por las numerosas habitaciones de su palacio, consumiéndose temerosos en la espera. Manda ampliar y menguar la sala; juguetón, ordena que eleven y vuelvan a hacer descender el techo. Después se pasea durante un rato de un lado a otro, ordena que apaguen de nuevo la mayor parte de las lámparas dejando únicamente ciertas zonas en una débil penumbra. Y vuelve a pasearse por la inmensa sala, y su sombra lo acompaña, gigantesca, y su enano lo sigue, diminuto.

¿Estará Lucía ya en el Albano?

De pronto —a pesar de todo se siente con fuerzas para emprender una nueva tarea— manda llamar a su ministro de policía Norban.

Norban se había acostado ya. La mayoría de los ministros no sabían cómo debían presentarse ante el emperador cuando éste los convocaba a horas intempestivas. Por un lado al emperador le disgustaba esperar, y por otro, se sentía ofendido si no se mostraban cuidadosamente vestidos. Norban, sin embargo, sabía que gozaba del favor de su amo, y por ello se conformó con echarse la toga ceremonial sobre la camisa de noche.

Su cuerpo no muy alto pero imponente aún exhalaba, por tanto, el calor de la cama al presentarse ante el emperador. La cabeza poderosa, cuadrada, sobre los hombros aún más fuertes, puntiagudos, no estaba peinada; el firme mentón sin afeitar parecía aún más brutal que de costumbre, y los rizos de pelo negrísimo, embadurnados de grasa y, a pesar de todo, desordenados, que según la moda al uso llevaba sobre la frente, colgaban grotescos sobre su rechoncha cara. El emperador no le tomó a mal semejante dejadez, ni siquiera se percató de ella. Se mostró afable. Aquel hombre alto rodeó los hombros del otro, mucho más bajo, y lo condujo de un lado a otro por la amplia sala en penumbra, hablándole a media voz y expresándose por medio de insinuaciones.

Le habló de que la guerra y su ausencia podrían utilizarse para desbrozar ligeramente las filas del

Senado. Una vez más, en esta ocasión con Norban, repasó los nombres de sus enemigos. Él conocía sus vidas y tenía buena memoria, pero Norban conservaba en su ancha cabeza aún más datos, sospechas y certezas, argumentos en favor y en contra. El emperador se paseó con él de un lado para otro, envarado, rígido, sin soltarlo. Lo escuchaba, le lanzaba preguntas, expresaba ciertas dudas. No vacilaba en permitirle vislumbrar su interior, confiaba en él con una seguridad que procedía de un rincón secreto de su alma.

Naturalmente, Norban también mencionó a Aelio, primer esposo de la emperatriz Lucía, el senador que había bautizado a Domiciano con el nombre de Varriguita y al que Domiciano habría querido conservar a toda costa en su lista. Ese Aelio era un vividor. Había amado a Lucía, seguramente aún la amaba; también amaba las muchas otras cosas agradables con las que el destino lo había favorecido: sus títulos y privilegios, su dinero, su buen aspecto y natural dicharachero que le procuraban amigos dondequiera que fuera. Pero mucho más que todo eso amaba su ingenio, y le gustaba sacarlo a la luz. Ya bajo los primeros Flavios sus chistes le acarrearon disgustos. Bajo Domiciano, que le había arrebatado a Lucía, estaba doblemente amenazado y tenía aún más razones para domeñar su lengua. En lugar de ello se atrevía a afirmar que conocía exactamente la enfermedad de la que moriría. Esa enfermedad sería alguna feliz ocurrencia. También aquel día Norban le contó al emperador algunos de los nuevos e irreverentes chistes de Aelio. Al reproducir el último, sin embargo, se detuvo antes de llegar al final.

—¡Continúa! —le ordenó el emperador. Norban vaciló. El emperador enrojeció, insultó a su ministro, gritó, se deshizo en amenazas. Finalmente Norban le contó el final. Se trataba de un chiste tan refinado como obsceno acerca de aquella parte del cuerpo de Lucía que emparentaba, por así decir, a Aelio con el emperador. Domiciano se puso lívido—. Tienes una buena cabeza, ministro Norban —dijo finalmente no sin esfuerzo—. Lástima que te la juegues por hablar demasiado.

—Me habéis ordenado que hable, Majestad —dijo Norban.

—Poco importa —replicó el emperador, que, inesperadamente, aulló—: ¡No habrías debido repetir esas palabras, perro!

Norban no se inquietó demasiado. De hecho, el emperador no tardó en sosegarse, y continuaron hablando fríamente sobre los candidatos de la lista. Como Domiciano había temido, no podía contar con que se eliminase en su ausencia a más de cuatro enemigos del Estado; más habría sido excesivamente arriesgado. Norban, que no estaba totalmente de acuerdo con la lista del emperador, insistió en aplazar asimismo la ejecución del segundo senador que figuraba en ella. Finalmente, el emperador tuvo que tachar dos nombres de su lista de cinco, aunque a cambio Norban le concedió incluir uno nuevo, de modo que le quedaron cuatro. A esos cuatro nombres pudo añadirles por fin la letra M.

Esa misteriosa M era la inicial del nombre Mesalino, y ese Mesalino era el hombre más adusto de la ciudad de Roma. Al ser pariente del poeta Catulo descendía de una de las estirpes más antiguas del país, por lo que todos esperaban que se uniese a la oposición del Senado. En lugar de ello se puso de parte del emperador. Era rico, y no lo hacía por los pingües beneficios que extraía de acusar a éste o a aquél, incluso a amigos y parientes, de lesa majestad: lo hacía porque la perfidia le procuraba un inmenso placer. Mesalino era ciego, pero nadie lo superaba a la hora de husmear ocultas debilidades, o transformar en sospechosas inocentes afirmaciones y en criminales actos inocuos. Quien llegase a ser objeto del interés del ciego Mesalino estaba perdido: una acusación suya equivalía a una condena. El Senado tenía seiscientos miembros, cuya piel se había curtido en la Roma del emperador Domiciano, y todos sabían que quien quisiese prosperar en ella debía dejar a un lado todo escrúpulo. Pero al escuchar el nombre de Mesalino incluso los más avezados torcían el gesto. El ciego concedía importancia a que no se le recordase su ceguera; se había aprendido el camino hacia su escaño en el Senado y avanzaba entre los bancos hasta su puesto solo y como si viera. Todos tenían cuentas pendientes con ese tipo torvo y peligroso: la caída de algún familiar, de algún amigo; todos habrían disfrutado viéndolo tropezar con algún obstáculo que le recordase su ceguera. Pero nadie se atrevía a ceder a su deseo, lo rehuían, y apartaban cualquier obstáculo que se le interpusiese.

De modo que el emperador anotó la letra M tras los cuatro nombres.

Con ello había solventado la cuestión, y, en realidad, pensó Norban, DDD habría podido dejarlo regresar ahora tranquilamente a su lecho. Pero el emperador le hizo permanecer a su lado, y Norban sabía por qué. DDD estaba deseoso de oír alguna noticia de Lucía, deseaba saber de él qué había hecho Lucía en su exilio en Pandataria. Pero había perdido la oportunidad de hacerlo. No debería haberle gritado de ese modo hace un rato. Ahora Norban se cuidará muy mucho de contarle lo que quiere oír, no volverá a hacerse reo de lesa majestad. Enseñará a su emperador con sutileza a dominarse.

Era cierto que Domiciano ardía en deseos de preguntar a Norban. Pero, aunque no le ocultara nada, se avergonzaba cuando se trataba de Lucía, y no se atrevió a preguntarle. Norban, a su vez, callaba

astutamente.

En lugar de hablar de Lucía refirió al emperador, en vista de que no lo dejaba marchar, toda clase de chismes de negocios y pequeñas vicisitudes políticas. También le habló de los sospechosos movimientos que se habían detectado en la casa del escritor Flavio Josefo desde el estallido de las revueltas en las provincias orientales, sí, incluso estaba en situación de mostrarle una copia del manifiesto elaborado por Josef.

—Interesante —dijo Domiciano—, muy interesante. Nuestro Josef. El gran historiador. El hombre que ha descrito y conservado nuestra guerra judía para la posteridad, el hombre en cuyas manos está repartir gloria y afrenta. Para los hechos de mi divinizado padre y de mi divinizado hermano encontró toda clase de elogios, pero conmigo ha sido más bien mezquino. De modo que ahora compone dudosos manifiestos. ¡Mira por dónde!

Y encargó a Norban que siguiese vigilando a aquel hombre, aunque sin intervenir. Él mismo se ocupará, y seguramente antes de su partida, de ese judío Josef; hace tiempo que tiene ganas de volver a hablar con él.

Lucía, la emperatriz, había llegado al Albano a última hora de la tarde. Confiaba en que Domiciano la saludaría. Que no lo hiciera pareció divertirla más que irritarla.

Mientras su espíritu presidía la entrevista de Domiciano con Norban, sin que ninguno de ellos mencionase su nombre, comía rodeada de un círculo de íntimos. No habían acudido todos los invitados, pues aunque el emperador había llamado junto a sí a Lucía nadie sabía a ciencia cierta el efecto que tendría en él que compartiesen su mesa. Nadie estaba a salvo de encontrarse con una sorpresa mortal; ya había ocurrido en alguna ocasión que el emperador se mostrase particularmente benévolo con alguien justo antes de proceder a aniquilarlo.

Los que participaban en la cena de la emperatriz se mostraban alegres, y la propia Lucía estaba de un humor excelente. Nada en ella revelaba las fatigas del exilio. Allí estaba, grande, joven, pletórica; reían los ojos quizás excesivamente separados bajo la frente pura e infantil, todo su luminoso y valiente rostro irradiaba alegría. No tenía reparo alguno en hablar de Pandataria, la isla de su exilio. Probablemente Domiciano la había desterrado a aquella isla para que sintiese el peso de las sombras de las excelsas damas que fueron proscritas antes que ella: las sombras de Agripina, de la Octavia de Nerón, de la Julia augustina. Pero en eso se había equivocado. Al evocar a aquella Julia de Augusto no pensaba Lucía en su final, sino únicamente en su amistad con Sileno y Ovidio y en los placeres que fueron la causa de aquel final.

Les refirió los detalles de su vida en la isla. En ella convivían diecisiete proscritos y cerca de quinientos nativos. Naturalmente, vivían con cierta estrechez, y también resultaba molesto ver siempre a las mismas personas en torno a uno. No se tardaba en conocer hasta sus más mínimas arrugas. La vida en aquella roca yerma, con el mar infinito a su alrededor, volvía a más de uno melancólico, adusto, y producía desagradables roces; había épocas en las que se odiaban tanto que, cual arañas encarceladas, sentían deseos de comerse unos a otros. Pero también era bueno librarse por una vez de los excesos de Roma, perder de vista algunos de sus rostros y depender tan sólo de uno mismo. Ella no había tenido malas experiencias en esa conversación consigo misma. Además, disfrutó de ciertas sensaciones de las que nada podían saber en Roma; por ejemplo, la emoción que les procuraba ver llegar cada seis semanas el barco que les traía de Roma las cartas, los diarios y todos los pequeños objetos que habían solicitado. En resumidas cuentas, afirmó, no había sido una mala época. Y al verla allí tan alegre y vivaz no resultaba difícil creerla.

Pero aún no se había dilucidado cómo viviría ahora Lucía en Roma, qué actitud adoptaría el emperador ante ella. Lo comentó sin tapujos, y también los demás se expresaron al respecto con particular franqueza: Claudio Regino, el senador Junio Marullo, y el que fuera su esposo, Aelio, al que no había tenido reparos en invitar a su mesa. Al día siguiente, opinó Aelio, Lucía sabría con seguridad lo que podía esperar en el futuro de Varriguita. Malo sería que éste expresase el deseo de encontrarse con ella a solas, pues posiblemente querría discutir. Pero probablemente Varriguita temía tanto discutir con ella como él lo temió en su día, por lo que sin duda pospondría en lo posible tal encuentro. Sí, él, Aelio, estaba dispuesto a apostar a que el emperador organizaría mañana una comida familiar, porque preferiría ver a Lucía en compañía de otros a enfrentarse con ella a solas.

Lucía por su parte no daba muestras de temer semejante confrontación. No le importaba llamarlo por su apodo y, en presencia de todos, dijo dirigiéndose a Claudio Regino:

—Más tarde quiero que me dediquéis cinco minutos, querido Regino, para que me aconsejéis sobre lo que puedo exigirle a Varriguita antes de reconciliarme con él. Si es cierto que ha engordado, como me han dicho, la cosa le saldrá más cara.

Como la mayoría de sus invitados, el propio Domiciano no durmió bien aquella noche. Seguía sin atreverse a preguntar si Lucía había llegado ya, pero una voz interior le aseguraba que sí, que estaba allí; que de nuevo dormían bajo un mismo techo.

Lamentó haber ofendido a Norban. Si no lo hubiera hecho ahora sabría lo que había hecho Lucía en su exilio de Pandataria. Eran muy pocos los hombres con los que habría podido tratar allí, y no concebía que ninguno de ellos le pudiera resultar atractivo. Pero ella era impredecible y se lo permitía todo. Quizá llegó a acostarse con alguno de esos hombres, o tal vez con algún pescador; o con cualquiera de esa morralla que poblaba la isla. Sólo que nadie se lo podía decir a excepción de Norban, a quien había cerrado la boca del modo más estúpido.

Pero, aun conociendo lo que había ocurrido en Pandataria, aunque supiera, minuto a minuto, lo que había hecho allí, no le serviría de mucho. Tenso, con una mezcla de desagrado y deseo, aguarda la conversación que mantendrá al día siguiente con Lucía. Busca frases con las que herirla, él, el altivo Domiciano, el dios, a la pecadora que, magnánimo, se digna recibir. Pero sabe de antemano que, por muy agudas que sean las frases que encuentre, ella se limitará a sonreír y al final estallará en una carcajada, esa oscura y plena risa suya; y le replicará algo como: Vamos, vamos, Varriguita, basta ya. Diga lo que diga, y haga lo que haga, está hecha de tal pasta que será incapaz de amedrentarla. Pues mientras los demás, sus insolentes aristócratas, parecen tener horchata en las venas, en ella, en Lucía, habita en verdad esa pujanza, esa fuerza de los antiguos patricios. Odia a Lucía por esa orgullosa fuerza suya, pero la necesita, la echa de menos si no la tiene a su lado. Se dice que es la diosa Roma personificada, y que sólo por eso la ama y la necesita. Pero lo que él necesita y ama es sencillamente a Lucía, la mujer y nada más. Sabe que no podrá ir al campo de batalla sin haberle besado antes la pequeña cicatriz bajo el pecho izquierdo, y que, si le permite besarla, será un regalo. Ay, a ella no puede ordenarle nada, se limita a reír; de todos los vivos que conoce es la única que no teme a la muerte. Ama la vida, toma del instante lo que éste le ofrece, pero precisamente por eso no teme a la muerte.

El emperador había convocado a primeras horas de la mañana a los consejeros más próximos a él a un consejo secreto. Los cinco caballeros que se reunieron en la sala de Hermes estaban soñolientos. Todos habrían preferido quedarse en sus camas, pero aunque en alguna ocasión pudiera ocurrir que el emperador los hiciera esperar indefinidamente, ¡ay del que se atreviese a ser impuntual con él!

A su manera, franca y ruidosa, Annius Bassus confió a Claudio Regino sus dudas sobre la futura campaña: aparentemente quería que Regino intercediese por él ante el emperador. Por una parte, opinó, DDD no consideraba digno de él, de un dios, ahorrar; de modo que el mantenimiento de la corte, y en particular las obras, requerirían grandes sumas de dinero también en su ausencia. Y, por otra parte, concedía gran importancia —rasgo heredado del padre— a que se evitasen a toda costa los descubiertos. Pero lo que se resentiría con todo ello sería la conducción de la guerra. Temía que no se enviasen suficientes tropas y material a los generales del frente del Danubio. Lo que faltase en fuerzas y medios lo sustituiría el comandante en jefe, Fusco, con su arrojo. Y ahí radicaba el mayor peligro.

—No, la administración del Estado no es asunto fácil —le replicó Regino con un suspiro—, qué me vais a decir a mí, Annius. Ayer mismo recibí un poema que me ha dedicado el poeta de corte Estacio.

Y, con una sonrisa que le cubría toda la carnosa cara sin afeitar y bizqueando irónico con los pesados ojos soñolientos, extrajo el manuscrito de la manga de su túnica de gala; sujetando el valioso poema con sus gruesos dedos lo leyó con su voz aguda y sebosa:

—A ti solo se confiere la administración de los sagrados tesoros del emperador, las riquezas de todos los pueblos, los ingresos del orbe entero. Toda la ganancia de las minas de oro de Iberia, todo lo que reluce en los altos de Dalmacia, las cosechas de Libia, lo que trae el fango del arrebatado Nilo, las perlas que sacan a la luz los buceadores del mar de Oriente, y el marfil de los elefantes del Indo a ti se confía como único administrador. Sin descanso, vigilas tenaz, y con precisa celeridad calculas lo que requieren cada día los ejércitos del Imperio, el mantenimiento de la ciudad; qué los templos, los canales; qué la conservación de la ingente red viaria. Onza a onza conoces el precio, peso y aleación de cualquier metal que, al surgir del fuego, transforma en imagen a los dioses, y al emperador en imagen, en moneda romana. El hombre del que se habla aquí soy yo —afirmó sonriente Claudio Regino, y verdaderamente resultaba un tanto cómico comparar a aquel hombre desaliñado, escéptico y carente de toda presunción, con los excelsos versos que se le habían dedicado.

El gran chambelán Crispín recorría la pequeña estancia con paso nervioso. El joven y elegante egipcio se había vestido con extremo cuidado a pesar de lo temprano de la hora. Sin duda había dedicado mucho

tiempo a su arreglo: como de costumbre, olía a esencias como si se dispusiera a acompañar el cortejo fúnebre de un patricio. Los sosegados y vigilantes ojos del ministro de policía Norban lo seguían con evidente desaprobación. No le gustaba ese joven pisaverde, sentía que se mofaba de su propia grosería. Pero Crispín era una de las pocas personas contra las que Norban nada podía. Cierto que el ministro de policía conocía muchos detalles oscuros de las finanzas del derrochador Crispín. Pero el emperador sentía una inexplicable debilidad por el joven egipcio. Veía en él, ducho en todos los refinados vicios de su Alejandría, el espejo de la elegancia y del buen tono. Pues Domiciano, el defensor de la más pura tradición romana, despreciaba aquellas artes, pero Domiciano el hombre experimentaba un gran interés por ellas.

Crispín exclamó sin detenerse:

—Seguramente se tratará de nuevas leyes sobre moralidad, más estrictas. DDD no cejará hasta convertir nuestra Roma en una gigantesca Esparta.

Nadie le respondió. ¿De qué servía rumiar las cosas cien veces?

—También cabe pensar —opinó Marullo con un matinal bostezo— que nos ha convocado a causa de algún rodaballo o de una langosta.

Se refería a aquella malvada broma que el emperador se había permitido no hacía mucho, cuando, en medio de la noche, ordenó a sus ministros acudir a toda prisa a Albano para preguntarles cómo debía prepararse un rodaballo enorme que le acababan de regalar.

Los ojos del omnisciente Norban, en cuyos informes figuraban con todo lujo de detalles los actos y afirmaciones de todos y cada uno de ellos, aún seguían al irritado Crispín; eran unos ojos castaños, hasta su blanco estaba teñido de castaño, y su atenta y serena expresión recordaba los ojos de un can al acecho.

—¿Habéis descubierto algo nuevo sobre mí? —acabó por preguntarle el egipcio irritado por su mirada.

—Sí —le replicó escueto Norban—. Vuestro amigo Metio ha muerto.

Crispín se detuvo de pronto y volvió el fino, esbelto y vicioso rostro hacia Norban; en él se mezclaban la esperanza, la alegría y la preocupación. El viejo Metio era un hombre muy rico; Crispín lo había acosado hábilmente alternando las muestras de afecto y las amenazas, y el anciano terminó por acceder a dejarle una suma muy considerable en su testamento.

—Vuestra amistad no parece haberle sentado muy bien, querido Crispín —dijo el ministro de policía; todos seguían ahora su conversación—. Metio se ha abierto las venas. Por cierto, poco antes legó toda su fortuna —Norban subrayó expresamente la palabra «toda»— a nuestro querido amo y dios Domiciano.

Crispín logró mantenerse sereno.

—Siempre nos traéis buenas nuevas, querido Norban —replicó cortés.

Si aquella enorme fortuna no le correspondía a él, que recayese en el emperador, a él se lo concedía. A pesar de su retorcimiento, los cinco hombres reunidos en la pequeña sala sentían un sincero afecto por Domiciano. Pese a sus siniestros caprichos DDD fascinaba a las masas y a todos los que se le acercaban.

Claudio Regino había escuchado aquello haciendo visajes. Ahora volvió a relajarse y se recostó, desaliñado y soñoliento, en un sillón.

—Ellos lo tienen fácil —le dijo a Junio Marullo a media voz volviendo la cabeza hacia los otros tres—, son jóvenes. Vos, en cambio, Marullo, y yo, hemos logrado algo que ninguno de los amigos del emperador ha conseguido: los dos hemos superado los cincuenta.

Entre tanto, Norban había acorralado a Crispín en un rincón. A su manera, serena pero levemente amenazadora, amortiguando la pastosa voz de forma que los demás no pudieran oírle, le espetó:

—Tengo otra buena noticia para vos. Las vestales asistirán a los Juegos Palatinos. Podréis ver a vuestra Cornelia, querido Crispín.

El rostro cetrino de Crispín casi se desencajó por la sorpresa. En un par de ocasiones había expresado con cierta osadía los deseos que le inspiraba la vestal Cornelia, pero sólo ante sus íntimos, pues el emperador se tomaba muy en serio el sacerdocio y no toleraba el más leve comentario irreverente sobre sus vestales. Crispín recordaba exactamente lo que había osado decir: que aunque Cornelia se hubiera cosido a la piel aquel vestido blanco la haría suya. ¿Por qué endiablados vericuetos había llegado aquello a oídos del maldito Norban?

Finalmente los consejeros fueron conducidos al gabinete interior.

El emperador estaba sentado en una silla con alzas delante de su escritorio, rígido y primorosamente engalanado con la túnica mayestática reservada para él, y llevaba puestos los incómodos zapatos de gruesas suelas, si bien la mesa ocultaba sus pies. Le agradaba ser en todo un dios, y se limitó a replicar con un altivo y hierático asentimiento al ceremonioso y humilde saludo que le dedicaron los consejeros.

La objetividad con que condujo la reunión resultó por ello más chocante. Aunque transido del sentimiento de su carácter divino, juzgaba con un humano sentido común los motivos y argumentos que le

exponían aquellos señores.

Para empezar trataron el proyecto de ley según el cual debía encomendarse para siempre al emperador el control supremo de la moralidad y el Senado limitando a lo puramente formal los derechos de la corporación corregente, con lo cual harían realidad el principio de la monarquía absoluta. Desarrollaron hasta en sus más nimios detalles estilísticos los argumentos en que basarían su proyecto. A continuación estudiaron el modo de armonizar el presupuesto de guerra con el aprobado para tiempos de paz. Por una parte, debía asignarse una suma bastante elevada al constructor Frontín para proseguir con el muro que les protegía del avance de los bárbaros germanos, y por otra era necesario conceder importantes primas y bonificaciones a los contingentes que partían hacia el frente. Pero tampoco podían detener sin más las ambiciosas obras iniciadas en la ciudad y en las provincias, so pena de mermar el prestigio del emperador. ¿En qué podían ahorrar? ¿Y dónde, en qué partidas podían elevar aún más los impuestos sin abrumar excesivamente a sus súbditos? A continuación debatieron qué medidas debían adoptar contra las provincias cuyo dominio no era tan firme, qué privilegios debían concederles o arrebatarles. Después comentaron con mayor pro[fusión en[1]] qué medida podían atemperarse los preceptos que limitaban el cultivo de la vid en favor del cereal; no deseaban que dicha reforma, tan necesaria, resultase demasiado impopular. Finalmente, se demoraron al llegar a las proyectadas leyes de moralidad: preceptos que regulaban la creciente emancipación de las mujeres, preceptos que limitaban el lujo en el vestir, decretos que debían favorecer un mayor control de los espectáculos. Una vez más, los consejeros hubieron de reconocer que no era la hipocresía lo que llevaba a Domiciano a alabar su misión sacerdotal, que lo impelía a recuperar por todos los medios a su alcance las virtudes y las tradiciones de la vieja Roma. Por esclavo que fuera de sus propios deseos irrefrenables, estaba profundamente convencido de su misión, que consistía en reconducir a su pueblo a la moralidad y a los orígenes religiosos de sus ancestros. «La virtud y el poder romano son lo mismo, lo uno no subsiste sin lo otro: una moral estricta es la base del Imperio». Allí estaba, explicándolo, una estatua parlante rígida e imperial de la que emanaba la profunda convicción de su misión, y, aunque no era la primera vez que los congregados asistían al espectáculo del dios Domiciano revelándose, aquella obsesión se les antojó levemente siniestra.

Pero, a excepción de esta última, el resto de las cuestiones fueron consideradas con la objetividad y eficacia que caracterizaban el proceder del emperador, sin resentimiento alguno contra nadie. Domiciano había sabido fundirse con sus consejeros hasta formar un solo organismo que pensaba con un único cerebro. Fue una larga sesión, todos ansiaban relajarse, pero el emperador no se concedió un respiro ni a sí mismo ni a sus asesores.

Y, tras despedir a los agotados señores, conservó a Norban a su lado. Sin duda haría bien en reposar un poco. Aún le aguardaba una agotadora comida en familia —Aelio, gran conocedor de los hombres, no se había equivocado: el emperador deseaba recibir a Lucía en el círculo familiar— y después el ansiado y temido encuentro con ella. Era precisamente por ese encuentro por lo que Domiciano deseaba hablar con su ministro de policía, el único que podía proporcionarle material —material contra Lucía— que tal vez le resultara útil en dicha conversación. Pero Norban tampoco se explayó entonces, y el emperador no osó formular la pregunta. Aguardó a que su consejero mencionara el asunto por sí mismo; era una bajeza que no informase a su emperador, incluso sin ser preguntado. Pero Norban era testarudo, y no habló.

El emperador renunció con un suspiro a saber algo de Lucía de sus labios. Pero, ya que lo tenía ante él, se decidió a preguntarle al menos por Julia. Su relación con su sobrina Julia era ambigua y cambiante. Tito, su hermano, le ofreció en su día a su hija por esposa; pero Domiciano, que entonces no pensaba más que en ser corregente, no se contentó con eso. Sin embargo, después, en parte por el odio que le inspiraba su hermano, en parte porque la hermosa lasitud y la blanda opulencia de Julia lo atraía, la poseyó por medio de argucias y violencia. Y cuando Tito casó a Julia con el primo Sabino, sí, precisamente por ello, prosiguió con aquella escandalosa relación. Ahora Tito estaba muerto y Domiciano no tenía ningún motivo para irritarlo, pero entre tanto había llegado a habituarse a la rubia, blanca y perezosa Julia. Ella lo amaba, era indudable, y él se refugiaba en ese amor cuando lo reconcomía el resentimiento por el inapelable orgullo de Lucía. Su inclinación hacia Julia dependía de cómo lo tratase Lucía.

Julia estaba embarazada. Hacía tiempo que él le había prohibido acostarse con su esposo, Sabino. Ella juraba que el niño era suyo, no de Sabino, y el hombre Domiciano gustaba de creerlo, no así el desconfiado emperador Domiciano. O tal vez el emperador Domiciano llegase a creérselo, pues nadie era capaz de engañarlo a él, al dios, pero el hombre Domiciano era desconfiado. No se avergonzó de exponer sus dudas ante Norban. Lucía le había dado un hijo, que falleció a los dos años de edad, y el médico Valens no confiaba en absoluto en que pudiera volver a darle descendencia. Sería magnífico que Julia tuviese un niño. Pero ¿quién podría decirle si el fruto que llevaba en su seno era realmente suyo? Jamás llegaría a estar

completamente seguro, pues, aunque el niño tuviera rasgos flavios de cualquier tipo podían proceder de ella, de él, o de Sabino. ¿Quién disiparía sus dudas?

Norban se había entregado en cuerpo y alma al servicio de su amo, y también sentía un sincero afecto por él. Le habría alegrado enormemente que Domiciano tuviese un hijo al que poder confiar el trono.

—Tengo gente de confianza en la casa del príncipe Sabino —le explicó—, personas observadoras. No por parte de la princesa Julia, sino del príncipe Sabino. Me dicen con toda seguridad que ambos viven como primo y prima, no como esposos.

El emperador dirigió sus turbios y rígidos ojos, un tanto saltones, hacia Norban.

—Deseas consolar al amo y dios Domiciano —le replicó— porque eres amigo del hombre Domiciano.

Norban se encogió de hombros y dijo:

—No hago más que referiros lo que me han dicho personas de toda confianza.

—En cualquier caso, su mera existencia resulta irritante —opinó Domiciano— Sabino, ese altivo botarate. Es tonto por naturaleza. Que se haya vuelto tan altanero se lo debemos a Tito. Te lo aseguro, Norban, con todo su empuje, mi hermano Tito no pasaba de ser un sentimental. Mimó a Sabino por pura debilidad hacia la familia. Fue una estupidez darle a Julia por esposa.

—No me corresponde a mí —le replicó Norban— criticar al dios Tito.

—Puedes creerme —replicó impaciente el emperador—: el dios Tito hizo muchas tonterías. El orgullo de ese Sabino es verdaderamente intolerable. Raya casi en la alta traición.

—Se mantiene escrupulosamente alejado de toda actividad política —le espetó, casi lamentándolo, el ministro de policía.

—Eso es lo malo —repuso Domiciano—. Y en cambio se las da de mecenas de toda clase de intelectuales esnobs, naturalmente de la oposición.

—¿Es eso alta traición? —meditó Norban—. Creo que no basta.

—Hizo que sus criados vistiesen la librea blanca reservada al servicio del emperador —prosiguió Domiciano.

—No es bastante —insistió Norban—. Dejaron de usarla en cuanto se lo ordenasteis. No, todo eso no basta —concluyó—. Confiad en vuestro Norban, amo y dios —le dijo—. El príncipe Sabino está hecho de tal pasta que seguro que podremos buscarle las cosquillas. Y en cuanto ocurra, tal vez a vuestro regreso de la campaña, mi amo y dios, os lo comunicaré de inmediato.

Esa noche el emperador cenó primero solo, deprisa y en abundancia, pues quería saciarse para no distraerse en la mesa y poder observar atentamente a sus invitados. Éstos acudieron a la pequeña, íntima y ceremoniosa sala de Minerva. Se trataba de Lucía, los dos primos del emperador —Sabino y Clemente— con sus esposas Julia y Domitila, y los dos gemelos hijos de Clemente.

Los guardias depusieron las lanzas con un tintineo y Domiciano entró en la sala. De pronto divisó a Lucía. Su arrogante y luminoso rostro lo saludó con una sonrisa ligeramente burlona. ¡Ay, no! La estancia en la yerma isla no la había amansado, no había cambiado nada. Se alegraba de que no estuvieran a solas.

Se dirigió hacia ella con esos andares penosos y envarados de siempre y la besó como, de acuerdo con el protocolo, debía besar a todos los presentes. Se contentó con un beso breve y formal, sus labios apenas rozaron sus mejillas. Pero ella percibió bajo su toga de gala el latido desbocado de su corazón. Él habría sido capaz de renunciar a una provincia entera por saber si se había acostado con otro en la isla. ¿Por qué no se lo había preguntado a Norban? ¿Acaso temía la respuesta?

Sintió un deseo salvaje y apenas refrenable de ver la cicatriz bajo su pecho izquierdo y acariciarla suavemente. En verdad es un gran gobernante, un verdadero romano, pues consigue dominarse y volverse hacia los demás con rostro sereno mientras experimenta ese anhelo indecible.

De modo que abraza a su primo Sabino y lo besa, tal como prescribe la costumbre. Un tipo repelente ese Sabino, tan necio como engreído. Pero Domiciano confía en su ministro de policía. Llegará el día en que no tendrá que sentir la piel de Sabino junto a la suya.

A continuación se volvió hacia Julia. Nada denotaba aún su estado, pero todos estaban al tanto. Seguramente Lucía, también ella, se preguntaría si el niño era de Varriguita o del estúpido de Sabino. El rostro del emperador se tornó carmesí al encaminarse hacia Julia con los brazos a la espalda formando un ángulo, metiendo la barriga; pero eso no tenía importancia, se sonrojaba fácilmente y por cualquier motivo. Los ojos de Julia de un azul grisáceo lo miraron abiertamente, escrutándolo. En esos últimos meses no se había mostrado particularmente caprichoso, pero, como era razonable, preveía que todo cambiaría en cuanto regresase junto a Lucía. Allí estaba, pues, una auténtica flavia, llenando la estancia. Su existencia no

podía negarse. ¿Pero no resultaba ligeramente vulgar comparada con Lucía? Domiciano la besó, y su blanca y fina piel, que tanto le agradara unos días antes, le pareció falta de encanto.

Después saludó con un beso y un abrazo a su primo menor, Clemente, el dulce y perezoso Clemente —como le gustaba llamarlo—, pues nunca se había interesado por la política, carecía de ambición, y la afable lasitud que revelaba todo su ser irritaba enormemente al emperador, que se tenía por garante de la esencia romana. Clemente pasaba la mayor parte del tiempo en el campo con su esposa Domitila y sus hijos gemelos. Allí practicaba la ridícula doctrina pietista de una secta judía, los llamados mineos o cristianos, que todo lo esperaban del más allá, ya que no parecían apreciar excesivamente la vida terrenal. A Domiciano esa doctrina se le antojaba repugnante, blandengue, afeminada, necia, de todo punto indigna de un romano. No, ¡por Hércules!, tampoco le gustaba su primo Clemente, quien, sin embargo, le aventajaba en una cosa, había algo que Domiciano le envidiaba: los gemelos de cuatro años Constancio y Petronio, los cachorrillos o leoncitos, como Domiciano solía llamar a aquellos chicos ágiles, blandos y fuertes. La dinastía debía sobrevivir, ése era su mayor deseo. Ni Sabino ni Clemente estaban hechos para el trono, y aún no se sabía qué ocurriría con el vástago de Julia, de modo que por el momento los gemelos eran los únicos con los que contaba Domiciano, y en su fuero interno acariciaba la idea de adoptarlos. Sólo por ellos aceptaba la presencia de su primo Clemente. Éste, que —dicho sea de paso— le correspondía en su aversión, se dejó besar y abrazar con evidente disgusto.

Su esposa, en cambio, Domitila, a quien saludó en último lugar, provocaba y regocijaba al emperador. Hija de su hermana, que falleció tempranamente, también ella mostraba ciertos rasgos típicamente flavios: cabellos rubios y un poderoso mentón. Pero era muy delgada, delgada en todos los sentidos, y también parca en palabras. Sin embargo, sus claros ojos eran muy elocuentes, incluso fanáticos. Para designar a Domiciano no usaba más que el desdeñoso epíteto de «ése» —incluso «Varriguita» era demasiado benévolo a sus ojos—, y el emperador no necesitaba a Norban para saber que Domitila veía en él a la encarnación de la maldad. Sin duda era ella quien imbuía en su débil marido aquella pasiva hostilidad, la frágil y callada dulzura de su resistencia. Sin duda era ella quien lo impelía a adherirse a aquella sospechosa secta judía. Al besarla, Domiciano la abrazó más estrechamente que al resto. No le importaba, pero quiso ir más allá del beso ceremonial, abrazando a la remisa cordial y largamente sólo para irritarla.

Durante la cena, se mostró alegre y locuaz, si bien no dejó de mofarse, como era su costumbre, de sus primos Sabino y Clemente, y de Domitila. Pero no se tomó a mal que Lucía lo ofendiese alabando su moderación, y reconociese admirada que su barriga sólo había aumentado un poquito. También expresó su preocupación por Julia, recomendándole que se cuidase dado su estado y comiese de ciertas viandas absteniéndose de otras. Pero, sobre todo, bromeó con los gemelos. Dulcemente les acarició el claro y blando cabello llamándolos «mis cachorrillos». Los príncipes se dejaban querer; aparentemente correspondían al afecto que les mostraba su tío.

—El pueblo, los soldados y los niños me quieren —constató satisfecho el emperador—. Todos los que conservan sanos sus instintos me aman.

—¿Acaso tengo yo los instintos corrompidos? —le replicó Lucía. Y Julia, afable y serena, inquirió:

—¿Significa eso que no amas a nuestro dios Domiciano, querida Lucía, o que lo amas a pesar de tus corruptos instintos?

Al terminar la comida y despedir a los comensales Domiciano se sintió con ánimos para enfrentarse a la ansiada entrevista con Lucía. A pesar de todo, cuando se quedaron a solas no supo cómo empezar. Lucía se dio cuenta, y una sonrisa cubrió su rostro. De modo que fue ella la que inició la conversación conduciéndola por los derroteros que más le convenían.

—En realidad —dijo—, debo agradecerte que me condenaras al exilio. Cuando supe que ni siquiera me enviabas a Sicilia, sino a la yerma Pandataria, me ofendí, debo reconocerlo, y temí que mi estancia fuera terriblemente aburrida. Pero, en cambio, la isla ha resultado ser toda una experiencia que no me habría gustado perderme. Condenada a tratar con una docena de proscritos y con la población proletaria indígena, descubrí que una isla tan desolada como ésa favorece mucho más la vida interior de sus moradores que el Albano, por ejemplo, o el Palatino.

De todos modos, se dijo Domiciano con acritud, le preguntaré a Norban si tuvo alguna relación y con quién.

—Cuando accediste —continuó Lucía— a llamarme, casi lo lamenté. Y eso que no voy a negar que ahora, tras la yerma Pandataria, el Albano me resulta aún más divertido.

—Debería haber aplicado más estrictamente las leyes sobre adulterio —opinó Domiciano sonrojándose —. Debí haberme deshecho de ti, Lucía.

—Eres bastante inconsecuente, mi amo y dios —le replicó Lucía sin deponer su sonrisa—. Primero me

haces llamar, y después me endilgas semejante grosería. ¿No te parece un tanto primitivo proponer siempre soluciones tan sangrientas?

Se le acercó aún más, era mayor que él, y le acarició el cabello cada vez más ralo.

—Un signo de mal gusto, Varriguita —dijo—, nada propio de un hombre de casta. Por otra parte, no temo a la muerte. Creía que ya lo sabías. Si tuviera que morir ahora no me parecería un alto precio por todo lo que la vida me ha dado.

Había sabido sacar provecho de la vida, Domiciano debía admitirlo. Y era cierto que no temía a la muerte, él mismo había hecho la prueba. Y también le creía que hubiera sido capaz de disfrutar de su exilio. No, no había forma de domeñarla, no sabía imponerse. El arrojo con que defendía su proceder no dejaba de escandalizarlo, pero siempre terminaba sometiéndose a él.

Trató de mostrarse firme. No era irreemplazable, eso había quedado claro en su ausencia. ¿Acaso no se había convertido Julia en algo más que una amante? ¿No esperaba un hijo de Julia? ¿Y no había aprovechado también él su ausencia?

—Yo tampoco he perdido el tiempo, Lucía —le espetó socarrón—. Roma es ahora más grande, más poderosa, más fuerte y más virtuosa.

Lucía se limitó a reír.

—¡No te rías, Lucía! —exclamó Domiciano, y aquello sonó como un ruego y una orden—. Así es.

Y ablandándose, casi suplicante:

—También lo he hecho por ti, lo he hecho sólo por ti, Lucía.

Lucía permanecía en silencio, observándolo. Era capaz de descubrir sus rasgos más ruines y ridículos, pero también veía su fuerza y sus dotes de mando. Una cosa estaba clara: alguien que reuniera un poder tan inmenso como ese Domiciano tenía que ser un gran hombre para no perder la cabeza. No se le podía exigir que fuese razonable. Ella no lo hacía. De cuando en cuando incluso lo amaba por su locura, veía hablar y actuar en él al dios. Lo despreciaba por no ser capaz de matarla; sin embargo, durante su exilio a menudo lo había añorado. Lo observaba pensativa, con los ojos turbios: sentía deseos de acostarse con él. Pero no le cabía ninguna duda de que antes debía sonsacarle lo que se había propuesto. Después, una vez que la haya poseído de nuevo, será demasiado tarde y tendrá que pelearse con él durante años. Había meditado bien lo que quería pedirle, y el astuto Claudio Regino le había dado la razón.

—Deberías concederme por fin el monopolio de los tejares —dijo, por tanto, en lugar de responderle. Lo había amedrentado.

—Yo os hablo de Roma y de amor, y tú me pides dinero —se lamentó.

—Durante mi exilio —repuso ella— he aprendido lo importante que es el dinero. Incluso en una isla desierta me habría ahorrado muchas incomodidades, a mí y a los demás. Fue muy poco cortés por tu parte regular mis gastos. ¿Me cederás el monopolio o no, Varriguita? —dijo.

Él sólo pensaba en la cicatriz bajo su seno, henchido de rabia y deseo.

—¡Calla! —le ordenó.

—No tengo la menor intención de hacerlo —insistió ella—. Vamos a zanjarlo de una vez. Y no irás a ninguna parte antes de darme un sí rotundo. No pienses ni por un instante que has acabado conmigo enviándome a Pandataria. Sin duda creíste que no haría más que pensar en el terrible destino de Octavia o en el de la Julia de Augusto.

Él se sonrojó: precisamente ésa había sido su intención.

—Esta vez te has equivocado de plano. Y, aunque me enviases allí de nuevo, no cambiaré, y así como Julia constituye para mí un recuerdo placentero, la próxima proscrita pensará en mí con más envidia que terror.

Eran insinuaciones que le demostraban sin lugar a dudas su impotencia ante aquella mujer. Buscó una respuesta. Antes de que encontrara alguna, ella le reiteró su exigencia e, inflexible, le espetó:

—¿Crees que eres el único que necesita oropeles? Si quieres construir más alto que los que te precedieron yo también quiero beneficiarme de ello. ¿Me darás el monopolio?

Tuvo que concedérselo, y aquella noche no lo lamentó ni un solo instante.

Las determinaciones que el consejo del emperador había dado por buenas debían ser aprobadas por el Senado para convertirse en leyes. De modo que se elaboraron cuatro proyectos de ley y, pocos días después de la reunión del consejo, se convocó al Senado para debatirlos.

Allí estaban, pues, los padres convocados, adormilados en la blanca, enorme e imponente sala del Templo de la Paz. Era muy temprano; la sesión debía comenzar puntualmente a la salida del sol, pues el

Senado sólo podía reunirse entre la salida y la puesta de sol y, si querían debatir y aprobar los cuatro decretos, debían aprovechar el tiempo.

Era un día gélido, los braseros no llegaban a caldear las amplias salas. Los senadores estaban dispersos, envueltos en sus mantos púrpura y sus vestidos orlados bajo la temblorosa luz de innumerables candelabros y braseros, charlando, tosiendo, ateridos; saltando para calentarse los pies enfundados en sus altos, incómodos y lujosísimos zapatos, tratando de calentarse las manos con el contenido de los recipientes que llevaban en las mangas de sus túnicas de gala.

Casi todos consideraban una humillación infernal tener que someterse a aquellas incomodidades para aprobar a bombo y platillo leyes que los despojaban de sus derechos y los dejaban a merced de Domiciano, el insolente biznieto de un funcionario de segunda. Pero ni los más valientes habrían osado ausentarse.

Aquí y allá se escuchaban —con sordina— voces irritadas.

—¡Esto es una vergüenza, un insulto! —estalló de pronto el senador Helvid, y aquel hombre alto, enjuto, apergaminado, parecía decidido a abandonar la sala. Publio Cornelio lo retuvo a duras penas.

—Entiendo perfectamente, querido Helvid —le dijo aferrándose a su manga— que no queráis mezclaros con un Senado como éste. Todos nosotros preferiríamos arrancarnos la banda púrpura antes que someternos a este emperador. Pero ¿qué conseguiríais con una salida airada? El emperador lo consideraría una insolencia y, tarde o temprano, os lo haría pagar caro. Esta vida agazapada, de sobresaltos, que vivimos, no es vida; cuántos de nosotros no preferiríamos un final brillante, espectacular. Pero no tiene sentido que muramos ostentosamente cual mártires. Sed razonable, querido Helvid. Es de suma importancia que los que aman la libertad sobrevivan a estos tiempos. Es importante que vivan, aunque sea una vida miserable.

Cornelio era mucho más joven que Helvid —era uno de los senadores más jóvenes—, pero gruesas y sombrías arrugas surcaban ya su rostro a pesar de su juventud. En lugar de convencerme él a mí, pensó mientras conducía suavemente a Helvid de regreso a su escaño, soy yo quien ha de aplacarlo. Desde luego, yo lo tengo más fácil que él. Mi deber es consignar lo que ocurre bajo el tirano. Si no me lo repitiese de continuo no podría soportar esta vida.

Por fin, pocos minutos antes de la salida del sol, llegó Domiciano. Las puertas del edificio se abrieron de par en par para subrayar el carácter público de la reunión, y el pueblo entero pudo ver al emperador alardeando en su elevado sitial. Brillaba con reflejos púrpura y dorados, decidido a no deponer esa actitud hasta el final de la reunión. Deseaba que los cuatro decretos que debían debatirse aquel día, sus decretos, se dirimiesen y aprobasen con toda pompa.

El más importante de ellos, el que atribuía al emperador el cargo de censor vitalicio, que le permitiría excluir a cualquier miembro del Senado de dicha corporación, era el tercero en el orden del día. La defensa del proyecto de ley corría a cargo del senador Junio Marullo, cuyo nombre recibiría la ley. El anciano y elegante caballero tenía un buen día y se sentía fresco. Él, que se había procurado con pasión tantas raras sensaciones, disfrutaba haciendo pagar a sus puritanos colegas el desdén y las burlas que en su día le dedicaran al «frívolo y refinado vividor». Envarados y llenos de rencor, los senadores conservadores de la facción republicana tuvieron que escuchar cómo su colega Marullo, el célebre procurador, aducía con aparente frialdad que la estabilidad de la conducción del Estado obligaba al Senado a asignar al emperador la censura vitalicia, y que la pervivencia misma del Imperio se vería amenazada si no se encomendaba ese mecanismo de control al amo y dios Domiciano.

El senador Prisco lo escuchaba con las manos ocultas en las mangas de su túnica de gala. Observaba al elocuente Marullo con los ojillos hundidos, la redonda y calva cabeza enhiesta. ¡Ah, qué bien hablaba ese Marullo! Hablaba magistralmente en favor de una causa altamente ruin. Retórico ferviente y experimentado, habría dado cualquier cosa por poder replicarle; no le habría faltado materia, y de la mejor, y lo habría expresado magistralmente. Pero mientras reinase el emperador Domiciano estaba condenado a callar. Su único y flaco consuelo era que, tras la sesión, regresaría a su casa y consignaría sus ideas por escrito. Más adelante, cuando se presentase la ocasión, se lo leería cauteloso y en un susurro a un círculo de íntimos y, si la cosa iba bien, incluso le haría llegar su manuscrito al insolente Marullo. Triste consuelo.

Al senador Helvid, hijo de aquel Helvid que el padre del emperador había ordenado ejecutar, le crujían los dientes, y se mordía los labios al escuchar las ruines y elegantes frases de Marullo. Finalmente, no fue capaz de dominarse. Olvidó las advertencias de Cornelio, y aquel hombre alto, enjuto y apergaminado se levantó y se dirigió a Marullo con una voz poderosa:

—¡Qué insolencia, burdas mentiras!

Marullo se interrumpió y dirigió los claros ojos azul grisáceo hacia el espontáneo; sí, incluso se llevó la esmeralda al ojo para verlo mejor. El emperador volvió la cabeza lentamente hacia Helvid, sonrojándose. Pero éste fue arrastrado de nuevo por Cornelio hasta su escaño, y allí permaneció sin decir nada más.

Al concluir Marullo se procedió a debatir el proyecto. El cónsul en funciones llamó a cada uno de los senadores por orden de edad y les preguntó:

—¿Cuál es vuestra opinión?

Muchos habrían querido responder: Esta ley será la ruina del Imperio y del mundo. Pero ninguno llegó a formularlo. Por el contrario, todos afirmaron obedientes:

—Convengo con Junio Marullo —y, a lo sumo, el tono de su voz delataba en algún caso vergüenza, amargura o estupor.

Durante la pausa que siguió al refrendo de este tercer decreto Helvid se lamentó ante Cornelio:

—Si a nuestros antepasados les fue dado disfrutar durante un tiempo del máximo grado de libertad posible, nosotros padecemos ahora el máximo grado de esclavitud imaginable.

Durante el debate en torno al cuarto proyecto, el último, que concernía a la nueva ley, más estricta, de moralidad, el emperador tomó la palabra. Cuando se trataba de la decencia y la tradición se sentía impelido a hablar. Y sin duda encontró frases dignas, poderosas, muy romanas para proclamar una vez más su convicción de los íntimos vínculos que unían poder y moralidad. La moralidad, explicó, era la base del Estado; el comportamiento de un hombre determinaba su inclinación y, si se mejoraba su comportamiento, si se le obligaba a actuar dignamente, virtuosamente, se enaltecían con ello su alma y su carácter. Decencia y moralidad serían las premisas de cualquier orden estatal, y la disciplina del ciudadano el fundamento del Imperio. Incluso los senadores de la oposición tuvieron que admitir que el descendiente del funcionario de segunda era capaz de expresarse con una dignidad verdaderamente regia.

A lo largo de los muros de la amplia sala circular se alineaban, con gesto adusto, las efigies de los grandes poetas y pensadores, entre los que destacaba el busto del escritor Flavio Josefo, el judío, que el emperador Tito había ordenado erigir. Levemente girada sobre el hombro, alta y altiva, enjuta, con un brillo extraño, sin ojos y llena de sabia curiosidad, la cabeza de Josefo presenciaba aquella sesión.

Finalmente se debatió y aprobó también el último proyecto de ley, y el cónsul en funciones pudo clausurar la sesión con la fórmula: «No os retendré por más tiempo, Padres Convocados».

Diez días después, como era preceptivo, se aportaron al Archivo estatal las cuatro tablillas de cobre con el texto de las cuatro nuevas leyes, con lo que obtuvieron plena validez. A partir de ese día, el *Imperator Cesar Domitianus Augustus Germanicus* disfrutaba del privilegio de poder expulsar a cualquier miembro del Senado de dicha corporación.

En la indigna casa de Josef apareció un día, para sorpresa de sus vecinos, un correo imperial. Entregó a Josef una invitación para presentarse al día siguiente en el Palatino.

Josef estaba más sorprendido que asustado. En los últimos años el emperador no había intercambiado con él más que un par de palabras en una o dos ocasiones, nunca más. Le llamaba la atención que ahora, poco antes de su partida, en medio del trasiego de los numerosos asuntos que reclamaban su atención, lo llamase a su presencia. ¿Acaso esa invitación o, mejor aún, ese emplazamiento guardaba relación con lo que ocurría en Judea? De camino hacia el Palatino Josef trató de ahuyentar sus temores. Dios no permitiría que le ocurriera nada antes de concluir su gran obra, la *Historia Universal*.

Cuando Josef fue conducido a su presencia, Domiciano lucía la túnica púrpura sobre la coraza; tras la entrevista con el judío debía recibir a una delegación de senadores y generales. De modo que allí estaba, apoyado en una columna; el bastón de mando, símbolo de su poder, permanecía junto a él sobre una mesita. La sala no era espaciosa, lo que subrayaba su imponente figura. Josef recordaba muy bien a Domiciano de la época en que era un don nadie, un inútil, cuando su hermano Tito lo llamaba «Frutito». Pero, a su pesar, vio fundirse al hombre con la efigie de uno de los muchos bustos que lo rodeaban; había dejado de ser el «Frutito»: ahora era Roma.

El emperador se mostró muy cordial.

—¡Acercaos, querido Josefo! —le espetó—. ¡Acercaos más! ¡Venid!

Lo observaba con sus grandes ojos miopes.

—Hace tiempo que no se oye nada de vos, querido Josefo —dijo—. Os habéis convertido en un hombre de paz. ¿Habéis permanecido en Roma todo este tiempo? ¿Os dedicáis en exclusiva a vuestra literatura? ¿En qué estáis trabajando ahora? ¿Seguís con la historia de nuestra época?

Y, sin darle tiempo a responder, le preguntó esbozando una leve y maliciosa sonrisa:

—¿Habéis pensado ya en describir qué efecto tendrán mis medidas en vuestra Judea?

Tras esa parrafada el emperador aguardó su respuesta con la boca ligeramente entreabierta, tal como se le representaba en la mayoría de las estatuas. Sereno y pensativo, Josef lo miró de frente. Sabía cuánto

habían despreciado a aquel hombre su padre y su hermano, y Domiciano sabía que él lo sabía. Había heredado el firme y agudo mentón de Vespasiano. De joven había sido más apuesto que el padre y el hermano, pero ahora, si se fijaba uno bien, se parecía muy poco a sus estatuas. Si se le despojaba de los atributos del poder, si se lo imaginaba uno sin ese poder, como un hombre desnudo, ¿qué quedaba? Sin el respaldo de Roma, de esa Roma inmensa y poderosa, no era más que un hombre de mediana edad con la boca abultada, piernas delgadas, vientre incipiente y una calvicie prematura. Era Varriguita. Y, a pesar de todo, también era el *Imperator Domitianus Germanicus,* y su coraza, la púrpura y el bastón sólo cobraban vida gracias a él.

—Estoy escribiendo una historia detallada de mi pueblo —replicó Josef sereno y cortés. Cada vez que se cruzaba con el emperador éste le dirigía la misma pregunta, y él le replicaba lo mismo.

—¿Del pueblo judío? —preguntó precavido y con cierta malicia Domiciano, hiriéndolo más de lo que se figuraba. Y de nuevo, antes de que Josef pudiera replicarle, prosiguió—: Es posible que los últimos acontecimientos repercutan de algún modo en vuestra Judea. ¿No creéis?

—El emperador Domiciano conoce esos sucesos mucho mejor que yo —repuso Josef.

—Los hechos tal vez, pero no a sus protagonistas —replicó el emperador jugando con el bastón—. Sois un pueblo difícil, y no hay ni un romano que pueda jactarse de conoceros cabalmente. Mi gobernador Pompeyo Longino, que es un buen hombre y no mal psicólogo, me informa de lo que allí ocurre con regularidad y a conciencia. A pesar de ello… admitidlo, mi judío, vos sabéis más que él y conocéis mejor lo que está ocurriendo ahora en Judea.

A pesar de su firmeza, un ligero temor asaltó a Josef.

—Sí, no es fácil entender a Judea —se limitó a replicarle, circunspecto.

Domiciano le dedicó entonces una sonrisa tan franca y maliciosa que no pudo ignorarla.

—¿Por qué sois tan reservado con vuestro emperador, querido Josefo? —le preguntó—. Por lo que sé, estáis al tanto de ciertos procesos que atañen a mi provincia de Judea de los que mi gobernador nada sabe. Si no, difícilmente habríais redactado cierta misiva. ¿Debo recordaros de qué misiva se trata? ¿Queréis que os cite algún párrafo?

—Si conocéis la carta, Majestad —respondió Josef—, sabréis también que no hace más que recomendar prudencia. Recomendar prudencia a gentes dispuestas a olvidar toda cautela es algo que redunda, creo yo, en interés del Imperio y de su emperador.

—Es posible —dijo el emperador con aire soñador sin deponer su bastón—, pero también es posible que no. En cualquier caso, vos —y al decir esto sus gruesos labios se contrajeron, pérfidos— parecéis considerar que ha llegado el momento de que alguien se alce y encomiende a los judíos a otro Mesías de la casa Flavia. ¿Es que no os parece suficientemente consolidada la estirpe Flavia?

La voluminosa cara carmesí del emperador mostraba ahora una expresión abiertamente hostil.

Josef se sonrojó al escuchar esto. De modo que Domiciano daba por supuesto que ese remoto episodio, cuando Josef saludó a Vespasiano como al Mesías en aquella hora decisiva, era un embuste de cabo a rabo. Pero no debe pensar en ello ahora, en este momento hay asuntos más urgentes.

—Creemos actuar en interés del emperador y del Imperio —le explicó de nuevo, tenaz y escurridizo.

—¿Y posiblemente también en interés de vuestros judíos, mi judío, y en el vuestro? —inquirió Domiciano—. ¿O no? De otro modo os habríais dirigido directamente a mis funcionarios y generales advirtiéndoles, informándolos. Cuando os interesa sabéis muy bien cómo encontrar a esos señores. Pero ya puedo imaginarme lo que hay detrás. Habéis querido limar diferencias, apaciguar, salvar a los culpables del castigo.

Mientras lo decía daba golpecitos en la mesa con el bastón.

—Sois unos embusteros y unos intrigantes, eso no es nada nuevo.

La voz se le quebró. Su rostro estaba ahora encarnado. Se dominó y delineó paso a paso lo que había comenzado a insinuar.

—La celeridad —afirmó dulce y pérfido— con que os sometisteis entonces al juego de mi padre fue digna de encomio.

Que Domiciano mencionase la hora en que saludó a Vespasiano como al Mesías le dolió en lo más íntimo. Había apartado de sí ese episodio, no le agradaba recordarlo. ¿En qué medida lo creyó entonces? Vio con nitidez cómo se presentó ante Vespasiano: un prisionero maniatado, probablemente condenado a morir en la cruz. Rememoró la confusión que lo embargara, aquel bullir en su cabeza; cómo brotaron de él las proféticas palabras de aquel saludo mesiánico. Recordó cada detalle: a Vespasiano escrutándolo con sus claros y afilados ojos azules de campesino, al príncipe Tito, que no dejaba de escribir; a Cenis, la amiga de Vespasiano, recelosa, hostil. Entonces lo creyó. Mas ¿no cabía pensar que hubiera fingido para salvar su

vida?

Por mucho que ahondase en su conciencia no habría sabido decir dónde terminaba la mentira en aquello que proclamó y dónde comenzaba el sueño. Y ¿no es el sueño la más alta verdad? Ahí está esa historia que cuentan los mineos del Mesías que murió en la cruz. Él, el historiador Flavio Josefo, conoce bien sus entresijos, es capaz de discernir lo que tiene de leyenda; de demostrar de qué rasgos se compone la figura del Mesías de los mineos. Pero ¿qué ganaría con ello? ¿Qué le quedaría excepto un pedazo de saber muerto? Y ese Mesías de los mineos, ese Mesías soñado, literario ¿no es una verdad mejor que la verdad de los hechos, meramente histórica? Y, así, nadie podrá afirmar con certeza en qué medida respondía a la verdad ese sueño que concibió su alma, el Mesías Vespasiano, que más tarde se hizo realidad. Él mismo no sabría decirlo, y mucho menos este emperador Domiciano que tiene ante él observándolo con aire burlón.

—¿Qué me reprocháis, en realidad, mi judío? —le preguntó el emperador Domiciano con una voz aguda y melosa—. A mi padre y a mi hermano les servisteis bien: ¿me tenéis por mal pagador? ¿Me consideráis roñoso? Seríais el primero. Pues habéis de saber que pago realmente bien, Flavio Josefo; tomad buena nota para vuestra obra: no escatimo nada, ni en lo bueno ni en lo malo.

Josef había palidecido ligeramente, pero aún era capaz de sostener la mirada del emperador. Domiciano avanzó hacia Josef envarado, envuelto en su púrpura dorada; éste sintió como si se le acercara una suntuosa estatua andante. Después, cortés y confiado, ese hombre dorado y purpúreo le pasó el brazo por los hombros y le confió zalamero:

—Si de verdad queréis servirme, mi Josefo, ahora tenéis ocasión de hacerlo. ¡Id a Judea! Tomad las riendas del levantamiento como hicisteis entonces, hace veinte años. Roma está destinada a gobernar, eso lo sabéis tan bien como yo. No tiene sentido rebelarse contra la fortuna. Ayudad al destino. Ayudadnos para que podamos devolver el golpe a tiempo, igual que antaño fuisteis capaz de reconocer, en el momento preciso, a vuestro Mesías.

Había un sarcasmo diabólico en la dulzura de sus palabras.

Humillado en lo más hondo, Josef replicó casi mecánicamente:

—¿Es que deseáis que Judea se rebele?

—Lo deseo —replicó el emperador quedo, y después, fríamente, sin soltarle—: Lo deseo también por vuestros judíos. Sabes que son unos locos que acabarán por alzarse a pesar de las advertencias de los más prudentes. Será mejor para todos que lo hagan cuanto antes. Mejor será que aniquilemos ahora a quinientos dirigentes que vernos obligados más tarde a ejecutar a quinientos cabecillas más cien mil secuaces. Quiero que haya paz en Judea —concluyó firme, vehemente.

—Y ¿no se puede alcanzar la paz de otro modo que no sea a costa de tanta sangre? —preguntó afligido Josef con voz queda.

En ese instante Domiciano se apartó de él.

—Ya veo que no me amáis —constató—. Veo que no queréis servirme. Queréis escribir vuestras viejas historias para mayor gloria de vuestro pueblo, pero para gloria mía no estáis dispuesto a mover un dedo.

Volvió a sentarse blandiendo el bastón de mando.

—Lo cierto es que sois un insolente, mi judío, ¿lo sabíais? Creéis que, porque repartís fama e ignominia, podéis permitiros toda clase de lujos. Pero ¿quién os ha dicho que me importa la posteridad? ¡Andaos con cuidado, mi judío! No seáis arrogante sólo porque yo os haya favorecido alguna vez. Roma es poderosa y puede permitirse tanta generosidad. Pero no olvidéis que os vigilamos.

Aunque Josef no era un hombre temeroso le temblaban todos los miembros, y notaba el paladar seco, mientras lo conducían a su casa en la litera. No temblaba sólo por la posibilidad de que Domiciano actuara contra él. El emperador le había despertado el recuerdo de aquel ambiguo saludo que dirigiera a Vespasiano. Lo que entonces, desesperado, proclamó para salvar su vida, ¿era verdad o el insolente embuste de un aventurero? No lo sabía, jamás lo sabrá, y de nada valía que su profecía se hubiera cumplido. Por otra parte, tampoco significaba nada que Domiciano le hubiese llamado embustero con ese descaro. Pero su seguridad se había esfumado y, aunque no tardase en ahuyentar el temor de que vinieran a buscarlo los esbirros del ministro de policía Norban, tras aquella conversación con el emperador pasaron semanas, y aun meses, antes de que lo abandonase el recuerdo de su primer encuentro con Vespasiano. Muy lentamente logró serenarse y retomar su trabajo.

Un día después de su conversación con Josef el emperador ordenó abrir el Templo de Jano como signo de que el Imperio volvía a estar en pie de guerra. Las pesadas puertas se abrieron rechinando y apareció la efigie del dios bifronte, el dios de la guerra, el dios de la duda. «El principio es sabido, pero nadie conoce el final».

Sea como fuere, los romanos no se tomaron muy en serio la guerra dacia. Entusiasmados, se apostaron

junto a la calzada por la que el emperador abandonaría la ciudad camino del frente. Sabía que sus romanos deseaban que los representase con dignidad, recordaba vagamente a la imagen de la estatua ecuestre cuyo modelo le había mostrado el escultor Basílides, y no tenía mala planta a caballo.

En su fuero interno se alegró cuando salieron de Roma y pudo subir a su litera.

Capítulo segundo

Durante la guerra fue difícil obtener noticias precisas de lo que ocurría en el campo de batalla dacio. Con el inicio de la primavera comenzaron a escucharse los rumores más dispares. A principios de abril llegó a Roma un despacho en el que el emperador presentaba a su Senado un informe exhaustivo sobre el transcurso de la campaña. Él mismo, venía a decir el informe, junto con su general Fusco, había arrojado a los bárbaros dacios definitivamente del territorio romano. Su rey Diurpan había solicitado el alto el fuego. El emperador no se lo había concedido. Al contrario, a fin de vengar su insolente invasión, encomendó a Fusco que se adentrase en la zona dacia, quien cruzó el Danubio al frente de cuatro legiones asaltándola. Tras llevar la campaña hasta ese punto, el emperador se encontraba ahora de regreso hacia Roma.

Aún menos claras fueron las noticias que llegaron de Judea durante ese invierno. Las autoridades afirmaban que había habido «disturbios», pero que el gobernador Pompeyo Longino había logrado sofocar rápidamente la revuelta con su férreo puño, de eficacia más que probada. Los notables judíos, incluido Claudio Regino, tenían la impresión de que en Cesarea, capital de la provincia de Judea, se esforzaban por quitarle hierro al asunto.

Por ello, aguardaron expectantes la llegada del especulador Juan de Giscala, que había anunciado su regreso. Y, en efecto, allí estaban sentados, como antaño en aquella crucial velada en la casa de Josef, escuchando el informe de Juan. Había ocurrido lo que temían. Sus advertencias no sirvieron de nada, no había forma de detener a los «Fanáticos del día». Habían arrastrado en su fervor a una parte importante de la población, y muchos galileos se habían anudado el brazalete con la consigna «¡El día llegará!». Pero pronto se demostró que el día no había llegado en absoluto y, tras un par de victorias, recibieron un sangriento revés: el gobernador obtuvo por fin el ansiado pretexto para intervenir, y permitió a sus legionarios lanzarse incluso sobre quienes nada tenían que ver con el alzamiento.

—Sí, señores míos, estamos en las últimas —concluyó apenado, utilizando las palabras que solían pronunciarse en Judea para designar el peldaño inferior de la decadencia.

A continuación les refirió los detalles. Habló de matanzas y saqueos, de sinagogas incendiadas, de miles de hombres sacrificados en la cruz, de decenas de miles esclavizados.

—La misión, señores —dijo, resumiendo—, que nos impusimos fue tan amarga como infructuosa. No podéis imaginaros cuán terrible es tener que esgrimir ante otra persona argumentos razonables mientras uno aprueba en lo más íntimo su conducta y quisiera abrazar su causa. Son unos tipos excelentes esos «Fanáticos del día» o, más bien, lo eran.

Los notables judíos reunidos en el despacho de Josef, acomodados, bien alimentados e impecablemente vestidos, escuchaban el informe de aquel hombre apesadumbrado y su amargo lamento. Mantenían la vista al frente, escrutaban su corazón, y descubrían que lo que oían ya lo habían vivido antes. Lo más cruel del nuevo derrumbe era que Judea no hubiera aprendido nada del sofocamiento de la primera revuelta; que la joven generación se hubiera lanzado hacia su aniquilación con el mismo arrojo insensato, adorable, criminal con que otros lo hicieran quince años antes.

Finalmente, el ebanista Cayo Barzaarone expresó a su modo particularmente precavido el temor que embargaba a todos.

—En Judea —dijo— lo hemos perdido todo. Me pregunto qué nos ocurrirá ahora a nosotros.

Juan se tiraba del bigote con la zafia mano.

—Durante todo el viaje he estado preguntándome —dijo— por qué me han dejado regresar sano y salvo. Por cierto —afirmó socarrón—, casi me obligan a ganar dinero. Se me dijo que si no quería levantar sospechas debía ocuparme de cuando en cuando de mis negocios, y los terrenos estaban regalados. Tendríais que haber visto cómo se subastaban todos esos terrenos expropiados o simplemente sin dueño. Era grotesco, brutal. Cuando pienso en ello, cuando pienso en lo que ha ocurrido en Judea, me resulta

sencillamente inconcebible haber salido de allí ileso y estar tranquilamente sentado en mi despacho ocupado en mis asuntos.

—También yo —repuso Cayo Barzaarone— me despierto cada día con la sensación de que así no se puede seguir, de que hoy caerán sobre nosotros. Pero lo cierto es que vivimos y que no han restringido nuestra libertad.

—Y eso que en el Palatino se sabe —afirmó Josef pensativo— que soy el autor de ese manifiesto, y el emperador me ha amenazado velada y sutilmente. ¿Por qué no me condena? ¿Por qué no nos han denunciado ya?

Todos miraron a Claudio Regino como si esperaran alguna información de él. El ministro se encogió de hombros.

—El emperador —afirmó— ha ordenado que aguardemos su regreso. Nadie sabe si es un buen presagio o no, posiblemente ni siquiera el propio DDD.

Todos callaron. Había que esperar, toda una gris mañana, un día entero, una gris semana. Y así todo un mes.

Poco después de aquel encuentro fue Juan a ver a Josef. A éste le extrañó su visita. Hubo un tiempo en que ambos se habían enfrentado enconadamente; poco a poco sus relaciones se fueron suavizando sin llegar a ser amistosas.

—Quiero daros un consejo, doctor Josef —dijo Juan—. Como sabéis, me interesa la compra y venta de terrenos, y he aprovechado mi estancia en Judea para husmear un poco en vuestra hacienda. Los beneficios de vuestras posesiones de Gazara no pueden compararse con lo que suele obtenerse de otras tierras. Eso se debe a que se encuentran en una región puramente judía y a que los judíos boicotean vuestros productos porque no os perdonan vuestra conducta durante la guerra. Os lo digo tal y como es, no hago más que formular lo que todo el mundo sabe. Vuestro pobre administrador, que, por lo demás, no es mal economista, no hace más que lamentarse en cuanto se le da pie de la difícil situación en que se encuentra. Me ha contado lo que podría obtenerse de vuestras tierras si estuvieran en otra región.

—Pero resulta que no lo están —le espetó Josef, desdeñoso.

—Y ¿no podríamos hacer algo? —replicó Juan, y en su rostro moreno y resuelto surgió una sonrisa ancha, pícara, que frunció incluso su chata nariz—. Como ya os he dicho, por desgracia ha quedado libre mucho suelo en Judea debido a la revuelta. Está, por ejemplo, la hacienda de
Be'er
Simlai. Se encuentra cerca de Cesarea, no lejos de la frontera con Samaria, es decir, en una región de población mixta. El ganado no es tan bueno como el de Gazara, pero el suelo es excelente. El terreno da aceite y vino, dátiles, trigo, granadas, nueces, almendras e higos. No será fácil encontrar otro igual, ni siquiera en estos tiempos, y vuestro administrador no cabría en sí de gozo si le cayese en las manos. He adquirido un derecho de preferencia sobre él. Os ofrezco el terreno de
Be'er
Simlai, estimado Josef. Aceptadlo. Antes del próximo levantamiento judío no encontraréis una oportunidad semejante.

Eso era cierto. Cuando Vespasiano y Tito le ofrecieron un terreno en Judea Josef hizo mal en aceptarlo. Realmente, se había sentado en un nido de avispas, y lo más lógico era hacer lo que le aconsejaba Juan: deshacerse de sus posesiones de Gazara y trasladarse a una región de población mixta. Pero ¿por qué le ofrecía ese terreno de
Be'er
Simlai precisamente a él? Una vez sofocada la revuelta, los especuladores romanos se habían lanzado presurosos sobre Judea y sin duda habría miles deseosos de adquirir un terreno en una región mixta. ¿Por qué iba a hacerle semejante favor Juan, al que en tantas ocasiones había atacado?

—¿Por qué me ofrecéis un terreno tan valioso precisamente a mí? —le preguntó sin rodeos, y en su pregunta había, como siempre, cierto desdén.

Juan lo miró a los ojos con fingido candor.

—El gobierno de Cesarea —adujo— impide prácticamente a los judíos, a no ser que gocen de una protección especial, adquirir propiedades en las zonas exclusivamente judías. Si esos terrenos caen ahora en manos de gentiles, los judíos habrán desaparecido en un año de esas regiones. Quien aún se sienta judío debe rebelarse contra ello. Vos, mi Josef, sois un caballero romano y mantenéis buenas relaciones con el Palatino. El gobierno de Cesarea no os impedirá adquirir esas tierras. Prefiero daros a vos el terreno de

Be’er
Simlai a ofrecérselo al capitán Severo.

—¿No os mueven otras razones? —le preguntó Josef con la misma desconfianza.

Juan rió benévolo.

—No —admitió abiertamente—. No quiero seguir jugando al gato y al ratón con vos. Quiero que hagamos las paces, y quiero daros una prueba de mi amistad. En alguna ocasión fuisteis injusto conmigo, y yo con vos. Pero nuestro cabello encanece, cada vez nos parecemos más, y corren tiempos en que quienes tanto tienen en común hacen bien en darse la mano.

Y, como Josef callara, trató de explicarse:

—Navegamos en el mismo barco, tenemos las mismas experiencias. Todo lo que yo anhelo es regresar a Judea y cultivar allí mi aceite. Podría hacerlo. Pero me contengo y permanezco en Roma ganando muchísimo dinero que no sé en qué gastar mientras me consume esta nostalgia de Judea. Y la única razón por la que no voy es porque allí no podría dominarme y seguiría intrigando contra los romanos, un empeño vano, desde luego, y, además, ilícito. Y a vos os ocurre lo mismo, mi Josef. Sentís la misma nostalgia de Judea y deseáis que estalle de nuevo la guerra. Pero ambos sabemos que es demasiado tarde, o demasiado pronto para ello. Ambos sentimos el mismo desgraciado amor por Judea y por la razón, ambos padecemos bajo esa razón. Hay cosas de vuestra persona que no apruebo, y sin duda a vos os sucede lo mismo, pero creo que estamos muy próximos.

El escritor Josef observó pensativo la cara de aquel labriego. Habían luchado con saña. Juan lo tuvo por un traidor, y él a Juan por un loco. Más tarde, mucho después de que concluyera la guerra, uno tachó al otro de idiota por creer que el precio del aceite y del vino era la causa de la guerra, y el otro pensó otro tanto por creer que sólo el enfrentamiento entre Yahvé y Júpiter era su origen. Ahora, el necio escritor y el sabio campesino sabían que ambos habían tenido razón y no la habían tenido, y que la guerra entre los judíos y los romanos se debió tanto a los precios del aceite y del vino como al abismo que separaba a Yahvé de Júpiter.

—Tenéis razón —admitió Josef.

—Por supuesto que tengo razón —añadió Juan acalorado, y, belicoso, añadió—: Por cierto, que tampoco en esta ocasión se habría llegado al levantamiento si los privilegiados campesinos sirios y romanos no hubieran boicoteado tan suciamente los precios impuestos a la población autóctona judía. Sin eso, los «Fanáticos del día» no habrían logrado levantar al país en armas. Pero no vamos a retomar ahora nuestra vieja disputa —dijo interrumpiéndose—. Mejor estrechadme la mano y agradecedme mi oferta. Pues en verdad os ofrezco la posesión de
Be’er
Simlai en señal de amistad.

A Josef le hizo sonreír la rudeza con la que el otro le ofrecía su amistad.

—Ya veréis —prosiguió Juan— cuántos problemas se os resuelven solos en cuanto toméis posesión de ese terreno. Naturalmente que no es plato de gusto viajar hasta Gazara y que los judíos le miren a uno por encima del hombro. Pero una vez que os hayáis habituado a
Be’er
Simlai tendréis un buen pretexto para ir de vez en cuando a Judea. Aunque no debéis dejaros seducir por la idea de quedaros a vivir allí. ¡Por lo más sagrado, ni se os ocurra! La tentación de embarcarse en peligrosas aventuras es demasiado grande para los hombres de nuestra casta. Pero pasearse por allí una vez cada dos años, sobre todo teniendo una buena excusa, y recuperarse del esfuerzo que cuesta ser razonable durante dos años no está nada mal, os lo aseguro.

Josef estrechó la tosca mano del otro.

—Os lo agradezco, Juan —dijo, y su voz había recobrado esa fuerza tan seductora de antaño—. Concededme dos días para meditarlo —le rogó.

—Bien —respondió Juan—. Al cabo de esos dos días os enviaré a mi fiel Gorión para que comentéis los detalles. Gorión tratará, como es natural, de sacar tajada; es justo y necesario. Pero me cuidaré de que no os pida un precio exorbitado. Y, aunque así fuere, todo quedará entre judíos, ¿no os parece?

Josef fue a ver a Mara.

—Escucha, Mara, esposa mía —dijo—, debo comunicarte algo: voy a vender mi posesión de Judea.

Mara se puso lívida.

—No temas, querida —la tranquilizó—. Lo cambiaré por otro terreno cerca de Cesarea.

—¿Vas a renunciar a nuestra propiedad entre los judíos —quiso saber Mara— para adquirir un terreno junto a los gentiles?

—¡Atiende! —dijo Josef—. Siempre me negué a regresar a Judea, y las razones que aducía son ciertas. Pero también había un motivo más profundo: no quería vivir entre Lida y Gazara. Vivir en Roma, vivir en el extranjero, es malo. Pero peor aún es vivir en nuestra patria como extraños. No habría podido soportar vivir en Gazara y que los judíos me considerasen un romano.

—¿Así que regresamos a Judea? —le preguntó ella radiante.

—No ahora, ni en un año —replicó Josef—. Pero cuando termine mi obra regresaremos a Judea.

Juan le trajo a Josef un libro que un autor anónimo había publicado en Judea en aquel invierno del levantamiento.

—Tal vez os parezca un poco primitivo, querido Josef —opinó aquél—, pero a mí me ha gustado, tal vez porque yo mismo soy primitivo. Las gentes de allá estaban entusiasmadas con esta novela heroica. Desde que publicasteis vuestra obra sobre los Macabeos, doctor Josef, ningún libro ha tenido un éxito mayor en Judea.

Josef lo leyó. La fábula era inverosímil, en ocasiones incluso infantil, y la obrita tenía poco que ver con el arte. A pesar de todo, lo conmovió: el fanatismo de aquel libro de Judit lo enardeció incluso a él. ¡Ay, cuánto envidiaba al anónimo autor! No lo había escrito por la fama, ni siquiera por la obra misma: sencillamente, había dejado manar su ardiente odio por los opresores. «Golpead al enemigo, dondequiera que esté», proclamó. «Haced como Judit. Argucia, valor, crueldad; cualquier medio es bueno. Cortadle la cabeza al fanfarrón gentil: es un servicio que hacéis a Dios. Respetad los preceptos de los doctores y golpead a vuestros enemigos. La Ley ampara al que sirve a Dios. Venceréis».

Debía de ser un hombre muy joven quien compuso aquel libro de Judit, ingenuo y crédulo tenía que ser, y envidiablemente simples su vida y su muerte. Pues sin duda ha perecido ya. Sin duda no permaneció en su casa, sino que también él golpeó al enemigo y murió con la fe en los labios y en el corazón. ¡Quién pudiera ver las cosas con tanta simpleza y confianza como él! No hay nada más sublime que el pueblo de Israel. Sus hombres son valientes, sus mujeres hermosas. Judit es la mujer más bella de este mundo. Ni por un instante duda, ella como el autor, de que el general en jefe del gran rey ha de olvidar la guerra ante su vista. El autor de este libro jamás se ha visto atenazado por las dudas. Todo en él es diáfano, sabe exactamente lo que está bien y lo que está mal. ¿Qué es para él la piedad? Respetar los preceptos de los doctores. ¿Qué la heroicidad? Ir y cortarle la cabeza al enemigo. Cada paso, cada situación están prefijados.

Y, con todo, qué libro más conmovedor. Esa mujer, Judit, cómo regresa, triunfante, con la cabeza cortada y el dosel. Nadie podrá olvidarlo. ¡Oh!, bendita confianza del autor. «Ay de los pueblos que se alcen contra mi estirpe. Dios Todopoderoso los reprenderá en el Día del Juicio, encenderá su carne con larvas y fuego, y no dejarán de aullar durante toda la Eternidad».

¡Ah, quién pudiera escribir como él! Él, Josef, no lo tiene tan fácil. Ahí está esa heroína de los primeros tiempos de su pueblo, Yael, que atraviesa las sienes del enemigo con la uña mientras duerme. Yael y el antiquísimo, fiero y magnífico canto de su poetisa Débora fueron sin duda los precursores de esa Judit. También él, Josef, mencionó a Yael en su obra histórica. ¡Cuánto se esforzó por ser razonable y objetivo, cómo se contuvo reprimiendo su entusiasmo! ¡Ah, dejarse llevar sólo una vez como ese joven poeta! Releyó una y otra vez el librito, que le encendía la sangre. La revuelta ha fracasado pero ese libro quedará.

Unos días después se encontró con Justo. También él había leído el libro de Judit. ¡Qué engendro más primitivo! Un pueblo que se enardece escuchando cuentos tan insensatos se merece a los «Fanáticos del día», se merece a los romanos, al gobernador Longino y a Domiciano. ¡Qué autor más honrado! ¡Qué honesta su Judit, que ni siquiera ha de yacer con el pérfido Holofernes! El autor la exime de ello, alcanza su objetivo antes incluso de hacerlo. ¡Cuán justa y oportunamente recompensa el Yahvé de este autor lo bueno y castiga lo malo!

—Imaginaos por un momento, querido Josef, cómo se comportaría realmente un gobernador romano, o un comandante romano de verdad, de estar en la piel de Holofernes. Ve venir a una Judit cualquiera acompañada por una doncella que acarrea los alimentos, naturalmente preparados según los preceptos rituales de los doctores para no verse obligada, ¡en nombre del Señor!, a comer nada prohibido en el campamento enemigo. Se le franquea el paso de inmediato, ¡cómo no!, por ser tan bella, como si un general no tuviera ocasión de catar mujeres hermosas. No tiene que esperar a que llegue la judía. Y, una vez que ha llegado, no sólo se olvida de pronto de la guerra, sino que se emborracha de acuerdo con lo previsto y no le toca un cabello a la judía, tan piadosa como bella. Simplemente, se tumba y se deja cortar la cabeza. Ante

lo cual todas las legiones huyen sin más. Ah, sí, eso es lo que piensan de los romanos nuestros «Fanáticos del día», así se imaginan el mundo.

Así, lleno de arrogante amargura, lleno de sarcástica petulancia, habló Justo del libro de Judit. Josef no podía negar que su crítica daba en el blanco atacando sus debilidades. Pero precisamente esas debilidades constituían el punto fuerte del autor; el libro no era peor por ellas, y Josef siguió viendo ante sí la noble imagen de Judit trayendo la cabeza de Holofernes: «¡Ahí tenéis la cabeza de Holofernes, general en jefe del ejército asirio, y ahí el dosel bajo el que yacía en su ebriedad!».

Josef sintió que debía lavar el libro y la memoria del poeta muerto de la mofa de Justo, y se lo llevó a Mara, su esposa.

Mara lo leyó. Sus ojos se encendieron, su cuerpo se tensó, y de pronto rejuveneció. Tarareó para sí la canción de Judit: «No cayó su caudillo a manos de jóvenes, ni le hicieron tajo los titanes, ni soberbios gigantes pusieron en él la mano; Judit, hija de Merarí, con la hermosura de su rostro lo paralizó». ¡Ay, cuánto sentía Mara estar en Roma y no en Judea!

Resumió el libro y les contó a los niños la historia de Judit. Los niños la representaron. Jaita era Judit, y Matías Holofernes, y Jaita sacó una col de la cesta y graznó, triunfante: «¡Ahí tenéis la cabeza de Holofernes, general en jefe del ejército asirio!».

Josef lo vio y se dijo que tal vez había hecho mal en azuzar él mismo el sacrílego fuego aunque su intención fuese recta. Pero después sonrió y el entusiasmo de Mara lo reconfortó.

Pero los judíos de la ciudad de Roma vivían días y semanas grises. Pues el emperador viajaba despacio, el emperador no daba más indicaciones, el emperador les hacía esperar.

No se adoptó ninguna medida especial contra los judíos de la ciudad de Roma, pero sí se aplicaron con mayor severidad los decretos que los afectaban. La capitación, por ejemplo, que debían pagar los judíos en calidad de impuesto especial, se recaudaba con tiránica puntillosidad. Cada judío debía presentarse personalmente ante el cuestor y entregarle los dos dracmas que antaño tributara para el Templo de Jerusalén y que el Gobierno destinaba ahora, no sin sorna, a la conservación del Templo de Júpiter Capitolino.

Por lo demás, los negocios y movimientos de los judíos, la práctica de sus costumbres y de su servicio divino no encontraron trabas. De las provincias llegaban noticias de que la población había tratado de aprovechar en ciertos lugares la animadversión reinante para realizar pogromos contra los judíos. Pero las autoridades habían intervenido de inmediato.

Después, finalmente, el emperador regresó a Roma. Era un claro día de junio, no excesivamente caluroso, y, junto con los soldados de la guardia pretoriana, que amaban a su generoso caudillo, el Senado y el pueblo saludaron a su jefe, que en el transcurso de aquella campaña había sido nombrado *Imperator* por decimocuarta vez. Fue un hermoso y estival día festivo para Roma. La dicha y una luz radiante lo colmaban todo; la gran ciudad que tan a menudo había mostrado su cara más aciaga, amarga y sombría, se ofrecía ahora luminosa, benévola, dicharachera.

Pero sobre los judíos pesaba aún una terrible amenaza. Hacía varias décadas que vivían con cierta seguridad, a pesar de la destrucción del Templo, y de no ser por aquellos desgraciados «Fanáticos del día», cuyo necio fervor traería la desdicha al judaísmo en su totalidad, habrían seguido haciéndolo. Los mismos «Fanáticos» habían tenido que pagarlo con su propia vida. Pero ¿qué sería de ellos, de los judíos inocentes de la ciudad de Roma?

Nada les ocurrió a los judíos de Roma, todo seguía en calma.

—El emperador jamás os menciona, ni para bien ni para mal —informó Claudio Regino a sus amigos judíos.

—El emperador jamás os ataca —les aseguró, asimismo, Junio Marullo.

Pero:

—Lo huelo, lo presiento —adujo Juan de Giscala—, algo prepara. El cerebro de Domiciano está tramando algo. Claro, querido Regino; claro, querido Marullo, que Domiciano no menciona jamás a los judíos; tal vez ni él mismo sepa lo que urde el fondo de su alma. Pero yo, Juan ben Levi, campesino de Giscala, lo presiento: el próximo año el invierno llegará antes de lo previsto, estoy seguro.

El mismo barco que trajo a Juan de Judea había traído a Dorión y a Fineas sendas cartas de Pablo. Prolijamente, y con ingenua alegría, el joven oficial relataba el empeño del gobernador Longino en limpiar el país. Emocionado, refería las numerosas pequeñas expediciones de castigo contra el último grupo desmembrado de los «Fanáticos del día».

Fineas y Dorión intercambiaron sus cartas. Ambos aprobaban de todo corazón que se pusiese coto a la insolencia de los judíos, pero a ambos les preocupaba que el elegante y esbelto Pablo, su Pablo, refiriese esas inevitables atrocidades con un placer tan evidente; que se habituase tan rápidamente a la vida militar.

—No considera a los judíos seres humanos —se lamentó Dorión—, sino animales perniciosos hechos precisamente para ser objeto de actividades deportivas. La vida de Judea le resulta «divertida», ¿lo habéis notado, mi Fineas? Incluso utiliza la palabra griega.

—Al menos, mis clases fueron de provecho —dijo Fineas con cierta sorna—. No, no son cartas que puedan alegrarnos.

Dejó caer la gran cabeza de una palidez rayana en lo enfermizo, como si le resultase demasiado pesada a su delgado cuerpo; parecía apesadumbrado, sus manos delicadas y desproporcionadamente largas colgaban sin vida.

—A la larga no lo habríamos podido retener —dijo Dorión esforzándose por aparentar indiferencia—. Se nos habría escapado de cualquier modo. Con todo, mejor que sea enteramente romano a que opte por el judaísmo. Y es un consuelo que él, Josefo, tenga que sufrir más por ello que nosotros.

Su voz cansina sonaba dura al hablar de su amado y odiado esposo.

—Su Judea ha sido definitivamente destruida y su hijo ha colaborado a pisotearla.

Se animó, sintió su triunfo.

Fineas alzó la vista.

—¿Ha caído realmente Judea? —inquirió—. ¿Creéis realmente, estimada Dorión, que la fulminante victoria sobre los «Fanáticos del día» ha sorprendido a Josefo? ¿Creéis que Judea y los «Fanáticos del día» son para él lo mismo?

—Esta carta de Pablo —dijo entonces Dorión— me parte el alma, lo admito. Permitidme el consuelo de pensar que a Josefo todo esto ha debido de afectarlo aún más. Lo que ha sucedido en Judea ha tenido que dolerle más que a nosotros estas cartas de Pablo.

Sus ojos color mar miraron casi temerosos a Fineas.

—Sois demasiado inteligente, mi ama Dorión —repuso Fineas con su profunda y armoniosa voz—, como para consolaros con una ilusión. Sabéis muy bien que la Judea de Josefo no tiene nada que ver con la provincia real de Judea. Ver cómo nuestro Pablo y sus camaradas campan por esa Judea real no le duele en absoluto. Creedme: su Judea es un ente abstracto que ni el fuego ni la espada alcanzan. Es un loco, como todos los judíos. Ayer mismo estuve hablando con el capitán Bebio, que asistió en su día a la batalla de Sebaste. Me confirmó, como muchos otros antes que él, que había visto con sus propios ojos cómo los judíos dejaban caer sus armas en medio de la batalla. Suena increíble, y los propios testigos no daban crédito, pues la batalla no se presentaba mal para los judíos; al contrario, tenían ventaja y poco les faltaba para alcanzar la victoria. Arrojaron sus armas, sin más, porque sus doctores les habían prohibido luchar en sábado y el sábado acababa de comenzar. Sencillamente, se dejaron matar. Están locos esos tipos. ¿Y pretendéis que les afecte lo que está ocurriendo ahora en Judea? Su escritor y portavoz es Flavio Josefo.

—Lo que contáis, Fineas —dijo Dorión—, esa batalla de Sebaste, ocurrió una vez. El propio Josefo me lo contó en su día, y el mero recuerdo le hacía palidecer de rabia. No volverá a repetirse, es historia, se ha acabado.

—Quizás —admitió Fineas— sea cierto que ahora luchan hasta en sábado. Pero su locura es indeleble, sólo que ahora se expresa de otro modo. Fijaos en los judíos que tenemos en Roma. Muchos han ascendido y se han enriquecido, son nobles; hay entre ellos cientos de miles de arribistas, gentes sedientas de reconocimiento social. Pero no llegan a más; no suben porque son judíos y porque, a pesar de la tolerancia de la ley, serlo supone un descrédito. ¿Y por qué, por Zeus, no abjuran de su judaísmo esos ricos judíos? Bastaría con que ofreciesen un sacrificio a la estatua de un emperador Flavio o de cualquier otro dios, y se librarían de ese perverso obstáculo. ¿Sabéis cuántos judíos, de los ochenta mil que viven en Roma, lo han hecho? Sentía curiosidad por saberlo y me he informado del número exacto. ¿Sabéis, mi querida Dorión, cuántos han abjurado de su judaísmo? Diecisiete. De ochenta mil, diecisiete.

Se levantó; se irguió alto y delgado en su vestido azul pálido, con su gran cabeza lívida enhiesta, y movió la larga y enjuta mano con un gesto muy expresivo.

—¿Acaso creéis, ama Dorión, que las gentes de esa calaña titubean porque se extermine a un par de miles de los suyos? ¿Creéis que el corazón de nuestro Josefo sufre y merma su energía porque Pablo y su legión se lancen sobre los «Fanáticos del día»?

—Nuestro Josefo, habéis dicho —intervino Dorión—, y tenéis razones para hacerlo. Es nuestro Josefo. Está ligado a nosotros por el odio que le profesamos. La vida sería más pobre sin ese odio.

Dejó a un lado sus ensoñaciones.

—Pero ¿por qué me contáis todo esto? —prosiguió—. ¿Por qué afirmáis con tanta contundencia y tan poca esperanza que no hay forma de herirlo por mucho que nos esforcemos?

Fineas irguió su cuerpo aún más, se levantó sobre sus zapatos plateados y se dejó caer de nuevo; y en su voz sonó una alegría apenas sofocada, llena de odio.

—Porque por fin he encontrado el medio —dijo—, el único.

—¿Un medio para acabar con Josefo y sus judíos? —preguntó Dorión; su fino y delicado cuerpo se aproximó al suyo y su aguda voz se quebró por la emoción—. ¿Cuál es ese medio? —repitió.

Fineas saboreaba su expectación. Después, con deliberada parquedad, le anunció:

—Habría que exterminar a su dios. Hay que exterminar a Yahvé.

Dorión meditó con ahínco. Después, decepcionada, le dijo:

—Eso no son más que palabras.

Como si no hubiera escuchado su objeción, prosiguió Fineas con su explicación:

—Y hay un medio seguro de lograrlo. Os ruego que me prestéis atención, ama Dorión. Los romanos han aniquilado el Estado de los judíos, su ejército, su policía, sus templos, sus tribunales, su soberanía, pero, con su altiva tolerancia, no han llegado a tocar la religión de los sojuzgados, su «vida cultural». Les han dejado una pequeña universidad, Yabne se llama el nido, y han concedido a esa universidad un par de privilegios inocuos a instancias de los judíos. El Colegio de Yabne es su máxima autoridad en los asuntos religiosos y aplica una especie de justicia paralela. Y ahora escuchadme, querida Dorión. Si los romanos fuesen realmente los estadistas que creen ser habrían reconocido desde un principio la importancia de ese Colegio de Yabne y habrían pisoteado con sus botas esa pequeña e inocua universidad. Pues, de no existir Yabne, no habría tampoco un Yahvé, y no habría judíos rebeldes, con lo que todo se acabaría para nuestro Josefo: su judaísmo, sus libros y su insufrible orgullo.

Tras meditar sus palabras le replicó Dorión socarrona, pero con una sorna que no excluía el interés:

—Querido Fineas, parece que conocéis mejor las almas de los judíos que las calles de Roma. ¿Queréis explicarme más detenidamente por qué habría de tener tal relevancia Yabne?

—Lo haré gustoso —le replicó Fineas con triunfal indolencia—. Jamás me habría atrevido a hablaros con tal seguridad de mi plan para aniquilar a Josefo y a sus judíos de no haberme cerciorado antes de las circunstancias que rodean a esta institución. He preguntado a gentes competentes, a funcionarios y oficiales que tuvieron algo que ver con la administración y con la guarnición que ocupara Judea, y, ante todo, también al gobernador Salvidio, y he comparado las afirmaciones de todos esos testigos hasta en sus más mínimos detalles. El asunto es el siguiente: esa ridícula universidad no tiene ningún poder, ni aspira a tenerlo. En realidad no es más que una pequeña y ridícula escuela de teólogos. Pero no hay un judío en toda la provincia que no sustente esa universidad con una pequeña aportación previamente fijada de acuerdo con sus posibilidades; no hay ninguno que no se someta a sus decisiones. Y, fijaos bien, lo hacen voluntariamente. Acatan la autoridad del Estado por obligación, pero, por voluntad propia, conceden una autoridad mayor a su Yabne. Llevan sus litigios, no sólo los religiosos sino también los civiles, no ante el tribunal del emperador, sino ante los doctores de Yabne, y acatan su decisión. Ha llegado a ocurrir que los doctores decretasen la pena de muerte; he escuchado varios testimonios fiables en ese sentido. Naturalmente, esos fallos no tienen validez jurídica, se limitan a lo meramente académico; son dictámenes de índole teórica, no vinculantes. Pero ¿sabéis lo que hicieron los judíos condenados a muerte? Se murieron. Murieron de verdad. El gobernador Salvidio me lo ha contado, y Nevio, el juez supremo, me lo confirmó; y también el capitán Opiter. Lo que no pude averi[-guar de quienes[2]] murieron: si se quitaron la vida o si los ajusticiaron. Pero una cosa es segura: les habría bastado con solicitar la protección de los romanos para seguir vivos, e incluso habrían podido permitirse alguna insolencia. Pero prefirieron la muerte.

Dorión callaba. Permanecía inmóvil, rígida, morena y delgada, como uno de aquellos tempranos, duros y angulosos retratos egipcios.

—Os lo aseguro, mi querida Dorión —dijo Fineas retomando su discurso—, esa Universidad de Yabne es el último reducto de los judíos, una fortaleza más poderosa de lo que lo fueran Jerusalén y su Templo, posiblemente la fortaleza más firme del mundo. Y sus invisibles muros serán más difíciles de derribar que el portón más ingenioso de nuestro Frontín. Y los romanos no lo saben. El gobernador Longino no lo sabe, ni tampoco el emperador. Pero yo, Fineas, lo sé, porque odio a Josefo y a sus judíos. Esa diminuta y pueril Universidad de Yabne con sus setenta y un doctores es el centro de la provincia de Judea. Desde allí se gobierna a los judíos, no desde el palacio gubernamental de Cesarea. Y aunque lanzásemos a nuestro Pablo tres veces más sobre los judíos; aunque aniquilásemos a cien mil «Fanáticos del día», no serviría de nada. Judea sigue viva: vive en la Universidad de Yabne.

Dorión le había escuchado atentamente. Su boca, que descollaba insolente, un tanto ancha, en el delicado y altivo rostro, permanecía abierta en un gesto casi idiota dejando a la vista sus pequeños dientes; sus ojos estaban pendientes de los labios de Fineas.

—De modo que estáis convencido —resumió lentamente meditando cada palabra— de que el centro de la resistencia judía, el alma del judaísmo por llamarlo de algún modo, es la Universidad de Yabne.

La dama Dorión era de apariencia frágil; pero, al enunciar esto —su alargada cabeza cetrina con la alta frente inclinada; el acentuado pómulo, la nariz ancha y chata y la boca entreabierta— se mostraba dura, belicosa, incluso peligrosa.

—Y sólo se podrá atacar y neutralizar —prosiguió— a Josefo, y con ello al judaísmo, tras destruir la Universidad de Yabne.

Fineas asintió con su profunda y armoniosa voz, tratando de ocultar su exultante excitación llena de odio tras un tono seco e indiferente:

—Destruir, erradicar, aniquilar, pisotear, machacar, reducir a polvo.

—Os doy las gracias —dijo Dorión.

De pronto la Universidad de Yabne, de la que hasta entonces Roma no conocía más que el nombre, se convirtió en tema de conversación predilecto, y en muchos lugares se dirimía si sería verdad que la rebelión de la provincia de Judea tendría allí su centro.

El pueblo judío se veía sacudido por los terribles rumores de los males que se cernían sobre él. Lo que Roma tramaba era peor que lo que los más temerosos habían osado pensar; de todos los horrores imaginables ése era el más terrible. Hasta entonces, sus enemigos habían atacado a los judíos en su propia carne, en su tierra, sus bienes, su Estado. Habían destruido el Reino de Israel, el de Judea y el Templo de Salomón; Vespasiano había destruido el segundo Reino y Tito el Templo de los Macabeos y de Herodes. Lo que el tercer Flavio planeaba iba aún más lejos: atacaba el alma del judaísmo, el Libro, la doctrina misma. Pues los doctores eran los garantes y protectores de la doctrina. Sólo el Colegio de Yabne impedía que se evaporara, que se esfumase de nuevo en el cielo del que procedía. La doctrina era el vínculo que los mantenía unidos y, junto con el Colegio de Yabne, esa doctrina, núcleo vital y sentido del judaísmo, estaba amenazada.

Pero hasta la fecha siempre habían surgido hombres grandes y sabios que la habían puesto a buen recaudo. Y, así, también ahora todos los ojos se clavaron en quien presidía el Colegio y la Universidad: en Gamaliel, el Doctor Supremo.

El Doctor Supremo era el enviado de Yahvé en la tierra, la cabeza visible de los judíos no sólo en la provincia de Judea, sino en todo el orbe. Su tarea era ardua y compleja. Debía representar a su pueblo y su doctrina ante los romanos, unificar las dispares opiniones de sus doctores y, sin ningún medio coercitivo, preservar la autoridad de la Ley judía frente a las masas. Su posición requería energía, tacto y capacidad resolutiva.

Gamaliel, nacido y educado para mandar, había heredado a edad muy temprana su cargo: el de rey sin corona de Israel. Apenas contaba cuarenta años ahora. Se había mantenido firme ante los gobernadores Silva, Salvidio y Longino. Había sacado adelante la doctrina oponiéndose tanto a los que querían verla diluirse en la sabiduría de los griegos como a los que pretendieron convertirla en un mesianismo cosmopolita. Con firmes y certeros cortes había logrado separar la Ley del ideario helenístico, por un lado, y, por otro, de los mineos. Había alcanzado el objetivo que ya se impusiera el viejo Yojanán ben Zakai, fundador del Colegio de Yabne: garantizar la unidad de los judíos mediante un canon ritual intocable. Había sustituido la autoridad del Estado perdido por la autoridad de los usos y de la doctrina. Muchos odiaban al Doctor Supremo Gamaliel y había quien lo amaba, pero todos lo respetaban.

No tardó en comprender que la decisión sobre el destino de Yabne y, con ello, del judaísmo, no dependía del gobernador de Cesarea, sino de Roma, del propio emperador. Hacía años que Gamaliel tenía el proyecto de ir a Roma para interceder ante el emperador por su pueblo. Pero el canon ritual prohibía viajar en sábado, y él, protector del canon ritual, no podía acometer un viaje que le obligaría a estar en alta mar ese día. Pensó en preguntar a su Colegio si no estaría permitido en ese caso infringir las normas del sábado, como en las batallas, dado que un grave peligro amenazaba a su fe y al judaísmo entero. Pero los doctores habrían discutido la cuestión durante años, según su costumbre. Y, así, como el viaje era perentorio, el Doctor Supremo hizo caso omiso de sus protestas y procedió despóticamente, ordenando a varios doctores que lo acompañaran. Por lo que, en número de siete —una cifra sagrada—, se embarcaron rumbo a Roma.

Su llegada a Roma fue apoteósica. Juan de Giscala lo alojó en el palacio en el que la nobleza romana

rindiera homenaje en su día al rey titular judío Agripa y a la princesa Berenice. Y allí instaló su residencia el Doctor Supremo.

Desde esa mansión romana se gobernaba ahora al pueblo judío diseminado por todo el orbe. Gamaliel no hizo ostentación de su persona ni de sus métodos. No dio suntuosos banquetes y se mostró afable y modesto. A pesar de todo, su aspecto era notable, incluso regio y, una vez en Roma, todos supieron que los judíos, si bien despojados de todo poder, constituían un factor nada desdeñable. Todos —ministros, senadores, artistas y escritores— se agolpaban para ver a Gamaliel.

Pero Domiciano no dio señales de vida. De acuerdo con la costumbre, el Doctor Supremo había enviado un aviso al Palatino rogando al gran chambelán de Su Majestad, Crispín, que le permitiese ofrecer al emperador testimonio de la fidelidad de los judíos y expresarle su profundo abatimiento por la insensatez de quienes habían osado levantarse contra su regimiento.

—¿Ah, sí? ¿Eso es lo que quiere? —preguntó el emperador sonriendo. Pero no dio ninguna orden, no dijo ni una palabra más sobre el Doctor Supremo, y no se pronunció sobre Gamaliel o sobre el Colegio ante nadie: ni ante sus consejeros más íntimos ni ante Lucía o Julia.

En cambio, la presencia del Doctor Supremo tenía muy ocupados al príncipe Flavio Clemente y a su esposa, Domitila, pues entre los mineos de la ciudad de Roma, que ahora ya no se llamaban mineos sino cristianos, la llegada de Gamaliel había suscitado gran inquietud. Dondequiera que apareciese aquel hombre —le refirió Jacob de Sekanja, su dirigente, a su protector el príncipe—, dondequiera que apareciese ese Gamaliel, los cristianos y su doctrina peligraban. Con gran astucia, tratando de obligarlos a maldecirse a sí mismos en sus rezos, había arrojado a quienes querían seguir siendo judíos de su comunidad, dividiendo así el judaísmo en una doctrina nueva y otra vieja.

El príncipe Clemente lo escuchaba atentamente. Era dos años mayor que el emperador, pero parecía más joven; carecía del poderoso mentón de los Flavios, y su afable rostro de ojos azul claro y cabello color ceniza poseía cierta luminosidad infantil. Domiciano gustaba de burlarse de él tachándolo de lento de espíritu. Pero Clemente era lento sólo de concepción. Ese día insistió una vez más en que se le explicase lo que distinguía a la vieja doctrina judía de la de los cristianos y, al preguntarlo por tercera o cuarta vez, Jacob de Sekanja se lo expuso pacientemente.

—Gamaliel afirmará —dijo— que no somos judíos, puesto que creemos que el Mesías ya ha venido y tal creencia constituye, a su parecer, una «negación del principio». Pero éste no es el motivo más importante. Lo que realmente le mueve es que desea una doctrina angosta, rala y pobre, para poder abarcarla fácilmente. Quiere que sus creyentes constituyan una única gran manada. Y por eso ha encerrado la doctrina en un aprisco, que es su canon ritual.

Nadie habría supuesto que aquel hombre sencillo e imberbe, que podría hacerse pasar por un banquero o por un jurisconsulto, se ocupaba exclusivamente de asuntos de esa índole.

—Nosotros no rechazamos ese canon ritual —dijo a continuación—. A lo que nos oponemos es a la pretensión del Doctor Supremo de que en él se contiene toda la verdad, pues es tan sólo una verdad a medias; y una media verdad que pretende ser la verdad entera resulta más perniciosa que la peor mentira. El deber más sagrado de todo auténtico servidor de Yahvé es difundir su espíritu entre todos los pueblos, no sólo entre los judíos. Pero esto Gamaliel lo calla; y no sólo lo calla, sino que combate este precepto. Cuando hace un par de años vuestro primo Tito prohibió la circuncisión de los gentiles por medio de la Ley de Antisto nos encontramos ante la disyuntiva de renunciar a aquel signo palpable del judaísmo, la circuncisión, o bien a su misión cosmopolita, la difusión de la doctrina. El Doctor Supremo optó por mantener la circuncisión, por su canon ritual, por el nacionalismo. En cambio nosotros, los cristianos, preferimos renunciar a la circuncisión y deseamos que toda la humanidad participe de Yahvé. El Doctor Supremo sabe que en realidad somos mejores judíos, pues Dios le ha concedido un entendimiento agudo y sabiduría. Pero, como ha elegido el mal, nos odia y hostiga a los romanos contra nosotros. Nuestro fervor proselitista, afirma, es culpable de las diferencias entre Roma y los judíos.

—Pero —repuso el príncipe Clemente pensativo— es cierto que se os ve en todas las esquinas empeñados en proclamar vuestra fe.

—Así es —admitió Jacob—. Dado que el Doctor Supremo, movido por su codicia espiritual, quiere reservarse a Yahvé para sí y sus judíos, nosotros, los que aspiramos a la verdad, no debemos cejar. ¿O acaso admitiríais que os dijera, príncipe Clemente: no podéis participar de Yahvé, el Mesías no murió por vos? ¿Acaso debería ocultaros la verdad sólo porque una ley del emperador ha prohibido la circuncisión?

Jacob de Sekanja hablaba bien, su convicción confería vigor a sus palabras por sosegado que fuese su ademán. Los ojos gris azulados algo secos, y sin embargo fanáticos, de la princesa Domitila seguían cada movimiento de su boca. Pero era una Flavia y, por tanto, desconfiada.

—¿Por qué —preguntó—, sí tenéis al verdadero Yahvé, se fían los judíos del Doctor Supremo y no de vosotros?

—Cada vez hay más judíos —explicó Jacob— de nuestra parte. Se dan cuenta de que los doctores desean fundir de un modo inextricable e ilegítimo a Yahvé con el Estado. Pero que Yahvé haya aniquilado el Estado, que haya permitido que se sofocase este último levantamiento constituye una prueba de que no quiere ese Estado y cada vez son menos los judíos que se niegan a aceptarlo. Cada vez son más los que se unen a nosotros. Ya no quieren el Estado, sólo quieren a Dios. Y rechazan esa sinuosa hipocresía de los doctores que se esfuerzan por erigir un nuevo Estado con su canon, pues ese canon no es más que un ingenioso disfraz tras el que se esconde el viejo estado sacerdotal.

Era evidente que Domitila se dejaba llevar por la convicción con la que se expresaba Jacob; pero se apresuró a volver de la esfera de lo abstracto a lo concreto, a la Roma de su época. De modo que abrió los finos labios y constató con aire indiferente:

—Así que ese Doctor Supremo es vuestro enemigo más peligroso.

—Sí —respondió Jacob—. Lo que nos separa es el antagonismo de la verdad y de la mentira. Nosotros proclamamos al Yahvé de los profetas, al Dios de todos. Él esgrime al Yahvé de los jueces y de los reyes, al dios de las batallas y las conquistas, a ese resto de Baal que nunca abandonó Judea. Gamaliel es un hombre inteligente y ha sabido esconder a su Baal. Pero lo sirve, y nos odia como todos los adeptos de Baal han odiado siempre a los verdaderos servidores de Yahvé.

—¿Y pensáis —preguntó Domitila puntillosa, sin apartarse de lo concreto— que este Doctor Supremo aprovechará su estancia en Roma para perjudicaros?

—Es seguro que lo hará —replicó Jacob—. Intentará salvar su Universidad y su canon ritual levantando sospechas contra nosotros. Se esforzará por dirigir hacia nosotros la repulsa del emperador. Siempre ha procedido con métodos similares. Él y sus judíos son mansos corderos: los levantiscos somos nosotros. Nosotros somos los que hacemos prosélitos, queremos quitarle a Júpiter sus romanos y dárselos a Yahvé. A menudo ha logrado lo que quería con argumentos semejantes en Cesarea, ante el gobernador. ¿Por qué no habría de intentarlo también con el propio emperador?

—Lo conozco —dijo Domitila—; a «ése» lo conozco bien.

También ahora llamaba a su tío, el emperador, «ése».

—Lo conozco muy bien —dijo, pues, la delgada, rubia y fanática joven—. Sin duda quiere proteger a Júpiter, a su Júpiter tal y como lo concibe él. Sin duda intuye algo malo en Yahvé. Siempre vacila largo tiempo antes de asestar un golpe, y seguramente no distingue entre vosotros y los judíos; seguramente le es indiferente que el golpe derribe al Doctor Supremo, a Yabne o a vosotros. Pero ha levantado la mano y la dejará caer. Todo depende de a quién dirija su atención.

Clemente había escuchado con interés a su esposa; era un alumno aplicado, aunque lento.

—Si no te he entendido mal —dijo, meditando en voz alta— debemos dirigir la atención de DDD hacia la Universidad de Yabne si lo que queremos es salvar a nuestro Jacob y su doctrina. Debe golpear al Doctor Supremo y a su Yabne.

Los ojos azul pálido del príncipe se habían oscurecido por la tensión. También Domitila buscaba con los ojos la boca de Jacob.

Éste no quería tener que reprocharse más tarde haber sido vengativo, pues si ahora atacaba a Gamaliel no lo hacía por celos, sino sólo porque no veía otra manera de salvar su propia fe.

—No odio al Doctor Supremo —afirmó sosegado y circunspecto—. Nosotros no odiamos a nadie. Si padecemos su hostilidad no es porque la practiquemos. Suscitamos esa hostilidad con nuestra mera existencia.

—¿Estáis o no de acuerdo —insistió entonces Domitila— en que el mejor medio de salvaros sería la condena de Yabne?

—Desgraciadamente, ése sería el mejor medio —replicó cauto Jacob.

La única vía que le permitiría a Domitila lograr que «ése» condenase a la Universidad pasaba por Julia.

Las relaciones de Julia con Domiciano habían sufrido algunos altibajos. En un primer momento había ocurrido lo que Julia temía: la actitud de DDD hacia ella cambió tras el regreso de Lucía. Lucía lo llenaba por completo, y a ella la miraba con ojos críticos, insidiosos. Cuando antes de su partida fue a verlo para despedirse de él logró enfurecerla a pesar de su talante sosegado con sus comentarios burlones. Con una cabeza como la suya, se mofó, jamás llegaría a nada; sin duda había dormido con ese majadero de Sabino a pesar de su prohibición y llevaba en su vientre al hijo de Sabino. Que no se imaginara que iba a adoptar a

su mocoso. Pero era verdad que Julia no se había entregado a Sabino, no había la más remota posibilidad de que el ser que albergaba fuese de nadie más que de Domiciano, y sus pérfidas sospechas la enfurecieron, porque no le había resultado precisamente fácil ver cómo su marido sufría junto a ella acuciado por la impotencia y la humillación. A una dama por lo general tan serena le resultó doloroso convivir con el mudo y rencoroso Sabino durante la larga ausencia del emperador. Día y noche se reprochaba no haberle sacado de la cabeza a DDD sus estúpidos recelos, y cuando por fin dio a luz a una criatura muerta poco antes del regreso de Domiciano lo achacó a los sentimientos que suscitó en ella el mezquino arrebato del misántropo emperador.

De modo que, a su regreso de la guerra dacia, Domiciano se encontró con una Julia muy distinta. Había perdido algo de su antigua opulencia; su rostro sereno y altivo de piel blanquísima parecía menos soñoliento, más espiritual. Además, Lucía no lo había recibido como él esperaba: no vio en él al vencedor que regresa aureolado por la gloria, y él no fue capaz de convencerla de que la guerra dacia, aún sin concluir, había sido un éxito. Le molestaba que se burlara de él, risueña y altiva; le molestaba que conociese prácticamente cada una de sus pequeñas debilidades; le molestaba que no admitiese aquello que lo enorgullecía; le molestaba que los privilegios que le había arrancado, sus tejares, le dieran mucho dinero mientras sus propias arcas padecían las secuelas de la guerra. Lo que hizo que Domiciano se volviese hacia Julia con una mirada nueva, más amable. Ahora sí creía que el hijo que había alumbrado había sido suyo; admitió que los injustos reproches que le hiciera habían provocado la muerte de ese niño. La deseaba de nuevo, y que la absorta y amargada dama no cediera a sus impulsos con la facilidad de antaño no hacía más que encenderlo.

Domitila sabía, por tanto, que su cuñada y prima Julia podía ejercer cierta influencia en el emperador. Domitila había aprendido de Jacob que, para conseguir algo, tenía que ser suave como una paloma y astuta como una serpiente. Decidió exponerle a Julia el caso de la Universidad de Yabne de tal modo que convirtiera su condena en un asunto propio.

Con toda la cautela que el caso requería, supo vincular el asunto de la Universidad de Yabne con los celos que Domiciano sentía por Tito. El padre de Julia, Tito, había conquistado y destruido Jerusalén; el sojuzgador de Judea era él. Pero «ése» no le concedía tal mérito. A «ése» le importaba demostrarse a sí mismo, a Roma y al mundo entero, que Tito no había terminado su tarea —el sojuzgamiento de Judea—, y que a él, a Domiciano, le quedaba aún mucho por hacer: someter realmente la provincia. Si «ése» permitía que el ridículo Doctor Supremo de los judíos se pavonease de tal forma por Roma era porque quería presentar a la ciudad una nueva prueba de que los judíos seguían siendo, como antaño, una fuerza política importante; de que Tito no había acabado con ellos, y de que los dioses le habían encomendado a él, a Domiciano, la tarea de aniquilarlos.

La inteligente Domitila expresó opiniones semejantes ante Julia y, tal y como había previsto, Julia siguió urdiendo la trama tras su despedida. Estaba claro que DDD permitía que ese preboste judío se pasease con tanto descaro por Roma para empañar la memoria de su padre, Tito. Después de tantas afrentas tiene derecho a alguna prueba palpable de agradecimiento. Le exigirá que deje de empañar la memoria de su padre con artificiosas intrigas. Exigirá que condene a Yabne. Domitila logró lo que se había propuesto: sin saberlo, Julia se convirtió en cómplice de los mineos.

Cuando Domiciano la llamó se arregló con especial cuidado. Su hermoso pelo trigueño, trenzado en forma de torre, coronaba con siete hileras de rizos cuajados de joyas su pálido rostro. Con un leve rastro de maquillaje subrayó los pronunciados, sensuales y flavios labios. Diez veces contó cada pliegue de su vestido azul. Durante largo rato debatió con sus asesoras qué perfume de los muchos que tenía debía llevar.

Así ataviada fue a ver a Domiciano. Lo encontró de buen humor y receptivo. Tal como solía hacer en los últimos tiempos rechazó cualquier gesto de confianza; en cambio le contó toda clase de cotilleos y, como de pasada, llevó la conversación al asunto del Doctor Supremo de los judíos. Consideraba que su aparición en Roma era escandalosa, que se comportaba como un príncipe independiente. Tenía a su ridícula Universidad —una especie de escuela de pueblo en la que se enseñaban supersticiones de toda clase— por el centro del mundo, y como en aquella Roma tan esnob la opinión más peregrina ganaba adeptos precisamente por serlo, y nadie le hacía frente al preboste judío, no sería extraño que los jóvenes romanos terminasen por desplazarse hasta Yabne para estudiar allí.

Julia lo expuso en el tono adecuado, con una leve ironía. A pesar de todo, el suspicaz Domiciano creyó adivinar la influencia de sus odiados primos. Con una sonrisa taimada le replicó:

—¿De modo que deseas, prima Julia, que le demuestre al sacerdote judío quién es el amo?

—Sí —le replicó ella con la mayor indiferencia que fue capaz de fingir—, creo que sería conveniente, y a mí me divertiría.

—Cuánto me agrada oír, prima Julia —replicó el emperador particularmente cortés— que te preocupas por el prestigio de la casa Flavia. Tanto tú como los tuyos.

Y, secamente, concluyó:

—Os doy las gracias.

Sin embargo, Julia no renunció a su proyecto. Cuando él se disponía a soltarle el vestido y a destruir el peinado que tanto había costado componer se refirió de nuevo a la Universidad de Yabne y exigió certezas, promesas. Él se burló de ella, quien, por su parte, lo llamó Varriguita, pero insistió, se resistió y, medio en serio medio en broma, se negó a acceder a sus deseos antes de que le concediese lo que pedía. Pero entonces él se tornó violento, y ella, seducida precisamente por su brutalidad, cedió y se derritió bajo sus fuertes manos.

Cuando se separó de él habían vivido un par de horas de placer, pero no había conseguido nada para la causa de Domitila y de los mineos. El emperador no había revelado con ninguna palabra lo que pensaba hacer en relación con el asunto de la Universidad de Yabne.

Incluso los más allegados al emperador pensaban que había llegado el momento de aclarar ese asunto. Era competencia del gran chambelán Crispín decidir cuándo y cómo recibiría el emperador al sumo sacerdote de los judíos. Como egipcio, sentía desde su juventud una profunda aversión por todo lo judío. Había presentado a su emperador un escrito del Doctor Supremo solicitando audiencia, cumpliendo así con su obligación. No desaprobaba que el terco silencio de DDD debilitase progresivamente, hasta hacerla insostenible, la posición en Roma del Doctor Supremo.

Finalmente, los simpatizantes de los judíos trataron de debatir el asunto de Gamaliel en el consejo de ministros. En el transcurso de unas consultas sobre un problema de culto en una provincia oriental Marullo opinó que, a propósito de aquello, convenía aclarar también la cuestión de la Universidad de Yabne. Claudio Regino se hizo eco de la propuesta de Marullo con su acostumbrado coraje disfrazado de somnolencia. ¿Acaso la Universidad de Yabne era un problema?, dijo admirado. Y, en caso de que hubiera algo que dirimir, el asunto ya estaba resuelto por el mero hecho de que la corona hubiera tolerado durante tanto tiempo la presencia en Roma del Doctor Supremo judío. Que a pesar de la presencia de aquel doctor judío no se hubiera procedido contra la Universidad no podía interpretarse de otro modo que como indulgencia, sí, incluso como un gesto de aprobación. Cualquier otra solución era prácticamente impensable si no se quería romper con la política que Roma aplicaba tradicionalmente a los cultos foráneos. La libertad religiosa era uno de los pilares sobre los que descansaba el Imperio. Proceder contra una institución religiosa, como sin duda era Yabne, supondría sin duda para el resto de las naciones sometidas una advertencia sobre sus propios centros de culto. El cierre de la Universidad de Yabne constituiría un peligroso precedente y suscitaría una inquietud innecesaria.

Claudio Regino había elegido con gran habilidad frases que concordaban perfectamente con la ideología del emperador, apelando a Domiciano como guardián de la tradición romana. Ahora escrutaba furtivamente su rostro. Éste no dijo nada; durante un instante lo miró con sus ojos saltones y un tanto miopes, pensativo aunque disperso, y a continuación volvió lentamente la cabeza hacia los demás consejeros. Pero Regino, el eterno observador, sabía que sus palabras lo habían impresionado. Y así era. Domiciano se dijo que los argumentos de su Regino no estaban mal. Pero no le convenían. Pues no estaba dispuesto a que nada mermase su libertad de movimientos: quería tener las manos libres y mantener, por tanto, aquel asunto en el aire. De modo que permaneció sentado, no dijo nada y aguardó a que alguno de sus asesores presentase argumentos en contra de lo aducido.

No podía decirse, explicó efectivamente el gran chambelán Crispín en su griego sibilante y esnob, que en las universidades de Corinto y Alejandría estuviese de moda, o que se considerase de buen tono pensar que la corona se había afianzado precisamente gracias a su silencio. No era la primera vez que se hacía esperar varias semanas, y hasta meses, a un legado, incluso a algún rey bárbaro antes de recibirlos. Todos miraron sorprendidos al emperador al oír que el egipcio, incapaz ya de poner coto a su odio, llamaba bárbaros a los judíos. Pero el emperador no se inmutó.

El ministro de policía Norban interrumpió entonces a Crispín.

—Para ser exactos —dijo—, el simple hecho de que el Doctor Supremo judío acuda a Roma, lo que nadie ha solicitado ni deseado, constituye ya en sí una desfachatez. Si deseaba presentar un ruego o una queja debería haberse dirigido a la instancia correspondiente: el gobernador imperial en Cesarea. Mis funcionarios están de acuerdo en que la insolencia de los judíos no ha hecho más que aumentar desde la llegada de su preboste a Roma. El cierre de la Universidad de Yabne sería un medio adecuado para moderar dicha

insolencia.

Norban se esforzaba en que su ancha y burda cara, sobre la que caían los rizos a la moda de su grueso y negrísimo cabello, pareciese indiferente, y frío su tono. Sin embargo, el emperador no consideró que las torpes frases de su ministro de policía invalidaran las razones de Regino. Allí estaba, disgustado, callado, esperando oír mejores argumentos que las rebatiesen, argumentos que le restituyesen su libertad de acción. En ese momento acudió en su ayuda el consejero de quien menos lo habría esperado, Annius Bassus. El sencillo soldado había sido aleccionado paciente y hábilmente por la dama Dorión, que le había preparado argumentos ideados para hacer efecto en Domiciano y que Annius terminó por apropiarse. Sin duda, explicó tras varios rodeos, era propio del saber y la tradición romanas respetar la vida cultural de los pueblos sometidos y dejar a los pueblos vencidos sus dioses y su religión. Pero los judíos se habían despojado ellos mismos de tal privilegio. Con conocimiento de causa, y por medio de mil argucias, habían impedido al generoso vencedor separar su religión de su política al impregnar su religión de política. Si se les trataba de otro modo que al resto de las naciones sometidas éstas lo entenderían sin sacar falsas conclusiones. Pues los judíos sostenían desde siempre que eran un pueblo excepcional, y eran ellos mismos los que se desgajaban hostiles del pacífico círculo de los países culturalmente autónomos que componían el Imperio. Tampoco su dios Yahvé era como los dioses del resto de los pueblos: no era un dios auténtico, no había ninguna efigie suya, no se le podía colocar en un templo romano como se hacía con las estatuas de otros dioses. Carecía de forma, no era otra cosa que el pertinaz espíritu que animaba la política nacionalista judía. Si realmente deseaban someter a los judíos no debían respetar a aquel dios Yahvé ni a la Universidad de Yabne. Pues Yahvé era sinónimo de alta traición.

Nadie esperaba que el simple soldado Annius Bassus fuese capaz de mantener un discurso tan brillante como aquél. Marullo y Regino se sonrieron: intuían su origen, sospechaban que detrás de aquellos razonamientos estaba la dama Dorión. Pero el emperador escuchó con agrado las frases de su ministro de guerra. Procedieran de quien procedieran, eran una respuesta adecuada a las dudas formuladas por Regino y le procuraban a él, al emperador, la libertad de movimientos que ansiaba.

Ya había oído bastante acerca de aquel Doctor Supremo y su Universidad. Hizo como si ahuyentase el incómodo asunto con un gesto de la mano y dio paso a otro tema.

Al día siguiente, sin embargo, cenó a solas con Júpiter, Juno y Minerva. Una muñeca articulada, vestida con las ropas de Júpiter, provista de una artística máscara de cera que reproducía el rostro del dios, se reclinaba en el diván, y sobre dos sillas altas y doradas se veían sendas muñecas con las máscaras de cera de las dos diosas. El dios Domiciano compartía su mesa con los tres. Los esclavos, que calzaban sandalias blancas, traían alimentos de cuando en cuando; se movían con silenciosa y temerosa diligencia para no perturbar la conversación que Domiciano mantenía con sus invitados, los dioses.

El emperador quería que éstos lo asesorasen en el difícil asunto de aquel dios foráneo Yahvé. Pues, si las voces de sus consejeros estaban divididas, también lo estaban las que resonaban en su interior. Se sentía tentado de destruir con mano firme la Escuela de Yabne, pero también deseaba protegerla. No sabía cómo solucionar aquel problema.

Resulta fácil aplacar a Isis o a Mitra: se les puede erigir estatuas, y hay muchas maneras de apaciguarlos si se ofende a sus seguidores. ¿Pero qué puede hacerse con ese dios Yahvé del que no se guarda imagen ni rostro alguno; que carece de esencia cual trémulo aire febril; inasible, reconocible únicamente en sus perniciosas secuelas?

Annius Bassus le ha contado de qué modo perturbó en su día las mentes de los asediadores la casa de ese Yahvé, el Templo blanco y dorado: «eso», como lo llamaban los soldados. Los volvió medio locos. Tito nunca dejó de temer la venganza de Yahvé tras haberlo ofendido destruyendo su casa. Y lo último que hizo fue disculparse ante el judío Josefo por esa ofensa.

Él, Domiciano, no conoce el temor; pero es el Sumo Pontífice, el representante en la tierra de Júpiter Capitolino. Venera a todos los dioses, y se cuidará muy mucho de ligarse al extraño dios y a su representante. Tratará con sumo cuidado a ese Doctor Supremo, porque los judíos son astutos. Como las tropas de asedio en pleno ataque, refugiados bajo los escudos en formación de tortuga, se ocultan los judíos tras su dios invisible.

Pero quizá no sea más que un embuste. Quizá no exista ese dios invisible.

Sus propios dioses han de ayudarle, aconsejarle. Por eso se ha acicalado y los ha invitado a su mesa, por eso come con ellos, por eso humean en las doradas fuentes piezas de cerdo, de cordero y de ternera.

Se esfuerza por hacer honor a sus invitados; se yergue tratando de conferir a su cara la expresión que le

han dado en sus bustos. La cabeza con la leonina y osada frente descubierta; las cejas levantadas en un gesto amenazador, los ojos llameantes, exigentes; la nariz hinchada, la boca entreabierta: así mira a sus divinos huéspedes en busca de ayuda, de consejo.

Como Júpiter calla y Juno no parece dispuesta a dirigirle la palabra se vuelve hacia Minerva, su diosa favorita. Allí la tiene. La ha despojado del aire infantil, de la barata idealización de que fuera objeto en los retratos más recientes, y le ha devuelto los ojos de lechuza que tuvo un día. Critias, el gran especialista, supo colocárselos. Sí, ante él es la Minerva de los ojos de lechuza. Siente que el animal alberga, al igual que el animal que habita en él, una descomunal fuerza originaria. Con sus propios ojos miopes un tanto saltones contempla los grandes y redondos de la diosa. Se siente profundamente ligado a ella. Y le habla en voz alta sin arredrarse ante los apurados esclavos que se esfuerzan por no oír y que, sin embargo, tienen que oír. Trata de dulcificar su voz estridente, le dice con ternura dedicándole toda clase de lindezas en griego, en latín, cuanto se le ocurre. Protectora de la ciudad la llama: guardiana de las llaves, salvadora, pequeña, amada prócer jamás derrotada, vencedora, ganadora de todos los botines, inventora de las trompetas, sanadora, ingeniosa, agudísima creadora.

Y, curiosamente, por fin se aviene y le habla. Ese Yahvé, le dice, es un dios artero, un dios oriental, un tipo avispado. Querrá engañarte, a ti, al romano, con su Universidad de Yabne. Querrá inducirte a cometer sacrilegio, lo que le permitirá castigarte y arruinarte, pues es vengativo; y, tras haber logrado que envíes al otro mundo a tu hermano, quiere emprenderla contigo y sacudirte. ¡Mantén la calma, no te dejes llevar por tus impulsos, ten paciencia!

Domiciano sonríe con esa sonrisa profunda y oscura tan suya. No, el dios Yahvé no será capaz de jugársela al dios Domiciano. No tiene la menor intención de prohibir esa ridícula Escuela de Yabne. Pero tampoco se lo va a decir al Doctor Supremo. Si el dios Yahvé le exige a él, a Domiciano, paciencia, entonces él, el emperador Domiciano, le exigirá paciencia a ese doctor. Le dejará pudrirse en su miedo. Le dejará derretirse de tanto esperar.

Feliz y agradecido, Domiciano se separa de sus dioses.

Y el Doctor Supremo seguía esperando.

Pronto terminaría la estación propicia del año, el invierno no tardaría en impedir la travesía por mar. Si el Doctor Supremo quería regresar a Judea debía prepararse para partir.

Pero no lo hizo. No le preocupaba que su larga ausencia resultase inquietante, incluso ofensiva para los suyos. En ningún momento reveló cuánto lo irritaba el comportamiento del emperador, el insolente desdén que mostraba hacia el judaísmo que él representaba. Continuó, altivo y afable, recibiendo a los romanos que acudían a visitarlo.

La costumbre exigía que Josef fuese a visitar al Doctor Supremo. Juan de Giscala trató de convencerlo de que lo hiciera, pero Josef se resistía. Ya en Judea había visto a qué grado de crueldad podía llegar el sumo pontífice del judaísmo en aras de su cargo y, aunque su cabeza aprobaba su dureza, su corazón la repudiaba.

Haciendo caso omiso de su ofensa, Gamaliel lo mandó llamar.

El Doctor Supremo había envejecido mucho en los seis años en que habían dejado de verse. En su breve barba rojiza, que, perfectamente recortada en un cuadrado, parecía hecha para mostrar más que ocultar la boca y la barbilla, habían aparecido algunos cabellos grises. Y cuando el imponente y musculoso caballero se creía a solas se distendía su rostro, sus redondos ojos castaños perdían su brillo y su tersura el poderoso mentón.

Gamaliel retomó la conversación allí donde la dejaran seis años antes, como si nada hubiera ocurrido.

—Cuánto lamenté —comenzó— que rechazarais mi oferta de representar nuestra política en Roma y en Cesarea. Contamos con muchas cabezas insignes, pero pocas capaces de ayudar al hombre que está condenado a dirigir la política de los judíos. Me siento muy solo, querido Josef.

—Creo —replicó Josef— que no me equivoqué. La tarea que queríais encomendarme requería dureza y flexibilidad, y yo carezco tanto de la una como de la otra.

También en esta ocasión Gamaliel lo trató con familiaridad. No reveló con ningún gesto que su admiración por él había menguado en aquellos años. Más bien le habló como si se dirigiese a un líder de su mismo rango. Quiso ganárselo, y fingió sentirse obligado a rendirle cuentas de su política.

Trató de demostrarle que los acontecimientos le habían dado la razón, corroborando la necesidad de separar a los mineos de los judíos sin miramientos.

—Lo que necesitábamos —le explicó— era claridad. Ahora la tenemos. Ahora contamos con un único

criterio, además de la fe en Yahvé, por supuesto, para distinguir quién está de nuestra parte y quién no, quién es judío y quién no. Ese criterio es la creencia en que el Mesías ya ha aparecido. Y, por tanto, quien haya perdido la esperanza del renacimiento de Israel, quien renuncie a la reedificación de Jerusalén y del Templo, es ajeno a nosotros. Os lo digo abiertamente, estimado Josef: considero que los padecimientos con los que Dios nos ha golpeado han sido de provecho. La prueba nos ha servido para distinguir entre aquellos que son lo bastante fuertes para seguir confiando y los débiles que se han dejado llevar por el sacrificio que, según dicen, el Mesías crucificado hizo por ellos. Que los mineos ganen adeptos, si así lo quieren, con su dulzón y tentador Evangelio. Yo no me lamentaré por ninguno de los que les sigan, jamás fueron judíos. El Yahvé de los mineos, el llamado Yahvé del mundo entero, no puede salvarse, debemos renunciar a él. De nada nos sirve un dios que se evapora en cuanto tratamos de asirlo, cuando deseamos que nos sostenga. Mediante los ritos y la Ley salvamos al menos al Yahvé de Israel.

Ah, Josef conocía bien esa cantinela. Había visto mil veces cómo el hombre que se lanzaba a la política debía disfrazar su verdad con mil mentiras.

—El que no se limita a difundir una idea —le había oído decir, de hecho, al Doctor Supremo—, el que actúa ha de renunciar a algo. El que escribe no necesita más que cabeza y dedos; el que se lanza al mundo de la acción necesita puños.

No, él, Josef, había hecho bien en retirarse a la vida contemplativa.

—¡Debemos salvar nuestro Yabne! —le espetó entonces con vehemencia el Doctor Supremo—. Se piense lo que se piense de mi política, ¡hay que salvar Yabne! Si desaparecen los setenta y un doctores de Yabne será el fin de los judíos, Yahvé desaparecerá de la faz de la tierra. ¿Es eso un sacrilegio? —se preguntó a sí mismo asustado de haber expuesto sus cuitas tan crudamente ante Josef—. Pero en su corazón, me parece, todo judío piensa como yo —se tranquilizó.

Josef veía el rostro abierto, oscuro y enérgico de aquel hombre. El éxito lo había asentado. Su fiera voluntad había logrado que Yahvé se afirmase mediante una ridícula y minúscula universidad de Judea. El Doctor Supremo había sustituido a Jerusalén por su Yabne, el Templo por su Escuela, el Sanedrín por su Colegio. Ahora tenían dónde ampararse, y quien quisiera destruir el judaísmo tendría que destruir antes Yabne.

Gamaliel hablaba ahora con ligereza, sin darle importancia.

—Ante vos, mi Josef —opinó— puedo llamar a las cosas por su nombre. Naturalmente que la Escuela y el Colegio de Yabne son una institución tan política como religiosa. Precisamente nos esforzamos por empapar la doctrina de política. En nuestra calidad de comentadores de las enseñanzas no hemos aceptado que el Templo haya sido destruido y que el Estado ya no existe. Debatimos los detalles más nimios del servicio divino con el mismo ahínco con el que disponemos los ritos de la vida cotidiana, y les concedemos la misma importancia. Nos acaloramos igualmente al discutir los problemas de jurisprudencia en un ámbito que se nos ha vedado que cuando hablamos del ritual cuya prescripción se nos atribuye. Sí, incluso nuestro programa de estudios dedica más tiempo a aquéllos que al último. ¡Que los romanos traten de demostrarnos dónde termina la teoría y dónde empieza la jurisprudencia práctica, dónde acaba la teología y dónde empieza la política! Lo que hacemos no pasa de ser teología. Si alguien prefiere apelar al Colegio de Yabne a presentarse ante los tribunales imperiales, ¿no es eso un asunto privado? ¿No es nuestro deber informarle si nos pregunta cómo vemos su problema desde la perspectiva de la doctrina? Y ¿debemos disuadirle si decide acatar nuestro dictamen? No podemos obligarle a hacer ni una cosa ni otra. Quizá sólo lo acate para acallar su conciencia. No lo sabemos, desconocemos sus motivos. No nos incumben. Nuestras decisiones no tienen nada que ver en ningún caso con la jurisprudencia del Senado y del pueblo de Roma. Nos limitamos a nuestro ámbito, a la teología, a la doctrina, a los ritos.

Sus gruesos labios, que dejaban al descubierto los grandes dientes muy separados, sonreían pérfidos enmarcados por la barba cuadrada.

Pero su sonrisa no tardó en desaparecer, y de pronto se incorporó. Sus ojos lanzaron chispas y exclamó:

—Decidme lo que pensáis, doctor Josef, decídmelo. ¿No es acaso un milagro que un pueblo, un pueblo entero, practique una disciplina tan descomunal? ¿Que se provea, junto al impuesto por la potencia extranjera al que por fuerza tiene que someterse, de un tribunal voluntario que acata movido por la fuerza de su corazón? ¿Que además de los altísimos tributos que le sonsaca el emperador pague otro impuesto voluntario para conservar a su Dios? ¿No es ese dominio de sí algo grande, divino, único? Creo que nuestro pueblo judío, con ese impulso desaforado de seguir existiendo, de resistir, es lo más excelso, lo más admirable que he visto en esta tierra empobrecida y abocada a las tinieblas.

Josef observaba conmovido el contagioso entusiasmo que ponía ese hombre en todo, pero que no logró anular sus reservas. No era poco lo que había hecho: con admirable agudeza y energía había conseguido

crear un recipiente para contener al Espíritu, que amenazaba con desbordarse. Pero ahora el Espíritu estaba encerrado en ese vaso, y eso significaba limitación, renuncia, abandono. Y lo que se había dejado atrás era algo muy valioso para Josef.

—Los romanos, como es natural —prosiguió entonces Gamaliel, retomando un tono jovial, menos solemne—, temen el principio peligroso, levantisco que adivinan tras nuestra Universidad —en ese momento todo su rostro irradiaba una sagacidad imbatible—, pero no acaban de descubrir de dónde proviene ese peligro. Los romanos sólo son capaces de concebir el mundo cuando lo comprimen en fórmulas; no conocen otro tipo de espiritualidad, en realidad son unos bárbaros. Lo que nosotros hemos hecho, sin embargo, no puede ser condensado en una fórmula jurídica. Nos sometemos en todo, somos serviciales, no nos exponemos, incluso nos hemos opuesto al levantamiento. En una palabra, nadie podrá tocar nuestra Universidad a menos que viole el derecho y la tradición de Roma. ¿Y no es cierto que el emperador Domiciano se siente llamado por sus dioses a proteger el derecho y la tradición romana? Pero tenemos enemigos, muchos y muy poderosos. Ahí están los príncipes Sabino y Clemente y sus secuaces; y el ministro de guerra Annius Bassus y vuestra anterior esposa, Dorión; y toda esa chusma de los mineos. Todos ellos tratan de convencer al emperador de que prohíba nuestra actividad, y a él le agradaría ceder a sus ruegos. Lo único que se interpone entre nosotros y la aniquilación es su respeto por la tradición, por los principios romanos. Por eso vacila entre su, digamos sentido de la justicia, y la antipatía que nos profesa, convenientemente azuzada por nuestros enemigos; y duda, espera, sencillamente no se digna atendernos, no me recibe. Desde su punto de vista, es lo mejor que puede hacer: rehúye su deseo de aniquilar la Universidad de Yabne, pero al mismo tiempo, haciéndome esperar, debilita nuestro prestigio, pone en ridículo a Yahvé y al judaísmo, machaca Yabne.

Josef tuvo que admitir que no era posible describir la situación con más claridad. Gamaliel continuó hablando.

—Yo sé muy bien —dijo con aire pensativo— cómo hay que tratar al emperador. Trataría de atenazarlo con su tradicionalismo, con su religión. Pues, por raro que parezca, este hombre sigue un impulso religioso; mucho de lo que hace y deja de hacer sólo se explica de ese modo. Quizá se trate de una religión retorcida y gentil, sin duda adora a muchos Baales, pero es una religión y a ella debemos atenernos. Habría que servirse de la astucia, habría que convertir a Yahvé en un Baal, en un burdo y grosero ídolo, en una divinidad tal y como él la entiende y la teme. ¿Acaso es eso sacrílego? ¿Os escandalizan mis palabras, pronunciadas por el sumo sacerdote de Yahvé? Hoy más que nunca este sacerdote ha de ser político. Ningún medio es condenable si sirve para que el pueblo de Yahvé supere esta tercera travesía del desierto, para que no sucumba. ¡Ha de vivir! Porque la idea de Yahvé no puede subsistir sin su pueblo.

En ese momento Josef sintió un gran temor. La última frase, que constituía en verdad un terrible sacrilegio y era impía, ¡precisamente en boca del Doctor Supremo! A excesos tan peligrosos podía conducir la política a un hombre que no buscaba más que servir a Dios.

—Sí, yo sabría cómo tratar a este emperador —retomó entonces Gamaliel su discurso—. Pero no me permite acercarme a él. ¡Os confieso —estalló, amargado— que a veces me arde la piel de tanto esperar y de tanta impaciencia! No es por mí, no soy vanidoso; sé encajar las ofensas. Pero no se trata de mí, se trata de Israel. Tengo que conseguir esa audiencia. Pero nuestros amigos, a pesar de su buena voluntad y de sus buenos oficios, han fracasado en esta ocasión. Regino no lo ha logrado, Marullo tampoco, ni Juan de Giscala. Sólo hay un hombre que aún podría conseguirlo: vos, querido Josef. ¡Ayudadme!

Josef se sintió desgarrado al ser interpelado de aquel modo. Le resultaba difícil resistirse a la seducción del Doctor Supremo. La política sin escrúpulos de ese hombre, que había renunciado al dios de todo el mundo para servir al dios de Israel, le repugnaba tanto como lo atraía. Lo que Gamaliel le exigía era acción, diligencia, laboriosidad: precisamente lo que Josef había rehuido conscientemente durante todos esos años. El que quiere actuar debe ceder; el que quiere actuar debe acallar su conciencia. El Doctor Supremo estaba llamado a actuar, ésa era su misión, y tenía cabeza y habilidad para ello. Pero él, Josef, sólo estaba dotado para la contemplación; su tarea era describir la historia de su pueblo y darle sentido. En cuanto intervenía en los acontecimientos se convertía en un chapucero, en un charlatán.

Lo que él, Josef, piensa, dice, escribe, tal vez permitirá que más adelante alguien vea los acontecimientos de hoy tal y como los ha visto Josef; tal vez determinará las acciones de las futuras generaciones. Por el contrario, lo que dice y piensa Gamaliel se transforma inmediatamente en historia; se traduce hoy, y mañana también, en destino. Josef se siente desgarrado, la propuesta de Gamaliel le tienta.

Los muros tras los que tan hábilmente se había escudado para salvaguardar su paz se derrumbaron y le prometió al Doctor Supremo hacer lo que le pedía.

Josef solicitó ver a Lucía, y ella lo convocó para el día siguiente. Lo miró sin ocultar su interés.

—Han transcurrido ya dos años —dijo— desde la última vez que nos vimos; pero al verte ahora me parece que fueran cinco. ¿He cambiado tanto en el exilio, o eres tú? Estoy decepcionada, querido Josefo —dijo con franqueza—. Has envejecido. Y tampoco pareces tan perverso como antes.

Una sonrisa cruzó la cara picada de Josef; de modo que todavía recordaba el grito que había proferido entonces, al contemplar su busto aún sin terminar: «¡Estás maldito!».

—¿A qué te dedicas ahora? —continuó Lucía—. Hace tiempo que no se oye nada de ti. Pareces sombrío —y lo miró con interés—. Es una vergüenza cómo tratan a tus judíos. Esas mezquinas y ridículas rencillas. Cuando mi prima Faustina ha dormido mal le pincha a la camarera que la peina con una aguja en el brazo o en la espalda. Eso puede hacerlo Faustina, pero el Imperio romano no puede tratar así a una nación entera. Como siempre, debo decirte que lamento la opresión que sufrís. Yo también he padecido lo mío en estos últimos años. Ni lo lamento ni preferiría habérmelo ahorrado. La vida sería demasiado gris sin esos altibajos.

Josef se sintió ligeramente dolido al escuchar que Lucía lo encontraba tan cambiado. Recordó la primera audiencia que le concediera una gran dama romana, Popea, la esposa de Nerón; cómo todo su ser se había recogido para la ocasión, fervoroso y lleno de fe en su éxito. Algo de aquel Josefo despertó en él y se tensó.

—No puede negarse —repuso animado— que aceptas tanto lo bueno como lo malo —y la miró fijamente a la cara con la misma insolencia admirativa que antaño dedicara a Popea.

Lucía se rió con su risa plena, poderosa.

—Dime, por favor —le exigió—, por qué querías verme. Pues no creo que hayas venido para rendirme pleitesía. Me has mirado de una forma verdaderamente desvergonzada, en tu mirada había algo de la perversidad del Josefo del famoso busto; cabría pensar que has venido sólo por curiosidad, por ver cómo me ha sentado el exilio. Hace poco tuve ocasión de ver tu busto en el Templo de la Paz: grandioso, aunque, desde luego, no te retrata, porque le faltan los ojos. No debiste negarte entonces, cuando Critias quiso ponértelos. Pero ahora dime, ¿qué te parece mi peinado? Va a causar un gran revuelo.

Había peinado su cabello hacia atrás en varias ondas consecutivas, renunciando a las altas torres que prescribía la moda.

El aire vivaz, tonificante, de aquella mujer refrescó a Josef. Sí, estaba por encima de su hado, ni lo bueno ni lo malo podían con ella; rebosaba vida, su exilio no había hecho más que darle alas.

—Tienes razón, ama Lucía —dijo él—. Realmente, es la desdicha de mis judíos lo que me apena, y he venido para rogar tu favor. Hemos padecido mucho en esta última década. Estamos acostumbrados al dolor, consideramos una distinción que nuestro dios nos someta a pruebas tan duras. Tenemos una obra muy profunda y venerable que trata de un hombre llamado Job, al que Dios golpea para distinguirlo porque quiere hacerle ver que hay un pecado secreto en él, un pecado que ese hombre no podría reconocer de otro modo y que por lo demás sólo es un pecado para muy pocos.

—¿Y qué pecado es ése? —quiso saber Lucía.

—La arrogancia de espíritu —replicó Josef.

—Hm, pecado —dijo Lucía pensativa—. También a mí se me ha puesto a prueba, pero no por ello me he preguntado por mis pecados. No sé si poseo esa arrogancia espiritual de la que hablas. En realidad, no lo creo. No me cambiaría por nadie, me gusta cómo soy. Sea como fuere, me parece que tú eres mucho más arrogante que yo, querido Josefo.

—El escritor Flavio Josefo —respondió Josef— no es demasiado arrogante, confío. El judío Josef ben Matatías sí lo es. Pero una cosa es la arrogancia de un individuo y otra muy distinta el orgullo espiritual de un pueblo. No es un pecado que nosotros, los judíos, nos sintamos orgullosos de nuestro Yahvé y de nuestra espiritualidad. Creo que el mundo no puede prescindir de nosotros. Nos necesita. Somos la sal de la tierra.

La serena convicción con que hablaba animó a Lucía.

—¿Y qué pueblo —opinó sonriente— no cree ser el elegido? Los griegos lo creen, los egipcios, vosotros los judíos. Únicamente los romanos somos realistas en eso. Dejamos que los demás sean la sal de la tierra: nosotros nos conformamos con utilizarla y dominar a los demás.

Pero Josef no sonrió como ella había esperado, sino que se puso serio.

—¡Si así fuera! —replicó excitado—. ¡Si realmente os conformarais con eso! Pero no es verdad. No sólo aspiráis a dominarnos. Sólo los locos se rebelan contra vuestro dominio. Castigadlos tan duramente como queráis, nosotros no protestaremos. Pero queréis arrebatarnos nuestra alma. Por eso estoy aquí, ama Lucía. ¡Ruega al emperador que desista! ¡Dejadnos nuestra alma! ¡Dejadnos nuestro dios! ¡Dejadnos nuestro Libro, nuestra doctrina! Hasta la fecha Roma siempre permitió que los pueblos conservasen a sus dioses. ¿Por qué quiere arrebatarnos ahora el nuestro?

Lucía arqueó las cejas muy por encima de los ojos, excesivamente separados.

—¿Quién quiere arrebataros vuestro dios y vuestra doctrina? —le replicó con un gesto de rechazo.

—Mucha gente lo desea —respondió Josef—. Empezando por tu prima, la princesa Julia. Quieren cerrar nuestra Universidad de Yabne, que se fundó con el beneplácito de Vespasiano. Es una pequeña universidad donde se enseña teología, un lugar de culto, nada más. ¡Ayúdanos, querida Lucía! —dijo insistente, con familiaridad, sin aplicarle su título—. Realmente, no pedimos otra cosa que libertad espiritual, una libertad que nada le cuesta a Roma; que no amenaza a su dominio. Pero eso es precisamente lo que no quieren concedernos. Por puro odio. Nos impiden acceder al emperador porque temen que lográsemos convencerlo. Hace meses que le aconsejan no recibir a nuestro Doctor Supremo.

—Ah, ese Doctor Supremo —dijo Lucía con cierto desdén— del que tanto se habla.

Josef repuso:

—Todos preferiríamos que no se hablase tanto de él.

—¿De modo que os resulta vital —preguntó Lucía— que el emperador lo reciba?

—Si pudieras conseguirlo —le replicó Josef— prestarías un gran servicio a mi pueblo, que tiene mejor memoria y es más agradecido que ningún otro.

—Lo has expresado con mucha elegancia, querido Josefo —dijo Lucía riéndose—. Pero conmigo esos argumentos no valen. Me importa muy poco lo que se piense de mí una vez muerta. No creo que haya vida en el Hades o donde sea. Cuando me incineren creo que poco podré beneficiarme ya de vuestro agradecimiento.

Meditó unos minutos.

—Por otra parte, no sé —dijo— si podré ayudarte aunque quisiera. El emperador está reticente conmigo —le confió— y me niega cualquier favor. Reñimos mucho. Le salgo demasiado cara.

Y, con afable franqueza, le refirió:

—¿Sabes que cada vez soy más avariciosa? La vida me parece fabulosa y precisamente por eso con los años me vuelvo más exigente. Tengo que tener cuadros, estatuas, cada vez más; deseo construir, quiero joyas, teatro, más esclavos, fiestas en las que no se escatime nada. En los últimos tiempos derrocho sumas inmensas. Y los judíos entendéis bastante de dinero, eso hay que admitirlo. Ahí tenemos a Regino, aunque sólo lo sea en parte, y ahí está ese hombre de los muebles, Cayo Barzaarone, y otro al que trato a veces, cierto Juan de Giscala: un tipo divertido, socarrón, lanzado. Todos están haciendo dinero, mucho y con poco esfuerzo. El último incluso ha conseguido bajar mis precios. Ya ves que sé apreciar vuestros méritos y que os tengo en gran estima.

A continuación se puso seria.

—¿De modo que Julia quiere cerrar vuestra universidad, dices?

—Sí, Julia —confirmó Josef, que había mencionado su nombre intencionadamente.

—Hace algunas semanas que goza del favor de Varriguita —meditó Lucía— mientras que yo estoy prácticamente eclipsada. ¿Qué clase de hombre es tu doctor? —inquirió—. ¿Es un santo o un político?

—Ambas cosas —le replicó Josef.

—Hm, entonces será un gran hombre —opinó Lucía—. Pero ¿cómo convenceré a Varriguita?

—Tal vez expresando el deseo de verlo —le propuso Josef—. En tal caso se vería obligado a recibirlo antes. Es impensable que el Doctor Supremo te presente sus respetos, ama Lucía, antes de haber rendido honores al dios Domiciano.

—Realmente, eres un hombre de corte —le dijo Lucía con una sonrisa—. ¿En verdad es tan importante para vosotros que le procure una audiencia en el Palatino a tu doctor?

—Sabía que nos ayudarías, querida Lucía —respondió Josef.

Durante todos esos días en que Domiciano no ha visto a Lucía se ha repetido sin cesar todo lo que habla en su contra. Lo humilla, se burla de él. Tampoco está descartado que tenga un nuevo amante. Ha acariciado la idea de juzgarla por segunda vez por adulterio de acuerdo con sus recientes disposiciones, más severas, o enviarla al exilio y a la muerte sin juicio previo. Pero después se imagina su temeraria y altiva cara con la frente pura e infantil, y la nariz larga y poderosa, y cree escuchar su risa. ¡Ay, no podrá amedrentarla con las represalias del Senado! Podrá matarla, pero no asustarla. Y si la manda matar será mayor su castigo que el de ella, pues después ya no tendrá más padecimientos mientras que él sí.

Se alegra de que, tras resistirse levemente, Julia le haya permitido acercarse de nuevo a ella. Aparentemente ha sido injusto, ella lo ama y el fruto de su vientre era hijo suyo. Lástima que lo que Norban y Mesalino han logrado descubrir en el caso de su esposo, Sabino, no baste, según ellos, para aniquilarlo sin

suscitar comentarios que podrían perjudicarlo. Pero tal vez incluso le compense tolerar esos chismorreos. Julia lo merece. Sin duda la ha menospreciado. No es nada tonta; hace poco, por ejemplo, hizo un comentario ingenioso e irónico sobre un noble y aburrido poema del poeta de corte Estacio, que él mismo no habría podido mejorar. También le agrada su aspecto, sobre todo desde que ha perdido esa opulencia. Basílides debe retratarla por tercera vez. Es una mujer hermosa, una auténtica Flavia, una romana, una mujer digna de ser amada. Podría sustituir a Lucía.

Jamás podrá sustituir a Lucía. Lo supo en el instante en que Lucía entró a verlo. Todo su rencor contra Lucía se disipó como por ensalmo. Se admiró de su aspecto, alto e imponente a pesar de su sencillo e infantil peinado. Julia se le antojó de pronto ridícula. ¡Cómo ha podido pensar en deshacerse de Sabino por su causa y poner en tela de juicio su deber como mandatario y su popularidad! ¡¿Cómo ha podido tolerar siquiera a Julia por tanto tiempo, sus eternas quejas de niña, su susceptibilidad ante la menor ofensa, esos ademanes tibios, quejumbrosos?! Ahí tiene a su Lucía con su arrojo, su orgullo, su naturalidad; es una auténtica romana, la mujer que le corresponde.

Lucía, con su desparpajo natural, constató primero que su calva había crecido poco y nada su barriga. A continuación se lanzó directamente sobre su objetivo.

—He venido —dijo— para darte un consejo. Hace tiempo que está en la ciudad el preboste de los judíos, el Doctor Supremo Gamaliel, esperando a que lo ratifiques en su cargo. Con este hombre no te estás comportando como deberías. Si quieres cerrar su Escuela me parece que el *Imperator Domitianus Germanicus* debería tener el valor de decírselo a la cara. Pero no recibirlo ni rechazarlo, no replicarle con un sí ni con un no, son métodos que me recuerdan a la época en que aún se te llamaba Chiquillo o Frutito. Yo pensaba que esos tiempos habían pasado tras la muerte de Tito, desde que subiste al trono. Lamento esta recaída.

Domiciano sonrió.

—¿Has dormido mal, Lucía? —preguntó—. ¿O es que te han salido mal los negocios? ¿Has calculado mal un suministro de tu tejar?

—¿Recibirás al Doctor Supremo? —insistió Lucía.

—Parece que te interesas mucho por ese hombre —opinó Domiciano, y su sonrisa se tiñó de maldad.

—Entonces lo recibiré yo —dijo Lucía decidiéndolo en ese instante y subrayando levemente el «yo»—. Causará cierto revuelo que lo llame. A él mismo le parecerá impropio comparecer ante mí antes de que lo recibas tú.

—Eso sólo le atañe al gran chambelán Crispín —respondió Domiciano.

—Te lo advierto, Varriguita —dijo entonces Lucía—. ¡No intentes escabullirte! No arregles este incómodo asunto como has hecho con otros que no mencionaré. No envíes al hombre de regreso antes de haberlo escuchado. ¡No te lo quites de encima! El exilio al que me condenaste no me vino mal. Si sigues actuando de este modo en el asunto del Doctor Supremo puede ocurrir que yo misma me exilie.

Cuando se marchó Lucía, se dijo el emperador que, con sus amenazas, no había hecho más que arramblar contra puertas que ya estaban abiertas, porque, aunque había tratado de reblandecer un poco a esos levantiscos judíos amedretándolos con la tensión y la espera, él, a quien se le había encomendado la protección de los dioses de todos los pueblos, nunca había pensado seriamente en arrebatarle su santuario al Doctor Supremo y a los suyos. Sin embargo, ahora, tras la visita de Lucía, no se decidió a liberar a los judíos de su temor, sino que continuó callado, los dejó esperar, no hizo nada.

El único que padeció por el momento las consecuencias de la intervención de Lucía fue el gran chambelán Crispín. Cuando a la mañana siguiente se presentó en el Palatino perfumado y acicalado como siempre el emperador le preguntó:

—Dime, querido: según tú, ¿qué es un bárbaro?

—¿Un bárbaro? —preguntó perplejo Crispín. Vacilante, trató de definirlo—: Un ser ajeno a la civilización griega y romana.

—Hm —dijo Domiciano—, los judíos de mi ciudad de Roma, ¿hablan griego o no? Y los judíos de Alejandría, ¿hablan griego o no? ¿Por qué, entonces —estalló sonrojándose hasta la raíz del pelo—, han de ser los judíos más bárbaros que, por ejemplo, vosotros los egipcios? ¿Por qué ha de esperar ese Doctor Supremo más para ser recibido que tu sacerdote de Isis Manetón? ¿Acaso crees, tipejo, que porque gastas al año cinco talentos en perfumes eres más civilizado que mi historiador Josefo?

Crispín había retrocedido unos pasos; su esbelto cuerpo tiritaba bajo la blanca túnica de gala; su hermosa, insolente y viciosa cara palideció hasta volverse verde bajo el maquillaje marrón.

—¿Debo —farfulló— citar entonces al Doctor Supremo?

—¡No debes hacer nada! —exclamó Domiciano con la voz quebrada—. ¡Lo que has de hacer es largarte! ¡Retírate a meditar! —El gran chambelán se alejó rápidamente, compungido y sin saber qué pensar de aquel arrebato, sin saber qué hacer.

Y el Doctor Supremo seguía esperando, y el emperador seguía dudando; nada cambió.

Ocho días después de la visita de Lucía llegó al Palatino un correo con la pluma que anunciaba malas noticias: traía un despacho de la guerra dacia.

Domiciano estudió los informes encerrado en su gabinete. Su general Fusco había sufrido una funesta derrota. Alentado por el rey Diurpan se había adentrado excesivamente en territorio dacio, donde encontró la muerte junto con gran parte de su ejército. La legión vigésimo primera, la «Rapax», había sido prácticamente aniquilada.

Domiciano tomó con gesto mecánico la cápsula con las terribles noticias, la levantó y volvió a dejarla sobre la mesa. Parte de los papeles yacían dispersos sobre la mesa, el resto revoloteaba por el suelo. Domiciano recogió con expresión ausente parte de esos papeles, los arrugó y volvió a alisarlos, colocándolos con gran cuidado sobre la mesa. El único responsable de ese Fusco que se había dejado ganar de aquel modo era él, Domiciano. Le había encomendado el mando en contra del parecer de Frontín y de Annius Bassus, que le recordaron su excesivo arrojo y su inconsciencia. Sin embargo, él había insistido. El valor de Fusco debía contrarrestar la prudencia de Bassus y de Frontín. La derrota de Dacia era culpa suya.

Y, a pesar de todo, sus cálculos no eran erróneos. Con esperar no se llega a la meta. Las legiones estaban preparadas, bien equipadas, la aventura también podría haber tenido éxito. Era una jugarreta del destino que esa guerra terminase tan mal.

¿Se trataba de una coincidencia o de una advertencia dirigida a él en particular? El rostro de Domiciano se tensó de pronto adoptando una expresión casi idiota. Lo que ha ocurrido allá abajo, en Oriente, no es producto del azar, sino un acto de venganza, la venganza de un dios: de ese dios Yahvé. No debería haber hecho esperar tanto tiempo al sumo pontífice de ese Yahvé. Tiene poder sobre Oriente ese dios Yahvé, y para denigrar al emperador romano ha inspirado a Diurpan su rastrera y artera estrategia.

Nada podía hacer ya sino ceder, replegarse cuanto antes. No es tan estúpido como para seguir luchando contra Yahvé. Debe poner fin, cuanto antes y definitivamente, a su litigio con ese dios. Recibirá al Doctor Supremo. Le expresará toda clase de parabienes para él y su ridícula Universidad de Yabne.

Cuando a la mañana siguiente apareció Crispín le preguntó el emperador con fingida amabilidad:

—¿Por fin has citado al Doctor Supremo y a su gente?

—Ah, no sabía… —le replicó Crispín enajenado— no deseaba precipitar vuestra decisión…

—¿Qué quiere decir que no sabías, que no deseabas… qué? —le interrumpió con vehemencia el emperador—. Yo sí quiero. ¿Es que no te basta? ¡Por Hércules, menudo botarate que tengo por ministro!

—Entonces emplazaré al Doctor Supremo para mañana —propuso precavido Crispín.

—¿Para mañana? —le espetó indignado el emperador—. ¿Crees que voy a encontrar de un día para otro la forma de reparar la ofensa que has infligido con tu estulticia al sacerdote y a su dios? ¡Cita al doctor dentro de cinco días! —le dijo, despidiendo al gran chambelán con cajas destempladas—. En el Albano, ¿me oyes?

—¿En el Albano? —preguntó Crispín sorprendido. Las recepciones oficiales de los legados extranjeros solían tener lugar en el Palatino; que el emperador citase al doctor judío en el Albano contravenía todas las normas—. ¿En el Albano? —preguntó, por tanto, Crispín; pensó que tal vez había entendido mal. Pero el emperador corroboró su orden:

—Sí, en el Albano. ¿Dónde si no?

Domiciano se fue al día siguiente al Albano. Resulta humillante verse obligado a recibir a ese Doctor Supremo y a sus judíos, y sin duda esos mozalbetes lo tomarán como una aceptación de su derrota. Ha de encontrar algo para aplacar sus humos y amargarles la alegría por la salvación de su Universidad. Pero debe proceder con cuidado; ya ha podido comprobar que ese misterioso dios invisible, Yahvé, es pérfido y vengativo.

Sus ministros no le servirán de nada en este caso. Se trata de un asunto demasiado elevado y refinado para el simple soldado Annius Bassus, para el elegante cabezahueca de Crispín o el violento Norban. Marullo y Regino sí entenderían su propósito, pero no son imparciales. No, sólo puede debatirlo consigo mismo.

Se pasea de un lado a otro por los jardines del Albano. Permanece largo rato delante de la jaula de una pantera; el hermoso animal lo mira con sus ojos soñolientos, amarillos, peligrosos. Su misantropía, que en

ocasiones parecidas le ha hecho concebir brillantes planes, lo deja esta vez en la estacada. No encuentra nada que le permita herir a los judíos sin exponerse a la justa venganza de su dios.

Manda llamar a Mesalino. Se pasea con él por la amplia y artística diversidad de su parque. Hace como si le importase mucho apartar la menor ramita de su camino, pero no deja de observar regocijado cómo el hombre tropieza aquí y allá y con qué temor lo oculta. Detrás, el enano Sileno imita los dignos movimientos de Mesalino, que tratan de aparentar naturalidad.

Domiciano llevó a su huésped a una sala subterránea abovedada. El amplio palacio, en el que llevaban trabajando ya diez años, aún no estaba concluido, y el emperador no sabía a qué destinaban sus arquitectos aquella estancia tan solitaria, a medio terminar. A la entrada había una escalera de bastos escalones. El suelo, de tierra, era desigual; en un rincón había un montón de arena, la estancia estaba húmeda y reinaba una oscuridad que contrastaba con la fresca y otoñal claridad de la tarde.

Domiciano ahuyentó a su enano y condujo a Mesalino a una especie de escalón, en el que le permitió sentarse. Él mismo se puso en cuclillas a su lado. Allí permanecieron ambos, en el oscuro y mohoso agujero, el emperador y su consejero ciego, y aquél rogó a éste que lo ayudase en su difícil litigio con Yahvé. Sí, ante ese ciego más siniestro y misántropo que él mismo puede hablar. Y se deja llevar, y le cuenta el rencor que lo reconcome. Debe dejarles su Escuela a los judíos, debe recibir al Doctor Supremo; desdichadamente no puede escabullirse por más tiempo. Pero ¿cómo podría arruinarle al Doctor Supremo el placer de seguir con la Escuela sin suscitar la venganza de su dios?

Mesalino está sentado en el escalón con la oreja hacia el que habla, como es su costumbre. En la penumbra que los rodea, que sólo permite reconocer los contornos, su imponente figura parece doblemente abultada. El emperador ha terminado, pero Mesalino sigue inmóvil, sin abrir la boca. Domiciano se levanta. Con pasos quedos, para no molestar a su consejero en sus meditaciones, se pasea de un lado a otro por el suelo desigual de la sala. Hay toda clase de animales, ciempiés, una salamandra.

Pasados unos minutos, Mesalino deja que sus pensamientos se traduzcan en palabras.

—A nosotros no nos resulta fácil —sopesa con una voz que suena sorprendentemente clara, amable y halagadora procediendo de un hombre tan siniestro y corpulento— entender las supersticiosas creencias de esos judíos y sus rencillas. Por lo que yo sé, los enemigos más acérrimos de esa Escuela de Yabne no se encuentran entre nosotros, los romanos, sino entre los propios judíos. Se trata de los adeptos de una secta judía, de gentes que han erigido en dios a un esclavo crucificado, un tal Jesús, y a quienes llaman mineos o también cristianos, de los que sin duda has oído hablar, mi amo y dios. Lo que distingue la superstición de esos cristianos de la del resto de los judíos radica, según lo que he podido colegir de sus confusos discursos, es que los primeros, los cristianos, consideran que su salvador, Mesías lo llaman en su lengua, ya ha venido al mundo en la persona de ese esclavo crucificado al que veneran. Los demás suponen que el salvador que Yahvé les ha prometido aún está por venir. En principio, estas rencillas deberían dejarnos indiferentes, pero no cabe duda de que son el motivo por el cual los cristianos tratan de atacar a la Escuela de Yabne. De todo ello podemos concluir que la esperanza en la llegada de un Mesías constituye la doctrina sustancial de esa Universidad. Se dice que Yabne ejerce cierta influencia política. De ser cierto, dicha política tendrá sin duda algo que ver con la doctrina del salvador que ha de llegar.

Domiciano se había detenido poco después de que el ciego comenzara a hablar, lo había escuchado atentamente, poniéndose de nuevo en cuclillas a su lado.

—Si no te he entendido mal, querido Mesalino —dijo pensativo—, estás diciendo que ese salvador, el Mesías, me disputará mi provincia de Judea.

—Sí, precisamente eso quería decir, mi amo y dios Domiciano —le llegó la afable y clara voz del ciego —. Y ningún dios podría reprocharte que te defendieras y lucharas contra ese Mesías para conservar tu provincia.

—Interesante, muy interesante —reconoció el emperador—. Si pudiera deshacerme de ese Mesías —meditó— también me desharía del Doctor Supremo, y sin que se me castigase por ello. Me da la impresión de que estás sobre la pista adecuada, mi astuto Mesalino.

Y como Mesalino no pareciera tener nada más que decir, Domiciano prosiguió:

—El salvador, el Mesías. Quizá nos pueda servir de ayuda en esto el judío Josefo, que en su día saludó al Mesías en la figura de mi padre aunque no sé en qué medida estaría todo amañado. Sea como fuere, no resultará fácil sonsacarle algo a ese judío sobre sus doctrinas secretas, son muy tozudos. A pesar de todo, intuyo que tu consejo me será muy útil, querido Mesalino. ¿Querrás seguir ayudándome en este asunto?

—Si ese Mesías tiene algo de invisible —replicó Mesalino— como el propio Yahvé, me temo que no podré ayudarte, emperador Domiciano. Pues la pista entera sería falsa, ya que no se trataría de un pretendiente terrenal, y Yahvé tendría el derecho de protegerlo y enfrentarse a ti. Pero si resultara que el

Mesías es de carne y hueso, tangible, entonces tendríamos todo el derecho de perseguirlo. Daremos con él y neutralizaremos esa Escuela de Yabne y al que la secunda.

—¡Silencio, silencio —respondió Domiciano con la voz ahogada—, no lo digas tan alto, Mesalino! ¡Piénsalo, pero no lo digas en voz alta, precisamente porque podrías tener razón! En cualquier caso, te doy las gracias —continuó aliviado—. Y te ruego que medites cómo y por qué medios podríamos dar con ese Mesías. ¡Quedo a la espera de tus propuestas, querido Mesalino! No olvides que este asunto me reconcome y que no dormiré bien hasta que lo solucione.

Mesalino regresó a Roma, pero al tercer día volvió junto a él.

—¿Has descubierto algo? —preguntó Domiciano.

—No osaría —replicó Mesalino— presentarme ante el amo y dios Domiciano con las manos vacías. He averiguado lo siguiente: el Mesías que ha de reedificar a los judíos su Templo y su Estado y que arrebatará al emperador romano la provincia de Judea no es un ente espiritual. Es más bien de carne y hueso y muy tangible para la policía. Además, está provisto de una marca bien clara. Pues, de acuerdo con los judíos, el Mesías, el que reclamará el derecho a su trono, pertenecerá a la estirpe de un viejo rey judío, un tal David. De acuerdo con la opinión de la Escuela de Yabne y de todos los judíos, sólo él podrá ser su rey y Mesías. También el esclavo judío al que crucificaron y que los mineos veneran como su dios descendía, a lo que parece, de ese antiguo rey judío. Me han referido que aún quedan descendientes de esa estirpe. No me han podido dar cifras exactas. Dicen que hay varios, aunque son escasos: gentes de diverso rango. Dicen que hay entre ellos un pescador, un carpintero, pero también un sacerdote y un gran señor. En cualquier caso podremos dar con ellos, aprehenderlos, y neutralizar así la fuerza política de la Escuela de Yabne.

—Eso está muy bien, querido Mesalino —admitió Domiciano—, es una pista importante. ¿Me estás diciendo que basta con hacerse con los descendientes de ese rey judío para acabar con la Universidad de Yabne, y tal vez también —prosiguió temeroso y anhelante— con el Invisible que la alienta?

—Creo que es conveniente —replicó la agradable y clara voz del ciego— anular la influencia de esas gentes. Sin duda, entonces cederá la tensión que atenaza a la provincia de Judea.

—¿Y crees, querido Mesalino —continuó indagando Domiciano— que no será difícil descubrir a ésos que, de acuerdo con la citada ley no escrita, aspiran a ocupar el trono de los judíos?

—No será fácil —meditó Mesalino—. Se trata de una doctrina secreta, no está escrita en ninguna parte. No hay listas —sonrió.

—También es verdad que no distinguen particularmente a esos descendientes de David; ellos mismos no ocultan quiénes son, pero tampoco van proclamándolo. Tienen algo de ridículo esas gentes, pues están, como se dice, llamados, pero únicamente hay un elegido, y probablemente no sean sino el padre o parientes lejanos de quien ocupará ese cargo.

—Te doy las gracias, estimado Mesalino —respondió el emperador—. Daré órdenes a Norban y al gobernador Pompeyo Longino de que inicien las investigaciones. Pero dado que, como has dicho, la tarea no es fácil, sería bueno que tú mismo te pusieras manos a la obra y trataras de descubrir qué personas pertenecen a esa categoría.

—Estoy a tu entera disposición —le respondió el ciego.

Los miembros de la delegación judía se dirigían al Albano en dos carrozas. Los acompañaba Josef, a quien el emperador había ordenado que acudiese a su mansión con el Doctor Supremo y su cortejo.

Gamaliel y Josef iban en el primer carruaje con los doctores Ben Ismael y Chilkias, que representaban a las corrientes más moderadas de Yabne. Gamaliel vestía la túnica de gala. A pesar de que por lo general tenía un aspecto muy romano incluso con la barba, ese día su romanidad semejaba un disfraz. No parecía el experto político que conocían Roma y Judea, sino más bien uno de esos judíos fanáticos y reconcentrados que van por el mundo sin reparar en lo que los rodea, ocupados tan sólo con Yahvé, el dios de su alma. Y fue a Dios a quien el Doctor Supremo buscó dentro de sí durante el trayecto; lo llamó sin permitir que nada lo distrajera de sus fervorosos ruegos: ¡Señor, dame las palabras rectas ante este romano! ¡Señor, haz que conduzca con bien los asuntos de tu pueblo! ¡Señor, no por mí ni por nosotros, sino por las generaciones venideras, danos fuerza a mí y a mis palabras!

Si en el primer carruaje reinaba el silencio no ocurría lo mismo entre los pasajeros del segundo. Los que llevaban en él la voz cantante eran los representantes de la corriente más dura de Yabne: los doctores Helbo y Simón, llamado «el Tejedor». Con acres palabras expresaban su pesar por acudir a ver al emperador, contra su consejo, precisamente aquel día, víspera de sábado. Posiblemente anocheciera antes de su regreso y comenzase el sábado, y los preceptos rituales prohibían viajar por el campo ese día. De modo que, ya

desde un principio, la empresa entera corría peligro por exponerse a violar las leyes de Moisés. Si les hubieran hecho caso se le habría comunicado al emperador que la legación lo visitaría dos días más tarde. Pero Gamaliel los forzó, abusó de su autoridad y les obligó a montar en la carroza; sí, incluso llegó a ordenarles que cambiasen su vestido judío por la túnica romana. Debatían con ahínco un problema teológico: cuántas de las trescientas sesenta y cinco prohibiciones contravenían ese viaje, y cuántos de los doscientos cuarenta y ocho preceptos violaban por emprenderlo. Además, el Doctor Supremo había solicitado que los acompañase Josef ben Matatías, el hombre que había traicionado a Israel entregándolo a Edom. Sería necesario, por tanto, que ellos, los doctores de la corriente más estricta, se mostrasen firmes para tratar de impedir que Gamaliel cediese durante la audiencia a su peligrosa tendencia a aceptar compromisos, adulterando así los principios de Yabne.

El Doctor Supremo, a quien extrañaba que no lo hubiesen citado en el Palatino sino en el Albano, se sintió doblemente sorprendido ante el recibimiento que encontraron allí él y sus acompañantes. Le habían contado muchas cosas del complejo y suntuoso ceremonial que se observaba en las audiencias imperiales. Pero allí, en el Albano, él y sus caballeros no fueron conducidos a una sala de espera o a la de la audiencia, sino que los guiaron por extraños vericuetos atravesando el amplio parque, cruzando bellos jardines, altos y minúsculos puentes, estanques, macizos de arbustos bellamente recortados y parterres.

Era un caprichoso día de otoño; el cielo mostraba su azul más intenso, manchado de gruesas nubes blanquísimas. Los doctores tenían las piernas entumecidas del viaje. Ahora avanzaban dando traspiés por los interminables senderos, subiendo y bajando por las terrazas y las largas y retorcidas escaleras.

Por fin avistaron al emperador. Lo acompañaban varios consejeros. Josef reconoció al ministro de policía Norban, al ministro de la guerra Annius Bassus, y al amigo del emperador, el senador Mesalino. Domiciano llevaba puesta una ligera túnica gris, su rostro estaba aún más sonrosado que de costumbre por la fresca brisa y parecía de buen humor.

—¡Ah, aquí tenemos a los doctores de Yabne! —dijo muy animado con su potente voz—. No he querido posponer por más tiempo nuestro encuentro —añadió volviéndose hacia Gamaliel—. Ni siquiera dos horas más, hasta que concluya mi visita a las obras. Ahora, desde luego, debéis permitirme que termine lo que he venido a hacer mientras conversamos. Éstos de aquí —les presentó— son mis arquitectos Grovius y Larinas, de quienes sin duda habréis oído hablar. Y ahora continuaré con mi visita mientras charlamos. Primero veremos el pequeño teatro de verano que estoy construyendo para la emperatriz.

Se pusieron de nuevo en camino. Los doctores judíos, extrañados por semejante recibimiento, los siguieron tropezando constantemente. No concordaban con aquel entorno, y lo sabían. El emperador en cambio avanzaba a grandes zancadas y se dirigía al Doctor Supremo hablándole por encima del hombro.

—Parece que se habla mucho de vuestra Universidad de Yabne. Se lamentan de que sois un hatajo de levantiscos. Os estaría muy agradecido, santo doctor, si pudierais instruirme a ese respecto.

El Doctor Supremo era un hombre prudente que sabía adaptarse a cualquier situación. Manteniéndose siempre medio paso por detrás del emperador, le replicó:

—No entiendo cómo nuestra tranquila actividad de docentes ha podido dar pie a semejantes comentarios. Nuestra única preocupación es interpretar las viejas enseñanzas de nuestro dios y adaptarlas a las necesidades de la comunidad actual, una comunidad enteramente religiosa, apolítica; establecer los preceptos de una vida que da al emperador lo que es del emperador y a nuestro dios Yahvé lo que le corresponde. Nuestra máxima es: los preceptos del Gobierno son también preceptos religiosos. Gracias a esta norma básica hemos anulado de una vez para siempre cualquier conflicto de competencias o de conciencia.

Entre tanto, habían llegado a las obras. Estaban ante los cimientos del pequeño teatro. El emperador se quedó de pie, mirándolo; no era seguro que hubiera escuchado y entendido las palabras del Doctor Supremo. De cualquier modo, no le replicó, sino que se volvió a su maestro de obras diciéndole:

—La vista desde el escenario, con el mar al fondo, es aún más bella de lo que había esperado. Pero tal vez debamos ampliar el escenario, como había propuesto al principio, en dos metros.

Y, sin detenerse, se volvió bruscamente hacia el Doctor Supremo:

—Pero todo ese bello discurso, ¿no será mera teoría? ¿No atenta contra el Estado? ¿No habéis erigido en rey a vuestro dios, de modo que sus preceptos anulan de por sí todo precepto del Senado y del pueblo de Roma? ¿No es cierto que los líderes del ruin levantamiento se apoyaron también en vosotros y en vuestras enseñanzas?

El arquitecto Larinas le comentó entonces:

—Si hubiéramos ampliado el escenario, el edificio entero habría perdido ese carácter de diminuto joyero que el amo y dios Domiciano deseaba conferir al teatro de la emperatriz.

El Doctor Supremo dijo:

—Hemos condenado a todos los que apoyaron la revuelta.

El emperador repuso:

—Quiero ver la obra desde ese lado. Todavía no estoy seguro de que tengáis razón, estimado Larinas.

Mientras se dirigían al otro flanco del pequeño teatro Annius Bassus trató de provocar a los ilustres judíos a su manera jovial y ruidosa:

—Sí, estimados doctores, habéis condenado a los levantiscos; pero sólo después de que el levantamiento fracasara y aquéllos murieran.

El emperador contempló las obras.

—Tenéis razón, mi Larinas —se decidió—, estaba equivocado. No tendría sentido ampliar el escenario.

El doctor Chilkias contradijo amablemente a Annius Bassus:

—No habría podido ser de otro modo. Las formalidades son muchas, y cualquier dictamen nos lleva al menos seis semanas por mucho que nos apresuremos.

—Bien —dijo el emperador—, ahora enseñadme el pabellón. —Y volvieron a ponerse en camino con grandes alharacas hasta llegar a un pequeño edificio abierto en todos sus frentes—. ¿Os imagináis, santo doctor —dijo el emperador volviéndose animado hacia el Doctor Supremo y señalándole las frágiles columnas que se elevaban hacia lo alto— el aspecto que tendrá una vez terminado? ¿No parece de encaje, tan fino y ligero? Imaginaos cómo contrastará con el azul del cielo en las cálidas tardes de verano. ¡Por Hércules, querido Grovius, aquí os habéis lucido! Sí, ¿y qué pasa con vuestro Mesías? —le espetó entonces súbitamente a Gamaliel—. Me han dicho que enseñáis doctrinas ambiguas sobre cierto Mesías que vendrá, se proclamará rey y restituirá vuestro Estado. Si las palabras tienen algún sentido, eso sólo puede significar que ese Mesías me arrebatará mi provincia.

Los doctores se sobresaltaron al oírle hablar del Mesías. Domiciano hablaba en griego por deferencia hacia los doctores orientales, aunque algunos tenían dificultades en seguirle. Pero todos comprendieron estas últimas frases y su pérfido sentido. Allí estaban, barbudos, inermes, perplejos, perdidos en aquel lugar insólito; el cenador de verano se elevaba delicado ante las pesadas figuras.

Sin embargo, el Doctor Supremo mantuvo la compostura. La llegada del Mesías, le explicó, es una profecía de carácter genérico que nada tiene que ver con la política. El Mesías es una manifestación de Dios, más allá de toda representación real, y pertenece al ámbito de lo puramente espiritual. El emperador ha de representárselo como una idea platónica. Cierto que hay personas que vinculan imágenes reales a la doctrina del Mesías. Esas gentes se llaman mineos, o también cristianos de acuerdo, precisamente, con la denominación griega de la palabra Mesías. Y extraen consecuencias prácticas de esa profecía. Veneran a un mesías personal, de carne y hueso.

—Nosotros, en cambio —le dijo muy digno y decidido—, nosotros, la Universidad y el Colegio de Yabne, hemos arrojado a esas gentes de nuestro lado como herejes que son. No tenemos nada que ver con ésos que creen en el Mesías.

—Lástima —opinó Domiciano— que no vaya a usar mucho el cenador. Precisamente en verano las exigencias de representación me obligan a dar grandes banquetes. Pero es una maravilla en su género.

Y a continuación, muy suavemente, le dijo al Doctor Supremo:

—Me parece que ahora habéis patinado un poco, santo doctor. Estoy mejor informado de lo que suponéis. Esos creyentes de los que habláis, vuestros cristianos, afirman que el Mesías ya ha muerto; su dios crucificado difícilmente podrá disputarme ya la provincia de Judea, por lo que esas gentes resultan del todo inofensivas. Vuestro Mesías, en cambio, el que esperáis, ése sí me da que pensar.

Hubo un gran revuelo entre los doctores. La profecía del Mesías, trató de explicar Gamaliel, se refiere a un futuro lejano. Se dice que en el reino que fundará las armas se convertirán en útiles para tiempos de paz, y que el león habitará junto al lobo y el cordero.

—Ya veis, Majestad —concluyó— que se trata de una utopía religiosa que nada tiene que ver con la política real.

El doctor Chilkias acudió en ayuda de Gamaliel:

—Sólo hay una cosa clara: que vendrá un Mesías. Pero cuándo lo hará, y cuál sea su misión, eso es cosa de cada cual.

Mientras Gamaliel hablaba, algunos de los doctores hacían aspavientos. Al parecer consideraban un sacrilegio intolerable que un hombre como aquél explicase tan ambiguamente una parte tan importante de su fe, y que incluso la negase. En cuanto Chilkias terminó de hablar, el doctor Helbo se aprestó a corregirlos, sobre todo al Doctor Supremo. Con su voz profunda y quebrada dijo en su torpe griego:

—Tal vez esté lejano, o cercano, puede ser de muchos modos, pero el día llegará. El día llegará —repitió

burdamente, amenazador, volviendo los viejos e iracundos ojos ora al Doctor Supremo, ora al emperador.

Hubo un silencio embarazoso.

—Interesante —dijo Domiciano—, muy interesante.

Se sentó en los escalones del cenador, cruzó garboso las piernas y se puso a mover el pie; era agradable llevar esas ligeras sandalias en lugar de los zapatos cerrados con alzas.

—Me gustaría oír más al respecto —prosiguió. Y una y otra vez se volvía al Doctor Supremo amenazándolo con el dedo—: ¡Y eso que decíais que vuestro Mesías es una imagen utópica, una idea platónica!

Y, de nuevo, al viejo y rudo Helbo:

—El día llegará. ¿Qué día? «Llegará el día en que se hunda la sagrada Ilión» —dijo citando a Homero—. ¿A qué Ilión os referís, mi señor y doctor? ¿A Roma? —preguntó abiertamente.

Los doctores habían retrocedido. Los romanos los miraban, aguardando una respuesta. Entre tanto, el emperador, sin tratar de beneficiarse de su confusión, rompió aquel embarazoso silencio y continuó, extrañamente jovial:

—Debe de haber algunos entre vosotros que se imaginen a ese Mesías no como algo puramente espiritual, sino como un ser de carne y hueso. Como mi querido Flavio Josefo, por ejemplo, que en su día llamó Mesías a mi padre, el dios Vespasiano. Pero seguramente no pensabais, mi Flavio Josefo —le dijo mirándolo a la cara largo y tendido con una expresión suave, pero burlona y peligrosa—, que mi padre trataría de apaciguar de tal modo a los leones, o a los lobos, como para que habitasen junto a los corderos, ¿no es así? Está bien —dijo volviéndose de nuevo hacia los doctores—, nuestro Flavio Josefo es en realidad más soldado y escritor, un hombre de Estado, en suma, y sólo de cuando en cuando es profeta y teólogo; dejémosle, pues, que se guarde su opinión. Pero a vosotros, mis queridos doctores, que sois los intérpretes autorizados de la doctrina judía y los abogados de Yahvé, os pido que me digáis abiertamente: ¿quién o qué es vuestro Mesías? Os pido una explicación tan clara como los informes de mis funcionarios.

—Está escrito —comenzó el doctor Helbo— en nuestro profeta Isaías: «Pues de Sión saldrá la Ley, y de Jerusalén la palabra de Yahvé. Y él juzgará entre los paganos y castigará a muchos pueblos».

Aquellas palabras brotaron iracundas y peligrosas de su boca. El doctor Chilkias lo interrumpió:

—Pero no, hermano y señor, eso no es más que una verdad a medias cuyo sentido sólo puede deducirse de las frases que le siguen. Pues ese mismo profeta Isaías dice: «Poco es para mí que tú seas mi siervo para levantar las tribus de Jacob. También te di por luz de las naciones, para que seas mi salvación hasta lo postrero de la tierra».

El tozudo doctor Helbo seguía insistiendo:

—No retorzáis las palabras, no pongáis el acento en lo secundario. ¿Acaso no está escrito en el profeta Micha: «Juzgará a muchos pueblos, y ejercerá la justicia hasta muy lejos»?

Mas el doctor Chilkias no cejaba:

—Sois vos quien lo malinterpreta, y es la segunda vez, pues olvidáis lo que se dice a continuación: «Se sentará cada cual bajo su parra y bajo su higuera, y nadie los aterrorizará».

Entonces salió en defensa del doctor Helbo su correligionario el doctor Simón, llamado «el Tejedor»:

—¿Y qué ocurre —preguntó pendenciero— con Gog y Magog, a los que el Mesías debe vencer primero?

Se lanzaron a discutir. Ya no estaban en los jardines del Albano, en presencia del emperador, ahora estaban en Yabne, en su Escuela, y pasaron del griego al arameo, sus voces se confundían unas con otras, acaloradas, iracundas. El emperador y su cortejo los escuchaban en silencio sin poner de manifiesto cuánto los divertían.

—Debo admitir que no me habéis aclarado gran cosa —dijo por fin el emperador.

Mesalino intervino con su dulce voz:

—¿Me permitís que trate de explicar a estos caballeros qué es lo que desea en realidad de ellos nuestro amo y dios? A Su Majestad le interesa saber de vosotros, como instancia autorizada, lo siguiente: ¿existen hombres de carne y hueso, hombres con nombres, residencia y año de nacimiento, que puedan arrogarse el derecho de ser el Mesías que esperáis? Hay quien me ha dicho que aceptáis un criterio para tal derecho: que el Mesías que esperáis será vástago de la estirpe de vuestro rey David. ¿Me han informado bien o no?

—Sí —dijo animado el emperador— eso es interesante. ¿Está bien delimitado el círculo del que saldrá el Mesías que esperáis? ¿Debemos buscarlo únicamente entre los descendientes de vuestro rey David? Os ruego que me contestéis con claridad —le pidió al Doctor Supremo.

Gamaliel respondió:

—Es así, y no lo es. Nuestra Sagrada Escritura se sirve a menudo de formas poéticas. Cuando alguno de nuestros profetas afirma que llegará un Mesías de la estirpe de David se sirve de una expresión

intencionadamente vaga y metafórica. Toda la imaginería en torno al Mesías tiene un sentido poético.

Y después agregó, sonriendo con cierto aire de superioridad:

—Y poco tiene que ver con la realidad, con esa realidad que puede abarcarse con actas y estadísticas.

El doctor Ben Ismael volvió el noble rostro marfileño y apergaminado hacia el emperador, lo miró con sus ojos viejos, fatigados, hundidos, y explicó:

—Sí, se trata de una realidad superior. Quien diga algo concreto sobre el Mesías estará diciendo en el mejor de los casos una verdad parcial, y, por tanto, una falsedad. Pues la doctrina del Mesías es una verdad plural, que no puede ser aprehendida únicamente con el entendimiento: sólo puede ser intuida, contemplada. Sólo el profeta la comprende. Pero una cosa es cierta: el Mesías que vendrá representará la unión de Dios con el mundo. Su misión no afecta tan sólo a Israel, sino a todo el orbe y a todos sus pueblos.

El fanático doctor Helbo adujo, sin embargo:

—No es así, y vos, doctor Ben Ismael, lo sabéis. Se han revelado ciertos detalles sobre el Mesías —dijo volviéndose hacia Mesalino—, rasgos tan unívocos que no pueden pasarse por alto y que hasta vosotros, los romanos, podríais reconocer. El Mesías descenderá de David. Ésa es la verdad; os han informado bien, mi señor.

—Gracias —dijo Mesalino.

—Sin embargo, lo que le anunciasteis a mi padre, querido Flavio Josefo —dijo el emperador muy amable—, no concuerda con todo eso. Porque, por lo que yo sé, nuestro árbol genealógico se remonta a Hércules, no a ese David.

Se oyeron unas risitas en torno a él; parecían inocuas, y el Doctor Supremo respiró aliviado. El propio Josef respiró aliviado a pesar de la humillación, contento de ver que la Universidad de Yabne y su doctrina parecían fuera de peligro.

—De las discrepancias que separan a los venerables doctores y señores —afirmó defendiéndose— podrá deducir el amo y dios Domiciano que las profecías sobre el Mesías son oscuras y que en su mayor parte se encomiendan al sentimiento. Lo que yo sentí entonces, cuando me incliné ante el amo y dios Vespasiano, era sincero, y los acontecimientos lo corroboraron. Me enorgullezco de haberlo proclamado.

Un profundo y colérico zumbido sonó procedente de la garganta del doctor Helbo. Si ya podía considerarse un sacrilegio que ese Josef ben Matatías, judío a fin de cuentas, se dirigiese al emperador de los gentiles llamándolo amo y dios, doblemente blasfemo era que volviera a llamar Mesías al fallecido Vespasiano, al enemigo de Yahvé, en presencia de los doctores de Yabne. De modo que el doctor Helbo se aprestaba ya a espetarle alguna frase fanática, radical, aniquiladora. Pero ni a Annius Bassus ni a Norban, ni siquiera a Mesalino, les agradaba que la conversación hubiese derivado hacia esos sucesos que pertenecían al pasado. Les importaba más obtener de los doctores definiciones útiles para adoptar ciertas medidas de índole práctica.

—En cualquier caso, podemos considerar que es seguro —dijo Annius Bassus resumiendo— que los judíos creen que habrá alguien, descendiente del rey David, que será el auténtico Mesías.

—Sí, así es —admitió el amargado doctor Helbo.

—Bien —dijo satisfecho el ministro de policía Norban—, ahí tenemos al menos algo redondo, abarcable, tangible.

Y a continuación se oyó la suave voz del ciego Mesalino:

—¿Existen esos descendientes de David? ¿Se les puede reconocer? ¿Hay muchos? ¿Dónde se encuentran?

A excepción de Josef y Gamaliel ningún judío estaba al tanto de la oscura función que cumplía el senador Mesalino. A pesar de ello los doctores sintieron un escalofrío. Advirtieron el perverso trasfondo de la dulce pregunta y supieron que se enfrentaban al minuto más peligroso de esa decisiva conversación, el minuto más peligroso de su dudosa estancia en Roma. ¿Qué debían responder? ¿Debían revelar a esos malvados gentiles y a su emperador los nombres de los retoños de David y sus dirigentes? No es que se respetase demasiado a los que hoy el pueblo señalaba, y ni siquiera con seguridad, como descendientes de David; hacía muchas generaciones que eran los llamados. A pesar de todo se les consideraba santos, pues entre ellos estaba el Elegido, o el padre del Elegido. Y las esperanzas depositadas en el Elegido eran una luz en medio de la nada. Sí, una gran luz que se extinguiría para siempre si accediesen a traicionar con tanta ligereza a la estirpe de David, y con ello la posibilidad de que viniese el Mesías. La esperanza de la llegada del Mesías estaba envuelta en misterio, revestía un cariz sagrado y atrayente; si con la estirpe de David desaparecía de la tierra ese secreto sagrado la doctrina perdería su encanto.

¿Qué debían hacer? Si rehuían la suave y taimada pregunta del ciego, si no confesaban los nombres, la ira del emperador caería sobre la Escuela de Yabne. ¿Debían, entonces, traicionar a los retoños de David?

El viento había arreciado y racheaba abombándoles las túnicas de gala. El tejo y el boj brillaban con un fulgor verde oscuro, los olivares centelleaban plateados, y desde abajo se veía el encrespado resplandor del mar. Pero nadie se fijó en ello. El emperador seguía sentado en los escalones del cenador, los demás de pie en torno a él. Miraban al Doctor Supremo, a quien se le había exigido una respuesta. ¿Qué respondería? Hasta los arquitectos Grovius y Larinas olvidaron su irritación por no poder mostrar convenientemente su obra debido a la presencia de la legación bárbara. ¿Qué dirá ahora el sumo sacerdote?

Pero antes de que pudiera responder se oyó la bronca voz del doctor Helbo. ¿No acababa de cometer de nuevo sacrilegio ese Josef ben Matatías conjurando su aniquilación?

—Los de la estirpe de David están llamados —dijo el doctor Helbo—, pero pocos son los elegidos. Aquí tenemos, por ejemplo, a Josef ben Matatías, antaño sacerdote de primera categoría, ahora proscrito y hereje. ¿Cómo podría ser elegido alguien como él? Y, sin embargo, es de la estirpe de David, aunque sólo sea por parte de su abuela. Sea como fuere, su padre se jactó de ello ante mí.

—Interesante —dijo el emperador—, muy interesante.

Todas las miradas estaban puestas en Josef. Se había quedado solo; era como antes, cuando, tras maldecirlo, sus correligionarios mantenían la distancia prescrita de siete pasos. Él los escuchaba extrañamente indiferente, como si hablasen de un tercero, y su túnica de gala con la fina orla purpúrea se le pegaba al cuerpo agitada por el viento. Con los ojos ausentes miraba el anillo que llevaba en el dedo, la sortija dorada de la segunda nobleza. Pero en su fuero interno sintió pánico. De la estirpe de David, pensó. Seguramente así es. Descendiente de reyes por parte paterna, y, por la rama materna, de la estirpe de David y de los asmoneos. Que esto me ocurra ahora es un castigo por proclamar entonces Mesías al romano.

Entre tanto, el Doctor Supremo había dado con una repuesta. A su manera, superior, airada, afirmó:

—Si el pueblo designa a éste o a aquél como descendiente de David no es más que una vulgar superstición sin base ni justificación alguna. A veces son hombres sin importancia, un pescador, un carpintero. ¿Cómo podría caer tan bajo un descendiente de David?

Y esta vez se vio corregido por alguien de quien nadie lo habría esperado.

—Pero a veces hay un gran brillo en torno a esos hombres sin importancia —dijo la suave voz del viejo doctor Ben Ismael.

—Dejad que os mire, mi Josefo —dijo Domiciano sonriente—, a ver si tenéis ese brillo.

Se levantó y se acercó a él.

—De cualquier modo, este asunto de vuestro Mesías sigue pareciéndome oscuro y dudoso —afirmó resuelto.

Pero en ese instante el Doctor Supremo recordó lo que sabía acerca de la religiosidad y el temor de Dios de ese emperador y consideró que había llegado la hora de contraatacar.

—Ruego a Su Majestad —le pidió—, que reconsidere el asunto. La doctrina del Mesías es oscura, ¿pero acaso no se rodean de misterio los dioses de muchos pueblos?

Ahora estaba frente al emperador, y su voz sonaba clara, fuerte, valiente, amenazadora.

—No es bueno —le advirtió— que el hombre trate de adentrarse excesivamente en los secretos de los dioses. Quizá fue por eso por lo que nuestro dios nos castigó con tanta dureza.

Un espasmo casi imperceptible recorrió la cara del emperador. Gamaliel lo advirtió. No esperaba conseguir más; seguir amenazando al emperador no habría hecho más que arruinar el efecto de sus palabras. De modo que no quiso pasar de esa vaga observación, incluso fingió no haber proferido una amenaza, sino una excusa, y prosiguió:

—No es un dios ligero, alegre, nuestro dios Yahvé; resulta difícil servirle, se irrita con facilidad.

La amenaza del Doctor Supremo hizo efecto en el emperador precisamente por su ambigüedad; la atronadora voz de Gamaliel le recordaba desgraciadamente a la de su hermano Tito, y esa última observación, que Yahvé se ofendía con facilidad, lo inquietó profundamente. ¿Qué quiere este preboste judío?, pensó. Jamás tuve intención de cerrar su Universidad. Eso sí que le gustaría a su Yahvé: que lo atacase y le brindase una excusa para perjudicarme. Me cuidaré muy mucho.

—He oído —dijo impetuoso— que teméis el cierre de vuestra Universidad. ¿Cómo se os ha podido ocurrir semejante cosa? ¿Cómo podéis dar crédito a rumores tan insensatos?

Al decir esto se irguió con los ojos brillantes y un ademán verdaderamente regio bajo el fuerte viento.

—Roma protege a los dioses de los pueblos que se han puesto bajo su férula —anunció, y—: ¡No temáis! —continuó, animado—. Os entregaré un escrito para mi gobernador Pompeyo Longino que ahuyentará vuestros recelos.

Y con un movimiento leve y gracioso puso su mano en el hombro del Doctor Supremo.

—No hay que rendirse tan pronto —dijo en tono burlón—, y tirar la toalla, santo doctor, os gobierna

Domiciano, a quien el Senado y el pueblo de Roma llaman su amo y dios. Quizás habría que confiar más en el dios de uno.

Y, dirigiéndose hacia Josef, concluyó con un gesto rudo, aunque digno:

—¿Estáis satisfecho conmigo, mi Flavio Josefo, cronista de mi casa?

A la semana siguiente, el Doctor Supremo y sus compañeros se embarcaron para Judea a pesar del mal tiempo. Josef y Claudio Regino acompañaron a Gamaliel al puerto.

Gamaliel encontró amables y respetuosas palabras para agradecerle a Josef que le hubiera procurado la audiencia con el emperador.

—Una vez más —dijo— habéis prestado un gran servicio a la causa de Israel. Sólo espero que no seáis vos quien a la postre deba pagar por nuestros privilegios. Si hasta ahora Domiciano no ha sacado ninguna consecuencia de las irreflexivas observaciones del doctor Helbo confío en que no lo hará en el futuro.

Josef callaba. Pero Claudio Regino movió preocupado la cabeza y dijo:

—Domiciano es un dios lento.

Los doctores se embarcaron, satisfechos, llevando consigo el magnánimo escrito del emperador. Todos los corazones rebosaban agradecimiento hacia Josef. Sólo los doctores Helbo y Simón «el Tejedor» seguían despreciándolo.

Poco después el senador Mesalino rogó a Josef que lo visitase. El emperador le concedía el honor de cenar en casa del senador y deseaba que Josef le leyese el capítulo de su obra referente al rey judío David.

Entonces supo Josef que Claudio Regino tenía razón, y que el lento dios Domiciano había pospuesto tomar medidas contra él, pero que de ningún modo las había olvidado. Se asustó. Pero al mismo tiempo decidió que si Yahvé lo había designado realmente como víctima en lugar de Yabne no debía protestar, sino aceptar el sacrificio lleno de humilde orgullo.

Mientras Domiciano se arrellanaba en el diván Mesalino explicó a Josef que el emperador se interesaba mucho por ciertas cuestiones judías, y que, en vista de que los doctores de Yabne habían abandonado Roma, deseaba que Josefo lo instruyese en su calidad de experto en la materia.

—Así es —asintió perezoso y benévolo el emperador—, sería muy amable por vuestra parte, querido Josefo, que nos instruyeseis al respecto.

Josef dijo entonces, dirigiéndose a Mesalino:

—¿Debo considerar esta entrevista como un interrogatorio?

—¡Qué palabras más duras, querido Josefo! —le reprochó sonriente el emperador desde su diván.

—Se trata únicamente de una charla sobre un asunto histórico —subrayó de nuevo muy afable el ciego —. Al amo y dios Domiciano le interesa saber qué pensáis vos, un hombre oriental, de Cesarión, el hijo de Julio César y de Cleopatra.

—Sí —corroboró el emperador—, me interesa saberlo. Parece que César amaba a ese hijo —le explicó—, y que le asignó el papel de regente capaz de mediar entre Oriente y Occidente. También se dice que Cesarión llegó a ser un joven muy dotado.

—¿Y qué es lo que deseáis preguntarme? —preguntó, inquieto, Josef.

Mesalino se inclinó hacia adelante, dirigió los ciegos ojos hacia el rostro de Josef como si pudiera verlo y le preguntó lenta y claramente:

—¿Os parece que Augusto hizo bien en deshacerse de Cesarión?

Ahora Josef sabía ya de qué se trataba. Antes de deshacerse de los descendientes de David Domiciano deseaba que una de sus víctimas le confirmase que hacía bien. Se expresó con cautela:

—Julio César habría podido aducir muchas y buenas razones ante el tribunal de la historia para condenar la acción de Augusto. Augusto por su parte no las habría encontrado peores para justificarla.

Domiciano soltó una risita. También por la cara del ciego cruzó una sonrisa, y éste admitió:

—Bien dicho. Sólo que lo que a nosotros nos interesa no es la opinión de César ni la de Augusto, sino tan sólo la vuestra, estimado Flavio Josefo. ¿No os parece —repitió lentamente, subrayando cada palabra— que Augusto hizo bien en eliminar al pretendiente Cesarión?

Se inclinó hacia Josef, ansioso de conocer su respuesta.

Josef se mordió los labios. Aquel hombre le decía abiertamente que se trataba de la eliminación de pretendientes no deseados: de su propia aniquilación, la de Josef. Era un hombre elocuente y habría podido escabullirse y zafarse de la burda trampa; pero su orgullo se lo impedía.

—Augusto hizo bien —juzgó fríamente y sin rodeos— en eliminar a Cesarión. Su éxito no hizo más que corroborar lo acertado de su decisión.

—Gracias —dijo Mesalino como solía hacer ante los tribunales cuando su oponente se veía obligado a admitir que le asistía la razón.

—Y ahora contadnos algo de vuestro rey David —prosiguió animado—, cuyos retoños están llamados a gobernaros.

—Sí —insistió Domiciano—, leednos lo que habéis escrito sobre vuestro antepasado. Para eso os ha llamado nuestro Mesalino.

En su fuero interno Josef amaba más al oscuro y dividido Saúl que a David, al que todo le resultó tan fácil, y sabía que los capítulos sobre David no se contaban entre los mejores de su obra. Pero ese día, al leerlos, se dejó llevar por el entusiasmo y leyó bien. Le satisfacía informar al emperador romano sobre el rey judío que había sido un gobernante tan excelso, vencedor de muchos pueblos. Josef leyó bien, y Domiciano era un buen oyente. Sabía algo de historia, sabía algo de literatura, le interesaban Josefo y el rey David, y su cara reflejaba ese interés.

En una ocasión interrumpió a Josef.

—¿Hace mucho que reinó ese David? —le preguntó.

—Más o menos en la época de la guerra de Troya —le replicó Josef, y añadió orgulloso—: Nuestra historia es muy antigua.

—La nuestra en cambio —admitió pacífico el emperador— comienza con la huida de Eneas de Troya en llamas. De modo que ya entonces teníais a vuestro gran rey gobernando vuestro pueblo… ¡Pero seguid leyendo, mi Josefo!

Josef siguió leyendo, y al leerle de ese modo al emperador romano se sintió como el propio David tocando el arpa ante el dividido rey Saúl. Leyó largo rato, y cuando quiso dar por concluida la lectura el emperador le exigió que prosiguiese.

Después, cuando Josef hubo terminado, Domiciano le hizo un par de comentarios muy razonables.

—Parece que dominaba la técnica del gobierno vuestro David —dijo—, a pesar de que no apruebo todas esas muestras de megalomanía. No hizo mal, por ejemplo, en respetar a Saúl, aun teniéndolo en su poder en dos ocasiones. Más tarde parece que incluso aprendió y se comportó con más inteligencia. Sobre todo hay una cosa que me parece loable, digna de un rey: que castigara el magnicidio incluso tratándose del asesinato de su oponente, es decir, de uno que lo favorecía.

Si, esas medidas de David, que mandó ajusticiar al hombre que asesinó a Saúl, parecían inspirar al emperador, y Josef comprendió con un leve escalofrío por qué curiosos vericuetos sacaba Domiciano provecho para sus asuntos de lo aparentemente más remoto.

—El emperador Nerón —dijo aquél volviéndose hacia Mesalino— era, sin duda, enemigo de mi casa, y estuvo bien que pereciese. A pesar de todo no alcanzo a comprender que el Senado no haya castigado a su asesino Epafrodita y que éste siga con vida. El que ponga la mano sobre un emperador no merece vivir. ¿Acaso han ajusticiado a ese Epafrodita? ¿No vive aquí, en Roma? ¿No se pasea entre nosotros como la mismísima personificación del magnicidio? No entiendo cómo el Senado ha podido tolerarlo tanto tiempo.

Mesalino quiso disculpar a sus colegas con su voz más afable:

—De lo que hacen y dejan de hacer los padres convocados hay mucho que no entiendo, mi amo y dios. Pero en el caso de este Epafrodita confío en poder señalar a mis colegas, y con éxito, el ejemplo del viejo rey judío.

Josef estaba desolado. Apreciaba a Epafrodita; era un buen hombre que amaba y fomentaba las artes y las ciencias. Josef había pasado con él más de un buen rato. Y ahora, sin quererlo, había provocado su ruina.

Poco después, con una excusa cualquiera, Mesalino dejó a Josef a solas con el emperador. Domiciano se incorporó a medias en su diván y, con una sonrisa conciliadora, le espetó:

—Y ahora, querido Josefo, sed sincero. ¿Tenía razón ese tipo grosero de Yabne al afirmar que descendéis de la casa de David? Como dijeron vuestros propios doctores, se trata más de un asunto del sentimiento, de la intuición, que de algo demostrable. Hasta ahí puedo seguiros. Si yo, por ejemplo, creo firmemente que soy descendiente de Hércules, entonces lo soy. Sin duda habéis comprendido ya adónde quiero llegar, querido Flavio Josefo. Se trata de lo siguiente: dejo en vuestras manos si queréis que se os considere descendiente de la casa de David o no, porque estamos confeccionando unas listas. Estamos anotando quién debe ser considerado descendiente del gran rey cuya eficacia habéis descrito tan magníficamente. Razones de Estado aconsejan a mi Gobierno la confección de tales listas. ¿Qué me decís, Josefo? Sois un judío entusiasta. Os vanagloriáis de vuestro pueblo, alabáis los remotos y grandes logros de su civilización. Os

considero sincero. Yo creo a Josefo. Digáis lo que digáis, os creeré. Si me decís: «Soy un retoño de la casa de David», lo seréis. Si me decís: «No lo soy», vuestro nombre no aparecerá en la lista.

Se levantó y se acercó a Josef. Con una familiaridad cordial, casi siniestra, le preguntó:

—¿Qué decís, mi judío? Todos los príncipes están emparentados. ¿Eres entonces pariente mío? ¿Desciendes de David?

Los pensamientos y sentimientos de Josef se agolpan sin concierto. Cuando el pueblo afirma de éste o de aquél que pertenece a la estirpe de David se trata de mera palabrería, de algo indemostrable. Él tampoco ha dado nunca importancia a esos vínculos. No tendría sentido, pues, pretender ser valiente y afirmar, orgulloso: sí, soy de la estirpe de David. Nadie saldría beneficiado con ello, sino que provocaría su propia ruina. ¿Por qué razón entonces siente ese impulso de responder afirmativamente? Porque curiosamente esta vez ese emperador de los gentiles tiene razón. Él, Josef, sabe en su fuero interno, es decir, en lo más hondo de su ser, que es verdad que pertenece a los llamados, a los de la estirpe de David. El emperador de los gentiles quiere humillarlo e incitarle a negar lo mejor que hay en él. Y, si se deja llevar, si reniega de su encomiable ancestro, David, ese emperador no sólo lo despreciará a él, sino a su pueblo entero, y con razón. Lo que está ocurriendo entre Domiciano y él es una de las muchas batallas de esa guerra que libra su pueblo contra Roma en nombre de Yahvé. Pero ¿cuál es el camino recto? ¿Qué espera Dios de él? Sería un cobarde si negase pertenecer a los «llamados». ¿Pero no incurriría en arrogancia de espíritu si, contraviniendo la razón, siguiera los impulsos de su corazón?

Permaneció en silencio, ausente. Su enjuto rostro no dejó entrever su perplejidad; los febriles ojos bajo la abultada y alta frente seguían fijos en el emperador, pensativos, mirándolo sin mirarlo. Domiciano resistió a duras penas.

—Ya veo —dijo— que no queréis decir ni sí ni no. Lo entiendo. Siendo así, querido, hay una tercera posibilidad. Vos saludasteis a mi padre, el dios Vespasiano, como el Mesías. Si no os equivocasteis, algo debe de quedar en mí de ese ser mesiánico. De modo que os pregunto: ¿soy yo acaso el hijo y heredero del Mesías? Meditadlo bien antes de responder. Si soy el heredero del Mesías eso significa que lo que comenta el pueblo sobre los hijos de David no es más que palabrería; entonces no hay peligro en ellos, y no vale la pena que mis funcionarios sigan trabajando en sus listas. No rehuyáis mi pregunta, mi judío. Salvad a los retoños de David y a vos mismo. Decidme: «Vos sois el Mesías», y caed a mis pies y veneradme como venerasteis a mi padre.

Josef palideció. Ya había vivido eso una vez. Pero ¿cuándo? ¿Cómo y cuándo? Lo había vivido mentalmente. Así se cuenta en las historias del ángel puro y el caído, y así también le incita en las Escrituras de los mineos el Tentador, el Negador, el *Diabolus* al Mesías para que niegue su propio ser y lo venere a él, tras prometerle todas las riquezas del mundo. Es curioso cómo se reflejan en su propia vida las historias y leyendas de su pueblo. Está tan embebido del pasado de su pueblo que él mismo se transforma en los personajes de ese pasado. Si ahora obedece a ese emperador romano se traiciona a sí mismo, a su obra, a su pueblo, a su dios.

No ha dejado de mirar, indiferente, al emperador; su mirada no ha cambiado, sus ojos febriles siguen pensativos, mirándole sin mirarlo. Pero el rostro del emperador se ha demudado. Domiciano sonríe con una afabilidad siniestra, terrible. Se ha sonrojado, sus ojos miopes brillan y miran a Josef con una cruel y falsa amabilidad, manotea grotescamente como si le hiciera un gesto para que se acercara. No hay duda: el emperador, el señor y diablo Domiciano, *Dominus ac Diabolus Domitianus,* quiere hacer un pacto con él, un trato, como sospecha que existió entre él y su padre Vespasiano.

A pesar de su aparente serenidad Josef estaba confuso. Ni siquiera estaba seguro de que Domiciano hubiera pronunciado realmente esas últimas palabras: que debía arrodillarse ante él y venerarlo; si lo había dicho o si sólo se trataba del recuerdo del ángel caído de las viejas historias y la idea del *diabolus* de los mineos. En cualquier caso, esta tentación de Domiciano fue breve. El emperador no tardó en volver a ser simplemente el emperador; allí estaba con los brazos en ángulo detrás de la espalda, dominador, espetándole muy serio:

—Os agradezco vuestra interesante lectura, doctor Flavio Josefo. Por lo que se refiere a la pregunta que os he hecho, si descendéis o no de la casa de David que acabáis de describir, podéis meditar vuestra respuesta con calma. Os espero en los próximos días en la recepción matutina. Entonces os lo preguntaré una vez más. ¿Por dónde se ha metido nuestro querido anfitrión?

Dio unas palmadas y, volviéndose hacia los esclavos que entraron apresuradamente, preguntó:

—¿Dónde está nuestro querido Mesalino? ¡Llamadlo! Queremos verlo, yo y mi judío Flavio Josefo.

En esos días Josef escribió el *Salmo del valor:*

Sin duda admiro al que resiste valeroso
en la batalla;
arremeten los caballos,
zumban las lanzas, chirría el hierro,
vuelan brazos con hachas y espadas
ante sus ojos y hacia él.
Pero él no se acobarda.
Él mira a la muerte, se yergue y le hace frente.

Eso requiere valor. Pero no más valor
que el de cualquiera que se precie con razón de ser hombre.
Ser arrojado en la batalla no es difícil.
El valor se insufla y salta de unos a otros.
Ninguno piensa
que la muerte vaya a venir a buscarlo.
Nunca crees más firmemente en los muchos
días de vida que te aguardan
como en el campo de batalla.

Más alto es el valor
del que se lanza al yermo bárbaro
para recorrerlo,
o el que conduce su barco mar adentro,
cada vez más lejos,
por ver si no habría una nueva tierra que
descubrir y nuevas fiestas.

Pero cuando la luna palidece y llega el sol
palidece también la gloria de ese hombre
ante la del que lucha por lo invisible.
Quieren obligarlo a pronunciar una palabra, una palabra
incorpórea, fútil.
En cuanto la pronuncie se desvanecerá,
nadie la oirá, ya no estará allí:
pero él no la pronuncia.

Su corazón en cambio lo impulsa
a decir una palabra, una determinada,
y sabe que la palabra le traerá la muerte.
La palabra no tiene precio
tan sólo es ruina.
Y él lo sabe,
y la pronuncia.

Si uno empeña la vida
en hacerse con el oro y el poder
conoce el precio de su aventura,
pues ondea ante él, tangible,
puede sopesarlo.
Mas ¿qué es una palabra?

Por eso digo:
salve al hombre que se hace reo de muerte
por decir la palabra que le dicta su corazón.
Por eso digo:

salve al hombre que dice lo que es.
Por eso digo:
salve al hombre al que no puedes forzar
a decir lo que no es.
Pues toma sobre sí lo peor
y, con los ojos abiertos, en medio la cegadora luz del día,
convoca a la muerte y le dice:
¡ven!
Por una palabra incorpórea
se expone a la muerte,
por acallarla si es una mentira,
por confesarla si es verdad.

Salve al hombre
que se expone por ello a su ruina.
Pues ése es el valor que quiere Dios.

Tal y como le había ordenado el emperador, un par de días después mandó que lo condujesen por la Via Sacra hasta el Palatino.

En la entrada a palacio lo registraron, como a todos los visitantes, en busca de armas. Después le permitieron entrar en la primera sala de espera. Había allí un par de cientos de personas; los porteros gritaban sus nombres, y los funcionarios del gran chambelán Crispín los anotaban, rechazando o admitiendo a unos y a otros. En la segunda sala se agolpaban los visitantes. Los funcionarios corrían de un lado a otro ordenando las listas de acuerdo con las indicaciones de Crispín.

La presencia de Josef llamó la atención. Veía que su visita también inquietaba a Crispín y, no sin una leve sonrisa, advirtió que aquél lo incluía, tras vacilar por un instante, no entre los privilegiados de la lista de «amigos preferentes», sino en la de los visitantes pertenecientes a la segunda nobleza. De camino hacia allí Josef se había encontrado con ánimos y se había dicho que, cuanto antes terminase todo, mejor; pero en ese momento se sintió aliviado al ver que lo incluían en la segunda lista y que tal vez se pudiese marchar sin ser advertido y sin hacer lo que se había propuesto.

Finalmente sonó la llamada: «¡El amo y dios Domiciano se ha despertado!», y se abrieron las puertas que conducían al dormitorio del emperador. Domiciano se incorporó a medias sobre el amplio lecho, escoltado por guardias perfectamente uniformados.

Los criados iban proclamando los nombres de las personas incluidas en la primera lista, que entraban a continuación en la sala interior. Los que se quedaban fuera trataban ansiosos de ver cómo los saludaba el emperador. A la mayoría se limitaba a tenderles la mano para que la besasen; a muy pocos honraba con el abrazo que prescribía la costumbre. Era comprensible que no quisiese besar día tras día a tal cúmulo de personas, muchas de las cuales seguramente le resultarían desagradables, sin contar con el peligro de un contagio. Pero ningún emperador había demostrado nunca tan abiertamente lo mucho que le repugnaba el penoso deber de tal salutación; no estaba bien visto que fuese precisamente Domiciano, acérrimo defensor de la tradición, quien quisiera sustraerse a esa costumbre y su proceder ofendía a más de uno.

Poco después el emperador impuso una pausa. Sin consideración alguna por sus numerosos huéspedes, bostezó, se desperezó y lanzó una mirada recelosa por encima del grupo; hizo un gesto a Crispín y quiso saltarse las listas. Después, de pronto, se animó, llamó a su enano Sileno con una palmada y le susurró algo al oído. El enano trotó hasta la sala de espera; todas las miradas estaban puestas en él: se dirigía hacia Josef. Cuando todos callaron el enano le soltó, mientras se inclinaba en una profunda reverencia:

—El amo y dios Domiciano os ordena que acudáis junto a su lecho, estimado doctor Flavio Josefo.

Josef se dirigió a la estancia ante la atenta mirada de los presentes. El emperador le permitió que se sentase en su cama, una distinción de la que nadie había gozado ese día. Lo abrazó y besó, no precisamente reticente, sino lenta y formalmente, como prescribía la costumbre.

Pero al rozar su mejilla la mejilla de Josef le susurró:

—¿Sois el retoño de David, mi Josefo?

Y Josef replicó:

—Vos lo habéis dicho, emperador Domiciano.

El emperador se liberó del abrazo.

—Sois un hombre valiente, Flavio Josefo —dijo entonces. A continuación el enano Sileno, que lo había oído todo, acompañó a Josef de regreso a la sala. Esta vez le dedicó una reverencia aún más profunda, y dijo:

—¡Salve, Flavio Josefo, retoño de David!

Acto seguido el emperador mandó cerrar las puertas de su dormitorio; la recepción había concluido.

Pocos días después se anunció en el Informe Oficial del Día lo siguiente: el emperador había revisado la obra en la que en la actualidad trabajaba el historiador Flavio Josefo. Resultó que el libro no revertía en beneficio del Imperio romano. Y, así, al no satisfacer las expectativas que suscitara el citado Flavio Josefo con su primera obra, la que versaba sobre la guerra judía, el amo y dios Domiciano ordenaba que se retirase el busto del escritor Flavio Josefo de la sala de honor del Templo de la Paz.

De modo que sacaron del templo el busto que representaba la cabeza de Josef girada sobre su hombro, enjuta, atrevida. Y se entregó al escultor Basílides, para que utilizase el valioso metal, el cobre de Corinto —una mezcla única surgida en la devastación de dicha ciudad de la unión de los diversos metales fundidos—, para un busto del senador Mesalino, cuya confección le había encomendado el emperador.

Capítulo tercero

—¿Os habéis confundido, o es que he oído mal? —preguntó Regino a Marullo girando su carnosa cabeza de un modo tan aparatoso que el peluquero estuvo a punto de cortarle a pesar de su pericia.

—Ni lo uno ni lo otro —replicó Marullo—. La acusación contra la vestal Cornelia es cosa hecha. El correo de Pola trajo ayer la noticia. DDD parece muy interesado. Si no, no habría dado la orden antes de su partida, sino que habría esperado a su regreso. —Regino farfulló algo, sus pesados y soñolientos ojos bajo la abultada frente parecían más pensativos que nunca, y antes de que el peluquero hubiera terminado su trabajo le hizo un gesto impaciente para que se alejase.

Pero después, a solas con el amigo, fue incapaz de hablar. Se conformó con mover lentamente la cabeza y encogerse de hombros. No necesitaba decir nada, Marullo le entendía perfectamente aun sin palabras; también a él el acontecimiento lo dejaba anonadado. ¿No tuvo bastante DDD con el revuelo que se armó cuando, de las seis vestales, decidió procesar a esas dos, las hermanas Oculatae? ¿No tenía bastante con el desencanto que se respiraba tras la campaña sármata, no precisamente brillante? Por Hércules, ¿qué se creía que iba a conseguir rescatando esas anticuadas y brutales leyes y acusando de impudicia a la vestal Cornelia?

Chascando los doloridos dientes, Junio Marullo miró con sus agudos ojos azul grisáceo al amigo que resoplaba disgustado. Adivinaba sus pensamientos hasta en sus más nimios detalles.

—Sí —replicó—, el desencanto es patente, en eso tenéis razón. Al hombre de la calle le parece que el desenlace de la campaña sármata ha sido poco brillante, a pesar de haber sido un éxito en toda regla. Pero tal vez sea precisamente por eso. Nuestros queridos senadores falsearán el resultado de la guerra y lo convertirán en una derrota. La vestal Cornelia está emparentada con la mitad de la nobleza. Es posible que Varriguita crea poder amedrentar a la aristocracia si ven que se atreve a acusar a la propia Cornelia.

—¡Pobre Cornelia! —exclamó Regino por toda respuesta. Ambos veían ahora ante sí el delicado aunque fresco y alegre rostro de la muchacha, que contaba veintiocho años; bajo el cabello oscuro, casi negro, la recordaban sonriente en su palco de honor del circo o desfilando a la cabeza de las otras cinco vestales hacia el Templo de Júpiter, alta, esbelta, intocable, afable y segura de sí, sacerdotisa, doncella, gran dama.

—Hay que admitir —opinó finalmente Marullo— que desde el levantamiento de Saturnino se siente con derecho a aplicar contra sus enemigos cualquier medio que se le antoje eficaz.

—En primer lugar, éste no es eficaz —le replicó Regino—, y en segundo, no creo que este proceso esté dirigido contra el Senado. DDD sabe tan bien como nosotros que podría adoptar medidas menos peligrosas. No, querido, sus razones son más simples y más profundas. Sencillamente, está descontento del resultado de la campaña y quiere justificar su cometido por otras vías. Ya me parece escucharlo llenándose de grandes palabras: «El siglo de Domiciano brillará inconmensurable gracias a estos ejemplos de virtud y piedad». Me temo —concluyó suspirando— que a veces hasta él se cree lo que dice.

Guardaron silencio durante unos minutos. Después Regino preguntó:

—¿Se sabe ya a quién han elegido como cómplice de la infeliz Cornelia?

—No oficialmente —replicó Marullo— aunque Norban sí lo sabe. Sospecho que Crispín tiene algo que ver con esto.

—¿Nuestro Crispín? —exclamó incrédulo Regino.

—No es más que una sospecha —replicó al punto Marullo—. Norban no le ha dicho nada a nadie, como es natural; lo he deducido de ciertas miradas, de determinados gestos.

—Vuestras sospechas —admitió Regino sondeando pensativo la boca con la lengua— suelen tener la cualidad de ser acertadas. Sería una pena que Norban fuese capaz de entregar a sus sabuesos a esa encantadora criatura, a Cornelia, sólo por los celos que le inspira el egipcio.

En parte por no querer entregarse a ninguna clase de sentimentalismo, en parte por costumbre, Marullo

se hizo el frívolo.

—Una pena —dijo— que no hayamos caído en la cuenta de que Cornelia no sólo es vestal, sino también una mujer. Pero, ¡por Hércules!, al verla subir al Capitolio con ese vestido pesado, blanco, pasado de moda, hasta un materialista confeso como yo se preguntaba qué habría bajo ese vestido. Y eso que a mí lo que me atrae son las cosas sagradas y prohibidas. Una vez, en una época muy movida de mi vida, estuve liado con la pitonisa de Delfos. No era particularmente bella y estaba ya un poco ajada, el placer que me daba no guardaba proporción con el peligro que corríamos; lo que realmente me atraía era su carácter sagrado. No debimos dejar escapar a una muchacha como Cornelia, no debimos dejarla en manos de Crispín.

Aunque por lo general no era pacato, Claudio Regino no se dejó tentar por ese tono. Mientras se inclinaba quejumbroso para atarse las cintas de las sandalias que habían vuelto a soltársele, dijo:

—DDD nos está poniendo difícil seguir teniéndole simpatía.

—Tened paciencia con él —quiso persuadirlo Marullo—. Tiene muchos enemigos. Ha cumplido ya cuarenta y dos —meditó buscando con sus inquisitivos ojos los soñolientos del amigo—. Aunque me temo que es casi seguro que le sobreviviremos.

Regino se asustó. Lo que acababa de decir Marullo era tan acertado, y tan osado, que no debería habérselo dicho ni a un amigo tan íntimo. Pero, ya que Marullo había ido tan lejos, Regino no quiso refrenarse.

—Un poder como ése —dijo tratando de dominar la clara y poderosa voz— es como una enfermedad; una enfermedad que no tarda en devorar incluso la vida de un hombre fuerte.

—Sí —dijo Marullo casi susurrando—, el espíritu de un hombre necesita unos cimientos endiabladamente firmes para soportar tal cúmulo de poder. DDD ha aguantado ya bastante. Desde el golpe de Saturnino está —buscó la palabra— muy raro.

—Y eso —le replicó Regino— que precisamente en ese asunto tuvo una suerte inconcebible.

—César y su suerte —dijo sentencioso Marullo—. Pero tanta suerte no la aguanta nadie.

—César —comentó Regino pensativo— vivió hasta los cincuenta y seis antes de que lo abandonase su suerte.

—Lo siento por él —dijo Marullo un tanto enigmático. Regino le replicó:

—Yo lo siento por Cornelia.

—¡No se atreverá! —estalló de pronto el senador Helvid. Estaban comentando el envío de nuevas tropas al noroeste que por fuerza seguirían al tratado de paz, y lo que el iracundo Helvid soltaba tan súbitamente no tenía nada que ver con esa cuestión. A pesar de ello, todos sabían a qué se refería, porque, aunque se hablase de otros asuntos nadie dejaba de darle vueltas a la ofensa que pensaba infligir el emperador a la vestal Cornelia y, con ella, a toda la nobleza.

Domiciano había ofendido muchas veces a los cuatro hombres y las dos mujeres reunidos en la casa de Helvid. Allí estaban Gratila, la hermana, y Fannia, la esposa de Cepio, al que aquél había mandado ajusticiar. Y todos eran amigos y confidentes del príncipe Sabino y de Aelio, y de los nueve senadores que murieron con Cepio por su participación en el fracasado golpe de Saturnino. Pero asesinar a esos hombres, o proceder si llegase a hacerlo contra los allí presentes, tales actos de violencia tenían un sentido y una finalidad. La persecución de Cornelia, sin embargo, no era más que un capricho soez e insensato. ¡Que ese macho cabrío licencioso de Domiciano toque a Cornelia, a nuestra dulce y pura Cornelia! Allá donde fuese despertaba la sensación de que el mundo no estaba perdido si quedaba ella. ¡Y precisamente a ella ha de atacarla ese monstruo!

Sin que tuvieran que comentarlo largamente era lo ejemplar del procedimiento lo que indignaba a los cuatro hombres y dos mujeres reunidos en la casa de Helvid. Si Domiciano, que personificaba el vicio, llegaba a acusar falsamente por impudicia y a ejecutar a la noble Cornelia, ello representaría la sima de la perversión en que se hundía Roma. No había nada en el mundo capaz de detenerlo. Bajo su gobierno la aristocracia se sumía en la vulgaridad.

—No se atreverá —todos se consolaban con esas palabras desde el día en que el rumor llegó a sus oídos. Pero ya se habían sosegado muchas otras veces con palabras similares. Cada vez que oían hablar de algún nuevo y desvergonzado propósito del emperador, se decían: no osará, el Senado y el pueblo no tolerarán semejante atrevimiento. Pero, sobre todo desde el frustrado alzamiento de Saturnino, no se detenía ante nada, y el Senado y el pueblo de Roma lo habían tolerado todo. Los turbaba el recuerdo de todas esas derrotas, y trataban de apartarlas de su mente. «No se atreverá». Ponían su esperanza en esas palabras que con tanta vehemencia y seguridad profería ahora el senador Helvid.

Pero entonces abrió la boca el más joven de los congregados, el senador Publio Cornelio.

—Se atreverá —dijo— y nosotros callaremos. Lo aceptaremos sin rechistar. Y haremos bien, pues es lo único que podemos hacer en estos tiempos.

Fannia le replicó, sin embargo:

—Yo no quiero callar, no debemos callar.

Allí estaba con su rostro color tierra, valiente y siniestro, surcado de arrugas, mirando colérica a Publio Cornelio, ya que él estaba directamente emparentado con la vestal amenazada y su sino debería importarle más que a ningún otro. Y casi le hizo lamentar lo que acababa de decir. Ante personas más próximas a su talante habría podido expresarse así, pero no en presencia de la vieja Fannia. Era hija de Peto, cuyos ideales republicanos le valieron la muerte en tiempos de Nerón, y viuda de Cepio, condenado por Domiciano tras el frustrado golpe de Saturnino. Cada vez que hablaba Fannia lo asaltaba la duda de si no se equivocaría al considerar virtuoso ese silencio que la razón justificaba por tantos motivos, y si no lo sería más la proclividad al martirio patente en ella.

Lentamente volvió la cara, ajada y triste a pesar de su juventud, hacia unos y otros. Únicamente el comedido Decián le envió una tímida mirada de aprobación. Cornelio trató, sin muchas esperanzas, de probar lo perjudicial de cualquier gesto precisamente en ese asunto de la vestal Cornelia. El pueblo amaba y respetaba a Cornelia. Un juicio contra ella, o incluso su ejecución, no supondría para el pueblo, como posiblemente deseaba Domiciano, un tributo a los dioses, sino sencillamente algo inhumano, un sacrilegio. Pero si ellos, los de la facción senatorial, se oponían, convertirían ese asunto, que se presentaba como puramente humano, en un problema político.

Decián asintió.

—Me temo —dijo— que nuestro Cornelio tiene razón. No podemos hacer otra cosa que callar.

Pero no pronunció esas palabras con la objetividad y la moderación que lo caracterizaban, sino con tal deje de dolor y desesperanza que los demás alzaron la vista consternados.

Ocurría que Decián había recibido un mensaje de Cornelia. Una liberta de Cornelia, una tal Melita, se lo había hecho llegar. Trastornada, la muchacha le había referido que durante la fiesta de Bona Dea había ocurrido algo terrible en la casa de Volusia, la esposa del cónsul. Decián no había podido deducir del confuso relato de Melita en qué consistía ese hecho; lo cierto era que Melita estaba implicada y que la vida de Cornelia corría un grave peligro. El calmo y ya no tan joven senador Decián amaba a la vestal Cornelia y había creído percibir que también su sonrisa florecía y que se volvía más afable cuando ella lo miraba. Se trataba de un amor sereno, callado y prácticamente inviable. Resultaba muy difícil, casi imposible, acercarse a Cornelia, y cuando abandonase la casa de Vesta él sería ya un anciano. Lo había conmovido profundamente que solicitase su ayuda. En nombre de su ama y amiga, Melita le había rogado que la sacase de Roma, que la ocultase. Él hizo todo lo que estuvo en su mano por ayudarla: la envió por medio de gentes de confianza a su propiedad de Sicilia, donde la esclava vivía ahora, escondida; y probablemente con ella había desaparecido el principal testigo en el que podrían haberse apoyado los enemigos de Cornelia. Pero si Domiciano estaba decidido a acabar con ella de poco valía contar con un testigo más o menos; la justicia nada tendría que decir, sino únicamente el odio y la arbitrariedad. Al escuchar a Cornelio lo asaltó con una fuerza irresistible ese sentimiento de impotencia, y su pesar se reflejó en sus palabras.

Pero Fannia no reparó ni en el pesar de Decián ni en la sensatez de Publio Cornelio. Con la cara ocre, endurecida por el rigor y los pesares, permanecía allí sentada.

—No podemos callar —dijo obstinada, y su voz les llegó rotunda de aquel rostro antiquísimo—, sería un crimen y una vergüenza.

Eso está muy bien sobre el papel, pensó Publio Cornelio satisfecho, y prolongará sin duda la tradición heroica de la familia. Pero en mi obra no dará más que para un personaje incidental; no hará historia.

Sin embargo, a pesar de su espíritu crítico, no pudo evitar admirar a la mujer que destacaba, valiente e insensata, entre sus coetáneos, y lamentar su propia cordura.

Gratila, hermana del fallecido Cepio, una dama de cierta edad, sosegada, distinguida, algo regordeta, asintió a las palabras de su cuñada.

—Sensatez —dijo burlona—, precaución, política. Todo eso está muy bien. ¿Pero cómo puede alguien con corazón tolerar a la larga las monstruosidades de Domiciano sin responderle? Soy una mujer sencilla, no entiendo nada de política y desconozco la ambición. Pero se me revuelven las entrañas cuando pienso qué dirán de nosotros las futuras generaciones, nuestros hijos y nietos, si dejamos que prevalezca este régimen de la mentira y la violencia sin rechistar.

—¿Cuándo terminaréis vuestra biografía de Peto, querido Prisco? —habló de nuevo Fannia—. ¿Cuándo aparecerá? Es para mí una profunda satisfacción ver que hay alguien que no calla; que al menos hay alguien

que habla y no oculta su amargura.

Al ser apelado de ese modo, Prisco alzó los ojos y volvió la cabeza totalmente calva de uno a otro, comprobando que todos lo miraban pendientes de su respuesta. Prisco pasaba por ser el jurista más excelso del Reino, era famoso por sopesar cuidadosamente los pros y los contras. Por ello, no desconocía los méritos de Domiciano en el gobierno del Imperio, pero tampoco la arbitrariedad y la irresponsabilidad de su régimen personal, las numerosas violaciones del derecho que había perpetrado, a los que sólo podía referirse en el círculo de sus amigos más íntimos, viéndose obligado a callarlos ante los demás si no quería verse involucrado en un caso de lesa majestad. Pero ante su conciencia había dado con una solución. Callaba, pero no del todo. Ponía de manifiesto su amargura en una obra histórica: la biografía del gran Peto Trasea, padre de Fannia. Lo atraía enormemente reproducir con la mayor objetividad, despojada de todo rasgo legendario, la vida de ese republicano a quien Nerón mandó ajusticiar por su talante liberal y a quien la leyenda había encumbrado, y poner de relieve cómo Peto Trasea, aun despojado de toda mitología, había sido un gran hombre digno de la admiración que se le profesaba. Fannia le proporcionaba mucho material para su obra, un cúmulo ingente de detalles precisos desconocidos hasta la fecha.

Esa biografía casi conclusa estaba destinada únicamente al propio autor y a sus amigos más cercanos, y ante todo a Fannia. Publicar semejante obra bajo el régimen de Domiciano suponía jugarse posición y fortuna, e incluso la vida, y jamás se le habría ocurrido hacerlo. Si ahora Fannia anunciaba que él, Prisco, no callaría, que no pondría coto a su amargura, se trataba sin duda, por decirlo suavemente, de una exageración y de un malentendido. En cierto modo era eso lo que pretendía. Poner coto a su amargura, guardar el libro en un arcón era precisamente lo que pensaba hacer, y su único objetivo al escribirlo había sido aliviar su corazón. No esperaba poder publicarlo. Hacerlo no habría supuesto más que un gesto testimonial, y Publio Cornelio tenía razón al afirmar que semejantes gestos no servían para nada, que no cambiarían las cosas, que la literatura nada podía contra el poder.

Esto era lo que pensaba Prisco. Pero entonces vio cómo todos lo miraban expectantes, vio el rostro estricto y tenso de Fannia: supo que todos lo considerarían un cobarde si se arredraba y no tuvo valor para pasar por cobarde. Mientras su conciencia le reprochaba: ¿qué estás haciendo, insensato?, su boca dijo aguda y cortante:

—No, no ocultaré mi amargura.

Y antes de concluir la frase ya lamentaba haberla pronunciado.

¿Para qué quiere imitar a Peto?, se preguntó apenado Decián. Publio Cornelio también pensó: otro loco, otro héroe. Y, en tono amargo, proclamó:

—Cosa de hombres es superarse; cosa de hombres es también callar en estos tiempos para poder sobrevivir a ellos.

La cara vieja, ocre, ajada de Fannia era una pura máscara de desdén y rechazo.

—Pobre Cornelia —dijo, y con expresión exigente preguntó a Publio Cornelio—: ¿Tendréis al menos el valor de uniros a nosotros cuando visitemos a vuestro tío Léntulo?

El anciano padre de Cornelia se había retirado tiempo atrás de la vida pública y permanecía en su propiedad sabina; una visita conjunta como aquélla constituiría una manifestación contra el emperador.

—Me temo —opinó Publio Cornelio insensible a la ironía de Fannia— que no seremos bien recibidos. Mi tío tiene muchas penas, y le gustan muy poco las personas.

—¿De modo que no vendréis? —preguntó Fannia.

—Iré —replicó con fría amabilidad Publio Cornelio.

El pobre Prisco tiene que publicar su biografía, se dijo, y yo tengo que unirme a esa estúpida comitiva sólo porque así lo quiere esta esposa de héroe. Todo es en vano. Nuestra es la honra, pero Domiciano tiene el ejército y las masas. ¡Ah, siniestra impotencia!

Aún era invierno cuando Domiciano regresó. Se conformó con presentar el laurel ante Júpiter Capitolino y prescindió de los grandes honores públicos. En el Senado se oyeron acres bromas en torno a ello. Marullo y Regino pensaron que Domiciano no lo tenía fácil. Si celebraba un triunfo se burlaban de cómo falseaba una derrota; si renunciaba al triunfo pensaban que la derrota había sido tan grave que hasta él la reconocía.

Como buen conocedor del alma humana, Domiciano, en lugar de hacer que le rindieran tributo, organizó un gran reparto de regalos cuyos costes debían descontarse de su parte en el botín sármata. Todos los ciudadanos residentes en Roma recibieron algo. Cuando se trataba de asuntos como ése, el emperador era extraordinariamente generoso y no le importaba que semejante liberalidad supusiese un gasto millonario. Por otra parte, el reparto probaría lo ingente del botín sármata.

Se sentó en el trono del salón con columnas de Minucio; su diosa predilecta Minerva sobre su cabeza; a su alrededor sus funcionarios, escribas y oficiales. La muchedumbre se agolpaba ante la puerta; todo el que acudía recibía su tablilla de arcilla, plomo o bronce, y, si el azar favorecía su posición en la lista, de plata u oro. Entre ellas había también bonos para regalos muy cuantiosos. ¡Qué júbilo se desataba en el que lo recibía! ¡Cómo ensalzaba entonces, casi de corazón, al amo y dios Domiciano, dicha de Roma y de todo su pueblo! Y no sólo el afortunado glorificaba al emperador, sino también sus amigos y parientes, sí, todos se sentían felices, pues todos contaban con las mismas probabilidades de recibirlo y, si no era hoy, tal vez la próxima vez les sonriera la fortuna. Así, el reparto de Domiciano se convirtió en un triunfo tan glorioso como habría podido serlo el desfile más suntuoso.

El emperador lo contemplaba todo al amparo de su sabia Minerva. En esos siete años había engordado mucho, su rostro estaba encarnado e hinchado. Permanecía allí inmóvil, semejante a un dios, disfrutando de la aclamación de su pueblo. Los que habían recibido la tablilla de oro tenían derecho a besarle la mano. Se la tendía sin dedicarles ni una mirada; pero nadie lo tomó por un orgullo desmesurado, también así se consideraban benditos. Los senadores tuvieron que morderse los labios y reconocer que el pueblo —o la plebe, como ellos lo llamaban— amaba a su amo y dios Domiciano.

Al día siguiente concluyeron los festejos con una exhibición en la arena flavia, en el Coliseo, el circo más grande del mundo, construido por el hermano de Domiciano. Se lanzaban monedas al aire; mediante una ingeniosa maquinaria propulsaban sobre la arena a airosos y divertidos geniecillos que repartían tablillas entre la gente; al final incluso apareció la propia diosa de la abundancia, *Liberalitas,* vertiendo dádivas de su cuerno: bonos firmados por el emperador que daban derecho a terrenos, privilegios, cargos bien pagados. El júbilo era infinito, y su brillo no quedó mermado porque se aplastaran mujeres y niños en el forcejeo del reparto.

Domiciano ofreció esa misma tarde un banquete en honor del Senado y sus amigos. Distinguió a muchos con un par de palabras corteses, pero su ingenio misantrópico confería un tono siniestro a algunas de sus frases. Al juez supremo Aper, por ejemplo, primo del fracasado general insurrecto Saturnino, le comentó con su voz clara y aguda la alegría que habían experimentado las masas en el reparto de regalos. El entusiasmo de las masas había sido un espectáculo digno de verse; aún más, tal vez, que el que pudieron contemplar entonces, cuando se exhibió en el Foro la cabeza del sedicioso Saturnino. Después habló de nuevo de su suerte, que por fin parecía acompañarlo tras su victoria sobre Saturnino. El golpe, cuidadosamente preparado, fracasó por una casualidad; una helada repentina impidió que las tropas bárbaras de Saturnino cruzaran el río helado y se unieran, como habían convenido, al general insurrecto. Sí, constató Domiciano, su fortuna era comparable a la del gran Julio César. Desde luego, ese afortunado César terminó cayendo bajo la daga de sus enemigos.

—Nosotros, los príncipes —opinó frívolo y hierático en medio de un grupo— no lo tenemos fácil. Si atrapamos a nuestros enemigos a tiempo, antes de que lleven a cabo su malévolo plan, se nos reprocha habernos inventado sus criminales proyectos con el único fin de quitárnoslos de encima. Sólo se da crédito a las conjuras dirigidas contra nosotros cuando hemos muerto. ¿Qué opináis vos, mi Prisco, y vos, Helvid?

No pronunció ni una palabra sobre sus intenciones en el asunto de la vestal Cornelia, y difícilmente podían sacarse conclusiones del hecho de que una de sus primeras acciones tras el regreso hubiera sido castigar otro delito religioso cometido por un hombre insignificante.

Sucedió que un liberto, un tal Lido, había satisfecho sus necesidades estando borracho en uno de esos pequeños pozos que solían abrir para enterrar los rayos, pues cada rayo caído en un lugar público y extinto en él debía recibir sepultura al igual que los vivos para conjurar mayores desventuras. Por tanto, allí donde había caído se removía la tierra, y los sacerdotes realizaban un sacrificio con cebollas, cabellos humanos y peces vivos —seres vivientes de las tres esferas—, y a continuación hacían introducir en lo más profundo una especie de sarcófago sobre el que, con su mismo contorno, se entibaba el pozo en forma de cuadrado hasta llegar a la superficie, donde se grababa la inscripción: «Aquí se ha enterrado un rayo». No lejos de la Puerta Latina había una de esas tumbas, que databa de los tiempos del emperador Tiberio, y en tal santuario había hecho sus necesidades el infeliz Lido. El emperador lo llamó ante los tribunales en su calidad de Sumo Pontífice. Lo condenaron a recibir unos cuantos latigazos, perdió sus bienes y se le prohibieron el fuego y el agua de Italia.

Pocos días después Domiciano convocó una reunión de los pontífices máximos, el Colegio de los

quindecenvires, en el Albano, su residencia. La invitación se realizó, como siempre, en el mayor secreto. Sin embargo, todo el mundo se enteró de ello —tal vez así lo deseaba el emperador—, y cuando los sacerdotes emprendieron camino hacia el Albano todo Roma los contempló al borde de la Via Albana, pues había pocas ocasiones de verlos, y despertaban gran curiosidad y cierto sentimiento de pudor. En particular, el flamen encargado de los sacrificios en honor a Júpiter era el habitante más curioso y particular de Roma. En las pocas ocasiones en que abandonaba su vivienda lo hacía precedido de un lictor que proclamaba su llegada, y todo el que se cruzaba en su camino debía dejar su actividad porque se acercaba el flamen de Júpiter; allí donde iba era fiesta e imperaba el sacro pudor, no se le permitía ver a ningún trabajador ni a ningún hombre armado o encadenado. Su vida era difícil y santa. En cuanto despertaba debía ponerse el atuendo propio de su cargo y sólo podía despojarse de él al acostarse para dormir. Éste consistía en una gruesa túnica de lana que debía confeccionar la propia esposa del flamen, y en una capucha de piel blanca y puntiaguda coronada por una borla y rodeada de una rama de olivo y un hilo de lana. Nunca, ni siquiera en su propia casa, podía deponer tal distinción. Su cuerpo no podía ser rozado por nada que estuviera atado o anudado, su vestido debía sujetarse con una abrazadera, y hasta su anillo de sello debía estar cortado. Debía llevar siempre consigo un pequeño palo para mantener alejada a la gente, pues estaba por encima de cualquier contacto humano.

Por ello, el pueblo se agolpaba deseoso de verlo a él y a los otros miembros del Colegio pontificio. Reinaba una gran excitación. Todos sabían que estaba en juego el destino de Cornelia, la vestal, la preferida de Roma.

Lo terrible de las sesiones que celebraba el Colegio era que en todos los casos de delitos contra la religión podía fallar a su antojo. No tenían necesidad de escuchar a acusados ni a testigos, y únicamente debían responder ante los dioses. El acusado estaba enteramente a su merced, aunque su cometido era únicamente dilucidar si el encausado era culpable o no; la pena quedaba en manos del Senado. Pero dado que éste no podía contradecir una condena del tribunal de los sacerdotes, y como las leyes dictaban penas muy claras, a aquél sólo le correspondía la ingrata tarea de hacer cumplir la condena impuesta por el tribunal religioso.

Con espanto, aunque con un placer morboso, esa tarde se comentó en susurros el fallo del Colegio de los quindecenvires: había declarado a la vestal Cornelia culpable de impudicia.

Para este delito, impudicia de una vestal, la bárbara costumbre de los antepasados imponía un castigo igualmente bárbaro. La culpable era atada ante el Aventino a una red de mimbre, donde se la azotaba, y a continuación se la emparedaba en una celda donde se la dejaba morir lentamente con algo de comida y una lámpara.

Antes del reinado de Domiciano no se había acusado de impudicia a ninguna vestal en ciento treinta años. Fue Domiciano quien resucitó tal procedimiento contra las hermanas Oculatae; pero no permitió que cumplieran la pena impuesta, sino que la suavizó dejando que las propias hermanas eligiesen el modo de su muerte.

¿Qué hará ahora? ¿Qué ocurrirá con la adorable y venerada Cornelia? ¿Se atreverá?

Al marcharse los miembros del Colegio pontificio esa tarde no quedaron en el amplio palacio del Albano más que el emperador y el gran chambelán Crispín.

Crispín languidecía en su despacho, ocioso, roído por una tensión abrumadora. DDD no le había llamado a su presencia en todo el día, y ahora esperaba temeroso que lo hiciese. El chambelán, por lo general tan elegante, parecía destrozado. ¿Dónde quedaba su altiva indiferencia, esa indolencia que confería un aspecto tan arrogante a la fina y larga cara? Ahora esa cara parecía nerviosa, desencajada, y no expresaba otra cosa que miedo.

No podía dejar de pensar en lo ocurrido, no lo entendía, no se entendía a sí mismo. ¿Qué espíritu perverso le había inspirado la insensata idea de asistir a los misterios de Bona Dea disfrazado de mujer? Cualquier niño habría podido decirle que, por grande que fuera su amistad, DDD jamás se lo perdonaría. Toleraría cualquier otro pecado, pero no un sacrilegio. Y eso que no había sido su intención ofender a los dioses; se deslizó furtivamente en la fiesta de Bona Dea porque no veía otro medio de acercarse a Cornelia. Así lo hizo en su día Clodio, ese sofisticado personaje de la época de Julio César, para acercarse a la inaccesible esposa de César. Y Clodio tuvo suerte. Pero eran otros tiempos, más liberales. Nuestro DDD, por el contrario, no entendía de bromas cuando se trataba de religión.

¿Pero qué pruebas tienen contra él, en realidad? Nadie lo vio entonces, cuando se coló vestido de mujer en la fiesta de Bona Dea, a la que ningún hombre puede asistir. Sólo esa Melita podría testificar contra él, la

liberta que lo había ayudado. Pero ha desaparecido, y la propia Cornelia es la primera interesada en callar. No, no hay pruebas contra él. ¿O sí? Norban tiene mil ojos, y cuando se trata de él, de Crispín, se agudizan aún más por el odio.

Había creído que con el regreso del emperador su situación se aclararía, pero nada se aclaró; DDD se mostraba cordial y relajado, como siempre, pero él lo conocía, sabía que eso no quería decir nada, y aquella abrumadora presión seguía atormentándolo. No dejaba de sentir que de un momento a otro se abriría la tierra y lo engulliría. Su hermoso rostro carecía de expresión; tenía que contenerse para no quedarse mudo de pronto en medio de una conversación, ensimismado; el plato más suculento, la mujer más sofisticada, el muchacho más bello carecían de encanto para él. No se fijaba siquiera en los vestidos que le presentaba su camarero; su peluquero se confundía de perfume sin que él lo advirtiese. Sus amigos ya no lo eran, y de noche, en su cama, lo asaltaba una visión aterradora, siempre la misma. Se veía a sí mismo en el mercado de ganado amarrado a un bloque de piedra y azotado hasta la muerte, como prescribía la ley. Lo extraño de todo ello era que los diez mil espectadores tenían su propio rostro, e incluso el funcionario que dirigía la ejecución y el verdugo tenían su cara, y todos hablaban con su voz. Se escuchaba a sí mismo —y eso era lo que más lo aterrorizaba— en su propio griego elegante, sibilante, gastando amargas bromas sobre las insoportables y mortales torturas a que lo sometían y sobre su horrible muerte.

Ese día, en el Albano, durante las deliberaciones del Colegio de los quindecenvires, la sensación de su futura aniquilación fue aún más abrumadora, como si una montaña avanzase y se inclinase lentamente sobre él para enterrarlo; llegó a ser tan palpable que en ocasiones le robaba el aliento. Vagaba por los interminables corredores de palacio, por el amplio parque, los delicados jardines, los invernaderos, entre las jaulas de los animales, sin ver nada; si alguien le hubiera preguntado dónde había estado no habría podido decírselo.

Después se hizo de noche, y contempló desde un escondite cómo se alejaban los miembros del tribunal sacerdotal. Algo en él, un resto del viejo Crispín, percibió con infantil socarronería el esfuerzo que debían hacer para que no se les cayeran los ridículos gorros blancos de piel al subirse a la carroza. Pero al mismo tiempo el nuevo Crispín, el que temblaba ante el peligro que lo amenazaba, pensaba en lo que habrían decidido.

Ahora languidecía en su despacho lleno de una ira impotente al pensar que dependía únicamente de ese desaliñado muchacho condenarlo a un final vergonzoso y cruel a él, al gran Crispín, al omnipotente ministro del emperador. ¿Lo habrá hecho? ¿Se habrá atrevido? Sus manos eran las de un muerto, su cabeza giraba en torno a una única pregunta: ¿me ha condenado? ¿Se habrá atrevido?

Por fin lo llamaron a presencia de Domiciano. Al camarero que lo ayudó a ponerse la túnica de gala con los altos zapatos le dio burdas y apresuradas indicaciones, pero la voz no lo obedecía, y cuando él mismo se sujetó y anudó el vestido le temblaban las manos, y al avanzar tras los criados y las antorchas por los largos pasillos le temblaban las rodillas. Se esforzaba en seguir con la vista la grotesca sombra que lo acompañaba y olvidar así su miedo para aparecer relajado ante el emperador. Al pensar en él no llamaba ya a Domiciano DDD, sino el emperador.

Éste estaba tendido en camisón en un amplio diván; parecía cansado, laxo, carnoso. Le tendió la mano y Crispín la besó con cuidado para que la pintura de sus labios no la manchase.

—Ha sido un día muy duro —le dijo Domiciano bostezando—. Sí —afirmó—, hemos tenido que condenarla. Ha sido un duro golpe para mí. He tenido que hacerme cargo de una ciudad y un Imperio en un estado lamentable. Parece un jardín asilvestrado; segamos y segamos, y no logramos que deje de crecer la mala hierba por doquier. ¿Por qué estás tan callado, querido Crispín? ¡Dime algo reconfortante! El amo y dios Domiciano está hoy deseoso de que lo consuelen sus amigos.

Crispín no sabía qué pensar de todo ello. Si habían condenado a Cornelia era sólo por su culpa, por lo que había ocurrido en la fiesta de Bona Dea, y él, Crispín, era cómplice. ¿Qué buscaba entonces el emperador? ¿Quería gastarle una de esas horrendas bromas suyas?

—Ya veo —continuó Domiciano— que te has quedado sin habla. Lo entiendo. Desde los tiempos de Cicerón no se ha vuelto a ejecutar a ninguna vestal. Además, bajo mi reinado, primero las hermanas Oculatae, y ahora ésta. Los dioses me lo están poniendo difícil.

Crispín le preguntó entonces con una voz que le sonó extrañamente ajena:

—¿Había alguna prueba?

El emperador sonrió. Fue una sonrisa larga y profunda en la que el chambelán leyó su perdición.

—¿Pruebas? —preguntó al tiempo que se encogía de hombros y levantaba las manos con las palmas vueltas hacia Crispín—. ¿A qué te refieres, querido? Nuestro Norban ha reunido una serie de datos, indicios, como se dice en la jerga de los juristas, indicios concluyentes. ¿Pero de qué valen las pruebas? Si se hubiera

solicitado el testimonio de Cornelia y del hombre y la mujer que Norban ha designado como cómplices habrían presentado pruebas en contra igualmente concluyentes. ¿Qué son las pruebas? —Se levantó y se inclinó ante Crispín, que seguía allí sentado, rígido y frío, y le soltó confianzudo—: Hay una única prueba. Y ésa pesa mucho más que todo lo que puedan aducir Norban contra Cornelia y Cornelia y sus cómplices en su favor. También a los sacerdotes de mi Colegio les ha parecido decisiva. Y es que —a ti te lo puedo decir, mi querido Crispín— no estoy contento con el resultado de la campaña sármata. Los dioses no han bendecido mis armas. ¿Y por qué no? Pues por eso —exclamó incorporándose de pronto—, por eso, porque esta ciudad de Roma está llena de pecado y de inmoralidad. Cuando Norban me comunicó lo que había ocurrido en la fiesta de Bona Dea se me abrieron los ojos. Entonces supe por qué la empresa sármata no dio los resultados que esperaba. ¿Qué piensas tú, mi querido Crispín? Dímelo abiertamente, desahógate: ¿no te parece que es una prueba concluyente?

—Sí —farfulló Crispín; también él se había levantado de un salto al ponerse en pie el emperador y permanecía ante él con las rodillas temblorosas, tambaleándose levemente; el moreno de su fino rostro destacaba verdoso bajo el maquillaje—. Sí, sí —balbució sin poder contenerse—, ¿pero quiénes son, si puedo preguntarlo, sus cómplices?

—Ah, ésa es otra cuestión —respondió artero el emperador sin deponer su tono familiar—. Naturalmente, se trata de los sucesos del día de la fiesta de Bona Dea. Pero tú ya sabes de qué se trata —opinó como de pasada, con toda naturalidad, y un escalofrío recorrió la espalda de Crispín cuando el emperador le espetó ese «Pero tú ya sabes de qué se trata»—. Lo que ha hecho el tipejo que mancilló la festividad —continuó Domiciano— no es en realidad más que una necia imitación de la jugada de Clodio en tiempos de Julio César. Y precisamente por eso me cuesta creer lo que me cuenta nuestro Norban, por muy fiable que sea la documentación que aporta. Sencillamente, no me puedo creer que en nuestra Roma, en mi Roma, se le haya podido ocurrir a alguien semejante sandez. No lo entiendo. Los prohombres de antaño fueron capaces de perdonar a un Clodio: pero mi tribunal sacerdotal, mi Senado —eso tiene que saberlo cualquiera, por muy mermada que esté su inteligencia—, yo y mis jueces no perdonamos semejante crimen.

Crispín sintió entonces que sus fuerzas lo abandonaban; sus miembros cedieron y se desplomó ante el emperador.

—Soy inocente, mi amo y dios Domiciano —gimió de rodillas; y repitió una y otra vez llorando, suplicando: «Soy inocente».

—Ya, ya —dijo el emperador—. Entonces Norban está equivocado. O bien te ha calumniado. Ya, ya. Muy interesante. Eso es muy interesante.

Y de pronto, con la cara encendida al ver que Crispín manchaba su camisón con la pintura de sus mejillas y sus labios, estalló:

—¡Y encima te atreves a manchar mi camisón con tus vulgares labios, escoria humana, hijo de una perra y de un cochero borracho!

Cogió aliento, se alejó de Crispín, que se retorcía en el suelo, y se puso a caminar de un lado a otro farfullando para sí:

—Así se lo agradecen a uno que los saquemos del fango. Mi Cornelia. Le arruinan a uno lo mejor que tiene. Mancillan a sus hijas. Probablemente no sabías, tú, a quien los dioses le han dado un huevo hueco por cabeza, que las vestales son mis hijas, las hijas del Sumo Pontífice. Posiblemente ni siquiera entiendes lo que has hecho, desecho de egipcio. Has vulnerado mi lazo de unión con los dioses, carroña, tres veces maldito. Y no es la primera vez que me desacreditas ante los dioses.

Y entonces aquel vengador de pocos reflejos se desquitó soltándole lo que había callado durante siete años.

—¡Fuiste tú, ser pestilente, escoria, loco infeliz, quien me metió en ese litigio con el dios Yahvé entonces, hace siete años! ¿Y quién tuvo la culpa de que dejase esperar tanto tiempo al Doctor Supremo? Era tu deber recordarme que debía recibirlo. ¡Y ahora encima mancillas a mi vestal, prevaricador, chacal, egipcio inmundo!

Crispín se había arrastrado hasta un rincón. El emperador fue hacia él jadeante, carnoso, imponente. Crispín se pegó a la pared y el emperador le dio un puntapié. Su pie calzado con la sandalia no tenía bastante fuerza, el puntapié no pudo dañarlo. A pesar de todo, Crispín lanzó un grito, y su grito era sincero. El emperador levantó el labio con desprecio.

—El chacal no tiene ni una gota de valor —dijo volviéndole la espalda.

Pero al instante volvió a abalanzarse sobre él, se inclinó sobre aquel hombre deshecho en lágrimas, y en voz baja, susurrando, muy cerca de su oído, le preguntó:

—¿Y cómo fue? ¿Al menos lo disfrutaste? ¿Cómo es la virgen Cornelia? ¿Sentiste un gran placer? ¿Te

supo bien? ¿Sabía de otra manera que las demás esa santa? ¡Dímelo, dímelo!

Crispín no pasaba de farfullar:

—Pero si no sé nada, yo soy… —el emperador se levantó y le espetó altanero:

—Bien, ya veo: Norban te ha calumniado y eres inocente, no sabes nada. Ya me lo has dicho antes. Está bien.

Y, sin mirarlo, le ordenó despectivo:

—Puedes marcharte. Te quedarás en tu aposento. Y te aconsejo que te bañes. Te has puesto perdido, miserable.

—¡Perdóname, mi amo y dios Domiciano! —le rogó de nuevo el egipcio—. ¡Regálame la vida y te lo agradeceré como nadie te lo ha agradecido nunca!

—¡Qué montón de escoria! —replicó Domiciano como si hablase para sí, con un gesto de indecible repugnancia. Y para concluir le ordenó—: ¡No entiendo por qué no acabas con tu vida! ¿Me oyes? Pero no serás capaz de hacerlo.

Crispín ya estaba en la puerta. Domiciano le explicó retomando su tono imperial:

—Por lo que se refiere a tu vida, la decisión no depende de mí. Una vez pronunciado el dictamen del Colegio de los quindecenvires queda en manos del Senado.

Mientras el emperador pronunciaba esas palabras con la mayor crueldad y con la altivez de un juez apareció de pronto el enano Sileno, escondido hasta entonces en un rincón, y se puso detrás del emperador imitando su actitud. Y, en los días que siguieron, cada vez que Crispín pensaba en Domiciano el enano se le unía en su recuerdo, pues ésa fue la última vez que el ministro Crispín tuvo ante sí al emperador Domiciano, y esas palabras pomposas e irónicas fueron las últimas que escuchó de sus labios.

La celda de Cornelia era la segunda de la izquierda. Como todas las demás, seis en total, estaba amueblada con sencillez, y sólo una cortina la separaba de la gran sala que conducía al comedor.

Hacía ya algunas semanas que el flamen de Júpiter le había comunicado en nombre del emperador que había sido relevada de sus funciones y que no se le permitía abandonar su celda. Al otro lado de la cortina oía cómo seguían viviendo su vida las demás vestales. El servicio de Vesta estaba reglamentado en sus más nimios detalles: la recogida del agua destinada al sacrificio con los jarros puntiagudos que no debían tocar jamás el suelo, el vertido de ese agua bendita, la vigilancia del fuego sagrado y virginal; cada paso y cada gesto realizado en aquel sencillo santuario rebosante de tradiciones estaba prescrito. Cornelia conocía cada detalle del transcurso del día, sabía a cuál de sus hermanas correspondía ahora la vigilancia, quién debía realizar éste o aquel sacrificio, quién preparar la harina ritual. Sabía que con su partida las tres hermanas que se habían incorporado al santuario después de ella subían un grado en el escalafón. Pronto, en cuanto regrese el emperador, presentarán como candidatas a veinte muchachas menores de diez años pertenecientes a las familias de más abolengo, y una será elegida para sustituirla a ella, a la Cornelia repudiada. Servir a Vesta era uno de los mayores honores que concedían los dioses y el Reino. Las hijas de las familias más antiguas trataban de obtenerlo, había muchas rencillas y celos en liza por quién sería llamada y elegida. ¿Llegará a saber Cornelia quién la sustituirá?

Quienquiera que sea la elegida, Cornelia ya la envidia por poder llevar la vida que hasta ahora ha sido la suya. Su vida ha sido muy hermosa. Hace ahora justo veinte años que vive en el santuario, años monótonos estrictamente ordenados hora a hora, casi minuto a minuto. Y, a pesar de todo, qué variados han sido los días de esa vida, cuán sosegados, similares y, sin embargo, en continuo cambio. Una se sentía como un río dirigido, regulado y protegido, todo obedecía a una ley superior.

La serena y pía alegría que el pueblo percibía en el rostro de Cornelia cuando las vestales presidían el cortejo de las fiestas más insignes; esa serena y pía alegría que la convirtió en la preferida de la ciudad, aún más que las otras cinco, no era una máscara. Desde el día en que la trajeron, con ocho años de edad, a la casa de Vesta, se había sentido bien allí. La opresión que de vez en cuando experimentaban las demás, sobre todo cuando eran jóvenes, en la penumbra de la sagrada morada no la había sentido ella. No había sentido ningún temor cuando su padre Léntulo la entregó con gran ceremonia al emperador —se trataba de Vespasiano— en su calidad de Sumo Pontífice ni cuando, con infantil afán, repitió la fórmula que el hombre pronunciaba con una sonrisa taimada: su promesa a la diosa y al Imperio de mantener el espíritu y el cuerpo inmaculados. Después, durante diez años, la vigiló la amable y seria priora Junia. Las diversas actividades que debían realizar no eran difíciles, pero sí numerosas; para conjurar el riesgo de que el Estado padeciese la ira de la diosa debían evitar cometer el menor error. Pero diez años eran mucho tiempo, durante el cual se podía llegar a saber todo de modo que resultase tan natural como respirar. Cornelia

aprendió con ahínco; le agradaba el sencillo sentido que ocultaban los gestos y costumbres. Aprendió a recoger el agua con los jarros puntiagudos, a vigilar el fuego y a mantenerlo respetando las estrictas normas; aprendió a tejer coronas para adornar con ellas en la festividad de Vesta los asnos gris claro que les llevaban los molineros; aprendió a preparar la harina ritual que debía proteger a las mujeres de todo mal y toda enfermedad. Sus numerosos deberes eran fáciles de cumplir, pero debían realizarse con dignidad y belleza, pues muchas de estas tareas se desempeñaban ante los ojos de todo el pueblo. Cuando las vírgenes de Vesta subían los escalones del Capitolio, cuando ocupaban sus asientos honoríficos en el teatro o en el circo eran ellas quienes atraían, después del emperador, la atención de las masas.

Cornelia amaba las costumbres y se gustaba en sus apariciones en público. Nadie como ella sabía realizar su cometido con una expresión alegre y santa, como si ignorara los miles de ojos pendientes de ella. En su fuero interno experimentaba una gran alegría por suscitar esa atención y por estar segura de no decepcionarla. Le satisfacía ser la figura central de ese hermoso espectáculo sagrado, y saber que fomentaba el bien del Estado cuando se plegaba a sus obligaciones con disciplinado recogimiento la colmaba de gozo.

Ellas, las seis vírgenes de Vesta, encarnaban la sencilla gravedad y la púdica dignidad de la vieja Roma: eran las guardianas del fuego público, a quienes se les había encomendado la protección del Paladium y la realización de los actos más importantes del Imperio. La castidad y la vigilancia le resultaban a Cornelia naturales.

Las vestales ostentaban muchos títulos de importancia. A Cornelia le correspondían «amata», «predilecta», «la preferida», y era consciente de que los llevaba con justicia. Se sentía amada no sólo por los individuos, sino por los dioses, por el Senado y el pueblo de Roma. Sin duda había rencillas y celos entre las seis vírgenes obligadas a vivir bajo un mismo techo; pero incluso dentro del círculo de las hermanas era la preferida de todas.

Únicamente Tertulia sentirá una ligera satisfacción por su desgracia. Tertulia nunca la apreció. Qué mirada le lanzó, por ejemplo, cuando la designaron por sorteo para subir hasta Júpiter de la mano del emperador en los Juegos Capitolinos. Y eso que a ella esa ceremonia no le agradó demasiado. Sí, Domiciano estaba espléndido, y ella notó que su alegre y serena belleza resaltaba doblemente a su lado. A pesar de todo no se sintió dichosa, y ese día fue uno de los pocos en que sintió cierto desagrado: confusión, «turbación» lo llamaba ella. La mano del hombre con el que tuvo que subir los escalones, esa mano del emperador, del Sumo Pontífice, de su «padre», era una mano fría y húmeda, y al depositar la suya en ella sintió miedo y asco, al igual que en la fiesta de Bona Dea.

Sí, fue un presentimiento, un aviso y no una casualidad que desde siempre sintiese esa misma «turbación» con ocasión de la celebración y los preparativos de la fiesta de Bona Dea. Para las demás vestales constituía el punto culminante del año; ella en cambio experimentaba más temor que alegría a medida que se acercaba.

La fiesta se celebraba anualmente en invierno. Ejercía de anfitriona la esposa del funcionario de mayor rango del Imperio, el cónsul. Éste debía dejar a tales efectos su casa en manos de su esposa durante dos días y se le prohibía pisarla, pues a él, como a cualquier hombre, le estaba vedado el acceso a la casa bajo pena de muerte. En dicha fiesta se pronunciaban viejas fórmulas, se realizaban extraños sacrificios, se llevaban a cabo oscuras y excitantes prácticas, todo bajo la dirección de las vestales. Antes de concluir su aprendizaje, a punto de cumplir los dieciocho, su maestra Junia aleccionó a Cornelia sobre el sentido y la opinión que debía tener de tales costumbres. La Bona Dea era una pariente cercana de Baco, la diosa de la fecundidad doméstica y, como Baco el vino, tenía el sarmiento por atributo; pero su bebedizo, aunque se compusiera de vino, no se llamaba así, sino «leche de Bona Dea». La leche de Bona Dea simbolizaba la fecundidad, el amor casto, mas no por ello menos placentero. Así se lo explicaron a la novicia, y también las misteriosas y excitantes prácticas que se desarrollaban con motivo de los misterios de la diosa. Adornaban con sarmientos la casa de la primera dama del reino, que recibiría a las invitadas de la diosa; a pesar de ser invierno, había sarmientos por todas partes procedentes de los invernaderos. Las vestales recogían con los tradicionales jarros puntiagudos la leche de la diosa, el vino, tras adornarse con hojas de parra. Se abrazaban y besaban primero con estricta y rígida ceremonia, y ejecutaban después danzas sagradas en las que cada gesto estaba prescrito de antemano. Más tarde, sin embargo, en la segunda hora, los bailes se animaban, los abrazos de las mujeres se tornaban más salvajes, y más encendidos sus besos, mientras se derramaba sin medida la leche de la diosa. Conforme avanzaba la noche la fiesta se iba animando. Era una larga noche de invierno, y cuando finalmente las vestales abandonaban la casa poco antes de la salida del sol quedaban muchas mujeres tendidas en los rincones, en grupos de dos o de tres, incapaces de distinguir quién se dirigía a ellas.

En la soledad de su celda Cornelia se esforzaba a menudo por recordar con precisión lo ocurrido en la última fiesta de la diosa, que había alterado su vida por completo.

Melita, la liberta, le anunció que una mujer la aguardaba en el tocador de la anfitriona, Volusia. ¿Qué mujer es ésa?, le preguntó Cornelia. Una mujer especial, le replicó Melita, que deseaba hablar de un asunto muy particular, que venía a pedirle cierto favor, y al decir esto Melita sonrió de un modo extrañamente incitante. En realidad fue esa sonrisa la causa de que se encontrase ahora sola en esa celda, despreciada de todos y excluida del servicio de su diosa. Se había dirigido al tocador de Volusia, ligera, aunque no con la agilidad de siempre, pues ya había gozado de la leche de la diosa. Su túnica blanca se había rasgado durante el baile, su abertura dejaba entrever las piernas, y recordaba que al caminar se esforzó por mantenerla cerrada.

Le pareció curioso que, mientras caminaba hacia el tocador de Volusia, pensara en el senador Decián, ese caballero tranquilo y amable que siempre la saludaba con un respeto particular, y con algo más que respeto, aunque no tenía sentido relacionarlo con la fiesta y con los misterios de Bona Dea.

La mujer que la esperaba en el tocador de Volusia le agradó. Era alta, esbelta; con la cara morena, casi cetrina, y unos ojos y labios sabios; lo supo en cuanto la saludó con el beso de Bona Dea, y su «turbación» no tardó en intensificarse, ese extraño temor y opresión que siempre le había inspirado la fiesta de la diosa.

—Sé que es una osadía —le dijo entonces la mujer—, pero no puedo evitarlo; debo rogaros precisamente a vos, mi amada ama Cornelia, que me iniciéis y me aleccionéis en los misterios de Bona Dea, pues no encontraré reposo hasta que no los conozca.

—¿Os conozco, mi señora? —le había replicado ella. La extraña respondió:

—Sí y no —mientras la tomaba de la mano y la acariciaba como era costumbre en la festividad. Al ser abrazada Cornelia se percató de pronto de que la desconocida no tenía pechos.

En su ingenuidad, y llena como estaba de las imágenes de un tiempo remoto en que los dioses y los seres legendarios poblaban la tierra, creyó que se trataba de una amazona. Tarde, demasiado tarde tuvo conciencia de la terrible realidad. Desde luego, había oído hablar de un tal Clodio, que en tiempos del gran Julio César consiguió introducirse en la fiesta de Bona Dea disfrazado de arpista. Pero eso había sucedido en un pasado remoto, tan irreal como los tiempos de los dioses y los semidioses. Que algo así pudiera ocurrir en vida suya, en la tangible realidad de la Roma que tenía ante sus ojos, le resultaba sencillamente inimaginable.

Que sucediese la paralizó. Aún ahora la llenaba de temor. Todavía no sabía con exactitud lo que había ocurrido, se le antojaba real e irreal a un tiempo, no lo sabía, pero aún recordaba lo que sintió, cada día, a cada hora. No es que, como consecuencia de aquellos sucesos, se hubieran acumulado procesos o imágenes; eran más bien sensaciones, sentimientos, una confusión extraña y cruel, repugnancia, rechazo, y, en una salvaje mezcla, cierto deje de curiosidad.

Fue una violación, de eso estaba segura. Tal vez habría debido gritar. Pero si hubiera gritado todos habrían sabido que había mancillado la fiesta de Bona Dea, y tal presagio habría desencadenado terribles males que afectarían a la campaña militar y a todo el Imperio. Le pareció más indicado defenderse en silencio, tenaz, jadeante. Se defendió, se opuso con todas sus fuerzas, y era fuerte. Pero aquel sacrilegio inconcebible, inmenso, la tenía anonadada. La pesada túnica tradicional le impedía además moverse a sus anchas. Lo que, una vez ocurrido, más la atemorizaba fue que ese vestido sagrado quedara mancillado, literalmente mancillado, por los rastros del crimen, y también su piel.

Todo ello duró una eternidad, aunque fue muy rápido. Esa noche no reparó en las consecuencias que podía tener. No le preocupó si las demás percibían o no su aire ausente, su turbación. Sólo al día siguiente, cuando Melita fue a verla para rogarle que la salvase para salvarse a sí misma, comprendió que corría peligro. Le entregó una carta para Decián. No conocía su resultado. Sólo guardaba un vago recuerdo del breve y eterno abrazo de aquella «mujer» y de un par de frases confusas de Melita. Nadie más había hablado con ella de los acontecimientos de esa noche y de sus consecuencias. Tampoco el flamen de Júpiter le explicó por qué motivo la condenaba a permanecer recluida tras su cortina.

¿Qué será de ella? Nunca ha imaginado ninguna vestal, ni ella, otro destino que el de obtener tras su muerte una lápida con la inscripción: «La más casta, más púdica, pura y vigilante virgen Pulcra Cornelia Cosa». En lugar de eso deberá bajar a la cueva excavada frente al Aventino, pues cuando puso su mano en la de su amo y dios Domiciano durante la procesión sintió que no la amaba, y no admitirá que elija su muerte como antaño las dulces y queridas hermanas Oculatae. No, a ella la enterrarán con un jarro de agua y algo de comida, extenderán un tejido de mimbre sobre la celda en la que morirá miserablemente, y los que pasen junto al lugar lo rodearán en señal de espanto y asco.

Pero ella no ha incumplido sus votos. Todo ocurrió en contra de su voluntad, se vio arrastrada a hacerlo, no lo hizo ella. Tal vez ni siquiera ocurrió, no lo sabe, quizá sólo se lo figuró, en ese estado de «turbación». Tal vez si se ofrece ante el tribunal a someterse a la prueba lo consiga, como en su día la vestal Tucia logró

recoger con el cedazo agua del río Tíber y llevárselo a los sacerdotes.

Se ha dejado llevar por su fantasía. Ha ocurrido de verdad, y no le han permitido que haga la prueba; la suerte está echada, la fortuna lo ha querido, a nadie le interesa su parecer, y será enterrada en la cueva.

Alguien levanta la cortina violentamente y una mano le alcanza una escudilla con comida y un jarro de leche. Cornelia reconoce la mano, la mano de Postumia. Los alimentos han sido preparados con amor, son sus preferidos, y los han cubierto cuidadosamente para que se mantengan calientes. Los demás la aman, se compadecen de ella. «Amata», la «amada», su título le hace justicia.

No será enterrada en la Via Atica como corresponde a una sacerdotisa, no tendrá una columna honorífica, su nombre será borrado de toda piedra y de todo papel. Sin embargo, los demás pensarán en ella a menudo con afecto, ni siquiera el odio de Tertulia podrá borrarlo. Pensarán en ella cuando preparen la harina ritual y cuando, el primero de marzo, renueven la llama de la diosa. ¡Cuánto le habría gustado vivir ese primero de marzo! Y hablarán de ella en susurros, llenas de espanto y ternura, cuando recojan el agua y la bendigan y cuando se releven en la vigilancia del fuego de Vesta.

Ese pensamiento logró calmar un poco a Cornelia, y comió con gusto las sabrosas viandas. Después se durmió, y en su joven rostro se extendió ese sosiego alegre y serio que le había granjeado el afecto y el respeto del pueblo.

Tras su regreso de la campaña sármata apenas visitaba Roma el emperador, que permanecía casi todo el tiempo en Albano. Si antes solía vagar entre las jaulas de los animales, ahora prefería pasearse por el amplio parque al que su jardinero mayor, Topiarius Felix, había despojado de su aspecto originario convirtiendo el lugar en una especie de monstruoso tapete. Se habían dispuesto allí geométricamente setos, bancales, alamedas. Largas hileras de tejos y bojedales se alzaban frágiles, recortado cada árbol para formar conos y pirámides; los cipreses se erguían finos y rígidos; había toda suerte de flores y plantas dispersos que componían letras, figuras y hasta pequeños dibujos. Los caminos de gravilla eran primorosos, las zonas despejadas del gran jardín artificial estaban empedradas. Chispeaban las fuentes y los caños. Abundaban hermosos rincones donde reposar: bancos, grutas artificiales, cenadores, troncos de árbol tallados en piedra, falsas ruinas y hasta un laberinto. Junto a los estanques repletos de cisnes y garzas los pavos reales exhibían su plumaje sobre blancas escalinatas. Columnatas adornadas con frescos delimitaban ciertas partes del jardín. Aquí y allá, alguna terraza en voladizo unía las diversas zonas del inmenso parque construido sobre colinas; puentes de madera y de piedra cruzaban los riachuelos en leve pendiente hacia la orilla del lago. Todo era frágil y rígido, grave y artificial, delicado y suntuoso.

Al pasearse por ese jardín Domiciano no podía dejar de pensar que debía ser posible domeñar todo lo vivo del mismo modo, atarlo, aplicarle determinadas normas. Si su Topiarius Felix había conseguido esas extraordinarias metamorfosis en las plantas vivas, ¿cómo no iba a lograr él, emperador de Roma, segundo Prometeo, moldear a su arbitrio a las personas, formarlas según su gusto y parecer?

El emperador vagaba por sus jardines del Albano sumido en tales meditaciones. Lo acompañaba el enano, a cierta distancia lo seguía el jardinero mayor, y un poco más atrás los porteadores de la silla de manos por si se fatigaba. Y así transcurrieron muchas horas. Contempló con satisfacción los cenadores, las grutas, toda esa naturaleza retorcida, compartimentada. Alguna vez llegaba a tocar las plantas trepadoras, la yedra, las campanillas, la rosa de pitiminí, que crecían de acuerdo con el trazado que les marcaba la voluntad del hombre. Después llamaba de nuevo al jardinero para que le explicase algún detalle y se recreaba con la descripción de cómo podía obligarse incluso a los árboles más altos y fuertes a adoptar la forma que les dictaba el sentido del orden.

Pero lo que más le gustaba era permanecer en los invernaderos. Todo allí le agradaba: la maduración falsa de los frutos, el artificial calor, el ingenioso cristal diseñado para captar los rayos del sol. Pensativo y satisfecho observaba cómo se obligaba a matorrales y árboles a dar en invierno frutos que debían florecer en verano. Se trataba de una metáfora muy de su gusto.

Descansaba medio adormilado en un invernadero sobre un camastro que había mandado instalar cuando apareció Lucía.

Sus relaciones habían empeorado de nuevo; sí, últimamente sufrían tales oscilaciones que a Lucía no le habría extrañado que Varriguita le asestase un segundo golpe, esta vez mortal.

La transformación comenzó cuando mandó ejecutar al príncipe Sabino. Domiciano lo había respetado durante mucho tiempo por deferencia hacia Julia, ante la que se sentía culpable, a pesar de que Norban

había reunido en el transcurso de los años material suficiente para justificar la condena del Senado. Sólo cuando lograron demostrar de modo fehaciente la participación de Sabino en el golpe de Saturnino —Norban llegó a interceptar un escrito del irreflexivo y altivo príncipe en el que aceptaba el ofrecimiento del general de subir al trono y sustituir a Domiciano—, se había decidido el emperador a actuar. En aquel entonces Lucía cometió un grave error. Como no creía tan necio a Sabino supuso que se trataba de otro acto gratuito de Domiciano y le echó en cara haber suprimido a su primo únicamente por celos. Y, así, lo trató injustamente, lo que le dio cierta ventaja durante algún tiempo.

Pero sus relaciones con Domiciano tomaron un cariz verdaderamente peligroso tras el infausto final de Julia. Ocurrió del siguiente modo: tras la muerte de Sabino Julia se había quedado embarazada de nuevo en un momento en el que no cabía dudar de la paternidad de Domiciano. El emperador declaró que pensaba adoptar al niño y por tal razón no deseaba que naciese bastardo. Propuso un nuevo matrimonio a Julia, la cual, que ya había sufrido bastante en su primera unión los celos de Domiciano, se negó. Domiciano quiso obligarla a aceptar al hombre que le había elegido. Ella se opuso. El emperador tuvo un acceso de cólera. Hasta ese momento no había aceptado negativas más que de una única persona, de Lucía. No estaba dispuesto a admitir esas ínfulas de Julia y que, por estar embarazada, se convirtiese en una segunda Lucía. Antes renunciaría a su hijo. Tras dos violentas discusiones la obligó a abortar. Julia falleció en el transcurso de la operación.

Domiciano estaba muy afectado por la muerte de Julia, de la que se sentía culpable. Pero no quería que se lo notasen, y mucho menos Lucía, y le preguntó con su característica sorna:

—Bien, querida Lucía, ¿estarás contenta de haberte librado de Julia?

La emperatriz no había apreciado a Julia, a la que siempre trató con una altivez levemente burlona. Pero su muerte la había indignado; como mujer la exasperó el egoísmo de Domiciano, y su insolente pregunta la irritó profundamente. No se esforzó por ocultar sus sentimientos, y su cara ancha y luminosa se deformó en un gesto de repugnancia. Dijo:

—A lo que parece, tu amor no le sienta nada bien a los afectados.

Domiciano le había perdonado que lo increpara en el caso de Sabino porque su acusación era injusta y desafortunada, pero esa observación sobre Julia le dolió profundamente por certera. La hostilidad que siempre reinó en sus relaciones con Lucía se agudizó, y desde entonces había en sus abrazos tanto rencor como deseo. A Lucía aquello no le molestaba en absoluto. Pero a él le roía el alma ser incapaz de librarse de ella, se achicaba en su presencia; sus abrazos se volvieron cada vez más escasos y finalmente sus encuentros se limitaron a las ocasiones en que debían mostrarse juntos en público. Eran encuentros formales, tensos, cada cual estaba al acecho del otro. Hacía varias semanas, más de un mes, que Lucía no había visto al emperador.

Era un atrevimiento por su parte abrirse paso hasta él sin previo aviso y no le resultó fácil; lo escoltaban muchos criados y guardias y Lucía aguardaba tensa cuál sería su reacción.

—¿Tú aquí, mi querida Lucía? —la saludó él, y su tono delató que su visita constituía una sorpresa agradable. Y así era. Si Domiciano había evitado discutir con ella en los últimos meses era únicamente porque temía que le dijera ciertas verdades que no deseaba escuchar. Pero esta vez suponía que venía a causa de Cornelia —estaban emparentadas y le tenía afecto, como todos en Roma—, y en el asunto de Cornelia se sentía seguro; la perspectiva de debatir ese asunto lo llenaba de gozo.

Y, en efecto, tras un par de frases Lucía mencionó a Cornelia. Habló sin que le importase lo más mínimo la presencia de Sileno, acuclillado en un rincón, aunque se esforzó por halagar al emperador, pues tenía interés en salvar a Cornelia.

—Supongo —dijo— que lo que quieres es atemorizar al Senado. Quieres probar que no hay en el Reino nadie intocable por muy querido y respetado que sea. Además, seguramente quieres demostrar al Senado que eres un esforzado defensor de las tradiciones de Roma, mucho más que cualquiera de ellos. Pero eres demasiado inteligente para no saber que en este caso no hay proporción entre el precio y la apuesta. Lo que en el mejor de los casos ganarás no compensa lo que vas a perder de cualquier modo. ¡Perdona a Cornelia!

Domiciano sonrió.

—Una opinión muy interesante —dijo—, muy interesante. Pero te has acalorado, querida Lucía, me temo que no te sienta bien el aire de este invernadero. ¿Puedo proponerte un paseo por el jardín?

Caminaron por una avenida de plátanos; se habían quedado solos, el emperador despidió a todos con un gesto violento.

—Ya sé que se comentan muchas cosas en Roma sobre mis intenciones —dijo como de pasada—, pero tú, querida Lucía, no deberías dar crédito a esas cosas. El caso es muy sencillo. Se trata de la religión, de la moral, y de nada más. Yo me tomo muy en serio mi cargo de Sumo Pontífice. Es mi obligación salvaguardar

la santidad de Vesta, su hogar. Soy capaz de perdonar cuando se trata del mío —y al decir esto le lanzó una sonrisa entre malévola y afable—, pero de ningún modo puedo hacerlo cuando se trata del hogar que representa la santidad y la perfección del orbe entero.

Quería adentrarse por uno de los caminos laterales, pero ella prefirió regresar por la avenida de plátanos y él la siguió obediente.

—¿No te das cuenta —preguntó ella— de que actúas de un modo, digamos, contradictorio? Un hombre que lleva una vida como la tuya —me cuentan que hace poco tuviste una escenita con varias mujeres en presencia del ciego Mesalino, del que te burlabas obligándolo a adivinar a quién dedicabas tus caricias y cómo eran éstas—, un hombre que lleva una vida semejante no puede erigirse en juez de la vestal Cornelia.

—De nuevo debo aconsejarte —dijo Domiciano, afable—, que no des crédito a los chimes de mis senadores. Nadie conoce mejor que tú la diferencia entre el hombre Domiciano, que llena sus escasas horas de ocio con placeres, y el amo y dios Domiciano, el Censor, a quien los dioses han encomendado vigilar la moral, las costumbres, y preservar las tradiciones del Imperio. No soy yo quien persigue a Cornelia; ni la amo ni la odio, me es completamente indiferente. Es la religión del Estado quien la acusa, el Imperio, Roma, cuya pura llama he de proteger. Debes comprenderlo, querida Lucía, y yo sé que lo haces. Sencillamente, el destino y los dioses hacen esos distingos. No todo lo que está provisto de un rostro imberbe y un regazo es igual. Una mujer que goza de la ciudadanía romana, una matrona, o incluso una vestal, se distingue del resto de las hembras del orbe. Esas hembras pueden hacer lo que se les antoje, pueden entregarse a cualquiera cual moscas al sol, pueden dejarse mancillar por quien quieran y donde quieran. Sólo existen de cintura para abajo. Pero una ciudadana romana, y más aún una vestal, sólo existe de cintura para arriba. ¡Ay de quien trate de borrar las diferencias, de confundir las medidas, de falsear el peso! El hombre Domiciano puede, si se quiere, ser enjuiciado con el mismo rasero que se usa para un porteador capadocio, pero me resisto, me niego a que se mezclen los pasatiempos a que dedico mis horas de ocio con los negocios del dios Domiciano.

Tras un rodeo sus pasos los llevaron al camino del que partieran.

—Te agradezco —replicó Lucia— tu exposición, que me ha iluminado. Pero hay una cosa que me sorprende: que no concedas a las ciudadanas romanas lo que tú te permites. ¿Por qué no ha de distinguir también la romana entre los pasatiempos de sus horas vacías y los negocios que urde como ciudadana? ¿Por qué no ha de hacer la misma distinción que haces tú, y ser ora la ciudadana romana, que existe tan sólo de cintura para arriba, ora la hembra común?

Domiciano no quiso responderle.

—Quiero que me entiendas, querida Lucía —le rogó—. Realmente es el sentido del deber de un príncipe, del Sumo Pontífice, y nada más, lo que condena a Cornelia. Deseo insuflar de nuevo a nuestra sociedad, a nuestra nobleza pervertida por toda una serie de malos gobernantes, el gusto por la rectitud, por la simplicidad y el sentido del deber que caracterizaba a nuestros ancestros. Quiero conducir a nuestro pueblo de vuelta a la religión, a la familia, a esas virtudes que consolidan el presente y garantizan nuestro futuro. Con mayor justicia que de la época de Augusto podrá decirse de la época de Domiciano: «Ningún pecado mancilla la casa pura. Derecho y moral expulsan al vicio y la impudicia. Honremos a las mujeres, pues como ellas serán su esposo e hijos. La culpa no antecede al castigo, sino que ambos caminan de la mano» —dijo recitando los nobles versos de Horacio con su voz aguda y un tanto patética.

Lucía no pudo refrenarse y estalló en una oscura y sonora carcajada.

—Disculpa —respondió—, estoy segura de que eres sincero. Pero esos versos suenan un tanto cómicos en boca del hombre que fue el amante de Julia y el esposo de Lucía.

Y, como Domiciano se sonrojase, prosiguió:

—No quiero ofenderte, te aseguro que no he venido para ofenderte. ¿Pero de verdad crees que puedes obligar a Roma a ser virtuosa con medidas administrativas? Esta Roma tal y como ha llegado a ser, esta época nuestra, la auténtica época de Domiciano, ¿crees que puedes cambiarla de arriba abajo y convertirla en la época que tú deseas? En ese caso tendrías que echar abajo la ciudad y prohibir tres cuartas partes de sus instituciones. ¿Quieres desterrar a las prostitutas? ¿Quieres prohibir el teatro, las comedias sobre los maridos cornudos? ¿Quieres borrar las aventuras amorosas de los dioses de los frescos que vemos en las casas? ¿Crees que vas a conseguir algo enterrando a Cornelia? No conozco tus pruebas, pero, sea lo que sea lo que ha hecho, mi prima tiene en su dedo meñique más castidad que tú y yo juntos. Si muere Cornelia, el pueblo sabrá lo que es la castidad. Pero, por muy firmes que sean tus leyes, al verte a ti no es precisamente la virtud lo que contempla.

—No creo que tengas razón —replicó él esforzándose por reprimir su ira y dominar su voz—. Pero sea como fuere quiero demostrar a los senadores que la nobleza no sólo confiere privilegios sino también

deberes. Bien, de vez en cuando me permito alguna licencia; pero alguien tan cercano a mí como tú ha de saber que el emperador Domiciano se prohíbe mil placeres que le calientan la sangre, y que a cambio carga con mil torturas. ¿Crees acaso que fue una broma participar en la incursión sármata? Tú sientes escalofríos incluso aquí, bajo el sol de Roma; deberías haber estado allí para saber lo que es el frío. Tendrías que haber visto a esos bárbaros. Al ver los cadáveres de esos tipos en los campos de batalla, o a los prisioneros, nos percatábamos del peligro que habíamos corrido. Había que tener sangre fría para verlos correr hacia uno, a esos monstruos descomunales, a millares, con sus malditas flechas. Querida, ¿no crees que habría preferido mil veces estar contigo en la cama a cabalgar sobre un caballo vacilante por los helados campos de los sármatas? Si yo me exijo eso algo tendré que exigirles también a mis senadores.

Se detuvo. Allí estaba, bajo los árboles finamente recortados, alto, endilgándole aquel discurso:

—Ah, los señores en cambio lo tienen fácil. Su servicio al Estado consiste en repartirse al azar las provincias y saquearlas a conciencia. Pero no será así por mucho tiempo. Quien pertenezca a la primera nobleza no deberá derrochar su fuerza en aventuras amorosas o en sueños femeniles y consideraciones sobre la superstición minea o cosas así, ha de conservar sus fuerzas para el Estado. Un hombre sólo debe hacer *una cosa:* servir al Estado o entregarse a sus vicios. Sólo un dios como yo puede hacer las dos cosas. Una sociedad que se deja ir, que peca como lo hace la nobleza romana, deja de tener funcionarios y soldados para tener únicamente viciosos. El Reino se corromperá si la nobleza sigue pervirtiéndose de ese modo.

El rostro valiente y luminoso de Lucía mostraba esa expresión ligeramente burlona que él no soportaba.

—¿Y por eso mandas ejecutar a Cornelia? —preguntó.

—También por eso —respondió, pero sonó incontrovertible. Con una suave violencia la condujo desde aquella zona más clara del jardín hasta una gruta, llevándola hacia la sombra lejos de aquel claro día de primavera—. Quiero decirte algo, Lucía —le confió casi susurrando—. Esos dioses orientales, ese Yahvé, y el dios de los mineos me odian. Son peligrosos, y si no me pongo en guardia acabarán conmigo. Para vencerlos necesito todo el apoyo de nuestros dioses. No puedo enemistarme con Vesta. No puedo dejar impune ningún pecado contra ella. Si quiero celebrar los próximos juegos seculares ha de ser en una Roma pura. Y no pienso desviarme del camino que he emprendido. Los senadores, cuya opinión tanto te gusta repetir, me dijeron en mis primeros años que era un emperador muy estricto. Cuando desbaraté el complot de Saturnino dijeron que era cruel. Cuando hayan visto de lo que soy capaz, lo que haré en mis últimos años, les costará dar con la palabra adecuada para expresar lo que piensan de mí. Pero eso no me desviará de mi camino. Lo tengo todo previsto. Arrancaré la mala hierba. Estoy pasando revista al Senado. Acabaré con ese lío de los orientales. Más de uno lamentará haber coqueteado con la superstición oriental. Júpiter tiene en mí a un buen servidor.

Se lo dijo en voz baja, pero destilaba tal determinación, una fe tan firme y devastadora en su propósito, que Lucía no lo encontró en absoluto ridículo. Quiso salir de la gruta, afuera, hacia la luz, y él la siguió de mala gana.

—¡Bien, Varriguita, está bien! —dijo ella pasándole la mano por el pelo cada vez más ralo, y en un tono entre admirativo e irónico admitió—: En algunas cosas es posible que tengas razón. Pero no en tu propósito de acabar con Cornelia. Cornelia es la mujer más querida del Imperio. El pueblo, que te ama, te amará mucho menos si te atreves a ejecutar la pena que le has impuesto. ¡No lo hagas! ¡Lo lamentarás!

Involuntariamente trató de remover con el zapato la dura tierra, pero no lo consiguió. Sintió un ligero escalofrío. ¡Ser enterrada viva, cubierta con una red de mimbre!

Él le lanzó una sonrisa altiva y siniestra.

—No temas, querida Lucía —le dijo—. Mi pueblo seguirá amándome. ¿Quieres que hagamos una apuesta? ¿Me permitirás que te lo recuerde cuando se demuestre que tengo razón?

Por mucho que les pesase, los senadores se disponían a celebrar la sesión en la que debían dictar sentencia en el caso de la vestal Cornelia y su secuaz Crispín, a quienes el Colegio de los quindecenvires había declarado culpables. Les disgustaba tener que corroborar el dudoso fallo y confirmar con el uso de su autoridad ese acto bárbaro que, al parecer, el emperador estaba dispuesto a llevar a cabo. Pero Domiciano había anunciado que asistiría a la sesión, y esa clara amenaza hizo que los senadores acudiesen casi sin excepción.

También el pueblo parecía disgustado. Una gran muchedumbre rodeaba la Curia, donde se celebraría la reunión, y ni siquiera saludaron al emperador con aclamaciones de respeto y veneración como en otras ocasiones, sino con un emocionado susurro o con un silencio hostil.

Desde el comienzo de la sesión el Senado se mostró rebelde. El primero en pedir la palabra fue Helvid. Era su deber, explicó, comunicar a los padres convocados un hecho que alteraba sustancialmente el asunto sobre el que debían deliberar. Ya no era necesario juzgar al gran chambelán Crispín, ministro del emperador. Tenía noticias fiables de que había evitado la condena del Senado abriéndose las venas. Había muerto.

El cónsul en funciones parecía incapaz de mantener el orden. Los senadores abandonaron sus asientos hablando y gritando sin cesar. No habrían podido dar con un pretexto mejor para rehuir la ingrata tarea. El único testigo que podía haber hablado en contra de la vestal Cornelia había desaparecido, y ese hecho invalidaba el fallo del tribunal sacerdotal. ¿Cómo, entonces, podrían dictar sentencia? Con un gran esfuerzo el cónsul restableció la calma.

Mesalino trató de apaciguarlos. Con gran habilidad expuso que resultaba imposible imaginar una confesión más contundente que aquel suicidio, y que, precisamente por haber evitado la sanción uno de los culpables, había que castigar a la otra con mayor dureza ante los ojos de la ciudad y del mundo con el fin de aplacar la ira de la diosa. La inquietud iba en aumento. Fuera —las puertas debían permanecer abiertas, según la ley, para que el pueblo pudiese seguir las deliberaciones— la plebe escuchaba el debate replicando con gritos, y tanto dentro como fuera del Senado clamaban que, si alguien había pecado contra la diosa, era ese Crispín, que ahora sufría una muerte relativamente dulce que sin duda convenía al emperador.

Entre tanto, Mesalino respondía en la Curia al senador Helvid. Era incomprensible, dijo, que el Colegio de los quindecenvires no hubiera evitado con una vigilancia más estrecha el suicidio de Crispín. Ante tal arrojo los senadores miraron al emperador. Allí estaba, con el rostro encarnado, chupándose el labio superior con ahínco. Le indignaban esos insolentes senadores y su propio comportamiento: había querido proteger a Crispín y facilitarle el suicidio, pero como otras veces en ocasiones semejantes no pasó de ambiguas insinuaciones para no comprometerse ante sí mismo. Helvid concluyó: tras la extraña muerte de Crispín correspondía al Senado remitir de nuevo el asunto de la vestal Cornelia al Colegio de los quindecenvires para que lo revisase.

A continuación habló Prisco; tras el acre y emocionado discurso de Helvid la objetividad del gran jurista resultó doblemente convincente. No había ningún caso, adujo con su voz clara y cortante, que pudiera servir de precedente. La causa había sido remitida al Senado en calidad de proceso contra el gran chambelán Crispín y sus secuaces. No era posible desgajar ahora el asunto de la vestal Cornelia de la otra inculpación. Para ello se requerirían una nueva investigación y ulteriores indicaciones del tribunal sacerdotal. Por lo demás, debía admitir que, con todo el respeto que le merecía dicho tribunal, había acudido a la sesión a regañadientes. En su calidad de respetuoso observador del culto de la diosa, y siendo un hombre capaz de reconocer el sentido y la ligazón de todos los acontecimientos, desde el principio lo abrumó una terrible duda. Pues si era cierto que las vestales se habían hecho, sin quererlo, responsables de tan terrible culpa atrayendo con ello la ira de los dioses sobre el Senado y el pueblo, y sobre la cabeza del emperador, siendo así, ¿cómo había podido alcanzar el amo y dios Domiciano —afirmó esgrimiendo una lógica diabólica— una victoria tan gloriosa en su campaña sármata?

Ahí tenían, disfrazado de intachable objetividad, el escarnio más perverso y descarnado del emperador que pudieran imaginar; todo el mundo en Roma lo entendió así y se alegró de ello, y a Prisco lo embargó una profunda satisfacción al lanzar aquella frase a la sala y al orbe con su voz atronadora y cortante. Domiciano lo escuchó, Domiciano lo entendió perfectamente, y su corazón se detuvo; pero Prisco pagaría muy cara su dulce venganza, pues en ese mismo instante tuvo claro el emperador que muy pronto lo enviaría tras los pasos de Sabino y Aelio, como a todos los que se habían atrevido a insultarlo.

Mesalino pidió la palabra y se aprestó a rebatir a Prisco y a poner en su sitio al indignado Senado. Debía recordar a la insigne congregación, que con tanto ahínco trataba de salvaguardar sus derechos, que estaban a punto de crear un infausto precedente al tratar de inmiscuirse en las atribuciones de una corporación autónoma igualmente insigne. La Constitución no confería al Senado el derecho de analizar los motivos que habían llevado a los sacerdotes a emitir su dictamen. En nada incumbían esos motivos al Senado. Las dudas rebuscadas, formales y de índole puramente jurídica que había expresado el honorable senador Prisco quizá tuvieran cierto peso ante un juez profano, pero de nada valían ante el Colegio de los quindecenvires, pues su fallo se dictaba en nombre de los dioses y guiado por ellos. Una vez que se pronunciaba el Colegio su dictamen era eterno, no había apelación posible, y era deber de ellos, de los senadores, dictar sentencia basándose en su decisión.

Con gran disgusto el Senado se dispuso a hacerlo. Hubo toda una serie de propuestas para librarlos de esa responsabilidad. Y, en efecto, la versión del fallo que finalmente se adoptó achacaba toda la responsabilidad al emperador. El fallo dictaminaba que debía castigarse a la vestal Cornelia tal y como se

castigó en su día a las hermanas Oculatae. Se las condenó a morir como prescribía la ley en esos casos, es decir, a ser enterradas en una cueva, al tiempo que se las encomendaba a la benevolencia del emperador, que efectivamente les permitió elegir su muerte. Así, mediante este fallo ambiguo, el Senado tuvo la habilidad de evitar condenar a Cornelia a la cruel pena, remitiendo una vez más al emperador la responsabilidad de la ejecución.

Los senadores miraron a Domiciano, asustados ante su propio atrevimiento. Como prescribía la ley, el cónsul en funciones le preguntó al emperador si en su calidad de juez supremo y Sumo Pontífice aprobaba el fallo y decretaba su ejecución. Todos miraron expectantes hacia la gran cabeza sonrosada del emperador. Norban, que se hallaba sentado detrás, un poco más abajo, se volvió hacia él para conocer su respuesta. Pero no tuvo necesidad de proclamarla. Todos vieron cómo asentía la pesada cabeza encarnada antes incluso de que Norban le preguntara.

De este modo el cónsul anunció el fallo, la corona lo aprobó, los escribas lo consignaron y el verdugo inició los preparativos.

Hasta entonces el emperador había contado con el favor de la plebe, que entendió la cruel firmeza con que había castigado el golpe de Saturnino. Pero la ejecución de Cornelia no la aprobó nadie. Los romanos protestaron. Norban trató de atajar el asunto. Pero los romanos no permitían que se les impidiese expresarse; protestaban y murmuraban cada vez más alto.

Se rumorearon ciertos detalles, conmovedores sin duda, del final de Cornelia. Se decía que, al bajar los escalones que conducían a su sepultura, se le había quedado enganchado el vestido. Un miembro del comando de ejecución quiso ayudarla a liberarlo; ella rechazó su mano con tal vehemencia que todos pudieron ver cómo su naturaleza pura rehuía cualquier contacto con un hombre. La anécdota caló tan profundamente en el corazón de las gentes que dos semanas después, al escucharse en una representación de la *Hécuba* de Eurípides: «Le seguía preocupando morir con la mayor dignidad», el público estalló en un largo y expresivo aplauso. También se decía que algún amigo —hubo quien mencionó a la propia Lucía— había introducido en la cueva una botellita de veneno, y que la serena y digna pureza de la vestal hizo que ni los vigilantes se atreviesen a arrebatársela. A todo ello se añadía el hecho de que, antes de morir, Crispín hubiera enviado misivas a varios amigos en las que afirmaba que moría siendo inocente. Por todo el Imperio circulaban copias de esas cartas. Nadie creía en la culpabilidad de Cornelia; en suma, se tachó al emperador de tirano implacable.

Cada día se hacía más evidente que Lucía había tenido razón y que el emperador pagaría con su popularidad la condena de Cornelia. Hasta entonces las masas habían permanecido indiferentes, incluso hostiles a los senadores de la oposición. Ahora, por el contrario, el pueblo saludaba con simpatía a las damas Fannia y Gratila allá donde fueran. Se representó una obra, *Paris y Enone,* llena de alusiones a las relaciones del emperador con Lucía y Julia, que alcanzó un gran éxito. En la calle los desconocidos se dirigían al senador Prisco animándolo a que publicase el discurso en favor de Cornelia que pronunció ante el Senado.

Prisco no se atrevía a tanto. Pero sí se dispuso a cumplir la promesa que hiciera a la vieja Fannia de no poner coto a su odio y dar a conocer su *Vida de Peto.* Entregó la obra terminada a Fannia, para quien la había escrito, y permitió que la difundiera. Pronto circularon copias por todo el Imperio.

En su obra se describía con gran claridad la vida del republicano Peto: cómo ese hombre, criado según las costumbres tradicionales romanas, al volverse insoportable la tiranía de Nerón se abstuvo de participar en las sesiones del Senado para poner de manifiesto su disconformidad. Cómo calló y calló mientras todo su ser expresaba su profundo disgusto por el devenir de los asuntos públicos. Cómo finalmente Nerón lo mandó acusar y juzgar. Cómo se abrió entonces las venas, indiferente, satisfecho incluso de no tener que seguir viviendo en esa Roma decadente, y murió haciendo gala de un valor estoico. Habían pasado veintisiete años desde entonces. En su biografía no se pronunciaba Prisco en ningún momento contra el emperador Domiciano, sino que se limitaba a reproducir fielmente y con encomiable objetividad la vida de su héroe, utilizando los datos que le había proporcionado Fannia, la hija de Peto. Sin embargo, y precisamente por su objetividad, el libro constituía una inestimable y descomunal acusación, y así fue leída y comprendida.

Si semejantes críticas se debían a la osadía de unos pocos, el Senado no tardó en lanzarse en su totalidad a una lucha abierta contra el emperador. Esto ocurrió con motivo de la caída del gobernador Ligarius.

Ligarius era uno de los favoritos de Domiciano, quien le había encomendado la administración de la provincia de Hispania; el hombre había utilizado su cargo para saquear el país sin escrúpulo alguno.

Sucedió que ciertos representantes de la provincia acudieron a Roma para protestar ante el Senado contra su indigno gobernador. En otro tiempo, antes de que la fama de Domiciano se resintiese por la ejecución de Cornelia, el Senado no habría permitido que se juzgase de ese modo a un protegido del emperador. Ahora, al sentir que su poder aumentaba de día en día, no sólo obligó al emperador a que permitiese que se le encausase, sino que dio a conocer todo el asunto.

Se nombró procurador de la provincia de Hispania a Helvid, quien desplegó su magnífica oratoria y convenció al Senado, que aceptó prácticamente cada una de sus inculpaciones. Se revelaron los más nimios detalles de las extorsiones que había padecido la infortunada provincia de Hispania por parte de Ligarius, amigo y favorito del emperador. El Senado escuchó jubiloso cómo se declaraba culpable a Ligarius y se le cubría de improperios. Al cerrarse la causa era prácticamente seguro que el Senado no sólo condenaría al favorito del emperador en su próxima sesión, que se celebraría dos semanas más tarde, a restituir los bienes y dineros robados, sino que, además, confiscaría sus propiedades y dictaminaría su exilio.

Era un golpe contra Domiciano que nadie habría considerado posible un par de meses antes. Cierto que ahora las tablillas de la ley del Archivo estatal le atribuían más competencias que a ningún otro hombre desde la fundación de la ciudad, pero Domiciano sabía que no era el momento de hacer uso de tales atribuciones. Al contrario, hacía más de dos generaciones que el Senado no se atrevía a oponerse al emperador como en esos momentos.

Domiciano se encontraba en el invernadero del Albano tumbado sobre el camastro que había ordenado instalar. Meditaba sobre lo que había ocurrido y cómo habían llegado hasta ahí. ¿Acaso se había sobrepasado? ¿Tendría razón Lucía? No, no la tenía. Sólo ha de encontrar la energía necesaria para dominarse, para no devolver el golpe demasiado pronto, sino a su debido tiempo; debe encontrar la fuerza necesaria para esperar. Y de eso es muy capaz. Tiene práctica suficiente. Desde su amarga y miserable juventud ha recorrido un largo camino hasta donde está ahora.

Mucho puede alcanzarse con la debida paciencia. Es posible obligar a muchas plantas a crecer como uno quiere. Lo que no se aviene, se corta, se extermina. Ahora ha de dominarse, pero llegará el día en que le sea dado exterminar. Se siente en armonía con los dioses. A la larga se demostrará que Lucía no tenía razón.

¿A qué se debe que Roma no quiera reconocer que no tuvo más remedio que condenar a Cornelia? Sabe muy bien que ha condenado a otros cuya culpa era más que dudosa. Pero esa Cornelia era culpable: ¿por qué se empeñan en no creerlo? Tiene que haber algún modo de hacer ver a sus estúpidos e incrédulos súbditos la culpa, ya probada, de Cornelia.

Llamó a Norban. ¿No había mencionado a una tal Melita, una liberta de la vestal, que estaba al tanto de lo que había ocurrido en la fiesta de Bona Dea? ¿Dónde estaba esa Melita? ¡Qué incompetente debía de ser su ministro de policía dejándola escapar! El emperador arremetió contra Norban dedicándole terribles insultos; después quiso congraciarse con él y le pidió que apresase a la desaparecida Melita para torturarla y obtener de ella la confesión pertinente.

Norban permaneció tan impasible ante los ruegos del emperador como ante sus insultos. Allí estaba, rechoncho, la imponente cabeza descansando sobre los anchos hombros, el ridículo bucle negro sobre la estrecha frente; y sus ojos, los ojos castaños de un perro fiel aunque quizá no del todo domeñado, miraban al emperador acechantes, serviciales y ligeramente superiores.

—El amo y dios Domiciano sabe —dijo— que puede confiar en su Norban. La sacrílega Cornelia está bajo el mimbre que la condena al olvido por una culpa probada. Os proporcionaré los medios, mi amo y dios, para convencer también a la necia plebe de esa culpa.

Poco después Decián, que vivía retirado en su propiedad de Bajae, recibió el anuncio de una visita inesperada, la del senador Mesalino. Decián se preguntó inquieto qué querría de él el siniestro personaje, pero en su fuero interno lo supo en cuanto el criado citó su nombre. El tipo buscaba a Melita.

En efecto, el ciego no tardó en referirse a la vestal Cornelia.

—¡Qué lástima —se quejó Decián— que tuviera que morir esa mujer!

No era prudente hablar así, pero no pudo evitarlo; se sentía impelido a expresar su pesar por la muerte de Cornelia.

—¿No sería aún peor —preguntó Mesalino— que hubiera muerto por nada?

Ahí tenía el motivo de su visita. Decián decidió no delatar a la difunta Cornelia bajo ninguna circunstancia, pero en el mismo instante en que se lo prometió supo que le sería imposible cumplirlo.

A DDD, prosiguió entre tanto Mesalino, le había costado mucho dictar una sentencia tan dura. Sin embargo, resultaba que ciertos republicanos recalcitrantes se mostraban empeñados en arrebatar al

emperador el éxito alcanzado gracias a su dureza y a Cornelia el sentido mismo de su muerte. Afirmaban que Cornelia era inocente, poniendo así en peligro la finalidad y el sentido de un fallo ejemplar: el fomento de la religión y la moralidad. Cualquier amigo sincero del Reino debía contemplar con pena semejantes manejos, tan necios como impíos.

Decián sabía que estaba en juego su vida. A pesar de todo olvidó su miedo por un instante y miró al ciego con espanto y curiosidad. Ésa era la lógica suave, lisonjera, diabólica con que esas gentes convertían sus crímenes en lo opuesto. Tal vez incluso lo conseguían; al menos, el hombre en cuyo nombre acudía a verlo creía que lo que éste afirmaba era la pura verdad.

—Cornelia irradiaba —le respondió con valentía— ese brillo que los dioses conceden a muy pocos, y por eso —concluyó con amable ambigüedad— será difícil hacer pasar su muerte por sensata.

—Hay un hombre —respondió Mesalino— que podría ayudar a nuestro amo y dios Domiciano en tal empresa. Ese hombre sois vos, querido Decián.

Con un leve movimiento de la mano, como si fuese capaz de ver la fingida indignación y la sorpresa en la cara del otro, se adelantó a su réplica, que no habría tenido el menor efecto, y prosiguió:

—Sabemos dónde se encuentra la liberta Melita. Pero no deseamos que el escándalo en torno al asunto de Cornelia vaya a más y por eso no nos haremos con ella por la fuerza. Sería muy razonable por vuestra parte, querido Decián, que nos entregaseis a la tal Melita. Os ahorraríais sufrimiento, a Melita la tortura y a nosotros el escándalo. Creo poder decir, además, que Cornelia no habría deseado otra cosa.

Decián había palidecido y fue una satisfacción para él que el ciego no pudiese percibir su palidez.

—No sé lo que queréis —replicó dominándose.

Mesalino dibujó un afable gesto de rechazo con la mano.

—Vos no sois un necio recalcitrante como algunos de vuestros amigos —le opuso—. DDD os tiene por hombre sensato y experimentado. Comprendemos que hayáis querido proteger a Cornelia. ¿Pero qué conseguiréis resistiéndoos? ¡Conservad vuestra sensatez, de la que tantas muestras habéis dado! Entregadnos a Melita, convencedla para que sea razonable y saldréis ganando. No quiero mentiros. Aunque nos la entreguéis, no podremos evitar que se os acuse de cómplice por ocultación del crimen de Cornelia. Pero, sea cual fuere el fallo del Senado, os puedo asegurar que no se os castigará más que con un exilio breve. ¡No hace falta que me contestéis ahora, querido Decián! Meditad lo que os he dicho. Estoy convencido de que llegaréis a la conclusión de que no hay otro camino. Salvad a Melita de la tortura y a vos de una muerte segura, y aprestaos hoy mismo a sacar vuestros bienes muebles de Italia, pues pasaréis dos o tres años desterrado. Os prometo que Norban no tomará buena nota de ello. ¡Creedme, el consejo que os doy es el consejo de un amigo!

Tras despedir a Mesalino, Decián se dijo que al emperador y a sus consejeros les importaba muy poco la fallecida Cornelia y que sólo perseguían recuperar la popularidad mermada de Domiciano. En cuanto el Senado no contase con el apoyo de las masas se vería obligado a renunciar a las ventajas que había alcanzado en los últimos tiempos en su pugna con el emperador. Decián lo sabía muy bien. ¿Debía ayudar al emperador a debilitar de nuevo al Senado y salvar así su vida?

No, no debía. Pero ¿qué conseguiría sacrificándose? Podía hacer desaparecer definitivamente a Melita. ¿Qué harían entonces Mesalino y Norban? Lo apresarían a él, le obligarían a confesar mediante torturas cómo y por qué motivo se había quitado de en medio a Melita. No habría ganado nada. Su muerte sólo aplazaría en unas pocas semanas la inevitable victoria del emperador sobre el Senado.

Decián informó a Mesalino del paradero de Melita. Le obligaron a guardar silencio y le prohibieron abandonar su villa de Bajae; lo vigilaban. La liberta Melita fue capturada de inmediato y en el secreto más estricto.

Domiciano sonrió satisfecho.

—Tengo buenos amigos —le dijo a Mesalino—. Tengo buenos amigos —le dijo a Norban y, en el círculo de sus consejeros privados, que se había reducido a Regino, Marullo, Annius Bassus y Norban, afirmó—: Este asunto quedará de momento entre nosotros. No presentaremos ninguna denuncia contra Decián. Dejaremos que los senadores prosigan con sus intrigas. Vamos a ver hasta dónde están dispuestos a llegar en sus alegatos contra Ligarius y contra nosotros —sonrió abiertamente—: ¡Dejemos que los enemigos del Estado corran hacia su destrucción! Podemos esperar.

Los senadores de la oposición ignoraban lo ocurrido y que el emperador podía ahora acallar los incesantes rumores en torno a la culpa de la vestal ejecutada. Por el contrario, Helvid, Prisco y el resto de sus enemigos estaban convencidos de haber restablecido la república, de haber relegado de nuevo al emperador al lugar que le asignaba la Constitución, el primero entre iguales, y que verdaderamente lo eran. Helvid se paseaba ufano, su cara ajada rejuveneció de orgullo por la victoria alcanzada. Era el gran

republicano, el defensor de la causa justa; había vengado a los hispanos oprimidos por los desmanes de Ligarius y del emperador, saboreaba su éxito, se pavoneaba, y con él sus amigos del Senado, Prisco y los suyos, y los familiares del fallecido Peto, Fannia y Gratila. En dos días el Senado fallaría el asunto de Ligarius, el expoliador de la provincia de Hispania. Algunos senadores deseaban que la condena se limitase a decretar su exilio y la confiscación de sus bienes, pero ellos, los líderes de la oposición, no se van a contentar con eso: exigirán que se condene a muerte al amigo del tirano, al criminal, y lo lograrán.

Naturalmente, los ministros Regino y Marullo estaban al tanto de esos rumores. Eran veteranos con una larga experiencia a sus espaldas, que habían visto a muchos amigos y conocidos morir inesperadamente y no siempre pudieron negar su colaboración para que así ocurriera. Estaban cansados, eran bondadosos por naturaleza, conciliadores y no belicosos, y lamentaban que ahora Helvid se lanzase con tanto empeño y a ciegas hacia su muerte. A la larga no cabía salvarlo, pero ¿por qué no iba a vivir un par de años más, o al menos unos meses? Eran humanos, querían impedir que precipitase su caída.

No era infrecuente que ambos caballeros, cuya liberalidad tan bien conocían sus enemigos —ellos la denominaban lasitud—, sostuviesen conversaciones más o menos francas con ellos; conversaciones que, desde luego, se mantenían dentro del ámbito de lo puramente formal. También ahora buscaron la ocasión de hablarles. Un día antes de que el Senado fallase en el asunto de Ligarius pudieron por fin verse a solas con Helvid, Prisco y Cornelio tal y como deseaban.

—Habéis encumbrado a vuestra Hispania hasta la victoria, querido Helvid —opinó Marullo— y habéis acabado con Ligarius. No es poco, y os felicitamos por ello. ¿Pero qué más queréis? Que un hombre como nuestro Cornelio proceda con tal fogosidad nos parece lógico. Pero que lo haga un hombre de nuestra misma edad es *contra natura*.

Y Regino añadió con su usual tono conciliador:

—¿A qué viene esa sed de sangre? Sabéis tan bien como yo que DDD no pasará, en el mejor de los casos, de la confiscación de sus bienes y el exilio; que jamás aceptará una condena a muerte. Semejante petición no sería, por tanto, más que una farsa. ¿Lo necesitáis? Con ello no hacéis más que poner en peligro vuestra victoria.

—Quiero demostrar al Senado y al pueblo de Roma —respondió Helvid taciturno— que este régimen no vacila en confiar a criminales los cargos más relevantes del Imperio.

—Mi querido Helvid —inquirió Regino—, ¿no os parece que estáis generalizando? También en los tiempos en que el Senado gobernaba sin traba alguna hubo que condenar a más de un gobernador por prevaricación. Nos lo han contado en la escuela. Me vienen a la mente un par de discursos sobre tales asuntos, discursos sin los cuales no habríais podido redactar vuestro excelente alegato contra Ligarius.

Y Marullo lo secundó:

—Sed sinceros y reconoced que la administración de las provincias ha mejorado algo bajo este amo y dios nuestro, Domiciano. Bien, Hispania se ha topado con un tipo muy perjudicial, pero a fin de cuentas el Imperio cuenta treinta y nueve provincias, y desde que tenemos memoria no ha habido tan pocas quejas de ellas como bajo DDD. No, querido Helvid, lo que queréis hacer solicitando la pena de muerte no tiene nada que ver con la política, vuestro objetivo no es únicamente reparar ese daño; lo que os proponéis es sencillamente manifestaros en contra del régimen.

De nuevo tomó la palabra Regino:

—Convenced a vuestro amigo, querido Prisco, y aceptadlo, querido Cornelio. No beneficia a nadie presentando esa petición, ni a vosotros ni a sí mismo. Todo esto no os acarreará más que desgracias.

Habló con gran sosiego y, a pesar de ello, Prisco y Cornelio fueron capaces de reconocer la gravedad de su advertencia.

No así Helvid, quien, ebrio aún de éxito, seguía pensando en las grandes palabras.

—Naturalmente —les espetó bruscamente— que no combato a Ligarius personalmente; me da igual que se le exilie o que se le mate. Lo que quiero impedir —y eso lo sabéis muy bien— es que Roma se encarne en un solo hombre. Lucho por la soberanía de la jurisdicción del Senado. Lucho por la libertad de Roma.

Ésas eran palabras peligrosas incluso en esos días, y el prudente Cornelio trató de desviar la conversación.

—No nos soltéis un discurso, querido Helvid —dijo—. Os apartáis del asunto.

Pero Regino trató de calmar al preocupado muchacho con un gesto de la mano.

—¡No temáis, no hay peligro! —dijo sonriente. No quería dejar pasar la oportunidad de referirse a su vez al tema de la libertad, en torno al cual divagaban aquellos senadores—. Libertad —dijo repitiendo la última palabra de Helvid. Y la definió con su clara y gruesa voz—: La libertad es un prejuicio senatorial. Deseáis que Roma no se encarne en un único hombre, sino en las doscientas familias senatoriales, y a eso lo

llamáis libertad. Imaginaos por un momento que alcanzáis vuestro objetivo al cien por cien. Conseguís que el Senado tenga más poder que el emperador. ¿Qué habríais ganado con ello, por Hércules? ¿Qué clase de libertad sería ésa? ¿En qué consistiría? En una lamentable confusión; en un ir y venir insensato de las doscientas familias combatiéndose entre sí, pactando, estafando, disputándose las provincias, los privilegios y los monopolios aún más de lo que lo hacen ahora. Si atendéis a vuestra razón, y no a vuestros sentimientos, deberéis admitir que semejante libertad conviene menos a la comunidad que el régimen administrado por un solo individuo que os atrevéis a despachar con el cómodo epíteto de despotismo.

Helvid quiso replicarle, pero Prisco se lo impidió, él mismo tenía mucho que decir al respecto.

—Habéis hablado con desdén de los «sentimientos» —le respondió, y su voz clara y cortante los impresionó tras haber escuchado la pastosa de Regino—. Olvidáis, no queréis percataros de cómo puede llegar a abrumar el poder de un solo individuo. Saber que mis acciones se someterán al juicio y a la conciencia de un gremio cuidadosamente seleccionado según sus méritos es para mí como aire fresco, mientras que el sentimiento que me inspira verme abocado a obedecer a uno es aire viciado.

Tampoco Cornelio fue capaz entonces de contenerse, y añadió con su voz oscura, potente, amenazadora:

—La libertad no es un prejuicio, estimado Regino, la libertad es algo muy concreto, tangible. Si he de sopesar cada palabra que pronuncio mi vida se vuelve más estrecha, me empobrezco, dejo de pensar libremente y me fuerzo contra mi voluntad a pensar únicamente lo «permitido»; me pudro, me encierro en mil y un cuidados y precauciones en lugar de mirar abiertamente hacia adelante, mi cerebro se anquilosa. En la esclavitud no hacemos sino respirar: vivir, sólo se puede vivir en libertad.

Helvid no pudo contenerse más.

—El emperador —les increpó— se esfuerza en restaurar la virtud y el decoro de Roma. Impone penas que no se aplicaban desde hace siglo y medio. ¿Qué ha logrado con ello? Cuando nos gobernaba el Senado, eso no podréis negarlo, había en Roma más moral, más virtud y más decoro.

Y Prisco agregó:

—Y más justicia.

Y Cornelio, a su vez, concluyó:

—Y más felicidad.

—Palabras, señores —dijo Regino, afable—, todo eso no son más que palabras. ¡Felicidad! ¿Acaso le exigís a un gobierno que haga feliz a sus súbditos? Con eso no hacéis sino demostrar que no estáis hechos para gobernar. ¿Le exigís moral a un gobierno, virtud, ley? Admito que nosotros somos mucho más modestos. Nosotros, Marullo y yo, damos por bueno un gobierno si consigue desterrar de este mundo el mayor número de causas de infelicidad, hambre, epidemias, guerras, un reparto excesivamente desigual de la propiedad. Si yo tuviera que elegir entre un régimen y otro, si tuviera que valorar cuál es el mejor, no me preocuparía por su nombre; me resultaría indiferente que se autodenominase democrático o despótico. Me limitaría a preguntar: ¿qué régimen me garantiza una planificación mejor, más orden, una mejor administración y economía? Exigirle más a un gobierno, pedirle justicia o felicidad, es pedirle peras al olmo. Dad a la población pan y circo en cantidades suficientes, dadle algo de carne y vino, dadle jueces y cobradores de impuestos que no sean excesivamente corruptos, e impedid que los privilegiados engorden demasiado. El resto: el derecho, la virtud y la felicidad, vienen por sí mismos. En vuestro fuero interno sabéis tan bien como yo que bajo Domiciano el ciudadano obtiene más pan, más descanso y más placer de lo que sería posible de gobernar el Senado. ¿Creéis que los cientos de millones de habitantes de este Imperio estarían dispuestos a dar parte de su pan, su descanso y su placer a cambio de vuestra «libertad»? No llegan al medio millón los que desean otra forma de gobierno.

Todos quisieron responderle. Pero Marullo se había cansado con su inútil perorata y afirmó concluyente:

—En cualquier caso, querido Helvid, os aconsejo que os alegréis de vuestro triunfo sobre Ligarius; no tentéis a los dioses y daos por satisfecho.

Y Claudio Regino añadió seco, campechano, aunque no sin énfasis:

—Creo que es un buen consejo.

Los tres senadores estaban sinceramente indignados por el cinismo de los ministros, pero los conocían lo bastante bien como para saber que su consejo era sincero. Prisco y Cornelio trataron por ello de convencer al arrojado Helvid de que se moderase y se conformase con el exilio de Ligarius, que era mucho más de lo que podrían haber creído alcanzar medio año antes. El pueblo era voluble, no debían irritar excesivamente al emperador; a fin de cuentas lo respaldaba el ejército; habían avanzado mucho, y habían tenido éxito: era el momento de detenerse. Pero Helvid persistía en su plan. Había comunicado a tantas personas que no se conformaría con que se condenase a Ligarius al exilio, que exigiría su muerte, su orgullo no le permitía retroceder ahora. Decidió no cejar en su empeño.

Y eso hizo, en efecto. El aviso de los consejeros de Domiciano lo enconó aún más y habló con mayor vehemencia, mayor contundencia que nunca. Incluso Cornelio y Prisco olvidaron sus reparos al escucharlo. Fue un gran momento. Los viejos republicanos contuvieron la respiración, los ojos les brillaban; la felicidad casi los cegaba al oír a Helvid, en un magnífico *crescendo,* pedir la pena más dura que preveía el derecho para el criminal Ligarius: la muerte, la muerte, y sólo la muerte.

Hacía años, desde que Domiciano subiera al trono, que la oposición del Senado había enmudecido. En los últimos meses había despertado alcanzando una victoria tras otra, y finalmente un senador se atrevía a solicitar la pena de muerte para un amigo y favorito del emperador. ¿Acaso volvían los días de libertad? El discurso de Helvid, su solicitud, fue el mayor triunfo de la oposición.

Y también el último.

Todos lo supieron en cuanto el inculpado respondió al acusador. Hasta entonces Ligarius se había comportado con modestia, como convenía a un hombre que ha sido acusado con fundamento de un grave delito. Todos esperaban, por ello, que tras aquel discurso y tal solicitud se mostrase cohibido; que, derrotado, rogase clemencia al Senado. En lugar de eso, la propuesta de Helvid no pareció turbarlo; por el contrario, sonrió al escucharla; incluso se iluminó como si hubiera estado deseando que la formulara. Sus primeras palabras revelaron que estaba seguro de no tener que cumplir jamás la pena exigida por Helvid, la aprobase o no el Senado. Su discurso no fue, desde su principio, una defensa, sino una acusación.

Todo el mundo, la ciudad y el orbe entero, dijo, conocía su crimen; lo había admitido y se había declarado dispuesto a pagarlo y a aceptar la pena que le impusiera el Senado. Pero se resistía con toda la fuerza de que era capaz contra ruegos como el de ese senador Helvid. Aún era senador y un hombre de rango consular. Como tal defendía la dignidad del Senado, que se veía amenazada por propuestas desmesuradas y contrarias a la razón, como la de Helvid. De semejante petición no emanaba ya la justa indignación por el delito, sino tan sólo el odio personal, una hostilidad salvaje, insensata, criminal. Pero no había enemistad entre él y Helvid. ¿Contra quién, entonces, contra quién se dirigía tamaña insolencia? Sin duda únicamente contra la persona más alejada de tan temible inquina, contra el amo y dios Domiciano. A él, y sólo a él, quería atacar Helvid en su persona. Su solicitud era una mera provocación, una falta de lesa majestad, y si a él, a Ligarius, no se le concedía tras la sesión de aquel día y el pronunciamiento del Senado la posibilidad de presentar una acusación por tal falta, exigía a los padres convocados, que aún eran sus colegas, no dejar impune el atrevimiento de Helvid y defender la dignidad del Senado y la buena fama del Imperio presentando una acusación contra Helvid por lesa majestad.

Era evidente que Ligarius no se habría atrevido a hablar así de no estar seguro de contar con el respaldo de los consejeros del emperador. Era evidente que Domiciano había encontrado el medio de defenderse de los ataques de los senadores. En cualquier caso, el emperador estaba decidido a no tolerar más provocaciones; probablemente también había encontrado la forma de granjearse las simpatías del pueblo. Sea como fuere, no parecía aconsejable avanzar aún más, era preferible actuar con cautela, y la propuesta de Helvid fue rechazada casi por unanimidad. Ni siquiera se aceptaron las propuestas de confiscación de bienes y exilio. Ligarius, el amigo y favorito del emperador, fue condenado únicamente a devolver las cantidades sustraídas ilegalmente a Hispania.

Y, en efecto, pronto se demostró que los senadores habían interpretado correctamente el discurso de Ligarius y que el emperador poseía las pruebas que le permitirían recuperar el respeto de las masas y relegar al Senado a su habitual impotencia.

Poco después de que dictaran la sentencia de Ligarius el Senado tuvo que ocuparse de una denuncia contra Decián. Se le acusaba de haber tratado de ocultar el delito de la vestal Cornelia, ya condenada.

El propio emperador asistió al debate del Senado. Decián no compareció. Una vez formulada la acusación, su defensor habló en su nombre:

—El senador Decián renuncia a su defensa. Estoy aquí más en calidad de mensajero que de abogado. El senador Decián desea comunicar a los padres convocados que se declara culpable del delito del que se le acusa.

Sólo se presentó una propuesta: muerte para el reo y desdoro de su memoria. Nadie se opuso. En ese momento intervino Domiciano. Rogó a los padres convocados que fuesen benévolos con el arrepentido, con el confeso. En efecto, sólo se le condenó al exilio, confiscándosele todos los bienes que poseyese en Italia.

Al marchar, el emperador amenazó a un grupo de senadores que se habían congregado en torno a Helvid y Prisco. Sonriente, levantó el dedo diciendo:

—Ved, señores: ahora hasta vuestro amigo Decián me ha exonerado de ciertas inculpaciones.

Hubo una conmoción general cuando se supo que un hombre tan justo y tan respetado como Decián había testificado a favor del emperador y contra la vestal. Incluso Melita, la amiga y liberta de Cornelia, la

inculpó. Por tanto, era evidente que se había procedido injustamente al atacar a Domiciano. Pronto la indignación que había suscitado ese caso se transformó en entusiasmo. Las masas reconocieron su ingenuidad y maldijeron a la vestal Cornelia, cuya lascivia había estado a punto de costarles al Estado y a su buen emperador la benevolencia de los dioses. Alabaron a Domiciano por haber actuado con mano firme sin reparar en el rango de la persona, vengando así a la diosa. ¡Cuánto debió de costarle llevar a la propia Cornelia a los tribunales, suscitando así el odio que provocaría su condena! ¡Qué gran emperador! Finalmente resultó que la condena de Cornelia le valió ahorrarse un reparto de regalos.

Tras haberse dominado por tanto tiempo Domiciano disfrutaba ahora plenamente de su venganza. Provocó una serie de juicios que acabaron para siempre con los cabecillas del partido de la nobleza que ni su padre ni su hermano, y hasta entonces ni él mismo, se habían atrevido a tocar.

Los primeros encausados fueron los senadores Helvid y Prisco y las damas Fannia y Gratila. El delito, urdido a duras penas y con todo descaro, era de lesa majestad. Se había investigado la vida entera de los acusados y todos sus actos y palabras fueron interpretados como una ofensa al emperador. La burla más inocua que se hubieran permitido fue retorcida y falseada hasta convertirse en alta traición. Al precavido Prisco, quien, para mantenerse a salvo, había pasado muchos años en su retiro campestre, se le inculpó precisamente por su cautela; era una ofensa para el emperador que un hombre de su talento y tenacidad no se pusiese al servicio del Estado bajo su mandato. Naturalmente, la biografía de Peto fue considerada un canto subversivo que glorificaba a un rebelde, un ataque encubierto al emperador. Los acusadores no se refrenaron y abrumaron a los acusados con frías y mezquinas humillaciones. El Senado no se atrevió a resistirse. La Curia donde se reunía estaba tomada por la guardia personal del emperador. Era la primera vez desde la fundación de la ciudad que la corporación regente debía tomar resoluciones bajo la coacción de las armas.

Dos episodios de este proceso permanecieron largo tiempo en la memoria de los romanos. Por un lado, la declaración de Fannia. El acusador adujo que se rumoreaba que Prisco había escrito su escandalosa biografía de Peto por deseo suyo, de Fannia, y que ella había sido la primera en divulgarlo. Le preguntó si era cierto. Todos sabían que un «sí» le costaría su fortuna.

—Sí —replicó ella.

El acusador inquirió a continuación si había entregado a Prisco material para su libro. Todos sabían que si asentía una segunda vez se la exiliaría de Roma en el mejor de los casos; que incluso podían llegar a dictaminar su muerte.

—Sí —respondió.

A continuación se le preguntó si su cuñada Gratila, hermana de Peto, estaba al tanto de todo el asunto.

—No —replicó. La declaración de Fannia se limitó a esas tres palabras sencillas, valientes y desdeñosas: a dos «síes» y un «no» que se grabaron más profundamente en las mentes del Senado y del pueblo de Roma que el excelente discurso del acusador.

El segundo acontecimiento fue el siguiente: Helvid, sabiendo que nada podría salvarlo, aprovechó su última oportunidad de dirigirse a los romanos para pronunciar un siniestro e impresionante discurso contra el emperador, quien, según él, no lograría sustraerse a la venganza de Roma y de los dioses. Todos lo escucharon en silencio. El ciego Mesalino, en cambio, se levantó y, como si pudiese ver, avanzó entre los bancos dirigiéndose con paso seguro hacia Helvid para atacar al maldiciente con su propia mano. Pero ocurrió que por primera vez los demás trataron de detenerlo, gritándole:

—¡Este hombre vale cien veces más que tú!

Lo insultaron, y lograron que perdiera el equilibrio y se cayera.

Esos accesos de ira no impidieron, sin embargo, a los padres convocados condenar a Helvid y a Prisco a muerte, a las damas Fannia y Gratila al exilio, y a la hoguera al libro de Prisco.

Dos días después se erigió la pira donde se quemaría el libro en el que el condenado Prisco describía la vida del ajusticiado Peto. La quema tuvo lugar a última hora de la tarde. Las llamas apenas brillaron con pálido fulgor cuando se encendió, pues aún era de día, pero al caer la noche se volvieron cada vez más visibles, y más fuertes los gritos de la plebe congregada. A Prisco se le concedió asistir al acto. Lo hizo. Con la redonda y calva cabeza y los ojillos hundidos observó inmóvil cómo las llamas engullían su libro. Los ejemplares elegidos para la quema habían sido escritos en pergamino; el costoso material no le había parecido a la anciana Fannia demasiado para aquel libro, y el pergamino, rebelándose contra la aniquilación, ardía lenta y difícilmente. Prisco era un hombre frío y objetivo; a menudo había sonreído ante las metáforas y símiles que usara su amigo Helvid, pero a pesar de ello aquella visión se adornó en su mente

con algunas ideas e imágenes patéticas. El fuego ilumina, el fuego purifica, el fuego es eterno, el fuego une a los hombres con los dioses y, en cierto sentido, hace al hombre más poderoso que los dioses. Seguramente su *Vida de Peto* perdurará más que el régimen de Domiciano y los déspotas que le sigan; pero tal vez no le siga ninguno.

Aquélla fue la última hoguera que vio Prisco, su última tarde y su última noche. También el ajado y vehemente Helvid tuvo que pagar esa misma noche la satisfacción que le produjera poder soltarle al emperador a la cara con su propuesta contra Ligarius todo su odio y su desprecio, y siguió a su padre al Hades, arrojado a él tan violentamente como éste lo fuera. Domiciano se dijo que, de vivir, sin duda el viejo Vespasiano se sentiría orgulloso de su hijo.

Una semana después las mujeres marcharon al exilio. Se las envió a una región salvaje, bárbara. A la rechoncha y mimada Gratila, acostumbrada a tener a tres esclavas ocupadas únicamente en su cuidado corporal, no le resultaría fácil convivir ahora con la vieja y siniestra Fannia en esa casa pequeña y primitiva de la fría y poco acogedora costa del Mar del Norte. Naturalmente, Fannia se llevó consigo el panegírico de Prisco a su padre. Cierto que, al dirigirse las mujeres hacia la Puerta Latina para abandonar la ciudad, muchos se congregaron al pie del camino, pero ni sus deudos revivirían ni el Ponto se transformaría por ello en Tíber.

También el senador Cornelio, el escritor, asistió a su partida. No había querido presenciar la ejecución de sus amigos y no asistió a su juicio. Fue una temeridad, aunque sólo relativa, porque tuvo la precaución de convocar a tres médicos junto a su lecho que debían dar fe de su afección pulmonar. También ahora, precavido como era, dudó si debía mezclarse entre los que saludaban a las mujeres en su último paseo. Se sobrepuso y se atrevió a hacerlo, y allí estaba, reprochándose esa innecesaria muestra de valor. Aguardó, y al verlas pasar estiró el brazo derecho saludándolas largo rato por última vez. Pero en su fuero interno pensaba: ¡qué vano, qué inútil es todo esto! ¡Pobres amigos míos, necios amigos! ¿Por qué no habéis esperado a que llegase el momento de acabar con este emperador? Entonces, tras su muerte, habríais podido formular en voz alta, abiertamente, vuestra acusación con más eficacia de lo que lo habéis hecho ahora. Pobres amigos, necios, muertos, no habéis comprendido que este tiempo únicamente tiene una exigencia: ¡sobrevivir a él! ¡Pobres mujeres estas esposas de héroes, necias, exiliadas! Vuestra única esperanza radica en que yo sea menos necio que vosotras y pueda erigiros, alguna vez, un monumento.

Cuando Domiciano hubo limpiado la ciudad de sus enemigos y de los enemigos de los dioses quiso celebrar una fiesta secular. Habían transcurrido ochocientos cuarenta y nueve años desde la fundación de la ciudad y era preciso ser muy temerario con los números para decretar que había transcurrido todo un milenio. Pero Domiciano era valiente, y así lo hizo.

Los heraldos convocaron al pueblo. El Colegio de los quindecenvires ordenó que se repartiesen los materiales con los que debía purificarse cada cual: antorchas, pez y azufre. A su vez, el pueblo entregó al Colegio pontificio las primicias de su cosecha y ganado para los dioses. El emperador ofreció sacrificios a Júpiter y a Minerva en el Campo de Marte, las matronas dirigieron en su presencia rezos a Juno, se ofreció a la tierra una trucha viva, diversos coros de jóvenes y doncellas entonaron himnos, y el emperador consagró al dios Vulcano un terreno para que en adelante protegiese a la ciudad del fuego.

Esa noche el emperador durmió con Lucía.

—¿Recuerdas —le preguntó— lo que me dijiste cuando condené a la vestal? Bien, querida Lucía, ¿quién tenía razón?

Su victoria sobre el Senado llenó por completo a Domiciano; le corroboró que había entendido correctamente su sacerdocio y su cargo en el sentido que le atribuían los dioses. Eso lo sostenía, lo elevaba, lo colmaba de dicha.

Siempre le había gustado la acción, pero ahora se tomó su trabajo y sus deberes aún más en serio. Antes, vehemente e inquieto como era, le gustaba recorrer su enorme Imperio a pesar de las fatigas, y solía vérsele un año en Britania, otro en el bajo Danubio. Ahora en cambio pasaba la mayor parte del tiempo en Roma reunido con sus ministros o sentado en su despacho.

Había elegido una pequeña habitación como gabinete de trabajo; para concentrarse debía tener a su alrededor muros estrechos, cerrados. En la soledad de esa habitación vedada lograba sumergirse plenamente en su interior. A veces, en esos momentos de recogimiento, sentía casi físicamente que era el corazón y el cerebro de ese inmenso organismo vivo que solían llamar, con un término vago y abstracto, Imperio romano. Sólo en él, dentro de él, vivía realmente el Imperio romano. Los ríos del Imperio, el Ebro, el Po, el Rin, el Danubio, el Nilo, el Éufrates, el Tigris, eran sus arterias, las del emperador; y sus cordilleras,

los Alpes, los Pirineos, el Atlas, el Haemus, sus huesos; y era su propia sangre lo que calentaba y vivificaba esas regiones inacabables, sus millones de habitantes eran los poros por los que respiraba su propia vida. Esa vida mil veces multiplicada lo convertía en verdad en dios, elevándolo por encima de toda medida humana.

Pero para que ese poderoso sentimiento vital no se dispersase debía tensar su marco con mayor firmeza y minuciosidad. Tenaz, se ceñía a su plan. Que hubiera vencido al Senado rebelde era sólo el primer tramo de un camino perfectamente trazado. Ahora, tras haberse cerciorado de que contaba con la ayuda de los dioses, podía iniciar la parte más difícil de ese camino: ya estaba en condiciones de poner fin a los oscuros manejos con que lo amenazaba ese dios foráneo, maligno y misterioso que era Yahvé.

No es que quisiera atacarlo por propia iniciativa. En absoluto, eso no le correspondía a él, mero defensor de la religión. Las doctrinas de Yahvé podían subsistir: pero sólo en el pueblo de Yahvé. Si las doctrinas rebasaban sus fronteras, si comenzaban a envenenar a los romanos, tendría el deber de impedirlo; de arrancar esas doctrinas de sus corazones.

Reunió a sus ministros. Junto con Regino, Marullo, Annius Bassus y Norban elaboró un plan para expulsar a Oriente de Roma, para recluirlo de nuevo en su territorio.

En un principio se trataba únicamente de deshacerse de Jacob de Sekanja, el taumaturgo. Jacob ejercía en Roma de cabecilla del cristianismo. Toda la ciudad estaba al tanto de sus movimientos. Salía y entraba libremente de la casa del príncipe Clemente. Muchos senadores mostraban interés por él o por sus ideas con el propósito de manifestarse en contra del emperador de ese modo aún inofensivo. El pueblo miraba al taumaturgo con tímida veneración. Diecisiete personas habían visto con sus propios ojos cómo la paralítica Paulina, una liberta, se levantó y echó a andar después de que le pusiera la mano en la cabeza y murmurara un par de fórmulas arameas. Cierto que la muchacha murió ese mismo día; pero el hecho no era por ello menos milagroso, y no menos admirable el hombre que había obrado el milagro. En cualquier caso, el emperador y su ministro de policía opinaban que era preferible que Jacob de Sekanja no hiciese más milagros en su ciudad.

Pero ¿cómo se impedía a un hombre que obrara milagros?

Había, opinó decidido Norban, un medio muy eficaz.

Todos meditaron en silencio en ese medio. Regino adujo, sin embargo, que tal vez no fuese pertinente aplicar ese método tan eficaz en el caso del taumaturgo. Si lo hicieran todos pensarían que los seguidores de la religión del Estado temían al dios del taumaturgo. Lo que probablemente no amedrentaría a sus fieles, sino que reforzaría su fe en esa superstición.

Tal vez, propuso Marullo, podrían pedirle al taumaturgo que hiciera algún milagro en la corte del emperador. Así podrían controlarlo y desenmascararlo.

—¿Y quién os garantiza —objetó Bassus— que no vaya a hacer el milagro?

El emperador, sin embargo, declaró conciso:

—No quiero poner en duda la capacidad del dios Yahvé. Sólo quiero impedir que el taumaturgo siga ganando adeptos.

Marullo, que no se sintió ofendido por su observación, opinó que lo primero que debían determinar era en qué medida estaba permitida la difusión de la doctrina judía y cuándo pasaba a ser proselitismo, y, con ello, un delito.

—Si el amo y dios nos revelase su opinión al respecto —dijo— sería una bendición para todos nosotros.

Al emperador le agradaban enormemente esas distinciones formales, pseudojurídicas, y Marullo contaba con que DDD estaría encantado de definir su parecer en ese punto.

Domiciano aprovechó la oportunidad que se le brindaba.

—El judaísmo —explicó— es y seguirá siendo una religión permitida. No ignoro que esta religión niega un principio básico que liga al resto de las naciones, el principio de que la divinidad se encarna en el emperador. Mientras que todos los demás, tanto los seguidores de Isis y Mitra como los de las divinidades bárbaras de germanos y británicos, veneran y tienen por sagradas la efigie del emperador romano y sus insignias, los judíos son los únicos que no conceden validez a un precepto tan claro. Pero la tolerante Roma no tiene la menor intención de obligar a entrar en razón a ese pueblo pobre y terco, cuya debilidad se ha visto corroborada por sus funestas derrotas.

Tras ese preámbulo no pudo evitar explayarse sobre sus teorías predilectas como si se encontrase ante el Senado.

—Roma no prohíbe las creencias. Roma deja a cada cual su fe, aunque sea una fe errónea. Cada cual puede tener su dios, por muy extraño que sea. ¿Por qué no ha de tener su costumbre cada pueblo, siempre que acate nuestra ley? —declamó, y tanto Regino como Marullo constataron, regocijados, que su

entusiasmo lo había arrastrado hasta el verso—. Pero —continuó Domiciano— precisamente ahí está el límite. *Eso* es lo que no permite Roma, que el dios de otro pueblo interfiera en el ámbito de la religión del Estado. El Sumo Pontífice de Roma no puede permitir que esos hombres orientales osen difundir su superstición por medio de burdas artimañas y propaganda. Habéis preguntado, querido Marullo, en qué medida debemos tolerar la difusión de la doctrina judía. Y yo os respondo: se permite confesarse adepto de esa doctrina y practicar sus usos a todos aquellos que para su desgracia han nacido en el seno de ese pueblo y de su fe. No se permitirá, en cambio, difundir esa superstición mediante la predicación o incluso los hechos. Quien quiera convertir a otro en acólito de la religión judía mediante la palabra, o incluso con el cuchillo de circuncidar, atenta contra la soberanía de Roma y de su emperador.

—Eso es lo que yo llamo hablar claro —dijo Marullo. Pero Claudio Regino objetó cauteloso:

—Si nos declaramos públicamente partidarios de ese principio, ¿no se nos increpará de nuevo por tener miedo de ese Yahvé y de la capacidad persuasoria de su doctrina?

—La cautela no es lo mismo que el miedo —replicó brusco Norban—. Si cierro con llave la puerta de mi casa es una precaución justificada, no temor.

Pero el sencillo soldado Bassus afirmó valiente:

—Yo sí temo a esa doctrina. Es contagiosa, He estado en Judea y he sido testigo de cómo se va extendiendo el temor al dios Yahvé y su doctrina. El Templo, «eso», infundía temor a mis soldados, los paralizaba. No es bueno dejar al ejército en manos de los predicadores de esa doctrina.

Aquella confesión los dejó perplejos.

—No me gusta oír esas cosas, querido Annius —declaró Domiciano—. Pero, sea como fuere, no deseo que se difunda esa doctrina, quiero proteger de ella a mis romanos, y prohíbo que se predique. He dicho.

—¿Qué hacemos entonces con nuestro taumaturgo? —dijo Norban secamente volviendo al punto de partida. Marullo opinó esbozando una leve sonrisa:

—Si he entendido bien al amo y dios Domiciano el taumaturgo puede seguir obrando milagros tranquilamente, pero entre sus judíos, en Judea, y no aquí, en Roma.

—Os doy las gracias, querido Marullo —respondió el emperador—. Creo que es el procedimiento adecuado.

Sin embargo, el franco Annius musitó:

—La provincia de Judea está muy próxima, muchos romanos tienen negocios allí, y hay muchos barcos yendo y viniendo. Yo preferiría tener a ese hombre más lejos. ¿Por qué no exiliarle más allá de las fronteras del Imperio? Que haga sus milagros ante los escitas o ante los partos, siempre que se aleje de los súbditos romanos.

Todos se alegraron de tener entre ellos al sencillo soldado.

Domiciano en cambio no se conformó con que la discusión se limitase al caso de Jacob de Sekanja. Sus consejeros debían saber por sí mismos que ese paso contra el taumaturgo no era más que el primero de un camino mucho más ambicioso. Y declaró:

—Para que no haya ningún malentendido precisaré una vez más. Hay tres clases de judíos. En primer lugar los que, nacidos judíos, se limitan a practicar su fe. Pueden hacerlo tranquilamente, no se les perseguirá. En segundo lugar los que hacen propaganda y buscan prosélitos. Su presencia no se tolerará ni en Italia ni en ninguna otra provincia del Imperio; habitarán exclusivamente en la provincia de Judea e incluso allí se les someterá a la vigilancia de la policía. Pero, además —hablaba lentamente, deleitándose— hay una tercera categoría de judíos, y éstos son, a mi parecer, los peores.

Se interrumpió, saboreó la expectación de sus consejeros y concluyó:

—Me refiero a los que, habiendo nacido en el seno de la religión del Estado, la niegan para seguir al dios de los judíos y ponen en duda el carácter sagrado del emperador.

—Bien, ya está todo aclarado —dijo Marullo secamente. Pero el práctico Norban sacó inmediatamente las conclusiones más obvias.

—De modo —afirmó— que empezaremos por exiliar a Jacob el taumaturgo, y a continuación presentaremos una denuncia contra el senador Glabrio.

Los otros levantaron la vista. El senador Glabrio era un hombre pacífico al que no podía achacarse hostilidad contra el régimen; que se interesase vivamente por filosofías esotéricas, sobre todo por la doctrina de los cristianos, le hacía pasar por un amable chiflado. Bassus quiso aplacarlo.

—Quizá —propuso— podríamos juzgar primero a un par de personajes insignificantes que profesen la superstición judía; sería una especie de aviso.

—Yo no perseguiría a los insignificantes —expuso Regino—, eso no haría más que perjudicar el prestigio del emperador entre las masas.

Domiciano agregó con su particular sonrisa malévola:

—Glabrio es lo bastante insignificante.

—Reuniré el material necesario para acusar al senador Glabrio por atentar contra la religión del Estado —replicó Norban.

—Sí —aprobó Domiciano un tanto lánguido—, ¡empieza por reunir el material contra Glabrio!

Todos sabían muy bien lo que significaba ese «empieza». Apuntaba muy alto; apuntaba al primo del emperador, el príncipe Clemente.

Si Sabino no había sabido resistirse a la tentación de inmiscuirse en la conjura de Saturnino, el príncipe Clemente, por el contrario, carecía de toda ambición política. Pasaba la mayor parte del tiempo lejos de Roma en su posesión etrusca, cerca de la ciudad de Cosa, en la anticuada mansión que fuera la primera propiedad de los Flavios. Lo único que Norban, quien desde luego no simpatizaba con Clemente, podía referir al emperador era que los días del príncipe transcurrían dedicados al estudio de la filosofía oriental. La doctrina de los judíos y de los mineos se dirigía a la mentalidad de esas gentes pequeñas, ya que predicaba la no resistencia y daba a conocer un reino que no era de este mundo, de modo que no podía temerse de Clemente ningún tipo de activismo políticamente peligroso.

Domiciano consideraba que tan estrecha visión estaba bien para su ministro de policía; pero él, el censor Domiciano, debía valorar de otro modo la esencia y la actitud de Clemente. Ya resultaba inaceptable que un cualquiera, un hombre de la segunda nobleza o un senador sin importancia, se aproximase a la mentalidad de los cristianos, pues los cristianos predicaban la renuncia a las cosas de este mundo y la inactividad no convenía a quienes descendían de una vieja familia romana. Pero si el príncipe Clemente, primo del emperador y, tras él, el primer hombre del Imperio, decidía profesar esa superstición y sustraerse a sus deberes con la ciudad y el Estado en lugar de ocuparse en alguna actividad militar o política sensata, esa indolencia criminal constituía un ejemplo enormemente pernicioso. ¿Cómo podía educar a sus senadores para que fuesen buenos servidores de la patria si su propio primo trataba de rehuir sus deberes?

El emperador no sólo le reprochaba su actitud en cuanto a los intereses nacionales y religiosos. Lo que lo ofendía personalmente era que ese tipo lánguido y perezoso no reconociese su carácter sagrado, su genialidad. No es que Clemente hubiera negado su divinidad abiertamente, pues incluso estaba dispuesto a sacrificar ante la efigie del emperador de acuerdo con la ley; pero Domiciano percibía en la distante y descuidada afabilidad del príncipe el escaso respeto que le merecía. A Domiciano le importaba muy poco que, por ejemplo, esa insignificante Domitila, la esposa de Clemente, lo fulminase con sus ojos fieros y secos; lo divertía más de lo que lo irritaba. Pero el desdén de Clemente lo ofendía. Probablemente porque se trataba del padre de los príncipes Constancio y Petronio, «los cachorrillos de león». Los gemelos habían cumplido ya once años, y a medida que crecían agradaban más a Domiciano; desde la muerte de Julia estaba cada vez más decidido a adoptarlos. Lo único que le molestaba de ellos era el tal Clemente. Todo lo que tenía que ver con ese hombre flemático lo molestaba; no dejaba de echarle en cara su lasitud, su pereza, encontraba siempre nuevas palabras de reproche: lo tachaba de comodón, plúmbeo, bobo, falto de energía, negligente, vago, frío, flemático, perezoso, remolón, ocioso, holgazán, pusilánime. Pero las injurias del emperador se estrellaban precisamente contra esa indolencia. Clemente acudía cuando lo llamaba, escuchaba afable sus reproches, prometía corregirse, regresaba a su posesión y se comportaba como siempre. Domiciano habría perdonado al padre de sus cachorrillos hasta una conjura contra su vida, pero no soportaba esa resistencia pasiva.

Clemente se ocupaba mucho menos del emperador que éste de él. El príncipe no era un pensador agudo. A sus cuarenta años tenía un aspecto juvenil, la delicada piel y sus ojos azul pálido bajo el cabello rubio ceniza reforzaban la impresión de estar ante un chiquillo, un inmaduro. Pero el príncipe, aunque lento de entendederas, no era superficial. Una vez que había comprendido algo le daba vueltas en la cabeza y lo consideraba largo rato hasta que se grababa profundamente en su mente y se fundía con su ser.

Lo que más le impresionaba de la doctrina de los mineos eran las oscuras profecías de las Sibilas. Los dioses, los que en esos tiempos se veneraban como dioses, se decía en sus ambiguos versos, no eran otra cosa que los espíritus de antiguos dioses y héroes muertos. Pero el dominio de esos muertos llegaba a su fin. También Roma adoraba a sus muertos, y por eso también ella caería. Tras ella llegaría el imperio del Mesías. El brazo de Roma aún era fuerte, fuertes cada uno de sus tendones y sus huesos; pero el corazón de ese poderoso cuerpo se moría lentamente, se calcificaba y no era capaz de insuflar vida a sus miembros. Por muy imponente que fuese su apariencia escondía un terrible dolor. Sus emanaciones paralizaban al orbe entero, ya no había paz ni alegría en este mundo; el placer satisfecho ya no bastaba, una profunda nostalgia

de otras cosas llenaba a todo ser viviente.

Ideas y sentimientos de ese tipo ocupaban el talante sencillo del príncipe. Era amable por naturaleza, incluso alegre. Pero veía lo que ocurría en el Palatino y en el Senado bajo el prisma de los oráculos sibilinos y todo le parecía muerto y carente de sentido, y esa muerte pesaba sobre el mundo entero oprimiendo toda vida y toda dicha. Que él tuviera que formar parte de esa muerte lo volvía melancólico. Cada vez se adentraba más profundamente en el mundo de Jacob el taumaturgo y de las Sibilas, cada vez le costaba más cumplir con sus tareas de representación en la corte y en la ciudad; con el tiempo iba creciendo su anhelo de retirarse para siempre de las actividades del Palatino y vivir en paz en su mansión campestre acompañado de Domitila y los niños, de los libros y las doctrinas de la fe oriental.

Así estaban las cosas para el príncipe Clemente en la época en que Domiciano, fortalecido por su victoria sobre el Senado, se decidió a no permitir que el dios Yahvé se adentrase más en su territorio.

Como primera medida le arrebató a su amigo y preceptor, Jacob de Sekanja. El príncipe Clemente había visto marchar al exilio a muchos amigos y conocidos, pero jamás había presenciado que un hombre aceptase tal condena con la serenidad de que hizo gala Jacob. La vida en el pequeño asentamiento de Judea, que no podría abandonar nunca, no iba a serle fácil. Permanecería allí, como único cristiano entre gentiles y judíos, odiado por ambos, viviendo en la mayor estrechez tras ser despojado de sus posesiones y bajo la prohibición de que lo visitasen sus amigos o le hicieran objeto de regalos o donaciones. Pero lo sobrellevó sin una queja y marchó a la miseria y el exilio como si se entregase a un futuro dichoso.

Después vino el juicio y la ejecución del senador Glabrio, y aunque Clemente y Domitila se preocupaban muy poco por los asuntos de Estado tuvieron que reconocer que el peligro los rondaba. Domitila le habló a Clemente de ello con la seca claridad que la caracterizaba. Ella misma consideraba firme su fe, pero ahora que le faltaba la presencia y el consejo de Jacob no estaba dispuesta a soportarlo todo sin más: se defendería con todas sus fuerzas para no sucumbir a su destino. Le sorprendió enormemente encontrarse con la resuelta negativa de Clemente. El exilio de Jacob y la ejecución de Glabrio lo convencieron de que eran unos mártires. No es que se hubiera vuelto arrogante. No se sentía llamado a tomar con su propia mano la corona del martirio y atraer hacia su cabeza la venganza del emperador. Quería seguir viviendo como hasta entonces, sin oponerse ni entregarse a él de buen grado; pero también estaba firmemente decidido a no intentar salvarse como le proponía Domitila. Ocurriera lo que ocurriera, no rehuiría su sino, el que su dios le había deparado.

Aguardaba. Sabía que DDD dejaba madurar lentamente sus resoluciones y que por ello quizá tendría que esperar largo tiempo. Y entonces ocurrió que, en una conversación con el escritor Quintiliano, él mismo provocó el martirio que había querido dejar en manos de la divinidad.

Sucedió de este modo: Domiciano quería que sus futuros hijos adoptivos recibiesen una educación romana, por lo que les había designado como preceptor a Quintiliano, el gran orador, el primer estilista de su época. Éste tenía orden de mantener alejado de los chicos todo lo que no se adecuase a los futuros dirigentes del Imperio romano, aunque también debía evitar cualquier enfrentamiento con los padres. Por muy contradictorias que fuesen estas indicaciones, Quintiliano, un hombre imponente, afable, honesto y flexible aunque extraordinariamente firme, había logrado cumplirlas. Entre los padres de los muchachos y su preceptor se libraba una guerra sorda, aunque justa y digna, y, sin interponerse directamente entre los padres y los niños, Quintiliano logró hacerse con la voluntad de aquéllos con gran sutileza y prudencia.

Clemente había intentado en diversas ocasiones discutir abiertamente con él sobre la educación de sus hijos. Pero no estaba a la altura del hábil orador y estilista y, en el transcurso de una de esas conversaciones, se dejó arrastrar contra su voluntad y llegó a pronunciar palabras bastante atrevidas que brindaron al emperador la oportunidad de atacarlo.

Quintiliano le había explicado que su objetivo era enseñar a los niños lo útil, incluso por encima de la verdad. Un buen preceptor, opinaba, podía alimentar a sus discípulos con mentiras siempre que le moviese un fin noble, es decir, latino o romano.

—Como orador —afirmó— no he tenido jamás reparo en presentar observaciones dudosas ante los tribunales cuando no veía ningún otro camino que me permitiese inclinar a los jueces en favor de la causa justa.

—¿Siempre sabéis con tanta precisión —repuso el príncipe sin poder reprimirse— dónde radica la causa justa?

—En nuestro caso —replicó Quintiliano— no me cabe duda. Ante los príncipes Constancio y Petronio cabe cualquier observación que pueda contribuir a convertirlos en jefes Flavios. La causa a la que debo servir es la supervivencia y la primacía de la dinastía Flavia.

—Os envidio por esa seguridad —replicó Clemente—. La causa justa —prosiguió pensativo—. Cada cual

ve en ella algo distinto. Yo, por ejemplo, estoy seguro de que el gobierno de los Flavios pasará, y con la misma certeza sé que hay otro reino que permanecerá para siempre.

Quintiliano no respondió a esa observación nada romana, que además había formulado en un pésimo latín. Clemente, sin embargo, se preguntó con qué fin había hecho esa observación; era una confesión superflua, una de esas demostraciones vanas que Jacob el taumaturgo y Domitila juzgaban severamente, pues hablar de lo divino y de la verdad sólo tenía sentido entre gentes sensibles a esa verdad.

Contrito, refirió a Domitila lo ocurrido. Ésta se asustó. Antes de marchar al exilio Jacob los había conminado a no lanzarse al martirio; a que fuesen astutos como las serpientes y tratasen de sobrevivir a «ése», al anticristo. Pero ella no se lo recordó, y tampoco se lamentó; Clemente se sintió conmovido por las devotas palabras que salieron de los finos labios de la mujer amada.

Lamentaba sinceramente haber hecho esa insensata observación. Pero si con ello conseguía acelerar los acontecimientos que le deparaba su destino, lo que era probable, en realidad lo prefería. Se sentía cada vez más cansado de los brutales e indignos manejos que percibía en torno a él y no le costaría mucho separarse de ese mundo vacuo, vicioso. Era modesto por naturaleza, no se consideraba un elegido; pero si Dios lo designaba para que diese testimonio de su existencia su «vida ociosa e indolente» tendría más sentido y brillaría con un fulgor mayor que la inquieta vida llena de hechos de DDD. Esa idea le hizo sonreír. Su espera de lo que decidiría DDD adoptó entonces la forma de una alegría confiada y, si Domitila parecía asustada, Clemente aguardaba indiferente.

Dos semanas después de la conversación con Quintiliano un correo entregó en la propiedad de Cosa un escrito en el que Domiciano rogaba a Clemente con la mayor cortesía que se presentase cuanto antes en el Palatino, pues ansiaba mantener con él una conversación íntima. Domitila palideció, sus claros ojos se quedaron absortos, y sus labios, habitualmente apretados, se entreabrieron ligeramente. Clemente supo exactamente lo que pensaba. Esas conversaciones íntimas con el emperador no anunciaban nada bueno; también con Sabino mantuvo una entrevista larga y particularmente cariñosa antes de enviarlo a la muerte.

Clemente lamentaba profundamente que Domitila no compartiese la serena alegría que lo embargaba. El rostro delicado y luminoso del cuarentón irradiaba un recogimiento casi dichoso, parecía más joven que nunca cuando se despidió de ella. Besó a los gemelos en las puras frentes, acarició sus suaves cabellos. Mis cachorrillos, pensó; a fin de cuentas, algo había aprendido de Domiciano.

Domiciano recibió a su primo en camisón. Lo aguardaba impaciente, esperaba mucho de esa entrevista. Amaba esa clase de conversaciones. Pues Clemente y Domitila no se equivocaban: tras la criminal observación de aquél, Domiciano se sentía con derecho ante Roma y ante los dioses a purificar el ambiente en torno a los muchachos, sus futuros herederos, y por ello se había decidido a condenar a muerte a Clemente y a enviar a Domitila al exilio. Pero antes quería hablar con su primo. Y, como las horas en que hablaba con los que condenaba a muerte eran sus mejores horas, se había relajado por completo para disfrutar plenamente de ella y obsequió a Clemente con un cálido recibimiento.

En primer lugar, le preguntó por su propiedad, qué resultado había tenido la nueva ley destinada a limitar el cultivo de los viñedos. Después retomó sus viejas quejas sobre el tiempo que pasaba Clemente en el campo, rehuyendo así las obligaciones propias de un príncipe romano. Una vez más le recriminó su «indolencia» y le expuso sus propias ocupaciones. Cinco días antes había tenido que asistir a la inauguración de una nueva calzada: la gran calzada que unía Sinuessa y Puteoli. Había costado un gran esfuerzo y muchos sudores esa Via Domiciana, pero ahora ya la tenían allí, facilitándoles la vida a muchos millones de seres, ahora y por siempre.

—Te felicito —respondió Clemente—. Pero —continuó pensativo, sin asomo de burla— ¿no crees que sería más importante facilitar a esos millones de seres el camino hacia Dios en lugar de hacia Puteoli?

Sonrojándose, Domiciano lanzó una mirada iracunda a su primo. Estaba a punto de caer sobre él con gritos e insultos cuando recordó que estaba en camisón precisamente porque se había propuesto no ser como Júpiter, sino muy humano. Sin duda Clemente no pretendía burlarse de él, sino que era su usual necedad y pusilanimidad las que le habían inspirado esa estúpida frase. Domiciano se contuvo. No pretendía humillar a su primo; lo que quería era que admitiese que tenía razón, pues si antes se había sentido orgulloso de estar en posesión de la verdad, ahora lo abrumaba la incomprensión con que se tropezaba por todas partes. ¿Era realmente imposible hacer partícipes a los demás de su luz? ¿Era realmente imposible convencer por ejemplo a ese Clemente? Domiciano se contuvo, por tanto, y se limitó a responder a la insolente pregunta del primo:

—¡Déjate de bromas, estimado Clemente! —y cambió de tema. Se arrellanó en el sofá y siguió hablando:

—Me han dicho que esas filosofías orientales de las que te ocupas en los últimos tiempos, que esos sabios judíos, o mejor dicho cristianos, se dirigen fundamentalmente al pueblo; que se esfuerzan por ayudar al humilde, al caído, y sus doctrinas se refieren a la masa, al pobre de espíritu, a la plebe. ¿Es así?

—En cierto sentido, sí —replicó Clemente—. Quizá sea por eso por lo que me atraen tanto.

El emperador tuvo que reprimir su irritación por una observación tan poco acertada; permaneció tumbado y prosiguió:

—Bien, me he deshecho de algunos de mis senadores, hay quien gusta de enumerarlos citando sus nombres. Pero no son demasiados, cerca de treinta, no serán más de treinta, y aunque quieran imputarme la ruina de tantos lo importante no es el número, más bien es su rango lo que da peso y realce a la lista de mis «víctimas». Por otra parte no se puede negar que la mayor parte de los bienes confiscados a las susodichas «víctimas» se ha utilizado para mejorar la vida de cientos de miles, sí, incluso de millones. Con ese dinero he evitado hambrunas y epidemias, o al menos las he paliado, así como miserias y padecimientos de parecida índole.

Regodeándose en la contemplación de sus manos, concluyó lentamente:

—Sin mi gobierno habrían perdido la vida cientos de miles de personas, quizá millones, y otros tantos ni siquiera habrían nacido de no adoptarse una serie de medidas que fueron posibles gracias a la desaparición de esos treinta.

—¿Y? —preguntó Clemente.

—Bien, atiende —replicó el emperador—. Vosotros, que os proponéis la felicidad del humilde, el bien de las masas, deberíais comprenderme precisamente por ello, deberíais respetarme, amarme. ¿Acaso lo hacéis?

—Tal vez… —replicó afable, casi humilde, Clemente—, es posible que nuestra visión de la vida y la felicidad difieran de la tuya, estimado Domiciano. Nosotros entendemos que se trata de llevar una vida que tienda hacia Dios, de una sincera preparación para el más allá.

Esto colmó la paciencia de Domiciano.

—El más allá —tronó—, el Hades. «Antes prefiero ser peón en tierra / que el amo de las sombras que han partido» —exclamó citando el *Aquiles* de Homero—. El Hades, el más allá —continuó—. Eso es precisamente lo que os critico. No os atrevéis a mirar la vida de frente, a haceros con ella; no hacéis más que hablar de un más allá, escurrís el bulto. No tenéis fe en vosotros, ni en los demás, ni en la pervivencia de nuestras obras. ¡Qué cobardía, qué ruin es que un Flavio dude de la pervivencia de la dinastía Flavia! ¡Pues no sucumbirá, te lo aseguro!

Y al decir esto se irguió, a pesar del camisón, y con los brazos en ángulo graznó con su voz alta y aguda los versos:

—«Jamás me iré, mucho perdurará por siempre / a pesar de la devastación». Si se le permite decir esto a un poeta, y no sin razón, ¡qué no podrá decir un emperador Flavio! Pero lo que no resistirá la devastación, lo que sucumbirá, pues jamás fue real, es el reino de tu Mesías invisible. Vivís de quimeras, sois sombras vivientes. Roma es la vida, y vuestro cristianismo la muerte.

Para su sorpresa Clemente le replicó con esa suavidad un tanto irónica con que le había tratado durante toda la entrevista:

—¿De modo que quieres enviarme al otro mundo?

Esa serena, alegre y, a su parecer, sarcástica observación lo sacó de sus casillas. Lo miró sofocado, chupando con ahínco su labio superior. Pero por última vez se dominó y se volvió hacía el otro adoptando un tono casi afable:

—Me gustaría que admitieras que te envío a la muerte porque es lo justo.

—Si es verdad que tus dioses existen —respondió Clemente con la misma serenidad inamovible, intocable, burlona—, entonces haces bien en matarme —y, tras una pausa, añadió, esta vez con mansa y penetrante entereza—: Por lo demás, me haces un favor con ello.

Mucho después de la muerte de Clemente, aún meditaba Domiciano en esas palabras, preguntándose si el hombre lo había creído realmente o si no era más que una pose.

LIBRO SEGUNDO

JOSEF

Capítulo primero

Viajan en tres carruajes. En el primero van Mara, Jaita, que cuenta ya quince años, Daniel, de trece, y uno de los esclavos. En el segundo viaja Matías, de catorce, con dos esclavos varones y gran parte del equipaje; y en el tercero el resto de éste y Jarmatja, liberta de Mara. Josef cabalga junto a la carroza de Mara, el cortejo lo cierra su mozo de caballerías. De cuando en cuando Matías toma el caballo del mozo y le deja su puesto en la carroza.

Es un hermoso día otoñal, muy fresco, del mar les llega una ligera brisa, el luminoso azul del cielo aparece moteado de un par de nubes blanquísimas. Josef está de buen humor y muy animado.

Antaño, hace nueve años, cuando compró la propiedad de
Be'er
Simlai, le prometió a Mara que regresarían a Judea cuando terminara su obra. Ahora ha concluido su *Historia Universal.* Pero afortunadamente ha encontrado una solución intermedia, de modo que pueda permanecer en Roma todo el invierno. Mara, Jaita y Daniel los precederán, mientras que él y Matías se les unirán en la primavera. Se alegra de poder pasar todo el invierno con su hijo Matías.

Ama a Mara, la ama tiernamente, hace ya veinticinco años que viven juntos, salvo breves interrupciones; ella se ha endurecido en esos años, él admite que a veces le ha puesto las cosas muy difíciles. Pasaron muchos años antes de que desapareciera la ciega veneración que ella sentía por él; hubo un tiempo en que deseó que aprendiese a pensar por su cuenta, también sobre él. Pero ahora que ya no es así, y ve cómo acepta sus debilidades con un cuidado casi maternal pero dejándole notar que las percibe, piensa que prefiere a la Mara de antes. Pues a veces su crítica le duele por muy moderadamente que la exprese. Es la tenacidad de esa crítica lo que lo irrita; sabe perfectamente que tiene razón, por mucho que su habilidad dialéctica trate de desarmarla.

Ante todo tuvo razón al insistir durante todos esos años queda pero firmemente en que debían abandonar la ciudad de Roma. Desde que el emperador ordenara retirar su busto de honor del Templo de la Paz sus amigos lo habían conminado una y otra vez a que dejase esa peligrosa Roma y se alejase del emperador, de Mesalino, de Norban. Juan de Giscala le había expuesto mil argumentos de peso ante los que los suyos, los de Josef, no se mantenían como ante los de Mara, y tras las últimas persecuciones incluso Justo había llegado a decirle que quedarse en Roma era un gesto más efectista que valiente. En una ocasión fue a Judea para recorrer su nueva propiedad de
Be'er
Simlai. Pero al constatar que bajo la excelente administración de su viejo Teodoro bar Teodoro la finca prosperaba tanto como bajo la suya regresó a Roma.

Se alegra de que haya sido así, de haber permanecido en Roma todos esos duros años, lejos de los acontecimientos y, sin embargo, en el centro de todo. Ha terminado su libro, y la excusa que le permitía justificar su estancia allí ante sí mismo y ante Mara, la excusa de que para escribir su obra necesitaba estar lejos de Judea, ya no tiene validez. Ha llegado el momento de cumplir su promesa. Pero no habría sido capaz de embarcarse en esa nave para enterrarse en Judea. Y había encontrado una solución intermedia, un nuevo argumento para poder quedarse por un tiempo en Roma. Para que surta efecto la *Historia Universal,* se ha dicho a sí mismo y a Mara, su publicación requiere su presencia, es prácticamente imprescindible; además, se lo debe a Claudio Regino, que ha invertido tanto amor, paciencia y dinero en la obra facilitándole su trabajo. Un argumento muy frágil. Mara había sonreído resignada, amargada, y transcurrieron unos minutos muy desagradables antes de que se atreviera a proponerle que se adelantase; que él los seguiría con Matías en la primavera. Pero esos terribles minutos ya están olvidados; llevan seis días de camino, y mañana, como mucho pasado mañana, llegarán a Brindisi, la nave zarpará y conducirá a Mara y a los niños a Judea, y después llegará el invierno. Y hasta la próxima primavera no tendrá que

pensar en viajar a
Be'er
Simlai.

El viento tuesta y curte el rostro de Josef. No delata que haya sobrepasado con mucho la cincuentena. No soporta la lentitud de las carrozas y se adelanta con su caballo.

Los cascos resuenan claros sobre el sillar de la calzada. Eso hay que concedérselo al emperador Domiciano: la Via Apia está en mejores condiciones bajo su mandato que bajo el de sus predecesores. Hileras interminables de transeúntes avanzan por ella. Josef adelanta a los carruajes y a los jinetes sin dejar de cruzarse con más jinetes y literas. Un mozo le grita al ver que su caballo intenta abrirse paso entre una carroza y una litera:

—Eh, eh, ¿a qué tanta prisa? ¿Acaso huyes de la policía?

Y Josef, dicharachero, le replica:

—No, me espera una dama —y todos se echan a reír.

Se detiene en un alto, ha dejado muy atrás la carroza, aguarda. Su hijo Matías lo alcanza, no aguantaba en la carroza, llega a su encuentro sonriente, forzando el galope de su torpe jamelgo. Josef se deleita con la vista de su hijo. Ahí llega, alto; a sus catorce años es casi tan alto como él. Su Matías tiene su misma cara enjuta, huesuda; la misma nariz aguileña, su mismo pelo negro y grueso. Su piel está enrojecida por la brisa; el pelo, aunque no muy largo, ondea al viento; los vehementes ojos brillan de alegría por la carrera. ¡Cuánto se le parece, y cuán poco! Matías carece de esa arrogancia que tantos éxitos y tantas desgracias le valieron a él; en lugar de eso ha heredado el talante afable y armonioso de la madre, ese carácter infantil que ha conservado hasta hoy. Es abierto como ella, de trato fácil y afectuoso sin ser insistente. No, no es un chico guapo, piensa Josef al ver a Matías cabalgando hacia él con la cabellera al viento; en realidad ninguno de sus rasgos es hermoso, y, sin embargo, ¡cuán adorables!, cómo se refleja su corazón abierto e infantil en su cara y en sus movimientos, cierta belleza viva e ingenua. Ya es un muchacho y, sin embargo, un niño en todo, no es extraño que haga amistad con todos. Josef le envidia ese talante infantil, y lo ama por su causa. Él nunca fue niño, a los diez años ya era un chico precoz, un adulto.

Matías se detiene a su lado en el altozano.

—¿Sabes? —dice con una voz que suena sorprendentemente profunda y varonil en sus labios rojísimos —. No hay quien soporte el paso de tortuga de la carroza. A la vuelta será otra cosa, cuando tú y yo cabalguemos solos.

—Tengo curiosidad por saber —responde Josef— si no sentirás no partir con ellos cuando veas el barco.

—¡De ningún modo! —replica vehemente el muchacho—. No quiero estar en Judea durante mis años de formación, ni los del ejército ni los de la administración.

Josef contempla el rostro avispado de su hijo y se alegra de conservarlo a su lado, en Roma. Juventud, esperanza, mil anhelos brillan en los vivos ojos del chico.

—Y, sobre todo, los de la corte, supongo —agrega Josef para completar su frase. Se ha precipitado, según reconoce en el efecto que tienen esas palabras en el muchacho. Y es que los hijos de las estirpes aristocráticas debían pasar un tiempo en el ejército, en la administración y en la corte para completar su formación. La formación en la corte no estaba al alcance de todos; pasaba por ser una distinción especial, y había que tener muy buenas relaciones con el Palatino para que lo admitieran en ella.

—¿Crees de verdad —pregunta a su vez Matías, y su rostro se ilumina por la ansiedad— que sería posible? ¿Lo permitirías? ¿Podrías conseguirlo?

—¡No lo des por hecho! —dice Josef tratando de enmendar su precipitación—. Aún no lo he decidido, no te puedo decir nada. Confórmate, querido Matías, con pasar el invierno en Roma. ¿O es que no quieres? ¿No te basta?

—Sí, sí —replica Matías de todo corazón—. Sólo que —dice pensativo, y sus ojos se abren al soñar con ello—, ¡qué triunfo! ¿Qué diría Cecilia si me admitiesen en la corte?

Josef no había tenido que indagar mucho para saber lo que ocurría con esa Cecilia. Es la hermana de un compañero de la escuela que se había peleado con él un día, vaticinándole que acabaría de buhonero en la margen derecha del Tíber, donde vivían los judíos pobres. Matías nunca había sufrido por ser judío. Josef lo había enviado a una escuela en la que era el único judío. Había ocurrido alguna vez que sus compañeros se rieran de él por serlo. Él, Josef, no lo habría tolerado de estar en su lugar. Le habría dado vueltas durante meses o incluso años, habría odiado a quien se atreviese a burlarse de él. Pero su Matías parecía más sorprendido que ofendido por el sarcasmo de los otros, no se lo tomaba a pecho; sencillamente se enzarzaba en una pelea y terminaba riéndose con sus camaradas, con los que, en general, se llevaba bien.

Únicamente la frase de la pequeña Cecilia se le había quedado grabada. Pero a Josef le parece bien.

Aprueba que su hijo tenga amor propio.

La carroza ya los ha alcanzado. Josef cabalga durante un trecho junto a Mara. La ama tiernamente, también ama a sus otros hijos, a Jaita y a Daniel. ¿Cómo es posible que se sienta de pronto tan unido a Matías, mucho más que a los otros? Un año antes aún era Mara quien se ocupaba de la educación del adolescente, cosa para él incomprensible. Incluso siente ciertos celos por haberlo dejado en sus manos tanto tiempo, y se regocija pensando que pasará el invierno con él. ¿Cómo es posible que ahora ame a uno de sus hijos mucho más que a los demás? El Señor lo bendijo en su día con Simeón, el primogénito de Mara, y él permitió que se le escapase. Después el Señor lo castigó y lo maldijo con Pablo. Ahora lo ha bendecido por segunda vez con Matías, y esta vez no lo arruinará. Este Matías es su felicidad, su Cesarión, una mezcla perfecta de espíritu griego y judaísmo. Si no lo logró con Pablo, esta vez sí lo conseguirá.

Dos días después llegaban a Brindisi. La nave *Felix* estaba preparada; zarparía al día siguiente de madrugada. Una vez más, por enésima vez, Josef comentó con Mara lo que debía saber. Ya le había entregado las cartas dirigidas al gobernador de Cesarea, además de un escrito con las recomendaciones de Juan de Giscala para su administrador Teodoro. Lo más importante era que se entendiera con Teodoro para poder hacer de Daniel un buen administrador. Daniel era un chico tranquilo, ni demasiado listo ni demasiado apocado. La idea de llegar a Judea y ver
Be'er
Simlai lo llenaba de satisfacción; cuando Josef llegue a su propiedad en primavera encontrará allí a un buen ayudante. Ese día no hablaron de nada personal. Habían vivido muchas cosas juntos, buenas y malas; aunque no conociese tan profundamente a los hombres y no pudiese seguir cabalmente su filosofía, Mara lo conocía mejor que nadie. Él sabía que lo amaba con un amor femenino y maternal, que conocía cada una de sus debilidades, y que las combatía veladamente al tiempo que las aceptaba.

Matías exploró de inmediato el barco hasta el último rincón. Era una nave sólida, fuerte y amplia, pero a él le pareció demasiado lenta. Excitado, no dejó de comentárselo a su padre y a su hermano Daniel; confiaba en que cuando les siguiesen en primavera tomarían un barco más rápido que ese *Felix*. Navegar deprisa, alcanzar al viento con todas las velas desplegadas en un barco pequeño, ligero, eso es lo que él quería. Sus ojos brillaban al decirlo.

Zarparon al día siguiente. Matías y Josef los despidieron en el muelle; Mara estaba en cubierta con los niños. Aún soplaba la agradable y vivificante brisa, aún podían verse un par de nubes blancas y apresuradas en el cielo. En torno a ellos, gritos y bullicio en el barco y en tierra. Poco a poco la nave se fue alejando, y con ella las caras de Mara y los niños. Josef seguía en el muelle mirándolos muy concentrado, su mirada parecía querer empaparse de los tres; pensaba en todo lo bueno de todos esos años de convivencia con Mara. Oyó su voz que le gritaba desde cubierta:

—¡Venid en primavera, con el primer barco!

Lo dijo en arameo, y sus palabras casi se perdieron entre el bullicio y la brisa en torno a ellos. Y después, de pronto, le pareció que estaban muy lejos y que, a pesar de la opinión un tanto despectiva de Matías, el barco avanzaba deprisa con el viento a su favor.

Josef los siguió con la vista hasta que ya no pudo distinguir sus rostros, tan sólo el borroso contorno de la nave; y durante ese tiempo todos sus pensamientos se concentraron en la ternura que sentía por Mara. Pero después, en cuanto se volvió, fue como si ella misma desapareciera con el barco, y todo su ser se entregó a la idea de pasar un invierno delicioso en Roma con su hijo Matías.

El viaje de regreso fue muy alegre. Josef y su hijo, que habían dejado atrás al criado con su jamelgo alquilado, cabalgaban deprisa. Josef se sentía ligero, pletórico, rejuvenecido. Charlaba con el muchacho y su cabeza bullía de ideas placenteras.

¡Cuánto ama a este Matías, ahora en verdad su primogénito! Pues Simeón está muerto y Pablo es tan inaccesible como si lo estuviera. Un ligero escalofrío le recorre la espalda al pensar que Mara se dirige al país donde vive Pablo, ahora su enemigo: el peor enemigo que pueda imaginar.

Pero aún tiene a su Matías, durante todo un invierno estará junto a él. ¡Qué distinto es su carácter, tan abierto, al suyo, por mucho que intente parecérsele! Matías atrae a los demás, se gana sus corazones; él, en cambio, Josef, nunca ha sabido moderarse, y cuando se sincera con alguien nota muchas veces que éste se retrae ante tanta desmesura.

¿Cómo es posible que de pronto todo su amor se concentre en este hijo suyo, en Matías? El muchacho ha vivido a su lado durante todos estos años y él, Josef, ni siquiera había reparado en él. Mientras lo observa piensa que no tiene el talento de Pablo, ni siquiera el que tuvo Simeón. ¿Por qué cree ahora, después de

haber visto fracasar su plan de hacer de Pablo su continuador y heredero, que lo conseguirá con Matías? ¿Por qué pone todas sus esperanzas y su amor entero en él?

¿Por qué? Así le dice también Matías una y otra vez, preguntando cosas que ningún mortal es capaz de responder. En muchas ocasiones, él, Josef, debe contentarlo con vaguedades, o bien admitir abiertamente: «No lo sé».

Le ocurre con Matías lo que a él mismo le ocurría en su día en la universidad. Cuando surgía un problema sobre el cual habían debatido los doctores durante decenios, incluso siglos, cuántas veces le pasaba que precisamente cuando el asunto se complicaba más y se volvía más interesante debía conformarse con la respuesta: *kaschja,* que significaba: problema sin resolver, dudoso, sin solución.

Llegaron a Roma antes de lo que pensaban. Cuando Josef terminó de ducharse, por la tarde, dos horas antes de que anocheciese, aún era demasiado temprano para cenar. Por breve que hubiera sido su ausencia, Josef sentía como si hubiera regresado de un largo viaje, y decidió entretenerse hasta la hora de la comida dando un paseo por la ciudad.

Deambuló dichoso por sus animadas calles, que refulgían bajo la violenta luz del atardecer otoñal. Tras haber cabalgado tantas horas le sienta bien poder estirar las piernas. Se siente libre y ligero como hace años que no se encontraba. Ha terminado su libro, no le aguarda ningún deber en casa, ninguna mujer con un quedo reproche. Es otro, los años no le pesan, siente como si tuviera una piel nueva y un nuevo corazón. Su mente divaga por otros derroteros. Contempla la ciudad, tan familiar, con otros ojos.

Después de haber vivido tantos años en Roma, con todas esas calles, templos, casas a su alrededor, se da cuenta de que no ha reparado en lo mucho que ha cambiado todo desde que lo viera por primera vez. Recuerda su llegada a la ciudad, bajo Nerón, poco después del gran incendio. En aquel entonces la ciudad no estaba tan bien organizada, no era tan limpia; era más desordenada, pero también más liberal, variopinta, más divertida. Ahora es más romana que antaño; los Flavios, sobre todo Domiciano, la han hecho así. Ahora es más disciplinada. Los puestos ya no ocupan la mitad de la calzada, los buhoneros y las sillas de mano de alquiler no molestan al transeúnte, tampoco corre uno peligro de tropezarse con la basura o de que le arrojen los detritus desde una ventana. El espíritu de Norban, el espíritu del ministro de policía, reina en la ciudad. Ésta se yergue alta y poderosa, las casas brillan grandes e insolentes, lo moderno y lo antiguo se mezclan hábilmente poniendo de relieve su poder y su riqueza. La ciudad no oculta que domina el mundo. Pero lo muestra no con la amable arrogancia de la vieja Roma sucia y liberal de Nerón, sino con ademanes fríos y amenazadores. Roma equivale a orden, poder; pero el orden en sí y el poder en sí, un poder falto de espíritu, sin sentido.

Josef recuerda perfectamente las ideas y sentimientos que le inspiró la ciudad la primera vez que la vio. Quiso conquistarla, ganársela con su astucia. Y en cierto sentido lo ha logrado, aunque después comprobara que su victoria había sido desde un principio una derrota encubierta. Ahora los frentes están más claros. Esta Roma domiciana es más dura, más desnuda que la de Vespasiano y la de Tito, nada queda en ella del talante jovial de aquella Roma que conquistó el joven Josef. Ahora es más difícil de conquistar, quien quisiera vencerla necesitaría más fuerza; pero, al exhibir su poder de ese modo, resulta imposible confundirse y subestimar la envergadura de la empresa.

Josef se da cuenta de pronto de que, al igual que entonces, le invade un inmenso amor propio, un deseo irrefrenable de vencer a la ciudad. Quizá por eso ha luchado con todas sus fuerzas para no abandonarla. Es posible que sea eso, ese placentero cosquilleo de toda lucha, lo que lo retiene aquí, en Roma. Pues ese combate sólo puede tener lugar aquí. Un combate con el amo de la ciudad de Roma, con Domiciano.

No, ese litigio aún no está concluido. Si el emperador se obstina en guardar silencio no es porque haya olvidado, sino porque ha aplazado el gran debate. Pero pronto llegará el momento, y si no lo hace el emperador será él, Josef, quien lo provoque. Siente que ha llegado el momento propicio. Ha concluido su obra, ha terminado la *Historia Universal:* ésa es la piedra con la que el pequeño Josef abatirá al gigante Domiciano. Y percibe en sí la fuerza que le insufla su hijo, se siente rejuvenecido por la juventud de su Matías.

Está tan absorto en sus pensamientos que no oye ni ve nada en torno a él. Pero de pronto lo despiertan una risa y un alegre parloteo procedentes de un templete de mármol, y deja de ser el enconado luchador, el altivo, para ser sencillamente el hombre que ha concluido la obra de muchos años, satisfecho y ligero por haberse librado de esa carga, que pasea por la gran ciudad que ama y que, a pesar de todo, se ha convertido en su patria. Sonríe al escuchar las risas y la alegre conversación. Roma cuenta con cuatrocientas de estas letrinas públicas. Cada asiento posee lujosos respaldos de madera o mármol, y allí suelen sentarse los romanos a charlar amigablemente mientras se alivian. Entienden de confort, eso no se les puede negar. Viven bien. Josef sonríe entre divertido y amargado al escuchar la agradable charla de los hombres que se

desahogan en el bello edificio blanco. Tienen comodidades, riquezas, poder. Tienen todo lo externo, lo superfluo.

Sí, Roma es el orden, el poder sin más. Y Judea es Dios, la realización de Dios, el poder dotado de sentido. Lo uno no puede vivir sin lo otro, ambos se complementan. Y ambos confluyen en él, en Josef, Roma y Judea, espíritu y poder. Está llamado a reconciliarlos.

Pero ya está bien. De momento prefiere olvidarse de ello. Ha concluido un arduo y largo trabajo, ahora quiere descansar.

El paseo por la ciudad le ha cansado. ¡Qué grande es Roma! Si regresa ahora a pie tardará casi una hora en llegar a su casa. Pide una litera. Corre las cortinas, se aísla del bullicio de la calle que tanto lo ha impresionado. Se pone cómodo en la silla, envuelto en penumbra, agradablemente fatigado; no es más que un hombre cansado y hambriento que ha terminado una gran obra, una obra válida, y que ahora cenará con enorme apetito en compañía de su querido hijo.

—Os felicito, doctor Josef —dijo Claudio Regino estrechándole la mano; no solía hacerlo con nadie, por lo general se conformaba con rozar la mano del otro con sus rechonchos dedos—. Es verdaderamente una historia universal —prosiguió—. He aprendido mucho con ella, a pesar de no desconocer precisamente vuestra historia. Habéis escrito un libro excelente y haremos todo lo posible para que el mundo lo conozca.

Eran palabras inusualmente cálidas y firmes en labios de Regino, por lo general tan escéptico y retraído.

Animado, le expuso sus planes, para que el libro alcanzase mayor resonancia. Los aspectos técnicos, la composición y la distribución, eran cuestión de dinero, y Claudio Regino no era cicatero. Pero era después cuando comenzaban los problemas. ¿Qué características debía tener, por ejemplo, el retrato del autor que por costumbre precedía al texto?

—No es por halagaros, querido Josef —le dijo—, pero en estos momentos vuestro aspecto se asemeja mucho al mío, es decir, parecéis un viejo judío. A mí me gustáis como sois ahora, pero me temo que el público no será de la misma opinión. ¿Qué os parece si retocamos ligeramente el retrato? ¿Sí pintamos al elegante Josef imberbe de antes, aunque, desde luego, levemente envejecido? Mi retratista Dacón hace esas cosas divinamente. Por otra parte, sería estupendo que desempolvarais al hombre de mundo y dejarais de ser el sabio eremita. No os sentaría mal afeitaros de nuevo la barba, por ejemplo.

Josef aceptó de buena gana los burdos comentarios de Regino, pues sabía que lo respetaba y que era un experto en la materia. En los últimos tiempos parecía que sus asuntos se enderezaban. El interés de Regino garantizaba prácticamente el éxito de su *Historia Universal,* y Josef ansiaba ese éxito. Lejos quedaban los tiempos en que asistió indiferente a la retirada de su busto del Templo de la Paz.

Josef aprovechó el buen humor de Regino para hablarle de otro asunto que lo preocupaba, la educación de Matías. Había sido un inconsciente al alimentar sus esperanzas de pasar una temporada en la corte. Sólo Regino podía ayudarlo en ese asunto.

Josef le explicó, por tanto, de qué se trataba. Hacía ya más de un año que Matías había celebrado su *bar-mitsva,* la fiesta por la que se le aceptaba en la comunidad judía, y ya era hora de que se le invistiera la toga y se le declarase, por tanto, adulto y ciudadano romano. Con motivo de esa celebración era costumbre anunciar la futura carrera del muchacho. Josef deseaba para sí y para su hijo que no sólo superase su aprendizaje en el ejército y en la administración, sino también en la corte. Sintió el impulso de decirle algo más a Regino, de cuya amistad estaba seguro.

—Me siento —afirmó— más ligado a Matías que al resto de mis hijos. Matías será mi plenitud, mi Cesarión, la fusión perfecta del espíritu griego y el judaísmo: Con Pablo no lo logré.

Era la primera vez que lo admitía ante otra persona.

—La herencia gentil del griego Pablo era demasiado fuerte, y se rebeló contra mis planes. Matías es mi hijo en todo, es judío y los acatará gustosamente.

Regino había bajado la cabeza carnosa, sin afeitar, ocultando los soñolientos ojos bajo la frente abultada. Pero lo escuchaba atentamente.

—¿Vuestra plenitud? —dijo, y a continuación le preguntó con amable ironía:

—¿Qué Josef culminará en este Matías, el sabio encerrado en su alcoba o el político y el soldado? ¿Es ambicioso vuestro Matías?

Y, sin aguardar su respuesta, concluyó:

—¡Traedme al chico en los próximos días! Quiero conocerlo. Y después veré si puedo daros un consejo.

Cuando días más tarde Josef apareció con Matías ante la puerta de la villa de Regino, a la que había sido invitado, los recibió su secretario. Regino había tenido que acudir junto al emperador de improviso, pero

confiaba en que no los haría esperar mucho tiempo.

—Por cierto, aquí hay algo que seguramente os interesará —opinó el secretario con amable diligencia mostrándole el retrato que acababa de enviarles el pintor Dacón para la *Historia Universal.*

Josef lo miró temeroso, y, sin embargo, fascinado, con los ojos brillantes. Pero la curiosidad del chico era aún mayor. La larga cabeza morena, los vehementes ojos, las pobladas cejas, la frente alta, abombada; la nariz larga, aguileña; el negro pelo, fuerte y brillante; los finos labios combados, ¿era esa cara desnuda, altiva, noble, la cara de su padre?

—Si no lo hubiera sabido —dijo, y su voz salió grave, viril, y tan conmovida de sus rojísimos labios que el secretario alzó la vista—; si no lo hubiera sabido habría dudado de que se trataba de ti, de mi padre. Puedes ser así cuando quieres.

—Todos debemos mostrarnos al mundo un poco distintos a como somos —replicó Josef tratando de bromear, pero levemente inquieto. Lo asustó el orgullo que llevaba al chico a idealizar de ese modo a su padre. Por lo demás, decidió seguir el consejo de Regino y hacerse afeitar la barba.

El secretario les propuso dar un paseo por el parque hasta que llegase Regino. Era un jardín grande, y todavía disfrutaban de un tiempo otoñal, templado y benigno; fue un paseo agradable. La brisa lo tonificó. La compañía de su hijo rejuvenecía y animaba a Josef; podía hablar con Matías como si fuese un adulto y también como si fuese un niño. ¡Qué ojos tenía! ¡Con qué viveza brillaban bajo la frente ancha y bien proporcionada! Ojos felices, jóvenes, que no habían visto los horrores que colmaban los suyos; que no habían visto arder el Templo. Lo único que sabía Matías de los padecimientos de los judíos eran las burlas de una chiquilla.

Llegaron a la jaula de los pavos reales. Matías estudió a los espléndidos animales con una alegría infantil. El cuidador pasó a su lado y, al ver el entusiasmo con que el chico observaba a sus pavos, refirió a los invitados de su amo detalles de sus animales. El primer año habían sido siete: cinco criados por el famoso Dídimo y dos traídos de la India. Ahora no era la mejor época para verlos, acababan de perder parte de su plumaje. A finales de febrero, cuando entraban en celo, se mostraban en todo su esplendor.

El cuidador siguió hablando y Matías no se cansaba de escucharle. Charló animadamente con él, le preguntó cómo se llamaba. Resultó que era oriundo de Creta y que se llamaba Anfión, y el chico lo animó a seguir hablando. Matías acariciaba entre tanto el azulado y brillante pecho de uno de los pavos; éste se dejaba hacer, lo que lo aproximó aún más al cuidador, que le contó los problemas que le ocasionaban. Eran orgullosos, dominantes y voraces. A pesar de todo, los quería con locura. Logró que varios abrieran la cola al mismo tiempo, y a Matías le entusiasmó el colorido. Era como un campo lleno de flores, dijo; sus innumerables ojos le hacían pensar en el cielo estrellado, y estalló en aplausos. Pero en ese instante los pavos se asustaron y cerraron sus colas, llevándose su esplendor, alejándose en medio de terribles graznidos.

Josef permanecía sentado en un banco escuchando a medias su conversación, perdido en sombríos pensamientos. El pavo, pensó, es el animal emblemático de esta Roma: espléndido, gritón, dominador, insoportable, vanidoso, estúpido y voraz. Apariencia, brillo: eso es lo único que les importa a estos romanos.

No le molesta que su Matías se interese tanto por los pavos reales. Y es que es un chiquillo, lleno de interés por todo lo nuevo y, así como vuelve la espalda a los problemas generales, se interesa por todo lo concreto, lo vivo. El orgulloso padre constata lo bien que se entiende con el cuidador. El celo del chico le hace sonreír. Por su aspecto se diría que es muy maduro, pero no es así; en realidad es en todo un niño.

Con una leve sonrisa comprueba con qué ansia inocente se esfuerza por agradar a alguien tan irrelevante como ese criado. Matías no es precisamente vanidoso, pero es consciente del efecto que produce, y, sin saberlo, busca ese efecto una y otra vez.

Por fin llegó Claudio Regino. Lo vieron acercarse con paso torpe; sus asuntos no le habían retenido mucho tiempo en el Palatino y antes de sentarse a la mesa deseaba estirar un poco las piernas. Estaba de buen humor y pronto se demostró que el muchacho le agradaba. Se refirió de nuevo al libro de Josef, a su *Historia Universal,* y preguntó a Matías qué pensaba del gran libro de su padre. Con su voz grave y viril Matías explicó con modestia y liberalidad que no era un buen lector; que se demoró largo rato en su estudio, pero que lo que realmente lo había conmovido eran los acontecimientos más recientes. Seguramente no tenía luces para comprender la historia anterior. Lo dijo con gracia, como disculpándose, pero no ocultó que no le importaba demasiado no ser más inteligente. Solía ocurrir que lo que decía resultaba anodino, ni demasiado inteligente ni demasiado insulso; pero siempre parecía algo especial gracias al candor y al desenfado con que lo exponía.

Josef ha ido a verlo para conseguir un puesto para él en la corte; aprueba los planes de su hijo, su ambición. El chico no vale para continuar la labor de sus ancestros, sabios, sacerdotes, escritores,

intelectuales, ni la suya, y eso está bien. Aunque él mismo haya decidido aprovechar únicamente el aspecto contemplativo de su ser, aunque haya reprimido ese impulso hacia la acción que tantas veces sintiera, ¿por qué no habría de permitirle al chico acceder a ella? ¿Por qué no facilitarle el camino? Así lo ha decidido, y está bien, le parece razonable. A pesar de todo, ahora lamenta oírle hablar con tanta modestia de su libro, que se le escape el sentido de su obra. Pero no tarda en consolarse por esa falta al comprobar que el chico agrada a Regino. Al mismo tiempo se dice, recreándose en inocentes cálculos, que precisamente esa frescura y esa ingenuidad de su hijo causarán un gran impacto en el Palatino.

Después se sentaron a la mesa. Regino tenía un cocinero alejandrino muy famoso. Matías comió con apetito; no así Regino, que protestaba por tener que seguir un régimen estricto. Charlaron de esto y aquello, fue una conversación superficial y alegre, y Josef se alegró de ver lo poco que tardaba Matías en ganarse a ese anciano difícil, estrafalario y gruñón que era Regino.

Al terminar Regino le espetó sin preámbulos:

—Está claro, querido Josef, que vuestro Matías debe pasar un tiempo en el Palatino. Debemos meditar a quién se lo confiaremos como paje.

La cara morena del chico se sonrojó de alegría. Pero, por mucho que lo desease, la alegría de Josef se enturbió pensando que si Matías entraba en la casa y en el círculo de algún notable debería separarse de nuevo de él, después de haberlo tenido para sí tan poco tiempo.

Regino, rotundo como siempre, consideró ciertos aspectos prácticos.

—El chico podría servir en mi casa —opinó—; no le vendría mal, aprendería muchas cosas. El emperador me confía muchos y muy variopintos negocios, y vuestro Matías no tardaría en comprender que en el Palatino el camino más intrincado es a menudo el más corto. Pero me temo que yo ya soy un viejo carcamal. ¿Tú qué piensas, muchacho?

—No lo sé —repuso Matías sonriendo abiertamente—. Me pilláis desprevenido, lo confieso. Pero creo que nos llevaremos bien, y vuestra casa y vuestro parque son extraordinarios, sobre todo los pavos reales.

—Bueno —respondió Claudio Regino—, eso está muy bien, pero no es que sea decisivo. También está Marullo —prosiguió—. De él podría aprender un par de cosas útiles que yo no le puedo enseñar, como por ejemplo modales. Por lo demás, Marullo también es un viejo cascarrabias, y tan poco romano como yo. Tiene que ser algún amigo de la primera nobleza —calibró— no tan viejo como nosotros, y que simpatice con los judíos. Tres cualidades que no es fácil ver reunidas.

Matías escuchaba en silencio cómo se dirimía su futuro; sus ojos vagaban confiados de uno a otro.

—¿Cuándo le investiréis la toga? —preguntó Regino abiertamente.

—Todavía podemos esperar dos o tres semanas —respondió Josef—, no ha cumplido aún los quince.

—Pues tiene un aspecto muy viril para su edad —observó Regino—. Tengo una idea —continuó—, pero tendríamos que tomarnos el tiempo necesario, sondear a algunas personas, hacer ciertos preparativos, sin precipitarnos en ningún momento.

—¿En qué estáis pensando? —preguntó Josef intrigado, y observó que los ojos de Matías, aunque callase por educación, no perdían de vista los labios de Regino.

—Tal vez podamos convencer a la emperatriz de que lo admita en su séquito —dijo ecuánime con su gruesa y aguda voz.

—Imposible —replicó asustado Josef.

—No hay nada imposible —le corrigió Regino encerrándose en un hosco silencio. Pero no por mucho tiempo, pues pronto se animó de nuevo—. Con Lucía podría aprender un montón de cosas —explicó—. No sólo maneras y costumbres cortesanas, sino también a conocer a los hombres, el mundo de la política y algo que ya sólo podemos encontrar en ella: romanidad. Por no hablar de los negocios. Os aseguro, querido Josef, que esa mujer con sus tejares es capaz de endosarme los mismos ladrillos tras lavarlos nueve veces.

—¡La emperatriz! —exclamó Matías entusiasmado—. ¿En serio creéis que sería posible, mi señor?

—No quiero que os hagáis ilusiones, pero no está descartado —respondió Regino.

Josef vio cómo se iluminaba el rostro de Matías. Ése debió de ser su propio aspecto hacía una generación, cuando le anunciaron que la emperatriz Popea lo esperaba. Sintió algo parecido al miedo, pero no quiso reparar en ello. Esa chica, Cecilia, pensó, se ha equivocado, no cabe duda. Mi Matías no acabará en la margen derecha del Tíber.

Su *Historia Universal* no fue exactamente un éxito, a pesar de los esfuerzos de Regino. La mayoría de los lectores judíos consideró que la obra era excesivamente fría. Esperaban una entusiasta descripción de su glorioso pasado; en lugar de eso se encontraron con un libro que aspiraba a que griegos y romanos aceptasen a los judíos en el círculo de los pueblos civilizados que contaban con un gran pasado. ¿Acaso era necesario? ¿No tenían ellos, los judíos, una historia más ilustre que esos gentiles? ¿Era preciso que ellos, el

pueblo elegido de Dios, rogaran humildemente que dejasen de tomarlos por bárbaros?

Pero ni los griegos ni los romanos se sintieron conmovidos. El libro interesó a muchos, pero éstos no se atrevieron a opinar. El emperador había ordenado retirar el busto del escritor Josefo del Templo de la Paz; no parecía aconsejable, pues, entusiasmarse con su obra.

Tan sólo hubo un grupo de lectores que osó alabar el libro pública y abiertamente, y eran gentes con cuya aprobación Josef no había contado en absoluto: los mineos o cristianos. Estaban acostumbrados a que cuando un autor se ocupaba de ellos se limitase a burlarse o a atacarlos, por lo que se sorprendieron al ver que ese Josefo no los insultaba, sino que se avenía incluso a narrar respetuosamente la vida y opiniones de ciertos predecesores de su Mesías. Consideraron el libro como una *adenda* profana a la historia de su Salvador.

El hombre cuyo juicio Josef más temía y esperaba aún no se había pronunciado. Justo callaba. Finalmente Josef lo invitó a su casa. Justo no acudió. Poco después fue Josef a visitarlo.

—En los treinta años que llevamos tratándonos —dijo Justo— no habéis cambiado, ni yo tampoco. ¿Por qué, entonces, me atosigáis? Sabéis muy bien lo que opino de vuestro libro.

Pero Josef insistió. Casi podría decirse que anhelaba el dolor que el otro iba a infligirle, y no cejó hasta hacerle hablar.

—Vuestro libro es flojo y ambiguo, como todo lo que habéis hecho en la vida —dijo finalmente Justo soltando esa risita nerviosa, desagradable, que tanto irritaba a Josef—. Decidme, ¿qué pretendíais en realidad con él?

—Quiero —respondió Josef— que los judíos aprendan por fin a considerar fríamente su historia.

—Entonces —replicó el otro cortante— habríais debido contarla más fríamente. Pero no habéis tenido el valor de hacerlo. Temíais el juicio de la amplia masa de judíos.

—También me he propuesto —quiso defenderse Josef— que los griegos y los romanos aprecien la gran historia de nuestro pueblo.

—Entonces —le atajó Justo decidido— habríais debido mostrar más calor, más entusiasmo. Pero tampoco os atrevisteis: temíais el juicio de los entendidos. Ya os lo he dicho —concluyó—, vuestro libro no es ni carne ni pescado; es un libro moderado, un libro malo.

El rechazo dibujado en la cara de Josef lo animó a seguir hablando, y no tuvo reparos en exponerle todas sus críticas.

—Nadie sabe mejor que vos que el objetivo que subyace en una política puede ser moral o inmoral, pero no así los medios de que se vale. Los medios sólo pueden ser útiles o perjudiciales para el fin en cuestión. Vos en cambio confundís a vuestro antojo peso y medida. Hacéis juicios morales sobre los procesos políticos, a sabiendas de que no son más que estúpidas y baratas convenciones. Sabéis muy bien que sólo puede enjuiciarse al individuo, y jamás al grupo, a la masa, al pueblo. Un ejército no puede ser valiente: se compone de valientes y de cobardes, vos lo habéis vivido; lo sabéis, pero no queréis aceptarlo. Un pueblo no es nunca necio o pío: se compone de necios y de sabios, de santos y de canallas; lo sabéis, lo habéis vivido, pero no osáis admitirlo. Siempre confundís los valores por mor del efecto final, por un cálculo efectista. No habéis escrito un libro histórico, sino un libro edificante destinado a los más necios. Y ni siquiera eso: pues habéis querido escribir para ambas partes, y ni siquiera habéis tenido el valor de usar esa demagogia en la que habéis probado ser un maestro.

Josef lo escuchaba tras abandonar todo intento de defenderse. Por mucho que Justo, su amigo-enemigo, exagerase, sus críticas eran acertadas. Una cosa estaba clara: el libro en el que había invertido tantos años, tanta vida, no era lo que esperaba. Se había obligado a narrar fríamente la historia de su pueblo y a contemplarla objetivamente. Con ello la había despojado de su vitalidad. Todo era cierto a medias, y, por eso, una rotunda mentira. Si vuelve a leer ahora su libro comprobará que está escrito desde un punto de vista erróneo. Los sentimientos reprimidos se vengan, resucitan siempre con renovado ímpetu, y el lector Josef no le creerá ni una palabra al escritor. Ha cometido un error fundamental: ha escrito con la cabeza y a menudo en contra de sus sentimientos, y por eso gran parte del libro carece de vida y de valor; pues la palabra viva sólo surge allí donde se funden sentimiento y razón.

Josef lo vio con meridiana y cruel claridad, lo admitió sin paliativos. Pero después decidió dejar a un lado su *Historia Universal del pueblo judío* de una vez por todas. Lograda o no, él ha dado lo que podía, ha cumplido con su deber; ha luchado, trabajado, renunciando a muchas cosas, y una vez terminada la obra deseaba vivir para sí, libre de ella. El retrato que Regino ha elegido para encabezar la obra le ha hecho reparar en lo mucho que ha envejecido. No le queda mucho tiempo. Decide no malgastar el tiempo que le queda con meditaciones inútiles. Que filosofe Justo; él en cambio quiere vivir.

Y resurgen en él mil deseos y sentimientos que había creído muertos. Se alegra de que no lo estuvieran.

Se alegra de sentir aún sed, sed de hechos, de mujeres, de éxito.

Y de estar en Roma y no en Judea. Decidió afeitarse la barba y le mostró al mundo el rostro del antiguo Josef. Era más duro, más agudo; pero era un rostro más joven que el que había tenido todos esos años.

La oscura vivienda del distrito de «Baños» se le antojó de pronto demasiado estrecha y humilde, aunque ya no vivieran en ella Mara y los niños. Fue a ver a Juan de Giscala y le rogó que le proporcionase una casa más elegante y moderna para alquilarla. Con ese pretexto tuvo una larga charla con Juan. Éste había leído atentamente la *Historia Universal,* que comentó muy animada y razonablemente. Josef sabía, por supuesto, que Juan no era un juez imparcial. Tenía una azarosa vida a sus espaldas, como él mismo, y en principio era un fracasado, por lo que estaba inclinado a ver la historia del pueblo judío desde su misma perspectiva, recelando de todo entusiasmo. Sea como fuere, el reconocimiento de Juan lo animó y lo consoló un poco del rechazo de Justo.

Se volvió más locuaz al vivir solo con Matías en Roma; se abría más fácilmente que antes. Confió a Juan sus intenciones con respecto a Matías. Juan se mostró escéptico.

—Todavía corren tiempos —opinó— en que un judío puede permitirse el lujo de satisfacer su amor propio. Habéis llegado muy lejos, estimado Josef, hay que admitirlo, así como Cayo Barzaarone; yo también he hecho algunas cosas. Pero considero que es más inteligente no exponer a la luz nuestros méritos; no exhibir nuestro dinero, nuestro poder, nuestra influencia. Eso no haría más que despertar envidias, y ni somos lo bastante fuertes ni estamos lo bastante unidos como para atajarlas.

La cara de Josef, que irradiaba alegría al informar a Juan de sus dudas y esperanzas, se ensombreció. Juan se percató de ello y no insistió, sino que agregó:

—Pero si queréis que vuestro Matías haga algo en la vida, en cualquier caso debéis renunciar a vuestro plan de regresar a Judea en primavera. A mí me alegraría —añadió amable— teneros en Roma más tiempo.

Josef se dijo que Juan era un buen amigo y que tenía razón. Si encontraba un tutor para Matías en el Palatino no tendría más remedio que quedarse en Roma, y si se iba a mudar de casa sólo tendría sentido hacerlo si la usaba para una estancia más prolongada. Pero en principio se sentía feliz de poder posponer su viaje a Judea, su regreso a Judea, y cualquier pretexto le servía; pues curiosamente sentía que simbolizaba la renuncia definitiva a todo aquello para lo que se requería juventud, como si ese regreso fuese a transformarlo definitivamente en un viejo. En cuanto a la primera advertencia de Juan, que no consideraba sensato aspirar al lujo y a los honores públicos, seguramente no le faltaba razón. Pero Josef había visto la luz que irradiaba la cara de su hijo y ya no podía renunciar a su plan. Por Matías. Por Matías, y también por él.

No tardaron en encontrar una vivienda apropiada y Josef se instaló en seguida. Matías lo ayudaba afanoso, proponía toda clase de ideas. A Josef se le veía mucho por la ciudad, buscaba compañía. Si en los últimos meses había permanecido solo y recluido, ahora acudía casi a diario a los círculos frecuentados por Marullo y Regino. Sus amigos asistieron a esa transformación benévolos, un tanto burlones y levemente preocupados. Matías lo amaba, y lo admiró aún más por ello.

Josef comentó con Claudio Regino los reparos de Juan. Regino opinaba que Juan era un hombre inteligente, pero que en los últimos tiempos se mostraba incapaz de comprender a la juventud judía, que no había visto arder el Templo, para la que el Templo y el Estado no eran más que un recuerdo histórico, un mito. Él, Regino, era en cierto sentido un ejemplo de que el poder, incluso el visible, no siempre perjudicaba a los judíos. A Josef no le agradó el ejemplo, jamás habría aprobado que su Matías se apartase del judaísmo tanto como Claudio Regino. De cualquier modo, permitió que su alegato reforzase su intención de llevar a cabo su proyecto, y lo escuchó expectante cuando Regino le comunicó que había sondeado a algunos conocidos del Palatino y que, a pesar de que a más de uno le hubiera sorprendido la osadía de querer emplear en el séquito de la emperatriz a un joven judío, la mayoría había opinado que lo novedoso de la idea no impedía su realización. Pensaba, por tanto, que podían ponerse manos a la obra. Le propuso celebrar públicamente la fiesta de la investidura de Matías al modo romano, a pesar de que no era lo usual, e invitar a ella a la emperatriz para contrarrestar de antemano cualquier crítica. Había sido una necedad no aprovechar más el favor que Lucía le había demostrado en varias ocasiones. Ahora se le presentaba una magnífica ocasión de recuperar el tiempo. Debía llevarle a la emperatriz su nuevo libro y aprovechar la ocasión para invitarla a la fiesta de Matías. Lo peor que podía ocurrirle era que rechazase su invitación, y, a fin de cuentas, había sufrido ya peores derrotas.

Josef estuvo de acuerdo. La idea lo tentaba. Mediaba ya la cincuentena y no fue como antaño, cuando todas las fibras de su ser se tensaron al ir a ver a la emperatriz Popea. Pero experimentó una emoción que no sentía hacía tiempo al presentarse ante Lucía con su libro en la mano.

Claudio Regino le había preparado el terreno, comentándole a Lucía la transformación de Josef. A pesar

de todo ella pareció sorprendida al verlo aparecer con el rostro desnudo, rejuvenecido.

—Mira por dónde —dijo—, ahora que han retirado el busto el modelo ha ocupado su lugar. Me alegro de ello, querido Josefo.

Aun habiendo rebasado con creces su primera juventud, su rostro fresco y luminoso reflejaba abiertamente su regocijo.

—Me alegro de que hayas terminado el libro y de que volvamos a tener entre nosotros al Josefo de antes. Me he reservado la tarde para ti. Ya es hora de que charlemos largo y tendido.

Ese cálido recibimiento lo animó. En su fuero interno se burló de sí mismo y se dijo que seguía siendo el mismo loco que fuera en su juventud. A pesar de todo, su corazón rebosaba de gozo como antaño ante la emperatriz Popea.

—Lo que me agrada de ti —lo alabó Lucía— es que, con toda esa filosofía y ese arte, en esencia sigues siendo un aventurero.

El cumplido no le gustó mucho, pero ella no tardó en darle un giro a sus palabras de modo que resultasen halagadoras. No tenía ningún mérito, opinó, que el aventurero fuese un don nadie, alguien que tuviera, por tanto, poco que perder. Pero, en cambio, si quien poseía bienes y disfrutaba de una posición estable optaba por la aventura, ello significaba que poseía un alma inquieta, viva, en suma. Aventureros así, es decir, no por sus circunstancias externas, sino de alma, habían sido Alejandro y César. Ella misma sentía en sí algo de ese anhelo, y consideraba que existía cierta afinidad secreta entre los aventureros aristócratas de todos los tiempos.

Más tarde rogó a Josef que le leyese un fragmento de su libro, y él no se hizo rogar. Le leyó las historias de Yael, Jezabel y Atalía. Y también le leyó las historias de las fieras, orgullosas y ambiciosas mujeres que rodeaban a Herodes y de las que él mismo descendía.

Las observaciones de Lucía sorprendieron a Josef. Para él, los seres que describía no pertenecían al mundo real, sino que actuaban sobre un escenario que él mismo había construido; eran figuras estilizadas, castillos en el aire. Que Lucía los considerase personas de carne y hueso como las que circulaban en torno a ellos le resultó sorprendente y lo irritó. Al mismo tiempo le fascinó que él, a la manera de un pequeño dios, hubiera sido capaz de dar vida a todo un mundo. Él y Lucía se entendían a la perfección.

No le resultó difícil hablarle del asunto que le interesaba. Le habló de su hijo Matías, que no tardaría en ser investido con la toga.

—He oído —dijo Lucía— que es un chico muy agradable.

—Es un muchacho estupendo —se apresuró a confirmarle Josef.

—¡Ah, veo que estás orgulloso de él! —replicó Lucía sonriendo.

La invitó a asistir a la fiesta que daría con motivo de la investidura de Matías. La cara de Lucía, que reflejaba cada una de sus emociones, se ensombreció de pronto.

—Desde luego, jamás he sido enemiga de lo judío —dijo— ¿pero no te parece que el hecho de que precisamente tú celebres esta ocasión con tanto fasto despertará recelos? No estoy tan versada en el origen de nuestras costumbres como Varriguita. Pero ¿no es esta fiesta de investidura fundamentalmente un acto religioso? No creo que los deberes romanos y el culto a nuestros dioses coincidan siempre, pero estoy segura de que nuestros dioses tienen algo que ver con esa festividad. Soy la última persona que desearía inmiscuirse en las relaciones que mantienes con tus compatriotas, pero me temo que los judíos no se alegrarán mucho de que des tanta importancia a ese acto. No estoy rechazando tu invitación —se apresuró a añadir al notar que el rostro de Josef se turbaba al escuchar sus reparos—, pero, en calidad de amiga tuya, te ruego que lo medites bien antes de tomar cualquier decisión.

El hecho de que Lucía tuviera unos reparos similares a los que le expresara Juan lo conmocionó. Pero su decisión era firme. Había introducido a su hijo en la comunidad judía mediante el *bar-mitsva,* ¿por qué no iba a aceptarle la romana, a la que desde luego pertenecía, mediante el correspondiente rito? Le pareció emblemático dar el mismo lustre a ambas ceremonias, aunque ello diera pie a tergiversaciones: sabía por experiencia que todo lo que hacía se tergiversaba. Por otra parte, le había prometido celebrar la fiesta a su hijo, que sólo pensaba en ella, y no se sentía con fuerzas para decepcionarlo.

Replicó a Lucía con ambigüedad; le agradeció su consejo, prometió volver a pensárselo, pero en su fuero interno estaba firmemente decidido. Ya en su casa preguntó a Matías medio en serio, medio en broma:

—Si alguien te preguntara si te consideras romano o judío, ¿qué le responderías?

Matías se echó a reír y le espetó con su voz grave:

—¡Qué preguntas haces!, le respondería: Soy Flavio Matías, hijo de Flavio Josefo.

A Josef le agradó esa respuesta. Apartó de su mente las objeciones que había escuchado. ¿Acaso podía demostrar menos arrojo él, Josef, que el viejo Claudio Regino, que no veía ningún peligro en enviar al

muchacho al Palatino?

Comenzaron a preparar la fiesta. Matías iba de un lado a otro como flotando. Invitó a Cecilia, que le replicó con la insolencia de siempre. Él le comunicó entonces que la emperatriz asistiría a su fiesta. Cecilia palideció.

Como Josef debía evitar todo lo que pudiera interpretarse como culto a una deidad romana, como idolatría, se vio obligado a modificar la ceremonia. En su casa no se erigieron altares para los dioses domésticos, ni Matías llevaba la filacteria dorada propia de los muchachos romanos y que éstos colgaban de dicho altar. La ceremonia doméstica se limitó por ello a que Matías cambió su toga orlada de muchacho por la blanca y lisa del hombre adulto. Esa nueva y sencilla vestimenta le sentaba estupendamente; su joven y, sin embargo, viril rostro destacaba alegre y serio al tiempo sobre la sencilla y pura túnica.

A continuación, Josef y un inmenso cortejo de amigos encabezados por la emperatriz acompañaron al joven al Foro, en la ladera sur del Capitolio, y después se dirigieron al Archivo para que se incluyese su nombre en la lista de los favorecidos por el derecho de ciudadanía. A partir de entonces el chico se llamaría Flavio Matías Josefo. La emperatriz le puso la sortija dorada que indicaba su pertenencia a la segunda nobleza.

Mientras los invitados no judíos se dirigían a su casa, donde se celebraría el ágape, Josef, Matías y los invitados judíos procedieron a un acto que la ciudad, y el Imperio entero, comentaría durante semanas. La costumbre exigía que el nuevo ciudadano se dirigiese al templo de la diosa de la Juventud para realizar allí un sacrificio y entregar una ofrenda en forma de moneda. Como el joven Matías no podía hacerlo se encaminó en lugar de ello hacia la correspondiente oficina del Tesoro, hizo que lo incluyesen en la infamante lista de los judíos, y entregó los dos dracmas que debían ofrecer los judíos a Júpiter Capitolino en lugar de al Templo desde que éste fuera destruido. Que Josef convirtiera en un acto festivo la tributación que todos consideraban indecorosa hizo que muchos judíos le perdonasen que convirtiese a su hijo en romano con tanta pompa.

A la emperatriz le agradó el valor de Josef. También le gustó su hijo. Lo vio recibir el anillo con gracia principesca en aquella feliz hora; después, durante la comida, le refirieron que se había sometido a la humillación del impuesto con la misma sencilla alegría. Tenía al muchacho a su lado. Sus ojos la seguían con infantil respeto, sin perder por ello su frescura. Le habló. Él era consciente de lo bien que le sentaba la túnica blanca, y sabía que todos los ojos estaban puestos en él, pero su franqueza y su naturalidad no se resentían por ello.

Claudio Regino había preparado ya a Lucía anticipándole que Josef le rogaría que aceptase a su hijo en su séquito. A nadie se le ocultaba que el muchacho le había caído en gracia, y Josef podía estar seguro de no ser rechazado. A pesar de ello, no expuso su solicitud con la seguridad que lo caracterizaba, y Lucía dio su consentimiento con la voz extrañamente velada; en el rostro de ambos se observó una rara turbación.

El corazón de Josef estaba henchido de gozo. Había elevado a su querido hijo al puesto que había soñado para sí. Pero su oído era fino, y en medio de su dicha no olvidó las voces de los amigos que le habían advertido.

Y, así, Matías entró a formar parte del séquito de la emperatriz, pasando la mayor parte del tiempo en el Palatino. Ocurrió lo que Josef había previsto: Matías, el joven ayudante judío de Lucía, era considerado algo especial en el Palatino con su juventud y su belleza seria y alegre a un tiempo. Se hablaba mucho de él, muchos anhelaban ser honrados con su amistad, las mujeres lo animaban. Él siguió siendo el mismo; todo aquello le parecía natural y no le concedía mayor importancia, pero habría preferido pasar inadvertido.

Al pertenecer ahora Matías al séquito de la emperatriz Josef la veía a menudo. Lucía se había cruzado ya varias veces en su camino, pero nunca lo había mirado con ojos tan receptivos como ahora. Su opulencia, su alegre y valiente franqueza, ese carácter romano tan luminoso y vivo que emanaba, su belleza femenina y madura lo impresionaron más que nunca. Josef empezaba a envejecer, pero descubrió que desde los días en que se consumía por Dorión jamás había sentido tal deseo por estar con una mujer como ahora en sus encuentros con Lucía. No le ocultó sus emociones, y ella se dejó querer. Mucho de lo que él decía, y mucho de lo que ella decía, era ambiguo; las insinuaciones volaban del uno al otro, y comenzaron a mirarse y a rozarse de otra forma. Él atribuía un carácter simbólico a su relación. El hecho de que le atraiga de esa forma, de que también ella se muestre receptiva, ¿no constituye un símbolo? ¿No se trata de la misteriosa relación que a menudo se establece entre vencedor y vencido? En una ocasión no pudo evitar hacer una observación en ese sentido. Pero Lucía se limitó a reír y le espetó:

—Lo único que pasa es que quieres acostarte conmigo, querido amigo, y el hecho de otorgarle un

significado tan profundo sólo prueba que tú mismo te percatas de lo insolente de tu deseo.

Josef llevaba una vida ajetreada y alegre en esa época. Disfrutaba de sus privilegios, que no eran pocos. Veía diariamente a Lucía, y cada vez se entendían mejor perdonándose sus debilidades, gozando de las excelencias de cada cual. Su querido hijo, del que parecía irradiar una luz, obtenía todo cuanto él había deseado. Puro y luminoso avanzaba entre las intrigas y los vicios del Palatino, todos lo amaban, y jamás llegaron a rozarle los celos ni la hostilidad que allí reinaban. Sí, Dios favorecía a Josef. Así se lo demostraba obsequiándolo con tantas alegrías poco antes de traspasar el umbral de la vejez y en posesión aún de las fuerzas necesarias para disfrutarlas.

En Roma se hablaba mucho de Josef y de su hijo, demasiado en opinión de los judíos. Y por ello fueron a ver a Josef, en nombre de los judíos, Cayo Barzaarone y Juan de Giscala. Le expusieron preocupados que su suerte, su brillo, despertaría envidias aún mayores y mayor hostilidad aún contra el judaísmo si seguía exhibiéndolos como hasta entonces. En todo el Imperio crecía el odio y la opresión de que eran víctimas.

—Cuando un judío es feliz —lo amonestó Juan de Giscala como ya hiciera en una ocasión— debe guardar su felicidad entre cuatro paredes y no sacarla a la calle.

Pero Josef no les hizo caso. Su hijo Matías era así, brillaba, y era propio de la luz ser visible. ¿Acaso debía esconder a su querido hijo? No tenía la menor intención. Estaba obcecado, ciego de amor por su hermoso y adorable hijo y su fortuna.

Las palabras de sus amigos no surtieron ningún efecto y continuó disfrutando de lo que le había caído en suerte. Cosechaba éxitos por doquier. Únicamente había un asunto que lo irritaba. Su libro, la *Historia Universal,* había pasado inadvertido.

Peor aún, resultó que Justo de Tiberíades publicó —también con Claudio Regino, su propio editor— su *Guerra judía,* un libro en el que había estado trabajando durante decenios.

El libro de Josef sobre la guerra judía había destacado entre todas las obras en prosa de su época. Todo el público lector del Imperio había leído esa *Guerra de los judíos,* no sólo por el tema que trataba, sino ante todo por su brillante estilo; Vespasiano y Tito habían alabado el libro y ensalzado a su autor, y la obra era considerada un clásico casi una generación después de su aparición. De manera que era una osadía indescriptible que Justo publicase ahora un libro sobre el mismo asunto.

Josef había leído años atrás un fragmento de la obra, y al hacerlo había sentido la insignificancia de su persona y su obra al lado de Justo y su libro. Temeroso, leyó la versión definitiva del trabajo de su amigo-enemigo. Justo rehuía toda palabra altisonante y cualquier efectismo. Su descripción era de una objetividad dura, cristalina. Tampoco parecía querer polemizar con el libro de Josef. Pero sí mencionaba la participación de Josef en la guerra; sus movimientos durante la época en que fue comisario de Galilea; las actividades de Josef, por tanto, como político y militar. Se limitaba a describirlas, evitando toda valoración. Pero precisamente por ser una descripción despojada de juicios aparecía como un oportunista, un pobre tipo vanidoso, un ser dañino para la causa que decía defender.

Josef continuó hasta el final. En su día había logrado forjar una espléndida leyenda sobre sus actividades en Galilea, relatándola en su libro; hasta él mismo se la había creído, y gracias a su obra había logrado que poco a poco se la reconociese como una verdad histórica. Ahora, en el libro de Justo, ese hombre entrado en años veía la guerra como realmente había sido, se vio a sí mismo tal y como era, y vislumbró también el libro que le habría gustado escribir. Pero lo había escrito Justo y no él.

Todo eso lo vio. Pero no quería verlo, no podía verlo si quería seguir viviendo.

Tenso, esperó la reacción que provocaría la obra de Justo, lo que diría el público. No suscitó un gran revuelo. Sin duda hubo quien reconoció la importancia de la obra, personas cuyo juicio valoraba Josef en mucho, pero fueron muy pocos. De cualquier forma, tuvo que soportar cómo a los ojos de esos pocos la obra de Justo desbancaba a la suya; cómo ese Justo, que había desdeñado su propio quehacer, se convertía para ellos en juez supremo e insobornable.

Josef se esforzó por olvidar el amargo sabor que le deparó esa experiencia. Se dijo que como escritor lo habían mimado como a nadie en su época, y que la opinión de esos pocos no valía gran cosa frente a una fama bien cimentada. Pero tales razonamientos no lo consolaron, la amargura quedó. Sí, incluso creció. Josef era el amigo y favorito de la emperatriz; había aupado a su querido hijo al lugar que ambos deseaban para él, una vez más se había convertido, tal y como quería, en uno de los hombres más relevantes de su tiempo. Pero ese amargo regusto le arruinaba el disfrute de la dicha.

Se dijo que se le había agriado el carácter; que estaba envejeciendo y ya sólo era capaz de percibir lo negativo, no lo agradable de la vida. A continuación se dijo que había permitido que la desmedida y envidiosa crítica de Justo destruyese su fe en sí mismo y en su obra. Retomó su *Historia Universal.* Leyó algunos capítulos, los mejores, y se dijo obstinado que Justo no tenía razón en sus críticas.

Pero nada alteró el hecho de que su historia, en la que tanto había trabajado, no fuera un auténtico éxito a pesar de los esfuerzos de Regino. Estaba acostumbrado a los avatares del éxito y del fracaso exterior, pero precisamente en esos momentos ansiaba más que nunca triunfar como escritor. De nada le valían el resto de sus logros. Lo único que podría ayudarlo sería la resonancia de su obra, un eco capaz de sofocar la voz de Justo. Necesitaba esa corroboración de inmediato, aunque sólo fuera por su querido hijo, para poder seguir ayudándolo.

Amargado y en tono acusador preguntó a Regino a qué se debía la falta de éxito de su *Historia Universal.* Regino le explicó parsimonioso que el mayor escollo radicaba en la actitud del emperador, pues las personas realmente influyentes no se atrevían a opinar sobre la obra mientras no supieran qué pensaba Domiciano. Incluso en el caso de que DDD emitiese una opinión desfavorable gozarían de una ventaja, pues podían contar con la oposición. Pero DDD, retorcido como siempre, callaba; ni siquiera había expresado su rechazo, no decía nada. Él, Regino había tratado de romper ese silencio hostil. Había preguntado a Varriguita si aceptaría la obra de manos de Josef. Pero Varriguita hizo como si no lo hubiera escuchado, y no se pronunció a favor ni en contra.

Josef lo escuchó sombrío e irritado. En él resurgieron los pensamientos que le ocuparon a su regreso a Roma, tras enviar a Mara a Judea. Entonces se había alegrado pensando en su combate con Domiciano, en su lucha con Roma. Había visto renacer en él una segunda juventud y creyó poder contar con un arma nueva, su obra. Ahora, en cambio, el emperador rehuía el combate. Sencillamente, no se ponía a tiro.

Lo que Regino le dijo a continuación no hizo sino corroborar su opinión. Hacía mucho tiempo, le refirió, que DDD no pronunciaba su nombre, lo cual resultaba curioso. Sin duda había oído hablar de su amistad con Lucía, del modo provocador con que había incluido a su hijo en el censo de los judíos, y del nuevo paje judío de su esposa. Por otra parte, si el emperador no tenía intención de hacer uso de su poder, que le permitía aniquilar de un plumazo a Josef, dicha táctica era, desde el punto de vista de DDD, la más inteligente. Pues su silencio no hacía otra cosa que sembrar el silencio en torno a su obra, un silencio que acabaría por anularla.

Josef se preguntó cómo podría romper ese obstinado silencio; cómo tentar al emperador para que saliera de su escondite, para obligarlo a enfrentarse con él. Era costumbre que con ocasión de la publicación de una obra el autor leyese un fragmento de ella en público. Josef no había querido hacerlo cuando se editó la suya, aún no se había desprendido de la atmósfera bajo la cual había surgido el libro. El público despreciaba al Josef que había escrito la *Historia Universal.* A ese Josef le habría resultado indiferente lo que dijese, o incluso pensase, Domiciano de su libro. Pero el Josef que ahora se presentaba ante Claudio Regino era otro.

—¿Qué os parece —le propuso— si organizamos un recital en el que yo mismo lea varios fragmentos del libro?

Regino lo miró sorprendido. Que se presentase de nuevo en público después de haber callado tanto tiempo causaría sensación. Posiblemente sólo hubiera un medio, ése, de quebrar la reserva del emperador. El plan lo atraía, aunque no le ocultó que su propósito entrañaba un grave peligro: era una osadía exigirle que se pronunciara. Pero al ver que Regino no se oponía Josef se entusiasmó de inmediato con su plan. Como un actor que desea un nuevo papel se dijo, y expuso ante Regino, todo lo que hablaba en favor de la empresa. No leía mal, el ligero acento oriental de su griego agradaba más a la gente de lo que la irritaba; después de haber vivido retirado tanto tiempo toda Roma se congregaría curiosa ante esa reaparición en público. Y después, sobreponiéndose a su pudor, le confesó a Regino, a su querido amigo, el íntimo deseo que había surgido en él en el mismo instante en que concibió la idea del recital.

—¡Cuánto me gustaría —dijo— poder lucirme ante el muchacho, ante Matías!

Ese rasgo de ingenua vanidad y de amor paterno le valió las simpatías de Regino, que le respondió:

—Sigue siendo una empresa endiabladamente peligrosa; pero, si estáis dispuesto a arriesgaros, viejo jovenzuelo, yo os apoyaré.

Josef se dedicó en cuerpo y alma a preparar la velada. Durante largo rato debatió con sus amigos dónde debía celebrarse. Regino, Marullo, y ante todo Lucía, discutieron el problema como si se tratase de un asunto de Estado. ¿Debía organizar el recital en su propia casa ante un pequeño grupo selecto? ¿O ante un público más extenso en casa de Marullo o en la de Regino? ¿O quizás incluso en el mismo Palatino, en el amplio salón de las dependencias de Lucía?

Lucía tuvo una idea. ¿Qué les parecía que leyera en el Templo de la Paz?

¿En el Templo de la Paz? ¿En el recinto de donde el emperador había ordenado retirar su busto? ¿No era una provocación inconcebible? Posiblemente acudieran muy pocas personas a un espectáculo tan peligroso, y, en tal caso, el templo estaría casi vacío. Incluso cabía la posibilidad de que el emperador ordenase

apresar a Josef antes del recital.

Tras escuchar todas esas objeciones Lucía les espetó:

—Así no llegaremos a ninguna parte. Siempre terminamos tropezándonos con el mismo escollo: DDD. No pienso seguir aguantándolo. Nos quiere machacar con esa táctica. Quiere acabar con nuestro Josefo a base de silencio, pero no lo conseguirá. Quiero saber a qué atenerme. Voy a verle.

En cuanto Lucía le anunció su visita, supo Domiciano que se trataba del judío o de su hijo.

En los últimos meses había coincidido pocas veces con Lucía. Casi siempre estaba de mal humor; su cuerpo engordaba y se debilitaba, veía a muchas mujeres sin disfrutarlo en demasía. Le informaban puntualmente de todo lo que tenía que ver con Lucía. Desconfiado y perverso, pensaba que había introducido en la corte al joven judío, al hijo de ese peligroso Josefo para que, como éste envejecía, lo representase su hijo.

El emperador recibió a Lucía muy cortés, con una afabilidad distante e irónica. Hablaron largo rato de banalidades. Lucía observaba al grueso emperador, calvo, ajado; no era mucho mayor que ella, pero él era viejo y ella seguía siendo joven. Tenía la sensación de que se había alejado de ella, de que ya no tenía poder sobre él; y se preguntó si no haría bien en desistir y no mencionar siquiera a Josef. Pero luego su innato arrojo venció a su prudencia.

En los últimos tiempos, comenzó con el fin de llevarle poco a poco a su terreno, ha oído hablar mucho de las persecuciones y las vejaciones de que son objeto los judíos de la provincia e incluso los judíos de su ciudad. Ella tiene amigos judíos, como sin duda él sabe, y por eso se interesa por el asunto. Y él haría bien en ocuparse de ellos.

—En una ocasión me explicaste, querido Domiciano —le recordó—, que tienes un litigio con el dios oriental. Yo en tu lugar meditaría cada uno de mis pasos en ese combate antes de darlo. Yo misma soy —prosiguió sonriente— un tanto laxa en cuanto a los deberes religiosos. Pero soy una buena romana y creo en los dioses. Aunque no me esfuerce por demostrarles mi respeto evito todo lo que pueda ponerlos en mi contra. Es verdad que, con la expansión del Imperio, ha aumentado el número de sus dioses. Me parece, querido Domiciano, que estamos de acuerdo en que, en calidad de censor, te corresponde la protección de todos los dioses del Imperio. No sé qué es lo que sabes de ese extraño dios, Yahvé, a quien tienes por enemigo. Es un dios difícil, y tal vez te convenga informarte bien sobre su ser y sus modos.

—¿Estás pensando en nuestro judío Josefo, querida Lucía? —le preguntó Domiciano sonriendo afable, contemplando su luminoso e imponente rostro con sus ojos miopes y un tanto saltones.

—Sí —le explicó ella sin más—. Acaba de publicar el libro en el que ha estado trabajando todos estos años, y considero que se trata de un libro que los romanos debemos leer con la mayor atención. Cuando lo hayáis leído, querido Domiciano, sabrás muchas más cosas sobre tu enemigo, el dios Yahvé.

—¿Has olvidado, querida Lucía —respondió el emperador sin cambiar de tono, siempre afable—, que ordené retirar el busto de nuestro Josefo del Templo de la Paz después de leer algunos fragmentos de ese libro?

—Lo recuerdo muy bien —replicó Lucía—. Ya entonces me pregunté si no te precipitaste al infligir esa terrible ofensa a un gran escritor que tanto ha hecho por Roma. Y después de leer su libro estoy convencida de que así es. Te aconsejo, amo y dios Domiciano, que leas su libro. El resto lo encomiendo a tu criterio.

—¡Déjate de rodeos, Lucía! —dijo el emperador; su sonrisa se había convertido ya en mueca, pero seguía hablando en tono cortés, casi susurrando—. ¿Qué quieres que haga?

Lucía notó que aquel día su influjo sobre él no era grande. De nuevo pensó, durante un breve instante, en renunciar a su plan. Pero decidió intentarlo por otros medios, los de antes. Se acercó a él y le acarició la cabellera, cada vez más exigua.

—Has debido perder al menos veintisiete pelos —opinó— desde la última vez que los conté. Habría un medio muy sencillo —continuó sin preámbulo alguno— de reparar de un golpe la injusticia que has cometido contra el hombre, y tal vez incluso contra su dios, al tiempo que recibes por boca de un experto ciertas enseñanzas sobre ese dios Yahvé. No tienes más que asistir a un recital que nuestro Josefo quiere organizar con tu beneplácito.

—Interesante —respondió Domiciano—, muy interesante. Mi Josefo, nuestro Josefo, tu Josefo quiere, por tanto, leer públicamente su nuevo libro. Y a ti ¿te gusta mucho ese nuevo libro suyo? ¿Lo consideras realmente bueno?

—De no ser por tu silencio —repuso ella muy convencida—, el mundo entero lo declararía un segundo Livio. Ya recibió ese título al publicarse su primera obra bajo Vespasiano y Tito. Sólo ahora, después de que

retiraras su busto y lo mandaras fundir, el público titubea.

El emperador hizo una mueca.

—Cierto —dijo—, a mi padre le gustaba conversar con él, y Tito lo amaba y lo apreciaba. Posiblemente tú tuviste algo que ver con ello. Y ahora quieres convencerme de que debo honrar el nuevo libro de tu protegido. Déjame decirte, por si no lo sabes, que he leído algunos fragmentos de ese libro. No son ni aburridos ni interesantes. Y en cuanto al resto, personas en absoluto sospechosas de ser hostiles a tu Josefo me han dicho sencillamente que es demasiado prolijo, ni bueno ni malo.

—No estaría de más —insistió Lucía— que tú mismo lo escuchases y te formases una opinión. Estoy firmemente convencida de que no puede perjudicarte recabar más información sobre Yahvé.

Domiciano sintió cierta inquietud al escuchar esa advertencia. Contempló el rostro valiente y abierto de Lucía, un rostro que no se esforzaba por ocultar su interés y su disgusto.

—Te muestras muy interesada en tu protegido —dijo—. No podría encontrar mejor defensora.

Tras sus maliciosas palabras había desconfianza, celos. Lucía lo percibió. Varriguita creía que se acostaba con Josefo, o eso fue lo que ella imaginó. Sonrió. Después lo miró de frente y se echó a reír.

A él en cambio su risa lo liberó de un peso. A pesar de sus recelos jamás había pensado que Lucía y el judío pudieran enamorarse. Ella era una auténtica romana, aunque a su manera, y ese dios Yahvé y sus gentes debían de resultarle en cierta medida ajenos y un tanto ridículos.

—¿Quieres quedarte y comer conmigo, querida Lucía? —le preguntó—. A ver si se nos ocurre qué hacer con tu Josef.

Los recitales eran muy populares en Roma. Se tenía la convicción de que la palabra hablada cala más profundamente y perdura más que la escrita y que refleja en mayor medida la esencia de su autor. En los últimos años se habían multiplicado, los romanos habían llegado incluso a cansarse de ellos, y ya no era frecuente que los autores que las organizaban llenaran las salas. Se esgrimían toda clase de argumentos para evitar asistir a tales lecturas. Sin embargo, nadie quiso perderse la de Josef. Hubo incluso quien acudió de otras provincias para escucharla. No era sólo su fama lo que atraía a los oyentes, sino que ahora, después de que el emperador proclamase con la promesa de su presencia que nadie más podría objetar nada a ese autor, muchos, ya fuesen romanos, griegos o judíos, se sintieron felices de poder anunciar públicamente que apoyaban al escritor y su obra.

Josef se preparó tan cuidadosamente para el recital como jamás lo había hecho. En diez ocasiones procedió a seleccionar los capítulos que iba a leer, seleccionó, desechó, seleccionó y desechó de nuevo; debía tener en cuenta tanto el punto de vista literario como el político, y dudaba si anteponer el valor o la cautela. Buscó el consejo de sus amigos; les leyó los párrafos elegidos a modo de ensayo, como si fuese un principiante.

También se ocupó de los detalles externos. Sopesó vestimenta y peinado cual actor o joven fatuo, meditó si la mano que sostendría el manuscrito debía aparecer adornada o desnuda. También tomó bebedizos y pócimas para fortalecer su voz y hacerla más suave. No sabía ante quién quería brillar más, si ante el emperador o ante Lucía, los romanos o los griegos, sus amigos literatos o sus rivales; si ante los judíos, o ante Justo o Matías.

Cuando llegó la hora se sintió en forma y seguro de sí. Su peluquero y el esteticista de Lucía se habían afanado largo rato con su cabeza. Presentaba un aspecto viril, imponente; observaba a su público con una mirada vehemente y, sin embargo, contenida. Se habían congregado todos los personajes importantes de Roma; los amigos del emperador, porque no podían faltar allí donde apareciera su amo; sus enemigos, porque tomaban por el reconocimiento de una derrota el hecho de que el emperador asistiese a la lectura de un autor en una sala de la cual había desterrado su busto. Josef los miró y los reconoció: a Lucía, con la que se sentía íntimamente ligado; al emperador, su poderoso oponente; al joven Matías, radiante, a quien amaba, y a los literatos, al acecho de la menor flaqueza. Al contemplar ese mar de rostros claros y oscuros se sintió seguro de sí, y se alegró de poder someterlos a todos a su obra y a su credo.

Primero leyó algunos capítulos sobre los orígenes de su pueblo, los más cálidos y enaltecedores que pudo encontrar. Leyó bien, y lo que decía parecía adecuado para interesar a un público sin prejuicios. Sus oyentes lo eran, pero no osaban expresarse. Percibían que cualquier pronunciamiento, tanto la aquiescencia como la crítica, podía ser peligroso, sabían que los esbirros de Norban y de Mesalino mantenían los ojos y los oídos abiertos y que vigilaban de cerca las manos y bocas de los asistentes. Incluso los animadores contratados por Regino tenían órdenes de no aventurarse antes de que el propio emperador se pronunciase.

Pero Domiciano no se pronunció. Escuchaba erguido, imponente, con los brazos a la espalda, circunspecto e incómodo aunque no vestía de gran gala. Con sus ojos saltones y levemente miopes miraba ora a Josef, ora al frente; en ocasiones llegaba incluso a cerrar los ojos; a continuación carraspeaba.

Escuchaba atentamente, pero también cabía pensar que se aburría.

A la emperatriz le disgustó la actitud de Domiciano. Consideraba el evento como un asunto personal, y DDD lo sabía. Tensa, se preguntaba si persistiría en esa actitud durante toda la velada, pues en la última parte Josef se proponía leer un fragmento extraído del decimosexto volumen de su libro, es decir, ciertos capítulos que relataban con gran maestría y emoción la historia de la familia de Herodes. Era una lástima que sólo pudiese leer el comienzo y la parte que versaba sobre la imbricación de sus destinos, las confusas y extrañas relaciones del rey judío con sus hijos: cómo los difama y los apresa y los juzga. No llegaría a leer el final de la historia, cuando Herodes ejecuta del modo más cruel a sus hijos, pues si leyese esa parte recordaría a los asistentes que DDD mandó ajusticiar al príncipe Sabino y a Clemente. Lucía lamentaba que Josefo tuviese que omitir lo mejor: el final de su relato y su valoración, particularmente afortunada, del proceder de Herodes.

Sea como fuere, los acontecimientos que precedían a la ejecución fueron narrados con maestría. Josef leía espléndidamente, se veía cómo lo emocionaban aquellos sucesos, y Lucía notó satisfecha con qué atención lo escuchaban todos. Pero ni el rostro ni la actitud del emperador se alteraron. Lucía no pudo tolerarlo más; no quería permanecer callada por más tiempo y prescindió de los modales cortesanos, de su corrección. Cuando Josef concluyó un fragmento escrito con un brío muy especial y, sin embargo, sereno, se puso a aplaudir y a vitorearlo con su voz clara y sonora. Algunos la secundaron, y los animadores hicieron lo suyo. Pero la mayoría alzó la mirada hacia el emperador, y como éste permanecía callado también ellos callaron y no se movieron.

Josef oyó los vítores, vio la cara de Lucía y la adorable, feliz, admirada de su hijo Matías. Pero también vio el rostro tenso, frío, reprobador del emperador, del enemigo. Sabía cómo alterar esa expresión, y eso era lo único que le importaba. Supo que aquel hombre, su gran enemigo, estaba decidido a no deponer su táctica de silencio, a no permitir que se le moviese una ceja, con lo que enterraría la obra de Josef por siempre. En ese instante sintió una ira inconmensurable y se juró a sí mismo: ¡lo obligaré a cambiar de expresión!

Y no se detuvo donde tenía previsto hacerlo, sino que continuó leyendo. Perplejos, y después con una excitación creciente, mezcla de temor por semejante atrevimiento, admiración por su valor y una salvaje curiosidad por saber lo que ocurriría, Lucía, Marullo y Regino, es decir, los que ya conocían el libro, escucharon su narración. Modulando admirablemente, con frases bellamente talladas y una serenidad tenaz e indignada, Josefo refirió cómo el rey de los judíos Herodes ordenó juzgar a sus hijos y permitió que se les ejecutara del modo más bárbaro.

Mientras lo hacía era perfectamente consciente de que era una locura lanzarle al emperador a la cara semejante historia, y más ante miles de espectadores. Por insinuaciones mucho menos osadas habían llevado a los tribunales al filósofo Dío y había perdido la vida el senador Prisco. Pero, al tiempo que se decía eso, Josef fue capaz de concentrarse plenamente en lo que hacía, y leyó de un modo contundente aunque relajado. Con una honda satisfacción se percató de que por fin lograba conmover aquel rostro pétreo. Sí, era cierto; el emperador se había sonrojado, chupaba con ahínco de su labio superior, y sus ojos comenzaron a lanzar chispas con gesto adusto. Josef se animó; un bendito sentimiento de grandeza le dio alas y sintió una dicha aún más intensa por saber que un instante después sería arrojado al abismo del modo más despiadado. Pero siguió leyendo; leyó la imponente valoración psicológica de Herodes, la moraleja con que coronaba su descripción. Quizá tenga que pagar con la vida lo que está leyendo. Pero verdaderamente vale toda una vida recitarle al emperador romano, a su enemigo, esas frases, su credo entero.

Mientras leía estaba cada vez más seguro de que era imposible ignorar los paralelismos entre su Herodes y el emperador que tenía ante sí. Sin duda, en esos momentos no había nadie entre los miles de asistentes que lo escuchaban conteniendo la respiración que no pensase en los príncipes Sabino y Clemente. Pero precisamente por eso Josef seguía leyendo: «Si realmente se sentía amenazado por ellos habría bastado con tomar la precaución de encerrarlos o expulsarlos del Imperio, a fin de dejar de temer un ataque repentino o cualquier otro acto violento. Pero asesinarlos por odio y en un arranque de pasión, ¿qué otra cosa delata sino la crueldad propia de un tirano? El hecho de que el rey pospusiera por largo tiempo la realización de su plan, la ejecución, agrava su delito en lugar de disculparlo. Pues que alguien llegue a cometer actos tan crueles llevado por un primer impulso es terrible, pero comprensible. Pero cometer semejante sacrilegio tras meditarlo detenidamente y después de grandes vacilaciones no revela otra cosa que un carácter brutal y sanguinario».

Josef había concluido, calló; su propia osadía le robó el aliento. El silencio en la amplia sala era tan denso que todos oyeron el crujir del manuscrito que enrolló maquinalmente. Una aguda carcajada rompió

entonces el silencio. No era siquiera una carcajada maliciosa y, sin embargo, todos se sobresaltaron como si se les hubiera aparecido la misma muerte. Sí, Domiciano se reía, se reía con una risa aguda, no demasiado alto ni por demasiado tiempo, y con ese tono estridente tan suyo dijo sin alzar la voz, rompiendo el amplio y hondo silencio:

—Interesante, muy interesante.

Pero aquella carcajada irritó sumamente a Josef. Ahora que todo estaba perdido y que probablemente jamás podría volver a organizar un recital, ¿por qué no va a demostrar ante toda la ciudad allí congregada, y con la grandeza propia de los judíos, cómo se muere?

—Y para concluir —exclamó en la sala presidida por un silencio mortal— os leeré, a vos, mi amo y dios Domiciano, y a vosotros, mis estimados invitados, un salmo que reproduce el sentido entero de mi *Historia Universal,* el estado de ánimo con que escribí la obra, y la concepción del mundo que domina la historia del pueblo judío. No son versos puros, son versos balbucidos en una lengua que no es la lengua materna del autor. Sin embargo, me parece que la claridad de su contenido no sufre por ello ninguna merma.

Y a continuación recitó los versos del *Salmo del valor* y proclamó:

> Por eso digo:
> salve al hombre que se hace reo de muerte
> por decir la palabra que le dicta su corazón…
> Y por eso digo:
> salve al hombre al que no puedes forzar
> a decir lo que no es.

Los asistentes, varios miles, escucharon sobrecogidos cómo aquel judío se atrevía a provocar a Roma y al emperador en su propia cara. Petrificados, volvieron la vista a su emperador, que escuchaba sin moverse. Todos permanecieron inmóviles cuando Josef dio por concluida la sesión, y durante medio minuto la congregación continuó inmóvil, el pálido Josef en su tribuna y el emperador en su estrado.

Finalmente se oyó la voz de Domiciano rasgando el inmenso silencio:

—¿Qué opinas tú, Sileno, mi bufón? Me parece que eres responsable de ese salmo.

Y Sileno, imitando al emperador como solía hacer, con los brazos a la espalda, le replicó:

—Interesante, eso que acaba de decir ese hombre desde su tribuna, una concepción muy interesante.

Después, siempre envueltos en silencio, Domiciano se volvió hacia la emperatriz.

—Me aseguraste —le comentó— que asistir al recital de nuestro judío Josefo me resultaría edificante. Así ha sido, en efecto. Y ahora, ¿me acompañas, mi Lucía? —le preguntó.

Pero Lucía repuso con cierta contención:

—No, mi amo y dios Domiciano, me quedo.

El emperador la saludó con gran ceremonia y, seguido por su bufón, se dirigió hacia la salida avanzando entre los asistentes, que lo saludaron inclinándose en silencio.

La sala no tardó en vaciarse. En torno a Josef sólo quedaron los más allegados. Y poco después también éstos se marcharon. Primero Cayo Barzaarone, después Marullo y Juan de Giscala. Finalmente, Josef se quedó a solas con Lucía, Claudio Regino y Matías.

La tensión y el empuje que Josef había necesitado para superar aquella hora aún no se habían disipado. Tuvo bastante presencia de ánimo para decirles a sus amigos muy relajado, esbozando incluso una sonrisita:

—De todos modos, hemos hecho bien en organizar el recital.

Regino miró hacia el lugar donde un día se irguiera el busto de Josef.

—No creo que os erijan aquí un nuevo busto —opinó—, pero, desde luego, ahora podéis estar seguro de que el libro se leerá.

—Ha sido un momento glorioso —dijo candoroso Matías—. Y si no te han entendido bien no es tan grave. En este tipo de lecturas —dijo con aire sentencioso, impertinente— suele primar lo sensacional, lo llamativo.

—De eso ha habido bastante —afirmó Claudio Regino. Lucía intervino entonces:

—Yo sé valorar el coraje. Pero ¿qué te pasó por la mente, querido Josefo, para que de pronto te decidieras a atacar por tu cuenta y riesgo al Imperio romano en pleno?

—Yo mismo ignoro lo que pretendía con ello —replicó Josef. La artificial tensión que lo sostenía desapareció en ese instante, y se desplomó fatigado en uno de los bancos; a pesar de la pericia del

esteticista de pronto les pareció viejo—. Me volví loco —dijo, tratando de explicarles lo ocurrido—. Cuando vi que ese hombre se había propuesto no abrir la boca, al constatar la cobardía de los presentes y que nadie se atrevía a seguirme, querida Lucía, y que, por el contrario, se limitaban a mirarlo a él, y al ver la burla y la inquina dibujadas en su rostro, me volví loco. Desde el principio me comporté como un loco, como un necio, al concebir siquiera la idea de este recital, al rogarte que lo invitaras. Vosotros no podíais saber, queridos amigos, lo arriesgada que era la empresa, pero yo sí debí preverlo. He tenido varios enfrentamientos con él y debía saber que terminaría así. No debí convocar esta lectura. La ira impotente que me sobrevino al constatar que lo había hecho terminó por trastornarme.

—No entiendo de qué te quejas —dijo Matías disgustado con su voz joven, profunda, inocente—. Considero una victoria inmensa, inconcebible, que el emperador de los romanos haya venido a escuchar a Flavio Josefo. Tú dices que es tu enemigo, padre mío. Mayor es entonces la victoria. El emperador, representante de cientos de millones de romanos, considera al individuo Josef ben Matatías como su enemigo, al que debe batir con sus propios medios. Josef ben Matatías a su vez no se muestra temeroso y le dice la verdad. Yo creo que ha sido una victoria enorme.

Los tres adultos sonrieron para sus adentros, conmovidos por los torpes intentos del muchacho de consolar a su padre. Claudio Regino y Lucía especulaban, y en esta ocasión no sin preocupación, sobre las intenciones de Domiciano. Pero eran impredecibles, sólo cabía esperar. Tampoco se les ocurría ninguna medida preventiva. Sería una insensatez, y no habría hecho más que acrecentar el peligro, que Josef intentase por ejemplo abandonar la ciudad.

Josef era el único que sabía con certeza que lo que acababa de hacer respondía a la misma locura que diez años atrás había empujado a los «Fanáticos del día» a organizar su insensata revuelta. Pero lo que aún podía justificarse en esos jóvenes imberbes no podía tolerársele a él, el hombre maduro de cincuenta y dos. Y, a pesar de todo, era una derrota honorable; una derrota que llenaba el corazón del vencido de un dolor altivo, arrogante, una derrota cien veces mejor que aquellas vacuas victorias de la razón que habían dejado su corazón tan frío y yermo en años recientes. No se sentía fracasado; estaba orgulloso de su derrota, e incluso la expectación ante lo que desencadenaría lo colmaba de felicidad.

Por otra parte, su atrevimiento no le valió más que alegrías en un primer momento. Matías lo miraba con un amor y una admiración mayores que las que le habría procurado el mayor de los éxitos. Lucía lo reprendía, pero sus reproches dejaban traslucir una comprensión mezclada de ternura hacia el viejo y, sin embargo, joven corazón. Los judíos, y esta vez los de todo el Reino, ensalzaron entusiasmados a Josef. Los reparos de los más precavidos se vieron arrastrados por una ola increíble de popularidad. Josef, el hombre que había sido capaz de lanzarle a la cara al emperador hostil a los judíos la verdad de Yahvé ante miles de personas, se convirtió en el gran agitador de su tiempo. Claudio Regino no se había equivocado: pronto la *Historia Universal* tuvo más lectores que los que tuviera en su día la *Guerra de los judíos.*

En un primer momento no fue Josef, sino Matías, quien salió perjudicado por aquel memorable recital. Pues, con la excepción de unos pocos amigos íntimos, la nobleza de la ciudad de Roma le cerró las puertas al escritor, lo que repercutió aún más en Matías que en su padre.

La popularidad de que gozara palideció particularmente en los círculos más ilustres, y Matías lo percibió en su siguiente visita a Cecilia. En los últimos meses Cecilia lo había tratado con un respeto cada vez más patente, y nunca más le hizo recordar aquella premonición relativa a la orilla derecha de Tíber y el trabajo de buhonero. Por eso el golpe resultó más brutal. Su preceptor le había hablado, durante la hora de Homero, de Apión, el gran comentarista homérico medio egipcio medio judío. Con tal motivo había mencionado también sus famosos libros en los que atacaba a los judíos, y Cecilia se había apropiado de algunos de sus argumentos más despreciables y taimados. Se los expuso afanosa y turbada a Matías, y le reprochó pertenecer a esa tribu brutal, sucia y bestial capaz de profesar tales supersticiones.

Matías se lo contó a Josef, a quien aquel tonto incidente afectó sobremanera. No sólo le dolió comprobar de nuevo que su osadía obstaculizaba la carrera de su hijo, sino que le molestó tropezarse de nuevo con Apión. Recordó con amargura aquel enfrentamiento con Fineas, cuando increpó neciamente al preceptor de su Pablo por culpa de los argumentos de Apión. Al referirle ahora Matías las palabras de Cecilia, el odio que le inspiraba el difunto Apión se avivó de nuevo. Muchos, muchos años antes había llegado a conocerlo. Él era muy joven, y Apión ostentaba el cargo de rector de la Universidad de Alejandría. Aún lo recordaba, vanidoso, hinchado, pagado de sí, con sus sandalias blancas, emblema en Alejandría de los enemigos de los judíos. A lo largo de su mudable vida Josef se había tropezado una y otra vez con él; todos los enemigos de los judíos bebían en el pozo envenenado de Apión. Y la imagen de aquel enemigo ridículo, rastrero,

presuntuoso y triunfador que había logrado propagar por todo el mundo injurias tan necias como arteras se convirtió para él en el símbolo de la hostilidad al judaísmo, incluso de la ignorancia que reinaba en el mundo. Y él, como Sócrates, equiparaba ignorancia con maldad.

Caminaba de un lado a otro en el despacho de su hermosa y luminosa casa debatiendo mentalmente con Apión, su enemigo, tan locuaz como insulso. ¡Cuán distinto era este Josef de ahora, lleno de su Dios, preparando su próxima obra, al que escribiera la *Historia Universal*! Tal vez al concebirla se había propuesto una meta más alta, sólo alcanzable por medio de la fe en la razón, como la que profesaba Justo. Él, Josef, se había propasado al aspirar a ella. No era lo suyo, y lo había hecho todo mal. Ahora sabe quién es, ha logrado cierta claridad, ahora le importa un comino ese fin tan alto. Regresa al lugar del que partió. Ha perdido muchos años, pero no es demasiado tarde. Su Matías lo ha rejuvenecido.

Aliviado siente cómo se deshace de la pesada carga de la responsabilidad crítica, del limitador deber de cribar sus sentimientos en el cedazo de la razón. Piensa en Justo, y de pronto nota que no le queda ningún rastro en el corazón de su acre sentimiento de inferioridad, de su odio enamorado por el superior. Ahora no fijará la vista en ningún juez ni en la posteridad. Se dejará llevar. Escribirá lo que le dicte su corazón, no objetivamente, sino con celo y con ira; con toda la acritud que merecen sus enemigos, sus modales distinguidos, su frivolidad, su necedad. Les dará su merecido a ese muerto Apión, a los que lo precedieron y a los que lo siguieron, a los que se mofaron de lo más santo y lo más alto, a lo que jamás podrán llegar: Yahvé y su pueblo.

A continuación se sentó y comenzó a escribir su libro *Contra Apión o sobre la antigua cultura de los judíos.* ¡Qué bendición poder cantar sin cortapisas la alabanza del propio pueblo, sin el constreñimiento de ese dichoso afán de precisión! Jamás había sentido un placer semejante al que experimentó en esas dos semanas, cuando escribió, de un tirón, las cinco mil líneas de la obra. Los veía ante él. A los sandalias blancas, a los enemigos de los judíos, a esos egipcios helenizados, a Manetón y a Apión. Allí estaban, llenos de ínfulas, y él los machacaba a ellos y sus argumentos, los reducía a polvo hasta no dejar nada de ellos. Las palabras acudían a él hasta el punto de no poder contener aquel torrente, y al escribir los capítulos más brillantes pensaba en la griega egipcia Dorión y en su hijo Pablo y se le figuraba que habían sido Apión y Manetón quienes los habían alejado de él. Se burló mordaz de esos grieguecillos, de esos enanos cuyo único tesoro eran sus hermosas, ligeras, aladas, elegantes y delicadas palabras. Y les opuso a los auténticos griegos, a los grandes, a Platón o Pitágoras, a quienes los judíos conocían y valoraban, ya que, de no ser así, no habrían incorporado fragmentos de sus doctrinas a las suyas.

Y después de arremeter de tal modo contra sus oponentes erigió sobre esa negación una encendida, una brillante e imperiosa afirmación. Nada quedaba en él de su afán de cosmopolitismo. Todo lo que había reprimido penosamente durante el tiempo en que trabajó en la *Historia Universal,* todo ese valiente y desmesurado amor por su pueblo, fluía ahora en ese libro. Exaltó la nobleza de su pueblo. Había sido origen de sabiduría, escritura, preceptos, historia, mucho antes de que existieran los griegos. Había alumbrado a un gran legislador un milenio antes de que surgieran Homero y la guerra de Troya. Ningún pueblo veneraba a su dios con tanto fervor como el judío, ningún otro aspiraba como él a la virtud, y no había libros más ricos que los de su pueblo. Hemos elaborado un canon compuesto de los miles de libros que tenemos, y de esa miríada hemos seleccionado tan sólo veintidós, y esos veintidós los hemos reunido en un *único* libro. ¡Pero qué libro! ¡El libro de los libros! Y nosotros somos el pueblo de ese libro. ¡Cómo lo amamos, cómo lo leemos y lo interpretamos! El libro es nuestra propia vida, nuestra alma y nuestro Estado. Nuestro dios no se manifiesta en una forma determinada, se manifiesta en el Espíritu, en ese Libro.

En apenas dos semanas terminó su obra. Pero después, tras aquel arrebato que lo exaltara durante su redacción, tras el entusiasmo del trabajo, experimentó cierto decaimiento. Temió haber vertido su entusiasmo en un molde poco apropiado, que podía derramarse arrastrando a otros consigo. Una vez más surgió el recuerdo de Justo y la sensación de que su *Apión* no resistiría la comparación con la *Guerra judía* de aquél.

Se apresuró a presentarle el libro a Claudio Regino. Éste se mostró escéptico, debido a la celeridad de su composición. Descansaba perezoso en el diván y rogó a Josef que se lo leyese. Permaneció tumbado con los ojos entornados, poco inclinado a creer en la obra, y no tardó en interrumpir su lectura afirmando burlón:

—A nuestro Justo no le va a gustar este libro.

Algo parecido había pensado Josef mientras leía, y tuvo que hacer un esfuerzo para continuar. Pero poco a poco se apoderó de él el entusiasmo que lo había guiado durante su redacción y pronto abrió también Regino los ojos incorporándose; y finalmente, después de aproximadamente media hora, le arrebató el manuscrito, diciéndole:

—Vais demasiado despacio, permitidme que lo lea yo.

Y mientras Josef lo contemplaba en silencio, Regino siguió leyendo, ávido, hasta que le espetó:

—Mañana mismo pondré a trabajar a mis escribas —y, con una animación inusual en él, prosiguió—: Si los judíos celebrasen unos juegos olímpicos deberíais leerles este libro como Herodoto leyó a los griegos en Olimpia su obra histórica.

Aquella frase emanaba un entusiasmo como Claudio Regino no había sentido en años.

Y tal como le ocurrió a Regino les sucedió a todos los demás. Lucía, conmovida por la fuerza y la vehemencia del libro, afirmó:

—No sé si todo lo que has escrito responde a la verdad, querido Josefo, pero tiene el sonido de la verdad.

Matías estaba encantado. Ahora tenía el material que necesitaba para replicarle a Cecilia y a su Apión. Ahora sabía por qué estaba tan orgulloso de su pueblo, de su tribu, de su padre. Todo el mundo, amigos y enemigos, estaba arrebatado con el libro, que se convirtió en un éxito mayor de lo que Josef soñara jamás. Ya no cabía duda de que Flavio Josefo se había convertido en el primer escritor de su tiempo.

Hubo momentos, sin embargo, en que aquel éxito se le antojó vano. Evitó tropezarse con Justo, pero algunas veces, a solas y sobre todo en la noche, discutía con él. Escuchaba sus burlas y trataba de justificarse apelando al entusiasmo de los demás. Pero ¿de qué le servía? Había traicionado su misión. Sabía que Justo tenía razón y no los que lo aclamaban. Y se sentía fatigado, fatigado de las victorias y de las derrotas.

Pero esos momentos de flaqueza no fueron demasiados. Había esperado ese éxito mucho tiempo, y ahora se alegraba de él. Se deleitaba pensando que los mismos judíos que lo habían denostado sin conocerlo lo saludarían por fin como su defensor más eficaz. Se deleitaba pensando que sus enemigos griegos y romanos por fin constatarían la inspiración que subyacía en su libro. Y aquel éxito tan ansiado le sirvió asimismo para afirmarse ante Lucía y, sobre todo, ante Matías.

También Mara leyó el *Apión.* Escribió a Josef unas palabras sencillas y cándidas comunicándole entusiasmada lo que pensaba. Era un libro que entendía enteramente, era un libro que agradaba a su corazón. Y a continuación le refirió los últimos acontecimientos de su propiedad de
Be'er
Simlai. El administrador Teodoro bar Teodoro era un hombre de buen entendimiento y fiel corazón, e instruía a Daniel con éxito en sus menesteres. A Daniel se le daba bien la agricultura, todos estaban a gusto a pesar de que vivían en Samaria, cerca de Cesarea, entre gentiles, y los pocos vecinos judíos tampoco les hacían la vida fácil; miraban de reojo todo lo que tuviera que ver con Josef, sobre todo por los privilegios que le concedían los gentiles. Pero quizá las cosas cambiasen tras la publicación del *Apión.* Su hija Jalta tenía un pretendiente que le agradaba. Tenía el título de doctor por la Universidad de Yabne y, a pesar de ello, no era engreído y ejercía con modestia y celo el oficio de orfebre. Cierto que trabajaba fundamentalmente para gentiles, y ella no sabía si eso constituía un impedimento para sus relaciones. Como la primavera ya había llegado y Josef se pondría pronto en camino para reunirse con ellos, él mismo podría ocuparse de todo. También sería bueno para Daniel someterse de nuevo a la vigilancia paterna, y para Matías no permanecer mucho tiempo en Roma. En la nave *Felix* habían comido en abundancia, aunque las viandas no habían sido las mejores. Josef debía cuidar de que no le arruinasen el estómago.

Josef ve a Mara mientras lee y lo inunda un cálido sentimiento de ternura. Pero no tiene ninguna intención de regresar a Judea. Ahora más que nunca pertenece a este lugar, a Roma. Precisamente ahora, tras la aparición del *Apión.* Se siente dichoso, la felicidad le ha llegado en el momento justo, en una época en la que aún puede disfrutarla, en que aún conserva la energía que requiere el placer. Y Roma es el marco adecuado, el único posible para esa dicha. Ahora se siente llamado a seguir escribiendo según el dictado de su corazón, ha sido elegido para cantar la alabanza de su pueblo y defenderlo. Y eso sólo puede hacerlo en la capital enemiga.

Además, ¿cómo podría abandonar ahora a Matías? Llevárselo de Roma, arrancarlo del servicio de Lucía es impensable so pena de quebrar los ambiciosos sueños del muchacho, su propia estima. No, no tiene intención de hacerlo. Y tampoco quiere separarse de él. Lo mejor que tiene es el brillo que emana de su Matías, el amor y la admiración de su hijo. ¡Cuánto lo ama! Lo ama como Jacob el patriarca amó a su hijo Josef, como a un dios, con un amor sacrílego así lo ama. Y Josef entiende que Jacob le regalase la suntuosa túnica que le acarreó envidias y desgracia. Él haría lo mismo, adornar a su Matías con todo el lujo del mundo. Y aunque haya quien lo dude ha hecho bien en introducirlo en el centro del esplendor del Palatino. ¿A quién no se le alegra el corazón al ver al muchacho? El Palatino le queda incluso pequeño. Su túnica no

es lo bastante lujosa. Por otra parte, desde la aparición del *Apión,* hasta Juan de Giscala calla y no pone ningún reparo.

Y eso que el peligro sigue ahí, el peligro que él mismo ha convocado con su atrevimiento. Pero él se lo toma a broma. Aunque Domiciano quisiese vengarse del autor de la *Guerra de los judíos,* de la *Historia Universal,* del *Apión;* aunque arremetiese contra su vida, ¿qué podría ocurrir? Con una muerte semejante Josef no haría más que ofrecer de nuevo testimonio en favor de Yahvé y de su pueblo, coronaría su libro y aseguraría la inmortalidad de toda su obra.

Josef se paseaba por Roma feliz, radiante, como si fuese el hermano mayor de su Matías. Acudía diariamente al Palatino a ver a Lucía. Esa mujer le resultaba imprescindible. Sentía por ella una amistad en la que subyacía un deseo que a veces le trababa la lengua, a él, el elocuente, y lo hacía enmudecer. No hablaban de su relación, la luminosa y abierta Lucía tampoco permitía, al igual que él, el hábil Josef, que aquello se plasmase en palabras. Precisamente ese silencio cargado de muchas cosas y muy confusas hacía más atractiva su amistad.

Ella despertaba en él sentimientos y pensamientos largamente olvidados; sentimientos e ideas que había sentido cuando, siendo muy joven, se retiró al desierto para dedicarse a Dios y al conocimiento. Le pareció que Dios consideraba meritorio que se comportase castamente, como si privarse de Lucía le confiriese nuevas fuerzas.

En una ocasión, estando reunidos, Lucía le dijo con una extraña sonrisa en los voluptuosos labios:

—Mi querido Josefo, si él lo supiera.

—Se pondría hecho una furia —le replicó él—, se pondría furioso y callaría, y me prepararía una muerte digna de un mártir. Pero no sería un martirio tratándose de ti.

—¡Ah —se rió Lucía—, te refieres a Varriguita! No pensaba en él. Pensaba en Matías.

Y de pronto le espetó muy seria mirándolo con esos ojos suyos excesivamente separados:

—¿Sabes, mi Josefo, que estamos engañando a tu hijo Matías?

Porque el muchacho se había enamorado de Lucía, como tantos otros. Lo fascinaban su carácter abierto, su alegría, la plenitud que emanaba de su vida entera, la insaciabilidad con la que tomaba y daba la vida. Ser como ella era lo más excelso a que podía aspirar un mortal. Ella bromeaba con él a menudo a su manera confianzuda e inocente, y eso la unía más a él. Pero también lo tomaba en serio y escuchaba sus consejos. Para él fue decisivo que, por indicación suya, instalase sendas jaulas de pavos reales en su villa de la Via Apia y en su posesión de Bajae, y que encargase su cuidado a las personas que designó su amigo Anfión, el empleado de Regino. No sabía cómo llamar a ese vínculo tierno, palpable, que lo unía a Lucía. Le habría parecido un sacrilegio llamarlo amor, ni aun en pensamientos, y se asustó al ver surgir en él algo que difícilmente podría haber denominado de otro modo que deseo. Desearla era un atrevimiento tan insensato como que un joven romano desease a la diosa Venus.

Eso no impedía que de vez en cuando envidiase a su padre por la forma en que lo miraba Lucía y cómo le permitía ella que la mirase, pues sucedía que ambos no hacían alarde de su amistad pero tampoco se esforzaban seriamente por ocultarla. Matías se prohibió cualquier pensamiento irrespetuoso para con su padre o la emperatriz, su ama, pero no por ello acalló sus dudas. Trató de dominarlas incrementando la admiración que profesaba a su padre. ¿Dónde podría encontrarse en el orbe otro hombre que pudiese conmover por el mero poder de su palabra los corazones de gentes de todo rango y clase; capaz de emocionar tanto al sencillo campesino judío de Galilea como a los sutiles y viciosos griegos, e incluso a esa mujer grande, excelsa, a la emperatriz?

Ante ella, ante Lucía, se mostraba doblemente servicial precisamente a causa de esas raras sospechas rápidamente desechadas con que la inculpaba a ella y a su padre.

Capítulo segundo

Por fin se ha marchado, y ella ni siquiera lo lamenta. Siente un vacío en su corazón, es cierto, pero si lo analiza cuidadosamente no lamenta que se haya ido.

Las esperanzas que había concebido en torno a su Pablo no se han cumplido. Se ha convertido en un ser plano y vulgar. La educación de Fineas y la suya propia no sirvieron de nada. Es arrogante su Pablo, pero no con ese orgullo esteticista de su padre, el gran pintor Fábulo, ni tampoco con el orgullo fiero, nervioso, de Josefo ni la aguda, dominante altivez que ella misma tuvo un día. No, el orgullo de su hijo no es más que el necio, vacuo y brutal orgullo nacionalista de los romanos: el orgullo de formar parte de los que han logrado conquistar el mundo a hierro y sangre.

La litera se bambolea suave y rítmicamente sobre los hombros de los expertos porteadores capadocios. Dorión regresa de la segunda piedra miliar de la Via Apia, hasta donde había acompañado a su hijo. Sí, la litera avanza casi sin moverse. Tiene ciertos privilegios; el corredor que le abre paso sostiene el escudo color óxido con la corona dorada, y también las cortinas marrones de la litera la exhiben: indica que hay que cederle el paso, ya que forma parte del ajuar de un ministro del emperador. Pero esa comodidad no dulcifica los pensamientos de la dama Dorión.

Pablo ha emprendido, pues, el regreso a Judea. Ha llegado lejos, ha demostrado ser un buen soldado, lo han nombrado ayudante del gobernador Falco, se le escucha; en esta última visita ha agradado particularmente a su padrastro Annius, su marido. Hará carrera. Destacará en la próxima campaña y, puesto que tanto lo desea y no le falta energía, llegará a ser gobernador de Judea y los judíos sabrán lo que es un romano. Y no está descartado que satisfaga su mayor sueño y consiga dirigir los ejércitos del Imperio, como ahora Annius. Es muy romano, y los tiempos son muy romanos, también lo es el emperador, y Annius ama al extraordinario oficial Pablo, ¿por qué no habría de sucederlo?

¿Y qué ocurrirá cuando alcance todo eso? Pensará que ya ha llegado a la cumbre. Y creerá que también ella, Dorión, está satisfecha con sus logros. ¡Ah!, qué poco sabe de ella su hijo Pablo.

Recuerda con amargura los soeces accesos de ira contra los judíos a los que Pablo, antaño tan distinguido, se ha entregado en la mesa. Sus acres y necias palabras le habían repugnado doblemente por haber leído poco antes el *Apión.* Había vacilado en hacerlo pero, como todo el mundo hablaba del libro, lo leyó. Y le ocurrió como a los demás: le pareció escuchar la voz de Josef mientras lo leía, no logró zafarse de su voz, y en ocasiones se le figuró que le hablaba únicamente a ella. El libro la llenó de ira y de vergüenza y, ¿por qué no reconocerlo?, también la conmovió al hacerle revivir todos esos viejos, apasionados sentimientos que la unían al hombre que le hablaba desde ese libro con ese fervor y esa pasión.

En varias ocasiones había pensado darle el libro a Pablo. Siempre se reprochará no haberlo hecho. Pero en el fondo se alegra de ello, pues probablemente no se le habrían ocurrido, a propósito del *Apión,* más que comentarios vacuos y malignos, y eso le habría dolido aún más.

La vida está llena de extrañas coincidencias. Quizá, después de vivir semejante decepción con Pablo, su segundo hijo, Junio, le depare más alegrías. Por el momento no parece que así sea. Por el momento parece que sale al padre, a Annius, y que se convertirá en un joven dominante, disciplinado, ruidoso y seguro de sí, y sobre todo muy romano. Y que se adaptará bien a los tiempos. Ella trata de negarlo, y quiere ver en él lo que no hay. Pero ahora, mientras regresa en su litera de la segunda piedra miliar de la Via Apia, también eso se le antoja turbio y falto de esperanza.

A través de las cortinas de la litera le llega el bullicio de Roma. Todos se detienen a su paso, los ciudadanos de la gran ciudad le ceden el paso brindándole honores. Sin duda la envidian. ¿No ha llegado también muy lejos la hija del pintor que se consumía en su amor propio jamás saciado? Él habría disfrutado al ver lo que ha conseguido. Tiene un marido amante y fiel, el ministro de guerra Annius Bassus, que goza del favor del emperador desde hace ya muchos años. Tiene dos hijos, ¿cómo se dice?, hermosísimos, ambos

sanos. Pertenece a la primera nobleza del reino y, según todos los cálculos, sus vástagos accederán a los cargos más relevantes del Imperio. ¿Qué más puede desear?

Desea muchas cosas y, aunque durante el día logre ahuyentar los malos pensamientos, sus noches están llenas de amargura. ¿Dónde está la frágil Dorión de antaño con su fino y puro perfil y el rostro tierno, altivo? Cuando se mira en el espejo no ve más que una mujer enjuta, amargada, infeliz, que envejece, y de poco le vale que su fiel Annius no repare en ello y siga amándola como siempre. Está en la cuarentena, ya ha llegado, y ¿qué le ha dado la vida? ¡Cuánto más habría podido tener! Ha dilapidado su vida, la ha arruinado con su frivolidad. Ella misma quiso separarse con malevolencia del único hombre a quien pertenece. Y si su hijo lleva ahora una vida vacía, vulgar, ruin, la culpa es suya, precisamente por esa separación. Pues, si se hubiera quedado con ese hombre, Pablo seguiría siendo como fue en un principio.

En los últimos tiempos ha tenido que oír muchas cosas, lo quisiera o no, de su antiguo marido. Fuera donde fuera sonaba su nombre. Supo de la partida de Mara y de los hijos de Josef, se encogió de hombros. Supo de la *Historia Universal,* la leyó, se encogió de hombros y la dejó a un lado, y supo que a otros muchos les había ocurrido lo mismo. Y eso la llenó de satisfacción. El tipo era un buen escritor siempre que rebosara pasión, como cuando estuvo a su lado deseándola, pero desde que se separó de ella está acabado. Luego supo que había introducido a su hijo en el Palatino, al servicio de Lucía, y se encogió de hombros. Siempre fue ambicioso, ese Josef, y al ver que la literatura no lo encumbraba lo intentó con burdas artimañas de arribista. ¡Que lo intente! A ella le convenía poder nublar su imagen con una pátina de desdén e indiferencia. Y supo más cosas de él. Oyó que quería organizar un recital, curiosamente en el Templo de la Paz, y que el emperador asistiría a esa lectura. A punto estuvo de acudir. Pero pensó que daría lugar a comentarios, lo que disgustaría a Annius, y realmente Josef no le importaba tanto como para pagar ese precio por estar presente y verlo pavonearse ante los demás. Y se encogió de hombros y no acudió al Templo de la Paz.

Pero después escuchó otras cosas y lamentó mucho no haber asistido a la lectura, pues no se había mostrado ambicioso, cualquier cosa menos eso; debió de ser un espectáculo magnífico verlo arrojarle al emperador a la cara su verdad y sus injurias ante tres mil espectadores. No, desde luego no es un cobarde, de ninguna manera. Cierto que tampoco lo es Annius, ni su hijo Pablo. Ambos hacen un buen papel en la batalla. Pero la valentía de Josef es un coraje por completo distinto, mucho más atractivo. Un tanto vocinglero, tal vez, pero grandioso en cualquier caso, pues de no ser por ese valor extraño, llamativo, exhibicionista y grandioso no se habría prestado a ser flagelado por su causa. Y, al recordarlo, su cara morena se turba con un leve sonrojo.

No quiere seguir pensando en ello, no quiere seguir sola, quiere distraerse, ver gente. Ordena detener la litera y descorrer las cortinas. La variopinta ciudad le sale entonces al encuentro con sus mil rostros. Muchos la saludan. Aquí y allá ordena a los porteadores que se detengan y charla con éste o aquél. Y así logra aplacar su desazón.

Al llegar a su casa, sin embargo, se encontró con un visitante que la obligó a enfrentarse de nuevo, y esta vez más intensamente, con su pasado y con Josef. Fineas la esperaba; el griego Fineas, el preceptor de Pablo, el enemigo de Josef.

Cuando Dorión entró lo encontró muy sereno mirándola con su gran cabeza extraordinariamente pálida y las manos largas y descarnadas posadas con gran sosiego. Pero Dorión sabía cuánto esfuerzo le costaba ese sosiego. Fineas amaba a Pablo. Había dedicado gran parte de sus mejores años a convertir a su amado y principesco Pablo en un auténtico griego, pese a lo cual el muchacho había escapado a su influjo convirtiéndose en lo que el griego Fineas más desdeñaba, en un verdadero romano. A pesar de todo, seguía amándolo. Cuando Pablo visitó Roma dos años antes Fineas se esforzó enconadamente por ganárselo, por retomar la relación con su querido pupilo. Pero Pablo se le resistió; se mostró tenso, rígido, lleno de fría afabilidad, y a su madre la conmovió la dignidad con que se lo tomó Fineas, sin asomo alguno de sarcasmo, al estilo griego. Pero esta vez, en la última visita de Pablo, ¡qué temerosa expectación había debido embargar a Fineas, cuánto habría anhelado que lo llamase o lo visitara!

Pero Pablo estaba harto de aquel incómodo personaje y se marchó sin que su preceptor llegase a verlo.

Allí tenía, pues, a Fineas, aguardando ansioso noticias de Pablo. Pero no reveló su impaciencia en ningún momento e inició la conversación refiriéndose a asuntos intrascendentes.

Dorión sintió lástima de él. A pesar de la reserva de su trato, se conocían muy bien: él conocía sus turbias relaciones con Josef. La decepción por el hijo que se le escapaba, cada día más ajeno, más vulgar, los unía, y Fineas era seguramente la única persona capaz de entender cuán poco la satisfacían su propia y

esplendorosa vida y la brillante carrera de su hijo.

De modo que no esperó a que le preguntase para hablar de Pablo. Le refirió las conversaciones que habían mantenido, con objetividad, sin valorarlas, sin quejarse y sin hacer reproches. Pero, al concluir, dijo:

—La culpa de todo la tiene Josef —y, aunque su actitud y su voz no se habían alterado en ningún momento, en sus ojos color mar brilló una ira incontenida.

—Puede ser —replicó Fineas— y también puede que no. No alcanzo a entender a Flavio Josefo; lo que es, y lo que hace, sigue siendo ajeno a mí, incomprendido e incomprensible como un animal. Y si alguna vez me ha parecido entrever sus móviles siempre resultó que su encadenamiento era otro. Hace poco nos asombramos, sin ir más lejos, del valor con que fue capaz de lanzarle al emperador a la cara sus insolentes y levantiscas convicciones. Lo que hizo y dijo, y cómo lo hizo, nos pareció ciertamente ridículo y contrario a la razón, pero reconocimos el coraje que manifestaba en su absurdo comportamiento. Y ahora resulta que nuestro Josefo no necesitaba tener para su gesto heroico el valor que le alabamos.

Dorión lo miró atentamente a la cara con sus ojos color mar.

—Por favor, continuad, querido Fineas —le rogó.

—El tipo —le explicó Fineas con su voz armoniosa y profunda— no necesitaba tanto valor porque contaba con un importante apoyo, con la más poderosa protectora que pueda tener nadie en el Palatino.

—Me decepcionáis, Fineas —le respondió Dorión—. Primero hacéis como si fuerais a contarme una increíble novedad, y después me decís, dándoos aires, que Lucía defiende a los judíos y, en particular, a Josefo. ¿Es que todavía hay alguien que lo ignore? ¿Y por qué motivo debemos considerarlo menos valiente por eso? Una palabra amable en boca de nuestra emperatriz no es escudo lo bastante seguro contra ciertos peligros.

—Tal vez no una mera palabra —dijo Fineas—, pero sí la seguridad de que la primera dama del reino, la mujer sin la cual el emperador es incapaz de vivir, llegaría a poner todo su empeño, incluso a arriesgar su vida, por protegerlo a él, a su héroe, de cualquier peligro.

Dorión palideció.

—No os tengo por un charlatán, querido Fineas —dijo—, que repita los cotilleos del Palatino sin comprobar su veracidad. Supongo que, si propagáis infundios tan peligrosos, tendréis razones y pruebas de lo que decís.

—No los propago —la corrigió con suavidad—, únicamente os lo cuento a vos, mi ama Dorión. ¿Razones y pruebas?

Sonrió preparándose para un largo discurso.

—Ya sabéis, ama Dorión, que no estoy de acuerdo con muchas de las afirmaciones y actos de nuestro amo y dios Domiciano. Más bien, jamás os he ocultado nada, paso por ser un enemigo del Estado en el sentido que da Norban al término, pues exijo más autonomía para Grecia de la que disfrutamos, por lo que pongo en peligro la continuidad del Reino, y vos y Annius Bassus no deberíais en realidad admitirme en vuestra casa, y es prácticamente seguro que acabaré mal. Es un milagro que el emperador aún no haya ordenado mi ejecución o no haya decidido exiliarme allende vuestras fronteras como ya hiciera con mi gran amigo Dío de Prusa.

—Ahora sí os mostráis excesivamente locuaz —dijo Dorión impaciente— y os desviáis del tema.

—Sí, lo soy —le replicó Fineas sin ofenderse— todos los griegos lo somos, nos deleitamos con la palabra bien dicha. Pero no me estoy desviando de nuestro asunto. Como muchos senadores insatisfechos conocen mi talante y saben que soy enemigo de este régimen se expresan sin ambages ante mí y no me excluyen al exponer sus críticas al Palatino. Sé, por tanto, que el senador Próculo manifestó a sus íntimos que en tres ocasiones se le había brindado la oportunidad de observar al judío Josefo conversando con la emperatriz, creyéndose ambos a solas. Se percató de ciertas miradas, medias palabras, pequeños gestos, nada más. Y, sin embargo, estaba persuadido, y con una seguridad tan irrebatible como si hubiera asistido a su tálamo, de que algo más que la admiración por un escritor con talento ata a la emperatriz Lucía a ese hombre. Al senador Próculo se le pueden reprochar muchas cosas, es un republicano pertinaz y un romano impenitente, pero hay que concederle una cualidad: tiene ese don psicológico práctico tan característico de los romanos. Eso es todo lo que tenía que deciros, ama Dorión, y ahora afirmad otra vez que me he desviado del tema.

Dorión estaba lívida. Jamás había sentido celos de Mara ni de las numerosas mujeres que cortejó Josef. Pero si era cierto que tenía relaciones con Lucía, como afirmaba haber percibido ese senador Próculo, aquello la trastornaba en lo más íntimo. Su vitalidad siempre había sido artificial, se había visto obligada a extraerla de los más remotos rincones de su ser. Ahora había agotado la parte que le correspondía y se había convertido en una mujer vieja, pero como Annius seguía viendo en ella a la Dorión de antes no quiso desengañarlo; también Josef, al pensar en ella, recordaría sin duda a la Dorión de antaño. Pero Lucía

encarnaba todo aquello que Dorión habría querido ser: la vida que bulle, salvaje. A pesar de las diferencias entre ambas, Lucía representa a una Dorión más perfecta, más joven, mejor. Y Lucía es más bella, Lucía es más vital, Lucía es la emperatriz. Si es cierto lo que ha creído ver el senador Próculo, Lucía conseguirá borrar del corazón de Josef el último rastro de Dorión. Entonces no quedará nada de ella en Josef.

Pero no es posible. No son más que chismes de un senador insatisfecho, de un republicano impenitente al que el odio hace ver visiones, a lo que se suma el odio del propio Fineas.

Y, aunque así fuera, ¿qué pasaría? ¿Acaso todavía ama a Josef?

Naturalmente que lo ama. Siempre lo ha amado. Fue una estúpida al separarse de él. Ahora tiene a Annius en lugar de a Josef. Y Josef, el sabio, el afortunado, la ha cambiado por Lucía. Y ni siquiera lo deseó. Sólo la amaba a ella, pero ella lo obligó a buscarse una sustituta, ella arrojó a Josef en brazos de Lucía.

Pues no. No lo tolerará. Las cosas no pueden quedarse así. No tiene ninguna intención de permanecer al margen, como espectadora. Le arruinará ese bocado.

—¿Y Domiciano? —le pregunta sin más.

Fineas la mira de frente y reconoce en sus ojos un destello perverso, astuto, odioso, familiar. Eso es lo que quería ver. Ha preparado el terreno con maña guiándola precisamente hasta ese punto; el plan debe surgir de ella. Como antaño la Universidad de Yabne, ahora ha encontrado de nuevo el talón de Aquiles de su enemigo; cierto, el asunto requiere habilidad, pero el punto es débil, vulnerable, y grandes las expectativas de poder acertar y derribar por fin al odiado Josefo.

—Sí, Domiciano —replicó, por tanto—, ésa es la cuestión: ¿qué piensa Domiciano de todo ello?

Dorión repuso entonces con la misma lentitud, con su voz fina, sinuosa:

—Es muy desconfiado. A menudo sospecha más de lo que hay. ¿Cómo no habría de descubrir lo que es cierto?

Fineas le respondió:

—¿Quién conoce los pensamientos del emperador? Es aún más inescrutable que el judío Josefo.

—De cualquier modo es curioso —Dorión siguió dándole vueltas— que no arremetiese contra Josef tras aquel famoso recital. Quizá tenga algo que ver. Quizá sea verdad que DDD sabe algo y no quiere admitirlo.

Fineas sugirió entonces:

—Quizás haya un modo de obligar al emperador a admitir que su mujer mantiene una amistad de todo punto perniciosa con el judío Josefo.

Dorión, a su vez, le replicó con el mismo fulgor levemente perverso en sus ojos color mar:

—Sea como fuere, os doy las gracias, querido Fineas. Vuestro prolijo informe no estaba tan alejado del tema como creí en un principio.

A partir de ese momento se intensificaron los comentarios que circulaban en Roma sobre la relación que mantenía la emperatriz con el judío, y no hubo rincón donde no se escucharan.

Norban no había olvidado la ira del emperador al contarle el chiste que se había permitido Aelio a su costa, y consultó con Mesalino si debían informar del rumor a DDD.

—Lucía está ahora en Bajae —sopesó Mesalino—, el judío Josefo ha pasado varias semanas allí. No veo ningún motivo para ocultárselo a DDD.

—DDD se extrañará de que se le informe de tal cosa. No tiene nada de particular y es del todo intrascendente que el judío quiera estar cerca de su hijo, en Bajae. A DDD le parecerá grotesco que un hecho tan nimio dé pie a semejantes sospechas.

—Y lo es —admitió el ciego con su dulce voz—. Y, sin embargo, no estaría de más informar a DDD de que la emperatriz muestra un interés por el judío y su hijo que irrita a muchos.

—Sería conveniente —replicó Norban—, pero es un asunto espinoso. ¿Podríais ocuparos vos, estimado Mesalino? Prestaríais un gran servicio al Imperio romano.

—DDD debe caer en la cuenta por sí mismo —afirmó entonces Mesalino—. Considero que entre vuestras funciones está que DDD caiga en la cuenta por sí mismo.

—Pero, aunque llegue a concebirlo, bastará con una carcajada de Lucía para hacer desaparecer tales sospechas, dejando tan sólo el encono que le inspiraría el hombre que le hubiera hecho reparar en ello.

—No es bueno —repuso Mesalino sentencioso— que el amo y dios Domiciano dependa de tal modo de una mujer. Tal vez sí deberíais atreveros, querido Norban, a hacerle reparar en el asunto. Es competencia vuestra, y con ello prestaríais un gran servicio al Estado.

A Norban esa entrevista le dio qué pensar. Era amigo del emperador, le era fiel, le tenía por el mejor romano, y odiaba a Lucía por muchos motivos. Sabía muy bien que pertenecía a una estirpe mejor que la

suya, y el modo afable aunque indiferente con que lo trataba de cuando en cuando lo irritaba sobremanera. Habría preferido mil veces que lo odiase y que tratase de poner a DDD en su contra. También lo ofendía que ella, a quien el amo y dios Domiciano honraba con su amor, no supiera aparentemente apreciar ese amor en lo que valía. Creía sinceramente que su influjo perjudicaba al emperador y al Imperio. El mero trato con Josef era una afrenta para DDD, mermaba su popularidad y, por lo demás, no era impensable que Lucía se acostase con el judío.

Pero ¿qué podía hacer él, Norban, para impedirlo? A Mesalino le resultaba fácil decir: «¡Haced que el emperador repare en ello!». Pero ¿cómo? ¿Qué podía hacer Norban para que se decidiese a proceder contra el judío y contra la mujer?

Mientras se debatía con esos pensamientos encontró un día entre su correspondencia una misiva confidencial de Falco, gobernador de Judea, sobre la situación de la provincia. En su escrito el gobernador le informaba, entre otras cosas, de que habían encontrado en su archivo una lista en la que figuraban los llamados descendientes del rey David. Tiempo atrás se encomendó a sus antecesores la vigilancia de esas gentes, si bien en los últimos años el asunto parecía relegado, al olvido. Tras abrir una nueva investigación se descubrió que en Judea sólo quedaban con vida dos de esos descendientes del viejo rey: un tal Jacob y un tal Miguel. En los últimos tiempos se había vuelto a oír hablar de ellos, que por cierto no se hacían llamar judíos, sino cristianos, o mineos. Él mismo los mandó apresar y, al considerar conveniente alejarlos del país, los había embarcado rumbo a Italia para que pudiesen observarlos de cerca en el Palatino y decidir su destino. Los retoños de David, Jacob y Miguel, estaban, por tanto, de camino hacia Roma.

Mientras leía el escrito del gobernador Falco Norban recordó el delicado pabellón de verano del parque del Albano y, ante él, las solemnes figuras de los doctores de Yabne; y reparó en que también el judío Josef descendía de David, por lo que tanto él como su hijo Matías tenían ciertos derechos sobre el dominio del orbe. De pronto vio el *Salmo del valor* que Josef había tenido la insolencia de declamar ante el emperador bajo una luz distinta, mucho más peligrosa; también la amistad de Josef y de su hijo con Lucía adoptó de pronto otro cariz, más siniestro. Era una declaración de guerra dirigida contra el emperador y contra el Imperio. El rostro ancho y cuadrado de Norban se desfiguró dibujando una sonrisa que descubría sus grandes dientes amarillos, sanísimos. De pronto vio la forma de señalar a su amo el peligro que emanaba de las relaciones de Josef con Lucía sin arriesgar su propia vida. Al recordársele la superstición judía de los herederos de David y del Mesías el emperador sin duda dirigirá sus pensamientos en la misma dirección que él. Cuando mencione, o incluso le presente a ese Jacob y a ese Miguel, le recordará que Josefo y su hijo pertenecen a la misma estirpe, y el precavido y desconfiado DDD no podrá por menos que reflexionar detenidamente sobre el judío Josefo y su hijo, y la amistad que los une a Lucía.

Envió a un correo al Albano para preguntar si el amo y dios Domiciano tendría la deferencia de recibirlo en los próximos días.

El amo y dios Domiciano solía pasar ahora la mayor parte del tiempo solo en el Albano. Acababa de estallar la primavera, pero él era incapaz de disfrutar de ella. Dormitaba en sus invernaderos y observaba a sus animales salvajes, pero tenía tan poca conciencia de los frutos artificialmente madurados como de la pantera que lo miraba soñolienta desde un rincón de su jaula. Se forzaba a trabajar, pero se distraía. Mandaba llamar a sus consejeros y escuchaba sus informes sin gran entusiasmo, pero después dejó de oírlos. Hizo que le llevasen mujeres, y las dejaba partir sin tocarlas.

No ha olvidado la insolencia del judío Josefo, y no tiene la menor intención de dejar impune su crimen. Pero el castigo debe ser cuidadosamente meditado. Pues tal monstruosidad, declararle la guerra a él, a su mundo y a sus dioses, en público, no respondió a un impulso de su corazón, sino a la voluntad de su dios. Y que Lucía lo convenciera de asistir a aquella recitación del *Salmo del valor* no se debió a un capricho suyo, sino que también obedecía, sin que ella lo supiera, a un designio de su peor enemigo: el dios Yahvé. Es extraño, y lo atormenta más allá de su propio interés por Lucía, que Yahvé haya logrado poner a esa mujer de su parte arrebatándosela a Júpiter, a la que por nacimiento pertenece. Es un dios artero ese Yahvé, y Domiciano debe sopesar detenidamente cada uno de sus pasos.

Rechaza cualquier sospecha de que el vínculo que une a Lucía con el judío tenga algo que ver con el sexo. Si se tratase del placer carnal ambos ocultarían su relación. En lugar de eso el judío le ha declarado la guerra ante Roma entera y con la aquiescencia de la emperatriz, cegado, sin duda, por su dios.

Lo más sencillo sería, naturalmente, acabar con todos: con el judío Josefo y su retoño Matías, y, para terminar, con Lucía. Pero por desgracia Domiciano sabe muy bien que esos métodos tan directos no son tan eficaces como cabría pensar. Muchos se han dejado ya contagiar por el veneno de ese frenesí judío, y la muerte de un par de infectados no asustaría a los otros, sino que los haría ansiar aún más el veneno. Cuando la demencia atrae a la muerte ésta no resulta amarga, sino dulce.

¿Cómo erradicar la manía oriental? Cualquier medio le parece válido: argucias, amor, amenazas. Pero ¿por dónde empezar? No lo sabe.

Trata de concentrarse, entra en su capilla doméstica y se dirige en busca de consejo a su diosa, la diosa de la claridad, Minerva. La halaga, la amenaza, y vuelve a alabarla. Se ensimisma en su contemplación. Mira fijamente con sus grandes ojos miopes y saltones los grandes ojos redondos, de lechuza, de la diosa. Pero ella no se deja domeñar, no se aviene a hablarle; muda y oscura lo mira con sus fieros ojos. Él en cambio le ruega de nuevo, se esfuerza lo indecible, la conmina. Y finalmente logra su objetivo, le arranca la ansiada palabra, ella abre la boca y le dice:

—¡Oh, querido Domiciano, mi hermano, mi predilecto, mi protegido!, ¿por qué me obligas a decirte lo que no deseo? Mas Júpiter y los hados me lo han ordenado. De modo que atiende y ten valor. Debo abandonarte, no puedo seguir aconsejándote, mi efigie en tu capilla será a partir de hoy una cáscara vacía carente de vida. ¡Oh, cuán grande es mi pesar, Domiciano, amado mío! Pero debo alejarme de ti, no puedo seguir protegiéndote.

A Domiciano le tiemblan las piernas, se le corta el aliento; un sudor frío envuelve todo su cuerpo y tiene que apoyarse en la pared. Se dice que no ha escuchado la voz de su Minerva; que ha sido su enemigo, el dios Yahvé, quien ha hablado por boca de su efigie, con falsedad, para asustarlo. Todo ha sido un sueño, una de esas falsas visiones que a menudo se producen en la tierra de Yahvé y que conoce por los informes de su soldado Annius Bassus. Pero nada de eso le sirve de consuelo, no remite el pálido y frío temor que lo atenaza.

En aquel tiempo crecieron su misantropía y su suspicacia. Dio al gran chambelán y al prefecto de su escolta orden de que impidieran por cualquier medio que se le acercase nadie o entrase un arma en el palacio. Y encomendó a sus arquitectos forrar las salas y la recepción tanto del Palatino como de su palacio del Albano con metal pulido a fin de percatarse en todo momento, de pie o tumbado, de la presencia de cualquiera que osara acercarse a él.

Así transcurrían los días del emperador en el Albano cuando el ministro de policía solicitó audiencia. Se alegró de ver a Norban. Se alegró de poder salir de su mundo de ensueño y acercarse de nuevo a la realidad. Curioso y afable, incluso con cierta ternura, encaró el rostro fiel, brutal y socarrón de su servidor y se deleitó, como siempre, al ver el grueso y negrísimo cabello caer desordenado y formando bucles sobre la frente de su basta cara.

—Bueno, bueno —dijo animándolo a hablar y arrellanándose en su asiento—, y ahora cuéntame con todo detalle qué novedades hay en Roma.

Así lo hizo Norban, presentándole un prolijo informe de los últimos acontecimientos de la ciudad y el Imperio, y su voz firme y poderosa parecía realmente hecha para ahuyentar los malignos sueños del emperador y devolverlo a la realidad.

—¿Y qué se sabe de Bajae? —preguntó el emperador tras unos minutos. Norban se había propuesto hablar lo menos posible de Lucía, Josefo y Matías; el emperador debía sacar por sí mismo las conclusiones pertinentes.

—¿De Bajae? —repitió precavido sus palabras—. Por lo que sé, la emperatriz se encuentra a gusto allí. Hace mucho deporte, nada a pesar de la época, organiza carreras de remos en la bahía, ve a mucha gente, gentes de todo tipo, y también se dedica a la lectura.

Hizo una pequeña pausa, pero después no pudo reprimirse y añadió:

—Ha escuchado al judío Josefo recitar fragmentos de su nuevo libro, que, según mis colaboradores, es una ardiente apología de la superstición judía, aunque no rebasa los límites permitidos.

—Sí —replicó el emperador—, es un libro vehemente y muy nacionalista. Cuando mi judío Josefo se muestra así, tal como es, me resulta más amable que cuando proclama esa verdad romano-greco-judía, esa pseudoverdad. Por lo demás —meditó, como en su día hiciera el propio Norban—, no es sorprendente que mi judío Josefo se encuentre en Bajae, ya que la emperatriz ha tomado a su hijo a su servicio.

Y, al ver que Norban callaba, añadió:

—Según he oído, está muy satisfecha con el joven vástago de Josefo.

Norban tenía mucho que decir sobre Josefo y su hijo, pero se había propuesto no hacerlo y fue fiel a su determinación. Calló.

—¿Y qué más? —preguntó Domiciano.

—En realidad, no hay mucho más —respondió Norban—. En todo caso, sí, me gustaría proponerle al amo y dios Domiciano un breve y divertido pasatiempo. Tal vez Su Majestad recuerde que en una ocasión constatamos, con motivo de un regocijante encuentro con ciertos doctores judíos, que los judíos consideraban aspirantes al trono del orbe a los descendientes de un tal rey David. A raíz de aquello

elaboramos una lista de aspirantes.

—Lo recuerdo —asintió el emperador.

—Pues bien, el gobernador Falco acaba de notificarme —continuó Norban— que ha encontrado a dos en su provincia, Judea. Últimamente han suscitado bastante revuelo, y Falco ha decidido enviarlos a Roma para que dispongamos de ellos. Deseo, por tanto, preguntar al amo y dios Domiciano si le agradaría ver con sus propios ojos a estos aspirantes al dominio del mundo. Se trata de un tal Jacob y de un tal Miguel.

Tal y como había previsto y deseaba Norban, la propuesta despertó en el alma de Domiciano mil y una ideas, determinaciones, deseos, temores, que permanecían latentes en él. Cierto, había olvidado que había quien tenía al temido y despreciado judío Josefo y a su hijo por descendientes de reyes, equiparándolos a él. Pero ahora, tras refrescar Norban el recuerdo de aquella extraña plática con los doctores y sus consecuencias, se le avivó la idea de que ese Josefo y su hijo aspiraban realmente a ocupar el trono y que, por tanto, debía considerarlos rivales. Por muy ridículas que fueran las pretensiones de esas gentes no dejaban de existir, y no eran por ello menos peligrosas, y estaba claro que esos retoños de David pensaban que era hora de reclamar lo suyo. Mientras escuchaba el informe de Norban se le ocurrió que era precisamente esa pretensión, su supuesta relación con los antiguos dioses orientales, lo que había atraído a la fantasiosa Lucía; así era como había logrado el judío que su grotesco vástago entrase a formar parte de su séquito. Y por eso también, apoyándose en sus derechos como heredero real, se había atrevido a arrojarle a la cara sus versos sobre el valor. Él, Domiciano, había tenido razón al suponer que tras ello estaba su gran enemigo, el dios Yahvé.

Pero estas reflexiones no le llevaron ni cinco segundos. El rostro del emperador se había sonrojado, como siempre que se excitaba o se turbaba, pero su actitud no dejó traslucir sus emociones.

—Una excelente idea —afirmó animado—. Bien —añadió—, tráeme a esa gente, querido Norban. ¡Y cuanto antes!

Una semana después condujeron a los descendientes de David Jacob y Miguel al Albano.

Un sargento de la guardia los guió hasta una lujosa sala. Allí permanecieron, robustos, toscos e indefensos, en ese suntuoso marco. Eran hombres de aspecto campesino, iban envueltos en largos y toscos ropajes galileos, y sus rostros serenos mostraban largas barbas; Miguel contaría unos cuarenta y ocho años, y Jacob cuarenta y cinco. Apenas hablaban, el entorno tan ajeno a ellos parecía sorprenderlos, aunque no asustarlos.

Entonces entró el emperador muy envarado seguido de Norban y otros señores, y también por un intérprete, pues aquellos hombres no hablaban más que arameo. Al verlo entrar farfullaron algo en su jerigonza. Domiciano preguntó qué habían dicho; el intérprete le explicó que se trataba de un saludo. Domiciano quiso saber si había sido un saludo respetuoso; el intérprete replicó titubeando que había sido un saludo como el que se usa entre iguales.

—Hm, hm —dijo el emperador. Dio un par de vueltas alrededor de ellos. Eran hombres corrientes, campesinos bastos de miembros y rasgos de labriegos; olían como tales, aunque sin duda los habían bañado antes de llevarlos a su presencia.

Con su aguda y estridente voz Domiciano les preguntó:

—¿De modo que sois de la estirpe de ese rey vuestro, David?

—Sí —replicó escuetamente Miguel, y Jacob añadió:

—Estamos emparentados con el Mesías, somos sus tataranietos. Tras escuchar esto de labios del intérprete Domiciano los miró perplejo con sus ojos miopes y saltones.

—¿Qué quieren decir estos hombres? —dijo dirigiéndose a Norban—. Si son parientes lejanos del Mesías es que piensan que hace tiempo que vino al mundo. ¡Preguntádselo! —le ordenó al intérprete.

—¿Qué quiere decir que sois tataranietos del Mesías? —preguntó éste. Miguel afirmó paciente:

—El Mesías se llamaba Josué ben José, y murió en la cruz para redimir a la humanidad. Era el Hijo del Hombre. Tenía un hermano llamado Judas. Nosotros descendemos de ese hermano.

—¿Los entendéis, señores? —consultó Domiciano dirigiéndose a los que lo rodeaban.

—A mí me parece todo un poco confuso. Preguntadles —ordenó— si ya ha llegado el reino del Mesías, por tanto.

—Está aquí y no lo está —afirmó Jacob—. Josué ben José de Nazaret murió en la cruz y resucitó, y allí empezó todo. Pero volverá de nuevo y entonces se mostrará en toda su gloria, juzgará a vivos y muertos, y dará a cada cual lo que merece.

—Interesante —opinó el emperador—, muy interesante. ¿Y cuándo será eso?

—Eso ocurrirá al final de los tiempos, en el Juicio Final —afirmó Miguel.

—No es que haya sido muy preciso —comentó el emperador—, pero me parece que el tipo quiere decir que aún habremos de esperar. ¿Y quién gobernará en ese reino del Mesías? —preguntó a continuación.

—El Mesías, naturalmente —repuso Jacob.

—¿Qué Mesías? —lo interpeló Domiciano—. ¿El muerto?

—El resucitado, desde luego —replicó Miguel.

—Tendrá que nombrar a sus gobernadores —dijo Domiciano—, a algún representante. ¿A quién llamará? Fundamentalmente a sus parientes, supongo. Decidme, ¿qué clase de gobierno será el suyo?

—No sabemos nada de gobernadores —explicó Jacob remiso, y Miguel insistió:

—No será un reino terrenal, sino celestial.

—Son unos soñadores —opinó el emperador—, es imposible razonar con ellos. ¿Y vosotros descendéis de la estirpe de David? —quiso cerciorarse.

—Sí, así es —replicó Jacob.

—¿Qué impuestos pagáis? —trató de saber el emperador.

—Tenemos una pequeña granja de treinta y nueve acres —le informó Jacob—. Vivimos de su explotación. La trabajamos con dos criados y una sirvienta. Mi recaudador de impuestos ha valorado la propiedad en nueve mil dinares.

Domiciano meditó:

—No es que sea mucho para los descendientes de un gran rey, para quien aspira a gobernar reinos y provincias. ¡Mostradme vuestras manos! —ordenó a continuación. Se las enseñaron; Domiciano las estudió cuidadosamente: eran manos duras de campesino llenas de sabañones—. Dadles bien de comer —determinó el emperador— y enviadlos a su país. Pero en una nave corriente, no los miméis demasiado.

A Norban en cambio le confió cuando se marcharon:

—¡Qué pueblo éste de los judíos, que ve en semejantes tipos a sus pretendientes al trono! ¿No se te antojaron muy cómicos con ese orgullo y esa simpleza?

—Éstos eran cómicos —replicó Norban, recalcando «éstos». En ese momento Domiciano se sonrojó, y después palideció, sonrojándose de nuevo. Pues Norban tenía razón; éstos resultaban cómicos, mientras que otros descendientes de David, Josefo y su hijo, no lo eran en absoluto. Y en Domiciano renació el temor que le inspiraba el judío y su dios Yahvé.

Hasta ese momento la entrevista con los descendientes de David había surtido exactamente el efecto que esperaba Norban. Pero después los acontecimientos tomaron un cariz que el ministro no deseaba, pues el emperador, suspicaz como era, se dijo de pronto que era probable, incluso seguro, que Norban hubiera querido inspirarle esos pensamientos a sabiendas. Por eso sin duda había concedido tanta importancia a esos dos herederos de David, de cuya inocencia debía de estar tan persuadido como él después de verlos.

Domiciano sabía desde un principio lo peligroso que podía llegar a ser Josefo, y si lo que deseaba era avisarle de ese peligro su fiel siervo no había hecho sino cumplir con su deber, y con un tacto que él jamás le habría atribuido. A pesar de todo, le resultaba difícil digerir que ese Norban fuese capaz de adivinar sus pensamientos con tal precisión; lindaba con la traición que un súbdito osase dictarle al dios Domiciano su línea de pensamiento. Ha permitido que se le acercase demasiado. Ahora hay alguien en el mundo que lo conoce demasiado bien. Son éstos los sentimientos que lo agitan; no llegan a ideas, pues en su turbación aún no les ha dado forma, pero no puede impedir contemplar la cabeza de su ministro de policía con desconfianza y con algo parecido al temor. Sin embargo, eso sólo dura una fracción de segundo, pues la cara que ve es fuerte, brutal, digna de confianza: la cara de un perro fiel, exactamente el rostro del ministro de policía que desea tener.

Norban le ha deparado un grato entretenimiento mostrándole a los retoños de David, le ha permitido descubrir algunas cosas. Le está agradecido por ello a su fiel ministro de policía, y se lo dice, pero lo despide con prisas, casi abruptamente.

Al quedarse solo reflexiona sobre todo ello. Lo que entorpece particularmente ese combate suyo con Yahvé es que no puede confiarse a nadie en ese asunto. Norban le es fiel, pero su alma no es lo bastante sutil como para abarcar algo tan complejo, tan abstruso, como la hostilidad de un dios invisible, intocable; y, por otra parte, el emperador no quiere permitirle adentrarse más en su alma. Marullo y Regino tal vez llegasen a entender el sentido de esa lucha. Pero, aunque lograse hacérselo ver, ¿de qué le valdría? Ambos son ya unos viejos perezosos, pacientes, liberales; no son luchadores como los que requiere ese combate sin cuartel. Annius Bassus podrá ser un buen luchador, pero desde luego es demasiado simple para enfrentarlo a un enemigo tan astuto e inaprehensible. Sólo le queda Mesalino. Es lo suficientemente inteligente como para comprender quién es el enemigo y dónde se esconde, posee la fuerza y el valor necesarios, y le es fiel.

No obstante, Domiciano no puede olvidar la desagradable sensación que le deparó sentirse escrutado por Norban. Recurrirá a Mesalino, pero únicamente cuando no le basten sus propios medios.

Pero se bastará. Se sienta a la mesa y saca la tablilla. Reflexiona. Trata de concentrarse. No lo logra. Se disipa. Hinca, sí, el buril en la tablilla, pero no son palabras lo que compone sino que dibuja mecánicamente círculos, anillos. Y constata espantado que son los ojos de Minerva lo que ha dibujado, los grandes y redondos ojos de lechuza que ve ahora vacíos, faltos de luz y de consejo.

Y de pronto se le figura que el peligro que tantas veces lo amenazó, el homicidio tantas veces anunciado por sus enemigos, no es ninguna nimiedad, no es algo abstracto como suele ser la muerte para un hombre en la plenitud de la vida como él, algo que llegará más adelante, sino algo tangible, cercano. No es un cobarde. Pero el sentimiento de seguridad infinita que lo ha colmado hasta ahora sabiéndose amparado por su diosa, ese sentimiento, lo ha abandonado. La muerte, que siempre le pareciera tan lejana, se ha convertido de pronto en algo palpable que ha de ser meditado.

Si tuviera que reunirse con los dioses, si tuviera que desaparecer de esta tierra él, el cuerpo material del hombre Domiciano, ¿qué sería entonces de su idea, de esa idea de Roma que ha concebido, más certera y profunda que las de los que lo precedieron? ¿Quién ha de proteger esa idea y garantizar su pervivencia cuando él falte?

Tal y como él la entiende, esa idea de Roma está ligada al gobierno de los Flavios, pues en su fuero interno y en secreto todavía confía en que Lucía le procure descendencia. Pero seguir aferrándose a esa vaga esperanza, ahora que corre verdadero peligro, es una insensatez. ¡Debe desechar para siempre esa esperanza! Fue una lástima que lo amedrentasen los comentarios de sus lenguaraces enemigos, una lástima que no llegase a nacer el hijo que concibió con Julia. ¡Qué hermoso sería poder designar heredero a un hijo propio!

Pero no puede ser. La dinastía Flavia depende ahora de los dos muchachos, de los gemelos Constancio y Petronio. Al menos ellos son enteramente Flavios, tanto por parte de padre como de madre, y ha hecho bien en eliminar toda influencia que pudiese corromperlos enviando a Clemente a la muerte y a Domitila a la isla Balear. Ahora sus cachorrillos crecen bajo la férula de su muy romano Quintiliano, lejos del dios Yahvé.

Aunque no por completo. Pues Lucía se ha hecho cargo de los muchachos durante los meses estivales llevándoselos a Bajae, pues no deseaba que los gemelos, traumatizados por el destino de sus padres, permaneciesen por más tiempo en la casa, ahora yerma, del padre muerto y la madre exiliada, y él lo ha permitido. ¿Cómo ha podido hacerlo? Que haya accedido a que Lucía se haga cargo de los hijos del fallecido Clemente es, sin duda, otra argucia más de ese Yahvé. Es posible que sea de nuevo Josef, el enviado de Yahvé, el responsable de ello. Es inconcebible que él, Domiciano, no se percatara de inmediato. A fin de cuentas, ha actuado como haría cualquier primo, cualquier pariente; no ha querido ser demasiado duro con ellos pues le importaba, y aún le importa, ganarse sus simpatías. Pero, para ser sincero, ante todo no quiso negarse a los deseos de Lucía.

Pero debe acabar con ello. Y sabe cómo hacerlo. Por fin llevará a la práctica su viejo proyecto de adoptar a los gemelos. Los acogerá en su séquito para sustraerlos a las perniciosas emanaciones de Josefo y su Matías. Entonces habrá hecho lo que estaba en su mano para preservar la idea de Roma cuando, habiendo perdido la protección de Minerva, haya de dejar esta tierra.

Su cara entera se distiende, sonríe. Se le ha ocurrido algo que lo llena de gozo. Si adopta a los chicos tendrá motivo suficiente para llamar a su presencia a Lucía. Y cuando la tenga frente a él se aclararán muchas cosas. A pesar de todo, aunque esté ofuscada, siempre se ha mostrado comprensiva con sus ideas, pues es romana. Él, el romano, le hablará a la romana; siente en sí la fuerza que necesita para recuperar a Lucía.

Sonríe. Aunque Minerva no lo proteja, no está perdido. Hasta lo malo tiene su lado bueno. Si no hubiera intuido de nuevo la sombra acechante de Yahvé, habría continuado posponiendo la adopción. Pero ahora matará dos pájaros de un tiro. No sólo garantizará la pervivencia de la idea de Roma ofreciéndoles cobijo y protección, sino que probablemente le arrebatará a ese Yahvé a su nueva aliada Lucía. Lucía es romana hasta la médula; Lucía lo ama, de eso no cabe duda, aunque a su manera tozuda y arrogante. El dios Yahvé la ha trastornado. Pero él, el dios Domiciano, logrará disipar las pérfidas emanaciones con que ha logrado ofuscarla el dios oriental de modo que pueda alcanzar la claridad, como él.

Rápidamente se puso manos a la obra y dispuso todos los preparativos de la adopción. Ese mismo día escribió una larga carta. No la dictó, la escribió él mismo esforzándose por imprimirle un tono cordial y muy personal. Para garantizar la dinastía, decía, y en vista de que no era razonable esperar descendencia de ella, consideraba su deber adoptar a los vástagos de Flavio Clemente, a quien por desgracia se había visto obligado a condenar. Apreciaba a los gemelos, y había oído con regocijo que también a ella le agradaban.

De modo que confiaba en que aprobase su decisión. Había pospuesto el asunto demasiado, por lo que ahora lo aceleraría. Ese mismo día ordenaría a Quintiliano que se dirigiese al Albano con los muchachos. Lo adecuado sería investirles la toga inmediatamente después de la adopción, a pesar de su tierna edad. Los romanos debían saber que ofrecía nuevos brotes a la dinastía. Sería para él una gran alegría que se decidiese a realzar con su presencia la importancia del acto.

Al llegar a la villa de Lucía en Bajae acompañados por su preceptor Quintiliano los gemelos habían dado muestras de un gran desasosiego. La muerte del padre y el exilio de la madre habían dibujado una expresión hosca en sus rostros, abiertos por naturaleza; Quintiliano había hecho acopio de toda su prudencia para guiarlos durante ese tiempo sin que padecieran graves trastornos psíquicos. Después, junto a Lucía, fueron relajándose poco a poco y perdiendo su timidez. Antes de partir hacia la isla Balear Domitila le había hecho prometer a Lucía que se haría cargo de sus hijos e intentaría reducir la influencia latina de Quintiliano. Lucía trataba a los chicos como si fueran adultos, con cuidado, pero sin mostrarles abiertamente su compasión. Poco a poco perdieron el temor y recuperaron la confianza y el aire juvenil que siempre habían tenido.

Gran parte del mérito era de Matías. Entre él y los dos príncipes no tardó en surgir una buena amistad. Los gemelos eran agradables, y el brillo varonil que irradiaba Matías los seducía aún más que a los otros; reconocían sin envidia alguna su superioridad. A pesar de los siniestros acontecimientos que habían presenciado podían mostrarse confiados con él, distraerse como antaño y olvidar las intrigas y las luchas que los rodeaban. Con infantil orgullo practicaban toda clase de deportes, se peleaban y bromeaban.

No les importaba que hubiera quien se burlase de su amigo Matías por su origen judío. Gracias a sus padres estaban familiarizados con la mentalidad minea e inmunizados contra las insinuaciones antijudías. Como su padre había muerto por sus tendencias judaizantes consideraban su deber defender a Matías, por quien sentían un gran afecto.

A Matías no sólo le agradaban sus compañeros de juegos, sino que el aprecio de los dos príncipes, los parientes más cercanos del emperador, halagaba su amor propio. En una ocasión escuchó cómo un esclavo egipcio recién llegado le replicó a Cecilia al acudir ésta en su busca: «Los tres príncipes se han ido de pesca». Sintió como si le brotaran alas de puro orgullo.

A Quintiliano lo irritaba esa amistad. Desde el principio tuvo reparos en traer a los príncipes a Bajae, al círculo de influencia de la emperatriz. No podía negar que Lucía era eminentemente romana, y, sin embargo, le molestaba la mayor parte de las cosas que hacía, leía o decía, y le resultaba desagradable saberla tan cerca de sus pupilos. Y, encima, habían trabado amistad con el joven judío. Quintiliano, siempre ecuánime, admitía que no había nada en sus modales que chocase con los principios romanos, por lo que decidió no protestar ante el emperador por las relaciones de los gemelos con el hijo de Josefo, limitándose a ciertas insinuaciones que, sin llegar a ofender a Matías, no podían ser ignoradas por sus pupilos.

De modo que, él por una parte, y Lucía y Matías por otra, libraban un enconado combate por las almas de los gemelos. Se trataba de un combate sordo, subterráneo. Pero en una ocasión sus divergencias se mostraron abiertamente y ante los ojos de todos.

Matías había contagiado a sus amigos su infantil entusiasmo por el criadero de pavos reales instalado en la villa de Lucía. Los tres lo visitaban a diario, habían llegado a conocer bien a cada una de las aves y se divertían llevando a algún que otro animal a la escalera del edificio principal, deleitándose con la visión de las aves con la cola desplegada, como si abanicasen el soleado palacio, dispuestas ante la hermosa y amplia escalinata.

Ocurrió que un día en que el senador Ostorio, un famoso gastrónomo, se encontraba de visita en casa de Lucía, se sirvió una pasta hecha de carne de pavo. En ausencia de la dueña de la casa y de los muchachos el mayordomo y el cocinero habían obligado al infeliz cuidador a entregarles seis ejemplares de los valiosos y amados animales. Los chicos estaban fuera de sí. Quintiliano trató de aplacar su furia y hacerlos entrar en razón. Un placer del paladar, sopesó, no debía irle a la zaga a un placer de la vista, y el ruidoso duelo por el sacrificio de las aves que ponían de manifiesto Matías y los muchachos le parecía indigno de un romano, indicio de un sentimentalismo oriental. Los muchachos callaron, pero comentaron después el asunto en presencia de Lucía y Josef. Josef opinó que le parecía extraño que los romanos fuesen capaces de ingerir la carne de un pavo, ave dedicada a la diosa Juno. Quintiliano le explicó que no era muy realista tomar el significado de una cosa, su idea, por la cosa misma. Era como considerar sagrado el papel de un libro sólo porque en él se hubieran consignado grandes cosas. Semejante equiparación era totalmente ajena al espíritu práctico de un romano. Quintiliano, el gran orador y extraordinario estilista, se mostró más hábil en el

debate que Josef, ante todo porque a éste le estaba vedado expresarse en su lengua materna y debía pergeñar sus argumentos en otra, adquirida tardíamente.

Tras este altercado Quintiliano meditó seriamente si, a fin de cuentas, no era su obligación rogar al emperador que apartase a sus pupilos del ámbito de influencia del joven judío. Fue entonces cuando, para su alivio, recibió un escrito del emperador en el que le indicaba que debía dirigirse al Palatino con los muchachos a fin de preparar su adopción.

También a Lucía le deparó más alegría que irritación la determinación del emperador de adoptar a los gemelos. Le disgustó pensar que los muchachos vivirían a partir de entonces en la fría atmósfera del Palatino en compañía del retorcido y riguroso Domiciano, pero le alegró sobremanera que DDD se hubiera decidido a llevar a cabo la adopción, encumbrando a los muchachos.

Por otra parte, cuando residan en el Palatino no lograrán mantenerlos totalmente alejados de ella y de Matías, y ella hará lo posible para proteger a los chicos de la rigidez latina de Quintiliano. Y, además, posiblemente contará con una buena ayudante. Pues, si DDD nombra sucesores a los hijos de Domitila, tal vez esté dispuesto a hacer regresar de su exilio a la madre. Lucía no le tenía mucho aprecio; al contrario, el frío apasionamiento, la obstinación de Domitila le resultaban desagradables. Pero Lucía carecía de ese prurito formalista propio de la Roma flavia. No estaba dispuesta a que se recortase la libertad de opinión, y le indignaba la violencia infligida a Domitila. Pues, ¿qué había hecho, en realidad, Domitila? Se había interesado por la filosofía de los cristianos, eso era todo. De forma que la habían desterrado por un capricho del emperador. DDD debe llamarla, tiene que hacerlo; ella, Lucía, lo convencerá para que lo haga.

Sentía la fuerza necesaria para lograrlo. Era un ser sincero y le costaba mucho fingir. No era capaz de conseguir nada de DDD cuando éste la asqueaba. Pero cuando se sentía atraída por Varriguita podía demostrárselo sin ambages, y entonces llegaba a dominarlo por completo. En los últimos tiempos se había cerrado ante él. Su largo silencio había hecho germinar en ella el temor de que, a su modo lento y taimado, preparaba un golpe certero contra Josef y contra Matías. Su carta la tranquilizó. En realidad, siempre se había sentido atraída por su salvaje rigidez, su infinita arrogancia, su enorme, retorcida y desmesurada tenacidad. También era consciente de que, en realidad, sólo la amaba a ella. Y, así, su carta la confortó y se alegró de poder verlo.

Puso todo su empeño en preparar el viaje al Albano. Con un deleite más que discutible se imaginó la conversación con Varriguita. Seguro que obtendrá de él lo que se ha propuesto. Conseguirá que los gemelos tengan acceso a ella y a Matías, y logrará que haga regresar a Domitila de su isla.

Los tres primeros días de su reencuentro con DDD en el Albano transcurrieron en medio de pomposas ceremonias en torno a la adopción. Se trataba ante todo de ritos religiosos, y no era difícil ver la emoción que embargaba a Domiciano ante su vista. La familia era para él lo más sagrado; el altar de sus dioses familiares, el hogar de la llama eterna que mantenía en su atrio no eran símbolos vacuos, sino algo vivo; y que le fuera dado añadir a los dioses de su familia miembros jóvenes que también serían venerados en el futuro le hacía sentirse pletórico, pues los dioses se mantienen vivos sólo a través de quienes los veneran. Y él mismo, que un día pasaría a ser otra de las divinidades de la casa, aseguraba su propia pervivencia adorando su altar doméstico. Por ello esa fiesta era vital para él, gracias a ella entraba de nuevo en contacto con sus divinos padres. Las palabras de la antiquísima fórmula sagrada revestían un profundo sentido, y no consideraba un acto jurídico fútil, sino algo muy serio, tomar a los muchachos bajo su protección y otorgarles sus nuevos nombres: Vespasiano y Domiciano. Con ello transformaba a ambos jóvenes alterando su esencia. A partir de ese momento tenían responsabilidades y deberes mutuos, los unía un férreo vínculo.

Supo desde el primer momento que Lucía había acudido a verlo de buen grado. Pero era lo bastante fatuo como para retrasar el momento de ocuparse de ella y aclarar sus relaciones. Durante los días en que celebraron la adopción su mente y su corazón estuvieron ocupados con acciones serias, significativas, simbólicas, que no le dejaban tiempo para nada más. Fueron días felices, solemnes. Se complacía en sus nuevos hijos, los cachorrillos; lo único que le molestaba era verlos tan unidos al más joven ayudante de la emperatriz, a Flavio Matías.

Después, tras concluir las festividades oficiales y marcharse los numerosos invitados, Domiciano organizó una comida familiar. Aparte de los gemelos y su preceptor únicamente asistieron Lucía y Matías.

El emperador consideró que lo más oportuno sería, por supuesto, cortar de inmediato y para siempre el vínculo que unía a sus nuevos hijos con el joven judío. Por qué razón no lo había hecho antes, por qué había llegado incluso a admitir a Matías en ese estrecho círculo, era algo que desconocía. Se dijo que lo hacía para averiguar de una vez por todas las intenciones del hijo de Josefo, pues no había podido evitar reconocer al instante que el muchacho tenía un gran atractivo, que de él emanaba una especie de magia, y que, por tanto, no le resultaría fácil borrar su imagen del corazón de los gemelos. Para lograrlo debía

analizar antes a ese joven. Y también invitó a Matías —aunque no quisiera admitirlo— por no disgustar a Lucía y a los muchachos. Pero ante todo fue una argucia. Deseaba que Matías y el dios que lo avalaba, Yahvé, se sintieran seguros; pues una cosa estaba clara, que era otro truco del dios Yahvé hacer que un ser como aquél, dotado de tantos atractivos, se hubiera cruzado en el camino de los muchachos que él, Sumo Pontífice de Roma, había designado como futuros dirigentes del Imperio.

Durante aquella comida con Domiciano Matías se sintió pletórico. Recordó las palabras que tantas veces oyera de labios de su madre cuando alababa a Josef: había compartido mesa con tres emperadores. Ahora era él, Matías, quien compartía la mesa con el emperador; él, a quien Cecilia había anunciado que terminaría de buhonero en la margen derecha del Tíber.

La felicidad que lo embargaba lo hacía brillar más que nunca. Su sola presencia, su rostro vivaz y sus movimientos resultaban encantadores; su voz, joven y sin embargo viril, seducía a todos nada más abrir la boca. El emperador conversó más con él que con nadie. Pero mientras hablaba con el joven protegido de su Lucía el emperador tenía pensamientos y sentimientos de muy diversa índole. El encanto natural del muchacho lo complacía, experimentaba el mismo deleite que cuando observaba las torpes poses de las fieras salvajes en sus jaulas. Como era un buen observador no se le escapó el afecto que sentía por Lucía, y la idea de que era él quien iba a compartir el lecho con ella y no el joven y adorable protegido de Yahvé le proporcionó un sentimiento de triunfo, sin duda ridículo, pero no por ello menos fuerte.

Quintiliano hizo lo posible por exhibir ante el emperador la formación latina que brindaba a sus pupilos. Los jóvenes príncipes hicieron un correcto papel sin demostrar ningún talento especial. Tampoco Matías brillaba por ninguna cualidad particular, pero cuando tenía algo que decir lo expresaba de un modo agradable y modesto, y demostró que también él había sido educado al modo romano.

—Inteligente vástago de un padre inteligente —admitió Domiciano. Los gemelos tampoco ocultaron que lo tenían por un ser superior y especialmente dotado, y eso irritó al emperador. De modo que sus temores eran fundados: el dios extranjero, Yahvé, se servía de ese Matías para introducirse cual gusano en las almas de los jóvenes.

Después, concluida al fin la comida, Lucía se quedó a solas con el emperador. Se dirigieron a su despacho, que había ordenado forrar con metal reflectante. Era la primera vez que ella lo veía.

—¿Qué horribles espejos has mandado instalar aquí? —le preguntó.

—Es —replicó él— para poder mirar también a mis espaldas. Tengo muchos enemigos.

Calló unos minutos y después prosiguió:

—Pero he tomado precauciones. Si algo llegara a ocurrirme, tenemos al menos a los cachorrillos. Estoy contento de haberlos adoptado. Fue un arduo trago renunciar a la esperanza de que me dieras hijos. Pero me siento más ligero desde que sé que la llama de mi hogar no se extinguirá.

—Tienes razón —dijo Lucía comprensiva—. Pero —le espetó sin más dilación— no dejo de pensar en Domitila. Esa mujer delgaducha, pretenciosa…, no me gusta, pero a fin de cuentas es quien los ha parido. No me gusta que siga en esa desolada isla de las Baleares mientras tú educas a sus hijos para que gobiernen Roma.

Los recelos de Domiciano renacieron al instante. Ajá, quiere tener una aliada para ganarse definitivamente a los gemelos. Tuvo ganas de replicarle con acritud, pero le gustaba demasiado y se dominó.

—Querida Lucía, trataré de exponerte los motivos por los cuales debo mantener alejada a Domitila. No tengo nada contra ella. Clemente y Sabino me resultaban odiosos; su indolencia, su dejadez, su actitud entera me parecían poco romanas, repulsivas. El caso de Domitila es otro. Es una mujer, nadie puede exigirle que sirva al Estado, y hay cierta dureza, cierta fuerza en ella que me agrada. Pero resulta que en su retorcida cabeza ha prendido esa superstición de los mineos. En principio me importa muy poco lo que crea o deje de creer Flavia Domitila, y podría pasarlo por alto. Pero se trata de los chicos. Estos muchachos deben ser educados por el preceptor que les he asignado, y por nadie más. No quiero que Domitila se les acerque. No quiero que las duras y preclaras doctrinas que les enseña mi Quintiliano se vean turbadas y se reblandezcan con esa grotesca, supersticiosa y afeminada cháchara sobre el dios crucificado. La doctrina entera que desgraciadamente profesa Domitila, su rechazo del mundo, su alejamiento de la realidad, su indolencia frente al Estado, todo eso, resulta peligroso para unas criaturas tan tiernas.

Lucía decidió retomar la lucha y pasar al ataque. Mirándolo de frente con su rostro claro y osado le preguntó:

—¿Acaso también te parece peligroso que se relacionen conmigo?

El emperador titubeó. Habría debido decirle que sí, era su deber ante Júpiter y ante Roma. Pero la cercanía del rostro de la mujer amada lo confundió, y flaqueó. Trató de rehuir su rostro y apartó la vista,

pero volvió a encontrárselo por todas partes, reflejado en el metal en torno a ellos. Al observar su vacilación Lucía prosiguió:

—Si me permites que sea franca, tu Quintiliano me parece bastante insulso. Considero muy conveniente que los chicos aspiren otros vientos más frescos.

Domiciano había preparado su respuesta:

—Como es natural —le respondió galante—, no tengo nada que objetar a que mis cachorrillos se regocijen también con tu cercanía. Pero de ningún modo deseo que tu Matías les contagie sus convicciones, ni, desde luego, que el judío Josefo les vaya con su cantinela sobre lo pernicioso que resulta degustar paté de pavo.

A Lucía la irritó que el orgulloso romano Quintiliano no tuviera la dignidad de callarse, sino que acudiera de inmediato a contarle lo ocurrido con Matías y su padre cual vulgar confidente de Norban. Pero tomó las palabras de DDD como una declaración de que al menos a ella no le prohibiría tratar a los chicos.

—Eres muy amable —admitió— al no dictaminar a quién debo ver y a quién no.

No insistió en ese espinoso asunto y se acercó a él, le acarició el ralo cabello y le dijo:

—Debo confesarte una cosa, Varriguita. No te has echado a perder en este tiempo; al contrario, me pareces más atractivo de lo que recordaba.

Domiciano ansiaba el contacto con ella; tuvo que dominarse para que su respiración no se acelerase. Quiere halagarme, dorarme la píldora; debo ser fuerte, no me rendiré.

—Te doy las gracias —le replicó un tanto envarado.

En ese momento Lucía decidió ir al grano y se apartó de él. Pensó en voz alta:

—¿No hay ningún otro medio para mantenerlos alejados de esa doctrina que desterrando a su madre? ¿No piensas que adoptando una medida tan drástica no haces sino dirigir la atención de los chicos a la culpa de la madre y, por tanto, a lo que deseas alejar de ellos? Por lo demás, mucho extrañará a la ciudad y al Imperio que encumbres de ese modo a los gemelos mientras mantienes a la madre en su isla. ¿No mermará esto la popularidad de tus cachorrillos? ¿No encrespará el alma de los muchachos que deseas tan recta?

—Jamás habría sospechado —le espetó malicioso el emperador— que Domitila tuviera en ti a una amiga tan entregada.

—¡Domitila me importa una higa! —repitió Lucía fuera de sí. Pero no tardó en dominarse, y adoptó otro tono y otros modos—. Si te aconsejo que indultes a Domitila —dijo— es sólo por tu bien, Varriguita. También en mi caso —bromeó— te hiciste de rogar antes de permitirme que regresase de mi exilio. ¿Lo has lamentado? ¿No te estás perjudicando? —le rogó entonces—. Has adoptado a los chicos, y eso es fabuloso. Pero si no completas tu gesto indultando a Domitila arruinarás su efecto. Nadie sabe mejor que yo cuán a menudo y cuánto han tergiversado tus actos. Evita que ahora se malinterprete tu gesto en favor de los gemelos pensando en la madre. ¡Llama a Domitila!

Domiciano no quiso replicarla. La miró de arriba abajo con sus ojos miopes y le dijo:

—Estás muy bella cuando te esfuerzas por lograr algo.

Pero Lucía le cortó.

—¿No entiendes —le dijo con voz apremiante, acariciadora— que me esfuerzo sólo por ti?

De nuevo se le había acercado y, rodeándole los hombros con el brazo, le rogó:

—¿Vas a llamar a Domitila?

—Lo pensaré —se escabulló Domiciano—. Te prometo que lo meditaré con Quintiliano.

—¿Con ese pusilánime? —repuso Lucía despachando así, de un golpe, al gran estilista—. ¡Medítalo conmigo! —lo atosigó—. ¡Pero no aquí! No hay quien piense entre estos horribles espejos tuyos. ¡Ven a mis aposentos! ¡Dormirás conmigo y lo meditaremos!

Y dicho esto se alejó sin darle tiempo a responder.

Decidió hacerla esperar. No, no acudirá. Quiere hacerle pagar caro una noche con ella. No, querida, ¡faltaría más! Silba para sí un cuplé de moda. «Hasta un calvo puede hacerse con una beldad / si tiene con qué pagar». Norban había pensado en prohibir el cuplé, pero él no lo permitió. No, no irá a verla.

Media hora más tarde estaba con ella.

Pero ni siquiera en la cama fue capaz de sonsacarle más que una vaga promesa. Si Domitila renunciaba a inmiscuirse en la educación de los chicos, entonces, le aseguró, la indultaría.

Por lo demás, aquella noche Lucía tuvo la sensación de estar engañando a Josef, a pesar de que, o precisamente, porque no se permitía acostarse con él. Era la primera vez en su vida que experimentaba tal sensación. ¿Sería por influencia de Josef? Así que ése era el «pecado» del que tanto había oído hablar. Casi se alegró de haber conocido también esas cosas: conciencia, pecado…

Tras el regreso de Lucía a Bajae el emperador se encerró en su despacho para meditar qué había logrado y en qué había claudicado.

Ahora tiene bajo su férula a esos hijos que prolongarán la familia y harán perdurar su noción de romanidad. Y, sin embargo, no los ha puesto a salvo del veneno de Yahvé. No debió prometer eso a Lucía, indultar a Domitila. Al menos tuvo la presencia de ánimo para aplazar la decisión. Cumplirá su promesa: él, el Sumo Pontífice, protector de los juramentos, ha de cumplir su palabra. Pero antes la pondrá a prueba. Antes debe demostrar su paciencia, que no se inmiscuirá en la educación de sus cachorrillos. Y eso lleva tiempo.

Lucía ha exigido un pago y él le ha remunerado su abrazo; una debilidad y una vergüenza. «Hasta un calvo puede hacerse con una beldad / si tiene con qué pagar». Triste, silba la melodía. Y, a pesar de todo, Lucía lo ama, de eso no cabe duda. Cuando piensa en el ardor que le han procurado sus abrazos el resto de las mujeres se le antojan putas sin talento. Lucía en cambio está viva, es un ser apasionado; es la mujer que le corresponde a él, el Dios, y lo ama.

Pero aun siendo romana de cabo a rabo no ha logrado permanecer incólume. Algo del veneno de ese Yahvé ha penetrado en ella. A pesar de que se ríe de gran parte de lo que intentan inculcarle ese judío Josef y su hijo no ha sido capaz de pararles los pies. Yahvé, ese dios taimado, artero y vengativo, ha elegido a los mejores enviados. ¡Ese chico, Matías! Le parece estar viéndole, los ojos ardientes y, sin embargo, alegres, cándidos; escucha su voz joven y profunda. De estar en el lugar de los muchachos no habría podido sustraerse al encanto de ese Matías. Y mucho menos podrán hacerlo ellos. Desde que viven con él no le han hablado jamás de Matías. Pero Domiciano es desconfiado: sin duda Lucía les ha advertido que es mejor no mencionar por ahora su nombre. Seguramente cuenta con poder restablecer los vínculos entre los cachorrillos y su joven judío una vez que los tenga cerca.

Lucía le tiene apego a ese ayudante Flavio Matías. Su inclinación nada tiene que ver con una pasión ilícita. El emperador los ha estudiado atentamente. Es simplemente el brillo del joven lo que atrae a Lucía; siente por él la ternura de una madre, de una hermana mayor.

¿Qué hay, en cambio, entre ella y Josef? ¡Tonterías! Josef es un hombre experimentado, ya curtido, casi un anciano. Sería ridículo, insensato, inimaginable, que Lucía, la emperatriz romana, cambiase los brazos de un Domiciano por los de ese judío. Nada hay entre Lucía y Josef sino la amistad algo sentimental y esnob entre una dama instruida y un escritor famoso.

Allí hay continencia, continencia de ella con él y viceversa. Él mismo, en cambio, no ha sabido resistirse; ha claudicado ante Lucía por lascivia, por concupiscencia. Su esposa, la emperatriz, la romana, la puta, le ha arrancado con argucias la promesa de llamar a Domitila. Ha cometido una falta contra sus nuevos hijos, ha incumplido su deber con Júpiter y los dioses de su casa.

Tendrá que repararlo. Debe acabar con el enemigo y sus crías; con Josef, que ha osado increparlo arrojándole a la cara sus versos sobre el valor, y con ese Matías, el retoño de David aspirante a su trono, el protegido del dios oriental.

Sin duda por haberlo invitado a su mesa esta tarea le resulta aún más ardua. Debe eliminar al muchacho, pero ¿cómo hacerlo sin atraer hacia sí la justa ira del dios oriental?

Poco después le solicitó audiencia Mesalino, el único ser que le quedaba; el único que aún le prestaría oídos y comprensión.

Era el primer día caluroso del verano. Soplaba el viento del sur y el aire era denso; ni siquiera habían logrado ahuyentar por completo el calor de la sala oscura, hábilmente refrigerada, en la que Domiciano recibió a Mesalino. Del jardín les llegaban mil y una fragancias y el chapoteo de una fuente; su sonido acompañaba rítmica y apaciguadora la conversación de los dos hombres.

El emperador mencionó de nuevo su encuentro con los herederos de David; habló de ciertos detalles con ironía y benevolencia.

—Los judíos —concluyó— no se cubrirán de gloria con estos pretendientes. ¿O crees que un escritor anciano y reseco como nuestro Josefo, por ejemplo, haría buen papel como Mesías? ¿Un tipo que ni siquiera habla bien el griego?

La dulce voz del ciego interrumpió el sosegado chapoteo de la fuente:

—Pero ese Josefo tiene un hijo que, según se dice, es atractivo y posee un alma bien formada.

Al emperador le inquietó que la sola mención del asunto despertase en el otro las mismas preocupaciones que había suscitado en él.

—Matías es un chico bien parecido —admitió tras vacilar por un instante. A continuación aguardó temeroso el comentario de Mesalino. Durante unos minutos, que a él se le antojaron larguísimos, no se oyó sino el fluir regular del agua. Finalmente, Mesalino afirmó a su manera sosegada y afable:

—El cielo me ha robado la luz de los ojos. Pero el amo y dios Domiciano tiene buena vista y podrá juzgar si ese muchacho, Matías, tiene la belleza necesaria para, descendiendo de David, poner en peligro la paz y la seguridad de la provincia de Judea.

—Hablas de cosas —replicó el emperador amortiguando su aguda voz de forma que casi resultó inaudible ante el rumor de la fuente— que tal vez merezcan ser tratadas.

Reunió fuerzas, tragó saliva y decidió confiar su secreto a su interlocutor.

—He pactado un alto el fuego con el dios Yahvé —susurró—. No quiero interferir en sus decisiones. No deseo provocarlo.

Y, alzando la voz y con cierto aire de grandeza, continuó:

—Nadie se verá amenazado por agradar al dios Yahvé o por haber sido elegido por él.

Por fin lo había dicho; su corazón latía con tanta fuerza que le pareció que el otro había de percibirlo a pesar del rumor de la fuente. ¿Le había comprendido Mesalino? Lo temía y lo deseaba. Tenso, esperó el dictamen del ciego.

Y no tardó en llegar.

—Los pensamientos del amo y dios Domiciano —dijo respetuoso, y sin embargo, con el ánimo sereno— son tan excelsos que ningún humano llegará a comprenderlos del todo, sólo podrá intuirlos. Nosotros sólo vemos a Flavio Josefo y a Flavio Matías, a los hombres de carne y hueso. El dios Domiciano, en cambio, sabe lo que representan.

Domiciano se sintió molesto al ver que Norban le entendía; que le entendiese Mesalino supuso una satisfacción. Percibió cierta comunión de sus espíritus. ¡Con qué sutileza había expresado lo que él sentía! Sí, la intuición del ciego lo llevaba a acercarse a su propia realidad, más alta e inescrutable.

—Eres muy sabio, Mesalino —dijo, y su voz sonó entonces firme, más libre—, y eres mi amigo. El único, en realidad. Quizá sea por eso por lo que eres tan sabio. Así están las cosas, exactamente como las has descrito. Desgraciadamente, no he de vérmelas con hombres, sino con un dios. Si no fuese así me bastaría un hálito para eliminarlos. Como me has comprendido tan bien, querido Mesalino, sin duda también comprenderás esto. ¡Medita en ello, medítalo bien y dame un consejo!

De nuevo, durante unos minutos no se oyó sino el fluir del agua. Domiciano aguardaba impaciente, lleno de confianza. Estaba seguro de que el bueno de Mesalino, el fiel, podría aconsejarle. Entonces, en efecto, éste comenzó a hablar. Con gran cautela argumentó:

—Desciende de David y, por tanto, es vuestro enemigo. Vos, en cambio, lo favorecéis y no lo odiáis por ser el heredero y protegido del dios Yahvé, ya que no queréis tener pleitos con ese dios. ¿He comprendido bien la sabiduría de mi amo y dios?

—Sí, así es —respondió Domiciano.

—Sin embargo, ¿qué ocurriría —prosiguió Mesalino— si el retoño de David emprendiera acciones que amenazasen la seguridad del emperador o del Imperio? ¿Lo protegerías también entonces, emperador Domiciano, sólo por pertenecer a la estirpe de David?

El emperador se animó.

—¿Te refieres a que entonces podría castigarlo? —le preguntó.

—No podéis castigarlo —respondió Mesalino— por el crimen de descender de David, pues ése es un crimen del dios Yahvé, con el que no deseas litigar. Pero podríais castigar cualquier otro crimen de Josefo o de Matías, ya que constituirían crímenes humanos que en nada atañen a vuestro combate con el dios Yahvé. Tal es la opinión de un vil mortal —agregó respetuoso—. El dios Domiciano habrá de juzgarla.

—Ante Yahvé —recapituló Domiciano con voz ronca— tengo la obligación de respetar la vida de los descendientes de David. Pero mi responsabilidad ante Júpiter me obliga a castigar a todo aquél que se alce contra él o contra mí. Eres muy listo, querido Mesalino. Has expresado lo que yo mismo había concebido.

El ciego inclina la cabeza aún más para beber las palabras del emperador. Siente una emoción casi voluptuosa. Lo que acaba de hacer es casi una obra de arte. Es posible ser ciego y ver con precisión qué esclusas hay que abrir para desencadenar un torrente. Domiciano ha aceptado sus palabras. Ahora se abatirá un río de desgracias sobre muchos hombres, y él, en su oscuridad, se alegrará de ser el responsable.

—Agradezco al amo y dios Domiciano —dijo reverente— que me haya permitido asomarme al profundo y múltiple abismo de sus sabios y justos pensamientos.

—Eres un hombre tan sabio como fiel, querido Mesalino —respondió Domiciano—. Mereces ser el puño de mis pensamientos.

Y tras esto lo despidió con grandes honores.

Al caer la tarde y refrescar el emperador se hallaba delante de sus jaulas. ¡Sería fabuloso que Matías cometiese alguna falta! ¡Sería fabuloso que él, Domiciano, tuviese un motivo para castigarlo! ¡Sería fabuloso

que el chico desapareciese de la faz de la tierra! El recuerdo de la grave voz del muchacho atormentaba al emperador más de lo que lo hiciera nunca la atronadora voz de su hermano Tito.

¡Qué duro golpe para el judío Josefo perder a su agraciado hijo! Correrá a ver a Lucía, gemirá y gritará. El emperador Domiciano se imagina a Josef llorando y lamentándose y no le resulta en absoluto desagradable. ¡Era fabuloso que hubiera hábiles manos trabajando en la red en la que se enredaría ese hermoso y bien formado Matías, heredero de David!

El emperador vio que los animales sufrían con el calor y ordenó que se les diese agua.

Poco después Lucía encomendó a su ayudante Matías una tarea que le causó una gran alegría.

La ciudad de Massilia, cuya protectora era la propia Lucía, le había enviado una joya particularmente bella y bien trabajada hecha de coral, y la emperatriz deseaba corresponder con un regalo digno. Matías debería entregarles ese regalo y, con tal motivo, ocuparse de un par de encargos más que sólo podían encomendarse a una persona de confianza. Tenía que intentar convencer al viejo Charmis, el oculista de la emperatriz, de que la visitara en Bajae, lo que, debido a su avanzada edad, se resistía a hacer. También habría de procurarle ciertos cosméticos que, por su calidad, sólo podían encontrarse en Massilia. Por último, le confió un escrito para que se lo entregase allí a otra persona con el fin de que lo llevase a las islas Baleares.

Matías estaba encantado, se sentía muy importante. Ante todo, lo alegraba que el viaje fuese por mar, en el yate privado de Lucía llamado *Gaviota azul.* Como Lucía tenía interés en que liquidase sus asuntos cuanto antes, Matías se contentó con despedirse de su padre por carta. Josef había regresado a Roma para no suscitar recelos por su prolongada estancia en Bajae. La respuesta del padre alcanzó a Matías poco antes de zarpar. Josef le rogaba que buscase en Massilia un ejemplar lo bastante fiable y bueno de la *Ciencia marítima* de Phyteas de Massilia, del que sólo conocía copias defectuosas.

Aunque no pudo ver a su padre el azar quiso que se despidiese de Cecilia. Hacía tiempo que no la veía. No se había atrevido a buscarla y, sin embargo, frecuentaba los lugares donde pensaba poder encontrarla. Ella había hecho lo mismo. Sea como fuere, los rostros de ambos se iluminaron al encontrarse un día antes de su partida.

Cecilia se mostró displicente y levemente sarcástica, como siempre.

—De modo que tienes un honroso encargo —dijo—. Buscarle ciertos perfumes a la ama Lucía. Pero supongo que su peluquero también podría hacerlo, e incluso mejor que tú.

Matías contempló el liso rostro de la hermosa muchacha y replicó muy sereno:

—¿Por qué dices esas tonterías, Cecilia? Sabes perfectamente que no viajo a Massilia únicamente por el perfume.

—Mucho me extrañaría —insistió Cecilia, belicosa— que se tratase de algo más importante. Pues, siguiendo el ejemplo de tus pavos, te gusta exhibir todo lo que pueda adornarte.

Matías le replicó, siempre con la misma tranquilidad:

—¿Me hace falta pavonearme ante ti, Cecilia? ¿Debo jactarme ante ti de la estima que me profesa la emperatriz?

Se acercó a ella, la miró a la cara con sus jóvenes ojos profundos, inocentes, y le dijo:

—Si yo fuera el mequetrefe del que tanto te divierte burlarte no te dignarías tratar conmigo. Hablemos seriamente, Cecilia. Mi misión en Massilia, por muy insignificante que sea, me mantendrá alejado de ti por un tiempo. Permite que conserve de ti la imagen que me mostraste en tus mejores horas.

Y, acercándose aún más y amortiguando la grave voz, aunque sin reprimir su entusiasmo, pronunció, casi sin querer, estas palabras:

—¡Cecilia, eres magnífica! ¡Tu rostro es adorable cuando no lo desgarras con tu sarcasmo y tu malicia!

Cecilia fingió no creerle.

—No son más que palabras —dijo coqueta—. Sólo la amas a ella, a la emperatriz.

—¿Y quién no la amaría? —asintió Matías—. Pero ¿qué tiene eso que ver con nosotros? Adoro a la emperatriz, la amo como amo a mi padre. Es decir… —quiso rectificar sinceramente— no de la misma forma, pero algo parecido. A ti en cambio, Cecilia…

—Ya lo sé —le interrumpió Cecilia, celosa y un tanto ofuscada—, a mí no me idolatras. Te burlas de mí. No soy más que una chiquilla y una tonta. Vosotros los judíos sois tan orgullosos, tan engreídos. Orgullo de mendigo es el vuestro.

—¡Dejemos a un lado a judíos y romanos! —le suplicó Matías—. Te lo ruego, Cecilia.

Tomó su mano, una mano blanca e infantil, y la besó, y besó el brazo desnudo. Ella lo rechazó sin

apartarse; él era mucho más alto que ella, la abrazó, casi la alzó del suelo; ella se resistió, pero después, de pronto, se relajó y respondió a sus besos.

—¡No te marches ahora, Matías! —le rogó en voz baja, angustiada—. ¡Deja que sea otro quien vaya a buscar los perfumes! ¡Envía a otro judío!

—¡Ah, Cecilia! —fue todo lo que dijo Matías abrazándola con más fuerza y un deseo aún mayor. Al principio ella lo aceptó, pero después se zafó de su abrazo.

—Cuando regreses —le prometió, e insistió—: ¡Ven pronto!

Poco después Mesalino visitó de nuevo el Albano. Entregó al emperador la copia de una carta.

La carta decía lo siguiente: «Lucía a su Domitila. Sin duda habréis oído hablar, querida, de la suerte de vuestros adorables hijos. Pero al considerar que los muchachos residirán en el Palatino y no en el Albano quizá vuestra dicha se haya empañado. Os escribo para liberaros de esa preocupación. Os prometí en su día que no permitiría que su educación se latinizara en exceso, y haré todo lo que esté en mi mano para que sus corazones no se resequen en la estricta atmósfera del Palatino. Por lo demás, querida Domitila, tengo razones para esperar que, tras la adopción de los muchachos, muy pronto se os llamará. Pero hay algo que debo rogaros: ¡olvidad cualquier intento por influir desde vuestra isla en el destino de los chicos! No hagáis nada, querida, y no temáis por vuestros hijos aunque ahora se llamen Vespasiano y Domiciano. ¡Confiadlos a vuestra Lucía, y cuidaos!».

El emperador leyó la carta con detenimiento. Sintió una ira incontenible. No porque Lucía se cartease con Domitila a sus espaldas, pues no había esperado otra cosa, e incluso lo había deseado. Lo que lo indignó fue su frase sobre los «corazones que se resecan en la estricta atmósfera del Palatino». Su Lucía, la que tan bien lo conocía, se atrevía a escribir aquello. Se atrevía a escribirlo después de las noches que habían pasado juntos.

Releyó la carta varias veces.

—¿El amo y dios ha leído el escrito? —preguntó por fin el ciego con su voz dulce y sosegada. El emperador le replicó con una ira sorda:

—¿Por qué me has traído este papel? ¿Acaso quieres calumniar a Lucía? ¿Te atreves a afirmar que lo que consta en esta mierda de papel son sus palabras?

—No he traído —respondió Mesalino sin perder la calma— esta copia a Su Majestad porque quiera inculpar a la persona que ha escrito, o que pudiera haber escrito, la carta original. Pero en una entrevista que Su Majestad tuvo a bien concederme no hace mucho creí entender que el amo y dios Domiciano profesa un interés particular por el mensajero encargado de hacer llegar el manuscrito original a su destinataria.

Domiciano se acercó bruscamente a Mesalino y lo miró a la cara con tanta expectación como si el ciego pudiese percibir su mirada. Se sentía impulsado por una feliz intuición.

—¿Quién es ese tipo? —preguntó.

—El joven ayudante de la emperatriz, Flavio Matías —respondió Mesalino.

Domiciano respiró aliviado. Pero se cuidó de no revelar su profunda y vergonzosa satisfacción.

—¿Qué habéis hecho con el original? —le preguntó fríamente.

—El original —le informó éste— permaneció apenas media hora en nuestras manos, exactamente lo que tardamos en copiarlo. Después, antes de que el joven Matías se percatase de ello, se lo devolvimos. La carta está ahora en el yate *Gaviota azul,* como estaba previsto, y seguramente ahora va camino de la isla Balear, incluso es posible que haya llegado ya a su destino.

Domiciano le preguntó entonces, y esta vez se le quebró la voz:

—¿Y Matías? Si no me equivoco, la emperatriz lo ha enviado a Massilia. ¿Dónde se encuentra ahora?

—El joven Flavio Matías —le explicó Mesalino— ha sido honrado por Su Majestad con varios encargos menores. Debe procurarse ciertos cosméticos, buscar al gran oculista Charmis y, seguramente, traerlo consigo a su vuelta, y resolver un par de asuntos más en Massilia. Expresé la opinión de que los encargos de la emperatriz requerían gran cuidado y precisión y me he ocupado de que Flavio Matías permanezca largo tiempo en Massilia.

—Interesante, querido Mesalino, muy interesante —dijo el emperador, un tanto ausente en opinión de aquél—. Massilia —siguió diciendo, siempre con la misma expresión ausente, y le soltó un discurso no muy pertinente sobre la ciudad—. Una colonia muy interesante —afirmó— y muy apropiada para retener por mucho tiempo a un joven ávido de conocimientos. Ha logrado helenizar la Galia mi buena ciudad de Massilia, tiene varios templos bellísimos dedicados a la Artemisa de Éfeso y al délfico Apolo. Es una isla pura, no adulterada, del helenismo en el centro mismo de un mundo bárbaro. También rigen allí, si mal no recuerdo, ciertas interesantes costumbres populares —y de este modo siguió perorando unos minutos de forma aparentemente inconexa.

Mesalino no le replicó. Sabía exactamente que el emperador no deseaba un comentario; el emperador sólo quería ocultar sus pensamientos, y esos pensamientos no se referían desde luego a las extrañas costumbres de la ciudad de Massilia.

Y así era, en efecto. Mientras hablaba, la mente del emperador estaba muy lejos de dicha ciudad. Lucía, pensaba, Lucía. He sacrificado tanto por ella, he pecado contra Júpiter y contra mis nuevos hijos por su causa, le he prometido indultar a esa Domitila, y así me lo paga. En el Palatino, bajo mi influjo, se resecan los corazones según ella. Y de pronto, bruscamente, se interrumpió y comenzó a silbar para sí con poco tino. El sorprendido y divertido Mesalino reconoció la melodía: era ese cuplé de la última sátira: «Hasta un calvo puede hacerse con una beldad / si tiene con qué pagar».

Mesalino seguía decidido a no interrumpir los pensamientos del emperador. Éste, en cambio, despertó súbitamente de su ensueño; se había dejado llevar, había perdido el hilo. Al menos el ciego no podía leer sus sentimientos en su rostro. Trató de dominarse y, como si nada hubiera ocurrido, como si no hubiera habido una pausa y un largo silencio, le dijo fríamente:

—¿Estás totalmente seguro de lo que dices?

—No tengo ojos para ver —replicó Mesalino—, pero, en lo que se le alcanza a un ciego, estoy totalmente seguro.

Está claro que Mesalino sabe cuánto lo conmueve esa noticia; a pesar de su ceguera divisa su interior mucho más profunda y peligrosamente de lo que lo hiciera Norban. Pero, a pesar de ello, el emperador no siente ante él el menor rastro de odio o de flaqueza.

—Lo has hecho muy bien —admite por fin—, y te doy las gracias.

Mesalino se alejó muy satisfecho. A solas, Domiciano reflexiona sobre lo que le acaba de referir. Curiosamente, no siente ningún rencor hacia Lucía; al contrario, casi le está agradecido por lo que ha hecho. Pues ahora ya no hay forma de comprobar si Domitila tiene intención de interferir en los asuntos de los cachorrillos, y esa prueba de lealtad era la condición indispensable del indulto prometido. Del escrito de Lucía se deduce además que también ella achaca a su protegida, Domitila, la intención de poner a los muchachos en contra del emperador y censor. Y con ello queda dispensado de cumplir su promesa ante Lucía, ante sí mismo y ante los dioses. En cuanto a la propia Lucía; no olvidará lo que le ha hecho, pero pospondrá la resolución del asunto. Lucía es como es, en cierto sentido no es la única responsable. Antes bien, la conciencia de que debe protegerla y buscar toda clase de argumentos en su defensa le procura una leve satisfacción. Ni siquiera le dirá lo que sabe de ella. Se guardará el asunto para sí. Nadie debe saber que él, el dios, ha sido engañado por esos tres: por Lucía, Domitila y Matías; engañado y traicionado, él, su generosísimo benefactor. Basta con que lo sepa el ciego. Respeta mucho a los ciegos. En realidad, Lucía y el ciego son las únicas personas que aprecia. Que Lucía siga entregándose a la falsa, infundada y cándida alegría de poder engañarlo; a la postre será él quien la engañe. Y que el ciego, su fiel servidor a quien debe agradecimiento, se regocije en su noche con la idea de compartir un secreto con el amo del mundo.

Pero ¿qué hará con los otros dos, con Domitila y con el joven que ha osado llevar semejante carta a la isla? Debe acabar con ellos, eso es seguro; pero su castigo llegará sigilosamente, de lo oscuro, y nadie conocerá su causa.

Domitila. La exilada. Su padre Vespasiano tuvo que indultar en una ocasión, contra su voluntad, a alguien: a Helvid el Viejo, el padre. Pero Vespasiano, hombre afortunado y precavido como era, tuvo suerte incluso en eso: el indultado murió antes de conocer la noticia de su perdón. También él, Domiciano, demostrará una vez más que es un hombre de suerte y un hombre precavido. Perdonará a Domitila y lo anunciará a bombo y platillo ante Lucía y el mundo entero. Y si la pobre Domitila no llega a conocer su suerte es asunto suyo y no de él.

Y, por lo que se refiere al joven Matías, también a él lo alcanzará un oscuro sino, no un castigo. Tal vez llegue a explicarle algún día a Josefo por qué tuvo que eliminarlo, pues el dios Yahvé y su siervo no deben pensar que se ha ensañado con el joven sin motivo alguno, por inquina al dios. Pero, a excepción del judío Josefo, Mesalino y él mismo, nadie conocerá los móviles. Para los demás debe tratarse de una desgracia que les arrebata al bello paje de la emperatriz.

Las Neptunalias no eran una fiesta muy importante. Sólo un monarca que venerase la tradición aceptaría la molestia de trocar por su causa el frescor estival por el sofocante calor de la ciudad.

Durante tres días el emperador dirigió los festejos. Después, al cuarto, invitó a Josef al Palatino.

La invitación cayó sobre éste como un rayo. Si el emperador había tardado tanto en preparar su venganza por el recital, cuán temible debía de ser. Será una hora infausta, Josef tendrá que hacer acopio de todo su valor. Hubo épocas en que incluso ansió su perdición, pues deseaba ardientemente dar testimonio de su causa con su muerte. Pero ahora, en el cenit de su felicidad, lo espantaba la idea de que le arrancasen

la vida.

El emperador lo recibió sin embargo relajado y alegre, sin el menor asomo de ira o de esa temible afabilidad que todos los que le conocían temían más que su fiereza. Su amabilidad era la de alguien algo disperso.

—¿Qué tal le va a vuestro Matías? —le preguntó al rato. Josef le contó que la ama y diosa Lucía lo había enviado a Massilia—. Cierto —pareció recordar el emperador—, en la nave *Gaviota azul.* Massilia, una hermosa ciudad.

Y de nuevo comenzó a hablar de sus particularidades, incluso le costó no dejarse llevar por su necio parloteo como le ocurriera con Mesalino.

—En cualquier caso, querido Josefo —dijo, deteniéndose—, me parece bien que vuestro Matías vea algo de mundo. Y los encargos que debe realizar allí para la emperatriz no le robarán demasiado tiempo. Creo que debe hacerse con ciertos perfumes y cosméticos y convencer al médico Charmis para que lo acompañe a su regreso. Importantes negocios.

A Josef le extrañó que el amo del mundo tuviera conocimiento de las intrascendentes tareas que debía realizar su Matías en Massilia.

—Es un gran honor, y sin duda extraordinario —bromeó—, que los ojos de Su Majestad sigan a mi Matías con tanta atención.

—¿Llegasteis a verlo antes de su partida? —preguntó el emperador.

—No —replicó Josef.

—En realidad, podría haber pasado por Roma para embarcar luego en Ostia —opinó Domiciano—. Pero a la emperatriz le pareció que sus asuntos eran de la mayor importancia, y tenía prisa. Por cierto que le tiene un gran aprecio, lo he constatado yo mismo. Desde luego es un chico simpático, de buenos modales; me ha agradado mucho. Será cosa de familia que nosotros, los Flavios, y vosotros sigamos tan estrechamente unidos.

Era en verdad extraño ese vínculo que ataba a los Flavios a Josef y su prole. Pero éste no supo cómo interpretar la observación del emperador, no supo qué responder; se sentía sumamente incómodo.

—¿Lo amáis mucho, a vuestro hijo Matías? —prosiguió el emperador.

Josef le replicó, parco:

—Sí, lo amo. Supongo —agregó— que ya estará de regreso en Italia. Tengo ganas de verlo de nuevo.

—Por fortuna —dijo el emperador lentamente, mirándolo de frente con sus ojos saltones y expresión soñadora— acabamos de celebrar las Neptunalias, y yo mismo he participado en ellas. De esta forma hemos hecho todo lo posible para que Neptuno le conceda un feliz viaje.

Josef creyó que el emperador bromeaba y esbozó una sonrisa; pero aquél le dedicó una mirada tan seria, casi siniestra, que se le congeló.

Durante la comida, sin embargo, el emperador se mostró particularmente animado. Habló del escrito de Josef contra Apión. El libro probaba que Josef se había librado por fin de su falsa y distinguida objetividad cosmopolita con respecto a su propio pueblo.

—Por supuesto —añadió—, todo lo que ahora aportáis en defensa de vuestro pueblo resulta igual de infundado y subjetivo que lo que vertieron en su contra vuestros odiados griegos y egipcios. A pesar de todo, os felicito por el libro. Vuestros antiguos ideales de fusión y cosmopolitismo no eran más que quimeras, tonterías. Yo, el emperador Domiciano, me quedo con ese saludable nacionalismo.

Aunque sus desdeñosas observaciones pareciesen más una increpación que un elogio, Josef las escuchó con agrado. Lo aliviaba que el emperador le hablase de sus libros y no de su hijo.

Tras la comida Domiciano continuó hablando de literatura. Se tumbó en el diván, perezoso, y expuso sus ideas. Josef se preguntaba nervioso qué querría de él; se decía que había esperado ya tanto que sin duda podría esperar una hora más, pero se sentía desfallecer. Después, de pronto, Domiciano le ordenó que le recitase de nuevo su *Salmo del valor.*

Josef se sobresaltó. Por fin estaba claro que el emperador lo había llamado para vengarse de él por su atrevimiento.

—Confío en que comprenderéis, querido Josefo —le explicó el emperador—, que entonces no estaba preparado, no sabía que ibais a leer esos versos. Son versos un tanto extraños, y en aquella ocasión no pude apreciarlos enteramente. De modo que os estaría muy agradecido si me permitierais escucharlos de nuevo.

Todo en Josef se rebelaba contra ese deseo. Fuesen cuales fuesen las intenciones del romano, él no se sentía en absoluto inclinado a recitar esos versos. Ese día no los sentía, se le figuraban ajenos y consideraba indigno fingir e interpretar la farsa que aquel malvado deseaba escenificar a su costa.

—Su Majestad —replicó por tanto— me demostró entonces de forma palpable que no le había agradado

mi salmo. ¿Para qué irritar de nuevo vuestros oídos?

Pero Domiciano insistió. Se había propuesto escuchar de nuevo las insolentes palabras de boca de ese siervo de Yahvé; se trataba de su declaración de guerra y deseaba conocer el texto. Impaciente, egoísta, le espetó:

—¡Recitadme los versos!

Josef tuvo que obedecer. Recitó los versos, irritado, sin entusiasmo alguno ni convicción; se trataba de palabras sin contenido.

> Por eso digo:
> Salve al hombre que se hace reo de muerte
> por decir la palabra que le dicta su corazón…
> Por eso digo:
> Salve al hombre al que no puedes forzar
> a decir lo que no es.

Vio la mirada que le dirigía el emperador, una mirada escrutadora, pensativa, maligna; quiso rehuirla, pero entonces vio su propia cara reflejada en el revestimiento de las paredes, por todas partes su propia cara y la del emperador, los ojos del emperador y su propia boca abriéndose y cerrándose. Se sintió como un farsante y el contenido de su *Salmo del valor* se le antojó una farsa. ¿Para qué decir la verdad ante un mundo que no desea escucharlo? Hace siglos que los hombres vienen proclamando la verdad sin lograr con ello más que su propia perdición.

Domiciano lo escuchó atentamente hasta el final. Entonces repitió con aire soñador:

—Salve al hombre que dice lo que es. ¿Por qué salve? Los dioses ya revelan lo que es en los misterios, y no quieren que se repita incesantemente y ante cualquiera. Lo que proclamáis en vuestros versos, querido, suena muy bien, y es interesante, pero si se analiza detenidamente no son más que insensateces.

Escrutó a Josef como si se tratase de una de sus fieras enjauladas.

—Qué curioso —dijo meneando la cabeza— que se os llegase a ocurrir algo tan extraño. «Salve al hombre que proclama su verdad».

Y durante unos instantes continuó moviendo lentamente la cabeza.

—¿Así que amáis mucho a vuestro Matías? —le espetó retomando su anterior conversación. El *Salmo del valor,* Matías… un terrible pánico asaltó a Josef.

—Sí, lo amo —replicó angustiado.

—¿Y, naturalmente, queréis que haga carrera? —continuó preguntándole—. Sois ambicioso. Tenéis ciertos planes para él.

Josef le respondió precavido:

—Sé que no merezco las muestras de benevolencia que me ha concedido el amo y dios Domiciano, así como sus antecesores. Pero he tenido una vida llena de sobresaltos, y eso quiero ahorrárselo a mi hijo. Cuando me vaya deseo que disfrute de cierta seguridad.

Y así era; pues todos los sueños de fama y de gloria que había concebido en torno a su hijo lo abandonaron de pronto en ese cruel instante, y tan sólo quería tenerlo de vuelta, junto a él, y sacarlo de Roma tan pronto como pudiera, llevarlo a Judea, seguro y en paz. En su interior rogaba a su dios que en esa terrible hora le diese la fuerza necesaria para encontrar las palabras adecuadas y salvar a su hijo.

—Interesante, muy interesante —respondió entre tanto el emperador—. De modo que eso es lo que ansiáis para vuestro Matías, paz y seguridad. ¿Y os parece que educarlo en palacio es la mejor forma de alcanzar ese objetivo?

Fue un duro golpe para Josef que su enemigo hubiese encontrado de inmediato su punto más débil, su falta. Pues precisamente ése era su pecado: haber lanzado a su hijo por ese peligroso camino. Buscó penosamente qué responderle.

—A la emperatriz le cayó en gracia —dijo finalmente—. ¿Debí negarme cuando me pidió que entrase a su servicio? No habría sido capaz de semejante irreverencia.

Pero Domiciano había entrevisto el punto débil de su enemigo, el siervo de Yahvé, y no estaba dispuesto a dejarlo en paz.

—Si no lo hubierais deseado —dijo reprendiéndolo con el dedo, que se multiplicó en las paredes reflectantes— habríais encontrado el modo. Tenéis planes para él —insistió—, sed sincero, ¡admitidlo! ¿Cómo, si no, lo habríais enviado a servir a la emperatriz?

—Es natural que un padre tenga planes para su hijo —admitió Josef, y se sintió débil y vacío.

—¿Veis? —dijo Domiciano satisfecho, y siguió hurgando en la herida—. En una ocasión me dijisteis que pertenecíais a la estirpe de David. Habéis reconocido tener ciertos planes para vuestro hijo, ¿jamás se os ha ocurrido pensar que tal vez sea él, vuestro hijo, el Elegido, vuestro Mesías?

Con los labios lívidos y la garganta seca, Josef le replicó:

—No, jamás lo he pensado.

Domiciano había creído que sería una tarea ingrata enfrentarse al judío, una tarea que sólo había aceptado para justificarse ante Yahvé. Pero al ver la cara de Josef, esa cara enjuta, torturada, dejó de parecerle un penoso tormento y sintió un placer enorme, salvaje y cruel mientras aguardaba lo que haría, cómo se comportaría aquel hombre, cómo se alteraría su rostro, qué palabras pronunciaría cuando supiese lo que le había ocurrido a su hijo. Los ojos del emperador ansiaban verlo, sus oídos ansiaban escuchar el grito del enemigo herido, de ese odioso ser que le había soltado a la cara todas esas insolencias y que había engatusado a su Lucía.

Y continuó hablando, pensativo, sopesando cuidadosamente cada palabra:

—Si jamás llegasteis a insinuar a vuestro hijo que podría ser el Elegido de vuestro Yahvé, sí que habéis hostigado su amor propio de otros modos, o tal vez os entendiese mal, o quizás es que vuestro dios le insufló desde el principio una ambición desmedida.

Josef escuchaba sus palabras con penosa expectación.

—Soy muy necio —dijo—, o tal vez tenga un mal día y mi cerebro esté anquilosado, pero no sé cómo interpretar las palabras de Su Majestad.

Y, siempre con la misma calma implacable, Domiciano continuó:

—Sea como fuere, está bien que sea eso lo que deseáis para vuestro Matías, paz y seguridad.

Con el corazón y la garganta atenazados por el dolor, Josef le rogó:

—Os estaría eternamente agradecido si condescendierais a dirigiros a un padre acongojado con la claridad que necesita para entender.

—Sois muy impaciente —le reprendió Domiciano—, sois tan impaciente que atentáis contra el respeto que le debéis a vuestro regio amigo. Pero estoy habituado a tener que perdonar, precisamente con vos no he hecho más que derrochar indulgencia. Por lo cual bien puedo hacerlo ahora. ¡De modo que escuchadme, impetuoso! Se trata de lo siguiente: vuestro Matías se ha involucrado en una empresa enormemente ambiciosa. Creo, confío y creo poder adivinarlo ahora en vuestra cara, estoy convencido de que no sabéis nada de todo ello. Y eso me alegra por vos. Pues se trata de una empresa arriesgada y no la ha culminado con éxito. Lamentablemente, también era ilícita.

—¡Tened compasión de mí! —le rogó Josef con voz queda, pero rota por el dolor—. ¡Tened compasión de mí, mi amo y dios Domiciano! ¿Qué le ha ocurrido a mi Matías? ¡Decídmelo, os lo ruego!

Domiciano lo miró con la misma curiosidad serena y objetiva con que estudiaba a los animales de sus jaulas y a las plantas de sus invernaderos.

—Ha realizado los encargos de la emperatriz en Massilia —dijo— tal y como se le encomendaron, y lo ha hecho bien, demasiado bien.

—¿Y ha salido ya de Massilia? —preguntó Josef conteniendo la respiración—. ¿Dónde está ahora?

—Ha embarcado —respondió el emperador.

—¿Y cuándo estará de vuelta? —lo atosigó Josef—. ¿Cuándo podré verlo?

Y, al ver que el emperador se limitaba a sonreírle con una sonrisa lenta, queda, compasiva, Josef perdió todo recato y le espetó, movido por un horror infinito, insensato:

—¿Es que no va a regresar?

Con los ojos fijos en el emperador se le aproximó, incluso llegó a rozar la túnica imperial. Domiciano, a quien repugnaba cualquier contacto con un extraño y lo consideraba como la más atroz irreverencia, se retiró suavemente.

—Tenéis más hijos, ¿no? —le dijo—. ¡Ahora, mi judío, podréis demostrar que vuestros versos sobre el valor son algo más que palabras!

—He tenido un *único* hijo, y ya no está.

Josef repetía estas palabras, absorto:

—¿De modo que no regresará? —Farfullaba de tal modo que resultaba casi imposible entender sus palabras, pero el emperador sí las entendía, y se deleitaba con la caída de su enemigo.

—Ha sufrido una desgracia —dijo con voz amable, compasiva—. Ha tenido una caída. Hizo una infantil apuesta con uno de los timoneles del barco. Treparon por un mástil, por lo que parece, y él se cayó. No pudieron salvarlo. Se rompió el cuello.

Josef se quedó petrificado, sus ojos aún pendían atónitos de los labios del emperador. Éste esperaba oír

un grito, pero no hubo ninguno; en cambio vio cómo se distendía de pronto la cara de Josef y comenzaba a musitar, a abrir y cerrar la boca como si tratase de hablar y no fuese capaz de componer ni una palabra.

Domiciano saboreaba su triunfo. Tenía frente a sí a un hombre al que los dioses habían golpeado; todos los dioses, incluso el suyo, Yahvé. Él, Domiciano, había hecho bien, por tanto; había ganado una importante batalla al dios Yahvé con sus propias armas, con inteligencia y, a pesar de todo, de forma justa, intachable, de modo que no pudiera reprocharle nada. Siguió hablando confiado y, sin embargo, recalcando y regodeándose en cada palabra:

—Vos debéis saberlo, mi Josefo. No es casual que vuestro hijo Matías haya sufrido una desgracia. Ha sido un castigo. Pero yo no soy vengativo, soy clemente, y una vez fallecido no pienso pedirle cuentas. Por eso no debe saber nadie que tuvo que morir por su crimen. Deben creer que ha sido un accidente lo que os ha arrebatado a vuestro hermoso, joven y adorable hijo Flavio Matías. Y, para que veáis que os quiero bien, escuchad: lo enterraremos como si realmente hubiese sido el Elegido; será una ceremonia regia, como si vuestro rey David hubiese sido un romano.

El emperador no tuvo la dicha de observar el efecto que causaban en su enemigo su orgullo y su generosidad, pues parecía que Josef no era capaz de atender sus benévolas y excelsas palabras. Más bien mantenía la vista clavada en él con una mirada vacía, imbécil, y su boca seguía musitando. De pronto, se desplomó.

Pero Domiciano no había terminado de hablar y no pensaba guardarse sus palabras, y como no podía decírselas a Josef despierto se las dijo al desvanecido.

—Vuestros doctores me explicaron que llegará el día. Pero habéis de saber, Josefo, que mientras vos y yo vivamos ese día no llegará.

Una tarde, poco después de esa conversación, un breve, negro y ceremonioso cortejo llegó a la casa de Josef. Le traía el cadáver de Flavio Matías, fallecido mientras servía a la emperatriz al caerse de un mástil a bordo de la nave *Gaviota azul.* Los embalsamadores de la ciudad de Roma eran excelentes, y Domiciano había llamado a los más encumbrados expertos del ramo. Con pomadas, especias, y seguramente también con maquillaje, habían logrado que el cadáver que dejaron en la casa de Josef pareciese hermoso y casi incólume. Ahí tenía la huesuda cabeza juvenil, con el pelo negro y brillante cuidadosamente peinado, la cara de siempre y sin embargo distinta, pues toda su viveza procedía de los ojos y esos ojos permanecían cerrados. Y, si al verlo por última vez Josef pensó que la hermosa cabeza de su hijo reposaba sobre un cuello infantil, ahora le pareció que la nuez sobresalía en él más prominente y viril que nunca.

Josef volcó con sus propias manos los muebles de la habitación y amortajó al hijo que había regresado. Se sentó junto a él bajo la trémula luz de una lámpara de aceite. A su lado, sobre la cama volcada, yacía el hijo.

Josef se había transformado en esos últimos meses de bonanza; se había convertido en un hombre que rehuía sus propios abismos. Ahora, de pronto, se abrían de nuevo, su alma gritaba desesperada, no había modo de escapar. Al morir su hijo Simeón-Janiki se sintió desgarrado por mil sentimientos dispares. Sintió dolor y se sintió culpable, pero también se justificó y acusó a Dios y al mundo. Pero ahora, junto al cadáver de su hijo Matías, sólo siente una cosa: asco y odio hacia sí mismo.

No odia al emperador. Éste no ha hecho más que eliminar a un joven por sus pretensiones al trono; como emperador está en su justo derecho. Incluso ha procedido con cierta delicadeza. Podría haber hecho desaparecer el cadáver entregándolo al mar y a los peces, y pensar en su hijo muerto flotando sobre las aguas sin sosiego se le antoja una visión aterradora. El emperador ha sido magnánimo, sí, le ha entregado al muerto, incluso lo ha adornado para él y lo ha ungido con olorosas pomadas, su bueno, su generosísimo emperador. No, sólo hay un ser contra el que debe dirigir todo su odio, todo su honor, y ése es él mismo: Josef ben Matatías, Flavio Josefo, el loco, el vanidoso que no por envejecer ha ganado cordura, y que ha mostrado a su hijo el camino que lo llevaría a la perdición.

Josef se hundió ante el cadáver de Matías mucho más que antaño al morir Simeón-Janiki. Esta vez no había nada que meditar o interpretar, esta vez era él el único responsable. Si no hubiera proclamado por pura vanidad intelectual que descendía de la estirpe de David Matías aún viviría. Si no le hubiese retenido movido por su estúpido orgullo de padre, si le hubiese dejado marchar a Judea con Mara, aún viviría. Si no le hubiera enviado a servir a Lucía por pura vanidad, Matías aún viviría. Era su orgullo, su vanidad lo que había acabado con Matías.

Se ha excedido más allá de toda medida. Ese Cesarión, que el gran César no pudo recrear con su propio hijo, él quiso tenerlo en su Matías, pequeño mono que imita al gran hombre. Todo lo que ha hecho en su

vida lo ha hecho por vanidad. Por vanidad marchó a Roma siendo joven, por vanidad se hizo pasar por profeta y le anunció a Vespasiano que subiría al trono, por vanidad se convirtió en cronista de la casa Flavia y se dio a conocer como heredero de David. Por vanidad escribió esa engañosa, elegante y objetiva *Historia Universal,* así como el apasionado y eficaz escrito contra Apión. Y ahora ha matado a su hijo Matías por vanidad.

Como Jacob a José, así ha amado a Matías, con un amor insensato. Y, al igual que aquél regalara a José la brillante túnica que despertó la envidia de sus hermanos, así envolvió él a Matías en un brillo reprobable. Y como le fue anunciado a Jacob: «Desgarrado, desgarrado está tu hijo José», le comunicó a él el enemigo: «Tu querido hijo ha perecido». Pero el padre Jacob no había incurrido en otra culpa que su desmedido amor, mientras que él, Josef ben Matatías, carga con un terrible pecado. Y si aquel muchacho, José, siguió con vida aunque solo y abandonado en lo más hondo de un pozo, su Matías yace ante él muerto, con un brillo cerúleo, maquillado, y con esa nuez prominente; ningún hálito de vida anima su pecho, no hay ninguna esperanza de salvarlo.

Así pasó la noche, una breve noche de verano, y al amanecer acudieron muchos a despedirse del fallecido Flavio Matías. Todos sabían que el emperador estaba muy afectado por la desgracia que había acabado con la vida del protegido de Lucía; circulaban románticas historias sobre su vida y su final, se hablaba mucho de la belleza y el atractivo del joven. Y, así, un interminable cortejo de personas pasó por la sala con los muebles volcados donde yacía el fallecido Matías. Gentes interesadas, curiosas, fatuas. Venían para no perder la oportunidad de agradar al emperador, venían para ver el cadáver, para mostrar su dolor, para expresar sus condolencias. Toda Roma desfiló ante el cadáver. Josef, sin embargo, se mantuvo alejado, encerrado en lo más recóndito de su casa, en cuclillas en el suelo, descalzo, con el pelo revuelto y las vestiduras rasgadas.

Acudieron Marullo y Claudio Regino, y también el anciano Cayo Barzaarone, que pensó cuán poco le faltaba para yacer así; acudió el senador Mesalino y permaneció largo rato ante el cadáver mostrando un respetuoso interés sin que nadie fuese capaz de imaginar lo que sentía; acudió también el cuidador de pavos Anfión, que lloró amargamente, y acudió la joven Cecilia. Tampoco ella se refrenó, las lágrimas le corrían por el rostro liso, luminoso; lamentaba haberse burlado de Matías, haberse resistido a sus abrazos y hacerlo esperar.

Acudieron también los dos príncipes, Constancio y Petronio, o más bien Vespasiano y Domiciano, como se llamaban ahora. Se demoraron un tiempo ante el cadáver, muy serios, acompañados por su preceptor Quintiliano. Les habían reservado un sitio especial; había un enorme gentío aguardando tras ellos, la calle estaba atestada de gente que aún quería ver al muerto. Pero los gemelos no se dieron prisa; ni siquiera se movieron cuando Quintiliano les animó, amablemente, a marcharse. Contemplaban el rostro yerto de su queridísimo amigo. Estaban habituados a la muerte; aunque, eran muy jóvenes habían visto morir a muchos, y pocos lo habían hecho tranquilamente en su lecho. Su padre había sufrido una muerte violenta, así como su abuelo y su tío, y por muy sereno y pacífico que pareciera el semblante de su amigo Matías intuían, estaban persuadidos de que una mano se había abatido sobre él, una mano que conocían muy bien. Eso era lo que pensaban junto a la cama volcada; no lloraban, parecían muy serenos, y, excepto porque no hubo forma de apartarlos de su lado, Quintiliano no encontró nada reprochable en su actitud. Sólo al final, antes de marchar, el más joven no pudo refrenarse y realizó un gesto infantil y reprobable: sacó de su manga una pluma de pavo y se la puso al muerto en la mano para que, cuando llegase abajo, tuviese con qué alegrarse.

La desgracia que había caído sobre Josef sobrecogió a los judíos de la ciudad de Roma; pero a su temor se añadió una leve satisfacción. Lo que ahora abatía a Josef era un castigo merecido de Yahvé. Ellos le habían advertido: no era bueno que alguien subiera tan alto y se jactase como lo hizo Josef. Había hecho mucho por ellos, pero también les había causado graves padecimientos; era un hombre ambiguo, peligroso; lo sentían ajeno, siniestro, y humildemente alababan a su dios, tan justo, que le advertía de esa manera para que se mantuviera dentro de sus límites.

Tal y como prescribe la Ley se mostraron dolidos, interesados, le enviaron los cestos de mimbre con el plato de lentejas propio del duelo. Fueron a consolarlo, mas no lamentaron que no se dejase ver. También era un castigo de Yahvé que su arrogancia le impidiese aceptar el consuelo.

Durante todo ese día en que Roma entera desfiló ante el cadáver de su hijo Josef permaneció encerrado sin ver a nadie. Fue un día largo; no ansiaba otra cosa que la noche, en que tendría a su hijo de nuevo para él. Pero al atardecer llegó alguien a quien se vio obligado a recibir: el primer correo del emperador, un

funcionario de primera categoría que deseaba hablar con Josef en su nombre.

El amo y dios Domiciano deseaba brindarle un entierro suntuoso a Flavio Matías, fallecido mientras cumplía órdenes de la emperatriz. Quería erigir una pira funeraria como si se tratase de un miembro de la familia imperial.

A pesar de la habilidad del correo para presentar los mensajes del emperador de la forma más adecuada, en esa ocasión no le resultó fácil por lo mucho que lo impresionó el aspecto de Flavio Josefo. Lo había visto un par de días antes, cuando éste visitó al emperador en el Palatino. Entonces contempló a un hombre en su mejor momento, radiante, capaz de hacer un buen papel en la residencia imperial. Y ahora tenía ante sí a un viejo judío desaliñado, sucio, sin afeitar.

Sí, allí lo tenía, desvalido, ajado, falto de palabras. Pues se sentía desgarrado. Lo que ahora pretendía el enemigo era la burla más brutal e insolente que cabía imaginar. Al mismo tiempo se figuró que su hijo, que tanto amara el lujo, habría deseado un enterramiento tan magnífico y que no le perdonaría que renunciase a tal honor. De modo que calló largo rato, y cuando el correo se decidió a preguntarle respetuoso qué debía comunicar al emperador respondió con vaguedades, con frases que no afirmaban ni negaban. El correo estaba atónito. ¿Qué clase de hombre era ése? ¡Osaba vacilar cuando su amo y dios Domiciano le hacía objeto de un honor sin parangón! Pero, precisamente porque Domiciano quería honrarlo de ese modo, el cortesano no se atrevió a importunarlo y se retiró inquieto y meditando si el emperador no descargaría sobre él su ira por tan extraño comportamiento.

A solas, Josef siguió indeciso. Escuchaba en sí voces contradictorias. Tan pronto se decidía a aceptar el ofrecimiento de Domiciano como se decía que con ello no haría sino darle la razón, negando su causa. Pero entonces veía el rostro de su hijo y sentía como si Matías anhelase ese honroso fuego que iluminaría su última aparición ante el mundo. No sabía qué hacer.

Al día siguiente recibió a sus amigos más íntimos, Claudio Regino y Juan de Giscala. Seguía en cuclillas, con el pelo revuelto, los pies descalzos, la ropa desgarrada y la mente ofuscada, aniquilada el alma; sus amigos se sentaron junto a él. Si la noche anterior se había sentido como Jacob, lamentándose por la pérdida de su hijo predilecto, ahora era Job, a quien venían a consolar sus amigos. Pero también era bueno, que su consuelo se ciñese al práctico consejo; tampoco habría tolerado la condolencia o una compasión descarada.

Y, así, se limitaron a discutir un problema práctico que debía solventarse ese mismo día: el asunto del enterramiento. ¿Qué debía hacer Josef? Si aceptaba la oferta del emperador violaba uno de los preceptos básicos de los doctores. Desde tiempos ancestrales, desde que enterraron a Abraham, a Isaac y a Jacob en la cueva Majpela, les estaba prohibido a los judíos reunirse con sus padres de otro modo que no fuera a través de la tierra, y a Josef le parecía una desfachatez incinerar a su hijo. Pero si lo enterraba al modo judío y rechazaba la pira del emperador, ¿no atraería su cólera, que caería sobre todos los judíos?

Claudio Regino, el pragmático, tomó la palabra.

—Un muerto es un muerto —dijo—, no nota si lo incineran o si lo entierran. Fuego o tierra, tan inocuo es lo uno como lo otro, y tan poco lo regocijarán ambos como la pluma de pavo que el joven y amable príncipe le ha entregado. No puedo concebir que su alma tenga ojos, o incluso una piel, capaces de ver o percibir cómo disponemos de su cuerpo. Y los otros reparos no son más que sentimentalismos. Yo no soy judío, pero quizá por eso puedo evaluar qué ventajas e inconvenientes tiene esta decisión para vuestro pueblo. Dejadme, pues, que os diga que este pueblo vuestro tendrá que pagar caro o, al menos tendrá que renunciar a ciertas ventajas, si tomáis en serio sus supersticiones y su necedad. Si se trata de defender la libertad de los judíos es necesario que aceptéis la propuesta de DDD. Pues el fulgor de esa pira iluminará al judaísmo entero, y el judaísmo, que hace tiempo que avanza a tientas, precisa ese brillo.

—Así es —dijo Juan de Giscala mirando a Josef con sus pícaros ojos grises—. Y, por lo que respecta a vuestras objeciones, doctor Josef, he de deciros que no soy un sabio como vos, e ignoro si una vez muertos sentimos algo o no. Mi corazón ni asiente ni niega. Pero si vuestro Matías pudiera sentir algo allá donde se encuentra sin duda se sentiría feliz de saber que el fuego que quema su cuerpo calienta al judaísmo entero. Y, por lo demás, considero —continuó con una expresión aún más afable y burlona— que el brillo de ese fuego le complacería sobremanera, pues amaba el brillo.

A Josef lo conmovió oír aquello. El brillo que le ofrecía el emperador beneficiaría al judaísmo, y no había forma mejor de honrar la memoria de su hijo que aceptarlo. A pesar de todo le repugnaba pensar en la pira funeraria de Domiciano. Y es que su Matías no era romano; precisamente había muerto por haber querido hacer de él un romano.

Entonces se le ocurrió una idea muy arriesgada. El emperador quería honrar al muerto, luego se sentía en deuda con él. Pero si quería honrar al muerto no debía satisfacer su propio capricho, sino los de aquél.

Matías sería enterrado en suelo judío, tal y como conviene a cualquier judío, pero su enterramiento debía tener la suntuosidad que el emperador le había concedido. Josef lo trasladaría personalmente a Judea, y el emperador debía brindarle los medios. Que pusiera a su disposición una de sus naves ligeras, una liburna, una de esas estrechas naves de guerra pilotadas por escogidísimos remeros. Así quería llevar a su hijo a Judea, y allí deseaba enterrarlo.

Así se lo dijo a los amigos. Éstos lo miraron y se miraron entre sí, sin decir nada.

Entonces Josef habló con voz iracunda y provocadora:

—Vos, mi Claudio Regino, sois el hombre más indicado para transmitir mi petición al emperador. ¿Querréis hacerlo?

—No, no quiero —respondió Claudio Regino—, no es un asunto agradable.

Pero en el instante en que Josef se aprestaba a replicarle algo agregó:

—No obstante, lo haré. Ya he aceptado bastantes misiones desagradables en mi vida por amistad. No habéis sido un amigo cómodo, doctor Josef —refunfuñó.

El barco de guerra *El vengador,* una liburna, pertenecía a la categoría más alta de veleros rápidos. *El vengador* tenía tres hileras de remeros, era bajo y puntiagudo, ligero y veloz, y a cada golpe de remo avanzaba dos veces su longitud. La marina imperial poseía noventa y cuatro embarcaciones como ésa. *El vengador* no era la más grande; su desplazamiento de agua no superaba las diecinueve toneladas, su eslora medía cuarenta y cuatro metros, y tenía un calado de 1,7 metros. Lo propulsaban ciento noventa y dos esclavos.

Habían preparado a toda prisa y, sin embargo, cuidadosamente, todo lo necesario para el transporte del cadáver, incluyendo a un embalsamador. Pero no fueron necesarios sus servicios; el tiempo era favorable, el barco navegaba con viento propicio, y las noches frescas permitían mantener el cadáver en la cubierta superior; durante el día lo protegía un toldillo.

Josef permanecía sentado junto a él, solo. Prefería las noches al día. Soplaba una fuerte brisa y pasaba frío al avanzar a esa velocidad. El cielo era profundo, breve la luna, muy negra el agua con franjas de espuma que refulgían tímidamente. Y Josef seguía junto al cadáver, y sus pensamientos iban y venían como las olas y el viento.

Era una huida, y su enemigo, que no era estúpido, le había cedido su nave más veloz de forma que pudiese huir lo más deprisa posible. Huía vergonzosamente de la ciudad de Roma a la que con tanto arrojo y tan seguro de sí llegara hacía ahora treinta años. Ha permanecido allí una generación entera, durante una generación ha luchado convencido de tener la victoria al alcance de la mano. Ha llegado el final. Ignominiosa derrota y huida. Huir, escapar, evadirse rápida e indignamente en el barco que el propio enemigo pone a su disposición con burlona y afable celeridad. Allí, junto a él, tiene lo que ha obtenido de una generación de luchas: el cadáver de un joven. Ha ganado un hijo muerto, tal es el precio por una generación de arrogancia, de superación, de pesar, de humillaciones y engañosa fama.

¡Cómo vuela el barco, el barco con el irónico nombre de *Vengador,* la insigne nave, la veloz! ¡Cómo baila sobre el agua! *El vengador.* Ahí tiene, pues, Matías el veloz barco que deseaba para su regreso a Judea, el más extraordinario y rápido que pudiera imaginar. Un honor para su hijo, que gozó de honores tanto en vida como al morir. Un gran honor que le brinda su amigo el emperador. Para él, para su Matías, se esfuerzan, encadenados a sus bancos, esos remeros, un, dos, un dos, sin detenerse nunca; es para él para quien golpea el oficial marcando el ritmo; para él se hinchan las velas artísticamente dispuestas; para él se abre camino sobre las negras aguas la nave, la mejor del emperador romano, orgullo de la ingeniería naval.

Y ¿a qué se debe? ¿Quién puede saberlo? También su Matías preguntaba sin cesar: ¿por qué? Con su profunda y adorable voz lo preguntaba con infantil ademán; y, sin querer, Josef imita su profunda y amada voz y pregunta al viento en medio de la noche, con su voz: ¿Por qué?

¿Hay alguna respuesta? Sólo una, la respuesta que daban antaño los doctores cuando tropezaban con un problema verdaderamente arduo. Tras discutir, debatir, parlotear, examinar y rechazar, en el momento en que todos aguardaban ansiosos la solución respondían: sigue siendo un problema, difícil, sin respuesta, sin dirimir, *kaschja.*

Kaschja.

Y, sin embargo, no es cierto. Sí hay una respuesta. Alguien encontró una respuesta hace un par de centurias, y ellos lo rechazaron por su respuesta, y por esta respuesta no quisieron admitir su libro en el canon de las Sagradas Escrituras. Su respuesta no es *kaschja.* Su respuesta es clara y firme, es la respuesta acertada. Cada vez que Josef sufre una conmoción tropieza en su fuero interno con la respuesta de ese viejo

sabio, el predicador, Cohelet, que se ha posado en lo más profundo de su alma, y allí la tiene de nuevo, y es la respuesta acertada.

«Conocí que cuanto hace Dios es permanente, y nada se le puede añadir, nada quitar. Lo que es, eso fue ya; y lo que fue, eso será. Otra cosa he visto bajo el sol: que en el puesto del derecho está la justicia, y en el lugar de la justicia está la prevaricación. Por eso me dije: Dios juzgará al justo y al injusto, porque hay un tiempo destinado para todo y para toda obra. Díjeme también acerca del hombre: Dios quiere hacerles ver y conocer que de sí son como las bestias; porque una misma es la suerte de los hijos de los hombres y la suerte de las bestias, y la muerte del uno es la muerte de las otras, y no hay más que un hálito para todos, y no tiene el hombre ventaja sobre la bestia, pues todo es vanidad. Todos van al mismo lugar; todos han salido del mismo polvo, y al polvo vuelven todos. ¿Quién sabe si el hálito del hombre sube arriba y el de la bestia baja abajo, a la tierra?».

Así lo había sentido él, así lo sintió en su corazón, con la misma certeza con que debió sentirlo en su día Cohelet; así lo pensó entonces mientras velaba el cuerpo de su hijo Simeón-Janiki. Y después, más tarde, no había querido pensar más en ello y se rebeló y lo olvidó. Pero ahora Yahvé se lo recordaba por segunda vez con dureza, sarcasmo y acritud, y lo reconvenía como a un alumno descarriado. Ahora puede grabárselo en el corazón, debe grabárselo diez, veinte veces, como le ordena el gran maestro. «Todo es vanidad, apacentarse de viento». Recuérdalo, Josef ben Matatías, grábatelo con sangre diez, veinte veces, tú que quisiste ignorarlo, tú que trataste de enmendar a Cohelet. Llegaste tú y quisiste refutar las viejas doctrinas con tus hechos y tus obras, con tu *Guerra de los judíos* y tu *Historia Universal* y tu *Apión.* Y hete aquí ahora, en esta nave que avanza sobre el nocturno mar movido por el viento llevando contigo lo único que te queda: tu hijo muerto. ¡Viento, viento, apacentarse de viento!

La fina luna estaba ahora más alta; la cara enjuta y maquillada de Matías irradiaba un leve y pálido brillo.

¿Y qué le dirá a Mara cuando se presente por segunda vez ante ella para anunciarle: muerto está el hijo que me encomendaste?

Quedamente se lamentó al viento de la noche:

—¡Ay de mi hijo Matías, el bendito, el abatido, mi predilecto! Un gran fulgor rodeaba a mi hijo, y era agradable a los ojos de todos, y todos le amaban, los gentiles y los elegidos. Yo en cambio lo colmé de vanidad y acabé por matarlo a causa de mi vanidad. ¡Ay, ay de mí y de ti, mi buen hijo, mi hermoso hijo, bendito, glorioso, mi hijo abatido, Matías! Te di una lujosa túnica como Jacob a su José y te envié a la muerte como Jacob a su hijo José, a quien amaba con un amor inmenso, ridículo y lleno de vanidad. ¡Ay de mí, ay de ti, mi hijo bienamado!

Y pensó en los versos que había escrito, en el *Salmo del ciudadano del mundo* y en el *Salmo del yo,* y en el *Salmo del soplador de vidrio* y en el del valor. Y sus versos se le antojaron vacuos, y sólo le pareció sensata una cosa: la sabiduría de Cohelet.

Pero ¿de qué le valía saberlo? De nada le valía, su dolor no era menor por ello. Y siguió lamentándose en la noche, y su llanto ahogó el rumor del viento.

Los oficiales, marineros y remeros pensaban que era un tipo siniestro ése que transportaba por mar un cadáver. Una misión desagradable, ésa que les había encomendado el emperador. Temían que el judío estuviera maldito por los dioses, temían que los dioses enviasen alguna desgracia a su insigne nave. Suspiraron aliviados cuando avistaron la costa de Judea.

Al recibir la noticia de la muerte de su favorito, Matías, Lucía trató de conservar la calma para resguardarse de la sospecha que no tardó en alzarse ante ella. Al principio pensó en acudir a Roma de inmediato. Pero conocía el carácter desmedido de Josef; sin duda pensaría en una argucia y en un crimen, sin examinar, sin sopesar, y no quería contagiarse de la vehemencia de sus sentimientos. Quería mantener la serenidad, quería formarse un juicio certero antes de emprender acción alguna. Escribió una carta a Josef llena de dolor, de compasión, amistad y consuelo.

Pero el correo que debía entregarle el escrito regresó con la noticia de que Josef se había embarcado para llevar el cadáver del muchacho a Judea.

A Lucía no le molestó que Josef no se hubiera dirigido a ella al abatirse sobre él la desgracia que también era suya; que no le hubiera permitido ser partícipe de su dolor, que no le hiciera llegar ni una palabra. Pero de pronto le pareció ajeno a ella ese hombre que se dejaba llevar por completo, que no conocía medida ni norma alguna, cuyo dolor era tan egoísta como su fortuna. No comprendía cómo había permitido que se le acercase tanto ese ser tan desaforado. Lo que hubo entre ellos podía haber continuado

desarrollándose y florecer; ahora, en cambio, su repentina partida lo aniquilaba todo. Era un infeliz, infeliz en su tozudez; atraía la desgracia con su furor y su imagen del pecado. Casi prefirió que hubieran roto sus relaciones de ese modo.

No se atrevía a determinar si Domiciano había cometido otro crimen. Se encontraba en Bajae, y él en Roma; no quería verlo mientras la atormentasen las dudas; no quiso hablarle, pues no quería que le impidiese discernir claramente si era culpable. Si lo era, vengaría a Matías.

Recibió de Domiciano un escrito moderadamente afable. Domitila, le comunicaba, había dejado efectivamente de inmiscuirse en los asuntos de los jóvenes príncipes. De modo que, para su satisfacción, se veía en situación de cumplir sus deseos. Había encomendado al gobernador de Hispania oriental la tarea de anunciarle el indulto a Domitila. De modo que pronto podría recibir a su amiga en Roma.

Lucía respiró aliviada. Se alegró de no haber acusado precipitadamente a Varriguita del asesinato de Matías.

Dos semanas después, al referirle las noticias de la mañana, su secretario le anunció que la princesa Domitila había sufrido una muerte espantosa. Había predicado en su isla el evangelio de cierto Cristo crucificado de acuerdo con las doctrinas de los mineos, una secta judía. Se dirigió ante todo a los nativos de la isla, íberos medio salvajes que habitaban en casas más parecidas a las cuevas donde moran los animales que a viviendas humanas. En una ocasión, al regresar con su doncella de una colonia semejante, un puñado de esa chusma rapaz las siguió para atacarlas, robarles y matarlas. Ello ocurrió tras enviar el gobernador de Hispania oriental un correo que debía comunicarle su indulto. El emperador había mandado crucificar a uno de cada diez miembros de la tribu a la que pertenecían sus asesinos.

El luminoso y valiente rostro de Lucía se turbó al escuchar la noticia; dos profundos surcos aparecieron en su frente infantil, sus mejillas se motearon por la ira. Interrumpió el relato del secretario y dio orden de preparar su partida de inmediato.

Aún no sabía lo que haría. Sólo sabía que le arrojaría a Domiciano su ira a la cara. Por mucho que la hubiera irritado siempre conservó algo parecido al respeto por sus modos salvajes, estrictos; no se había extinguido del todo el amor que le inspiraban su orgullo, su vehemencia, su locura, lo extraordinario de ese hombre. Pero ahora sólo era capaz de ver en él a un animal pérfido y sanguinario. Si había eliminado a Domitila sólo por haberle prometido su indulto, también fue su dura garra la que había abatido al muchacho, al joven, ingenuo y luminoso Matías. ¡Ah, no le faltarán orgullosas y grandilocuentes palabras para justificarse! Pero esta vez no la engañará. Ha asesinado al muchacho por todo lo bueno que había en él, sencillamente porque era como era, o quizá sólo porque era de su agrado. Y también a Domitila la había asesinado por su causa, como un niño malvado que rompe el juguete predilecto de otro. Todo eso se lo dirá a la cara; si no lo hiciera se ahogaría. Le arrojará a la cara toda su rabia, todo su asco.

Partió de inmediato hacia Roma.

Domiciano había experimentado una honda satisfacción en su conversación con Josefo. Al rechazar éste su propuesta de enterrar al muchacho con toda pompa se limitó a sonreír. No lo ofendió la insolencia de Josefo; no hacía más que demostrar que había atacado a su oponente en su punto más débil. Ver a Claudio Regino exponerle el insensato ruego del judío constituyó, quizá, la culminación de su triunfo. Pues ahora podría mostrarse, además, generoso, y probar que lo que había hecho no iba dirigido contra el dios Yahvé. El emperador Domiciano tuvo que castigar la falta del muchacho Matías, mas al favorito del dios Yahvé le reservaba los mayores honores. Y esbozó una amplia sonrisa, alegre y a un tiempo siniestra, cuando supo que, de toda su flota, sólo cabía disponer de la nave *El vengador,* que Josefo se valdría de *El vengador* para trasladar a Judea a su hijo muerto. ¡Navega, Josefo, mi judío, navega en mi preciado barco, el más veloz! ¡Que tengáis buen viento tú y tu hijo, navegad, marchaos! Huido, desaparecido, lejos está ya Catilina.

Pero cuanto más lejos sentía al enemigo, cuanto más se alejaba de Roma la liburna *El vengador,* y con ella el muerto y el vivo, más se apagaba su alegría. Se volvió extrañamente perezoso, rehuyendo cualquier acción. Ni siquiera se animó a realizar el corto viaje hasta el Albano y permaneció en la ardiente Roma.

Poco a poco afloraron sus viejas dudas. Había hecho bien en eliminar a Flavio Matías: era reo de alta traición, y él, el emperador, no sólo tenía el derecho, sino la obligación de castigarlo. Pero su enemigo el dios Yahvé es un ser taimado, ingenioso. El ingenio del hombre no puede derrotarlo. Sabrá cómo justificar su ira ante el acto del romano: haberle arrebatado al retoño de David, el Elegido. Él también tiene buenos argumentos. Pero ¿le valdrán de algo ante el dios enemigo? Todo el mundo sabe lo vengativo que es ese dios Yahvé, y cuán siniestro, y cómo cae su mano certera sobre cualquiera.

¿Qué puede recriminarle el dios Yahvé? Su favorito, el enviado de Yahvé, Josef, se atrevió a lanzarle a la

cara el infame *Salmo del valor* ante todo Roma. Y ese mismo enviado de Yavhé incitó a Lucía a mantener relaciones de amistad con él y a desafiarlo al ensalzar su misión ante los ojos de todos. Pero no fue su deseo de venganza lo que lo llevó a deshacerse de Matías. No quería herirlos. Que así ocurriese fue una consecuencia natural del ejercicio de la función sagrada que le habían encomendado los dioses. No, no les guardaba rencor ni a Josef ni a Lucía; más bien les tenía simpatía. No había sido él el causante de sus desgracias, sino los dioses, los hados, y él, su amigo, ansiaba sinceramente procurarles consuelo.

A pesar de todo no pudo librarse de la vaga sensación de ser culpable y, como era usual en él, trató de deshacerse de esa culpabilidad achacándosela a otro. ¿Cuál fue el origen de aquel hecho? Todo comenzó el día en que Norban le presentó a los descendientes de David. Norban lo hizo con un propósito muy concreto. El emperador había olvidado cuál, pero una cosa era segura: Norban le había entregado conscientemente el primer eslabón de la cadena, una cadena que desembocaba en la muerte del muchacho. Si había algún culpable era Norban.

Pero Domiciano se cuidó muy mucho de constatar esta sospecha o de extraer conclusiones de ella. Sentado ante su tablilla no surgían más que espirales y círculos al pensar en su ministro de policía, y jamás palabras, ni siquiera letras; y esos círculos y espirales correspondían a los pensamientos del emperador. Pero si alguna vez mencionaba a Norban, ante otros o ante sí mismo; se limitaba a decir: «Mi Norban, el más fiel entre los fieles».

Cuando Lucía llegó al Palatino encontró a Domiciano recluido en su despacho; había ordenado que no se le molestase. Pero Lucía insistió tanto en verlo de inmediato que el gran chambelán Xantias terminó por anunciarla. Temía que el emperador lo reprendiese, pero éste permaneció tranquilo e incluso pareció que se alegraba de verla.

Naturalmente, Domiciano temía que Lucía intuyese algo sobre el verdadero final de Matías y de Domitila. Pero una vez más su Norban había hecho un excelente trabajo; había testimonios intachables tanto del accidente que le costó la vida a Matías, como del asesinato de Domitila a manos de los salvajes íberos. Y, si era capaz de justificarse exteriormente, aún más fácil le resultaba hacerlo ante su propia conciencia. Matías era reo de alta traición, y no dudaba de la necesidad de eliminar a Domitila para preservar las almas de los muchachos, sobre todo después de conocer el contenido de la ilícita misiva.

Pero, al ver a Lucía prorrumpir en la estancia, alta, furiosa, indignada hasta en el último pliegue de su vestido, su seguridad se esfumó. Siempre se amedrentaba ante ella, y también en esa ocasión sintió la impotencia de sus argumentos. Pero tal debilidad no duró más que una fracción de segundo. Después volvió a ser el Domiciano de siempre, y con dulces y afables palabras le expresó su pesar por la maldición que les había arrebatado a sus queridos amigos.

Pero Lucía no lo dejó terminar.

—Esa maldición —dijo dirigiéndole una mirada adusta— tiene un nombre: Domiciano. ¡No mientas, calla, no digas nada! No estás ante el Senado. ¡No trates de justificarte! No hay justificación válida para lo que has hecho. No te creo ni una frase, ni una palabra, ni un hálito. Tal vez puedas engañar a tu conciencia, pero no a mí. Y esta vez ni siquiera eso. ¡Has cometido una vileza, una cobardía! Has asesinado al muchacho sólo porque te gustaba; porque incluso tú reconociste la inocencia y la pureza que emanaba de él, y porque no podías tolerar algo así cerca de ti. Por pura y mezquina envidia. ¡Y Domitila! ¡Tú mismo dijiste en una ocasión que no había hecho nada! ¡Puaf! ¡Tu alma está emponzoñada! ¡No te acerques a mí, no me toques! Siento asco de mí misma cuando pienso que he llegado a acostarme contigo.

Domiciano había retrocedido y se apoyó en su escritorio, sudando.

—Sin embargo, lo disfrutaste, querida Lucía —dijo esbozando una mueca—. ¿O no? Yo al menos he tenido muchas veces la manifiesta impresión de que te gustaba.

Lo que el expresivo rostro de Lucía manifestaba ahora era un enorme asco, y poco a poco la mueca fue desapareciendo del rostro carmesí de Domiciano, que por un instante palideció. Pero después recuperó, no sin esfuerzo, su sonrisa, y continuó:

—Debiste sentir un afecto realmente grande por el muchacho —meditó en voz alta con cierto sarcasmo —. Y, en cualquier caso, me resulta interesante, muy interesante, lo que me has revelado sobre la historia de nuestras relaciones.

—Sí —respondió Lucía, ya más serena, y esta serenidad hacía que su desdén fuese aún más acre—, es interesante la historia de nuestras relaciones. Pero ahora ha terminado. Me dejé seducir por ti, te he amado. Diez veces, cientos de veces hiciste cosas contra las que se rebelaba todo mi ser, y una y otra vez me dejé convencer. Pero ahora se ha acabado, Varriguita —y esta vez su «Varriguita» no sonó cómico, sino amargo, cínico—. Se ha acabado —repitió recalcando levemente el «acabado»—. Lograste convencerme en innumerables ocasiones, eres tenaz, lo sé muy bien, y no renuncias fácilmente a un proyecto. Pero te

recomiendo que te habitúes a la idea de que todo ha terminado entre nosotros. Soy impulsiva en mis decisiones, pero me atengo a ellas, bien lo sabes. Mis palabras nunca son ambiguas como las tuyas. Me despido de ti, Domiciano. Me asqueas, hemos terminado.

Cuando Lucía se marchó transcurrieron unos minutos antes de que se borrase de la cara acalorada de Domiciano la expresión de turbación y sarcasmo tras la que había pretendido ocultar su ira. Sus ojos miopes seguían fijos en el lugar que ocupara, en sus oídos aún resonaba el eco de sus palabras. Después, poco a poco, su rostro se distendió y se puso a silbar mecánicamente la melodía del famoso cuplé: «Hasta un calvo puede hacerse con una beldad / si tiene con qué pagar».

Se sentó a su escritorio, cogió el estilete dorado y pergeñó algo en la tablilla de cera: círculos y garabatos, garabatos y círculos.

—Hmm, hmm —se dijo—, interesante, muy interesante.

Así que lo despreciaba. Más de uno le había dicho ya que lo despreciaba, pero no habían sido más que palabras, gestos impotentes; era inconcebible que un mortal lo despreciase a él, el amo y dios Domiciano. De todos los mortales, sólo se lo creía de Lucía.

Por un instante dejó que la idea calara en su mente: lo había abandonado. Así pues, interponía un abismo entre ellos. Ese abismo le hacía daño, la frialdad de ese corte se hundía dolorosamente en su carne. Pero después trató de zafarse, se irguió y aceptó que su determinación era irrevocable y que, por tanto, no tenía ningún sentido lamentar lo ocurrido. Sólo había que sacar las consecuencias pertinentes.

Lucía se ha liberado de él, ha renunciado a su protección. Ya no es la mujer que le pertenece, sino la enemiga, la traidora. Ha querido abandonarlo, llamar a Domitila a pesar de que nadie debía saber mejor que ella que Domitila intentaría ejercer una influencia perniciosa en sus hijos. Ya eso podía considerarse alta traición. También se ha carteado con ella, ha tratado de engañarlo para que creyese en la moderación de Domitila y pudiera, una vez cerca y sin trabas, convencerlos para que abjuraran de la religión del Estado. No cabe duda, alta traición. Lucía es una criminal, ha de precipitar el trueno sobre ella.

Decidió quedarse en Roma.

También Lucía permaneció en Roma, a pesar de que el mes de agosto de ese año fue particularmente caluroso. Quizá no regresó a Bajae para no ver la casa y el jardín, que le traerían recuerdos de Matías.

Los príncipes Vespasiano y Domiciano le presentaron sus respetos acompañados por su preceptor Quintiliano. Los últimos acontecimientos le brindaron la oportunidad de inculcarles el lema estoico: «¡No pierdas el juicio en épocas difíciles!». Pero no tuvo necesidad de convencerlos de nada, se mantuvieron serenos, no se lamentaron, sus rostros permanecieron impasibles, rígidos. Eran más hijos de Domitila que de Clemente, auténticos Flavios. Aún no habían recorrido más que una pequeña parte del camino, pero ese camino estaba cuajado de muertos. Debían aceptar la paternidad del hombre que había enviado a su verdadero padre, y seguramente al amigo, al Hades, y a la madre al exilio. Debían vivir a su lado y sólo se les permitía hablar quedo y mediante insinuaciones de lo que más les importaba. El hombre que los llamaba hijos era el hombre más poderoso del mundo, y en ellos recaería un poder inimaginable. Pero se sentían más impotentes que los esclavos que trabajaban en las minas, pues éstos podían hablar de lo que gustasen, podían lamentarse, mientras que ellos, los hijos del emperador, deambulaban en un universo más lúgubre y oscuro que la misma mina, y el sarcástico lujo que los rodeaba no era capaz de ocultar esa oscuridad; únicamente en sueños les era dado despojarse de las máscaras que debían cubrirlos.

Cuando supieron que Lucía había regresado a Roma se sintieron muy aliviados. Pero al verla de nuevo los paralizó la presencia de Quintiliano. Lucía comprobó consternada lo mucho que habían cambiado, cuán distintos eran al vivir en el Palatino. Todo era diferente allí, o quizás ocurriera que sólo ahora era capaz de verlo. No supo qué decirles, los tres buscaban afanosos qué decirse, y el hábil Quintiliano los ayudó más de una vez a superar alguna embarazosa pausa. Pero al fin Lucía no pudo soportarlo más.

—¡Venid aquí —dijo—, no os hagáis los valientes! ¡Sed Constancio y Petronio, y llorad por Matías y por vuestra madre!

Y con estas palabras los abrazó, y olvidaron la presencia de Quintiliano y se entregaron a dulces y tristes recuerdos de Matías y a veladas acusaciones.

Tras ese encuentro Quintiliano habría preferido mantener a sus pupilos alejados de la emperatriz, pero los muchachos se negaron. Domiciano, que, lento como era, no había decidido aún cuándo dejaría caer el rayo sobre Lucía, no quería llegar a una ruptura declarada, de modo que se acordó que los príncipes verían a Lucía cada seis días.

La vida en el Palatino era triste y peligrosa, y el terrible bochorno de aquel verano la hacía aún más

insoportable.

Incluso la ciudad se percató de que la situación de Domiciano era cada vez más difícil, y se rumoreó intensamente sobre los malos presagios que se sucedían. En una ocasión, en ese mes cuajado de tormentas cayó un rayo en el dormitorio de Domiciano, y en otra la furia del vendaval arrancó de cuajo la tablilla de su columna triunfal. Los disgustados senadores consideraron oportuno hacerse lenguas de tales sucesos y varios astrólogos afamados declararon que el emperador no sobreviviría al próximo invierno.

Domiciano ordenó enterrar el rayo que había caído en su dormitorio, como prescribía la costumbre, e hizo grabar la inscripción de la columna en el zócalo de modo que ninguna tormenta pudiera borrarla jamás. Norban apresó a uno de los augures; en la cámara de torturas admitió haber sido sobornado por uno de los senadores de la oposición para proclamar lo incierto abusando de su arte. El senador fue condenado al exilio y ejecutado el adivino.

Pero estos presagios no mermaron la simpatía que le profesaban las masas. Se sentían seguros bajo su mandato. Su comedida política exterior comenzaba a dar frutos. Había abandonado su costosa obsesión por la guerra y por alimentar su prestigio, lo que repercutió en el bienestar del país; los gobernadores no se atrevían a esquilmar a las provincias más que moderadamente. Tampoco olvidaban las grandes fiestas y ofrendas que había organizado Domiciano. El pueblo estaba satisfecho con su gobierno, pero los nobles y las clases pudientes lo odiaban. Lamentaban la libertad perdida y el régimen despótico y arbitrario al que se veían sometidos, y había quien se inflamaba de ira al ver el odiado y arrogante rostro del emperador.

Por ejemplo, el viejo senador Corell. Desde que cumpliera treinta y tres años padecía de gota. La abstinencia logró moderar sus sufrimientos por un tiempo, pero últimamente la enfermedad había afectado a todo su cuerpo, desfigurándolo, y sufría unos dolores insoportables. Era un estoico célebre por su valor, sus amigos se extrañaban de que no pusiera fin a sus padecimientos.

—¿Sabes —le susurró en una ocasión a su amigo más íntimo, Segundo—, sabes por qué me domino y soporto esta horrible existencia? He jurado que sobreviviré a ese perro de Domiciano.

Domiciano se burlaba de los malos augurios. Los interpretaban mal, no querían decir nada, bastaba con abrir los ojos para ver cuán afortunado era su gobierno y cómo crecían el bienestar y la satisfacción de su pueblo. Pero era un hombre excesivamente realista para no notar que, a pesar de todo, el odio se extendía en torno a él. Y, con el odio, su misantropía y su miedo.

Se siente terriblemente solo; a su alrededor todos lo traicionan, se venden. Hasta Minerva se ha marchado de su lado, y Lucía ha acabado por abandonarlo. ¿Quién le queda, en realidad?

Pasa revista a los rostros de sus amigos, de sus seres más próximos. Ahí están Marullo y Regino. Pero no son más que ancianos temblorosos, y ni siquiera sabe si puede contar con ellos tras la muerte de Matías. También está Annius Bassus: ése es más joven, y fiable, sin duda. Pero es un necio, un simple soldado, inservible para los sutiles asuntos que trama su fino entendimiento. Y si no ha podido hacerse entender por Lucía a pesar de sus esfuerzos, ¿quién lo entenderá? Norban, quizá. Pero Norban ha ido demasiado lejos, ha visto en el amo y dios Domiciano más de lo que es lícito ver. Y, por otra parte, fue Norban quien puso en sus manos el primer eslabón de la peligrosa cadena. Norban es el más fiel entre los fieles, pero también ha terminado con Norban.

En verdad, sólo queda uno: Mesalino. ¡Qué bendición que los dioses lo hayan cegado! Ante los ojos muertos de Mesalino el amo y dios Domiciano puede descubrir su rostro sin temor, sin pudor. Al ciego Mesalino le es dado conocer lo que ningún otro puede saber. Al menos tiene a alguien en el mundo con quien sincerarse sin que deba temer lamentarlo más tarde.

Domiciano se ha encerrado en su gabinete, pero no está solo, con él, en torno a él están su misantropía y su miedo. ¿Por qué todo eso? ¿Por qué está tan solo? ¿A qué tanto odio? Su pueblo es dichoso, Roma es grande y poderosa, más poderosa y dichosa que nunca. ¿Por qué ese odio en torno a él?

Sólo puede haber un motivo: la hostilidad de ese dios Yahvé. No acepta la reconciliación ese dios. A pesar de sus precauciones sin duda ha logrado, con ese espíritu leguleyo tan oriental, descubrir algo en el suceso de la muerte del muchacho que le da derecho a proceder contra el emperador romano. Seguramente es la venganza de ese dios Yahvé lo que le impide disfrutar de la paz que merece.

¿Es que no hay ningún medio para acallar a ese dios y aplacar su ira?

Hay un medio. Le sacrificará el hombre que ha instigado la muerte del muchacho, el hombre que le puso en la mano el primer eslabón de la cadena, su ministro de policía Norban. Es un gran sacrificio, pues Norban es el fiel entre los fieles.

Continúa ante su tablilla. Pero esta vez no dibuja círculos y garabatos, esta vez consigna nombres. Pues si envía a su Norban al Hades no le dejará recorrer solo el oscuro camino, sino que irá acompañado.

Lentamente hunde el estilete en la cera, con gran pulcritud escribe un nombre tras otro. Ahí está el tal

Salvius que osó conmemorar con un festejo a su tío muerto, el emperador Otón, el enemigo de los Flavios por antonomasia. El estilete se recrea grabando el nombre de Salvius en la cera. Ahí está el escritor Dídimo, que en su celebrada historia de Asia Menor había dejado caer insinuaciones que no le gustaron nada. Añade el nombre a su lista y entre paréntesis agrega: «Así como el editor y los escribas». Después, y este nombre lo escribe muy deprisa, viene Norban. Debajo escribe muchos otros sin pensar. A continuación, tras vacilar unos instantes, añade el nombre de Nerva: es un senador entrado en años, que ronda ya los setenta, moderado, precavido, no puede imputarle falta alguna; pero precisamente por ser tan sereno y reflexivo la oposición se congrega en torno a él. Domiciano lee los nombres, hace un buen papel en esa lista. Y sólo entonces escribe lentamente, con cuidado, deteniéndose en cada letra, el nombre de Lucía. Para terminar, como éste no debe ser el último, hace que otros nombres insignificantes cierren el cortejo.

Ha estado muy concentrado en su lista. Ahora que la ha concluido respira con alivio, alza la vista y se siente como tras una victoria. Se levanta, se estira, sonríe, y la cara de Domiciano le devuelve la sonrisa en los espejos de las paredes. Si el dios oriental encontró un argumento para atacarlo, ahora él lo ha invalidado. Le ha sacrificado a su Norban. Ahora habrá de darse por satisfecho, tiene que dejarlo en paz.

A última hora de la tarde cenó con los príncipes. Estaban solos; ni siquiera los acompañaba Quintiliano, que había ido a la casa de un amigo para asistir a un recital. El emperador llevaba algún tiempo mostrándose quisquilloso e irritable incluso con los muchachos, pero ese día, en esa comida, su primo y padre, el amo y dios Domiciano, estaba de un humor excelente. Disfrutaba conversando con ellos. No eran conscientes de lo que le debían, de lo que había hecho para aliviar en algo la carga que los aguardaba.

Los chicos lo miraban serios, pero ese día él no quería saber nada de su seriedad ni de sus penas. Bien, habían perdido a su madre en las últimas semanas. ¡Pero qué madre tan escuálida, reseca, impotente y medio loca! ¡Y qué padre tan grande, tan poderoso, regio y divino habían encontrado en su persona, capaz de poner a sus pies todo su esplendor y sus riquezas! No tenían razón para poner esa cara, y se esforzó por animar a los jóvenes comensales, excesivamente recatados para su gusto. Aún conservaba cierto sentido del humor, un tanto ácido y sin embargo atractivo. Se esforzó por ser amable, se mostró deferente en homenaje a su tierna edad, aun tratándolos como a adultos; les facilitó una respuesta cortés, y terminaron por sonreír afables ante sus bromas.

No, no, esa noche no era exactamente un dios, sino muy humano en ese intento de confraternizar con ellos. Les preguntó por sus entretenimientos predilectos. El príncipe Domiciano le contó cosas sobre los pavos que criaban en Bajae; comenzó con gran entusiasmo, pero después, ante cierta mirada de su hermano, también él recordó a Matías y se fue apagando hasta enmudecer. El emperador pareció no advertirlo, anotó algo en su tablilla, y pasó a hablar de sus propios caprichos y debilidades.

—Me encanta —les confió— sorprender a las personas, tanto en lo bueno como en lo malo. Adoro las determinaciones que cuajan lentamente y la acción súbita que desencadenan. A veces una sorpresa así me cuesta mucho tiempo y esfuerzo.

Vespasiano le dijo entonces:

—¿Y os salen bien siempre esas sorpresas, mi amo y padre?

—Por lo general, sí —respondió Domiciano. Su hermano observó a continuación:

—Habláis como si estuvierais preparando una nueva sorpresa, mi amo y padre.

—Quizá sea verdad —replicó el emperador, jovial y parlanchín.

Los niños levantaron la vista hacia él; en su mirada había temor, odio y curiosidad. Parecía halagarlos que el amo del mundo les hablase con tanta confianza.

—¿Lo veis? —prosiguió el emperador, deleitándose con la expectación que había despertado en ellos—. Os sorprende que vuestro padre os hable, así, sin más, de las sorpresas que prepara. Y eso que lo que pienso hacer no es tan abstruso. Cuando lo haya hecho todos pensarán que era lo más natural. Y, sin embargo, llegará como el delfín que surge de pronto de las tranquilas aguas.

Entonces el mayor de los hermanos, Vespasiano, tuvo un arranque de valor y le preguntó:

—¿Acaso morirá alguien a causa de vuestra sorpresa, mi amo y padre?

Domiciano levantó la vista y lo miró receloso, sorprendido ante tanta insolencia. Pero luego se echó a reír, pues él mismo había dado pie a la pregunta por su familiaridad, y, medio en broma, le replicó:

—Cuando los dioses nos ponemos a bromear no siempre salen bien parados aquéllos con quienes lo hacemos.

Cuando Domiciano les dejó marchar se dijeron:

—Ha planeado un nuevo golpe, el carnicero… Ha de ser una sorpresa y, sin embargo, algo natural… ¿Quién queda aún por matar? ¿Nosotros mismos?… Eso no sería ni una sorpresa ni natural.

Domiciano se había retirado a su dormitorio, como solía hacer en los últimos tiempos después de comer,

y los aposentos imperiales quedaron a disposición de los gemelos. ¿No les había incitado el propio emperador a desvelar su sorpresa? Ansiaban saber a quién mataría a continuación. Eran Flavios. Eran dinámicos, vengativos, osados.

Se dirigieron al gabinete de trabajo del emperador. Lo vigilaba un capitán y dos soldados.

—¡Dejadnos entrar! —les rogó el príncipe Vespasiano—. Se trata de una sorpresa, de una apuesta con el emperador. Si pierde él se limitará a reír. Y si ganamos nosotros, capitán Corvin, no olvidaremos que fuisteis vos quien nos franqueó la entrada. Sea como fuere, saldréis ganando, capitán Corvin.

El capitán titubeó. Nunca le había gustado vigilar los aposentos de Domiciano; el menor gesto resultaba peligroso. Los oficiales de su guardia personal solían bromear diciendo: «El que hace guardia con el emperador hace bien en presentar antes alguna ofrenda a los dioses del Hades». Si les impedía entrar, la cosa podía acabar mal; si les franqueaba la entrada, también. No los dejó entrar.

Los muchachos eran Flavios, hijos de Domitila. Las negativas no hacían sino reforzar su tenacidad. Fueron hacia el dormitorio del emperador.

Un capitán y dos soldados vigilaban sus puertas.

—¡Dejadnos entrar! —rogó el príncipe Domiciano—. Se trata de una sorpresa, de una apuesta con el emperador. Si pierde él se limitará a reír. Y si ganamos nosotros, capitán Servius, no olvidaremos que fuisteis vos quien nos franqueó la entrada. Sea como fuere, saldréis ganando, capitán Servius.

El capitán titubeó. Si les impedía entrar podía salir mal parado. Los dejó entrar.

Domiciano yacía sobre su espalda y dormía con la boca entreabierta. Su respiración era lenta y regular; su cabeza, con los párpados encarnados llenos de arrugas y venitas, parecía la de un necio; la barriga se arqueaba hacia lo alto. Un brazo reposaba distendido y como muerto a un lado, con el otro se cubría la cara. Los muchachos se le acercaron de puntillas. Si se despertaba le dirían la verdad:

—Queríamos descubrir tu sorpresa, amo y padre nuestro.

El príncipe Vespasiano metió la mano debajo de la almohada. Encontró una tablilla; él y su hermano leyeron los nombres.

—¿Los recordarás? —susurró el príncipe Vespasiano.

—Algunos, los más importantes —repuso el príncipe Domiciano. El emperador se movió de pronto, un resoplido salió de su boca entreabierta.

—¡Vamos! —susurró Vespasiano. Volvieron a introducir la tablilla debajo de la almohada y se deslizaron fuera de la habitación. El oficial respiró aliviado al verles salir.

—Podéis consideraros afortunado, capitán Servius —dijo el príncipe Domiciano con aire alegre aunque adusto, regio.

—¿Lo has visto? —preguntó Vespasiano—. En la última línea ha escrito: «Pavos príncipes». No quiere matarnos, quiere regalarnos unos pavos.

A pesar de todo decidieron que uno de ellos iría a ver en seguida a Lucía. Vespasiano se hizo cargo de la misión. Llegó hasta ella y se lo contó. Ella lo abrazó, lo besó y le dio las gracias efusivamente. Fue el momento más hermoso de toda su vida.

Antes incluso de que acabara el día se presentó Norban ante Lucía. Estaba indignado por que lo hubiese llamado con tanta premura y misterio. ¿Qué tendría que comunicarle tan importante? Seguramente necias intrigas de amor.

Lucía le contó escuetamente lo que había ocurrido. El tipo rechoncho ni parpadeó; durante su relato no apartó ni un instante de ella sus ojos pardos, los de un perro vigía malvado y fiel. Tampoco ahora dejó de mirarla. Callaba, reflexionando al parecer, no se fiaba de ella.

Después, por toda respuesta, le preguntó en tono objetivo, casi grosero:

—¿Habéis discutido con el amo y dios Domiciano?

—Sí —respondió ella.

—Pues yo no —dijo él, y su tono provocador no llegó a ocultar sus recelos—. Seré franco con vos, mi ama Lucía —prosiguió él—. Tenéis motivos para ser mi enemiga, pero no el emperador.

—Es posible que sepáis demasiado —sugirió Lucía.

—Es posible —meditó Norban—. Pero también puede ser de otro modo. Puede ser que el príncipe Vespasiano se haya dejado llevar por su infantil fantasía y crea que no fue un accidente lo que le arrebató a su camarada Matías y a su madre, sino las perversas intenciones del emperador.

—No debemos descartar —admitió a su vez Lucía— que Vespasiano viniese a verme por ese motivo y me mintiera. Pero no parece probable. En vuestro fuero interno, estimado Norban, sabéis tan bien como yo

que Vespasiano dice la verdad y que vuestro nombre y el mío figuran en esa tablilla. Y los dos sabemos muy bien lo que eso significa.

—Me gustaría —gruñó de pronto Norban— retorcerle el cuello a ese petulante de Vespasiano.

Los bucles tan en boga le caían desordenados y grotescos sobre la estrecha frente de su basto rostro; parecía desdichado, un perro fiel y perverso cuyo mundo ha saltado en pedazos. A pesar de su ira, su dolor y su preocupación, Lucía estuvo a punto de echarse a reír ante la burda cólera de aquel ser torvo.

—¿Tanto apreciáis a Varriguita? —le preguntó—. ¿Tanto os saca de quicio que también quiera asegurarse contra vos?

—Yo soy fiel —afirmó Norban obstinado—. El amo y dios Domiciano tiene razón. El amo y dios Domiciano siempre tiene razón, incluso cuando decide eliminarme a mí; el amo y dios Domiciano sin duda tiene sus buenas razones, y hace bien. ¡Y a ese Vespasiano se lo haré pagar! —exclamó furioso.

—¡No digáis tonterías, querido Norban! —replicó Lucía tratando de hacerle entrar en razón—. ¡Considerad las cosas como son! No os resulto simpática, y yo mentiría si dijera que me agradáis. Pero el peligro compartido nos convierte en aliados, lo queramos o no. Debemos adelantarnos a DDD, y no nos sobra tiempo. Los muchachos no recuerdan todos los nombres que figuran en la lista, pero sí algunos. Aquí están. Poneos en contacto con estos señores y haced lo que esté en vuestra mano. Yo por mi parte me ocuparé de que Domiciano pase la noche conmigo. ¡Ocupaos vos del resto!

Norban la miró largamente con sus ojos castaños, vigilantes y sin embargo obtusos, meditando.

—Ya sé —dijo Lucía— lo que estáis pensando. Os preguntáis si no deberíais presentaros ante el emperador para contarle lo que acabo de proponeros. No me parece muy aconsejable, querido Norban. No conseguiríais más que aplazar vuestra propia ejecución, pero sólo eso: aplazarla. Pues entonces sabríais aún más cosas del emperador, y precisamente el dolor que le causaría cumplir con el deber de eliminaros lo haría tanto más perentorio. ¿Tengo razón?

—Tenéis razón —admitió Norban—. ¡Ese príncipe indiscreto! —gruñó, incapaz de serenarse.

—¿Acaso habríais preferido morir ignorando que le debíais vuestra muerte —le preguntó Lucía muy interesada— a adelantaros a él sabiéndolo?

—Sí —reconoció Norban, afligido—. Estoy muy decepcionado —dijo, sinceramente conmovido—. ¿Y estáis segura —preguntó por último insolente y gélido— de que convenceréis al emperador para que duerma con vos a pesar de vuestro enfrentamiento?

A Lucía no le molestó su pregunta, más bien la divirtió.

—Sí, lo estoy —respondió.

> Mi amo y dios Domiciano, Varriguita, DDD, no sé qué avieso dios pudo llegar a inspirarme palabras tan osadas y necias como las que os dirigí el otro día. Sirio ha debido cegarme. Pero conozco la benevolencia y la generosidad del emperador Domiciano. Pensad en aquella noche en la nave que nos conducía a Atenas. Pensad en la noche que vivimos cuando tuvisteis la bondad de hacerme regresar. ¡Perdonadme! ¡Venid a verme y decidme personalmente que me perdonáis! ¡Venid esta misma noche! Os espero. Y, si venís, os entregaré los materiales que necesitáis para vuestra villa de Selinunte a la mitad de su precio. Vuestra Lucía.

Domiciano sonrió al leer la carta. Pensó en su lista. Pensó en Mesalino, con quien al día siguiente comentaría la lista. Recordó las noches que mencionaba Lucía.

Le gustaba que aquéllos a los que eliminaba admitiesen que su acto constituía un justo castigo, una medida necesaria. Se alegraba de que Lucía admitiese su falta. Se alegraba de que aún lo amase. Sin duda. ¿Cómo no iba a amarlo habiéndose dignado él hacerla objeto de su amor? Pero eso no alteraba la situación. Su falta no era menor por el hecho de que la traidora Lucía fuese además la mujer que amaba. No flaquearía, no borraría su nombre de la lista.

Pero aceptará su invitación. Es una mujer extraordinaria. Cuando piensa en la cicatriz bajo su pecho izquierdo le tiemblan las rodillas. Los dioses son benévolos al permitirle besar una vez más esa cicatriz. Es una mujer espléndida, la mujer que le corresponde. Una lástima que haya cometido alta traición y que no vaya a tener muchas oportunidades de escribirle más cartas como ésa.

De modo que el emperador fue a verla y durmió con ella. Tras los abrazos reclinó su gran cabeza sobre el hombro de Lucía, que no retiró el brazo. Contempló la cabeza del durmiente bajo la luz mate de la lámpara de aceite buscando en ese rostro hinchado, distendido, cansado, aquél que viera por primera vez cuando aún se le llamaba «Frutito» y era un inútil en quien nadie confiaba excepto ella. Había dejado de amarlo, pero no lo odiaba; no lamentaba su decisión, pero ya no sentía esa amarga satisfacción que la colmara cuando se ganó a Norban para su causa, para su venganza. Esperaba, y sentía el corazón tan

cansado y pesado como el brazo en el que reposaba esa cabeza.

Finalmente llegaron Norban y los suyos. No consiguieron entrar tan sigilosamente como habían previsto, pues el siempre cauto Domiciano había acudido con dos oficiales, que hacían guardia en el pasillo delante del dormitorio. De modo que Domiciano acababa de despertarse cuando entraron los conjurados.

—¡Norban! —exclamó—: ¿Qué ocurre?

Norban confiaba en sorprender a su amo dormido. Lo turbó escuchar que lo llamaba, y se detuvo cerca de la puerta.

El emperador se había despejado por completo, vio a los hombres detrás de Norban, vio las armas, la cara y la actitud de Norban. Y comprendió. Saltó de la cama desnudo, buscó una salida, se abalanzó sobre los hombres y pidió auxilio con un chillido. Uno de ellos le lanzó una estocada, que no acertó. El emperador trató de defenderse y forcejeó con el hombre sin dejar de gritar.

—Lucía, perra, ¡ayúdame! —exclamó con la voz quebrada volviendo la cabeza. Lucía se arrodilló sobre el lecho con el torso desnudo y observó con una mirada pesada, triste y expectante a su marido, que luchaba por su vida.

—Es por Matías —dijo, y su voz sonó extrañamente fría y serena. Entonces comprendió Domiciano que era con el dios Yahvé con quien se las veía, y no se resistió.

Antes del amanecer la ciudad entera sabía que el emperador había sido asesinado.

Tras recuperarse del terrible susto y de su indignación, Annius Bassus pensó en proclamar gobernantes a los hijos adoptivos del asesinado, los príncipes Vespasiano y Domiciano. Los oficiales y los soldados de la guarnición apreciaban al muerto, y con su ayuda podría lograr que el Senado reconociese los derechos de los príncipes. Pero no era lo bastante inmoral y hábil como para presentarle al Senado a «sus» emperadores sin consultar antes con Marullo y con Regino.

Cuando por fin logró ponerse en contacto con ellos era demasiado tarde. El viejo Nerva, dirigente de la oposición senatorial que también figuraba en la lista de Domiciano, había sido informado por Norban de los acontecimientos antes incluso de que ocurrieran. Convocó de inmediato al Senado. Si el atentado fracasaba, se dijo, encargaría rogativas a los dioses por haber salvado la vida del emperador; si tenía éxito, sus amigos lo nombrarían sucesor de Domiciano. De modo que, a primeras horas de la mañana, los padres convocados se hallaban congregados, y al aparecer por fin Marullo y Regino en el Senado mientras Annius alarmaba a la guarnición ya se había presentado la propuesta de escarnecer la memoria del muerto.

En cuanto lo supo, Marullo, indignado, quiso oponerse a la medida. Pero los demás no tardaron en acallar su voz y las de los pocos senadores fieles al emperador que se atrevieron a alzarse, lanzando los más terribles insultos contra el muerto. A toda prisa adoptaron una medida denigrante tras otra para erradicar incluso su memoria. Se decidió derribar sus estatuas en todo el Imperio, y destruir o fundir las tablas que conmemorasen sus actos. Y, por último, Marullo y los suyos asistieron a un espectáculo como no había ofrecido jamás el Senado romano desde la fundación de la ciudad. Pletóricos de entusiasmo por el poder recuperado, rememorando con acritud la humillación padecida, las sesiones en las que ellos mismos, los allí presentes, debieron condenar a muerte a los mejores hombres de sus filas, a sus líderes, los senadores convocaron a artesanos y esclavos para llevar a cabo de inmediato y de forma palpable la destrucción de su memoria. Sí, incluso les ayudaron a hacerlo. Querían participar personalmente en el exterminio, en la erradicación del insolente déspota. Avanzando desvalidos sobre sus altas botas con sus lujosas túnicas, echaron mano de mazas, hachas y palancas, se subieron a las escaleras y golpearon los bustos y medallones del odiado emperador. Se deleitaron derribando las estatuas con la altiva faz del muerto; truncaron, mutilaron sus miembros de piedra o de metal, gritando desaforados; erigieron en la recepción de la Curia una especie de pira, y arrojaron las efigies horriblemente desfiguradas.

Después, tras denostar de ese modo al despotismo, al gobierno de un solo individuo, se aprestaron a sustituirlo por el régimen de la libertad, es decir, el gobierno de los sesenta senadores más influyentes, y nombraron emperador a Nerva.

El anciano senador, un hombre muy culto, gran jurista y experimentado orador, benévolo, liberal y altruista, había tenido un día muy movido la víspera, una noche agitada, y una mañana no precisamente tranquila. Durante ese tiempo lo atenazó la duda de si lograría eliminarlo Domiciano a pesar de sus precauciones. En lugar de eso se encontró con que, a sus setenta años, no sólo había logrado sobrevivir al emperador, de cuarenta y cinco, sino ocupar su trono. Pero tras todas esas emociones y la tensión de las últimas horas se encontraba exhausto, y con razón, y la alegría que le causaba la idea de regresar a su casa, bañarse, desayunar y acostarse era casi tan grande como la que le producía su mandato.

Pero no le fue dado disfrutar tan pronto de la ansiada paz. En cuanto llegó a su casa acudió a verle Annius encabezando un importante destacamento y en compañía de Marullo y Regino. Annius estaba disgustado por su propia lentitud; por la lasitud de su cerebro habían sido despojados del mando que legítimamente les correspondía los hijos adoptivos de su venerado amo y dios. Quería salvar lo poco que aún podía salvarse. Interpeló a Nerva y se entregó a terribles amenazas: el ejército no toleraría que se arrebatase el trono a los Flavios, vencedores de Germania, Britania, Judea y Dacia. El nuevo emperador era un hombre de modales serenos, distinguidos; las rudas voces de Annius lo pusieron muy nervioso, y podría haber replicado a su poco objetivo discurso desde la perspectiva jurídica. Pero estaba muy cansado, no se sentía con ánimos, y al otro lo respaldaban treinta mil soldados mientras que él contaba sólo con quinientos senadores. De modo que prefirió no percatarse de la grosería del basto general y en lugar de ello se dirigió hacia sus dos acompañantes, que sabía tratables, y les preguntó muy amable:

—Y vosotros, señores, ¿qué deseáis?

Éstos, realistas como eran, sabían que aunque los respaldase la guarnición de la ciudad era dudoso que los ejércitos de las provincias guardasen fidelidad a los Flavios. Pero el indigno comportamiento de los senadores los había afectado profundamente. La visión de esos hombres entrados en años subiendo por las escaleras con sus altas botas, las túnicas orladas de púrpura y las rodillas temblorosas para golpear la efigie del hombre cuya mano se esforzaban por besar no hacía ni tres días, les había repugnado. Querían manifestar su desaprobación.

El nuevo emperador, adujeron, era jurista. Debía por ello hacer valer el derecho frente a quienes habían asesinado alevosamente a Domiciano. Se dirigieron a Nerva con moderación, sin recalcar cada tres frases «nos respalda el ejército» como hiciera el grosero general. Lo que pedían no era mucho, sólo una cosa: que se castigase a los culpables. Pero su exigencia era tajante y perentoria, y no hubo forma de disuadirlos. Nerva tuvo que entregarles de inmediato —y ésa fue la primera acción del nuevo gobernante, a quien en principio todos consideraban justo y equitativo, incluso benévolo— al principal culpable, Norban, el hombre a quien debía el trono.

Tras esa concesión tuvo Nerva que admitir que debía adoptar de inmediato ciertas medidas que garantizasen su seguridad. No, su vieja y cansada cabeza no podía descansar aún sobre la almohada si no quería arriesgarse a que la separasen por la fuerza del tronco. Antes de retirarse a su dormitorio debía escribir una carta. Y el viejo emperador la dictó con todos los miembros doloridos de cansancio. En ella ofrecía la corregencia a su joven amigo el general Trajano, comandante supremo del ejército que operaba en la frontera germana. Después, por fin, se acostó.

Marullo y Regino fueron a ver a Lucía. Querían salvarla, y castigarla.

—No deseo discutir sobre vuestros motivos, mi ama y diosa Lucía —dijo Regino—, pero habría sido más delicado, y sin duda más inteligente, que os hubierais puesto en contacto con nosotros en lugar de hacerlo con Norban.

—Os tengo por amigos, a vos, Regino, y a vos, Marullo —replicó Lucía—. Pero, sinceramente, si os hubieran obligado a elegir entre salvar a Domiciano o a mí, ¿os habríais decidido por mí?

—Quizás habría habido otra salida —respondió Marullo.

—No había ninguna —dijo Lucía fatigada—, Norban era mi aliado natural.

—Sea como fuere —resumió Regino—, habéis conseguido que nuestros queridos muchachos pierdan su trono para siempre, y vos, querida Lucía, corréis un serio peligro, tanto vos como vuestro negocio de ladrillos.

—De estar en vuestro lugar, querida Lucía —añadió Marullo—, yo habría avisado a vuestros viejos amigos a tiempo para no perjudicarlos, y para que ayudasen a los jóvenes príncipes.

Lucía meditó medio minuto.

—En eso tenéis razón —dijo entonces muy razonablemente.

—Lo lamento por él —dijo poco después Regino—. Se le ha tratado injustamente.

—Si os dirigís a mí —respondió Lucía—, si lo que pretendéis es que os dé la razón, pedís demasiado. Ninguna mujer cuya vida se haya visto amenazada y que se haya librado de la muerte por un pelo puede ser tan objetiva. ¡Y pensad también en mi Matías!

—Y, sin embargo, se le ha tratado injustamente —insistió tozudo Regino.

—Dejemos —propuso el conciliador Marullo— que lo decidan los poetas y los cronistas. ¡Ocupémonos más bien de vuestro futuro inmediato, querida Lucía! Tenemos motivos para pensar que corréis peligro. Annius Bassus y sus soldados no os tienen aprecio.

—¿Tenéis alguna exigencia que transmitirme? —preguntó Lucía, imperiosa—. ¿Os apoya el ejército? —prosiguió, burlona.

—Es cierto que nos apoya el ejército —replicó Regino, amable y paciente—, pero lo que queremos transmitiros no son exigencias, sino consejos.

—¿Qué queréis, pues? —preguntó Lucía.

—Queremos —formuló Marullo— que el cadáver de Domiciano tenga un entierro digno. El Senado ha mancillado su memoria, como sabéis. Una ceremonia pública provocaría disturbios. Os proponemos que le erijáis una pira cuanto antes, si no en la propia Roma al menos muy cerca; digamos, por ejemplo, en vuestro parque de Tibur.

Lucía ya no odiaba al muerto, pero siempre había sentido aversión por los sepelios. Esta aversión se reflejó en su expresiva cara.

—¡Cuánto lo odiabais! —dijo Marullo. En ese momento su cara se distendió.

—No odiaba a Varriguita —dijo; parecía muy cansada, y de pronto se convirtió en una mujer vieja.

—Creo que a DDD le habría gustado —dijo Marullo— que fuerais vos precisamente quien organizase su sepelio. ¡Recordad que fue él quien quiso incinerar a Matías!

—Sería conveniente —añadió Regino— que fueseis vos. Así contrarrestaríamos los rumores de que habéis tenido algo que ver con el crimen del traidor Norban.

—El traidor Norban —dijo Lucía pensativa—. DDD no tuvo a nadie más fiel.

—Tampoco vos le odiabais, querida Lucía —se mofó Marullo, subrayando el «vos».

—Bien —asintió Lucía—, me ocuparé de ello.

Pero resultó que alguien había hecho desaparecer el cadáver de Domiciano. Había sido su vieja ama Filis la que se lo había llevado en secreto corriendo graves peligros.

Se dirigieron a la casa de Filis, una sencilla finca rústica no lejos de Roma. Sí, allí estaba el cadáver. Filis, una anciana increíblemente obesa, no había escatimado nada; el cadáver estaba lavado, ungido, perfumado, preparado, y sólo los mejores especialistas habrían sido capaces de una obra así. Allí estaba Filis junto al catafalco, con las lágrimas corriéndole por las fláccidas mejillas.

Una vez muerto, Domiciano ofrecía un aspecto sereno y digno. Nada quedaba en él de la forzada desmesura que su rostro mostrara en vida. Las cejas, que el miope solía fruncir con gesto amenazador, estaban distendidas, y los párpados cerrados ocultaban los ojos que un día lanzaran miradas tan vehementes y tenebrosas; de toda esa energía sólo quedaba el decidido mentón. Una corona de laurel adornaba el cráneo medio calvo; la vieja lamentaba no haber podido hacerse con otras insignias de su poder. Pero el rostro del fallecido era ahora hermoso, viril, y Marullo y Regino juzgaron que DDD tenía un aspecto más regio que cuando se esforzara por parecer el amo y dios de todo el orbe.

La vieja había erigido ya la pira. Se negaba a que Lucía, la asesina, presenciase la cremación. Los dos caballeros se presentaron de nuevo ante Lucía; propusieron sacar por la fuerza el cadáver de la casa de Filis y llevárselo a Tibur, a la villa de la emperatriz. Pero Lucía se negó. En lo más hondo de su ser se alegraba de tener un pretexto para renunciar al gesto que le habían solicitado. Volvía a ser la Lucía de siempre. Había amado a Domiciano, había obtenido de él cosas buenas y malas, y ella le había dado cosas buenas y malas, estaban en paz, el difunto ya no podía exigirle nada. No temía las consecuencias de su acto, ni a Annius y sus soldados.

De modo que cuando se instaló el cadáver del último emperador Flavio sobre la pira funeraria sólo estaban presentes Marullo, Regino y Filis. Abrieron los ojos al difunto, lo besaron, y después prendieron la madera volviendo el rostro. El perfume de que estaba impregnado desprendía un olor fortísimo.

—¡Salve, Domiciano! —exclamaron—. ¡Salve, amo y dios Domiciano!

Filis lloraba y se lamentaba, se rasgó las vestiduras y se arañó la rolliza carne.

Marullo y Regino vieron arder la pira. Probablemente no había nadie, ni siquiera Lucía, que conociera mejor las debilidades del muerto ni sus virtudes.

Al extinguirse la pira Filis apagó los rescoldos con vino, reunió los restos y los regó con leche, secándolos después con trapos de lino; a continuación los colocó en una urna mezclados con pomadas y perfumes. Con la ayuda de Marullo y Regino logró que se le permitiese entrar de noche y en secreto en el templo de los Flavios. Allí enterró los restos de Domiciano, junto a los de Julia, a quien también había amamantado; pues la temible anciana siempre había pensado que Lucía no era la esposa más adecuada para él, sino que a su águila, Domiciano, le correspondía su palomita, Julia.

Al día siguiente, y en presencia de su amigo Segundo, el anciano senador Corell, torturado por la gota, que hasta aquella hora había soportado sus dolores con viril entereza, se abrió las venas. Había logrado su propósito, había asistido a la muerte del maldito déspota y la restauración de las libertades. Su día había llegado. Moría feliz.

Había llegado el día. El senador Cornelio, el historiador, se encontraba en su despacho reflexionando

sobre lo ocurrido. Las profundas arrugas que surcaban su cara ocre, adusta, se agudizaron aún más; hacía poco que había cumplido los cuarenta, pero tenía el rostro de un anciano. Recordaba a sus amigos muertos, a Senecio, Helvid, Arulo; recordó afligido las veces en que quiso hacerlos entrar en razón. Sí, de eso se trataba, de ser razonable, paciente, de guardarse la ira hasta que llegase el día de darle rienda suelta. Por fin había llegado el momento. Se trataba de sobrevivir al terror. Él, Cornelio, lo había logrado.

La sensatez era buena, pero no procuraba la felicidad. El senador Cornelio no era feliz. Recordó las caras de los amigos que marcharon a enfrentarse con la muerte, las de sus esposas en el exilio. Rostros amargados y, sin embargo, de gentes que están en paz consigo mismo. Eran héroes, mientras que él sólo era un hombre, un escritor. Ellos sólo eran héroes, y él un hombre y un escritor.

Era historiador. Había que juzgar con un criterio histórico. Hicieron falta héroes para los tiempos de la fundación del Imperio y de la República, pero para estos siglos, para la Monarquía, lo que se necesitaba eran hombres razonables. El Imperio sólo pudo fundarse con heroísmo. Mantenerlo requería sensatez.

Pero bien estaba que hubieran existido Helvid, Senecio y Arulo. Toda época requería héroes para mantener viva la dignidad hasta el momento en que ya no fuera viable. Y se sentía dichoso de poder expresar con palabras todo el odio acumulado contra el tirano y la amorosa y dolida memoria de los amigos. Extrajo las innumerables notas y apuntes que había pergeñado y se aprestó a esbozar un retrato exhaustivo de la época que abarcaría su libro. Con vehementes y adustas frases ensambladas cual bloques de granito describió el terror y los crímenes del Palatino, y para el heroísmo de sus amigos encontró palabras amplias y claras como el cielo en un día de primavera.

Capítulo tercero

Viendo pasear a Josef en ese fresco día de primavera por las plantaciones de moreras de Juan de Giscala nadie habría podido adivinar su verdadera edad. Sus setenta años le habían teñido de gris la barba, y el enjuto rostro estaba algo arrugado, pero ahora, golpeado por el viento, mostraba un color saludable y sus ojos seguían siendo vivaces. Y, aunque el bigote de Juan era de un blanco luminoso, su cara cetrina y astuta también tenía buen color y estaba bien conservada, y sus pícaros ojos parecían jovencísimos.

Josef llevaba ya tres días de visita en Giscala, en casa de Juan. Juan sabía que Josef no se interesaba excesivamente por las cuestiones agrícolas, pero no era capaz de contener su orgullo de campesino y, aunque él mismo se riera de su empeño, obligó una vez más a su amigo a recorrer la vasta granja, y Josef no tuvo más remedio que contemplar y admirar sus fabulosos lagares, su bodega, sus parvas y, ante todo, sus moreras y sus sederías.

Lo hacía sin enterarse, como si estuviera ausente: sencillamente, disfrutaba del placer de encontrarse de nuevo en Galilea.

Llevaba casi doce años en Judea, lejos de Roma, de la nueva y ajena Roma del emperador-soldado. Trajano. No, no echaba de menos a esa Roma gélida, ordenada, organizadísima; le repelía, no habría sabido qué hacer con esa sociedad fría, objetiva, imparcial y cosmopolita, lo mismo que ella no habría sabido qué hacer con él.

Pero tampoco se sentía a sus anchas en Judea. A veces trataba de convencerse, y con él, a sus amigos, de que se sentía satisfecho en la paz de su propiedad de
Be'er
Simlai. Llevaba muchos años, afirmaba, de vida solitaria, apartada; ahora, ya mayor, no deseaba otra cosa que perderse y desaparecer en la comunidad. No aspiraba sino a ser en Judea un hombre como tantos otros. Pero, aunque era sincero, esa paz lo inquietaba.

La propiedad de
Be'er
Simlai, que adquiriera en su día por consejo de Juan, florecía y prosperaba. Pero él no era necesario allí; su hijo Daniel, que a la sazón contaba veinticinco años, se había convertido bajo la tutela del viejo Teodoro en un granjero entusiasta y capaz, y la presencia de Josef entorpecía más que ayudaba al desarrollo de la explotación. Y, por lo que podía preverse, su buena marcha estaba asegurada, pues todos los terrenos del entorno de la capital de provincia Cesarea se veían favorecidos por la gobernación romana. Cierto que la región estaba poblada mayoritariamente por sirios y soldados romanos retirados, y los escasos judíos que quedaban miraban recelosos a Josef y bromeaban sobre los privilegios de que seguía disfrutando bajo el emperador Trajano. Mara habría preferido vivir en la auténtica Judea en lugar de allí, entre «gentiles», y también Daniel sufría con la desconfianza y el escarnio de los colonos judíos. De cualquier modo, su mujer y su hijo disfrutaban viendo prosperar la finca mucho más, sin duda, de lo que lo disfrutaba él.

Mara había aceptado la pérdida de Matías con más serenidad de lo que él esperaba; no lo maldijo ni lo increpó furiosa. Pero el vínculo que los unía se había quebrado. En su fuero interno se separó de él, el asesino de sus dos hijos; ya no veía en él al elegido del Señor, sino al caído, al portador de desgracias. Se siente tan lejos de él que ni siquiera discuten. Viven tranquilos uno junto al otro, ajenos y afables.

Tampoco las relaciones con su hijo Daniel son como deberían. No sólo le preocupan las opiniones de los colonos judíos sobre su padre, sino que ha salido en todo muy parecido a la madre, tiene su parsimonia y su amable reserva. Es un hijo intachable, pero teme al vehemente e incomprensible padre, y los intentos de Josef por ganarse su confianza han sido vanos.

Josef se siente muy solo en medio de la ordenada actividad que reina en su propiedad. Escribe, pasa mucho tiempo con sus libros. A veces también sale a visitar a sus amigos; va por ejemplo a Yabne para ver

al Doctor Supremo, o, como ahora, a Giscala, por Juan. Tiene muchos amigos en el país; desde que publicó el *Apión* la mayoría de los judíos lo respeta. Pero sigue siendo un respeto frío, todavía no le han perdonado su antigua actitud, tan ambigua. Vive en Judea como un extraño entre su pueblo.

Desde hace algún tiempo se siente inquieto. Lo achaca a la inseguridad de la situación política, pues la gran campaña oriental que prepara el belicoso emperador Trajano amenaza de nuevo a Judea. Pero las razones que lo llevan a abandonar la paz de su propiedad de
Be'er
Simlai radican en él. Se siente como en su juventud, como en la época en que escribió:

> Alejaos de vuestra ancla, dijo Yahvé.
> No amo a los que se embarrancan en el puerto.
> Abomino de los que se pudren en el olor infecto de su molicie.
> He dado al hombre muslos para que lo sostengan sobre la
> tierra y piernas para correr,
> para que no quede plantado como un árbol por sus raíces.

No aguanta más en
Be'er
Simlai. Se ha marchado para viajar por Judea sin un destino fijo, de aquí para allá; regresará a su casa la víspera de la Pascua, es decir, no antes de tres semanas.

De modo que está con Juan. Juan lleva mucho menos tiempo en el país que él. Juan se ha mantenido fiel a su propósito de no abandonar Roma y sus negocios romanos hasta estar seguro de que no se dejará llevar por su fervor nacionalista. Durante los cinco años que lleva en Judea ha resistido valientemente la tentación de fomentar el avance de los «Fanáticos del día». En ese tiempo se ha ocupado de reconstruir primorosamente y con todo lujo su ciudad natal, la antiquísima y diminuta ciudad montañesa Giscala, destruida en dos ocasiones: primero en el transcurso de la gran guerra judía, y después tras la rebelión de los «Fanáticos». Pero ante todo ha convertido su propia finca de Giscala en una granja modelo.

Los dos ancianos se pasean, pues, por ella. Juan le enseña al amigo las novedades que ha introducido en sus plantaciones de moreras, olivares y viñas. Brilla un claro, joven y amable sol de primavera, los dos se sienten dichosos de contemplarlo; pero para entrar en calor han de seguir caminando. De modo que caminan a buen paso: Josef, un tanto encorvado; Juan, más bajo, muy erguido. Juan no deja de parlotear. Nota que Josef no lo escucha, pero no necesita un interlocutor atento, sólo quiere proclamar su alegría por todo lo que ha logrado, y él mismo sonríe ante su senil locuacidad. Aunque finalmente le tienta la idea de entablar con Josef un auténtico debate y, con cierta burlona belicosidad, le espeta:

—Ya veis, querido Josef, que mi propiedad florece, es lo que suele llamarse una granja modelo. A pesar de todo, esta explotación mía no me da beneficios, al contrario, debo pagar por mantenerla, y si no renuncio a ella es sólo porque me divierte administrarla. Me alegra poder producir un vino extraordinario, un excelente aceite y una magnífica seda. Y ahora, por favor, meditad sobre lo siguiente: si yo, con todos los privilegios que disfruto por parte del gobierno romano, no consigo sacarle provecho, ¿cómo va a alimentarse de su sudor un pobre campesino con unos cuantos olivares? Los nuevos impuestos y aranceles que aplica el ministro de finanzas de Trajano a las provincias orientales están acabando con el pequeño campesinado. Además, no parece ser el medio más indicado para conseguir lo que pretenden, puesto que los vinos italianos no alcanzan por ello la calidad necesaria ni aumenta su venta. La consecuencia inmediata es que crece la inquietud en el país.

—¿Es cierto que crece la inquietud? —preguntó Josef, que de pronto pareció espabilarse. Juan lo miró de refilón.

—A juzgar por lo que veo en mi Galilea —dijo sonriendo más satisfecho que malicioso— no creo que haya en Judea ningún campesino contento con los nuevos edictos. No estoy diciendo que los «Fanáticos del día» ganen adeptos en todas partes. Quizás incluso sea ése el objetivo que persigan los romanos con su extraña política financiera, porque no es impensable que cuando Trajano inicie su proyectada campaña oriental ciertos militares deseen garantizar antes el orden en Judea, eso que ellos llaman orden. Y para ello les resultaría muy cómodo provocar un alzamiento y atrapar de golpe a todos los elementos sospechosos. Pero no se trata únicamente de la política agraria romana —prosiguió—, pues aunque siempre he mantenido —y al tocar el tema de sus eternas diferencias con Josef sonrió— que ni la guerra judía ni los disturbios posteriores se habrían suscitado de contar con buenos precios para el vino y el aceite, estoy dispuesto a concederos que nuestras guerras judías no sólo se han debido a los precios del vino, sino

también a Yahvé. Ambas cosas han de convertirse en problema, el mercado y Yahvé. Si no, no se da el fervor necesario.

—¿De modo que creéis —preguntó Josef— que Yahvé ha vuelto a convertirse en un problema?

—En ese terreno, doctor Josef —replicó Juan—, el especialista sois vos, no yo. Pero si queréis conocer la opinión de un sencillo terrateniente que no ve a su Yahvé como teólogo, sino como un hombre con sentido común, no tengo reparos en confiárosla. La idea de Yojanán ben Zakai de sustituir el Estado y el Templo perdidos por Yabne fue excelente; no había entonces, tras la caída, otra posibilidad de restaurar la unidad. Y, de hecho, la costumbre y la doctrina llegaron a sustituir al Estado. Pero poco a poco, a medida que crecía la generación posterior, que nada sabía del Estado ni del Templo, se fue perdiendo el sentido de los usos, y hoy la doctrina se ha convertido en pura fórmula y la costumbre asfixia el sentido. Judea se ahoga bajo la tutela de los doctores: a la larga, la palabra vacía nunca sustituye a Dios. Dios necesita de su país para restaurar la vida y el sentido. Eso es lo que hace que Yahvé vuelva a ser hoy un problema. Yahvé sólo podrá vivificarse realmente si Judea deja de ser meramente la residencia de los judíos para ser la tierra de sus judíos. Yahvé necesita un cuerpo. Su cuerpo es este paraje; su vida son estos olivos, estas viñas, estas montañas y lagos, el Jordán y el mar…, y mientras no se reúnan Yahvé y esta tierra ni uno ni otro vivirán. Disculpad que me haya puesto poético. Pero es natural que un terrateniente viejo y simple como yo no sepa expresarse tan bien como vos.

Josef tenía algunas objeciones a esa concepción un tanto impía, pero no las formuló. En lugar de eso trató de resumir sus palabras:

—Y como ambos problemas, Yahvé y el mercado, requieren una solución, ¿consideráis que se dan las condiciones externas e internas para que se produzca un levantamiento? ¿Pensáis que los «Fanáticos del día» podrían afirmar con razón: ha llegado el día? ¿Es eso lo que queréis decir?

—¡Qué joven sois a vuestros setenta años —replicó Juan—, y cuán guerrero! Pero no os resultará fácil comprometerme. Es cierto que mientras esas dos cuestiones, Yahvé y la situación del mercado, no sean acuciantes, no habrá levantamiento. Eso es lo que he dicho. Pero no he afirmado que esos factores sean los únicos requisitos. Si queréis saber mi opinión, el principal requisito es que las posibilidades de éxito de la revuelta no sean demasiado escasas.

—En tal caso, todo lo que acabáis de decir no es más que teoría —dijo Josef desencantado.

—Una vez más queréis comprometerme —replicó Juan bromeando—. ¿Cómo podríamos saber nosotros qué posibilidades tienen los «Fanáticos» si Trajano se lanza finalmente a su guerra oriental?

Josef acabó por impacientarse.

—¿Condenáis, por tanto, las actividades de los «Fanáticos del día»? —preguntó.

Pero Juan rehuyó la respuesta:

—No me dedico a la política práctica. Como bien sabéis, antes de dejar Roma me examiné a conciencia y sólo después de constatar que mi corazón no me la iba a jugar me permití regresar a Judea.

Josef continuó caminando a su lado encerrado en un hosco silencio. Hasta que Juan arremetió de nuevo:

—Pero mi renuncia no me impide tener ciertos sueños. Supongamos por un momento que los «Fanáticos» no sean tan razonables como nosotros y que organicen un levantamiento con escasas posibilidades de éxito. ¿Podríais imaginaros entonces, querido Josef, mayor fortuna que dejarnos llevar por él? Imaginaos, nosotros, dos ancianos temblorosos que nada esperamos ya de la vida, animados y rejuvenecidos por semejante revuelta. No me gusta usar palabras grandilocuentes, pero no puedo imaginar un final más glorioso que morir en esa refriega.

A Josef lo trastornó que el otro expresase sin ambages tales sentimientos.

—¿No sois demasiado egocéntrico, querido Juan? —le preguntó—. No es que esté prohibido, sencillamente resulta indecoroso comportarse de ese modo a nuestra edad.

—¡Qué seco os habéis vuelto! —exclamó Juan moviendo la cabeza—. No admitís ni una simple broma. Porque, naturalmente, hablaba en broma. Pero si queréis saber la verdad, os diré, para que podáis juzgarme con justicia, que no es el egoísmo lo que me inspira el sueño de semejante alzamiento. Seguramente cualquier intentona de los «Fanáticos» fracasaría tan rápidamente como las anteriores. Y, sin embargo, no habría sido tan insensata. Me refiero al problema de Yahvé. Un levantamiento como ése constituiría una advertencia para no olvidarnos de Judea, la tierra, en aras de los ritos y la palabra. Y esa advertencia ha llegado a ser absolutamente necesaria. El ser humano olvida muy deprisa. Sería bueno que les recordásemos a nuestros judíos su tierra, el hecho de que es *su* tierra. Pues de otro modo existe el serio peligro de que los doctores acaben definitivamente con Yahvé y Judea se ahogue por culpa de Yabne.

—Decidme —insistió Josef—, ¿ya están en marcha los preparativos? ¿Conocéis algún plan preciso de los «Fanáticos»?

Juan lo miró con una sonrisa confiada, pícara, insolente, que lo hacía parecer más joven.

—Quizá —respondió— sepa algo, pero quizá no sepa nada. No deseo saber nada concreto, porque la política no es de mi incumbencia. Lo que habéis oído no es más que el parloteo de un anciano ocioso ante un amigo, provocado por la llegada de una nueva primavera y el placer de hablar bajo este hermoso sol.

En ese momento Josef le dio la espalda seriamente disgustado y no volvió a dirigirle la palabra. Entonces Juan le dio un golpecito y le espetó malicioso:

—Pero, aunque no sepa nada, sí es cierto que conozco a mi gente, y así como preveo el tiempo soy capaz de oler ciertas cosas. Por eso os ruego que aceptéis un pequeño consejo, querido Josef. Si queréis seguir viajando por el país dirigíos primero a Cesarea y procuraos en el palacio del gobernador un pasaporte completo que os permita acreditaros ante cualquiera. Sólo por si acaso.

Al abandonar Josef Giscala ese mismo día Juan lo acompañó un buen trecho, y cuando Josef volvió la cabeza Juan seguía allí, mirándolo.

En Cesarea, donde siguiendo el consejo de Juan se procuró un nuevo salvoconducto, Josef hizo una visita al gobernador. Lusius Quietus invitó al ilustre Flavio Josefo a cenar con él con esa diligente y distante amabilidad que caracterizaba a casi todas las personas de confianza del emperador Trajano.

Allí estaba, pues, Josef, sentado entre altos oficiales y funcionarios de la provincia. Se sentía terriblemente incómodo y ajeno a todos. A pesar de la marcada afabilidad de los señores volvió a sentir que no lo tomaban en serio. No era de los suyos. Sin duda, estaba más ligado a ellos que nadie, por su pasado y sus privilegios; pero, a fin de cuentas, no era más que un agente a sueldo.

Se habló del futuro. Seguramente, si estallaba la guerra habría disturbios en toda la región: en Siria, en Judea, en Mesopotamia. Juan tenía razón. Las personalidades no ocultaban que tales revueltas les vendrían al pelo. Les procurarían el ansiado pretexto para limpiar a fondo Judea, que acabaría convirtiéndose en zona de formación y avituallamiento antes de partir hacia el lejano Oriente.

Una y otra vez preguntaron a Josef, como experto, si sería posible disuadir a los «Fanáticos del día» por la falta de perspectivas de su levantamiento. Josef adujo que la mayor parte de la población judía era leal al Gobierno y que los «Fanáticos» eran demasiado realistas para instigar una sublevación tan insensata. El gobernador Quietus lo escuchó muy atento, pero, por lo que le pareció a Josef, poco convencido.

Por otra parte, él no había hablado con la convicción que lo caracterizaba. Estaba un tanto distraído debido a que, desde que llegó a la casa del gobernador, había estado buscando un rostro determinado. Se trataba de Paulus Bassus, la persona que mejor conocía la situación militar de la provincia de Judea, pues, aunque se sucedieran los gobernadores, el coronel Paulus seguía allí. Era él quien gobernaba en realidad Judea y, siempre que el gobernador daba una recepción, todos esperaban verlo. Por otra parte, era natural que no acudiese sabiendo que encontraría allí a su padre. A pesar de todo, por poco razonable que fuese, ese padre no hacía más que buscarlo.

A la mañana siguiente Josef se dirigió al edificio de la gobernación para procurarse el salvoconducto. De pronto lo atenazó un sentimiento de extrañeza y hostilidad al penetrar en ese palacio frío, blanco, lujoso, imponente y amenazador, símbolo de la Roma de Trajano.

La sala donde se despacharía su asunto se encontraba en el ala izquierda del edificio. Cuando, tras solventar el trámite rápidamente, cruzó la gran sala con su nuevo salvoconducto para salir por la puerta principal, penetró un oficial por esa misma puerta. El oficial, un soldado esbelto de rostro descarnado y pálido, un hombre elegante, enérgico, se volvió hacia su derecha. Nadie habría podido decir si al saludar a la guardia en formación había llegado a ver al hombre que se le aproximó por la izquierda. Nadie habría podido decir tampoco si Josef había reconocido a aquel oficial. Pero, al abandonar el edificio, cansado y viejo, le pareció que no había aire bastante en la plaza del palacio, y quien lo hubiera observado en ese momento se habría extrañado de que un asunto tan liviano e insignificante como la obtención de un salvoconducto pudiese agotarlo tanto.

Por su parte, al penetrar en el ala derecha del edificio, el oficial parecía un poco más pálido que de costumbre y sus labios estaban aún más apretados. Pero entonces, poco antes de entrar en su despacho, se distendió. Sí, Paulus Bassus, o, como solían llamarle antes, Flavio Pablo, parecía más bien satisfecho. Lo estaba. La idea, una idea que había buscado durante mucho tiempo, había acudido a su mente.

Ese mismo día tuvo una conversación con el gobernador Lusius Quietus.

Josef había decidido olvidarse de su propiedad de

Be’er
Simlai, de su mujer y de su hijo hasta la víspera de la fiesta de Pascua; hasta entonces podía recorrer el país como un hombre libre, vagando allí donde lo condujesen el viento y su capricho.

Arriba en las montañas aún era invierno, pero en los valles había llegado la primavera Josef deambuló sin descanso sobre un mulo o a caballo, y a veces también a pie. El anciano recordaba el tiempo en que recorrió por primera vez Galilea para conocer a sus habitantes. También ahora se encontraba mejor allí donde nadie lo conocía, y huía en cuanto lo llamaban por su nombre.

También visitó a amigos y a gentes cuyas costumbres y opiniones lo atraían. Y así llegó un día a
B’ne
Berak, a la casa del doctor Akiba.

Josef ha visto a Akiba en numerosas ocasiones y, aunque opuestos en talante y opiniones, no se llevan mal. No cabe duda de que, después de Gamaliel, es el doctor más influyente. Y eso que, como éste, ronda ya los cincuenta. Pero al contrario de Gamaliel, que lo tuvo todo desde su nacimiento, Akiba ha tenido que luchar duramente; fue pastor, y debió esforzarse para lograr estudiar y hacerse un hueco en la Escuela de Yabne, defendiendo su doctrina contra viento y marea hasta lograr imponerla. Es una doctrina que, con adusta fiereza aunque con un método taimado y retorcido, defiende lo judío contra lo no judío; es una doctrina rígida y fanática que contradice todo lo que Josef vivió en sus mejores días y lo que ha proclamado en sus ambiciosos libros. A pesar de todo, Josef no es capaz de resistirse a la fascinación que emana de ese doctor Akiba.

Permaneció en
B’ne
Berak un día, y otro más, y un tercero. Después llegó el momento en que era necesario partir si deseaba llegar a su casa a tiempo para celebrar la Pascua. Pero, al querer despedirse de Akiba, éste lo retuvo.

—¿Qué me decís, doctor Josef —le preguntó—, queréis pasar conmigo la víspera de Pascua?

Josef alzó la vista sorprendido, dudando de la seriedad de su propuesta. Miró la gran cabeza de Akiba, que descansaba sobre un cuerpo basto, inmenso. De su barba plateada surgían frescas las rosadas mejillas; la ancha frente, imponente, arrugada, casi desaparecía bajo el avance del pelo. Gruesas cejas enmarcaban sus ojos castaños: ojos que irradiaban un fuego apasionado y brutal y hacían olvidar la chata nariz. Pero aquel día, al proponer a Josef pasar con él la víspera de la Pascua, esos ojos siempre tan fieros y vehementes brillaron con un leve fulgor, malicioso.

De hecho resulta sorprendente que el apasionado nacionalista Akiba lo invite a él, a Josef, el negociador que durante toda su vida se esforzó por reconciliar a los judíos, a los griegos y a los cristianos, a compartir su mesa la víspera de la Pascua, la gran fiesta nacional. Es una provocación y un honor. Durante una fracción de segundo Josef está tan asombrado que no sabe cómo comportarse. La costumbre exige que Josef, el amo de la casa, pase la tarde en su propiedad con su familia y su gente: que les lea la Hagadá, el relato de la liberación de los judíos de Egipto. Pero Josef se dice que ni su esposa ni su hijo lo echarán de menos, más bien sentirán cierto alivio al saber que Josef, el «traidor», pasa esa noche sagrada con Akiba, el venerado, a quien los judíos patriotas admiran como el mejor de sus líderes. Tras reponerse de su sorpresa, Josef siente una honda satisfacción.

—Os doy las gracias, doctor Akiba —responde—, acepto el honor de vuestra invitación, me quedaré.

Y los dos hombres se miran, se sonríen a los ojos con una sonrisa confiada, belicosa y amistosa a la par.

En la tarde del relato, pues —la tarde de la Hagadá—, Josef ocupa el lugar de honor, a la derecha de su anfitrión, en casa del doctor Akiba en
B’ne
Berak. El asombro que sintiera cuando lo invitó no ha remitido, más bien se ha reforzado. Se siente elevado, como flotando; esa tarde le parece aún más gloriosa que la hora en que el emperador Tito instaló su busto en la biblioteca del Templo de la Paz, en Roma, y lo coronó.

Pues si ya se celebra en todo el mundo la Hagadá poco después de su introducción con tal fervor y recogimiento, ello hay que agradecérselo al doctor Akiba; es él quien creó el «Orden» de esa tarde, su *seder;* quien ha compuesto la mayor parte de las oraciones y ritos tan conmovedores, afligidos, firmes, confiados y amargos de esa tarde, que, en esta época de sometimiento, despiertan en el pecho de todos los judíos el recuerdo de las penalidades que sufrieron y su magnífica redención.

De la costosa bandeja de plata de tres pisos que contenía toda clase de alimentos, y que conmemoraba con ingenuo y eficaz simbolismo la esclavitud y la liberación, tomó Akiba el pan ácimo que recordaba la precipitación con que en su día abandonaron los judíos el país de su cautiverio. Akiba partió el pan y se lo entregó a sus invitados.

—Éste —dijo— es el pan de la miseria, que nuestros padres tomaron en Egipto. El que esté hambriento, acuda y coma con nosotros. El que tenga necesidad, que venga y celebre con nosotros la fiesta de la Pascua. Este año aquí, y el que viene en Jerusalén. Este año esclavos, el que viene hombres libres.

En todo el mundo los judíos formulaban en ese momento las sencillas y confiadas frases de Akiba, y por doquier —Josef lo sentía— se elevaban sus corazones al escucharlas. Sí, ése será el último año de su sometimiento, el próximo celebrarán la Pascua en una nueva Jerusalén magníficamente reconstruida.

Y Akiba prosiguió narrando la historia de la liberación con las simples y conmovedoras fórmulas creadas por él. Vivía su relato, por muy bien que lo conociese, obedeciendo su propio precepto:

—Que cada judío se sienta en esa tarde como si él mismo hubiese sido liberado de la esclavitud egipcia.

Josef escuchaba la voz de Akiba. Era una voz profunda, acre, sin música, pero su vehemente y poderosa convicción lo conmovió. Todos los asistentes se emborracharon con las palabras de Akiba como si de vino se tratase. Algunos de sus invitados habían conocido, como el propio Josef, el boato de la imponente fiesta de Pascua en el Templo de Jerusalén, pero el recuerdo de la peregrinación, el recuerdo de la suntuosidad de los sacerdotes no los afligió en esos tiempos de miseria y opresión; al contrario, su amargo contraste con aquellos escuetos y sentidos ritos reforzó aún más el orgullo que sentían por su pueblo y su poderosísimo dios.

Josef rememoró la tarde que había pasado poco antes en casa del gobernador de Cesarea; recordó a esos fríos oficiales y funcionarios que, seguros de su poder, desdeñaban con realista altivez a los bárbaros idealistas que una y otra vez se lanzaban a un infructuoso combate por su tierra y su dios. No, prefería mil veces estar del lado y en el círculo de los vencidos que en el de los vencedores.

Y los vencidos continuaban embriagándose con el recuerdo de sus antiguas victorias y la perspectiva de las futuras. Prepararon un vaso de vino para el profeta Elías, el gran patriota de la antigüedad. Sin duda iba a aparecérseles en esa festiva noche el precursor del Mesías, el Enviado del vengativo Yahvé, y debían recibirlo como se merecía. Nadie dudaba de ello.

Y entonaron los versos del gran Hillel, el extático y jubiloso salmo que celebra la liberación de Egipto y el poder del dios judío que la hizo posible.

—El mar lo vio y huyó —cantaron— el Jordán se retiró. Las montañas brincaron cual corderillos, las colinas cual cabritillas. ¿Qué te ocurrió, mar, para que huyeras, y a ti, Jordán, para que te retiraras?

La fantasía se le desbordó ante la idea de que su dios Yahvé aniquilase también a los romanos. Las aguas se abatirán sobre el emperador Trajano y sus legiones, tragándoselos, como en su día se tragaron las olas del Mar Rojo al rey egipcio junto con sus hombres, sus carros y sus caballos. ¡Aleluya!

Cumplieron los ritos y entonaron las oraciones. Al llegar la noche se despidieron los invitados. También Josef quiso retirarse. Pero Akiba lo retuvo una y otra vez, hasta que finalmente sólo quedaron cinco: Akiba, Josef, y otros tres.

El arte de Akiba consistía en que, con un método elaboradísimo, era capaz de encontrar en las Escrituras una solución para todo lo que ocurría en la tierra. En las Escrituras estaba todo previsto, lo que fue y lo que será, y sólo quien supiera interpretarlas adecuadamente poseería la clave, el sentido de la historia. Lo que sucedió entonces en Egipto y lo que ocurre bajo el emperador Trajano es una misma cosa, y su desenlace será parejo, y no es casual que precisamente ese año se celebre la Pascua con tal fervor. La bendita y fiera embriaguez de esa tarde no hace más que anticipar la acre conmemoración de la victoria sobre Roma.

Akiba se volvió entonces directamente a Josef, provocándolo. Tanto Moisés como el profeta Elías habían forzado a Dios a volverse hacia ellos y obrar milagros. Tal era la voluntad de Dios, quería que se le obligase. Esperaba que se le ayudase. A quien afirmase que aún no había llegado la hora no le llegaría nunca. Más bien había que creer, creer fanáticamente, que el Mesías, el Mesías de carne y hueso, llegaría mañana mismo. Esa misma noche acudirá el profeta Elías, el precursor, y vaciará su vaso. El que lo crea, el que lo crea tan firmemente como cree en la tabla de multiplicar, obligará a Dios a enviar al Mesías al día siguiente.

A Akiba, un inmenso labriego firmemente anclado en sus convicciones, le gustaba mostrarse vulgar. Estaba sentado ante Josef profiriendo toda clase de groserías y, para concluir, arremetió contra él:

—Si todos hiciéramos como vos, si nos limitásemos a quedarnos cruzados de brazos, podríamos esperar hasta que nos saliese la barba y el Mesías aún no habría llegado.

Las palabras manaban sarcásticas y amenazadoras de sus labios, y con un golpe violento se sacudió de la barba plateada las migas de pan ácimo. Josef, frágil y delicado aristócrata, no se sentía ofendido; no quería que le amargaran la espléndida velada. Demoró su respuesta, y entre tanto se entregó al placer de dejarse contagiar por la fanática fe de los que lo rodeaban.

Pues éstos se abandonaban cada vez más a sus bellos sueños. Pero ¿eran sólo sueños? No, eran mucho más: eran planes perfectamente trazados. Cuando se habló, por ejemplo, de las semanas que vendrían, las

semanas del recuento que median entre la fiesta de Pascua y Pentecostés, el más joven de los comensales, el apuesto doctor Eleazar, miró a su alrededor y preguntó:

—¿Dónde, mis mayores, dónde, mis amigos y doctores, celebraremos Pentecostés?

El doctor Tarfón dirigió entonces al incauto una mirada reprobadora señalando hacia Josef con un gesto. Pero Akiba afirmó, olvidando sus invectivas contra él:

—Amigos, ¿acaso teméis al hombre que ha escrito el *Apión*?

Josef se asustó al escuchar las palabras del joven doctor Eleazar; su razón le decía que debía sublevarse contra la insensata y vana empresa que aquellos hombres planeaban acometer ya en las próximas semanas. Pero una gran dulzura se mezcló con su temor, y sintió una honda felicidad al escuchar de boca de Akiba que confiaba en él. En el anciano casi septuagenario brotaron de nuevo las viejas tentaciones, y se perdió en la bendita euforia de los demás. También él estaba ahora seguro de que el profeta Elías vaciaría su copa con ellos esa misma noche.

Y disfrutó como nunca de esa noche de recogimiento en que el Señor se apiada del pueblo de Israel y lo toma bajo su protección. Con los demás escuchó convencido las fieras y sabias palabras del rudo mago Akiba, se abandonó con ellos a salvajes y desmedidas fantasías sobre la ruina de sus enemigos y la edificación de una nueva Jerusalén.

Y permaneció con ellos toda la noche. Y con ellos lamentó que llegasen los discípulos y recordasen a los doctores que había llegado la hora de la oración. Pues ya había amanecido.

Dos días después, a solas con él, Josef preguntó a Akiba abiertamente:

—¿Por qué me invitasteis a pasar con vos la Pascua?

El corpulento Akiba permanecía allí sentado muy sereno con las piernas cruzadas, descansada la mano derecha sobre el muslo, apoyado el codo izquierdo en el respaldo de la silla y la cabeza en la mano izquierda. Pensativo, miró con sus ojillos castaños la enjuta cara de Josef. Después le espetó fríamente:

—Quería ver de cerca a un traidor.

Josef se sobresaltó ante el inesperado insulto. Akiba lo advirtió satisfecho.

—Desde siempre —continuó— he intentado inculcar a mis discípulos el respeto a los mayores. Con todo el respeto, pues, que me merecen vuestras canas, os repito: sois un traidor. Admito que gran parte del daño que infligisteis tuvo su contrapartida en los servicios que nos rendíais. Hoy sois un traidor ante todo frente a vos mismo y frente a vuestra propia alma.

Akiba permanecía inmutable; la contención con que hablaba no hacía sino subrayar su acento campesino.

—Lo que decís, estimado doctor Akiba —replicó Josef, y, sin quererlo, se expresó con especial cortesía y con la dignidad de quien en su día se hiciera merecedor del gran título de doctor de Jerusalén—, lo que decís es muy vago. ¿Querríais explicármelo más concretamente?

Akiba resopló, se echó aliento en las manos y se las frotó como si se dispusiera a levantar un pesado fardo. A continuación afirmó:

—Yahvé os había encomendado luchar por su causa, por Israel. Vos en cambio cejasteis en cuanto la tarea comenzó a exigiros valor y esfuerzo. Os recluisteis en la literatura y os dedicasteis a predicar el cosmopolitismo. A la larga eso os aburrió, y volvisteis a la lucha. Entonces la cosa volvió a ponerse difícil y os esfumasteis de nuevo, de regreso a vuestra cómoda y poco comprometida escritura. Para un hombre del pueblo como soy yo eso se llama traición. Lo digo como es, con todo el respeto que me merece vuestra cana cabeza.

—¿No os parece que sigue siendo muy vago? —replicó Josef con suavidad—. Quizá se trate de mi vieja cabeza, pero no consigo entender cabalmente lo que decís.

—Trataré de traducir —repuso entonces Akiba— mi sencilla opinión a vuestro cultísimo arameo. Sabéis muy bien, mi querido doctor Josef, lo que requiere la hora y el día. Pero no queréis verlo. Preferís cerrar los ojos y «luchar» por un ideal del que sabéis muy bien que es inalcanzable. Huís de la dificultad de lo alcanzable refugiándoos en el cómodo sueño del ideal que nunca se alcanza. Traicionáis el hoy y el mañana en nombre de una quimera. Traicionáis al Mesías de carne y hueso, que tal vez se encuentre ya entre nosotros, por un pálido mesías espiritual. Traicionáis al Estado judío en aras de una utopía cosmopolita.

A aquel hombre zafio le costaba pronunciar palabras tan cultas.

—¿Qué pensáis conseguir —preguntó Josef muy sereno— diciéndome todo eso?

A Akiba lo impresionaba que Josef permaneciese tan tranquilo, pero también lo irritó.

—No sabemos qué hacer con vos —dijo por fin ofuscado, mesándose la plateada barba—. ¿A cuál de

vuestros libros hemos de atender? ¿La *Guerra de los judíos*? ¿La *Historia Universal*? ¿O el *Apión*? Un gran escritor —se mofó— debería ser capaz de expresarse con total claridad para que el pueblo lo entienda. Yo no soy un gran escritor —concluyó vehemente—, pero a mí me entiende el pueblo.

—Quien no os entiende soy yo, doctor Akiba —replicó amable Josef subrayando ligeramente el «yo»—. No entiendo por qué le hacéis el juego a los «Fanáticos del día». Sabéis que el emperador Trajano ha ampliado el número de legiones; que las legiones orientales están a reventar; que proliferan las calzadas, y que el material de guerra es más abundante que nunca. Quien ensilla un león ha de saber montarlo. Sois un hombre juicioso, y sabéis que no lo podéis montar. ¿Por qué entonces fomentáis la revuelta? El día llegará, bien. Pero sois vos quien ha de determinar qué día será ése. Y, si subleváis al pueblo a destiempo, ¿no arruináis con ello el día, cargando con una pesada culpa?

—El dios que me ordenó ensillar el león —dijo Akiba— me enseñará también a montarlo.

Después, reparando en que parecía una frase digna de un discurso para las masas, pero no para el escritor Josef ben Matatías, se avino a dejarle entrever sus íntimas aspiraciones.

—No es la razón —afirmó con acritud— la que ha de decidir si ha llegado el día, sino la intuición. La razón siempre retrocede ante Dios. No estoy diciendo que haya escapado de la razón y sus tentaciones. Conozco las alegrías de la lógica y la erudición. He estudiado las Escrituras y la doctrina con todos los medios a mi alcance, he refutado la filosofía de los gentiles. Pero todo lo que he aprendido es que cuando las cosas se ponen serias sólo nos ayuda el conocimiento interior, la fe en el excelso dios de Israel por encima de toda razón, y no la lógica ni la fe en causas y efectos inmutables. Yo creo en Moisés y en los profetas, no en Trajano y sus legiones. Quiero estar preparado cuando venga el cambio, cuando llegue el día. ¡Y el día llegará, os lo aseguro! Las leyes y los ritos están bien y agradan a Dios, pero siguen siendo mero parloteo cuando no sirven para la creación de un Estado autónomo con su propia policía, sus soldados y su jurisprudencia soberana. Lo único que nos puede ayudar es la reedificación del Templo, del auténtico, en piedra y oro, y la reconstrucción de la verdadera Jerusalén, de una ciudad de piedra y madera. ¡Señor, eso es lo que entienden las masas! Hay que estar muy versado en sabiduría griega para no entenderlo.

No habría tenido sentido atajar el fanatismo de ese hombre con los argumentos de la razón. No es que Akiba fuese poco juicioso. Al contrario, no lo era menos que él. Pero la fe de Akiba era lo bastante fuerte como para vencer a esa razón.

Este pensamiento hizo enmudecer a Josef. Ahora sí que se sentía insignificante. Pues en ese instante Akiba se levantó y se le acercó imponente; su gran cabeza se inclinó confianzuda hacia él, sus ojillos bajo la ancha y arrugada frente y las espesas y rebeldes cejas lo miraron turbios y alucinados. Y con la áspera voz amortiguada le anunció con cierto misterio:

—¿Sabéis por qué apoyé a Gamaliel cuando decidió incluir el *Cantar de los Cantares* en el canon de las Sagradas Escrituras? Porque ese canto es una parábola, un diálogo entre el novio, que es Dios, y la novia, Israel. Pero si Yahvé es el novio deberá luchar por su prometida, deberá pagar. ¡Cuán dura y amargamente tuvo que luchar Jacob por su prometida! Dios ha de conquistar a Israel, ha de hacerse merecedor de su pueblo. Yahvé ha encomendado una difícil misión a Israel, e Israel la cumplirá. Pero también Yahvé ha de cumplir su parte, restituyéndole su poder y su Estado. Y no en el futuro, sino ahora. Vos, Josef ben Matatías, queréis ponerle las cosas fáciles. Queréis malbaratar Israel. Yo no soy tan fino. Yo soy un campesino, y, como tal, desconfiado. Yo exijo el pago después de cumplir con mi parte. Exijo de Yahvé —fijaos bien, no lo pido: lo exijo— que restituya a Israel su Estado y su Templo.

Josef se asustó del furor con que aquel hombre proclamaba su desmesurada e impía exigencia; estaba poseído de su derecho hasta la médula.

—Habéis creado un Yahvé a vuestra medida —dijo Josef quedo, compungido.

—Sí —admitió Akiba sin ambages, provocador—. ¿Por qué no habría de hacérmelo a mi medida, dado que él ha hecho lo mismo conmigo?

Pero después regresó del ámbito de la mística a la realidad.

—¡Pero no temáis! —lo consoló con una sonrisa, y de pronto pareció joven a pesar de la imponente barba plateada—. Le he jurado al Doctor Supremo —le confió— que no fomentaría ningún alzamiento judío mientras Edom, mientras los romanos no cometan un nuevo atropello.

Su sonrisa se volvió pícara, lo que lo asemejaba a Juan de Giscala.

—No me resultó difícil prometérselo —dijo—, pues estoy seguro de que ese atropello no se hará esperar. La razón romana es una razón necia y ciega, sin dios, sin clemencia. Los romanos volverán a ofendernos, y a mí y a los «Fanáticos» se nos eximirá de nuestra promesa y Dios nos ayudará a nosotros, no a los romanos.

Josef, inquieto ante esas confesiones, se encaminó hacia Yabne para comentar la situación política con el Doctor Supremo.

Gamaliel no sólo no sentía envidia de Akiba, sino que, con buen tino, había hecho lo posible por afianzar su popularidad, pues no habría podido mantener su dominio sobre todos los judíos de no contar con ese vehemente y levantisco personaje. Cuando Gamaliel enseñaba:

—¡Sed pacientes, someteos a los romanos!

Akiba añadía: «Pero por poco tiempo, después podréis levantaros y arremeter contra el insolente enemigo».

Y, así, ambos salían ganando: el Doctor Supremo, porque el pueblo no habría podido aguantar la larguísima y tensa espera que les exigía de no ser por Akiba y sus promesas; y Akiba, porque su razón repudiaba la aventura que ansiaba su corazón, y en realidad se sentía feliz de que la prudencia de Gamaliel la sofocase posponiéndola indefinidamente. Por muy distintos que fuesen el tolerante y hábil Gamaliel y el fanático labriego Akiba, ambos se amaban y se respetaban.

Pero Josef no tardó en reconocer que el Doctor Supremo conocía la situación política mucho mejor que él mismo, que acababa de ver al gobernador y a Akiba.

—El emperador Trajano —le explicó Gamaliel— no tiene nada contra los judíos. Pero su inmensa maquinaria de guerra necesita el país de los judíos como campo de maniobras. Los judíos les molestan, a él y a su gobernador Lusius Quietus. Tampoco el gobernador tiene nada contra los judíos, y como no desea acabar con el relativo bienestar de que goza la provincia prefiere evitar cualquier medida radical. Pero, por desgracia, tiene junto a él a un hombre que ansía vehementemente esas medidas. Y ahora, según me cuentan testigos fiables, ese hombre ha sabido utilizar la atmósfera de patriotismo que provocaron los preparativos de la campaña oriental para hacer cambiar de parecer al gobernador.

A Josef le cuesta seguir a Gamaliel. Sabe que si el Doctor Supremo designa a ese peligroso hombre del entorno del gobernador con términos tan vagos sólo lo hace por deferencia hacia él; pues ese hombre peligroso, innombrable, no es otro que Paulus Bassus, su hijo.

Gamaliel sigue hablando, y Josef lo escucha a pesar de la tormenta que se ha desatado en su corazón. Pues el informe del Doctor Supremo merece, ¡sabe Dios!, un oído atento. Porque el innombrable ha urdido una idea verdaderamente diabólica, el gobernador le ha dado su aprobación aunque a regañadientes, y ahora sólo hace falta esperar el visto bueno de Roma para poner en práctica el infausto plan. Consiste en introducir de nuevo la capitación en la provincia de Judea a fin de distinguir a los elementos peligrosos de los fiables.

La capitación. Los dos dracmas. De todas las humillaciones ideadas por los romanos es la más infamante. Si es cierto que piensan introducir de nuevo ese impuesto especial, que el justo emperador Nerva abolió en su día, ésa será la señal esperada para el levantamiento que desea Roma y, por desgracia, también los «Fanáticos del día». Seguramente Akiba ya había oído hablar de esa posibilidad, y seguramente era ése el «atropello» que le insinuó.

Josef escuchó el informe de Gamaliel petrificado. Lo que lo paralizaba, a él siempre tan inquieto, era la idea de que era al Innombrable, de que era a su Pablo a quien Dios había elegido para infligir esa nueva desgracia a Judea. ¡Hombre infausto! ¡Cómo emanaba siempre la desgracia de todo lo que hacía, de sus hijos, de sus libros! Permaneció allí inmóvil, aturdido.

Hasta que se percató de que hacía unos minutos que Gamaliel había dejado de hablar. Buscó sus ojos, temeroso. El Doctor Supremo respondió a su mirada y Josef comprendió que sabía exactamente lo que pasaba por su mente.

—Os doy las gracias —dijo Josef.

—Si Cesarea nos impone ese tributo —prosiguió Gamaliel, como si nunca hubieran mantenido ese silencioso diálogo— Akiba estará relevado de la promesa que me hizo. A pesar de todo, cabe la posibilidad de que se mantenga tranquilo. Sabe tan bien como yo que el «atropello» de Roma no altera el juego de fuerzas entre Roma y Judea. Es un hombre juicioso. Pero queda la duda de si ese juicio vencerá a un corazón aún más poderoso.

Clavó la vista al frente, preocupado. Hasta entonces Josef siempre lo había tenido por un hombre joven. Ahora, el anciano Josef vio que tampoco Gamaliel lo era ya. Su barba rojiza se había vuelto gris, los ojos hundidos carecían de brillo; su cuerpo y su rostro habían perdido su imponente firmeza.

Pero de pronto el Doctor Supremo se incorporó y volvió a ser el de antes.

—Quiero pediros un favor, querido Josef —dijo afable y, sin embargo, en el tono de quien está acostumbrado a mandar—. ¡Id al norte! Hablad de nuevo con Juan de Giscala. Si yo no consigo detener a Akiba tal vez vos logréis domeñar a Juan de forma que al menos el norte permanezca tranquilo. Sois amigo

suyo, os escuchará. Es un hombre muy juicioso. ¡Convencedle de que actúe como tal!

—Bien —repuso Josef—. Regresaré a Giscala.

Desde que saliera de su finca Josef no había tenido sosiego. Ahora se sintió aún más inquieto. Partió en seguida, y viajó aún más deprisa. No eligió el camino más corto, sino que avanzó dando mil rodeos. Así volvió a recorrer gran parte de la tierra de Judea y de la de Samaria como llevado por el diablo, como si temiera perderse algo, como si no fuera a volver a ver nunca lo que ahora contemplaba y que vivificaba su alma.

En Samaria supo que el gobernador había decretado mediante un edicto la introducción de la capitación, que afectaba a todos los habitantes judíos de la provincia. Al día siguiente, en la pequeña localidad de Esdraela, se rumoreó que en el norte de Galilea se habían producido graves disturbios. No supieron decirle más. Pero una cosa era segura: que en varias ciudades galileas con población mixta los judíos habían arremetido contra los romanos, los griegos y los sirios. Le comunicaron que ya habían partido nuevas fuerzas de Cesarea para restituir el orden. Se rumoreaba que Juan de Giscala encabezaba el levantamiento.

Su tarea carecía ya de sentido, no tenía ya nada que hacer en el norte. Lo más sensato sería regresar cuanto antes a
Be'er
Simlai y mirar por su familia, por Mara y Daniel.

Pero, al meditarlo, supo de inmediato que no lo haría. Al temor que lo embargó al oír esas noticias se añadía una gran dulzura. Con orgullo y vergüenza tuvo que admitir que se sentía ligero, libre, dichoso. Reconoció no haber hecho más que esperar ese instante durante todos aquellos años en Judea, que sólo ahora cobraban sentido y confirmación, pues de haber recibido la noticia de la revuelta en Roma, a destiempo y lejos del lugar de los hechos, se habría perdido el acontecimiento más importante de su vida.

¡Locuras! Es una pura locura querer intervenir en la revuelta. Quizás en un primer momento alcancen un par de victorias movidos por su entusiasmo y la luz que los guía; pero a éstas la seguirá una dura y definitiva derrota. Los romanos van a conseguir lo que buscan: todo lo que queda entre los judíos de valor, juventud, hombría, será arrasado. Es un crimen y una locura querer participar.

Así, apelando a su buen juicio, es capaz de ahuyentar la embriaguez que lo ha embargado al recibir las noticias del alzamiento. Pero sólo por unas horas.

Esa misma noche, en el mísero camastro que se le ofreció en el pueblo, lo asalta de nuevo; no puede luchar contra ella y se entrega con todos sus sentidos a esa dicha peligrosa. Se siente como entonces; como cuando, de joven, condujo inspirado, como flotando, a las tropas galileas hacia su primera guerra contra los romanos. ¡Ah, sentir de nuevo ese ardoroso fervor con el que antaño partieron a la batalla! ¡Ese fundirse con los otros! ¡Esa vida multiplicada, fluyendo a borbotones ante el temor de perderla un instante después! ¡Esa fuerza incontenible compuesta de fervor religioso, violencia, temor, seguridad en uno mismo y un placer desmedido!

No deja de dar vueltas en el lecho. Aprieta los dientes, se increpa. ¡No pierdas la razón en tus últimos días, Josef! Que un joven se deje llevar por semejante locura puede ser loable, tal vez incluso lo quiera Dios. Pero que lo haga alguien como tú, un anciano… no hay nada excelso en un anciano embriagado, resulta ridículo, nada más.

No es ridículo. Si tras tantos años, si después de tantas experiencias esa voz lo llama con tal insistencia, ha de tener razón. Y, aunque sea la voz de la locura, será una locura divina. Akiba tiene razón. ¿Quién se atreve a afirmar que Yahvé se atiene a la lógica y a la escueta razón? ¿Acaso hablaron con juicio los profetas? ¿O cualquier otro? Si vosotros con recalcitrante pedantería queréis llamar a esto locura, ¡bendita sea, pues, esta locura!

Y el viejo Josef se deleita en esa locura. Sí, Juan de Giscala tiene razón, y Akiba tiene razón, y el libro de Judit y el libro de Josef ben Matatías contra Apión, y no la tienen el Doctor Supremo ni la *Historia Universal* de Flavio Josefo.

Tras decidir abandonarse a esa locura partió en medio de la noche para abrirse paso hasta Juan de Giscala.

Encontró un mulero que lo llevó hasta la pequeña localidad de Atabir, en la ladera de la montaña del mismo nombre, pero aquél no se atrevió a ir más lejos. También los habitantes del pueblo le desaconsejaron adentrarse más allá, donde comenzaba la zona militar, de modo que, tras comprar algunas provisiones, prosiguió solo su camino. Rehuía la calzada militar y elegía sendas recónditas que surcaban las gargantas y las cumbres de las montañas. Allí había luchado en su día, defendiendo la montaña, conocía bien el

territorio. Quedo, con paso regular, precavido, avanzaba a toda prisa.

Amaneció un espléndido día de primavera. El invierno había sido largo ese año; en las cumbres del norte de Galilea aún había nieve, que alimentaba los riachuelos, que bajaban pletóricos, alegres. El aire era de una pureza benéfica, lo lejano parecía cercano y claro. Josef se adentró en la cordillera, puso a trabajar a su memoria, y ésta le obedeció: cada altozano, cada valle le resultaba familiar.

Ahí estaba la roca. Desde ella tenía que poderse ver el mar, su lago, el lago Tiberíades, el lago de Genezaret. ¡Mira, ahí brilla! Sobre sus aguas flotaban unos puntos diminutos; la memoria de Josef los transformó en las velas rojizas de los barcos de pesca.

Subió a la cumbre, buscó de nuevo una quebrada para resguardarse, y la encontró. Se puso en cuclillas. La inquietud que lo había atormentado en los últimos tiempos desapareció súbitamente. Por fin descansaba. Se arrellanó y comió de sus provisiones —frutos, algo de carne, pan— y bebió de su vino.

Se levantó una leve y vivificante brisa. Josef respiró a pleno pulmón. Ante él, bajo un aire purísimo, verdadero vergel divino, yacía la tierra de Galilea, variopinta y fértil, con sus valles, colinas, montañas; y con su lago de Genezaret, el río Jordán, la costa, y sus doscientas ciudades. Lo que Josef no veía lo recordaba, lo intuía su memoria.

Se embebió de aquella visión. El paisaje era de un gris rojizo; de un jugoso verde los algarrobos, plateados los olivares, negros los cipreses, marrón la tierra. En la llanura, cual diminutas figuras, los campesinos se acuclillaban en el suelo oliscándolo para prever el tiempo. Ahora, en primavera, incluso sus desiertos están cubiertos de flores de un verde grisáceo y violeta.

Pero a esa tierra no se le perdona su fertilidad. Tal vez sea demasiado generosa. Tal vez tuviera razón Juan de Giscala cuando dijo que era el precio del vino y del aceite lo que había instigado la interminable guerra que arrasa a esa tierra. Sea como fuere, ha sido abonada con sangre. Quizás así lo ha querido Dios.

Josef descansaba en su quebrada. Había olvidado sus temores y sus dudas. Sus pensamientos se henchían, ondulantes, y eso lo reconfortaba.

Dios les había confiado a ellos, a los judíos, esa tierra donde fluyen la leche y la miel. Y aún más cosas les había dado: «No se llama Sión el reino que os he prometido; su nombre es: el universo».

Pero el dominio del orbe es un asunto vago, lejano. Si al menos le hubiera sido dado contemplar de lejos la tierra de sus anhelos, la tierra del Mesías, de la Justicia, de la Razón. «Ya podemos esperar a que nos crezca la barba». Josef se echa a reír pensando en las toscas palabras de Akiba. ¡Un tipo formidable ese Akiba!

Alza de nuevo la vista, disfruta del paisaje. Al menos le queda su Galilea. Se ha dejado tantas cosas en el camino, esperanzas y creencias; pero no renegará de Galilea: a ella se aferra ahora, eso lo conservará.

Había querido proclamar la razón, el reino de la Razón, su propio Mesías. Pero ese profetismo, querido, resulta demasiado caro. Quien haga de profeta en eso tendrá que pagarlo con renuncias. Pero ¡cuán dulce y noble es no predicar otra cosa que el propio pueblo, la nación! Misiones como ésa alimentan su alma y su cuerpo, procurándole la gloria y una honda satisfacción interior.

De la lejanía, desde abajo, le llegó un ruido. Josef supo que allá abajo, en lo hondo, invisible a sus ojos, cruzaba una calzada. El ruido le recordó a los cascos de los caballos. Involuntariamente se adentró en la quebrada donde se había refugiado.

¿A cuento de qué está aquí? ¿Qué ha venido a buscar aquí, a Galilea, en medio de la revuelta, en medio de la guerra, él, el viejo? Aquí no hace más que arriesgar su vida, sin ayudar a nadie.

¡Tonterías! ¡Como si alguna vez hubiera deseado ayudar a alguien! Ha tenido que llegar a esa edad para admitir que nunca quiso ayudar a nadie más que a sí mismo. Sólo pensó en él, yo, y siempre yo, y de todo lo que ha pensado y escrito, lo que ha concebido, sólo el *Salmo del yo* es auténtico:

> Quiero ser yo, quiero ser Josef,
> tal como salí del vientre de mi madre,
> no dividido entre los pueblos
> y obligado a decir: de éstos soy, o de aquéllos.

A Justo sí quiso ayudarlo, al otro, al de la lejana estirpe. ¡Pobre Justo, tan grande y noble! Naciste en mala hora, en mala hora te esforzaste, precursor, anunciador de una verdad poco propicia a estos tiempos. Viviste tu vida desdichado y amargado, amargado e infeliz moriste, y tu obra será olvidada. Tal es la recompensa del justo.

Pero la esperanza mesiánica es necesaria para vivir. Y debe haber quien proclame al verdadero Mesías, no el de Akiba, sino el de Justo. Ellos son los elegidos, pero también para la desdicha.

Yo, Josef ben Matatías, lo sé bien. He experimentado lo auténticamente mesiánico, la verdad entera, y fui desdichado. Sólo cuando renuncié a ello mejoraron las cosas. Y sólo llegué a estar de acuerdo conmigo, feliz, cuando me rebelé contra la razón. ¡Ah, qué tiempos aquéllos en los que seguí sin trabas mi instinto, cuando escribí el libro contra Apión, el más necio y el mejor que he escrito nunca! Y quizás, a pesar de todo, el que más agradó a Dios. Pues ¿quién sabe cuál es el instinto bueno y cuál el malo? Y aunque hubiera surgido del mal instinto, ¿no se dice en las Escrituras «servirás a Dios también con tu instinto malo»?

Respiró hondo. Se sentía ligero y fresco, el aire brotó leve de su boca; se sentía joven. Sus labios dibujaban una sonrisa casi imbécil de pura dicha. Había tenido que cumplir los setenta para aprender a ser necio. ¡Alabado seas, Yahvé, nuestro dios, que me has dejado llegar hasta aquí y que aún me permites respirar la dulce y pura brisa de Galilea y el acre perfume de la guerra!

En su fuero interno sabía que esa felicidad no duraría mucho, que sólo le quedaban un par de días, o incluso un par de horas, o tal vez un par de miserables minutos. No, no serían miserables, sino buenos y dichosos.

Se dispuso a seguir su camino y descender de aquella montaña. Volvió a oír un ruido sospechoso y se movió con cautela. Rehuyó cualquier camino amplio, se escondió allí donde podía ser visto; pisaba con cuidado. Pero en una ocasión se equivocó. Se desprendió una piedra y cayó de tal modo que rebotó en la calzada. Los que pasaban por ella eran jinetes romanos y se detuvieron, aprestándose a rastrear la colina.

Los ojos de Josef no eran tan agudos como su oído; durante varios minutos no pudo decir si eran judíos o romanos los que recorrían la ladera. Después se acercaron a él y vio que eran soldados romanos.

Durante unos instantes lo asaltó el pavor, arrebatándole toda su fuerza. Ese día había caminado un buen trecho subiendo y bajando por ásperos senderos, y de pronto sintió que lo abandonaba su frescura. Volvía a ser un anciano; el corazón, hasta entonces tan ligero, le oprimía de pronto el pecho, que sentía pesado y dolorido como un tumor; las rodillas le fallaron y tuvo que agacharse.

Pero poco a poco fue reponiéndose hasta recobrar esa sensación de paz, sí, incluso de alegría, que embarga a quien ha llegado ya a su meta. Debería haber caído entonces, en la primera guerra, cuando era joven, en Galilea. Pero escapó a ese final y en lugar de ello había vivido una vida agitada; y trajo al mundo hijos y libros, buenos y malos, y algunos seguían viviendo y otros habían perecido; e hizo mucho mal, pero también algunas cosas buenas; y ahora, muy tarde, le era dado recuperar lo que entonces, ilícitamente, había rehuido: morir en la guerra, en Galilea.

Allí estaba, bajo aquel aire puro y ligero, mirando a los hombres de frente; su cuerpo era frágil, pero estaba libre de temor y lleno de esperanzas.

Los soldados se acercaron y encontraron a un viejo judío. Lo miraron, indecisos, y él los miró, curioso.

—¡Santo y seña, judío! —le exigió por fin el cabecilla.

—No lo conozco —replicó Josef.

—¿Qué haces aquí? —le preguntaron los soldados.

—Tengo muchos amigos en Galilea —repuso Josef—, estaba preocupado por ellos y he venido a buscarlos.

—¿Y por eso te deslizas por caminos perdidos rehuyendo la calzada del ejército imperial? —le preguntaron.

Y él respondió:

—Pensé que la calzada imperial estaría llena de soldados imperiales. Un anciano hace bien en avanzar por carreteras secundarias.

Los soldados se echaron a reír.

—No vas descaminado —dijo el cabecilla—, pero ahora tendrás que dar un rodeo aún mayor que los de tus senderos de montaña. ¿Quién eres? No eres un campesino, y tampoco pareces galileo.

—Soy Flavio Josefo, miembro de la segunda nobleza —dijo Josef mostrándoles la sortija dorada y dirigiéndose a ellos en latín, aunque hasta entonces habían hablado arameo.

—¿Así que ésas tenemos? —se burlaron los soldados—. ¿Eres de la segunda nobleza? ¡Así nos habíamos imaginado nosotros a un noble romano!

—De ahí se colige —dijo Josef cortés— que la realidad a veces difiere de nuestra imaginación. Por lo demás, tengo papeles que lo demuestran.

Y sacó el salvoconducto que le había procurado el gobernador de Cesarea.

Los soldados no le prestaron atención.

—De poco nos vale esta mierda. Aquí sólo vale una firma, ¡la de Paulus Bassus!

Josef clavó la vista al frente, pensativo, y repuso:

—Conozco muy bien a vuestro Paulus Bassus, y él me conoce muy bien.

Los soldados estallaron en sonora carcajada ante aquel viejo judío bromista que decía ser amigo de su comandante.

—Entonces tendría que haberte contado —replicaron— las medidas que él mismo ha adoptado. Cuando se encuentre en un camino galileo a un judío circuncidado que no esté empadronado en alguna localidad vecina y no conozca el santo y seña se le considerará un espía. ¿Eres judío? ¿Estás circuncidado?

—Sí, lo estoy —dijo el anciano. El cabecilla calló largo rato; después se encogió de hombros con un gesto que asemejaba una disculpa.

—¡Está bien! —dijo—. Pareces un hombre razonable, y comprenderás que si abreviamos no es por mala voluntad, sino por cumplir nuestro deber. ¡Agradéceselo a tu amigo Paulus Bassus!

Josef los miró atentamente uno tras otro.

—Sí que me gustaría hacerlo —dijo muy sereno—, y desearía que me lo permitierais. Pues es cierto que pertenezco a la segunda nobleza romana y que conozco muy bien a vuestro Paulus Bassus.

Su voz, sus ojos, sus serenos modales impresionaron a los soldados. El hombre no parecía un espía, pues para semejante cometido no habrían elegido a un judío tan viejo y tan llamativo. Pero las órdenes son sagradas. Además, ya se habían retrasado; la batida había durado más de lo que pensaban. Si cargaban con el tipo y se retrasaban aún más los reprenderían; tenían todo el derecho a matarlo.

Pero los soldados no eran mala gente. Eran de ésos que llevaban mucho tiempo establecidos en el país, habían tratado con judíos y no los consideraban sus enemigos.

—Las órdenes —meditó uno en voz alta— dicen: ¡sed humanos mientras lo permita la situación militar!

—La guerra es la guerra —exclamó otro.

—Escucha —le propuso el cabecilla a Josef—, hemos de ir a Tabara y no tenemos mucho tiempo. Intentaremos llevarte. No iremos al galope, pero tampoco al paso. Ya nos hemos entretenido bastante. Aquí ocurre como en el circo. Algunos sobreviven. Te daremos una oportunidad. Te ataremos a un caballo, y si lo consigues te habrás salvado. ¿Te parece un trato justo?

—Creo —dijo el que había hablado primero— que es justo, y no contraviene el reglamento. ¡¿Tú qué dices, judío?! —lo increpó.

Josef lo miró largamente con aire pensativo.

—Tienes razón, muchacho —dijo—. No contraviene el reglamento.

Lo registraron. Llevaba encima algunas monedas, restos de sus provisiones, el salvoconducto del gobernador y, en el dedo, la sortija de la segunda nobleza.

—Esto puede que lo haya robado —opinaron quitándosela. Después bajaron a la calzada y lo ataron a un caballo. El que lo montaba era un tal Filipo, un hombre de buen corazón.

—No cabalgaré demasiado deprisa, amigo —le prometió, y le dio a beber algo de vino para que se fortaleciera. Después partieron.

Soplaba un viento fresco y perfumado, el trote no era demasiado rápido, y durante los primeros minutos no parecía improbable que el prisionero fuese a lograrlo. Sus viejos pies avanzaban deprisa, respiraba regularmente, y los soldados le decían:

—¿Lo ves? No hay que rendirse.

Pero después le faltó el aire, tropezó y cayó al suelo. Su vestido se rasgó, sangraba, pero sólo se había rozado un poco, nada serio. Y no tardó en incorporarse y seguir corriendo. Pero volvió a caer, y esta vez el golpe fue más violento, aunque a fin de cuentas sólo se hirió en los brazos y la cara. Filipo detuvo su caballo, volvió a darle de beber, y le concedió un minuto de descanso antes de continuar. Pero Josef se cayó por tercera vez, y en esa ocasión lo arrastraron durante un trecho por la calzada, que, a pesar de ser primavera, estaba cubierta de polvo, lo que favorecía a Josef; pero también había piedras, y cuando Filipo se detuvo por fin el viejo judío estaba cubierto de sangre, tenía los ojos cerrados, y de su pecho les llegó un estertor bastante desagradable.

Filipo cabalgó hacia los otros y se congregaron en torno a Josef.

—¿Qué vamos a hacer contigo? —dijeron—. Parece que has perdido la partida. ¿Lo rematamos —meditaron— o lo dejamos aquí? —Y le preguntaron—: ¿Te rematamos, viejo, o prefieres que te dejemos aquí?

—Nos hemos atenido al reglamento —repitió el cabecilla como disculpándose.

Josef les oía hablar, pero no los entendía. Hablaban en latín, pero él, el políglota, ya no entendía sino la lengua del lugar, y tampoco habría sido capaz de hablar.

—Opino —propuso por fin uno de ellos— que lo encomendemos a su suerte. No creo que vaya a

hacernos ninguna jugarreta.

Y así lo hicieron. Lo levantaron y lo colocaron al borde de la calzada, debajo de un matorral de flores amarillas, con la cara en la sombra. Después se marcharon.

El lugar donde lo abandonaron era un altiplano yermo, con un par de matorrales florecidos por la primavera. Allí yacía, pues, Josef, bajo la brillante y suave luz; y un tanto aturdido contempló aquel desierto cuajado de motas amarillas y los dulces y alegres rayos del sol.

El Josef que había acudido a Roma para inculcarle, y con ella al orbe, el espíritu judío.

El Josef que había saludado al general Vespasiano como el Mesías.

El Josef que había desposado a Mara, la prostituta de Vespasiano, y más tarde a la griega egipcia Dorión.

El Josef que había luchado en Galilea a la cabeza de los judíos y que tuvo que asistir a la destrucción del Templo y de Jerusalén desde el campamento romano.

El Josef que había sido testigo de la victoria de Tito y que había sufrido la humillación de cruzar bajo su arco de triunfo.

El Josef que había escrito el polémico *Libro de los Macabeos,* la conciliadora *Guerra de los judíos,* la tibia y cosmopolita *Historia Universal* y el ardiente y nacionalista *Apión.*

El Josef que había luchado en vano por ganarse a su hijo Pablo y que había causado la muerte de su hijo Simeón y de su hijo Matías.

El Josef que había compartido mesa con tres emperadores, y con la princesa Berenice, el Doctor Supremo Gamaliel y el violento Akiba.

El Josef que había estudiado la sabiduría de las Escrituras judías, de los doctores, de griegos y romanos, y que una y otra vez se tropezó con la conclusión de Cohelet, que todo es vano, aunque jamás actuara en consecuencia.

Ese Josef ben Matatías, sacerdote de primera categoría, conocido en el mundo entero como Flavio Josefo, yacía ahora bajo un matorral, jadeando, con el rostro y la blanca barba cubiertos de sangre, polvo, heces y saliva. La yerma llanura moteada de amarillo que lo rodeaba y el claro cielo le pertenecían sólo a él; las montañas, los valles, el lejano mar, el puro horizonte que sobrevolaba una rapaz solitaria sólo existían para él y no eran sino el marco de su ser. Su vida, que se extinguía, colmaba la tierra entera, y ambas cosas eran una. La tierra venía a llevárselo y él le salía al encuentro. Había querido conquistar el mundo, pero sólo encontró su tierra, porque salió en su busca demasiado pronto. El día había llegado. Era un día distinto del que soñara, pero se sentía satisfecho.

Al transcurrir varias semanas sin que se recibieran noticias de Josef Mara se dirigió al gobernador de Cesarea y al Doctor Supremo de Yabne.

La administración romana se esforzó por encontrarlo: se trataba de un caballero de la segunda nobleza muy conocido en Roma y su corte. También el asustado Gamaliel hizo todo lo posible por dar con él. Se ofrecieron cuantiosas recompensas al que lo encontrase vivo o muerto, pero sólo lograron averiguar que lo habían visto en Esdraela; a partir de allí su pista se perdía. No era fácil localizar a un hombre en una región asolada por la guerra, pues la revuelta había dejado tras ella decenas de miles de cadáveres.

Transcurrió un mes, llegó Pentecostés, el Pentecostés que habían soñado los hombres reunidos en torno a la mesa del doctor Akiba; pero fue un Pentecostés sangriento para Judea. Y llegó el ardiente mes de Tamus, y se conmemoró el comienzo del asedio de Jerusalén, y el mes de Ab, y conmemoraron el incendio de Jerusalén y su Templo. Y nada se sabía de Josef ben Matatías, a quien los romanos llamaban Flavio Josefo. Lo dieron por desaparecido, y Gamaliel tuvo que renunciar a enterrar dignamente al gran escritor obsesionado con el judaísmo de su siglo.

Entonces los doctores proclamaron:

—Tal como dicen que ocurrió con Moisés, nuestro maestro: «Nadie ha sabido dar razón de su tumba hasta el día de hoy». —Y se admitió que lo conmemorarían sus obras, y nada más.

LION FEUCHTWANGER
(1884-1958)
es probablemente el gran maestro de la novela histórica. Alemán, participa de cerca en los hechos de 1918 en Berlín «a la sombra de los jefes de la revolución» y se entera, durante una gira por Estados Unidos en 1933, que los nazis le han quitado su ciudadanía y su doctorado y han prohibido todos sus libros. Refugiado en Francia funda, junto con Brecht y Bredel, *Das Wort,* la revista antinazi más importante de los exiliados alemanes. El gobierno de Vichy lo arresta; logra escapar de la Gestapo; y llega por fin a Estados Unidos, en donde vive desde 1941 hasta su muerte. En 1954 obtiene el Premio Nacional de la República Democrática Alemana.

Notas

[1] En el original se produce un salto en las páginas
48-49
. [Nota y conjetura del primer digitalizador]. < <

[2] Nuevamente en el original se produce un salto en el texto entre las páginas
80-81
[Nota y conjetura del primer digitalizador]. < <